3033
A4

Geschichte
der deutschen Literatur

mit ausgewählten Stücken

aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller

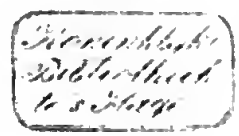
von

Heinrich Kurz.

Mit vielen nach den besten Originalen und Zeichnungen ausgeführten Illustrationen in Holzschnitt.

Zweiter Band.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1856.



Ueberſicht des Inhalts.

Vierter Zeitraum.

Vom erſten Viertel des 16. bis zum erſten Viertel des 17. Jahrhunderts.

Einleitende Bemerkungen . S. 1
Erſter Abſchnitt: Poeſie . . 3
I. Lyriſche Poeſie 4
Hutdreich Zwingli 8
Ein chriſtenl. geſang u. ſ. w. . 9
Martin Luther . . . . . —
1. Veni ſancte ſpiritus, gebeſſert 11
2. Der XII. Pſalm . . . . —
3. Der CXXX. Pſalm . . . —
4. Der XLVI. Pſalm . . . 12
5. Der Lobgeſang: „Nu bitten wir den heiligen Geiſt“ . —
6. Ein Danklied ꝛc. . . . . —
7. Ein Kinderlied auf die Weihnachten, vom kindlein Jeſu —
8. Ein lied von den zween Meererin Chriſti ꝛc. . . . 13
9. Feaw Muſica 14
10. Vom Hoſiedea . . . . —
Ulrich von Hutten . . . . . —
Ain new lied . . . . . —
Lazarus Spengler 15
Durch Adams Fall . . . . —
Paul Speracus . . . . . —
Ein lied vom geſetz vnd glauben 16
Michael Weiſſe . . . . . —
Zum Begrebnis . . . . . —
Erasmus Alberus 17
Ein Lied von dee Zukunfft dꝛs Herrn Chriſti am Jüngſten Tag —
Hans Sachs 18
1. Waeams beleübſt du dich mein deib . . . . . —
2. Der rumreich feoſch 19
Paul Eber . . . . . —
Bettlerlein zu Chriſto vmb eyn ſeligen abſchevd 20
Nicias Hermann . . . . . —
1. Das ertt Weinachtlied . . . 21
2. Am XVI. Sontag . . . . —
3. Ein Geiſtlich Lied ſüe die Kiabee 22
4. Ein Gebet vnd Danckſagung voe vnd nach dem Eſen . . —
5. Dee Moegrn-Segen . . . . —
6. Dee Abend-Segen . . . . —
7. Die nieeſte Bitt vmbs teglich Brodt . . . . . —
Johannes Matthefius 23
1. Ein Hochzeitlied . . . . . —
2. Morgenlied . . . . . —
Paul Melliſſus Schede . . . . —
1. Lied 24
2. Ein anderes . . . . . —
3. Ein andees, Im Thon, Ich ging einmal ſpatzeren . . . 25
4. Sonnet . . . . . —
Heinrich Knauſt . . . . . —
Herplich thut mich erfrewrn, chriſtlich vnd moraliter vereubert . —
Johannes Fiſchart 26
1. Dre 29 Pſalm 27
2. Tanz Liedlin . . . . . —
3. Der Mann 28
4. Das Weib . . . . . —
5. Ernſtliche Cemanung an die liebea Teutſchen . . . . —
6. An Ehr vnd Bilitheit liebende Leſer. Eilich Sonet (1—7) 29
Nicolaus Selnecker 30
1. Gedetten aus dem 84. Pſalm. Vmb erhaltung bei Gottes Wort . . . . . —
2. Ein Abendſegen aus dem 65. Pſalm 31
Bartholomäus Ringwaldt . . 31
1. Lies ere Kriegslent wider den Erdfeind . . . . . —
2. Ein fein Sommerlied . . . 32
3. Dee Wittwee 33
Peter Danaiſius . . . . . —
Hochzeitſche ꝛc. 31
Philipp Nicolai . . . . . —
1. Ein geiſtl. Brautlied . . . 35
2. Ein geiſtl. Lied v. d. klugen Jungfrauen . . . . . —
Theobald Höck . . . . . —
1. Das Glück 36
2. Undank . . . . . —
Johannes Doman . . . . . —
Lied v. d. alten Teutſchen Hanſe —
Johann Valentin Andreä . . 41
1. An den Brüdlee 42
2. Die verdorgene Lieb . . . —
3. Griſtꝛs Frewd . . . . . —
Ernſt Schwabe von der Heyde Sonnet 43
Georg Rodolf Weckherlin . . . —
1. Was ich weld und was ich nicht weiß 45
2. Trinklied . . . . . —
3. Die Lügin 46
4. Kennzeichen eines glückſeeligen Lebens . . . . . —
5. Soldatenlied . . . . . —
6. An Herrn Opitzen 47
7. Die Liebe iſt Leben und Tod —
8. Vber den Tod dꝛs Königs von Schweden . . . . . —
9. An das Teutſchland . . . . —
Volkslieder . . . . . —
1. Die Nachtigall 48
2. Dees Fräulein . . . . . —
3. Roſengartea . . . . . —
4. Maitles 49
5. Insdruck, ich muß dich laſſen —
6. Ich künd an einem Moegea —
7. Jägerlied . . . . . —
8. Reiterlied . . . . . —
9. Lied dee Landsknechte . . . 50
10. Der Landsknechte Spruch . . —
11. Trinklies . . . . . —
12. Neſſelkraz . . . . . —
13. Es hatt ein Bawe ſein Fraw vertodrn . . . . . —
14. Ein ſchönes lied von d. ſchlacht vor Pavia, duech Hanſen v. Würzburg 51
II. Didaktiſche Poeſie . . . 52
Ulrich von Huttea 53
Schluß dee „Clag und Vermanung wider den Gewalt des Bapſts“ 55
Hans Sachs 57
1. Die vnmrſig Fraw Schalckheit 58
2. Der klagend Ehrnhold vber Fürſten vnd Adel 60
Caſpar Scheidt 62
Aus dem „Grobianus“: Das erſt Capittel von aufſtehen, anziehen, langem Hare vnd geelen Jenen 63
Barthvlvmäus Ringwaldt . . —
1. Aus dee „lautee Warheit“ (Des Reichs Uneinigkeit) . 64
2. Aus dee „Warnung des trewen Eckart“: „Der Jungfrau Klage —
Valentin Andreä 65
Aus dem „Guten Leben eines rechtſchaffenen Dieners Gottes“ . 66
Georg Rodolf Weckherlin . . . 67
1. Riode . . . . . —
2. Ueber einen Spiegel . . . —
3. Von dee Jungfrau Liebweit . —
4. Grabſcheift einee Zänckiſchen —
5. All Glück gut 67
6. Was nicht laag heimlich . . —
7. Dee Hetman . . . . . —
8. Drey gefährliche Dinge . . —
9. Das Glück . . . . . —
10. An mrnen Sohn . . . . —
11. Alters Eigenſchafften . . . —
12. Von Junkrr Stolzern . . . —
13. Niemand, Irderman, Wenig, Viel . . . . . —
III. Epiſche Poeſie . . . . . —
Hans Sachs 68
1. Die vngleichen Kindee Eve . 73
2. Das Schlaraffenland . . . 74
3. Der Schneider mit dem Paniee —
4. Dee Müller mit dem Studenten 76
5. Sanct Prtee mit der Geiß . —
Erasmus Alberus 77
1. Von einee Stattmauß und Feldmauß 78
2. Von einem Löwen, Beea, Wolff vnd Fuchß 79
Burkard Waldis 80
1. Vom Froſch und Ochſen . . 82
2. Vom Bauean nnd dem Gott Heeeule 83
3. Vom Fuchß nad dem Hanen —
Georg Thym 85
Achilles Jaſon Widmann . . . —
Wie Herr Petee zwo Baueen Mäd dnech ein Kachelofen Beichte hört . . . . . —
Johannes Fiſchart 86
1. Aus „S. Dominici Leben“ . 93
2. Aus dem „Jeſuiterhütlein“ . 94
3. Aus dem „Eulenſpiegel Reimensweiß“ Das XLI. Capittel 95
4. Aus dee „Flöh Hatz“ . . . 99
5. Aus dem „Glückhafft Schiff“ 97
Georg Rollenhagen 98
Aus dem Froſchmeuſeler:
1. ſſ. Th.) II. Cap. Von Bröſeldied, des Mruſekönigrs Sohn kundſchafft mit dem Froſchkönig 101
2. III. Cap. Bröſeldieb ebünet ſein Geſchircht vnd Weißheit 103
Hans Chriſtoph Fncha. . . . . —
Wolfhart Spangenberg . . . 104
Der Martus Gans Begräbniß . 105
Encharius Eyering . . . . . —
Vom faulrn Hrngrn 106
Lazarus Sandrub . . . . . —
1. Von einem, dee Beichtet, wie er Tuch geſtolen habe . . 107
2. Von einem, dee Fewer in der Predigt ſchmeckrte . . . —
3. Ein Dieb mit ehe hangen, als von einer heßlichen Dirnin erledigel werden . . . —
4. Von einem Weib, deren der Mann am Charfreytag geſtoebea . . . . . —
5. Von etaem München vnd Edelman. Joh. Nay Minorite . —
6. Von einem Abentheurer vnd einem Wirth . . . . . —
IV. Dramatiſche Poeſie . . . —
Nicolaus Manuel 116
Anfang des Faſtnachtſpiels: „Dee Todtenfreſſee“ 118
Hans Sachs 119
1. Ein trawrige Teagedi: Von der Liſadetha 122
2. Ein Faſnachtſpiel: Die kurlet ſchwiegee mit dem alten kauffman 126
Paul Rebhuhn 129
1. Aus dee „Suſanna“ . . . 131

Uebersicht des Inhalts.

2. Aus der „Hochzeit zu Cana“ 132
Die englischen Comödianten . 133
Aus dem „Titus Andronicus“ . 135
Jacob Ayrer 136
1. Aus der „Comedy, der Kayden Spigl genandt“ . . 138
2. Aus der „Tragedie Vom Reichen Man vnd Armen Lazaro“ 139
3. Aus dem Fastnachtspil Von dem Engelendischen Jann Pesset ꝛc.“ 140
Heinrich Julius Herzog von Braunschweig 142
1. Aus der „Susanna“ . . . 145
2. Aus der „Comœdia von Vincentio Ladislao Satrapa . 147

Zweiter Abschnitt: Prosa . . 148
I. Prosadichtungen 149
Johannes Pauli 151
1. Von dreyen töchtern, welche von ersten solt vermählt werden . . . . . —
2. Von einem mann, der für sein frawen an dem hals eysen stund 152
3. Wie ein birl ein Apt ward . —
4. Von einem münch, wie er ein carnaunen zerlegt . . . . —
5. Von einem priester, der durch das kath gieng, zu einem exempel . . . . . —
6. Man führet einen strupfenranber zu ꝛc. 153
7. Von einem edelman, der ein hund in einem zorn zutodt schlug . . . . . —
8. Was ein alt weib von dem Bapst begert . . . . . —
Ulrich von Hutten . . . . . —
Gesprächbüchlin der Ulrichs von Hutten, das erst geber genant 154
Georg Wickram 156
1. Ein gutter Schlemmer, dichtet ein Liedlin, damit wird sein Würt bezalet von den Juckern —
2. Ein einfältig Weyb beychtet, wie sie inn der Kasten fleisch bei gessen 157
Johannes Fischart . . . . . —
1. Aus der „Geschichtklitterung“ 160
1. Anfang d. 8. Capitels. „Das trunden Geträch ꝛc.“ . —
2. Anfang d. 10. Cap. „Mit was Gelegenheit dem Gurgellantua der Nam wat gegeben“ 162
2. Aus „Aller Practick Großmutter . . . . . —
1. Von Früchten, Obs, Wein, auch anderem Gewächs vnd Essenspeis, Viehe vnd Thieren . . . . . —
2. Von Metall, Geld vnd Reichthumb 164
3. Gewitter vnd Wetterung . —
Das Volksbuch v. Doctor Faust —
Die Schildbürger 165
Wie die Schildbürger das gras auff einer alten Mawren durch ihr Bidewellen lassen abschaffen 166

II. Historische Prosa . . . . —
Valerius Anselm gen. Rud . 168
1. Vom Brucken Glauben vnd Unterwalden . . . . . —
2. Waldmans Wesen vnd Wandel 169
Johannes Aventinus . . . . —
1. Aus der Charakteristik Karls des Großen 170
2. Wie die Hungarn bei Thessalonien geschlagen worden sind 171
Sebastian Frank 172
Aus dem Weltbuch:
1. Der ander stand Germanie, der adel 173
2. Der dritt stand Germanie, die Bürgerschafft . . . 174
3. Der vierd stand Germanie, bauren 175
Thomas Kantzow . . . . . —
Die Stadt Arkone und der Götze Swantewit . . . . . —
Sebastian Münster 176
Aus dem 4. Buch der „Cosmographie“: Lappenlandt . . —
Götz von Berlichingen . . . 177
Aegidius Tschudi 178
1. Aus der „Alpisch Rhetia“: Mit was fürsichtigkeyt vor zyten die Gallyer vnd Germani geschrieben, auch wann sölich in bruch kommen geschrybens — Von den sölschen Gantzleren 179
2. Aus dem „Chronicon Helveticum“: Von dem Veldstryt vnd Schlacht zu Näfels, da die von Glarus der Herrschafft von Oesterreich angesigetend vnd oblagend . . 180
Matthias Quad von Kinckelbach 182
Natur vnd eigenschaft des Teutschen Landes . . . . . —
Zacharias Theobald 183
Johann Fortenius Tod . . . —
Christoph Lehman 184
1. Einem Frantzosen wird das Bad aus Unverstand der Sprach ziemlich heiß gemacht —
2. Ein abenteurliche wassung, so zu Pfäffin König Wilhelmo von Alberto Magno Anno 1248 im Winter in einem Garten gehalten worden . . . 185
3. Ein löblich Exempel König Rudolphs, welcher Gestalt er in einer dunckeln Sach das Recht erforscht . . . . . —
4. Von König Rudolphs schlechter Tracht in Kleidung, vnd wie es ihnen darüber ergangen —
Johann Adolf Köster, gen. Reocorus 186
1. Schlacht vnnd Ueberwinnung der Ditmerschen gegen die grose Guardia vnnd die anderen Landesknechte . . . . . —
2. Der Dithmerischen Schlacht vnnde Ueberwinnung gegen de Ruter 187
III. Didaktische Prosa . . . 188
Huldreich Zwingli 190
Aus den „Wolgezogen vnd gründ der schlussreden oder artickel“ . 191
Martin Luther 193
1. Aus der Bibelübersetzung:
1. Der 104. Psalm . . . 196
2. Das fünffzehende Capitel (des Lucas) 197
2. Vorrede auf den Psalter . —
Albrecht Dürer 198
Aus den „Vier Büchern menschlicher Proportion“ . . . 200
Johann Agricola . . . . . —
1. Selbs ist der man . . . 201
2. Art leßt von art nicht . . —
3. Gedancken sind zollfrei . . 202
Sebastian Franck . . . . . —
1. Aus den „Paradoxa oder Wunderreden“ 203
1. Gott ist und wircket alles in allen, die sünd ausgenommen“ . . . . . —
2. Gott kennt niemandt, dann Gott . . . . . —
II. Aus den „Sprichwörtern“ . —
1. (Fleiß und Arbeitsamkeit) . —
2. (Anfang) . . . . . —
3. Es kompt selten das best dernach . . . . . —
4. Weisheit 204
5. (Wetter) . . . . . —
Johannes Fischart . . . . . —
1. Aus dem „Bienenkorb“: „Schwarm Geistlicher Klosterbienen“ 205
2. Aus dem „Philosophischen Ehezuchtbüchlein“ 206
Johann Arnd 207
Aus den „Vier Büchern vom wahren Christenthum“ . . . —
Jakob Böhme 208
Aus der „Betrachtung Göttlicher Offenbarung in 177 Theosophischen Fragen“. Die zweite Frage 209
IV. Rhetorische Prosa . . . 210
Huldreich Zwingli . . . . —
Aus: „Ein geistlich vermanung an die ersamen, wysen, eersamen, Ammann eidgnossen zu Schwyz, daß sie sich vor frömbden heeren hütind und entladind 211
Martin Luther 212
1. Erste Predigt gegen die Bilderstürmer 213
2. Aus dem Sendschreiben „An den christl. Adel deutscher Nation“ 216
3. Brief Luthers an seinen Sohn Johannes 217
Johannes Matthesius 218

Fünfter Zeitraum.

Vom zweiten Viertel des 17. bis zum zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts.

Einleitende Bemerkungen . . 219
Erster Abschnitt: Poesie . . 227
I. Lyrische Poesie 231
Martin Opitz v. Boberfeld . . 241
1. Ann Lyde (ompt freud . . 241
2. (Segen der Einfalt) . . . —
3. (Nachtklage) . . . . . —
4. (Lie der Liebe) 245
5. (Weyenslust . . . . . —
6. An die Teutschen . . . . —
7. (Antrag) . . . . . —
8. Arbeit und Dienstbarkeit . —
9. Auß die Weyse des 104. Psalmes
Friedrich von Spee 246
1. Poetisch Gedicht von dem H. Francisco Xaverio der Gesellschaft Jesu 247
2. Ermahnung zum lob Gottes in seinen Werken 248
3. Trawr-Gesang von der Angst Christi am Oelberg in dem Garten . . . . . —
Johannes Heermann 249
1. Lied aus den Wunden Jesu 250
2. Ein täglich Gebet . . . . —
Julius Wilhelm Zinkgref . . . —
Lied . . . . . —
Sibylla Schwarz 251
1. Ein Lied gegen Ihren Seel. Abschied . . . . . —
2. (Das Herz der Geliebten) . —
3. (Mein Alles ist dahin) . . 252
Ernst Christoph Homburg . . —
1. Ode dactylica et hacchica —
2. Ode trochaica — Winterkind —
3. Aus seiner „Tragico-Comedien“ (Dulcimunda) . . . 253
Paul Flemming . . . . . —
1. Elegie an sein Vaterland . 257
2. Lyed eines Soldaten zu Mosie —
3. Ueber Herrn Martin Opitzen auß Boberfeld sein Ableben 258
4. Geistliches Lied . . . . . —
5. Nach des VI. Psalmens Weise —
6. Jugend ist mein Leben . . —
7. Auf Herrn Timothei Polit neugebornen Töchterleins Geburt, Taufe, ihr Ableben . . 259
8. Auf Herrn H. Scherffs mit Jgfr. Annen Sophien Winnemarks Hochzeit . . . . —
9. Auf H. Joh. Schröters und Marien Magdal. Weinmanns Hochzeit . . . . . —
10. An eine Jungfrau an deren Nahmens-Tag 260
11. An einen guten Freund . . —
12. Aus dem Italiänischen . . —
13. Das getreue Herze . . . . —
14. Was säumst du dich? . . . 261
15. Wie er wolle gekützet sein . —
16. An Basilenen . . . . . —

17. Er beklagt die Enderung und Furchtsamkeit ihiger Deutschen 261
18. An das Frauenzimmer wider die Mitgönner der deutschen Poesie . . . . . —
19. Auf eine Hochzeit 262
20. An Sich . . . . . —
21. Herrn Dietrich v. dem Werder . . . . . —
22. Auf Ihre Gesundheit . . . —
23. Auf Ihr Bildnüß . . . . . —
24. An seinen Ring . . . . . —
25. Grabschrift . . . . . —

Robert Roberthin . . . . . —
1. (Frühzeitiger Tod) 263
2. (Bitte um einen Kuß) . . . —

Heinrich Albert . . . . . —
1. Morgen-Lied . . . . . —
2. Als Ihr Gestr. Herr Ernst Kayser ꝛc. diese Welt gesegnet 264

Simon Dach . . . . . —
1. (Ich liebe Kunst und freien Muth) 265
2. (Lob der Freundschaft) . . 266
3. (Eitelkeit des Lebens) . . . —
4. Jung gefreyht hat nie gereut —
5. (Anke von Tharaw) . . . . —
6. Bey Hintritt Herrn Rud. Roberthins Christliche Todes-Erinnerung 267

Joh. Peter Titz . . . . . —
1. Christliche Stille Musie . . —
2. (Lohn der Mutes) 268

Andreas Tscherning . . . . . —
1. Auf die Muse 269
2. Denck an GOtt . . . . . —

Martin Rinckart . . . . . —
Tisch-Gedeilein . . . . . —

Andreas Gryphius 270
1. Qui seminant in lacrumis . 272
2. Vanitas! Vanitatum vanitas! —
3. Auff seine und seiner Ehegelibten Vermählung . . 273
4. Es ist alles Eitel . . . . . —
5. Thränen des Vaterlandes (1636) . . . . . —
6. An Poetum (1627) . . . . . —
7. Morgen-Sonnet . . . . . —
8. Dominus de me cogitat . . 274
9. An Cleandrum . . . . . —
10. Über sein Sonntag- und Feuetags-Sonnette . . . —

Johann Rist . . . . . —
Ein Abendgesang 275

Zacharias Lunde . . . . . —
1. Wie Liede dindel 278
2. Der Traum . . . . . —
3. Vogelstreo . . . . . —

Andreas Heinrich Buchholtz . .
Georg Neumark 277
1. Trostlied 278
2. Buslied . . . . . —
3. Trostlied 279
4. Kettenreime . . . . . —

Georg Philipp Harsdörffer . . .
1. Lobgedicht 280
2. Weinlied 281
3. Andachts-lied . . . . . —
4. Gleichnisse . . . . . —
5. Die Immen . . . . . —
6. Das Vogel-Gesang . . . 282
7. (Abbildung ein. Reichsapfels) —

Sigmund von Birken 283
1. Der Schäfer und das Echo . —
2. Frühlings-Willkomm . . . —

Philipp Zesen . . . . . —
1. Morgenlied 285
2. An seine Gedanken bei herzunahendem Frühlinge . . —
3. Tanzlied, einem edelu Pferde gesungen . . . . . —
4. Ermunterung zur Fröhlichkeit 286
5. Auf einen schönen Lustplatz —
6. Trinklied eines Deutschen in Holland . . . . . —
7. Des Schlaflosen Klage . . —
8. Heiter und trübe . . . . —
9. Abdankung der Liebe . . . —
10. Betrachtung der Welt-Freude und verlangen nach dememigen seligen Leben . . . 287

Georg Greflinger 287
1. Sein Erstes an Flaren . . . —
2. Seladons Armuth 288
3. Auf die zurück-Reise . . . —
4. Der Ehe-Hasser . . . . . —

Kaspar Ziegler 289
1. Wer ist klug, wenn er liebt! —
2. Silvia ist em offenbahree Dieb —
3. Auff der Elbe zwischen Hamburg und Stade . . . . —
4. An eine Barbara . . . . —
5. Ein alter Greis an eine Jonge —

David Schirmer . . . . . —
Maroia und ein Buch . . . 290

Johannes Scheffler . . . . . —
1. Psyche aeespricht sich, Jhr bis in Tod zu lieben 292
2. Sie sucht Ihren Beäntigam . —
3. Sie vergleicht das Jesulein einem Blümelein . . . . —
4. Sie bittet, daß ihr sein Leiden möge zu statten kommen —
5. Sie ergidet sich der ewigen Liebe . . . . . —
6. Sie gibt Bericht, wa JEsus anzutreffen sey 293
7. Sie vermahnet zur Nachfolgung Christi . . . . . —

Joh. Georg Schoch . . . . . —
Paul Gerhardt 294
1. Morgen-Segen 295
2. Befiehl dem Herren deine Wege 296
3. Sommer-Gesang 297
4. Abend-Lied . . . . . —
5. Dank-Lied aar die Verkündigung des Friedens . . . —
6. Lobgesang . . . . . —

Johann Frank 298
1. Auf das Fest der Reinigung Mariä 299
2. Lob- und Dank-Lied . . . —
3. Lob- und Dank-Lied . . . —

Jakob Schwieger 300
1. Wer küst die greisen Haare? —
2. Vergißt mich Sie nor nicht 301
3. Wer tröstet mich nun? . . —
4. Felder-Freyheit . . . . . —
5. Nachtglück 302

Katharina Regina von Greiffenberg . . . . . —
1. Auf GOttes tiefe Wunder-Verpckung . . . . . —
2. Das vermehrte Verlangen . 303
3. GOtt lobende Frühlings-Lust —
4. Neu Jahr-Lied . . . . . —
5. Widertritt . . . . . —

Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau . . . . . —
1. Scherz-Gedancken 306
2. Abriß eines falschen Freundes . . . . . —
3. Vergänglichkeit der Schönheit —
4. Bitte um Erhörung . . . —
5. An Doris . . . . . —

Daniel Kaspar von Lohenstein 307
1. Das von der Sonne gesungene Lob der Rose . . . —
2. Ueber die Blomen der Hermiove 308
3. Das Hertze . . . . . —
4. Auff einen namenstag . . . —

Joachim Neander . . . . . —
1. Der Demuth Liebende . . . —
2. Der Lobende 309
3. Der zum Staaca sich Aufmunternde . . . . . —
4. Der seine Tage Jehlende . —

Christian Knorr von Rosenroth
1. (Morgenlied) 310
2. Hecatombe . . . . . —

Quirin Kuhlmann 311
1. Der 3. Gesang 312
2. Der 11. Kühlpsalter . . . 313
3. Der 13. Kühlpsalm . . . . —
4. Der 16. . . . . —
5. Der 19. . . . . —

Heinrich Mühlpfort 314
Hanns von Assig und Siegersdorff . . . . . —
Der sterbende Sleydanus . . —

Hanns Aßmann Freiherr v. Abschuß 315
1. Morgen-Andacht . . . . . —
2. Deutscher Ehren-Preiß . . 316
3. Eisen-Hüttel . . . . . —
4. Oster-Gedancken . . . . . —
5. (Ringelgedicht) . . . . . —
6. Aufmunterung zur Freude) . —
7. (An idee Augen) 317
8. (Ihre Augen) . . . . . —
9. Liedestad . . . . . —
10. Hoffnung . . . . . —
11. (Glück, nicht zu lieben) . . —

Friedrich Rudolf Ludwig Freiherr von Canitz . . . . . —
1. Abend-Lied 318
2. Zufriedenheit im niedrigen Stande . . . . . —

Christian Gryphius . . . . . —
Seufzer unter währender Wienerischer Belagerung . . . 319

Christian Weise . . . . . —
1. Auf eine verwelkte Rose . . 320
2. Die Zauberin 321
3. Liedes-Proceß . . . . . —
4. An das hochwerthe Deutschland wegen dieser Lieder . —

Johann von Besser 322
1. Gespräch der sterbenden Clymene und ihres sie beklagenden Lists 323
2. Das Hertz . . . . . —
3. An seine Laute . . . . . —
4. Er versucht vergeblich der Liebe zu entfliehen . . . —
5. Macht der Liebe . . . . . —

Benjamin Neukirch . . . . . —
Benjamin Schmolck . . . . . —
1. Seelige Zufriedenheit . . . 324
2. Der himmlische Gottlied . . 325
3. Abend-Opffer . . . . . —
4. Das vergnügte Hertze bey der sparsamen Ernte . . . —
5. Himmlische Manenlost . . . —

Barthold Heinrich Brockes . . 326
1. Das Firmament 327
2. Die auf ein starckes Ungewitter erfolgte Stille . . . —
3. Kirschblüthe bei der Nacht . 328
4. Die Ameise 329

Johann Christian Günther . . . —
1. Abend-Lied 331
2. Die seufftzende Gedult . . . —
3. Ode 332
4. An Leanaren . . . . . —
5. Als ihm seine Liebste ein andrer entführte . . . . . —
6. Studenten-Lied . . . . . —
7. Als er sich seiner ehemaligen Jugendjahre mit Schmertzen erinnerte 333
8. Nach der Beichte an seinen Vater . . . . . —

Gerhard Tersteegen 334
Erinnerung der herrlichen und lieblichen Gegenwart Gottes —

Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf . . . . . —
1. Begräbnißlied 335
2. Henochs Leben . . . . . —
3. Das Reich Gottes . . . . . —

Das Volkslied 336
1. Es ware einmal zwei Bauerusöhne 337
2. Das Schloß in Oesterreich . —
3. Der Soldaten Vatter unser 338
4. Ein veste Burg . . . . . —
5. (Abendlied) . . . . . —
6. Ueberlingen (1641) 339
7. (Prinz Eugen vor Belgrad) —

II. Didaktische Poesie . . . . . —

Martin Opitz von Boberfeld . 342
1. Aus „Zlatna" (das Stadt- und Landleben) 343
2. An Herrn Zinegresen . . . 344

Friedrich von Logau . . . . . —
1. Grabschrift 346
2. Hoffnung . . . . . —
3. Prüfe, denn liebe! . . . . —
4. Geduld . . . . . —
5. Der Sonnen bad deß Menschen Untergang . . . . —

Uebersicht des Inhalts.

6 Vermessenheit 346
7. Trauen . . . —
8. Menschliche Thorheit . . . —
9. Die Wahrheit . . . —
10. Versuchen . . . —
11. Die beste Arznei . . . —
12. Geld . . . 347
13 Heutige Welt-Kunst . . . —
14. Tod und Schlaf . . . —
15. Der May . . . —
16. Der May . . . —
17. Zeit-Folge . . . —
18. Die Welt ein Buch . . . —
19. Die Wahrheit . . . —
20. Verwandelung . . . —
21. Die schambaftige Zeit . . . —
22. Deutschland . . . —
23. Heutige Sitten . . . —
24. Die Natur duldet nichts Leeres . . . —
25. Auff Zweiffligundam . . . —
26. Der deutsche Friede . . . —
27. Das gewandelte Deutschland . . . —
28. Frankreich . . . —
29. Fremde Tracht . . . —
30. Fremde Kleidung . . . —
31. Die Deutschen . . . —
32. Selbst-Erkantnüß . . . —
33. Teutsche Sprache . . . —
34. Die deutsche Sprache . . . —
35. Gereisete . . . —
36. Französische Kleidung . . . —
37. Frieden-Hindernüß . . . —
38. Der deutsche Krieg . . . —
39 Ungelegenheit deß Krieges . 348
40. Teutschland, versetzt Schenländt . . . —
41. Der alten Deutschen Schrifft . . . —
42 Die blühende teutsche Sprache . . . —
43. Die deutsche Sprache . . . —
44. Ziegen . . . —
45 Vom Opitio . . . —
46 Schalcks-Narren . . . —
47. Hofe-Künste . . . —
48. Wissu seyn der Hofe daß Ey so lerne sprechen: JA! . . . —
49. Hofe-Regel . . . —
50. Obrigkeit vnd Unterthanen . . . —
51. Ein König vnd Tyrann . . . —
52. Eines Fürsten Amt . . . —
53. Eines Fürsten Bewust von den {Seinen / Schweinen} . . . —
54. Herichen, versetzt Schebren . . . —
55. Adel . . . —
56. Endrung des Anschlages . . . —
57. Ein Weltverständige . . . —
58. Beginnen . . . —
59. Der Tod . . . —
60. Glauben . . . —
61. Der Kohler-Glaube . . . —
62. Der Morgen . . . —
63. Der Mittag . . . —
64. Der Abend . . . —
65. Die Nacht . . . —
66. Poetinnen . . . —
67. An Rhodiam . . . —
68. Ein geschmückter Freund . 349
69. Von meinen Reimen . . . —

Hans Wilmsen Lauremberg . . . —
Dat veerde Scherg-Gedichte, Van Allemodischer Poësie un Romen 351

Johann Scheffler . . . 355
Aus dem „Cherubinischen Wandersmann" . . . 356
1. Das gröste Heiligthum . . . —
2. Der Jahres-Beschluß . . . —
3. Den Himmel kann man stehlen . . . —
4. Der Seele ist es nie Nacht . . . —
5. Der Reiche ist wahrhaft arm . . . —
6. Die neue und alte Liebe . . . —
7. Der selige Weise . . . —
8. Die Welt muß belacht und beweint werden . . . 357
9. Gott ist das, was Er will . . . —
10. Gott weiß Ihm keinen Anfang . . . —
11. Man weiß nicht, was man ist . . . —
12. Die Augen der Seele . . . —
13. Der Mensch . . . —
14. Das Böse entsteht aus Dir . . . —
15. Dein Kerker bist Du selbst . . . —
16. Die Morgenröthe u. die Seele . . . —
17. Ohne Warum . . . —
18. Die Liebe sucht nicht Lohn . 357
19. Der nächste Weg zu Gott . . . —
20. Das Höchste ist stille seyn . . . —
21. Die gelassene Schönheit . . . —
22. Wie wird man Gott gleich? . . . —
23. Auch unter Dornen blühen . . . —
24. Der Geist bleibt allzeit frey . . . —
25. Wer Gott dient, ist doch adelich . . . —
26. Die Einsamkeit . . . —
27. Was fein ist, das bestehet . . . —
28. Gott kommt nur in keusche Herzen . . . —
29. Man muß ganz göttlich sein . . . —
30. Christus ist gewesen, eh er war . . . —
31. Gott ist nicht das erstemal am Kreutz gestorben . . . —
32 In dir muß Gott geboren werden . . . —
33. Die Perlen-Geburt . . . —
34 Die ewige Gnadenwahl . . . —
35. Der Himmel wird zur Eden . . . —
36. Eins kann nichts ohn das Andere . . . —
37. Die Welt vergehet nicht . . . —
38. Der ewige Tod . . . —
39. Gott lebt nicht ohne mich . . . —
40. Ich habe von Gott und Gott von mir . . . —
41. Ich bin wie Gott und Gott wie ich . . . —
42. Ein Christ so reich, als Gott 358
43. Die Rose . . . —
44. Die Weite der Seelen . . . —
45. Immee daselbige . . . —
46. Gottes Eigenschaft . . . —
47. Der Mensch, der andre Gott . . . —
48 Vom Seligen . . . —

Joachim Rachel . . . —
Der Poet . . . 359

Johann Grob . . . 362
1. Aus der „Dichterischen Versuchgabe" . . . 363
1. Verdiendete Gerechtigkeit . . . —
2. Halder Adel . . . —
3. Gesundheiten . . . —
4 Franckreich und Afrika . . . —
5. Rechtshändel machen übung . . . —
6 An den Gebhard . . . —
7 Schneider . . . —
8. Reisen brauchen leute von eisen . . . —
9 Auf den schmeltzkünstler Dietrich . . . —
10. Ueber eines Beken neues Haus . . . —
11. Von dem Gerolden . . . —
12. Auf den Dietrich . . . —
13. Von der Glare . . . —
14. Auf den Alberich . . . —
15. Fleiß bringt zu ehren . . . 364
16. Faulheit . . . —
17. Lebensbemerkung . . . —
18. Verschwiegenheit . . . —
19 Jung gewohnt, alt gethan . . . —
20. Die Schweitz . . . —
21. Von einem Werder . . . —
22. Auf den Melindo . . . —
23. Selbs antwort . . . —
24. An den Leser . . . —
25. Etliche verachte stände . . . —
II. Aus dem „Poetischen Spazierwäldlein" . . . —
1. Zänkisches Ehrstuntzum . . . —
2. Zoentahten, Reutahten . . . —
3. Elende Vorsehung . . . —
4. Graue Haare erinnern der Baare . . . —
5. Vier weltverdeerdliche Mangel . . . —
6. Deutsche Briefe mit Französischen überschriften . . . —
7. Der eindildische Ortlieb . . . —
8. Des Melindo fürtrefflichste Liebste . . . —
9. Geringheit des armen Adels . . . —
10. An den Gassian . . . —

Friedrich Rudolf Ludwig v. Canitz . . . 365
Die dritte Satire. Von der Poesie . . . —

Christian Wernicke . . . 367
1. Auf Hansgen . . . 368
2. Cornelius Tacitus . . . 369
3. Auf die unnütze Klagen über die itzige Zeiten . . . 369
4. Uneigennützige Liebe . . . —
5. Verflossene und gegenwärtige Zeit . . . —
6. Auf die Menge Französischer Bücher . . . —
7. Auf den witzigen Burchus . . . —
8. Auf die Französischen Donnerworte: Car tel est notre plaisir . . . —
9. Auf die Bublerey der Deutschen in Frankreich . . . —
10. Beschaffenheit d. Ueberschrifte . . . —
11. Helden-Gedichte und Ueberschrifte . . . —
12. Urlerung und Fortgang der Teutschen Poesie . . . —
13. Auf die Schlesische Poeten . . . —
14. Auf gewisse Trauerspiele . . . —
15 Fabeln und Historien oder Gedichte und Geschichte . . . —
16 An unsre Deutsche Poeten . . . —
17. Auf Artemons Deutsche Gedichte . . . —
18. Ueber gewisse Gedichte . . . 370
19. Blumenreiche Gedichte . . . —
20. Auf Astolph, den hochtrabenden Poeten . . . —
21. Auf das Wörter-Spiel . . . —
22. Auf ein gewisses Sonnet . . . —

Benjamin Neukirch . . . —
Die letzte Satyre. Wider unwissende Richter . . . —

Volksmäßige Sprüche . . . 371
1. Aus Lehmanns „Blumengarten" (1—15) . . . 372
2. Aus J. H. Schills „Teutschem Stamm-Buch" (1—8) . . . —
3. Aus Grimms „Poetischem Lust-Wäldlein" (1—10) . . . —

III. Epische Poesie . . . —

Dietrich von dem Werder . . . 375
Aus dem 1. Ges. des „Rasenden Rolands" . . . —

Johann Peter Tiz . . . 376

Wolf Heimhard Frerh. von Hohenberg . . . —

Christian Heinrich Postel . . . 377

IV. Dramatische Poesie . . . —

Andreas Gryphius . . . 387
1. Aus „Cardenio und Celinde" (IV. Abhandlung) . . . 391
2. Aus „Horribilicribrifax" (I. Aufzug) . . . 392
3. Aus der „Gelibten Dornrose" (I Aufzug) . . . 394

Filidor . . . 396

Daniel Caspar von Lohenstein . . . 397
1. Aus der „Sophonisbe" (5. Abhandlung) . . . 398
2. Aus der „Cleopatra" (3. Abhandlung) . . . 399
3 Aus der „Ehrisaris" . . . 400

Christian Weise . . . —
Aus der „Absurda Comica" . . . 403

Zweiter Abschnitt: Prosa . . . 405

I. Prosadichtungen . . . 406

Philipp von Zesen . . . 411

Andreas Heinrich Bucholtz . . . 412

Georg Philipp Harsdörffer . . . —
Aus „Nathan und Jotham"
1. Der Glaub kommt aus dem Gehör . . . 413
2. Die Veränderung . . . —

Johann Michael Moscherosch . . . —
Aus dem „A la mode Kehraus" 416

Johann Balthasar Schupp . . . 418
Aus dem „Teutschen Lehrmeister" 420

Hans Jakob Christoph v. Grimmelshausen . . . 422
Aus dem „Simplicissimus"
1. Das 1. Cap (des 1. Buchs) vermeldet Simplicii Bäuerisch Herkommen und gleichförmige Auferziehung . . . 425
2 Das 6. Cap (d. 1. Buchs) ist kurz und so andächtig, daß dem Simplicio darüber ohnmächtig wird . . . 426

Uebersicht des Inhalts.

3. Das 8. Cap. (d. 1. Buchs) Wie Simplicius durch hohe Reden seine Vortrefflichkeit zu erkennen gibt 426
4. Das 3. Cap. (d. 3. Buchs) Der grosse Gott Jupiter wird gefangen und eröffnet der Götter Rathschlag 427
5. Das 4. Cap. (d. 3. Buchs) Von dem Teutschen Helden, der die ganze Welt bezwingen und zwischen allen Völckern Fried stifften wird 428

Anton Ulrich, Herzog v. Braunschweig 429
Christian Scriver 430
Aus „Gottholds zufälligen Andachten":
1. Die Kirchthüre 431
2. Das spielende Kind . . . . —
3. Die Schnecke . . . . —
4. Der fruchtbare Baum . . . . —

Somuel von Butschky . . . . —
Die besten Freunde 432

Daniel Caspar von Lohenstein —
Aus „Arminius und Thusnelda" (I, 3) 433

Heinrich Anselm von Ziegler und Kliphausen 434
Abrahom a S. Clara 435
Aus „Judas dem Erz-Schelm":
1. (Die Kinderzucht I, 8. Kap.) 436
2. (Die Jungfrau I, 9. Kap.) . 437
3 (Der Bauer, die Schlange und der Fuchs I, 16. Kap.) . . —

Christian Weise 438
Aus den „Drey ärgsten Erz-Narren in der gantzen Welt" (Cap. XXVI) 439

II. Historische Prosa 440

Julius Wilhelm Zinkgref 441
Aus „Der Teutschen Scharpffsinnigen Sprüchen":
1. Keyser Heinrich der erste, genandt der Vogler 442
2. Keyser Otto der erst, genandt der Groß . . . . —
3. Keyser Friederich der erst, genant der Rothbarth . . . . —
4 Keyser Maximilian der Erste —
5. Konrad Engelhard von Zürich —
6. Doctor Johann Geiler von Keysersberg . . . . —
7. Philippus Melanchthon von Bretten . . . . —

Adam Olearius . . . . —
Aus der „Moscowitischen u. Persianischen Reisebeschreibung: „Von Kleidung der Persier" (5. Buch 11. Cap.) 443

Gottfried Arnold 445
Aus der „Kirchen- und Ketzer-Historie: Caspar Schwenckfeld" —

Johann Jakob Mascou 446
Aus der „Geschichte der Deutschen: Attilæ Geschlecht, Hof und Character" . . . . —

III. Didaktische Prosa 447

Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz 449
Von der Weisheit 450

Christian Thomasius 452
Aus dem „Discours, welcher Gestalt man denen Frantzosen nachahmen solle?" 453

Christian Freiherr von Wolff . 454
Aus den „Vernünftigen Gedancken von der Menschen Thun und Lassen 455

IV. Rhetorische Prosa . . . . —

Philipp Jacob Spener 457
Aus der Predigt über Joh. 3, 17 458

Sechster Zeitraum.

Vom zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts bis ungefähr 1770.

Einleitende Bemerkungen . . 459
Erster Abschnitt: Poesie . . 469
I. Lyrische Poesie 476

Albrecht von Haller 482
1. Sehnsucht nach dem Vaterlande 484
2. Trauer-Ode beim Absterben seiner geliebten Mariane . . —
3. Unvollkommnes Gedicht über die Ewigkeit 485

Friedrich von Hagedorn . . . 486
1. Der Lauf der Welt 487
2. An die Freude 488
3 Der Wein . . . . —
4. An den verlohrnen Schlaf . . —
5. Die Landlust . . . . —
6. Die Alte 489
7. Der erste Mai . . . . —
8. Lob unserer Zeiten . . . . —

Christian Fürchtegott Gellert . 490
1. Die Güte Gottes 491
2. Morgengesang . . . . —
3. Preis des Schöpfers . . . 492
4. In Krankheit . . . . —

Philipp Friedrich Hillee . . . —
(Gott ist die Liebe) 493

Johann Adolf Schlegel . . . —
1. (Vertrauen auf Gott) . . . 494
2. Der Geschmack anderer . . —

Friedrich Karl Kasimir Freiherr von Creutz 495
1. Neujahr-Gedancken . . . . —
2. An das Glück 496

Nikolaus Dietrich Giseke . . —
1. Aus dem „Geschenk für meine Daphne". Erste und zweite Ode 497
2 Ode . . . . —

Konrad Arnold Schmid . . . 498
1. Die verlangende Sulamith . —
2. Der Siegesfürst 499

Johann Andreas Cramer . . . —
Lieder 500

Christian Felix Weisse . . . 502
1. An die Muse 503
2. Die Gesellschaft . . . . —
3. Liebe und Wein . . . . —
4. Die Linde. An Chloen . . —
5. Preis der Liedrr. Amor und der Dichter . . . . —
6. Lied der Amazone bey der Flucht der Feinde 501
7. Der junge Baum . . . . —
8 Der Aufschub . . . . —

Friedrich Gottlieb Klopstock . 505
1. An meine Freunde. Erstes bis achtes Lied 509
2. Die lustige Gesellschaft . . 511
3. Petrarca und Laura . . . 512
4 Dem Erlöser . . . . —
5. An Gisli 513
6. An Gleim . . . . —
7. Der Rheinwein . . . . —
8. Dem Unendlichen 514
9. Der Nachahmer . . . . —
10. Die frühen Gräber . . . . —
11. Schlachtgesang . . . . —
12. Die Sommernacht . . . . —
13. Unsere Fürsten . . . . —
14. Teutone . . . . —
15. Weissagung 515
16. Winterfreuden . . . . —
17 Unsterblichkeit . . . . —
18 Morgenlied 516

Ewald Christian von Kleist . . —
1. Ode an die Preussische Armee 517
2. Einladung aufs Land . . . —
3. Lied eines Lappländers . . 518
4. Liedeslied an die Weinflasche —
5 Dithyrambe . . . . —
6. Lob der Gottheit . . . . —

Johann Wilhelm Ludwig Gleim 519
1. Bey Eröffnung des Feldzugs 1756 521
2. Schlachtgesang bey Eröffnung des Feldzugs 1757 . . . —
3. Vorzüge der Klugheit . . . —
4. Gewadnung zur Weisheit . . —
5. Der Pabst und der Sultan . —
6. An ihre Blumen 522
7. Lockreise . . . . —

Johann Peter Uz . . . . —
1. Das bedrängte Deutschland . 523
2 Die Wollust 524
3. Die wahre Größe. An Herrn Gleim . . . . —
4. Die Dichtkunst 525
5. Auf den Frieden . . . . —
6. Lob des Höchsten . . . . —

Johann Nikolaus Götz . . . 526
1. Thamire an die Rosen . . 527
2 Der dichtende Knabe . . . —
3 Lob des Burgunderweins . . —
4. Der Vergnügsame . . . . —
5. An die Nachtigall . . . . —
6. Lanea 528
7. Die Mädcheninsel . . . . —

Karl Wilh. Ramler 529
1. An die Stadt Berlin . . . 530
2. An den Frieden 531
3. Auf ein Gemälde . . . . —
4 An Gallinetten . . . . —
5. Schlachtgesang . . . . —

Anna Luise Karschin . . . . —
1. An Gott, als sie bey hellem Mondschein erwachte . . 532
2. An den Schöpfer, an ihrem Geburtstage 533

Heinrich Wilhelm von Gerstenberg . . . . —
Ariadne auf Naxos 534

Karl Friedrich Kretschmann . 535
Die Jägerin 536

Johann Gottlieb Willamow . 537
Friedrich der Siegee 538

Johann Michael Kosmar Denis 539
1 Sinedo fünftes Traum . . . 540
2. An den obersten der Barden Teuts 541

Karl Mustalier . . . . —
Auf den K. K. Feldzeugmeister Laudon nach geschlossenem Frieden 542

Johann Georg Jacobi 543
1. Trauer der Liebe 544
2. An die Liebes-Götter . . . —
3 Das Schattenspiel . . . . —
4. Der Sommer-Tag . . . . —
5. Abends 545
6. Vertrauen . . . . —
7. Die Linde auf dem Kirchhofe —
8. Wiegenlied für ein Mädchen —

II. Didaktische Poesie . . . 546

Abraham Gotthelf Kästner . . 550
1. Die poetische Krönung . . . 551
2. Ueber eine Stelle in Hübners poetischem Handbuch . . . —
3. Deutsche Verse mit lateinischen Buchstaben . . . . —
4. Nach dem Englischen . . . —
5. An Zieglers Künstliche Bonise —
6. Tragische Todesarten . . . —
7. Die Unwiderstehlichen . . . —
8. Von einem Philosophen . . —
9. Pädagogie . . . . —
10. Charakter . . . . —
11. Von Herrn Mose(s) Mendelssohn) . . . . —
12. Gradeit . . . . —
13. Auf sogende Studenten . . —
14. An einen Virtuosen . . . —
15. Was Hippokrene auf deutsch heißt . . . . —

Johann Arnold Ebert . . . . —
Aus der Epistel: „An den Herrn G. A. Schmid" 552

Johann Wilhelm Ludwig Gleim 553
1. Der Zweifler 551
2. Die Landschaft . . . . —
3. Die Tugend . . . . —
4. Gott ist Schatz und Schild . 555

Johann Peter Uz . . . . —
1. Theodizee 556
2 An Herrn Canonicus Gleim 557

Johann Benjamin Michaelis . 558

III. Epische Poesie 559

Friedrich von Hagedorn . . . 565
1. Der Löwe und die Mücke . . 566
2. Die Natter und der Aal . . —
3. Die Bärenhaut . . . . —
4. Der Hänfling des Pabstes Johannes des drey- und zwanzigsten . . . . —

Christian Fürchtegott Gellert . 567
1. Der Kranke 568
2. Der Kukul . . . . —
3. Die Betschwester . . . . —

Digitized by Google

Uebersicht des Inhalts.

4. Der Blinde und der Lahme . 562
5. Der Proceß . . . —
6. Der sterbende Vater . . . 570
7. Die beiden Wächter . . . —
Johann Christoph Rost . . —
Justus Friedr. Wilh. Zachariä 571
Aus dem „Renommisten" (1. Ges.) 573
Magnus Gottfried Lichtwer . 575
1. Die Laster und die Strafe . 576
2. Der Vater u. die drey Söhne —
3. Die seltsamen Menschen . . —
4. Der kleine Löffel 577
5. Der Kobold . . . . . —
Friedrich Gottlieb Klopstock . —
Aus dem „Messias":
1. Abadonna 581
2. Judas Iskariotb 582
3. Kaiphas und Philo . . 584
Ewald Christian von Kleist . 586
1. Aus dem „Frühling" . . 587
2. Zein 588
3. Der gelähmte Kranich . . —
Friedrich Wilh. Ludw. Gleim 589
1. Der arme Mann. Sein Kind. An einen reichen Mann. . —
2. Die Gärtnerin. Die Biene . —
3. Die Elster. Der Uhu . . . —
4. Das Pferd. Der Esel . . . —
Johann Gottlieb Willamow . —
1. Die Gans. Der Fuchs . . 590
2. Die Eule. Der Rabe . . . —
3. Zween Affen . . . . . —
4. Der Esel. Die Schlange. Die Nachteule. Die Feldmaus. Die Sonne . . . . . —
Christoph Martin Wieland . —
Aus dem „Oberon" (5. Gesang) 600
Gottlieb Konrad Pfeffel . . 605
1. Die Stufenleiter 606
2. Der Fakir . . . . . —
3. Die Kirchenvereinigung . . —
4. Das Gebet . . . . . —

IV. Dramatische Poesie . . . —

Luise Adelgunde Victorie Gottsched, geb. Kulmus . . . 621
Johann Elias Schlegel . . . 623
1. Aus dem „Canut" (5. Aufz. 2. u. 3. Auftr.) 625
2. Aus dem „Triumph der guten Frauen" (5. Aufz. 8.—10. Auftr.) 626
Christian Felix Weisse . . . 628
Aus Richard III. (4. Aufz. 5. u. 6. Auftr.) 630
Gotthold Ephraim Lessing . . —
1. Aus „Minna v. Barnhelm":
I. 1. Aufz. 8. Aufte. . . . 639
II. 2. — 9. — 640
III. 4. — 2. — . . . . —
2. Aus „Emilia Galotti":
I. 1. Aufz. 8. Auftr. . . . 642
II. 5. Aufz. 7. u. 8. Auftr. . 643
3. Aus „Nathan" (3. Aufz. 4.—7. Auftr.) 645
Heinrich Wilhelm von Gerstenberg 647
Aus dem 3. Aufzug des „Ugolino" 648
Cornelius Heerm. v. Uncenhoff 649
Aus der „Gelehrten Frau" (4. Aufz. 4. Auftritt) . . . . —

Zweiter Abschnitt: Prosa . . 651

I. Prosadichtungen 652

Christiana Ludwig Lichtw. . . 655
Aus d. „Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der eleuden Schriften" 657
Gottlieb Wilhelm Rabener . . 658
Aus den „Sattirischen Briefen":
1. Ein Oberster empfiehlt seinen Feldprediger zu einem Dorfpfarrer 659
2. Bittschreiben des Feldpredigers an den Obersten wegen dieser Sache 660
Salomon Gessner . . . . . —
1. Die Gegend im Gras . . . 662
2. Amyntas 663
3. Myron 664
Johann Timotheus Hermes . —
Aus „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen". 3. Theil 2. Brief 665
Christoph Friedrich Nicolai . 666
Aus „Sebaldus Nothanker" 4. Buch 1 Abschnitt 668
Christoph Martin Wieland . . 669
1. Aus den „Abderiten":
I. 1. Buch 1. Kap. Vorläufige Nachrichten vom Ursprung der Stadt Abdera und dem Karaktere ihrer Einwohner 674
II. 3. Buch 5. Kap. Die Andromeda des Euripides wird aufgeführt. Großer Sultzej des Nomosyne, und was die Sängerin Eulolpis dazu beigetragen. Ein paar Anmerkungen über die übrigen Schauspieler, die Köre und die Dekoration 675
2. Aus dem „Agathon" (1. Buch):
1. Kap. Erster Auftritt unsers Helden 677
2. Kap. Etwas ganz Unerwartetes . . . . . —
3. Kap. Unterbrechung des Bachusfestes 678
3. Aus dem „Aristipp": Des 1. Buchs 13. Brief: „An Kleonides" . . . . . —

II. Historische Prosa 681

Isaac Iselin 683
Aus: „Ueber die Geschichte der Menschheit" 20. Hauptst. Geschichte der Beutlichen Freyheit 684
Johann Joachim Winckelmann 685
Aus der „Geschichte der Kunst des Alterthums" 4. Buch 1. Kap. Von den Gründen und Ursachen des Aufnehmens und des Vorzugs der griechischen Kunst vor andern Völkern 687
Justus Moser 692
Aus der „Osnabrückischen Geschichte" (1. Thl. 4. Abschn.) Von den Anhaltea Caels des Großen in hiesigen Gegenden . 694

III. Didaktische Prosa . . . 697

Johann Christoph Gottsched . 702
Aus dem „Versuch einer Critischen Dichtkunst" (1. Th. 8. Hptst.) Von verblümten Redensarten 705
Johann Jakob Bodmer . . . 706
Aus den „Betrachtungen über die Poetischen Gemählde der Dichter" (1. Abschn.) Von den Gemälden des Schönen in der materialischen Welt 708
Johann Jakob Breitinger . . 710
Aus der „Critischen Dichtkunst" (3. Abschnitt) Von der Nachahmung der Natur 711
Johann Joachim Spalding . . 712
Aus der „Bestimmung des Menschen" 713
Johann Georg Sulzer 715
Harfelin 716
Johann Georg Ritter v. Zimmermann 717
Aus „Ueber die Einsamkeit". Drittes Capitel. Teich zur Einsamkeit 718
Friedrich Carl Freih. v. Moser 719
1. Aus „Der Herr und Diener" (Die Erbprinzen) 721
2. Aus den „Politischen Wahrheiten". Einige Charakterzüge des Despoten . . . . . —
3. Aus d. „Mannigfaltigkeiten". Schmähliche Vergleichung der Deutschen gegen Ungern . 722
Gotthold Ephraim Lessing . . 723
1. Aus dem „Lnoloon" . . . 727
2. Aus der „Hamburgischen Dramaturgie" 80. u. 81. Stück . 729
Moses Mendelssohn 731
Aus den „Morgenstunden". XV. Leisung 733
Thomas Abbt 734
Aus der „Abhandlung vom Verdienste" II. Hauptst. III. Art. Vom Verdienste des Schriftstellers, Künstlers und Predigers 736
Johann Kaspar Hirzel 737
Aus der „Wirthschaft eines philosophischen Bauers" 739
Justus Möser . . . . . —
Aus den „Patriot. Phantasien":
1. Trostgründe bey dem zunehmenden Mangel des Geldes 740
2. Johann konnte nicht lesen. Eine alltägl. Geschichte . . 741
3. Der jetzige Hang zu allgemeinen Gesetzen und Verordnungen ist der gemeinen Freyheit gefährlich . . . 742
4. Die Erziehung mag wohlfeil seyn 743
5. Der Geringe bleibt doch immer ein Sklave des Mächtigen 744
Christian Garve . . . . . —
Aus „Einige Betrachtungen über Sprachverbesserungen" . . . 745
Johann August Eberhard . . 747
Aus der „Neuen Apologie des Sokrates" 748

IV. Rhetorische Prosa . . . 749

Johann Lorenz von Mosheim . 752
Einleitung der Predigt: „Die Ruhe der Seelen, die aus einer reinen Liebe entstehet" . . . 753
Gotthold Ephraim Lessing . . 754
1. Aus den „Briefen antiquarischen Inhalts" (56. u. 57. Brief) 756
2. Eine Parabel 758
3. Anti-Goeze. Zweyter Brief 759
4. Ernst und Falk. Zweytes Gespräch 760
Georg Joachim Zollikofer . . 763
Aus der Predigt: „Der Werth der Tugend" . . . . . —

Uebersicht der Illustrationen.

1) Die Kapelle auf der Wartburg . . . . S. 1
2) Luthers Geburtshaus 9
3) Paul Eber 19
4) Dessen Facsimile . . . . . —
5) Paul Melissus Schede 23
6) Nicolaus Selnecker 30
7) Johann Valentin Andreä 41
8) Ulrich von Hutten 53
9) Dessen Facsimile . . . . . —
10) Hans Sachs 69
11) Dessen Facsimile . . . . . —
12) Johann Fischart 86
13) Georg Rollenhagen 98
14) Nicolaus Mannel 116
15) Heinrich Julius, Herzog von Braunschweig . 142
16) Doctor Faust (nach einem Gemälde von Rembrandt) 164
17) Johann Aventinus 170
18) Götz von Berlichingen 177
19) Dessen Facsimile . . . . . —
20) Aegidius Tschudi 178
21) Huldreich Zwingli 190
22) Dessen Facsimile . . . . . —
23) Martin Luther 194
24) Dessen Facsimile . . . . . —
25) Haus, in welchem Luther gestorben ist . . . —
26) Albrecht Dürer 199
27) Dessen Statue in Nürnberg . . . . . —
28) Johann Agricola 201
29) Johann Arnd 202
30) Jakob Böhme 208
31) Zwinglis Gebnetshaus 210
32) Luthers Bildsäule in Wittenberg 212
33) Stumbild der Fruchtbringenden Gesellschaft . 219
34) Martin Opitz von Boberfeld 241
35) Johannes Heermann 249
36) Sibylla Schwarz 251
37) Paul Flemming 253
38) Simon Dach 261
39) Andreas Tschernings Facsimile 268
40) Georg Neumark 277
41) Dessen Facsimile . . . . . —
42) Georg Philipp Harsdörffer 280
43) Dessen Facsimile . . . . . —
44) Sigmund von Birken 282
45) Paul Gerhard 294
46) Dessen Facsimile . . . . . —
47) Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau . 303
48) Quirin Kuhlmann 311
49) Christian Gryphius 318
50) Johann von Besser 322
51) Benjamin Schmolck 324
52) Dessen Facsimile . . . . . —
53) Barthold Heinrich Brockes 326
54) Johann Christian Günther 329
55) Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf . . . 331
56) Dessen Facsimile . . . . . —
57) Martin Opitzens Facsimile 342
58) Friedrich von Logaus Facsimile 346
59) Friedrich Rudolf Ludwig von Canitz 365
60) Andreas Gryphius 387
61) Dessen Facsimile . . . . . —
62) Daniel Caspar von Lohenstein 397
63) Philipp von Zesen 411
64) Johann Michael Moscherosch 413
65) Johann Balthasar Schupp 418
66) Simplicius und der Einsiedel, aus Grimmelhausens „Simplicissimus“. 427
67) Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig . . 429
68) Dessen Facsimile . . . . . —
69) Heinrich Anselms von Ziegler und Kliphausen Facsimile 434
70) Abraham a S. Clara 435
71) Adam Olearius 443
72) Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz . . 449
73) Dessen Facsimile . . . . . —
74) Christian Thomasius 452
75) Christian Freiherr von Wolff 454
76) Philipp Jacob Spener 457
77) Dessen Facsimile . . . . . —
78) Die Schulpforte 459
79) Albrecht von Haller 482
80) Dessen Facsimile . . . . . —
81) Friedrich von Hagedorn 486
82) Gellerts Denkmal in Leipzig 491
83) Johann Adolf Schlegel 493
84) Facsimile von Konrad Arnold Schmid . . . 498
85) Facsimile von Johann Andreas Cramer . . . 499
86) Facsimile von Christian Felix Weisse . . . 502
87) Friedrich Gottlieb Klopstock 505
88) Dessen Facsimile . . . . . —
89) Ewald Christian von Kleist 516
90) Johann Wilhelm Ludwig Gleim 519
91) Johann Peter Uz 522
92) Johann Nikolaus Götz 526
93) Karl Wilhelm Ramler 529
94) Dessen Facsimile . . . . . —
95) Anna Luise Karschin 532
96) Deren Facsimile . . . . . —
97) Heinrich Wilhelm von Gerstenberg 533
98) Dessen Facsimile . . . . . —
99) Karl Friedrich Kretschmann 535

100) Facſimile von Karl Friedrich Kretſchmann . 535
101) Johann Michael Kosmas Denis 539
102) Deſſen Facſimile . . . . . —
103) Johann Georg Jacobi 543
104) Deſſen Facſimile . . . . . —
105) Abraham Gotthelf Käſtner 550
106) Deſſen Facſimile . . . . . —
107) Johann Arnold Eberts Facſimile 551
108) Facſimile von Johann Wilhelm Ludwig Gleim 553
109) Facſimile von Johann Peter Uz 555
110) Facſimile von Friedrich von Hagedorn . . . 565
111) Chriſtian Fürchtegott Gellert 567
112) Deſſen Facſimile . . . . . —
113) Facſimile von Johann Chriſtoph Reſt . . . 570
114) Facſimile von Juſtus Friedrich Wilhelm Zachariä 571
115) Magnus Gottfried Lichtwer 575
116) Deſſen Facſimile . . . . . —
117) Klopſtocks Denkmal 578
118) Facſimile von Ewald Chriſtian von Kleiſt . 586
119) Chriſtoph Martin Wieland 590
120) Deſſen Facſimile . . . . . —
121) Gottlieb Konrad Pfeffel 605
122) Deſſen Facſimile . . . . . —
123) Luiſe Adelgunde Victorie Gottſched, geb. Kulmus 621
124) Deren Facſimile . . . . . —
125) Facſimile von Johann Elias Schlegel . . . 623
126) Chriſtian Felix Weiſſe 629
127) Gotthold Ephraim Leſſing 631
128) Deſſen Facſimile . . . . . —
129) Chriſtian Ludwig Liscow 636
130) Deſſen Facſimile . . . . . —
131) Gottlieb Wilhelm Rabener 658
132) Deſſen Facſimile . . . . . —
133) Salomon Geßner 660
134) Deſſen Facſimile . . . . . —
135) Johann Timotheus Hermes 664
136) Deſſen Facſimile . . . . . —
137) Chriſtoph Friedrich Nicolai 666
138) Deſſen Facſimile . . . . . —
139) Johann Joachim Winckelmann 685
140) Deſſen Facſimile . . . . . —
141) Juſtus Möſer 692
142) Deſſen Facſimile . . . . . —
143) Johann Chriſtoph Gottſched 703
144) Deſſen Facſimile . . . . . —
145) Johann Jakob Bodmer 706
146) Deſſen Facſimile . . . . . —
147) Johann Jacob Breitinger 710
148) Deſſen Facſimile . . . . . —
149) Johann Joachim Spalding 712
150) Deſſen Facſimile . . . . . —
151) Johann Georg Sulzer 715
152) Deſſen Facſimile . . . . . —
153) Facſimile von Johann Georg Ritter v. Zimmermann 717
154) Friedrich Carl Freiherr von Moſer . . . 719
155) Deſſen Facſimile . . . . . —
156) Leſſings Denkmal in Braunſchweig 723
157) Moſes Mendelsſohn 731
158) Deſſen Facſimile . . . . . —
159) Thomas Abbt 734
160) Denkmal deſſelben 735
161) Facſimile von Johann Kaſpar Hirzel . . . 737
162) Chriſtian Garve 744
163) Deſſen Facſimile . . . . . —
164) Johann Auguſt Eberhard 747
165) Deſſen Facſimile . . . . . —
166) Johann Lorenz von Moſheim 752
167) Deſſen Facſimile . . . . . —
168) Facſimile von Georg Joachim Zollikofer . . 758

Digitized by Google

Vierter Zeitraum.

Vom ersten Viertel des sechszehnten bis zum ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts.

Was sich im vorigen Zeitraum vorbereitet hatte, und von der größeren Mehrheit des Volks und der Gebildeten unter demselben angestrebt worden war, ging in dem vorliegenden in Erfüllung, doch nur in beschränktem Maße und nicht in solcher Weise und solchem Umfang, daß für Deutschland eine neue bessere Zukunft hätte daraus erwachsen können, vielmehr ward die beschränkte Ausführung der Bestrebungen der hauptsächliche Grund des immer größeren Verfalls der deutschen Macht und der deutschen Einheit. Diese Bestrebungen waren, wie wir schon in den einleitenden Bemerkungen zum vorigen Zeitraum angedeutet haben, doppelter Natur; sie waren nämlich auf die kirchlichen, wie auf die politischen Verhältnisse gerichtet. Im fünfzehnten Jahrhundert hatte die letztere Richtung ohne Zweifel am meisten Boden gewonnen, wenn auch der Kampf um kirchliche Reformen hierdurch nicht zurückgedrängt worden war, da er vielmehr, wie auch schon bemerkt worden ist, in den demokratischen Regungen der Zeit eine bedeutende Hülfe fand. Im sechszehnten Jahrhundert erhielten diese Verhältnisse dagegen eine ganz andere Gestalt: die kirchliche Richtung gewann durch die Großartigkeit ihrer Führer unbestritten die Oberhand; aber statt sich der demokratischen Bewegung anzuschließen und mit ihr verbündet den Kampf fortzusetzen, dessen Ausschlag bei vereinten Kräften nicht zweifelhaft hätte sein können, wandte sie sich von den früheren Bundesgenossen ab und verband sich mit deren entschiedensten Feinden. Allerdings erwarb sich die Reformation hierdurch eine wichtige Stütze an den Fürsten, aber andrerseits entfremdete sie sich einen nicht geringen Theil ihrer Mitkämpfer, und es darf wohl nicht bezweifelt werden, daß sie nur deswegen viel vom schon gewonnenen Boden wieder verlor und überhaupt nicht vollständig siegreich aus dem Kampfe hervortrat, weil sie durch die Zurückweisung des demokratischen Elements ihre beste Hülfe von sich gestoßen hatte. Die Fürsten schlossen sich aber vorzüglich aus äußeren Gründen an die Reformation an. Ohne behaupten zu wollen — denn dies wäre eben so falsch, als ungerecht — daß diejenigen Fürsten, welche die Reformation beförderten, nicht von der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Kirchenverbesserung überzeugt gewesen wären, darf man dagegen doch, will man anders allen Verhältnissen Rechnung tragen, mit aller Sicherheit annehmen, daß sie nicht auch für die Reformation eingestanden wären, wenn sie sich nicht durch äußere Rücksichten hätten leiten lassen. Die Eine war, daß die Reform ihnen Gelegenheit gab, ihre nie vergessenen Bestrebungen nach größerer Selbstständigkeit und nach Unabhängigkeit von Kaiser und Reich zu fördern, wie denn auch die Religionskriege nur mit der gesetzlichen Anerkennung der Landeshoheit der einzelnen Fürsten endigten. Die andere war, daß diese, wie schon angedeutet, in der Reformation eine ganz unerwartete Hülfe gegen die demokratischen Regungen erhielt, eine Hülfe, welche diesen um so verderblicher werden mußte, als die Freunde der politischen Freiheit durch die Reformatoren zu verabscheuungswürdigen Aufrührern und von Gott verworfenen Verbrechern gestempelt wurden. So ist es erklärlich, daß eine große Zahl von deutschen Fürsten Partei für die Reformation nahm, und daß sich sogar geistliche Fürsten für sie erklärten, welche durch sie ihre bloß persönliche Gewalt in eine erbliche zu verwandeln trachteten oder wirklich verwandelten. Diejenigen aber, welche der Reformation feindlich entgegentraten, mochten zwar auch aus innerer Ueberzeugung der alten Kirche zugethan sein, doch wurden sie nicht weniger auch durch politische Gründe geleitet, indem sie eben auf diesem Wege zu größerer Macht zu gelangen hofften. Daß die Kaiser die neue Lehre bekämpften, war eine nothwendige Folge von der Stellung, welche die Fürsten eingenommen hatten; sahen diese in der Reformation ein Mittel, sich vom Reich unabhängig zu machen, mußten jene der alten Kirche sich anschließen, um in ihr einen entsprechenden Bundesgenossen zu finden.

Wenn die Reformation in den Städten leicht und schnell Aufnahme fand, so mögen zum Theil wohl auch politische Rücksichten verschiedener Art, namentlich bei den Obrigkeiten, dazu beigetragen haben; im Allgemeinen war sie aber, wie in den einleitenden Bemerkungen zum vorigen Zeitraum angedeutet wurde, schon so mächtig vorbereitet, daß sie wohl auch ohne jene Gründe Eingang gefunden hätte. Auch das Landvolk schloß sich beinahe überall mit reger Begeisterung der neuen Lehre an, denn es erwartete von ihr nicht bloß eine Verbesserung der kirchlichen Zustände, sondern auch eine Umgestaltung der politischen Verhältnisse, deren Druck von Tag

zu Tag unerträglicher wurde. Durch die härtesten Frohndienste, welche den Bauern von ihren weltlichen oder geistlichen Herren mit der größten Willkür aufgelegt wurden, durch die Plünderungen, denen sie in den häufigen Fehden des Adels und der Fürsten ausgesetzt waren, durch den Druck der mit jedem Tag wachsenden Auflagen, welche mit unerbittlicher Strenge eingetrieben wurden, zur Verzweiflung gebracht, hatten sie schon am Anfange des 16. Jahrh. Versuche gemacht, sich von dem auf sie lastenden Drucke zu befreien; doch war sowohl der „Bundschuh“*) im J. 1502, als der „Bund des armen Konrad“ im J. 1514 durch Waffengewalt unterdrückt worden. Als aber einige Jahre später die Reformation die kirchliche Freiheit verkündigte, und manche Anhänger der neuen Lehre mit derselben auch zugleich politische Freiheit verlangten, erhoben sich im J. 1525 die Bauern von Neuem mit ihren nunmehr verständiger und entschiedener ausgesprochenen Forderungen, den berühmten zwölf Artikeln, und erstarkten in kurzer Zeit zu einer bedeutenden Macht, vor welcher Adel und Fürsten zitterten. Nun trat ihnen auch Luther entgegen, und sein Wort ward ein mordendes, vertilgendes Schwert in der Hand des Adels und der Fürsten; die armen Bauern erlagen, alle ihre gerechten Forderungen und guten Hoffnungen wurden vernichtet; die alte „Ordnung“ wurde unter namenlosen Gräueln wieder hergestellt.

Von nun an verlor die Reformation ihre demokratische Bedeutung, aber sie verlor zugleich auch den nationalen und volksthümlichen Charakter, der ihr, wenn er bewahrt worden wäre, eine unendliche Bedeutsamkeit hätte geben müssen. Sie dient von nun an in politischer Beziehung nur den selbstsüchtigen Zwecken der Fürsten, wie denn bald der Grundsatz sich geltend machte, daß die Unterthanen der Religion des Herrn zu folgen hätten, woraus die traurige Erscheinung sich ergab, daß ganze Völkerschaften in kurzen Zwischenräumen ihre Religion mehrmals ändern mußten, weil ihre Herren sich bald dieser, bald jener zuwandten. Durch die Unterdrückung der politischen Richtung verlor die Reformation aber auch in geistiger Hinsicht, denn sie beschränkte sich nunmehr auf theologische Zänkereien, welche die Gesammtheit des Volkes um so mehr unberührt ließen, als sie sich um die subtilsten Auslegungen von einzelnen Schriftstellen drehten, welchen nur die Gelehrten folgen konnten. Dieser Geist des Zanks und der pedantischen Rechthaberei nahm von Tag zu Tag mehr überhand, und führte sogar zu mannigfaltigen Spaltungen unter den Protestanten selbst, die sich schon bald als Lutheraner und Calvinisten mit der bittersten Wuth bekämpften und durch ihre Streitigkeiten der römischen Hierarchie nur neue Kraft gaben. So großartig daher der erste Aufschwung auch gewesen war, so traurig gestaltete sich die Sache der Reformation, als diese auf das Gebiet der rein theologischen Gelehrsamkeit geführt hatte; denn von nun an handelte es sich nicht mehr um die höchsten Angelegenheiten der Menschheit, nicht mehr um ihre unvergänglichen Interessen, sondern um die geringfügigsten und kleinlichsten Verhältnisse, an denen sich nun die großartige Kraft zersplitterte, welche durch Luthers gewaltiges Auftreten hervorgerufen worden war.

Unter solchen Umständen konnte die Literatur und insbesondere die Poesie freilich nicht gedeihen; es fehlten dazu alle Voraussetzungen und alle Grundlagen; und während im Auslande der nationale Geist stets im Steigen begriffen ist, die Literatur zur höchsten Blüthe gelangt (Camoens in Portugal, Lopez de Vega und Cervantes in Spanien, Arioste und Tasso in Italien, Shakspeare in England), sinkt in Deutschland mit dem vaterländischen Sinn auch die Literatur immer tiefer und erhält sich nicht einmal auf der Stufe, auf welche sie im vorigen Zeitraum herabgesunken war. Dazu kam die fortdauernde Theilnahmlosigkeit der Fürsten, des Adels und der Gelehrten an der vaterländischen Literatur, was nicht wenig dazu beitrug, die hier und dort erwachenden Bestrebungen entweder ganz zu ersticken oder doch so niederzudrücken, daß sie sich nicht mit Lust und Freudigkeit entwickeln konnten. Namentlich wirkte die Gleichgiltigkeit der Gelehrten und ihre Entfremdung von Volk und Sprache, die noch größer wurde, als sie es schon in den vergangenen Jahrhunderten gewesen war, höchst verderblich, da die Literatur auf diese Weise beinahe ganz ausschließlich in den Händen der Ungebildeten verblieb, denen wiederum das einzige Mittel zu höherer Entfaltung ihrer Kräfte abging, ein großer nationaler Aufschwung, wie wir ihn in Spanien und Portugal, in England und, wenn auch in beschränktem Maße, sogar in Italien finden. Dies gilt namentlich von der Poesie, welche im Ganzen nur dürftig und nur in Einer Gattung, dem Kirchenliede, mit Vorliebe gepflegt ward. Wenn uns demungeachtet einige bedeutende Erscheinungen begegnen, so darf man wohl behaupten, daß wir dieselben nur dem hervorragenden Talente der Dichter zu verdanken haben; aber es ist zugleich nicht zu verkennen, daß sie sich, von den kleinlichen und beschränkenden Verhältnissen erdrückt, nicht zu der höheren Bedeutung erheben konnten, die sie unter glücklicheren Umständen ohne Zweifel errungen hätten.

Größeres wurde dagegen in der Prosa geleistet, doch auch nur in der ersten Hälfte des Zeitraums, was wiederum beweist, wie der kräftige Geist, der sich in den Anfängen der Reformation allüberall gezeigt hatte, fürderhin ganz gewichen war. Die Reformatoren hatten sich mit richtigem Verständniß der Umstände zunächst an das Volk gewendet; sie hatten daher, obgleich sie dem geistlichen Stande angehörten, in ihren Schriften die deutsche Sprache gebraucht, und es waren in den ersten zwanzig Jahren der Reformation mehr deutsche Schriften erschienen, als vorher seit der Erfindung der Buchdruckerkunst. Mußte die Sprache der Prosa schon durch diesen vielfältigen Gebrauch leichter und beweglicher werden, mußte sie namentlich durch das Bestreben, die neuen Ansichten eindringlich und allgemein verständlich darzustellen, zu einer großen Klarheit sich entwickeln; so erhob sie sich vorzüglich dadurch zu einer bis dahin nicht geahnten Höhe, daß sie von Luther mit dem gewaltigen Geiste gehandhabt wurde, der

*) Bundschuhe waren damals eine Art großer Schuhe, die bis an die Knöchel reichten und mit Riemen befestigt wurden. Da nur Bauern solche trugen, wurden sie von denselben zum Symbol und Wahrzeichen angenommen, den sie deshalb auch auf ihrer Fahne abbilden ließen. Daher der Ausdruck „einen Bundschuh aufwerfen“ (Murner's „Narrenbeschwörung“) so viel bedeutet, als sich empören, einen Aufstand stiften.

ihn in seinem ganzen Wirken charakterisirt. Bei seiner vollendeten Meisterschaft in der Behandlung der Sprache wurde er das zwar unerreichbare, aber doch von allen Freunden der Reformation erstrebte Vorbild, welches leider, wie schon angedeutet, nur zu bald wieder vergessen wurde. Doch wenn auch die Tüchtigkeit der Sprachdarstellung wieder verloren ging, so blieb doch die Form derselben, und sie wurde, so sehr und so lang die katholischen Schriftsteller auch widerstrebten, doch mit der Zeit die allgemeine Schriftsprache, eines der köstlichsten Güter, welche wir der Reformation und ihrem großen Führer zu verdanken haben, denn sie ist ja das einzige Band, welches die gesammten deutschen Stämme verbindet und sogar einen Theil derjenigen Völkerschaften, welche politisch sich ganz von der Gesammtheit getrennt haben, in geistigem Zusammenhang mit derselben erhält.

Wir haben gesehen, daß im vorigen Zeitraum die frühere Schriftsprache sich allmählich ganz verloren hatte und die Mundarten immer häufiger und entschiedener zu schriftlichen Darstellungen gebraucht worden waren. In dieser Auflösung fand Luther die Sprache, die durch ihn wieder zur Einheit geführt wurde. Indem er die obersächsische, genauer die meißnische Mundart zum Grunde legte, und zwar in der Ausbildung, die sie in der sächsischen Kanzlei erhalten hatte, welche auch bei andern deutschen Kanzleien zu einigem Ansehen gelangt war (wozu ohne Zweifel der Umstand wesentlich beitrug, daß der Kurfürst Friedrich der Weise (1486—1525) in Abwesenheit Maximilians das Reichsvicariat längere Zeit geführt hatte), indem er zugleich die großen Prosaiker des vorigen Zeitraums, Tauler, den Verfasser der „deutschen Theologie" und Andere mit Glück und Geschick benutzte, vor Allem aber seiner Darstellung seinen eigenen kühnen, schöpferischen Geist einhauchte, gelang es ihm, eine Sprache zu bilden, die durch ihre künstlerische Vollendung, ihren Wohlklang, ihre Kraft und Beweglichkeit die Bewunderung der Zeitgenossen erregte, und deren Nacheiferung hervorrief. Doch würde Luthers Sprache bei allen diesen außerordentlichen Vorzügen sich doch vielleicht nicht zur Schriftsprache des gesammten deutschen Volkes erhoben haben, wenn er ihr nicht durch seine Bibelübersetzung die allgemeinste Verbreitung gesichert hätte. Die deutsche Bibel wurde überall, wo die Reformation Eingang fand, mit dem ungetheiltesten Beifall, ja mit Begeisterung aufgenommen, und sie ward bald das beliebteste, man kann wohl sagen, das einzige Volksbuch, auf welches sich alle Schriften, alle Predigten, alle Unterweisungen des Volkes bezogen, weshalb es begreiflich ist, daß Jeder, der auf irgend eine Weise zum Volke sprechen wollte, sich nothgedrungen der Sprache bedienen mußte, die ihm lieb und theuer geworden war. Und so ist es kein Zweifel, daß die Sprache Luthers durch die Macht des Volkes zur allgemeinen Sprache erhoben wurde. Doch würde sich diese allgemeine Begeisterung für die Bibelübersetzung Luthers und deren Sprache kaum erklären lassen, und es würde letztere auch wohl nicht die ungeheuere Bedeutung erreicht haben, die ihr zu Theil wurde, wenn nicht noch ein anderer Umstand dazu beigetragen hätte, der in ihr selbst lag. Es ist aber der, daß Luthers Sprache durchaus volksthümlich war und auf der Sprache des Volkes beruhte. Hatte er sie auch durch tiefes Studium und angestrengten Fleiß künstlerisch gebildet, hatte er sie auch durch Benutzung früherer Schriftstellen wesentlich bereichert, so war er doch dem volksthümlichen Geiste hierbei nie untreu geworden; es blieb dieser stets die Grundlage, auf welcher er sein großartiges Gebäude aufführte. In jedem Worte, in jeder Wendung und jeder Satzform erkannte das Volk seine Sprache wieder, die ihm bekannt und vertraulich tönte, wenn sie auch in der Mundart abwich. Daher fand Luthers Bibelübersetzung sogar Eingang in der reformirten Schweiz, da ihr Zwingli und seine Anhänger keine ähnliche entgegenzustellen vermochten; und es ist wohl hauptsächlich diesem Umstande zuzuschreiben, daß die neuhochdeutsche Sprache auch in diesem Lande Schriftsprache wurde, obgleich es schon so viele bedeutende Schriftsteller besaß, die in der heimatlichen Mundart geschrieben hatten, und selbst der Reformator Zwingli, so wie der große Geschichtschreiber Tschudi sich derselben bedienten. So wurden die einzelnen Mundarten nach und nach (wenn zum Theil auch erst am Ende des Zeitraums und sogar noch später) überwunden, und selbst das Niederdeutsche, das durch den Reineke Fuchs und andere dichterische Erzeugnisse zu einer großen Ausbildung gelangt war, mußte dem Neuhochdeutschen weichen.

Die Reformation mußte nothwendig auf die Wissenschaften großen und heilsamen Einfluß ausüben; war ja ihre Grundlage zunächst die wissenschaftliche Erörterung religiöser und kirchlicher Fragen. Der Geist der freien Forschung verbreitete sich unaufhaltsam und ward durch die classischen Studien lebhaft unterstützt, wie er durch sie zum Theil vorbereitet und angeregt worden war. Aber auch hierin tritt, wie in den theologischen Fragen, bald Ermattung und Pedantismus ein; und da die Gelehrten ohnehin sich auch jetzt noch immer der lateinischen Sprache bedienten, so konnten selbst die größeren Geister unter ihnen, wie Eobanus Hessus, Nicodemus Frischlin, Petrus Lotichius, Lorita Glareanus u. A. keinen belebenden Einfluß auf die Gesammtheit gewinnen. Zwar wurden neue Universitäten gestiftet, Klöster wurden zu Gelehrtenschulen umgebildet, aber auch in diesen an sich wohlthätigen Anstalten wucherte der Geist gelehrter Abgeschlossenheit, so daß die Männer, die aus ihnen hervorgingen, für das praktische Leben und das Volk, das sie nicht verstanden, keine Bedeutung gewinnen konnten. Größeren und wohlthätigeren Erfolg hatte die Gründung von Stadt- und Landschulen, welche Luther und seine Freunde und Anhänger unter richtigem Verständniß der Volksbedürfnisse mit lobenswerthem Eifer zu fördern suchten.*)

Erster Abschnitt: Poesie.

Wie schon bemerkt, war die Zeit an sich schon der Entwickelung der Poesie nicht günstig, da sie vorzugsweise mit Behandlung religiöser und kirchlicher,

*) Wie traurig es vor der Reformation mit den Schulen stand und wie wohlthätig diese auf die Verbesserung des Unterrichts wirkte, davon gibt Nicolas Hermann in der Vorrede zu den „Historien von der Sündflut" (Leipzig 1563) eine höchst lebendige Schilderung, die wir gern mittheilen würden, wenn es der Raum erlaubte. Man kann sie in Ph. Wackernagels „deutschem Kirchenlied" (S. 821) nachlesen.

theilweise auch politischer Fragen beschäftigt war, und diese auf einem Standpunkt standen, daß sie nicht mehr, wie früher, in allgemeiner Weise aufgefaßt und daher noch in das Gewand der Dichtung eingekleidet werden konnten, sondern in aller Besonderheit und mit der größtmöglichsten Klarheit zum Bewußtsein gebracht werden mußten. Bei den höheren Ständen und den Gelehrten war der Sinn für die Poesie immer mehr abgestorben; in den Städten erhielten sich zwar die Meistersängerschulen immer noch in äußerer Blüthe, aber sie versinken immer mehr in das pedantische Formelwesen, das schon in früheren Zeiten den freien dichterischen Sinn nur zu sehr niedergedrückt.

Es würde daher der Zeitraum beinahe eine vollständige Oede darbieten, wenn nicht die poetische Kraft des Volks noch hie und da Blüthen getrieben hätte. In der That fand auch nur die aus dem Volke stammende oder in dem Volke wurzelnde Poesie umfassendere Behandlung; im Epischen die Erzählung, namentlich die komische, der Schwank, im Lyrischen hauptsächlich das Volkslied, so wie das Kirchenlied, das sich recht eigentlich aus diesem entwickelte. Wirkliches Fortschreiten ist nur im Drama sichtbar, obgleich auch dieses weit hinter der großartigen Entwickelung zurückbleibt, zu der es beinahe gleichzeitig in England und Spanien gelangte. Selbst in der didaktischen Poesie, für welche die Zeit am meisten geeignet schien, zeigen sich nur einige wenige Versuche, und auch diese können den Leistungen des vorhergehenden Jahrhunderts in keiner Weise gleichgestellt werden.

Da Luther selbst, obgleich von tiefem poetischen Sinn und mit schöpferischer Phantasie begabt, nur Weniges gedichtet hatte, und er daher bezüglich der poetischen Sprache nicht als Vorbild dienen konnte, wie in der Prosa, so blieb die Sprache der Poesie im Ganzen auf dem früheren Standpunkt, es blieb die Macht der Mundart daher beinahe noch ungebrochen. Und wenn auch einzelne Dichter, wie namentlich Hans Sachs, die Sprache mit einer gewissen Meisterschaft zu behandeln verstanden, so waren sie doch nicht auf derjenigen Stufe der Bildung, noch hatten sie so reinen und entwickelten Geschmack, daß sie ihrer Sprache den Stempel der Vollendung hätten aufdrücken können. Eben so blieb auch die Verskunst verwildert, roh und ungeschlacht, wie sie es im vorigen Zeitraum gewesen; ja sie sank theilweise noch tiefer, da man sogar das Gefühl für den Unterschied der betonten und tonlosen Sylben verlor und sich mit bloßer Zählung derselben begnügte. Doch zeigt sich dies vornämlich bei den Meistersängern, während die volksmäßigen Gedichte, mögen sie unmittelbar aus dem Volke hervorgegangen sein, oder von Dichtern herrühren, die im Geist und Sinn des Volkes dichteten, niemals zu dieser Entartung herabsanken. Von dem Reime gilt dasselbe, was in den einleitenden Bemerkungen zum vorigen Zeitraume gesagt wurde (I, 587), ja in noch höherem Maße, da er immer mehr von seinem Wohllaut, seiner Reinheit und Nothwendigkeit verlor. Im Ganzen finden sich im 16. Jahrh. die früher gebräuchlichsten Strophenformen, doch werden neben diesen, namentlich gegen das Ende des Zeitraums, auch viele fremde gebraucht; ja viele Liederbücher, von denen eine große Zahl gedruckt wurde, enthalten fast nur Uebersetzungen oder Nachahmungen solcher fremden Formen und Lieder (Canzonetten, Galliarden, Villanellen, Madrigalen u. s. w.), welche auch bei dem Volke großen Anklang fanden. So werden auch schon Versuche in Nachbildungen von Sonetten, Terzinen und Alexandrinern gemacht, ohne daß diese Nachahmungen jedoch bleibenden Einfluß gewinnen konnten; denn wenn auch der Alexandriner im folgenden Zeitraum zur Alleinherrschaft gelangte, so hatten keineswegs die hier erwähnten Vorgänge dies herbeigeführt, sondern andere, später zu entwickelnde Gründe. Noch weniger konnten die Versuche, die antiken Versmaße nachzubilden, Bedeutung gewinnen, da sie äußerst roh und unbeholfen ausfielen, wie z. B. die von J. Kohlros (Lehrer in Basel um 1530), und Rebhuhn, da sie zugleich den rhythmischen Gang der antiken Metren mit dem modernen Reime zu vereinigen suchten. Bedeutender sind einige Versuche des großen Konrad Geßner (1560—1565), da sie, obgleich auch noch unbeholfen in Sprache und Rhythmus, doch den Gang des antiken Verses nicht durch Reimklänge verunstalteten.*)

I. Lyrische Poesie.

So groß auch die Zahl der Dichtungen ist, die von den Meistersängern herrührten, kann von ihnen doch kaum im Vorübergehen die Rede sein, da sie in keiner Beziehung irgend etwas Beachtenswerthes darbieten und selbst die Meistergesänge des größten Dichters dieser Zeit geradezu ungenießbar sind. So bedeutend auch das poetische Talent Hans Sachsens war, so vermochte er doch nicht, die geistlose, in willkürlichen Satzungen erstarrte Form des Meistergesangs zu besiegen; während seine übrigen Dichtungen von Leben, Wahrheit und poetischer Kraft durchdrungen sind, erheben sich seine Meistergesänge, deren er übrigens über 4000 dichtete, nicht über die schläfrigen Erzeugnisse seiner Zunftgenossen. Es wird daher genügen, wenn wir nur noch einige Worte über die von den späteren Meistersängern behandelten Stoffe sagen. Diese wurden eben so einseitig und unpoetisch, als ihre Form an Rohheit und Ungeschicklichkeit zunahm. An die Stelle der im vorigen Zeitraum vorzüglich beliebten mystischen Allegorien, oder derjenigen biblischen Stoffe, die mystischer Behandlung fähig waren, wurden nun am häufigsten die neuen kirchlichen Ansichten zum Gegenstande der Dichtung genommen und mit der ganzen Nüchternheit des gemeinen Verstandes und mit der größten Unbeholfenheit des Ausdrucks vorgetragen, und sie könnten nur dann wenigstens historische Wichtigkeit erhalten, wenn wir keine Predigten, keine Flugschriften und überhaupt keine Bücher aus der Reformationszeit hätten, weil wir dann aus ihnen die Gedanken und Ansichten würden kennen lernen können, welche die damalige Welt bewegten. Außerdem wurde, obgleich weniger häufig, auch die Fabel von den Meistersängern behandelt, und sie reimten sogar auch Geschichten aus dem Alterthum; aber durch die

*) Wir theilen zur Probe einige Hexameter desselben mit. „Es macht alleinig der glaub die glaubige sälig,
Vnd darzu fruchtbar zur lieb; vnnd gütige herzen
Allwäg inn menschen schafft er. Kein müsse dy imm ist,
Vnd kein nachlassen nienen. Er würcket in allen
Rechtschaffnen gmüten alls güts vnd übige fruntschafft.
Doch schrybt er nut simm selber zů: sunder er eignet
Dem Herren Gott vnd siner gnad alle die eere,
Durch Jesum Christum, Gott vnd mensch, vnseren Herren."

steife Form des Meistergesangs gewannen auch diese Stoffe eine mehr als abenteuerliche Gestalt. Außer Hans Sachs sind unter der großen Zahl von Meistersängern höchstens noch Adam Puschmann, Georg Hager und Ambrosius Metzger zu nennen. Der erste, ein Schuster aus Görlitz (1532—1600), erlernte die „Singekunst und deutsche Poeterei" zu Nürnberg „bei dem sinnreichen Herrn Hans Sachs", dessen Leben und dichterisches Wirken er in drei Liedern besang, die sich freilich in meistersängerlicher Breite und Unbeholfenheit bewegen, aber immerhin ein rührendes Zeichen von der kindlichen Liebe und Dankbarkeit sind, die er zu seinem ehrwürdigen Meister trug. Von Georg Hager, Schuhmacher in Nürnberg, dessen Vater bei Hans Sachs zugleich das Schuhmacherhandwerk und die Dichtkunst erlernt hatte, und der selbst von dem alten Meister in letzterer unterrichtet worden war, hat sich eine handschriftliche Sammlung von Meisterliedern erhalten, aus der einige recht artige Lieder bekannt sind. Eines derselben, „Lobspruch auf den gsang", erhebt sich weit über die geistlosen Reimereien der übrigen Meistersänger.*) Ambrosius Metzger, einer der wenigen Gelehrten unter den Meistersängern (er war Lehrer an der Schule zu St. Egidien in seiner Vaterstadt Nürnberg), hat außer einer gedruckten Psalmenübersetzung viele Meistergesänge gedichtet, darunter die Uebersetzung von Ovids Metamorphosen.

Neben den Meistersängern beginnen auch die Gelehrten sich der Dichtkunst zuzuwenden, vornämlich in der Bearbeitung des Kirchenlieds, welches überhaupt im ganzen Zeitraum entschieden vorherrscht; doch wurde auch das weltliche Lied nach seinen verschiedenen Seiten von den Gelehrten behandelt, und zwar immer entschiedener, je mehr der Zeitraum seinem Ende entgegenging. Die kunstmäßige Behandlung der Poesie hatte sich schon seit den letzten Zeiten des vorigen Zeitraums ganz in die Hände der Meistersänger verloren, das Bewußtsein derselben war bei den gebildeten Ständen vollkommen verschwunden, welche die frühere Blüthe der poetischen Kunst ganz vergessen hatten oder sie nur im trüben Abglanz der Meistersänger kannten und deshalb auch verachteten. Da der Zusammenhang mit der älteren Zeit vernichtet war, so mußte die Kunstdichtung eine neue Kinderzeit, eine neue Entwicklung beginnen. Hiezu boten sich zwei Grundlagen dar, auf welche sie fortbauen konnte, der vaterländische Volksgesang und die Nachahmung der Ausländer. Aus dem ersten allein hätte die Kunst sich zu selbstständiger, nationaler Größe entfalten können; als aber in den ersten Zeiten der Periode das Volkslied noch bedeutend und selbst großartig erschien, waren die geist- und talentvollsten Männer so ganz von der reformatorischen Richtung ergriffen, daß die Beschäftigung mit der Kunst gänzlich zurückgedrängt und nur das Kirchenlied, als die jener Richtung entsprechende Dichtungsart behandelt wurde. Dieses wurde nun auf den Volksgesang gebaut, weshalb es sich auch zu hoher Bedeutsamkeit entwickelte, wie weiter unten des Näheren ausgeführt wird. Als aber auch das weltliche Lied von den Gelehrten behandelt zu werden anfing, war das Volk schon tief herabgedrückt, die gebildeteren Stände waren vollständig von ihm getrennt, und kannten es weder in seinem tief gemütlichen inneren Leben, noch in seiner poetischen Kraft; es ist daher nicht zu verwundern, daß sie weder den alten volksthümlichen Gedichten, von denen sie zum allergrößten Theil keine Kenntniß hatten, noch den lebendigen Volksgesang, der ihnen, wenn auch wohl nicht unbekannt war, doch unverstanden blieb, zum leitenden Führer in ihren Versuchen machten. Nur im Anfange des Zeitraums erscheint dessen Einwirkung bei Hans Sachs, der aber nur in seinen Meistergesängen nach kunstmäßiger Darstellung strebte, in seinen anderen und poetisch weitaus bedeutenderen Dichtungen der volksmäßigen Darstellungsweise ganz getreu blieb. Er selbst blieb jedoch ohne Einfluß auf die Entwickelung der Poesie, weil auch er bald in Vergessenheit, ja in Verachtung gerieth. Später versuchten es vorzüglich Melissus Schede und vielleicht auch Denaisius, jedenfalls aber Domau den Volksgesang künstlerisch zu entfalten, doch blieben ihre löblichen Bemühungen zu vereinzelt, als daß sie von segensreichem Einflusse hätten werden können, noch weniger konnte Höck Bedeutung gewinnen, da er der kunstmäßigen Form zu wenig Beachtung schenkte, nach welcher das Streben der Zeit doch vorzugsweise gerichtet war. Dasselbe gilt zum Theil von Bartholomäus Ringwaldt, der zudem mehr im didaktischen Gedichte Bedeutung erhielt. Eine besondere Stellung nehmen Joh. Fischart und Joh. Valentin Andreä ein, welche zwar die Volkspoesie wohl kannten und sie, was namentlich von Fischart gilt, in ihrer Trefflichkeit wohl zu würdigen wußten, die zudem eine Kraft des nationalen Bewußtseins hatten, wie sie selten in jener Zeit zu finden war, welche ferner mit der Literatur des Alterthums und der neueren Völker genau vertraut waren, und bei ihren seltenen Talenten wohl fähig gewesen wären, die trefflichen Elemente der Volkspoesie zu künstlerischer Gestaltung zu entwickeln. Aber Andreä erkannte nicht, daß dieses möglich sei, und Fischart, der sich der Möglichkeit wohl bewußt war, wollte seine Eigenthümlichkeit nicht daran setzen. Doch hat er in den Schranken dieser Eigenthümlichkeit die Sprache, den Vers und den Reim mit einer bewundernswerthen Tüchtigkeit behandelt, aus der sich Bedeutendes hätte entwickeln lassen, wenn die späteren Dichter ihn verstanden oder auch nur gekannt hätten.

Wie sich aber der Volksgesang immer mehr aus

*) Dieser Lobspruch steht auf dem ersten Blatt der erwähnten, von 1600—1604 geschriebenen Sammlung; er lautet also:

1. Ich bin gezogen fern und weit,
Gesang hat mich gar oft erfreut
Und mir gewend gar manches leid.
Ob mich schon mancher darumb neit,
Und mir der Teufel widerstreit,
Doch ich gesanges kunst nicht meit,
Bis ich von dieser Welt abscheit;
Sunder ich will zu aller zeit
Hir mit der werden Christenheit
Gott lob singen in ewigkeit.

2. Singet gar frölich Gott zu lob!
Gesang schwebt allen künsten ob:
Wie wol die werte saitenspiel
Den Menschen geben freuden vil,
Aber der schön menschlich gesang,
Überteifft weit den blesen klang.
Denn in dem saytenspiel geziert
Allein der thon vernummen wirt;
Aber die menschlich stimm so klar
Mache tön und Text fein offenbar,
Und gibt den menschen gnte ler:
Billig behalt gesang die Er.

dem Bewußtsein der Gelehrten verlor, wurden diese dagegen immer genauer mit der Literatur des Auslandes bekannt, was insbesondere auch darin seinen Grund hatte, daß es bei ihnen Sitte wurde, die fremden Länder, besonders Frankreich, dann auch Italien, England und die Niederlande zu bereisen. Da sie in den Dichtungen der Italiener und selbst der Franzosen eine künstlerisch ausgebildete Form kennen lernten, so ist es erklärlich, daß sie, welche durch die Bekanntschaft mit den Werken des classischen Alterthums für die Schönheit der poetischen Gestaltung empfänglich gemacht worden waren, von Bewunderung für die Dichtungen jener Völker ergriffen wurden, und in ihrer Nachahmung das einzige Mittel erblickten, auch die deutsche Poesie von der Rohheit zu befreien, in welche sie gesunken war. Dies war zum Theil schon bei Melissus Schede der Fall, der jedoch das volksthümliche Element nicht ganz verläugnete, noch mehr aber bei Schwabe von der Heyde und vorzüglich bei Weckhrlin, der zwar auch die freiere Bewegung des volksmäßigen Liedes bewahren wollte, das in dieser Freiheit herrschende Gesetz aber nicht erkannte. Und so sehen wir am Ende der Periode schon den Charakter der folgenden Zeit bestimmt, die sich von den volksthümlichen Elementen der Poesie ganz entschieden wegwandte und sich ebenso entschieden der Nachahmung der Ausländer hingab.

Wir haben schon erwähnt, daß sich das Kirchenlied im vorliegenden Zeitraum einer vielseitigen Behandlung erfreute und zu einer großartigen Bedeutung gelangte. Obgleich dasselbe schon im vorigen Zeitraume zum Theil nicht ohne Glück bearbeitet worden war, so hatte es doch keineswegs allgemeinen Eingang in die Kirche gefunden; die lateinischen Gesänge waren von derselben allein anerkannt, und wenn auch an einzelnen Orten deutsche Lieder im Gottesdienst zugelassen wurden, so war dies immer nur von einzelnen aufgeklärteren Geistlichen ausgegangen oder als besondere Vergünstigung anzusehen (S. I, 595). Erst durch Luther, der überhaupt die Rechte der Muttersprache für den kirchlichen Gebrauch mit Nachdruck vertheidigte, ward der deutsche Gesang in die Kirche eingeführt, ja zu einem wesentlichen Bestandtheil des Gottesdienstes erhoben. Er war dafür so innig begeistert, daß er nicht allein selbst eine Anzahl von Kirchenliedern dichtete, sondern auch alle diejenigen, die er dazu für tüchtig hielt, dringend aufmunterte, ihr Talent der Kirche und dem Volke zu widmen; dem Volke, denn Luther wollte diese Lieder nicht bloß dem kirchlichen Gebrauche gewidmet wissen, er wollte mit denselben auch die „Buhllieder und fleischlichen Gesänge" verdrängen (dies sind seine eigenen Worte), welche das Volk bis dahin zu seiner Unterhaltung gesungen habe. Aber auch ohne diese Ermunterung der großen Männer hätte es ihm an Nachahmungen nicht gefehlt; es eiferte Alles, auch hierin seinem Vorgange zu folgen, so daß die Masse der Kirchenlieder am Ende dieses Zeitraums schon bedeutend groß war*), aber freilich blieben seine Nachfolger zum größten Theil weit hinter dem, was er geleistet, theils weil sie weder die Gedankentiefe, noch die Sprachgewalt ihres Vorbildes besaßen; theils weil viele von ihnen die ächt volksthümliche Auffassung nicht zu bewahren wußten, welche in Luthers Liedern so unverkennbar hervortrat; theils endlich weil sie, besonders in der letzten Hälfte der Periode die theologischen Zänkereien, um welche sich das ganze Treiben der Zeit bewegte, zum Stoffe ihrer Lieder nahmen. Es waren freilich auch schon in den ersten Zeiten der Reformation polemische, gegen die Katholiken gerichtete Kirchengesänge gedichtet worden; aber es waren diese von dem kräftigen Geist und der Begeisterung gehalten, welche damals noch die Anhänger der Reform erfüllte, und es bewegten sich diese Lieder nicht in den pedantischen und rechthaberischen Auslegungen einzelner Bibelstellen, sondern sie suchten vielmehr durch Spott und bittere Verhöhnung der bekämpften Verhältnisse zu wirken, was ihnen immerhin Leben und Wahrheit gab, wenn sie sich hiedurch auch von dem rein kirchlichen Zwecke entfernten. Eben so wenig können diejenigen Lieder genügen, und deren gibt es eine nicht geringe Anzahl, welche, statt das Gemüth zu Gott zu erheben, den Verstand mit Darstellung dogmatischer Begriffe beschäftigen, oder eine trockene, seelenlose Moral in gezwungenen Reimen vortragen. Viele endlich sind nur mehr oder minder gelungene Uebersetzungen oder weitschweifige Paraphrasen biblischer Abschnitte, namentlich der Psalmen, und entbehren wenigstens der Originalität, abgesehen davon, daß sie die christliche Gemeinde mehr mit alttestamentarischen Anschauungen bekannt machen, als mit denen Christi und seiner Jünger, während Luther, der allerdings auch Psalmen bearbeitete, doch in dieser Beardeitung sowohl, als noch mehr in seinen frei gedichteten Liedern den Geist des Evangeliums vorwalten ließ. Bedeutender sind im Ganzen die Uebertragungen der alten lateinischen Kirchengesänge, auf welche ebenfalls Luther hingewiesen hatte, so wie die neuen Umarbeitungen oder Verbesserungen älterer geistlicher Volkslieder. Wie im vorigen Zeitraume, so wurden endlich auch in diesem weltliche Volkslieder in geistliche umgewandelt, häufiger noch wurden Kirchenlieder zu beliebten Melodien weltlicher Volksgesänge gedichtet, so von J. H. Knauft, und in plattdeutscher Sprache von Bespasius (Nye Christlike Gesenge vnde Lede, vp allerley ardt Melodien der besten olden Düdeschen Lede ꝛc. Lübeck, 1571).

Nicht bloß die besten, sondern auch bei weitem die meisten Kirchenlieder sind aus der lutherischen Kirche hervorgegangen; die bedeutendsten Dichter sind außer Luther: Spengler, Speratus, Erasmus Alberus, Hans Sachs, Paul Eber, Nic. Hermann, Joh. Matthesius, Melissus Schede, Fischart, Nic. Selnecker, Bartholomäus Ringwaldt, Philipp Nicolai, Joh. Valentin Andreä und Weckhrlin. Außerdem verdienen noch folgende erwähnt zu werden: Hans Wißstat aus Wertheim in Franken, der 1528 in Zwickau unter den Wiedertäufern gelebt haben soll („der gewstlich Buchsbaum); Nikolaus Decius (um 1530 „Allein Gott in der Höh' sei

*) G. Wizel sagt im 2. Bande seiner deutschen Werke: „Es ist in Germanien schier kein Pfarrer oder Schuster in Dörfern also untüchtig, der ihm nicht selbst ein Liedlein oder zwey bei der Zeche macht, das er mit seinen Bauern zur Kirche singt", und auf dem Titel des Lutherschen Gesangbuchs von 1543 heißt es: „Viel falscher Meister ißt Lieder richten: Sihe dich für, vnd lern die recht richten. Wo Gott bin bawel sein Kirch vnd sein wort, Da will der Teufel sein mit trug vnd mord."

Ehr'", eine treffliche Erneuerung der alten Hymne Gloria in excelsis), Joh. Poliander, eigentlich Gramann oder Graumann (1487—1541), der eine größere Zahl von Kirchenliedern geſchrieben zu haben ſcheint, welche ihm den Beinamen des preußiſchen Orpheus erworben haben ſollen, von denen aber nur noch Eines bekannt iſt („Nun lob mein ſeel den Herren"); Johann Heſſe († 1547), welcher unter Andern das bekannte Volkslied: „Innsbruck, ich muß dich laſſen" geiſtlich umdichtete („O Welt, ich muß dich laſſen"); die Königin Maria von Ungarn, Schweſter Karls V; Juſtus Jonas, einer der thätigſten Beförderer der Reformation und naher Freund Luthers, welcher mehre Pſalmen bearbeitete; Adam Reißner, der Freund und Begleiter Georgs von Frundsberg, welcher einzelne Pſalmen nicht ohne Geſchick überſetzte; Wolfgang Musculus (eigentlich Meußlin), Johann Friedrich der Großmüthige, Kurfürſt von Sachſen („Wie's Gott gefällt, ſo gefällt mir's auch"); Albrecht, Markgraf zu Brandenburg-Culmbach („Was mein Gott will"); Burkhard Waldis, der den ganzen Pſalter nicht ohne Sprachgewandtheit in meiſtens ſchöner Form und mit glücklicher Auffaſſung überſetzte; Joh. Walther, deſſen einziges Lied („ein gar ſchöner geiſtlicher vnd chriſtlicher newer Bergkreyen") lebhaft bedauern läßt, daß er entweder nicht mehr gedichtet, oder daß ſeine übrigen Lieder verloren gegangen ſind; Ambroſius Lobwaſſer (1515—1585), deſſen Ueberſetzung des ganzen Pſalters nach franzöſiſchen Vorbildern zu hohem Anſehen gelangte; Martin Schalling aus Straßburg, (1532—1608); Ludwig Helmbold, deſſen Lieder zwar ohne beſonderen Werth ſind, der jedoch ſchon deshalb anzuführen iſt, weil er ohne Vergleich der fruchtbarſte Liederdichter ſeiner Zeit war; Martin Kinner von Scherfenſtein (1534—1597), Cornelius Becker, deſſen werthloſe Pſalmenüberſetzungen eine Zeit lang ſehr beliebt waren; Valerius Herberger („Valet will ich dir geben, du arge, falſche Welt"); Philipp Freiherr zu Winnenberg „chriſtliche Reuterlieder".

Von den Reformirten (Zwinglianern und Calviniſten) wurde das eigentliche Kirchenlied nur ſehr ſparſam bearbeitet, da bei ihnen der Kirchengeſang beinahe ganz vor der Predigt zurücktrat, und ſie faſt ausſchließlich Pſalmen ſangen. Die wenigen ſelbſtſtändigen Kirchenlieder, welche von reformirten Dichtern verfaßt wurden, ſind von Zwingli, Leo Jud, Joh. Zwick, Ambroſius Blaurer und Thomas Blaurer; unter den Bearbeitern von Pſalmen ſind beſonders zu nennen Heinrich Vogtheer, Ludwig Oeler, Wolfgang Capito (eigentlich Köpfel) und Joachim Aberlin. Auch von Katholiken, die ſeit der Reformation nur um deſto ſtrenger am lateiniſchen Geſang hielten, wurden wenige deutſche Kirchenlieder gedichtet; doch konnte die katholiſche Kirche hierin nicht ganz zurückbleiben, weil der Ruf nach dem Gebrauch der Mutterſprache bei dem Gottesdienſte auch von denjenigen fortwährend erhoben wurde, welche der alten Lehre treu geblieben waren. Auch mußte es die Katholiken drängen, den Geſängen der Proteſtanten, welche durch ihre Vortrefflichkeit auch bei dem katholiſchen Volke Eingang und Bewunderung fanden, andere im Geiſte der katholiſchen Kirche gedichtete Lieder entgegenzuſetzen. Deshalb wurden vorzugsweiſe die alten lateiniſchen Kirchengeſänge ins Deutſche übergetragen, ſo von Bebe, Caspar Querhamer, Georg Witzel und Flurheim. Dieſe und andere, darunter tüchtige ältere Lieder ſind in den katholiſchen Geſangbüchern Michael Vehes (Leipzig 1537) und Johann Leiſentritts (Budiſſin, 1567) geſammelt. Zwiſchen den lutheriſchen und den altkatholiſchen Geſängen ſtehen die Lieder der böhmiſchen Brüder, von denen ſich eine große Zahl erhalten hat, welche weniger dogmatiſche Färbung haben, als die lutheriſchen, ſich mehr in der finnlichen Auffaſſungsweiſe der göttlichen Perſonen bewegen, und die Beziehungen der Menſchen zu Gott in lebendiger Anſchaulichkeit hervortreten laſſen, wodurch ſie freilich in ſchwärmeriſche und oft ſüßliche Darſtellung verfallen, was ſie weſentlich vom altkatholiſchen Geſang unterſcheidet. Als bedeutendſte Dichter ſind beſonders Michael Weiſſe, nach ihm Joh. Horn († 1547 als Oberbiſchoff der böhmiſchen Brüder) zu erwähnen, die beide größere Sammlungen von Kirchengeſängen der böhmiſchen Brüder veranſtalteten. Auch die Lieder der Wiedertäufer verdienen Beachtung; in den wenigen, die bis jetzt näher bekannt worden ſind, zeigt ſich ihre Lehre viel reiner und edler, als in den Berichten der Geſchichtſchreiber. Es ſcheint, daß ſie Geſchichten von älteren und gleichzeitigen Märtyrern mit Vorliebe zum Stoffe ihrer Geſänge nahmen, wozu ſie freilich in den häufigen und grauſamen Verfolgungen, die ſie zu erdulden hatten, hinlänglich Veranlaſſung fanden.

Die meiſten geiſtlichen Lieder ſind hochdeutſch, doch wurden auch viele theils urſprünglich niederdeutſch gedichtet, theils aus dem Hochdeutſchen ins Niederdeutſche überſetzt. Der bedeutendſte niederdeutſche Dichter iſt Johann Freder, außerdem ſind noch zu erwähnen Hermann Bonn, Superintendent zu Lübeck, welcher durch ſein niederdeutſches Geſangbuch (1537) der Gründer des niederdeutſchen Geſanges wurde, Nicolas Boie, Albert Salsborch und Hermann Beſpaſius.

An poetiſchem Gehalte iſt das Volkslied noch weitaus bedeutender als das Kirchenlied, und es übertrifft dieſes auch wohl an Umfang und Reichthum. Freilich war keine Zeit geeigneter, den Volksgeſang zu heben und zu befördern, als die erſte Hälfte des 16. Jahrh.; denn die nämlichen Gründe, welche ihn ſchon im 15. Jahrh. zu ſchöner Blüthe gebracht hatten (S. I, 591), wirkten auch jetzt noch fort, und dieſen geſellten ſich neue hinzu, welche nicht weniger dazu beitrugen, dieſe Blüthe zu immer größerer Fülle zu bringen. Die unmittelbare Theilnahme des Volks an den reformatoriſchen Bewegungen, das Gewicht, welches zuerſt von den Reformatoren auf ſeine Theilnahme gelegt wurde, vielleicht noch mehr die politiſche Rührigkeit, die es nur entwickelte, und die Hoffnung, die ihm lang vorenthaltenen Rechte und Freiheiten endlich zu erlangen, hob es zu einer Kraft des Selbſtgefühls und einer Freudigkeit des Lebens, welche deſſen poetiſchen Sinn mächtig anregen mußten. Freilich ſind nicht alle Volkslieder, die uns durch die in großer Zahl auftauchenden Sammlungen und eine noch größere Menge von fliegenden Blättern erhalten wurden, Erzeugniſſe jener Zeit, vielmehr ſtammen, wie ſchon früher bemerkt wurde, viele derſelben unzweifelhaft aus früheren Jahr-

hunderten; aber es waren auch diese wenigstens mittelbar zum Eigenthum der damaligen Zeit geworden, nicht nur dadurch, daß sie fortwährend im Munde des Volkes blieben, sondern auch und besonders dadurch, daß sie von demselben für seine Verhältnisse und seine Sprache mit mehr oder weniger Selbstständigkeit umgedichtet wurden.

Im Ganzen finden sich in den Volksliedern der Zeit die nämlichen Stoffe behandelt, wie im vorigen Jahrhundert; denn die Stoffe, welche das Volk begeistern, sind ja auch diejenigen, welche ewig neu bleiben, weil sie die innigsten und mächtigsten Verhältnisse des menschlichen Herzens berühren. Liebesfreude und Liebesschmerz, bald in allgemeinen Zügen, bald in besondern Erlebnissen dargestellt, jugendliche Lebenslust, die sich bald in ruhiger und doch lebensvoller, bald in übermüthiger, bis zur Ausgelassenheit gesteigerter Heiterkeit kund gibt, dies sind, wie früher, so auch jetzt die vorherrschenden Stoffe des Volksgesangs. Daß viele Lieder in der Reformationszeit gesungen wurden, welche das sittliche Gefühl beleidigten, haben wir schon aus Luthers Aeußerung erfahren; aber auch alle nachfolgenden Sammler von Kirchenliedern erheben dieselbe Klage und zwar ertönt sie um so lauter, je näher sie dem Ende des Zeitraumes stehen. Freilich mögen gewiß viele an sich unverfängliche Lieder der Liebe und Lust den späteren Theologen, deren Lebensansicht immer düsterer und beschränkter wurde, als verdammenswerth erschienen sein; allein ihre Klagen waren keineswegs grundlos, da sich wirklich manche Lieder aus jener Zeit erhalten haben, welche die Geschlechtsverhältnisse in der nacktesten Weise darstellen. Bei einigen Liebesliedern läßt sich der noch immer fortwährende Einfluß des Minnegesangs nicht verkennen, doch nimmt er je länger je mehr ab und ist selbst im Anfange des Zeitraums schon schwach und nur in einzelnen Zügen zu bemerken. Als solche Fortwirkung dieses Einflusses sind namentlich die noch freilich nur in sehr geringer Anzahl vorkommenden Tageliede r anzusehen. Die schönsten und besten Liebeslieder sind ohne Zweifel gerade diejenigen (und es sind bei weiten die meisten), welche an den Minnegesang nicht erinnern; sie sind voll liebesvoller Frische, die auch durch die öfters unbehilfene Sprache nicht verwischt wird. Von Tanzliedern, deren es eine große Zahl gegeben haben muß, haben sich nur wenige erhalten; sie scheinen weniger häufig gedruckt worden zu sein, und zwar wohl aus dem Grunde, weil jede Gegend ihre eigenen hatte, die sie nicht so leicht mit andern vertauschte, oder auch, weil es damals, wie jetzt noch in Tyrol, gebräuchlich war, dieselben aus dem Stegereife zu dichten. Auch die Natur- und namentlich die Frühlingslieder, welche übrigens oft in natürlicher Weise in Liebesgesänge übergehen, wie diese dagegen in jene, sind voll Leben und Anschaulichkeit. Eigenthümlich ist es übrigens den Liedern aus der Reformationszeit, daß sie gerne eine religiöse Wendung nehmen und das Gefühl der Heiterkeit und des Liebesglücks durch den Hinblick auf Gott zu veredeln suchen.

Zu den trefflichsten Erzeugnissen der Volkspoesie dieses Zeitraums gehören ohne Zweifel die Trinklieder, deren Zahl sehr bedeutend ist; sie überraschen insbesondere durch die Mannigfaltigkeit, mit der sie den an sich so einfachen Stoff behandeln, und erfreuen durch den trefflichen Humor, der aus ihnen, wie aus einer unversiegbaren Quelle sprudelt. Auch Jägerlieder, Bergreien, Studenten- und Soldatenlieder, so wie Handwerkslieder mancherlei Art, die bald das Handwerk und die Zunft preisen, bald das Leben des wandernden Gesellen schildern, bald auch als Spottlieder erscheinen, finden sich ziemlich häufig, ohne sich jedoch zu größerer Bedeutung zu erheben. — Die kirchlichen und religiösen Fragen wurden sehr häufig in Liedern behandelt, welche um so mehr Eingang und Verbreitung beim Volke fanden, je entschiedener ihre Sprache war; es finden sich darunter die bittersten Ausfälle gegen die katholische Kirche und namentlich gegen die Geistlichkeit und das Papstthum insbesondere (so die Lieder „von den Falschen Predigern", „vom Antichrist zu Rom"); aber diese kecke Sprache ist auch ihr größtes, wenn nicht ihr einziges Verdienst. Manche dieser Lieder heben auch wohl die politischen Verhältnisse hervor, doch treten diese hinter der religiösen sehr zurück, und es ist die Zahl der rein politischen Lieder nicht groß, schon deswegen, weil die Dichter ihre Ansichten mehr in das Gewand der belehrenden Darstellung kleideten. Uebrigens mögen viele theils noch nicht wieder aufgefunden worden sein, theils haben die Fürsten nach Unterdrückung des großen Bauernaufstandes gewiß viele dieser Lieder vernichten lassen; doch mögen wohl manche derselben in den Archiven der Fürsten und Städte noch jetzt unbekannt verwahrt liegen; dagegen hat sich ein größeres, aber poetisch ganz werthloses Lied erhalten, das gegen die Bauern gerichtet ist. Diejenigen Lieder, welche gegen den Kaiser und dessen Bemühungen, die kaiserliche Gewalt zu vergrößern, gerichtet und daher im Interesse der Fürsten geschrieben waren, hatten zwar auch Anfechtungen zu erfahren, und es erschienen vielfache Verbote gegen das Drucken derselben; doch konnte es natürlich weniger gelingen, sie ganz zu vernichten, weil diese Verfolgungen von den Fürsten, wie leicht zu begreifen, nicht mit der gehörigen Kraft unterstützt wurden.

An rein historischen Volksliedern ist das 16. Jahrhundert ebenfalls keineswegs arm, vielmehr ist keine auch noch so unbedeutende Thatsache unbesungen geblieben; dagegen ist kaum eins derselben von poetischem Werth, jedenfalls können selbst die besten mit Ausnahme etwa des „Lieds von der Schlacht vor Pavia" denen des vorigen Zeitraums nicht an die Seite gestellt werden.

Auch in diesem Zeitraume gab es wandernde Volkssänger, wie z. B. Grienenwald einer gewesen sein mag, von welchem G. Wickram (S. u.) ausführlicher berichtet. Doch mußte die immer größere Ausbreitung der Buchdruckerkunst nothwendig dieselben immer mehr zurückdrängen, und es sind uns kaum noch spärliche Nachrichten von ihnen überliefert.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die lyrische Poesie geben wir zur Betrachtung der einzelnen Dichter und Dichtungen über.

Huldreich Zwingli.

Der große schweizerische Reformator Huldreich Zwingli stand an poetischem Talente dem in so mancher Beziehung größeren Luther weit nach; und ob er gleich, wie dieser, musikalisch gebildet war,

(wie er denn auch einige Lieder ſelbſt componirte), ſo widmete er dem Kirchengeſang doch nicht die Aufmerkſamkeit, die ihm von Luther zu Theil ward. Zwar dichtete er einige Lieder, die ſpäter in das Geſangbuch der Reformirten aufgenommen wurden; allein es waren dieſe eigentlich nur Gelegenheitsgedichte, ſo ein „Geiſtlich lied um hilf vnd byſtand in kriegsgefar" für den erſten Cappelerkrieg (1529), und ein anderes „Als er mit peſtilenz anggriffen ward". Außerdem haben wir von ihm nur noch eine Umdichtung des 79. Pſalms, deren Zeit und Veranlaſſung unbekannt iſt. Dieſe Lieder, denen Fülle der Gedanken und Tiefe des Gefühls nicht abzuſprechen iſt, und die ſich in einem ſchönen und würdigen Ausdruck bewegen, unterſcheiden ſich durch die äußerſt kunſtreiche und mit großer Sorgfalt bearbeitete Form von den einfachen, auf dem Volksgeſang beruhenden Weiſen Luthers eben nicht zu ihrem Vortheil: auf eine ſolche, wir möchten ſagen, gelehrte Form, welche lebhaft an die ſpäteren Minneſinger erinnert, ließ ſich freilich volksthümlicher Kirchengeſang nicht begründen, und es iſt leicht begreiflich, daß derſelbe ſich bei ſolchem Vorgange des Meiſters in der reformirten Kirche nicht lebendig entwickeln konnte. Merkwürdig iſt es jedenfalls, und es gehört dies zu den unerklärlichen in der menſchlichen Natur ſo häufig vorkommenden Erſcheinungen, daß Zwingli, der von dem ächteſten republikaniſchen Sinn erfüllt war, der, aus dem Volke hervorgegangen, für dieſes vorzüglich zu wirken ſtrebte, gerade hierin das Richtige nicht fand, ſo nahe es auch lag, und ſtatt, wie Luther, der ſich im Leben ſpäter vom Volke entſchieden abwandte, auf der Grundlage des Volksgeſangs ein ächt nationales Kirchenlied zu ſchaffen, ſich in die verwickelten, dem Volke unverſtändlichen Weiſen des Minnelieds und Meiſtergeſanges verlieren konnte.

Ein chriſten'ich glaub geſtellt durch Huldrych Zwingli, nit er mit peſtilenz anggrillen waed.

1. In anfang der krankheit.

Hilf, herr gott, hilf
in diſer not!
ich mein, der tod
ſyg an der thür.
Stand, Gheiſte, für:
dann du je überwunden haſt!
Zu dir ich gilf',
iſt es dir will.
zuch vß den pfyl,
der mich verwundt!
Nit laß ein ſtund
mich haben wedte rüw noch roſt!
Willt du dann glych,
Tod, haben mich
inmitts der tagen min,
ſo ſoll es willig ſyn.
Thů, wie du willt;
mich nut beſitt.
Din haf bin ich,
mach ganz ald brich.
dann nimſt du hin
den geiſte min
von diſer erd,
thůſt dus, daß er nit böſer werd,
ald andern nit
beſleck jr leben fromm vnd ſitt.

2. In mitten der krankheit.

Teöſt, herr gott, troſt'
Die krankheit wachſt,
wee vnd angſt faßt
min ſeel vnd lyb.
Darum dich ſchyd
gen mir, einigee teoſt, mit gnad!
Die gwüß erlöſt
ein jeden, der
ſin treglich bger
vnd hoffnung ſetzt
in dich, verſchätzt
daejů diß zyt all nuh vnd ſchad.
Nun iſt es vm:
min zung iſt ſtumm,
mag ſpeechen nit ein woet;
min ſinn ſind all verdoert.
Darum iſt zyt,
Daß du min ſtryt
füeiſt fürhin;
ſo ich nit bin
ſo ſtaek, daß ich
mög tapferlich
thůn widerſtand
des tüfels facht vnd freſner hond.
Doch wiet min gmůt
ſtät blyben dir, wie er joch wůt.

3. In der beſſerung.

Gſund, herr gott, gſund!
ich mein, ich leer
ſchon widrum hee;
Ja, wenn dich dunkt,
der ſunden funk
werd nit mere dheerſchen mich vf erd,
So muß min mund
din lob vnd leer
vßſprechen meer,
dann vormals ie,
wie es joch geh,
einfeltiglich on alle gfärd.
Wiewol ich muß
des todes düß
eelyden zwar einmal,
villycht mit größrem qual,
denn jezund wäe
geſchehen, heer!
So ich junſt bin
nach gfaeen hia,
ſo will ich doch
den trutz vnd poch
in diſee welt
teagen feölich vmb widergelt
mit hilfe din,
on den nut mag vollkommin ſyn.

Martin Luther.

Luthers Geburtshaus.

Ueber das Leben und die literariſche Wirkſamkeit des großen Urhebers der Reformation werden

wir geeigneter im Abschnitt von der Prosa berichten; hier beschränken wir uns auf die Darstellung seiner lyrischen Dichtungen und namentlich seiner hohen Verdienste um das Kirchenlied. Daß er dasselbe recht eigentlich erst gründete und es zu einem wesentlichen Bestandtheile des Gottesdienstes erhob, haben wir schon oben bemerkt, so wie daß er dem Kirchenliede den Stempel aufdrückte, welchen es bis auf die neueste Zeit bewahrte und auch bewahren mußte, wenn es sich nicht nach dieser oder jener Seite von seinem wirklichen Ziel und Zweck entfernen, seinen heilsamen Einfluß mehr oder weniger verlieren wollte. Freilich haben wir schon oben von verschiedenen Abirrungen gesprochen, zu welchen sich die Dichter von Kirchenliedern schon im vorliegenden Zeitraum verleiten ließen, und wir werden ähnliche oder auch andere Abweichungen im Laufe unserer Darstellung noch mehr antreffen, aber es wird sich zeigen, daß diese stets zum entschiedensten Nachtheile des Kirchenlieds selbst ausfielen. Es ist eine der hervorragendsten Eigenthümlichkeiten Luthers als Schriftsteller, daß er mit einem seltenen, aus der Großartigkeit seines Geistes hervorgehenden Takt immer und sicher die allein richtige Form der Darstellung erkannte, woraus großen Theils der unermeßliche Eindruck zu erklären ist, den seine Schriften ohne Ausnahme auf seine Zeitgenossen hervorbrachten. Und so hatte er auch mit vollendeter Sicherheit erkannt, was das Kirchenlied sein und leisten müsse, wenn es seinem höchsten Zwecke, die zur Andacht versammelte christliche Gemeinde zu erbauen, entsprechen sollte. Das Kirchenlied war, wie wir früher (I, 594) gesehen haben, recht eigentlich aus dem Volke hervorgegangen, und hatte daher einen dem Bedürfnisse des Volkes entsprechenden Charakter angenommen. Diesen volksmäßigen Charakter nun faßte Luther mit einer sein eigenes Wesen bezeichnenden Tüchtigkeit auf, so daß seine Kirchenlieder unerreichbare Muster volksthümlicher Dichtungen wurden. Denn sie bewegen sich nicht nur in der schlichten und bei aller Einfachheit doch kräftigen Ausdrucksweise des Volks, es spricht sich in ihnen auch die erfreulichste Glaubensinnigkeit und Glaubenswärme aus, die freilich in Luthers eigenem Wesen lag, die aber zugleich auch tief im Volke wurzelt. Was das Volk seit beinahe Jahrhunderten angestrebt hatte, in der Kirche Gesänge zu hören und selbst mit zu singen, die, in seiner eigenen Sprache und der ihm eigenthümlichen Ausdrucksweise gedichtet, die tiefe Glaubenszuversicht aussprächen, die ihm selbst nicht in der Zeit der größten Noth, ja nicht einmal durch die große Versunkenheit seiner Geistlichen geraubt werden konnte; das ward ihm nun durch die vortrefflichen Kirchenlieder Luthers gewährt, die sich denn auch mit bewundernswürdiger Schnelligkeit über alle deutschen Länder verbreiteten und überall mit Begeisterung aufgenommen wurden, so daß sie vielleicht nicht weniger zur allgemeinen Aufnahme der Reformation beitrugen, als selbst seine Bibelübersetzung, wie denn ein späterer Jesuit (Conzenius) von seinem Standpunkte aus mit vollem Rechte sagen konnte, es hätten die Lieder Luthers mehr Seelen getödtet, als seine Bücher und seine Reden. Vortrefflich werden diese Kirchenlieder von Cyr. Spangenberg charakterisirt. „So muß mans ja wahr seyn lassen, daß Lutherus unter allen Meister-Sängern, sider der Apostel Zeit her, der beste und kunstreichste gewesen und auch wohl bleiben wird, in dessen Liedern und Gesängen mann kein vergeblich noch unnöthiges Wörtlein findet; es fleußet und füllet Ihm alles aufs lieblichste und notlichste voller Geistes und Lehre, daß schier ein jedes Wort eine eigene Predigt oder doch zum wenigsten eine sonderliche Erinnerung giebt. Da ist nichts gezwungenes nichts eingeflicktes, nichts verbrochenes; die Reimen sind leicht und gut, die Wort artlich und ausserlesen, die Meynung klar und verstendtlich, die Melodyen und Thon lieblich und hertzlich, und in Summa alles herrlich und tröstlich, daß es Safft und Krafft hat, hertzet und tröstet. Und ist in Summa seines gleichen nicht, viel weniger seines Meisters zu findm." Hat auch Spangenberg gerade das, was wir als den wesentlichsten Charakterzug in Luthers Kirchenliedern, deren volksthümliches Element, nicht erkannt, so wird aus seiner Darstellung doch ersichtlich, daß er dessen Bedeutung unwillkürlich fühlte, besonders dadurch, daß er die musikalische Kraft derselben hervorhebt, die schon vor Luther nur noch im Volksliede zu finden, aus der gelehrten Dichtung dagegen vollständig verschwunden war. Es ist bekannt, daß Luther sich gelegentlich bestrebte, den Kirchengesang auch musikalisch zu verbessern und volksmäßig einzurichten. Selbst musikalisch gebildet, componirte er mehrere Lieder, doch vertraute er die hohe Aufgabe vorzüglich seinen beiden Freunden, den tüchtigen Kapellmeistern Conrad Rupf und Joh. Walther, die, von ihm geleitet und in seinem Geiste wirkend, manche herrliche Melodien schufen, welche vom Volke mit nicht weniger Begeisterung aufgenommen wurden, als die Lieder selbst, so daß man katholischer seits oft genug die Klagen wiederholen hörte, das Volk singe sich in Luthers Lehre hinein.

Von den 37 Kirchenliedern, welche Luther verfaßte (sechs oder sieben andere können ihm nicht mit Sicherheit zugeschrieben werden), sind nur fünf ganz selbstständig gedichtet, die übrigen sind zum größern Theil entweder Uebersetzungen oder Ueberarbeitungen lateinischer Kirchengesänge oder alter deutscher geistlicher Volkslieder; einige sind Bearbeitungen von Psalmen oder einzelner Bibelstellen. Aber auch diese sind bewundernswürdig, theils durch die Treue, mit welcher er den Geist und Sinn seiner Vorbilder auffaßte und wiedergab, theils durch die Selbstständigkeit, mit welcher er das Einzelne behandelte und verbesserte. Wir theilen von den verschiedenen Gattungen Beispiele mit und zwar zunächst die Umdichtung des alten lateinischen Kirchengesangs „Veni, sancte spiritus" (1), den schon Hermann, Mönch von Salzburg, bearbeitet hatte (I, 597), welche Nachbildung Luther nicht gekannt zu haben scheint: wenigstens legte er der seinigen eine andere zum Grunde, welche am Anfange des 16. Jahrh. häufig gesungen wurde. Es bestand diese aus einer einzigen Strophe, welche Luther beinahe wörtlich beibehielt, denn er hielt diesen Gesang für so vortrefflich, daß er in seinen Tischreden sagt, „der heilige Geist habe ihn selber von sich gemacht, beide, Wort und Melodey". Die zwei von ihm hinzugedichteten Strophen athmen den nämlichen tief gläubigen Sinn, welcher im ursprünglichen Gesang liegt. Zu den vortrefflichsten Liedern Luthers, wenn sich überhaupt ein Unterschied finden läßt, gehören jedenfalls die Umarbeitungen der Psalmen, deren großartiger und von der reinsten Poesie durchdrungener Geist dem seinigen so ganz entsprach. Die Umdichtung des „12. Psalms" (2)

iſt die herzlichſte Klage gegen die falſchen Lehrer und Heuchler, an die ſich die lebendigſte Zuverſicht ſchließt, daß Gott die wahre Lehre gegen alle Anfechtungen ſchützen würde; und wiederum kann ſich das innigſte Vertrauen auf Gott und ſeine unendliche Güte nicht reiner und nicht kräftiger ausdrücken, als in der Bearbeitung des 130. Pſalms „Aus tieffer not ſchrei ich zu dir" (3). In keinem Liede ſpricht ſich aber die Ueberzeugung von der Gnade und der Allmacht Gottes zugleich einfacher und mächtiger aus, als in der Nachbildung des 46. Pſalms (4), deren großartige Wirkung nicht beſſer erklärt werden kann, als durch den alten Volksreim:

„Eine feſte Burg iſt unſer Gott:
Hall vor Aller, hilft noch uns Noth."

Der Lobgeſang „Nun bitten wir den heiligen Geiſt" (5) iſt uns ſchon aus früherer Zeit als vielgeſungenes geiſtliches Volkslied bekannt (I, 594); Luther hat daſſelbe unverändert als erſte Strophe beibehalten und drei neue hinzugedichtet, welche den Gedanken des Volksliedes in ächt volksmäßiger Weiſe nach ſeinen Hauptbeziehungen entwickeln. Auch die ſelbſtſtändig gedichteten Lieder haben dieſen volksmäßigen Ton, am wenigſten vielleicht das Lied: „Nu freud euch, lieben Chriſten gmein" (6), welches aber ſchon dadurch merkwürdig iſt, daß es Luthers erſter Verſuch im Kirchenliede iſt, in welchem er ſeine ganze Glaubenslehre niederlegte. Ganz im Tone des Volksgeſangs iſt dagegen das herrliche „Kinderlied (7), deſſen liebenswürdige Naivetät und reine Kindlichkeit wahrhaft unnachahmlich iſt; nicht weniger das „Lied von den zween Merterern Chriſti" (8), welchem nur die größere Anſchaulichkeit abgeht, um für ein vollgültiges Muſter epiſchen Volksgeſangs zu gelten.

Obgleich dieſes, wie die zwei folgenden, ſchon nicht mehr in die Reihe der eigentlichen Kirchenlieder gehört, ſo haben wir dieſelben doch mitgetheilt, um ein Bild von der dichteriſchen Vielſeitigkeit Luthers zu geben, der ohne Zweifel auch in andern Gattungen Großes geleiſtet hätte, wenn er ſich der Poeſie ausſchließlich hätte widmen wollen. Es ergibt ſich dieſes zwar weniger aus dem Liede „Vom Hofleben" (10), welches aber für Luthers Charakteriſtik höchſt wichtig iſt, weil es uns zeigt, wie klar er in der That auch die darin geſchilderten Verhältniſſe durchſchaute; dagegen tritt es in lebendiger Wahrheit in der ſchönen Dichtung „Fraw Muſica" (9) hervor, welches die veredelnde und das Menſchenherz zu Gott emporhebende Macht des Geſangs in wahrhaft dichteriſchen Zügen darſtellt.

1. Veni ſancte Spiritus, gebeilert.

1. KOm heiliger Geiſt, HErre Gott,
erfüll mit deiner gnaden gut
Deiner gleubigen hertz, mut vnd ſin,
dein brünſtige lieb entzünd in ſie.
O HERR, durch deines liechtes glantz
zu dem glauben verſamlet haſt
Das volck aus aller Welt zungen:
das ſey dir, HERR, zu lob geſungen,
Halelnia, halelaia.

2. Du heiliges liecht, edler hort,
las vns leuchten des lebens wort,
Vnd ler vns Got recht erkennen,
vnn hertzen Vater in nennen.
O HERR, behüt für frembder lehr,
das wir nicht meiſter ſuchen mehr,
Denn Jheſum mit rechtem glauben,
vnd im aus gantzer macht vertrawen.
Halelnia, halelnia.

3. Du heilige brunſt, ſüſſer troſt,
nu hilff vns frölich vnd getroſt
Ja deim dienſt beſtendig bleiben,
die trübſal vns nicht abtreiben.
O HERR, durch dein krafft vns bereit
vnd ſtneck des fleiſches bloßigkeit,
Das wir die ritterlich ringen,
durch tod vnd tedes za dir dringen.
Halelnia, halelaia.

2. Der XII. Pſalm. Saluum me fac Domine.

1. ACh Gott vom himel, ſih darein
vnd las dich des erbarmen,
Wie wenig ſind der heilgen ſein,
verlaſſen ſind wir armen.
Dein wort man leſſt nicht haben war,
der glaub iſt auch verloſchen gar
bey allen menſchen kinden.

2. Sie teren eitel falſche tift,
vns eigen Witz erfindet.
Ir hertz nicht eines ſinnes iſt
in Gottes wort gegründet.
Der wehlet dis, der nimet das,
ſie trennen vns on alle maß
vnd gleiſſen ſchön von auſſen.

3. Gott wolt ausrotten alle tahr,
die falſchen ſchein vns leren;
Durzu jr zung ſtoltz offenbar
ſpricht: ertzt, wer wils vns wehren?
Wir haben recht vnd macht allein,
was wir letzen, das gilt gemein,
wer iſt, der vns ſol meiſtern?

4. Darumb ſpricht Gott: Ich mus auff ſtan,
Die armen ſind verſtöret;
Ir ſeufftzen driugt za mir herein,
ich hab jr klag erhöret.
Mein heilſam wort ſol auff den plan
getroſt vnd friſch fie greiffen an
vnd ſein die krafft der armen.

5. Das ſilber, durchs fewr ſieben mal
bewert, wird lauter funden
Am Gottes wort man warten ſol
des gleichen alle ſtunden:
Es wil durchs creutz bewert ſein
da wird ſein krafft erkand, vnd ſchein
vnnd leucht ſtarck in die lande.

6. Das wolſtu, Gott, bewaren rein
für dieſem arges geſchlechte,
Vnd las vns dir befolhen ſein,
das ſichs ja vns nicht flechte,
Der Gottlos hauff ſich vmbher ſind,
wo dieſe tofe leute ſind
in deinem volck erhaben.

3. Der CXXX. Pſalm: de profundis clamaui ad te Domine.

1. AVs tieffer not ſchrey ich zu dir,
HERR Gott, erhör mein ruffen,
Dein gnedig ohren ker zu mir
vnd meiner bit ſie öffen,
Denn ſo du wilt das ſehen an,
was ſund vnd vnrecht iſt gethan,
wer kan, HERR, für dir bleiben?

2. Bey dir gilt nichts denn gnad vnd gunſt,
die ſunde zuuergeben.
Es iſt doch vnſer thun vmb ſunſt
auch in dem beſten leben.
Für dir niemand ſich rhümen kan,
des mus dich fürchten jedermann
vnd deiner gnaden leben.

3. Darumb auff Gott wil hoffen ich,
auff mein verdienſt nicht bawen.
Auff jn mein hertz ſol laſſen ſich
vnd ſeiner güte trawen,
Die mir zuſagt ſein werdes wort,
das iſt mein troſt vnd trewer hort,
des wil ich allzeit harren.

4. Vnd ob es werd bis in die nacht
vnd wider an den morgen,
Doch ſol mein hertz an Gottes macht
verzweifeln nicht, noch ſorgen.

So thu Jsrael rechter art,
der aus dem geist erzeuget ward
vnd seines Gotts erharre.

5. Ob bey vns ist der sunden viel,
bey Gott ist viel mehr gnaden.
Sein hand zu helffen hat kein ziel,
wie gros auch sey der schaden.
Er ist allein der gute hirt,
Der Jsrael erlösen wird
aus seinen sunden allen.

4. Der XLVI. Psalm. Deus noster refugium et virtus ꝛc.

1. EJn feste burg ist vnser Gott,
ein gute wehr vnd waffen:
Er hilfft vns frey aus aller not,
die vns itzt hat betroffen.
Der alt böse feind
mit ernst ers itzt meint,
gros macht vnd viel list
sein grawsam rüstung ist,
vuff erd ist nichts seins gleichen.

2. Mit vnser macht ist nichts gethan,
wir sind gar bald verloren:
Es streit für vns der rechte man,
den Gott hat selbs erkoren.
Fragstu, wer der ist?
er heist Jhesus Christ,
der HERR Zebaoth,
vnd ist kein ander Gott,
das felt mus er behalten.

3. Vnd wenn die welt vol Teuffel wer
vnd wolt vns gar verschlingen,
so fürchten wir uns nicht so sehr,
es sol vns doch gelingen.
Der Fürst dieser welt,
wie sawr er sich stellt,
thut er vns doch nicht,
das macht, er ist gerichte,
ein wörtlin kan jn fellen.

4. Das wort sie sollen lassen stan
vnd kein danck dazu haben,
Er ist bey vns wol auff dem plan
mit seinem geist vnd gaben.
Nemen sie den leib,
gut, ehr, kind vnd weib:
las fahren dahin,
sie habens kein gewin,
Das Reich mus vns doch bleibrn.

5. Der lobgesang: „Nu bitten wir den heiligen Geist."

1. NV bitten wir den heiligen Geist
vmb den rechten glauben vllermeist,
Das er vns behüte
an vnserm ende,
wenn wir heim fvrn
aus diesem elende. Kyrioleis.

2. Du werdes liecht, gib vns deinrn schein,
ler vns Jhesum Christ kennen allein,
Das wir an jm bleiben,
dem trewen Heiland,
der vns bracht hat
zum rechtrn Vaterland. Kyrioleis.

3. Du süße lieb, schenck vns deine gunst,
las vns empfinden der liebe brunst,
Das wir vns von hertzen
einander lieben
vnd im friede
auff einim sine bleiben. Kyrioleis.

4. Du höchstee tröster in aller not,
hilff, das wir nicht furchten schand, noch tod,
Das in vns die sinne
nicht verzagen,
wenn der feind wird
das leben verklagen. Kyrioleis.

6. Ein danclied, für die höchsten wolthvten, so vns Gott in Christo erzeigt hat.

1. NV freud euch, lieben Christen gmein
vnd last vns frölich springen,
Das wir getrost vnd vll in ein
mit lvst vnd liebe singen:
Was Gott an vns gewendet hat,
vnd seine süße wunderthat,
gar thewr hat ers erworben.

2. Dem Teuffel ich gefangen lvg
im tod war ich verloren,
mein sund mich quelet nacht vnd tag,
darin ich war geboren,
Jch fiel vnd imer tieffer drein,
es war kein guts vm leben mein,
die sund hat mich besessen.

3. Mein gute werck, die golten nicht,
es war mit jn verdorben;
Der frey will haffet Gotts gericht,
er war zvm gut erstorben;
Die angst mich zu verzweivelv treib,
das nichts denn sterben bey mir bleib,
zvr hellen must ich sincken.

4. Da jamerts Gott in ewigkeit
mein elend vbermassen,
Er dacht an sein barmhertzigkeit,
er wolt mir helffen lassen,
Er wand zv mir das Vater hertz,
es war bey jm fürwar kein scherz,
er lies sein bestes kosten.

5. Er sprach zu seinem lieben Son:
die zeit ist hie zurbarmen,
Far hin, meins heetzens werde kron
vnd sey das heil dem armen,
Vnd hilff jm aus der sunden not,
erwürg für jn den bittern tod
vnd las jn mit dir leben.

6. Der Son dem Vater ghorsam ward,
er kam zu mir vuff erden,
Von einer Jungfrau rein vnd zart,
er solt mein heuter werden.
Gar heimlich fvrt er sein gewalt,
er gieng in meiner armen gstalt,
den Teuffel wolt er fangen.

7. Er sprach zu mir: halt dich vn mich,
es sol dir jetzt gelingen.
Jch geb mich selber gantz für dich,
da wil ich für dich ringen,
Denn ich bin dein vnd du bist mein,
vnd wo ich bleib dv soltu sein,
vns sol der feind nicht scheiden.

8. Vergiessen wird er mir mein blvt,
dazu mein leben rauben,
Das leid ich alles dir zu gut,
das halt mit festem glauben,
Den tod verschlingt das leben mein
mein vnschuld tregt die sunde dein,
da bistu selig worden.

9. Gen himel zu dem Vater mein
far ich von diesem leben,
Da wil ich sein der meister dein,
den geist wil ich dir geben,
Der dich in trübnis trösten sel
vnd leren mich erkennen wol
vnd in der warheit leiten.

10. Was ich gethan hab vnd gelert,
das soltu thvn vnd leren,
Damit das reich Gotts werd gemehrt,
zu lob vnd seinen ehren.
Vnd hüt dich für der menschen glatz,
dauon verdirbt der edle schatz,
das las ich dir zu letze. Amen.

7. Ein Kinderlied, auf die Weihnachten vom kindlein Jhesv.

1. VOm himel hoch dv kom ich her,
ich bring ench gute newe mehr,
Der guten mehr bring ich so viel,
dauon ich singen vnd sagen wil.

2. Euch ist ein lindlein heut geborn,
von einer Jungfraw, auserkorn,
Ein lindelein so zart vnd fein,
das sol ewr freud vnd wonne sein.

3. Es iſt der HERR Chriſt vnſer Gott,
der wil euch fürn aus aller not,
Er wil ewr Heiland ſelber ſein,
von allen ſunden machen rein.

4. Er bringt euch alle ſeligkeit,
die Gott der Vater hat bereit,
Das jr mit vns im himelreich
ſolt leben nu vnd ewigleich.

5. So mercket nu das zeichen recht,
die krippen, windelein ſo ſchlecht,
Da findet jr das kind gelegt,
das alle welt erhelt vnd tregt.

6. Des laſſt vns alle frölich ſein
vnd mit den hirten gehen hinein,
Zu ſehen, was Gott vns hat beſchert,
mit ſeinem lieben Son verehrt.

7. Merck auff, mein hertz, vnd ſich dort hin:
was ligt doch in dem krippelin,
Was iſt das ſchöne kindelin?
es iſt das liebe Jheſulin.

8. Bis willekomen, du edler gaſt,
den Sunder nicht verſchmehet haſt,
Vnd kömpſt ins elend her zu mir:
wie ſol ich immer dancken dir?

9. Ach HERR, du ſchöpffer aller ding,
wie biſtu worden ſo gering,
Das du da ligſt auff dürrem geas,
dauon ein rind vnd eſel aß.

10. Vnd wer die welt vielmal ſo weit,
von edel ſtein vnd gold bereit,
So wer ſie doch dir viel zu klein,
zu ſein ein enges wigelein.

11. Der ſammet vnd dir ſeiden dein,
das iſt grob hew vnd windelein,
Darauff du, König ſo groß vnd reich
her prangſt, als wers dein Himelreich.

12. Das hat alſo gefallen dir,
die warheit anzuzeigen mir:
Wie aller welt macht, ehr vnd gut
für dir nichts gilt, nichts hilfft, noch thut.

13. Ach, mein hertzliebes Jheſulin,
mach dir ein rein ſanfft bettelin,
Zu rugen in meins hertzen ſchrein,
das ich nimer vergeſſe dein.

14. Dauon ich allzeit frölich ſey,
zu ſpringen, ſingen imer frey
Das rechte Suſſanine ſchon,
mit hertzen luſt den ſüſſen thon.

15. Lob, ehr ſey Gott im höchſten thron,
der vns ſchenckt ſeinen einigen Son,
Des frewen ſich der engel ſchar,
vnd ſingen vns ſolchs newes jar.

8. Ein lied von den zween Merterern Chriſti, zu Brüſſel, von den Sophiſten von Löwen verbrandt. Geſchehen im jar M. D. xx iſt.

1. EJn newes lied wir heben an,
das walt Gott, vnſer HERRE,
Zu ſingen, was Gott hat gethan,
zu ſeinem lob vnd ehre.
Zu Brüſſel in dem Niederland
wol durch zween junge knaben
hat er ſein wunder macht bekand,
die er mit ſeinen gaben
ſo reichlich hat gezieret.

2. Der erſt recht wol Johannes heiſt,
ſo reich an Gottes hulden;
Sein bruder Heinrich nach dem geiſt,
ein rechter Chriſt on ſchulden.
Von dieſer welt geſcheiden ſtad,
ſie han die kron erworben,
recht wie die fromen Gotes kind
für ſein wort ſind geſtorben:
ſein mertrer ſind ſie worden.

3. Der alte feind ſie fangen lies,
erſchreckt ſie lang mit drewen.
Das wort Gottes man ſie leucken hies,
mit liſt auch wolt ſie teuben.
Von Löwen der Sophiſten viel,
mit jrer kunſt verloren,
verſamlet er zu dieſem ſpiel:
der geiſt ſie macht zu thoren,
ſie kunden nichts gewinnen.

4. Sie ſungen ſüß, ſie ſungen ſawr,
verſuchten manche liſten:
Die knaben ſtunden wie ein mawr,
verachten die Sophiſten.
Den alten feind das ſehr verdros,
das er war vberwunden
von ſolchen jungen, er ſo gros:
er ward vol zorn von ſunden,
gedacht, ſie zu verbrennen.

5. Sie raubten jn das kloſter kleid,
die weih ſie jn auch namen:
Die knaben waren des bereid,
ſie ſprachen frölich: Amen!
Sie dancten jrem Vater Gott,
das ſie les ſolten werden
des Teuffels lurnen ſpiel vnd ſpot,
darin durch falſche herden
die welt er gar betreuget.

6. Da ſchickt Gott durch ſein gnad alſo,
das ſie recht Prieſter worden,
Sich ſelbs jm muſten opffern da
vnd gehn im Chriſtenorden,
Der welt gantz abgeſtorben ſein,
die heucheley ablegen,
zum himel komen frey vnd rein,
die Muncherey ausſegen
vnd menſchen tand ſie laſſen.

7. Man ſchreib jn für ein brieflein klein,
das hies man jn ſelbs leſen.
Die ſtück ſie zeichten alle drein,
was jr glaub war geweſen.
Der höchſte jrthumb dieſer war:
man mus allein Gott glauben,
der menſch leugt vnd treugt imerdar,
dem ſol man nichts vertrawen.
Des muſten ſie verbrennen.

8. Zwey groſſe fewr ſie zündten an,
die knaben ſie her brachten:
Es nam gros wunder jederman,
das ſie ſolch pein verachten.
Mit freuden ſie ſich gaben drein,
mit Gottes lob vnd ſingen.
Der mut ward den Sophiſten klein
für dieſen newen dingen,
das ſich Gott lies ſo mercken.

9. Der ſchimpff ſie nu gerewet hat,
ſie woltens gern ſchön machen.
Sie thüen nicht rhümen ſich der that,
ſie bergen faſt die ſachen.
Die ſchand im hertzen beiſſet ſie,
vnd klagens jrn genoſſen,
doch kan der geiſt nicht ſchweigen hie:
das Hadels blut vergoſſen,
es mus den Kain melden.

10. Die aſchen will nicht luſſen ab,
ſie ſtaubt in allen landen,
Hie hilfft kein bach, loch, grub, noch grub,
ſie macht den feind zu ſchanden.
Die er im leben durch den mord
zu ſchweigen hat gedrungen,
die mus er tod an allem ort
mit aller ſtim vnd zungen
gar frölich luſſen ſingen.

11. Noch luſſen ſie jr lügen nicht,
den groſſen mord zu ſchmücken:
Sie geben für ein falſch gedicht,
jr gwiſſen thut ſie drücken.
Die heiligen Gotts auch nach dem tod
von jn gelestert werden,
ſie ſagen, in der letzten not
die knaben auch auff erden
ſich ſolln haben vmbkeret.

12. Die las man liegen imer hin,
ſie habens keinen fromen.
Wir ſollen dancken Gott darin,
ſein wort iſt wieder komen.
Der Somer iſt hart für der thür,
der winter iſt vergangen,

die zaete blümlin gehn erfür:
dee das hat angefangen,
dee wird es wol volenden. AMEN.

9. Fraw Muſica.

FVr allen freuden auff Erden
kan niemand kein feinee werden,
denn die ich geb mit meim ſingen
vnd mit manchem ſüſſem klingen.
Hie kan nicht ſein ein böſer Mut,
wo da ſingen Geſellen gut;
hie bleibt kein zorn, zanck, haſs, noch neid
weichen mus alles heczeleid;
geiz, ſorg, vnd was ſonſt hart anleit,
fert hin mit allee traweigkeit.
Auch iſt ein jedee des wol frey,
das ſolche Feend kein ſünde ſey,
ſondern auch Gott viel bas gefelt,
denn alle Feend der gantzen Welt:
dem Teuffel ſie ſein werck zerſtört,
vnd verhindert viel böſer Mörd.
Das zeugt Dauid, des Königes, that,
der dem Saul offt geweret hat
mit gutem ſüſſem Harffenſpiel,
das er in geoffen Mord nicht fiel.
Zum Göttlichen wort vnd wueheit
macht ſie das Hertz ſtill vnd bereit:
ſolchs hot Eliſeus bekand,
da er den Geiſt durchs harffen fand.
Die beſte zeit im jae iſt mein,
da ſingen alle Vögelein,
Himel vnd Erden iſt der vol,
viel gut Geſang da lautet wol.
Voran die Ilebe Nachtigal
macht alles frölich vbeeal
mit irem lieblichen Geſang:
des mus ſie haben imee danck.
Viel mehr der liebe HErre Gott,
der ſie alſo geſchaffen hat,
zu ſeyn die rechte Sengerin,
dee Muſicen ein Meiſterin.
Dem ſingt vnd ſpringt ſie tag vnd nacht,
ſeins lobes ſie nichts mude macht:
den ehrt vnd lobt auch mein Geſang.
vnd ſagt jm ein ewigen danck.

10. Vom Hofleben.

1. Wer ſich nimt an
vnds Rädlein kan
hubſch auf der Bahn
lan vmbdee gan,
vnd ſchmeicheln ſchun,
findt jederman
ein Fehl vnd Wan,
dee geht zu Hof ſyt oben an.

2. Denn wee gedächt
zu leben ſchlecht,
ganz from vnd geecht,
die Wahrheit beächt,
der wird duechächt
vnd gar geſchwächt,
gdöhnt vnd geſchmächt,
vnd bleibt allzeit der andern Knecht.

3. Beim Schmeichelſtab
gwinnt mancher Knab
geoß Gut vnd Hab,
Geld, Gunſt vnd Gab,
Preis, Ehe vnd Leb,
ſtößt andre rnd,
daß ee hoch trab;
ſo geht die Welt ſyt auf vnd ab.

4. Wer ſolchs nicht kann
zu Hofe thun,
thn ſich davon;
ihm wird zu Lohn
eue Spott vnd Hohn:
denn Heuchelmann
vnd Spötteznhn
iſt ſyt zu Hof am beſten dean.

Ulrich von Hutten.

Hat Ulrich von Hutten auch nur ein einziges Lied gedichtet, ſo muß dieſes doch um ſo entſchiedener hier ſeine Stelle finden, als es nicht bloß aus der Tiefe der Seele des großen Mannes, über deſſen Leben und Dichtungen erſt ſpäter berichtet werden kann, hervorgegangen iſt, ſondern auch, wie kein anderes Gedicht, die herrſchende Stimmung in der Reformationszeit vortrefflich darſtellt, eine Stimmung, welcher das höchſte Ziel nicht unerreichbar geweſen wäre, wenn ſie ſtets von der Thatkraft und der tiefen Einſicht begleitet geweſen wäre, welche wir bei Hutten in ſeltenem Grade vereinigt finden.

Ain new lied.

1. Ich habs gewagt mit ſinnen
vnd trog des noch kain rew:
Mag ich nit dran gewinnen
noch müß mun ſpuren trew!
Dar mit ich munn,
nit nim allain,
wen man es wolt eekennen:
dem land zů gůt
wie wol man thůt
ain pfaffen ſeynd mich nennen.

2. Du laß ich beben liegen
vnd reden was ee wil!
Het warhait ich geſchwigen,
mir weren huldee vil.
Nun bab ichs gſagt,
bin denmb verlagt:
das klag ich allen feummen,
wie wol noch ich
nit weytee ſteich,
Vielecht weed wydee kummen.

3. Vmb gnad wil ich nit bitten,
die weyl ich din on ſchnlt;
Ich bet das eecht gelitten,
ſo bindeet vngeonli.
Das man mich nit
nach altem ſit
zů gbör hat kummen laſſen:
Vilecht wills get,
vnnd zwingt ſie not,
zů handeln dieſer muſſen.

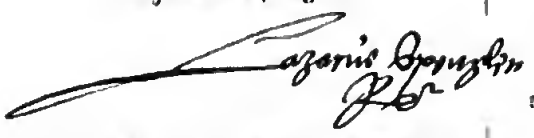
4. Nun iſt offt diſee gleychen
geſcheben auch bie voe,
Das ainee von den reychen
ain gůtes ſpiel verlor.
Offt greſſee ſlam
von fundlin kam:
wer wais, ob ichs werd rechen!
ſtat ſchen im lauff,
ſo ſetz ich denuff,
můß gan eder brechen!

5. Dar neben mich zů teöſten
mit gůtem gwiſſen bab.
Das kainee von den böſten
mie eee mag brechen ab,
Noch ſagen, das
vff ninig maß
ich undees ſey gegangen,
dan Eren nach,
bab dyſe ſach
in gůtem angefungen.

6. Wil nun ye ſelbs nit raten
dyß frumme nation,
Irs ſchaden ſich eegatten,
als ich vermanet han,
So iſt mie layd!
Hie mit ich ſchavd,
wil mengen baß die kueten;
byn vnneezugt:
Ich babs gewagt,
vnd wil des ends erwarten!

7. Ob dan mie nach thůt denken
der Curtiſanen liſt:
Ain hertz laſt ſich nit krencken,
das rechter mayuung iſt!
Ich wais noch nit,
wöln auch vns ſeil,
vnd ſoltens beubee ſteeben:
auff, landsknecht gůt
vnd reutters můt!
laſt Hutten nit vecderben.

Lazarus Spengler.



Lazarus Spengler ward am 13. März 1479 zu Nürnberg geboren, wo ſein Vater Rathſchreiber war und ſich verdienten Anſehens erfreute. Im Jahr 1494 ging er, 16 Jahr alt, nach Leipzig, um die Rechte zu ſtudiren, erhielt nach ſeiner Zurückkunft ſogleich eine angemeſſene Anſtellung und folgte 1507 ſeinem Vater als Rathſchreiber, in welcher Eigenſchaft er ſich vielfache Verdienſte um ſeine Vaterſtadt erwarb. Spengler war einer der erſten und eifrigſten Beförderer der Reformation, welche durch ſeinen Einfluß in Nürnberg ſchnelle Verbreitung gewann. Wegen ſeiner Entſchiedenheit in den kirchlichen Fragen und ſeiner allgemein geſchätzten Gewandtheit als Geſchäfts- und Staatsmann wurde er von dem Rathe ſeiner Vaterſtadt als Geſandter auf den berühmten Reichstag zu Worms (1521) abgeordnet, wo er Luther perſönlich kennen lernte. Durch dieſen ſcheint er auf die Nothwendigkeit, das Schulweſen zu verbeſſern, aufmerkſam gemacht worden zu ſein; denn er widmete demſelben nach ſeiner Zurückkunft die erfolgreichſte Thätigkeit. Im J. 1530 nahm er zu Augsburg einflußreichen Antheil an den Verhandlungen über das evangeliſche Glaubensbekenntniß. Von Luther hochgeachtet, der ihm ſeine vollſtändige Bibelüberſetzung als Geſchenk überſandte und das von ihm verfaßte „Glaubensbekenntniß“ mit einer Vorrede herausgab, von den Behörden ſeiner Vaterſtadt wegen ſeiner Geſchäftstüchtigkeit und ſtrengen Redlichkeit geliebt und geehrt, ſtarb er nach langen Leiden am 7. Sept. 1534. — Zwar hat Lazarus Spengler nur ein einziges Kirchenlied gedichtet (von einem andern iſt es zweifelhaft, ob er der Verfaſſer iſt); aber es gehört dieſes unbedingt zu den trefflichſten Erſcheinungen der Zeit, und zeichnet ſich nicht nur durch tiefe Frömmigkeit aus, ſondern ſchließt ſich auch durch den ächt poetiſchen Sinn, der es belebt, den Liedern Luthers würdig an.

Durch Adams Fall.

1. DVrch Adams fall iſt ganz verderbt
menſchlich natur vnd weſen,
Daſſelb gifft iſt auff vns geerbt,
das wir nicht mochten geneſen,
On Gottes troſt, der vns erloſt
hat von dem groſſen ſchaden,
darein die ſchlang Henam bezwang,
Gotts zorn auff ſich zu laden.

2. Weil dann die ſchlang Henam hat bracht,
das ſie iſt abgefallen
Von Gottes wort, welchs ſie veracht,
dardurch ſie in vns allen
Bracht hat den tod, ſo war ye not,
das vns auch Gott ſollt geben,
ſein lieben Sohn, der gnaden thron,
in dem wir möchten leben.

3. Wie vns nu hat eyn frembde ſchuld
in Adam all verhönet,
Alſo hat vns ein frembde huld
in Chriſti all verſönet;
Vnd wie wir all durch Adams fall
ſind ewigs tods geſtorben,
alſo hat Gott durch Chriſtus tod
vernewt, das war verdorben.

4. So er vns den ſein Son hat gſchenckt,
do wir ſein feind noch waren,
Der für vns iſt ans Creutz gehenckt,
gelöſt, gen himel glaeen,
Dardurch wir ſein vom tod vnd pein
erloſt, ſo wir vertrawen
in diſen hoet, des valters wort;
wem wollt für ſterben grawen?

5. Er iſt der weg, das liecht, die pfort,
die warheyt vnd das leben,
Des vatters rad vnd ewigs wort,
den er vns hat gegeben
Zu eynem ſchutz, das wir mit trutz
an ihn feſt ſollen glauben,
darum vns bald keyn macht noch gwalt
aus ſyner hand wird rauben.

6. Der menſch iſt gottlos vnd verrücht,
ſein heyl iſt auch noch ferren,
Der troſt bei eynem menſchen ſücht,
vnd nitt bei Gott dem herren;
Denn wer ihm will ein ander zill
on diſen tröſter ſtecken,
den mag gar bald des teuffels gwalt
mit ſtinee liſt erſchrecken.

7. Wer hofft in Gott vnd dem vertrawt,
der wurdet nitt zu ſchanden,
Denn wer auf diſen felſen bawt,
ob ihm gleich geht zu handen
Viel vnfals hie, hab ich doch nie
den menſchen ſehen fallen,
der ſich verloſt auff Gottes troſt:
er hilfft ſein glaubgen allen.

8. Ich bitt, O Heer, aus hertzen grund,
du wolſt nitt von mir nemen
Dein heilges wort auß meinem mund,
ſo wirdt mich nitt beſchemen
Mein ſund vnd ſchuld, denn in dein huld
ſetz ich all mein vertrawen;
wer ſich nur feſt darauff verlest,
der wurd den tod nitt ſchawen.

9. Mein füſſen iſt dein heilges wort
ein brinnende lucerne,
Ein liecht, das mir hin weg weiſt fort;
ſo diſer morgen ſteeen
Inn vns auff geth, ſo bald verſteht
der menſch die hohen gaben,
die Gottes geyſt den gwiß verheyßt,
die hoffnung dartin haben.

Paul Speratus.

Aus dem altſchwäbiſchen Geſchlecht der von Spretten wurde Paul Speratus (er hatte ſeinem Namen nach damals üblicher Weiſe eine lateiniſche Form gegeben) am 13. Dec. 1484 zu Augsburg geboren. Nachdem er lange in Paris und auf italieniſchen Univerſitäten ſtudirt und die Weihe als Prieſter erhalten hatte, widmete er ſich dem Lehramte, und erwarb ſich durch ſeine trefflichen Vorträge über verſchiedene Zweige der Theologie, die er an mehreren Orten, zuletzt in Wien, hielt, ein nicht unbedeutendes Anſehen. Seine Freiſinnigkeit in kirchlichen Dingen zog ihm aber vielfache und harte Verfolgungen zu. So wurde er 1522 vom Biſchof von Olmütz in ein hartes Gefängniß gelegt, und es hatte ihn derſelbe ſogar ſchon zum Feuertode verdammt; doch ließ er ſich endlich bewegen, die grauſame Strafe in ewige Landesverweiſung zu verwandeln. Im J. 1523 reiſte Speratus nach Wittenberg, wo er Luther perſönlich kennen lernte, auf deſſen Empfehlung ihn Herzog Albrecht von Preußen zu ſeinem Hofprediger und ſpäter zum Biſchof von Pommern ernannte. Nachdem es ihm in Gemeinſchaft mit Poliander gelungen war, den Grund zur Reformation in Preußen zu legen, ſtarb er am 17. Sept. 1554. — Unter ſeinen Liedern iſt das unten mitgetheilte am berühmteſten geworden; eine, freilich unverbürgte, Sage erzählt, daß Luther

einſt in Thränen ausgebrochen ſei, als ein alter Bettler dieſes Lied vor ſeiner Thüre geſungen habe. Jedenfalls wurde daſſelbe vom Volke mit großer Begeiſterung aufgenommen, und es iſt gewiß, daß es zur Einführung der Reformation in den Kreiſen Magdeburg und Halle mächtig gewirkt hat, wozu übrigens die aus dem Volksgeſang entlehnte Melodie nicht wenig beigetragen haben mag; doch würde ſich das Lied ohne Zweifel auch ohne dieſen Umſtand Eingang verſchafft haben, da beinahe jeder einzelne Gedanke auf bibliſchem Grunde beruht und Speratus beſonders ſolche Sätze darin vorgetragen hat, welche den Mittelpunkt der reformatoriſchen Beſtrebungen bildeten.

Ein lieb vom geſetz vnd glauben.

1. Es iſt das hayl vns kummen her
von gnad vnd lauter güten;
Die werck helffen nymmer mer,
ſie mügen nit behüten;
Der glaub ſthet Jeſum Chriſtum an,
der hat gnug für vns alle gethan,
er iſt der mitler worden.

2. Was Gott im geſetz gheiten hat
do man es nicht kondt halten,
Erhüb ſich zorn vnd groſſe not
für Gott ſo manigfalte,
Vom fleyſch wolt nicht herauß der geyſt,
nom geſetz erfordert aller meyſt,
es war mit vns verloren.

3. Es war ein falſcher won darbey:
Gott hett ſein geſetz drumb geben,
Als ob wir möchten ſelber frey
nach ſeinem willen leben;
So iſt es nür ein ſpiegel zart,
der vns zaigt an die ſündig art,
in vnſerm fleiſch verborgen.

4. Nicht müglich war, die ielbig art
auß aygnen krefften laſſen;
Wiewol es offt verſuchet wurt,
noch mert ſich ſündt on maſſen,
Wann gleyßners werck er hoch verdampt,
vnd ye dem fleyſch der ſunde ſchandt
allzeyt war an geboren.

5. Noch müß das geſetz erfüllet ſein,
ſunſt weren wir all verdorben;
Darumb ſchickt Gott ſein ſun herein,
der ſelber menſch iſt worden:
Das gantze geſetz hat er erfült,
damit ſeins vaters zorn geſtilt,
der vber vns gieng alle.

6. Vnd wenn es nun erfullet iſt,
durch den, der es kondt halten,
So lerne yetz ein frummer Chriſt,
des glaubens rechte geſtalte:
Nicht mer dann, lieber herre mein,
dein tod wirdt mir das leben ſein,
du haſt für mich bezalet.

7. Duran ich kainen zweyffel trag,
dein wort kan nicht betriegen,
Nun ſagſtu, das kain menſch verzag,
das wirſtu nymmer liegen.
Wer glaubt in mich vnd wirt getaufft,
dem ſelben iſt der hymel erkaufft,
das er nicht wirt verloren.

8. Er iſt gerecht für Gott allein,
der dieſen glauben faſſet;
Der glaub gibt auß von im den ſchein,
ſo er die werck nicht laſſet.
Wir got der glaub iſt wol daran,
dem nechſten wirt die lieb güts thün,
biſtu auß Got geboren.

9. Es wirdt die ſündt durchs gietz erkant,
vnd ſchlecht das gwiſſen nider;
Das Ewangeli kumbt zü handt
und ſterckt den ſunder wider,
Vnd ſpricht: nür kreuch zum creutz herzü,
im gietz iſt weder raſt noch rü
mit allen ſeinen wercken.

10. Die werck, die kummen gwißlich her
auß einem rechten glauben,
Wenn das nicht rechter glauben wer,
woltſt ſn der werck berauben;
Doch mucht allain der glaub gerecht:
die werck, die ſeind des nechſten knecht,
dabey wirn glauben mercken.

11. Die Hoffnung wart der rechten zeyt,
was Gottes wort zü ſagen,
Wann das geſchehen ſol zü freüd,
ſetzt Gott kain gwiſſen tage:
Er waiß wol, wenß am beſten iſt,
vnd braucht an vns kain argen liſt,
das ſol wir jm vertrawen.

12. Ob ſichs an ließ, als wölt er nit,
laß dich es nit erſchrecken,
Dann wo er iſt am beſten mit,
da wil ers nit entdecken;
Sein wort, das laß dir gwiſſer ſeyn,
ob dein fleyſch ſprech lauter neyn,
ſo laß doch dir nicht grawen.

13. Sey lob vnd eer mit hohem preyß
vmb diſer güthait willen
Got vater, ſun, heyligem geyſt;
der wöl mit gnad erfullen,
Was er in vns anglangen hat,
zü eren ſeiner maieſtat,
des heylig werdt ſein namen.

14. Sein reich zü kumen, ſein will auff erdt
ſtee wie im hymels throne,
Das teglich prot noch heüt vns werdt,
wol vnſer ſchuld verſchone,
Als wir auch vnſern ſchuldern than,
mach vns nit in verſuchung ſtan,
loß vns nom übel, Amen.

Michael Weiſſe.

Michael Weiſſe, von deſſen Lebensverhältniſſen nur kümmerliche Nachrichten bekannt ſind, war zu Neiſſe in Schleſien geboren; im J. 1531 war er Pfarrer der deutſchen Brüdergemeinden in den Herrſchaften Landskron und Fulnek, als welcher er ein deutſches Geſangbuch der böhmiſchen Brüder herausgab, welches 155 Lieder enthielt. Dieſe beſtanden meiſtens aus Ueberſetzungen älterer böhmiſcher Huſſitenlieder, doch waren auch einige von ihm ſelbſtſtändig, aber ganz im Geiſte der Einfalt und Innigkeit jener älteren Geſänge gedichtet. Sowohl ſeine eigenen Lieder, als die zahlreichen Umdichtungen zeichnen ſich durch muſikaliſche Behandlung und Geläufigkeit der Darſtellung aus. Das bekannteſte derſelben, das wir unten mittheilen, wurde ſchon zu ſeiner Zeit Luthern zugeſchrieben, mit welchem Weiſſe übrigens in freundſchaftlicher Verbindung ſtand: doch erklärte dieſer öffentlich, daß es nicht von ihm herrühre, „nicht das ich verwerffe (fügte er hinzu), denn es gefellet mir ſehr wol, vnd hat ein guter Poet gemacht". Auch verdient das Lied in der That dieſes Lob vollkommen: der ernſte, dem Inhalte ſo ganz angemeſſene Ton, der an das Düſtere gränzt, und doch keinen Augenblick in dieſes umſchlägt, vielmehr von der Glaubenszuverſicht zurückgedrängt wird, iſt von der größten Wirkung, welche durch die herzliche Einfalt und Innigkeit des Ausdrucks und die vollkommenſte Angemeſſenheit des Lauts, wie ſie ſich am häufigſten im Volksliede findet, noch gehoben und geſteigert wird.

Zum Begrebnis.

1. NB laſt vns den leyb begraben,
bey dem wir keinen zweyffel haben,
Er werd am letzten tag auffſtehn
vnd vnuerrücklich herfür gehn.

2. Erd iſt er vnd von der erden,
wird auch wider zu erd werden,
Vnd von erden wider auffſtehn,
wenn Gottes Poſaun wird angehn.

3. Sein ſeel lebt ewig inn Gott,
der ſie alhie aus ſeiner quad
Von aller ſünd vnd miſſethat
durch ſeinen bund geſeget hat.

4. Sein arbeyt, trübſal vnd elend
iſt kommen zu eim guten end,
Er hat getragen Chriſti joch,
iſt geſtorben vnd lebet noch.

5. Die ſeel, die lebt on alle klag,
der leyb ſchlefft bis an letzten tag,
An welchem jn Gott verkleren
vnd der frewden wird geweren.

6. Hie iſt er inn angſt geweſen,
dort aber wird er geneſen,
In ewiger freud vnd wonne
leuchten, wie die ſchone Sonne.

7. Nun laſſen wir jn hie ſchlaffen,
vnd gehn all ſampt vnſer ſtraſſen,
Schicken vns auch mit allem fleys,
denn der Tod kompt vns gleycher weyß.

Erasmus Alberus.

Nach Einigen ſoll Erasmus Alberus (eigentlich Alber) in Sprendlingen bei Frankfurt a. M., nach Andern in der Wetterau geboren ſein; ſicher iſt es, daß er in Stoden unweit Friedberg ſeine erſten Lebensjahre zubrachte, dann aber die Schule in Nida, ſpäter in Mainz beſuchte. Um das Jahr 1520 ſtudirte er Theologie zu Wittenberg, wo er ſich an Luther anſchloß, und großen Eifer für die Reformation bewies, welche er auch 1527 im Ländchen Drei-Eichen (Grafſchaft Katzenelndogen) einführte, wo er eine Zeit lang als Prediger lebte. Bald darauf ernannte ihn Joachim von Brandenburg zu ſeinem Hofprediger, aber dieſe, wie einige andere Stellen, die er nach und nach bekleidete, wurden ihm wieder entzogen, weil er entweder gegen die willkürlichen Eingriffe der weltlichen Behörden in die kirchlichen Angelegenheiten eiferte, oder ſich nicht bequemen wollte, ſeine Anſichten über einzelne Dogmen aufzuopfern. So wurde er ſiebenmal ſeines Amtes entſetzt, und hatte ſonſt mancherlei Verfolgungen zu erdulden; doch fand er bei ſeinem bedeutenden Talent und ſeiner gewinnenden Perſönlichkeit immer wieder neue Anſtellungen. Zuletzt wurde er, nachdem er eine Zeitlang in Hamburg in der Zurückgezogenheit gelebt hatte, Anfangs 1553 Generalſuperintendent zu Neubrandenburg im Mecklenburgiſchen, wo er aber ſchon den 5. Mai deſſelben Jahres ſtarb.

Alberus iſt vorzüglich durch ſeine Fabeln und ſeine ſatyriſchen Schriften, von denen erſt ſpäter die Rede ſein kann, berühmt geworden; doch iſt er auch als Dichter von Kirchenliedern nicht undedeutend, und Herder lobt mit Recht von ihm, daß er mit wenigen Andern im Ton der Kirchenpoeſie auf Luthers Bahn fortgewandelt ſei. Seine Lieder haben nämlich ganz die volksthümliche Haltung, die wir bei Luther haben kennen lernen; nur treten ſie in einer rauhern Form auf; die Zartheit der Empfindung, die in den Liedern Luthers bei aller Kraft und Entſchiedenheit des Gedankens unverkennbar durchdricht, findet ſich bei Alberus nicht; aber auch die raude Härte der Darſtellung kann nicht mißfallen, weil ſie der Ausdruck der ungebeugten Ueberzeugung iſt, und oft, wie in dem mitgetheilten Liede oder in dem „Preislied göttlichen Worts“ (Frewt euch, frewt euch in diſer zeyt“), den felſenfeſten Glauben in einer naiven Weiſe darſtellt, welche immer wohlthätig auf das Gemüth wirkt.

Ein Lied von der Zukunfft des Herrn Chriſti am Jungſten Tag.

1. Jhr lieben Chriſten, frewt euch nun,
bald wird erſcheinen GOttes Sun,
Der vnſer Bruder worden iſt:
das iſt der lieb HERr Jheſu Chriſt.

2. Der Jüngſte Tag iſt nun nicht ferr,
kum JEſu CHriſte, lieber HERR!
Kein Tag vorgeht, Wir warten dein
vnd weiten gern bald bey dir ſein.

3. Verhaten iſt der Widder Chriſt,
ſein Heucheley vnd argliſt
Sind offenbar vnd gar am tag,
des fürt er teglich groſſe klag.

4. Du trewer Heiland, Jheſu Chriſt,
dieweil die zeit erfüllet iſt,
Die vns verkünder Daniel,
jo kum lieber Immanuel!

5. Sanct Simeon wart auch auff dich
vnd deiner zukunfft frewet ſich,
Er ward auch ſeiner Bitt gewert,
da er ſah, Was ſein hertz begert.

6. Er ſprach, nun wil ich ſterben gern,
weil ich geſehn hab meinen Herrn,
Doch ſoll es nicht geſtorben ſein,
ſonder in frieden fahr ich ſein.

7. So warten wir nun auch der ſtund,
vnd bitten dich von hertzengrund,
Du wolleſt nicht ausbleiben lang,
vnd ſtraff ein mal die alte ſchlang.

8. Der alle welt ermordet hat,
vnd kan nicht liegens werden ſat,
Den nim ſampt ſeiner leſter ſchul,
vnd wirff ſie in den feurign pful.

9. Die lieben kinder warten all,
wann doch ein mal die welt zurfall,
Vnd wann des Teuffels Reich verghe
vnd er in ewigen ſchanden ſteh.

10. Er iſt's, der deinen Namen ſchendt
vnd der die armen leut verblent,
Der böſe Geiſt ſucht ſeinen rhum
vnd hindert, das dein Reich nicht kum.

11. Was du befilhſt, das leſtert er,
vnd tobt dawider grewlich ſer,
Was vns beſchert dein milte hand,
das nehm vns gern der hellenbrandt.

12. Der Satan leſt nicht ab zu wehrn,
das ſich ſo wenig leut bekeen,
Er wendt die leute von deinem wort
vnd richtet an hufs, neidt vnd mordt.

13. Der Teuffel brecht vns gern zu fall,
vnd wolt vns gern verſchlingen all,
Er tracht nach leib, ſeel, gut vnd ehr;
Herr Chriſt, dem rotten Trachen wehr!

14. Die welt kan nun nicht lenger ſtehn,
iſt ſchwach vnd alt, ſie mus vergehn,
Sie kracht an allen orten ſehr
vnd kan die laſt nicht tragen mehr.

15. Die Creatur nicht lenger kan
der vitelkeit ſein unterthan,
Vnd wolt gern wider werden frey
vons Türcken mord vnd heucheley.

16. Der Babſt hat ſie ſo hart beſchwert,
vnd all gut ordenung verkert,
Drumb wer ſie gern ſampt vns erlöſt;
wir hoffen all auf deinen troſt.

17. Die alten Vetter warten all,
wenn du erſcheinſt mit groſſem ſchall
mit aller lieben Engel ſchar,
drauff warten ſie manch hundert jar.

18. Eyl, lieber Herr, eil zum Gericht,
laß sehn dein herrlich angesicht.
Das weisen der dreyfeltigkeit
das helff uns Gott in ewigkeit!

Hans Sachs.

Steht auch Hans Sachs als Dichter von Kirchenliedern weit tiefer, als in seinen übrigen Dichtungen, namentlich seinen epischen und dramatischen, so ist er doch auch in dieser Beziehung beachtenswerth, nicht bloß wegen der ziemlich großen Anzahl seiner geistlichen Lieder (er hat deren zwei und zwanzig gedichtet, darunter Umarbeitungen von dreizehn Psalmen), sondern auch weil diese Lieder den Stempel seines reinen, kindlichen Gemüths an sich tragen, welches die religiösen Wahrheiten mit naiver Unbefangenheit und treuherzigem Glauben auffaßt und in diesem liebenswürdigen Tone wiedergibt. Der volksthümliche Charakter des Dichters, der nur in seinen gekünstelten Meistergesängen nicht zur Erscheinung gelangen konnte, belebt auch seine Kirchenlieder, von denen eine Anzahl in geistlichen Umdichtungen von bekannten Volksgesängen besteht (z. B. „Anna, du anfencklich bist", „Ach, Jupiter, bettst duß gewalt", christlich verändert: „Christe, du anfencklichen bist", „O Got vater! du bast gewalt"). Auch sind Hans Sachsens geistliche Lieder historisch wichtig, weil sie zugleich im Sinn und Geist der Reformation gedichtet sind, an welche er sich sogleich mit aller Lebendigkeit und Begeisterung anschloß, so daß er für ihre Verbreitung in dem engeren Kreise des Handwerkerstands, zu welchem er gehörte, nicht wenig beitrug. Mit Ausnahme eines einzigen stammen diese Lieder aus den ersten Jahren der Reformation; sie erschienen schon in zwei selbstständigen Sammlungen im J. 1526 und wurden sämmtlich im darauf folgenden Jahr in das Nürnberger Gesangbuch aufgenommen. Alle werden aber an Innigkeit von dem letzten Lied: „Warumb betrübst du dich, mein hertz" (1) weit übertroffen, welches entweder während der großen Theuerung und Hungersnoth im J. 1552, oder im J. 1561 entstand, da Nürnberg eine schwere Belagerung zu erleiden hatte. Es ist daher, wie alle bessern Kirchenlieder, ein Gelegenheitsgedicht im wahren Sinn des Worts; und wie es aus der lebendigsten Zuversicht auf Gottes Hülfe in der Noth hervorgegangen ist, tritt dieses Vertrauen und diese Glaubenskraft mit jedem Satze, mit jeder Strophe lebendiger hervor und schließt vortrefflich, aller Noth und alles Elends vergessend, mit einfachem, herzlichen Dank für Gottes Güte. Schön und bezeichnend nannte man es früher „der alten Leute Trostpredigt" und es war überhaupt so beliebt, daß es nicht bloß dreimal ins Lateinische und einmal ins Griechische, sondern auch ins Plattdeutsche, Holländische und schon 1580 (vortrefflich) ins Französische übersetzt wurde.

Auch weltliche Lieder hat Hans Sachs gedichtet, in geringer Anzahl, wenn man sie mit der großen Menge seiner übrigen Dichtungen vergleicht, doch wären ihrer immerhin genug (es waren ungefähr fünfzig), um ihn auch von dieser Seite beurtheilen zu können, wenn sie uns erhalten worden wären; sie sind aber weder in die gedruckten Ausgaben seiner Gedichte aufgenommen, noch später aus Handschriften bekannt geworden. Doch wissen wir wenigstens aus seinen eigenen Andeutungen, daß er auch in dieser Richtung mannigfaltig genug war. *)

Bei weitem die größte Anzahl seiner Dichtungen besteht in Meistergesängen, deren er nach eigener Angabe 4275 in 275 Meistertönen (13 derselben waren von seiner eigenen Erfindung) verfaßt hat. Freilich sind auch die Umdichtungen des ganzen Psalters, des Buches Jesu Sirach, der Sprüche Salomons und vieler anderer größerer oder kleinerer Abschnitte biblischer Bücher, die nicht strophisch, sondern in den gewöhnlichen Reimpaaren gedichtet sind, weshalb er sie auch in die Sammlung seiner Werke aufgenommen hat, wogegen eigentliche Meistergesänge sich darin nicht vorfinden. Es möchte dies allerdings Verwunderung erregen, da die Anzahl seiner eigentlichen Meistergesänge noch groß genug ist und er der „boldseligen Kunst" bis zum Ende seiner poetischen Thätigkeit mit aufopfernder Liebe ergeben war, und er die Zusammenkünfte der „Gesellschaften" stets eifrig besuchte. Allein Hans Sachs hatte ein zu tiefes Gefühl für die wahre Poesie, als daß er die künstlichen Reimereien, die man Meistergesänge nannte, einem größeren Publikum hätte vorlegen wollen: sie waren für die Schule bestimmt, und entsprachen hier ihrem Zwecke vollkommen, weshalb sie auch, wie er in der Vorrede zum dritten Buche sagt, „nicht in Druck zugeben sind, sonder die Singschul mit zu zieren vnd zuerhalten". Ihn mag aber an diese nicht allein die Pietät und die Erinnerung, daß er durch sie zur Poesie geführt worden war, sondern ganz hauptsächlich wohl die Ueberzeugung gefesselt haben, daß das Institut der Meistersänger von dem trefflichsten Einfluß auf das Leben und die Sittlichkeit des Handwerkerstandes sei und dasselbe daher auch aufrecht erhalten werden müsse. Daher widmete er ihm so viele Zeit, daher bemühete er sich, die besten Kräfte aus der Jugend seiner Standesgenossen mit der boldseligen Kunst bekannt zu machen, eine Bemühung, welche von dem schönsten Erfolge gekrönt wurde, da nach Wagenseils Bericht im J. 1558 zu Nürnberg mehr als 250 Meistersänger waren. Obgleich, wie Docen ganz richtig sagt, Hans Sachs in seinen zahlreichen Meistergesängen alle poetische Armuth, alle Mängel und Unformen der Schule zeigt, so theilen wir doch einen solchen mit, um auch von dieser Seite seiner dichterischen Thätigkeit ein anschauliches Bild zu geben. Wir wählen jedoch unter den wenigen durch den Druck bekannt gewordenen Meistergesängen einen von denjenigen aus (2), welche Hans Sachs selbst für poetisch gelungener halten mochte, weshalb er ihn später umarbeitete, aus der strophischen Form in die einfachen Reimpaare brachte und in dieser neuen Gestalt in die Sammlung seiner Gedichte aufnahm.

1. Warumb betrübst du dich mein hertz.
In dem Thon: Frölich bin ich aus hertzens grund.
1. Warumb betrübst du dich mein hertz,
bekümmerst dich vnd tregest schmertz

*) „Nach dem fand ich auch in der menq
Psalmen vnd ander Kirchengesäng,
Auch verendert geistliche Lieder,
Auch Gassenhawer bin vnd wider,
Auch Lieder von Krieges geschrey,
Auch etlich Bullider darbey."
(Summa all meiner Gedicht vom M. D. XIIII. Jar an, biß ins 1567. Jar. Werke, Kempten, 5, 3, S. 136 f.)

nur nmb dz zeitlich gut?
Vertraw du deinem Herrn vnd Gott,
der alle ding erschaffen hat.

2. Er kan nnnd wil dich verlassen nicht,
er weyß gnr wol, was dir gebricht,
Himmel vnd Erdt ist sein,
Mein Vater vnd mein Herre Gott,
der mir beisteht in aller not!

3. Weil du mein Gott nnd Vatter bist,
dein Kind wirst du verlassen nicht,
dn Vätterliches hertz!
Ich bin ein nrmer erden Kloß,
onff Erden weiß ich keinen trost.

4. Der Reich verlest sich auff sein zeytlichs gut
ich aber wil dir vertrawen, mein Gott:
ob ich gleich werdt veracht,
So weiß ich nnd gland nestiglich:
wer dir vertrawt, dem mangelt nicht!

5. Helia, wer erneret dich,
ob es so lange regnet nicht
ion so schwer thewrer zyt?
Eine Widwe nus Sedomer landt,
zu welcher du von Gott warst gesondt.

6. Da er lag nnter dem Wacholder bamm,
der Engel Gottes vom Himmel kom,
bracht jm Speiß nnde tranck;
Er gieng gar einen weiten gang,
bis zu dem Berg Horeb genandt.

7. Des Daniels Gott nicht vergnß,
dn er vnter den Löwen saß:
sein Engel sand er hin,
Vnd ließ jm speise bringen gut
durch seinen Diener Habacuck.

8. Joseph in Egypten verkaufftet ward,
vom König Pharao gefangen hort
vmb sein Gottsförchtigkeit:
Gott macht jn zu eim grossen HErrn,
daß er kundt Vatter vnd Brüder ernehrn.

9. Es verliß nuch nicht der trewe Gott
die drey Menner im Fewer ofen rot:
sein Engel sandt er jhn,
Bewart sie für deß Fewres glut
nnd halff jhnen ouß aller noht.

10. Ach Golt, du bist noch heut so Reich,
als dn gewesen Ewigkleich:
mein trawen steht zu dir:
Mach mich on meiner Seelen reich,
so hab ich gnug hie nnd ewigkleich!

11. Der zeitlichen ehr will ich gern entpern,
du wöllest mich nur des ewigen gewern,
das du erworben hast
Darch deinen herben bittern todt:
das bit ich dich, mein HERR nnd Gott!

12. Alles, wns ist anff diser Welt,
es sey silber, Gold oder gelt,
Reichtumb nnnd zeitlich gut,
Das wert aur eine kleine zeit
vnd hilfft doch nichts zue seligkeyt!

13. Ich danck dir, Gbrist, O Gottes Son,
dos du mich solchs hast erkennen lon
durch dein Gotliches Wort;
Beeley mir ouch bestendigkeit
zu meiner seelen seligkeyt!

14. Lob, ehr nnd preiß sey dir gesagt
fur alle dein erzeigte wohlthat,
vnd bit dich demütig·
Soß mich nicht von deim angesicht
verstoßen werdeo ewiglich. AMEN.

2. Der rumreich frosch.

1. Ein fresch nus poches flüte
Trat in grossem hochmüte
Herouffer auf ain wissen grün
Mit plumen durch floriret schün
Zu nnder thiere schar.
Vor den thet er sich rümen
Mit worten hoch zu plümen,
Kunt olle kranckheit püsen frey
Durch hohe kunst der arzeney
Fur alle Erzte gor.
Die einfeltigen thierlein glanbeo das,
Der Eisel, vigel, schoff vnd has
Verwunderten sich übermos
Der grosen kunst on vnterlos,
Die in dem frosch verporgen was,
Lobten in offenpar.

2. Der fuchs war listig gare,
Sprach zu der dirrlein schare.
„O ir doricht oinfelting thier,
Was glaubet ir dem gerede schier,
Vnd habe zu im zuflucht?
Kunt er die arzeneye,
Der er sich rümet freye,
So hülff er im nor selber wol,
Die weil sein goazee Leib ist nol
Galsucht nnd wasserfücht.
Was nützt, das er mit seinen wortes dob,
Sam lieg er andren erztes allen ob,
Die weil man spurt an seiner prob
Zu an verstond dölpisch vnd grob?
Derhalb stinckt seines mundes lob,
Verfawlt on alle frücht.

3. Auianus peschreibet
Die fabel, so vns pseibet,
Zu trewer verwarnnng nnd ler:
Was sich ein man perümet ser
Gros maisterschaft vnd kunst,
Mit worten thüt petnnden,
Das im genzlich gelanben
Die vnerfaren vnd die dumb,
Im ouf sein blose wort vnd rumb
Peweisen er vnd gunst.
So pald ober ain weiser vnuerbleut
Schawt die werck seines wunders vnd der hent,
So hat er pald dorin erkennt,
Das er hat gar kein fundament
Der kunst; dan wirt sein rumb zertrent
Ein rauch vad plaber dunst.

Anno salntis 1551 am 2. nugnsti.

Paul Eber.

Paul Eber, geb. am 5. Nov. 1511 zu Kitzingen in Franken, wurde von seinem Vater, einem Schneidermeister, 1523 nach Ansbach geschickt, um das dortige Gymnasium zu besuchen; doch wurde er im folgenden Jahre schon so krank, daß ihn sein älterer

Bruder heimholte. Unterwegs setzte ihn dieser auf das Pferd eines vorbeireifenden Metzgers; kaum saß aber Paul auf demselben, als es scheu wurde, den kranken Knaben herunterwarf und ihn eine halbe Stunde lang durch die Felder schleifte, in Folge dessen er krumm und höckericht wurde. Im J. 1525 brachte ihn sein Vater nach Nürnberg an die St. Lorenzerschule, wo der berühmte Joachim Camerarius sein Lehrer wurde, dessen Unterricht er mit treuem Fleiße besuchte, worauf er (1532) nach Wittenberg zog, um sich unter Luthers und Melanchthons Leitung der Theologie zu widmen, deren Vertrauen er sich bald in hohem Grade erwarb. Besonders stand er zu Melanchthon in dem innigsten Freundschaftsverhältniß, so daß dieser bald Nichts mehr unternahm, ohne zuerst Eders Rath einzuholen. Schon seit 1537 als Docent in die philosophische Fakultät aufgenommen, und als Lehrer tüchtig wirkend, wurde er 1544 Professor der Grammatik, 1557 Professor der hebräischen Sprache und Schloßprediger, 1558 Stadtpfarrer und Generalsuperintendent des Kurfürstenthums Sachsen und 1559 Doktor der Theologie. In die theologischen Streitigkeiten der Zeit verwickelt, hatte er viele Verdächtigungen und Angriffe zu erleiden, die er sich durch seine Mäßigung zuzog; ja er hatte sogar den Schmerz zu erleben, daß er nebst den übrigen wittenbergischen Theologen auf dem Religionsgespräch zu Altenburg (1563) für unwürdig erklärt wurde, das h. Abendmahl zu genießen und Taufzeuge zu sein. Diese ungeheure Kränkung, die nur aus dem leidenschaftlichen Parteihasse seiner kirchlichen Gegner erklärt werden kann, brach ihm das Herz; und da ihm bald darauf seine Frau und zwei Kinder durch den Tod entrissen wurden, erlag er dem auf ihn hereinbrechenden Unglück. Er starb noch in demselben Jahre am 10. Dezember 1569 im 58. Jahre seines Alters.

Seine Kirchenlieder, deren er sieben verfaßt hat, sind ganz im Sinne und Geiste Luthers, oder richtiger des Volkes gedichtet; voll Gedanken, ohne sich in trockene Reflexionen zu verlieren, wie die der späteren Dichter, voll tiefen Gefühls und inniger Frömmigkeit, ohne mit schwärmerischen Empfindungen zu prahlen, worin Andere das Wesen des frommen Liedes setzten. Ihr Inhalt ist, wie bei den meisten Kirchengesängen der Reformationszeit, der Ausdruck des christlichen Glaubensbekenntnisses, wie es sich aus der Bibel heraus gestaltet hatte; ihre Form einfach, zum Gesang geeignet, volksthümlich in Sprache, Wendungen und metrischer Form, daher von jener jugendlichen Frische erfüllt, welche nie veraltet, von jener unwiderstehlichen Wirkung, welche dem Volksgesange so ganz eigenthümlich ist.

Betliedlein zu Christo
vmb ron jetigen abscheyd.

In der Melodey: Vatter vnser im Himmelreich ꝛc.

1. HERR Jesu Christ, war Mensch vnd Gott,
der du littst marter, angst vnd nott,
Für mich am Creutz auch endtlich starbst,
vnd mir deines Vatters huld erwarbst,
Ich bitt durchs bitter leiden dein,
du wölst mir Sunder gnedig sein.

2. Wann ich auch komm in sterbens noth
vnnd ringen werde mit dem Tod,
Wann mir vergeht all mein Gesicht,
vnd meine Ohren höeen nicht,
Wann meine Zunge nichts mehr spricht
vnd mir vor angst mein Hertz zerbricht,

3. Wann mein verstand sich nichts mehr besinnt,
vnd mir all Menschlich hilff zerrinnt:
So komm, HERR Christe, mir behend
zu hilff an meinem letzten end
Vnd führ mich auß dem jammerthal,
verkurtz mir auch des todes qual!

4. Die bösen Geyster von mir treib,
mit deinem Geyst stäts bei mir bleib,
Biß sich die Seel vom Leib abwend,
so nimm sie, HERR, in deine Händ!
Der Leib hab in der Erd sein ruh,
biß sich der Jungst tag naht herzu.

5. Eyn frölich Vrständ mir verleih,
am jüngsten Gricht mein Fursprech sey,
Vnd meiner Sund nicht mehr gedenck,
auß gnaden mir das Leben schenck,
Wie du hast zugesaget mir
in deinem wort, das traw ich dir:

6. Furwar, Fürwar, auch sage ich:
wer mein wort hält vnd glaubt an mich,
Der wird nicht kommen ins Gericht,
vnd den Tod ewig schmecken nicht,
vnd ob er schon hie zeitlich stirbt,
mit nichten er drumb gar verderbt!

7. Sonder ich will mit starcker Hand
jhn reissen aus des Todes band
Vnd jhn mit nemmen in mein Reich,
da soll er denn mit mir zugleich
In Freuden leben ewiglich
darzu hilff vns gnediglich!

8. Ach HERR, vergib all vnser schuld!
hilff, das wir warten mit gedult,
Biß vnser stündlein kompt herbei!
auch vnter Glaub stäts wacker sei,
Deins Wort zu trawen festiglich,
Biß wir entschlaffen seliglich!

Niclas Hermann.

Es ist von den Lebensumständen des trefflichen Liederdichters Niclas Hermann wenig bekannt; so wissen wir weder wenn er geboren wurde, noch woher er stammte; denn wenn er sich auch in der Vorrede zu den „Historien von der Sündfluth" (Leipz. 1563) einen Bürger der Bergstadt Joachimsthal (in Böhmen) nennt, so ist dies doch kein Grund (mit Gervinus) anzunehmen, daß er daselbst geboren war, vielmehr scheint die ganze Art und Weise, wie er von diesem ihm theuren Ort spricht, darauf hinzuweisen, daß Joachimsthal nicht seine Vaterstadt war. Wahrscheinlich hatte er sich eine Zeitlang in Wittenberg aufgehalten und vielleicht dort studirt — denn daß er gelehrte Bildung hatte, ist sicher —; wenigstens läßt es sich aus seiner genaueren Bekanntschaft mit Paul Eber schließen, die sonst nicht so leicht erklärt werden könnte. Es ist ebenfalls nicht bekannt, wann er nach Joachimsthal kam, doch ist aus Allem zu entnehmen, daß er den größten Theil seines langen Lebens dort zubrachte und zwar als Cantor, in welcher Stellung er beinahe bis zu seinem Tode, den 5. Mai 1561, segensreich wirkte und sich die Liebe seiner Schüler, die Achtung der Gemeinde und ihrer Vorsteher, sowie die Freundschaft des berühmten Matthesius erwarb, der zu dieser Zeit Prediger in Joachimsthal war.

Die Lieder des „alten Cantors", wie er sich selbst unterschrieb und gemeiniglich genannt wurde, sind ganz eigenthümlicher Art. Schon der Umstand, daß er sie für „seine lieben Kinder in Joachimsthal" dichtete, mußte ihnen eine besondre Färbung geben, noch mehr aber, daß er schon in hohem Alter stand, als er sie verfaßte, denn der Greis spricht zu Kindern in ganz anderer Weise, als der Jüngling oder der gereifte Mann, weil er einerseits von dem kind-

lichen Alter viel weiter abſteht, als jene, anderſeits aber eine viel tiefere und gemüthlichere Liebe zu den Kindern hat. Dieſer eigenthümliche Ton nun zieht ſich durch alle Lieder Hermanns durch und wirkt um ſo mächtiger, als er durchaus natürlich und keineswegs geſucht und affektirt iſt, wie etwa bei den ſpäteren herrnhutiſchen Geſängen. Zudem ſtehen ſie ganz auf der Wirklichkeit und beruhen durchgehends auf den Bedürfniſſen der Jugend, welche durch ſie zu der innigen und glaubenskräftigen Frömmigkeit, zu der herzlichen Menſchen- und Gottesliebe geleitet werden ſollte, die den ehrwürdigen Cantor ſelbſt erfüllte. Der kindliche Ton, der ſeine Lieder durchzieht, iſt aber zugleich auch ganz volksmäßig, wie denn das Volksmäßige immer auch kindlich naiv iſt, ſelbſt dann, wenn es Verhältniſſe darſtellt, die ganz außer dem Bereiche des kindlichen Alters liegen. Waren die Lieder Luthers und ſeiner nächſten Nachfolger vorzugsweiſe Darſtellungen des chriſtlichen Glaubensbekenntniſſes im Allgemeinen ohne alle Rückſicht auf die beſonderen Lebensverhältniſſe, ſo treten dieſe bei Hermann gerade lebendig hervor, und er wurde dadurch der Schöpfer einer neuen Gattung des Kirchenlieds, in welchem die bürgerlichen und häuslichen Verhältniſſe vom Standpunkte des chriſtlichen Glaubens dargeſtellt wurden, einer Gattung, die alle Elemente des poetiſchen Lebens in ſich trägt, weil ſie auf der dichteriſchen Auffaſſung der Wirklichkeit beruht. Auch wurde dieſelbe ſpäterhin vielfältig bearbeitet, wie ein Blick in alle neueren Geſangbücher leicht beweiſt, allein wenige Dichter haben die Höhe der Auffaſſung bewahrt, die uns in Hermanns Liedern ſo erfreulich entgegentritt; die meiſten haben ſich in proſaiſche und langweilige Schilderungen der beſondern Lebensverhältniſſe verloren, in welchen das Gemüth keine Befriedigung, noch viel weniger aber Erhebung finden kann. Was wir von dem Charakter der geiſtlichen Dichtungen Hermanns geſagt haben, gilt jedoch nur von den eigentlichen Liedern, nicht aber von den „gereimten Evangelien und den Hiſtorien aus dem alten Teſtamente". Auf dieſe mag ſich denn auch das oft wiederholte Wort beziehen, daß Hermann die Predigten ſeines Pfarrers Matheſius in Reime gebracht, oder, wie dieſer ſelbſt ſagt, „ſein rund und artig mit guten deutſchen Worten nach Art des alten Meiſtergeſangs geſtellt" habe. Von den Liedern kann dies unmöglich gelten, deren eigenthümliche Behandlung ganz den Stempel der Selbſtſtändigkeit und Urſprünglichkeit trägt.

Es ſind beinahe alle Lieder Hermanns gleich vortrefflich; wir heben folgende heraus. Unter den von ihm gedichteten „Drey geiſtlichen Weihnachtsliedern vom Newgebornen Kindlein Jeſu, für die Kinder im Joachimsthal" zeichnet ſich beſonders das dritte (1) durch den rein kindlichen Ton aus, den vielleicht noch kein anderer Dichter in dieſer Wahrheit erreicht hat, und den ſelbſt Hermann in dieſer Vortrefflichkeit nicht immer wieder findet. Seine hohe Gabe in volksmäßiger Darſtellung tritt beſonders in den Liedern hervor, in welchen er bibliſche Geſchichten oder Legenden wieder erzählt; man möchte ſie beinahe für urſprüngliche Volksgeſänge halten, ſo das Oſterlied „Am Sabbath frue Marien drey", oder das Lied „vom Sohn der Wittwe" (2), und das „von S. Dorothea", in welchem ihr Märtyrertod und die durch denſelben herbeigeführte Bekehrung des Kanzlers Theophilus erzählt wird. Ausgezeichnet durch Einfachheit und Innigkeit ſind das „Tiſchgebet" (4), „die vierdte Bitt" (7), der „Morgen-Segen" (5) und der „Abend-Segen (6); ſie erinnern, wie ſchon von Anderen bemerkt worden iſt, an die Ambroſianiſchen Lieder, nur ſind ſie weit gemüthlicher und herzlicher. Nicht weniger innig ſind mehrere Lieder, welche Betrachtungen über den Tod enthalten oder das treuherzige Lied „für Chriſtliche Wanderleut"; merkwürdig iſt endlich noch ſowohl bezüglich des Inhalts als mit Hinſicht auf die Darſtellung das „Geiſtlich Lied für die Kinder" (3), das wir deshalb auch mittheilen.

1. Das dritt Weinachtlied,

in welchem das Kindlein Jheſus die Kinder vermanet, das ſie vleiſſig beten und ſtudieren ſollen, ſo wollt es ſie beſcheren.

Im thon, In Natali Domini ꝛc.

1. HOrt, jr liebſten Kinderlein!
ſpricht das hertze Jheſulein:
Seid züchtig und lernet fein,
bet vleiſſig im namen mein,
So wil ich ſtets bei euch ſein
mit mein lieben Englein,
euch allzeit behüten fein!

2. Werd jr zmorgens gern aufſtehn,
vnd vleiſſig zur Schulen gehn,
Vnd ſtudiren mit gantzem vleis,
das jr mir ſingt lob vnd preis,
Werd jr mein Wort gern horen,
ſo wil ich euch alls beſcheren,
was ewr hertz nur wird begeren.

3. Es ſolln euch mein Engelein
allzeit gleiten aus vnd ein,
Das jr nicht ſtoßt an einen ſtein,
auch nicht falt vnd brecht ein bein;
Ewr liebſten Mütterlein,
Vater, Bruder vnd Schweſterlein
ſolln jr auch behüten fein.

4. Ewren Eltern wil ich geben
gut Kuckes vnd longes leben,
Das ſie euch können erneeren
vnd auffziehn zu Gottes ehren,
Vnd euch kauffen Kleider vnd ſchu,
Bücher vnd was jr dorfft darzu,
das ihr lernt mit guter ruh.

5. Drumb, o liebſten Kinderlein,
ſeid gehorſam vnd lernet fein:
Ewr Emanuel wil ich ſein,
hab euch von der hellen pein
Erlöſt durch mein Blut vnd Todt!
Drumb halt vleiſſig mein Gebot,
vnd rufft zu mir in der not.

6. So ſolt jr dis newe Jar
ſicher ſein für aller gefahr,
Kein Krieg, Tewrung, Peſtilentz,
ſol komen vber ewer Grentz!
Seid nur from vnd lernet fein,
o jr liebſten Kinder mein,
ſo wil ich ſtets bei euch ſein!

2. Am XVI Sontag, Luer 17.

1. EJn Witfraw hat ein einigen Son,
der war jr troſt, jr frewd vnd wonn,
Der ſtarb in ſeiner beſten blüt,
ſein Mutter wird hertzlich betrübt.

2. Mit jammer, weh vnd hertzen leidt
gab ſie zum Grab jm das geleidt:
Wie man zum thor aus trug die bahr,
kam Chriſtus mit ſein Jüngern dar.

3. Da er das Weib ſo wrinen ſach,
jammerts jn ſehr vnd zu jr ſprach
„Hör auff zu weinen vnd ſchweig ſtill,
Dein Son ich dir auffwecken wil."

4. Die Treger hies er ſtille ſtan,
gieng hin zur Bahr vnd rürt ſie an:
Von ſtund an ward der Todt gewar,
das ſein HErr da vorhanden war.

5. Es erhub ſich ein groß gedreng,
Das thor wolt werden gar zu eng:
Der Todt wolt raus, das Leben nein,
ein jeder wole der ſterckſte ſein.

6. Du aber Chriſt ſprach nur ein wort,
Da wich der Tod vnd muſt bald fort!
Den Jüngling bis der Herr vffſtehn,
bald muſt der todt jn laſſen gehn.

7. Es was ein ſtarcker vor der handt,
derſelb zerriß des Todes bandt:
Der Jüngling ſich bald vff dee bahr
auffricht vnd wider lebend war.

8. Jn reden nuch fieng an der Knab,
Chriſt der Mutter jn wider gab.
Da wurd jr weinen vnd herzleid
verkert in eitel wonn vnd freud.

9. Des entſetzt ſich die gantze Schar,
die nachgefolget hat der Bahr,
Vnd preiſſten Gott in ewigkeit
vnd rhümten ſein baembertzigkeit.

10. Am Jüngſten tag werd wir da gleich
vom Todt erweckt zum ewign reich,
Das iſt der Chriſten freud vnd treſt,
das ſie vom Todt Chriſt hat erloſt.

Gebet.

11. Heer Chriſt, las dir befohlen ſein
all Widwen vnd nuch Waiſelein:
Wenn ſie offt leiden gwalt vnd not,
ſo ſchütz du ſie, o gütiger Gott.

3. Ein Geiſtlich Lied für die Kinder.

Darin ſie bitten für die wolfnet gemeiner Stndt vnd nuffnemung des Berckwerks,

Im Thon, Erhalt vns HErr ꝛc.

1. HErr ſegne vnſer Kirch vnd Schul,
das Regiment vnd den Radſtuel,
Das Beegwerck, Knapſchafft ſampt der Gmein,
denn bey dir ſnch wir hülff allein.

2. Weil du ein Kirch jn der Wüſtney
dir ſamleſt vnd mit mancherley
Gaben ſie ſchmückteſt vnd huſt geziert
vnd hie dein Geiſt im wort regiert,

3. So ker zu vns dein angeſicht,
verlus dein armes beufflein nicht,
Las vns nicht ſtecken in der not,
gib vns nuch vnſer teglichs Brod.

4. Mit gnad ſih vnſer Bergwerck an,
weil wir ſonſt hie kein narung han,
Denn du kunſt bald glantz, kyſs vnd querz
duech dein gůt wandeln in gut ertz.

5. Wenn du anfthuſt Dein milte hant,
aller mangel iſt bald gewand,
Gold, Silber, eeh vnd all metall
ſind doch dein gaben allzumal.

6. Du kanſt bald thun ein Klüfftlein nuff
vnd Eetz geben ein gantzen hauff,
Dein hand zu geben hat kein maß,
Du wirckſt noch ſtets on vmeelaß.

7. Drumb wend zu vns dein Vater hertz
vnd biſcher vns nach deim willn gut Ertz,
Auch hilff, das wir ſolchs brauchen wol,
wie ein chriſtlicher Berckmnn ſol.

8. Das fürnemlich dadurch dein ehr
gefordert werd vnd reine lehr
Erhalten in der Kirch vnd Schul,
Feid, Gericht vnd Recht bey dem Radtſtuel.

Gebet.

9. Auch das verſorgt werd dus Spitall
vnd hausarmen in dieſem Thal!
So weln wir, HErr, mit gantzem vleis
dir ſingen ſtets lob, ehr vnd preis!

4. Ein Gebet vnd Danckſagung vor vnd nach dem Eſſen.

1. Alle die Augen wurten HErr, auf dich,
vnd auff deine güte verlaſſen ſich,
Zu rechter Zeit gibſt jn jr ſpeis,
vnd nehreſt ſie mit allem vleis.

2. Die Blümlein ſchmückſtu auff den ſelden,
die Beumlein kleidſt in welden
Es iſt kein Thier, das Hunger ſtirbt
alls du erhelſt, das nicht verdirbt.

3. Wenn in der lufft dir Vögelein ſingen,
dir Hewſchrecken im gruß herumbſpringen,
Jr ſpeis ſie finden allezeit
duech deine gůt vnd miltigkeit.

4. Wenn zu dir ſchreien die jungen Neblein,
jr narung ſchaffſtu jn ins neſt hinein,
Deins gleichen mnn kein Vater ſind,
der alſo ſorgt für ſeine Kind.

5. Wie ſollſtu denn vnſer vergeſſen,
dns wir an Kleidern vnd eſſen
Solten abdruch vnd mangel han,
die im Glauben dich ruffen nn?

6. O HErr, du wolleſt gebenedeien
die ſpeis, das ſie vns gedeien!
Segen vns, HErr, vnd deine Gab,
das Leib vnd Seel ſich wol gehab!

7. Vnd ſpeis nuch vnſer Seel mit Himelbrot,
das vns erhalt für dem ewigen tod,
Vff das wir nach der böſen zeit
mit dir leben in ewigkeit! Amen.

5. Der Morgen-Segen.

Jm Thon, We Gott nicht gibt zum Haus.

1. DJe helle Sonn leucht jtz herfür,
frölich vom ſchlaff auffſtehen wir,
Gott lob, der vns heint dieſe nacht
behůt hat fur des Teuffels macht!

2. HErr Chriſt, den tag vns auch behůt
für ſünd vnd ſchand durch deine gůt!
Las deinr liebe Engelein
vnſer hüter vnd Wechter ſein!

3. Das vnſer hertz in ghorſnm leb,
deim wort vnd willn nicht widerſtreb,
Das wir dich ſtets für angen han
in allem, das wir hebrn an.

4. Las vnſer werck geraten wol,
was ein jeder nusrichten ſol,
Das vnſer arbeit müh vnd vleis
gereich zu deim lob, ehr vnd preis! Amen.

6. Der Abend-Segen.

In Tono eedem.

1. HJnunter iſt der Sonnenſchein,
die finſtre nncht bricht ſtarck herein:
Leucht vns, HEer Chriſt, du wnres liecht.
ins vns im finſtern tappen nit!

2. Dir ſey danck, dns dn vns den tng
für schadrn, ſahe vnd mancher ping
Durch deine Engel haſt behůt
uns gnad vnd veterlicher gůt.

3. Womit wir han erzürnet dich,
daſſelb verzeih vns gnediglich,
Vnd rechnes vnſer Seel nicht zu,
las vns ſchlaffen mit fried vnd rhu.

4. Durch deine Engel die wach beſtell,
das vns der böſe feind nicht fell!
Für ſchrecken, geſpenſt vnd fewers not
behůt vns heint, o lieber Gott! Amen.

7. Die vierdte Bitt, vmbs tegliche Brodt.

1. BGſcher vns, HGRR, das teglich Brot,
fur thewrung vnd fur hungees not
Behůt vns duech dein lieben Son,
Gott Vater in dem höchſten Thron.

2. O HErr, thn auf dein milde handt,
mnch vns dein gnad vnd gůt bekannt,
Gruehr vns, deine Kinderlein,
der dn ſpeiſſt alle Vögelein.

3. Erhörſt du doch der Raben ſtim,
drumb vnſer bitt, HGRR, auch veenun'
Denn aller ding du Schöpffer biſt,
vnd allem Vieh ſein Futter gibſt.

4. Gedenk nicht vnſer miſſethat
vnd Sünd, die dich erzürnet hat,
Las ſcheinen dein Barmhertzigkeit,
das wir dich lobn in ewigkeit.

5. O HErr gib vns ein fruchtbars Jar,
den lieben Kornbawm vns bewar!
Für thewrung, hungee, ſeuch vnd ſtreit
behůt vns, HErr, zu dieſer zeit!

6. Vnſer lieber Vater vu biſt,
weil Chriſtus vnſer Bruder iſt,
Drumb trawen wir allein auf dich
vnd wollu dich preiſen ewiglich. Amen.

Johannes Matthesius.

An Niclas Hermann ſchließt ſich als Dichter von geiſtlichen Liedern deſſen Freund und Pfarrherr Johannes Matthesius, über deſſen Leben und anderweitigen Schriften weiter unten näher zu berichten iſt. Seine Lieder haben denſelben kindlich naiven, volksthümlichen Ton, wie die ſeines Cantors, deſſen Einfluß hiebei nicht zu verkennen iſt, wie ſich ſogar aus einzelnen Stellen, z. B. im „geiſtlichen Bergklied" ergibt. Wie Hermann, hat auch Matthesius zum größern Theil Lieder für beſtimmte Verhältniſſe und Veranlaſſungen gedichtet, ſo außer dem eben erwähnten ein „Gebet für Joachimsthal", ein „Hochzeitlied"(1), das die Ehe mit tiefem Gefühle preiſt, zwei „Wiegenlieder", von denen das Eine freilich allzuſehr in das Spielende fällt und endlich ein „Morgenlied"(2), das der große Guſtav Adolf täglich geſungen haben ſoll und das wirklich durch die innige Gottergebung, die ſich darin ausſpricht, von mächtiger Wirkung iſt, zu welcher die einfache, aber melodiſche Darſtellung nicht wenig beiträgt.

1. Ein Huchzeitlied.

1. WEm Gott ein Ehelich Weib beſchert,
mit tugend, glaub vnd zucht verehrt,
Der hat den ſchönſten ſchatz auff Erd:
ein Weib iſt aller tugend werth.
2. Sie iſt jrs Mannes hilff vnd frend,
die jn erquickt in lieb vnd leyd.
Sie iſt ſein ſeal vnd Ehrenkrantz,
ihn Weib iſt gar kein freude gantz.
3. Ihr Mann hat troſt vnd ehe von jr,
ſie iſt ſeins hertzen wunſch vnd zier,
Seinr augen luſt, freudin vnd hort,
an jr verknüpfft mit Gottes wort.
4. Aus Adams fleiſch, rieb, blut vnd leib
buwt Gott Euam, das ſchönſte Weib,
Gotts Son führet ſie dem Menſchen zu,
die ſchenckt jm Gott zur frend vnd ruh.
5. Hang du an jr vnd halt ſie ſchon,
ſie iſt deins hertzen weethe kron;
Ein fleiſch vnd ſinn jr zwey fult ſein,
mit trewen eins das andee mein.
6. Gott hat rin Aug auff Ehelich lent,
vnd ſegnet ehelich lieb vnd Brent,
Ein züchtigs bett vnd keuſcher mut
iſt nor Gott gar rin edles gut.
7. Da kan man Chriſti lieb erkennen,
vnd Gott in warheit Vatter nennen,
Im dienen in lieb, zucht vnd ehrn,
vnd ſich redlich im glauben nehrn.
8. Jeſu, nnſer Brentigam gut,
der dn durch dein theures blut
Ein Braut erkaufft aus menſchlichm gichlecht,
vnd machſt ſie heilig, frumb vnd grecht:
9. Erhalt, HErr Chriſt, dein fleiſch vnd bein,
laß ſie dein lieb Heffziba ſein;
Bewae all Fraw vnd Jungkfraw ehr,
fremb Mann, Weib, Kind vnd Feind beſchee!

2. Morgenlied.

1. AVß meines hertzen grunde
ſag ich dir Lob vnnd Danck
In dieſer Morgenſtunde,
darzu mein Lebenlang,
O Gott in deinem thron,
dir jn Preiß, Lob vnd Ehren,
durch Chriſtum vnſern Herren,
deim eingebornen Sohn,
2. Vnnd daß du mich auß Gnaden
in dieſer nergangnen Nacht
Vor gfahr vnd allem Schaden
behütet vnd bewacht:
Ich bitt demütiglich,
wöllſt mir mein Sund vergeben,
womit in dieſem Leben
ich hab erzürnet dich.
3. Du wöllſt auch gnediglichen
mich hüten dieſen Tag
Vor deß Teuffels Liſt vnnd wüten,
vor Sünden vnd vor Schmach,
Vor Fewr vnnd Waſſers nuth,
vor Armut vnnd vor Schanden,
vor Ketten vnnd vor Banden,
vor böſem ſchnellen Tod.
4. Mein Seel, mein Leib, mein Leben
mein Weib, Gut, Ehr vnd Kind
In deine Händ thu geben,
Darzu mein Hausgeſind,
Iſt dein Geſchenck vnd Gab,
mein Eltern vnd Verwandtrn,
mein Brüder nnd Bekandten
vnd alles, was ich hab.
5. Dein Engel ſuß auch bleiben
vnnd weichen nicht von mir,
Den Satban zu vertreiben,
anff daß der böſe feind hier
In dieſem Jammerthal
ſein Tück an mir nicht übe,
Leib vnnd Seel nicht betrübe
vnnd bring mich nicht zu fall.
6. Gott will ich laſſen rnhen,
denn Er all Ding vermag;
Er ſegnr meine Thaten,
mein vurnemen vnnd Sach'
Denn ich jhm heimgeſtellt
mein Leib, mein Seel, mein Leben,
vnnd was Er mir ſunſt geben.
Er machs, wies jhm gefellt!
7. Darauff ſo ſprech ich Amen,
vnnd zweiffel nicht daran,
GOtt wird es alls zuſammen
jhm wolgefallen lan,
Vnnd ſtreck nun auß mein hann,
greiff an das Werck mit frewden,
dazu mich GOtt hat beſcheiden
in meim Beruff vnd Stand.

Paul Melissus Schede.

Paul Schede, bekannter unter dem Namen Meliſſus, wie er ſich gemeiniglich nach ſeiner

Mutter Ottilie Melissa nannte, wurde den 20. Dez. 1539 zu Melrichstadt in Franken geboren. Nachdem er die Schule in Zwickau und die Universitäten Erfurt und Jena besucht hatte, ging er nach Wien, wo er sich durch seine lateinischen Gedichte bald so großen Ruf erwarb, daß er 1561 vom Kaiser Ferdinand als Dichter gekrönt und 1564 in den Adelstand erhoben wurde. Nach dem Tode des Kaisers verließ er Wien und begab sich nach Prag, Wittenberg, Leipzig und Würzburg, wohin er von dem Bischof berufen worden war, und von dort wieder nach Wien, wo man ihm die Oberaufsicht über ein Kadetteninstitut anvertraute. Bald darauf machte er jedoch einen Feldzug in Ungarn, bereiste sodann Frankreich und Italien, wo ihm mancherlei Ehrenbezeigungen zu Theil wurden; so erhielt er in Padua den Titel eines Hofpfalzgrafen und in Rom ward er sogar mit dem eines römischen Bürgers beehrt. Nach seiner Rückkehr ließ er sich in Heidelberg nieder, wo er in dem Churfürsten Friedrich III. einen großen Gönner fand, auf dessen Antrieb er auch die 50 ersten Psalmen übersetzte (1572). Seine große Reiselust führte ihn aber wenige Jahre darauf wieder nach Italien und Frankreich, 1582 nach England. Auch dort lebte er in günstigen Verhältnissen, und die Königin Elisabeth, an deren Hof er sich längere Zeit aufhielt, suchte ihn sogar zu bewegen, in England zu verbleiben, allein die Liebe zur Heimat, die er in einem uns erhaltenen Gedichte so lebendig schildert (1), ließ ihm keine Ruhe; er kehrte nach Heidelberg zurück, wo er den 3. Febr. 1602 starb.

Der große Ruf, dessen sich Melissus während seines Lebens erfreute, gründete sich zwar auf seine lateinischen Gedichte, die sich allerdings durch Gewandtheit des Ausdrucks und glücklichen Versbau auszeichnen; doch haben wir uns begreiflicher Weise mit diesen hier nicht zu befassen. Melissus hat aber auch in deutscher Sprache gedichtet und sich dadurch eine nicht unbedeutende Stelle in der Geschichte unser Literatur erworben. Verdient er schon deshalb alle Anerkennung, daß er einer der wenigen Gelehrten war, welche die Muttersprache wieder zu Ehren zogen, was bei ihm um so höher angeschlagen werden muß, als er seinen Ruhm nur seinen lateinischen Dichtungen zu verdanken hatte; so können wir ihm unsere volle Bewunderung nicht versagen, wenn wir uns bewußt werden, daß er in seinen deutschen Poesien den einzig wahren Weg einschlug, auf welchem eine erfreuliche Wiedergeburt der vaterländischen Dichtkunst erreicht werden konnte, den nämlich, daß er von der Volkspoesie ausging und dieselbe künstlerisch zu entwickeln suchte. Der Ton, der seinen Gedichten zum Grunde liegt, die Sprache im Ganzen, viele einzelne Wendungen sind durchaus dem lebendigen Volksgesang entnommen; dagegen ist die Form gebildeter, reiner, künstlerischer. Man sieht bald, daß die Gewohnheit, schöne lateinische Verse zu bilden, nicht ohne Einfluß auf seine deutschen Dichtungen geblieben, freut sich aber zugleich wahrzunehmen, daß er mit sicherem Gefühl für die Schönheit der Muttersprache sich nicht in Nachahmung der antiken Formen verlor. Dagegen versuchte er, und ihm gebührt der Ruhm, darin der erste gewesen zu sein, die schönen Formen des Auslandes, das Sonett, mit ihm den Alexandriner (4) und die Terzinen, nachgebildet zu haben, ein Ruhm, der dadurch kaum geschwächt werden kann, daß diese Nachbildungen sich noch steif und unbeholfen bewegen, da die Sprache, wie er sie vorfand, noch nicht die leichte Biegsamkeit und Beweglichkeit hatte, die für diese Formen unerläßlich ist, und die sie erst viel später gewann. Daß an dieser Unbeholfenheit aber in der That die Sprache Schuld war, ersehen wir aus seinen übrigen Gedichten, die sich in Ausdruck, Form, Melodie und Reim viel leichter bewegen und beinahe Nichts zu wünschen übrig lassen, wie sie durch wahrhaft poetisches Gefühl und viele schöne dichterische Gedanken erfreuen. Leider sind uns nur wenige Gedichte (fünf) von Melissus erhalten (das von uns nicht mitgetheilte ist ein unbedeutendes Geiegenheitsgedicht, ein Brautlied); es ist dies um so mehr zu bedauern, als eine größere Sammlung gewiß nicht ohne glücklichen Einfluß auf die Entwickelung der deutschen Poesie geblieben wäre. Außer dieser besitzen wir zwar noch seine schon erwähnte Uebersetzung von 50 Psalmen (von denen einer, der 37. in Terzinen gedichtet ist); allein diese haben weit geringeren poetischen Werth, als seine Lieder; sie sind jedoch desbalb historisch merkwürdig, weil er in denselben vorzüglich der formellen Seite die größte Aufmerksamkeit widmete, und sogar besondere Zeichen erfand, um die prosodischen Verhältnisse der Vokale auch äußerlich kenntlich zu machen. *)

1. Lied.

1. Hin vnd wider, auff und ab,
Wil Land und Leut durchreiset hab,
Zu bekommen Lehr' und Verstand,
Auch frembder zungen sprach.
Gedultet hab manch ungemach;
Umbsonst ist vil unkosten angewand:
Gedan mirs wohl hat's Vatterland.
Zu was nutz mir solchs gelinget,
Wenns widerum das Glück mir nit reinbringet?

2. Teutschland (sags mit verganst)
Begabet ist mit mancher Kunst,
Derer sichs gar nit schemen thar:
Hoch schetzen wir frembd ding,
Und achten unsers für gering,
So doch das unsrig andrer knust und lär
Weit übertrifft, wie offenbar.
Was bringts dan für nutz und frommen,
Schatz suchen anderswo, doch lehr heimkommen?

3. Ihren sachen gibt ein schein,
Und blendet eim dir Augen fein
Die geferbet außlendisch pracht,
Was witzig ist und klug,
Merckt bald den anstrich und betrug:
Der aber solchs hoch helt aus unbedacht,
Wird in betörung flugs gebeacht,
Was thuts brissen oder nutzen
Du nichts darbindee ist, etwas aufmutzen?

4. Geld nit alles ist, was gleist;
Schön ist nit alles, was gweist:
Sich, Glasur vergat Edlem stein,
Gezbild dem Menschen gleicht,
Manekot im Pfeffee sich erschleicht,
Kestlich gekleidet ist nit allzeit rein,
Beiborner srind kein Elfenbein.
Wilst vil Land nun sein durchzogen?
O wandeer, sich, daß du nit werst betrogen.

*) Wir theilen (nach Wackernagel, da das Original nicht zu erhalten war) ein Paar Strophen seiner Paraphrase des 37. Psalms mit, theils um diese eben berührte Eigenthümlichkeit, theils auch um seine Behandlung der Terzinen anschaulich zu machen.

Nit meng dich ain, gesellig aus nacheifer,
Mit böswichtern uof disee schnöden welt:
Noch über's gluk böser schelk neidisch eifer;
Dan uof die letzt zuom stuotz nider-gefelt
Wird màn s' im schnips als wisengras ábmaën,
Und wærn hinfaln wi grunes kraut am feld.
Hoff auf den Hern, ßeis dich guots suo begên:
Iiewón das land suor bleibnonge gewies,
Aller nottuorft dich nor treulich versên.

2. Ein anders.

1. MOrgens eh't tages ſchein anbricht
Mit Purpurfarbem hellem licht,
So glentzt herfür deins mundes röt,
Wie vor der Sonn die Morgenröt,
Mit Roſinfarben Wangen
Hubſch, luſtig klar aufgangen.

2. Ein ſchön Karfunklet hübſch geſtirn
Dein Euglein ſeind an deiner Stirn.
Dein gülnes Haupt iſt wohl formirt,
Wies Himmels runde ſchön gezierl.
Von deiner Euglein glitzen
Fewerflammen rauſcher ſpritzen.

3. Recht wie die Stralu vnd ſchnelle Pfeil,
Dieſelben ſchießen her in eil,
Han mir verſehrt mein junges Hertz;
Doch lindert ſich der brünſtig ſchmertz,
Wan ich dein Antlitz ſchawe,
Huldſeligſtr Jungfrawe.

4. Grunest vnd blüest aller ding,
Gleich wie ein Lorbaum im Früling,
Wir eine Tanne, wechſt gerad
Dein werther leib in gleichee wad:
Dein' Arme beid' ſeint eben
Wie zwo newer Weinreben.

5. Ach daß, was anrürn deine Hend,
In rotr Röslein ſein gewend,
Vnd weiße Lilglein wachten fein,
Wo deine füß' hin gangen ſein,
Von deins Munds athem ſüſſe
Braun Vielblüt entſpriſſe.

6. Ruhm, Preiß, ehr vnd lob ich dir gib
Für andern alln, herzlibſtes lieb,
Dein Tugent leucht an allem end,
Wie der vollmond am ſtemament,
Biſt aller Jungfrawn zirde,
Meins Hertzes iurr Girde.

7. Edler ich ſchätz dein gunſt vnd hold,
Dan Silber vnd das veſte Gold:
Drin Freundligkeit vnd ſchön geberd
Iſt mehr, dann alle Perlen werth:
Es gilt dein zucht vil reine
Mehr, dan all' Edle Steine.

8. Trewhertzig ſein ohne urge liſt.
Der Rechten lieb warzeichen iſt:
Wan grlicher maß nit liebeſt mich,
Laß zu, daß ich nur liebe dich.
Mein Hertz geb dir zueigen,
Dein Hertz zu mir thn neigen.

9. All' Augenblick Dein indenck bin
In meim gmüt vnd in meim ſin,
Deß tag's biſt mir ein helle Son,
Deß nachts ein klarſcheinender Mon.
Thuſt (liebſtes M.) mir geben
Von deinem glanz mein leben.

3. Ein anders.

Im Thon, Ich ging einmal ſpatziren.

1. NOt Röslein wolt ich brechen
Zum hubſchen Krentzelein.
Mich Dörner tbeten ſtechen
Haet in die finger mein.
Noch wolt ich nit lan ab:
Ich gunt mich weiter ſtecken
In Stauden und in Hecken;
Darin mirs wunden gab.

2. O dorner krum und zacket,
Wie habt ihr mich zerſchrunt!
Wer unter euch kompt nacket,
Der iſt gar bald verwunt.
Sonſt zwar könt ihr nichts mehr,
Ihr keiner Haut thut ſchonen,
Noch nitlicher Perſonrn,
Wens gleich ein Göttin wer.

3. Sie hats wol ſelbs erfahren,
Die ſchöne Venus zart,
Als ſie ſtund in gefahren
Und ſo zerritzet wurd.
Daher die Röslein weis
Von Blutrieſſenden nerben
Begunten ſich zu feeben;
Den man verſetzt den Preis.

4. Ich thu ein Roſe loben,
Ein Roſe tugent voll;
Wolt mich mit ihr verloben,
Wans ihr gefiele wol.
Irs gleichen find man nicht
In Schwaben und in Francken:
Mich Schwachen und jede Krancken
Sie Tag und nacht anſicht.

5. Nach ihr ſteht mein verlangen,
Mein ſehnlich hertzegirn;
Am Creutz leſt ſie mich hangen,
Meins lebens nimmer wird:
Zwar bald ich tod muß ſein,
Je weiter ſie mich neidet,
Je lenger mein Hertz leidet:
Iſt das nit ſchwere pein?

6. Ach liebſter Schatz auff Erden,
Waenm mich quelest ſo?
Zutheil laß dich mir werden,
Und mach mich endlich fro.
Dein wil ich eigen ſein;
In lieb und trew mich binde,
Mit deiner Hand mir winde
Ein Roſenkrentzelein.

4. Sonnet.

Jörgen von Averli und Adelheiten, von Granwart.

WAs im Weltkreiſe rund allenthalb lebt und ſchwebet,
Wärhafft erhalten wirdt durch gleich eintrechtigkeit,
Dann Gott vorkommen hat alle Zwyſpaltigkeit,
Daß inn all ſeim Geſchöpf keins wider's andre ſtrebet.
Zwar jglicher Natur ihr eigenſchafft anklebet,
Irrdiſch und Himmliſch ding helt ſeine Richtigkeit:
Diß alles wirckt die Lieb durch ihr Einhelligkeit,
Und macht, daß in ſeim Stand nichts widerſinns ſich bebet.
Lieb iſt ein Bildergeiſt, auß Fewr und Lufft vereint,
Ders Hertz mit Girdt entzundt, den mut mit Luſte kühlet,
Da eins Gemuhts und Willn ein par Ehrolck ſich meint,
Solch ſnre Brunſt und Hitz mit friſcher labung fület
Dem Edlen Averli Adelheid die Hertzliebe,
Die Seel Menſchlicher Seel iſt flammbrünſtige Liebe.

Heinrich Knauſt.

Unter den Dichtern, welche das weltliche Lied geiſtlich umdichteten, nimmt Heinrich Knauſt durch die große Anzahl ſeiner Dichtungen ſowohl, als durch ihre im Ganzen glückliche Haltung eine der erſten Stellen ein. Von ſeinen Lebensverhältniſſen iſt wenig bekannt. Er war zu Hamburg geboren, ſtudirte die Rechte, erwarb ſich den Grad eines Doktors derſelben und ſcheint Advokat geweſen zu ſein, zuletzt in Erfurt, wo er noch 1575 lebte. Auch war er kaiſerlicher Hofpfalzgraf und gekrönter Poet. Seine geiſtlichen Lieder, die er unter dem Titel: „Gaſſenhawer, Reuter vnd Bergliedlin Chriſtlich mornliter vnnd ſittlich verendert" (Ff. 1571) herausgab, dichtete er ausdrücklich zu dem Zwecke, ſie den „ſchamparen" Liedern entgegenzuſetzen, die zu ſeiner Zeit häufig geſungen wurden; er habe ſie, fügt er in ſeiner Vorrede hinzu, nach den Melodien der alten Gaſſenhauer „wegen jhrer artigen Compoſition" abgefaßt. Freilich ſtehen dieſe ſchönen, lebensfrohen Weiſen mit dem Texte ſeiner Umdichtung in einem merkwürdigen Widerſpruch, und es haben ſeine Lieder eben deshalb, wie leicht zu begreifen, keinen Eingang in die Kirche gefunden; aber immerhin verdienen ſie wegen der glücklichen Bewahrung des volksmäßigen Tons und deſſen Anwendung auf religiöſe Verhältniſſe auch jetzt noch alle Beachtung.

Hertzlich thut mich erfrewen,
chriſtlich vnd moraliter verrudert.

1. HErtzlich thut mich erfrewen
die liebe ſommerzeit,
all mein gedlnt vernewen,
der May vil wolluſt geit,

Der lerch thut sich erschwingen
mit seinem hellen schall,
lieblich die vögel singen,
voran dir nachtigall.

2. Der guckuck mit seim schreien
macht frölich jedermann,
des abends frölich reien
die Meidlin wolgethan;
Spatziren zu den brunnen
pflegt man zu diser zeit,
all welt sucht freud vnd wunne
mit reisen fern vnd weit.

3. Es granet in den wälden,
die bäume blüen frei,
Die röslin auff dem felde
von farben mancherlei.
Ein blümlin stedt im Garten,
heist Christ, vergiß nicht mein!
das ehrt kraut Gotts warten,
gibt trost der seele dein.

4. Ein kraut wechst in der awen,
das heist: sei wolgemut!
Auff Christum fest thu bawen,
dazu sein werdes blut,
Die weissen vnnd roten rosen,
am creutz halt fest in acht!
Gotts son thet mich erlosen,
vnd hat mich sellig gemacht.

5. Das kraut je langer je lieber
in meinem hertzen blüet,
Bringt mich zu Gott hin über,
Herr Christ mich stets behüt.
Ich hab es wol vernommen,
was dises kraut vermag:
wol dem, der mit Gotts namen
vnd gsetz vmbgeht all tag!

6. Des morgens in der Awe
so thu ich frü auff stahn,
Für mein sünd leid vnd rewe
von hertzen grund zu han,
Zu bitten meinen Herren,
daß mirs möcht wol ergehn,
daß er sein gnad möcht meheren,
vnd mir trewlich beistehn.

7. Darumb lobt Gott im Sommer,
desgleich im Winter thut!
Gheist weud vns allen kummer
vnd bringt viel freud vnd mut.
Der zeit wil ich geniessen,
dieweil ichs leben haa,
Gotts gnad wirdt sich ergiessen,
vber vns wirdt sie auffgahn.

Johannes Fischart.

So entschieden sich Fischarts Talent zum Didaktischen und näher zum Satyrischen neigte, so war es doch wiederum so vielseitig, daß es sich auch in andern Dichtungsformen frei und sicher bewegen konnte. Und wenn Reichthum der Gedanken, Tiefe des Gefühls, nebst der Kunst, diese innere Welt in lebendiger Anschaulichkeit darzustellen, so daß die Form auch dem Inhalte entspricht, die ersten und nothwendigsten Eigenschaften eines lyrischen Dichters sind, so darf Fischart unzweifelhaft zu den Lyrikern gezählt werden: es sind seine hiehergehörigen Dichtungen so bedeutend, daß er eine hervorragende Stellung unter den Dichtern seiner Zeit einnehmen würde, wenn wir auch Nichts weiter von ihm hätten, als die wenigen lyrischen Poesien, die er seinen andern Werken meistens nur gelegentlich beigefügt hat, und die wohl verdienten, einmal zusammengestellt zu werden, um den ganzen Reichthum seines lyrischen Talents zur Anschauung zu bringen. Leider verbietet uns der Raum und der Zweck unsers Buchs dieses zu thun; wir müssen uns begnügen, das Bedeutendste hervorzuheben.

Am größten ist er in seinen Psalmen, welche beinahe sämmtlich alle übrigen Dichtungen der Art übertreffen, ja rücksichtlich der Entwickelung vielleicht den Lutherschen Psalmen vorzuziehen sind, weil sie die Gedanken und Anschauungen des Originals ganz im Geiste desselben zu einem großen bewundernswürdigen Gemälde ausführen, in welchem wir alle Farbenglut und Begeisterung des orientalischen Dichters wieder erkennen. Unübertrefflich ist in dieser Beziehung namentlich der 29. Psalm (1), dem Nichts gleichgestellt werden kann, als Luthers prosaische Uebersetzung. Auch im weltlichen Liede ist Fischart groß, und es ist sehr zu bedauern, daß wir von ihm kein anderes besitzen, als das „Tanz-Liedlin" (2), das er im „Philosophischen Ehzuchtbüchlein" mittheilt. Der weiche, anmuthige Ton, der im ganzen Liede herrscht, die glücklichen Bilder, welche die Gedanken so sinnlich veranschaulichen, die wohllautende und reiche Sprache, die Tiefe des Gefühls, welches den Dichter erfüllt, alles vereinigt sich, das Lied zu einem Meisterstück zu machen. Von der größten Wirkung ist insbesondre der Schluß, der nicht glücklicher sein könnte: denn das Bewußtsein des eignen Glücks kann sich gewiß nicht kräftiger und zugleich nicht edler aussprechen, als in dem Wunsche, die ganze Menschheit desselben theilhaftig zu sehen. Wie tief aber Fischart von den dargestellten Empfindungen durchdrungen war, geht am deutlichsten daraus hervor, daß er in dem ganzen Gedicht das ihm sonst ganz zur Natur gewordene Spielen mit der Sprache vergißt und keine von den mannigfaltigen, ihm eigenthümlichen Wendungen anwendet, durch welche er sonst so meisterhaft zu wirken weiß, wie z. B. in den kleinern Sprüchen über das Verhalten des Mannes gegen sein Weib (3) und des Weibes gegen ihren Mann (4). Wir erwähnen noch die bekannte Umschreibung der horazische Ode: Beatus ille, in welcher sich freilich das lyrische Element des Originals in didaktische Ausführlichkeit und breite Schilderungen verliert. Weit bedeutender ist das Gedicht auf seine Bücher (im Gargantua), in welchem er ein vortreffliches Lob der Buchdruckerkunst eingefügt hat und wie es mit einer heiteren Anrede an die Bücher beginnt, die er aus Gesundheitsrücksichten nicht zu häufig in die Hände nehme, so mit einem humoristischen Gericht gegen ein Würmchen schließt, das seine Freude zu zerstören drohe. Bekannter ist die „Ernstliche Ermanung an die lieben Deutschen", (5) die er bei Anlaß eines Bildes dichtete, welches das weltbeherrschende Deutschland darstellte. Unter den vielen Gedichten älterer und neuerer Zeit, welche die Schwäche und Entartung des deutschen Volks geißeln, ist dieses eines der schönsten, durch Kraft der Gedanken, wie durch Trefflichkeit des Ausdrucks gleich ausgezeichnet und durch die innigste Vaterlandsliebe, welche sich bei aller Härte der Vorwürfe darin unverkennbar ausspricht, wohlthätig berührend. Unter den übrigen Gedichten Fischarts, welche hieher gerechnet werden können, erwähnen wir noch diejenigen, welche er auf Veranlassung des zwischen Zürich, Bern und Straßburg gestifteten Bündnisses im J. 1588 verfaßte. Sie gehören zu seinen besten poetischen Erzeugnissen, sind als Gelegenheitsgedichte überhaupt vortrefflich, von tüchtiger Anlage und eben so tüchtiger Entwickelung, wie sie durch geistreiche Erfindung von Motiven und glücklicher Anwendung derselben beweisen, daß Fischart

große Einſicht in die Forderungen und Geſetze der Kunſt beſaß und daß ſeine Bekanntſchaft mit dem klaſſiſchen Alterthum nicht bloß eine äußere war. Auch ſind dieſe Gedichte, wie die ihnen vorangehende proſaiſche Einleitung deshalb wichtig, weil Fiſchart in ihnen ſeine politiſchen Anſichten entſchiedener, als irgend ſonſt, ausſpricht, und wir in ihm den freiheitsliebenden Republikaner kennen und lieben lernen. Von geringem poetiſchen Werthe, aber wichtig für die Charakteriſtik des trefflichen Mannes iſt ſeine „Anmanung zu chriſtlicher Kinderzucht", in welcher er ſich als redlichen, frommen Hausvater und Kinderfreund, als einen von ſeinem Glauben tief durchdrungenen Mann deurkundet. Andere unbedeutendere Gedichte, wie die „Beſchreibung des Uhrwerks zu Straßburg", „die Auslegung der Thiermeſſe" und anderes übergehen wir, ſo wichtig auch jedes derſelben für die nähere Kenntniß des Dichters ſein mag. Dagegen müſſen wir noch erwähnen, daß er ſich auch in Nachbildung von antiken Verſen ſowohl, als von modernen Strophen verſuchte, wie er denn überhaupt beinahe in jeder Beziehung die größte Vielſeitigkeit an den Tag legte. Die antiken Versmaße behandelte er mit ſolcher Freiheit, daß der Rhythmus kaum mehr zu erkennen iſt, ſchon deshalb, weil er von dem Reime, den Fiſchart noch damit vereinigt, zurückgedrängt wird. Uebrigens that er dies mit Abſicht und Bewußtſein, denn, ſagt er, „eyn jede ſprach hat jr ſondere angeartete thönung, vnnd ſoll auch vleiben bei derſelben anegewöhnung".

Einer der Wenigen, welche Fiſcharts „Sonette" geſehen haben (Hoffmann von Fallersleben) behauptet, es ſeien dieſelben gänzlich mißlungen, und daß ihm überhaupt alles durch Muſik gebildete Gefühl mangelte. Wie übertrieben letztere Behauptung iſt, leuchtet aus den mitgetheilten Gedichten, in denen ſich der Sinn für den Rhythmus nicht verkennen läßt. Dagegen könnte man vermuthen, daß Fiſchart die Form des Sonetts ungenügend und willkürlich behandelt habe, da er ſeine Sprachgewalt und Gewandtheit in ganz anderer Weiſe zu zeigen gewohnt, als in der Selbſtbeſchränkung, in welcher das Weſen dieſer modernen Form liegt. Allein es iſt auch dies nicht der Fall, vielmehr hat er ſich beinahe ganz ſtreng den Geſetzen des Sonetts unterworfen, und iſt nur darin abgewichen, daß er ſtatt fünffüßiger, immer nur die bei ihm und in der ganzen Zeit gewöhnlichen vierfüßigen Verſe gebraucht, (worin er übrigens in dem ſogenannten „Anakreontiſchen Sonett" der Italiener ein Vorbild hatte) und die ſechſte und ſiebente Zeile nicht mit der zweiten und dritten gereimt hat. Dagegen hat er das Sonett in der Hauptſache vortrefflich behandelt, denn obgleich alle ſieben Sonette, die wir von ihm haben, zuſammenhängen und einen ſogenannten Sonettenkranz bilden, ſo iſt jedes einzelne doch ein für ſich beſtehendes Ganze mit einem vollſtändig abgeſchloſſenen Gedanken, der in dem engen Rahmen zur vollſten Anſchauung gelangt. Im letzten Sonett, dem noch nach dem letzten Terzett fünf Zeilen angehängt ſind, möchte es ſcheinen, als ob Fiſchart entweder aus Gleichgültigkeit die Form verletzt, oder ſie nach ſeiner Weiſe willkürlich behandelt habe, allein es iſt auch dem nicht ſo; vielmehr ahmte er auch darin eine italieniſche Form, das „geſchwänzte Sonett" (sonetto codato) nach, das gerade im 16. Jahrh. durch Berni in Aufnahme gebracht worden war. Zum Verſtändniß der unten mitgetheilten Sonette (6) haben wir nur noch beizufügen, daß ſie gegen die Königin Katharina von Medici gerichtet ſind, welche damals (1560—1585) Frankreich in die Gräuel des Bürgerkriegs ſtürzte und namentlich gegen die Proteſtanten die abſcheulichſten Verbrechen beging, daher der Dichter am Schluß, nachdem er eine vortreffliche Charakteriſtik der Königin gegeben, die Franzoſen auffordert, ſich des grauſamen und herrſchſüchtigen Mannweibs zu entledigen. Das alte und ſehr gewöhnliche, aber der Eigenthümlichkeit Fiſcharts zuſagende Wortſpiel mit Gallus (Hahn) und dem alten Völkernamen Gallier bedarf keiner weitern Erklärung. *)

1. Der 29. Pſalm.

1. Jhr Gewaltigen, bringt dem HErrn her,
Bringt her dem HErrn Stärck vnd Ehr,
Bringt jhm ſeins Namens Ehre; :|:
Bettet den Mächtigen HErren an,
Dann er alleyn Gwalt zeygen kan,
Sein Namen gibt eyn Schalle:
Hört, wie erſchallt ſo vngeſtümm
Auff den Waſſern des Herrn Stimm!
Wie ſchallt es inn dem Thale,
Daß ſie erſchrecken alle.

2. Der Gott der Ehren Tonnret her,
Der Herr auff groſen Waſſern ſchwer,
Tritt her auff Finſtern Wolcken, :|:
Das Meer verwickelt ſich in Wellen,
Weyß vor Angſt nicht, wie ſichs ſoll ſtellen,
Flieht hin vnd her mit Bolgen:
Das macht, ſein Stimm kracht her mit Pracht,
Des Herren Stimm dezeugt ſein Macht,
Wie er ſein Feind kan ſchrecken,
Vnd ſein Völcklin auffwecken.

3. Deß HErren Stimm vnd herrlich Thou
Bricht die Cedern in Lybanon,
Die hoch Bäum ſie zerſchmettert, :|:
Macht hüpffen den Berg Lybanon,
Vnd hüpfft auff den Berg Syrion,
Wenn er ſo ſtarck her wettert,
Daß ſie ſpringen, wie Kälber jung,
Vnnd wie ein jungs Einhorn im ſprung,
Die Berg ſich vor jhm biegen,
Daß ſie im Thal da ligen.

4. Deß HErren Red wie Fewrflamm häut,
Sein Stimm von ſich Fewrflammen ſpeyt,
Macht, daß dWüſten erzittert: :|:
Die Einöd Kades drob erſchrickt,
Daß baldt Araber Land erſtickt,
Wenn es ſo fralt vnd wittert:
Deß HErren Stimm das Wild verſehrt,
Das vor der Zeit den Händen gebürt,
Reißt die Felſen auß Fügen,
Die Wäld entblöſt da ligen.

5. Deßhalb muß drumm alls zumal,
Was ſolches höret vberal
Vnten vnd ob der Erden, :|:
Jhm bringen ſeines Namens Ehr,
Vnd welche vor erſchracken ſehr,
Müſſen andächtig werdrn:
In preiſen iun ſeim Tempel faſt,
Der auß dem Himmel, ſeim Pallaſt,
Alſo kan ſich erzeigen,
Daß alles muß ſich neygen.

6. Der HErr, ſo die Sündflut anricht,
Sitzt ewig zu Gnad vnd Gericht,
Ewig der König bleibet: :|:
Derſelbig HErr von groſſer Krafft
Seim Volck auch Krafft vnd Troſt verſchafft,
Daß es ſein Feind vertreibet,
Derſelbig HErr von groſſer Güt
Wird ſein Volck ſegnen auch mit Fried,
Daß es vngehindert jhme
Stets folg nach ſeiner Stimme.

*) Die unten mitgetheilten Sonette Fiſcharts, die hier zum erſtenmal wieder gedruckt erſcheinen, haben wir der Gefälligkeit und eifrigen Theilnahme des Herrn Verlegers dieſes Werks zu verdanken, welcher aus einem während des Druckes aufgefundenen Exemplar der äußerſt ſeltenen Schrift eine getreue Abſchrift machen ließ.

2. Tanz Liedlin.

In dem thon des Allemant d'amour Tanz gestellet.

1. Keyn gröser frend,
Als wo zwey gleiche Herzen
Eynander lieben beyd :|:
Keyn gröser leyd,
Dann mit vndanck vnd schmertzen
Lieb haben on bescheyd.
Dan gleich vnd gleich
Gesellt sich gleich :|:
Vngleich gepräuch
Trennen eyn Reich.
Derhalben wol :|:
Eyn jeder soll
Seins gleichen jm erlesen,
Das auch die Lieb gleich steh :|
Dann bei vngleichem wesen
Sint vngleich Sinn vnd Gh.

2. Es schicken sich
Nicht gleich allerhand Blumen
Zusammen ordenlich; :|:
Sonder man sicht,
Das sein zusammen kummen,
Die Gruch vnd farb verpflicht.
Dan so die eyn
Solt riechen reyn, :|:
Die ander sein
Stinckend on schein;
So schändt je eyns :|:
Dem andern seins.
Also ist mit der Bulschaft:
Da mus eyn gleicheyt sein :|:
Vnd ein anmut zur Huldschaft,
Sonst kommts nicht vbereyn.

3. Dan wer ist der,
So eyn vngleich par Rinder
Kan zwingen vngefär, :|:
Das es daher
Ziecht gleich, keyns meh noch minder,
Dem will ich folgen sehr.
Aber ich halt,
Das man nicht bald :|:
Find solcher gstalt
Eyn, ders verwalt.
Also ist auch :|:
Inn lieb der prauch:
Da spannt man nicht zusammen
Zwey vngleich Herzen nur, .|
Sonder die zsammen kamen
Aus Anmut der Natur.

4. Alsdann wird leicht
Alls, was sie je furnemmen,
Weil sich jr Gmüt vergleicht; .|
All vnwill flencht
Thut keyns sichs andern schämen,
Die Lieb all fäl verstreicht,
Vnd keyns rupft auff
Dem andern den knuff, :|:
Das es zu hauff
Gezwungen lauff.
Sonder sie seind :|:
Fridsam verfreundt.
Gedencken, das sie beyde
Gott so zusammen fugt, :|:
Aus der Natur bescheyde,
Welche dan nicht betrigt.

5. Derhalben aus,
Was sich nicht recht vereynet.
Es macht sonst eng das Hans :|
Aber voraus
Ist eynygkeit das Kleynet,
Welchs macht, das man wol hauzt.
Dan wie solln recht
Zwey tanzen recht, :|:
So das eyn schlecht
Nicht folgen möcht?
Also wie soll :|:
Die Lieb stehn wol,
So das eyn sicht gen Norden,
Das ander sicht gen West, :|:
Wie Adler auf den Orten
Eyns schirt, das ander leschr?

6. Aber wie fus.
Wo gleich Menfurlich tretten
Zur Melodei die Fus! :|:
Dan je gewiß
Der Tanz, der ist ein Schatten,
Wie lieb vnd Gh sein mus,
Das, wie der gang
Geht nach dem Klang, :|:
Also on zwang
Jr Herz nach gang
Nach beyder will, :|:
Gestimmt inn still.
Wo dan sich eyns so stimmet
Nachs andern Sinn vnd stimm, :|:
Alsdan der sprech sich gzimmet,
Das, was sich reimt, sich rum.

7. Drumm hab ich mir
Meins gleichen eyn erwehlet;
Sie ist die Blum vnd zir :|:
Vnd nur nach jr
Mus sein mein Herz gestellet
Von nun an fur vnd fur.
Sie ist der Klang,
Nach dem ich gang, :|:
Sie ist das Gesang,
Nach dem ich dang,
Sie ist die Lieb, :|:
Inn der ich leb,
Sie ist mein Rhu vnd Friden,
Inn der ich rhu auf Erd. :|:
O Gott, geb du eyn jden,
Das jm sein Eva werd.

3. Der Mann.

Derhalben soll ein Mann sein wonen
Mit Vernunft beim Weib vnd jr schonen,
Soll nicht ausrichten alls mit rauhe,
Sonder gelindlich vnd mit treue.
Denn Rauhe machet doch nur schene,
Vnd Schene pringt als dan vntrene:
Also pringt Rauhe als dan Reue,
Wann sie sicht, wie sich nichts gedäne.
Aber sanftmut vnd gelindigkeit
Pringt willig treu, schafft willig Lent.
Ein Mann soll nicht ein Sturmwind sein,
Der im Haus einsmals alls werf ein,
Sonder pranchen der Sonnen wig,
Die allgemach wircket durch jr hig,
Soll nicht einsmals alls wöllen trennen,
Sonder allgemach das bes hinnemmen:
Vnd wa die Kält nichts will erhalten,
Da soll die Wärm ihr statt verwalten:
Dan wo man alles nur will stürmen,
Da tringt man die Lent, sich zu schirmen.

4. Das Weib.

Wann er schreiet	Sie nur schweiget;
Schweigt er dan,	Redt sie jn an.
Ist er grimmsinnig,	Ist sie Kulsinnig;
Ist er Vilgrimmig,	Ist sie stillstimmig,
Ist er Stillgrimmig,	Ist sie Troststimmig.
Ist er Vngstummig.	Ist sie kleinstimmig,
Tobt er aus grimm,	So weicht sie jm,
Ist er wutig,	So ist sie gutig,
Mault er aus grimm,	Redt sie ein jm.
Er ist die Sonn,	Sie ist der Mon,
Sie ist die Nacht,	Er hat Tagsmacht;
Was nun von der Sonnen	Am tag ist verprennen,
Das kult die nacht	Durch des Mons macht
Also wird gstillt	Auch was ist wild.
Sonst gern geschicht,	Gleich wie man spricht,
Zween harte stain	Maln nimmer klein.

Ein gscheid Frau laßt den Mann wol wuten,
Aber dafur soll sie sich huten,
Das sie jn nicht lang manten lase,
Sonder durch linde weis vnd mase
Vnd durch beldjetig freundlich gsprach
Bei zeiten jm den Mund auftrech.

5. Grustliche Ermanung

an die lieben Teutschen, auß anlaß dieses beigesetzten Bildes des Teutschlands angebracht.

WAs hilfts, O Teutschland, daß dir gstellt
Dis Bild so herrlich Sighafft gmellt?

Daß es bedeit der Teutſchen Macht,
Die vnter ſich der Welt Macht bracht,
Vnd daß du weyſt, daß dein Voralten
Den Namen mit Rhum han erhalten?
Wann du daſſelbig luſt veralten,
Was dein Voralten dir erhalten?
Wann nicht daſſelbig wilt verwaren,
Was dein Vorfahren dir verſparen?
Wann nicht den Namen willt vermehren,
Der auff dich erbt von großen Ehren?
Was iſts, daß mnn ſich rühmet hoch
Der Eltern, vnd folgt jhn nicht noch?
Biſt Alter Tugent groſſer Preiſer,
Aber der Tugend keyn Erweiſer?
Thuſt gut Alt Sitten hoch erheben,
Vnd ſchickſt doch nit darnach dein leben?
Was rühmſt du dich vil Adelichs,
Vnd thuſt doch nichts denn Tadeliche?
Was Ruhm hat der jung Adler doch,
Wann er ſich ruhmet der Eltern hoch,
Wie ſie frei wohnten in Bergs klufften,
Vnd frei Regierten in den Lüfften,
Vnd er ſitzt gefeſſelt auff der Stangen,
Muß, was der Menſch nur will, jm fangen?
Alſo was iſt dir für ein Ehr,
Wann rühmſt die Alten Teutſchen ſehr,
Wie ſie für jhre Freiheyt ſtritten,
Vnd keynen böſen Nachbarn litten,
Vnd du achtſt nit der Freyheit dein,
Kanſt kaum inn deim Land ſicher ſein,
Leſt dir dein Nachbarn ſein Pferd binden
An deinen Zaun ſarnen vnd hinden?
Sollt auch ſolch Feygar art gebüren,
Daß ſie ſoll Kron vnd Scepter führen?
Ja jr geburt fur den Konigsſtab
Ey Hölzin Roß, welchs ſie nur hab,
Vnd führe jur den Adler Kün
Eyn bundte Atzel nun fortbin,
Vnd für den Weltapffel eyn Ball,
Den man ſchlägt, wann er dupfft im Fall:
Weil heut doch ſchier keyn ernſt iſt mehr,
Handzuhaben Freyheit vnd Ehr,
Sonder man ſcherzt nur mit der Freyheit,
Sucht fremde Sitten, Bräuch und Neuheyt,
Vnd für Alt Teutſch Standhafftigkeit
Reißt ein Weibiſch Leichtfertigkeyt.
Drumm iſt nichts, daß man Adler führt,
Wann man den Adlers Mut nicht ſpurt:
Nichts iſts, daß man den Scepter trägt,
Vnd jn wider kein Vntrew regt;
Nichts iſts, daß man fürmalt die Welt
Vnd kaum eyn Stuck der Welt erhällt:
Sonder man muß erweiſen ſein
Diß, des man will geruhmet ſein,
Vnd nicht der Alten Wacker Thaten
Schänden mit vnthun vngerathen:
Auffrecht, Treu, Redlich, Eynig vnd Standhafft,
Das gwinnt vnd erhällt Leut vnd Landſchafft
Alſo wird man gleich vnſern Alten:
Alſo möcht man ferthin erhalten
Den Ehrenruhm auff die Nachkommen,
Dah ſie demſelben auch nachomen:
Vnd alſo lan man ſein eyn Schrecken
Den Nachbarn, das ſie uns nicht wecken,
Sondern dem Hund lan ſeinen Traz
Zauerwaren ſein Gut und Schaz.
Gleich wie man deren noch ſind etlich,
Die ſolchem Raht nachziehen Redlich,
Vnd recht bedencken jre Würden,
Wie jhr Vorfahren Scepter führten:
Gott ſtärck dem Grein Teutſchen Gblut
Solch anererbt Teutſch Adlersgmut.
Secht, diß hab als eyn Teutſcher ich
Auß Teutſchem Gblut Treuherziglich
Euch Teutſchen, die herkommt von Helden,
Bei dieſen Helden muſſen melden,
Sobald ich diß Teutſch Bild ſchaut an:
Gott geb, daß jhr es recht verſtahn,
Vnd beydes, Treu ſeit euern Freunden
Vnd auch eyn Scheu nlln eurn Feinden.

6. An Ehr vnd billicheit liebende Leſer. Etlich Sonnet.

Hulbrich Wiſart.

JN dem Hauß, ſpricht man, ſtehts nicht wol
Vnd muß gewiß was boß gemanen,
Wann die Henn kräht vber den Hanen,
Da ſie doch darfur zachffen ſoll,
Zu leuchtern jren Eyerſtell:
Alſo wie viel mehr muß es bön
In einem Regiment dann ſtehn,
Welchs gröſſer iſt vnd ſorgen voll.
Wann die Henn wil die Hanen führen:
Da muß ſie die gewiß verfuhren:
Dann es iſt wider die Natur,
Daß das ſchwächer das ſtärcker führt,
Das vnzierlichſt das zierlichſt ziert,
Welch ungleicheit dient zur auffrur.

II.

Dann jedes rechtes Regiment
Soll gleichſam gſtimmt ſein, wie die Seyten,
Die ſich all in einander leyten;
Wann aber auff dem Inſtrument
Die gröbſt Seyt ſich von andern trennt,
Vnd wolt nicht mit jhn ſtimmen ein,
Sonder derſelben erſer ſein,
Da iſt die Muſic ſchon geſchändt.
Alſo wann auch in Königreichen
Das meiſſer ſoll dem albern weichen,
Vnd das nicht herſchen ſoll, wil gebieten.
Da nemmen ſolche Regiment
Oder ein enderung aber end,
Dann vneins Hirten nicht wol hüten.

III.

Wie jhr dann ſolchs in Franckreich ſecht,
Da nur ein Florentiniſch Henn,
Ein alt ſeyt vnd faule ſenn,
Dir Gallos vnd das Hanengſchlecht
Wil zu Gayaunen machen ſchlecht,
Vnd auß den Galliern Galliner,
Auß freien Francken Frauendiener,
Auß Muſieſeyten ſennengſtecht:
Darumb weil ſich die rein Quintſeyten
Nicht nach dem alten Trummſcheit leyten,
Vnd der Han ſich ſeins Kamß ermaant,
Vnd nicht die Henn zum Meyſter leyd,
So ſicht man heut ein ſolchen ſtreit,
Die Henn zu treiben in jrn ſtandt.

IIII.

Dann welches ſchreit auß ſeinem ſtandt,
Daſſelb zerreiß das Menſchlich Band,
Schafft vnwill und groß inquerſtandt,
Vnd verunruhigt Statt vnd Landt,
Weil hochmuth findet widerſtandt:
Darumb Gott alles recht eeſchuff
Ein jdes Geſchlecht in ſeim beruff,
Den Man dapffer mit Rath und Hand,
Das Weib blöd, ſtill zu der Haußhaltung;
Vnd jde ſtiller iſt jhr verwaltung
Je beſſer iſt dieſelb beſtellt.
Dann ins Hauß ghört kein Rechten, fechten,
Es wirdt ſonſt böſes Garn ſich flechten,
Sonder auffs Rathhauß vnd ins Feldt.

V.

Vnd wie es eim Mann übel ſteht,
Wann er ſich Weiber gſchäfft annimpt:
So übel es ſich auch gezimpt
Wann ein Weib Mannsgeſchäfft die thet,
Der Mann ein Gret, das Weib als nöt,
Wann Sardanapalus will ſpinnen,
Semiramis die Landt gewinnen,
Welchs Tyranney iſt all zu ſchnöd,
So die Leut machet widerſinnig.
Drumb liſt man vom Egypten König,
Der das er ſein Volck Weibiſch ichafft,
Liß Männer thun der Weibergſchäfft,
Weiber anmaſſen Mannerkräfft,
Damit keins bhielt ſein eygenſchafft.

VI.

Solchs that er, weil er ſich befahrt,
Sein Volck möcht jhn vmb Tyranney
Bekriegen, ſich zumachen frey.
Vbt aber nicht auch ſolchr arth
Die Königin, wie man erfahrt,
Die, das man nicht frm mutwill ſtewr,
Außrotten wil die Manſchafft thewr?
O da wehrt all, ſo tragt ein Bart!
Gleichwol ſag ich nicht, das nicht auch
Ein Weib mög herrſchen nach Landsbrauch,
Furnemlich wann ſie in jrm ſtat

Pfiegt der Männer Rath vnd that:
Dann ſolches man noch lieber hat
Als Herrn, die Wriber han zu Rath.

VII.

Sonder die frechlich vnderſtahn
Sich wider glatz vnd rhn all wal
Zuſtecken in geſchäfft vberal,
Den, ſag ich, ſoll man widerſtahn.
Writ ihn drr gewalt nicht zu wil ſtahn,
Darumb nur jr Franzoſen dran.
Erweiſt, das Hanen muth jr han
So wirdt euch alles gluck zugahn
Erweiſt, das jhr von Teutſchen kommen,
Von Francken frey, den alten fromnen.
Dann ſo kein frembden Han jhr duldet,
Trr euch derſch, wann er euch nicht huldet,
Wie ſolt jhr nicht die Henn vrdammen,
So frembd, dir Haurn bezt zuſammen,
Daß ſie einandrr ſelbs erlamen,
Vnd gar außrotten jhren Stammen?
Derhalben dran ins Herrn Namen!
Secht, ob man ein wild Henn mag zumen,
Vnd jhren grimmigen Gyerſamen.

Nicolaus Selnecker.

Nicolaus Selnecker, geb. den 6. Dec. 1530 zu Hersbruck bei Nürnberg, erregte als Knabe durch ſein vortreffliches Orgelſpiel ſo großes Aufſehen, daß ihn Kaiſer Ferdinand heimlich wollte entführen laſſen, was jedoch ſein Vater durch kluge Maßregeln verhinderte. Vom J. 1549 an ſtudirte er in Wittenberg, wo er bei Melanchthon wohnte, der ihn ſehr lieb gewann und ſeine Studien liebevoll förderte. Im J. 1558 ward er Hofprediger in Dresden, 1565 Profeſſor der Theologie in Jena, und nachdem er dort wegen Verdachts, Irrlehren zu verbreiten, ſeiner Stelle entſetzt worden war, im Jahr 1568 nach Leipzig als Profeſſor der Theologie, Generalſuperintendent und Paſtor zu St. Thomä berufen. Dieſe Stelle vertauſchte er zwar ſpäter mit der eines Hofpredigers beim Herzog Julius von Braunſchweig, doch kehrte er 1574 wieder nach Leipzig zurück, das er aber 1589 wieder verlaſſen mußte. In Hildesheim fand er eine neue Anſtellung, allein als ſeine Hauptfeinde in Sachſen endlich geſtürzt waren, ward er wieder in ſeine früheren Aemter in Leipzig eingeſetzt, wo er bald nach ſeiner Rückkehr am 20. Mai 1592 ſtarb. Bald im Kampf gegen die geheimen Calviniſten, bald ſelbſt als ſolcher verſchrieen, hatte Selnecker viele Verfolgungen zu erdulden, die er jedoch mit chriſtlichem Glaubensmuth ertrug. Die häufige Veränderung ſeines Wohnſitzes blieb übrigens nicht ohne glückliche Wirkung, denn überall, wo er hinkam, entwickelte er große Thätigkeit für den Kirchengeſang und insbeſondere für die Bildung eigener Sängerchöre, namentlich verdankt ihm Leipzig in dieſer Beziehung außerordentlich viel. Er gab nicht nur ein vortreffliches Geſangbuch heraus (Leipzig 1587), in welchem er die beſten Kirchenlieder der Reformationszeit zuſammenſtellte, ſondern er dichtete ſelbſt eine große Anzahl Lieder, von denen mehrere im ächteſten Kirchenſtyl geſchrieben ſind und von der innigen Glaubenszuverſicht des Verfaſſers zeugen. Andere dagegen, die er mit Rückſicht auf ſeine mannigfaltigen kirchlichen Fehden dichtete, ſind eben deshalb zu dogmatiſch gehalten und ſogar wegen der beſonderen Beziehungen auf die damaligen Verhältniſſe nicht mehr für ſpätere Leſer verſtändlich. Es haben ſich daher auch nur die beſſeren in den Geſangbüchern erhalten.

1. Gebeclein aus dem 84. Pfalm.
Vmb erhallung bri Gottrs Wort.
Im Thon, Menſch wiltu leben ſeliglich.

1. GLeich wie ſein Haus der Vogel bawt,
die Schwalb auch auff ihr Nrſtlein ſchaut,
Alſo tracht ich nu gantz vnd gar
HErr Jrſu Chriſt, nach deim Altar.
Kyrieleis.

2. HJlff mir, O Herr, durchs Jammrrthal,
gib deinen Dienern vberall,
Das ſir dein Brunnlein lriten recht,
vnd wir bhalten den Glauben ſchlecht.
Kyrielris.

3. VJel brſſer iſt, in driner gmein
der allgringſt vnd wenigſt ſrin,
Denn ſonſt der herrlichſt in der Welt,
voll Reichthumb, gluck, ehr, Gut vnd Gelt,
Kyrieleis.

4. DV biſt der HErr, Liecht, Sonn vnd ſchild,
gibſt gnad vnd ehr, biſt gut vnd mild,
Hilff, HErr, den glauben in vns mehr,
vnd vnſer Hertz zu dir bekehr,
Kyrieleis.

5. ERhalt dein Kirch in allem Land,
dein Nam vberall ſey bekant:
HErr Chriſt, ſey du das Fundament,
gib trewe Lehrer biß ans end,
Kyeiolris.

6. VBleib bey vns gnedig, rrtt dein ehr,
erhalt dein Wort vnd hrilſam Lehr.
Du haſt doch allen gwalt vnd macht,
ob gleich die Welt dein nicht viel acht,
Kyrieleis.

7. WAs iſt die Welt? was iſt jhr kunſt?
was iſt jhr phantaſey vnd dunſt?
Wer dein Wort hat, derſelb beſteht,
gunſt, kunſt, ſtoltz, mut, troz, gwalt vergeht,
Kyrieleis.

8. HJlff, O HErr Chriſt, verbirg dich nicht,
nach vnſern ſunden vns nicht richt:
Denck, wir kurtz vnſer leben ſey:
darumb ſteh du vns allzeit bey,
Kyrieleis.

9. ERhalt dein Kirch vnd eil zum gricht,
laß vns nu lengrr warten nicht,

Reil vns von aller quat vnd pein,
vnnd laß vns bey dir ſelig ſein,
Kyrioleis.

10. HJlff vns recht gehn durchs rote Meer,
vnnd vnſer Hertzen zu dir kehr,
Das wir entfliehn der Sünden ſchand,
vnd kommen ins gelobte Land,
Kyrioleis.

2. Ein Abendſegen aus dem 63. Pſalm.

1. Wir dancken dir, HErre Jeſu Chriſt,
das du vnſer Erlöſer biſt,
Vnd bhueteſt vns fur aller gfahr
durch deiner lieben Engel ſchar,
Alleluja.

2. WJr gehn nu hin zu vnſer rub,
ach rechens vnſer Seel nicht zu,
Was wir leider geſundigt han
vergibs vns alle, O GOttes Sohn,
Alleluja.

3. LAß dein Engel ſtets vmb vns ſein,
die allzeit vns bewachen ſein,
Das der Teuffel hab keine Macht
an vns weder zu tag noch nacht,
Alleluja.

4. FVr Fewr, fur Seel vnd Leibesnoth
behüt vns lieber HErre Gott,
Jn deim Namen laß ſchlaffen ein
vns, deine liebe Kinderlein,
Alleluja.

5. Es gicheh, was mag, wir ſind ja dein,
erlöſt durch dein Fünff Wunden rein,
Dir leben wir, dir ſterben wir,
dein Kinder ſind wir fur vnd für,
Alleluja.

6. AMen, Amen! zu guter nacht
der Engel Gottes vns bewacht.
Gott lob vnd danck in ewigkeit,
wir gehn zur ruh ohn alles leid,
Alleluja.

Bartholomäus Ringwaldt.

Einer der fruchtbarſten Dichter des Zeitraums iſt Bartholomäus Ringwaldt, dem wir auch unter den Didaktikern wieder begegnen werden. Seine lyriſchen Gedichte ſind ſämmtlich religiöſen Inhalts, wenn auch nur ein Theil reine Kirchenlieder ſind; viele ſtehen in einer beſondern Sammlung (Evangelia neben etzlichen Bußpſalmen. Fſ. a/O. 1581), andere ſind ſeinen didaktiſchen Gedichten beigefügt. Die rein kirchlichen Geſänge ſind meiſtens Umdichtungen von bibliſchen Stellen, die er mit der größten Treue wiederzugeben ſucht, ohne daß er doch vermöchte, wie die früheren Dichter, oder wie Fiſchart, die Pracht und Kraft der morgenländiſchen Darſtellung nachzubilden. Dagegen iſt die Sprache fließend, nicht ohne Wohllaut und meiſtens von großer Reinheit. Mehrere derſelben haben ſich noch bis heute in den Geſangbüchern erhalten, z. B. „Herr Jeſu Chriſt, du höchſtes Gut", „Ach, lieben Chriſten trauret nicht". Bedeutender ſind ſeine andern nicht rein kirchlichen Geſänge, weil er ſich in denſelben mit größerer Selbſtſtändigkeit bewegt und ſie auch eine gewiſſe objective Wahrheit haben, da er ſie meiſtens mit Rückſicht auf beſondere Lebensverhältniſſe gedichtet hat; nur hat auch er den ſo vielen, auch neuern deutſchen Dichtern gemeinſamen Fehler, ſeine Lieder zu einer allzugroßen Breite auszuſpinnen, durch welche die Wirkung gar ſehr geſchwächt wird. Dies gilt namentlich auch von dem ſonſt ganz trefflichen „Lied der Kriegsleut wider den Erbfeind" (1), in welchem der Einfluß des Volksgeſangs nicht zu verkennen iſt, von dem er, wie in ſeinen meiſten lyriſchen Gedichten, ſo auch in dieſem, Form und mannigfaltige Wendungen, auch oft einzelne Gedanken entnommen hat. Weniger ſtörend iſt die Breite der Entwickelung in dem „Sommerlied" (2), weil es aus einzelnen Schilderungen beſteht, welche in ihrer Geſammtheit ein vollſtändiges Gemälde des Lebens in der ſchönen Sommerzeit bilden. Auch erhält es dadurch Bewegung und Mannigfaltigkeit, daß es die verſchiedenen Zuſtände und Verhältniſſe, die es ſchildert, in verſchiedenen Farben erſcheinen läßt, indem der Dichter bei den einzelnen Schilderungen die Empfindungen durchblicken läßt, die abwechſelnd in ihm rege werden. Und wenn der Uebergang von einer Farbe zur andern auch öfters ſchnell und ſelbſt hart iſt, ſo wird gerade dadurch die Wirkung um ſo größer. Die eigenthümliche Miſchung von Ernſt und heiterem Humor, der bisweilen ſogar zur muthwilligen Schalkhaftigkeit wird, findet ſich öfters in ſeinen Dichtungen und gibt ihnen einen großen Reiz, ſo z. B. in der „Beſchreibung eines Widders", in welcher die etwas gewagten Stellen durch die treuherzige Haltung des Ganzen außerordentlich gemildert werden. Uebrigens war Ringwaldt ſelbſt Wittwer geweſen, und hatte das traurige Loos eines ſolchen ſelbſt erfahren, das er in einem Hochzeitgedicht in rührender Weiſe ſchildert (3). Unter ſeinen übrigen lyriſchen Gedichten erwähnen wir noch als eines der beſten das „Von Unbeſtand menſchliches Weſens", welches ein gelungenes Bild der Unſicherheit menſchlicher Schickſale gibt, die „den Waſſerwogen gleich" den Menſchen bald in die Höhe führen, bald in Abgründe ſenken. Es ſchließt einfach, aber gefühlvoll und beruhigend: „Sieh, alſo bringt mit kleiner Ruh Der arme Menſch ſein Leben zu, Bis ihn zuletzt der Tod bezwingt Vnd ſeinen Streit zum Ende bringt."

1. Ein Lied der Kriegsleut wider den Erbfeind.

Im Thon, vom Störzebecher.

1. MJ mach dich eilend auff,
du deutſche Nation,
Denn ſih, es kömpt ein hauff
vons Turckiſchen Kewſers Kron
mit Spieſſen vnd Hellparten,
mit Roß vnd Wagen viel,
vnd Bogen ohne Ziel:
in Vngern wolln ſie warten.

2. Gemeine loſe Leut,
die rühmen ſich gar frey,
wie das ſie groſſe Beut
von dingen mancherley
vns wollen abſtreiffen,
darneben alle Feſt,
vnd Wien die aller beſt
zubrechen vnd zuſchleiffen.

3. Sie drewen auch gar frech,
das ſie ohn widerſtand
mit pulver vnd mit Pech
das gantze Deutſche Land
ſtracks wollen nider brennen,
vnd aller Menſchen Schar
im Blut erſauffen gar,
die Jeſum Chriſt bekennen.

4. Darumb ſo nemet bald,
die Rüſtung von der Wand,
vnd macht euch, jung vnd alt,
hinein ins Vngerland
mit Harniſch, Spieß vnd Degen,
mit hurtigem Geſchoß,
zu Fuß vnd auch zu Roß,
vnd zieht dem Feind entgegen

5. Vnd wenn jhr komen seid
dahin mit ewer Wehr,
so fürchtet nie ein meit
das wunderliche Heer,
In sich gar hoch vermessen.
Seht sie nur tapffer an
In Gott, dem starcken Mann,
sie werden euch nit fressen.

6. Doch nemet euch in nicht
an diesem scharffen Tanz;
seid nüchtern, bett vnd wacht,
vnd stercket ewre schantz
bey tag vnd auch bey nachte,
und schickt auch alle stund,
als solt jhr mit dem Hund
rümb springen in der schlachte.

7. Vnd da jhr unterweil
mit jm scharmuzeln must,
So seid mit ewrem Pfeil
des Glaubens wol gerust,
vnd rückt hinan mit frewden,
vnd brent sie mit dem Kraut
geschwinde auff die Hant,
sie werdens übel leiden.

8. Vnd da in solchem Ritt
ein Mann zwey oder drey
im Felde blieben mit,
was wer es vor geschrey,
Was köndt ein solches machen,
Dieweil dieselben sein
in Gott verschieden sein
und zu dem Himmel lachen?

9. Ach wie kan doch ein Man
in dieser argen Welt
sein leben besser lan,
als wenn er in dem Feld
auff Christum wird erschossen,
dieweil er auch sein Blut
der Christenheit zu gut
gar willig hat vergossen?

10. Derhalben seid getrost,
ihr Reuter vnd jr Knecht,
frey in die Feinde stoß,
gar Ritterlichen fecht,
vnd seid also gesonnen,
Ihr sieget oder fallt,
den Glauben doch behalt,
und habt in Gott gewonnen.

11. Darumb, wenn nun der Feind
in seiner grossen macht
Euch anzugreiffen meint
mit einer Feldes schlacht,
Vnd kompt daher gedrungen
in heßlicher gestalt,
wie ein verdorter Wald,
geschrien vnd geklungen:

12. So seid nur wolgemut,
gedenckt an Jesum Christ,
der mit der Engel hut
forn an der spitzen ist,
Den angriff zu zu sehen,
da er mit einem stich
die Feinde wunderlich
wird schrecken vnd verletzen.

13. Vnd wenn jhr so mit Gott
vnd Gideonis Schwerd
die lesterliche Rott
beherzt angreiffen werd,
So werd jhr Roß vnd Wagen,
darzu der Man im Helm,
gleich wie ein schlimmer Schelm,
erschrecken vnd verzagen.

14. Derwegen rückt hinun,
macht ewer Äuglein auff,
vnd schlagt in Gottes Nam
mit allen frewden drauff
Der Heyland wird euch stercken,
vnd seine herrligkeit
bey euch in diesem streit
gewaltig lan vermercken.

15. Vnd da jhr nun befind,
das Gottes sturcke hand
hab ewre Feinde blind
was in die Flucht gewandt
Der Christenheit zu gute,
so schmeist zu ferner zu,
Last jhnen keine ruh,
Wascht euch in jhrem Blute.

16. Das helff euch zu die krafft,
des HERRN Jesu Christ,
der in der Ritterschafft
der beste Kempfer ist,
Vnd kan mit schlechtem sprechen
all seiner Feinde macht,
wie groß sie wird geacht,
im Augenblick zubrechen. Amen.

2. Ein fein Sommerlied,

Im Thon, Herzlich thut mich erfreyen.

1. GOttlob, es ist vorhanden
die fröhlich Sommerzeit:
Der Schnee in unsern landen
nit mehr so heuffig leit;
Das Eiß ist gar zugangen,
der Reyreif selt nit mehr,
es haben angefangen
die Bäum zu knospen sehr.

2. Die Aw vnd auch der Angre
rechtschaffen grunen fein,
Das Erdreich gebt hoch schwanger
durch krafft der Sonnen schein:
Schawe doch, wie rauffer kriechen
die schönen blümlein zart
vnd so gar lieblich riechen,
jedes nach seiner Art.

3. Die welt sich jtzt verjunget
vnd wird nuffs new gemacht,
Welchs denn zu wege beinget
des ersten Wortes krafft,
Da Gott also gesprochen,
Es werd dis oder das,
dz bleibt noch vngebrochen,
vnd treibet laub vnd gras.

4. Die saat auff dem felde
stannd gar nichtes nicht,
Des winters schwere kälte,
sie steht daher vnd lacht,
Vnd wechst verborgner weise
all stunden fort vnd fort
jrem schopffer zu preise
vnd seinem sturcken wort.

5. Als wir denn auch so werden
mit Gaden hochgezieret
Erwachen auß der Erden,
wenn Christus komen wird
Vnd vns von allem Bösen,
des Teuffels Haß vnd Neid
gewaltiglich erlösen
durch sein Gerechtigkeit.

6. Die Lerch sich hoch erhebet
vnd flieget vber sich.
Mit jhren flugeln webet
vnd singet seuberlich.
Der schal reklinget ferne
vnd lautet mechtig wol,
die Menschen hörens gerne
vnd sind der frewden vol.

7. Der storch ist widerkomen,
darzu die Schwalmelein
Ja man hat auch vernomen
die Turteltenbelein.
So wol die gänz vnd jrrechte,
widhopff vnd Kranich fein,
vnd allerley geschlechte
der lieben Vögelein:

8. Die denn Gott semptlich ehren
mit jhrem Lobgesang
Vnd sich frey lassen hören
in Welden breit vnd lang.
Ach last vns auch Gott preisen,
wir seind jn mehr, denn sie,
Dieweil er vns thut speisen
viel besser, denn das Vieh.

9. Im Stranche ſitzt der Haſe
vnd zu dem Haſer ſpringt;
Das Rindvieh geht im Geaſe,
der fromme Kuking ſingt.
Die Bienlein thut man ſpuren
An manchen Thal vnd Berg,
wenn ſie zuſammen fuheen
jhr ſüſſes Wunderwerck.

10. Die Hirſchen vnd die Hinden,
dazu die leichten Reh,
Sich wiſſen wal zu finden
im Puſch zum grünen Kleh.
Die Schäflein auff der Awen
ſich weiden hin vnd her,
dem lieben Gott vertrawen
vnd hüpffen in die quer.

11. Izt frewt ſich alles ſehre,
wz Creature heiſt,
Verkündigt Gottes ehre,
vnd jm gehorſam leiſt:
Die ſich im waſſer ſtreichen,
die huner wild vnd zahm,
vermehren ſich dergleichen,
vnd halten ſich zuſam.

12. Die ehrbarn Jungfern alle
auch in die Blumen gehn,
Geheben Gott mit ſchalle,
zuchtig bey nander ſtehn,
Reden von Ehren ſachen,
nach frommer hertzen weis,
vnd ſchöne Krentzlein machen
non eitel Ehr vnd preis.

13. Sie winden auch darüber
das Kraut Vergiß nicht mein;
Je lenger vnd je lieber
pflegt auch darbey zu ſein,
Welchs ſie bedechtig teagen
als wol erzogne Kind,
vnd nichts nach Leuten fragen,
die falſches Hertzens ſind.

14. Solch Krentzlein hat mir geben
ein edles Jungfrälein,
Ich will bey meinem Leben
ganzlich jhr eigen ſein,
Vnd mich vor jhr nit ſcheiden,
es ſcheidt vns denn der Tod.
das helff vns allen beiden
der feomm getrewe Gott.

15. Der Medicus im Meyen
viel gute waſſer brent,
Verhofft einmal zu freyen
gar manchen Patient
Durch dieſe Mittel wunder
van ſeiner Kranckheit ſcharff,
die keinmal ſind geſuaber,
als wenn man ſie nit darff.

16. Jhr etlich aber laßen
mit einem ſolchen Gennd,
Daß man zu guter Maßen
ſollt bleiben lang geſund:
Ich aber darauff ſchließe
vnd ſag bey meiner Ehe,
wenn man von Sünden ließe,
das hulffe gar viel mehr.

17. Derhalben laß van Sunden
jtzt vnd zu jederzeit,
Vnd lobet alle Stunden
den HErrn von Ewigkeit,
Der vns nach allem Kummer
vnd manchee kalten nacht
den frewdenreichen Sommer
hat fröhlich wieder bracht.

18. Welchs denn iſt ein Figure,
daß Chriſtus vnſer Hirt
Die hoch verderbt Nature
noch eins formieren wird,
Vnd einen Sommer machen,
der ewig ſoll beſtehn,
in dem wir werden lachen
und nimmer untergehn.

19. O HErr, vns thut noch frieren
auff Erden mannigfalt,
Wil ſich denn ſchier verlieren
dee rauche Winee kalt:
Kom doch vnd ihn vertreiben
des teuffels werck vnd liſt,
vnd fuhr vns zu der ferwden,
da ewig Sommer iſt. Amen.

3. Der Wittwer.

Ja, wenn er kompt vom Grab zu Hauß,
da geht erſt an der rechte Grauß,
das jhn bedunckt hin vnd her,
wie all ſein Wohnung ledig wär.

Wo er ſich wendt, da iſt jhm bang,
bleibt nit auf einer Stätten laag,
ſitzt hie vnd da mit Traurigkeit,
greint oder auff der ſeiten leit.

Wird er der Kinder was gewar,
ſo blutet jhm das hertze gar,
vnd ſpricht mit Thränen zu dem Klein:
Wo iſt nu vnſer Mütterlein?

Geht er zum Tiſch, trinkt oder ißt,
ſein frommes Weib gar bald vermißt,
vnd denckt mit vielem ſeufzen groß,
ach! wo iſt nu dein Augentroſt,

Der dir am Tiſch mit aller Luſt
kein lieblich zu zu ſprechen wußt,
darzu in mancher Traurigkeit
dein hertz mit troſt vnd rath erfrewt?

Legt er ſich denn in ſeine Kammer,
ſo ſtilt er nichts, als eitel Jammer,
betracht ſein Elend fur vnd für,
vnd ſchläfft nit viel, das glänb du mir.

Steht er dann auff vnd geht umher,
ſo komt jhm alles in die quer,
bemerckt groß Vnrew am geſind
vnd allenthalben Schaden findt.

Von welchem Harm vnd vngemach
er in die leng wird rechte ſchwach,
vnd ſtirb auch wol ab ſolchen ſachn,
wenn er es nit ſolt anders machn.

Peter Denaiſius.

Peter Denaiſius, geb. am 1. Mai 1561 zu Straßburg, ſtudirte daſelbſt und ſpäter in Baſel die Rechte, wo er ſich 1583 den Grad eines Doktors der Rechte erwarb; er trat dann als Rath in die Dienſte des Churfürſten Friedrich IV. von der Pfalz, der ihn in Staatsangelegenheiten nach Polen und ſpäter nach England ſchickte, wo er ſich der Gunſt der Königin Eliſabeth zu erfreuen hatte. Nach ſeiner Rückkehr wurde er 1590 zum Aſſeſſor am Kammergericht in Speier ernannt. Er ſtarb am 20. Sept. 1610 zu Heidelberg, nachdem er zuvor noch einen großen Theil ſeiner Schriften ins Feuer geworfen hatte, worunter vielleicht auch ſeine deutſchen Dichtungen waren. — Wenn ſich auch nur ein einziges Gedicht von ihm erhalten hat, ſo gebührt ihm doch eine Stelle in der Geſchichte der deutſchen Literatur, weil er einer der erſten war, welcher die Sprache mit größerem Bewußtſein behandelte, und der Poeſie eine regelmäßigere Form zu geben trachtete, ſo daß ſich ſogar die Sage feſtgeſetzt hat, es habe ſich Opitz zum Theil nach ihm gebildet *). Ohne Zweifel hat er noch mehrere Gedichte geſchrieben, da ſein Biograph Melchior Adami, welcher zu ſeiner Zeit in Heidel-

*) Es iſt uns nicht gelungen, die Quelle dieſer Sage zu entdecken, doch wird dieſelbe durch den Umſtand beglaubigt, daß Opitz in Heidelberg bei dem geh. Rath Linzelsheim wohnte, dem Jugendfreunde des Denaiſius, welchem auch das mitgetheilte Lied gewidmet iſt.

berg lebte, in einer Weise von ihm spricht, daß er eine größere Zahl Dichtungen desselben gekannt haben muß. „Denaisius hat durch sein Beispiel bewiesen," sagt Adami, „daß die deutsche Sprache keineswegs irgend einer Schönheit widerstrebe, wenn sie nur ausgebildet werde. Wir nehmen keinen Anstand, ihn allein, wenn auch kein Anderer vorhanden wäre, allen Italienern und Franzosen entgegenzusetzen, so große Leichtigkeit, so großes Glück, so große Reinheit und Anmuth der Sprache hat er in seinen deutschen Gedichten an den Tag gelegt." Dieses Lob ist auch durch das einzige Lied, das wir von ihm haben, vollkommen gerechtfertigt, welches sich in der That durch eine zu jener Zeit bewundernswürdige Leichtigkeit der Sprache, durch Regelmäßigkeit der Form und Wohllaut vor den meisten gleichzeitigen Erzeugnissen auszeichnet, ja in anmuthiger Beweglichkeit und Wohlklang sowohl Fischarts als Schedes Gedichte übertrifft. Auch ist es nicht arm an schönen Wendungen, glücklichen Bildern und ächt poetischen Gedanken; den kräftigen Schluß haben wir jedoch ausgelassen, weil er unsern Ohren zu derb klingen möchte.

Hochzeittied
Herrn Doctori Jörg Michael Lingelsheimern, vnd Agnes Lösenijn.

1. Glückseelig muß man preisen,
Die gleiche Lieb vnd trew
Einander thun erweisen
Stetigs vnd ohne rew.
In Noth vnd schweren zeiten
Tröst eins deß andern leidt,
In lieb vnd frölichkeiten
Mehrt eins deß andern frewdt.

2. Ist keinem angelegen,
Was wohl vnd wee jhm thut,
Deß andern glück dargegen
Nimpt vnd gibt jhm den muth.
Das süß jhn ist gemeine,
Das bitter jedes wolt
Haben für sich alleine,
Wans denöhr sterben solt.

3. Alcestis vns kan geben
Treffen ein Richtigkeit,
Die für Admeti Leben
Ward in den tod bereit.
Die tödlich Wundt jhrs Hertzen
Artin gar nicht acht,
Deß sichs sie fühlt den schmertzen,
Der Pactum vmb hat bracht.

4. Wie sich zusammen reimen
Neglin vnd Rosmarein,
Weinreben vnd Nußbeumen,
Köstliche Wurtz im Wein.
So schicken sich zusammen
Ein Mann vnd ehlich Weib:
Die werden in Gotts nahmen
Ein Sinn, ein Sert, ein Leib.

5. Wir Rosen an den Hecken,
Frisch Weiden am Gestad:,
Wie Trauben an den stöcken,
Wie Zimmet vnd Muscat,
Also, thüt sich vergleichern
Der werde Lingelsheim,
Vnd die mit jhrs gleichern,
Agnes die Jungfraw rein.

6. Agnes, die schön vnd zarte,
Auß löblichem geschlecht
Geboren, vnd von arte
Zun tugenden gerecht,
Fromm, Züchtig, Keusch vnd gütig,
Verstendig, Klug, bedacht,
Still, freündlich vnd anmütig,
Ohn allen neidt vnd pracht.

7. Vnnoth hie vrt zu loben
Diß außerlesen par,
Ihr Ruhm vnd Preiß erhoben
Bleibt ohn das immerdar.
Hochzeiter vnd vertraute
Ist keins am andern gferth,
Der Brentgam ist der Braute,
Die Braut dry Breutgams werth.

8. Gott wolt jhn beiden geben
In fried vnd einigkeit
Mit gsuntheit langes lebrn,
Daß künfftig auch zur zeit,
Wann sie werden verralten,
Ihr lieb verjünge doch,
Wan sie werden verkalten,
Ihr lieb, als vor, brenn noch.

9. Doch last euch nit gefahren,
Ob wohl biß in das Grab
Die lieb sich kan verwahren.
So nimpt vochs vbrig ab,
Das vbrig, das jhr beide
Schenkt für das principal,
Für Wasser vnd für weide,
Für Lufft, für alls zumahl.

10. Die Röslin muß man brechrn
Dieweil der Früling wehrt,
Wer rennen will vnd stechen,
Muß noch wohl kein zu Pferdt.
Thut auch der Zeit gebrauchen,
Ehs alter kompt herbey,
Eh dann jhr vörfft der Laucheu,
Der Rant vnd Saturey.

11. Secht an, vnd merckt eben
Die Vöglin ohne rub,
Wie sie jhr kurtzes leben
Mit liedrn bringen zu:
Dir holdseelige Tauben
Mit jhren Schnebelein
Stets an einander klauben,
Streichlrndt die Flügelein.

Philipp Nicolai.

Je weiter der Zeitraum seinem Ende entgegengeht, desto mehr entfernt sich das geistliche Lied von seiner ursprünglichen Einfachheit und Kraft; es verliert die rein biblische Richtung, die es mit einer ganz subjectiven Auffassung der religiösen Verhältnisse vertauscht. Haben wir schon bei früheren Dichtern Anklänge von dieser neuen Richtung wahrgenommen, z. B. bei Nicolas Hermann, so waren diese doch im Ganzen nur schwach und konnten bei ihrer zarten Behandlung dem Wesen und Charakter des geistlichen Liedes keinen Eintrag thun. Bei Philipp Nicolai tritt diese subjective Auffassung schon mit größerer Entschiedenheit hervor, und seine Lieder bahnen diejenigen der späteren Zeit an, in welcher sich das religiöse Gefühl als überschwengliche, himmlische Minne gestaltete.

Nicolai wurde am 10. Aug. 1556 zu Mangeringhausen im Waldeckschen geboren. Bald nach vollendeten Studien wurde er Prediger in seinem Geburtsorte, später in Hirdike, von wo er jedoch im J. 1583 von den Papisten vertrieben wurde. Nachdem er hierauf zuerst nach Cöln, dann als Hofprediger des Grafen von Waldeck nach Wildungen gekommen war, wurde er 1596 Pastor zu Unna in Westphalen, wo er die fürchterliche Pest, die im J. 1597 auf das Gräßlichste wüthete, glücklich überlebte. Von dort ward er endlich 1598 nach Hamburg als Pastor an der St. Catharinenkirche berufen, wo er, 52 J. alt, am 26. Oct. 1608 starb.

Von seinen vier Liedern sind zwei vorzüglich berühmt geworden, die während der Pest in Unna entstanden. Das erste: „Wie schön leuchtet der

Morgenſtern" (1)*), welches er nach einem weltlichen Liebesgeſang („Wie ſchön leuchten die Aeugelein") dichtete und ſeinem frühern Schüler, dem Grafen Wilhelm Ernſt von Waldeck, widmete**), drückt nach Art des hohen Liedes unter weltlichen Liebesbildern die Sehnſucht der Seele nach Chriſtus, ihrem Bräutigam aus, und dies Gleichniß iſt ſo offen und conſequent durchgeführt, daß man es bald gar nicht mehr als ein ſolches anſah, ſondern nach ſeiner äußern Erſcheinung für die Darſtellung der ehelichen Liebe hielt, weshalb es auch ſchon frühe ziemlich allgemein als Hochzeitslied bei Trauungen geſungen wurde, ſo wenig war man damals noch an dieſen Ton gewöhnt, der ſpäter ſo große Verbreitung gewann. Läßt man aber die dem Liede zum Grunde liegende Anſchauungsweiſe gelten, ſo erſcheint es allerdings in ſeiner Art durchaus gelungen, und es kann „der Jubel der mit Gottesliebe erfüllten Seele über die Herrlichkeit Chriſti, ihres ewigen Bräutigams und des Gründers ihrer ſeligen Hoffnung" nicht mit glühenderen Farben ausgedrückt werden. Das andere Lied: „Wachet auff! rufft vns die Stimme (2), dem ein ähnliches Gleichniß zum Grunde liegt, ſchildert in begeiſterter Weiſe die Seligkeit des künftigen Lebens und mußte gewiß in jener traurigen Zeit der ſchrecklichen Peſt, in welcher die Menſchen jeden Augenblick des Todes gewärtig ſein mußten, von großer Wirkung ſein und ihnen den freudigſten Muth gewähren. Der Dichter hat hiebei die Form der alten Tagelieder mit großem Glück auf religiöſe Verhältniſſe angewendet.

1. Ein geiſtlich Brautlied

der gläubigen Seele von Chriſto Jeſu; ihrem himmliſchen Bratigam geſtellt über den 45 Pſalm des Propheten David.

1. Wie ſchön leuchtet der Morgenſtern
Voll Gnad vnd Waerheit von dem HERRN,
Die ſuſſe Wurtzel Jeſſe :|:
Du Sohn Davids aus Jakobs ſtamm,
Mein König vnd mein Breutigam,
Haſt mir mein Hertz beſeſſen:
Lieblich, Freundlich,
Schön vnd herelich, Groß vnd ehrlich,
Reich von Gaben,
Hoch vnd ſehr peächtig erhaben.

2. Ey mein Perle, da werthe Kron,
Wahr Gottes vnd Maeien Sohn,
Ein hochgeborner König: :|:
Mein Hertz heiſt dich ein Lilium;
Dein ſuſſes Evangelium
Iſt lauter Milch vnd Hönig.
Ey mein Blümlein,
Hoſianna! Himmliſch Manna,
Das wir eſſen,
Deinee kan ich nicht vergeſſen.

3. Geuß ſehr tieff in mein Hertz hienein,
Du heller Jaspis vnd Rubein,
Die Flamme deiner Liebe, :|:
Vnd erfrew mich, daß ich doch bleib
An deinem naserwehltem Leib
Ein lebendige Ribbe.
Nach dir iſt mir,
Gratiosa cœli Rosa,
Kranck vnd glümmet
Mein Hertz durch Liebe verwundet.

4. Von Gott kompt mir ein frewdenſchein,
Wenn dn mit deinen Engelein
Mich freundlich thuſt nablicken. :|:
O Herr Jeſu, mein trawtes Gut,
Dein Wort, dein Geiſt, dein Leib vnd Blut
Mich innerlich eranicken.
Nim mich Freundtlich
In dein Arme, Daß ich warme
Werd von Gnaden:
Auff dein Wort komm ich geladen.

5. HErr Gott Vater, mein ſtarcker Held,
Du haſt mich ewig fne die Welt
In deinem Sohn geliebet. :|:
Dein Sohn hat mich ihm ſelbſt vertrawt;
Er iſt mein Schatz, Ich bin ſein Beaut,
Sehr hoch in ihm erfrewet.
Eya, Eya!
Himmliſch Leben wird er geben
Mir dort oben:
Ewig ſol mein Hertz ihn loben.

6. Zwingt die Seyten in Cythara
Vnd laſt die ſuſſe Musica
Gantz frewdenerich erſchallen, :|:
Das ich möge mit JEſalein,
Dem wunderſchöaen Breutgam mein,
In ſteter Liebe wallen.
Singet, Springet,
Jubilieeet, Teiumphieet,
Danckt dem HGRAEN:
Geoß iſt der König der Ehren.

7. Wie bin ich doch ſo hertzlich froh,
Das meia Schatz iſt das A nnd O,
Der Anfanq vnd das Ende! :|:
Er wird mich doch zu ſeinem Preiß
Auffnehmen in das Paradeiß:
Des klopff ich in die Hände.
Amen, Amen!
Komm dn ſchene Frewden Krone,
Bleib nicht lange:
Deiner wart ich mit nerlangen.

2. Ein geiſtlich Lied

non der Stimme zu Mitternacht vnd den klugen Jungfrawea, die ihrem himmliſchen Breatigam begegnen. Mattth. 25.

1. WAchet auff! rufft vns die Stimme,
Der Wechter ſehr hoch aa der Zinnen,
Wach naff, dn Stadt Jeraſalem!
Mitternacht heiſt dieſe Stunde,
Sie ruffen nns mit hellem Munde,
Wo ſeid ihr, klugen Jungfrawen!
Wol auff, der Breutgam kömpt!
Stehr auff, die Lampen nempt,
Halleluja!
Macht euch bereit Zu der Hochzeit,
Ihr muſſet ihm entgegen gehn.

2. Zion hört die Wechter ſingen,
Das hertz that je von Frewden ſpringen,
Sie wachet vnd ſteht eylend auff.
Ihr Freund kompt nom Himmel peächtig,
Von Gnaden ſtarck, von Wahrheit mechtig,
Ihr Licht wird hell, je Stera geht auff.
Nu komm, da werde Kron,
HErr Jeſu, GOttes Sohn,
Hoſianna!
Wir folgen all Zum Frewdenſaal,
Vnd halten mit das Abendmahl.

3. Gloria ſey dir geſungen
Mit Menſchen vnd Engliſchen zungen,
Mit Harpffen vnd mit Cimbeln ſchon.
Von zwölff Perlen ſind die Pforten
An deiner Stadt; wie ſind Conſorten
Der Engeln hoch vmb deinen Thron.
Kein Aug hat je geſpürt,
Kein Ohr hat mehr gehöret
Solche Frewde:
Des ſind wir froh, Jo, Jo!
Ewig in dnlci jubilo.

Theobald Höck.

Noch wenig bekannt (denn es iſt erſt ſeit einigen Jahren auf ihn aufmerkſam gemacht worden, und

*) Es verdient bemerkt zu werden, daß Nicolai der letzte war, welcher weltliche Liedee geiſtlich amrichtete.

**) Die Anfangsbachſtaben der Strophea entſprechen den Anlangsbuchſtaben im Namen des Grafen: Wilhelm Ernſt Graf Vnd Herr Zu Waldeck.

zudem scheint die Sammlung seiner Gedichte sehr selten zu sein) ist der Pfälzer Theobald Höck, der im J. 1573 geboren und 1601 als Secretär eines vornehmen Mannes zu Wittingau in Böhmen lebte, in welchem Jahre er unter dem Namen Othlebad Oeckh (Anagramm seines Namens) eine Sammlung von Gedichten herausgab. Es sind Liebeslieder und Gelegenheitsgedichte, die ohne Anstand den besseren Erscheinungen der Zeit beizuzählen sind. Namentlich sind die Liebeslieder in dem ächtesten Volkstone gedichtet und zeugen von einem wahren poetischen Talent. Obgleich er gewiß mit den Dichtungen Schedes und Peters Denaisius bekannt war, da er ja aus dem Lande stammte, wo beide gelebt hatten, scheinen dieselben mit ihrem Streben nach größerer Regelmäßigkeit keinen Einfluß auf ihn geübt zu haben, denn seine Lieder sind ganz in der metrischen Willkür der Volksgedichte gehalten. Wir theilen zwei von seinen Liedern mit, die wohl zu den frischesten gehören.

1. Das Glück.

1. Man sagt, wems Glück wol pfeiffet,
Der mag wol lustig tanzen,
Wems Glück zum Wurfel greifet,
Der gwinnt oft manche Schanzen,
Mit freuden mag vmbher schwanzen.

2. Wems Glück das Hörnel bläst,
Der fangt, wenn andre jagen;
Glück, wemfiu dFelder säet,
Der mag das Traid haim tragen,
Durf Niemands auch drumb fragen.

3. Wems Glück ist Keller, Koch,
Der trinkt, wenn ihn thut durften,
Isst, wenn ihn hungert noch:
Das Glück oft gleich thut diersten
Den Bettler, wie den Fürsten.

4. Wenns Glück das Fähnlein schwingt,
Da giebts gut Bent und Kriegen,
Wenns Glück dem Buler singt,
Da ist gut Kinder wiegen,
Galanisiern und lieben.

6. Doch ist selbst jeder Schmid
Seins eignen Glücks allzeiten;
Wer wol ihm bett, damit
Wol auch wird liegn mit Frenden,
Ob man ihn gleich thut neiden.

7. Dein Glück fleugt nit von dir;
Was dir auff Erd beschaffen,
Schau nur, weils ist vor der Thür,
Dass du nit thust verschlaffen:
Brauch Mittel, Zeit und Waffen!

2. Undank.

1. Nacht und Tag hab ich gedient
Eim Fraulein rein und zarte;
Damit ich nur ihr Lied versühnt,
Kein Fleiß noch Mühe ich sparte.

2. All ander Lieb, Freud, Lust und Geld
Hab ich veracht aufgeben,
Ja alle Schätz der ganzen Welt,
Allein von ihrentwegen.

3. Kein andern Dank kriegt ich drvon,
Leer Stroh hab ich gedroschen:
Schabab, ein Kordel ist mein Lohn,
Die Lieb ist ausgelöschen.

4. Ich hab gehofft so herziglich,
Mein Lieb wiederumb zu geniessen;
Nun last sie michs — zu hinder sich
Gantz höflich jetzund geniessen.

5. Es ist halt, wenn ichs sagen soll,
Bey euch, ihr schönen Jungfrauen,
Viel Gschrey und wunder wenig Woll:
Sant Velten soll euch trauen!

6. Wer euren glatten Worten traut,
Der möcht sein Muh wol sparen,
Er sät im Wind, ins Meer auch baut,
Wie ich es wohl erfahren.

Johannes Doman.

Eine der bedeutendsten Erscheinungen im Ausgange des gegenwärtigen Zeitraums ist das „Lied von der alten deutschen Hansa", welche uns Morhof (und dies ist nicht das geringste seiner Verdienste um die Geschichte der deutschen Literatur) in seinem „Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie" aufbewahrt hat. Von dem Verfasser des Gedichts ist wenig mehr bekannt, als daß er Johannes Doman hieß, aus Osnabrück gebürtig, Syndicus des hanseatischen Bundes und später Gesandter desselben im Haag war, wo er im J. 1618 starb, als er eben den Auftrag erhalten hatte, eine Geschichte der Hansa zu schreiben. Sein Gedicht, welches eigentlich ganz didaktischer Natur ist, aber von ihm ausdrücklich als Lied bezeichnet wird, ist in vielerlei Beziehungen äußerst merkwürdig. Ob es gleich, wie gesagt, didaktischer Art ist, hat es der Dichter doch in der alten Heldenstrophe abgefaßt, welcher er einen durchgängigen Binnenreim gegeben hat. Er behandelt sie im Ganzen leicht und sicher, und wenn auch meistens der jambische Rhythmus festgehalten ist, so ist sie doch auch hie und da nach der Weise der alten Dichter freier gehalten; aber auch wo dies nicht der Fall ist, bewegt sie sich den steifen Alexandrinern der unmittelbar nachfolgenden Zeit gegenüber äußerst leicht und lebendig. Der Reim ist beinahe durchgehends rein und sicher; selten stört oder beherrscht er den Sinn, und es kann wohl mit Sicherheit angenommen werden, daß sich der Dichter nach den alten deutschen Volksgesängen gebildet. Dafür bürgt auch die ganz volksthümliche Sprache des Gedichts mit ihren trefflichen, von lebendiger Kraft sprudelnden Ausdrücken, Wendungen und sprichwörtlichen Redensarten, welche dem Ganzen eine außerordentliche Frische verleihen, wodurch es von den spätern didaktischen Poesien gar sehr absticht, die meistens so alt und so altklug aussehen. Zudem ist das Gedicht voll der schönsten und wahrsten Gedanken, wie es auch von der trefflichen Gesinnung des Verfassers zeugt, der von der innigsten Freiheits- und Wahrheitsliebe beseelt war. Es ist das politische Testament eines ächten Republikaners, der seinen Mitbürgern, nachdem sie einmal die frühere Macht verloren haben, die trefflichsten Anweisungen gibt, um auch in ihrer untergeordneten Stellung der Freiheit würdig und theilhaftig zu bleiben. Zwar ist das Gedicht im Ganzen breit und weitschweifig; allein es ist beinahe jede einzelne Strophe an sich betrachtet in Inhalt und Darstellung so vortrefflich, daß man die Ermüdung, die beim Lesen zu überfallen droht, doch leicht und gern besiegt.

Lied von der alten Teutschen Hanse.

Im Thon des Rolands, oder wie es einem jeden besser gefällt, zu singen.

1. WOlan last uns eins singen,
ein Lied und neu Gedicht,
Obs so welt daß gelingen,
dann so mans sagt und spricht.
Was schads, einmahl gesungen?
wann sagen nicht viel gilt:
Es ist wohl eh gelungen,
was man im scherz gespielt.

2. Die Welt iſt zwar geneiget
nach ihrem neitzen Kopff,
Das ſie, wer Warheit geiget,
die Geigen ſchlegt an Kopff;
Noch dennoch ſoll man wiſſen,
was Warheit und gut iſt.
Drumb ſeyd hieber geſtieſſen,
vnd merckt, was euch gebriſt.

3. Euch Hanſe Städt ich meyne,
wo jr gelegen ſeyd,
Dann euch iſt es alleine
zun Ehren zubereit.
Drumb thut es nicht verachten,
halt an der Wacheit ſein:
Darnach thu ich auch trachten,
ſuch nichts, dann euer beſt.

4. Vorzeiten wahrt ihr Hänſe
benahmet mit der That,
Jetzt, ſagt man, ſeyt ihr Gänſe
von ſchlechter That und Rath.
Ein Ganß flengt uber Meree
nach jrem Kopff und Sinn,
Endert ſich doch nicht ſehre,
iſt Gagag her und hin.

5. So ſagt man von euch Häuſen
(wolt Gott, es wer nicht war!),
Daß ihr euch ſolt den Gänſen
verglichen haben gar;
Und wann jr kompt zuſammen,
und ſcheint, es ſey was werth,
So habs doch nur den Namen,
bleibt ſonſten heur, wie ferth.

6. Nu ſeyd ihr dennoch Hänſe,
wann ihr nur ſelber wolt,
Dörfft nit des Nahmens Gänſe,
habt noch wol, was ihr ſolt,
Weißheit, Verſtand vnd Sinne,
Reichthum, Vermögenheit,
Und daß euch nichts entrinne,
die ſchön Gelegenheit.

7. Gott hat euch nutzgetheilet
zu Waſſer und zu Lundt
(So ihrs zu mercken eylee,
habt ihrs ſchon in der Hand),
Ein Glück euch ſelbſt zu ſchmieden,
das ohne Flügel ſey,
Dnbey ihr konnt im Frieden
vorm Garauß bleiben frey.

8. So loſt nu diß ob allen
euch erſt befohlen ſeyn,
Daß es thn Gott gefallen,
daß niemond ſey allein,
Ja, daß ee euch gezeiget
durch dir Gelegenheit,
Wie daß er ſey geneiget
zu eurer Einigkeit.

9. Wollt Gott, ich könnt erbitten
euch allen diß groß Gut,
Daß ihr die Zweyung mitten
mit gleichem Sinn und Mnth,
Und hieltet euch beyſammen,
und ſtündet all vor rin:
Hilff Gott, was Nutz und Nahmen
ſolt bald erworben ſein.

10. Nu, Hettich iſt ein Vogel,
Habich zwar beſſer iſt;
Doch ſtehts nit auff der Kugel,
deumb traut zu aller Friſt,
Ob Gott einſt wolt beſcheren
die liebe Einigkeit,
Und euch dadurch gewehren
der alten Herrlichkeit.

11. In GOttes Hand verſchloſſen
ſtebt alle Ding allein.
Darumb ſeyd unverdroſſen,
rufft an den Nahmen rein,
Auff daß ihr einſt geneſen
von der Zwyhelligkeit,
Und kriegt ein friedinm Weſen
in Lieb und Einigkeit.

12. Doch thut allein nit nützen,
daß man viel ruff und ſchrey:
Wann die Karr ſteckt im Pfützen,
die Hand muß ſein dabey.
Arbeit, die hat den Seegen,
macht, was hart helt, doch loß:
Drumb ſolt jr Arbeit pflegen,
legn nit dir Händ in Schoß.

13. Was wolt ihr aber machen
in diſer argen Zeit,
Da ſich bey dnnten Sachen
ſo Welt verſchnufftr Leut
An allen örtern finden,
die vorne lecken ſüß,
Und krazen doch von hinden
nach dem nit Kazen kuß?

14. Ihr Mund redt auß der Lungen,
daß Hertz ligt weit davon,
Wans nur hat wol gelungen,
ſo iſt das Mundwerck ſchon,
Und wann mans hören müſſen
ein Stund zwo oder drey,
So kan man doch nicht wiſſen,
obs Fuchs oder Haſe ſey.

15. Nun iſts, mit ſolchn Geſellen
einig zu bleiben, ſchwer;
Doch wil ich euch erzehlen
der alten gute Lehr,
Wie man ſich ſolle ſchicken
recht und geſcheidentlich,
Dnmit ſolch falſche Tücken
gehn mögen hinder ſich.

16. Vor allem muß man haben
doch wenig fromme Leut,
Die auffrecht einher troben
und meinens hertzlich gut,
Und gehn mit ihrem Waudel
nndern zur folg voran,
Daß ſie ſich auch zum handel
gleich ſchicken auff die bahn.

17. Was man in nndern preiſet,
das ſoll man ſelber thun,
Und was man ihn verweiſet,
gleich ihn verbleiben lahn:
Falſch muß doch endlich ſchwinden,
wie man zuſogen pflegt,
Wer recht thut, ſols auch finden.
Untreu ſein Herren ſchlägt.

18. Wanns dann von etlichen Städten
nur ſo gemeinet iſt,
Die doch gantz geene hetten
vielmehr bey ſich ohn Liſt,
Die ſollen ferner wiſſen,
was hiezu dienlich ſey,
Und ſeyn darauf befliſſen,
wie ſies auch bringen bey.

19. Niemand ſoll man verachten,
wie klein er immer ſey,
Allein man ſoll betrachten,
ob Treu auch ſey daben.
Iſt er auffrecht und treue,
er thut auch ſeinen Strauß
das hat wol eh der Leue
erfahren nn der Mauß.

20. Es iſt nichts ſo geringe,
es hat ſein nutz und brauch,
Solchs zeigen alle Dinge:
Klein Glöcklein klingen auch,
Vom Donner und Platzregen
wächſt nicht alleine Gras,
Denn auch durch Gottes Segen
klein Reglin machen nas.

21. Doch weils nit tauren würde,
und lange ſtehen an,
So man wolt gleiche Bürde
aufladen jedermann,
Muß man Gleichheit halten,
ſehn das Vermögen an,
Sonſt muß ſich doch abſpalten,
wer nicht mehr tragen kann.

22. So libt nun trew und reine,
wie ihr von andern wahrt;
Niemand sey euch zu kleine,
beschwert niemand zu hart:
So wird auch Lieb und Treue
hergegen finden sich
Und ohne Leid und Reue
bleiben beständiglich.

23. Wann aber nit wil gelten
treu, lieb und treglich Last,
Wie man dann findet selten
ein Holtz gerad ohne Ast,
Und selten Companeyen,
darin nicht Meister seyn,
So lernt euch ferner freyen
von solchen Hemmerlein.

24. Vorzeiten war ein Probe,
so man ein reden hört;
Jetzt ist es nur ein Klobe,
damit man Leut bethört:
Wer trauet dem Gesange,
das alls soll Amen seyn,
Der ist gar bald gefangen,
weils Hertz spricht lautre Nein.

25. Drumb muß man tiefer streichen
die ubgevierdte Leut,
Damit man möge reichen
durch die vil Zwibeln Häut
Zur lincken Zitzengrunde:
so kan man prüfen ganz
Ob zwischen Hertz und Munde
auch sey ein Concordanz.

26. Die That thu ich euch nennen:
That ist der rechte Test,
Darab ihr könnt erkennen,
welch Leut sein dicht und fest,
Drumb lasset euch nicht äffen,
die Wort sein bene wol feil,
Wanns aber komt zum treffen,
so findt sichs erst weit fehlt.

27. Welch Leute viel parlieren,
wissen vom Schlüssel nicht,
Und immer dilatiren,
biß besser Zeit anbricht,
Erbieten sich doch milde,
sie wollens Morgen thun,
Führen nichts guts im Schilde:
wers thun wil, thu es nun.

28. Wann ihr nun diese kennet,
halt sie zum Werck und that;
Wer sich dann davon trennet,
muß leiden andern Rath;
Daß man die Thur ihm weise
und schließ ihn gentzlich auß,
Dann all zu sanfft und leise
endlich anhären muß.

29. Man sagt, es sey im Leben,
wie mit dem Würffelspiel,
Wann nicht thut fallen eben,
was man woll haben wil,
So muß man was gefallen,
gedultig nehmen an,
Trol cinque ror quater allen,
oder ses duin unschlan.

30. So thut ihr nu dergleichen,
spielt, was gefallen ist;
Man muß der zeit doch weichen
biß auff ein andre frist.
Wie man kan, muß mans treiben,
halten alls vor Gewinn:
Drumb, was nicht trew wil bleiben
last immer fahren hin.

31. Eins man kein Zahl nit nennet;
was fragt ihr dann darnach?
Wann einer von euch rennet,
habt dannoch gute Sach.
Seyd auff ihr nicht gebauet,
auff einig Zahl und Schar:
Darumb mir auch nicht grauet,
ob ihr schon lieff ein par.

32. Und wann ihr dann seyd worden
des übels etwas loß,
So mercket auff den Orden,
er sey klein oder groß.
Und haltet ihn in Ehren:
ihr wißt es warlich nicht,
Was ihr könnt sein für Herren,
stünd ihr euch nicht im Licht.

33. Vor allem thut euch fleissen,
das ihr Gott habt zum Freund:
Das könt ihr dann genieſſen,
daß ihr mehr haben kündt.
An Gott ist es gelegen,
falt ihr recht werden freh,
Dann ohne seinen Segen
all Hände dreschen Stroh.

34. Darnach wie gring und wenig,
daß euer immer sind,
Bleibt mit einander einig,
wie jener lehrt sein Kind.
Da er viel Besenreisser
verfaßet in ein Bund,
Daß doch kein starck noch weiser
mit macht zerbrechen kund.

35. Da er sie nber theilet
und einzel leget dar,
Da ward nicht mehr gefeihlet,
man brach sie alle gar:
Alsa vermehrt und sterket
all Ding die Einigkeit,
Wie man nichts guts vermercket
auß der Zweyhelligkeit.

36. Wann ihr die Augen wendet
ein wenig hin und hre,
So müst ihr sein verblendet,
falt ihr nicht mercken sehr,
Wie daß die nechsten Jahren,
da mans vermuthet nicht,
Durch so gar wenig Scharen
groß Dinge sind verricht.

37. So seyd nun auch einträchtlich,
halt an einander fest,
So seyd ihr leicht so mächtig
auch bey dem trenen Rest,
Daß ihr wohl köndt abtreiben,
die ohne Zug und Recht
An euch sich wollen reiben,
dürfft nicht sein andrer Knecht.

38. Von Fremden thu ich sagen,
deß mußt ihr sein bericht,
Die euch ahn fug nachjagen:
denn wem ihr seyd verflicht
Zu Zollen, Schoß und Ehren,
und was des dings mehr ist,
Dem thut es auch gewehren
trenlich ahn Gfahr und List.

39. Es kan wol stehn beysammen,
hat unter sich kein Streit,
Daß man in Gottes Nahmen
tren bleib der Oberkeit,
Geb andern auch die Ehre,
behalt sein Freyheit doch,
Sich wehre, schütz und wehre,
zieh nicht am frembden Joch.

40. Davon nicht noth zu sagen
mit mehren, weil man weiß;
Allein muß ich beklagen
den gar geringen fleiß,
Den Leute thun ankehren,
damit sie wüsten recht,
Was sie vermögens weren:
das ist doch gar zu schlecht.

41. Jetzt wil ichs aber stellen
an den gemeinen Ort,
Dahin man solche fellen
zusetzen pfleget fort,
Und wil das numehr treiben,
das Lieb und Einigkeit
Nicht können wol bebleiben,
wer Geitz im wege leibt.

42. Wer unter Menſchenkindern
Hans Eigen Man regirt,
Daſelbſt bleibt weit dahinden,
was gmeinen Nutz fovirt;
Das lengnet niemand ſehre,
darff auch gar keiner Lehr:
Wie man ihm aber wehrt,
das iſt zumahlen ſchwer.

43. Wol iſt es zwar nicht ohne,
daß Nutz und Nutzlichkeit
Anmuthig iſt und ſchone
grweſen allezeit,
Iſt auch dre Menſchen Hertzen
gleichſamb naturet rin,
Daß ſie mit Müh und Schmertzen
darauff befliſſen ſeyn.

44. Drumb laß ich auch paſſiren
der Narung rechten Brauch,
Sonſt muß man wahrlich ſeyren
bei gſunden Zähnen auch,
Wers aber recht bedendrt,
dem gibt hiebey ein ſtutz,
Wanns gmeine dröſt krencket
der heilloß Eigennutz.

45. Derwegen laſt euch lehren,
daß gar kein Nutz nicht ſey,
Was man mit GOtt und Ehren
nicht hat gebracht herbey,
Und daß bey Arm und Reichen
Privat geſuch und Geld
Dem gmeinen Nutz muß weichen,
wanns ſoll ſein recht beſtellt.

46. Es iſt auch nicht beſtändig,
auch nicht ſo groß und fein,
Was man alſo unbändig
an ſich erzweckt allein;
Wenn man dem ganzen Leibe
ſein Speiß und Narung leßt,
So ſicht man, daß auch bleibe
ein jedes Gliedmaß feſt.

47. Wann aber eins der Glieder
dem andern gönnet nicht,
So ſicht man, das herwieder
dem Neidhard ſelbſt entbricht,
Krufft doch wiedr durch die Fingre
der Finger faulr ſach;
Davon ſing ich was ringer:
ihr denckt ihm doch wol nach.

48. Und zwar wans möchte werden
auf ſolche weis bedacht,
So würd man hie auff Erden
nicht ſein ſo hoch veracht,
Und würd doch nicht alleinr
ins gmeine beſſer ſtahn,
Sondern beyd, groß und kleinr,
jeder ſein Fülle han.

49. Was aber allzeit eben,
nützlich und Gebar ſey,
Darnach man ſolle ſtreben,
muß man hie wiſſen bey,
Und iſt doch aus der maſſen
eim Menſchen viel zu ſchwer,
Daß ers ſolt können faſſen
in gwiſſe kurtze Lehr.

50. Darumb bey allen Sachen
man erſt rathſchlagen muß,
Damit man möge machen
darauff gewiſſen Schluß;
All Ding hat ſein Umſtänd,
die man erwegen ſoll,
So kan man dann behende
zum Zirl gelangen wol.

51. So kompt nun auch zuſammen
und rathet in gemrin,
Was in geſamten Nahmen
will zu verrichten ſeyn:
Die alten deutſchen Helde,
dens gbrach an gmeinem Rath
Erſchlagen ſind im Felde,
wie mans aufſchrieben hat.

52. Wer ſorg und furcht kan tragrn
und dencken recht herumb,
Dr kans auch glücklich wagen:
Sorg felt nicht leichtlich um.
Was aber iſt gewaget
auffs glück und wolgerath,
Schaden zum Spott eintraget,
nachrem folgt ſolcher that.

53. Doch kann niemand rath geben,
wer ſelber nicht viel weiß,
Drumb muß man daenach ſtreben
mit ſonderlichem fleiß,
Daß man mag Leute haben,
die fromm ſein und gelehrt,
Und redlich einher traben
und darob ſeyn bewehrt.

54. Wer ſein Sach hat ſtudiret,
hat auch das Hertz dabey,
Daß er niemand hofiret,
bekent die Warheit frey,
Und weiß, was nah und ferne
nützen und geben kan,
Und thut es dann auch gerne,
das iſt der rechte Man.

55. Doch weil man dieſr Rüben
gar dünn geſäet ſind,
Seis uns nicht gar betrüben,
weil man noch Menſchenkind
Auch findet unter Leyen,
die nicht ſind ſo gelahrt,
Doch auch ſo krum nicht dreyen,
wie nunmehr iſt die art.

56. Die furcht und lieb des HErren,
ein Hertz, das offen ſteh,
Und ſich will laſſen lehren,
wünſcht, das es recht zugeh,
Thut auch kein fleiß nie ſpahren,
denckt ihm ſelbſt trenlich nach:
Solch ſtück, hab ich erfahren,
verrichten alle Sach.

57. Man muß ihm aber nehmen
zum Rathſchlag rechte weil,
Und ſich mit nichte ſchemen,
ſo man nicht in der eyl
Kan alle Sächen ſchlichten·
Morgen kompt auch ein tag,
Da man kan weiter richten,
was Heut nicht langen mag.

58. So thut auch mit ſich beingen
rin jeder Tag ſein Recht,
Und pflegt dem langſam glingen,
daß er Feyrabend hat,
Wann nach dem Fall die Straffe
die Eil noch hinckend tritt.
Drumb ſoll man halten maſſe,
lauffen und fallen nicht.

59. Doch iſt auch nicht zu rathen,
daß man ſitzt ſtets zu Hauß,
Gleich man auß Eyern gbraten
wolt Hünlein brüten auß,
Wie die Procraſtinirer
nunmehe im Brauche dan,
Welch nur ſind Worte ſchmirrer,
greiffen das Werck nit an.

60. Wer auff eim Schenckel hincket,
der kompt nicht hin ſo drat,
Und wem zu früh ſtets dünckt,
der kompt gewiß zu ſpat.
Hab acht, heiſſt, auff die ſchantze,
eh man vor dich zugreifft,
Und wiltn mit zum Tantze,
ſo zieh anff, weil man pfeifft.

61. Zu rechter Zeit und maſſen
wil alles ſeyn verricht;
Darumb man auch ſol laſſen
an Fleiß ermangeln nicht,
Das tapffer werd erwegen,
was man vorhanden hat,
Sonſt ſind man ſich betregen,
wann iſt verricht die That.

62. Wie man ſich nun ſol hüten,
daß nichts zu wenig ſey,
So kan man übergüten
gleichfals ein ding hiebey;
Drumb muß man rechnung machen,
veerücken nicht das ziel,
Das man nicht thu den Sachen
zu lützel noch zu viel.

63. Wer die Flöh huſten höret
und das Gruß wachſen ſicht,
Und leicht den Feind zerſtöret,
leſt von der Geißwoll nicht,
Und führt in ſeiner Kreiden
kurtz Würſt und lang Sermon,
Der ſteht nicht wol zu leiden,
daß iſt gewiß nicht ohn.

64. Alſo durch diſputiren
geſchwind und gar ſubtil
Thut man gar offt verlieren
die Waeheit in der eil.
Und iſt ohn das nicht artig,
wie ihr voehin wol wißt,
Denn allzu ſcharff macht ſchartig,
ſchlecht bald geſchliffen iſt.

65. Drumb ſeyd nicht allzuweiſe,
ſolch Leut haſſet das Glück,
Und führt nicht groß beweiſe
über eim ſchlechten Stück,
Thut nicht im Katzbalg liegen,
ſchleifft nicht viel glate wort,
Und was nicht ſchad geſchwiegen,
ſpurt an ein andeen Ort.

66. Doch muß man gar nicht ſchweigen
wans iſt zu reden zeit:
Wer heimlich frißt die Feigen,
und legts doch von ſich weit,
Dem muß man ſonſt abtreiben,
damit es komm herfür,
Und da nicht möge bleiben
die Schuld fürs Nachbars Thür.

67. So thut man aber ſparen
die Warheit allerbeſt,
wo nicht zun Jubeljahren,
doch gwiß ans hohe Feſt,
Und ſchlägt derweil den Ballen,
wann man recht ſtimmen ſol,
Damit man mög gefallen
ſeim lieben Nachbar wol.

68. Daher ſo thuts auch gehen,
wie Krebſe kriechen fort,
Und bleibt leider beſtehen
am alten böſen Ort,
Dann was man nicht darff ſagen,
das thut man nimmermehr,
Deshalb man auch erjagen
kan nimmer Ruhm und Ehr.

69. Drum laſt euch ungekranet
und ſtreicht den Kautzen nicht,
Dann ſolches gar nicht bauet,
ſondern vielmehr zerbricht
All Regiment auff Erden,
den hohen, theuren Schatz,
Und ſolls einſt beſſer werden,
muß han die Warheit platz.

70. Warheit, du biſt es einig,
die lang auff Erden wehet,
Weil man dich brauchet wenig,
drumb wirſtu nicht verzehrt,
Doch hab ich dich erkohren
vor Silber und roth Goldt,
Dir hab ich einſt geſchworen,
dir bleib ich ewig hold.

71 Wil mich von deinet wegen
jemand ſaur ſehen an,
Machs, wie es ihm gelegen,
wächſt mir kein Bart davon:
Es hilfft doch nicht ſnur ſehen,
die Milch ſaurt daron nicht,
Muß endlich doch recht gehen,
wanns ſoll ſein außgericht.

72. So thut nu vergleichen,
waun ihr zu Rathe geht,
Und thut der Warheit weichen,
wanns euch nuch widerſtrebt;
Ein Schiff thut alſo lauffen,
ein Gueren nennt ein Gaul,
Das thut ſo übern hauffen,
und nehmt kein Blat vors Maul.

73. Wal iſt die Waeheit reſſig,
hat gar ein ſcharffes Salz,
Doch übertrifft ihr Giftig
der Dreyer tummes Schmalz.
Viel beſſer Freunde Wunden,
wie hart ſie kommen an,
Dann aller falſcher Hunden
ſüß Wort und Paſelman.

74. Wann man dann hat gehalten
zeitig und weißlich Rabt,
Wie nach der Lehr der Alten
man thun ſoll vor der That,
So iſt auch hoch von nöthen,
das man könn ſchweigen wol,
Und dörff nicht erſchamröthen,
wann mans verlegen ſoll.

75. Viel können weidlich ſchwatzen,
und kützeln ſich damit,
Thun ſich darob ergetzen:
gleich iſt des Strechen Sitt,
der bald die Flügel ſchwinget,
wenn ihm der Schnabel geht,
Meynt, daß er lieblich ſinget,
weil er ſo hohe ſteht.

76. Aber die Kunſt zu ſchweigen
wird nimmer profitirt,
So gibt ſich ihr zu eigen
niemand, der ſie ſtudirt;
Noch iſt wol ſchweigen können
ein treflich edel Kunſt,
Dargegen nichts zu nennen,
das brecht ſo groſſe Gunſt.

77. Darum dann auch zwey Ohren,
und nur ein zung und mund
Der Menſch hat, daß er hören
ſoll mehr zu aller ſtund,
Als reden, und auch ſchweigen:
iſt ein unnatürlich Bild,
Darob ſoll niemand ſetzen,
ſonſt iſt er gar zu wild.

78. Aber vor allen dingen
wil Raht verſchwiegen ſeyn,
Sonſt mag er nicht gelingen,
wee er auch noch ſo fein,
Wenn man leſt andre wiſſen,
was unſee Anſchläg ſein,
So ſind uns bald geriſſen
der Boſſen zwey vor ein.

79. Das darff man nicht bewehren,
iſt hell und klar am Tag,
Doch thut man hievon hören
noch hin und wider Klag,
Das bald der Nachbar frage,
was für geweſen iſt,
Und daß mans ihm auch ſage,
ob ers zu beſſern wißt.

80. Der kans dann bald verfügen,
das lauff durch Stadt und Land,
Leſt ſich noch nicht dran gnügen,
ſchickt über See und Sand,
Und wann man dann zu ſchaffen
wil einmahl heben an,
So weiß davon zu klaffen
niemand, dann jedermann.

81. Deshalb, wie mit eim Schilde
ein Wirt zeigt an ſein Hauß,
So ſolt man Schweigersbilde
zum Rathauß hengen auß,
Darmit des Fingers ſchloſſe
ſein Maul verriegelt feſt,
Und ſeines Bauches gröſſe
noch nicht zertrennen leſt,

82. Damit uns anzuzeigen,
wie nütz und noth es ſey,
Und daß von vielen ſchweigen
der Bauch nicht reiß entzwey:
Darumb ſtets ſolt gedencken
der Schweitzer an das Bild,
Sonſt ſeh man beſſer hencken
den Schweitzer ſelbſt zum ſchild.

83. Damit ich uber wende,
weil ich noch beiſer bin,
Und komme ſchier zum Ende,
ſo ſchließ ich nu dahin.
Daß mans auch müſſe wagen,
wann mans erwegen hat,
Und ohne ſchreck und zagen
greiffen zum Werck und That.

84. Das Glück hat oben Flügel
und flengt geſchwind daher,
Und weils ſteht auff der Kugel,
wancken ſein Füſſe ſehr,
Darumb es in der mitten
wil angegeiffen ſein,
Gemeiſtert und geritten
und nicht geſöechtet ſein.

85. Wer hat ein Schwert in handen,
dem thut kein Degen leid,
Damit pflegts man zu nennen,
helts under in der Scheid;
So muß man eim begegnen,
allzeit in breitſchafft nehn,
Meynt jener, er konnt regnen,
kan der auff der Stelzen gehn.

86. So hab ichs vor bewogen
und frey geſagt herauß,
Zwar auß keim finger ſogen,
und ſags auch noch zu Hauß,
Daß ihr ſeyd leicht ſo mächtig,
zu treiben euer Sach,
Wann ihr nun bleibt einträchtig;
dem denckt doch weiter nach.

87. Jetzt wolt ich gar beſchlieſſen,
ſo ſorg ich noch hiebey,
Daß jemand möcht verdrieſſen,
was ich geſungen frey,
Möchts möglich beſſer wollen,
und längſt hin han gewißt,
Darumb ich nur helt ſollen
ſchweigen zu dieſer friſt:

88. Dem thu ich kürtzlich ſagen,
daß ichs ihm gländbe zwar,
Daß ers im Kopff umbtragen
hab mannich zeit und Jahr,
Hub auch davon paſtiret
mit beyden Backen voll:
Hett er nur mit ſtudiert,
daß mans auch thuen ſoll.

89. Es hilfft doch gar nit Wiſſen,
wans nur beim Wiſſen bleibt,
Nützt auch nicht viel gebiſſen
mit Worten, wie mans treibt;
Die Tugend ſteht im Wercke,
die That muß ſeyn damit,
Da wird erkand ihr ſtercke:
Wort ſchlan die Leute nit.

90. Drum laßt nu diß zuletzte
die macht des Werbens ſein,
Das mans ins Werck eins ſetze,
wenn man weiß alſo fein.
Am Werck iſt alls gelegen,
Werck bringt viel Nutz und Ehr.
Damit euch GOtt geſegen!
Dißmahl ſing ich nicht mehr.

Johann Valentin Andreä.

Herder, der ſo Vieles anregte und aus der Vergeſſenheit zog, hat auch das Verdienſt, zuerſt wieder auf den trefflichen Johann Valentin Andreä aufmerkſam gemacht zu haben, deſſen wichtigſte und in künſtleriſcher Beziehung bedeutendſte Werke zwar in lateiniſcher Sprache abgefaßt ſind, der aber auch wegen ſeiner deutſchen Schriften Beachtung verdient, in die er, wie Herder ſagt, ſeine Haus- und Herzensgeſchäfte niederlegte, die weniger für die Gelehrten, als für Weib, Kinder, Volk, Freunde beſtimmt waren. — Andreä wurde am 17. Auguſt 1586 zu Herrenberg im Würtembergiſchen geboren, wo ſein Vater Pfarrer war. Dieſen verlor er ſchon im 15. Jahre, worauf er mit ſeiner Mutter nach Tübingen zog, welche in ſo große Armuth ſank, daß ſie ihm, als er nach 6 Jahren auf Reiſen ging, nur eine Münze von zwölf Kreuzer Werth mitgeben konnte. Nach zwei Jahren kehrte er jedoch mit einer hübſchen Summe Geldes, die er ſich als Hofmeiſter erſpart hatte, nach Tübingen zurück, wo er ſich mit angeſtrengtem Fleiß dem Studium der Theologie widmete. Hierauf machte er größere Reiſen, beſuchte die Schweiz, namentlich Genf, dann auch Frankreich und einen großen Theil von Deutſchland, insbeſondere Oeſtreich. Im Jahr 1614 erhielt er ſeine erſte Stelle, er wurde Diakonus in Vaihingen, 1620 Stadtpfarrer in Calw, 1639 Hofprediger in Stuttgart, 1641 Doktor der Theologie, 1642 Kirchenrath des Herzogs von Braunſchweig-Wolfenbüttel, 1646 Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft (er hieß in dieſer „der Mürbe"), 1650 Abt und Generalſuperintendent zu Babenhauſen und 1654 Abt zu Adelsberg. Doch ſtarb er noch in demſelben Jahre (am 27. Juni) in Stuttgart, wohin er ſich als erwählter Landſchaftsausſchuß begeben hatte.

Andreä war nicht bloß ein ausgezeichneter Theologe, ſondern auch ein vielſeitig gebildeter und gelehrter Mann; er verſtand die neueren Sprachen (Franzöſiſch, Italieniſch und Spaniſch) und beſaß einen geläuterten Geſchmack, wie aus ſeinen lateiniſchen, nicht aber auch aus ſeinen deutſchen Schrif-

ten ersichtlich ist; denn die Muttersprache galt im Allgemeinen bei den damaligen Gelehrten so wenig, daß er sich nicht die Mühe geben mochte, ihr diejenige Aufmerksamkeit zu widmen, die er seinen lateinischen Werken widmete. Es ist dies um so mehr zu bedauern, als Andreä bei seiner Bildung und seinen hervorragenden Talenten gewiß der Mann gewesen wäre, die vaterländische Literatur mächtig zu fördern. Er warf, wie er selbst in dem Spruch „An den Grübler" (1) sagt, Alles hin, wie es ihm der Augenblick eingab, ohne Kunst, Mühe und Fleiß darauf zu verwenden, in der Sprache, deren er sich im täglichen Gespräche bediente. Freilich war Alles tüchtig und geistreich, was er auf diese Weise hinwarf, es war voll Leben und poetischer Anlage, tief empfunden, wie in seinen Liedern, voll Witz und Laune, wie in seinen didaktischen Gedichten, aber ohne alle künstlerische Gestaltung, weil er sie verschmähte. Man beurtheilt ihn aber gewiß falsch, wenn man in seinen Dichtungen volksthümliche Elemente finden will; wenn er in denselben auch die Sprache des gewöhnlichen Umgangs gebrauchte, so finden sich doch keineswegs die Wendungen, welche der Volkspoesie eigenthümlich sind, und es ist auch seine Anschauungsweise von der Unmittelbarkeit des Volksgesangs völlig verschieden.

Seine didaktischen Poesien werden erst im folgenden Abschnitt zu betrachten sein; hier erwähnen wir nur seine Lieder, die er theils in besondern Sammlungen („Geistliche Kurzweil", „Christliche Gemüt") herausgab, theils seinen größern Gedichten einverleibte. Sie sind, wie die Titel jener Sammlungen schon besagen, religiösen Inhalts, aber ganz eigenthümlicher Art, indem sich in ihnen die Klarheit des Gedankens mit der zu seiner Zeit gewaltig wuchernden mystischen oder auch nur pietistischen Anschauungsweise zu wohlthuender Einheit verbindet. Sie sind von tiefer Frömmigkeit durchdrungen, und sie ergehen sich wohl auch in den überschwenglichen Wendungen der Pietisten; aber seine Andacht ist eben so sehr ein Ergebniß der Vernunft, als des geheimnißvollen in das menschliche Herz gelegten Triebes, sich in die Anschauung des Göttlichen zu versenken, daß diese Sehnsucht nicht zum dunklen Gefühl oder zur kindischen Spielerei ausarten und der überlegende Verstand nicht alle Innigkeit, alle Tiefe der Empfindung, nicht alles poetische Element verschwemmen kann. Dies ist namentlich der Charakter der zwei mitgetheilten Lieder „Die verborgene Lieb" (2) und „Geistes Frewd" (3), ja selbst des priamelartigen Spruchs „Christliche Gleichheit" (4), der in formeller Beziehung zu seinen besten Dichtungen gehört.

1. An den Grübler.

Ohn kunst, ohn müh, ohn fleiß ich dicht,
Drumb nit nach deinem kopf mich richt.
Biß du witzst, schwitzst, Spitzst, Schnitzst im Sinn,
Hab ich angsetzt vnd fahr dohin;
Biß du quckst, buckst, schmuckst, leuckst im Kopff,
Ist mir schon außgelehet der Topff.
Biß du flickst, spickst, zwickst, strickst im Hirn,
Ist mir schon obgehaspl die Zwirn.
Gfellt dir nu nit, wie ich im thu,
Machs bessee, nimb ein Jahr darzu.

2. Die verborgene Lieb.

1. Edele Lieb, wo bist so gar bey vns versteckel,
Daß sich dein hoch Ankunfft so gar selten entdecket?
Auß Gnad bist du geboren,
Gott selber hat dich zeugt,
Dem Menschen außerkoren
All Creatur sich beugt.

2. Liebliche Lieb, wo bist so gar bey vns verborgen,
Daß wir dein Safft vnd Krafft nicht schmecken hewt noch meegen?
Die Welt thust du erfüllen
Mit süssem Honigseim,
Das geost Leid thätn du stillen
Durch deinen milden schein.

3. Innige Lieb, wo bist so gae bey vns verschlossen,
Daß wie zu deiner Teew vns schicken so verdroffen?
Als kanst du verbinden,
Was durch die Eed zerstreut,
In dir mag Alles finden,
Was Menschen Heetz erfreut.

4. Stätige Lieb, wo bist so gor bey vns verloren,
Daß dein standhafftigkeit nit komt für vnser ohren?
Den Bund thust du festhalten,
Der mit vns auffgericht;
Die Lieb mag nit ecalten,
Ihe Treu kan rosten nicht.

5. Auffrichtig Lieb, wo bist so gae bey vns verdecket,
Daß vns dein Licht vnd recht in vnseem Mund nit smeckrt?
Das Wahr thut du vns lehren,
Das Gut du vns befiehlst,
Bhältst vns bey vnsern Ehren,
Vnd nach dem Himmel zielst.

6. Billige Lieb, wo bist so gar bey uns vergraben,
Daß wir nicht achten werth dein thewr vnd schöne Gabrn?
Du lerst dem nächsten dienen,
Wie Gott verordnet hat;
Du läßt vns gar nichts rühmen,
Weil als von Gottes Gnad.

7. Eifrige Lieb, wo bist so gar bey vns verworfen,
Daß dein Hitz vnbekant in Städtrn vnd in Dorfen?
Mit Genst lehest du vns treiben
Das Grangelisch giatz,
Daß vnter vns mög bleiben
Des Reiches Christi schatz.

8. Tröstliche Lieb, wo bist so gar bey vns vertrieben,
Daß dein Muth vns nit sterckt, wie viel auch auffgeschrieben?
Du nimbst dem kreuze sein Gwichte,
Du nimbst dem kelch sein Goll,
Daß sich ein Christ auffrichte,
Teink mit den Brüdern all.

9. Heilige Lieb, wo bist du so gar bey vns verschlagen,
Daß wir dein Himmels art stets unter vns verklagen?
Daß wir viel geistliche schwetzen,
Vnd fleischlichs treiben soet,
Damit in gfahr vns setzen,
Daß vns entgeh das Wort.

10. Andechtig Lieb, wo bist so goe bey vns verjaget,
Daß an deim Gottes dienst mancher Manlcheist verzaget?
Nit leid, nit meid, nit giebet,
Nit soft, nit laßt, nit east,
Nit bel, nil gebt, nil tödtet,
Sich doch auff Gnad verlaßt.

3. Geistes Frewd,

F. Maria Andrein, geborne Moserin, Willibrn ꝛc.,
Seiner Getrewen, herzlieben Mutter.

1. Mit seewden wil ich singen,
Auff die Morgen stund,
Recht soll mein Geist sich Schwingen
In Gottes huld abgrund:
Ach Herr, thu auff mein Mund!

2. Mit frewden will ich Leben,
Als mie mein Herr veeleicht,
Richtig seim Wort nach streben;
Inneelich soege weicht:
Ach Herr, mein Heetz eeleucht!

3. Mit frenden will ich Lebren,
All die mir Gott beschert,
Natlich ien Nutzen meheen,
In jhn werd Gott geehrt:
Ach Herr, Regiee mein Herd!

4. Mit frewden will ich dancken
Auff jede Gottes gab,
Annd gſchwaigen mein Gedancken;
In Gott ich alles hab:
Ach Herr, mein Geiſt erlnd!

5. Mit frewden will ich geben
Armen, vnd wer will han,
Reichlich mein Händ erheben,
In Gott mein dächtin lan:
Ach Herr, mein Gab nimb an!

6. Mit freuden will ich Laſſen
Alß, was mir Gott verbrut,
Reinlich ſein Gaben faſſen,
In jhm bleiben gefreit:
Ach Heer, ſey dn mein frewd!

7. Mit frewden will ich Wercken
An Gottes Baw vnd Werck,
Rümlich mein Arme ſtercken
In diſem geben Berck:
Ach Herr, biß dn mein Sterck!

8. Mit frewden will ich Lieden
Auch der Welt Freund vnd Feind,
Rühig Gedult ſtets vben,
In Gott bleiben verzeint:
Ach Herr, bleib mir vereint!

9. Mit frewden will ich harren
Allein nuff Gottes Hand,
Ringlich ziehen im Karren;
Ich werd doch nit zuſchand:
Ach Heer, biß dn mein Pfand!

10. Mit Frewden will ich Leiden,
An mein Creutz tragen fort,
Redlich die meiten, ſchweigen
In diſem finſtern Ort:
Ach Herr, bleib dn mein Hort!

11. Mit frenden will ich Glauben
An Gottes wnren Bund,
Rewlich mein Fleiſch betauben
Im wahren alle Stund:
Ach Heer, ſey dn mein Grundt!

12. Mit frewden will ich Sterben,
Auff das ich hab Gewin,
Rüſtig verlaſſen dErden;
In Himmel ſtet mein Sinn:
Ach Herr, mein Seel nimm hin!

4. Chriſtliche Gleichheit.

WEm Loben iſt wie Schelten,
Kans vmb Gott nit vergelten;
Wem Schelten iſt wie Loben,
Der Preiß ſein Gott hoch oben:
Wem darben iſt wie reichen,
Kans vmb Gott nit vergleichen;
Wem reichthumb iſt wie Armut,
Der dancke Gott für ſolches Gut;
Wem Ehre iſt wie Schand,
Der lobe Gott vmb ſolchen ſtand;
Wem Schand iſt wie Ehr,
Der preiſe Gott je mehr vnd mehr;
Wem Weißheit iſt wie Einfalt,
Der lobe Gott drumb manigfalt;
Wem Einfalt iſt wie weißheit,
Der danck deß Gott zu allerzeit;
Wem das Leben iſt wie der Todt,
Der preiß darfür ſein trewen Gott;
Wem der Todte iſt wie Lebn,
Soll deß danck ſein Gott geben!

Ernſt Schwabe von der Heyde.

Wie von Denaiſius, ſo wird auch von Ernſt Schwabe mit dem Zunamen von der Heyde behauptet, daß er von Opitz in der Behandlung des Verſes zum Vorbild genommen worden ſei. Da ein Zeitgenoſſe deſſelben, Wenzel Scherffer, dies behauptet, und einige Andeutungen, die er ſelbſt macht, es beſtätigen, ſo mag es allerdings wohl Grund haben, ohne daß dadurch Opitzens Verdienſt geſchmälert würde. Wer übrigens dieſer Schwabe geweſen, iſt noch nicht ermittelt (wir wiſſen bloß, daß er ſich in Danzig aufgehalten habe), eben ſo wenig iſt die Sammlung ſeiner Gedichte, die Opitz benutzt haben ſoll, bekannt, nur ſo viel ſteht feſt, daß ſie im J. 1616 zu Frankfurt a/O. erſchienen iſt, aber ſchon im J. 1624 ſo ſelten war, daß Zinkgref ſie nicht aufzutreiben vermochte. Opitz nennt ihn einen fein gebildeten und durch bewundernswürdige Sittenanmuth rühmlichſt empfohlenen Mann. Die wenigen kleinen Gedichte, die uns Zinkgref erhalten hat, ſind aber immerhin geſchichtlich merkwürdig, weil ſich in ihnen eine mit Bewußtſein durchgeführte künſtleriſche Behandlung der Verſe kundgibt, und er ſich, vielleicht ohne Meliſſus Schede zu kennen (den er jedoch an Geſchick übertrifft), im Sonett und im Alexandriner verſuchte. Aus den Mittheilungen Opitzens und Zinkgrefs ſcheint es hervorzugehen, daß das „Poetiſche Büchlein" Schwabe's auch Bemerkungen über die Bildung deutſcher Verſe enthielt; war dies wirklich der Fall, ſo iſt deſſen Verluſt um ſo mehr zu beklagen, wie ſich daraus unzweifelhaft ergeben würde, in wie weit er als Vorgänger Opitzens zu betrachten wäre.

Sonnet.

Jhr, die ihr höret an, wie mancher Sturmwind wehet
Durch ſeufftzen ohne zahl in meinen Reimetein,
Vnd einen weiten Bach darin voll Thränelein,
Vnd ein verletztes Hertz voll tauſent Wunden ſehet:
Erlernet wohl hierauß, waß man in lieb' außſtehet,
Darin die junge Zeit mich ließ ergeben ſein,
Alß ich für wahre luſt hielt' einen falſchen ſchein,
Darüber mich jetzund hertzliche rew vmbfähet;
Vnd fliehet ſolche brunſt vnd jhre ſüſſe Gifft,
Der eiteln ſchönheit glantz, die vns das Hertz ſchnell trifft,
Vnd angſt vnd ſchmertzen wol witzloß herummer leitet,
Ohn tugend iſt ſchönheit nur ein trieglich Kleid;
Wer ſolcher dienſtbar iſt, dem lohnet rew' vnd leidt;
Auß tugent wahre luſt allein wird zubereitet.

Georg Rodolf Weckhrlin.

Obgleich zum großen Theile der Zeit nach in den folgenden Zeitraum gehörend, ziehen wir doch vor, den in der Ueberſchrift genannten Dichter noch zur vorliegenden Periode zu ziehen, theils weil ſein erſtes, ſchon ſehr bedeutſames Auftreten noch in die letzten Jahre deſſelben fiel, theils weil er der neuen Richtung, welche der deutſchen Poeſie durch Opitz gegeben wurde, auch in ſeinen ſpätern Jahren abhold, ja feindlich geſinnt blieb, der Charakter ſeiner Dichtungen mit dem der ganzen nachfolgenden Periode im Widerſpruch ſteht. Georg Rodolf Weckhrlin wurde den 15. September 1584 zu Stutigart geboren, bezog ſchon im 17. Jahre die Univerſität Tübingen, um ſich dem Studium der Rechte zu widmen, wobei er ſich aber zugleich mit den alten und mehreren neuen Sprachen beſchäftigte. Von 1601 an war er lange Zeit beinahe immer auf Reiſen, zuerſt in Deutſchland, dann auch in Frankreich und England. Die Anſchauung eines großartigeren Lebens, die gründliche Kenntniß, die er ſich von der Sprache und Literatur jener Länder erwarb, erweiterte ſeinen Blick und bildete ſeinen Geſchmack, ſo daß er allerdings bei ſeiner Rückkehr in die Heimat (1610) als eine ſeltene Erſcheinung gelten mochte. Auch ward er ſogleich, obgleich erſt 25 Jahre alt, als herzoglicher Sekretär angeſtellt, wobei er zugleich das Amt eines Hofdichters verſah, als welcher er die Hoffeſte beſang. Zwar verheirathete er ſich

im J. 1616; doch mochte ihm das enge Leben im Vaterlande nicht behagen, und er ging um 1620 als Sekretär der deutschen Kanzlei wieder nach London, wo er sich durch seine Talente und seine Geschäftsgewandtheit das Zutrauen der Könige Jacobs I. und Karls I. in so hohem Grade erwarb, daß diese ihm wichtige Sendungen nach Schottland, Irland, den Niederlanden, Italien und Spanien anvertrauten. Doch bewahrte er auch in dieser glänzenden Stellung die innigste Liebe zu seinem Vaterlande, dessen traurige Schicksale sein Herz mit dem lebendigsten Schmerz erfüllten. Auch blieb er der deutschen Sprache und Kunst getreu; die wenige Muße, die ihm zu Theil ward, widmete er der Poesie, so daß er im J. 1641 eine neue Sammlung von Gedichten herausgeben konnte (die erste war 1618 und 1619 erschienen), welcher im J. 1648 eine vollständige Ausgabe seiner Poesien folgte. Das Jahr seines Todes ist nicht genau bekannt, doch ist es wahrscheinlich, daß er im J. 1651 oder bald darauf in London gestorben ist.

Zwar war Weckhrlin nicht ohne großartige Anlage zum Epiker, wie sein größeres Gedicht auf Gustav Adolf glänzend beurkundet, auch versuchte er sich im Epigramme, und seine lyrischen Gedichte enthalten (freilich nicht gerade zu ihrem Vortheil) gelungene didaktische Stellen; aber sein Talent war überwiegend lyrischer Natur. Er war von großer Fruchtbarkeit, denn obgleich eine nicht unbedeutende Zahl seiner frühern Gedichte, die er bei seinem Bruder in Deutschland zurückgelassen hatte, während des dreißigjährigen Kriegs verloren ging, und seine vielfachen Beschäftigungen ihm wenig Muße zur Beschäftigung mit der Poesie übrig ließen, ist doch die Anzahl seiner Dichtungen immerhin noch ziemlich bedeutend. So ungleich ihr Werth auch ist, wie es auch kaum anders sein kann, da er die frühesten als Jüngling, die späteren als gereifter Mann gedichtet hat, so lassen selbst die schwächsten seinen poetischen Geist erkennen. Zu diesen gehören aber die meisten seiner Gelegenheitsgedichte, deren er eine große Menge verfaßt hat, ohne daß er immer die rechte Stimmung hatte finden können. So sehr sie aber auch oft von den Verhältnissen, die sie hervorriefen, herabgedrückt werden, bricht meistens hie und da ein Gedankenblitz oder eine poetische Anschauung durch, die nur einem wahren Talente entschlüpfen kann. In den übrigen, sowohl in seinen Liebesgedichten und Trinkliedern, als in seinen höher gehaltenen Gesängen ist Gedankenfülle, wie ächt poetisches Gefühl und dichterische Erfindungskraft unverkennbar. Viele derselben sind freilich Nachbildungen aus dem Italienischen, Französischen und Englischen, und es ließen sich die ursprünglichen Gedichte zum Theil leicht nachweisen; aber er ist in diesen Nachbildungen doch immer selbstständig, und oft hat er nur den Hauptgedanken entlehnt, denselben aber eigenthümlich ausgeführt. Solcher Art sind auch die dem Anakreon oder dem Horaz nachgebildeten Lieder, in welchen er die antike Weltanschauung nicht ohne Glück in die seiner Zeit überträgt. Seine Liebeslieder sind von großer Frische und voll Leben, manche, wie die „Rose", deren Umfang die Mittheilung verbindert, von äußerst glücklicher Erfindung und glücklicher Ausführung; viele, namentlich unter seinen Jugendgedichten, erfreuen durch anmuthige und geistreiche Wendungen, an welchen er überhaupt äußerst reich ist, und die er wohl der genauen Kenntniß der französischen Dichter zu verdanken hat, wie er wohl auch ihnen den Gebrauch des Refrains entlehnt haben mag, den er mit großem Geschick zu handhaben weiß, so in der „Bestätigung der Liebe" und in dem heiteren Gedicht: „Was ich weiß vnd was ich nicht weiß" (1). Die liebenswürdigste Lebensheiterkeit spricht sich in seinen Trinkliedern aus, die freilich manchmal in übermüthige Lust ausarten und sich in Ausdrücken und Wendungen gefallen, welche jetzt unsere Ohren beleidigen, aber damals selbst bei den höchsten Ständen eben so wenig als bei den Gelehrten Anstoß oder Aergerniß erregten*). Aber auch im ernsteren Liede ist Weckhrlin bedeutend, und wir gewinnen den Mann lieb, der so edle, männlich feste Gesinnungen an den Tag legt, wie z. B. in dem Gedicht „die Lügin" (3), und in den „Kennzeichen eines glückseeligen Lebens" (4). „Wahrheit selbst vor Königsthronen" ist der Inhalt des ersten, welches zugleich ein treffliches Bild der damaligen Zustände entwirft; das zweite besingt das Glück der innern und äußern Unabhängigkeit mit solcher Ueberzeugungskraft, daß wir nicht zweifeln dürfen, es habe der Dichter seine eigenen Lebensansichten darin ausgesprochen. Vor Allem tragen seine vaterländischen Gedichte, in welchen er die protestantischen Helden des dreißigjährigen Kriegs besingt, oder den besammernswerthen Zustand des zerrütteten Deutschlands beklagt, oder seine Hoffnung auf eine bessere Zukunft ausspricht, den Stempel ernster Würde und poetischer Begeisterung, die in der gedrängten, scharfen und bestimmten Sprache den lebendigsten Ausdruck gewinnt, so in seinem „Soldatenlied" (5) und in „Gustav Adolfs Ebenbild", welches sich oft zur Höhe und Würde des epischen Gedichts erhebt und viele einzelne meisterhafte Stellen hat, die jedoch leider durch andere, zu didaktisch gehaltene Strophen an Wirkung verlieren**).

Auch in den Psalmen, die Weckhrlin gedichtet hat, läßt sich Großartigkeit der Auffassung nicht verkennen; es sind dieselben aber auch deshalb merkwürdig, daß sie in neuen, oft mit großem Glück behandelten Strophenformen gedichtet sind, die er wohl französischen Dichtern nachbildete. Ueber-

*) „Dann das Hirn", sagt Moscherosch, welcher das unten mitgetheilte Trinklied (2) in sein „Soldaten-Leben" aufgenommen hat, „ist den Gelehrten ohne das immer voll lustiger Sachen: Wenn nun der lustige Wein dazu kompt, so werden sie doppeldaffet lustig."

**) Der große Umfang des Gedichts erlaubt uns dessen Aufnahme nicht, doch können wir uns nicht enthalten, eine Stelle (die Schlacht bei Lützen) mitzutheilen, aus der die Eigenthümlichkeit von Weckhrlins Darstellung, sein kernhafter Ausdruck, seine belebte und reiche Sprache, so wie sein Talent in der poetischen Schilderung und Gestaltung erkannt werden kann.

„Gleichwie, wan ein Sturmwind oder Windsbraut entstehet,
Und böcken, bäum und thurn urplötzlich stracks umbwehet,
Ein trawriges Gewülck, gantz finster, schwarz und dick,
Recht einem Trawr-Rock gleich, mit dunst, dampf, rauch erfüllet,
Den Tag, das Firmament und die Sonn selbs verhüllet,
Verblindet das gesicht in einem augenblick;

Ein allgemeiner grauß, geräusch, gelöß, getümmel,
Als ob der Höllen sitz war nu mehr in dem Himmel,
Vermischet den Abgrund, das Erdreich und den Luft,
Auffspalten sich behend, mit plitzen, schrecken, wunder
Die Wolcken, und den grund erböbel bald der Dunder,
Voll flammen, fewer, brunst erscheinet manche klufft;

haupt iſt Weckhrlin nicht bloß durch den Gehalt ſeiner Dichtungen bedeutend, ſondern auch durch die beſondere Aufmerkſamkeit, die er der Form zuwandte, und welche immerhin dankbar anerkannt werden muß, wenn er auch in der Wahl der Mittel irrte, durch welche er eine Verbeſſerung der deutſchen Kunſt anzubahnen ſuchte. Er wollte nämlich, auf der Volkspoeſie fußend, dieſelbe formell veredeln, aber ſtatt, wie Meliſſus, dieſe allein zur Grundlage zu machen, nahm er die freilich ſchon entwickeltere Kunſt der Franzoſen zum Muſter, und ließ ſich verleiten, von der durch den lebendigen Ton beſtimmten rhythmiſchen Bewegung des Volksgeſangs abzugehen und die Verszeilen, wie die Franzoſen, nach Sylben abzuzählen. Er vermied allerdings hierdurch die Eintönigkeit der nachfolgenden Dichter, welche ſich in ſtreng abgemeſſenen Jamben bewegten; er konnte, wie er ſelbſt von ſich rühmt, einen ausgedehnteren Gebrauch der ſchönen vielſylbigen Zuſammenſetzungen machen, welche die deutſche Sprache in ſo großer Fülle hat; er brachte manche Mannigfaltigkeit in den Rhythmus, da ihn ſein beſſeres Gefühl für die Harmonie meiſtens glücklich über die vielfachen Klippen leitete, die ſich ihm bei ſeinem Syſtem entgegenſtellten, und deshalb ſprach er ſich (in ſeinen Vorreden) ſo entſchieden gegen Opitz und deſſen Behandlung des Verſes aus (ob er gleich deſſen Verdienſte auch gern anerkannte, wie das mitgetheilte Sonett (6) darthut); allein weil er zwiſchen volksmäßiger Behandlung und franzöſiſcher Sylbenzählung ſchwankte, mußte er gegen die entſchiedene Regelmäßigkeit Opitzens zurückſtehen, und je mehr dieſer und ſeine Nachfolger an Bedeutung gewannen, deſto mehr trat er in den Hintergrund, ſo daß er bald nach ſeinem Tode ganz vergeſſen und erſt durch Herder wieder bekannt wurde.

Seine Bemühungen um die Form erſtreckten ſich namentlich auch auf die Einführung neuer, dem Auslande entlehnter Strophengebilde, und hierin war er glücklicher, als in der Behandlung des Verſes. Einige ſind ſchon berührt worden; andere hatte er ſchon in ſeinen früheſten Verſuchen, in den Schilderungen der Hoffeſte, behandelt, in welchen er, freilich nur ganz äußerlich, den Bau der Pindariſchen Geſänge nachzubilden ſuchte, da er jene Gedichte in Strophen, Antiſtrophen und Epoden zerlegte. Am glücklichſten war er in der Nachbildung einiger italieniſchen Formen, insbeſondere des Sonetts, das er zwar nicht zuerſt einführte, wie wir bereits wiſſen (ſ. o. S. 24), das aber doch vorzugsweiſe durch ihn Eingang fand, und ſpäter nach ſeinem Vorgange vielfältig bearbeitet wurde. Seine Sonette gehören formell zu ſeinen beſten Gedichten; er beherrſcht die ſchwierige Form mit vollkommener Sicherheit und Freiheit und ſtets weiß er die größte Gedankenfülle in den engen Rahmen zu bringen, mag er die Liebe beſingen (7), oder einen Helden ſeiner Zeit verherrlichen (8), oder in gewaltiger Sprache ſein Vaterland zu kühner Thatkraft ermuntern (9). Wir machen insbeſondere auf das ſchöne Sonett „die Liebe iſt Leben vnd Tod“ (7), aufmerkſam, in welchem er die große Schwierigkeit, bei gleichen Schlußwörtern der Verſe eine fortſchreitende Mannigfaltigkeit des Gedankens zu entfalten, mit ſeltener Meiſterſchaft überwunden hat.

Die Sprache Weckhrlins iſt im Ganzen trefflich, reich, kräftig, gedrängt und gewandt; dagegen iſt ſie oft hart, eine Folge ſeines Versbaues, und durch ſchwäbiſche Provinzialismen, ja ſelbſt in den ſpäteren Gedichten mit engliſchen Ausdrucksweiſen entſtellt, welche häufig unangenehm berühren, und ohne Zweifel viel dazu beigetragen haben, daß er ſobald ganz in Vergeſſenheit gerieth.

1. Was ich weiß, und was ich nicht weiß.

1. Wie lang ich mich hab zu beklagen,
Vnd wie lang ich bilflos zu ſagen,
Waiß ich nicht;
Das aber ich in meinem beezen
Die von Euch rührend groſſe ſchmeezen
Leid, lieb vnd lob, iſt kein Gedicht.

2. Was ihr, mich allzeit zu bekräncken,
Nue mit ſtillſchweigen thut gedencken,
Waiß ich nicht;
Das aber, wie ich Euch erkorn,
Ich alſo nach allein geboren,
Zu lieben Euch, iſt kein Gedicht.

3. Warumb ihr, meine lieb zu nöheen,
Nicht wöllet meinem Trauren woheen,
Waiß ich nicht;
Das aber gar kein ſchmertz zufinden,
Der meine lieb bald mög enzrunden
Vnd ändeen, iſt gar kein Gedicht.

4. Ob Euch andere ſehe zu lieben
Sich mit wahebafftem leid betruben,
Waiß ich nicht,
Das ich aber hab keinen gleichen,
Vno alle Buler mir weit weichen
An trew vnd lieb, iſt kein Gedicht.

5. Wie, einigee troſt meiner ſelen,
Ihr mich ſo troſtloß meget quahlen,
Waiß ich nicht;
Das ſich aber ſtehts, Euch zu ehren,
Mein leid vnd lieb zugleich veemehren,
Gelob ich Euch iſt kein Gedicht.

6. Vnd wan ihr wollet, mein laid zuendeu,
Euch, mein hertzlieb, zu mir einſt wenden,
Waiß ich nicht;
Das ich aber durch lieb muß ſterben,
Wan ich dieſelb nicht kan erwerben,
Gelob ich Euch, iſt kein Gedicht.

2. Trinklied.

1. WEr iſt doch immer ſo geſchoſſen,
Tas ob dem lieben Rebenſafft
(Der vnſers Hertzens Troſt vnd Kraffi)
Er vnwürich ſein ſolt vnd verdroſſen?

2. Dann was kan doch ohn trincken wehren?
Vnd iſt nicht vnter dem Gedranck
Der Wein das beſt, mit Lob vnd Danck
Vor allem, was naß, hoch zu ehren?

3. Beſehet doch (Ertnnd) wan es regnet,
Wie durch den ſtrncken Regen-guß
Bißweilen auch durch einen Fluß
Das Erdreich ſich vollſnuffend ſegnet!

4. Die Kräuter vnd Gewächs der Erden,
Za alle Bäume, klein vnd groß,
Verſchmachten troplos vnd fruchtloß,
Wan ſie nicht offt bezechet werden.

5. Den Durſt die Thier vnd Vögel ſtillen
Nach Luſt mit Wolluſt, vnd die Fiſch,
Die ſuchen ſtets, was naß vnd friſch,
Damit (begierig) ſie ſich füllen.

Bald manchee dunderſchlag, mit ſtrahlen gantz beladen,
Duechſturmet das gewulck und land mit brunſt und ſchaden,
Bnid fewrig iſt die Luft, bald funſter umb und umb;
Die wolcken brechen ſich, dan fallet ein ſchlaq-regen,
Berhartet gantz in eyß, der bald mit tauſſent ſchlägen
Zerſchmettert frucht und nelck, daß alles lahm und krumb:

Alſo, und grewlicher mit krachen, ſchall n, knallen
Seind bald die beede Heer ein auder ungefallen;
Da war die Inft nißbnld noll fewer, rauch und dampf;
Tee grund erritet ſich von Bölern und Cartaunen,
Darob die thier und leut erſtummen und erſtaunen,
Als ob der Himmel ſelbs nnd Erdreich einen kampf.“

6. Das Meer will auch den Rasch nicht fliehen,
Sondern es pfleget ohn ablaß
Breit-, tieffe Flüß vnd Bäch ohn Maß
Gar auffend in den Wangst zuziehen.

7. Ist es dan durch den Trunck getroffen,
So fahet es ein Wesen ao,
Als ob es noch wolt jederman
Ersäuffen, weil es selbs besoffen.

8. Vnd warumb fallen offt zu hauffen
Dir tobend-beausend-laute Wind?
Weil sie, zu bousen sehr geschwind,
Das Meer gren wolten gar auß souffen.

9. In dem Meer vnd in allen Bronnen
Die Sonn selbst löschet jheen Durst,
Vnd der Mond wer längst rin Bratwurst,
Wan er nicht voll würd von der Sonnen.

10. Drumb soll vns fürhin niemand weheen
(Wan nichts will vnbesoffen sein),
Auch mit einander bey dem Wein
Frolockend tag vnd nacht zuzehren.

11. Don wer vnwürsch ist vnd verdrossen
Ob diesem goten Reben-Safft,
Der vnsres Hertzens Trost vnd Krafft,
Der ist, zwar nüchteen, doch geschossen.

3. Die Lügin.

1. Geh durch die Welt, o meine Seel,
Der Welt vndanckbarkeit zusehen;
Sag jedem ohn Scheu seinen Fehl,
Die waeheit selbs sol dir beystehen:
Kan ja die welt nichts, dan beteogen,
So heiß sie öffentlich rund lügen.

2. Dem Hof, daß sein pracht vnd ehr,
Wir faul holz, vnbeständig scheinen;
Der Kirchen sag, was jher lehr
Gut heisset, ihre Werck verneinen;
Vnd sagen sie: Do bist betrogen,
So sag ohn Scham: Es ist eelogen!

3. Den Fürsten sag, ihr stand vnd hab
Könt nicht ohn andrer hilf lang wehren;
Vnd daß man pfleg, mehr jhrr Gab,
Dan sie zu loben vnd zu eheen;
Vnd sprechen sie: Du bist betrogen,
So sag ohn furcht: Es ist erlogen!

4. Den Herren sag, dir sich beseits
In jhren hohen Ämtern spreisses,
Das sie sich des Ehrgeiz vnd Neids
Mehr, dann der Billigkeit befleissen;
Vnd sagen sie: Du bist betrogen,
Antwort du rund: Es ist erlogen!

5. Sag denen, welche vor der welt
Mit zeug vnd kleidern stattlich prangen,
Sie wöllten gern dardurch mehr gelt
Vnd grössern Dienst vnd Ruhm erlangen;
Antworten sie, man sey betrogen,
So antwort du: Es ist erlogen!

6. Sag, Vnkeusch sey böse lust,
Sag, Ehe meg bald verkehret werden,
Sag, Schönheit kürtzlich werd ein wust,
Sag, Alter neig sich zu der Erden;
Antworten sie, man sey betrogen,
So sag du frech. Es ist erlogen!

7. Dem Rechte sag, es sey voll Zanck,
Sag, Klugheit pfleg, sich zu bethören,
Der Artney sag, sie sey selbs leanck,
Sag, leinen gesund die Schulen lehren;
Vnd sagen sie, man sey betrogen,
So antwort du, es sey erlogen!

8. Der Gunst sag, sie sey voll Betrug,
Dem Gluck sag, es sey ganz veeblindet,
Der Reichthum sag, sie hab nie gnug,
Sag, das die Kunst nicht wol gegründet;
Antworten sie, man sey betrogen,
So sag du rund: Es ist erlogen!

9. Der Tapfferkeit halt diesr sprach,
Das sie trag selten ein mitleiden,
Sag der Natur, das sie werd schwach
Vnd könt den abgang nicht vermeiden;
Antworten sie, man sey betrogen,
So sag du bald: Es ist erlogen!

10. Der Freundschafft zeig an, wie sie mag
Für jhre Freund so wenig sorgen,
Vnd der Gerechtigkeit selbs sag,
Sie lieg gefangen vnd verborgen;
Antworten sie, man sey betrogen,
So sag du gleich, es sey erlogen!

11. Den Städten sag, wie Trew, Glaub, Ehr
Vnd Redlichkeit aus jhren fliehen,
Den Dörffern sag, wie sie so sehr
An Grobheit vnd an Irrthum blühen;
Vnd sagen sie, du seist betrogen,
So sag du eend. Es ist erlogen!

12. Letzlich die Tugend selbs bericht,
Wo du sie andeest solest finden,
Das man mehr jhrer achtet nicht,
Vnd sie allein bleib gar dahinden;
Antwortet sie, man sey betrogen,
So sag du frey: Es ist erlogen!

13. Wolan, won du nur mit wortheit
Die welt gonz zoeniq solest machen,
So kanst du noch auch mit frechheit
Ohn suecht die gantze welt außlachen:
Dan wer will, Seel, mag dich verklagen,
Vnd vmb den Kopff dir Geigen schlagen.

4. Kennzeichen eines glückseeligen Lebens.

An Alexander vom Kurst.

1. Ach wie glückselig ist das Erben,
Dem keines andern will gebeen!
Der ohn mißgunst, neyd oder streit
Sieht andeer glück furohre schweben.

2. Der sein begird selbs recht regieret,
Vod dessen fromb vnd Teutscher muht
Ist sein bewehrter schutz vnd hut,
Daenntre sein hertz triumstreet.

3. Der kein geschrey noch lob begehret,
Dem die waeheit die gröste kunst,
Den Fürsten oder Pöfels gunst,
Den Hoffnung vnd soecht nicht bethöret.

4. Der dir fuchsschwäntzer fort läßt gehen,
Sie freysend nicht von seinem gut,
Vnd dessen fähl, fall vnd armut
Kan seine häsler nicht erhöhen.

5. Der selbs nicht weiß, wie übel schmürtzel
Der bösen loben, des frommen fluch;
Dem ein freind oder gutes boch
Die longe zeit schadlos verkürtzet.

6. Vnd dessen muht für nichts sich scheyhet,
Als allzeit fertig für den Tod,
Der ernstlich früh vnd spet zu Gott,
Mehr vmb gnad, denn vmb götter, schreyhet.

7. Der Mensch besorgt sich keines falles,
Dieweil er frey, reich, gut vnd groß:
Sein selbs Herr, ob er wol Land-loß,
Vnd habend nichts, hat er doch olles.

5. Wie die Soldaten vor zeitten laut mit dem mund, so sie jetzund ermahnet der Poel zu strelten.

1. Frisch auff, jhr dapffere Soldaten,
Jhr die jhr noch mit Teutschem blut,
Jhr, die jhr, noch mit frischem moht
Belebet, suchet grosse thaten!
Jhr Landsleut, jhr Landsknecht, frisch ouff,
Das Land, die freyheit sich verlieret,
Was jhr nicht muthig schlaget drauf,
Vnd vberwindend triumfieret.

2. Der ist ein Teolscher wol geboren,
Der, von betrug vnd falschheit frey,
Hat weder redlichkeit, noch trew,
Noch glauben, noch freyheit veelehren;
Der ist ein Teutscher ehren wehrt,
Der wacker, herzhafft, vnverzaget
Für dir freyheit mit seinem schwert
Jn die gröst gefahr sich waget.

3. Dan man ihn schon die feind verwundeo,
Vnd nemen jhm das leben hin,
Ist ruhm vnd ehr doch sein gewin,
Vnd er ist gar nicht vberwunden:
Ein solcher Tod ist jhm nicht schwer,
Weil sein gewissen ihn verüsset,
Vnd Er erwirbet lob vnd Ehr,
Jo dem er sein blut so vergiesset.

4. Sein nahm und ruhm allzeit erklinget
In allem land, in jedem mund;
Sein leben durch den tod wird kund,
Weil sein lob die Nachtêsanklag singen;
Die edle freyheit ist die frucht,
Die er dem Vatterland verlasset,
Da der herzloß durch seine flucht
Wirt gantz verachtet vnd gehasset.

5. Also zu lebrn vnd zu sterben,
Gilt dem redlichen Teutschen gleich:
Der Tod vnd Sig seind schön vnd reich,
Durch beed kann er sein hayl erwerben.
Hingegen fliehen allen danck
Die flüchtige vnd der verrähter,
Vnn ihnen folget ein gestanck,
Weil sie verfluchte vbelthäter.

6. Wolan derhalb, ihr wehrte Teutschen
Mit Teutscher fauſt, mit kühnem muht,
Dämpfet an der Tyrannen wuht,
Zu brechet ihr joch, hand und deutschen.
Vnüberwindlich rühmet sie
Ihr titul, torheit vnd stoltzieren;
Aber ihr Heer mit schlechter müh
Mag (uberwindlich) bald verlieren.

7. Ha! fallet in sie! Ihre fahnen
Zittern auß forcht: Sie trennen sich,
Ihr böse fach hätt nicht den stich,
Drumb zu der flucht sie sich schon mahnen.
Groß ist ihr heer; Klein ist ihr glaub,
Gut ist ihr Zeug, böß ihr gewissen.
Frisch auff, sie zittern wie das laub,
Vnd weren schon gern außgerissen.

8. Ha! schlaget auff Sie, Liebe brüder,
Ist die müh groß, so ist nicht schlecht
Der sig vnd beut. vnd wol vnd recht
Zuthun, seind sie, den ihr, viel müder.
So straff, O Teutsches hertz, vnd hand,
Nu die Tyranney vnd die böse:
Die Freyheit und das Vatterland
Must du auff diſe weiß erlösen.

6. An Herren Martin Opitzen, Fürtrefflichen Teutschen Poeten.

IN dem mein Ohr, hand, muad schier müd die schwere plagen
Die diſer grosse Krieg mit hunger, schwert, pest, braad
Vnd unerhörter wuht auff unser Vatterland
Auß gieſſet, oha ablaß zu hören, schreiben, klagen:
Da wird mit wander mir vnd mit wohn fürgetragen,
Mein Opitz, deiner lieb vnd freindschafft werthes pfaad,
Piand, welches mir alzbald die jeder auß der hand,
Vnd auß dem mund und geist die klag vnd layd geschlagen.
Dan ja dein Orgelstrgich vnd deiner Harpfen klang
So lieblich das gehör vnd hertz zugleich berühren,
Daß, wer (flanreich) mit mir erforichet ihren zwang,
Der kan nichts, dan dein werck vnd wehrt zu hertzen führen,
Vnd sein mund muß dich bald mit einem lobgesang,
Vnd seine hand dein haupt mit Lorbörzweigen zieren.

7. Die Liebe ist Leben vnd Tod.

Das Leben, ja ich führ, ist wie der ware Tod,
Ja über den Tod selbs ist mein trost-loses Leben:
Es endet ja der Tod des menschen pain vnd Leben,
Mein leben aber kan nicht enden diſer Tod.
Bald kan ein anblick mich verletzen auff den Tod,
Ein andrer anblick bald kan mich widrumb beleben,
Daß ich van blicken muß dan sterben vnd dan Leben,
Vnd bin in einer stund bald lebendig, bald Todt.
Ach Lieb! verleih mir doch nunmehr ein andres Leben,
Wan ich ja leben soll, oder den andern Tod,
Dan weder diſen Tod lieb ich, noch diſes Leben.
Verzeih mir, Lieb, ich bin dein lebendig vnd Todt;
Vnd ist der Tod mit dir ein köstlich-süsses Leben,
Vnd Leben nun dir fern ist ein gantz bittrer Tod.

8. Vber den Tod des Königs von Schweden.

OEin eigner muht, a Held, weil Gottsforcht, Ehr vnd Recht
Dein hertz vnd schwerd allein gestörcket vnd gewöhret,
Weil auch der erdenkraiß für dich zu eng vnd schlecht,
Hat in den himmel dich (ja früh für vns) versöhret.
Das gleichwie deine faust der gläubigen geschlecht,
Als es in höchster noht, erröttet und ergöhret,
Alſo hat durch dein haupt die kugel (lapper!) recht
Der Teutschen Freyheit hertz und Tugend haupt verlöhret.
Sigreich vnd seelig zwar hat dich, weil in der schlacht
Du frey für Gottes wort dein thewres blut vergossen,
In die endlose frewd vnd ehr dein end gebracht:
Jedoch in layd vnd acht seind deine bunds-genossen,
Weil deine herrschung du, mit sig, triumff vnd pracht
Dort in dem himmelreich anfangend, hie beschlossen.

9. An das Teutschland.

ZErbrich das schwere Joch, darunder du gebunden,
O Teutschland, wach doch auff, laß wider einen muht,
Gebrauch dein altes hertz und widersteh dee wuht,
Die dich vnd die freyheit durch dich selbs vberwunden,
Straf nu die Tyranney, die dich schier gar geschunden,
Vnd lösch doch endlich auß die dich verzehrend glut,
Nicht mit dein eignem schwaiß, sondern dem bösen blut,
Flieſſend auß deiner feind vnd falschen brüdern wunden.
Verlassend dich auff Got, folg denen Fürsten nach,
Die sein gerechte hand will (so du wilt) bewahren,
Zu der Getrewen trost, zu der trewlosen raach:
So laß an alle farcht, und nicht die zeit hinfahren,
Vnd Got wirt aller welt, daß nichts, dan schand und schmach,
Des feinds meynayd vnd stolz gezeuget, offenbahren.

Volkslieder.

Die Menge der Volkslieder, welche uns in zahlreichen, zum Theil aber sehr seltenen Sammlungen und in noch selteneren Flugblättern aufbewahrt wurden, ist so groß, daß selbst das zweibändige Werk Uhlands „Deutsche Volkslieder" bei weitem nicht alle enthält. Jeder einzelne dem Volke entstammte Gesang, ja jede mundartliche Bearbeitung eines und desselben Lieds ist an sich bedeutend und wichtig, wenn man seine besondern Beziehungen zum ganzen Volke oder zu einzelnen Stämmen, zu den verschiedenen Lebensverhältnissen und Ständen, zu bestimmten Zeiten und Begebenheiten und so weiter kennt, was freilich nur von verhältnißmäßig sehr wenigen der Fall ist, von einem größern Theil erst aus Uhlands noch nicht bekannt gewordenen Forschungen erwartet werden darf; doch kann die nähere Betrachtung des einzelnen Lieds nicht die Aufgabe der allgemeinen Literaturgeschichte sein, sie muß dies der besondern Geschichte des Volkslieds überlassen, und sich auf allgemeine Betrachtungen beschränken. Wir haben diese in den einleitenden Bemerkungen in gedrängter Kürze zusammengefaßt, hier theilen wir einige charakteristische Lieder mit, aus denen sich das Wesen des Volkslieds im Allgemeinen und der einzelnen Gattungen insbesondere zur Anschauung bringen läßt. Wir haben darunter solche gewählt, welche zur Zeit, die wir besprechen, große Verbreitung gewonnen hatten, was sich daraus entnehmen läßt, daß sie geistlich umgedichtet wurden, denn sicherlich haben die Dichter, welche Volksgesänge für den kirchlichen Gebrauch oder die religiöse Erbauung nachbildeten, nur solche zu Vorbildern genommen, welche bei dem Volke vorzugsweise beliebt waren. Solcher Art sind das schöne „Mailied" (4), welches Heinrich Knaust mit Bewahrung der drei ersten Strophen und mit genauer Anschließung an die folgenden „christlich verenderte" (S. o. S. 25) und schon vor ihm Johann Walther mit größerer Freiheit bearbeitet hatte; das rührende Abschiedslied „Insbruck! ich muß dich lassen" (5), welches ebenfalls von Knaust und von Johann Hesse umgedichtet wurde; der balladenähnliche Gesang: „Ich stand an einem morgen" (6), von welchem nicht weniger als vier geistliche Nachbildungen bekannt sind, und endlich das Scherz- und Spottgedicht: „Es hatt ein Bawr sein Fraw verlohrn" (13), welches selbst die Umbildung eines älteren, viel gesungenen, in seiner früheren

Form, wie es scheint, nicht mehr vorhandenen Liedes ist („Es hât ein man sin wip verlorn"), da es schon im 15. Jahrh. zum geistlichen Liede umgebildet worden war („Es hât ein mönsch gots huld verlorn"). Zu einer Zeit gedichtet, in welcher das zuchtlose Leben der Geistlichkeit so vielen Anlaß zu lyrischen und epischen Darstellungen gab, hat sich das Lied ohne Zweifel in protestantischen Ländern bis zum Ende des 16. Jahrh. erhalten, ohne jedoch viel von seiner ursprünglichen Gestalt zu verlieren, da auch keine Spur von dem leidenschaftlichen Hasse darin wahrzunehmen ist, der die Reformirten gegen die katholische Geistlichkeit erfüllte. Sind die erwähnten Lieder dadurch wichtig, daß sie viel und weit verbreitet waren, so sind sie zugleich ein Zeichen des im Volke lebenden poetischen Gefühls, denn es kann nur ein Volk, das reinen Sinn für wahre Poesie hat, solche Lieder singen, in welchen sich die Tiefe der Empfindung so klar und mächtig ausspricht. Auch die andern mitgetheilten Gedichte sind Erzeugnisse des unverfälschten poetischen Sinnes, der sich namentlich in der sinnlich anschaulichen Gestaltung kund gibt, welche den Liedern eine beinahe künstlerische Abgeschlossenheit gibt, mögen sie nur, was ein Charakter in den Liedern der Bergvölker ist, in rasch hingeworfener Andeutung bestehen, durch welche die tiefste Glut der Empfindung durchdricht, wie in den „drei Fräulein" (2) und im „Reſſelkranz" (12) oder sich episch erweitern, wie in der „Nachtigall" (1) oder sich dramatisch bewegen, wie im „Rosengarten" (3).

Alle bis jetzt erwähnten Gesänge sind Liebeslieder, welche meistens von ernster und zum Theil tief wehmüthiger Haltung sind; wir haben aber auch einige andre mitgetheilt, um den Umfang des Volksgesangs, wenn auch nicht vollständig, denn hierzu reicht der uns vergönnte Raum nicht, doch in seinen bedeutendsten Verhältnissen zu beschreiben. Das aufgenommene „Trinklied" (11) hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten; andere werden wir später bei Fischart kennen lernen. Das „Jägerlied" (7) und das „Reiterlied" (8) verbinden die allgemeinen Beziehungen von Liebe und Liebesglück mit den besonderen Lebensverhältnissen, welche im 16. Jahrhundert häufig besungen wurden, weil sie eine bedeutsame Stelle im Volksleben einnahmen und der Liebe des Volks zur Natur, zur freien Bewegung und zum Kriegsleben vorzugsweise entsprachen, es von den beschränkten und niederdrückenden Verhältnissen des täglichen Lebens befreiten. Trat in den früheren Volksliedern der Reitersmann allein als der Repräsentant des bewegten und freien Kriegslebens hervor, so stellt sich ihm nunmehr der Landsknecht zur Seite, der eine immer größere Bedeutung gewinnt, die sich auch in zahlreichen Gesängen ausspricht, aus denen wir das „Lied der Landsknechte" (9) und „der Landsknechte Spruch" (10) ausgewählt haben, weil sie das leichtsinnige, ausgelassene Leben derselben in den lebendigsten Zügen darstellen. Wie sehr die Landsknechte der Mittelpunkt der damaligen Kriegesführung waren, und sich auch in ihrer Bedeutung fühlten, zeigt uns endlich das „Lied von der schlacht vor Pauia" (14), welches zwar die großartigen Kriegslieder der vorhergehenden Jahrhunderte nicht erreicht, aber in einzelnen Zügen doch an sie erinnert, und jedenfalls das beste historische Volks- und Kriegslied des Zeitraums ist.

1. Die Nachtigall.

1. Es stet ein lind in jenem tal,
ist oben breit und unten schmal.
2. Ist oben breit und unten schmal,
daranf da sitzt fraw Nachtigal.
3. „Du bist ein kleines waldvögelein,
du fleugst den grünen wald auß und ein.
4. Fraw Nachtigal, du kleines waldvögelein,
ich wolt, du soltst mein bette sein.
5. Ich wolt, du soltst mein bette sein,
und furen zů der herzallerliebsten mein."
6. Frow Nachtigal schwang ir gefider auß,
sie schwang sich für eins goldschmids haus.
7. Da sie kam für des goldschmids haus,
do bot man ir zu trinken herauß.
8. „Ich trink kein bier und auch kein wein,
dann bei guten gesellen frisch und frolich sein.
9. Ach goldschmid, lieber goldschmid mein,
mach mir von gold ein ringelein!
10. Mach mir von gold ein ringelein:
es gehört der herzallerliebsten mein."
11. Und da das ringlein war bereit,
groß arbeit war daran geleit.
12. Fraw Nachtigal schwang ir gefider auf,
sie schwang sich fur eins burgers hauß.
13. Do sie kam für des burgers haus,
da lugt das braun maidlein zům fenster auß.
14. „Gott grüß euch, jungfraw hupsch und fein,
Da schenk ich euch ein ringelein."
15. Was schenkt sie dem knaben wider?
ein busch mit krnnichsfedern.
16. Die federn waren wol bereit,
es sol sie tragen ein stolzer leib.

2. Drei Fräulein.

1. Dort oben auf dem Berge,
da stet ein hebes haus
drein gend alle morgen
drei hürsche frewlein ein.
2. Die erst, die ist mein schwester,
die nnder ist mir gefreundt,
die dritt, die hat kein namen,
die muß mein eigen sein.

3. Rosengarten.

1. „Junkfrewlein, sol ich mit euch gan
in ewern rosengarten?
und da die roten roslein stan,
die feinen und die zarten,
und auch ein bamm, der blüet,
von esten ist er weit,
und auch ein küler brunne,
der auch darunder leit."
2. „In meinen garten kumstu nit
Zů disem morgen frů,
Den gortenschlüßel findstu nit,
er ist verborgen hie,
er leit so wol verschloßen,
er leit in güter hůt,
der knab darf weiter kere,
der mir den garten auf tůt."
3. Ich kam zů ir in garten,
wie manch gůt gsell mer tůt,
do stůnd das selbig junkfrewlein
so gar in güter hůt;
es sang von heller stimmen,
daß in dem garten erschal,
die vögel in den lüften
gabens den widerhal.
4. Ich kam zů ir getretten,
wie manch gůt gsell mer tůt,
ich wolt sie ban gebetten,
ich bot ir meinen grüß;
ich ward zů einem stummen,
vor scham do stůnd ich rot,
bei allen meinen tagen
leid ich nie größer not.
5. „Gůt gsell! dorumb mich betten han,
das kan und mag nit sein,
du wolteſt mir zertretten han
die liebsten blümlein mein:

ſo ker dich wider umbhin,
und gang du wider heim!
du brächteſt doch mich zů ſchanden,
furwar iſt mir nit klein."

6. Ich kert mich wider umbher,
ich gieng bald wider heim,
da ſtünd das ſelbig junkfrewlein
in ſeinem garten allein;
ſie pflanzt ir gelbes hare,
von gold hat es ein farb,
mit irem raten munde
ſie mir den ſegen gab.

4. Mailied.

1. HErzlich tut mich erfrewen
die frölich ſummerzeit,
All mein geblüt vernewen,
der mei vil wolluſt geit;
Die lerch tut ſich erſchwingen
mit irem hellen ſchal,
lieblich die vöglin ſingen,
vorauß die nachtigal.

2. Der kuckuck mit ſeim ſchreien
macht frelich iederman,
Des abends frölich reien
die meidlin wol getan;
Spagieren zu den bennnen
pflegt man in diſer zeit,
all welt ſucht freud und wunne
mit reiſen fern und weit.

3. Es grünet in den welden,
die beume blüen frei,
Die roslein auf den felden
von farben mancherlei;
Ein blümlein ſtet im garten,
das heißt Vergiß nicht mein,
das edle kraut Wegwarten
macht guten augenſchein.

4. Ein kraut wechſt in der awen
mit namen Wolgemut,
Liebt ſer den ſchönen frawen,
darzu holunderblut;
Die weiß und roten raſen
helt man in großer acht,
kan gelt darumb geleſen,
ſchön krenz man darauß macht.

5. Das kraut Je lenger je lieber,
an manchem ende blüt,
Bringt oft ein heimlich fieber,
wer ſich nicht dafur hut;
Ich hab es wol vernammen,
was diſes kraut vermag,
doch kan man dem verkommen:
wer Maßlieb braucht all tag.

6. Des morgens in dem tawe
die meidlin grasen gan,
Gar lieblich ſie anſchawen
die ſchonen blumlin ſtan,
Darauß ſie krenzlin machen
und ſchenkens irem ſchatz,
den ſie freundlich anlachen
und geben im ein ſchmatz.

7. Darumb leb ich den ſummer,
darzu den meien gut,
Der wendt uns allen kummer
und bringt vil freud und mut;
Der zeit wil ich genießen,
Dieweil ich pfennig hab,
und wen es tut verdrießen,
der fall die ſtiegen ab!

5. Insbruck! ich muß dich laßen.

1. Insbruck! ich muß dich laßen,
ich far dahin mein ſtraßen,
in fremde land dahin;
mein freud iſt mir genommen,
die ich nit weiß bekommen,
wo ich im ellend bin.

2. Groß laid muß ich iez tragen,
das ich allein tu klagen
dem liebſten bulen mein;
ach lieb, nun laß mich armen
im herzen dein erbarmen,
daß ich muß dannen ſein!

3. Mein troſt ob allen weiben:
dein tu ich ewig bleiben,
ſtät, trew, der eren frumm;
nun muß dich gott bewaren,
in aller tugend ſparen,
biß daß ich wider kumm!

6. Ich ſtünd an einem morgen.

1. Ich ſtünd an einem morgen
heimlich an einem art,
Da het ich mich verborgen,
ich hart klegliche wert
Von einem frewlein hubſch und fein,
Das ſtünd bei ſeinem bülen,
es müſt geſcheiden ſein.

2. „Herzlieb! ich hab vernummen,
du wöllſt von hinnen ſchier,
Wenn wilt du wider kummen?
das ſalt du ſagen mir."
„Merk, ſelnes lieb, was ich dir ſag!
mein zůkunft tůſt du fragen,
weiß weder ſtund, noch tag."

3. Das frewlein weinet ſere,
ſein herz was unmůts val:
„Nu gib mir weiſ vnd lere,
wie ich mich halten ſal!
Ich ſetz fur dich, was ich vermag,
und wilt du hie beleiben,
verzer dich far und tag!"

4. Der knab, der ſprach auß můte:
„Dein willen ich wol ſpur,
Verzerten wir dein gůte,
ein jar wär bald hinfur;
Dennoch müſt es geſcheiden ſein:
ich wil dich freuntlich bitten,
ſetz deinen willen drein!"

5. Das frewlein, das ſchrei: „Warte!
mort über alles leid!
Mich krenken deine werte,
herzlieb, nit von mir ſcheid!
Fur dich ſo ſetz ich gůt und er,
und ſolt ich mit dir zieben,
kein weg wär mir zů fer."

6. Der knab, der ſprach mit zůchten:
„Mein ſchatz ob allem gut,
ich wil dich freuntlich bitten,
ſchlag ſalchs auß deinem můt!
Gedenk wol an die freunde dein,
die dir keins argen trawen
und teglich bei dir ſein!"

7. Da kert er ir den rucken,
er ſprach nit mer zů ir;
Das frewlein tet ſich ſchmucken
in einen winkel ſchier,
Und weinet, daß es ſchier vergieng.
Das hat ein ſchreiber geſungen,
wies einem frewlein gieng.

7. Jägerlied.

1. Es jagt ein jeger walgemůt,
er jagt auß friſchem freiem můt
wol unter eine grüne linden,
er jagt derſelben tierlein vil
mit ſeinen ſchnellen winden.

2. Er jagt uber berg und tiefe tal
under den ſtauden überal,
ſein hörnlein tat er blaſen;
ſein lieb under einer ſtauden ſaß,
tet auf den jeger leſen.

3. Er ſchweift ſein mantel in das gras,
er bat ſie, daß ſie zů im ſaß,
mit weißen armen umbfangen:
„So gebab dich wol, mein tröſterin!
nach dir ſtet mein verlangen.

4. Hat uns der reif, hat uns der ſchne,
hat uns erfrört den grünen kle,
die blümlein auf der heiden:
wo zwei herzlieb bei einander ſind,
die zwei ſal niemant ſcheiden."

8. Reilerlied.

1. Ich reil einsmals zů Braunſchweig auß,
da ſah ein feins meidlin zům fenſter auß

mit iren braun äuglin klare:
„Ein solchs brauns meidlin muß ich han,
es kost recht, was es wolle!“

2. Sie sah mich aber die achsel an,
sie sprach: „Du bist kein edelman,
du bist nit meines gleichen:
ein edelman, den muß ich han,
ein hüpschen and rin reichen.“

3. „Braans meidlin, laß mir unverschmacht,
ich bin meins gůts ein armer knecht,
ich bin wol deines gleichen:
ein reicher kaufman kan werden arm,
ein armer reuter reiche.“

4. „Gůt gsell! du solt mich recht verstan,
and wie du mich wilt, so solt du mich han.
in einem rosengarten,
da will ich sein die liebste dein
and deiner will ich warten.“

5. Und wann die kleinen waidvögelein singen,
and die bluemlein auß der erden springen,
so frömen sich alle die leut,
so můß ich armes reuterlein
wol uber die heide reiten.

6. Und der uns dieses liedlin sang,
ein freier hofman ist er genant,
er hats so wol gesungen,
er trinkt vil lieber den külen weia,
dann waßer auß dem brunnen.

9. Lied der Landsknechte.

1. Der in krieg wil ziehen,
der sol gerüstet sein;
was sol er mit im füren?
ein schönes frewelein,
ein langen spieß, ein kurtzen degen:
rin herren wöl mir süchen,
der ans gelt und dicheid sol geben.

2. Und geit er uns dann kein gelt nit,
leit uns nit vil daran,
so laasen wir durch die welde,
kein hunger stetzt uns nit an:
der hüner, der gans hab wir so vil,
das waßer auß dem prunnen
trinkt der landsknecht, wenn er wil.

3. Und wird mir dann geschoßen
ein singel von meinem leib,
so darf ichs niemand klagen,
es schadt mir nit ein meit
und nit ein creuz an meinem leib,
das gelt wöl wir vertemmen,
das der Schweizer amb bendschäch geit.

4. Und wirt mir dann geschoßen
ein schenkel von meinem leib,
so tů ichs nacher kriechen,
es schadt mir nit ein meit:
ein hulzene stelzen ist mir gerecht,
ja, e das jar herambe kumt,
gib ichs ein spitelknecht.

5. Gi wird ichs dann erschoßen,
erschoßen auf yeeiter heid,
so tregt man mich auf langen spießen,
ein grab ist mir bereit;
so schlecht man mir den pumerlein pum
der ist mir neunmal lieber,
denn aller pfaffen gepram.

6. Der uns das liedlein newß gesang,
von newem gesungen hat,
das hat getan ein landsknecht:
got geb im ein fein gůt jar!
Er singt uns das, er singt uns mer;
er mäß mir noch wol werden,
der mirs gloch bezalen müß.

10. Der Landsknechte Spruch.

Unser liebe frawe
vom kalten brunnen
beschcr uns armen landsknechten
ein warme sunnen,
daß wir nit erfrieren!
Wol in des wirtes haus
trag wir ein vollen seckel,
and ein lären wider auß.

11. Trinklied.

1. Frisch auf, gut gsell, laß nummer gan!
tummel dich, guts weinlein!
Das gläslein sol nicht stille stan,
tummel dich, tummel dich, guts weinlein!

2. Er setzt das gläslein an den mund,
tummel dich, guts weinlein!
er trunks heraaß biß aaf den grund,
tummel dich, tummel dich, guts weinlein!

3. Er hat sein sachen recht getan,
tummel dich, guts weinlein!
das gläslein sol herummer gan,
tummel dich, tummel dich, guts weinlein!

12. Nesselkranz.

1. „O bauernknecht, laß die röslein stan!
sie sein nit dein!
du tregst noch wol von neßelkraut
rin kreuzelein.“

2. Das neßelkraut ist bitter und saur,
und brennet mich:
verlorn hab ich mein schönes lieb,
das reuwet mich.

3. Es reut mich ser und tut mir
in meinem herzen we:
gesegn dich gott, mein holder hal,
ich sehe dich nimmer me!

13. Es hatt ein Bawr sein Fraw verlohrn.

1. Es hat ein Bawr sein Fraw verlohrn,
er kundt sie nimmer finden,
er klopffet an dem Pfarrhoff an:
„Habt ihr mein Frewlein darinnen?
habt ihr mein Frewlein eingethan,
so last mir sie wider heraaffer gahn:
last auß, last auß,
Ich darff ihr selber im haaß.“

2. Darfst du deins Frewleins selbs im haaß,
das kan ich dir wol glauben,
das sie dir dein Ehr tregt hinauß,
vnd sagt zu andern Frawen
vnnd spricht: Mein man, der ist ein Gauch;
Die ander sagt, vnd meiner aach!
Gelt Pfaff, gelt Pfaff,
wir haben gut Nachbarschafft.

3. Es war wol vmb die Mitternacht,
dz Frewlein kam gegangen:
„Ach Frewlein, liebstes Frewlein mein,
wo bistu so lang gestanden?“
„Ich bin wol in dem Pfarrhoff gweisen,
hat mir der Pfarrherr einen gulden geben:
ist gut, ist gut,
wir haben ein guten Muth.“

4. „Hat dir der Pfaff ein gulden geben,
wamit hast jhn bekommen?“
„Er sagt, ich solt jhm den auffheben;
da solt aach za jm kommen,
er that dir auch einen geben:
nimb du jhn hin,
schadt nicht, schadt nicht,
wer jm den wider gibt.“

5. Das Bewrlein war ein zorniq man,
er thet sein Frewlein schlagen.
„Ach Manne, liebster Manne mein,
jetzt will ich dir wol sagen:
aund wilstu mir den Pfarrhoff wehren,
wer wil vns vnser Kinder ernehrn?
Hör auff, hör auff,
ich lauff dir auß dem Hauß!“

6. „Frewlein, liebes Frewlein!
laufft du mir auß dem Hauß,
so komm mir nimmer drein:
da mußt mir bleiben drauß.
Geh du in Pfarrhoff hinauß,
vnnd leb mit dem Pfaffen im sauß:
lauff hin, lauff hin,
komm mir nit wider herein!“

7. „Ach Manne, liebster Manne mein!
noch eins muß ich dir sagen:
hat vns der Pfarrherr zu gast geladen,
wir dörffens jhm nit abschlagen.
Er setzt vns oben an den Tisch,
er gibt vns Wildpret vnd gut Visch;

ſchenck ein, ſchrnck ein!
Der Pfaff hat guten Wein."

8. „Frewlein, liebes Frewlein!
hat dich der Pfaff zu gaſt geladen,
ſo geh da zu dem Pfaffen hinein,
vnnd iß mit jhm Gut fladen,
vnnd laß mich bleiben in meim Hauß;
ſchlecht er dich dann zur Thür hinauß,
habs auch, habs auch,
ſchilt du mich mehr ein Ganch!"

9. „Ach Herre, liebſter Herre mein,
thut mir ein Gulda leihen!"
„Ach Bewrlein, liebſtes Bewrlein mein,
den kan ich dir wol leihen.
Ich leih dir ein Gulden ein gantzes Jahr;
gibſt mir jhn nit wider,
iſt mir kein ſchad.
Nimm hin, Nimm hin,
gar klein iſt dein gewinn!"

10. „Herre, liebſter Herre mein!
noch eins muß ich euch ſagen:
wann ich euch den Gulden nit wider gib,
dörfft jhr mich nit verklagen.
Verklagt mich nicht vor meinem Heren,
ſchreibts meiner Frawen an die Kerbn,
gar fein, gar fein:
ich ſchick euch mein Frewlein wider herein!"

11. Wer iſt, der vns das Liedlein ſang,
von newem hat geſungen?
Das hat gethan ein junger Pfaff,
ſich habs gar wol vernummen:
er iſt dem Pauren bey der Frawen gelegen
in ſeinem Hauß wal vnder der ſtegen.
Iſt gut, iſt gut,
des Liedleins iſt genug.

14. Ein ſchönes lied
von der ſchlacht vor Pauia geſchehen,
(durch Hanſen von Würtzburg)
in einem newen thonn.

1. Was wöll wir aber heben ann,
ein newes lied zů ſingen
wöll non dem König auß Franckenreych,
Maylandt, das wolt er zwingen:
das gſchach, da mann zelt Tauſent fünff hundeet iar,
im funffundzwaynatzſten iſt's geſchehen,
er zoch da her mit heres krafft,
hatt mancher Lanzknecht geſehen.

2. Er zuq für ein ſtatt, die hayſt Maylandt,
die ſelbig thet er zwingen,
darnach für ein ſtat, die hayſt Pauia,
er maynt, er wolts gewinnen:
darin lag mancher Lanzknecht friſch,
das het der König verſchworen,
er ſprach, ſie ſolten die ſtat auf geben,
ſy wär ſunſt ſchon verloren.

3. Wir hatten kürtzlich einen rhat,
einer fragt den anderen:
„Nun zencht der König nimmer ab?
darnach ſtett ſein verlangen."
Nent ſich ayner mit namen Graff Gytelfritz:
„Die ſtatt wöll wir nicht auffgeben!
wir pawen zway polwerck, die ſein feſt,
es koſt recht leyb vnd leben."

4. Sy ſein mit mancher hand gemacht,
Zway Pollwerck woll erpawen;
wir ligen die winter lange nacht,
zů Pauia auff der mauren,
da wöllen wir warten des külen weyn:
thůt der König die mauren zerprechen,
es kumbt ein Fürſt anß Oſterreych,
den ſchaden würdt er rechen.

5. Wir lagen die winter lange nacht,
vor kelt kundt wir nicht pleyben,
wir kunden nicht erwarten des külen weyn,
gar eylendt thet wir ſchreiben,
vnd ſchriben dem Fürſten auß Oſterreych,
er ſol nicht auß beleyben,
ſol pringenn manchen lanzknecht feiſch,
den König zů vertreyben.

6. Der Fürſt het kurtzlich einen radt
mit ſeynen Fürſten vnd Herrn,
wie pald er nach herr Jörgen ſchrib,
er war jm nicht zů ferre;
Marx Sytich van Emß des ſelbenn geleych,
er rüfft ſy an in treůen,
ſy ſollen jm trewlich beyſtan,
den König zů vertreyben.

7. Sy wurdenn kürtzlich vnderricht,
zů Jnſpruck auff dem tage
würdt manigs fenlinn auf gericht,
jm Teůtſche land hort mans ſagen:
darunder zug mancher Lanzknecht friſch,
thett in ſeynem harnaſch berklingen;
wir zugen all genn Maylandt hin ein:
Gott wöll das vnns gelingen.

8. Als paldt der König das neenam,
thet ſich nit lanng beſtnnen:
wie paldt er die ſtatt zům ſtuem beſchey
er maynt, er wolts gewinnenn.
Darner nerlor er nil manchenn man,
das thet dem König zoren;
er ſprach, ſy ſollenn die ſtatt auff geben,
ſie wer doch ſunſt verloren.

9. Der ſturm hat er fünff gethon,
vnnd hat ſy all verloren;
da zug herr Jörg, Marr Sitig von Emß daher,
die zwen herren auß erkoren.
legten ſich für Pauia in das feld,
Pauia thett ſich des freyen;
der König lag mit heeres krafft dauer:
man kert ſich nit an ſein trewen;

10. Die Lanzknecht machten jhr oenung feſt,
ein ratt, der wardt beſchloſſen,
eyn verloenenn hauffen man machen ſoll,
ein Hauptmann auß geſchoſſen;
hawptman Edel iſt er genannt,
man rüfft jn an mit trewen:
„Nym den verlornen hauffen zů hand,
laß dich dein leben nit rewen!"

11. An ſant Matheys tag, da der tag herbrach,
da fieng wir an zů ziehen;
ich wayß, wie den Sweyzern die ſach gefiel,
ſy begunndten gar pald fliehen:
da zugen wir in Tyrgartenn hin ein,
daenach ſtůndt vnſer verlangen;
ſy hieſſen vns all gut willkummenn ſein
auß Karthaunen vnnd mit Schlangen.

12. Baltetn Kop war auch darpey
mit manchenn gütten Schützen,
darzů mancher frummer Lanzknecht,
nach ehren thet ers nutzenn:
das handgſchütz het er gar bey jm
mit ſampt zwnen knechten:
„Schieſt drein, ſchieſt drein, jr frummen Lanzknecht,
gar ritterlich wöll wir fechten!"

13. Herr Jörg ſchrey Baltein Koppen an,
ſol jm das gſchütz her pringen;
Belte Kop thet wie ein erlich mann,
und ſich nit lang beſynnen:
er füertz daher mit gantzer macht,
gantz woll thett er ſich rüſten;
wir ſchuſſenn all zů halbenn man,
wardt den Franzoſen verdrieſſen.

14. Herr Jörg, ein Edler Ritter feſt,
ſtendt da mit ſeyner helleparten;
er ſprach: „Es kummenn uns fremde geſt,
der ſeldenn wöll wir warten!"
Gegen jm zog der Langemantel da her;
„Heer Jörg, verſich dich ebenn!
Du můſt hie meyn gefangner ſein,
ob du wildt friſten dein leben!"

15. Herr Jörg ſprach: „Můß ich dein gefangner ſein,
oder koſt es mich mein leben,
ſo hab ich getrunckn des külen weyn,
mein leyb will ſich dir nicht auf geben,
ich hab ſo manichenn Lanzknecht friſch,
ſten da in jren balben boſen.
Stecht drein, ſtecht drein, jr frummen lanzknecht,
dz ſend die rechten Franzoſen!"

16. Marr Sitig von Emß gryffs zům erſtenn an
mit ſeinen frummen Lanzknechten;

wan ehr ſtünd ſelber fornen dran,
gar ritterlich thet ehr fechten:
die ſchlacht, die wert ein kleine weyl,
da wordt ſy ſchon verloren,
wurdt manch Frantzoß zů tod geſchlagen,
manch kureſſer nuſſerkoren.

17. Ein graff genandt nuß Teutſchem landt
mit namen der von Salmen,
er griff den könig ſelber an,
die lantzknecht waren zerſpalten;
der Vierrg des ſelbenn gleych;
manch ſper wurdt in der mit zerſpalten,
dn ſtach wir all mit freydrn drein:
der lieb Gott ſol ſein walten!

18. Die ſchlocht werdt anderthalbe ſtundt,
da war ſie ſchonn vergangenn,
wurdt mancher Schweytzer zů tod geſchlagen,
maniger wurt gefongen:
die lantzknecht blibrn da binden ſtnn,
als vill wir mich bedůncken:
die ſumm mann nit erzelen knn,
die im woſſer ſein ertruncken.

19. Schweytzer, du ſcheyſt mir ein dreck nuſſt nuß,
vnd fünffzehen in knebelparte;
ich moyn, wir haben dich bar bezalt
zu Paui jm tiergarten.
Du ſprichſt, ich berům mich eygner ſchand:
das iſt warlich erlogen;
dn haſt dem Frantzoß verloren lent vnd landt,
piſt ſchendtlich von jm gflochen.

20. Du haſt geſchriben in Teutſche landt,
wie du die ſchlacht habeſt gewunnen,
dn habeſt vns von vnſerenn gſchütz geiagt,
weren ſchendtlich darvon entrunnen:
das wöt Got heut noch nimmrr hon,
kein lnntzknecht iſt geflohen;
das dein haſt dn dahinden glan,
da wir zůſamen zogen.

21. Alſo habt jr vernummen woll,
wie es den Schweytzern iſt ergangen;
ſie hetten geſchworen einen ayd,
ſie namenn vnſer kein gefangenn,
ſie rüfften Mario gots můtter an,
das wir jhr theten warten:
ich mayn, wir haben ſie bar bezalt
zů Pauia jm tiergarten.

22. Der vns das liedtein newes ſang,
von newem hat geſungen,
dz hat gethan ein lantzknecht gůt;
den reyen hat er geſprungen:
wan er iſt auf der kirchwey geweſt,
der pfeffer ward verſaltzen,
mann richt jn mit langenn ſpieſſen nnn,
mit hellepnrten gſchmaltzen.
Alleyn Got dir Ger,

II. Didaktiſche Poeſie.

Obgleich die ganze Zeit eine vorzugsweiſe didaktiſche Richtung verfolgte, ſo wurde die didaktiſche Poeſie als ſolche doch nur wenig bearbeitet. Theils zog man es vor, das, was man zu ſagen hatte, durch kleinere in Proſa geſchriebene Flugſchriften unter das Volk zu bringen, da man wohl fühlte, daß die durch Luther gebildete Proſa von größerer Wirkung ſein mußte, als die noch rohe, unbeholfene Sprache der Poeſie, welche mit der Proſa keineswegs gleichen Schritt hielt und von Luthers Einfluß beinahe ganz unberührt geblieben war; theils auch wählte man eine lebendigere Form, als die des rein didaktiſchen Gedichts. So beruht ein großer Theil der Dramen, beſonders derer, welche in die Zeiten der Reformation fallen, beinahe ganz auf didaktiſcher Grundlage; von der Fabel verſteht es ſich beinahe von ſelbſt, und auch die poetiſche Erzählung hat einen faſt ausſchließlich didaktiſchen Charakter. Da jedoch alle dieſe Dichtungen trotz der unverkennbaren Abſicht ihrer Verfaſſer, in ihnen beſtimmte Anſichten und Lehren vorzutragen, formell ganz entſchieden zu dieſer oder jener andern Dichtungsart gehören, ſo dürfen ſie hier nur vorübergehend erwähnt, und können erſt in den nachfolgenden Abſchnitten näher beſprochen werden*). So haben beinahe alle Dichtungen Fiſchart's einen didaktiſchen Zweck, und in ſo fern ließe ſich die größte Anzahl derſelben hieher ziehen; allein ob es ihm gleich vor Allem daran lag, ſeine Gedanken zu entwickeln, ſeine Anſichten zu verbreiten, für die Wahrheit in religiöſen, wie auch in politiſchen Dingen in die Schranken zu treten, und das Unrecht, die Falſchheit und die Heuchelei zu bekämpfen; ob ihm gleich daher die Poeſie allerdings mehr Mittel als Zweck war, ſo hatte ſich ſein Geſchmack und ſein Gefühl für die Form an den großen Muſtern der Alten und Neuern, die er alle gründlich kannte, ſo tüchtig ausgebildet, daß er im Ganzen nur ſelten und mit Ausnahme eines ſeiner früheſten und ſchwächſten, „Nachtraben", nur in kleineren Gedichten eine didaktiſche Haltung bewahrt hat. Ja ſelbſt in dieſen weiß er zugleich das Gemüth des Leſers in ſo hohem Maße in Anſpruch zu nehmen, er weiß ſelbſt ſolche Verhältniſſe, welche zunächſt für den Verſtand beſprochen werden ſollen, zugleich mit ſolchem Glück in das Gebiet der Empfindungen und Gefühle zu bringen, daß wir dieſelben füglich im Abſchnitte der lyriſchen Poeſie beſprechen konnten.

Zieht man nun alle dieſe in den obigen Zeilen beſprochenen, ziemlich zahlreichen Dichtungen ab, ſo bleiben nur wenige hier zu beſprechen übrig, und unter dieſen wenigen iſt nur ein kleiner Theil von Bedeutung. Eigentliche Lehrgedichte von größerem Umfang, wie die der zwei vorhergehenden Perioden finden ſich nicht; die Zeit war zu dergleichen allzu bewegt, es wurden die wichtigſten Verhältniſſe ſo ſehr als Tagesfragen aufgefaßt, daß eine ruhigere Beleuchtung, wie ſie doch ſelbſt im größeren ſatyriſchen Gedicht erforderlich iſt, nicht möglich war. Erſt gegen das Ende des Zeitraums zeigt ſich eine verhältnißmäßig größere Ruhe in den Geiſtern, und ſogleich beginnen die größeren didaktiſchen Gedichte wieder aufzutauchen, welche jedoch meiſt allegoriſches Gewand annehmen, wie die hierhergehörigen Dichtungen Ringwaldts und Andreä's; nur Ringwaldts „lautere Wahrheit" nähert ſich in Geiſt und Darſtellung dem eigentlichen Lehrgedicht. Im Allgemeinen aber erhebt ſich das didaktiſche Gedicht nicht über den Umfang des Lehrſpruchs, der bald eine belehrende, bald eine ſatyriſche Tendenz hatte. Außer Hans Sachs, der auch in dieſer Beziehung, wenn auch nicht an Tiefe und Größe der Gedanken, doch jedenfalls an poetiſcher Auffaſſung die meiſten übrigen Dichter überragt, verdienen nur der früheſte, Hutten, und der letzte, Andreä, nähere Beachtung. Eine ſehr beliebte, und durch die immer größere Entwickelung des Drama's hervorgerufene Form des Lehrgedichtes, das ſogenannte Kampfgeſpräch, fand mehrere Bearbeiter, doch iſt unter dieſen auch nur Hans Sachs beſonders zu erwähnen. Die Satyre wurde allerdings vielfach behandelt; da ſie jedoch namentlich in den erſten Zei-

*) So unzweifelhaft die Fabel ein ganz didaktiſches Ziel hat und namentlich zu jener Zeit hatte, ſo gehört ſie doch formell zur epiſchen Poeſie, da in ihr Begebenheiten berichtet werden, wie in der poetiſchen Erzählung; wir bedauern daher, nicht ſchon auch den Strickr (I. 19.) und Ulrich Boner (I, 225.) zur epiſchen Poeſie gezogen zu haben.

ten der Reformation beinahe ganz perſönlich, wenigſtens gegen beſtimmte Stände und kirchliche Verhältniſſe gerichtet war, ſo wählten die Dichter dafür lieber ſolche Formen der Darſtellung, welche ihnen erlaubten, dieſe perſönlichen Beziehungen ſchroffer hervortreten zu laſſen, und es erſcheinen dieſelben entweder, was am häufigſten der Fall iſt, als Dramen, oder auch als epiſche Gedichte, was insbeſondere, wie ſchon berührt, von mehreren Gedichten Fiſchart's gilt. Als eigentliche Satyre iſt nur der Grobianus von Dedekind (1589 als Paſtor zu Lüneburg geſtorben), zu nennen. Es iſt dieſes Gedicht zwar in lateiniſcher Sprache geſchrieben, allein es fand ſolchen Anklang, daß es bald nach ſeinem Erſcheinen (1549) ins Deutſche überſetzt wurde, zuerſt (1551) von Caſpar Scheldt, deſſen Uebertragung füglich eine ſelbſtſtändige Arbeit genannt werden kann, dann mit Benutzung derſelben von Wendelin Helbach von Mülberg in Thüringen (1567), zuletzt noch im 17. Jahrh. von Wenzel Scherffer. Fügen wir nun noch hinzu, daß am Ende des Zeitraums durch Weckherlin auch die erſten Verſuche gemacht wurden, das Epigramm im Sinne der Griechen und Römer in die deutſche Literatur zu verpflanzen, ſo haben wir in dieſem Ueberblicke der beſondern Gattungen des didaktiſchen Gedichts, welche im vorliegenden Zeitraume behandelt wurden, zugleich auch diejenigen Dichter genannt, welche eine beſondere Beachtung verdienen, und deren Leiſtungen daher im Folgenden näher beſprochen werden ſollen. Unter den übrigen, deren Zahl keineswegs klein iſt, heben wir vorübergehend noch folgende heraus. Johann Freiherr zu Schwartzenberg (1463—1528) dichtete ein gut gemeintes, aber in Rückſicht auf poetiſche Auffaſſung und Darſtellung ungenügendes „Memorial der Tugend", das aus einzelnen, auf Gleichniſſen beruhenden Sprüchen beſteht. Aehnlich, aber jedenfalls viel beſſer iſt des Johannes Mattheſius „Oeconomia oder Bericht, wie ſich ein Hausvater halten ſoll" (1561), ein kleines Gedicht voll guter Lehren, welche zum Theil recht glücklich, in gedrängter Darſtellung und volksthümlicher Sprache mit geſchickter Benutzung bekannter Sprichwörter und ſprichwörtlicher Redensarten ausgedrückt ſind*). Durch Fiſchart's Theilnahme ſind auch Matthias Holzwart's „Emblemata, d. i. Eingeblümte Zierwerk oder Gemälpoeſy" (1581) bekannt geworden, eine Reihe von kleinen Gedichten zur Erklärung von Holzſchnitten, die weder ihrem Inhalt, noch ihrer Form nach über das ganz Mittelmäßige hinausgehen. Keinen größeren Werth hat Nikolaus Schmidt's ſatyriſches Gedicht: „Von den zehn Teuffeln oder Laſtern, damit die böſen vnartigen Weiber beſeſſen ſind" (1568). Wir können uns daher auf die bloße Erwähnung dieſer Dichter und ihrer Werke beſchränken und zur nähern Betrachtung der bedeutenderen Erſcheinungen übergehen.

*) So ſagt er unter Anderm:

„Gerzer nicht mehr, dann du erwirbſt,
Sonſt du in grund gar bald verdirbſt.
Hab acht, wir groß ſey deine deck,
Darnach dich kehr, leg, wend vnd ſtreck
Wer oft begeht Sanct Mertens tag,
Kein Gans noch Henn auffbringen mag.
Leylich hauß, hoff, acker vnd Wieß
Muß in trögel vnd an Bratſpieß."

Ulrich von Hutten.

Aus einem der älteſten Geſchlechter Frankens ſtammend, wurde Ulrich von Hutten am 22. April 1488 auf der Burg Steckelberg geboren. Seine Aeltern, die ihn für das Kloſter beſtimmten, ſchickten ihn als eilfjährigen Knaben in das Stift Fulda, wo er die alten Sprachen lernte, bald aber zur Ueberzeugung gelangte, daß er keinen Beruf zum Mönchsſtande habe. Da weder ſeine noch ſeiner Freunde Bitten den Vater bewegen konnten, ihn aus dem Kloſter zu nehmen, entfloh er 1504, ging, von ſeinem Vater verlaſſen, zuerſt nach Erfurt, dann nach Cöln, wo er mit Wimpheling, Seb. Brant u. a. trefflichen Männern bekannt wurde und 1506 nach Frankfurt a. d. O., wo er die Magiſterwürde erhielt. Er trieb ſich hierauf mehrere Jahre im Norden herum, kam nach großen Gefahren zu Waſſer und zu Lande nach Greifswalde, wo er Anfangs von dem Bürgermeiſter Lötz gaſtfreundlich aufgenommen, dann aber ſchlecht behandelt wurde, ſo daß er ſich gezwungen ſah, zu entfliehen; aber von dem Diener des Bürgermeiſters eingeholt, wurde er von dieſem überfallen, ſeiner Kleider beraubt und mit ſolcher Wuth geſchlagen, daß die Narben der erhaltenen Wunden noch nach zwei Jahren ſichtbar waren. Im ſchrecklichſten Zuſtande kam er 1509 nach Roſtock, wo er die alten Schriftſteller mit Beifall erklärte, und ging darauf Ende 1510 nach Wittenberg, von da in zerriſſenen Kleidern und von Almoſen oder Geſchenken lebend durch Böhmen

und Mähren nach Wien, wo er sich durch sein dichterisches Talent und die Anmuth seines Umgangs viele Freunde erwarb. Doch blieb er auch dort nicht lange; er ging nach Italien, kam 1512 nach Pavia, wo er zuerst von den Franzosen, dann von den Schweizern arge Mißhandlungen zu erdulden hatte und nur mit Mühe entkam. Aller seiner Habseligkeiten beraubt, zwang ihn die Noth als gemeiner Soldat ins kaiserliche Heer zu treten, mit welchem er 1514 wieder nach Deutschland gelangte, wo er bald Gelegenheit fand, die Macht seines Talents zu zeigen. Im J. 1515 wurde nämlich sein Vetter, Hans v. Hutten, vom Herzog Ulrich von Würtemberg ermordet, weil er seine Frau vor dessen Verfolgungen in Schutz genommen hatte. Da ließ Hutten Reden gegen den Mörder erscheinen, welche diesen auf das Vollständigste vernichteten, für ihn aber die glückliche Folge hatten, daß sich sein Vater mit ihm versöhnte. Bald darauf trat er für Reuchlin in die Schranken; die „Briefe der Dunkelmänner", welche zunächst gegen Reuchlins Verfolger, die Mönche in Köln, gerichtet waren, aber zugleich den ganzen Mönchsstand in seiner Sittenlosigkeit, seiner Unwissenheit und seinem Verfolgungsgeiste mit den lebendigsten Farben schilderten, hatten die ungeheuerste Wirkung, so daß die Mönche sich von diesem furchtbaren Schlage nicht wieder erholen konnten. Diese Briefe waren freilich nur zum Theil von Hutten; dagegen ist das beinahe gleichzeitige Gedicht „Der Triumph Reuchlins" sein ausschließliches Eigenthum; er setzte darin mit der ganzen Kraft seines seltenen Talents den Kampf gegen das verderbliche Mönchthum fort, und forderte darin sogar offen zur Vernichtung desselben auf, weil es Religion, Sitten und Wissenschaften zu Grunde gerichtet habe. In dieser Schrift brauchte er zum ersten Male den Spruch: „Alea jacta est" (der Würfel ist geworfen), welchen er selbst später in seinen deutschen Schriften durch den gleichbedeutenden Satz: „Ich habs gewagt!" übersetzte. Im J. 1516 ging er nach Rom, wo ihm der Anblick des üppigen Hofs Leo's X. Stoff zu mehreren trefflichen Gedichten voll Wahrheit und Schärfe gab. Nach Deutschland zurückgekehrt, ward er in Augsburg dem Kaiser Maximilian vorgestellt, der ihn (am 15. Juli 1517) zum Dichter krönte. Im J. 1518 trat er bei dem Erzbischof von Mainz in Dienste, verließ dieselben jedoch schon im folgenden Jahre, um sich nun ganz der Verwirklichung seiner Ideen zu widmen. Er wollte Deutschland vom Römischen Joche befreien, und bei seiner großartigen Weltanschauung sah er ein, daß es sich hiebei nicht bloß um die Mönche, die er fortwährend mit der schärfsten Satyre geißelte, und selbst nicht bloß um das Pabstthum, dem er durch die Herausgabe einer Schrift aus dem 15. Jahrh. an das Leben griff, sondern auch um die Vernichtung des Römischen Rechtes handelte, das schon so viel Unheil über Deutschland gebracht hatte. Luthers erste Schritte würdigte er keiner Beachtung; er hielt das Ganze nur für eine gewöhnliche Mönchszänkerei, so daß er sogar einem Freunde darüber schrieb, es sei gut, wenn sich die Mönche einander zerfleischten, es würde der Sieg über sie dann nur um so leichter werden. Erst als Luther ganz entschieden mit Rom gebrochen hatte, schloß sich Hutten an ihn an und ermahnte ihn zur Ausdauer. Vorher aber ging er noch nach Brüssel, um den jungen Kaiser Karl V. für seine Ansichten zu gewinnen, was ihm freilich nicht gelang; vielmehr mußte er sich in aller Eile entfernen, um sein Leben oder wenigstens seine Freiheit zu retten, denn seine unerbittlichen Feinde, die Mönche, suchten sich seiner durch List oder Gewalt zu bemächtigen. Er begab sich in den Schutz seines Freundes Franz von Sickingen, auf dessen Burg er mehrere Schriften herausgab; auch fing er jetzt an, deutsch zu schreiben (alle seine bisherigen Schriften waren in lateinischer Sprache abgefaßt, die er mit Meisterschaft behandelte), denn wohl sah er ein, daß er sich an das Volk wenden müsse, wenn er seinen Zweck erreichen wolle, da nur bei diesem wahre Aufopferungsfähigkeit zu finden sei. Doch auch den Adel, den er übrigens herzlich verachtete und dessen tiefe Herabwürdigung er in mehreren Stellen seiner Schriften, besonders seiner Briefe mit den glühendsten Farben schilderte, suchte er für seine Sache dadurch zu gewinnen, daß er ihm die heranwachsende Macht der Fürsten und den drohenden Untergang der Freiheit zeigte, und es gelang ihm auch, einen Krieg des Adels gegen die Fürsten zu entflammen, der jedoch bald ein unglückliches Ende nahm, da die Seele der kriegerischen Unternehmung, Franz von Sickingen, am 7. Mai 1523 an einer tödtlichen Wunde starb. Hutten hatte sich schon früher in die Schweiz geflüchtet, weil die Krankheit, die ihm schon einen großen Theil seines Lebens verbittert hatte und an der er bald darauf sterben sollte, ihm nicht erlaubte, am Kampfe persönlich Theil zu nehmen. Von der Geistlichkeit unerbittlich verfolgt, von seinem Freunde Erasmus aus Feigheit verläugnet und verrathen, irrte er von Stadt zu Stadt und fand erst auf der Insel Ufnau im Zürchersee eine Zuflucht, die auch bald seine Ruhestätte wurde: er starb daselbst am 29. Aug. 1525 im 36. Jahre seines Alters.

Ist Hutten in literarischer Beziehung auch ganz vorzüglich durch seine lateinischen Schriften bedeutend geworden, stehen seine deutschen beinahe in jeder Beziehung hinter jenen zurück, und zeigen sie namentlich eine gewisse Unbeholfenheit der Darstellung, während seine lateinischen Werke sich gerade durch ihre unvergleichliche Lebendigkeit auszeichnen; so gebührt ihm doch auch in der Geschichte der deutschen Literatur eine nähere Besprechung, da sein Einfluß auf die Zeit höchst bedeutend war, und seine deutschen Schriften das Gepräge des ursprünglichen freien und entschiedenen Geistes der Reformation an sich tragen, der sich nur zu bald in beschränkt theologische Zänkereien verlor, sich vielleicht aber niemals in diese traurigen Abwege verirrt hätte, wenn der kräftige und klar blickende Mann länger am Leben geblieben wäre, wie man auch wohl mit Sicherheit annehmen darf, daß der Bauernkrieg eine ganz andere Wendung genommen hätte, wenn er, wenn sein Freund Sickingen die geistige und kriegerische Leitung desselben hätten übernehmen können. Denn daß dies geschehen wäre, kann wohl nicht bezweifelt werden, wenn man den Charakter und die Ansichten dieser beiden großen Männer nicht verkennt. Hutten betrachtete die Reformation nicht vom beschränkten theologischen Standpunkte aus, ihm war sie der Kampf um Bildung und Befreiung von jedem verdumpfenden Joch, mochte es in den kirchlichen oder in den Rechtsverhältnissen seinen Grund haben, mochte es durch den Einfluß der römischen Hierarchie oder durch das

verkrüppelte Staatsleben herbeigeführt worden ſein. Er verachtete den Adel, weil derſelbe in Rohheit verſunken war, und doch ſchloß er ſich ihm an, weil er durch ihn die heranwachſende Macht der Fürſten zu vernichten hoffte, in welcher er mit ſicherem Blick den Untergang des Reichs erkannte. Leider bedachte er nicht, daß bloß rohe Kraft ohne moraliſche Tüchtigkeit, ohne andere, als ſelbſtſüchtige Zwecke, nicht fähig iſt, einen Kampf, wie er ihn wollte, ſiegreich durchzuführen. Das Unglück für ihn und Deutſchland war, daß er die unverwüſtliche moraliſche und phyſiſche Kraft des Volks nicht lebendig genug erkannte, wenn er auch eine Ahnung davon hatte; daher unterlag er, ehe das Volk in Bewegung kam, und als dieſes ſich erhob, waren die einzigen Führer, Hutten und Sickingen, nicht mehr, die es zum Siege hätten leiten können.

Von Huttens proſaiſchen Schriften wird ſpäter die Rede ſein; hier haben wir nur ſeine didaktiſchen Gedichte zu erwähnen. Die „Klag über den Luteriſchen Brandt zů Mentz" ſtellt die vom Erzbiſchof zu Mainz befohlene Verbrennung der Lutheriſchen Schriften als eine Verhöhnung der Befehle Gottes, als einen Abfall vom reinen Evangelium dar. Bedeutender iſt die „Clag vnd vormanung gegen dem übermässigen vnchristlichen gewalt des Bapstes zu Rom vnd der vngeistlichen geistlichen", ſchon deshalb, weil er darin offen zum Kampf gegen die Gewalt des römiſchen Hofs auffordert und den Kaiſer, den Adel und die Städte ermahnt, die Waffen zu ergreifen, wenn freundliche Mahnung nicht helfe. Das Gedicht iſt, als ſolches betrachtet, zu gedehnt; Hutten war von ſeinem Gegenſtande ſo mächtig ergriffen, daß er Manches zwei und dreimal wiederholte, weil er glaubte, es nicht oft genug ſagen zu können. Es fehlt daher dem Ganzen an einer rechten Anordnung; aber die einzelnen Stellen ſind lebendig und von überzeugender Wahrheit, beſonders diejenigen, in welchen er von ſeinem Aufenthalt in Rom erzählt, wo er das üppige, unchriſtliche Leben des Papſtes und der Geiſtlichen geſehen, wo er die Ueberzeugung gewonnen habe, daß es dieſen nicht um das Chriſtenthum, ſondern nur um Geld zu thun ſei, das ſie zu ihrem laſterhaften Leben nöthig hätten. Nur aus Furcht, ihre Einnahmsquellen zu verlieren, bekämpften ſie jede beſſere Regung, und weil die Wahrheit nicht auf ihrer Seite ſei, ſuchten ſie dieſelbe durch die grauſamſten Mittel zu unterdrücken. So hätten ſie einſt Huß und Hieronymus verbrannt, und ihn, den Dichter, verfolgten ſie mit Gift und Dolch; allein wenn ihm auch unvermeidlicher Tod drohe, ſo wolle er doch nicht aufhören, die Wahrheit zu verkünden und die Tyrannen zu bekämpfen. Aber, ruft er dann aus, wo iſt der Deutſchen Muth hingekommen? wo iſt ihr alt Gemüth und Sinn, wo ihre Mannheit? Die alten Römer waren wohl tüchtig und werth, über die Welt zu herrſchen, doch wurden ſie von den Deutſchen aus dem Lande vertrieben, weil dieſe keine fremden Herren haben wollten. Jetzt, fährt er fort, haben wir zwar keine tapfern Leute zu fürchten: in Italien lebt ein weibiſch Volk ohne Herz, ohne Tugend, und ohne Muth, das Nichts vom Kriege weiß, bei dem ich nie eine männliche That noch weiſen Rath gefunden habe; dort leben Männer, die nie eine Wunde gewannen, ſie müßten denn von ihren Huren zum Liebeszeichen gebiſſen worden ſein, und von ſolchen Leuten laſſen wir uns beherrſchen! Wenn der Pabſt alle Gebote Gottes verletzt, die er verkündigen ſollte, wenn er nur nach Geld fiſcht, ſtatt nach Seelen, wie können wir ſolche Schmach noch länger tragen? Ich ſage, wir ſollen das Joch abwerfen, es iſt die Zeit hiezu endlich gekommen. Und nun fordert er die Deutſchen auf, ſich zu ermannen und die Tyrannei abzuſchütteln, indem er die hauptſächlichen Klagepunkte gegen Rom kurz wiederholt (ſ. den unten mitgetheilten Abſchnitt).

Als Hutten mit Sickingen die Erhebung des Adels gegen die Fürſten vorbereitete, ließ er „Bei dem Wein aus dem freien Frankenland" ein anderes Gedicht erſcheinen, welches unter dem Titel „Beklagunge der freiſtette deutſcher nation" die Städte aufforderte, mit dem Adel gemeinſchaftliche Sache gegen die Fürſten zu machen, welche die gemeine Freiheit unterdrückten, und die Städte wie den Adel zu vernichten ſuchten. Wir theilen auch deſſen Inhalt in gedrängter Ueberſicht mit, weil ſich Huttens politiſche Anſichten darin klar und entſchieden ausgeſprochen finden. Einheit, ſagt er, iſt das einzige Rettungsmittel; in den vergangenen Zeiten hat ſich ſelbſt der Geringſte an den Kaiſer um Abhülfe wenden können, aber jetzt iſt das ganze deutſche Land verrathen, die Fürſten haben die Macht an ſich geriſſen, und mißbrauchen ſie zur Unterdrückung der Freiheit. Ich weiß, ſagt er, daß man mich noch aus dem Lande verjagt, weil ich Solches nicht verſchweigen kann, „doch iſt es war vnd iſt nit recht, Man wöll denn machen krumb zů ſchlecht Vnd wandeln ſchwartz in weiß geſtalt". Man kann, fährt er fort, nicht mehr zu ſeinem Recht gelangen, denn die Fürſten haben ſich mit beſtechlichen Juriſten umgeben, denen die Leitung der Geſchäfte übertragen iſt. Wer kein Geld hat, erhält Unrecht, und doch wird, um ſie zu unterhalten, Land und Volk ausgeſogen. Der Raub nimmt täglich zu, denn auch die Fürſten haben nie genug, und reißen bald eine Stadt, bald eine Burg an ſich, es iſt bei ihnen weder Glauben noch Treue mehr zu finden. Und verſammeln ſie ſich einmal zur Beſprechung ernſter Dinge, ſo vergeſſen ſie dieſelben, und ſtatt zu berathen, wird gepraßt und der Armen Gut verzehrt. Ihr Geleit iſt eine Schinderei, ſie drücken das Volk mit Zöllen und Mauten, und wer ihren Schutz anſpricht, muß ihn theuer bezahlen. Und ſo viel ſie ſchon verſchlungen haben, ſo ſind ſie doch nicht ſatt, und denken immer auf neuen Raub. Freilich iſt jetzt der Kaiſer abweſend, und nun benutzen ſie die Gelegenheit zu ihrem Vortheil, da ihnen Niemand widerſprechen darf. Ueberhaupt können ſie die Wahrheit nicht leiden; darum verbieten ſie auch Luthers Lehre, als ob ſie ſträflich ſei; ſie wiſſen gar wohl, daß ihre Macht vergehen müßte, wenn Gottes Wort ſiegte. Kein Türke und kein Heide würde dem Volke ſolche unbillige Dinge auferlegen, als die Fürſten thun, drum thut es Noth, das Joch abzuſchütteln und ſich zur gemeinſamen Abwehr zu vereinigen. Nur wenn ſich die Städte mit dem Adel verbinden, ſchließt er, kann man den Fürſten widerſtehen, dem deutſchen Volke helfen und Schaden, Spott und Hohn der Fremden vermeiden, welche ſchon anfangen, von den Deutſchen mit Verachtung zu ſprechen.

Schluß der „Clag vnd Vermanung wider den Gewalt des Bapſts".

Dir Gott allein gehört die Ehr,
dein iſt der gwalt, du biſt der Herr!

Ob einer ſchon ein kronen tregt
nach jhm vil gotheit auch zülegt,
Das mag doch nit abbrechen die.
So mögen auch nit ieren wie,
Die ſtohn bey deinee warheit ſtet,
ob vns der bapſt ſchon gſcholten hett.
Du weißt, das er nit hat die macht
nach der er jtzt vnd teglich tracht;
Ee iſt der kirchen glid, als ich,
vnd ſoll ein brüder nennen ſich,
Dann du gemeiner Vater biſt.
drum er auch Vatee vnſer liſt
Gleich ondern Gheiſten in gemein:
wie kan er dann ſeyn als olleia?
Da Petrus helt die ſchlüſſel hia,
da ſagſt du jhm nach deinem ſin,
Wie ee ſein beüdee halten ſolt,
der ſeiner ler nit folgen wolt:
Dea ſolt ee bey der kirchen gar
verklagen, ihm beweiſen war.
Das iſt geweſt dein höchſter gwalt;
wer hat dem bapſt dann zügeſtalt,
Das er dee kirchen nbeelieg,
nnd wider jhn dörff aiemands krieg,
als ſey ſein ler alls, was ee lieg?
Wie aaber biſchof gwalt er hat,
deim volck jü geben güten rat:
Das iſt dein meynung allzeit gweſt,
wer hören ſich nun weiter leſt.
Dem ſöllen wir nit ghorſam ſeyn,
als weiiet vns die Predigt dein;
Wee nit geb durch dee warheit thür,
hab nit die eechten hieten küe
Vnd ſey ein dieb, als du jhn heiſt.
So nun dee bapſt nach aaderm kreiſt
Vnd ſücht geld, wo ers finden mag,
denkt nit, wos er für bürden teag,
Zü fiſchen nach dee ſelen heil,
nit tragea deine gnaden feil:
Wie können wir dann teidea, das
re ſich erheb in ſolcher maß?
Ich ſag, wie ſöllens gae nit thün,
nad ocht, die zeit ſey rben nun,
Got habs geſpart nuff diſe zeit,
das werd dis nation gefreyt
Vnd gworfea ab das barte joch,
darunter maa beſchwerlich zog.
Jch hoff, küng Carlen geb vns mit,
loß ſelbs ſich vaterdrucken nit,
Daramb ich jm bereit zü güt
kein arbeit ſparen, noch mein blůt,
Vad ruf alle fromme Teutſchen an.
Wolauff, herzü! wer will mit gahn,
Die Ketzerei zü nemen hin,
die treibt der babſt vf ſeinea Gwia:
Dem wellu wie nehmen hochfart ab,
vf das er gůt gewiſſen hab
So bhalten wie bey vns das gelt,
das ſonſt hiacin gen Rom hiafelt,
Vnd wird der chriſtlich glaab gemert,
die newen lügen obgezert.
Wo einee dana ein pfaff will ſeyn,
müß haben nit allein den ſchein,
Mit werckea er auch folgen ſol,
dann wirds erſt ſtehn im glaabea wol.
Hieanmb oll fürſten ich norman
den edlen Gorolum vorea,
das ſie ſich ſollichs nemen an,
Den adel vnd die frommen ſtett:
dann, wem dis nit zü hetzen get,
Der hot nit lieb ſeia vatterlandt,
jm iſt ouch Gott ait recht bekant.
Herzü, jr frommen Teutſchen oll,
mit gottes bilf dee warheit ſchall,
Jr londsknecht vnd je reuter gůt,
vnd all, die haben freyen můt!
Deß aberglonben tilgen wir,
die warheit wider bringea hier;
Vnd dweil das nit mag ſeya in gůt,
ſo müß es koſten obee blůt;
Da nem jm keinee bſchwernis ab,
wie wol ſchs ſelbs geſcheuchet hab,
Hoff zü erfaden ander maß,
Nun aber nit wil helffen das,
So müß man tün, was fügen wil.
Wol auff! es iſt die zeit nad zil!

Wir haben ſchimpffs gehabt genüg,
vad ſehen nun jr liſt end betrug.
Glaub, niemant förder mer ſe ſach.
Aa diſee ſach kein maa verzog!
Ob die ſchea von der Prieſteeſchafft,
die iſt mit heiliger Weih behafft,
Das ſogen werden lange mäe,
die ſol jm keinee machea ſchwer:
Denn Get dein Geiſt leſt hauſſen nit,
Da hat die ſel ein ſolchen ſitt.
Wo aber prieſter leben wol,
da weis man, wie mans halten ſol:
Donn weit iſt Gottes weih von den,
die liegen in der ſunden pón.
Vnd treiben ſchaat vnd vngebäe,
anff frewd vnd wolluſt dencken nur,
Als man die pfaffen leben ſicht,
der keiner ſchier nach eren ſicht;
Die treiben gar nit prieſters ombt.
Doch mein ich ſie nit alleſamt:
Den frommea wellu wie bietea er,
ſie lieben allzeit faſt vnd ſehr.
Die böſea aber, wie ich ſag,
von den ich bie end immee klag,
Die ſol man ſtraffen, des iſt not:
wees thůt, jm wills beloaen Got.
Da ſol kein feommee zweifeln an:
dann ob ait kem mer nutz daruan,
ſo iſts doch recht nnd wol gethaa,
Der bös exempel andern giebt,
das maa den von dea leuten ſchiebt
Vnd tilget ab, auf das ait mee
verfuret werd ein gantzes heer.
Hierumb ich wider expetir,
wer diſen handel treibt mit mir
Jn gleichem Vorſotz vnd gemüet,
mit reinem gwiſſen, aller gůt,
Das kom ein beſſerung daeob,
der wieb Gott zü eim helffee hab.
Deumb ber, jr Teutſchen, nemt ein herz!
Je habt gelitten geoßen ſchmerz,
Das müſſiggengee ſonder zul
in frewden lebten über all,
Die wedee leaten nutz, noch Got:
des leiden andee ormuts not.
So vil dee bettel ordea ſind,
die ſtets aufftreiben gůt geſchwind,
Vnd mert der hauff ſich teglich noch,
iſt widee Chriſtus peedig doch.
Nur einen ordea Got wolt han:
da ſchreibt ſaat Paulus erſtlich von,
Jch mags euch weiſen, das jrs leſt.
Seit bettel orden ſeind geweſt,
So hat es nie geſtanden wol
im glauben, als maa ſehen ſol.
Secht an, was treibeas in der beicht;
deaa wee daſſelbig achtet leicht,
Der hat der ſochen nit verſtand.
ich wil geſchweigea geoſſee ſchand,
Die da geſchieht: ſo ſchwatzens ab
beid weib vnd mannen gůt vnd hab,
Wo dann ein frommer ſterben müß,
ins kloſtee geben iſt ſein büß.
Alſo komt gůt non vns auff die,
die brouchen, was ſie mögea die;
Dns andee auß gen Rom mon tregt.
iſt niemoat hie, dea ſolchs beweegt?
Jſt niemant, der darzü wöll thün?
Wol ouff, jr frommen Teütſchen nun!
Vil harnſch han wie vnd vil pferd,
vil hellebarden vnd auch ſchwert,
Vad ſo bitfft freuntlich manung nit,
ſo wöllen wir die brauchen mit.
Nit fraget weiter ſemands nach·
mit vns iſt Gottes hilff vnd roch,
Wir ſtraffen, die ſeind wider Gott:
wol auff, deezü' es bat nit aet!
Wir habea aller ſachen füg,
gůt vrſoch vnd dee halben gnüg.
Sie haben Gottes wort verkert,
das cheiſtlich volck mit lügea bſchwert:
Die lügen wellu wir tilgen ab,
vff das ein liecht die warheit bab,
Die war verfinſtert vnd verdempfft.
Gott geb jm heil, der bey mir kempfft:
Dos hoff ich, mancher ritter thů,

manch graff, manch edelman dar zů,
Manch bürger, der in ſeiner ſtatt
der ſachen auch beſchwernüs hat,
Wil das ichs nit anheb vnbſunſt.
Wol auff, wir haben Gottes gunſt:
Wer welt in ſolchem bleiben dheim?
Ich habs gewagt: das iſt mein Reim!
Amen!

Hans Sachs.

So wenig Hans Sachs als didaktiſcher Dichter gewöhnlich beachtet wird, ſo ſehr verdient er doch als ſolcher nähere Betrachtung, da ſeine hierhergehörigen Dichtungen nicht nur weitaus zu den beſten der Zeit gehören, ſondern auch an ſich ſowohl durch die Trefflichkeit der darin ausgeſprochenen Geſinnungen, als durch die Mannigfaltigkeit des Inhalts auszuzeichnen ſind. Es gibt beinahe kein Verhältniß des öffentlichen, wie des häuslichen Lebens, keine Seite des menſchlichen Herzens mit ſeinen Hoffnungen und Wünſchen, mit ſeinen Laſtern und Tugenden, die er nicht mit der ihm eigenthümlichen Innigkeit und Treuherzigkeit beſprochen hätte, die ſelbſt dann noch wohlthätig hervortritt, wenn er von den gewöhnlichſten Dingen handelt, wenn er z. B. in dem Spruchgedicht „der ganz haußrat" alle Geräthſchaften aufzählt, die zu einer wohleingerichteten Haushaltung gehören oder in dem „der Hundert Thierlein mit jhrer Art vnd Natur" deren Eigenſchaften darſtellt. Sehr häufig legt er ſeinen didaktiſchen Gedichten Stellen aus dem alten oder neuen Teſtamente, aber auch oft aus den Griechen und Römern zum Grunde, die er theils aus Ueberſetzungen, theils aus einzelnen Auszügen kannte, und man muß über die große Beleſenheit des ſchlichten Mannes erſtaunen, dem Nichts von dem entgangen zu ſein ſcheint, was ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt aus der klaſſiſchen, wie aus der modernen Literatur bekannt gemacht worden war. Auch die Form und die äußere Einkleidung ſeiner didaktiſchen Poeſien iſt ſehr mannigfaltig, denn es hat ein verhältnißmäßig nur kleiner Theil derſelben den Gang und die Haltung der einfachen Spruchgedichte. Zu dieſen gehören namentlich die Darſtellungen der Tugenden und Laſter, wie der verſchiedenen Zuſtände und Verhältniſſe des Lebens, die er nach ihren charakteriſtiſchen Eigenſchaften und ihren Einwirkungen auf den Menſchen ſchildert, wobei er eine tiefe Welt- und Menſchenkenntniß und treffliche Beobachtungsgabe an den Tag legt, und zugleich die edelſten, von wahrer Frömmigkeit beſeelten Geſinnungen entfaltet, die bei all ihrer ſittlichen Strenge doch niemals den Charakter der freundlichſten Humanität verläugnen. Viele ſeiner belehrenden Dichtungen haben eine allegoriſche Einkleidung, welche gewöhnlich nach Art der älteren didaktiſchen Gedichte (I, 685) mit der Schilderung eines Spaziergangs beginnt, der ihn bald in einen kühlen Hain, bald in eine blühende Aue führt, wo ihm entweder irgend eine ſeltſame Erſcheinung, ein Zwerg, ein göttliches Weib begegnet, oder wo er, vom Schlafe überfallen, einen wunderſamen Traum hat. Sehen dieſe Eingänge auch alle einander gleich, ſo wiederholen ſie ſich doch niemals in der Darſtellung des Einzelnen, und man muß ſchon hierin bewundern, welch ein Reichthum in Anſchauungen und Ausdruck dem alten Meiſter zu Gebote ſtand. Aber auch dieſe gleichſam ſtehende Form belebt er durch Mannigfaltigkeit der Entwickelung. Bald führt er uns die verſchiedenen Tugenden vor, die er mit Geſchick perſonificirt, und denen er Klagen über die laſterhafte Welt in den Mund legt, ſo die Keuſchheit, die Zucht, die Freundſchaft, die Nächſtenliebe; oder es ſind Göttinnen, die Muſen, ein Waldbruder, ein Ehrenhold, durch welche er die Klage über die Verdorbenheit der Menſchen ausſprechen läßt. Am häufigſten gibt er aber ſeinen didaktiſchen Gedichten die Form eines Geſprächs zwiſchen entgegengeſetzten menſchlichen Neigungen, Leidenſchaften oder Zuſtänden, weshalb er ſie auch Kampfgeſpräche nennt. Es gehören dieſelben zu den gelungenſten ſeiner didaktiſchen Poeſien; ſie ſind meiſtens in wahrhaft edlem Ton gehalten, haben eine ſeltene Gedankenfülle, und die einleitenden Schilderungen ſind voll maleriſcher Anſchaulichkeit. Unter denſelben zeichnen ſich namentlich die Geſpräche zwiſchen „Kühnheit und Gebuld", „Zorn und Sanftmuth", „Armuth und Reichthum", „Tod und Leben" und ganz beſonders das zwiſchen „Alter und Jugend" aus, das wir nur wegen ſeines zu großen Umfangs nicht aufnehmen. Oft tritt der Dichter ſelbſt als Zwiſchenredner auf, wie in dem unten aus der Leipziger Handſchrift mitgetheilten, bis jetzt noch ungedruckten Gedicht: „Die vnmeſſig Fraw Schalckheit". Eine weitere Lieblingsform des Dichters iſt die Vergleichung, und er iſt darin in der That oft ſehr glücklich: die hiehergehörigen Gedichte ſind bei aller Anſpruchsloſigkeit reich an poetiſchen Anſchauungen und an treffenden Gedanken; auch verlieren ſie ſich ſelten in Weitſchweifigkeit, welche ſeinen meiſten didaktiſchen Poeſien eigenthümlich iſt; zudem ſind die Bilder beinahe ohne Ausnahme gut gewählt und geiſtreich durchgeführt. Zu den beſten gehören die Vergleichungen des menſchlichen Herzens mit einer Mühle, des Lebens mit einem Bretſpiele oder auch mit dem Wein, des Gelzhalſes mit der Otter, eines Tyrannen mit einem Panther, der blinden Weltkinder mit einer Eule, des Buhlers mit dem Pfauen, in welchen allen der Dichter eine außerordentliche Mannigfaltigkeit von poetiſchen Anſchauungen, großen Reichthum an treffenden Gedanken und eine tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens beurkundet.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir alle die Stoffe erwähnen und beſprechen wollten, welche Hans Sachs in ſeinen didaktiſchen Poeſien behandelt hat; denn er hat in ihnen Alles niedergelegt, was er in ſeinem langen Leben erfahren und bei ſeiner lebhaften Empfänglichkeit in ſich aufgenommen hatte; wir begnügen uns daher, nur einige Seiten vorzugsweiſe hervorzuheben, und übergehen z. B., ſo trefflich ſie auch ſind, die zahlreichen Gedichte, in welchen er das häusliche und eheliche Leben, die Männer und die Frauen nach ihren hervorragenden Eigenſchaften u. ſ. w. ſchildert. Bei ſeiner innigen Frömmigkeit war ihm die Religion eine wahre Herzensſache und viele ſeiner Dichtungen ſind ihr gewidmet. Wir haben ſchon geſagt, daß er den lebhafteſten Antheil an der Reformation nahm; ſchon im J. 1522 veröffentlichte er ein Gedicht, welches großen Anklang fand, und nicht wenig zur Verbreitung der neuen Lehre beitrug. Es iſt dies „die Wittenbergiſch Nachtigall, die man jetzt höret vberall". Von dem falſchen Mondſchein geblendet, dies iſt der kurze Inhalt des langen Gedichts, hat ſich eine Heerde (die chriſtliche Gemeinde) von dem Hirten und der guten Weide in eine Wüſte verirrt, wo ſie unter reißende Thiere geräth. Viele

Schaafe werden von ihnen, beſonders von dem Löwen (Pabſt Leo) zerriſſen, und die Heerde verzweifelt ſchon an jeder Rettung, als plötzlich eine wonniglſche Nachtigall (Luther) ihre liebltche Stimme erhebt und die, welche ihr nachfolgen, auf etne ſchöne, dtumige Aue geleitet, wo die Sonne hell ſcheint und die Quellen fließen. Da ſucht der Löwe vergeblich die Nachtigall zu erwürgen; die Waldeſel, Schweine, Katzen und Fröſche erheben vergebtich lautes Geheul, ihren ſüßen Geſang zu übertäuben: „aber ihr heuten iſt alles fel. Die nachtigall ſingt jhn ze hell Vnd thut ſie all ernieder legen"; ketnes von den Schaafen, welche die ſchöne Weide betreten, läßt ſich verleiten, in die mit Unkraut bedeckte, von Otterngezücht und reißenden Thieren bewohnte Wüſte zurückzukehren. Nach dieſer Einleitung folgt eine lange Auseinanderſetzung derjenigen Glaubensſätze und äußeren Verhältniſſe in der katholiſchen Kirche, welche beſonders von Luther und ſeinen Anhängern bekämpft wurden, und das Ganze ſchließt mit der Aufforderung, des Pabſtes Wüſte zu verlaſſen und ſich wieder dem guten Hirten Jeſus Chriſtus zuzuwenden. Dem reinen und unverfälſchten Sinn des Dichters waren aber auch die nachfolgenden unter den Proteſtanten ausgebrochenen Streitigkeiten ein Gräuel; es ſchmerzte ihn, daß die kaum erkämpfte Wahrheit wieder verdunkelt werden ſollte, und er ſprach ſeinen gerechten Zorn darüber in mehreren bemerkenswerthen Gedichten aus, ſo im „Evangelium", wo er den Fürſten und Gewalthabern geradezu vorwirft, daß ſie die neue Lehre nur aus Eigennutz angenommen hätten, und in der „gemartert Theologie", in welcher er die verſchiedenen Parteien unter den Proteſtanten anklagt, daß ſie nicht nach der Wahrheit ſtredten, ſondern nur mit tadelnswerther Selbſtſucht und Rechthaberei daran dächten, ihre Anſichten geltend zu machen, weshalb ſie die Bibel nicht nach ihrem einfachen, klaren Sinn erklärten, ſondern deren Worte verdrehten, um ihre eigenen Meinungen darin zu finden.

Mit eben derſelben Entſchiedenheit ſpricht ſich Hans Sachs in einer Reihe von Gedichten über das Verderben der Zeit aus; und er wendet ſich hiebei nicht bloß an die Bürger und Bauern, er wagt es auch, die Fürſten und den Adel ihrer Tyrannei und Raubſucht anzuklagen; ſo in allgemeinen Zügen in der ſchon erwähnten „Fraw Schalckheit" (1), noch eindringlicher im „Eigennutz" und im „Ktagend Ehrenhold über Fürſten und Adel" (2). Der Dichter findet in einem Wald den Ehrenhold traurig ſitzen; es iſt ihm „ein ſtarck eyſerin magenſchloß" durch den Mund geſchlagen, denn man wolle, ſagt er dem Dichter, die Wahrheit nicht mehr hören, zu deren Verkünder ihn Kart der Große eingeſetzt habe. So lang er ſein Amt habe verwalten dürfen, da hätten Könige, Fürſten und Adel aus Furcht vor Entehrung tugendhaft und züchtig gelebt, jetzt aber ſei bei allen das größte Verderben entgeriſſen, das er nun in ſeiner ganzen Gräßlichkeit ſchildert.

Hatte aber des Dichters Stimme bei dem Volke Gehör gefunden, als er ſie für die neue Lehre erhob, ſo blieb ſie dagegen von Fürſten und Adel, ſo wie von den kirchlichen Parteien unbeachtet; die Nachwelt aber freut ſich des trefflichen Mannes, deſſen ſchönes Tatent durch den Adet und die Hochherzigkeit der Geſinnung verherrlicht wird. Zu den beſten Gedichten, in welchen er das Verderben der Zeit im Allgemeinen ſchildert, gehört das „Von dem Teuffel, dem die Höll will zu eng werden". Der Dichter erzählt, er ſei einſt dem Teufel begegnet, welcher ihn gefragt habe, wo er die beſten Werkleute finden könne; die Hölle ſei zu eng geworden, ſo groß ſei jetzt das Gedräng der Seelen. Da erſchrickt der Dichter darüber und ſucht den Teufel von ſeinem Vorſatz abzudringen, indem er behauptet, jener ſei falſch berichtet, denn ſeit Chriſtus auf die Welt gekommen, ſeien die Menſchen fromm und tugendhaft geworden, Pabſt und Biſchöfe, fährt er fort, ſind demüthig, kümmern ſich weder um Reichthum, noch um weltliche Dinge, ſtudiren Tag und Nacht, leben keuſch und ſind ohne Falſch und Heuchelei. Die Könige und Fürſten ſind mitde Herrſcher, ſie beſchützen die Unterdrückten, handhaben die Gerechtigkeit, halten Friede und Ordnung, daß Niemand des Geleites mehr bedarf, und dulden keine Schmeichler. In derſelben Weiſe lobt er nun den Adel, die Städte und die einzetnen Stände; überhaupt, ſagt er, ſind alle Menſchen fromm, redlich, keuſch, verträglich, und du brauchſt deine Hölle nicht größer zu machen, da du für die Türken und Heiden genug Platz darin haſt. Der Teufel aber ſah den Dichter mit witdem Blicke an und wollte ihn ſchon ergreifen, um thn für ſeine Lügen zu beſtrafen; doch ließ er auf ſeine Bitten von ihm ab. Wenn du mir, ſagte er, zehn fromme Männer herbeiſchaffen kannſt, die dies Alles beſchwören, was du behauptet haſt, ſo ſollſt du frei ſein, wo nicht, will ich dich mit ihnen in die Hölle führen. Nun ſuche ich ſeit zehn Jahren, ſchließt der Dichter, aber Niemand will für mich zeugen, und ſo habe ich auf den jüngſten Tag appellirt, wo wir, nicht wegen unſerer Frömmigkeit, ſondern durch Chriſti Gnade die Hölle überwinden werden.

1. Die vnmelſtig Feaw Schalckheit.

[E]ins tags vrrgangen in dem Sumer,
Als in dem teutſchlant Angſt vnd Kumer
Faſt auf acht jar bei than reſiern,
Ging in vnmůt aus ſpaciern,
Die weil es ſich zw keid vnd rw
Doch gar nirgent welt ſchicken zw,
Was man dar zwiſchen handeln thet
Doch über all kain würckung het,
Solch vngelück zw unterſten,
Sam welt es als zw trümern gen,
Stelt es ſich im lant vbeeal.
In den gedancken ich zwmal
Ging im wald zw der puechen klingen,
Vnd höret zw dee Fogel Singen,
Vnd alſo langſam Füs vm Füs
Kam von dem weg in ain wiltnus
Fer hin hinter an wrg vnd ſas
In ain Tal, das verwachſen was
Mit paimen, heck, dicken geſtrows
Daein das wild bet ſein gehawß.
Als ich bin ging in dem gedrecht,
In ein Geſtendig ich auffrecht
Ein weibs pild ſitzen auf aim Stain
Sam mat rnd můd, einig allain
Vnd mit ſchwals vberal perunen:
Ir anntlitz leuchtet, wie die Sunen.
Holtſelig, ſams Fraw Venus wer.
Als ich drat aber neher dee,
Sas ſie in ainem gulden ſtück,
Vnd het zwen Flugel in dem rück
Aller Ding wie ein Fledermaus;
Vnden bet ſie ein ſchwanz hinaus
Eben gleich einem lintwurm:
Den verpaegs mit beſſlichem fürm.
Ich erſchrack in dem beezen mein,
Dacht doch, das weib iſt die merfein,
Fraw Melufina, die greffin zart,
Welche alſo verfüechet wart,

Das ſie ir lebenlang allein
Můs alſo in der wiltnus ſein.
Der Dichter:
Ich faſt ain hertz vnd drat hin zw
Vnd ſprach: Ich peſchwer dich, das dw
Mir die anzeigeſt, wer dw ſeiſt
Ein warer menich oder ain geiſt,
Auch was dein thun vnd laſſen ſey.
Frawe ſchalckheit:
Fraw Schalckheit antwort wider frey:
Ich wil mich hie dir gar nit nennen,
Du ſolt mich billig ſelb wol kennen.
Die weil mich kung, fürſten vnd Hern
Mich als ein göttin than verern:
Der gleich in Stetten Dentſcher lant
Bin allen Stenden wol pekant,
Pey den ich teglich hab mein wandel,
Mein geſchefft vnd Gmſigen handel,
Das nichs ſo elain wirt aufgericht,
Das man mich darzw prawchet nicht.
Der Dichter:
Ich ſprach: Haſtw ſa vil zw than
On Vnterſchaid pey ieberman,
Wie kanſtw den vberall ſein?
Fraw ſchalckheit:
Sie ſprach: Siehſt nit die Flügel mein?
Darmit ſchwing ich mich hin und wieder
Zw allen Stenden auf vnd nieder
Zů da, den dort, das in meim ambt
Werd nichs verwarloſt vnd verſambt,
Suader als penlich aufgericht.
Der Dichtre:
Ich ſnqt: O welſt verhalten nicht
Mir, wns ſey dein Erlicher wandel,
Weil dw muſt ſein in allem handel.
Dw wirſt vileicht ſein die fraw glück,
Die bilfflich iſt in allem ſtück
Baide oder vnt eetheuren,
Pey wem ſie iſt mit gnaden wonen.
Biſt fraw glück, ſo gieb dich ze kennen.
Feaw ſchalckheit:
Sie ſprach: Ich wil mich die nit nennen:
Darumb los ab von deiner frag.
Der Dichter:
Ich ſprach: So zit ich aber, ſag,
Dw piſt vileicht Minerva weit,
Ein getin der edlen weisheit,
Die hilft erhalten alle ſtent,
Vornus die heben regiment.
Biſtw die, ſo zuig dich mie nn,
Dir gepurlich Er zw than,
Der dw wol wirdig piſt auf eed.
Fraw ſchalckheit:
Schalckheit ſprach: Laß mich unpeſchwerd
Weiter nach meim namen zw fragen.
Der Dichter:
Ich ſprach: So pit ich, thw mir ſagen,
Was iſt dein nmbt pey menſchling gſchlecht:
Aus dem wirt leichtlich aufgeſpecht
Dein nam, nach welchem mich thůt dürſten
Fraw ſchalckheit.
Schalckheit ſprach: Pey herren vnd Fürſten
Bin gwencklich ich auf reichſtegen,
Pey den puntnüſen vnd verteegen,
Der gleich in handlung vnd ratſchlegen,
Dn thw ich mich gewaltig regen.
Der kaines wirt verprucht an mich.
Der Dichtee.
Ich ſprach: Der gar keines frag ich,
Sunder was ſey dein würcklich dat?
Feaw Schalckheit:
Fraw Schalckheit ſpeach: Wo in dem rat
Etwas wirt vorgenmn die Zeit
Zw handlen nach gerechtikeit
Zw nütz und wolfare deutſchem lnnt
Trewlich vnd mit hohem veeſtant.
Vnd wen man es gleich wil peſchlieſſen.
So thw ich riegel unterſchieſen,
Das ſolichs nit von Staten ge
Vnd pleibt den bangen gleich wie G.
Vnd wo man ſchon peſchlieſſen thůt
Gemninem Nutz zv welfart vnd gůt,
Sa richt ich doch nn frw vnd ſpat,
Das mans nit angrenft in der thnt.
Suander pleibt nur in worten bangen,
Wies her ein lange Zeit iſt gangen.
Schaw das knn pey den Fürſten ich.
Der Dichter:
Haimlich det ich das Creuh vnr mich
Vnd dacht: Gwis wirſt der Dewffel ſein;
Doch wil ich pas forſchen allein,
Sprach: Was thůſt pey den Fürſten mer
Fraw ſchalckheit:
Feaw ſchalckheit ſprach: Ich hilff in ſer,
Das ſie hoffhalten gros vnd prechtig,
Sam ſein ſie gwaltig, reich vnd mechtig,
Darzw ich ſie pereden kan,
Weil ich mein nütz nuch hab darfan,
Auch ſehr günſtige hereen hab.
Der Dichter:
Ich ſprach: Durch pracht nembt nber ab
Die herſchaft an gůt vnd reichthum.
Fraw ſchalckheit:
Schalckheit ſprach: Zv hilff ich in kum
Durch die Finnnzer, die ſa ſchwind
Durch mich nnch ab gerichtet ſind:
Die machen gelt durch vil nnf ſey,
Das man das lnnt aufawg vnd ſchey
Darmit ſie gelt zw wegen pringen.
Der Dichter:
Ich ſprach: Wens aber nit kan erſchwingen,
Die lantſchafft nicht mer zw geben hetten?
Fraw ſchalckheit:
Fraw ſchalckheit ſprach: Pey den reichſteten
Entlehens pey den purgern gelt
Auf verſchreibung der pfant gemelt!
Da hilff den ſteten ich on rů
Das ſie ins ſalz geben darzu.
Vnd ſtoln in den gaul gar hech.
Oft zalen ſie doch ſelb das glech,
Das in der hauptſam wiet nit vil;
Wan ich kumb zwiſchen kugl vnd zil,
Nicht etwnn ainen lermen an,
Das es vber die ſtet thut gan;
Wan ich pered die Füeſten ſchlecht,
Was ſie nur thun, ſey alles recht
Dacumb habn mich die Fürſten holt.
Der Dichter:
Ich ſprach: Ains ich geen wiſſen wolt:
Was thůſtw zr hoff pey dem adel?
Fraw ſchalckheit:
Fraw ſchalckheit ſprach: Wen ſie auch Zadel
Haben an gelt, ſo thw ichs leren,
Das ſie ſich in dem ſtegraiff nerrn,
Vnd rais důn auf der ſtras.
Der Dichter:
Ich ſprach: Das ſtück ereter mir pas,
Wan ich hab es noch nit vernumen.
Fraw ſchalckheit:
Sie ſprach: Dw piſt gen hoff nie kumen,
So dw nit waiſt, was dieſes ſey.
Im Stegraiff nern, daiſt raubered,
Wegn auf hawen, kaufflemt fangen
Solchs als helff ich haimlich erlangen
Vnd mus als auf laugen geſchehen,
Die Fürſten den durch die Finger ſehen.
Alſo helt ich ob in mein haat,
Das es pleibt vageſtraft im lant.
Schaw ſolchs ich pey dem adl nufricht.
Der Dichter:
Ich ſprach: Ich pit, verhalt mir nicht,
Thw mir aufs elerlichſt auch pedewten,
Was thůſt zw hoff pey den amptleuten,
Am beſgbeicht vnd in der Canzley,
Pey Gaſtnern, Böcken und auch pey
Kechen vnd kellneen hin vnd wider?
Fenw ſchalckheit:
Sie ſprach: Ich richt an, das ain ider
Haimlich auf ſeinen hauffen ſchart,
Seim nmpt mit augendinſt aufwart.
Das er münez in leim Seckel hab,
Vnd neme haimlich ſcheuck vnd gab.
Wer dn wol ſchmirt, dee ſelb fert wol.
Wirt gleich des Füeſten kaſt nit vol,
Da fragrn die nmpt lent nicht nnch.
Der Dichter:
Ich lachet des vnd wider ſprach:
Wns iſt in ſteten den dein prauch?

Fraw schalckheit:
Fraw schalckheit sprach: Da thw ich auch
In Stetten, was ich zv hoff hab thon.
Die reichen parger eicht ich en
Auf wücher vnd auf den kerkauff,
Auf Schwind, Finanez der kaaflewt hauff,
Auf all vorteil den hantwercks man,
Die pawen ich auch abrichten kan
Auf allen velpischen peschies.

Der Dichter:
Ich sprach: Sag mir auch nu verdris,
Pist auch pey gaistlichen vnd glerten?

Fraw schalckheit:
Fraw schalckheit sprach: Der verkerten
Hab ich auch vil vnter meim Fnnen:
Ein ander schmehen vnd verpannen,
Die pösen die frumen vertreiben,
Das sie pey gwalt vnd gütern pleiben,
Hilff auch den auf der Frumen seiten,
Das sie wider einander freiten
Mit gar vnötigem gezencke
Durch spitzfund vnd neidige rencke,
Süchen ir nutz vnd rum nit mer
Den gottes herren lab vnd Er.
Also ich pey fuestlichem stant,
Purgern vnd pauren auf dem laat,
Sambt pey den glerten vnmessig pin.
Jez mus ich daher, den vorthin:
Des hab ich mich auf diesen morgen
An dieses wüste art verpargen,
Da ich ein weng aakruen mus,
Wan ich pin müd, nit wol zu süs,
Weil ich iez pis in die acht sar
Gehabt hab wenig rw furwar:
Man hat gar ser gepeauchet mich.

Der Dichter:
Ich sprach: Wer pist dw? nenn doch dich?

Fraw Schalckheit:
Schalckheit sprach: Schweig mir dieser pit!

Der Dichter:
Ich sprach: Weil dw dich nenneſt nit,
So denck ich in dem herezen mein
Dw müst der dewfel selbert sein,
Oder aufs wenigst sein gespenst.

Fraw Schalckheit:
Mich wundert, das dw mich nit kenst,
Sprach sie, das ain gwis zeichen ist,
Das dw nit vil pey lewten pist.
Dw solst zwar sunst in der nehen
Von mir gehört habn oder gsehen.
Sprach, hastw gehört zu kainer Zeit
Pey den lewten von fraw Schalkeit?
Die selb Fraw Schalckheit ich gleich pin.

Der Dichter:
Ich sprach: Dw arge dewfelin
Pistw Fraw Schalckheit, ey thw dich schamen.
Netten verheltstw deinen Namen
Vnd verbest dich mit schönem glanez
Vnd verpirgst dein scherlichen Flavanez,
Darmit dw hast all stent vergift,
So vil vneaz in teutschlant gstift,
Verderbt al stent vnd erlich Handel;
Dw pist des schnöden Vnglücks Draadel!
Nur immer weck vnd mit dir hin!

Fraw Schalckheit:
Sie sprach: Mir felt gleich in den Sin,
Etlich Fürsten sint peyeinander
Auf einee taglaistung alsander:
On zweiffel die pedürffen mein.
Pey den mus ich in retten sein,
Auf das ich in da helff erdichten,
Ein newes vnglück anzwrichten;
Den nsrt ich pas sein angenem,
Den so ein Engel zw in kem.
Waa ich kan ire Dück gar fein
Verpergen mit aim güten schein,
Als sey es alles wolgethan.
Als so hilff ich den purgersman
Blenden durch meine hinterück.
Mit dem erschütt sie auf dem eück
Ihr Flügel vnd auf die Füs sprang,
Vnd sich sitlich gar hoch auffschwang
Aus dieser diessen waldes grüft;
Gar hoch auf in die clare lüft
Vber all panme hoch vnd laag,
Went sich hin gegen Nidergang:
Wa sie hin kam, das wais ich nicht.

Der Dichter peschlewst:
Ich stund, nam daraus den pericht,
Weil Fraw Schalckheit ist so gewaltig
In allen stenden manigfaltig,
So ist nit muglich, das auf Erd
Feid, rw vnd alle wolfart werd,
Snander nur krieg vnd tyranney,
Land fried prechen vnd placerey,
Im Wücher liegen vnd peteiegen,
Gleich sam in ainem kercker liegen,
So lang, pis wir von Sunden rüe
Zw got vns keren vnd thun püs,
Das got den selb Fraw schalckheit füren,
Vnd darmit als vnglück abfüren —
Als die wurzel als vngemachs:
Gat geb, das pald gescheh, wunscht Hans Sachs.

2. Der klagend Ehrenhald vber Fürsten vnd Adel.

EIns abends nach eim meyen regn
Hett ich spatzierens mich verwegn,
Deß meyen wunne an zuschawen;
In Felden, wälden, berg vnd awen
Fand ich es alles frech vnd geön,
Wohl schmeckend, lieblich, zurt vnd schön.
Wie wol hat Gott all ding ordnieet!
Dacht ich, also ich vmb reset,
Mit wunnigklicher frewd erhabn,
Biß ich kam in den endten grabn:
Ich glaub, das es Gott also schickt.
Weyt abwegs ich im holtz erblickt
Ein mann in einem bereids kleyd,
Sitzend in grossem hertzenleyd;
Hett sein kopff in der einen hand.
Den meinen ganz ich zu ihm wend:
Es war ein herrliche person.
Ich grüsset ihn vnd sprach ihn an,
Warumb er alsa trawrig wer?
„Es bringt die zeit (so antwort er),
Das ich kan nimmer frölich sein."
„Auß weß vrsach, O Heere mein?"
Sprach ich. Erst thet er zu der stund
Sein hand vnd ermel von dem mund,
Tardurch war ihm geschlagen geaß
Ein stuck eysterin magenschloß.
Er sprach: „Schaw ja, das jrrt mich alten,
Mein hoch ampt fürbaß zuuerwalten."
Ich fragt, was sein ampt wee geweseu?
Da sprach er: „Hast du nicht gelesen
Ein büchlein, welches Eneas
Silaius lengst zu schreiben was
An Herrn Johann Hinderpach
Auß alter schrifft, darin er sprach:
Herolden haben jhrn anfang
Von Dionisia gar lang,
Dem tyrannen, der vberwand
Indian vnd das griechisch land;
Wolt auch bezwingen weyter länder.
Nun hett er etlich alte mändee
In der zahl seiner ritterschafft
Vermüdet aller sterck vnd kraafft,
Die batten hult seinen genaden,
Deß kriegs sie weitter zu entladen;
Also sagt er ihn freyheit zu,
Sprach: Ja, nun solt jhr haben ruh
Vnd besitzen Indier land
Vnd solt sein Heroes genannt.
Das soll forthin sein ewer ampt,
Das jhe dem gmein nutz nichts verjambt;
Die guten solt jhr lobn vnd preyen,
Den aegen schad vnd schand beweyen,
Wo jhr vmbzieht in landen fern,
Sollen euch Köng, Fürsten vnd Herrn
Kleinot, schenck vnd hofflewder gebn,
Euch bekösten und herrlich lebn,
Ehelich halten an allen orten
Vnd glauben geben ewern worten.
Vberall sollt jhr sicher sein:
Wer euch beleydigt, greß vnd klein,
Wie hohes stands er sey auff erden,
Soll mit dem schwert geeichtet werden.
Macht ein auß ihn, dieß Sparebam,
König vber gantz Indiam,

Deß königkliche mayeſtat
Regieren ſolt nach jhrem ruth;
Der gab in jhr proviſion,
Vnd wenn er würd mit tod abgohn,
Solt man ein andern König wehln
Auß dieſen Heroes erzehln.
So regierten ins zwölfft geſchlecht
Die Heroes gut vnd gerecht.
Nach dem als Hercules der jung
Gar nah die gantze welt bezwung,
Das reich Heroum auch bezwang,
Jhr ſitten, ordnung vnd anfang
Vernam, jhr gut regiment ehrlich,
Gab er jhn viel als ritter herrlich
Zu jhres reichs vnd ſtandes mehrung,
Sein leiblich tochter zu verehrung
Gab er zum weib eim Heroum,
Genannt Jheoos, trew vnd frumb,
Ließ ſie bliben in jhr regierung.
Vnd hernach als in gubernierung
Alexander der groß erobert,
Schier alle reich der welt erkobert,
Ließ künff alte ritter hundert
Bey den Heroes außgeſundert,
Mehrt jhn jhr freyheit, ſchenck und ſold,
Gab jhn gewalt, zu tragen gold,
Purpur vnd königkliche wat.
Als auch Julius Ceſar hat
Der Hrroes ſitten erfurn,
Hat er ſeiner ritter von jaen
Vieln der Heroes freyheit gebn,
Alſo gleichmeſſig jhn zu lebn.
Der kamen viel in Galliam,
Beitnaiern, Italiam
Dergleich in Germanien. So
Find man bey Carolo Magno,
Dem Keyſer, das er ſeiner zeit
Viel nite ritter hat beſeelt,
Sprach: Jhr ſolt fürbaß ſein erwehlt
Heroes vnd auch zugezelt
Drr König vnd fürſten regiment,
Richter deß Adels ſein genennt,
Zu ſtraffen all jhr miſſethat,
Fürſten vnd König geben ruth
Zu handhaltung deß gmeynen nutz,
Wittwen vnd wayſen halten ſchutz;
Beyn Fürſten habt jhr ſpeyß vnd ſold.
Ob euch jemand verachten wolt,
Der ſoll ehelich gehalten werden;
Vnd wer euch antaſt mit geferdrn,
Derſelbig ſich verſchuldet hat
Mit peen verletzter Mayeſtat.
Doch halt euch ehrlich allezeit,
Das jhr ſelber vnſträflich ſeit.
Schaw, alſo haſt in kürtz vernommen
Der Heroes nites herkommen,
Dir man ſetzt Ehrenholden nennt
Darumb, daß ſie liebhaber ſend
Der ehen, zucht, ſitten vnd tugend,
Die von anfang das nmpt auch teugend,
Zu loben, preiſen vnd zu ziern
Vnd die wappen zu plaſemiern
Der frommen Fürſten und dem adel.
Wo ſie aber funden ein tadel,
Das einer wer an ehrn rüchtig,
Ein rauber oder kirchenbrüchtig,
Ein Keyſerlich mandat verachter,
Ein fridbrecher oder mannſchlachter,
Ein jungfrawſchwechr oder ehbrecher,
Ein wuchrer, wechßler, gorgelſtecher,
Ein ſtelbrecher und meyneydiger,
Ein witwen vnd wayſen beleydiger,
Ein feldflüchtiger oder verräbter,
Ohn urſach ein krirgiſcher thäter,
Ein auffiatzmacher ohn erbarmen,
Ein ſchinder, ſchaber ſeiner armen,
Vnd andee beegetrich mißhandel,
Vnehrlich adelichem wandel,
Wo ſolche vnthat ruchbar würn,
Daß es die Ehrenhold eeſüen,
Sies offentlich ſtraffien vnd rügten,
Auch in offnem ihnenier verfügten,
Solche zuſchlagen auß dem ſchenncken.
Auch wn ſie zu hof affn und tennckn,
Strafftens dir Heroli mit dem ſitten,
Die tiſchtücher vor jhn zerſchnitten:
Da wurd keiner perſon verſchont,
Dem Fürſten gleich dem adel glont.
Da thet adel, König vnd Fürſten
Nach ingrnd, zucht und ehren düeſtrn,
Hielten in allen dingen maß:
Da ſtunds in aller welt viel buß.
Gut ſicher ſtraß vnd weng auffſtey;
Die Fürſten ſammelten groſſe ſchätz,
Hielten ring hof, deßgleich der adel:
Ihr land war nit in ſolchem zadel.
Schaw aber jetzt Fürſtrn vnd Heern,
Den adel auch in nah und freen,
Leyder ſchiee in gantz teutſchem land,
Wie jeglicher den ſeinen ſtand
Helt mit ſo hohem pomp vnd pracht
Mit allen dingen vber macht,
Das jhr auffhebens nit eeemag:
Derhalb ſichſt du, wie ſie all tag
Beeſetzn, verpfenden vnd verkauffn
Stätt, dörffer, ſchlöſſer, märck mit haufn,
Der kunffhändel ſie ſich annemen,
Deß wuchers ſie ſich auch nit ſchemen.
Im ganzen land all ding wirdt thewer
Duech zol, maut, auffſatz, zinß vnd ſtewer:
So außſaugens das blut der armen,
Witwen und wayſen ohn erbaemen,
Gir mit dem wild thun viel zu leyd
An rubrn, kraut, allem getreyd,
Dergleich mit plackerey vnd rauben,
Halten ſchier weder trew noch glauben.
Offe nimbt einer fech zu einer ſtatt
Ohn urſach, das kein grund nit hat,
Suchen urſach auß allen ecken,
Ihr etwan viel gelt abzuſchrecken,
Schermen ſich weder liſt noch lügrn,
Einander böſe ſtück zufügen
Die Fürſten ſelb und ſind blutgirig,
Vber einander ſelb ſehr ſchwirig;
Viel böſe practie für erdichten,
Selb vber einander anrichten,
Deß iſt groß krieg zu fürchten teglich.
Solch zwiſpan iſt gar vnd fürträglich
Dem turcken, der ohn widerſtand
Wohl zwingen mag das teutſche land.
Ihr durwiß, ehbroch, jungfraw ſchenden,
Ihr zutrincken, den wein verſchwenden,
Ihr ſpielen, fluchen und gottsleſtern,
Das als bent mehr zu nimbt, dann geſtern;
Den armen haltens kleinen ſchutz.
Deß felt zu grund gemeiner nutz,
Wie das haſt in experienz.
Derhalb nagt mich der conſeienz,
Daß ich den vnleidlichen tadel
Beyde, an fürſten vnd am adel,
Nit ſcharpff und hefftig ſtraffen ſol,
Wie meinem ampt gepuret wol."
Ich ſprach: „Waenmb thut jrs dann nit?"
Er antwortet: „Des wolt der ritt!
Sichſt nit vor meinem mund das groß
Starck, vngewinlich eyſern ſchloß,
Das fürſtn vnd adl mir hat fürgeſchlagn,
Die laſter jhn nit mehr zu ſagn?
Schwig nit ich, würd mit hunden zuletzt
Von fürſtenhöfen außgehetzt.
Ihr weltn ſoll ich böen und ſehen,
Verbeiſſen, nrrtrucken, nichtſen ſehen,
Weder verman, ſtraffen, noch ſchrecken,
Sonder ſolchs beiſſen ſchutzn vnd decken,
Als recht vertevdigen vnd billigen.
Darein kan ich gar nicht nerwilligen;
Hab ehr den fürſtenhof nerlaſſen."
Ich ſprnch: „Mein Heer, nembt ewer ſtraffen
Mit mir zunechſt hin in die ſtutt!"
Er ſpeach: „Ich folg nit deinem ruht:
Solt ich jhn auch jhr laſter ſagen,
Sie würn mir noch ein ſchloß füeſchlagen.
Ich weiß aber noch etlich fürſten
Vnd adel, die nach ehren dürſten,
Die trewlich jhren underthonen
Helffen ſchützen vnd auch nerſchonen,
Vnd halten nnch gut regiment,
Haben gut nicht auff alle ſtänd,
Vnd ſchawen nnch nuff ſheen adel,
Daß re ſich halt züchtig ohn tadel,
Das wol nnſteht jhrn Fürſtling gnadn.
Zu den bin ich vorlengſt gelarn.

Bey den wil ich forthin mit ehrn
Mein zeit biß auf mein end verzehen."

Der Beschluß.

Vrlaub nam ich vnd von jhm schidt
Wo er hin kam, das weiß ich nit,
Vnd gedacht mir, o lieber Gott,
Wie wer der ehrnhold erst so not,
Adel vnd Fürsten zu reformiern,
Jn rechtigkeit zu orniern,
Die land vnd leut verderben schier,
Ich glaub, es seind die wilden thier,
Von den schreibet Ezechiel,
Die Gott trewt dem volck Jsrael
Zu einer straff ihr schwer sund,
Weil Esaias auch verkünd,
Wo das Volk sey in sundenleben,
Thu jhn Gott böß oberkeit geben,
Tem volck zu straffen vbel regierer,
Wütrichen vnd tyranniserer,
Die dort doch wider werden plagt,
Wie vns das buch der weißheit sagt:
Die gwaltign lewn gwaltig pein.
Ach Jesu Christ, schaw selber drein!
Du bist allein der gut erhirt,
Der sanfftmütig hüt vnd regiert;
Du bist der recht herzog deß lebens,
Der vns auffnimmet gar vergebens,
Ohn stewr, zol, maut, gült vnd zinß
Durch dein selbs leyden vnd verdinst.
Dein fürstenthumb du selber tregst,
Vnd vns ein sanftes joch aufflegst
Durch tauffe vnd des glaubens krafft
Jn dein englische bürgerschafft,
Jn das himlisch Jerusalem.
Dahin helff vns allen, nach dem
Leben, da ewig frewd vns wachs
Jn dein leyseelhumb, wünscht Hanns Sachs.

Caspar Scheidt.

Wo und wann Caspar Scheidt geboren ward, ist unbekannt; und von seinen Lebensverhältnissen wissen wir nur, daß er als Lehrer in Worms lebte und daselbst im J. 1565 mit Weib und Kind an der Pest starb. Er war, und dies stellt uns ihn noch näher, als es durch seine eigenen Arbeiten der Fall wäre, der Lehrer des berühmteren Fischart, auf dessen Entwickelung er nicht geringen Einfluß gehabt zu haben scheint. Vielleicht legte er den Grund zu dessen Vorliebe für deutsche Sprache und Literatur, so wie er auch wohl sein Talent für humoristische Darstellung geweckt oder wenigstens genährt haben mag, für welche er selbst Sinn und Talent hatte, wie seine Uebersetzung des lateinischen „Grobianus" von Dedekind hinlänglich kund gibt, und wie auch daraus hervorgeht, daß er die Absicht hatte, den Eulenspiegel in deutsche Reime zu bringen, woran er wahrscheinlich durch überhäufte Geschäfte abgehalten wurde, so daß er seinen Schüler Fischart zur Bearbeitung des beliebten Volksbuchs veranlaßte (s. u.) Sein „Grobianus" ist jedoch mehr eine Bearbeitung, als eine bloße Uebersetzung; er erweiterte das Gedicht an vielen Stellen, fügte Vieles von dem Seinigen hinzu, und zwar mit solchem Glück, daß Dedekind diese Zusätze bei der neuen Ausgabe seines Gedichtes benutzte; er scheint unter Anderm die Geschichten und Anekdoten, welche sich im Buche vorfinden, hinzugefügt zu haben (bestimmt können wir es nicht behaupten, da uns das lateinische Original nicht zu Gebote steht), so z. B. die gut erzählte Anekdote von den zwei Küchenjungen, welche einen Ferkel am Spieße abnagen, während Koch und Prior in der Messe sind, und die andere von dem Knäblein, welches in der Schule niemals A sagen wollte, weil es dann auch B und C und alle übrigen Buchstaben sagen müßte. Bei dieser selbstständigen Behandlung des Vorbilds dürfen wir wohl das deutsche Gedicht als das volle Eigenthum Scheidts ansehen, mit eben so viel Recht wenigstens, als den dörfischen Dichtern die Bearbeitungen französischer Gedichte zugeschrieben werden. Was er damit für eine Absicht hatte, sagt er ausdrücklich in der gereimten Vorrede: „Das Buch zum Leser." Es sei eine alte hervorgebrachte Sitte, das Gebotene zu unterlassen, dagegen das Verbotene zu thun. Seit Salomon und Plato seien viele schöne Bücher geschrieben worden, in denen ein züchtiges Leben gelehrt würde, aber die Leute thäten immer nur das Widerspiel; so wolle er denn die Sache umkehren und zeigen, wie man grob und unfläthig leben solle, er wolle das Laster loben, Zucht, Scham und Tugend schelten, vielleicht würde man dann auch das Gegentheil thun, daher es auf dem Titelblatt unter dem Holzschnitt heißt: „Liß wol diß büchlin offt vnd vil Vnd thů allzeit das widerspil." Und in dem „Beschluß" heißt es, er habe das wüste Leben geschildert und scherzweise gelehrt, wie man sich grob und unfläthig betragen solle, damit die „Grobianer", deren Zahl gar groß sei („dann grobheit ist in allem stand Nur all zu vil in Teutschem land") sich in dem Bilde erkennen und sich bessern möchten. Die Ironie ist durch das Gedicht mit Geschick durchgeführt; nur ist das Ganze zu breit gehalten, als daß die Wirkung nachhalten könnte, die in den ersten Kapiteln nicht zu verkennen ist, und vielleicht hat Scheidt auch deshalb das dritte Buch, welches Dedekind später hinzufügte, in die späteren Ausgaben seiner Bearbeitung nicht aufgenommen. In der gut erdachten und eben so gut ausgeführten Einleitung ruft er den Sylvanus zur Hülfe in seinem Unternehmen herbei und forbert ihn auf, den Bachus und die Satyren, aber auch den Pfaffen von Kalenberg, den Marcolf und den Eulenspiegel mitzubringen und was sonst für grobe Gesellen ihm zur Arbeit helfen könnten. Die vortreffliche Sippschaft läßt nicht lange auf sich warten; der Dichter geht freudig an das Geschäft; Bachus soll ihm das Dintenhorn halten; die groben Federn sind geschnitten, Sylvanus soll ihm einflüstern, auf daß er nur Wahres schreibe, doch will er zuerst noch eine Bratwurst essen und „einen guten Suff" thun, um sich würdig vorzubereiten. Das erste Buch schildert, wie ein junger Mensch, welcher Diener eines Herrn ist, sich „grobianisch" benehmen solle, im zweiten Buch wird sodann gelehrt, wie er sein Betragen einzurichten habe, wenn er selbst Herr geworden sei. Es bleibt kein Verhältniß unberührt, für welches der junge „Grobianer" nicht eine Lehre erhielte; es wird ihm nach einander vorgetragen, wie er sich beim Aufstehen und Niederlegen, am Tisch und im Bett, in Gesellschaft und auf der Straße benehmen müsse, und dies wird Alles in den passendsten, d. h. in den gröbsten und oft unflätdigsten Ausdrücken darstellt, die freilich alle dem wüsten Leben der verwilderten Volksklassen entnommen sind, wie die in dem Gedichte geschilderten Sitten bei Landsknechten und Vagabunden aller Art, auch wohl bei dem rohen Gesindel der größeren Städte angetroffen werden mochten. Es wäre überflüssig, in das Einzelne einzugehen; der hier unten mitgetheilte Abschnitt (aus dem wir jedoch eine gar zu anstößige Stelle ausgelassen haben), wird unsern Lesern ein hinlängliches Bild von der Haltung des Ganzen geben.

Das erſt Capitel, von auffſtehen, anziehen, langem Hare vnd geelen Zeuen.

HJe lern ein jeder ſchüler mein,
Der niemandts wil geborſam ſein,
Noch thun, was man ja weiß vnd ſag;
Hierzu er bald ergreiffen mag
Was jm zu grobheit auch gebriſt,
So er ein wenig fleiſſig iſt.
Erſtlich ſol dir zun oberen gehn,
Wann du des morgens auff will ſtehn,
Das doch gar ſelten ſol geſchehen,
Eh du den Tiſch gedeckt magſt ſehen:
Den ältern wünſch kein guten tag.
Der wunſch ſie doch nichts helffen mag,
Bad ſpar dein wort auch grobem ſitt,
Blaß denn das kraut vnd maß darmit.
Das hembd thu an vnd lauff darvon,
Das du nit muſt am kalten ſtein,
Nim flugs die kleider on den arm,
Lauff in die ſtuben alſo warm,
Vnd zeuch dich bey dem offen an,
Da dir die kelt nicht ſchaden kan.
Laß dich nicht hindern, ob dabey
Jungfrawen oder weiber ley,
Vnd mach dein Badenrecht für dich.
Laß jemandt das verdrieſſen ſich,
So ſprich: Wer mich nit gern die ſicht.
Der geh hinauß vnd jer mich nicht.

— — — — — —

Kein Gürtel bind ait vmb die Lenden,
Man möcht dies ſonſt zur hoffart wenden,
Das Har ſtret nit, hüt dich bey leib.
Har auff ſapflantzen zimpt eim Weib
Ein Mannsbild ſol ſich nit auffbutzen,
Als ſich die jungen Büler mutzen.
Dir aber iſts ein Hoffzucht zwar,
Wenn dir vol Federn haugt das Har;
Daraaß kan jedermaan erwegen,
Das du nit ſeiſt im ſtro gelegen.
Das Har laß alzeit wachſen lang,
Das es dir auf die achſſeln hang:
Obs ſchon dem Scheren nicht gefell,
Es iſt dir gut für Wintees kelt.
Die alten trugen auch vor zeitten
Lang Har, wie das die Bücher deuten,
Jn laugen Haren hettens ehr.
Jetz acht man keiner einfalt mehr,
Auch zimpt es deinen ſitten nicht,
Jn waſchen Hend vnd Angeſicht,
Denn deiner grobheit wol anſtat,
So beides hengt vol Wuſt vnd kat.
Laß waſchen, wem es wol gefelt;
Acht nicht, wie ſich ein ander ſtelt;
Wer valuſt hat an deiner weiß,
Der gehe vom Tiſch, ſach ander ſpeiß.
Spricht jemandt zu dir: „Wäſch die Zeen!“
So ſprich: „Was thut es dich angehn?
Mit kaltem waſſer iß nit gſundt,
Ja wäſchen deine Zeen vnd Mundt,
Was haſt an meinen Zeenen ſeel?
Jſt denn nicht auch der Saffran geel?
Die Farb hat auch das köſtlich Golt,
Dem jetzund ſind all Menſchen holt,
Das köſtlichſt vnder allen Metallen:
Deamb laß dir die geeln Zeen gefallen.“

Bartholomäus Ringwaldt.

Jm J. 1530 zu Frankfurt an der Oder geboren, trat Bartholomäus Ringwaldt ſchon 1557 in ein geiſtliches Amt, und wurde 1567 nach Langfeld in der Neumark berufen, wo er bis zu ſeinem Tode verblieb, der wahrſcheinlich im J. 1598 erfolgte. Er war zweimal verheirathet; nachdem ſeine erſte Frau geſtorben und er eine Zeitlang Wittwer geblieben war, heirathete er noch im 62. Jahre ein junges Mädchen, an deſſen Seite er ſehr glücklich gelebt zu haben ſcheint, da er noch in ſeinen letzten Lebensjahren große Heiterkeit des Gemüths zeigte, die ſich mit ſeiner ernſten Weltanſicht zu lebensvoller und liebenswürdiger Einheit verſchmolz. Wir haben ihn ſchon als lyriſchen Dichter kennen lernen (ſ. o. S. 31); aber obgleich ſeine Kirchenlieder lange in hohem Anſehen ſtanden, ſo iſt er doch vorzugsweiſe durch ſeine didaktiſchen Dichtungen berühmt geworden, welche zwar keineswegs von großem ſchaffendem Talente zeugen, aber eine reiche Fülle von Beobachtungen und frommen, durch ihre ſittliche Reinheit erfreulichen Beobachtungen über die damalige Zeit enthalten. Dies gilt insbeſondere von ſeinem berühmteſten und wirklich auch bedeutendſten Gedichte, das zuerſt im J. 1585 erſchien: es iſt „Die lauter Warheit, darinnen angezeiget, wie ſich ein Weltlicher vnd Geiſtlicher Kriegs-Mann in ſeinem Beruff verhalten ſoll.“ Das Ganze, namentlich die erſte Hälfte hat eine allegoriſche Einkleidung, indem der Dichter zuerſt die Eigenſchaften eines guten Kriegsmanns nach einander aufzählt und dieſen eine „Application“ auf das Leben eines Chriſten hinzufügt. So ſchildert er die mannigfaltigen Lebensverhältniſſe, Beziehungen und Zuſtände des damaligen Lebens, meiſtens freilich von ihrer Schattenſeite, um daran Warnungen, Ermahnungen und Belehrungen anzuknüpfen. Die Welt, ſagt er in der gereimten Einleitung, ſei von vielfältigen Plagen heimgeſucht, es geſchähen viele Wunder und Zeichen, die uns zur Tugend aufforderten und ſogar den jüngſten Tag verkündigten, deſſen Erſcheinen er übrigens ſelbſt auf das J. 1684 angeſetzt hatte; deshalb habe er ein „ſein Gedicht“ verfaßt, darin er Jedermann zur Buße ermahne und einem Jeden „ſein Beſcheidt“ gebe, wie er ſein Leben vorſichtig zubringen ſoll, „Auff daß er komm zur Himmels Ruh Vnd nicht mit der verſtockten Schar Zum Teuffel in die Helle fahr“. Sein ſcharfer Blick zeigte ihm, daß die traurigen Zuſtände, in welchen ſich das Volk zu ſeiner Zeit befand, ihren Grund nicht bloß in der Verdorbenheit der Einzelnen, ſondern ganz vorzüglich in den unglücklichen Verhältniſſen des Reiche habe, weshalb er denn auch deſſen Zuſtand beklagt, gegen den Verfall der geſellſchaftlichen Ordnung und beſonders gegen die verderbliche Uneinigkeit in Deutſchland eifert, welche das ganze Reich zerrütten (1). Ueberall iſt er ernſt, wahrheitsliebend und freiſinnig, er ſchont keines Alters und keines Standes, weshalb er ſich auch viele Feinde zuzog: ſelbſt ſeine eignen Standesgenoſſen müſſen wegen ihrer Streitigkeiten und ihres geiſtlichen Hochmuths manche bittere Wahrheit hören. Doch weiß er auch die ſchöneren Seiten des Lebens anmuthig zu ſchildern, und ſeine Darſtellungen häuslicher Verhältniſſe zeugen von einem Gemüth, welches das einfache häusliche Leben mit ſeinem Segen zu ſchätzen wußte. Wie ſehr Ringwaldt mit ſeiner „lauteren Warheit“ dem Bedürfniſſe ſeiner Zeit entſprach, wird ſchon daraus erſichtlich, daß bis 1644 nicht weniger als 13 Auflagen (zum Theil Nachdrücke) erſchienen und noch Moſcherosch ſie in ſeinen „Geſichten“ häufig anführte.

So praktiſch, und wenn wir uns eines trivialen Ausdruckes bedienen dürfen, ſo hausbacken die „lauter Warheit“ iſt, ſo ſeltſam iſt dagegen die „Chriſtliche Warnung des trewen Eckarts, darinnen die gelegenheit des Himmels vnd der Hellen, ſampt dem Zuſtande aller Gottſeligen vnd Verdampten begriffen“ u. ſ. w. Wie Dante, den er jedoch wohl nicht gekannt, jedenfalls nicht benutzt hat, ſchildert uns Ringwaldt den Himmel und die

Hölle in einer Vision des treuen Eckart, und zwar mit einer Ausführlichkeit und Genauigkeit, die bis in das Einzelnste geht, ohne daß jedoch große Erfindungsgabe oder schaffende Phantasie darin zu bemerken wäre; es sind vielmehr nur die seit Jahrhunderten verbreiteten Bilder, welche man von dem Himmel und der Hölle hatte, wiederholt und weitschweifig ausgeführt. Die Schilderung der Hölle ist, wie bei Dante, bedeutender, als die Darstellung des Himmels, weil sie ihm Gelegenheit gibt, die Laster und Sünden der Welt darzustellen, so daß der „Eckart" in dieser Beziehung als eine Fortsetzung der „lautern Warheit" erscheint. Die Verdammten, welche der treue Eckart sieht, erheben bei seinem Anblicke herzzerreißende Klagen, in denen sie über ihre Sünden jammern, und so werden wie im „Innsbrucker Osterspiel" (1, 717) die verschiedensten Stände vorgeführt, Wucherer, Junker, Fürsten, Räthe, Hofprediger, Juristen, putz- und gefallsüchtige Frauen (2), Bauern u. s. w. Gerade diese Stellen sind die besten, denn der Dichter befindet sich wieder in seinem wahren Element; er schildert dann aus eigener Beobachtung, vielleicht auch mit Benutzung früherer Dichter, namentlich Sebastian Brandts, den er ohne Zweifel gekannt hat.

Außer diesen beiden größeren Dichtungen hat Ringwaldt noch eine (unbedeutende) „Vergleichung des heiligen Ehestands mit der Dreifaltigkeit" und mehrere andre Gelegenheitsgedichte auf Hochzeiten seiner Freunde geschrieben, welche alle von seinem heiteren frischen Geiste ein schönes Zeugniß geben, aber von keinem dichterischen Werthe sind. Von seinen dramatischen Poesien wird weiter unten die Rede sein.

1. Aus „der lauter Warheit".

(Des Reichs Uneinigkeit.)

O edler Fried, du höchstes Gut,
Wol dem, der bey dir wohnen thut,
Vnd söhlich vnder deinem Zelt
Sich mit den seinen auffenthelt.
Weh aber dem, der allda sitzt
Im Krieg, daß jhm die Seele schwitzt,
Wo Bruder Veit mit seiner Ruht
Ankommen vnd regieren thut.
Darumb jhr Teutschen vnuerzagt,
Euch wie die Christen wol vertragt,
Auff daß jhr nicht durch ewern Streit
Selbs Vrsach ewers Vnfals sein.
Dann wann jhr euch mit vielem schlagen
Welt selber aus dem Lande jagen,
Die Vesten hin und her zerbrechen,
Vnd euch wie Vieh zu Boden stechen,
Dazu die Rüstung sampt den Spießen
Verderben vnd all Kraut verschiessen,
Wie wolt jhr dann im Vnger-Land
Dem Türcken thun ein Widerstand,
Wenn er mit seinen Säblen schwer
Käm wider euch gezogen her?
Walt Gott, daß alles Kraut vnd Kolb,
So in dem Reich ohn sonder Noth
Sampt manchen dapffern Krieges-Mann
In zwantzig Jahren ist verthan,
Nach Osen hinn mit starcker Hand
Wer wider vnsern Feind gewand;
So glaub ich, daß man hett mit Feomm
Constantinopel eingenomm.
Aber es ist, Gott sey's geklagt,
Allein nur an die Freund gewagt,
Da die Gliedmassen hochgesessen
Die Kleinen haben auffgefressen,
Dardurch der Leib, das Römisch Reich,
Wird in die Länq gar matt vnd bleich,
Sich wider die wild reissig Bärn
Von Jsmael mit Kraft zu wehrn.
O frommer Gott, wie ist doch heut,
Im Reich so gar kein Einigkeit,
In allen Ständen hin vnd her:
Sie blicken alle in die Oner.
Ein jeder zu dem seinen sicht,
Getrawet seinem Nachbaurn nicht,
Besorgt, daß er jhm Spott beweiß
Vnd einen lamen Bessen reiß,
Vnd ob sie wol einander schreibn,
Wie Brüder fest beysam zu bleibn,
Vnd das mit Worten hart verschrencken,
Doch innerlich viel anders dencken.
Dann Ehr und Trew zu vnser Frist
Bey jederman gefallen ist,
Wie mancher Mann in seinem Orden
Mit Schaden des ist wahr giworden.
Warlich wenn man dem Türcken sagt,
Wie jhr euch selbst zu Boden schlagt,
Vnd also vbel Ärger macht,
So sitzt der dicke Schelm und lacht,
Vnd deuckt also: Das ist für mich!
Nun hab ich einen freyen Stich
Wider die Christen, weil sie sich
Selber verderben jämmerlich;
Vnd wann der Pfuhu abgericht
Sein wol gelegne Zeit ersicht,
So kompt er trötzlich in das Feld
Mit seinen Gulen vngezehlt,
Vnd bent mit vielem Spott alldar
Dem alt berümpten Adler klar
Sampt seinen Falcken wolgethan
Vmb Land vnd Leut zu kempffen an.
Wenn jhr euch dann, als wie die Raben,
Selbst kurtz zuvor gebissen haben,
Das Geld verschustert, Kraut verschossen,
Vnd ewer Brüder Blut vergossen,
So wird der Adler neben euch
Sampt allem Volck im gantzen Reich
Besorgen müssen groß Gefahr,
Dafür vns Gottes Sohn bewahr.
Darumb jhr Brüder allzugleich,
Die jhr noch liebt daß Römisch Reich,
Seyd einig, wie die Christen Leut,
Vermeidet die jnhaimisch Streit,
Auff daß jhr euch nach einem Geist
Der brüderlichen Eintracht fleist,
Vnd braucht nur ewern Helm vnd Schild,
Wanns wider Türck vnd Heyden gilt.
So wird das gantze Land gemehrt,
Dazu Gott vnd das Reich geehrt.
Du sihest, wie groß, HErr JEsu Christ,
Der Lerm in allen Landen ist,
Vnd jedermann in Dorff vnd Stadt
Sein Todt-Feind an der Seiten hat.
Dazu die Lieb bey Jung und Alt
Jst wie ein hartes Eyß erkalt,
Vnd keine Besserung auf der Erd
Zu hoffen, biß ein Ende werd.

2. Aus der „Warnung des trewen Eckart".

Der Jungfrau Klage.

— O du verfluchte Pracht,
Du hast mich in die Noth gebracht,
Sampt dunkel Gut, dem losen Hund,
Der mich mit Hoffahrt hat verwundt.
Jch hatt kein Gottes-Furcht bei mir,
Befleißt mich aller newn Manier,
Veracht die andern hin vnd her,
Vnd meint, daß ich die Schönst wer.
Jch trug ein toppelweit Gekrös,
War schnapfisch und auch ziemlich bös,
Gab keinem recht noch gut Beschid,
Wenn er nicht hat ein Lundisch Kleid.
Jch schafft mir Springer, güldne Haubn,
Gezogne Berten, Marder, Schaubn,
Vnd seidne Jopen, schön beschnürt,
Obs meinem Stand wol nicht gebührt.
Wann ich zur Kirche solte gehn,
So must ich für dem Spiegel stehn,
Vnd zu dem Schmuck zwey Stunden han
Als zög ich einen Harnisch an.
Vnd wann ich dann in meinem Schmuck
Mit einer Magd zur Kirchen ging,
Taselbest, wie man pflegt, zu beten,
So hätt ich nicht ein Gy zertreten,
So gar verzumpffen lonz ich thun
In meinen schmalgeschnürten Schuhn,
Die ich mir hatt zu meiner Straffn

Nach Art der Edlen machen laſſn.
Vnd wann ich da hineinen kam,
Das Büchlein für die Naſe nahm,
Daß man vermeint, ich läſe was,
So dacht ich heimlich dieß vnd das.
Jn ich thät ouch gar offt vnd dick
Fein auff der Seit ein lieben Blick,
Zu ſchawen, ob nicht der vnd der
Mir im Geſicht entgegen wär.
Erſah ich was, ſo ſchmitzelt ich,
Gedachte offtmals wunderlich,
Erſeufzet auch darneben tief,
Vnd in der Predigt leicht entſchlief.
Jn Hochzeitehren hielt ich mich
Für allen Leuten prächtiglich.
Mit ſchöner Kleidung offenbar
Mehr, als wol meines Ordens war.
Mein Mutter kaufft mir, was ſie wuſſt,
Oft wider meines Vaters Luſt,
Daß ich vor andern in gemein
Nur ſollte hoch geſehen ſeyn,
Wie ich dann auch recht frey vnd glot
Viel Freyer vnd Liebloſer hort,
Die ihre Augen vnd Gedancken
Gar närriſch lieſſen auff mich wancken,
Der etlich ich mit ſüſſer Red
Nur in die Zähn verieren thät,
Vnd dacht, wenn ſie mir ſchencken was.
O welche Thorheit iſt doch das!
Jn, ich war auch ſo abgeriche,
Daß ich mit jedermann tonzet nicht,
Sondern allein mit meines Gleichn,
Den ſchönen, jungen vnd auch reichn.
Die albern vber ließ ich gehn,
Verhielt die Fauſt, blieb ſtille ſtehn,
Vnd ſproch: „Mir thun die Ohren weh.
Jch tanze nicht in dieſem Reh.“
Verhöhnet offo mie dem Mund
All orm Geſellen, wo ich kunt,
Vnd denen in der ſchlechten Kapp
Ein lächerlichen Namen gab.
Bey meinen Eltern ſaß ich ſtill,
Thät, was mir ſelber wol gefiel,
Näht vnterweil was auff dem Schoß
Vnd fleißt mich keiner Arbeit groß.
Gut Leckerbißlein, Bier vnd Wein,
Die nahm ich gerne zu mir ein,
Vnd wenn ich hatt darnach Verlang,
So mocht ich mich ein wenig krank,
Auch ſtund ich oftmals für dem Haus
Oder ſah ja zum Fenſter naus,
Vertreib daſelbeſt leichte Ding
Vnd gerne zur Geſellſchaft ging.

Valentin Andreä.

Man ſollte glauben, daß in einer Zeit, wo die Theologie, wir wollen nicht ſagen die Religion oder auch nur die Kirche, den Mittelpunkt beinahe alles geiſtigen Lebens bildete, dieſe häufig den Gegenſtand dichteriſcher Darſtellung gebildet haben ſollte; allein wenn man ſich erinnert, daß die meiſten Gelehrten in ihrer hochmüthigen Abgeſchloſſenheit vom Volke die Mutterſprache geradezu verachteten, und ſich geſchämt hätten, ſich derſelben zu bedienen, ſo wird es doch ſehr erklärlich, daß ſich in Deutſchland nur wenige ſolche Dichtungen vorfinden, während ſie z. B. in Frankreich ziemlich häufig anzutreffen ſind. Es verdienten daher ſchon aus dieſem Grunde die dahin gehörigen Gedichte Valentin Andreä's hervorgehoben zu werden, wenn ſie nicht auch wegen ihres Jnhaltes Theilnahme erregten. Es ſind deren zwei, die ſich ungefähr zu einander verhalten, wie die „lautere Warheit“ und der „Trewe Eckart“ von Ringwaldt, indem das eine ganz auf dem praktiſchen Leben und der Erfahrung beruht, das andere ſich in allegoriſcher Einkleidung bewegt. Jn „dem guten Leben eines rechtſchaffenen Dieners Gottes“ hat Andreä, wie ſchon Herder bemerkt, beinahe alle Erfahrungen ſeines Lebens, den ganzen Schatz ſeines Herzens über das, was geiſtliches Amt, was dieſes Standes Leid und Freude, Schimpf und Ehre iſt, ausgeſchüttet, und dies in einer freilich roben oder doch unausgebildeten Darſtellung, aber mit einer Jnnigkeit und einer Ueberzeugungskraft, die uns unwiderſtehlich feſſelt, ſelbſt wenn ſie ſich mit Bitterkeit äußert. Das Gedicht hat die ſchon oft erwähnte Einkleidung, nur iſt dieſelbe weit beſſer motivirt, als es ſonſt gewöhnlich der Fall iſt. Der Dichter erzählt, wie er in ſeiner Jugend den Beruf eines Geiſtlichen erwählt habe, weil er nur von dieſem ein behagliches, ſorgenfreies Leben hoffte. Er habe ſich nun tüchtig auf das Studium gelegt, und mit ſaurer Müh Alles gelernt, was einem Geiſtlichen zu wiſſen nöthig ſei. „Biß er von Kunſt ganz überging Vnd ihm die Witz zum Maul aushing“. Dieſe und die folgende Stelle, in welcher er berichtet, wie er nun auch eine gute Pfründe ſuchte, iſt witzig und beißend, wie ſich überhaupt Andreä gern in bitterer Jronie ergeht. Aber wo er auch hinkam, fährt er fort, es wollte ihm nirgends behagen, bald gefiel ihm der Kirchthurm, bald das Pfarrhaus nicht, auch wollte er nur in einer fruchtreichen Gegend leben, denn ſein Bauch war an Wein gewöhnt. Als er ſo herumwanderte begegnete er einem alten Pfarrherrn, der auf der Wieſe ſein Heu zuſammenrechte. Der Dichter will ſich zuerſt in ſeinem gelehrten Dünkel einen Scherz erlauben, doch muß er bald „andre Pfeifen ziehen“ und er erkundigt ſich nun bei ihm nach den alten Zeiten. Der alte Herr lobt dieſe Zeiten, und die Männer, die damals gewirkt hätten, „Die ſeyn nun todt und leben noch. Nu leben viel vnd faulen doch“. Als ſich der Dichter jetzt mit ſeiner Philoſophie brüſtet, erwiedert ihm der Alte höhniſch, auch er habe in ſeiner Jugend die Wiſſenſchaften betrieben. „Was meint ihr denn, daß ich gethan?“ ſagt er, indem er in ächt Fiſchartſchen Wortſpielen die Nichtigkeit der ſogenannten freien Künſte (Grammatik, Poetik, Rhetorik, Muſik, Logik) verſpottet.

„Jch war Grammortig vnd war fein,
Vnd pochet vberzwerch hinein;
Jch redt thörlich an manchem Ort
Vnd macht mich manſig immer fort.
Jm Kopf hatt' ich manches Geſperr
Vnd ſonſt eißerlich Sachen mehr.
Jch log dick, daß die Balcken flogen,
Vnd eckt aus, was krumm gebogen.“

Das Beſte, fährt er fort, ſei aber, ſich zu gedulden,

Biß daß verſchwindt der Luft Gebau,
Biß daß verdaut der Pappenbrei,
Biß daß verroucht des Hirnes Dampf,
Biß daß verlobt der Witze Kampf,
Vnd nun die Praktick kommt zu Hans,
Die all Theorik treibet aus.“

Der Dichter kann nicht begreifen, daß „der geiſtliche Stand Von Bauren ſollt haben ſeinen Verſtand“ und nun ſagt ihm der alte Herr, was ein Pfarrer glauben, wiſſen, thun, leiden, laſſen, fürchten und hinnehmen ſolle, was Niemand dürfe, könne, möge noch wolle, um ein rechter Diener Gottes zu ſein. Die ganze Stelle iſt vortrefflich und erhält durch das in jedem Abſatz wiederkehrende Refrain eine beinahe tragiſche Wirkung. Auch wird der Dichter von derſelben ſo ergriffen, daß er die weitern Lehren über die Pflichten und Leiden des Geiſtlichen, welche ihm der Alte weiter ertheilt, mit Demuth hinnimmt, und ſein Baret und ſeinen Meiſterring hinlegt. Jch wollte nicht, ſchließt er, daß ich

für dieses Gespräch sämmtliche welsche Lande gesehen hätte;

„Denn ein Deutsch Herz, so man das findt,
Ist werther, als viel Fremd;
Dee sagt, was fehlt vnd rath darzu.
Hiermit kommt man mit Gott zur Ruh.
Was aber nur schwätzt, mumm! mumm! mumm!
Vnd wirft den Brei im Maul herum,
Das braucht viel Zeit, Geld, Müh vnd Sorg,
Daß man im Gutten gar erworg!"

„Die Christenburg", das oben mit Ringwaldts „trewem Eckart" zusammengestellte Gedicht Andreä's, mag wol durch des englischen Kanzlers Morus „Utopia" hervorgerufen worden sein; es stellt die Christenheit unter dem Bilde einer Stadt dar, welche von den Frommen auf einer Insel im Weltmeer erbaut worden war, wohin sie sich bei überhandnehmender Bosheit geflüchtet hatten. Doch wurde die Stadt bald weit und breit bekannt, weshalb sie auch oft feindlich berannt wurde; auch kam sie durch die Sorglosigkeit der Bürger in Verfall, so daß der Baumeister ein neues Castell, Lautreck (wohl eine Anspielung auf Luther) erbaute; aber dieses wurde durch die Nachlässigkeit und Schlechtigkeit der Werkmeister nicht einmal ganz vollendet, und der Antichrist benutzte dies, um die Stadt anzugreifen. Die Christenburger erlitten eine große Niederlage, und sie wollten sich schon dem Feind ergeben, als es einem alten Mann, Reformator, gelang, sie wieder zu ermuthigen. Unterdessen schickte auch Gott Hülfe gegen die wieder andringenden Feinde, ein Nebel verbarg ihnen die Christenburg, sie geriethen in Verwirrung und erschlugen sich einander. Als der Nebel sich verzog und die Gemeinde das Verderben der Feinde sahe, stimmte sie ein Danklied an, welches den Schluß des Ganzen bildet. — Es ist aus dieser kurzen Inhaltsanzeige schon ersichtlich, daß die Christenburg das erste Gedicht in keiner Weise erreicht; es würde sich aus einer nähern Darstellung noch entschiedener ergeben, da die zu Grund liegende Allegorie zu weit getrieben ist und ihre Bedeutung an vielen Stellen gar nicht zum Verständniß kommt.

Aus dem guten Leben eines rechtschaffenen dieners Gottes.

Ich hab gesagt, ein Pfarrer glaubt,
Das kaum ein Mensch bringt in sein Haupt·
Er glaubt ein Gott, deß niemand acht,
Ein jeder nach seim Götzen teacht,
Er glaubt ein Himmel, der wird verschmächt.
Ein jeder hier geen ewig zecht,
Er glaubt ein Hell, die niemand feucht,
Ein jeder die breite Steasse zeucht;
Er glaubt ein Gricht, das niemand bieegt,
Ein jeder auff die Rache boegt,
Er glaubt ein Sohn, den niemand will,
Ein jedee will hier Hall vnd Füll;
Er glaubt ein göttlich Regiment,
Ein jeder meint, das Glück sey blind,
Er glaubt ein Tod, der Alles scheidt,
Vnd jedee pocht auff lange Zeit;
So glaubt er, was die Welt nerneint,
Vnd ihren Augen ungereimt.
Damit zeucht er den schweren Karrn
Vnd wird gehalten für ein Narrn.

Darnach so weiß ein Seelenhirt,
Das die Welt vngern innen wird:
Er weiß, daß greffer Hereen Peacht
Bey Gott auffs äusserst sey veracht:
Er weiß, daß grosser Hirten Schlaf
Dem Wolf liefeet manch armes Schaf,
Er weiß, daß greffe Leuteschinder
Verflucht seyn auff Kindeskinder;
Er weiß, daß greffe Kedeehanen
Noch kommen in den Pfuhl zusamen;
Er weiß, daß die groß Ueppigkeit
Dee Welt geeeicht zu Schmach vnd Leid;
Er weiß, daß jedes falsche Herz
Sich selbst noch stärckt zu ew'gem Schmeez.
Das weiß er, wills schon niemand wissen,
Vnd wird sehr darob gejchmissen:
Damit zeucht er den schweren Karrn
Vnd wird gehalten fur ein Narrn.

Dettens so muß ein Paster thun,
Das jederman will überstohn,
Er muß die Warheit jedem geigen,
Daruber zeigt man jhm die Feigen;
Er muß auffwischen jede Stund,
Daruber man jhm vbels gunt,
Er muß in die Pest vnd Lazaeeth,
Da mancher weit vorübergeht.
Er muß zum Feur, Galgen vnd Rad,
Zum Gefängniß vnd der Huren Bad,
Er muß veezweiffelt Buben trösten,
Die ruchlosen durchs Gesetze trosten;
Er muß jederman helffen, bitten,
Rathn, warnen, krahn vnd bschütten,
Er muß in alle Pfützen treten,
All Unlust ynzen vnd ausjäten,
Das muß er thun ohn seinen Danck,
Biß er drob wird alt, krumm vnd kranck.
Damit zeucht ee den schweren Karrn,
Vnd wird gehalten für ein Narrn.

Bieetens ein Prediger muß leiden,
Da jonst dee Thurm zu ist belcheiden
Er leidt dee Leut Abgötteeey,
Aberglaub, Fluchen, Zauberey;
Er leidt Verachtung, Gottes Lehr,
Darfür Wollust wird trieben mehe;
Er leidt Ungehorsam vnd Gespött,
Da mancher Pfaff vor Ohren geht;
Er leidt Zorn, Neid, Rachgier vnd Grim,
Zanck, Hader, Schelten, Ungestüm;
Er leidt Ehbruch, Vnzucht vnd Schand,
So nur geacht für Narren-Tand;
Er leidet groß vnd kleine Dieb,
Finanz vnd was jhm jonst nicht lieb:
Damit zeucht er den schweren Karrn,
Vnd wird gehalten für ein Narrn.

Zum fünften muß ein Priester laffen,
Das die Welt liebt ohn all Massen;
Er läßt dem Hoff sein weiches Kleid,
Vnd bleibt jhm die Kamelhaut beschcid;
Er läßt der Schul jhr groß Witz,
Vnd übt sich in der Liebe Hitz,
Er läßt der Reichen Silbergschier,
Vnd trinkt die Bächlein in der Irr;
Er läßt der Auffgeblasnen Wind,
Vnd sich bei Christi Demuth findt;
Ee läßt des Fleisches Lust vnd Geilheit,
Vnd bindt sein Rücken jederzeit;
Er läßt sein Recht, sein Nutz, sein Fried
Vnd gnügt sich, daß er Christi Glied.
Das alles muß er willig lasten,
Vnd noch dazu sich selbee hassen:
Damit zeucht er sein schweeen Karrn,
Vnd wird gehalten für ein Narrn.

Zum sechsten fürcht ein geistlich Mann,
Das jonst bei andern leicht getban:
Er füecht mit Scheu das Gut der Welt,
Dafur mancher sein Hauptgut zählt;
Er fürcht dre Kirchen böse Feind,
Gewalt vnd Witz, die manches Feeund;
Er fürcht der Aergerniß Gefahr,
Darin sich übt die gröste Schar;
Er fürcht des Glückes gute Wort,
Daß nicht die Seele werd bethort.
Er fürcht seins eignen Gwissens Stim,
Daß es nicht schreye wider jhn;
Er fürcht der böien Gesellschaft Schein,
Ohn welche mancher nit kan seyn,
Er fürcht der hohen Gaben Glantz,
Die jonst auch Guts verblenden gantz.
Das ist sein Soeg, sein Furcht, sein Angst,
Welchs alls die Welt verlacht verlängst.
Damit zeucht er sein schweren Karrn,
Vnd wird gehalten für ein Narrn.

Zum siebenten ein Klerikus,
Was niemand will, wol nehmen muß:
Er nimt wenig, als niemand glaubt,
Denn der thut wol, der Pfründen braubt;

Er nimt das Schlechtſt vom Pfleger hin,
Die ſchwächſte Feucht, den faurſten Wein;
Er nimt mit Müh das ſaue verdient,
Noch hält man alls für Gſchenk die Pfeand;
Er nimt mit Schmerz von ſeinen Baurn,
Die jhn bezahlen, wie die Laurn;
Er nimmt als fant von falſcher Hand,
Der gilft, als er den Tod empfand,
Er nimmt mit Danck, was vngern geht
Vnd dilt ein Dieb vm ſeinigs ſtet,
Alto muß er im Bettel raiſen,
Vnd endlich laſſen arme Waiſen:
Damit zeucht er ſein ſchweren Karrn,
Vnd wird geholten für ein Narrn.

Georg Rodolf Weckhrlin.

Wir haben oben (S. 44. f.) erwähnt, daß ſich Weckhrlin mancherlei Verdienſte um die Formen der deutſchen Poeſie erwarb und daß er manches anbahnte, was die ſpätere Zeit entwickelte; er hat ſich auch im Gebiet der didaktiſchen Poeſie ein ähnliches Verdienſt erworben, indem er das Epigramm, das vor ihm gänzlich unbekannt war, zu bearbeiten anfing. Denn ſo reich die deutſche Literatur, namentlich des 15. Jahrh. an epigrammatiſchen Gedichten war, ſo waren es doch keine Epigramme im Sinne der Griechen und Römer; vielmehr hatte das deutſche Epigramm, wie ſchon früher berichtet wurde, eine ihm eigenthümliche Form und einen eigenthümlichen Namen, die Priamel (I, 656). Zwar gehören manche epigrammatiſche Gedichte Weckhrlins zu dieſer ebenfalls volksthümlichen Gattung, ſo das „An meinen Sohn" (10), „Niemand, Jederman, Wenig, Viel" (13) und ganz beſonders „Alters Eigenſchafften" (11), von dem ihm ohne Zweifel eine ältere Bearbeitung bekannt war, deren es mehrere gibt; andre haben die eben ſo volksthümliche Form des Sprichworts, z. B. „Was nicht lang heimlich" (6), und „Drei gefährliche Dinge" (8); ſehr viele aber ſind Nachahmungen und ſogar Nachbildungen der Alten. Wahrſcheinlich wurde er durch den Engländer Owen, deſſen lateiniſche Epigramme großen Beifall erhalten hatten, und den er vielleicht auch perſönlich kannte, auf dieſe in Deutſchland noch nicht bekannte Gattung geführt, die ſpäter zu außerordentlicher Verbreitung gelangte. Doch hat er auch die Epigramme der Alten gekannt, wie manche von den ſeinigen beweiſen. Uebrigens ſind auch dieſe Epigramme nicht weniger gut in ihrer Art, als die priamelartigen; Gedanke und Ausdruck ſind gleich beſtimmt, klar und paſſend, und keinem fehlt die ſcharfe epigrammatiſche Wendung, welche das Ganze abſchließt, mag er im Geiſte der Alten den tieferen Sinn irgend eines Gegenſtandes ausſprechen, wie in „Niobe" (1) und „Ueber einen Spiegel" (2), oder einen bedeutenden aus der Erfahrung genommenen Gedanken darſtellen, wie in „All Glück gut" (5), oder das Epigramm mehr als Wortſpiel auffaſſen, wie in der „Grabſchrift einer Zänckiſchen" (4).

1. Niobe.

Getrocknet von der Freud vnd Pein
Der Kinder, welche ich geboren,
Vnd wider durch den Tod verloren,
Bin ich ſelbſt mein Grab vnd Grabſtein.

2. Ueber einen Spiegel.

Biſt du ſchön, ſo gebrauch auch Fleiß,
Mit Laſtern dich nicht zu beflecken,
Biſt du dann häßlich, ſo ſey weis,
Mit Tugend den Zehl zu bedecken.

3. Von der Jungfrau Liebwelt.

Was tadelt man doch die Liebwelt,
Als ob nicht jhre Har jhr eigen,
Wan ich, bezeugen will vnd zeigen,
Wo ſie darfür gab gut bar Gelt?

4. Grabſchrift einer Zänckiſchen.

Hie ſchläfet, vnd Gott ſey gedancket
Ein Weib, das Tag vnd Nacht gezancket;
Ach, tretet nicht hart, liebe Leut,
Sunſt weckt jhr ein newen Streit!

5. All Glück gut.

Das Gluck iſt Allen gleich vnd gut,
Ja auch beſtändig, heut vnd morgen:
Den Reichen giebt es Furcht, Müh, Sorgen,
Den Armen Hoffnung, Sinn vnd Muth.

6. Was nicht lang heimlich.

Der Huſt, die Lieb, das Feur, die Soegen,
Verhalten ſich nicht lang verborgen.

7. Der Hofman.

Wer will, daß er bey Hoff fortkomm,
Der leb, als ob er blind, taub, ſtumm.

8. Drey gefährliche Dinge.

Fleuch, fleuch, ſoeglos zu ſeyn,
Die Peſt, die Lieb, den Wein.

9. Das Glück.

Das Glück hat Vielen wol zu leben
Zu viel, doch Keinem gnug gegebrn.

10. An meinen Sohn.

Daß gegen Allen freundlich ſeyn,
Sehr löblich ſey, laß ich paſſiren:
Doch wirſt du, glaub ich, nichts verlieren,
So du mit niemand zu gemein,
Du magſt wol mindre Freud genieſſen,
Doch mindre wird man dich verdrieſſen.

11. Alters Eigenſchafften.

Wer, wann er zwantzig Jar nun alt,
Hat noch nicht ſchöne Leibsgeſtolt,
Vnd keine Stäcke, wann er dreyßig,
Vnd vierzig kein Hirn vnd Verſtand,
Vnd fünffzigjäeig iſt nicht fleißig,
Vnd reich an Geld, Gut oder Land,
Der wird ſehr ſchwerlich hier auff Erden
Schön, ſtarck, weis oder hädig weeden.

12. Von Junkee Stolzeea.

Herr Stelzer, dee von edlem Blut,
Hat manches ſchönes Haus vnd Gut,
Hat Ketten, Geld vnd Geld nach Willen,
Hat ein hübſch, frölich, junges Weib,
Hat einen ſtarken, jungen Leib,
Hat, was er will, den Bauch zu füllen,
Hat kranſe Hae, ein hohe Stien,
Ihm fehlet eben nichts, dan — Hirn.

13. Niemand, Jederman, Wenig, Viel.

Wer will vergnüget olten,
Sol mit Niemand Feindſchafft,
Mit Jederman Freundſchafft,
Mit Wenigen Gmeinſchafft,
Mit Vielen Kundſchafft halten,
Vnd laß dan Gott ſtets walten.

III. Epiſche Poeſie.

Zwar iſt die Anzahl der epiſchen Dichtungen im vorliegenden Zeitraume nicht gerade klein, in Vergleich zur zweiten und ſelbſt noch zur dritten Periode aber doch ſehr unbedeutend, und eben ſo wenig finden ſich Dichtungen von größerem Umfange. Der epiſche Geiſt, der zur Zeit der höfiſchen Poeſie ſo mannigfaltige und zum Theil ſo vortreffliche Früchte getragen, der ſich bei den höfiſchen, wie bei den Volksdichtern in ſo großer Kraft gezeigt, und ſelbſt noch

im 14. und 15. Jahrh., wo er doch schon von seiner früheren Größe so tief herabgesunken war, noch eine gewisse Fruchtbarkeit gezeigt und einige bedeutende Werke hervorgebracht hatte, verschwand immer mehr und konnte sich beinahe nur noch in der kleinen poetischen Erzählung geltend machen. Mit dem Geiste der epischen Kunst verschwanden auch die Stoffe, welche früher bearbeitet worden waren, leider nicht bloß die fremden, sondern auch die einheimischen, selbst diejenigen, welche von dem Volke Jahrhunderte lang mit so großer Vorliebe gepflegt worden waren. Es ist, als ob das ganze frühere Leben auf einmal weggeworfen worden, als ob die Erinnerung an die alte Sagenwelt ganz abgestorben wäre. Im Volke war sie es gewiß noch nicht, ob es gleich durch die ungeheuren politischen und kirchlichen Bewegungen, die sein ganzes Leben in Anspruch nahmen, mächtig von jenen alten Erinnerungen abgezogen wurde; dagegen gerieth sie bei den Gelehrten in völlige Vergessenheit; nur wenige haben noch Kunde von ihr, und unter diesen zeigte nur eine sehr kleine Zahl noch Theilnahme dafür; vor Allen Fischart, der auch das schöne Gedicht vom „Ritter von Stauffenberg" nach dem alten Drucke herausgab. Selbst die Legendendichtung hört auf, wie freilich auch kaum anders erwartet werden konnte, da die Reformation auch die poetische Seite der kirchlichen Entwickelung verwarf und unter den Katholiken alle Productionskraft verschwunden war, wie es stets denjenigen geht, welche sich dem Aufschwung eines neuen Lebens feindlich entgegenstellen und alle ihre Kräfte dem Widerstand und der Verneinung widmen. Wurde aber die Legende doch hier und da von den Protestanten behandelt, so erschien sie, wie bei Hans Sachs und Waldis, nur noch als komische Erzählung.

An historischen Gedichten ist der Zeitraum ebenso arm, ja noch ärmer als der vorhergehende, an historischen Reimereien ist er dagegen ziemlich reich. So hat ein Heilbronner, dessen Name unbekannt ist, die „Geschichte des Bauernkriegs" in Versen beschrieben, ein Andrer dichtete von der „Schlacht bey Wail zwischen dem Grafen Eberhard von Würtemberg und den Reichsstädten"; ein Dritter besang die Vertreibung Herzog Ulrichs von Würtemberg, dessen Hochzeit mit Sabina von Bayern den Jacob Frischlin zu einem für die Sittengeschichte wichtigen, aber sonst unbedeutenden Gedichte begeisterte. Die sogenannten „Grumbachischen Händel" veranlaßten eine ziemlich große Anzahl von Gedichten, unter welchen die von Lessing wieder veröffentlichte „Nachtigall" historisch am wichtigsten ist, wenn sie auch keinen besondern poetischen Werth hat. Auch Reimchroniken von Ländern und Städten finden sich ziemlich häufig vor, doch haben weder Nicolaus Mareschalk's „Meklenburgische Reimchronik" noch die „Hessische" noch die von „Passau" oder „Ulm" andere, als historische Bedeutung, und es stehen diese, wie noch manche andere selbst den Reimchroniken des 15. Jahrh. weit nach, obgleich schon diese keinen poetischen Werth haben. Zu den historischen Gedichten können endlich auch die gereimten Beschreibungen der Freischießen gerechnet werden, so wie die Schilderungen der großen Hoffeste, die mit dem Wachsthum der fürstlichen Gewalt auch immer zahlreicher und üppiger wurden. Wie schon im 15. Jahrh., so war es auch im 16. Aufgabe der Pritschenmeister, die Schützenfeste durch ihre Reimereien zu verherrlichen (1, 587); so beschrieb Benedict Edlbeck Siber 1574 das Freischießen in Zwickau, (und es soll sein Gedicht, das wir nicht näher kennen, nach dem freilich nicht sehr zuverlässigen O. L. B. Wolff eine Menge von guten und gesunden Späßen enthalten); Lienhard Flezel besang um dieselbe Zeit die Armbrustschießen in Worms, Passau und Stuttgardt, und vielleicht gehört auch Bernhard Schmidt's „Verzeichniß des Straßburger Hauptschießens" (1576) hieher, welches bekanntlich auch Fischarts „Glückhafft Schiff" hervorrief, das unter allen gleichartigen Gedichten an formeller und innerer Tüchtigkeit ganz allein dasteht. Die Pritschenmeister waren oft zugleich auch Hofpoeten: so war Edlbeck Siber als solcher (vielleicht aber auch als Hofnarr) bei dem Erzherzog Friedrich von Oestreich, und Flezel bei Herzog Christoph von Würtemberg angestellt. In dieser Eigenschaft besangen dieselben neben den bürgerlichen Schützenfesten auch die fürstlichen Hofgelage, Hochzeiten und andere Feierlichkeiten; doch gab es auch vornehme Hofdichter, welche die volksthümliche Darstellungsart verschmähten und die Hoffeste mit allem Prunk pedantischer Gelehrsamkeit besangen. In dieser Weise ist der „Lustgart newer deutscher Poeterei" von Matthias Holtzwart (1568) abgefaßt, eine Geschichte der Würtembergischen Herrscher, namentlich des Herzogs Christoph, welche so sehr mit Fabeln der griechischen und römischen Mythologie durchwebt ist, daß der Dichter selbst befürchtet, für einen „heyden oder abgötterer" gehalten zu werden.

Die deutsche Thiersage, welche gegen das Ende des vorigen Zeitraums nach langer Vergessenheit plötzlich wieder aufgetaucht war, fand in dem vorliegenden keine Bearbeitung: für die rein epische Auffassung fehlte der poetische Sinn, und vielleicht hielt eine gewisse Scheu davon ab, sie für didaktische Zwecke zu benutzen, oder man glaubte vielleicht auch, daß der „Reineke Vos" in dieser Beziehung Alles geleistet habe, was zu leisten sei. Denn daß dieses Gedicht zu jener Zeit für eine reine Satyre gehalten wurde, bezeugen die mannigfaltigen Auslegungen, welche sich in vielen Ausgaben des 16. Jahrh. finden. Aber wenn auch die eigentliche Thiersage ohne Bearbeitung blieb, so rief der Reineke dagegen eine Anzahl von Gedichten hervor, welche das Thierleben episch zu schildern suchten, um daran entweder Belehrungen aller Art zu knüpfen, oder um die Schilderungen aus dem Thierleben zu satyrischer Darstellung mannigfaltiger Verhältnisse des Menschenlebens zu benutzen. Solcher Art sind der „Froschmäusler" von Rollenhagen, der „Mücken- und Amelsenkrieg" von Fuchs, der „Gansskönig" von Wolfhart Spangenberg, wogegen Fischarts „Flöhhatz" diese untergeordneten Beziehungen nicht kennt, da sie schon mehr im Geist des alten Thierepos die Erscheinungen des Thierlebens an sich betrachtet, und die Einmischung des Menschen durch die besondere Art des von ihm geschilderten Thieres bedingt wurde.

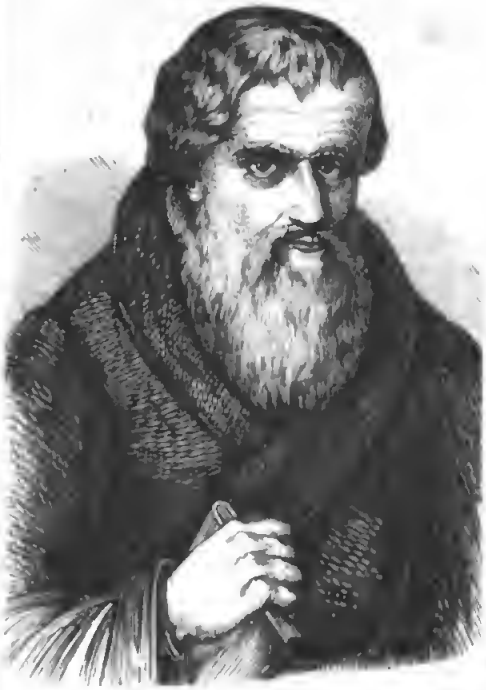
Wie der Reineke Vos eine Anzahl von epischen Thiergedichten, so rief auch Steinhöwels deutscher Aesop eine noch viel größere Menge von Fabeln hervor; und so arm das 15. Jahrh. an solchen Dichtungen gewesen war, so reich ist dagegen das 16.

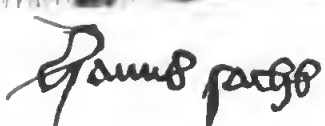
Jahrh. in dieſem Gebiete. Selbſt Luther dichtete Fabeln, wozu ihn ſowohl die Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit und dem pädagogiſchen Werth der äſopiſchen Fabel, als auch der Umſtand bewegte, daß der „deutſche Eſopus" noch ſo manche Geſchichte enthalte, deren zuchtloſer Inhalt nur zum Böſen führe. Leider ließ er die Arbeit liegen, und wir kennen davon nur diejenigen, welche Matthäſius in ſeinen Predigten, aber natürlich nicht in der urſprünglichen Faſſung Luthers aufbewahrt hat. Beinahe alle bedeutenderen Dichter aus der erſten Hälfte des Zeitraums haben die Fabeln bearbeitet, mehrere mit beſonderem Glück und in reicher Anzahl, namentlich Hans Sachs, Erasmus Alberus, Burkard Waldis und dann auch Fiſchart, der in ſeinem „Philoſophiſchen Ehezuchtbüchlein" mehrere vortrefflich dargeſtellte Fabeln von der „Schildkröte" in ſinniger Weiſe an einander gereiht hat. Unter den ſpätern iſt Eucharius Eyring beſonders hervorzuheben. Nächſt dieſen ſind noch die beiden Meiſterſänger Valentin Voigt aus Magdeburg (um 1520) und Daniel Holzmann von Augsburg (1571) zu erwähnen und etwa noch Hartmann Schopper (1561), deſſen Fabeln ausgezeichnet werden müßten, wenn die Kürze das weſentlichſte Verdienſt dieſer Dichtungsart wäre.

An die Fabel ſchließt ſich die didaktiſche oder moraliſirende Erzählung an, welche von den nämlichen Dichtern bearbeitet wurden, welche auch als Fabeldichter hervorragen, namentlich von Hans Sachs, Erasmus Alberus und Burkard Waldis. Iſt aber in der didaktiſchen Erzählung die berichtete Begebenheit nur ein Mittel, um, wie in der Fabel, irgend eine Lehre zur Anſchauung zu bringen, welche dann auch von den Dichtern gewöhnlich in breiter Ausführlichkeit dem Leſer ans Herz gelegt wird; ſo iſt dagegen die komiſche Erzählung oder der Schwank nur ſeiner ſelbſt wegen erzählt und hält ſich von dem didaktiſchen Element frei, welche dem epiſchen Charakter jener moraliſirenden Erzählungen Eintrag thun, ja ihn zum Theil verwiſchen. Zwar wird auch den Schwänken meiſtens eine Nutzanwendung beigefügt, und namentlich unterläßt ſie Hans Sachs beinahe niemals; allein man wird ſich bald bewußt, daß die Erzählung nicht zum Zwecke hat, irgend eine Lehre zur Anſchauung zu bringen, daß der Dichter vielmehr, um der allgemeinen Anſicht zu genügen, daß die Poeſie vor Allem belehren müſſe, die Moral erſt aus der Erzählung, oft nicht ohne Schwierigkeit und Zwang, herausgezogen hat. Die Gedichte dieſer Art gehören daher auch zu den beſten Erzeugniſſen der Poeſie im vorliegenden Zeitraume. In dieſer Gattung iſt namentlich Hans Sachs Meiſter und wird weder von Burkard Waldis, noch von Lazarus Sandruv erreicht, deren hieher gehörige Dichtungen jedoch immerhin von Talent zeugen. Als größere Erzählungen mit vorwiegend komiſchem Charakter und volksmäßiger Grundlage ſind außerdem „Peter Leu" von Widman, und der von Fiſchart in Reime gebrachte „Eulenſpiegel" zu nennen, während der „Thedel Unverferd" von Georg Thym eine in der Zauberwelt ſpielende Familienſage erzählt.

Endlich dauern auch die allegoriſchen Erzählungen noch fort. Doch bildet nicht mehr die Minne den hauptſächlichſten Stoff dieſer Dichtungen; vielmehr finden ſich die mannigfaltigſten Tugenden und Laſter allegoriſch bearbeitet, wie auch die kirchlichen Verhältniſſe Anlaß und Stoff darbieten. Außer den zahlreichen Allegorien des Hans Sachs, welche vorzugsweiſe allgemein menſchliche Verhältniſſe berühren, könnten auch die ſchon berührten didaktiſch-allegoriſchen Dichtungen von Ringwaldt (ſ. o. S. 63) und Andreä (ſ. o. S. 66) hiehergezogen worden. Manche dieſer Dichtungen betrafen die Zeitverhältniſſe, ſo die beiden Gedichte Zwingli's „Der Labyrinth" und das „fabeliſch Gedicht von einem Ochſen und etlichen Thieren", im welchen ſich des Verfaſſers tiefe Entrüſtung über die Verderber des Volks, aber auch deſſen treue Vaterlandsliebe lebendig und erfreulich ausſpricht. Die Form der epiſchen Allegorie wurde endlich nicht ſelten zur Darſtellung, oder vielmehr zur Bekämpfung der kirchlichen Verhältniſſe gebraucht; es ſind daher meiſtens bittere Satyren, welche jedoch meiſtens zu perſönlich werden, als daß ſie künſtleriſch ſchöne Geſtaltung haben könnten, von denen nur Fiſcharts hiehergehörige Dichtungen eine Ausnahme machen.

Hans Sachs.





Hans Sachs wurde den 5. Nov. 1494 in Nürnberg geboren, wo ſein Vater das Schneiderhandwerk betrieb. Dieſer ſchickte ihn ſchon in ſeinem 7. Jahre in die lateiniſche Schule, die er, nicht ohne großen Gewinn für die Zukunft daraus zu ziehen, bis zum 15. Jahre beſuchte, worauf er zu einem Schuhma-

cher in die Lehre trat, zugleich aber auch bei dem Leineweber und Meistersänger Leonhard Nunnenbeck die holdselige Kunst des Meistergesangs erlernte. Im 17. Jahre trat er seine Wanderschaft an, ging zuerst über Regensburg nach Tyrol, (in Insbruck trat er nach seiner eigenen Aussage als Waldmann in die Dienste Kaiser Maximilians); von da durch Bayern nach Franken, dann an den Rhein und über Coblenz und Cöln bis nach Aachen. Ueberall, wo Gesangschulen waren, besuchte er dieselben, und faßte, als er zu Wels in Oestreich arbeitete (er war damals 19 Jahr alt) den festen Entschluß, sich künftighin der Dichtkunst statt anderen Vergnügungen zu widmen; und in München wagte er es zum ersten Male zu dichten. Nachdem er noch viele andere Gegenden durchwandert hatte und im Norden bis nach Lübeck, im Süden bis nach Wien gekommen war, kehrte er im 22. Jahre (1516) in die Heimat zurück, wo er sich als Meister niederließ, und im J. 1519 mit Kunigunde Creutzigerin verheirathete. Zuerst wohnte er in der Vorstadt Wöhrd, später in der Stadt selbst und erfreute sich eines erfreulichen Wohlstands, den er durch allerlei Geschäftsreisen zu heben trachtete, der aber in den letzten Jahren seines Lebens abgenommen zu haben scheint. Im Jahre 1560 starb seine getreue Hausfrau, die ihm das Leben erheitert und sieben Kinder geboren hatte, welche er ebenfalls sämmtlich überlebte; doch heirathete er schon im nächsten Jahre wieder. Auch mit seiner zweiten Frau, Barbara Harscherin, deren Schönheit er in dem „künstlich Frawen-Lob" mit so liebenswürdiger Treuherzigkeit besingt, lebte er zufrieden und glücklich. Mit dem 78. Jahre seines Alters trat eine allmähliche Abnahme seiner körperlichen und geistigen Kräfte ein; er saß zuletzt, wie sein dankbarer Schüler Puschmann in dem oben (S. 5.) erwähnten Gedichte berichtet, in sich gekehrt und unbekümmert, was um ihn vorging, am Tische, und hatte viele große, wohl beschlagene Bücher vor und neben sich liegen. „Wer zu dem alten Herren Kam in den schönen Saal, Vnd ihn grüsset von ferren, Den sach er andlesmal, Sagt nichts, sondern thut neigen Mit Schwelgen Gegen ihm sein Haupt schwach." In diesem Zustande blieb er über drei Jahre, bis am 19. Jan. 1576 ein sanfter Tod sein Leben endigte.

Dieser kurzen Darstellung von Hans Sachsens Leben haben wir nur noch beizufügen, was übrigens schon aus früheren Bemerkungen ersichtlich ist, daß er sich entschieden und begeistert für die Reformation erklärte, und daß er bis in seine spätesten Jahre in der Gesangschule durch Unterricht und Beispiel segensreich wirkte. Er hatte Luther zweimal in Augsburg gesehen und war sowohl durch dessen persönliche Erscheinung als durch dessen Schriften, die er sorgfältig sammelte, für die neue Lehre gewonnen worden, welcher er auch sein Dichtertalent widmete; denn es ist wahrscheinlich, daß er außer der „Wittenbergisch Nachtigall" (S. 57) und einem späteren Gedichte über „Luthers Tod" noch mehrere im Sinne der Reformation und zu ihrer Verbreitung dichtete, wie er auch mehrere prosaische Schriften zu diesem Zwecke schrieb. Uebrigens sind viele seiner didaktischen und allegorischen Gedichte im Geiste der neuen Lehre abgefaßt und in mehreren Fabeln, ja selbst in einigen Schwänken und dramatischen Gedichten tritt sein Eifer für dieselbe klar genug hervor; nur vermied er die Polemik, welche damals an der Tagesordnung war, vielmehr suchte er bald durch heiteren, von aller Bitterkeit entfernten, aber treffenden Spott, bald durch einfache, ernste Lehre zu wirken, und gerade dadurch beurkundete er sein höheres Talent und seinen reineren Sinn.

Seine Thätigkeit als Meistersänger haben wir bereits erwähnt (S. 18), zugleich aber auch, daß er auf dieselbe nur mit Rücksicht auf die Genossenschaft selbst Werth legte und seine sämmtlichen Meistergesänge aus der von ihm besorgten Ausgabe seiner Dichtungen ausschied *). Dennoch ist die Anzahl seiner übrigen Gedichte noch außerordentlich groß, denn die fünf gedruckten Bände enthalten kaum den vierten Theil seiner sämmtlichen Dichtungen, die er eigenhändig in 34 Foliobänden zusammengetragen hatte **). Wir erstaunen aber nicht bloß über die wunderbare Menge seiner Gedichte, (es sind deren nach seiner eigenen Berechnung 6048, worunter 208 Dramen und 1700 Schwänke), sondern vor Allem über die große Mannigfaltigkeit des Stoffs, den er bearbeitete. Er schöpfte denselben theils aus dem Leben, theils aus Büchern, und wenn wir einerseits seine große Beobachtungsgabe, seine beinahe allseitige Welt- und Menschenkenntniß bewundern müssen, wenn wir bewundern müssen, wie jede Erfahrung seines langen Lebens sich ihm zum Gedichte gestaltete, wie ihm noch in spätem Alter die Erlebnisse seiner Jugend und insbesondere seiner Wanderjahre so lebendig vor der Seele schwebten, daß er Menschen, Sitten, Begebenheiten aller Art, Städte und Länder mit der klarsten Anschaulichkeit darzustellen vermochte; so müssen wir andrerseits über die ungeheure Belesenheit erstaunen, über welche er in jedem Augenblicke gebot, so daß Alles, was er jemals in früheren Jahren, wie in späterer Zeit gelesen hatte, stets in voller Klarheit gegenwärtig war. Hans Sachs muß Alles gelesen haben, was zu seiner Zeit in deutscher Sprache gedruckt worden war, dazu gewiß vieles, was er nur handschriftlich erhalten konnte. Er kennt nicht nur die Bibel, die er unabläßig studirte, in vollem Umfang, sondern auch die bedeutendsten griechischen und römischen Schriftsteller, Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen, wenn auch diese letzteren nur aus einzelnen Auszügen oder andern Mittheilungen, die er in deutschen Büchern, wie z. B. in Otto von Passau, Konrad von Megenberg, Albrecht von Eyb u. a. m. gefunden haben mochte. So besitzt er eine umfassende Kenntniß der alten und neuen Geschichte, der griechischen und römischen Mythologie, wie der deutschen Sage, und der Sagenkreise von Artus und von Kaiser Karl; und wie er namentlich die neuere Geschichte nur aus den verschiedensten Chroniken kann gelernt haben, so hat er wohl die Kenntniß der Sagenwelt aus den älteren deutschen Gedichten geschöpft, von denen er ohne Zweifel eine große Zahl gelesen hat. Fügen wir noch hinzu, daß Hans Sachs außerdem noch die bedeutendsten neuern

*) Nürnb. 1558—61. 3 Bde. Fol. Eine zweite von ihm begonnene und sehr vermehrte Ausgabe wurde erst nach seinem Tode vollendet. Nürnb. 1570—71. 5 Bde. Fol.

**) Wenn auch die meisten der nicht gedruckten Gedichte zu den Meistergesängen gehören mögen, so sind darunter gewiß auch viele andere, welche Veröffentlichung verdienten, wie aus Naumanns verdankenswerthen Forschungen bekannt ist, dessen freundschaftlicher Güte wir es verdanken, daß wir einige bis jetzt ungedruckte Gedichte des trefflichen Meisters mittheilen können. Möchten doch die in neuester Zeit in Zwickau aufgefundenen Handschriften Hans Sachsens in seine Hände gelangen!

Schriftsteller der Ausländer kannte, unter welchen wir nur Boccaccio, den er häufig benutzte, Petrarca (von diesem jedoch wohl nur die lateinischen Werke) und Aeneas Sylvius nennen, daß er eine große auf eigener Beobachtung und Lektüre gegründete Kenntniß der Natur und ihrer unendlichen Erscheinungen besaß, und seine genaue Kunde der Länder und Völker mit ihren verschiedenartigen Sitten sich keineswegs bloß auf die beschränkte, welche er auf seinen Wanderungen hatte kennen lernen, daß er endlich alle diese Kenntnisse, Erfahrungen und Beobachtungen dichterisch verarbeitete, so haben wir einen Begriff von dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit des Stoffs, der seinen Dichtungen zum Grunde liegt. Nur selten, oder vielleicht niemals hat er den Stoff selbst erfunden; denn, wie J. Grimm so treffend bemerkt, Hans Sachs dichtet Alles und erdichtet Nichts, sondern beglaubigt gern aus einer namentlich angeführten Quelle, und wäre es keine andere als ein Gespräch, dem er auf der Straße zugehört, ein häuslicher Zank, den er belauscht, oder selbst ein Traum, den er einmal gehabt hatte, worunter allerdings auch die Bilder begriffen werden müssen, die ihm seine geschäftige Phantasie zu Zeiten vorgaukeln mochte.

Der unwiderstehliche Drang, jeden Stoff, der sich ihm darbot, zu einem Gedicht zu gestalten, mußte ihn freilich irre führen, und so wurden viele Dichtungen zu bloßen Reimereien, in denen oft nur ein einziger kernhafter Gedanke die trockene und langweilige Entwickelung unterbricht, oft aber auch dies nicht einmal der Fall ist. Aus dieser großen Menge von Gedichten, zu denen ihn meistens theils die religiöse Richtung seines Gemüths, theils sein vaterländischer Sinn verleitete, wird es recht klar, wie wenig Hans Sachs den Vers und den Reim zu behandeln verstand, wie gering überhaupt seine künstlerische Entwickelung war. In seinen bessern Gedichten verhält es sich damit nicht anders, aber die große Trefflichkeit der Ausführung läßt uns beinahe immer die Mangelhaftigkeit des Versbaues, die Härte und Unbeholfenheit des Reims vergessen, wie umgekehrt uns oft bei Andern die Schönheit der Form so sehr bestechen kann, daß wir über derselben die Gehaltlosigkeit der Dichtung übersehen. Auch seine Sprache leidet an vielen Unvollkommenheiten: sie ist oft hart, rauh und ungefüg und von der rhythmisch schönen Darstellung der höfischen Dichter eben so weit entfernt, als von dem natürlichen Wohlklang der Volkspoesie; dagegen ist die Darstellung in seinen besseren Gedichten leicht und ungezwungen, und wir werden von der natürlichen, treuherzigen Sprache immer unwiderstehlich angezogen, wie uns der Reichthum und die angemessene Wahl des Ausdrucks, die glücklichen Wendungen, in denen sich sein poetischer Sinn beurkundet, mit Bewunderung oder vielmehr mit Liebe erfüllen.

Hans Sachs war kein schöpferischer Geist, der die im Stoff liegenden Keime zum lebensvollen Gebilde gestalten, der aus der unvollkommenen Erscheinung eine neue, vollkommene Welt schaffen kann. Er hatte zwar eine solche Kraft des poetischen Sinns, daß er Alles herausfühlte, was in jenen Keimen verborgen liegt, er zog es heraus und deutete es mit der größten Sicherheit und Wahrheit an; aber dabei blieb er auch stehen, er machte nicht einmal den Versuch, das, was er so richtig gefühlt und gezeigt hatte, zu entfalten, die einfache Skizze zu einem reichen Gemälde zu erweitern. Dies gilt namentlich von seinen dramatischen Gedichten, auf welche wir später zurückkommen müssen; in seinen epischen Dichtungen tritt dieser Mangel weniger, oft gar nicht hervor, weil er sich mit richtigem Verständniß seines Talents auf die kleinere Erzählung, die Novelle, den Schwank, beschränkte. Diese verträgt an sich nicht die reiche Entfaltung, welche das Drama verlangt, aber sie entsprach auch in einer andern Beziehung seiner Eigenthümlichkeit am besten. Wenn auch Hans Sachs keinen eigentlich schöpferischen Geist hatte, so besaß er dagegen in hohem Maße das beinahe eben so seltene Talent, die Welt der Erscheinungen, die seinem beobachtenden Blicke offen lag, poetisch aufzufassen und in ihrer ganzen Wahrheit wieder darzustellen. Deshalb gelang ihm die kleinere Erzählung auch vortrefflich, in welcher er die enge Welt, die ihn umgab, mit allen ihren Eigenthümlichkeiten schilderte, welcher er, um Grimms Ausspruch nochmals zu wiederholen, nichts zu erdichten, sondern nur zu dichten brauchte. Daher sind aber auch unter seinen Erzählungen diejenigen die besten, in welchen er die Gegenwart und das bürgerliche Leben darstellt; wenn er andere Stoffe wählt, ist er nur dann eben so glücklich, wenn er ihnen eine, wir möchten sagen, bürgerliche Seite abzugewinnen weiß, wenn er das Leben der Alten in den Kreis seiner Welt bannt. Wo dies nicht der Fall ist, sinkt er meistens zur bloßen Reimerei herab.

Die außerordentlich große Zahl seiner Erzählungen macht es unmöglich, auch nur die gelungensten hervorzuheben; wir müssen uns darauf beschränken, eine allgemeine Uebersicht der Stoffe zu geben, die er behandelt, und auf diejenigen Gedichte hinzuweisen, welche sein Talent am sichersten charakterisiren. Doch wollen wir vorerst noch die besonderen Quellen angeben, in welchen er den Stoff zu seinen Erzählungen fand. Sehr häufig schöpft er aus Boccaccio; auch die zahlreichen Chroniken, die er gelesen, geben ihm nicht bloß Stoff zu historischen Gedichten, sondern auch zu ernsten und komischen Erzählungen. Außerdem benutzt er vielfach die Schriften der Griechen und Römer, die Gesta Romanorum (I, 746), die sieben weisen Meister (I, 744), das Buch der alten Weisen (I, 744), und viele ältere deutsche Gedichte. Solchen hat er ohne Zweifel unter Andern „die drey guter nützlicher Lehren einer Nachtigall" (Vgl. I, 228), „die Roßdecke" (I, 298), den „Kolb im Kasten" und viele andere nacherzählt. Unter den spätern deutschen Schriftstellern hat er außer Hans Rosenblüt und Hans Folz, diesen z. B. im „Brsprung dreyerley Feindschaft zwischen Pfaffen, Boiff ond Dorenbeck" (Vgl. I, 687), am häufigsten Pauli's „Schimpff ond Ernst" (S. u.) benutzt, wie ihm auch der Eulenspiegel Stoff zu mehreren Schwänken gegeben hat. Eine reiche Quelle war ihm ferner die mündliche Erzählung; von den zahlreichen Schwänken, die er auf seiner Wanderschaft gehört, erwähnen wir nur den „Birgisch Edelmann mit dem Mönnich von Waltsachssen", den in neuerer Zeit Hebel in der Erzählung „Vom Zundelheiner und dem dicken Müller" wieder erneuert hat, den Schwank vom „Verlogen Knecht mit dem grossen Fuchs", in welchem er den nämlichen Stoff behandelt, den wir aus Gellerts Erzählung „Der Bauer und sein Sohn" kennen, und der auch von Waldis bearbeitet wurde. Bei der näheren Betrachtung seiner epischen Gedichte können wir zu-

nächst die ganze große Zahl der biblischen Erzählungen übergehen, die er theils aus dem alten, theils aus dem neuen Testament geschöpft hat; nur wenige derselben gaben ihm Gelegenheit, den Stoff ganz in seine Nähe zu rücken, wie z. B. in den „Ungleichen Kindern Eoä" (1), einer Erzählung, aus der recht anschaulich wird, wie er die entlegensten und fremdesten Verhältnisse in die Welt seiner Anschauungen hinüberzieht, die überhaupt zu seinen gelungensten Gedichten gehört, und die beiden Dramen über denselben Stoff (ein Spiel und eine Comödie) weit übertrifft, weil in dem Schwank Alles abgerundet und bis ins Einzelne vollendet ist, während in den Dramen eine tiefer eingreifende Entwickelung fehlt. Auch die historischen Gedichte gehören zu seinen schwächsten, einige gewähren jedoch durch seinen ungetrübten Blick in die Weltverhältnisse und die richtige Auffassung der Begebenheiten mannigfaches Interesse, so namentlich die Erzählung „Von der Schweyzer Ankunfft ond von jhrem freyen Regiment", in welcher er nicht nur die alten Chroniken, wohl die von Etterlin (I, 778) glücklich benutzt, sondern auch gerade die Verhältnisse bestimmt hervorgehoben hat, welche das schweizerische Staatsleben so hoch über das in Deutschland stellten *), wie schon Schradin sechzig Jahre früher ausgesprochen hatte (I, 659). Den reichsten Stoff zu diesen historischen Erzählungen gibt ihm die alte Geschichte; aber er hat auch die des Mittelalters, und in neuerer Zeit die beinahe aller Völker vielfältig poetisch behandelt, so wie er auch die Sagenwelt des Alterthums und der christlichen Völker in ziemlich zahlreichen Gedichten darstellt. Weitaus am glücklichsten ist er jedoch in den eigentlichen Erzählungen, sie mögen ernste Gegenstände behandeln, oder komische Begebenheiten darstellen, er mag sie aus dem Leben entnehmen oder irgend einer Quelle nacherzählen, die er sehr häufig in Auffassung und Durchführung übertrifft, so den Boccaccio, diesen Meister der Novelle, im „Schlaraffenland" (2), welches als komisches Widerspiel der alten Dichtung vom goldenen Zeitalter in höchst ergötzlicher Weise das Paradies der sinnlichen Seelen schildert, in welchem alle ihre gemeinen Wünsche eine handfeste und tüchtige Befriedigung finden. Es tritt in diesem Gedichte die ganze Eigenthümlichkeit des ehrlichen Meisters lebendig hervor: heitere Laune, schalkhafter Humor und treffliche Schilderung des Lebens der niedern Stände, deren Fehler er aus eigener Anschauung kannte, daher ihm auch Bürger und Bauern, die Handwerker jeglicher Art einen beinahe unerschöpflichen Stoff darbieten, den er sehr häufig benutzt, um allgemeine Betrachtungen daran zu knüpfen, wie in dem vortrefflichen Schwank „der Schneider mit dem Panier" (3), in welchem die Schwäche der menschlichen Natur eben so wahr als ergötzlich dargestellt wird. Viele Schwänke, welche das Leben der niedern Stände darstellen, sind freilich nach verschiedenen Seiten hin schmutzig; aber selbst wenn er Buhler- und Ehebrechergeschichten berichtet, die er meistens älteren Gedichten oder den Italienern entlehnt, erzählt er mit so naiver Treuherzigkeit und solcher Kraft des Humors, daß das Unzüchtige beinahe ganz zurücktritt, wie in dem Gedicht vom „Bauer mit dem Zopff", und andern ähnlichen mehr. Am häufigsten erzählt er solche Geschichten, um an ihnen das zuchtlose Leben der katholischen Geistlichkeit zu zeigen. Daß er in ältern Gedichten und Erzählungen reichlichen Stoff hiezu fand, ist uns bekannt; manche Geschichte mag er auch aus mündlicher Mittheilung haben. Lag hierin nicht eigentlich eine feindselige Gesinnung gegen die katholische Kirche, da er doch bloß wiederholte, was seit Jahrhunderten gesagt und erzählt worden war, so zeigt sich dagegen eine entschiedene Abneigung gegen dieselbe in mehrern andern Schwänken, z. B. in dem „Vrsprung des ersten Mönnichs" und in dem „Vrsprung des Weyhwassers", da er beides, Mönche und Weihwasser, als Erfindungen des Teufels darstellt. So schneidend diese Schwänke auch an sich sind, so verlieren sie durch die gemüthliche Darstellung viel von ihrer Bitterkeit, was auch von einigen gegen den räuberischen Adel gerichteten Schwänken gilt, z. B. von dem, in welchem er die adeligen Herren geradezu aussprechen läßt, daß sie allein befugt seien, die Kaufleute auf den Straßen zu berauben („Von dem frommen Adel"). Noch feiner ist der Schwank „der Müller mit dem Studenten" (4) gehalten, in welchem die allgemeine Klage über die Rechtsverdrehungen der Juristen höchst ergötzlich dargestellt wird; denn wenn das Beginnen des Müllers auch als unverständige Einfalt und lächerlich erscheint, so wollte der Dichter doch zeigen, wie der einfache Menschenverstand auch in dieser Beziehung das richtigste Urtheil habe, daß man ihm daher folgen und sich des fremden, den Deutschen aufgedrungenen Rechts entledigen solle. Obgleich Hans Sachs in seinen meisten Schwänken irgend eine didaktische Absicht hatte, die er denn auch in dem gewöhnlich angehängten „Beschluß" entwickelte, so war sein episches Talent doch so entschieden, daß sie in der Darstellung nicht hervortrat, die Geschichte vielmehr als ohne alle Nebenabsicht und nur ihretwegen erzählt erscheint; dies gebt aus allen mitgetheilten Gedichten, am schlagendsten vielleicht aber aus dem Schwank „St. Peter mit der Geiß" (5) und „St. Peter mit dem faulen Bauernknecht" hervor, welche außerdem unübertreffliche Muster der komischen Legende sind.

Hans Sachs hat endlich auch eine große Zahl von Fabeln geschrieben, zu welchen er den Stoff theils aus Aesop und den späteren lateinischen Fabeldichtern, nur selten dagegen aus der Thiersage entnahm, theils selbst erfand. Es haben dieselben im Allgemeinen weit weniger Werth, als die eigentlichen Erzählungen, von denen sie sich jedoch in der Haltung wenig oder gar nicht unterscheiden; doch sind auch viele unter ihnen trefflich erzählt, z. B. „der gescheyd Hann", „die zwei Meus", „der Zipperlein vnd die Spinn."

*) So heißt es am Schluß:

„Noch habens jhr freyheit erhalten,
Das sie kein Herschafft kan vergwalten
Bißher von jhrm gringen anfang.
Das wöll Gott auch noch geben lang,
Weil Schweyz frey vnd auffrichtig handelt,
Als Biderleut recht ehrbar wandelt,
Dem vnderthan halln trewen Schutz
Vnd handhaben Gemeynen nutz,
Vnd halten auffrecht Trew vnd Glauben,
Leyden kein Schinderey noch Rauben,
Halten gut sichre Weg vnd Straß
Freundlich dem Frembden vbermaß,
Halten gut Bürgerlich Policey:
Derhalb sieht jhn Gott Sieglich bei.
Das jhr wolfart sich mehr vnd wachß,
Das wünscht jhn zu Nurnberg Hans Sachs.

1. Die vngleichen Kinder Eua.

Die gelehrten haben zugericht
Vor jaren ein lieblich gedicht:
Nach dem vnd Gott der Heer beſchuff
All creatur durch wortes ruff,
Der vnſerm erſten vatter Adam
Ein ripp auß ſeinre ſeitten nam,
Daraus Eua das weib jhm baut,
Vnd ſie Adam ehlich vertraut,
Gab jhn darnach ſein ſegen werd,
Sprach: „Mehrt euch vnd erfullt die erd.“
Als aber ſie nach diſer that
Nach des Sathanas fuͤrſchen ealh
Affen von der verbotten ſpeiß,
Trieb ſie Gott auß dem paradeiß,
Vnd waren in Gottes vngnaden,
Nach diſem verderblichen ſchaden
Buwt Adam die vnfruchtbar erd
Im ſchweiß ſeins angſichts mit beſchwert,
Eua aber das weib fuͤrwar
In ſchmertzen vil kinder gebar.
Die waen eins theils ſchen vnd adelich,
Subtiel gliedmaſſert, zuͤchtelich,
Sinnreich, geſchickt, hoͤflich gebrelich;
Doch hat ſie vil kinder gefehelich,
Tell, toͤlpet, greb vnd vngeſtalt,
Vngleich den kindern oberzalt.
Derhalb Eua, die muttre klug,
Die ſchoͤnen kinder fuͤrher zug,
Vnd bet ſie gar hold, lieb vnd wert;
Der andern kinder ſich beſchwert,
Vnd achtet ſich jhr nicht ſo hart,
Weil ſie waren geſchlagen auß der art.
Nun der vngeſtalten kinder zahl,
Der waren jehe viel vberal:
Die ließ Eua gehn, wie ſie gingen.
Aber kurtzlich nach diſen dingen
Der allmechtige guͤtig Gott
Eua durch ſein engel entpat,
Er welt zu jhr kommen hinauß,
Schawen, wie ſie auf erd hiele hauß
Mit jhren kinden vnd Adam.
Bald Eua die botſchafft vernam,
Do war ſie fro der Gottes gnaden,
Dacht, ſein zukunfft wird ſein ohn ſchaden,
Kehret vnd ſchmucket das gantz hauß
Mit graß vnd blumen vberauß,
Stecket meyen in alle gaden,
Vnd thet jhr ſchoͤne kinder baden,
Stroͤlen, flechten vnd ſchmuͤckt ſie ſchen,
Legt jhn new gwaſchne hembdre an,
Thet jhn auch fleiſſiglich anzeigen,
Wie ſie ſich hoͤflich ſolten neygen
Vor dem Herren vnd jhn empfangen,
Jr heur bieten, fein zuͤchtig prangen.
Aber der andern kinder ungeſtalt
Verſtieß ſie alle, jung vnd alt:
Eins theils verbarg ſie in die ſtrew,
Eins theils vergrub ſie in das hew,
Eins theils ſtieg ſie ins eſeuloch.
Dann ſie forcht ſehr, der Herre hoch
Wird ſpotten jhr ob diſer zucht
Der jhern vngeſtalten frucht.
Als aber nun der Herre kam,
Die ſchoͤnen kinder alleſam
Het ſie geſtellet nach einander,
Empfingen den Herren alleſander,
Neygten ſich hoͤflich an dem endt
Vnd beten jhm die jhrn hendt;
Nach dem knoten ſie nider ſchon
Vnd beteten den Herrn on.
Nach dem der milte Herre guͤtig
Seguet die kinder gar ſenfftmuͤtig
Nach einander in diſem endt,
Vnd legt auff den erſten ſein hendt
Vnd ſagt zu jhm, „Du ſolt auff erden
Ein gewaltiger Koͤnig werden
Vnd ſolt halten in deiner hendt
In der welte das regiment!“
Zum andern: „Du ein fuͤrſte ſey!“
Zum dritten: „Du ein grafe frey!“
Zum vierden. „Du ein rittee ſchon!“
Zum fuͤnfften: „Sey ein edelmann!
Regieren ſolt jhr leut vnd landt
Vnd haben ſtet die oberhandt!“
Zum ſechſten ſprach er dergleich:
„Du aber ſey ein burger erich!“
Zum ſibenden: „Sey ein kauffmann:
Groß gluͤck ſolt du auff erden hau!“
Jnm achten: „Du werd wol gelehrt,
Ein doctor weiß vnd hochgeehret!“
Gab alſa jhn all reichen ſegen,
Eua diſe ding thet ewegen.
Weil dre Herr ſo mit milter handt
die hat geſegnet alleſandt,
Dacht: „Ich will bringen auch herein
Die ungeſtalten kinder mein,
So wirdt ſich Gutt noch mehr erbarmen
Auch der ungeſtalten vnd urmen.“
Loff nuuß und holt auch auß dem hew,
Auß der krippen vnd auß der ſtrew
Vnd auß dem ofenloch gar bald
Auch jhre kinder ungeſtalt,
Vnd fuͤert ſie hinein fuͤr Gott,
Ein vnluſtig, gtroͤbelte rott,
Grindig und lauſig, zottet und kniſſig,
Zerhubert, geſchmutzig vnd ruſſig,
Grob, vngeſchickt, toͤlpet vnd toͤtichet,
Schluͤchtiſch, an zucht, paͤuriſch vnd loͤtſchet.
Als der Herr ſub den ritzing hauffen
Da fuͤr jhm ſtehn, kreiſen vnd ſchnauffen,
Da muſt der Herr jhr allee lachen,
Sprach: „Eua, was meinſt mit den ſachen?
Eua ſprach: „Herr, gib jhn den ſegen,
Weil du biſt guͤtig allewegen,
Laß ſie jhr vngſtalt nicht entgelten!
Sie kommen zu den leuten ſelten,
Deehalb lehren ſie hie auff erd
Nicht ſehr uil hoͤflicher geberd.“
Der Herr ſpruch: „Daſſelb ſieh ich wol;
Jedoch ich ſie auch ſegneu ſoll
Durch meinen geiſt an diſem endt.“
Vnd legt dem erſten auff ſein hendt,
Vnd ſprach: „Du ſolt werden ein pawr,
Dein nahrung fall dir werden ſawr,
Solt andern bawen weltz vnd kern!“
Zum anderu ſprach er: „Du ſolt wern
Ein Fiſcher und ſolt fuhen fiſch,
Sa gehoͤren auff der Herren tiſch!
Sey ein ſchmid!“ thet dem dritten ſagen,
Mach ſenſen, beſchlag roß vnd wagen!“
Zum vierden ſprach: „Sey ein lebree!“
Zum fuͤnfften. „Du ſey ein webre
Vnd wuͤrck leinen vnd wollen tuch!“
Zum ſechſten: „Du much ſtiffel vnd ſchuch!“
Zum ſibenden ſprach: „Ein ſchneider ſey,
Mach hoſen vnd wammes dorbey!“
Zum achten: „Sey ein haſner du,
Mach haſen vnd auch krug durzu!“
Den neunden redet er auch an:
„Du aber ſey ein kaerenmann!“
Dem zehenden gab er ſein ſegen:
„Du bleib ein ſchiffmann allewegen,
Das du die leut fuͤhrſt vber reyu!“
Zum eylfften: „Du ſolt ein bot ſein,
Der brief thu hin vnd wider tragen!“
Vnd zu dem zwoͤlfften thet er ſagen:
„Du aber ſolleſt bleiben ſchlecht,
Dieweil du lebeſt, ein haußknecht!“
Als Eua hoͤret diſe wort,
Gemelten ſegen an dem ort,
Do ſprach ſie. „Lieber Herre reich,
Wie theilſt du ſo gar ungeleich
Dein ſegen? was zeichſt die arme rott,
Das dus alſa tritſt in das kot,
Das ſie auff gantzer erd allein
Sollen der andee fuͤſchemel ſein?
Weil ich die kinder alleſam
Geboru hab mein muun Adam,
Deumb ſolt deiu guter ſegen reich
Vber ſie alle gehn gleich.“
Dee Herr ſprach: „Eua umb bericht:
Der ſach veeſtehſt du warlich nicht.
Du weiſt, ich bin der ewig Gott,
Derhalb geburt mir vnd iſt uot,
Das ich verſech die gantze welt
Mit deinen kinden obgemelt,
Mit leuten zu den ergimeuten
Vnd dergleich zu den vubern ſtendten,
Auff das ſie mit einander wauderu.
Kein theil kund beſtehn ohn den andern.

Wann ſie all fürſten vnd herrn wern,
Wee wolt bawen koren vnd kern?
Wee wolt treſchen, maln vnd bachen,
Schmiden, weben vnd ſchnmachrn,
Zimmern, bawen, ſchnitzen vnd dreen,
Graben, gieſſen, ſchneiden vnd neen?
Schaw, zu dem allen ich erwehl,
Vnd eim jeglichen ſtandt zuſtell
Leut, nach dem ſie geſchicket ſein,
Denſelben zuuerteetin allein,
Auff das in allem ſtand vnd ampt
Auff ganzer erd werd nichts verſambt.
Das ein ſtand den andern erhalt.
Mit hilff nuß meim Göttlichen gwalt
Sie doch alle ernehret weeden,
Jeder in ſeinem ſtand auff erden.
Das alſo ganz menſchlich geſchlecht
Bleib einander eingleibet recht,
Gleich wie in einem leib die glider."
Da antwoet jhm fraw Eua wider:
„Ach Herr veeqib, ich war zu fech!
Dein Göttliche will, der geſchech
An mein kinden nach deiner ehr.
Ich will dir nicht einreden mehr."

Beſchluß:

Nun auß dieſer lieblichen fabel
Lehr wir gleich, wie nuß eine parabel,
Das man zu allen hendeln hent
Noch allezeit thut finden lent
In allen ſtenden hin vnd wider,
Beyde in hohe vnd in nidee.
Kein ſtand noch ampt, ſo ring vnd ſchlecht,
Man find im menſchlichen geſchlecht
Lent, die ſich willig geben deein.
Daebey ſpürt man heimlich allein,
Wie Gott ſo wnndeebar eegieet,
Vnd alſo weißlich ordiniert
All ſtend, das im weien beſteh
Menſchlich geſchlecht vnd oebnlich geh.
Wiewol obee vnd vnderthan
Vnſer zeit gröblich fehlen dran,
Da keiner bleibt in ſeim beruff,
Daezu jhn Gott der Herr erſchuff,
Will gar nicht dran begnüget ſein,
Vnd dringt ſich jeder weittee ein,
Seinem nechſten zu merckling ſchaden.
Daenit weeu all ſtend vberladeu,
Da ſimmer einee den andern dringt,
Betreugt, veruortheilt, ſchind vnd zwingt
Widee all Gottes ordenung.
Derhalb leyt jetzund alt vnd jung
Vil vndilliges ungemacht:
Gott wends zum beſten, ſpeicht Hans Sachs.

2. Das Schlauraffenland.

EIn gegend heiſt Schlaueaffenland,
Den faulen lenten wolbekannt,
Das ligt drey meyl hindee weynachten;
Vnd welcher darein wölle teachten,
Dee muß ſich groſſer ding veemeſſen.
Vnd duech ein berg mit birſchbrey eſſen.
Dee iſt wol dreyer meylen dick.
Als dann iſt er im augenblick
In demſelbing Schlaueaffenland,
Da allee reichthumb iſt bekand.
Da ſind die häuſer deckt mit fladen,
Leckuchen die hauſtüre vnd laden,
Von ipeckuchen dillen vnd wend,
Die dröm von ſchweinen braten ſend.
Vmb jedes hauß ſo iſt ein zann
Geflochten mit beatwüeſten braun:
Von maluaſiee ſo ſind die bennnen,
Kommen eim ſelbs ins maul gerunnen.
Auff den tannen wachſen leapffen,
Wie hie zu lnnd die tannzapffen:
Auff fiechten wachſen bachen ſchnitten,
Everpätz thut man von dircken ſchitten,
Wie pfifeeling wachſen die ſtecken,
Die weintrauben in doeenhecken.
Auf weidenkoppen ſemmel ſtehn,
Darunter bäch mit müllich gehn,
Die fallen denn in bach herab,
Das jedeemann zu eſſen hab.
Auch gehn die fiſch in den lachen
Geſotten, beaten, gſnlzt vnd bachen,
Vnd gehn bey dem geſtatt gar nahen,
Laſſen ſich mit den heuden fahen.
Auch fliegen nmb (möget jhr glanben)
Gebraten hünnee, gäns vnd tauben:
Wer ſie nit ſacht vnd iſt zu faul,
Dem fliegen ſie ſelbs in das maul.
Die ſäw allmal gne wol gerathen,
Lauffen im land vmb, ſind gebraten;
Jede ein meſſee hat im rück,
Darmit ein jeder ſchneyd ein ſtuck.
Vnd ſteckt das meſſee widee drein.
Die creutzkäß wachſen, wie die ſtein;
So wachſen bawern auff den bammen,
Gleich wie in vnſerm land die pflaumen:
Wenns zeitig ſind, ſo fallens nb,
Jeder in ein pae ſtiefel rab.
Wer pferd hat, wird ein reicher meyee,
Denn ſie legen ganz köeb vol eyer:
So ſchütt man auß den eſeln feign.
Nit hoch darff man nach kerſchen ſteign,
Wie die ſchwaetzbeer ſie wachſen thun.
Auch iſt in dem land ein jungkbeun,
Daeinn verzungen ſich die alten.
Vil kuetzweil man im land iſt halten:
So zu dem zill ſchieſſen die gäſt,
Der weitſt vom blat gewinnt das beſt;
Im lnuſſen gwinnt der lezt allein.
Das polſtee ſchlaffen iſt gemein.
Ibe waidwerck iſt mit flöh vnd länſen,
Mit wanzen, eatzen vnd mit mäuſen.
Auch iſt im land gut gelt gewinnen:
Wer ſehr fauk iſt vnd ſchlefft darinnen,
Dem gibt man von dee ſtund 2 pfennig,
Er ſchlaff jhr gleich vil oder wenig.
Ein furtz gilt einen Binger haller,
Drey greltzee ein Joachimsthlee;
Vnd welcher da ſein gelt veeſpilt,
Zwiſach man jhm das wider gilt.
Vnd welcher auch nit geren zalt,
Wann die ſchuld wird eins jares alt,
So muß jhm jener daezu geben.
Vnd welcher geen wol iſt leben,
Dem gibt man von dem tennck ein putzn,
Vnd welchee wol die lent lan ſazn,
Dem gibt man ein plappart zu lon:
Für ein groß luge gibt man ein eeen.
Doch muß ſich da büten ein man,
Allee vernunfft ganz müſſig gahn:
Wee ſinn vnd witz gebrauchen wolt,
Dem wird kein menſch im lande held,
Vnd wer geen arbeit mit dee hant,
Dem verbeut mans Schlnueaffenland;
Wer zucht vnd eebarkeit hat lieb,
Denſelben man des lands vertrieb.
Wer vnnütz iſt, wil nichts nicht lehrn,
Der kompt im land zu groſſen ehrn,
Denn wer dee fänleß wird erkannt,
Derſelbig iſt könig im land;
Wer wüſt, wild vnd vnſinnig iſt,
Geob, vnuerſtanden alle friſt,
Aus dem macht man im lnnd ein fürſtn
Wer gern ficht mit lederwürſtn,
Aus dem ein rittee wird gemacht;
Wer ſchlüchtlich iſt vnd nichtſen acht,
Dann eſſen, trincken vnd vil ſchlafn,
Aus dem macht man im land ein geafn;
Wer bölriſch iſt vnd nichtſen kan,
Der iſt im lnnd ein edelman.
Wer alſo lebt, wie obgennnnt,
Dee iſt gut ins Schlauraffenland,
Das von den alten iſt erricht,
Zu ſtraff der jugend zugericht,
Die gwöhnlich faul iſt und gefreſſig,
Vngeſchickt, heyleß vnd nachleſſig,
Daß mans weil ins land zu Schlaueaffen,
Darmit jhr ſchlüchtliſch weiß zu ſteaffen,
Das ſie haben nuff arbeit nicht,
Weil faule weiß nie gutes bracht.

3. Der Schneidee mit dem Panier.

EIn Schneider in dee Statt Strabbueg ſaß,
Dee ein berühmter Weeckmann was,
Der guten Kunden hett en zabel
Bey den Thumherren vnd dem Adel,
Denn er kund höfflich kleidee machen,
Daß er wurd reich, vnd nach den ſachen

Der eines tages zu vil trank,
Daß er ſich leget, wued tod krank,
Daß er ganz ſterbens ſich verwag.
Wie vil arzney ee alles pflag.
Einſmals an einer Pfinztag nacht
Kam der Teuffel vnd jhn anfacht,
Erſchien kohlſchwartz, zetet vnd rauch,
Mit fewerglaſtigen augen auch.
Sehr grawſamer geſtalt ee war,
Bracht auch ein Fannen mit jhm dar,
Sehr breit, wol dreiſſig elen lang,
Den ee vor dem krancken enmb ſchwang,
Jhm zu eim beſonderen ſchrecken.
Derſelbig war von lauter flecken,
Als Parchat, Atlas vnd Satin,
Burſat, Zendel und Ormaſin,
Von Sammet, Seiden vnd Dafant,
Von Schamlot vnd wullem gewand,
Löwiſch, Libiſch, Mechliſch Stammel.
Das Panier aller farb auch bet,
Grün, braun, gel, weiß, reſinfarb, plab,
Rot, ſchwartz, feyelfarb, Gſel grab,
Von allen flecken, die er im Leben
Den Leuten nicht hett wider geben.
Als der kranck nun ſach das Panier,
Kennt ers, mit lautee ſtimm auffſchrier.
Er rauffi ſein har vnd wandt ſein händ
Vnd kehrt ſich hinumb zu dee wänd,
Lebt, als ob er wer gar ynſinnig,
Als wer er nütig oder wünnig.
Zu hand ſein giellin ſamt der ſeelnunnen
Sprengten auff jn ein Weychbrunnen;
Tröſtlich man jhm zuſprechen kundt.
Nach dem der Teuffel doch verſchwundt
Mit dem Panier, nach dem mit Nam
Der kranck wider zu jm ſelb kam,
Vnd richtet ſich auff in dem Betth,
Vnd ſeinem geſind ſagen thet,
Wie jhm der Teuffel erſchienen wer,
Vnd jhm gedrowet ſcharpff vnd ſchwer,
Ee wolt jhn führen mit jhm wegk,
Hett jhm anzeiget alle fleck
An eim Panier, welche, ee redt,
Nach den Menſen geworffen bet.
„Das hat mir bracht ein ſolchen ſchrecken,
Dee mir noch iſt im hertzen ſtecken:
Drumb bitt ich, lieben gſellen, vnd
Wenn ich wird widee friſch vnd gſund,
Vnd daß ich ſchneid an eim gewand,
Als denn mich an das Panier mahnt,
Daß ich jhn an den Fahnen denckea,
Daß ich nicht leſſer jhn verſenckea
Mein ſeel in ſollich vngemach.“
Nun als er ward geſund hernach,
Vnd wenn er ſchnitt an eim Gewand,
Ward von ſein Gſellen er vermahnt,
Er ſoll dencken an das Panier,
Denn ſprach er: „Ja, danck habet jhr!“
Solcher brauch weret auff ein Monat,
Biß er eins tages geſchnitten hat
Ein güldes ſtück einr edlen Frawen;
Sein gſellen theten daranff ſchawen,
Sagten, er ſell ans Panier dencken.
Der Meiſter antwort jn mit ſchwencken:
„Ich gedenck wol an das Panier
Von mancher farb hat es ſein Ziee,
Doch ſach ich diſee faeb nit dran.
Derhalb ſo wil ich ſie auch han
Vnd ſetzen in den Fanen nein,
Daß ſie mir zier das Panirr mein.“
Nach dem ſchneit er vom gülden ſtück
Ein trumm vnd ſprach: „Das walt als glück!“
Warf das geſchwind hin nach der mauß,
So war ſein feecht deß Paniers auß
Warff nach der mauß, gleich wie vechin.
Sein lebenlang vnd ſtellt nach gwin.
Als abr der Schneidr endlich verdarb
An einee kranckheit, daß er ſtarb,
Da kam er für das Himmel Thee,
Allda klopffet er an daeuer.
Sant Peter fraget, wer er wer?
„Ich bin ein Schneider,“ ſaget ee,
Sant Peter ſpeach: „O jn vil Jahrn
Jſt kein Schneider gen Himel gfarn,
Sonder all zu Ködersdorff bleiben.
Je zeit mit den Schuſtern veelreiben.“
Dee ſchneider ſprach: „Ach, laß mich nein,
Ich wird ſenſt erfrirn zu eim ſtein:
Mich frenſt, daß mir klappern die Zän;
Ich mag weiter nicht gehn, nech ſtehn.
Ich bitt hech, thu dich mein erbarmen
Ob ich darinnen möcht erwarmen.
Ich wil nur hintern Ofen ſitzen
Ein ſtund zwo, ob ich möcht erſchwitzen,
Denn wil ich widee weichen derten.“
Sant Peter ſchleß jhm auff die Pforten,
Daan jn eebaremt ſein klag beehleichen,
Vnd ließ jn hinteen Ofen ſchleichen:
Darhinter ſchmug ſich der Schneidr zam
In dem Botſchafft gen Himel kam,
Ein alter frommer Pfaff wolt ſterben
Lag ſchen in zügn, thet ſich enſerben.
Jnhand der Herr mit reneeents
Samt ganz Himliſchen heer eilends
Fuhre her abher auff die Erd,
Gen Himel zu bletten die Seel werd
Deß frommen Pfarheerrn von Bilzhofen.
Nach dem dee Schneidee hinderm Ofen
Krech herfür, den Himel zu ſehen,
Als er des Herren Stul thet nehen,
Auß Fürwitz er bald daranff ſaß,
Vnd eab auff erden ſchawen was
Durch die klaren lauter Gewölcker,
Vnd ſach da, was durch alle Völcker
Auff dem gantzen Eedboden gſchäch,
Vnd endlichen er auch eeſach,
Wie dorl ein aeme Fraw auffbieng
Jhr Weſch an einen Zaun gering.
Gar zerriſſene Häbeelein
Jr vnd auch jrer Kinder klein,
Sach darnach, ein reich Weib zu mal
Der armen ein Wychtüchlein ſtal,
Vnd ſchlich darmit bald daruen leyber.
Dareb erzürnet ſich der Schneidee
Vnd deß Herrn Fußſchemel ruckte,
Mit beyden Armen hoch auffyncket,
Vnd waeff jhn herab auff das Weib
Vnd zeekrüppelt jhrn gantzen Leib,
Daß ſie jhr Lebenlaag ward huckelt,
Hinckend auff beyden Beinen huckelt.
Als nun das Himliſch heer einzeg,
Der Schneider hinder den Ofen keech.
Als nun der Herr auff ſein Stul ſaß,
Sein Fußſchämel nit vorhanden was,
Vnd fragel Petrum, wo er wer,
Da ſagt er von dem Schneider hee,
Deeſelb wüet jhn haben veetragen,
Thet jhn von Ofen fürher jagen,
Vnd ſtellt jhn für den Herren dae,
Dee jn der Sach bald fragen war.
Vor ferebt der Schneidr zittert zumal
Vnd ſaget her von dem Diebſtal
Der Reichen, welche ſtal der Armen
Das bett jha thun ſo hart erbarmen,
Daß er den Fußſchemel zu Rach
Dem Weib herab bett gweeffen nach,
Bat gnad, den freſt jhm zu vergeben.
Da antwort jhm der Herre eben
„O Schneider, Schneieer, vnd ſell ich
Allemal haben geweeffen dich
Mit meim Fußſchemel bey dein tagen,
Wann du den Leulen ab haſt trageu,
Die Fleck geworffen nach der Mauß,
Meinſt nicht, es wer auff deinem hauß
Lenaſt kein Ziegel nehr auf deim Dach?
Auch betſtu langeſt durch mein Rach
Auch müſſen geben an zweyen Krücken
Mit krummen Bein vnd bogen Rucken,
Werſt lenaſt worden zu einem krüppel.
Warumb haſt denn du, grober knüppel,
Mit Rach angriffen das weib ſe gweltig,
Daß du verdient hetſt Tauſentfeltig?“

Dee Beſchluß.

Darmit end ſich die ſchwencklich Fabel.
Zu vnterweiſſung ein Parabel
Bey dem Teuffel, der erſtlich wedet,
Den ſchneidee mit dem Panier ſchrecket,
Daß offt ein Menſch durch Geeuß vnd Plag
Zu rew vnd buß komt etlich tag.
Dech bald die Plag komt veen ſeim halß,
So lebt ee in Sünd, wie vermals,

Vnd wo er doch ficht andre Leut
In der gleich Laſtera ligen hent,
Schreyt er vber ſie. „Zetter, Waffen!
Das ſolt man ſo vnd alſo ſtraffen.“
Vnd wenn er in ſein eigen hertz
Selb ſchawt in ſein gwiſſen etwerts,
Su fünd er hanterfeltig mehr,
Darinn er widre trew vnd ehr
Gehandelt hat in ſolchen ſtücken,
Das er doch heimlich thut verdrücken,
Als ob er ſey zin lauter rein.
Ehrlicher wer, daß er allein
Vor zůg den Balcken auß ſein angen,
Denn würd es jhm auch billich taugen,
Daß er auch zůg dem nechſten ſein
Auß ſeinem aug das Pechtle klein.
Daſſelb jhm lob vnd ehre brecht
Bey andern Leuten, ſo er ſchlecht
Auß gutem hertzen der lieb inbrunſt
Ohn allen neide vnd vngunſt
Freundtlich ermahnet zu der zucht,
Deß nechſten wolfahrt darinn ſucht,
Daß der ubkem vil vngemachs
Durch ſein Zuchtlehr, ſo ſpricht Hans Sachs.

4. Der Müller mit dem Studenten.

EIn Můlner ſaß im Beyerlandt
Auff einr mühl, die ſchön mühl genannt,
Wohlhabent, der hett einen ſahn
Eins guten jagrnums nun:
Den ließ er in die ſchule gan,
Der nam dir lehr begierig an,
Begriff bald die puerilia.
Nun war ein alter pfarrer du
Im nechſten dorff, ſein letter was:
Derſelbig rieth dem můller, das
Er ſein ſuha weyter ließ ſtudiera.
Er hett ein gut ſtnureiches hien,
Möcht wol erreicha der künſten ſtul.
Solt ſchicken jhn aaff die hoch ſchul.
Der gut můlner gefolget hat,
Schickt ſein ſohn hin gen Ingolſtatt,
Alda er denn ſtudieren war,
Vnd ſchickt täglich zum vatter dar
Vmb gelt, zu kauffen dis vnd das
Vnd vmb bücher on vnterluß,
Der er vil zſumen briagen thet,
In juris er ſtudirret hett,
Wolt ein doctor der rechten wern.
Des ausgebens thet ſich beſchwern,
Den můlner im beutel ſchmirzen war
Als das hett geweret auff drey jar,
Ließ er heim forbern ſeinen ſuha
Vnd wult einmal erforſchen thna,
Was er die zeyt ſtudieret hett,
Wie er ſein gelt anlegen thet.
Vnd als der ſuhn heim kam darnach,
Der vatter zu dem ſoae ſprach:
„Wil gelt hab ich auff dich gewendt,
Zeyg mir, wo deine bücher ſendt.“
Der ſtndeat teng ein buch jhm dar,
Das der eoder genenaet war:
Mitten durina die ſchrifft war grob,
Doch kleine ſchrifft darumb rad drob.
Als dre můlner das buch auffthet,
Sah, das es zweyerley ſchrifft hett,
Do hett er groß wnader dareb,
Sagt, wie dus diß buch klein vad grob
Geſchriben iſt, zu ſeinem ſon.
Der ſprach: „Vatter, ſo tha verſtun,
Die grob ſchrifft iſt der terte bloß,
Die klela ſchrifft herumb iſt die gloß.“
Der můllre ſpeach zum ſoae ſeia:
Son, du weiſt, ich kan keia latein,
Weiß nit, was tert iſt oder gloß,
Sag mir teutſch, ſo verſteh ichs doch.“
Er ſprach: „Der tert iſt die warheit,
Wie das haben vor laager zeyt
Die alten keyſer geſtellet wol,
Gerecht vad aller weißheit vol,
Jhre ſtattuten vad geſetz,
Nach den man in gericht zu letz
Soll vrtheila nach gerechtigkeit.
Vad darnach aber mit der zeyt
Haben die glehrten drüber gſchriben,
Wie jeglichen ſein geiſt hat tribea,
Wie man die warheit ſull verſtehn
Vnd mit dem rechten ſoll vmbgehn,
Doch einer anderſt, dean der ander,
Fehln offt des rechten wegs allſander
Mit jhrn comrntea lang vnd groß.
Schaw, vattre, das acant man die gloß.“
Der můllre ſchwig doch zu dem allea,
Wiewol es jhm thet ſehr mißfallen,
Vnd ſprach: „Mein ſoha, merck, wz ich ſag:
Jetzt wirſt du eſſen za mittag
Mit dem pfarrern, dem fettern dein,
Der wirdt dana mit dir ia lutein
Reden rnd freundtlich conuerſierea,
Mercken, wie du haſt thaa ſtudierrn
Vnd angelegt haſt gelt vnd die zeyt
Mir vnd auch dir zu nutzbarkeit.“
Der ſtudent hin zum pfarrer tratt.
Der gute můller an der ſtat
Nam das rechtbuch herfüeher, das
Ab maegiaem gloſieret was,
Abzeichaets mit der rötelſchnar.
Vnd mit der zimmerpartea pur
Hawt herab vberal die gloß,
Ließ nur bleiben den terte bloß,
Schnur eben herumbhre ganz glat.
Als der ſtudent kam wider ſpat,
Do fladert die gloß vmb vnd vmb
Zerſtrewet in der mühl herumb.
Als der ſtudent die gloß erſach,
Beſchamt das bhawen bach darnach,
Erſchrack er, ſprach: „O vatter mein,
Ach weh, weh, was ſoll nur das ſein,
Das da mir, weil ich was zu gaſt,
Mein beſtes bach verderbet haſt?“
Der müller ſprach: „Kein ment betracht!
Ich hab dus buch erſt gut gemacht,
Das ich gehawea hab daenon
Vil ingen nad opiaion.
Hir haſt du noch die warheit ganz:
Darmit ſo ward nur diſer ſchanz.“
Der ſtudeat ſprach: „Die nahrung mein
Wirdt von der warheit ſchmal vnd klein:
Wang ich auch nit kondt liſt vad renck,
Außzůg, auffzug, fürwiz vnd glenck,
Darmit ein böſe ſach zu ſchmücken,
Die gegen partbey zauertenckea,
Vad, wo ich nichts weiß zugewinnen,
Das ich doch mög verlengrnag ſtanen,
Darmit ich denn meiaer parthey
In dem rechten behülfflich ſey.
Vatter, ſchaw, das iſt die beſt kunſt,
Die tas hauß tregt brndt, gelt rnd gunſt,
Das laag nit die ſchlecht warheit thet.“
Der můller gleich in zorea redt.
„Solch kunſt achten wir dorfflent nicht,
Beſitzen doch rnſer gericht
Vater dem himmel bey der lieben:
Offt kurtzer zeyt ein rrtheil finden
Nach der waeen gerechtigkeit,
Darmit jhr vmbgeht lange zeyt,
Sucht darinn ewern gwiaa rnd nutz,
Halt der grechtigkeit wenig ſchutz:
So ſeyt warhafftig jhr juriſten
Ja fůtten ait vaſt gute Chriſten.
Will kein pfenning mehr auff dich wenden:
Mein ſohn, nehe dich mit deiaen händea
Vnd arbeit, wie ich thet vor jaren,
Vnd laß dein jurifterea faren,
Das dir nit endlich daraus wuchs
Deiner ſeel ſchad!“ So ſpricht Hans Sachs.

5. Sanct Peter mit der Geiß.

Da noch auff erden gieng Chriſtus
Vnd auch mit jhm wandert Petrus,
Eins tags aus eim dorff mit jhm gieag.
Bey einer wegſcheyd Petrus anfieng.
„O Herre Gott vnd meyater meia,
Mich waadert ſehr der güte deia.
Weil du doch Gott allmechtig biſt,
Läßt es doch geha zu aller friſt
In aller welt gleich wie es gebt.
Wie Habacuck ſagt der Prorbet:
Frefel vad gewalt gebt für recht;
Der gottloß vbervortheilt ſchlecht
Mit ſchalckheit bea grechtea vnd fromen.
Auch kön kein recht za end mehr komen;

Die lehr gehn durch einander ſehr
Eben gleich, wie die fiſch im meer,
Da immer eine den andern verſchlind.
Der böß den guten überwind:
Deß ſteht es übel an allen enden
In obern und in niedern ſtenden.
Deß ſchämſt du zu und ſchweigeſt ſtill,
Sam kümmer dich die ſach nit viel
Und geh dich eben glat nichts an:
Könſt doch alles übel underſtahn,
Nemſt recht in thänd die herrſchafft dein.
O ſolt ich ein jnr Herr Gott ſein,
Und ſtört den gwalt buben, wie du,
Ich wolt underſt ſchawen dazu,
Führn viel ein beſſer regiment
Auff erdreich durch alle ſtänd:
Ich wolt ſteyren mit meiner hand
Wucher, betrug, krieg, raub und brand,
Ich wolt uneichten ein rüwig leben!"
Der herr ſprach: „Petre, fug mir eben,
Meinſt, du wolſt ſe beſſer regireen,
All ding auff erd daß ordinirten,
Die frommen ſchützn, die böſen plagn?"
Sanct Peter thet hinwider ſagen:
„Jn, es müſt in der welt daß ſtehn,
Mit alſo durch einander gehn,
Ich wolt viel beſſer ordnung halten."
Der Herr ſprach: „Nun ſo muſt verwalten,
Petre, die hohen Herrſchafft mein:
Heut den tag ſolt du Herr Gott ſein.
Schaff und gebent alls, was du wilt,
Sey hart, ſtreng, gütig oder milt,
Gib aus den fluch oder den ſegen,
Gib ſchön wetter, wind oder regen,
Du magſt ſtraffen oder belohnen,
Plagen, ſchützen oder verſchonen.
Jn ſummm mein gantz regiment
Sey heut den tag in deiner händt."
Darmit reichet der Herr ſein ſtab,
Petro den in ſein hände gab;
Petrus war deß gar wol gemut,
Dancht ſich der Herrligkeit ſehr gut.
Jn dem kam der ein armes weib,
Gantz dürr, mager vnd bleich von leib,
Barfuß in eim zerriſſnen kleyd,
Die trieb jhr geiß hin auff die weyd.
Da ſie mit auff die wegſcheid kam,
Sprach ſie: „Geh hin in Gottes nam!
Gott behüt vnd beſchütz dich jmmerdar,
Das dir kein übel widerfahr
Von wolffen oder vngewitter,
Dann ich kan warlich je nit mit der
Jch muß arbeiten das taglohn,
Heint ich ſonſt nichts zu eſſen hon
Daheim mit meinen kleinen kinden.
Nun geh hin, wo du weyd thuſt finden
Gott, der behüt dich mit ſeiner hand!"
Mit dem die fraw widerumb wend
Jns dorff; ſo gieng die geyß jhe ſtraß.
Der Herr zu Petro ſagen was:
„Petre, haſt das gehert der armen
Gebört? Du muſt dich jhr erbarmen.
Weil ſu den tag biſt Herr Gott du.
So ſtehet dir auch billich zu,
Daß du die geiß nembſt in dein hut,
Wie ſie von hertzen bitten thut,
Vnd behüt ſie den gantzen tag,
Daß ſie ſich nit verjer im hag,
Nit fal, noch mög geſtollen ween,
Noch ſie zerreiſſen wölf vnd bern,
Das auff den abend widerumb
Die geiß unbeſchedigt heim kumb
Der armen frawen in jhr huß:
Geh hin vnd richt die ſach wol aus!"
Petrus nam nach des herren wort
Die geiß in ſein hut an dem ort,
Vnd trieb ſie an die weyd hindan.
Sich fieng Sanct Peters unruh an,
Die geiß war muttig, ſprung und frech,
Vnd bliebe gar nit in der nech.
Loff auff der weyde hin und wider,
Stig ein berg auff, den andern nider,
Vnd ſchleff hin und her durch die ſtauden.
Petrus mit ächtzn, blaſn vnd ſchnauben
Muſt immer nach trollen der gaiß.
Vnd ſchien die ſonn gar überhaiß:
Der ſchweiß vber ſein leib abran.
Mit unruh verzehrt der alt man
Den tag biß auff den abend ſpat
Machtloß, hellig, gantz müt und mut:
Die geiß widerumb heim hin brucht.
Der Herr jach Petrum an vnd lacht,
Sprach: „Petre, wilt mein regiment
Noch länger halten in deiner händt?"
Petrus ſprach: „Liebee Herre mein,
Nimb wider hin den ſtabe dein
Vnd dein gwalt: ich beger mit nichten
Forthin dein ampt mehr auszureichten.
Jch merck, das mein weißheit kanm töcht
Das ich ein geyß regieren möcht
Mit groſſer angſt, müh und arbeit.
O Herr, arrgib mir mein thorheit!
Jch will fort der regieeung dein,
Weil ich leb, nit mehr reden ein."
Der Herr ſprach: „Petre, daſſelb thu,
So lebſt du fort mit ſtiller eruh,
Vnd veeteaw mir in meine händ
Das Allmächtige regiment."

Der Beſchluß.

Dieſe fabel iſt non den alten
Vns zu arrmahnung für gehalten,
Das der menich die in dieſer zeit
Gottes unerforſchlich weißheit
Vnd ſeim allmächtigen gewalt,
Wie er himmel und erd erhalt,
Vnd die nerborgenlich regier
Nach ſeinem willen ordinier
Alle geſchöpff vnd creatur
Als der allmechtig ſchörffer pur,
Dns er dem ing lob, preiß und ehr,
Vnd forſch durnach nit weitee mehr
Aus fürwitz mutwillig und frech,
Wuenmb diß oder jens geſchech,
Warumb Gott ſolch übel nerheng,
Sein ſtraff nerzieh ſich in die leng,
Vnd die bößbeie ſo od laß ſchweben.
All ſolch gedmncken kommen eben
Geſtoſſen ber aus fleiſch und blut,
Dns uns thorheit urtheilrn thut,
Vnd läſt ſich duncken in den ſuchen,
Es wöl ein ding viel beſſer machen,
Denn Gott ſelber in ſeinem thron;
Vnd wenns jhm etwan noth ſolt thon,
Solt er mit müh, not vnd angſtſchweiß
Auch hie regieren kaum ein geiß.
O mrnſch, erkenn dein nunermügen,
Dns dein weißheit vnd kräfft nit tügen,
Nachzuforſchen Göttlichem willen.
Laß den glauben dein hertze ſtillen,
Dns Gott ohn vrſach nichtſen thn,
Sonder auffs beſt, und ſey zu ruh.
Dergleich vrtheil in dieſer zeit
Auch nit die weltlich obrigkeit,
Samb ſolts das thun vnd jenes laſſen,
Dieweil ſie iſt non Gott dermaſſen
Zu regieren die nuſerwehlt
Vnd ſeim nolck zu nut fürgeſtellt,
Daß ſie Gottes befelch aufricht;
Vnd ob ſie gleich daſſelb thut nicht,
Sonder eben das widerſpil,
So iſt es doch uns Gottes will
Zu ſtruff der groſſen ſünde dein.
Sie wird tragen das vrtheil ſein,
Derhalb mans auch nit urtheiln ſol.
Bitten und betten mag man wol,
Das vns Gott wöl die ſünd verzeyhen
Vnd ſein gunſt und genad nerleyhen
Der obrigkeit im regiment,
Weil ihr hertz ſteht in ſeiner händ.
Auff das ruh und frid nufferwachs
In Chriſtlicher gmein, wünſcht Hans Sachs.

Erasmus Alberus.

Die erſten Fabeln, welche Alberus dichtete, waren meiſtens kurz, manchmal beinahe bis zur Undeutlichkeit gedrängt; er hatte ſich offenbar die Auffaſſungs- und Darſtellungsweiſe der äſopiſchen Fabel zum Muſter genommen, bei welcher die Erzäh-

lung nur die nothdürftigsten Begebenheiten berichtet, welche die Lehre zur Anschauung bringen sollen. Eben so legte er in denselben nur ganz allgemeine Lebens- und Klugheitslehren zum Grunde, und kaum blickt hie und da eine schwache Anspielung auf die Zeitverhältnisse durch. Diesen Charakter der gedrängten Kürze und Allgemeinheit haben beinahe alle die siebenzehn Fabeln, welche zuerst (Hagenau 1534) gedruckt erschienen*); einen ganz andern Charakter haben sie in der nachfolgenden Ausgabe (Fs. 1550) genommen, welche nicht nur viel mehr Fabeln enthält, als die erste (im Ganzen 49), sondern die früheren zum Theil auch in veränderter Abfassung gibt. Denn er hatte in der Zwischenzeit seine Ansicht von der Fabel vollständig geändert, theils darin, daß er ihr nun epische Entwickelung gab, theils darin, daß er sich nicht mehr auf Veranschaulichung allgemeiner Klugheits- und Lebensregeln beschränkte, sondern vielmehr die Fabel zur Darstellung seiner Ansichten über Religion, Kirche und Staat, häufig sogar zur Bekämpfung der entgegengesetzten Meinungen benutzte, wodurch sie einen polemischen und satyrischen Charakter erhielt. Zwar lag schon in seinen früheren Versuchen ein leiser Anfang der epischen Entwickelung, indem er schon in denselben die erzählten Begebenheiten an bestimmte Orte knüpfte, am liebsten an solche, welche entweder in der Wetterau oder in deren Nähe lagen; in den späteren Fabeln aber entwickelten sich diese Andeutungen zu längeren Beschreibungen, und zudem werden auch die einzelnen Begebenheiten und Handlungen in epischer Breite ausgeführt, namentlich aber die Reden mit Geschick erweitert, wie man z. B. aus der Vergleichung der beiden Bearbeitungen der „Sladt- und Feldmaus" (1) ersieht. Wie er die späteren Fabeln zur Darstellung seiner religiösen Ansichten und zur Verspottung der Gegner benutzte, ist besonders aus der „Von einem Frosch vnd fuchß" ersichtlich. Ein Frosch, erzählt er, der aus dem Niederland kam, rühmte sich großer Kenntniß in der Medicin. Alle Thiere bewundern den Prahler, nur der Fuchs traut ihm nicht, und fragt ihn daher, wo er studirt und promovirt habe? Da berichtet nun der Frosch von allen Universitäten, die er besucht, und erzählt, was er dort gelernt; überall aber sei er von dem neu erwachten Geist der Wissenschaft, den er bezeichnend stets die „Poeterei" nennt, und von der auftauchenden Ketzerei vertrieben worden; so in Mainz von Hutten, in Trier von Mosellanus, in Erfurt von Eoban, in Marburg und andern Städten von der neuen Ketzerei, wie er die römischen Dichter nennt. Der Frosch ist der Repräsentant der katholischen Partei, welche nicht bloß die neue Bewegung in der Kirche, sondern auch die regen Bestrebungen in der Wissenschaft verachtete und verfolgte. Daher erscheint er auch bei all seiner Prahlerei als der größte Ignorant, wie er denn alle lateinischen Wörter in komischer Ungestalt hervorbringt. Wenn er sagen will, er sei zum Baccalaureus promovirt worden, heißt es, man habe ihn zum „Backfisch geproppfi"; das bekannte Buch Hortus animae wird ihm zum „Hortum animal", statt professirt, Receyt, Griechisch, Hebräisch sagt er „profiert, Decept, Grex, Hebrex", u. s. w.

*) Nur die letzte „Von dem Löwen vnd Esel" ist länger, ja sie ist überhaupt die größte von allen, wie sie auch die einzige ist, welche besondere Beziehung auf die Zeitverhältnisse hat.

Die Verehrung der Heiligen, der Reliquiendienst. Alles überhaupt, was die neue Lehre verwarf, wird gelegentlich eben so bitter verspottet, als die Anhänger der alten Kirche, Witzel, Pfefferkorn u. A. m. Noch bitterer ist die Fabel „Vom Bapst Esel". Der Esel fand einst eine Löwenhaut, mit der er sich umhüllte; man hielt ihn für einen Löwen, und gehorchte ihm. Er aber führte das Cölibat ein, verbot, am Freitag Fleisch zu essen, setzte Kaiser ab und ein, bis nach 912 Jahren ein geschickter Mann kam, der ihm die Löwenhaut abzog. Als eifriger Lutheraner bekämpfte Alberus auch die andern protestantischen Parteien, namentlich die Schwärmer, zu welchen er freilich auch in seinem übertriebenen Eifer den Zwingli zählt, so in der schon angeführten Fabel „Vom Löwen und Esel". Daß Alberus nicht nur für seine Ansichten sprach und schrieb, sondern daß er für dieselben einzustehen wußte, haben wir in den kurzen biographischen Notizen (S. 17) gesehen*); es ist daher die Fabel „Von einem Löwen, Bern, Wolff vnd Fuchß" (2) für seinen Charakter äußerst bezeichnend, da er in ihr die Leute geißelt, welche zu Allem still schweigen und sich zu keiner Partei halten, um in keine Unannehmlichkeit zu geraten.

Viele Fabeln sind den äsopischen entnommen, andere hat er dagegen wohl selbst erfunden, und einige älteren deutschen Fabeln nachgebildet, wie die „Von einem Löwen, Wolf vnd Esel", welche schon bei Hugo von Trimberg vorkommt (I, 212 u. 220) und die auch Waldis bearbeitet hat; nur ist die Anwendung bei Alberus umfassender, als bei Hugo: denn während dieser die Fabel nur auf das Klosterleben bezieht, ist sie jenem ein Bild des Lebens überhaupt, wo die Großen die ärgsten Schandthaten ungestraft begehen dürfen, die Armen und Geringen aber wegen jeder Kleinigkeit bestraft werden. In Bezug auf die Darstellung verdient hervorgehoben zu werden, daß die späteren Fabeln, so wie die Umarbeitungen der älteren weit besser und fließender geschrieben sind, als diese. „Ich bitte auch", sagt er in der Widmung der ersten Ausgabe, „wollet meine Rheimen für gut nehmen, ob sie sich nit zu wol rheimeten, vnd auch nit zu gut teutsch mit vnderliesse, dann ich bin ein grober Wedderawer, dem die zung nit wol geschliffen ist." Und in der That hat er sowohl den Reim, als den Vers später mit weit größerer Reinheit und Sicherheit behandelt, und auch die Mängel der Sprache so viel als möglich zu tilgen gesucht.

1. Von einer Stattmauß vnd Feldmauß**).

Es war einmal ein Städtisch Mauß,
Die gieng spatzieren ins feld hinauß;
Wie sie nun lieff im feld vmbher***),
Sieht sie ein Feldmauß vngefehr,
Vnd spricht: „Gott willkomm, Stattmauß zart,
Wie kombstu her in vnser Art?
Ich bitt dich, du wöllst sein mein Gast."
Die Stattmauß sprach: „Ich achts nit fast."
Die Feldmauß lieff vnd hat kein Ruh,
Biß das sie richt ein Mahlzeit zu,

*) Wie fügen zu diesen nachträglich hinzu, daß er von 1525 bis 1527 Schullehrer in Uriel und von 1527 bis 1538 Pfarrer in Sprendlingen war, so wie daß er seine Fabeln während dieser Zeit dichtete.

**) Die mit * bezeichneten Stellen fehlen in der ersten Ausgabe (v. 1534).

***) In der 1. Ausg. heißt es besser: „Mit weit von Franefurt an dem Main Da kam zu ihr ein feldmaus klein, Vnnd sprach:" ꝛc.

Was ſie hat auff den Winter kaldt
Geſamlet, thet herfür ſie baldt:
Alſo ward leer der Speiſenkaſt,
Daß ſie thet gütlich ſolchem Goſt.
Da ſolchs nun war alſo geſchehen,
Daſſelb alles vnangeſehen,
Die Stattmauß hat ein ſtoltzen Mutz,
Daß ſie nicht nam ſolchs alls vor gut;
Sie ſprach: „Es iſt doch nichts althie
Deß groſſen Armuts mocht ich nie.
Ja glaub mir frey, was ich dir ſag,
Wir Stattmauß haben beſſer Tag.“
Sie macht ſich auff vnd wolt zu Hauß
Vnd nom mit ſich die Ackermauß,
Daß ſie beweiſet mit der That,
Was ſie mit Worten berhümet hat.
Die Stattmauß beacht her Brodt vnd Weck,
Darnach bringt ſie auch Käß vnd Speck,
Gut Eyerkuchen vnd viel mehr:
Sie lebten wol vnd zechten ſehr.
Die Stattmauß zu der Feldmauß ſprach.
„Hab ich nit allhie gut gemach?“
„Ja warlich!“ ſagt die Ackermauß,
„Die Sach gefellt mir vberauß.“
Sie hatt das Wort kaum außgeredt,
Der Haußknecht für der kammee ſteht;
Die Mäuß bald hörten das Gerüſſel,
Dz macht der Haußknecht mit dem Schlüſſel
Es ward den armen Mäuſſen bang,
Sie kunten ſich nicht ſeumen lang.
Die arm Feldtmauß wiſt nit wohen,
Sie dacht: „Es wirt mir vbel gehn!
Wer ich in meinem Armut blieben,
Ich würd jetzt nit vmbhee getrieben.“
Deß Orts war ſie gantz vnbekandt,
Jedoch zuletzt ein Mäußloch fandt.
Der haußknecht gieng wider hinauß.
Da lieff herfür die Stättiſch Mauß
Vnd rieff die Feldtmauß auch herzu:
„Mein Liebe Feldtmauß, wo biſtu?
Herzu, herzu! es hat kein Noht!“
Die Feldtmauß war, als wer ſie todt,
Das arm Feldtmäußlin zittert ſehr,
Jr war nit wol bey ſolcher Ehr.
Die Stattmauß ſprach: „Sey nur getroſt,
Es hat kein Noht, wir ſind erlöſt
Auß dieſer Angſt, ſey vnuerzagt!
Was ligt dran, daß wir warn verjagt,
So vns doch nit ein Härlin breit
Verwehret iſt? Nun thu beſcheit.
Ich bracht dir vor ein gantzen auß,
Drumb thu mir gleich, mein liebe Mauß.“
Dee Gaſt ſah vbel zu den Sachen,
Wolt ſich nit laſſen frölich machen.
Der Wirt ſprach: „Sey doch guter Ding!
Ich denck, daß ich jm einen bring,
Daß er wider ein Farb gewinn.
Du ſihſt doch, daß ich frölich bin,
Warumb wiltu dann trawrig ſeyn?
Du machſt dir ſelbſt ein eigen Peyn.
So laß nun ſahen dein Trawrigkeit,
Vnd denck vnd thu einmal Beſcheit,
Dann Traurigkeit nimmt eim ſeyn Macht,
Vnd hat viel vmb jhe Leben bracht.
Laß vns ein feines Liedlein ſingen,
Donn wil ich dir noch einen bringen,
So haſt du dann drey für dir ſtahn.“
Zu ſingen hnb die Stattmauß an
Den Bentzenawer zu Latein;
Noch wolt der Gaſt nit frölich ſeyn.
Die Stattmauß ſang noch ein Geſang,
Auff daß jm würd die Zeit nit lang,
Sie ſang: „Nun wölln wirs heben an,
Zu ſingen non eim Gumpelman“;
Sie ſang ouch von ſchön Elſelein:
Noch wolt der Gaſt nicht frölich ſeyn,
Der Feldmauß war noch immer bang.
Darnach die Stattmauß wider ſoug:
„Becks Emſer lieber Domine,
Man ſolt auch ſagen pareite!
Sagt mir, von wonnen kompt jr her?“
Darnach das Lied vom Felbiger,
Vnd Goeleus von Wendelſtain,
„Ein Gans zu Franckfurt nu dem Mayn“,
Zuletzt vom Waſſer vnd vom Wein.
Noch wolt der Gaſt nicht frölich ſeyn,
Sonder er bub zu fragen an,
Ob ſie die Gfahr müſt offt beſtan?
Die Stattmauß ſprach: „Es iſt wol wahr
Daß ich beſtehn muß offt die Fahr;
Ich kehr mich aber nit daran,
Verachtung muß man drüber han.
Die Feldmauß ſprach: „Jſt dem alſo,
Bey dir würd ich wol nimmer fro
Die gute Tag ſind ſo gethan,
Daß ich wer lieber fern davon.
Die köſtlich Speiß, als michs anſicht,
Die iſt mit Honig zugeteicht,
Vnd innwendig doch voller Gallu
Solch gute Tag mir nicht gefallu.
Mit frieden iſt mir lieber zwar
Mein Armut, dann bei dieſer Gfahr
Dein gute Tag in ſolchem Pracht:
Du liebe Mauß, zu guter Nacht!“

2. Von einem Löwen, Bern, Wolff vnd Fuchß.

Der Löw ein Schloß hatt, das was ſteck,
Vnd ward genannt Tyrannenberg.
Das Schloß ward jhm darnach verbeennt,
Daß man die ſtätt kanm jetzand kennt;
Doch ſind die Funcken mächtig ſeern
Geſtoben unter ander Heren.
Als nun der Löw das Regiment
Noch inn hatt, hat er außgeſendt
Sein Botſchafft in das Land vmbher,
Vnd vnter andern wor der Ber
Auß ſeinem Schloß, hieß Greiffenthal,
Beruffen in des Löwen Sal.
Der Wolf mit jm zog alſo bald,
Der ſaß nit ferrn von jm im Wald:
Daſelbſt war er ein reicher Graf,
Hatt mehr denn ſieben tauſend Schaf,
Vier hundert Geiß, vnd Gäns ohn Zal;
Sein Schloß, das hieß man Würgethal.
Das Füchslin macht ſich auch herbey,
Daß jr zu hauff waen eben drey.
Der Fuchs auch einr nom Adel wor,
Vnd hatt nie weniger all Jar,
Dann ſechſthalbhundert Hüner fallu.
Die müſten täglich zu jm wallu
Mit herrlicher Proceſſion:
Der Fuchs empfieng die Hüner ſchon
Vnd zog mit jn in ſein Gemach,
Das hieß mit Namen Greiffenach.
Er hatt ouch Gäns vnd Enten gnug,
Vnd man jm teglich mehr zntrug.
Der Beer ein reicher Hertzog war,
Dem muſt man lieffern alle Jor
Auff Martini des Morgens feü
Neun hundert Eſel, tauſend Khü
Vnd vorzu viel tauſend Schwein,
Doß ſie kaum all zu zehlen ſeyn.
So wöllen wir nun zeigen an,
Was ſie beim Löwen han gethan.
Sie kamen für deß Löwen Hauß;
Do ſchickt der Löw ein Knecht herauß,
Daß er dem Bern ſolt ſagen an,
Er ſol hinein zum König gahn.
Als er zum Löwen kompt hineyn,
Da heißt der Löw jn willkomm ſeyn,
Vnd muß mit jm ſpaciern der Ber
Allenthalben im Sal vmbher.
Da ſprach der Löw: „Mein Ber, ſag mir
Dein Meynung, wie geſellt es dir?“
Er ſprach: „Wolt jr dann wiſſen, wie?
Es ſtinckt ſo trefflich vbel hie.
Jn der Spelunden möcht ich nicht
Haußhalten, das iſt außgericht.“
Da ſprach der Löw: „Wie ſagſtu, Tropff!“
Vnd nam jn flur bey ſeinem Kopff,
Vnd riß jn nider zu der Erden,
Ein heilger Mertlee muſt er werden.
Solchs macht den Wolff vnd Fuchs verzagt.
Bald ward dem Wolff auch angeſagt,
Er ſoll zum Löwen gehn hineyn,
Er dacht: „Das wil der Teuffel ſeyn!“
Als er hineyn zum Löwen kam,
Der Löw den Wolff bald mit ſich nam,
Vnd führt jn im Pallaſt vmbher.
Der Wolff ſach, wie der arme Ber
Dort lag, vnd ander Aß darzu:
Da log ein Schwein, dort lag ein Khn,

Hie lag ein Kopff von einem Gant,
Dort lag ein ranhes Schffenmaul,
Da lag ein Schwantz, dort lag ein Horn,
Hie ingen lange Eſels Ohrn,
Da lagen Bein, dort lagen Füß;
Der Wolff gedacht: „Hab dir die Drüy!“

Antezt, da er jn hat nun lang
Vmbher geführt, da ward jm bang
Er dacht: „Was wiltu zu jm sagen,
Wann er dich wirdt vmb Antwort fragen?“

Der Löw fragt jhn, wies jm gefiel?
Dem Wolff gefiel nit wol das Spiel,
Er dacht: „Ich wil jm dannoch geben
Solch Antwort, daß ich bleib bey Leben.“
Er sprach zu jm: „Auff meine Trew
Sag ich, es ist ein schön Gebäw,
Vnd reucht darzu so mächtig wol,
Daß billich ein Löw hie wohnen sol.
Das jag ich auff das Sterben mein,
Es geht ein süsses Lüfftlin reyn
Vom grünen Wald. O Gott, wie gut!
Das einem janfft im Hertzen thut.“

Der Löw gedacht: „Es hilfft dich nit!“
Er sprach: „O feiger Böſewicht,
Wie kan der Wolff so weiblich liegen,
Daß sich davon die Balcken biegen!
Drumb ich dich warlich straffen muß.
Wolan, ich leg dir auff die Buß.“
Da nam er jn beim Halß behend
Vnd hulff jm zu seins Lebens End.

Der Wolff hatt nun auch sein Bescheidt
Dem armen Fuchs war drauffen leyd:
Doch fand er bald ein feynen Ranck,
Wie er sich gegen dem Gesanck
Wolt halten, vnd träffs dannoch eben,
Also daß er erhielt sein Leben.
Denn als er ward berufft hinein
Vnd sagen solt die Meynung sein,
Da hielt er zu die Naß vnd sagt:
„Ich werd vom Schnupffen wol geplagt
Nun lenger, dann vierzehen Tag.
Es ist warlich ein heßlich Plag;
Die macht, daß ich nichts riechen kan.
Ich wolt jonst gern zeigen an
Mein Meynung, wann der schändlich Schnopff
Nit so verwüst hett meinen Kopff.“
Dem Fuchs halff also seine List,
Daß er beym Leben blieben ist.

Morale.

Der Leut findt man jetzunder vil,
Die listig sind vnd schweigen stil,
Vnd nemmen sich des Schnopffens an,
Wie dieses Füchßlin hat gethan,
Als ob der Weg der sicherst sey,
Daß man sich heng an kein Parthey.
Dann entweder sie bleiben stum,
Oder sprechen Mum, mum, mum, mum:
Das sind die Weisen in der Welt,
Kein frommer aber von jn helt.

Der Beer wirt für gerecht erkennt,
Der hat Weiß weiß, Schwartz schwartz genennt.
Ein frommer Mann die Warheit sol
Verleugnen nimmer; ob er wol
Darumb muß wagen Leib vnd Leben,
So wirdts jn Gott doch wider geben,
Im wirdt gewiß nach dieser Welt
Sein Leben wider zugestellt.
Es ist ja Christ auch so gestorben,
Vnd doch darüber nit verdorben,
Dann er, der fromme Jesu Christ,
Von aller seiner Marter ist
Aufferstanden am dritten Tag:
Der Todt an jhm nun nichts vermag.
Er hat seine liebe Christenheit
Durch seinen Todt die Stärk bereit,
Daß sie mit jm solt ewiglich
Ins Vatters Reich erquicken sich;
Erlöst fortbin auß aller Noht,
Da wirdt sie dann trutzen dem Todt.
Wo ist dein Stachel, lieb Gesell?
Wo ist dein Sieg, du böse hell?
Du hast den Sieg mit grossem Spott
Sampt deiner Teuflischen Rott
Verlorn, dagegen vnser Christ
Ein Hochgelobter König ist,
Der wöll von wegen seiner Ehr
Vns nicht verlassen nimmermehr!

Burkard Waldis.

Man weiß noch nicht ganz zuverläſſig, wann und wo Burkard Waldis geboren wurde; doch iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß er ſchon vor 1500 zu Allendorf an der Werra in Heſſen das Licht der Welt erblickt hat. Die Geſchichte ſeines früheren Lebens iſt ebenfalls kaum bekannt; man kann nur vermuthen, daß er als Knabe ein Handwerk erlernte, wahrſcheinlich das eines Kanngießers (Zinngießers), und daß er ſich erſt ſpäter dem geiſtlichen Stande widmete. Im J. 1523 finden wir ihn als Mönch in Riga, wo ſich eben die neue Lehre auszubreiten begann. Es ſcheint, daß er gegen dieſelbe nichts weniger als günſtig geſtimmt war, denn er war Einer von den drei Mönchen, welche der Erzbiſchof Caſpar von Linden mit einer Klage über die Neuerungen an den Reichstag nach Nürnberg ſchickte. Als er nach Riga zurückkehrte, wohin er den ſtrengen Befehl brachte, daß Alles in den alten Stand geſetzt werden ſolle, wurde er mit ſeinen Begleitern ins Gefängniß geworfen, in welchem er bis 1527, alſo ungefähr drittehalb Jahre, blieb. In dieſer Zeit dichtete er wahrſcheinlich ſeine Pſalmen (ſ. o. S. 7) und das Faſtnachtſpiel „Vam vorlorn Szohn“ (in niederdeutſcher Sprache), dieſes wohl ſicher, da es im J. 1527 in Riga aufgeführt und vielleicht auch gedruckt wurde. Iſt dies aber richtig, ſo muß er ſich ſchon im Gefängniſſe zur neuen Lehre bekehrt haben, da das genannte Spiel die katholiſche Kirche mit der größten Entſchiedenheit bekämpft. Nach ſeiner Befreiung, welche er vorzugsweiſe der eifrigen Theilnahme ſeiner zwei Brüder zu verdanken hatte, die damals nach Riga gekommen waren, lebte er eine Zeitlang in dieſer Stadt, vermuthlich in ſeinem früheren Beruf (den „Verlornen Sohn“ gab er unter dem Namen „Kanngieſſer“ heraus); ſpäter muß er ſich jedoch dem Kaufmannsſtande gewidmet haben, wenigſtens machte er große Handelsreiſen, denn er kam nicht nur durch ganz Deutſchland und in die Oſtſeeländer, ſondern er bereiſte auch Holland, Italien, Spanien und Portugal, wie ſich aus vielfachen Andeutungen in ſeinen Fabeln ergibt. Doch iſt das Nähere gänzlich unbekannt, und eben ſo wenig wiſſen wir, was ihn veranlaßte, wieder den geiſtlichen Stand zu ergreifen, noch wann dies geſchah. Wir finden ihn nämlich im J. 1544 als Pfarrer von Abterode in Heſſen, wo er zehn Jahre ſpäter noch lebte, nach welcher Zeit aber alle weiteren Nachrichten über ihn verſchwinden.

Außer dem ſchon erwähnten Pſalter, dem ebenfalls ſchon genannten Faſtnachtſpiel vom verlornen Sohn und den hier näher zu beſprechenden Fabeln, hat Waldis noch einige andere Schriften verfaßt, unter welchen wir die Bearbeitung des „Teuerdanks“ und die Ueberſetzung eines bekannten Gedichts von Naogeorg, welche er unter dem Titel „das Päbſtiſch Reych“ (1555) herausgab. Wie dieſes, ſo war auch die „Wahrhaftige Hiſtorie von zweyen Mäuſen, ſo die Pfaffen haben verbrennen laſſen, darumb, daß ſie ein Monſtranzenſakrament gefreſſen hätten“ (1543) von ſeinem glühenden Haſſe gegen das Pabſtthum eingegeben, welches er ſeit ſeiner Be-

kehrung mit der größten Entſchiedenheit bekämpfte, und das ihm auch manchen Stoff zu ſeinen Fabeln gab. Dieſe ſchrieb er zum Theil noch in Riga, manche mögen auch wohl auf ſeinen Wanderungen, viele erſt nach denſelben entſtanden ſein; er gab ſie unter dem Titel „Eſopus ganz neuw gemacht" im J. 1548 zu Frankfurt heraus. Die Sammlung zerfällt in 4 Bücher, von denen jedes 100 Fabeln enthält; den Stoff zu denſelben hat er meiſtens den alten Fabeldichtern, namentlich dem Aeſop, entnommen, nur das vierte Buch hat er nach andern Quellen, wahrſcheinlich zum großen Theil nach älteren deutſchen Gedichten oder proſaiſchen Erzählungen bearbeitet; doch muß er auch den Boccaccio gekannt haben. Manche Stücke mögen wohl von ſeiner eigenen Erfindung ſein, andere wird er aus mündlichen Mittheilungen geſchöpft haben, und einigen liegen auch eigene Erlebniſſe zum Grunde. Denn ob er gleich alle ſeine Gedichte Fabeln nennt, ſo ſind doch ſehr viele und namentlich gerade die des vierten Buchs eigentliche Erzählungen oder Schwänke. Seine Darſtellung iſt heiter, ſelbſt humoriſtiſch und oft naiv, die Sprache reiner und gebildeter, als bei Alberus. In einzelnen Erzählungen iſt der Ausdruck etwas derb, ob er gleich ſein Buch ausdrücklich für die Jugend beſtimmt und er zudem verſichert, er habe „zugeſehen, daß die zarten und keuſchen Ohren der lieben Jugend ſich an ſeinem Schreiben nicht zu ärgern hätten"; allein bei aller Derbheit iſt in der That die Darſtellung niemals verletzend, oder gar frivol. Er erzählt freilich etwas weitläufig und verweilt behaglich bei den einzelnen Verhältniſſen, die er darſtellt, aber ohne dabei in überflüſſige Weitſchweifigkeit zu verfallen; vielmehr iſt der größere Umfang ſeiner Fabeln und Schwänke eine Folge der epiſchen Entwickelung, die er ihnen zu geben wußte, wie er denn Alles bis auf die geringfügigſten Kleinigkeiten mit künſtleriſcher Einſicht zu motiviren weiß. Daher iſt er ſelbſt in den Fabeln, deren Stoff er entlehnt hat, immer neu, ſelbſtſtändig und reich an lebendigen und komiſchen Zügen. Man vergleiche z. B. die Fabel „Vom Froſch und Ochſen" (1) mit der bekannten Darſtellung deſſelben Stoffs; wie dramatiſch lebendig wird ſie bei Waldis durch die Einführung des jungen Froſches, der ſeinen Vater vom thörichten Unternehmen abmahnt, wie trefflich iſt der Zug: „Koſtets ein Königreich, Heut wil ich ſeyn dem Ochſſen gleich," wobei man unwillkürlich an Shakſpeares Richard erinnert wird, den der deutſche Dichter ſchon im Voraus parodirt hat. Hält man dieſe Fabel mit der Bearbeitung des Marner zuſammen (I, 93), ſo wird es recht klar, wie ſehr die Moral bei Waldis der Erzählung untergeordnet iſt, während jener die Begebenheit nur wegen der Moral berichtet. In ähnlicher Weiſe ſind auch andere alte Fabeln behandelt, z. B. die vom „Eſel und Hund", welche Konrad von Würzburg (I, 128) und der Verfaſſer des Reineke Vos bearbeitet haben, die vom „Fuchs und Raben", welche ſich auch bei dem Kanzler (I, 137), bei Hugo von Trimberg und dem ſpäteren Rollenhagen findet. Nur ſelten iſt er weniger glücklich, als ſein Vorgänger, z. B. in der Erzählung „Vom Juden vnd einem Truckſeſſen", und „Vom Mann im Garten", in welchen er von Boner und Roſenblüt (I, 681) übertroffen worden iſt. Eine Eigenthümlichkeit, die er mit Alberus gemein hat, iſt die Neigung, Beſchreibungen der angeführten Oertlichkeiten zu geben; allein er übertrifft dieſen an Wahrheit und Anſchaulichkeit, beſonders aber darin, daß die Schilderungen gewöhnlich gut motivirt ſind, indem er meiſtens diejenigen Punkte hervorhebt, welche mit den Begebenheiten oder dem Gedanken der Erzählung in naher Beziehung ſtehen. Wenn die Moral auch, wie gezeigt wurde, bei Waldis immerhin als untergeordnet erſcheint, ſo wird ſie doch ſehr oft ziemlich weitläufig dargeſtellt; häufig gibt er ihr aber das volksthümliche Gewand des Sprichworts, das er in reicher Fülle zu ſeiner Verfügung hat, ſo daß die Moral manchmal bloß aus einer geſchickten Anreihung von Sprichwörtern beſteht*).

So bedeutend Waldis Fabeln in Bezug auf Darſtellung und Ausführung ſind, ſo viel Intereſſe bieten ſie auch rückſichtlich des Inhalts und ihrer Abſicht dar. Denn bei ſeiner reichen Erfahrung und ſeiner vielſeitigen Welt- und Menſchenkenntniß begnügte er ſich nicht, bloß allgemeine Beziehungen des Lebens zu beſprechen, er drang vielmehr allſeitig in die beſonderſten Verhältniſſe ein, die er mit klarem, freien Geiſte beurtheilte. Denn die Gefangenſchaft, in der er ſo lange ſchmachten mußte**), hatte ihn nicht bloß zu freieren Anſichten in kirchlichen Dingen geleitet, ſondern ihm auch die Augen über die drückenden und beengenden Staatsverhältniſſe geöffnet, und ſo hatte er auch wohl auf ſeinen Reiſen manche Erfahrung geſammelt, die ſeine Liebe zur Freiheit beſtärken mußte. Daher will er nicht, wie Luther und deſſen Meinungsgenoſſen, den Kampf auf das kirchliche Gebiet beſchränken, und während z. B. Alberus in der oben angeführten Fabel „Vom Löwen, Wolff vnd Eſel" (S. 78) ganz im Sinne Luthers die Moral mit den Worten ſchließt „Vnd ſo du biſt ein frommer man, Vnd dein herr will dich greiffen an, Vnd waiß von dir keyn vbelthat, So leidt, wie Chriſtus gelitten hat"; ſo ſpricht Waldis in der Fabel „Vom Bauren und dem Gott Hercule" (2) unverholen und keck aus, daß Beten allein nicht helfe, der Menſch vielmehr ſelbſt mit ſeiner eigenen Kraft und Thätigkeit eingreifen, daß er ſich das Recht ſelbſt nehmen müſſe, wenn er zu demſelben gelangen wolle. In andern Fabeln geißelt er die Tyrannen, die Schmeichler und Augendiener, er zeigt, wie die Geſetze nur für die Armen und Schwachen gemacht ſind, während die Großen und Mächtigen ſie ungeſtraft mit Füßen treten; wie alle diejenigen, welche die Wahrheit zu verkündigen

*) z. B. in der Fabel „Von einem Baneen":
„Sichrer iſts, ſich zu begeben
In rauſchend waſſer, die feindtlich leben,
Denn in den ſtillen, tiefen pfülen,
Da man nit baldt den grundt kan füten.
Die feindtlich toben, trotzen, wüten,
Für den hat man ſich wol zu hüten.
Die Schmeychler, ſo ſich freundtlich ſtellen
(Hüt dich), das ſein die rechten gſellen.
Die Küw, die ſo gar feindtlich böcken,
Von den thut man beſt mee nit melcken.
Die geſſen Becher ſchlagen nicht,
Bellende Hund beiſen auch nicht:
Schedlicher ſind ſtillbeiſſig Hunde,
Still Waſſer haben tieffe geunde."

**) Man fühlt, daß er aus Erfahrung ſpricht, wenn er in der Fabel „Vom Knaben vnd einem Stieglitz" ſagt:
„Die Freyheit iſt ein edel Kleinat,
Taſſelb weiß niemant, der ſie hat;
Wer ſie aber einſt thut verlieſen,
Den Tod ſolt lieber darfür kieſen:
Dem Gefangnen iſt kein Armee gleich;
Wer feey iſt, hat ein Königreich."

wagen, von den Fürsten verfolgt und mißhandelt werden. Eben so entschieden geißelt er alle die Uebelstände in der katholischen Kirche, welche die Reformation hervorgerufen hatten und ihr Lebenskraft gaben, weil man sich nicht entschließen konnte, sie zu vertilgen, so in der Fabel „Vom Bischoff vnd einem Lotterbuben" die Habsucht der Prälaten, welche „daß sie ein gülden mögen retten, Dörffen alle Sacrament verwetten, Welchs jetzund in kurtzen Jarn Teutschland mit schaden hat erfahrn, Wie sie vns mit dem Bann gefatzt, Mit dem Ablaß alls zu sich kratzt, Mit jrer triegerey geschunden". Die Zuchtlosigkeit der Geistlichen gibt ihm wiederholt Stoff zu Fabeln und Erzählungen; die Heuchelei der Mönche wird in der Fabel „Von St. Peter und einem Mönche" vortrefflich geschildert und verspottet; ganz besonders aber kehrt er seine Pfeile gegen den Pabst und Rom. „Einemals", beginnt er die Erzählung „Von einer römischen Reise", „gedacht zu werden fromm, Vnd zoh auß Deutschland hin nach Rom; doch ward ich auf der Reiß nicht bider, Trug Zwideln hin, bracht Knoblauch wider. —— Zu Rom hohlt man ein dösen Magen, Ein leeren Seckel, bös Gewissen, Vnd wirdt gar offt vms Geld beschissen." Und am Schluß heißt es: „Habt jhr eur Tag von Rom nie ghort, Wie man sagt im gemelnen Sprichwort, Daß eim zu Rom kein sünd nit schad, Allein so er kein Geld mehr hat: Das ist die allergröste Sünd, Welch nit der Pabst vergeben kündt."

Daß Waldis die alte Thiersage kannte, und zwar nicht bloß die letzte plattdeutsche Bearbeitung, erhellt aus mehrern Fabeln, zu denen ihm die Thiersage den Stoff gegeben, z. B. bei der Fabel „Vom Fuhrmann, Fuchs und Wolf"; es geht aber ganz besonders aus der epischen Behandlung der Fabel hervor, zu der ihm nur das alte Thierepos Vorbild hatte sein können; es geht zugleich daraus hervor, daß er, wie jenes, die einzelnen Begebenheiten mit den Zeitverhältnissen in Verbindung brachte. Die Fabel „Vom Fuchs vnd dem Hanen" (3), in welcher er das Concil von Mantua und die Sprache der römischen Curie verspottet, zugleich aber auch zeigt, wie man sich vor den heuchlerischen Worten Roms hüten solle, charakterisirt seine ganze Behandlungsweise beinahe unter allen am vollständigsten und sichersten.

Waldis hatte jedoch einen viel zu lebendigen Sinn für poetische Gestaltung, als daß er sich auf die Fabeln und Erzählungen mit polemischer und satyrischer Tendenz hätte beschränken sollen; die Gedichte, in welchen diese Beziehungen nicht hervortreten, gehören mitunter zu seinen gelungensten, und beinahe überall sehen wir, daß er von seinem jedesmaligen Stoff durchdrungen war, aber auch, daß er ihn mit poetischer Freiheit beherrschte. Wir erwähnen nur das liebliche Märchen „Von einem Bonen", das er mit naiver Gemüthlichkeit und wahrhaft kindlicher Heiterkeit erzählt, die Erzählung „Vom lügenhaften Jüngling", welche leichter behandelt ist, als die ähnliche von Hans Sachs (s. o. S. 71). Weniger gut erscheint die Erzählung „Wie ein Sawhirt zum Aote wird", die in neuerer Zeit von Bürger im „Kaiser und Abt" so vortrefflich erneuert wurde; namentlich ist der Umstand nicht gut erfunden, daß der Hirt schon ursprünglich ein Gelehrter gewesen, welcher in Armuth verfallen und gezwungen worden war, zum Schäfer zu werden. Uebrigens mag Waldis das alte Spiel (I, 739) gekannt haben, dem einige Züge entnommen zu sein scheinen. Viel besser sind dagegen zwei andere Erzählungen, die „Vom reichen und armen Mann, und die „Von zweyen Brüdern". Die erste, welche wir unten mittheilen (4), wird von Hagedorns vortrefflicher Bearbeitung des nämlichen Stoffs („Johann der muntre Seifensieder") freilich in manchen Zügen übertroffen, im Ganzen ist sie aber doch vortrefflich erzählt; die andre, welche wir leider wegen ihres zu großen Umfangs nicht mehr aufnehmen können, erinnert durch das trefflich gelungene Detail an die besten Stücke von Hans Sachs. Auch die Erfindung verdient alles Lob, denn obgleich dem Dichter die äsopische Fabel vom Auge des Herrn dabei vorgeschwebt haben mag, so ist doch Anlage und Ausführung ganz sein Eigenthum. Von zwei Brüdern, dies ist der kurze Inhalt der Erzählung, ist der ältere in seinem Hauswesen fleißig und aufmerksam, so daß er bald reich wird, während der andre in Armuth versinkt, weil er Alles dem Gesinde überläßt. In seiner Noth bittet er den reichen Bruder um Rath; dieser sagt ihm, er verdanke seinen Reichthum einem Heiligthum, das ihm der Vater bei seinem Tode gegeben; er wolle es ihm nun aus drüderlicher Liebe überlassen; damit es aber wirke, müsse er es täglich durch sein ganzes Besitzthum tragen. Er that, wie vorgeschrieben, und so kam er an alle die Orte hin, die er früher mit keinem Fuße betreten hatte, und sah, wie Alles vom Gesinde verwahrlost sei. Er schuf nun bessere Ordnung, legte selbst die Hand an, und in kurzer Zeit ward er wieder zum wohlhabenden Mann. Als er voll Dank dem Bruder das Heiligthum zurückbrachte, öffnete dieser das Tüchlein, in welchem es eingenäht war: „Da wars ein stück — vom Encian, Weichen der Hund hett fallen lassen." Daß die Erzählung damit schließt, zeigt recht deutlich, wie falsch es ist, dem Waldis unnöthige Breite vorzuwerfen, da er sich vielmehr überall, wo es nöthig war, recht gut zu beschränken wußte.

1. Vom Frosch vnd Ochsen.

Ein groſſen Ochſſen an der Weydt
Erſah ein Froſch, da war jm leydt,
Das er nicht wer in ſolcher moß
Gewachſſen, wie der ochſe groß.
Vnd ſprach zu ſeinem Sohn: „Sich zu,
Ich werd wol wiſſen, was ich thu:
Ich will mich ſehre groß machrn,
Daß ich dem ochſſen in allrn ſachen
Glrich werde, jedermann wundere ſich.
Sprech, ſich, dee Froſch iſt drm Ochſſen gleich."
Er blirz ſich auff vnd ſprach zum Son:
„Sich, lieber, hab ichs nit gethan?"
Er ſprach: „Vatter, ir werdts nit thun,
Darumb laſſt ab bey Zeiten nun!"
Der Froſch ſprach: „Sihe zum andermal,
Ob ichs nicht ſchier ablangen ſoll?"
Der ſohn ſpeach: „Vatter, ich bitt, laß ab,
Dree ich euch zu letzt geſehen hab."
Der Froſch ſprach: „Koſtets ein Königreich,
Heut will ich ſein dem Ochſſen gleich!"
Bließ ſich mit aller Macht ſo hoch,
Daß er zu zweyen Stücken brach.
Ein jeder hat von Gott ſein Gab,
Daran er ein benügen hab:
Der hat ein adelichen leib,
Der ander ein feemmes ſchönes Weib,
Dieſer iſt ſtaeck, jrnee iſt reich,
Dem iſt niemandt an freundſchafft gleich,
Dee hat ein werckliche bandt.
Der ander ein guten Vermandt.
Ich rath eim jeden, bleib dabey,

Darzu er beſt geſchicket ſey,
Vnd trag daneben kein vnguńſt
Zu ſeines nechſten glück oder kunſt,
Vermeſſe ſich nicht mehr, denn er kan,
Oder wird jhm, wie dem Froſche gahn.
Auch iſts nicht weislich, ſich zu erregen,
Wider einen ſtarcken zu legen:
Beſſer, daß er ſich erſt ſelbs meſſe
Vnd ſeiner ſchwachheit nicht vergeſſe.

2. Vom Bauren und dem Gott Herculo.

Es hett ein Bawr ein Karren geladen;
Da fur er mit zu groſſem Schaden
Mit ſeinem Pferdt in eine Pfützen:
Da blieb er in dem Kath ſtetzen.
Er rief bald an den Herculem,
Daß er ſich ſeins jamers annem,
Vnd hülf jm jtzt auß dieſem kot,
Kein menſchlich hülf er ſonſt nicht hat.
Da rief ein Stimm vom himmel rab.
„Kein gröſſern Narren geſehen hab!
Dein vnnütz rufen iſt nit wehrt:
Nim dein Geiſſel vnd ſchlog das pferdt,
Trit in die Pfützen vnters radt,
Brauch, was dir Gott gegeben hat,
Vnd ruf dann Herculem wider an,
Denn wirdt er treůwlich bey dir ſtahn!“

3. Vom Fuchß und dem Hunen.

Vom Fuchß man offt geſagret mir,
Wie er ſey gar ein liſtig Thier,
Vnd pflegt die andern Thier betriegen,
Vmb eigen nutz jn offt fürlügen.
Solchs er am Hanen hat erreigt,
Wie dieſe folgend Fabel zeigt.
Einsmols, da er hett lang geloffen
Vnd durch viel dicker Hecken gſchloffen
Daß jm ſein Bauch war worden leer,
Johe in eim holen weg daher.
Vom dorff nit weit, an einem flůß,
Vngefehrlich zwen Armbruſt ſchůß,
Da ſaß ein Han auf einem Baum
Hoch, daß ern kundt abſehen kaum,
Mit dreyen hübſchen feyſten Hennen,
Die ſich gemeſtet in der Tennen,
Vnd ſaſſen hoch auf einer Eychen,
Daß ſie der Fuchß nicht mocht erreichen.
Er dacht: „Was ſol ich jmmer thun?
Ich äß ſo gern einſt von eim Hun.“
Da hett ein Bawr ein groſſe Buchen
Nider gefellt, da gundt er ſuchen,
Vnd fond ein weiſſen Span viereckt,
Doch ein wenig lenglecht geſtreckt,
Nam jn ins Moul vnd trollt ſich hin
Auff künfftig beut vnd gutrn gwin,
Zohe langſam vnderm baum daher,
Als ob ers thet als geſehr.
Wie jn der Han von oben ſicht,
Kräet laut, leſt ſich erſchrecken nicht.
Der Fuchß legt nider ſeinen ſpan
Vnd hebt weißlich zu reden an,
Vnd ſprach: „Bey, lieber Ohm, Herr Henning,
Ich hett nerwett ein alten Pfenning,
Daß ich euch die nit finden ſolt.
Jedoch, wenn jr mich hören wolt,
Wil euch eczeln ſeltſam geſchicht,
Die nit auß meinem Ghirn erdicht,
Auch nit auß meinem Gehenck beſunnen,
Oder auß eim todten Kopfkopff geſponnen,
Sondern ſind vns vom Himel geben,
Daß darnach alle Thier ſolln leben.
Ernſtlich wils han gehalten Gott,
Haben gleich wie die zehn Gebott,
Denn es kein lecherliche boſſen,
Sondern mit ſolchem ernſt beſchloſſen,
Mit Brieff vnd Sigel ſtarck befeſt,
Daß mans wol vnumbſtoſſen leſt.“
Da ſprach der Han: „Nun ſag doch her!“
Er ſprach: „Es ſind gar gute mer;
Vnd weil ich euch ſo lang hab kennt,
Stäts für mein lieben Ohm genennt,
Halt ich, daß jr deß wol ſelt wehrt,
Für andern Thiern zum eeſten bichert,
Daß jr ſolt ſein der erſte Fründt,
Dem ich ſolch heilſam red verkündt.“
Er nahet ſich zum Baume daß,
Vnd ſetzt ſich nider in das Graß;
Er leckt das mnul vnd ruwert ſich,
Vnd ſprach: „Herr Henning, hört doch mich,
Hört zu mit enwrn Schweſtern fleiſſig.
In diſem Jar ſieben vnd dreiſſig
Hat der Bapſt in Italin
In der ſchönrn Statt Montua
Ein gemein Concili beeracht,
Viel Herren da zu ſamen bracht,
Cardinäl, Patriarchen, Biſchoff
Verſamlet gar an ſeinen Hof,
Dabey auch andre Herrn Legaten,
Geſchickt von weltlichen Potentaten,
Als Commiſſari, Oratorn,
Die von der Herrn wegrn da wurn,
Vnd haben all eintrechtiglich
Beſchloſſen, daß ſol ewiglich
Datum, Decretum, Firmiter
Et Irrefragubiliter.“
Der Han ſprach: „Herr Reinhart, ſagt her,
Was ſein die wunderlichen Mär,
Da jr ſo hoch vnd greß von rhůmen
Mit ſo viel worten ſchon verblůmen?
Jr gebt ein guten Predicanten
Jo für die Hůner, Gänß vnd Anten:
Jr könt Latin, vnd alle Sprach
Můß federman euch geben nach.
Wer gnug, jr hett der Sophiſtry
Studiert in der ſchul zu Parys;
Das Doctorot ſtünd euch wol on:
Jr ſeit der Schrifft ein gelehrter Man.“
Er ſprach: „Die ſach iſts gar wol wehrt,
Daß mons mit vielen worten ehrt.
Diß aber habens beeerniert
Mit Brieff vnd Sigel confirmirt:
Nachdem vor vielen alten zeiten
Kein gewonheit war bey den Leuten,
Daß ſie yſſagen, fleiſch zu eſſen,
Vnd dorfft ſich deß niemond vermeſſen,
Biß daß bey Noha nach der Sündflut
Von Gott ward angeſehn für gut,
Den Menſchen fleiſch erlaubet hat,
Darauß erfolgt groſſer vnrath;
Denn daron leidt vnd mordt iſt kommen,
Viel Thier darnuß vrſach genommen
Daß ſie einander han gefreſſen
Vnd aller zucht vnd ehr vergeſſen,
Vnd ſprach: Iſt es den Menſchen frey,
Warumb ſolch nns verbotten ſein?
Daranß iſt kommen můh vnd klag.
Nun muß es vor dem jüngſten tag
Vnd noch in dieſen letſten tagen
Die ſach geſtillt werden nnd vertragen,
All neid vnd haß auff dieſer erd
Bey allen Thiern vergeſſen werd.
Drumb hat der Bapſt on allen bel,
Vielleicht auß göttlichem befehl,
Mit weiſem raht vnd klugen ſinn
Endtlich die ſachen bracht dahin,
Ein jedes Thier ſich ſolches maſſen,
Das andee ungefreſſen laſſen:
Laub vnd gras ſollen ſie genieſſen,
Vnd damit jren hunger büſſen.
Allein der Fiſch im Waſſer ſey
Menſchen vnd Thieren zu eſſen frey,
Vnd ſind derhalben frey gegeben.
Denn da all Thier verlorn das leben
In der Sündflut, wies ſtebt geſchrieben,
Da ſein die Fiſch lebendig blieben:
Drumb hats Gott alſo nerſchafft,
Daß ſie nach würden einſt geſtrafft.
Vnd dies herrlich neuw Edict
Reichlich begiffet vnd geſpickt,
Mit Beleff und Sigel ſtarck munniert,
Mit Prinllegen hoch gezlert,
Mag billich genennet werden zwar
Das rechte gülden Jubeljor,
Iſt nach ſchrifftlich in Drnck geſtellt,
Darnoch ein jedes Thier ſich helt.
All Punct, verfaſſt in ein Receß,
Ward jetzt zu Franckfurt in der Meß
Vom Römer gſchlogen an die thür:
Da hiengen achtzehn Sigel für,
Da ſtunden Kammerbottrn bey,
Deß ich ein warhafftig Geyey,
Wie ſolchs zugangen vnd beſchehn,

Als hie vor augen iſt zu ſehn
(Vnd zeigt jm da den weiſſen Spun,
Meint, er ſolt jm dran gnügen lan).
So iſts nun ollenthalben fried:
Demmb ſteigt herob und förcht euch nit:
Nimb deine Schweſteen all mit dir,
Dörfft euch beſorgen nit vor mir.
Den Brieff wölln wir im Wirtshauß leſen,
Vnd haben da ein frölich weſen.
Hab hie noch einen gülden rot,
Den mein Mutter nit gſehen hot,
Den wölln wir ſamptlich da verzehen,
Vnd vns hinfürter freundtlich nehrn."
Da ſprach der Han: „Es nimpt mich wunder
Solch gſchwind verwandlung jetzunder.
Wie ich jetz dör ouß deiner ſag,
Es muß nahe ſein dem jüngſten tog;
Drumb wil ich glauben deinem wort:
Harr, ich komm jetzundt otio fort."
Der Fuchß ward fro vnd ſprach: „Nun kumb!"
Do macht der Han den Halß ſo krumb
Vnd ſtercket weit nuß ſeinen kragen,
Sahe hin ins Feldt; der Fuchß gnnd frogen,
Vnd ſprach: „Sag on, wo nach ſichſtu?
Komb, ich bleib ſonſt nicht lenger nu."
Der Han ſprach: „Wil dirs wol verkunden:
Dort kompt ein Jäger mit zwen Hunden,
Den man den Brieff auch leſen ſol,
Sie ſeyn beid fromb, ich kenn ſie wol,
Daß ſie ouch wiſſen von den ſachen
Vnd gleich mit vns ſich frölich machen."
Da fragt der Fuchß: „Sein ſie noch ferr?"
„Nein!" ſprach der Han, „ſie ziehn daher."
Da ſprach der Fuchß: „Ich geb davon:
Wilt folgrn, das magſtu thun."
Da ſprach der Han: „Wie ſo? iſts fried,
So haſtu dich zu bſorgen nit."
Er ſprach: „Ob ſtets noch nit vernommen,
Lieſſen mich nit zur Antwort kommen,
Vnd mich ſo eilend vberſtelen.
Wil lieber das gewiſſen ſpielen,
Vnd mich hindurch die Hecken beengen:
Ein ander mag jn zeitung beengen!"
¶ Es iſt mancher ſo gor verſchlagen,
Meint, etwas damit ouffzujagen,
Vnd denckt er ſey ſo klug ollein,
So ſind er doch zu zeiten ein,
Der auch, geſchickt und gegenklug,
Kan trug vergelten mit betrug,
Zu dem mnn ſichs gar nicht verſicht,
Wie vom Hanen dem Fuchß geſchicht.
Wer ein ſchalck mit ſchalck wil letzen,
Der muß ein ouff die ſchiltwacht ſetzen.

4. Vom reichen und armen Mann.

Zu Lübeck in der ſchönen Stadt
Ein alter Burger ſaß im Rath,
Der war gar erich an Gut und Hab,
Damit ſich nit zu frieden gab:
Er hett ein Frouw vnd keine Erben,
Dennoch hört er nit ouff mit werben,
Allzeit dem Gelt vnd Gut nach tracht,
Dauor ee weder tag noch nacht
Kein ruh nit hett, ſo ſehr jhn plagt
Der Geitz, wie der Poet auch ſagt,
Das ſich gleich mit dem Gelt vnd Gut
Die lieb des Gelts vermehern thut.
Nun iſt om ſelben end der brauch,
Wie ſonſt in ondern Stedten auch,
Da ſind viel tieffer Keller groben,
Darinn viel Leut jr wonung haben,
Die ſich nur von dem Taglohn nehren,
Nach kleinem Gut auch meiſtg geren.
Alſo ſaß auch deſſelben gleichen
Ein ormer vnder dieſem Reichen.
Pflag den Leuten die ſchuhe zu ſticken,
Mit Holtz vnd Henffen drab zu ſticken,
Dauon er ſich, ſein Weib vnd Kind
Ernehrt, wie man viel ormen findt.
Jedoch war er ſeins mutes frey,
Sang und war ſtets frölich dabey;
Des abends er daheime blieb
Vnd ſeine zeit alſo vertrieb.
Des wundert ſich der reich gnr ſehr,
Er dacht: „Was iſts doch jmmermehr,
Das diſen armen Mann erfrewt?
Nun weiß ich doch, das er oft lewt
An armetey, die jn beſeſſen,
Vnd hat oft kaum das Beodt zu eſſen.
Derwor ich keinen Fleiß nit ſpar,
Biß ich ſein weſen recht erfahr."
An einem Sontag kurtz darnach
Alſo zu ſeiner Frawen ſprach:
„Du muſt dichs nit verdrieſſrn loſſen,
Danieden vnſern haußgenoſſen
Zu gaſt bitten heut diſen tag
Mit ſeiner Frawen, das ich mog
Von jm werten einr frag bericht,
Die mich bekummert vnd onſicht."
Er ſchickt bald ſeinen Knecht hinunder,
Bat jn zu gaſt; dns nam groß wunder
Denſelben armen Mann, gedacht:
„Wer hat den jetzt ſo koſtfrey gmocht?'
Doch gieng er hin, verſagts jm nit.
Nach eſſens ſprach der Wiert: „Ich bit
Vmb ein ding hab ich euch zu frogen,
Drouff wöllet mir die warheit ſogen.
Ich weyß, dns euch am gut zerrinnet
Vnd mit ewrn thun nit viel gewinnet,
Mit groſſer arbeit jr euch nehrt
Vnd dennocht laum des hungers wehrt,
Vnd trincken auch gar ſelten Wein,
Vnd dennocht allzeit frölich ſein
Bei tag und nacht, abents vnd morgen,
Als ob jr hetten nichts zu bſorgen.
Nun hab ich gelts vnd gutes gnug
An eſſen, trincken, gutem fug,
Mit gutem Wein thu mich oft krörſſen,
Kan dennocht ſolchen muth nit ſchörffen."
Er ſprach: „Warumb ſolt mich betruben?
Mein gut iſt ſicher vor den dieben
Zu Waſſer und zu Landt, der halb
Stirbt mir kein Pferd, noch Kuh, noch Kalb;
Es kon kein Kauffmun mich betriegen
Oder in der handlung verliegen.
Vnd wie ich hab ein kleine nerung,
So halt ich auch ein kleine zerung,
Verzer nit mehr, denn ich erwerb,
Sorg nit, das ich dabei verderb,
Vnd ſteck mein fuß nit weiter nod,
Denn ich wol zu bedecken hab,
Vnd mich zu frieden geb damit
Was ich nit hab, entfelt mir nit:
Ich laß mir on demſelben gnugen,
Was mir Gott teglich thut zu fugen,
Gedenck, morgen kompt auch ein tag,
Der vor ſich ſelber ſorgen mag."
Mit ſolcher redt wardt er bewogen,
Das ern vorbaß nit mehr dorfft frogen,
Vnd dacht: „Er iſt erdt willig orm,
Billich, das ich mich ſein erbarm";
Lieff hin, vnd bracht baldt hundert gulden,
Vnd ſprach: „Damit bezalt ewr ſchulden,
Damit ich euch jetzt will begaben,
Das jr ewr not zu ſchutzen haben."
Der Mann wardt fro, ging damit hin
Vnd dacht boldt, das ers ouff gewin
Vnd onff Kauffmunſchafft mocht anlegen,
Damit noch hundert brecht zu wegen.
Vnd tracht mit ſtets drauff tog vnd nacht:
Damit jm ſelb viel ſorgen macht,
Das er voe mühe den Kopff ſtets hieng
Vnd auff der Gaſſen trawrig gieng:
Des ſingens er dabey vergaß.
Den reichen ſehr verwundert das;
Er bat jn abermol zu gaſt.
Der Mann die hundert gulden ſaßt
In einen Bentel, brachts jm wider
Vnd ſprach: Von der zeit an vnd fider,
Das jr mir habt die gülden geben,
Iſt mir vergahn mein beſtes leben.
Sebt hin, fahrt wol mit ewrem gut;
Ich nem dafür ein guten muth
Deſſelben ich viel baß genieß:
Das Gelt macht mir bekummerniß."
¶ Solch ein ſoll iſt gar vnderkommen
Vnd hat der Geitz das Landt eingnommen.
Ich kenn auch jetzt viel armee leut;
Doch halt ich nit, das man jetzt heut
Vnder jn allen einen findt,
Der gleich wie diſer ſey geſinnt.
Es ſind viel Wiert ouff allen ſtraſſen,

Die Leut bey ſu herbergen laſſen;
Doch ſolt man ſchwerlich ein bekommen,
Der dem Gaſt zu ſeim nutz vnd frommen
Ein Kopff von Silber oder Gott
In ſein Sack heimlich ſtecken ſolt,
Wie man ſagt, das ehe ſey geſchehen:
Iſts war? weyß nit, habs nit geſehen.
Vielleicht man ſonſt wol ein bekem,
Der eim eh etwas außher nem,
So gar iſt jetzt die ganze Welt
Gericht auff das verfluchte Gelt.
Dennocht ſo iſts gewißlich war,
Es zeigt die Schrifft ſo hell vnd klar,
Das man nit zgleich dem Gelt kan dienen,
Vnd dennocht ſich mit Gott verſunen.
Denn wer ſein Datum dahin richt,
Das er ſich nur dem Gelt verpflicht,
Vnd darinn all ſein wolluſt hat,
Der macht das Gelt zu ſeinem Gott,
Vnd fellt baldt in des Teuffels ſtrick.
Derhalben ſich ein jeder ſchick,
Das er ſeins guts ein Herre ſey,
So iſt er vieler ſorgen frey.

Georg Thym.

Georg Thym, eigentlich Klee, deſſen Geburtsjahr unbekannt iſt, ging von ſeiner Vaterſtadt Zwickau nach Wittenberg, um ſich dort der Theologie zu widmen. Wahrſcheinlich durch die Mitwirkung Melanchthons, deſſen Schüler er war, erhielt er eine Stelle als Lehrer in Magdeburg; 1548 wurde er Schulmeiſter, d. h. Rector in Zwickau, 1550 in Wernigerode; ob er auch in Wittenberg, wo er im J. 1561 ſtarb, eine ähnliche Stelle bekleidete, iſt unbekannt. Sein Gedicht, „des Edlen vnd Streitbaren heldes Thedel Vnuorferden von Walmoden manlicher vnd Ritterlicher Thaten" u. ſ. w. beruht auf einer Sage, die ihm die Familie von Walmoden mitgetheilt, und die ſich ſeit langer Zeit von Mund zu Mund fortgepflanzt hatte, auch wohl mit den Sagen und Legenden des Mittelalters in Zuſammenhang ſteht, in welchen der Sieg der wahren Frömmigkeit über die Verſuchungen des Teufels dargeſtellt wird. Sie erhält auch dadurch Intereſſe, daß ſie als Gegenſtück zu der Sage von Doctor Fauſt erſcheint, da der Held Thedel (Dietrich) ſich gerade dadurch die Mächte der Hölle dienſtbar macht, daß er bei ſeinem lebendigen Glauben an Chriſtus verharrt, und ſeinerſeits nur eine ganz untergeordnete Bedingung eingeht, nämlich zu verſchweigen, wer ihm das Zauberpferd gegeben, auf welchem er in der kürzeſten Friſt die größten Länderſtrecken durcheilt, in einem Tage von Jeruſalem nach Braunſchweig gelangt. Die Verbindung der Sage mit der von Herzog Heinrich mit dem Löwen, den Thedel im heiligen Lande antrifft, lag nahe; es ſcheint aber auch das alte Märchen von dem Mann, der ſich nicht fürchtet, in die Sage vom Thedel eingedrungen zu ſein; wenigſtens wird im Verlauf der Erzählung ganz vorzüglich Gewicht darauf gelegt, daß der Held ſich ſtets als ein Mann zeigt, welchem auch das Entſetzlichſte keine Furcht einflößen kann. So mannigfaltiges Intereſſe aber der Stoff auch bietet, ſo iſt das Gedicht dagegen höchſt unbedeutend, es erhebt ſich nur ſelten über den gewöhnlichſten Ton der Bänkelſängerei und dann nur, wenn der Verfaſſer der mündlichen Ueberlieferung wörtlich gefolgt zu ſein ſcheint.

Achilles Jaſon Widmann.

Wer Achilles Jaſon Widmann oder Weidmann geweſen, iſt vollkommen unbekannt; daß er aus Hall in Schwaben gebürtig war, gibt er ſelbſt auf dem Titel ſeines Gedichts an, und daß er in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. lebte, iſt aus der erſten Ausgabe des Buchs zu vermuthen, welche im J. 1560 erſchien. Es führt den Titel: „Hiſtory Peter Lewen, des andern Kalenbergers, was er für ſeltzame Abentheuer fürgehabt vnd begangen". Der Titel gibt uns demnach ſchon an, was wir in dem Gedichte zu ſuchen haben, die Geſchichte eines poſſenhaften Geiſtlichen, der, wie der Pfarrer von Kahlenberg, die Bauern und andere Leute durch ſeine groben Schwänke zugleich ärgerte und ergötzte. Es iſt wohl nicht zu bezweifeln, daß der ganzen Erzählung eine wahre Geſchichte zum Grunde liegt, da der Held derſelben, Peter Leu, aus Hall, der Vaterſtadt des Dichters, gebürtig war. Seinen Namen hatte er von ſeiner ungeheueren Körperkraft erhalten; er war ſchon in ſeiner Jugend ſo ſtark, „Daß er nahm einen gewapneten Mann Auf ſein Hand von der Erd hinan, Mit ſeinen Armen, gantz frey geſtreckt, Er den auf ſeinen Tiſch hat gehebt". Er ernährte ſich zuerſt vom Blocktragen, wurde ſpäter ein Rothgerbersknecht, zog dann gegen die Armagnaken, oder wie ſie das Volk nannte, die Armengecken in den Krieg, was alſo auf das Jahr 1444 hinweiſt, und entſchloß ſich noch im dreißigſten Jahre die Schule zu beſuchen, um ein Prieſter zu werden, was ihm auch wirklich gelang. Anfangs war er Pfarrer in Rieden, wo es ihm ſchlimm ging, da er kaum das tägliche Brod erwarb. Später nahm ihn der Pfarrer von Weſtein zum Helfer an, doch wäre es ihm auch dort nicht beſſer ergangen, wenn er ſich nicht durch allerlei Streiche, mit denen er ſeinen Pfarrer, deſſen Köchin und die Bauern foppte, ſowohl beſſere Nahrung als auch Kleider, Wäſche u. dergleichen mehr zu verſchaffen gewußt hätte. Seine Streiche ſind freilich keineswegs fein angelegt, aber bei den Leuten, mit denen er es zu thun hatte, wären feinere auch nicht angebracht geweſen, und er konnte um ſo ſicherer hoffen, ſeine Abſichten zu erreichen, je gröber und unverſchämter ſeine Poſſen waren. Namentlich kam ihm der Aberglaube ſeiner Bauern und ihre Furcht vor Geſpenſtern und Teufel oft zu Statten. So überredete er ſie einſt, als ein dicker Nebel, der nach Schwefel roch, die ganze Gegend bedeckte, daß die Hölle ein Loch bekommen habe, welches man, um größerem Unglück vorzubeugen, ſchnell zuſtopfen müſſe, und nun brachte man ihm von allen Seiten Tuch und Leinwand, woran er gerade Mangel hatte. Uebrigens haben ſeine Streiche oft keinen andern Grund, als ſeine angeborene und unüberwindliche Luſt, Andere zum Beſten zu halten, ſo z. B. in dem unten mitgetheilten Abſchnitt) wie dies auch bei dem Pfaffen Amis, noch häufiger bei dem Kahlenberger und Eulenſpiegel der Fall iſt. Durch dieſen unverkennbaren Charakterzug erhalten auch die andern Streiche einen mehr heitern und zugleich einen volksthümlichen Charakter, aus welchem man ſich auch nur die wiederholten Auflagen des Gedichts erklären kann, das an Sprache und Darſtellung ſich nicht über die gewöhnlichſte Mittelmäßigkeit erhebt, und hierin ſelbſt noch weit hinter dem Pfaffen von Kahlenberg ſteht.

Wie Herr Peter zwo Bauren Mägd durch ein Kuchelofen Beichte hört.

Es begab ſich in Faſtenzeit,
Als Peter dem Beichthumb obleit,

Kamen zu ihm zwo Bouren Meyd,
Mit schneeweissen Hembdern beyd.
Als er nun saß in seiner Stuben
Zu Beicht hören, sie anhuben,
Ihn bitten Herrn Peteen den Mann;
Er sagt, er wollts gantz gerne thun.
Als aber die ein Bauren Magd
So an den Kachelofen lag,
Sagt: „Herr, ewer Stuben ist kalt“
Indem sichts im Offen ein Spalt,
Dazu ein Loch gebend hinein,
Sagt: „Herr, wie könnt ihr beennen ein,
Die weil in die Kachel ist ein Loch?“
Peter sagt: „Ich machs nicht zu noch,
Biß das Beichten sein Endschafft hot;
Darnach klieb ich es mit Kotb,
Mit Erden oder sonst Etwas.“
„Ey, lieber Herr, wie kommt denn das?“
„Ursach sag ich dir, liebe Meyd,
Die Sach hat ein sonderen Bescheid:
Man möchte veraegwöhnen mich,
Wann ich allein zu Beicht hört dich,
Und niemandt sehe den Sachen.
Der Ursach ich hab thun machen
Dies Loch in die Kacheln hinein:
Welch mein Beichtlochter will seyn,
In Offen sie do schliessen muß,
So gieb ich ihr alsdenn kein Buß,
Sie beicht denn durch das Loch in die Stuben.“
Die guten Mägde sich erbuben;
In ihren weissen Hemmtetlein
Schliessens in Kachelossen nein.
Da die ein durchs Loch beichtet auß
Und schluff von dem Offen herauß,
Und die ander dogegen ein,
Sie meinten, es muß also seyn.
Do er sie beyde hett absolvirt,
Waern ihre Hembden gezziert,
Wie der Kammichfeger Kleider,
Wer sie sah, die sprachen leider:
Wo seyd ihr so in Ruß gesteckt?
Ich mein, ihr habt Kammich gefegt.
Sie sogten, wie es zugongen wee,
Wie sie beredt hett der Peter,
Dos in Offen weren geschlossen;
Ehe sie denn heraus gekrochen,
Hettens ihr Sünd wollen büssen,
Durchs Kachelloch beichten müssen
Und sich also vnlouder gemacht.
Wer das hörte, fieng on vnd lacht,
Sagten: „Daß ihn schütte der Ritt!
Kennt ihr Herr Petees Possen nitt?“
Also zogen die Mägd zu Hauß
Und wuschen ihre Hembder ouß.

Johannes Fischart.

Wie sich in Luther das ganze Leben der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts abspiegelt, und alle übrigen, selbst die bedeutendsten Erscheinungen dieser Zeit sich nur als Ausflüsse oder höchstens als Ergänzungen seines gewaltigen Wesens kund geben, so ist Johann Fischart der Glanzpunkt des geistigen Lebens in der zweiten Hälfte des nämlichen Jahrhunderts. Und wenn seine Wirksamkeit auch viel eingeschränkter blieb, als die des großen Reformators, so lag dies bei weitem mehr in den Zeitverhältnissen, als im Wesen des Mannes selbst, der bei seinem mächtigen Talent, bei der außerordentlichen Kraft und Gewandtheit, mit der er die Sprache beherrschte, bei seinen eben so vielseitigen als gründlichen Kenntnissen, und insbesondere bei seinem in jeder Beziehung tüchtigen Charakter, bei der Schärfe und Beweglichkeit seines Geistes in andern Verhältnissen gewiß weltbistorische Bedeutung errungen hätte. Doch ist sein Einfluß nicht nur auf seine Zeitgenossen, sondern auch auf die unmittelbar nachfolgenden Geschichter jedenfalls weitaus bedeutender gewesen, als wir jetzt nachzuweisen vermögen, da wir ihn beinahe nur aus den rasch auf einander folgenden Anflagen fast aller seiner größeren Schriften, von denen selbst noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts, ja noch im 18. neue Ausgaben erschienen, bemessen können.

Leider ist uns von den Lebensumständen des trefflichen Mannes nur sehr Spärliches überliefert worden, und dieses Wenige wissen wir zudem meist nur aus zufälligen Bemerkungen oder Andeutungen in seinen eigenen Werken. So wissen wir nicht einmal bestimmt, wo und wann er geboren wurde; denn ob er sich gleich selbst den Namen Mentzer gibt, so läßt sich bis jetzt doch nicht mit Zuverlässigkeit ermitteln, ob er aus Mainz oder aus Straßburg gebürtig war. Für letzteren Ort sprechen allerdings mehrfache Gründe, doch könnten sie wohl einigermaßen erschüttert werden, wenn sich mit Sicherheit nachweisen ließe, daß er in Worms unter Caspar Scheidt, den er in der Vorrede zum Eulenspiegel seinen „Herrn Vätter und Preceptor“ nennt, die Schule besucht habe. Jedenfalls hat er eine geraume Zeit lang in Straßburg gelebt, zu welcher Stadt er auch in seinen späteren Jahren noch die größte Liebe trug. Er führte daselbst, wie es scheint, kein eigenes Haus, wenigstens sagt er selbst, daß er längere Zeit bei seinem Schwager, dem thätigen Buchdrucker Jobin, gewohnt habe, demselben, der seine meisten Schriften druckte und verlegte. Daß er wenigstens bis zum Jahr 1580 in Straßburg geblieben sein muß, erhellt aus dem Umstande, daß er an den theologischen Streitigkeiten Theil nahm, welche dort von 1578—1580 über die Einführung der Concordienformel mit großer Bitterkeit geführt wurden. Am 11. November, wahrscheinlich des Jahres 1580, vermählte er sich mit Anna Elisabeth, der Tochter des als Verfasser einer Elsässischen Chronik bekannten Bernhard Herzog, welche ihm zwei Kinder gebar. Eine Reise nach England, welche er in einer seiner Schriften erwähnt, hatte er wahrscheinlich schon vor 1575 gemacht, und vielleicht fallen auch einige kleinere Reisen

in die Schweiz, nach Schwaben und Franken in jene Zeit. Aus den unzähligen, in seinen Schriften zerstreuten Anspielungen auf die kleinsten Einzelnheiten der meisten Provinzen, Städte und selbst der unbedeutendsten Ortschaften, die er nach Lage, Naturbeschaffenheit und Erzeugnissen erwähnt so wie aus den eben so häufigen Anspielungen auf Sitten, Gebräuche, Beschäftigungen und Eigenthümlichkeiten der Bewohner selbst kleinerer Orte möchte man den Schluß ziehen, daß er größere und länger dauernde Reisen durch Deutschland gemacht habe, weil solche genaue Bekanntschaft sich kaum anders als durch eigene Anschauung gewinnen läßt; allein es wird die so nahe liegende Vermuthung bis jetzt durch Nichts bestätigt. — In den Jahren 1581 und 1582 finden wir ihn als Advokaten am Reichskammergericht in Speier, 1586 als Amtmann zu Forbach, ohne daß wir jedoch im Stande wären, die Beziehungen nachzuweisen, welche ihn in diese verschiedenen Stellungen geführt haben. Auch sein Todesjahr ist noch nicht mit Sicherheit ermittelt; gewiß ist nur, daß er im J. 1591 schon gestorben war, und in der Mitte des Jahres 1589 noch lebte *).

Fischart scheint schon im zweiten oder dritten Jahrzehend nach seinem Tod beinahe ganz vergessen worden zu sein; nur selten findet man ihn erwähnt, z. B. von Harsdörffer, wenn wir nicht irren, in dessen „Gesprächspielen" oder gar benutzt, wie von Happel in dem „Akademischen Roman". Dies läßt sich leider nur zu leicht erklären: eine riesige Natur, wie die seinige, mußte der beschränkten und zum Theil kleinlichen Welt- oder Kunstanschauung des nachfolgenden Jahrhunderts durchaus unverständlich bleiben, und es ist leicht erklärlich, daß diejenigen, welche ihm zufällig begegneten, stumm und scheu vor ihm vorübergingen. Sie standen der Zeit, in welcher er gewirkt hatte, noch zu nahe, als daß sie nicht noch von seiner Größe hätten berührt werden sollen, und wiewohl sie keinen Sinn für dieselbe hatten, wagten sie doch nicht, sich an ihm zu messen. So gerieth er immer mehr in Vergessenheit, zudem seine Bücher, welche für das Leben geschrieben waren, keinen oder nur selten Eingang in die Büchersäle fanden, in welchen so viele todte Gelehrsamkeit aufgespeichert wurde. Als im 18. Jahrh. zuerst Bodmer und dann Lessing wieder auf ihn aufmerksam machten, regte sich allerdings wieder einige Theilnahme für den merkwürdigen Mann; doch blieb die Kenntniß seiner Schriften lange nur eine ganz äußerliche, bis die neueste Zeit endlich ein ernsteres Studium seiner zahlreichen Werke begann und seine hohe Bedeutsamkeit immer mehr anerkannt wurde.

Dieselbe beruht vor Allem darin, daß sich in ihm vielseitiges Talent, ausgebreitete Gelehrsamkeit und gesinnungsvolle Charaktergröße zur vollständigsten Einheit verbinden, so daß vielleicht keine Seite auf seinen zahlreichen Schriften, wenigstens der späteren zu finden ist, in der sich diese Eigenschaften nicht sämmtlich aussprächen. Fischart war nicht nur belesen, wie Hans Sachs, sondern ein Gelehrter im großen Styl, da er nicht nur in beinahe allen Wissenschaften gründlich bewandert war, sondern auch seinen außerordentlichen Reichthum an Kenntnissen mit der größten Leichtigkeit und Sicherheit beherrschte. Er kannte nicht nur die alten Sprachen und deren Literatur, er war auch mit den modernen Sprachen vertraut; außer dem Französischen, das ihm ganz geläufig gewesen zu sein scheint, verstand er italienisch, holländisch und wahrscheinlich auch englisch. Die Geschichte war ihm in ihrem vollsten Umfange bekannt, und wiederum, wenn wir nicht wüßten, daß er seines Berufs ein Rechtsgelehrter gewesen wäre, würden uns seine Schriften zur Vermuthung führen, daß die Theologie seine Lebensaufgabe gewesen, so vielseitig und gründlich sind seine theologischen Kenntnisse. So groß jedoch und umfassend seine Gelehrsamkeit war, so war sie ihm stets nur Mittel zu höheren Zwecken, und er verschmähte es daher, seine Gaben und Kenntnisse der Wissenschaft zu widmen (ob er gleich auch wenigstens Ein rein wissenschaftliches Werk in lateinischer Sprache geschrieben hat, die Urgeschichte Straßburgs), um nach einem andern, wenn auch weniger belohnenden Ziel zu streben. Dies war aber eine Wirkung seines Charakters, und man muß sich diesen daher ganz vergegenwärtigen, um den Schriftsteller im vollen Umfange zu verstehen. Fischart war eine durchaus edle Natur von seltener Tiefe des Gemüths, das alle rein menschlichen Beziehungen mit inniger Liebe und Hingebung erfaßte; sein Herz schlug gleich warm für die einfachsten Verhältnisse des häuslichen, wie für die großen Erscheinungen des öffentlichen Lebens, und er konnte mit derselben Begeisterung von dem Glück der Ehe, und von der häuslichen Zufriedenheit, wie von den größten Heldentugenden singen. Feurige Liebe zum Guten und Wahren, in welcher Gestalt es sich auch zeigte, war der Grundzug seines Wesens, und da ihm die tiefere Einsicht in das Leben die Ueberzeugung gegeben hatte, daß das Gute und Wahre sich nur in der Freiheit zur größeren Vollkommenheit entwickeln könne, so war auch die Freiheit die Losung seines Lebens und er trat in religiöser Beziehung als eifriger Protestant, in politischer Hinsicht als begeisterter Republikaner für dieselbe ein. Obgleich die Reformation zu seiner Zeit schon fest gegründet war, so hatte sie doch noch mancherlei Kämpfe zu bestehen, namentlich war ihr in dem nicht lange vorher gestifteten Jesuitenorden, der eine ungeheuere Rührigkeit an den Tag legte und die gewaltigsten Hebel in Bewegung setzte, ein mächtiger Feind entstanden, dessen hohe Gefährlichkeit dem scharfblickenden Manne nicht verborgen bleiben konnte. Seine ganze Natur mußte ihn daher antreiben, den Kampf im Namen der Wahrheit und Freiheit aufzunehmen; und es war schon sein erstes Auftreten als Schriftsteller diesem Kampf gewidmet *). Gewiß wäre Niemand geeigneter gewesen, als Fischart, diesen Kampf mit den Waffen der Wissenschaft zu führen; allein er wollte ihm, wie früher Luther, eine breitere Grundlage geben, und sich daher an das Volk wenden, weil er wohl wußte, daß in solchen Dingen die Stimme des Volkes allein entscheidend ist. War ihm dadurch schon eine anschaulichere Darstellungsweise vorgeschrieben, so drängte ihn auch sein poetisches Talent und seine angeborene heitere Laune, sein unerschöpflicher Witz dazu, der

*) Nach einer handschriftlichen Bemerkung auf dem Titel eines seiner Werke soll er im Winter 1589 gestorben sein; doch ist diese Nachricht durch Nichts beglaubigt, und sie könnte leicht auf einem Irrthum beruhen, und zwar ist dies um so wahrscheinlicher, als das letzte Werk, welches Fischart herausgegeben, vom 15. März 1590 datirt ist.

*) Zwar ist der „Eulenspiegel" wahrscheinlich früher abgefaßt, als der „Nachtrab", allein dieser scheint doch frühe veröffentlicht worden zu sein, nämlich schon im J. 1570, während jener erst gegen 1572 im Druck erschien.

ihm das Schlechte zugleich immer von seiner lächerlichen Seite erscheinen ließ, und so stellt sich die Satyre als diejenige Form heraus, welche er nach den gegebenen Verhältnissen und nach seinem innersten Wesen durchaus wählen mußte, und die er eben deshalb auch bis zur höchsten Meisterschaft entwickelte. Fischart hatte aber einen zu umfassenden Geist, als daß er sich auf diesen religiösen Kampf hätte beschränken können; das ganze Leben lag mit seinen höheren Anforderungen, aber auch mit seinen Mängeln und Irrthümern vor seinem klaren Blicke offen, und seine sittliche Natur drängte ihn, auch diese Mängel in das Gebiet seiner Darstellung zu ziehen. Hatte er es aber in den zuerst erwähnten Satyren mit besonderen Erscheinungen der Zeit, mit Auswüchsen der menschlichen Natur und sogar mit einzelnen Persönlichkeiten zu thun, in denen sich diese Auswüchse gleichsam verkörperten, so handelte es sich hier um Gebrechen, die dem Menschen als Menschen anklieben, die aus der Unvollkommenheit der menschlichen Natur selbst hervorgehen, und welche nur durch eine allgemeine Veredlung des menschlichen Geschlechts, wenn auch nicht ganz vernichtet, doch gebändigt werden können. Diesen mächtigen Unterschied fühlt Fischart auf das lebendigste und daher haben seine Satyren, je nachdem sie gegen besondere Auswüchse gerichtet waren, oder die allgemein menschlichen Gebrechen darstellten, einen durchaus verschiedenen Charakter. Während er in den ersten das Schlechte mit aller Glut seiner feurigen Seele bekämpft und die mächtigsten Laute eines edlen Zorns ertönen läßt, der Spott zum bitteren Hohn wird, sein Witz den Feind zermalmt und vernichtet; ergeht er sich in den Satyren der zweiten Art in heiterem Humor, selbst in muthwilliger Ausgelassenheit; allein so sicher er auch trifft, so verletzt er doch nicht, man sieht aus jedem Worte, daß er die Menschenkinder doch inniglich lieb hat, wenn er auch ihre Schwächen und Irrthümer rücksichtslos aufdeckt und sie dem heiteren Spotte Preis gibt. Es darf nicht übersehen werden, daß alle Satyren dieser Art in Prosa geschrieben sind, während er sich bei der andern der rhythmischen Darstellung bediente. Der höhere Ernst sollte sich auch in der Form kund geben, wie umgekehrt der gemüthliche Spott sich freier und ungebundener bewegen sollte. Nur eine einzige Schrift macht hievon eine Ausnahme, die „Flohhatz", allein wir erkennen eben darin das tiefere Kunstgefühl Fischarts, der für jeden Stoff die ihm angemessene Form zu finden wußte, und der reinen Dichtung (denn dies ist die Flohhatz, wenn auch die sittliche Absicht und Grundlage nicht zu verkennen ist) daher auch das ihr zukommende poetische Gewand gab.

Die Satyre entsteht aus dem Bedürfniß, die ungenügenden Erscheinungen des Lebens in ihrer Nichtigkeit darzustellen; dieses Bedürfniß entspringt allerdings aus einer höheren sittlichen Anschauung, allein es kann diese selbst in ihren Gegensatz umschlagen, wenn ihr nicht die Liebe, sondern der Haß zum Grunde liegt, der endlich Alles, selbst das im schwärzesten Licht erscheint, was keinen Haß verdient. Daß Fischart nicht zu dieser Gattung von Schriftstellern gehört, erhellt schon aus der bisherigen Darstellung, wir würden davon überzeugt sein, wenn er auch nur seine persönlichsten Satyren geschrieben hätte. Allein seine Liebe zum Schönen und Guten war so innig und wahr, daß er ihr auch bestimmten Ausdruck gab. Wir haben bei der Betrachtung seiner lyrischen Poesien schon Gelegenheit gehabt, auf mehrere seiner hiebergehörigen Gedichte aufmerksam zu machen; es wird sich im Nachfolgenden diese Bemerkung noch weiter bestätigen. Doch würden wir aber mit dem Bisherigen nur ein unvollständiges Bild von Fischart geben, wenn wir nicht noch einen Blick auf seine politischen Gesinnungen werfen wollten. Seine ganze Natur machte ihn zum Republikaner; der lange Aufenthalt in Straßburg, die genaue Bekanntschaft mit der Schweiz, deren schöne Heldenzeit noch in lebendigem Andenken stand, die Anschauung der traurigen Zustände in Deutschland mußte seine Ueberzeugung noch bestärken. Freiheit, sagt er ausdrücklich in dem Straßburger Bündnisse, ist der einzig wahre Adel, nur durch sie und in ihr kann der „gemeyne Nutz" erreicht und gefördert werden, auf ihn allein beruht der Völker Glück. „Freiheit dlum ist die schönste blüh: Gott lasse diese werde bium In Teutschland blühen vmb vnd vmb, So wachst dann Frid, Freud, Rhu vnd Rhum!" Daß sein republikanischer Sinn mit der innigsten Liebe zum Vaterland verbunden war, ersehen wir schon aus den eben mitgetheilten Zeilen, wir wissen es schon aus seiner trefflichen „Ermanung an die lieben Teutschen" (S. 26 u. 28), es spricht sich in unzähligen, beinahe durch alle seine Schriften zerstreuten Andeutungen aus. Und seine Liebe zum Vaterlande beruhte nicht bloß auf einem dunklen Gefühl, er liebte es, weil er es kannte, wie vielleicht nur wenige vor ihm, Keiner aber nach ihm. Denn es lag nicht nur die Geschichte seines Volkes in lebendigster Klarheit vor ihm, er kannte auch dessen Literatur und Sagenwelt im vollsten Umfange, und zudem war er mit dem Volksleben nach den verschiedenartigsten Beziehungen hin vertraut, wie denn seine Schriften eine unerschöpfliche Fundgrube für die Kenntniß desselben sind, denn da ist keine Seite, die er nicht bald ausführlicher, bald andeutend berührte: Sitten und Gebräuche, Feste und Spiele, Sagen und Märchen, Lieder und Sprichwörter, mit einem Worte, Alles, was das rege, jugendlich frische Leben des Volkes bildet, was seit Jahrhunderten in seinem Munde lebt und doch stets in neuer Gestalt erscheint, was zugleich seine treue Liebe für die Ueberlieferung und seine nie ruhende Schöpfungskraft bezeugt, alles das, worin das Volk seinen Glauben und seine Tiefe, seinen Ernst und seine Heiterkeit, seine Wünsche und Hoffnungen ausspricht, war in der reichsten Fülle zu seinem Eigenthum geworden, so daß er als der vollgültigste Repräsentant des Volkslebens erscheint, und ihm hierin selbst Hans Sachs an Umfang weit nachsteht. Wer aber das Volk so in seinem innersten Wesen kennt, der muß es auch lieben, weil ihm nicht verborgen bleiben kann, daß in ihm allein der Keim zu allem Großen und Herrlichen zu finden ist. Und daß Fischart es mit dem ganzen Feuer seiner Seele liebte, daß sein ganzes Wesen im Volke wurzelte, kann Niemanden entgehen, der seine Schriften mit Aufmerksamkeit liest. Nichts beweist uns aber lebendiger, wie sehr das Volk in ihm aufgegangen war, als seine Sprache, die dem ersten Anblick nach zu der Sprache des Volkes im grellsten Gegensatz steht, aber in der That ganz auf ihr beruht. Wir wollen nicht einmal erwähnen, daß er die Sprache in ihrem vollsten Reichthum besaß, daß er nicht bloß das Neuhochdeutsche in seinem ganzen Umfang, sondern auch die alte Sprache

kannte, daß er mit mancherlei Mundarten genau vertraut war; wir legen namentlich darauf Gewicht, daß er die Sprache mit derjenigen Schöpferkraft beherrſchte, die ſonſt nur bei dem Volke in ſeiner Geſammtheit gefunden wird. Im Volke allein lebt nämlich ein ungetrübtes Sprachgefühl, welches mit vollſter Entſchiedenheit alles Fremdartige ausſcheidet oder daſſelbe, wenn es ſich unwiderſtehlich aufdrängt, zu ſeinem Eigenthum macht, d. h. das fremde Wort zu einem deutſchen umgeſtaltet, während der Gelehrte und Gebildete es beibehält, wie es ihm von dem Auslande überliefert wird, dadurch aber die Sprache verunſtaltet, ja ganz verdirbt. Die Sprachgewalt und Schöpfungskraft des Volkes erzeigt ſich entweder dadurch, daß es das fremde Wort zwar beibehält, aber ihm deutſche Form und deutſche Betonung gibt (Körper, Opfer, Biſchof u. hundert andere) oder daß es dem fremden Worte ein deutſches entgegenſtellt, welches den Klang des fremden ſo gut als möglich wiedergibt, zugleich aber auch dem Sinne deſſelben entſpricht, oder auch wohl einen ganz anderen, aber immer bedeutenden, ſo oft einen komiſchen oder ſatyriſchen Sinn hat. In dieſer Art der Wortbildung iſt Fiſchart unübertrefflich und reich; es ſind namentlich ſeine proſaiſchen Schriften davon angefüllt *) und wir ſehen dieſe Wortformen keineswegs für bloße Ausgeburten ſeiner muthwilligen Laune an, obgleich dieſelbe auch nicht zu verkennen iſt, ſondern wir erkennen darin die ächt volksmäßige Schöpfungskraft, die in ihm lag; und wie ſeinen ausgelaſſenſten Scherzen immer ein tiefer Ernſt zum Grunde liegt, ſo wollte er auch durch dieſe Wortbildungen zeigen, was das lebendige Sprachgefühl des Volkes vermöge, und daß man im Sinne und Geiſte des Volkes ſchreiben müſſe, um das Größte in der Sprachdarſtellung zu leiſten.

Zwar tritt die Größe und Vielſeitigkeit Fiſcharts vorzugsweiſe in ſeinen proſaiſchen Schriften hervor; doch ſind auch ſeine poetiſchen Werke höchſt bedeutend und wir würden ſogar ohne dieſe den vollen Umfang ſeiner rieſigen Natur nicht erkennen. Wie bedeutend er als Lyriker iſt, haben wir ſchon geſehen; noch größer vielleicht iſt er in ſeinen epiſchen Dichtungen, die wir hier näher zu betrachten haben. Es ſind dieſelben nicht bloß zahlreich, ſondern auch von großer Mannigfaltigkeit in dem Stoff und in der Ausführung: denn er hat neben dem ſatyriſch-didaktiſchen auch das rein komiſche Epos und die ernſte Erzählung mit gleicher Meiſterſchaft behandelt.

Seine ſatyriſchen Gedichte wurden durch die ſteigenden Anmaßungen der katholiſchen Partei und die geradezu unverſchämten Läſterungen mehrerer Anhänger derſelben hervorgerufen, unter welchen zuerſt der Apoſtat Rabe, gegen den der ſchon erwähnte „Nachtrab“ gerichtet iſt, und dann der Ingolſtädter Johann Naß zu erwähnen iſt, welcher ſein Schneiderhandwerk mit der Franciscanerkutte vertauſcht hatte und eine Reihe von Schmähſchriften gegen Luther und die Reformation ſchrieb. Die Gedichte, welche Fiſchart zur Abfertigung dieſer Leute erſcheinen ließ, ſind ſomit Gelegenheitsgedichte, aber ſie ſind freilich von den ſchalen Erzeugniſſen der nachfolgenden Periode unendlich verſchieden, da ſie nicht, wie dieſe an der Veranlaſſung kleben, ſondern dieſe mit poetiſcher Freiheit behandeln. Das erſte der gegen Naß gerichteten Gedichte „Von S. Dominici, des Predigermünchs und S. Franciſci Barfüſſers artlichem Leben vnd groſſen Grewln u. ſ. w.“ mit dem köſtlichen Motto: „Sie haben Naſen vnd riechens nit“, iſt eine vortreffliche Abwehr gegen Naſens Beſchuldigung, daß die Proteſtanten in ſteter Zwietracht lebten und Luther Gemeinſchaft mit dem Teufel gehabt habe. Erſteres wollte Naß daraus beweiſen, daß ſo viele Secten unter den Reformirten ſeien, das andere dadurch, daß Luther ſelbſt von ſeiner Anfechtung erzählt habe. Nach einer gereimten und geiſtvoll gedachten Vorrede, welche die Abſicht und den Inhalt des Gedichts auseinander ſetzt, folgt dieſes ſelbſt. Der Anfang iſt eine witzige Parodie der Aeneide: wie Virgil den Aeneas und deſſen Waffenthaten, ſo will er den H. Dominicus und den Streit der Dominicaner und Franciscaner beſingen. Statt der Muſe ruft er die H. Katharina von Senis an, daß ſie ihm ſage, „Was doch die vrſach gründlich war Des Zorns in der beſchornen Schar Der ſchwartzen Münch die mit den grawen, Die mit den Cazen vnd den Kiawen. Wie ſchwartz vnd grawe ramlecht Katzen Nun lange Zeit einander kratzen“. Einſt ſeien Dominicus und Franciscus an einen Fluß gekommen, und dieſer habe jenen auf deſſen Bitten hinübergetragen; mitten im Waſſer habe er ihn gefragt, ob er Geld habe, und da Dominicus es bejaht, habe ihn Franciscus ins Waſſer fallen laſſen, weil ihm durch ſeine Regel verboten ſei, Geld zu tragen. Dominicus ſei nur mit Noth ans Ufer gekommen, habe aber jenem bittere Rache geſchworen (1). Daher, fährt er fort, ſchreibt ſich die bittere Feindſchaft her, die zwiſchen beiden Orden noch fortdauert, zwar weniger in Deutſchland, wo man ihnen den Kitzel vertrieben habe, aber deſto heftiger in andern Ländern. In ihren Streitigkeiten zeigten ſie ihren bäuriſchen Urſprung, denn Franciscus war ein welſcher Bauer und Dominicus ein ſpaniſcher, und ſo ſchreiben ihre Nachkommen z. B. Naß, bäueriſch grob, lügenhaft und unverſchämt. Aber nicht bloß zwiſchen dieſen beiden Orden beſteht Feindſchaft, ſondern auch zwiſchen den einzelnen Secten derſelben, die ſich gegenſeitig auf das Bitterſte verfolgen. Und ſolcher Secten gibt es ſo viele, bei den Franciscanern allein ſind deren vierzehn zu zählen, ſo daß die Mönche den Proteſtanten Nichts vorzuwerfen haben. Das Schlimmſte aber iſt, daß ihre Streitigkeiten ſich nicht um Glaubensartikel u. dgl. drehen, „ſonder omb ſtoltz, pracht, geitz vnd raub: Das iſt jr Gottesdienſt vnd glaub; Nur vmb den bauch, gewin vnd pracht, da ſtreiten ſie in alle macht, Das wöllen ſie kurtzumb erhalten, Vnd ſolt die Welt darüber ſpalten Durch Krieg, verfolgung, brand vnd mord, Wenns ſchon wer wider Gottes Wort“. Sie trachten daher auch, Andere in Uneinigkeiten zu ſtürzen, wie überhaupt unter allen Ständen des Barſtthums Neid und Zwietracht herrſcht. Bei den Mönchen geht dieſe ſo weit, daß ſie ſich ſogar in der Farbe der Kutten unterſcheiden; nur im Müſſiggang ſind ſie alle gleich, und darin, daß alle behaupten, ihr Orden führe am ſicherſten zum Himmel, die Einen weil ſie kein Fleiſch, ſondern nur Fiſche eſſen, die Andern, weil ſie die größten Kutten haben (da müſſen auch wohl die Läuſe ſelig ſein, die darin ſtecken). Manche tragen Holzſchuhe und meinen, St. Peter

*) Nur einige Beiſpiele, die ſich eben darbieten: „maulhenkolisch“, „Pfeirngeam“, „Affrich“, „Betragdick“ und „Vrockdick“, „Notwe“, „Jeſuwidee“, „Rebierich“, „Unlenamend“, „Saurazanen“, „Amend“ für melancholiſch, Podagra, Afrika, Praktik, Notae, Rhetorik, Fundament, Sarazenen, Amen.

müsse ihnen den Himmel aufschließen, wenn er sie nur trappeln hörte. Jeder Orden hat ein eigenes Gebetbuch, von denen jedes das beste sein soll; ja, „In jedem Kloster, Kirch, Capell, In jedem winckel, Chor ond Cell Henckt ein sonder Teflein dort Darauff ein sonder gbet vnd wort, Welchs ist eim sondern Heilgen gschrieben, Darmit sie han die Leut vmbtrieben Vnd gar Gottesleſterlich beredt, Das, wenn sie sprechen solch gebet, So haben sie vergebung gleich Für sechtzig Jar on alle Beicht, Ja sagen eim verzeihung zu Sein lebtag, Gott ged, was er thu, Ja offtmals dis an Jüngsten Tag, Das man drauff frisch sündigen mag". Sie aber lachen die Leut ob ihrer Einfalt aus und lassen sich wohl bezahlen. Am ärgsten treiben sie es am Todtenbett, wo sie den Sterbenden Alles ablocken, was sie nur können, zugleich aber vor andern Orden warnen, woraus wiederum viele Zänkereien entstehen, weil jeder Orden das Beste für sich haben will. Zwar verbietet Francisci Regel Geld zu nehmen, aber sie wissen sich gut zu helfen und machen darüber eine Glosse; man müsse, sagen sie, das Gebot so verstehen, daß sie zwar kein Geld mit den Fingern berühren dürften, aber ihren Verwaltern sei es wohl erlaubt, Geld zu nehmen („Die Münch haben gelobt, wie jener Münch sagt, Armut in dem Bad, ond gehorsam vber tisch ond keuscheit vber dem Altar"); ja sie sind schon beruhigt, wenn sie das Geld nur mit Handschuhen anfassen oder in das Nastuch binden lassen, oder in die Kapuze stecken: Alles ist bei ihnen Heuchelei, Falsch und Betrug, um den Leuten das Geld abzulocken. Wie sollte man ihnen glauben, da sie morgen revociren, was sie heute approbiren, der Eine Pabst verdammt, was der andere behauptet? Wie sie sich aber auf das Lügen verstehen, das zeigt der Nas in seinen Menturien (Schendhurien nennt er dessen Centurien an andern Orten). So sagt er, Luther sei des Teufels Eigenthum gewesen, weil dieser von sich schreibe, er habe viele Anfechtungen vom Teufel erlitten. Was dieses für ein schlechtes Argument sei, heißt es weiter, wolle er aus Dominici Leben erweisen, zu dessen würdiger Schilderung ihm die H. Katharina beistehen möge. Nun macht er die Wundergeschichten lächerlich, die vom H. Dominicus erzählt werden, wobei er oft eine ächt satirische Laune entfaltet. So selen Dominicus und sein Geselle Berchtram einst mit deutschen Pilgrimen zusammengekommen, dessen Sprache sie nicht verstanden hätten; aus Aerger darüber hätten sie zu Gott gebetet, ihnen das Verständniß derselben zu eröffnen: „Da konten sie kaum beten aus, Da wischt die Teutsch Sprach gleich heraus." Wir können bei diesen Wundergeschichten nicht verweilen, sondern bemerken nur, daß Fischart auch mehrere berichtet, in welchen Dominicus mit dem Teufel zu schaffen hat, woraus er nach seines Gegners Argument den Schluß zieht, daß der Heilige nach Bruder Nasens Logik auch des Teufels Eigenthum gewesen sein müsse. Die erste Hälfte des Gedichts ist jedenfalls weitaus am bedeutendsten; der Dichter vereinigt darin Alles, was sich gegen die Mönche und das Klosterleben vorbringen läßt, und es hätte dieses Gedicht, wenn es zur Zeit der Reformation erschienen wäre, gewiß den tiefsten und einflußreichsten Eindruck hervorgebracht. In seiner Zeit aber, wo die Parteien sich schon vollständig getrennt hatten, wird es kaum in die Hände der Katholiken gekommen sein, und diesem Umstande ist es wohl vor Allem zuzuschreiben, daß diese, wie seine andern Schriften nicht die Wirkung gehabt haben, die ihnen unter günstigeren Verhältnissen nicht hätte fehlen können. Die Sprache des Gedichts ist fließend, aber, namentlich in den Anspielungen auf Bruder Naß (den er die „Nase" nennt), und auf dessen Bücher, geradezu grob und überschreitet oft alles Maß; aber Fischart war durch die unverschämten Anmaßungen des Ingelstätter Franciscaners herausgefordert, und wir können ganz wohl begreifen, daß er sich von seinem Zorn hinreißen ließ. „Fürwar," sagt er selbst, „solch Laurenwerk vnd gspöt Macht, das ich was hefftiger redt, Denn wer kan solch Gottsleſterung Vertragen on verantwortung?"

Noch bitterer, und wenn man will, noch heftiger ist „Die Wunderlichst Vnerhörteſt Legend des Abgeführten, Quartirten, Gevierten vnd Viereckechten, Vierhörnigen Hütleins" u. s. w. durch Jesuwalt Pickart*); aber es ist dieses Gedicht, welches gewöhnlich das „Jesuiterhütlein" genannt wird, künstlerisch viel bedeutender, als das zuerst erwähnte, da auch die größte Heftigkeit darin poetisch begründet und somit gerechtfertigt ist. Die gelungene Erfindung ist mit außerordentlicher Lebhaftigkeit durchgeführt, die sich schon im Eingang kund gibt: „Nun hört zu, all vier Eck der Erden, Ja ir vier Welt hört zu on bschwerden, Woher hie auff End vnd Eck Alles Vbel sich her erstreckt!" Und der Dichter ist von seinem Gegenstande so ganz erfüllt, daß er sogleich mit der Erzählung der Legende beginnt. Da Lucifer nach Christi Himmelfahrt sah, daß seine Macht vernichtet sei, rief er alle seine Teufel zusammen, sich mit ihnen zu berathen. Zwar ist es so weit gekommen, redete er sie an, daß die Welt die Macht der Hölle und deren Abzeichen, die Hörner, verachtet; aber ich will ihnen die alte Ehrfurcht wieder zuführen, indem ich sie nun auf eine heilige Art gestalte. Und sogleich befiehlt er, ein Horn von allen möglichen Farben zu machen,

*) Fischart liebte es, seinen Namen unter mancherlei Masken zu verbergen, die selbst wieder ein Zeugniß der außerordentlichen Schöpfungs- und Bildungskraft sind, mit welcher er die Sprache behandelte. Manchmal verbarg er sich nur halb, indem er entweder seinen Beinamen Mentzer gebrauchte, oder nur die Anfangsbuchstaben seines ganzen Namens, J(ohann) F(ischart) G(enannt) Mentzer) schrieb, aus welchen er auch einmal einen Namen bildet, Jfgem. Oefters läßt er seine Motto, Unterschriften u. dergl. mit diesen Anfangsbuchstaben beginnen, Im Fischen Gilt Mischen, In Freuden Gedenk mein; Ihrer Fürstlichen Gnaden Mutwilliger, In Forchten Gehts Mittel; Iove Fovente Gignitur Minerva, Immundi Fimus Gentis Mundi; oder er erfindet neue Namen, welche mit diesen Buchstaben beginnen, und zum Theil auch durch ihren Klang an seinen wirklichen Namen erinnern Joh. Frid. Guicciard Mequintinus, Johan Fridrich Gwischaet, J. Friedr. Manazer, J. Fr. Melanus, oder er spielte bloß mit den Klang, ohne auf die Anfangsbuchstaben weitere Rücksicht zu nehmen, Wisart, Wischbart, Guisart, Pickbart, statt Fischart und Mansehr statt Mentzer. Einmal nennt er sich mit Beziehung auf Bruder Naß den „Nasenfischer zu Grubsarts". Auch liebte er Umsetzungen seines Namens Hartfisch, J. Reha Teutschiff für Joh. Fischart und Reznem für Mentzer, endlich auch einmal Armsius von Fischmenzweiler, worin beide Namen nebst dem pseudonymen Wisart vermengt sind. Endlich übersetzte er auch seinen Namen, den hebräischen Johann in den deutschen Huldrich, und den deutschen Fischart in den griechischen Ellopsklleros. Andere Namen übergehen wir, da sie einer längeren Erläuterung bedurften, die nicht hieher gehört; wie erwähnen nur noch daß er mit der ihm geläufigen Verdeutschungsweise den alten Völkernamen Tribocci zur Bezeichnung von Straßburg in Teutschen und Treubach umsetzt.

das aus Faulheit und einfältigem Schein mit der Nadel der Heuchelei und dem Faden der Täuſchung zuſammengenäht werden und eine Kuttenkappe heißen ſolle. Und ſobald eine ſolche unter dem großen Jubel der Teufel gemacht war, trug er dieſen auf, das Kuttenhorn durch die ganze Welt zu verbreiten. Sodann ließ Lucifer eine Mütze mit zwei Hörnern machen; die ſoll ein Biſchofshut werden, ſagte er, daher müßt ihr die geiſtliche Hoffarth mit der Nadel der Herrſchſucht und dem Faden der Schaſſchinderei darin vernähen und ſie mit den Perlen reicher Geſchenke und dem Geſtein Uneingedenk ſticken. Auch dieſe Mütze gerieth wohl, und er ließ ſie, in Biſamsladen eingemacht, durch die Welt führen, daher die Prälatenhörner weit verbreitet und wegen ihrer Pracht geehrt ſind. Hierauf befahl Lucifer, ein dreifaches Horn zu bilden, das er für ſeinen eigenen Statthalter beſtimmte. Er ſelbſt nähet des Judas Seckel hinein, und fügt noch Simonie, Rachgier, Neid, Wolluſt, Ehrgeiz, Meineid, Gift, Aufruhr u. ſ. w. hinzu. Die andern Teufel müſſen auf ſeinen Befehl noch Lug und Trug mit dem Judenzwirn von Menſchenſatzung und der Nadel des Banns und des Blutdurſts drein vernähen, dazu den Meßkram, Bullen, Ablaß und zur Täuſchung den H. Petrus darauf ſticken; und als es zur Freude der Hölle wohl gelungen war, mußte es ein Teufel ſtracks nach Rom bringen. — Nun glaubten Alle, Lucifer habe ſeine ganze Bosheit ausgekramt; aber der Herr der Hölle war damit noch nicht zufrieden. Nach langer Verzückung rief er jubelnd aus, er habe noch etwas Gräßlicheres gefunden, eine vierhörnige Mütze (die Jeſuiten tragen bekanntlich ſolche), welche viermal mehr Gift in ſich halte, als die andern zuſammen. Denn ſie ſoll von vierfachen Böſewichtern getragen werden, fuhr er fort, die ſich noch mehr verſtellen können, als der Teufel ſelbſt, deshalb werden ſie ſich Jeſuiter nennen, ob ſie gleich Jeſuwider heiſſen ſollten, da ſie ja meine, des Widerchriſts, Kinder ſind. Ein Spanier, Ignatz Lugoul („Zu Teutſch genannt Feurart Lugevol") wird die Geſellſchaft zum Troſt des dreifachen Hutes ſtiften, der in ihr ſeine beſte Hülfe finden wird. Selbſt die Mönche und Pfaffen müſſen ſich vor den Jeſuiten demüthigen, ruft Lucifer prophetiſch aus, weil ſie bei der dreifachen Krone wohl gelitten ſind, denn ſie haben nicht bloß die drei Gelübde der andern Kloſterleute, ſondern noch ein viertes, des Pabſtes Leibeigene zu ſein und deſſen Aberglauben in alle Welt auszubreiten. Deshalb habe ich dieſes vierfache Horn aus dem tiefſten Abgrund geholt, daß es erſt zur letzten Zeit komme, die Leute verwirre, die Sonne verdunkle und die Wahrheit verfinſtre. Und nun fordert er alle hohen und niedern Teufel auf, ihm bei der Geſtaltung des „viergehörnten Hütleins" behülflich zu ſein; ſie ſollen zum Stoff für die Mütze ſcheinheilig Teufelthum nehmen, pechſchwarz, wie die Hölle, und ſie mit Höllenglut fütten. Und die Teufel alle, ſelbſt Lucifers alte Großmutter und deren Tochter arbeiteten freudig an dem Hütlein (2), ſpannten es über den Leiſt Heuchelei, nähten es mit der Nadel Römiſcher Tyranney, und thaten ins erſte Horn Abgötterei. Teufelsliſt, vergiftete Schmeichelworte, Argliſt, Betrug, Scheinarmut und Ehrgeiz; in die beiden andern vernähten ſie Sophiſterei, allerlei Lügengeſpinnſte und Verführung der Jugend, in das hinterſte endlich Mordſtiftung und Unfrieden. Da ſie aber fanden, daß dieſes Horn noch nicht gewichtig genug ſei, ſetzten ſich die Teufel ſelbſt hinein, ſo daß, als das Hütlein vollendet war, Lucifer ſelbſt darob erſchrack. „Weil ihm vor Augen gleich thet ſchweben, Was für Jamer es wird erheben". Doch weibete und ſegnete er es nach der Hölle Brauch, worauf die Sonne ſich verfinſterte und das Hütlein vom Sturmwind in die Welt getragen wurde. „Vnd fügt ſich zu den Menſchen ſchnell, Daß es ſie plag, vergifft vnd quell Vnd recht erweiß durch Büberey, Daß es das ärgſte Hütlein ſey. Ja daß es alles diß erſtatt. Darzu es Satan bſchworen hat. Secht, alſo habt ihr, lieben Leut, Den Vrſprung alles vbels heut. Vnd wer ein ſolchs nicht glauben will, Der wirds bald fühlen nur zu vil".

Ohne auf die Tragweite des Gedichts einzugehen, die ſchon aus der kurzen Inhaltsanzeige einleuchtet, machen wir nur auf Einen Punkt in der Ausführung aufmerkſam, in welchem ſich Fiſcharts künſtleriſches Gefühl in ſchlagender Weiſe kund gibt. Wie nämlich einſt Homer den Schild des Achilleus, ſo läßt auch er die vier Mützen vor den Augen des Leſers entſtehen, ſo daß die Schilderung derſelben nicht als eine, aller Anſchaulichkeit ermangelnde Zuſammenſtellung der verſchiedenartigſten Eigenſchaften, ſondern als ein weſentlicher Beſtandtheil der Handlung erſcheint, welche dadurch ſelbſt an Leben und Bedeutſamkeit gewinnt, und die vier Mützen erſcheinen recht eigentlich, nicht bloß in abſtracter Weiſe, als ein Höllenwerk, da wir die Geſchäftigkeit des teufliſchen Heeres in aller Lebendigkeit vor uns erblicken.

Wir erwähnen den bisher gehörigen „Barfüſſer Secten- und Kuttenſtreit" nicht, in welchem Fiſchart, was er ſehr liebte, einen ihm vorliegenden Holzſchnitt beſchreibt, der die Uneinigkeit der verſchiedenen Secten des Franciscanerordens ſinnbildlich darſtellt, da das Gedicht ſich in keiner Weiſe beſonders auszeichnet, ſondern gehen zu der zweiten Gattung ſeiner epiſchen Gedichte über, in welchen das didaktiſche Element nur untergeordnet erſcheint oder vielmehr künſtleriſch in der epiſchen Entfaltung aufgeht. Es ſind deren zwei, der „Eulenſpiegel" und die „Flohhatz".

Den „Eulenſpiegel Reimens weiß" hat Fiſchart, wie ſchon berichtet, auf Veranlaſſung ſeines Lehrers Caſpar Scheidt abgefaßt, wahrſcheinlich mehrere Jahre früher, als er gedruckt erſchien (um 1572) und iſt wahrſcheinlich Fiſcharts erſtes Werk. Daß er den überlieferten Stoff einfach wiedergegeben hat, wurde ſchon bemerkt; die Gründe, die ihn zu dieſer Behandlungsweiſe bewogen, entwickelt er weitläufig in der Vorrede, nur an einigen Stellen, ſagt er, habe er „zucht vnd zimlichkeit halben, ſo viel immer möglich" die Auswüchſe entfernt. Doch fährt er fort, „So frewet mich auch ein ſtück, daß dannocht in vnſerm Eulenſpiegel kein Bocaciſche Schandparkeit vnd vnzimliche Bülerey fürfallet oder gefunden wirdt, darmit man doch heut alle Bücher, ſo kurtzweilig heiſſen ſollen, ſpicket vnd füllet." Sein Zweck aber bei der Bearbeitung des Eulenſpiegels war, „daß er der Welt zugleich mit dem ergetzen deſt ſüſſer das gute möcht einſchwetzen, daß jnen mit dem ſpotten vnd ſchertzen die laſter deſto mehr giengen zu hertzen: dann ſchimpfflich gutes lehren heiſt dem böſen glimpfflich wehren". Er ging ſomit ungefähr von derſelben Anſicht aus, welche ſeinen Lehrer Scheidt bewogen hatte, den Grobianus in deut-

ſche Keime zu bringen (ſ. o. S. 62), und wie dieſer die „Grobianität" dadurch heilen wollte, daß er ſie in ihrer ganzen Häßlichkeit darſtellte, ſo wollte Fiſchart in deeſelben Weiſe mit der Schalkheit verfahren, welche die ganze Welt erfülle, und er iſt auch der Meinung, daß dies die Abſicht des alten Volksbuches ſei. „Derohalben auf daß kein Schalck läe außgieng, ſo hat der erſte Eulenreiſſer allerley Quotlibetiſche Handtwerck zuſammen getragen, anzuzeigen, wie ſich in alle Ständt der Schalck verwickelt, einflicket, verwandt vnd eintringet, vnd offtermals auch, wie man ſagt, mit dem feömmſten ringet". Wir haben nicht nöthig, auf den Inhalt des Gedichts ſelbſt einzugehen; wie bemerken nur, daß Fiſchart es liebt, wie in dem mitgetheilten Abſchnitte (3), ſo auch in vielen andern, die Lehre auszuſprechen, die ſich aus der erzählten Geſchichte ziehen läßt. Obgleich die Darſtellung im Ganzen fließend und der Reim mit Leichtigkeit behandelt iſt, ſo ſteht der Eulenſpiegel doch in beiden Beziehungen weit unter den übrigen Gedichten Fiſcharts, und man erkennt bald, daß es eine Jugendarbeit iſt, in welcher ſich noch kaum die Keime zu der Eigenthümlichkeit vorfinden, die ſich in den ſpätern Werken ſo kräftig ausprägt, und die ſeine Verſe vor allen andern gleichzeitigen auf den erſten Blick erkennen laſſen.

Hat ſich Fiſchart im Eulenſpiegel ganz an den überlieferten Stoff gehalten, ſo hat er dagegen in der „Flöhhatz" eine bedeutende Erfindungsgabe an den Tag gelegt, die um ſo bewundernswürdiger iſt, als der Stoff an ſich keine Gelegenheit zu epiſcher Erweiterung darzubieten ſcheint und die Anlage eine ſolche auch kaum erwarten läßt. Ein Floh, der kaum dem Tode entronnen iſt, erhebt bittere Klage gegen die Weiber, welche ſein Geſchlecht ſo gierig verfolgten, und flehet zu Jupiter, daß er ſie für ihre Mordſucht beſtrafen ſolle, da die Flöhe doch unſchuldige Thiere ſeien, die ihre Nahrung da ſuchten, wo es ihnen der Gott angewieſen habe. Die lange Klage, die wir leider nicht nähe ausführen können, iſt vortrefflich und iſt durch ihre ganz pathetiſche Haltung von der vollſtändigſten komiſchen Wirkung. Die Mücke, welche den Floh klagen hört, geht hin, um ihn zu tröſten, und nun entſpinnt ſich ein Geſpräch zwiſchen den beiden, das der Dichter vortrefflich zu benutzen weiß, theils um eine Fülle von geiſtreichen Bemerkungen über Leben und Welt niederzulegen, theils um eine Menge der ergötzlichſten Flöhgeſchichten zu erzählen. Die Mücke iſt nämlich nicht vergeblich durch die Welt geflogen, ſie hat die Menſchen beobachtet und einen reichen Schatz von Erfahrungen eingeſammelt, die ſie nun dem Floh zum Troſte mittheilt. Dieſe Lebensregeln nun, dieſe Sentenzen, die unzähligen Sprichwörter, die ſie zu Zeiten auf einander häuft, daß man an den edlen Sancho Panſo erinnert wird, ſind an ſich ganz trefflich, ſowohl wegen ihres Inhalts als ihrer kernhaften Darſtellung; das Köſtlichſte aber iſt die Art, wie die Mücke ſie vorbringt; ſie thut dem jungen Floh gegenüber ſo altklug, ſie nimmt einen ſo philoſophiſchen Ernſt an, daß gerade hierdurch die komiſche Wirkung unwiderſtehlich wird. Endlich veranlaßt die Mücke den Floh, ihr ſeine Geſchichte zu erzählen, und er berichtet nun, wie er einſt eine ſchöne Jungfrau geſehen und nach ihrem zarten Blut gelüſtet habe. Sein Vater habe ihn gewarnt, und ihm bei dieſer Gelegenheit ſeine eigenen Abenteuer erzählt, welche er der Mücke ausführlich mittheilt. Die Darſtellung derſelben iſt außerordentlich lebendig, muthwillig bis zur Ausgelaſſenheit, aber keineswegs cyniſch, wie Andere behaupten, wie denn überhaupt Fiſchart bei der muthwilligſten Schalkheit immer züchtig bleibt. In dieſer Erzählung iſt Alles vortrefflich; Erfindung, Entwickelung, Sprache und Darſtellung, Alles trägt dazu bei, den heitern Eindruck zu erhöhen. Der Ueberfall in der Kirche, wo die Flöhe keine Gefahr befürchten, weil die Heiligkeit des Orts Nachſtellungen verbiete, die blutige Schlacht auf dem Markt, wohin ſie dann gezogen waren, weil ſie hofften, daß die Geſchwätzigkeit der Weiber ſie abhalten würde, nach den Flöhen zu jagen (4), die Abenteuer im beſchränkteren Familienkreiſe, Alles zeugt von des Dichters reicher Erfindung und großer Darſtellungskunſt, die ſich in der heiterſten Beweglichkeit der Erzählung, wie in der glücklichſten Wahl des Ausdrucks beurkundet. Wie trefflich ſind z. B., um nur Eins zu erwähnen, die Namen der Flöhe erfunden: Senfimhemd, Nimmerruh, Pfeffielind, Keckimſchlaf, Schleichinstal, Zwickſie, Bohetief, Springinsröckel, Zupfſtekeck und funfzig andere, denn auch darin iſt er unerſchöpflich. Die zweite Hälfte des Gedichts enthält die Verantwortung der Weiber, welche der von Jupiter beſtellte Flöhkanzler im Namen der Weiber vorträgt. Die Klagen der Flöhe werden Punkt für Punkt durchgenommen und mit komiſchem Ernſt bekämpft, worauf das Urtheil erfolgt, durch welches den Weibern das Recht ertheilt wird, die Flöhe zu tödten, ſo oft ſie von ihnen angefallen werden. Der Gründe ſind viele angegeben, die zum Theil höchſt ergötzlich ſind; der hauptſächlichſte iſt aber der (und in ihm liegt allerdings, wie ſchon von Andern bemerkt worden iſt, die ſittliche Grundlage des Gedichts), daß die Flöhe höher hinaus wollen, als ihnen gebührt. „Wolt allzeit nach höherm ringen, Tracht aus dem ſtaub gleich auff den hund, Vom hund gleich auf das Weib zur ſtund" — „Dan ir ſolt bbelfen euch im ſtaub, Gleich wie die Raupen inn dem laub." Ihr behauptet zwar, heißt es ſpäter, „Das Blut ſei euer ſpeis, Aber ſolchs hat fein mas vnd weis, Dann Jupiter hat euch zugeben, Das jr vom Thierblut ſollen leben — — Vnd nicht vom Menſchen, der bei leben Iſt keinem Thie zur ſpeis nicht geben." Damit ſich jedoch die Flöhe nicht über Unbilligkeit beklagen können, erlaubt er ihnen, die Frauen auf die „gänge Zung" zu ſtechen. „Damit ſie ſehe die Mann bethören, Wann ſie nit ſchweigen vnd auffhören. Auf das je in das gänge Blut Ain wenig aushee ſchreyfen thut, Wiwol jr weeden haben mú. Weil ſie die üben ſpat vnd frú;" eben ſo geſtattet er ihnen, ſich in den großen Halskrauſen und Manſchetten der Frauen aufzubalten und ſie beim Tanze zu kitzeln. Wollten ſie ſich aber dem Urtheil nicht fügen, würde er ſie nach Lappland oder zu dem hölliſchen Kettenhund oder zu den Cartbäuſern, „bei denen, wie Cardanus ſchreibt, kain Wandlaus nicht bleibt; Drum weil ſie kain Fleiſch ſpeiſen gut, Schmeckt auch nit je Fiſchſchmeckend Blut" *).

*) In den ſpäteren Ausgaben der Flöhhatz erſcheinen einige Zuſätze, welche mit Unrecht dem Fiſchart zugeſchrieben worden ſind; ſie beſtehen in einer Dedikation an die Weiber, in welcher dieſe gewarnt werden, nicht auch die Mücken und Läuſe zu verfolgen, in einem „Lob der Mucken" und endlich in dem „Streit der Laus mit dem Floh". Nur das Lob der Mücken könnte

Wir haben geſagt, Fiſchart ſei auch Meiſter in der ernſten Erzählung; das „Glückhafft Schiff von Zürich" gibt davon ein glänzendes Zeugniß. Es liegt demſelben eine geſchichtliche Thatſache zum Grunde. Als nämlich im J. 1576 die Straßburger ein großes Schießen gaben, fuhr eine Anzahl Zürcher Schützen auf der Limmat und dem Rhein in Einem Tage nach Straßburg. Dieſes Ereigniß beſingt Fiſchart in dem erwähnten Gedicht, weiß ihm aber durch die Behandlung einen hohen, wahrhaft poetiſchen Reiz zu verleihen, der nicht bloß in der äußerſt glücklichen Ausführung, in der Lebendigkeit der einzelnen Schilderungen, ſondern ganz vorzüglich in der Höhe der Anſchauung liegt, welche den Dichter erfüllt. Es war ſchon 100 Jahre früher eine ähnliche Fahrt unternommen worden; denn als es ſich damals um ein Bündniß der beiden Städte handelte, und Straßburg wegen der großen Entfernung Bedenken trug, brachten die Züricher einen Hirſebrei, den ſie daheim bereitet hatten, noch warm in die elſäſſiſche Stadt, um zu beweiſen, daß bei entſchiedenem Willen auch die größte Entfernung überwunden werden könne. Die erſte Fahrt ſchwebte dem Dichter vor, als er die ſpätere beſang und er verlieh ihr dadurch eine höhere Weihe und größere Bedeutſamkeit; er zeigte durch das Beiſpiel der mannhaften Zürcher, was Willenskraft und unverdroſſenes Streben vermöge. Sehr ſchön ſtellt er daher gleich am Anfang dem unvernünftigen Beginnen des Xerxes, der das Meer geißeln ließ, die rührige Thätigkeit entgegen, durch welche die Zürcher das widerſtrebende Element bezwangen. Der Schnelligkeit der Fahrt entſpricht der raſche Gang des Gedichts auf das Vortrefflichſte, deſſen Lebendigkeit die kernhaften Züge um ſo kräftiger hervortreten läßt, mit denen der Dichter die einzelnen Erſcheinungen mit der höchſten poetiſchen Anſchaulichkeit malt. Nachdem der Dichter die Veranlaſſung der Fahrt kurz erwähnt, zeigt er uns das Einſchiffen der Schützen unter dem Jubel des herbeiſtrömenden Volkes, und nun fliegt das Schiff dahin; bald hat es die Limmat und die Aar verlaſſen und den Rhein erreicht, den die Schützen freudig begrüßen und um glückliche Fahrt bitten. Die Lebendigkeit und Anſchaulichkeit wird dadurch außerordentlich erhöht, daß der Dichter Alles perſonifizirt, die Sonne, das Schiff, gleich Anfangs ſchon die Limmat, dann den Rhein, der, über den Anblick der wackern Eidgenoſſen erfreut, ſie ermahnt, den großen Vorfahren nachzuthun. Dadurch mit friſchem Muthe beſeelt, eilen ſie weiter, ſchon haben ſie den Rheinfall bei Lauffenberg und den im Höllhacken glücklich durchſchifft, ſchon ſind ſie in Baſel, wo eine große Volksmenge ihnen Beifall zurufft (5). Der Strudel bei Jßſtein ſtellt ſich ihnen vergeblich entgegen, aber nun beginnt die Sonne ihre heißeſten Strahlen auf die Schiffer zu ſenden, mißgünſtig darüber, daß ſie es ihr in der Schnelligkeit nachthun wollten. Sie achteten nicht der Beſchwerden, „Die äuſſerliche prunſt am leib Die innerlich prunſt nicht vertreib, Je meh erhitzigt ward jr Plut, Je meh entzündet ward jr Mut", ſo daß die Sonne erſchrak, die Schiffer möchten ihr zuvorkommen, und ſie nun eilig ihren Weg forſetzte, was dieſe zu neuer Anſtrengung bewog, ſo daß ſie kurz nach Sonnenuntergang in Straßburg anlangten, wo ſie unter Jubel und Trompetenſchall empfangen wurden. So gut die Schilderung ihres Aufenthalts in der befreundeten Stadt und die Erzählung der Rückreiſe auch gehalten iſt, ſo erſcheint dies doch künſtleriſch als ein unglücklicher Zuſatz, der den Eindruck des Ganzen ſchwächt; wir begnügen uns daher, denſelben einfach zu erwähnen. —

Hatte Fiſchart vorzüglich beabſichtigt, neben der rüſtigen Mannhaftigkeit der Zürcher Schützen, die ehrenwerthe Geſinnung der Eidgenoſſen zu preiſen, welche ſtets bereit waren, ihren Verbündeten mit Rath und That beizuſtehen, wollte er namentlich zeigen, wie dem ernſten Willen und dem ungebeugten Muth auch das Schwierigſte nicht widerſtehen könne; ſo mußte ihn eine Reimerei, welche bald nach Erſcheinen ſeines glückhaften Schiffs die Fahrt der Zürcher lächerlich zu machen ſuchte, mit dem gerechteſten Zorn erfüllen; er ſchleuderte gegen dieſen „Schmachſpruch" ſeinen „Kehrab", welcher die gemeine Geſinnung jenes Reimers in ihrer ganzen Erbärmlichkeit aufdeckte und ihn vollſtändig vernichtete. Es iſt dieſer „Kehrab", obgleich poetiſch weit tiefer ſtehend, als das „glückhafft Schiff", doch ein trefflicher Kommentar zu demſelben, da er die Geſinnung unverhüllt ausſpricht, welche jenem zum Grunde liegt.

1. Aus „S. Dominici Lehrn".

Es wanderten auff einr zeit
Die zwen Geſellen alle beid,
Franciſcus vnd Dominicus.
Da kamen ſie zu einem Fluß,
Da ſolten ſie hinüberſchicken;
Aber ſie fanden keine Brücken.
Was ſollen thun die zwen Geſellen?
Sie müſten ſich zum vortheil ſtellen,
Vnd thun, wie jener Lahm vnd Blind,
Da einer trug, der vnder zindt.
Franciſcus hatt kein Hoſen an.
Wiewol die Mönch gros zancken han,
Ob er hab Holtzſchuh angebadt,
Darmit er hab daher getrapt,
Gleich wie denn die Minores wöllen,
Aber es ſeind gar zart Geſellen;
Ich wils mit den Capneinern halten,
Die ſagen, das er auch im kalten
Barfus ging vnd hett an kein Bruch,
Denn er ſpart allezeit das Thuch.
Wie ſie nun ſtunden bey dem Bach,
Dominicus ſah ſawr zur ſach
Vnd ſprach: „Mein lieber Frater Frantz,
Nun wird ſich heben recht der Tantz.
Wie ſollen wir hinüber komen?
Aber Gott nerlies nie die Fromen!
Die Not ein wol rhatſchlagen lert;
Gott hat ein Brücken vns beſchert
An deinem Rücken vnd den Lenden.
Du gebſt darlüſſig, wie die Enden,
Derhalben ſchürtz dich, Münchlein, ſchürtz dich,
Vnd nem denn auff den Rücken mich,
Vnd watt hinüber, denn du weiſt,
Das mir nach tracht der böſe Geiſt,
Auff das er mich mög nackend ſehen,
Das er mir mög ein boſſen drehen.
Wie dir ein mal, da du gingſt grauen,
Vnd bückſt dich alle vber d'Auen,
Das die Geſellen hingen für,
Da war der Teuffel hinder dir,

einigermaßen an Fiſchart erinnern, da das kleine Gedicht in der That recht artig, die Schilderung der Mücke nach ihrer Art und Eigenſchaft wohl gelungen iſt und einige Stellen im Fiſchartſchen Geiſte gehalten ſind; dagegen ſind die zwei anderen Stücke durchaus unbedeutend und namentlich das letzte, außer einigen guten, aber mit ziemlicher Unbeholfenheit dargeſtellten Geſchichten, ganz werthlos. Daß ſie aber nicht von Fiſchart ſein können und ſelbſt das Lob der Mücken nicht, geht ſchon daraus hervor, daß ſie mit der Flöhhatz, in welche ſie eingeſchoben ſind, in vollſtem innern Widerſpruche ſtehen, ſo daß Fiſchart ſie gewiß, ſelbſt wenn ſie von ihm verfaßt wären, nicht mit der Flohhatz verbunden hätte.

Vnd faſt dieſelben alſo bald,
Gab jn ein zapff fluchs mit gewalt,
Darauf er gleich von dannen floh.
Du aber rüſteſt Mordio,
Vnd rütſchteſt auff deim Ars ſo heis,
Gleich wie ein Hund, dem etwas deis.
Auff das mir ſoles nicht widerfar,
So zih ich mich nus nimmer gar.
Nun thu das beſt, mein Frenzlein nun:
Es iſt dir leichtlich doch zu thun.
Trag mich hinüber auff dem Rücken,
Ich wil mich wol fein an dich ſchmucken,
Auff das ich dir nicht ſey zu ſchwer:
Wolan, ſo gnugs, nun watt daher!"
Franciſcus lies ſich das erbeten,
Er nam jn auff, fing an zu tretten;
Da dacht er: „Der Schalck iſt zu fett!
Wie? wenn ich jm ein boſſen thet?
Wie jener Eſel mit dem Salz,
So kem der Baur mir eon dem Hals."
Ein Bawr ſah dir zwen alſo gehn,
Vnd blird lang zweiffelhaftig ſtehn,
Vnd meint nicht anders, denn es wer
Ein grawer Eſel, trug ſo ſchwer
An einem Kolſack, ſah ſich vmb,
Ob auch hernach der Koler kom:
Denn graw war des Franciſci Kleid,
Dominicus trug ſchwarz allzeit.
Die Farben han ein bald eerfürt,
Dramb iſt der Bawr auch da verirrt.
Nun wie Franciſcus gar erdritſam
Recht mitten in das Waſſer kam,
Da fragt er den Dominicum:
„Hör, ſag die Warheit! Bitu fromb?
Tragſtu auch jhund bei dir Gelt,
Weil du abgeſtorben biſt der Welt?"
Dominicus ſprach, das er hett,
So viel, das er die Reis verthet;
Da repliciert Franciſcus dranff:
„Das iſt der Welt gemeiner lauff,
Aber in meiner Regel Orden
Iſt mir gar hart verbotten worden,
Das ich kein Gelt nicht tragen ſol,
Du aber haſt deſſelbig wol."
Vnd eh er ſolchs hatt ausgered,
Da lies er plumpen auf der ſtet
Dominicum ins Waſſer dieff,
Er aber fluchs darüber lieff.
Da ſtund der ſchwartz Dominicus
Ganz pfudelnaß im groſſen Flus,
Vnd ſah ſo gar darmherzig aus,
Gleich wie ein ſchwartz getaufte Maus.
Er ruffet dem Franciſco laut,
Das er jm das nicht hett vertrawt.
„Iſt das dir bräderliche Lieb,
Die du verheiſt, das allzeit blieb?
Aber ich merck zu dieſer zeit,
Weher dir kompt der Groll vnd Neid.
Nemlich da wir han ungefangen
Vnd ſeind für ein Thür bettlen gangen,
Da hat dichs offt verdroſſen ſehr,
Das ich war angenemer mer,
Wiewol es mir nicht ſonders ſchad,
Denn ich hab langzeit nicht gebad.
Doch haſtus nicht gethan eim Kind:
Was gilts, wo ich dich nicht denmb find?"
Franciſcus lies jn murren faſt:
War fro, das non jm kam die Laſt,
Ging für ſich und lies den da ſitzen
Vnd lang genug im Waſſer ſchwitzen.
Zuletzt krech mein Dominicus
Aus dem Flus nicht on gros verdrus,
Vnd zog ſein naſſe Kappen noch,
Verſchmeht jn doch die gantze Schmoch.
Vnd ſetzt ſich an das Vfer dort:
Vor trauren redt er nicht ein wort.
Das Waſſer trüfft aus allen enden,
Er ſchüttelt ſich vnd rürt die Lenden
Gleich wir ein ſchwartzer Waſſer Hund,
Der aus dem Waſſer kompt zur ſtund,
Er ſaß dort, wie ein Kaz verjrrt,
Die duech den Bach gezogen wird.
Doch, das es werd nergklichen ehrlich,
So ſaß er dort ſo ungefehrlich,
Wie Jonas in der Sonnen ſaß,
Da er auſm Walfiſch komen was.
Er trücknet ſich recht wol genug,
Vnd ging, wo jn der Weg hinrug.

2. Aus dem „Jrſuiterhütlein".

„Deßhalben, O Herr Belial:
O Belzebab, mein Cardinal,
Jhr Feld Teuffel vnd Rumpelgeyſter,
Die auff betriegen ſeyt die Meiſter,
Bei ewern Pflichten ich erman,
Stehe hie an diſe Arbeit an,
Die euch end vns zu Nutz gereicht,
Wir werden ſonſt für Teuffel geſcheicht.
Braucht hie all ewer Hinderliſt,
Die im hinderſten Winckel iſt,
Scheißt für zuſammen in die Schlappen,
Die auff vier Ecken thut auffſchnappen.
Wenn man nur angreifft das ein Horn,
So plitzen noch drei auff vor Zoen.
Nun reg dich hie, du wüſt Profey,
Reg dich, mein Mummerſarriſtey,
Geb mir das ärgſt vnd wuſt gerhät,
Welchs man für ſchön doch anſeh nät,
Geb mir Scheinheylig Teuffelthum,
Vnd verteuffelt Scheinheyligthum.
Secht da, es gieng mir für die Naß
Ein Gſtnng, welchs gwiß kein Biſam was,
Jſt hölliſch Biſam auß dem Pful,
Darein in Ewigkeit ich fuhl;
Darbei iſt gwiß diß Thuch gelegen,
Wie jhr es Pechſchwartz ſecht zugegen.
Da habt jhr meiner farb ein Thuch,
Daruon ich ſelbn offt trag ein Beuch.
Diß Thuch hab ich ſelbſt zugeſchnitten
Vnd es verderbet wol zum dritten,
Auch hat ein Schär drob gnommen ſchaden,
Ehe es zum elerten iſt gerhaten,
Drumb bleibt es wol ein Meiſterſtück,
Vnd wird ſtäts beiſſen, der hnd Glück,
Der recht kan treffen den Quadrangel
Daß er auff all Eck hab kein mangel.
Nun, das es nicht on Futer ſei,
Habt jhr ein Fewr rot Thuch dabei,
Welchs man ob der Höllichen Glut
Gefeurt hat, biß es ſah wie Blut.
Dann wo Höllich Pech iſt eon naſſen,
Soll billich drinn Hellich Feur hauſen.
Hie iſt auch Fadem zugericht,
Sehr wol gewächſſet vnd gepicht
Von Sodoma-Gomorra Pech,
Dörfft nicht ſorgen, daß er rach krech:
Jch mach ſonſt drauß Barfüſer Görden,
Vnd Streng, wenn man ſich ſelbſt will Mörden.
Hie ſind auch Nadeln gſtählet ſchon
Vom beſten Stahl von Babylon,
Die ſelbſt Vulcanus hat geſtählt,
Der ſeiner Kunſt gewiß nicht fählt.
Nun tapfer an dir Arbeit her!
Siecht drein, als obs das Stichblatt wer'
Arbeit als Baſinnige Teuffel:
Hie gilt es vns die Saw an zwriffel."
Der Belzebab and Belial
Vnd die andern Mit Teuffel all,
Die waren nicht zumanen lang,
Sie griffens an gleich in eim ſchwang,
Namen das Hütlein zugeſchnitten,
Sprachen: „Liebs Hütlein, ſey zufrieden,
Wir wollen dich ſo ſchön zubutzen,
Du muſt viel tauſend Seelen vns Nutzen.
Nun kehr dich vmb, du Widerlein,
Du biſt mein liebes Brüderlein;
Du biſt nit faul vmb die Statt Rom,
Dann du biſt dahin der recht Krom.
O wie wird dich das Trifach Gbürn
Von vnſerwegen ſo doch ziern!
O wie wirſtu von vnſerwegen
Jhm wider dienen nach vermögen'
Drumb nemmen billig wir die Müh,
Daß wir dich ſchön ſtaffieren die.
O Schönes Satanitenhäblein
Wie manchen wirſtu verdäublen
Durch deinen vierhornigen Schein,
Bei dem wir ſonſt nicht kämen ein!"
Diß ſagten ſie vnd ſungens ſchier,
Vnd ſtachen allweil drein mit Gier,
Spitzten die Hörner nrtlich Rund,

Setzten auff, daß es artlich ſtund,
Sie überſülzteus auch, zu ſehen,
Wie auff dieſelb weiß es wird ſtehen,
Ob etwann ſolche Narren kämen,
Die auff dieſelb weiß es annemen.
Sie zogen Fädem durch die Mitt,
Vnd Trähtens dran herumb all Ritt;
Sie wurffens auch bei guter Rhu
Einander für Wurfpeihel zu,
Vnd ſpielten als mit Würffeln mit
Thieff oder Blott, Ruck oder Schaitt.
Deß Teuffels ſein Großmutter Alt
Sampt jhren Töchtern Vngeſtalt
Speuten in jhr Schwartz Kunſtlecht Händ,
Strichen das Hütlein auff all End,
Daß es gab Funcken, wie die Katzen,
Wenn man ſie vber Ruck will kratzen.
Sie brauchten auch dick Fingerhut,
Warn ob dem Hutlein ſehr bemüht,
Beachen zwo Nadeln ob dem Nähen,
Wie auch Vulcan es hab verſehen:
Wann Bender Naß zu jhm kompt ſchwitzen,
Wird es jhn wider können ſpitzen.
Secht, wie groß Müh diß Hütlein nam:
Deumb iſt den Schneideen keine Scham,
Daß ſie diß Hutlein mit ſein Falten
Für jhr gröſt Meiſterſtück hent halten,
Weils doch die Teuffel ſune kam an,
Ehe ſie vollbeecht die Hornſchlap hao.
Was müßt eeſt Meiſter Naſen gſchehen,
Wann er dergleichen Ghüen müßt nähen?
Er wird gewiß daeob mehe ſchwitzen,
Als wann er ſoll böß Feder ſchlitzen.
Nun, Frater Naß Nib, was ee hat,
Ich muß widerumb zur Werckſtatt.
Die Teuffel waren all nicht müßig,
Sie Nähten drein all vnverdrönig:
Es gieng von ſtutten, als ob ſchlecht
Ihr Bender Naß, der Schneiderknecht
Eim Baefuſee ein Mönchskott ſtickt,
Oder eine Schändhory ſtickt.
Etlich die Nadeln ſpitzten fein,
Etlich die Fademten rin,
Etlich das Gornut Hütlein Mrßten
Nach dem Triangel und es Prepiru,
Etlich mit heiſſem Stein es brannten,
Etlich vber den Leyſt es ſpannten.
Den Leyſt nanten ſie Heucheley,
Den Stein die Römiſch Kirkerey,
Den Teiangel Bapſts Fontuſey,
Die Nadel Römiſch Tyranney
Den Faden nant man Aberglaub,
Daß Thuch ſampt Futer Gottsehr Raub;
Den Seiden Bord, Schmeichley genannt,
Vergaß man auch nicht an dem Rand.

3. Aus dem „Eulenſpiegel Reimensweiß". Das XLI. Capitel.

DER Eulenſpiegel kurtz darnoch
Bald widerumb gen Wißmar zoch,
Daſelbſt er ein Schumacher fand,
Dee jn gern annam gleich zur hand;
Die weil er nicht arbeytet gern,
Gieng lieber waodeln mit den Heren,
Auff dem Marckt new zeitung höeen,
Thet wenig an ſein Schuch ſich kehren:
Drumb muß er han allzeit ein Knecht,
Der jm nerſah die Werckſtatt recht;
Deumb nam ee Eulenſpieget an.
Ich mein, er ſand den rechtrn Mann,
Als wann man Böck zum Gärtner ſetzt.
Der Meiſtee ward ſein nit ergrzt.
Wie ee außgieng, hieß ee den Knecht,
Daß er jetzt ſolt zuſchneiden recht;
Der Eulenſpiegel fragt: „Was form?"
Dee Mriſter antwort in eim zorn:
„Ey, groß vnd klein, gleich wie dee Hirt
Zum Torff außtreibt und täglich fürt!"
Vnd gieng drauff auß mit guter ehu.
Der Eulenſpiegel ſchneidet zu,
Macht non dem Leder Ochſſen, Schwein,
Kalber, Schaaf, Geiß, Böck in gmein.
Deß abents kam der Meiner heym,
Wolt ſehen, wie ſein Knecht ſich reym,
Vnd was er zugeſchnitten hab.
Wie er es ſah, erſchrack er deab.
So ſelzam Thiee gemacht auß Leder.
„Du unflot, was iſt dus für gkletter?
Daß dich unflot vnd plag das Kitten,
Wie vonutz haſts Leder zerſchnitten!"
Er antwort: „Laßt euch nicht verdrieſſen,
Ich hab's gemacht, wie ze mich hieſſen,
Nemlich wie es der Schweinhiet treibt
Zum Thoe hinnus: darbey es bleibt."
Der Meiſter ſproch: „Jn, ſchöner frennot,
Ich hab es nicht alſo gemeint,
Sonder daß du ſolſt, wie du weiſt,
Groß vnd klein ſchneiden vber dLeiſt."
„Jn, hett jrs mir gezeiget an,"
Sprach Eulnſpiegel, „hett ichs gthan,
Vnd wil es noch gern thun allzeit,"
Darmit vertrugen ſie ſich beid,
Dann Eulenſpiegel jm verhieß,
Daß er wolt alles thun gewiß,
Was er wolt han, doch daß er jm
All ding recht ſagt mit lauter ſtimm.
Der Mriſter ließ es ſo geſchehen,
Wolt daß forthin ſein Knecht erſpehen,
Vnd ſchneidet Solen, legts jm für
Vnd ſagt: „Sehn, halt dein gebür
Vnd neh die groſſen mit den kleinen,
Ein vnech den andern, vergeß keinen!"
Er ſagt „Jn," fieng an zu nehen.
Der Meiſter wolte jm zuſehen,
Vnd ſtelt ſich heymlich an ein ort;
Der Eolenſpiegel nehet fort,
Thet klein vnd groß zuſammen ſtoſſen,
Vnd ſtach den kleinen durch den groſſen,
Vnd nehet ſie alſo zuſammen,
Der Meiſtee wolt ſich nit beſchamen,
Dieweil ee jn ſo hett geheiſſen,
Vnd wolt jn freundlich anders weiſen,
Vnd gieng herbey und ſah jm zu,
Vnd ſprach: „Alſo mein knecht jm thu!
Du thoſt alles, was ich befehl,
Für meinen knecht ich dich erwehl."
„Vnd warumb nit?" ſpench Eulenſpiegel;
„Wee recht thut, bedurff keinen Brigel;
Welcher recht thut, was man jn heiſt,
Dee ſorget nit, daß man jn ſchmeißt."
„Ja," ſprach der Mriſter, „liebrr knecht,
Du ſogſt in dieſem Fall wol recht.
Mein wort, die waren wol alſo,
Wie do es haſt nerſtanden do,
Aber mein meynung nit ſo woe
Ich meint, du ſolſt der klein ein pae
Zuerſt außmachen, vnd daeaach
Ein groß par ſchuch: diß wae mein ſprach.
Du thuſt wol nach deo Woeten recht,
Doch nach der meynuog biſt krin knecht."
Vur ward alſo was zoenig mit,
Nam jms Leder, daß er zuſchnit.
Vnd ſagt zo jm: „Hir geb ich dir
Ein andreß Leder, daß do mie
Schnridſt die Schuch vber einen Leiſt:
Sech zu, daß du es recht brweiſt."
Vud gieng vndtonnen ſo daruon,
Dann jm was ſehr not außzugohn.
Der Meiſtrr gieng nach ſeim Gewerb,
Biß er ein ſtond vnd zwo verderb;
Da dacht ee erſt nach einer ſtundt,
Was rr befohlen hett jezundt
Seim knecht, wie er gieng nuß dem Hauß,
Daß es nit zutraff vberauß,
Vnd daß dee knrcht möcht vbel deuten,
Nur brauchen rinen Leiſt zum ſchneiden;
Vnd lieſt zu bauß mit groſſee zil,
Da Eulenſpiegrl nß dieweil,
Vnd ſchueid darnach und braucht die Fäuſt,
Schneidt Leder übee einen Leiſt,
Daezu vbre den aller kleinſten:
Das dunckt jm am allee feinſteo.
Wie rr ſo war in dieſem weed,
So kompt der Meiſter; da er merckt,
Daß er ein Leiſt nor braocht zum ſchneiden,
Spricht ee: „Wie kanſt mich deß beſcheuen,
Daß der groß Schuch gehöet zum kleinen?
Ich kan es für mein theil nicht meinru."
Der ſchön knecht ſprach: „Ja, wolt jrs dan,
Die groſſen ich noch macheu kan,
Vnd ſchneidrn ſein dru fordern nach."
Der Meiſter ernſtiglich da ſprach:

„Ich köndte beſſer kleiner Schu
Nach den fordern ſchneiden zu,
Dann den gröſſern nach den kleinen:
Ich wolt, du hettſt geſchnitten keinen.
Du nimpſt ein Leiſt vnd iſt der ander
Noch nicht gemacht, derhalben wander:"
„Wie ſo?" ſprach Eulenſpiegel doch,
„Ich thu, was jr mich heiſſet noch."
Der Meiſter ſagt: „Du redeſt wol:
Wann ich dich lang ſo heiſſen ſol,
So müßt ich all mein Gut verkauffen
Vnd müßt mit dir an Galgen lauffen.
Du magſt vmb ſehen anderſwo:
Ich wil dich nicht mehr halten ſo.
Vnd zahl mir jetzt das Leder her,
Duß du mir haſt verderbet ſehr.
Du biſt ein ſchalck vnd ſchlimmer ſpötter:
Wo ſolt ich nemmen ander Leder?"
Der Eulenſpiegel ſagt: „Wolan,
Der Greber noch mehr machen kan."
Vnd ſtundt auff vnd gieng jn der Thür,
Vnd kehrt ſich im Hauß vmb darfür,
Vnd ſpruch: „Kumm ich nicht wider noch,
So bin ich hie geweſen doch!"
Vnd gieng alſo hiemit daruon.
Das war deß Müſſiggängers lohn.
Wer nicht ſelbſt ficht zu ſeinen ſachen,
Dem wärds klein frembder beſſer machen.

4. Aus der „Flöh Hatz".

Als ich nun merket den verluſt,
Macht ich mich aus dem Kuttenwuſt,
Beruft mein Volk an ein gwis end,
Richt auf noch nir Flöh Regiment
Vnd zaigt in mein vorhaben an,
Wir wolten nun hin auf den Plan
An Markt, da möcht uns daß gelingen,
Dieweil die Weiber unſrer dingen
Vor irem ſchwetz nicht wurden achten;
Dan eh ſie nin halb ſtund gelachten,
Vnd Schären ſchliffen aine ſtund,
Da in nicht gnebet Hand noch Mund,
Eh ſie iren Gvatterin auslegen,
Wie vil jr henaen Aier legen
Vnd wie viel Mäus jr Kaz nächſt fing,
Vnd wie es der Nachpäurin ging
Nächten, da jr das flaiſch prant an,
Vnd wie voll gweſen ſei jr Man,
Was holdſeligen Kind ſie hät,
Wie vil Wochen ſie tragen thät,
Vnd wie jr Mago die Häfen prech,
Vnd jr Knecht alls verthu, verzech.
Wie vil ſie gurn geſponnen hab,
Wie jrs nur bald der Weber gab,
Wie vil Klaider im trog ſie hab,
Was jr der Man inn dKindbet gab,
Vnd wie ſie jzunt inn Hundstagen
Die Flöh ſo leiden vbel plagen.
Eh ſie, ſagt ich, ſolchs jren gratteen
Nach der läng plattern vnd erſchnattern,
Dieweil können wir un ſie ſetzen,
Vnd ſie nach allem vorteil pfetzen,
Dan vor ungſtigem hatzengſchwetz
Empfinden ſie nicht unſer pfetz.
Darauf wir bald dem Markt zuliſen,
Vnd tapfer auf die Weiber griffen;
Hinwidre ſie auf uns auch capten,
Vnd etlich ſein gſellen erſchnapten
Als Senſimbemd, den Hindenzu,
Den Laznaß vnd den Nimmerru.
Ich als ain Hauptman hatz ſie an,
Sie ſolten nicht ſo ichlecht nachlan:
Da ſah man ainen groſſen ſtreit,
Vnd der Weiber ſehr groſen Neid,
Welchen zu vnſerm gſchlecht ſie tragen.
Dan wiwol man pfleget zu ſagen,
Es hintert ſtäts vnd ſei nicht gut,
Wann man zwo arbeit ainsmals thät,
Jedoch die Weibee vns zu laid
Triben zugleich jr gſchwetzigkeit
Vnd auch jr giftig grimmig griff,
Man griff ſie an bech eder thif.
Vor joen ſie durch die zäa auch redten,
Wan ſie ain zwiſchen fingeen hetten,
Stellten auf andre zornig ſich,
Vnd mainten vns doch aigentlich.
Wie Pferd im Nottall ſtampften ſie,
Wann wir in ſuſſen vnterm knie,
Sie ſtunden eh auf einem fns,
Das vns der ander reiben muß.
Aine erwiſchet ains mals zwen,
Zerknittſcht ſie auf dem Kord ganz hön,
Vnd ſprach dazu aus groſem grimm:
Die Toden, hör ich, beiſſen nimm.
Ain andre hat gekaufet fiſch,
Vnd druber goſſen Waſſer friſch;
Als oft dieſelb mocht ain erwiſchen,
Warf ſie in ins Waſſer zun fiſchen:
Alſo jm Waſſer ſterben thäten,
Die nie kam Waſſer betrübt hätten,
Vnd unter in dein baide Vetter,
Der Hochpliz vnd der Wollenſchreter.
Aine ain Näglinſtock her kauft:
Als dieſelb der Hundshummel rauft,
Fing ſie in, ſteckt in inn den ſcherben,
Muſt da lebend begraben ſterben.
Ain andre ſtund da inn der Metzia,
War wie ain Guckganch grindig, krähig;
Als jr ain Floh kroch ubern Rucken,
Thet ſie ſich an ain pfoſten ſchmucken,
Vnd rib ſich wie ain ander San,
Vnd da plib des Hundhummels frau.
Aine ſas dort vnd hatte fail;
Zu deren niſcht auch ain gut thail,
— — — — — — — —
Sie wuſt kain ort ſie zu erſchlagen,
Zu lezt reibt ſie ſie auf dem Schragen.
Die hiſen Schlizſchen, Schupfloch, Schratter,
Vnd waren trei brüdre vom vater.
Es hat aine ainen gfungen,
Aber er war jr du entgangen;
Da wurf ſie jr Schlapphaud nach im,
Vnd all jr Schlüſſel vngeſtümm.
Ain andre dort zu Mittag aß;
Vnd als der Filzfloh ir hart was,
Fuhr ſie hinein mit Schmuzig händen,
Tapt ſo lang an den ſchmuzigen wänden,
Biß ſie ertappet jren queler;
Da richtet ſie in auf dem Teller
Bei wein vnd brot, die man ſolt ehren
Vnd nicht mit Blutvergnß vnehren:
Du dacht ich un den Traculam,
Der ſein Mul vnteen toben nam.
Ain Magi zu ainem Pronnen kam,
Derſelben eilends ich wuenum,
Gedacht: Da haſtu gute weil,
Dan weil ſie ſchöpfet in der eil,
Kanſtu jr plul die weil auch ſchöpfen
Vnd dich nach aller gnüg bekröpfen.
Der Aimer war nicht halb breuf,
Da gab ich jr ain ſutten puff
Nah bei dre Waich, da es was ſüs:
Den Aimer ſie bald laufen lis,
Vnd hub ſich ſchnell auf binden, biß
Man jren ſah die Kerb gewiß.
Ich markt den boſſen, ſprang hindan;
Da kam ſie ainen anderen an
War ſeiner Mutter einzig kind,
Vnd bis mit Namen Pieſſelein:
Der muſt das Junge leben ſein
Du laſen auf dem kulten ſtain.
Noch fällt mir ein ain ſchlimmer Zelt.
Ain Alt Weib ſas dort, wie der Tod,
Am Grumpelmarkt, hat wolfail war,
Die wol ſo alt, als ſie alt war:
Alt Lumpen, windeln, Birenſchniz,
Gnffen vnd Nadeln one ſpiz,
Alt Hufeiſen, die man mit lachen
Soll können zu Reſtig gold machen,
Stumpff krumme Nägel, die die Buben
Im rägen aus den lachen gruben,
Zerbrochen gläſer, Spindelſpitzen,
Bauchzapfen, Römiſch Mönz aus pfihen,
Vnd ander meh ſeltzam Gerümpel,
Alles geſtumpelt vnd verbumpelt.
Daraus ſie gros Gelt gwinaen wolt
Zu jrem gmainen Kupplerſold.
Dieſelb bet nach alten gepräuchen,
Die der von Ure Belz 'ellu raichen,
Ain Lätea Belz vm, ſah daraus
Wie ain Schilkrott uns frem Haus.

Zu diſer alt verroſtet Schellen
Fugten ſich etlich meiner Gſellen,
Der Belzkrebs vnd der Hindenpick,
Der Kammergaul vnd Sommerſtick:
Die ſtuben vm den Belz herum,
Als ob es wer jr Aigentum.
Den troz wolt ſie kurzum nicht leiden
Jnn jren Forſtgerechtigkeiten,
Sie zankt mit Füſen, Ars vnd Händen,
Vnd ſchwur, der Teufel ſolt ſie plenden,
Wo ſie in nicht den troz vertreib,
Vnd ſolts koſten jr Jungen Leib.
Flugs grif ſie zu mit beiden Fäuſten,
Vnd jagt ſie tapfer durch die Räuchen.
Der Belzkrebs kount ſich nicht ſo ſchmucken.
So wur die Alt im auf den Rücken
Biß ſie zulezt den Armen trepf
Erhaicht bei arm Bain vnd dem krpf;
Vnd weil ſie vnter ſich het gſtellt
Ain alten Hafen fur die Kält,
Warf ſie in inn die Glut hinein,
Der nie vergift hat pferd noch ſchwein.
Vnd da er zerknällt inn der Glut,
Lacht ſie und ſpeach noch wolgemut:
„Dis iſt nichts, du haſt noch Geſellen.
Die muſen mit dir auch zerſchnellen!“
Gegriff darauf den Sommerſtick,
Den Kammergail vnd Hindenpick.
Vnd wuef ſie auch hinein ins Feur,
Welchs wur zuſehen Ungeheur.

5. Aus dem „Glückhafft Schiff“.

Da frewten ſich die Reysgeſerten,
Als ſie den Rein da rauſchen hörten,
Vnd wunſchten auff ein newes Gluck,
Das glücklich ſie der Rein fortſchick,
Vnd grüßten jhn da mit Trommeten:
„Nun han wir deiner hilff von nöten,
O Reyn, mit deynem hellen Flus!
Dien du vns nun zur Furdernuß;
Las vns genijen deyner Gunſt,
Dieweil du doch entſpringſt bey vns,
Am Vogelberg, bey den Luchtmanuen,
Jm Rheinzierland, von alten anen,
Vnd wir dein Thal, dadurch du rinnſt,
Mit dawfeld zirn, dem ſchönſten dienſt,
Schalt diß Wagſchiflein nach begeren,
Wir wöllen dir es doch verehren.
Leye es gen Straßburg, deine zird,
Darfur du gern laufſt mit begird,
Weyl es dein ſtrom ziert vnd ergeht,
Gleich wie ein Gſtein im Ring verſetzt!“
Der Rein mrcht dis kaum hören auß,
Da wand er vmb das Schiff ſich krus,
Macht vmb die Ruder ein weit Rad,
Vnd ſchlug mit Freuden auß geſtad,
Vnd ließ ein rauſchend Stimm da hören,
Drauß man mocht die wort erklären:
„Friſch dran, jr liebe Eydgenoſſen,“
Sprach er, „friſch drnn, ſeit unuerdroſſen,
Alſo folgt eweren Vorfaren,
Die diß thaten vor hundert jaren:
Alſo muß man hie Rhum erjagen.
Wann man den Alten will nachſchlagen.
Von ewerer Vorfaren wegen
Seit jr mir willkumm die zugegen,
Jr ſücht die alt Gerechtigkeit,
Die ewer Alter han bereit:
Dieſelbig will ich euch gern grnnen,
Wie es die Alten han gewonnen.
Ich weiß, ich werd noch rfftmals ſehen,
Solchs vrn ewern nachkommnen geſchehen.
Alſr erhält man nachbarſchafft;
Dann je der Schweitzer eygenſchafft
Jſt Nachbaurliche freuntlichkeit,
Vnd inn der Not ſtandhafftigkeit.
Jch hab vil ehrlich leut vnd Schützen,
Di auff mich inn Schiff thäten ſitzen,
Geleit gen Straßburg auff das ſchieſſen,
Dafur mit Freuden ich thu ſtiſen;
Aber keyne hab ich geleit
Noch heut des tags mitt friſcher Freud.
Fahr frrt, fahr frrt, laßt euch nichts ſchrecken.
Vnd thüt die lenden daran ſtrecken,
Die Arbeit trägt darvon den Sig.
Vnd macht, das man hoch daher flig
Mit Fama, der Rümgöttin herlich:
Dan was gſchicht ſchwärlich, das wird ehrlich.
Mit ſolchen leuten irlt man ſchiffen
Durch die Mörwirbeln vnd Mortiſen,
Mit ſolchen ſorcht man kein Merrwunder
Vnd kein wetter, wie ſehr es tunder:
Mit ſolchen dörfft man ſich vermeſſen,
Das ein fremde Fiſch nicht freſſen,
Dann diſe alles vberſtreitten
Durch jr unuerdroſſen arbeyten.
Mit diſen Knaben ſolte einer
Werden des Jaſons Schiffarigmeyner
Jnn die Jnſul zum Gulden Wyder,
Da wußt er, das er käm herwider.
Weren diſe am Meer geſeſſen,
So lang war vneeſücht nicht gweſen,
Amerika die newe Wele,
Dan jr Lobgir het dahin gſtellt.
Laßt euch nicht hindern an dem thun,
Das auff die Haut euch ſticht die Sunn,
Sie will euch manen nur dadurch,
Das jr ſchneid dapfer durch die Furch;
Dann ſie ſeh gern, das jr die gſchicht
Vollbrächten bey frem Schein und liecht,
Damit ſie auch Rhum davon trag,
Gleich wie ich mich des Rümen mag.
Die Blatern, die ſie euch nun brennt,
Vnd die jr ſchaffet inn der bend,
Werden euch dienen noch zu Rhum,
Wie zwiſchen Tornen eyne plum.
Jr dörft euch nicht nach wind umbſehen,
Jr ſeht, der windt will euch nachwähen.
Gleich wie euch nun diß wetter libt,
Alſo bin ich auch unbetrübt:
Jr ſehet ja mein waſſer klar,
Gleich wie ein Spiegel offenbar.
So lang man wurd den Rein nbfaren,
Würd keyner ewer lob nicht ſparen,
Sonder wünſchen, das ſein Schiff lieff
Wie von Zurch das Gluckhaffte Schiff.
Wolnn, friſch dran, jr habt mein gleyt
Vmb ewer ſtandhafft Frewdigkeyt.
Die ſtraß auff Straßburg ſei euch offen:
Jr werd erlangen, was jr hoffen.
Was jr euch heut frü namen uor.
Das würt den abent euch noch wor:
Heut werd jr die Stadt Straßburg ſehen,
Er war ich ſelbs herzů werd nähen;
Heut werd jr als wolkommen gäſt
Zu Straßburg noch ankommen reich.
Nun liebs Wagſchiflin, lauff behend!
Heut wurſt ein Glückſchiff noch genent,
Vnd durch dich werd ich auch gepeiſen,
Weil ich ſolch trew dir hab bewiſen.“
Srlch ſtimm der Gſellſchaft ſelham war,
Vnd ſchwieg drob ſtill erſtaunet gar;
Es daucht ſi, daß ſie die Stimm ful,
Als wann ein wind bließ inn ein hul.
Derhalb jagt ſie jr ein ein můt,
Gleich wie das horn vnd rüffen thut
Des Jägers, wann es weit erſchalle
Den hunden in dem finſtern wald.
So ſie im dieffen Thal verlnuffen
Vnd die Berg nuff vnd ab durchſchnauſen,
Alsdann jn erſt die waſſel ſchaumpt
Vnd krmmen nuff die ſpur vnſtaumpt.
Alſr war auch dem Schiff die Stimm,
Bekam zu rüdern erſt ein grimm,
Thäten ſo ſtarck die Rhüder zucken,
Als wolten fallen ſie an rucken,
Jnn gleichem zug, inn gleichem flug.
Der Stewrman ſtund feſt an den pflug,
Vnd ſchnit ſolch Furchen inn den Rein,
Das das vndeſt zu oberſt ſchein.
Die Sonn hat auch jr freud damit,
Das ſo dapffer das Schiff fortſchritt,
Vnd ſchin ſo hell in dRuder rinnen,
Das ſie von fern wie Spiegel ſchinen.
Das Geſtad ſcheczt auch mit dem Schiff,
Wann das waſſer dem land zulieff,
Denn es gab einen widerthon,
Gleich wie die Rhüder thäten gon.
Ein Flut die ander trib ſo gſchwind,
Das ſie eim vnderm gſicht verſchwind;
Ja der Rein wurf auch auff klein wällen,
Die danzten vmb das ſchiff zu gſellen:

In ſumma alles freüdig war,
Die Schiffaet zu vollbringen gar.
Die veetröſtlang, Rhüm zuerſagen,
Erhitzigt je hertz, nicht zuzagen.
Wiewol ſie jetzund gar nah kamen
Auff Lauffenberg, ſo hat den Namen
Von des Reins hohem lauff vnd fall,
Da etlich Berg mit groſſem ſchall
Dem Rein aus neid ſich widerſetzen,
Die ſich dadurch doch ſelbs verletzen:
Dena ie der Rein on alle ſchew
Eyt daech ſie eine ſtraſea frey
Vnd ward ſie mit der weil verzerea
In eim vardild, demüt za lehren,
Vnd nicht za vnterſtehn mit Zwergen,
Den Himel zu ſtürmen mit Bergen.
Als ſie daſelbs nun durch die Brück
Furen mit des Reins gütem glück,
Da danckten ſie im für die trew,
Vnd beſahen das ſchön gebew,
Vnd redten von der Salmen weg,
Wie der Rein da vil Salmen zeg.
Folgends auff Seckingen ſie ſchiffen,
Die das volck der Segwanen ſtifften.
Da des Reins achteſt Bruck angeht,
Vnd inn Sant Fridlins Münſt ſteht.
Noch muſten ſie ſich weiter ſchicken
Zu einem Strudel vnder Bucken,
Welche der dritt iſt inn dem Rein,
Vnd ſchrecklich laut vom namen ſein:
Dann ee genant iſt im Hellbacken,
Weil nach den ſchiffen er thüt zwacken.
Da ſprachen ſie dem Schiflin zu,
Das es jetzund ſein beſtes thu,
Vnd eyl auff Reinfelden geſchwind;
Da eh die neünte Reinbrück ſind,
Wann es durchbeech den Waſſerbruch,
So ſind es darnach, was es ſüch,
Eh ſie diß hatten außgeredt,
Waren ſie hindnech auff der ſtätt;
Da lebten ſie den Reinen Fluß,
Das ee ſa gdultig on verdruß
Durchdring durch ſein ſtandhafftigkeit
Der Felſen vngeſtümmigkeyt:
„Alſa muß allen den geliagen,
Die durch den Neid nach ehren eingen,
Alſa auch vnſerm Schif geling,
Das es noch heut ſein lauff vollbring!“
Inn des kamen ſie für Reinfeld,
Welchs billich alio wurd gemeldt,
Dieweil daſelbs der Rein fängt an,
Zneinnen reyn aad ſtill daraa,
Das er ſicht, wie ein eben Feld
Vnd vndetrübt ſich forthin ſtellt,
Welchs er gleichſam za lieb thun ſcheint
Der Statt, di ſich im längſt verfeeund
An dey dem Gſtad, Baſil genaat,
Dem haupt inn dem Trantricheeland,
Die mit Aagſt, etwaa genant Rurich,
Gebawt ward noa des königs Turich
Vnderthaaen, den Teeuwackern,
Die aen dem Rein mit den Trantracheen,
Auff das man das Reinland erfüll,
Zogen dem Gburg nach vnd der Zll
Auff Zllfuet, da ſie vberfürten,
Durchs Leimtal der Briſil nachſpueten,
Deren ſie folgten, biß ſie länden,
Da Briſich vnd Birs in Reia wenden.
Da ließ ſich nider der ein hauf
Vnd nanten das ort Baß Zll drauf,
Weil ſie ein Bäſſer Zll da funden,
Da ſie der Zll vergeſſen kunten.
Von diſer alten Kundſchafft wegen
Meint man, zeig ſich der Rein ſo gegen,
Ob er auff die Statt Baſil kompt,
Dieweil ſie ſein Gſtad hat vil gfromt,
Beydes mit dapffrer leat vertrawung
Vnd ſeynes Talgelands eebawung,
Welcher kandtſchafft auch hat genoſſea
Zum gleit die gſellſchafft annerdroſſen,
Dieweil ſie der Statt vnd dem land
Mit Eidverbundnuß war verwant.
Derhalben als ſie ſah von weyte
Der Statt ſpitzen, ſie ſich ſehr frewte,
Vnd ſprach alsbald zuſamen da:
„Ein gäts ſtuck wegs ſind wir nun ſea!

Baſel ſal vns ſein ein güt zeychen:
Das wir nach Stratburg auch erreichen
Diſe ſtatt frewt vns wet ſo ſehr,
Als Orion die leut zu Meer.
Han wir den rauchſten weg erwunden,
Dee weyteſt wurd auch wol geſunden.
O Baſel, du holtſelig ſtatt,
Die dea Rein ina der mitte hatt,
Allda er nimt ein newen ſchwaag
Gen mitnacht nem Nidergang,
Da müſt gewiß ſehr freuntlich ſein,
Weyl durch dich freundlich rinnt der Rein.
Darumb nach deiaer Freundlichkeyt
Auff Steaßburg freuntlich vns geleit!“
Hiemit ſtallten ſie friſche an:
Die füren für die Statt hinan
Vnd zehen vhr, da ſah man ſteha
Sehr vil volcks auff der Reinbruck ſchön,
Zuſehen diſe waghafft Geſellen,
Wie aaff dem Rein ſie daher ſchaellen,
Vnd verrichten ein ſolche that,
Die inn vil jarea niemandt that,
Damit ſie ſolches jeen Kinden,
Wan ſies nicht glaubten, auch verkündten.
Vnd dabei jnea zeygten an,
Wie kunc arbeyt alles kan.
Als ſie das volck nun allda ſah
Durch die Brück farea alſo gah,
Als ob ein pfeil flug nen dem Bogen,
Oder ein Sperwer wer einflogen,
Da eufft es ſie gantz freudig an:
„Der Mächtig Gott leyt ſie fort an!
Der jnen ſo weyt geholffen hat,
Der helff jn weiter zu der Statt!
Ein ſolchen müt wöll Gott den geben,
Welche nach Rhüm vnd ehre ſtreben!“
Hinwideramb thoneten ſie auch
Mit den Trommeten ſchaeff nad eauch,
Das es gab ſo ein wideehall,
Als thät ein Baum im thall ein fall,
Dea von Rhüdern vnd geſchwindigkeit
Ward der thon gbrochen vnd verleyt.
Das volck hat kaum ir wunſch verricht,
Vreloe das Schiff ſich auß dem gficht.

Georg Rollenhagen.

Georg Rollenhagen, geb. am 22. April 1542 zu Bernau in der Mark, verlor ſeinen Vater ſchon ſehr frühe; er hatte überhaupt in ſeinen Kin-

derjahren allerlei Mißgeschick zu erdulden und war zudem beinahe immer kränklich. Eines Tags war er z. B. nahe daran, von einem hungrigen Wolf weggeschleppt zu werden, und nur der Muth seiner Mutter befreite ihn aus der großen Gefahr. Seit 1556 besuchte er die Schule in Prenzlau, dann 1559 die zu Magdeburg, worauf er 1560 die Universität Wittenberg bezog. Schon nach 3 Jahren wurde er zum Rector der Johannisschule in Halberstadt ernannt, doch finden wir ihn 1565 wieder in Wittenberg und zwar als Hofmeister, wo er sich, 25 J. alt, die Würde eines Doctors der Philosophie erwarb und seine Muße zur Bearbeitung des „Froschmeuselers" benutzte, den er jedoch erst 1595 herausgab. Im J. 1567 wurde er Prorector in Magdeburg und 1575 Rector daselbst, in welchem Amte er bis zu seinem Tode blieb (18. Mai 1609). Außerdem war Rollenhagen seit 1573 Prediger zu St. Sebastian, nachher noch zu St. Nicolai, so daß er 36 J. lang zugleich Schul- und Kirchendienste verwaltete. Er war zweimal verheirathet; von seinen 12 Kindern überlebten ihn nur eine Tochter und vier Söhne, von denen der Eine, Gabriel, sich durch eine deutsche Komödie „von der blinden Liebe" bekannt machte. Rollenhagen war ein tüchtiger Schulmann und ein beliebter Prediger, so daß er an verschiedene Orte als Pfarrer und als Professor berufen wurde; doch konnte er sich niemals entschließen, Magdeburg zu verlassen. Er besaß eine ausgebreitete Gelehrsamkeit; so hatte er bedeutende Kenntnisse in der Mathematik und Astronomie, und stand mit Tycho de Brahe in Briefwechsel. Trotzdem glaubte er mit seiner Zeit an die Astrologie; dagegen verspottete er die Alchymisten.

Der „Froschmeuseler", durch welchen er sich vorzüglich berühmt machte — denn außer diesem gab er noch mehrere lateinische und deutsche Schriften heraus — wurde durch die dem Homer zugeschriebene Batrachomyomachie hervorgerufen. Rollenhagen erzählt nämlich selbst in der Vorrede, daß der Professor Veit Ortel in Wittenberg im J. 1566 dieses griechische Gedicht erklärt und durch seinen trefflichen Vortrag mehrere Studenten veranlaßt habe, dasselbe in lateinischer, französischer und deutscher Sprache zu übersetzen. Die deutsche Uebersetzung, welche Rollenhagen verfaßt, habe dem verehrten Lehrer so sehr gefallen, daß er ihm Anleitung gegeben habe, „wie man die rathschlege von regimenten vnd kriegen nützlich hineindringen vnd also ein formliche deutsche Lection, gleichsam eine Contrafactur dieser vnser zeit daraus machen könte". Nach des Professors Tod sei zwar das Buch liegen geblieben, aber mehrere Freunde, denen er es mitgetheilt, hätten ihn dringend aufgefordert, es bekannt zu machen, denn sie meinten, „wenn es der deutschen jugend, die doch sonst jmmer wolt etwas newes haben, in die hand gerite, solt es etwas mer nutz schaffen, denn vnser weitberümbter Landsmann Eulenspiegel, oder auch andere schandbücher, der vaff von kalenberg, kaziporus, rollwagen, etc." Wegen der Einkleidung, die er seinem Gedichte gegeben, beruft er sich auf das Beispiel der Alten und unter den Neuern ganz besonders auf Luther und den Reineke Fuchs, der auch nicht ohne großen Einfluß auf seine eigene Arbeit geblieben ist.

Daß der „Froschmeuseler" eine ganz didaktische Tendenz habe, erhellt schon aus der Geschichte seiner Entstehung, und der Dichter sagt es ausdrücklich in dem gereimten „Inhalt", welcher an der Spitze des Gedichts steht, und in der lateinisch und deutsch geschriebenen Zueignung an den Statthalter Rantzau, welche nicht bloß durch die Unterschrift („Marcus Hüffinsholtz von Neusebach, der Jungen Frösch vorsinger vnnd Calmeuser im alten Mäschenwigk"), sondern auch durch die possirliche Etymologie des Namens Rantzau an Fischart erinnert, den er ohne Zweifel gekannt hat, wenn auch kein Grund vorliegt, einen unmittelbaren Einfluß der „Flöhhatz" auf den „Froschmeuseler" anzunehmen. Dieser zerfällt in drei Bücher, von denen das erste die Zusammenkunft des Froschkönigs mit dem jungen Mäusekönig berichtet, das zweite die Geschichte der Frösche und ihrer verschiedenen Regierungsformen erzählt, das dritte endlich den Krieg zwischen Fröschen und Mäusen beschreibt. Die Composition ist einfach, aber keineswegs übersichtlich und geschickt, weil die beiden ersten Bücher beinahe nur aus Gesprächen zwischen den beiden Königen bestehen, und diese wieder andere Personen redend einführen, welche weitschichtige Erzählungen mittheilen, so daß, wie bei den altindischen Märchensammlungen, eine Einschachtelung von Geschichten entsteht, über welche man den Faden der Hauptgeschichte vergißt. Freilich hat der Dichter hiedurch Gelegenheit erhalten, eine Menge von Thiermärchen einzuflechten, welche meistens frisch, lebendig und mit epischer Ausführlichkeit erzählt sind; allein der Reineke Fuchs hätte ihm zum Muster dienen können, wie sich dies bei einer künstlerischen Anordnung des Stoffs mit noch viel größerer Wirkung erreichen läßt. Diese Bemerkung bezieht sich besonders auf das erste Buch; aber es ist dasselbe doch bei weitem das tüchtigste, weil in demselben die didaktische Richtung noch nicht so entschieden hervortritt.

Der Dichter führt uns zuerst an einen Brunnen, wo der Froschkönig Bausback mit seinen Hofdienern einen fröhlichen Maitag mit allerlei Ritterspiel und Kurzweil hält. Plötzlich wird die Aufmerksamkeit der Frösche auf einen Fremdling gelenkt, der sich ihnen nähert; es ist der Sohn des Mäusekönigs Parteckensresser, Bröselbieb mit Namen, welcher, von der Jagd erhitzt, seinen Durst im nahen See löschen will. Er wird stattlich empfangen, berichtet von seinem Geschlecht und Stand, rühmt seinen Muth, gesteht aber, daß er drei Feinde habe, denen er nicht gewachsen sei. Bausback lobt ihn, daß er demungeachtet sein Geschlecht ehre; es ist dies, sagt er, selbst bei den Menschen eine seltene Tugend, wie die Geschichte des Ulysses bei der Circe darthut, dessen in allerlei Thiere verwandelte Diener nicht wieder Menschen werden wollten, weil jeder mit seinem Stand unzufrieden war. Dies gibt dem Bröselbieb Gelegenheit, die Geschichte von der Stadt- und Feldmaus zu erzählen; es ist dies einer der besten Abschnitte des Gedichts, da die einfache Fabel unter den Händen des Dichters, der jede einzelne Thatsache geschickt motivirt, zu epischem Leben erwächst. So heißt es, um nur Eins zu erwähnen, daß die Stadtmaus ihre Freundin an einem Tag eingeladen habe, da der Hausherr eine große Gastung gegeben hatte und vielerlei übrig geblieben war. Während der Hausherr, vom vielen Essen und Trinken übernommen, im tiefen Schlafe lag, spielte die Frau mit einem Schreiber in einem abgelegenen Zimmer „Hochzeit Nacht" und als jener, vom überladenen Magen aufgeweckt, seine Frau um-

ſonſt herbeirief, gerieth er in Zorn, und machte ſolchen Lärm, daß alle Knechte und Mägde aus den Betten ſprangen und durch das Haus rannten. Katz und Hund herbeiliefen, und die armen Mäuſe kaum mehr Zeit hatten, ſich zu verbergen. Hierauf verlangt Bausback ausführlichen Bericht von den Feinden der Mäuſe, und Bröſeldieb erzählt zuerſt von den Mäuſefallen, dann in großer Ausführlichkeit von Kater Murner, deſſen Geſchichte beinahe zwei Drittheile des erſten Buchs umfaßt. Bröſeldieb beginnt damit, daß er von ſeiner erſten Zuſammenkunft mit Murner erzählt, welchem er ohne die Warnung ſeiner Mutter in die Klauen gerathen wäre, weil er ſich von ſeinem ſanften Aeußern habe täuſchen laſſen, während er ſich in ſeiner Einfalt vor dem Hausbahn Riechwetter gefürchtet habe. Die Mutter habe ihm bei dieſer Gelegenheit genaue Auskunft über Murner gegeben; wie derſelbe eine ungetreue Menſchenbuhlerin geweſen, welche zur Strafe in eine Katze verwandelt worden ſei; wie Murner mit Reineke Freundſchaft geſchloſſen und dieſer ihm von ſeinen mannigfaltigen Künſten und Liſten erzählt habe. Nun wird der Fuchs die Hauptperſon des Gedichts, ſelbſt Murner tritt ganz zurück, und es wird die mangelhafte Compoſition recht ſichtbar. Zwar weiß uns der Dichter mit allerlei Geſchichten aus der Fuchsſage, die er recht anſchaulich erzählt, ganz angenehm zu unterhalten; wir hören ihm recht gerne zu, wenn er die alten Fabeln vom Fuchs und Raben, vom betrogenen Bären mit dem Honigdaum, vom Bauern und der Schlange in ſeiner Weiſe epiſch entfaltet; wir erfreuen uns an ſeiner glücklichen Verſpottung der Alchymiſten und Goldmacher, die er als „BergEmdſen", Goldkäfer und Meeraffen einführt; aber wir können uns doch des immer wieder auftauchenden Gefühls nicht erwehren, daß alles dies nicht in das Gedicht gehört oder nicht geſchickt genug in daſſelbe verarbeitet iſt; und wenn er endlich die Erzählung nicht ohne Geſchick wieder auf Murner und die Mäuſe zurückführt, ſo haben wir dieſe doch zu lange aus den Augen verloren, als daß wir ſogleich wieder lebendiges Intereſſe daran nehmen könnten.

Das zweite Buch, welches bis auf einige Seiten aus Bausbacks Erzählung der Geſchichte der Fröſche beſteht, iſt in ſofern als der Mittelpunkt des Ganzen anzuſehen, als der Dichter gerade das hineingearbeitet hat, was ſein Lehrer für das Weſentlichſte hielt: es enthält nämlich ſeine Anſichten über „geiſtliches und weltliches Regiment". So ganz didaktiſch aber die Grundlage auch iſt, ſo muß man anerkennen, daß der Dichter ſie mit großem Glück in eine epiſche Form gebracht hat, indem er mit geſchickter Benutzung einiger alten Froſchfabeln die mannigfaltigen Verhältniſſe des Staatslebens an die vom König Bausback erzählte Geſchichte vom Reich der Fröſche anknüpft. Dieſe, erzählt er, waren in den älteſten Zeiten patriarchaliſch regiert, bis der Prieſter Bevßkopf (Biſchof) ſich mit Hülfe der Kröten, die er zu Weltgeiſtlichen und Mönchen machte, und durch Einführung der Beichte, des Banns und anderer papiſtiſchen Künſte die Alleinherrſchaft gewann. Endlich, da er es zu weit trieb, und ſogar ſich anmaßte, zu behaupten, er könne für Geld ſelig machen und von der Höllenpein befreien, erhoben die Fröſche einen Aufruhr und ſetzten ihn ab, worauf ſie eine große Verſammlung hielten, um zu berathen, wie der Staat am beſten einzurichten ſei. Da machten ſich die verſchiedenſten Meinungen geltend, die Einen verlangten eine Volksregierung, die Andern wollten ein ariſtokratiſches Regiment, und wieder Andere ſtimmten für die Monarchie. Es iſt wirklich ergötzlich, im Munde der Fröſche die nämlichen Gründe gegen die republikaniſche Staatsverfaſſung zu hören, welche noch heute von Philoſophen und praktiſchen Staatsmännern vorgebracht werden. Es ſei unmöglich, ſagten die Vertreter dieſer Meinung, Alle am Regiment Theil nehmen zu laſſen, weil Jeder andere Intereſſen habe und ſich nur von ſeinem Vortheil leiten laſſe, der gemeine Mann könne weder guten Rath geben, noch ſolchem folgen, und ſei ſtets zu Aufruhr geneigt. Zwar ſei die Volksregierung an ſich allerdings die vernünftigſte, allein die Erfahrung zeige, daß ſie nicht beſtehen könne. Was die Andern auch dagegen vorbringen mögen, z. B. daß ſelbſt fromme Monarchen verführt werden können, daß die Einfältigen oft den beſten Rath geben, daß die Freiheit ſtets der Knechtſchaft vorzuziehen ſei, wie jener magere Wolf dem fetten Kettenhund entgegnet habe, daß endlich das Beiſpiel der Vorfahren, der Fröſche in den Hanſeſtädten, der Schweizermäuſe und der Ameiſen die Vortrefflichkeit der republikaniſchen Verfaſſung beweiſe; die Gründe des Fürſten Wolgemut, der ſich für die Monarchie erhebt, erhalten das Uebergewicht. Man möchte beinahe verſucht ſein, den Dichter für einen verkappten Republikaner zu halten, wenn man dieſe Gründe hört: der Welt himmliſch Regiment ſei ein Königreich, die Sonne herrſche über alle Planeten; der Seelen Regiment ſei eine Monarchie, und ſo ſei dieſelbe ſchon hiedurch als die beſte bezeichnet, ein König allein könne gute Ordnung halten u. ſ. w.; ja dieſe Vermuthung gewinnt noch mehr Wahrſcheinlichkeit, wenn dann im Verlauf der Erzählung berichtet wird, daß die Fröſche Gott gebeten hätten, ihnen einen König zu geben, und daß dieſer ihnen zuerſt einen Block geſchickt habe, dann aber, da ſie mit dieſem wegen ſeiner Trägheit unzufrieden geweſen, einen Storch, der ſie alle aufgefreſſen habe. Allein wenn man ſieht, wie er ſich dann Mühe gibt, die Trefflichkeit der deutſchen Reichsverfaſſung zu preiſen und den Fröſchen den Rath geben läßt, einen König zu wählen, dem ſieben Fürſten zur Seite ſtehen, welche die Macht haben ſollen, den König in die Acht zu thun, wenn er die Wahlkapitulation nicht halte; ſo gelangt man zur Ueberzeugung, daß es ihm mit der Monarchie Ernſt war. Freilich kommt er hiedurch etwas in Verlegenheit, denn ob er gleich einen neuen König wählen läßt, ſo bleibt der Storch doch noch da, der ſich nicht ſo leicht entfernen läßt, und auch Bevßkopf hat noch Anhang und Gewalt; da weiß er nun keinen beſſeren Rath, als ihnen ihre Macht zu laſſen und zu warten, bis das Schickſal die Fröſche von den Feinden befreie.

Bröſeldieb hat dem Bericht des Froſchkönigs mit großer Aufmerkſamkeit zugehört; dieſer ladet ihn zum Beſuch in ſeinem Waſſerſchloß, er nimmt ihn auf den Rücken, aber da ihm eine Waſſerſchlange begegnet, vergißt er aus Angſt den Gaſtfreund, taucht unter und der arme Sohn des Mäuſekönigs kommt elendiglich im Waſſer um.

Das dritte Buch führt uns in den Kriegsrath der beiden Könige; wir wollen in die Beſprechungen nicht eingehen, die da gepflogen wurden: ſie gewähren nur ſehr geringes Intereſſe. Das Ergebniß

iſt, daß beide Theile den Krieg beſchließen. Nachdem ſie ſich gehörig gerüſtet haben, wird der Kampf eröffnet, deſſen Schilderung ſich ganz an das griechiſche Gedicht anlehnt; doch iſt auch hier die epiſche Erweiterung nicht ausgeblieben. Die Entſcheidung ſchwankt lang, endlich gewinnen die Mäuſe die Oberhand, aber Gott erbarmt ſich der Fröſche; er ſendet ihnen unter beſtigem Donner die Krebſe zu Hülfe, denen es gelingt, die Mäuſe zu verjagen.

Offenbar hatte Rollenhagen ein reiches epiſches Talent, ſo daß es ihm gelingen konnte, ſelbſt den ganz didaktiſchen Abſchnitten ſeines Gedichtes eine epiſche Geſtaltung zu geben. Freilich konnte er den widerſtrebenden Stoff nicht vollſtändig beſiegen, und die didaktiſche Abſicht tritt demungeachtet noch ſtörend genug hervor; aber wir können doch ſelbſt aus dieſen mißlungenen Verſuchen erſehen, was er geleiſtet haben würde, wenn er jener Tendenz ſich hätte entſchlagen wollen. Er wäre dann nicht in jene oft endloſe Weitſchweifigkeit verfallen, die nebſt der zu auffallend angebrachten Gelehrſamkeit ſeinem Gedichte oft alle Wirkung raubt. Dagegen iſt er reich an Erfindung, voll komiſcher Laune, die Darſtellung iſt ſelbſt in den didaktiſchen Stellen voll Leben und oft ächt poetiſch, die Sprache rein und fließend, der Ausdruck ungeſucht und doch von reicher Mannigfaltigkeit, ſo daß der Froſchmeuſeler bei allen ſeinen Mängeln doch immerhin eine ehrenvolle Erwähnung verdient, zudem er noch in anderer Beziehung von unverkennbarem Werth iſt. Wenn Rollenhagen ſich nämlich auch an das griechiſche Gedicht anlehnt und daſſelbe nur zu erweitern ſcheint, ſo hat er es doch im Sinne der urdeutſchen Thierſage bearbeitet, deren letzte ſchöne Blüthe, den Reineke Fuchs, er auch in mancher Hinſicht benutzt hat. Zwar ſcheinen einige Thiergeſchichten von ihm ſelbſt erfunden zu ſein, bei weitem die meiſten hat er jedoch aus älteren Gedichten, viele aus der lebendigen Sage entnommen; außerdem hat er ſehr viele intereſſante Mittheilungen über den Volksglauben und die Gebräuche ſeiner Zeit gemacht, ſo daß ſein Gedicht auch für die Sagen- und Culturgeſchichte großen Werth erhält. Bei ſeiner großen Gelehrſamkeit war Rollenhagen doch mit dem Volke weit mehr vertraut, als die meiſten Gelehrten ſeiner Zeit, und er wußte die in demſelben lebende Sagen- und Märchenwelt und ihre Bedeutſamkeit wohl zu ſchätzen. „Was auch der alten Deutſchen Heydeniſche lehr geweſen," ſagt er in der Vorrede zu ſeinem Gedichte, „vernimmet man aus den wunderbarlichen Hausmehrelein, Von dem verachten fromen Aichenvöſſel vnd ſeinen ſtoltzen frötlichen Brüdern, vom albern vnd faulen Heintzen, vom Eiſern Heinrich, von der alten Reydhartin und dergleichen, welche ohne ſchrifft immer mündlich vff die nachkommen geerbet werden, vnd gemeiniglich dahin ſehen, daß ſie Gottesfurcht, fleiß in ſachen, Demut, Gedult vnd gute Hoffnung lehren. Denn die aller verachteſte Perſon wird gemeinlich die aller beſte." Und ſo iſt auch ſeine Anerkennung des Volksgeiſtes nicht ohne Einfluß auf ſein eigenes Gedicht geblieben, das in den beſſeren Stellen oft an die lebendige Friſche der Volkspoeſie erinnert.

(Erſter Theil) Das II Capittel.

Von Bröſeldiebs des Menſekönigs Sohn
knudſchafft mit dem Froſchkönig.

DA Aſchanes mit ſeinen Sachſen
Aus den Hartz Felſen iſt gewachſen,
War mitten in dem grünen Wald
Ein ſpringends Brünnlein ſüß vnd kalt,
Das an dem Fnickenſtein behr floß,
Sich in ein groſſen See ergos
Vnd da am warmen Sonnenſchein
Weſſert viel Beum vnd Blümelein,
Viel Fröſch vnd Fiſch, viel Krebs vnd Schnecken.
Das Rohr wuchs wie die Haſelſtecken,
Bey Narrenkolben, Schilff vnd Weyden,
Bey Kreutern ſchwer zu vnterſcheiden,
Als obs das Schilffmeer ſelber wer,
Dadurch Moyſes führt Gottes Heer,
Dns nicht allein die Nachtigal
Dn ſang, das klang in Berg vnd Thal,
Sondern Rohrſperling vnd Grasmuſch
Vnd andere mehr im finſtern Buſch
Ihr neſt vnd wohnſtet ſo beſungen,
Das die ſtimmen gegn Himmel klungen
Vnd im Waſſer der widderhall
Sein antwort gab mit frembenſchal.
Daſelbſt von vielen alten Jahren
Die Fröſch der Herrſchafft mechtig waren,
Das Schebeld Bausback wol gedacht
Hoff hielt mit Königlicher pracht
Vnd der ganzen Froſch Nation
Auch vnterthan war ſeiner Kron.
WJe nun anfieng der grüne Mey,
Wolt der König von ſorgen frey
Mit ſeines Hoffes Dienern all
Ein frembenſpiel halten ein mahl,
Vnd ſatzt ſich aus dem Sonnenſchein
Beſonders hin von der Gemein
Auff ein Hügel, mit grünen meß
Vberwachſen, ſchön weich vnd loß,
Das die Bachmünzen vnd Poley
Auch ſchatten gnug machten dabey,
Vnd ließ für ihm ſeine Trabanten
Vnd die ſeine herrſchafft erkanten,
Sich da nben im Ritterſpiel,
Da kurzweil auch treiben gar vil
Mit Waſſertreten, vnterſincken
Mit offnem Mund, doch nicht vertrincken,
Ein Mück in einem ſprung erwiſchen,
Künſtlich ein rotes Würmlein fiſchen,
Auff gradem Fuß auffrichtig ſtehen
Vnd alſo einen kampff angehen,
Ein ander mit tantzen vnd ſpringen
Im groſſen vortheil vberwinnen.
ETlich die vnterleſſs auch hiengen
In See vnd fiengen an zu ſingen
Sol fa, ut ut, ſol fa, ſol ut,
Concordia iſt zu allen dingen gut;
Zu guter ſtund fing Alt vnd Jung:
Concordia klunckerlekunck.
Dazu quackten im naſſen graß
Etlich den vnterſingen baß;
Fürwar ein Thor derſelbig war,
Der lieber ausſtund all gefahr,
Denn das er Concordiam bewart,
Veracht Goard, Morr, Marr, Marquard.
Die andern den zuwider thaten,
Aus Vier aus dem Waſſer traten,
Damit ſie zu den andern ſingen,
Die Regal ſtim könten einn bringen,
Rieſen: das hat gethan gar gefſch,
Koachs, Wrecke, Vky, Kekechs,
Ryller, Tryller, Kuio Tulunck,
Das beklaget ſich alt nnd junck,
Zerten ſo mit dem Waſſer klang
Die Waldvöglein zum kamrff geſang,
Das mnn durch waſſr vnd wald diß krachen
Ein wnndee freuden'ſchal hört machen,
Wie Jung Geſellen zu Sommerszeit
Am Waſſer vnd Wieſen ſuchen freud,
Wie auff den Schulen die Studenten
Vnden vnd tauchen gleich den Enten,
Schwimmen künſtlich, wie Genß vnd Schwanen,
Fiſchen, fahren im Schiff nnd Kanen,
Fechten, ſchlagen Ball, ſpringens Kleid,
Wiſſen von keiner trawrigkeit,
Singen auch ihr vielſtimmige Reyen
In Pfeiffen, Zithern, Lauten, Geygen
Fein kunſtreich nach der Muſen nrth.
Kein frölicher Volck funden ward.
Alſo theten die Fröſchlein auch,
Hielten ohn iorg ihr ſpiel vnd brauch.
Wie ſelig war die gülden zeit,

Da in der ganzen Welt die Leut
Lebten in fried vnd frölichkeit
Also ohn nilles herzeleid'
Jndem aber die wasser Kind
Also nuffs spiel bestürzet sind,
Vnd die Sonne von oben rab
Nunmehr den kurtzen schatten gab,
Aber die aller gröste hitz
Sties aus des Himmels mittel spitz.
Kam aus dem Wald ein kleiner Mann,
Hat ein schön weisses pelzlein an,
Rote Corallen vmb den Hals,
Ein Leibgürtel vergüldet als,
Vnd fürt ein schwenzlein als ein Schwert,
Trabet hereinre wie ein Pferd,
Vnd gieng den andren allen für;
Denn es folgten noch andre viee
Mit aschen farben Pelzlein:
Solten seine Teadanten sein.
Der eilet dürstig zu dem See,
Denn der Sonnen hitz thet jhm wehe,
Vnv sprang zum Wasser ab vom Land,
Lehnet sich auff die lincke Hand
Neigt das Haupt, das sein kleiner bart
Voll Wassers als voll Perlen ward,
Weik er jhn gar ins Wasser steckt
Vnd dasselbig so grisig leckt,
Als wenns Zucker vnd Honig wer;
Das Zünglein wand sich in die quehr,
Wischet das näßlein vnd den mund,
So weit es den abreichen kunt,
Vnd schmatzet wie die kleinen Kind,
Wann sie an der Mutter Brüst sind.
„Wie schmeckt nur das Wasser so süeß,"
Sprach das Mänlein, „wie ein Milchmus,
Wenn mans mit dem durst wurtzen mag,
Wie ich getahn hab disen Tag!
Nun gleub ich, das Darius spricht,
So wol hab jhm geschmecket nicht,
Was er sonsten sein lebelang
Junge vnd bernach aß vnd tranck,
Als das trüb Wasser, so in der flucht,
Sein durst zu leschen, wart gesucht."
DAs sahe vnd hört ein Frosch von fern,
Fuhr ab zum König seinen Herrn,
Saget, das aus dem Wald ins Rohr
Fünff Mänlein weren gangen vor,
Als obs der kleinen Zwerglein weren,
Jhr vier nanten den fünfften Herren,
Der het ein westerhembdlein an,
Zwar klein, aber ein schöner Mann,
Trugen all Türkische knebelberth,
Auch Ohren als ein mutig Pferd,
Vnd heublein, wie der Menschen kind,
Wust nicht, woher sie kommen sind,
Das Wasser würd jhn sehr wolschmecken,
Soviel als sie desselben lecken.
DEr König schickt Grünrock, zu sehen,
Vnd starcker Trabanten achtzehen.
Weren sie feind, solt er sie fangen,
Wo er sie anders möcht erlangen,
Weren sie aus der Nachbarschafft
Ankommen in lieb vnd freundschafft,
Solt er sie zum gsprech bitten,
Weren bey jhm gar wol gelitten.
DJe sprungen ab zum See in eil,
Schossen hinauß, gleich wie die pfeil,
Jhren Kundschaffer immer nach,
Zurrerrichten befohlen sach.
Bald ward Grünrock der fünff gewar,
Sprach: „Dise reis ist ohn gefahr,
Es sind Menßmänlein, wie ich sehe.
Ohn das eins weis ist, als der schnee.
Das bin ich bey jhn ungewohnt;
Schawt wol, das jhr derselben schont,
Vnd jhrer keinen thut ein leid,
Ehe denn wir hören gut bescheid.
Laß mich sie erstlich sprechen an:
Jch wil gar bald verüffen den Mann."
DEm Mänlein dis ein wunder war,
Was doch bedeut der Frösche schar,
Die so Rotten weiß herin kehmen;
Sein Diener wolten vie flucht nehmen:
Das wolt das Herelein nicht gestehen,
Sondern zuuer den außgang sehen.
WJe nun die Frösch uns vfer kamen,
Aus dem Wasser den nuffritt aahmen,
Tratt das Herrlein mutig hinan,
Sprach: „Ha, gluck zu, mein liebre Mann!
Jch bin an ewren Sre ankommen,
Hab ein frisches teúncklein genommen,
Weil ich dürstig war von der Jagt,
Vnd hett doch gern kundschafft gefragt,
Wie es doch nur jmmermehr kehm,
Das ich ewer keinen vernehm.
Vermeint, jhr het ein trawrigkeit,
Klaget beysamen ewer leid,
Nun seh ich sn, das jhr dißmahl
Feisch vnd frölich ankommet all,
Dessen ich mich sampt euch erfrewe,
Vnv ewer ankunfft gar nicht scheue.
Kan ich euch für den Wasser Tranck
Widrumb erzeigen einen Danck,
So thue ich das ohn all beschweren,
Wil euch zun ehren dienen gern.
Danckbarkeit ist eine schöne Tugend,
Zieret das Alter vad die Jugend:
Wen man vndanckbar nennen kan,
Dem benget alle laster an."
DJe Grünrock sampt seinen gefehrten
Meuler und Augen weit auffsperrten,
Verwunderten sich nbr die red,
Die das weise Pelzmenlein thet,
Vnd sprach: „Guad Herr, wir sind ankommen,
Das vnser König gern vernommen
Ewr Ehrenveste gegenwart,
Begert in gnaden, wolt vnbeschwert
Euch nennen, vns jhr Majestet
Besuchen, da sie setzt zur stet
Am Vfer wartet der ansprach:
Es ist ja eine ehrliche sach.
Das aber auch vnser Sehetrunck
Wolgeschmackt ewren Heetzen jungk,
Hören wir vnd gönnens euch gern,
Fordern dafür auch kein verehrn.
Dena wie die Sonn vnd Lufft ist gmein,
Soll auch der tranck des Wassers sein.
Das vnser Voreltern für Jahren
Mit jhrem grossen Leid erfahren:
Nuret das jhr seid vnier Freeundschafft,
Haltet getrewe Nachbarschafft."
DAs Mänlein sprach: „Ans, wie jhr sagt.
Das ewr König mein Namen fragt
Vnd mich selber wil reden an,
So wil ich mit euch zu jhm gahn.
Führet mich nurt hin zu land mein Straß,
Jm wasser weiß ich keinen Paß
Denn ich bin des Meußkönigs Sohn.
Hab daheim mein Scepter vnd Kron.
Das jhr aber so gar freundlich
Jtzt gegen mir rezeiget euch,
Jch gar zu grossen danck annehm:
Hab dafür jetzt kein gab bequem
Ohn etliche früreiffe Kirßlein,
Die schenck ich euch da in gemein.
Die hab ich auff der Jagt erstiegen,
Die abgefallen lassen liegen:
Der Kern taug an den Kirsen nicht,
Die man nicht mit der Hand abbeicht.
Jch hab auch zuß Erdbeer dabey,
Nur ein Hendlein voll oder drey."
Damit griff re seinem Trabant
Jn die weite Tasch mit der Hand,
Vnd beth jhm die verehrung dar.
So bald die Frösch würden gewar
Die schöne rote farbe Beeren,
Kont sich das Herelein kaum erwehrn
Das sie jhn nicht die Hand erschnupten;
So gritzig sie all zutapten,
Vnd danckten für die mildigkeit,
Erboten jhre dienstbarkeit.
WEil sie also die Berelein schlungen,
Hat sich die Post zu rück geschwungen,
Vnd dem König vermeldet schon,
Das ankehm des Meußkönigs Sohn.
Darumb gieng der König herfür
Biß an desselben vfers Thür,
Das er jhn ehrlich wolt empfangen.
Neben vnd hernach kam gegangen
Der Hofdiener ein grosse schar,
Des gastes all zu nehmen war,
Wie der Priester Zaddus eerwegen

Dem Alernndrr gieng entgegen.
DEr jung König, als er geſehen
Den Froſchkönig za jhm angehen
In ſeinem grünen ſommerkleid
Mit Goldbremlein zu jederſeit
Vnd augen, wie der Morgenſtern,
Schön herfür gleiſſen in der fern,
Dazu den bantfleckten hauffen
Der Frösch, dir all kamen gelauffen,
Wie im Herbſt rotten weis die krahen,
Wenn ſie am ſpetten abend jahen
Reincken Fochs zu Fetde liegen,
Mit eim geſchrey herumbher fliegen,
Entſetzt er ſich erſt wol etwas,
Das er gemacht keinen verlaß
Mit ſeinen Dienern, die gar bald
Auch kommen wörden aus dem Wald,
Wo ſie jhn doch anſprechen ſolten,
Wenu jn die Frösch entrew ſein wolten;
Er gedacht aber: „Es iſt nuehr,
Das ein König verzagt wer:
Du wilt hintreten ohnr ſcheme,
Des Mans gegnwart ſchreckt, wie ein Lewe."
Vnd brancht damit höffliche geberd,
Wands angeſicht zöchtig zor Erd,
Faſt mit der rechten Hand die Bruſt
Vnd neiget ſich, wie er wol woſt.
Nachmals Credenzt er in dem ſtand
Dieſelbe ſeine rechte hand,
Gnb ſie dem König, der zunor
Sein hand jhm da anboth empor
Vnd ſprach: „Biß willom, lieber Gaſt!
Sez dich daher za mir in raſt
Vnd rohe wol aus die mattigkeit;
Deine Reiß iſt ohn zweiffel weit:
Denn ich dich zoaor nie erkant."
Damit nam er jhn bey der Hand
Vnd ſetzt ſich neben jhn ins Gras,
Da das weiche Moospolſter was.
DAs Menlein ſich in eheen wehrt,
Setzt ſich doch endlich aoff die Erd.
Die Diener wartru auff non fern,
Wolten jhr Wort anhören gern,
Wie auch die Fröſchlein alleſamen
Mit groſſem drang heranher kamen,
Das für getümmel an dem ort
Niemand höeet ſein eigen wert.
Der König aber gab ein zeichen,
Das ſie plötzlich all müſten weichen
Vnd jederman zur ſeit abgehen.
Nnrt vier Trabanten blieben ſtehen.

Das III Capittel.

Bröſelbieb rhümet ſrin Geſchlecht vnd Weißheit.

DA fieng Baußback zu reden an
Vnd zo fragen den kleinen Mann:
„Mein Gaſt, wrii ich dnrch meine Lrut
Die londſchafft erfor vnd beſcheid,
Das dn in mein Reich werſt anlommen,
Doch keiner feindſchafft angenommen,
Hab ich mit bedacht, von der Straffen
Dich hie zu mir einladen laſſen.
Du wirſt aber berichten recht,
Was dein ankunfft ſey vnd Geſchlecht,
Wer dein Vater vnd Motter ſey.
Wenn ich die Warheit ſpür dabey,
Das es richtige ſachen ſind,
Vnd dich wirdig zum freund beſind,
Ich führ dich mit mir heim zu hauß,
Theil dir viel guter Gaben nus;
Wie denn ein ſolcher Wirth thon ſol:
Ich bin reich vnd vermag es wol.
Ich bin König Sebebold mit namen:
Die Frösch in dieſem Land alsamen
Möſſen mich als jhren Landsherren
Für nnd für unterthenig ehren.
Mein Vnter Dreckpatz hochgeboren
Erkant in lieb die auserkoren
Waſſer Fürſtin Fraw Meniam.
Von der ich aoff die Welt erſt kam,
Vnd zwar wenn ich aach recht betracht
Deine geſtalt, manheit vnd macht,
Kans nicht wol ſein, du biſt ein Herr,
Dem viel thnn Königliche ehr,
Der ſein Scepter vnd Kroce hat,
Im Krieg vbt Ritterliche that;
Da wirſt mir aber ſelbſt erkten,
Wo für man dein Geſchlecht ſol ehren."
Als das Mänlein von Baubback hort
So viel freundlicher ehren wort,
Wochs jhm das Herz im Leib ſo gros,
Das aoch der Bauch weiter aoffſtoß,
Antwortrt mit korzem bedacht
Dem König noch in greſſer pracht:
„Daß ewer lieb nos hoher Tagend
Sich erkleret gegn meine Jugend
Zo groſſem Geſchrnck, lieb vnd ehr,
Wo das mein Geſchlecht wirdig wer,
Das erlenn ich mit danckbarkeit,
Bins aach zoocdienen bereit:
Ich darff aber auff ſolche fragen
Kein zweiffelhaffte antwort ſagen.
Denn mein Geſchlecht iſt hochbeſchreyt
Bey Menſchen vnd bey der Gottheit:
Die Vogel, die am Himmel ſchweben,
Solln dasen Red vnd Antwoet geben.
HErr Bröſeibieb nennt man mich ſchon,
Bin König Parteckfreſſers Sohn;
Mein Fraw Mutter Leckmüll noch lam
Von König Schnckenklanbers ſtam
Die mich in vnſerm Schloß gebahr,
Welchs gar ein heimtich Meußloch war,
Vnd erzog mich mit guter Speis,
Feigen vnd Nüßlein, beſter weis,
Das ich nber der Menſe Heer
Nach meinem Vater Erbr wer,
Wie nber die Meos im ganzen Land
Izt herſchet meines Vaters Hand.
DAran iſt aach gar nichts gelegen:
Das anſehen hat eoch nicht betregen,
Das ich von Gott aoch möſte haben
Beſonder ſtathlich Helden gaben:
Denn ich hab rin Propheten Geiſt.
Denſelben brauch ich allermeiſt,
Wena ein altes Hans wil einfallen,
Wander mit meinen Freanden allen,
Odr wenn Gott rin Haaß ſtraffen wil,
Mach ich mich hinans in der ſtill,
Wie Johannes Guangeliſt
Auch that zu der ſelbigen friſt,
Da der Ketzer Cheeint im Bad
Viel leſterlicher ſpeywort hat
Von der ewigen Gottes hand:
Johannes ſeine freund ermahnt,
Das ſie mit jhm eiirnd ausgiengen,
Ehe die Ketzer jhr ſtraff empfiengen.
Sie waren jhm gehorſam all
Vns kamen nehrlich für den Saal:
Da fiel das Hauß vnd Bad in grund,
Steafft den Gotteslefterlichen mond.
OEnn wie die Leot zu Helice,
Im Griechentand ein Stad am See,
Jhre Feind aos Jonier Land
Bumenſchlich zum Opffer verbrand,
Vnd Gott daſſelb wolt ſtraffen hart.
Gaben wir Meaß vns noff die fahrt,
Fünff tag zoaor daaon zu laoffen
Mit vnſern ganzen hellen haaffen.
Die Börger lachten dieſer mehr,
Als wens eitel Zauberey wer:
Erdbidden aber folget drauff,
Warff die Stnd vber einen hauff,
Verſenckt alles in grund ſo tieff,
Das drüber geht bald Meer vnd Schiff.
WEnn auch viel Krieg ſollen angehen,
Vnd denn gewehr in Kirchen ſtehen,
Die beiß ich durchs Metall entzwey,
Das ich dir Menſchen warn dabey
Darnmb bin ich ſo weiß vnd klug:
Ein löchlein iſt mir nicht genog.
Ich mos ſtets eins in vorrath haben,
Wo ja das ander würd vergraben:
Denn das iſt einr arme Maos,
Dit nur weiß zu rim Loch hinauß."

Hans Chriſtoph Fuchs.

Hans Chriſtoph Fuchs, ein fränkiſcher Ritter, Erbherr auf Wallenburg und Arnſchwang, von deſſen Leben nicht das Mindeſte bekannt iſt, ſo daß

wir nicht einmal das Jahr ſeiner Geburt oder ſeines Todes wiſſen, bearbeitete das komiſche, in ſogenannten macaroniſchen Verſen geſchriebene Gedicht Moscaea des Italieners Teofilo Folengo, der unter dem Namen Merlino Cocaio bekannt iſt. Es war dies freilich keine beſonders glückliche Wahl, da eines der Hauptverdienſte des Originals in der burlesken Form liegt, welche bei der Bearbeitung nothwendig ganz aufgegeben werden mußte. Doch ſcheint der deutſche „Mückenkrieg" zu ſeiner Zeit ſehr beliebt geweſen zu ſein, da von 1580 bis 1600 drei Ausgaben erſchienen, und im J. 1612 Balthaſar Schnurr von Lendſidel in Franken, Pfarrer zu Ambishagen, eine neue Bearbeitung deſſelben („der Ameiſen- und Mückenkrieg") unternahm. Ohne Zweifel hat der damalige Geſchmack an den Geſchichten aus dem Thierleben am meiſten zur Verbreitung des Gedichts beigetragen, das weder dem Inhalt noch der Ausführung nach irgend welche Auszeichnung verdient, und das Ganze aus einer Reihe von Begebenheiten beſteht, denen man nur zu ſehr anſieht, daß ſie nicht aus der lebendigen Volksſage erwachſen, ſondern willkürlich erfunden ſind.

Wolfhart Spangenberg.

Die Nachrichten, welche wir von Wolfhart Spangenberg haben, ſind ſehr dürftig. Er war der Sohn des berühmteren Cyriacus Spangenberg, war aus Mansfeld gebürtig, ſcheint aber den größeren Theil ſeines Lebens in Straßburg gelebt zu haben und auch daſelbſt geſtorben zu ſein. Er verbarg ſich unter dem gräciſirten Namen Lycoſthenes Pſellionoros Androvediacus, unter welchem er mehrere Werke ſchrieb, darunter den „Gans-König", welchen wir hier allein zu betrachten haben*). Dies iſt ein ſeltſames Gedicht, in welchem ſich der Dichter zwar offenbar an Rollenhagens „Froſchmeuſeler" anlehnt, aber ſich ohne eigentlichen Plan, ohne beſtimmten Zweck hingehen läßt, ſo daß das Gedicht auch am Ende aus Mangel an Stoff abſtirbt. Es beſteht aus ſechs Geſängen oder „Capiteln", welche nur loſe zuſammenhängen; es ſind gleichſam ſechs Rhapſodien, welche der Dichter in ſechs auf einander folgenden Jahren am Feſte des heiligen Martin zum Lobe der Gans verfaßt hat. Alle haben die nämliche Einkleidung: dem Dichter erſcheint die Phantaſie im Traume, welche ihm die geſchilderten Begebenheiten ſehen oder Reden hören und Briefe leſen läßt. Im erſten Geſang, der am meiſten epiſche Bedeutung hat, ob es ihm gleich auch an eigentlicher Handlung fehlt, da er beinahe nur aus Reden beſteht, führt die Phantaſie den Dichter in die Reichsverſammlung der Vögel, welche über die Wahl eines neuen Königs berathen, weil der Paradiesvogel, der dem Adler nachgefolgt war (dieſe ganze Königsgeſchichte iſt übrigens ziemlich verworren und bedeutungslos), von allen Vögeln verlangt, daß ſie nach ſeinem Beiſpiele in der Luft leben ſollten. Endlich wird trotz heftigen Widerſpruchs von Seiten der Ritterſchaft (den Raubvögeln) die Gans gewählt, weil ſie gleichmäßig auf der Erde, im Waſſer und in der Luft leben könne und daher allen Ständen des Vögelgeſchlechts entſpreche. Doch ſetzt die Ritterſchaft durch, daß ſie nur auf Ein Jahr gewählt werden und daß ſie am Ende deſſelben durch das Feuer ihr Leben verlieren ſolle, damit ſie auch dem vierten Element genüge. St. Martin, den man als der Gans Schutzpatron um Rath gefragt hatte, iſt damit einverſtanden, nur verlangt er, daß die Gans an ſeinem Tage gebraten werden ſolle. Der zweite Geſang beſteht bloß aus einem Ausſchreiben des H. Martin, welches durch die Vermittlung der Phantaſie mitgetheilt wird; es enthält das Teſtament der Gans und die Anordnungen, was mit ihr nach ihrem Tode geſchehen ſolle. Damit ſie auch im Tode ihrer Natur und ihrem Eide getreu bliebe, ſoll man ſie, nachdem ihr der Kopf abgehauen, mit friſchem Waſſer waſchen, in die Luft hängen, im Feuer braten und in Erde begraben; da aber die gewöhnliche Erde zu gemein für ſie ſei, habe ſie ſich zum Grabe des Menſchen Leib auserkoren, der ja auch aus Erde beſtehe. Endlich wird die Feierlichkeit beim Begräbniß genau vorgeſchrieben, wobei die katholiſchen Gebräuche verſpottet werden. Nach ihrem Tode kommt die Gans in den papiernen Himmel; dies iſt nichts Andres als der Kalender, der dem Dichter die Gelegenheit gibt, den Heiligendienſt nicht ohne Witz und Humor zu perſifliren; ſie wird hierauf auch unter die Geſtirne verſetzt. Das fünfte Capitel enthält ſodann der Gans Lobſpruch, in welchem nach einer allegoriſchen Erklärung ihrer Geſtalt und ihrer Eigenſchaften auch ihr vielſeitiger Nutzen geprieſen wird, wobei der Dichter nicht vergißt, zum zehnten Mal zu wiederholen, daß man ihre großen Federn zum Schreiben, die mittleren zu Federwiſchen, die kleinen zu Betten gebrauchen kann. Im letzten Geſang endlich führt St. Martin den Dichter nach Wien, und zeigt ihm ein Gemälde, auf welchem der Wolf dargeſtellt iſt, wie er den Gänſen predigt; St. Martin verſteht das Gemälde aber nicht, daher es ihm der Dichter erklärt, und ihm zeigt, daß unter den Gänſen eigentlich Menſchen zu verſtehen ſeien, wie einſt Doctor Keyſersperg von „der dreyer Markt" gepredigt habe.

Man ſieht, wie das epiſche Gefühl immer mehr abſtirbt und die Thierſage endlich ſo ganz alles innere Leben verliert, daß ſie ſchon nicht mehr als Einkleidung zur Darſtellung irgend einer Idee gebraucht, ſondern nur als willkürlich herbeigezogene Gelegenheit benutzt wird, um daran eine Reihe von Gedanken zu knüpfen. Ja es geht der Dichter des Ganskönigs noch weiter, er verneint die Thierſage geradezu und will ſie nur noch als eine Allegorie gelten laſſen, unter welcher man menſchliche Verhältniſſe dargeſtellt habe. Daß hiebei alle Poeſie verloren geht, iſt deutlich genug, und wir haben daher nicht zu bedauern, daß die andern Gedichte aus dem Thierleben, welche Spangenberg nach einer Aeußerung in der Vorrede geſchrieben haben muß (den Krieg der Mäuſe und Katzen, den Eſelkönig, den Stockfiſchkönig, den Froſchkönig), nicht gedruckt worden zu ſein ſcheinen. Abgeſehen von der ganz verfehlten Anlage und ungeſchickten Ausführung iſt der Gansköning jedoch nicht ohne Werth; er enthält manche gute Gedanken; die ſatyriſchen Beziehungen auf die katholiſche Kirche ſind geſchickt durchgeführt und erfreuen durch ruhige, leidenſchaftloſe Haltung. Die Sprache iſt fließend und

*) Daß der Gans König unzweifelhaft von ihm iſt, geht aus einer Stelle des 3. Kapitels (des papyrenen Himmels oder Kalenders) hervor, wo es heißt:

„Ich welt, daß mir möcht gelingen,
Das auch Wartholf der Name mein
An die ſtett würd gezogt hinein."

rein, Versbau und Reim für die Zeit ganz löblich, obgleich es an Flickwörtern und Flickverſen nicht fehlt.

Der Martins Ganß Begräbniß.

Ehe man ſie nun zum Grabe tregt,
Soll ihr Cörper werden gelegt
Inn einen Zinnenen Sarg fein:
Der ſoll Rund, wie ein zirckel ſein
Vnd hohl, darein man ſie denn ſteckt
Vnd mit eim Zinnen teckel deckt,
Daß ſie alſo beſchloſſen werd,
Gleich wie deß Himmels Rund die Erd
Vmbfangt vnd inn ſich ſchlieſſen thut,
Alſo ſoll der Ganß Cörper gut
Verdeckt werden mit zweyen Platten
Vnd fein ſanfft ruhen in dem ſchatten.
Ihr Haupt, Hertz, Lung, Leber vnd Füß
Soll man legen in Pfeffer Süß,
Inn ein Schwartzen Pfeffer ich mein;
Dann dieſes iſt die deutung fein,
Daß nun mehr in der Vogel Reich
Daß Haupt, das Hertz, ja auch zugleich
Die Füß, darauff das Reich beſtund,
Durch der Gnnß Todt gebe zu grund
Vnd liegt in dunckler Finſterniß,
Alſo vnß man nit kan gewiß
Mehr ſehen, wer bey jhnen frey
Daß Haupt, Hertz oder Füſſe ſey,
Vnd auch ihr Regiment im Land
Nicht leicht mehr haben kan beſtand,
Inn dem der lieben Ganß Weisheit
Inn ſchwartz verkehrt iſt diſſer zeit.
Darauff ſol man zurichten auch
Fein nach Römiſchen alten Brauch
Einen Tiſch gleich einem Altar,
Mit Weiſſem Tuch bedecken gar,
Durch welche Farb man bey den Leuten
Ihr reine Vnſchuld mag aubenttten,
Weil ſie ohn Miſſethat vnd ſchuld
Den Todt gelitten mit gedultd.
Zwey Liechter ſoll man auch zur friſt
(Wie es von Alters bräuchlich iſt)
Anzünden vnd ſtellen daebey,
Daß ſolches ein Anzeigung ſey,
Wie ſie den Vöglen in gemein
Sey vergangen mit jhrem ſchein,
Vnd jhnen gezündet ſo gwiß,
Gleich wie ein Liecht inn Finſterniß,
Vnd weil ſie auch ſo manche Nacht
Für alle Vögel hat gewacht,
Mit jhrem fleiß vnd ſorgſamkeit
Wacker geweſen allezeit,
Weil ſie auch alle zeit vnd Stund
Ganz veſt gehalten jhren Bund,
Den ſie mit den Vöglen gemacht
Vnd jhren Eyd gantz doch bedacht,
So ſoll man jhr zu Ehren frey
Geweihet Saltz bringen herbey
Vnd ſolchs ſtellen neben die Leich,
Damit bedeutiet werd zugleich,
Wie das Saltz alle ding erhalt
Vnd läſt nicht leicht verderben baldt
Das, ſo beſprenget wird damit,
Alſo werd der Ganß Lob auch nit
Vergeben, weil ſie jheen Bund
Gehalten veſt, ſtät, ſteiff vnd Rund.
Denn Saltz vor alters thet bedeutten
Ein ſtätten Bund vnter den Leuten.
Auch ſoll Letzlich beyd, Brodt vnd Wein,
Bey der Leich vnſers Gänslins ſeyn:
Denn weil der Liebe Wein ohn ſcherz
Erfrewen thut deß Menſchen Hertz,
So iſt noth, das man jhn ſchenck ein
Vnd geb zu trincken in gemein
Denen, ſo mit Klag vnd zu gleich
Vmb den Tiſch ſitzen bey der Leich,
Trawrig Stillſchweigend an dem Ort,
Vnd redet keiner ſchier ein wort,
Vnd mit der Ganß mittleiden tragen,
Daß ſie darumb nit gar verzagen,
Noch in Betrübniß gar erſticken,
Sondern ſich mit dem Trunck erquicken,
Vnd dencken, das in Einem Tag
Nach Leyd wol Frewde kommen mag.
Das ſollen ſie am Weine mercken,
Vnd mit dem Brot jhr Hertze ſtercken,
Vnd alſo das Lied Genſelein
Neben geſeqnten Brod vnd Wein
Mit rechter Maß in jhren Magen
Gleichſam zu rub vnd grabe tragen.
Vnd wenn ſie dann ligt in der Rug,
So ſollen ſie mit gutem fug
Den beſten Wein laſſen Einſchencken
Vnd der Gnnß im beſten gedencken,
Damit jhr nicht vergeſſen werd,
So lang ein Ganß leyt auff der Erd.
Vyld damit jhr wol möq gelingen,
Sollu ſie das Requiem auch ſingen
Der Lieben Ganß fein mit Andacht,
Welchs ich jhr hab zur Letzt gemacht:
O Lieber Herr Martine mein
Laſſet vns dapffer ſchencken ein
Beyd, Reien nnd auch Weyſen Wein.
Wir müſſeu noch daß frölich ſein
Bey dem Gebratnen Gänſelein;
Das war doch ye gebraten fein.
Schaw, wie iſt yetzt die Plutt ſo rein'
Schenck vns den Wein nun dapffer Ein!
Nun hat das Liebe Gänſtein mein
Sein Requiem ohn qual vnd Pein.
Inns Fegfewr komt ſie nicht: O Nein!
Ihr Ehr vnd Ruhm iſt auch nit klein.
O lieber Herr Martine mein!
Seyd frölich, laſt vns ſchencken ein!

Versus.

Ihr lieben Geſt, trinckt dapffer auß:
Der Wirt hat noch viel Wein im Hauß.

Respons.

Der Wein iſt trefflich gut fürwar!
Gott biſcher ein Ganz auch vbers Jahr.

Oremus.

Gott ſey gelobet vnd gepreyſt,
Der vns ſo viel gutthat beweiſt,
Vnd hat vns Sanct Martini Tag
Wider erleben lahn ohn klag,
Da wir ein gute Ganß verzehren,
Der lieb Gott wöll den Wirth ntrehren
Mit gutem gſundem langen leben,
Vnd jhm viel Glück vnd Segen geben,
Deßgleichen auch ſein Weib vnd Kindt
Bewahren ſambt ſeim Hausgeſindt,
Vnd geben, was jhnen iſt nutz,
Damit ſie ſtets in ſeinem Schutz
Frey leben ohn alle Gefahr,
Auff daß wir wider vbers Jahr
Alſo mögen kommen zuſammen:
Solch verleyh vns Gott allen, Amen!

Gloria.

Den Herrn Martinum ſoll man Ehrn,
Der vns die Ganß gibt zu verzehru!

Steat erat etc.

Wie er gethan hat manches Jahr,
So thut er auch diſsmals fürwar!

Collect.

Sammlet die vbrigen Procken ſein,
Daß nichts vmbkomm vom Gänslein,
Dann was wir heut nit mögen eſſen,
Das wöllu wir morgen nicht vergeſſen.
Die Meſſer wölln wir liegen lan,
Damit wir mögen vrſach han,
An diſen Ort wider zukommen,
Zu vnſerm Herrn Martin dem frommen,
Der vns zu Ehren ſeinem Namen
Die Ganß gab: Gott vergelts jhm, Amen!

Eucharius Eyering.

Nicht viel bekannter, als die eben genannten Schriftſteller, iſt Eucharius Eyering, von dem wir nur ſo viel wiſſen, als er gelegentlich in ſeinen Erzählungen ſelbſt anführt. Nach dieſen Andeutungen war er zu Königshofen im Grabfeld, wahrſcheinlich im J. 1520 geboren, und ging, wie es ſcheint, ſchon in ſeiner Jugend von der katholiſchen Kirche zur Lutheriſchen über, worauf er ſich nach Sachſen wandte und ſich dem geiſtlichen Stande widmete. Er ſcheint im J. 1567 als Pfarrer zu

Strauffdorf in Sachsen-Coburg gestorben zu sein. Außer einem „Sommer- und Wintertheil der Evangelien, gesangsweise", welche weiter keine Erwähnung verdienen, hat er noch eine Sammlung von Gedichten verfaßt, welche unter dem Titel: „Proverbiorum Copia, etlich viel hundert lateinischer vnd teutscher schöner vnd lieblicher Sprichwörter" u. s. w. erst nach seinem Tode erschien (3 Thle. 8. Eisleben 1601—1603). Er hat darin eine ziemlich reiche Zahl von Sprichwörtern gesammelt, erklärt und, wie der Titel weiter besagt, mit „schönen Historien, Apologis, Fabeln und Gedichten" geziert. Jedem Sprichwort, worunter er auch bloße sprichwörtliche Redensarten, Gleichnisse und dergleichen begreift, folgt eine gereimte Erklärung, welche freilich höchst trocken und langweilig ist; der eigentliche Werth des Buchs besteht daher in den zur Erklärung beigefügten Geschichten. Diese sind nun keineswegs gut erzählt, und Evering steht unendlich tiefer, als Hans Sachs, Waldis und Rollenhagen; aber was namentlich von diesem gesagt ist, daß er sich durch die Benutzung alter, vielleicht zum Theil verloren gegangener Gedichte, so wie insbesondere durch die Mittheilung vieler im Munde des Volkes lebender Sagen, Märchen und Geschichten ein nicht geringes Verdienst erworben hat, das gilt auch von Evering, dessen Sammlung manche sonst unbekannte Erzählung enthält, die er offenbar aus dem Munde des Volkes entnommen hat, denn er selbst besaß kaum eine solche Kraft der Erfindung, daß man sie für sein Eigenthum ansehen möchte. Oefters erhält seine Darstellung auch dadurch Werth, daß er bekannte Sagen und Fabeln mit neuen, sonst nicht vorkommenden Nebenumständen erzählt, die für die Geschichte derselben nicht ohne Bedeutsamkeit sind; es wird dadurch noch sicherer, daß Evering diese Geschichten nicht etwa seinen Vorgängern, z. B. dem Waldis oder Hans Sachs nacherzählt, mit denen er häufig gleiche Stoffe behandelt, sondern daß er sie entweder aus andern, uns unbekannten Quellen oder aus mündlicher Ueberlieferung geschöpft hat. Wenn aber die Gedichte Everings hiedurch für die Geschichte der Sage und volksthümlichen Erzählung allerdings große Wichtigkeit haben, sind sie dagegen bei ihrer unbeholfenen, beinahe rohen Darstellung für die Geschichte der Poesie ohne Werth, wie sie denn auch, was bei dem anziehenden Stoffe allerdings merkwürdig und auffallend ist, keine weitere Auflage erlebt haben, während viele andere, eben so unbedeutende Dichtungen gerade zu jener Zeit und in den nachfolgenden Jahren vielfältig neu aufgelegt wurden.

Vom faulen Heintzen.

Vom Heintzen, dem viel Albern Knecht
Vnd Fraw Adelheit, sein Weib ganz schlecht,
Wie sie eestlich hochzeit gemacht,
Ein Zieg vnd Geiß zusammenbracht,
Dieselb vmb Bier verkauchten hin,
Ein viertel bongs keiegten von ihn,
Das setztens oben vbers Beth
Das es ihn niemand stelen thet;
Ein stecken mit zu Beth warn tragen,
Taemit die Meuß daeuon zu jagen.
Als nun Heintz bey der Adlheit lag
Fast hin biß vmb den Mitten tag,
Das Brot darmit ersparen thetten,
Dessen sie keins im Haus da hetten,
Desgleichen all ihr Vibe vecaath,
Hetten sie in dem Beth ein Rath,
Wie sies mit dem Honig wolten machen,
Das besser würden ihre sachen.
Er sprach: „Wer sol der Honig hie stan,
Du neschst mir alle tag daruon;
Das thut dir wol im fragen schmecken.
Denn Weiber gern süß ding thun lecken.
Wir wollens verkauffen zu rechter fein,
Dieweil noch was im Haffen ist,
Vnd wollen drumb zengen ein alte Gans.
Wenns junge hat, hütt ihr der Hans.
Den wir soh Gott wil) bald ween kriegen,
Dann ich kürtzlichen werd geliegen:
Hab schon gerechnet auß mein zeit.
Das Kind liegt in der rechten seit
Vnd wird gewiß ein knäblein sein,
Drauß wolln wir ziehn ein Hansen sein.
Der muß der jungen Genßlein hütn.
O Adlheit, er thut traun kein gut,
Die Kind sind zu böß erbeiß,
Vnd thut jetzt keins, was man es heißt."
Sie sprach: „O Heintz, hör, was ich sage!
Da muß man immerdar zuschlagen.
Ich wolt ihn zwingn, das ers muß thon,
Vnd solt ihn das hertzleid besten.
Wann er nur jetzt verbanden wer,
Ich wolt ihm sein Lenden zerbern,
Mit diesem meuß flecken zerschlagen,
Das ers ein gut weil must klagen!"
Vnd thet dem Albern Heintzen weisen,
Wie sie ihn mit dem stab wolt schmeissen,
Vnd traf den hangt krag ob dem beth,
Denselben gar verschütten thet,
Beschmiert vnter vnd ober deck.
Da fingens bede an zu lecken,
Vnd schmeckt ihn diß honig so wol,
Das sie sich bede leckten vol.
Wo solten sie sonst mit hinauß?
Es war kein haf ja nicht im haus,
Vnd ist ihn ihr faulheit gelungen,
Fraffen die als ganß mit den jungen,
Ehe sie dieselben je gesehen.
Also ihr anschlag fort thet gehen,
Haben auch wenig daran verlorn,
Sind dennoch einmal satt drumb worn.

Lazarus Sandrub.

Lazarus Sandrub, der sich selbst einen „Studiosus der Philosophie und Theologie, der Poeterey besondern Liebhabern" nennt — und dies ist auch Alles, was wir von ihm wissen — gab im J. 1618 zu Frankfurt a/M. eine „Historische und Poetische Kurzweil" heraus, „darinnen allerhand kurzweilige, lustige vnd artige Historien, schöne anmütige Poetische Gedicht, höffliche Possen vnd Schwencke zu vertreibung die maulbencholey (dieses Fischartische Wort findet sich bei mehreren Schriftstellern der Zeit), u. s. w. Newmenweise verfasset vnd begriffen seyn". Er hat diese Historien, wie aus dem langen Titel weiter hervorgeht, theils aus frühern Schriftstellern entnommen, theils aus mündlicher Erzählung, oder, wie er sagt, „auß eigner Erfahrung" geschöpft, und diese gewinnen dadurch Interesse, daß sie zum großen Theil in der Zeit nach der Reformation entstanden zu sein scheinen. Es bestehen dieselben meistens aus kleinen Anekdoten, Scherzreden, von denen viele ein stehender Artikel der Kalender geworden sind und vom Volke immer gern wieder gehört und erzählt werden (1—4). Der Dichter hatte keine andere Absicht, als die Leser zu belustigen, daher ihm jeder Stoff zusagt, wenn er nur Lachen erregt. So steht er, der protestantische Theologe, nicht an, solche Geschichtchen zu erzählen, durch welche die Verhöhner der katholischen Gebräuche lächerlich gemacht werden (5), aber freilich kommt auch manche Anekdote vor, in welcher er über jene Gebräuche spottet (6); doch ist auch hier, wie überall, die Darstellung harmlos,

man ſieht, daß der Dichter eine gemüthliche Freude an den von ihm berichteten witzigen und humoriſtiſchen Einfällen hat und ſich um Andres nicht bekümmert. Den nämlichen Eindruck machen auch die Geſchichten von Buhlern und Ehebrechern, deren er ebenfalls manche vorträgt; es iſt ihm auch hier nicht um die Zote, als ſolche, ſondern um den luſtigen Ausgang zu thun. Seine Darſtellung iſt einfach, ſchlicht, gedrängt, und nur da von größerem Umfang, wo der Stoff ihn dazu zwingt.

1. Von einem, der Beichtet, wie er Tuch geſtolen habe.

EIn Mann hett ein ſtück Tuch geſtoln
Vnd Beichts ſeim Prieſter vnverhoin;
Derſelb ſich wundern thet darob,
Vnd ſprach: „Ey, ey, das iſt zu grob!“
Der Mann ſprach: „Ja mein lieber Herr,
Mein Weib hierüber auch klagt ſehr,
Daß es zu grob geweſen ſey,
Hat mir auch angedeut dabey,
Ein Flächſins ſolt ich han genommen,
Das wer mir dann gar wol bekommen,
Daß ſie mir Hembder drauß gemacht.
Hab demnach vbel mich bedacht.“

2. Von einem, der Fewer in der Predigt ſchmeckete.

EIn Student wolte predigen:
Solche thet ihm ſchlecht von ſtaten gehn,
Vnd macht gar wunderlich geſchier.
Zuletzt ward ganz vnd gar er irr,
Vnd ward bey ihm das lachen theur,
Schrey vber laut: „O ich ſchmeck Fewr!
Es brinnt! es brinnt!“ Da er ſo rieff,
Jederman auß der Kirchen lieff;
Der gut Student kam nach hernach:
Ihn gieng am meiſten nu die ſach.

3. Ein Dieb will ehe hangen, als von einer heßlichen Dirnin erlediget werden.

EIn Dieb ſolt nun Juſtificiern:
Als man ihn für Gericht thet führn,
Da kam ein Magd auch auff den plan,
Vnd ſprach den Henker fleißig an,
Er ſolt den Dieb zum Mann ihr geben,
Denn ſie wolt mit ihm Ehlich leben.
Mit fleiß beſah der Dieb die Magd,
Aber ihr lieb ihm nit behagt,
Sprach, ſie hett eine Hadichts Naſn,
Die Leffzen wern ihr auffgeblaſn,
Sprach: „Meiſter, richt mich immer hin!
Viel nutzer iſts, wenn todt ich bin,
Denn daß ich ſolt mit dieſer Mehrn
Mein Leben jämmerlich verzehrn,
Iſt beſſer, daß ich ſterb einmahl,
Denn daß ich ſtetigs leb in qual.“

4. Von einem Weib, deren der Mann am Charfreytag geſtorben.

EIN einem Charfreytag ſichs begab,
Daß man trug einen Mann zu grab;
Sein Weib gar vbel ſich gebub,
Bey dem grab, als man ihn begrub,
Vnd wolt ſich gar nicht tröſten lahn.
Letzlich redt ſie ein Nachbar an,
Sie ſolt ſich nit ſo kläglich ſtellen,
Hats doch im Hauſe ein feinen geſellen,
Ihren Knecht, welchen ſie künd nehmen,
Er wurd ſich wol zu ihr bequemen.
Die Frau zum ſelben Nachbarn ſagt:
„Ich hab vorlängſt daran gedacht;
Aber das bringt mir groſſen grauß,
Vorm lieben Oſtern wird nichts drauß.“

5. Von einem München und Edelmann.

Johann Naß, Minorite.

IN Babſtthumb Geneiſt man hat,
Die man thut ſetzen an die Pfad.
Ein Münch für eins gereiſet hett,
Vnd ſeinen Hut abziehen thet.
Daſſelbig hat ein Edelman
Geſehn vnd fieng zum München an:
„Herr, wie kompts, daß ihr euren Hut
Vor dieſem Bildt abziehen thut,
Vnd zieht ihn nit fürn Galgen ab,
Von dem ich doch die Meynung hab,
Daß mit dem Bild eins Holtze er ſey?“
Der Münch ſprach: „Juncker, ihr habt frey
Mir zugeſprochen, ewer Beſt
Ihr auch ein frag fürhalten teſt
Von mir?“ Der Juncker ſagt: „Gar gern!
Will michs zu hörn nit beſchwern.“
Er ſprach: „Juncker, ich geren wüſt,
Warumb ihr auf den Backen küßt
Ewer Herzliebes Ehgemahl,
Vnd küßts nit auf den Arß einmahl,
So es doch eines Leders iſt,
Wie ihr dann ſolches ſelber wiſt.“
Der Juncker ſprach: „Herrlein, ihr habt
Widerumb redlich mich begabt,
Vnd habt mir eben recht gethan.“
Ritt lachendt alſo baldt davon.

6. Von einem Abenthenrer vnnd einem Wirth

IN eim Wirtshaus gen Trier kam
Ein Gaſt; der Wirth gar bald vernam,
Was er da für ein Vogel hett,
Vnd ihne demnach fragen thet,
Von wannen ſeine Reiß gieng her,
Vnd welcher ort er geweſen wer?
Er ſprach: „Von oben vnd ich kum.“
Der Wirth ſprach: „So haſt wiſſens drumb,
Was droben vnſer Herr Gott thut?“
Er ſprach: „Ihm iſt noch wol zu muth,
In Hoſen vnd in Wammes er
Spatziert im Himmel hin vnd her.“
Der Wirth ſprach: „Wie muß ichs verſtahn,
Daß er geht vnd kein Rock hat an?“
Der Gaſt dem Wirth antwortet baldt.
„Es hat damit ein ſolche geſtalt:
Seit ihr von Trier ihm genommen
Sein Rock, kann er kein mehr bekommen.“

IV. Dramatiſche Poeſie.

Die große Liebe für Drama und dramatiſche Darſtellungen, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Zeitraums das Volk erfaßt hatte, nahm auch in dem vorliegenden nicht ab; vielmehr wuchs ſie in ſolchem Maße, daß die Menge der dramatiſchen Stücke kaum mehr zu überſchauen iſt. Wenn ſich auch im 15. Jahrh. die Luſt an dramatiſchen Darſtellungen über ganz Deutſchland verbreitet hatte, ſo finden ſich ſolche doch nur in wenigen Städten oder Gegenden, vor Allem in Nürnberg, dann in Augsburg und etwa auch in der Schweiz in reicherer Fülle; in den übrigen Provinzen kommen ſie dagegen nur vereinzelt vor (I, 710 ff.). Ganz anders verhält es ſich im 16. Jahrhunderte; da tauchen die Spiele überall auf; von der See bis zu den Alpen iſt kaum ein nur einigermaßen bedeutender Ort, an welchem nicht theatraliſche Aufführungen Statt gefunden hätten. Aber mit Ausnahme der Spiele, welche Hans Sachs dichtete, ſind nur wenige über die Gränzen ihrer nächſten Heimat gedrungen *), und daher iſt im Ganzen auch gar kein oder ein nur ſehr beſchränkter Einfluß ſelbſt der hervorragenderen Dichter auf die übrigen ſichtbar. Es war dieſe Abgeſchloſſenheit auch ſchon deshalb nachtheilig, weil ſich kein gegen-

*) Selbſt durch den Druck erhielten ſie nur ſehr nothdürftige Verbreitung; daher kommt es auch, daß man die meiſten Dramen auch jetzt beinahe nur in den Bibliotheken der Städte findet, in denen ſie gedruckt wurden, die Zwickauer in Zwickau, die Züricher in Zürich, die Wolfenbüttler in Wolfenbüttel u. d. m. So ſind ſelbſt Rebhuns Dramen nur auf wenigen Bibliotheken zu finden, obgleich von der Sutanna z. B. zwei Ausgaben und ein Wormſer Nachdruck in 2 Auflagen erſchienen iſt.

Digitized by Google

seitiger Eifer unter den Dichtern entwickeln konnte, der bei dem Drama, wie bei keiner andern poetischen Gattung, nothwendig zu sein scheint, und allerdings, wie früher in Griechenland, so später in Spanien, England und Frankreich, eine rasche und mächtige Entwickelung der dramatischen Kunst nicht wenig förderte. Eben so nachtheilig war der Umstand, daß es an einem großen und gebildeten Publikum fehlte, welches die Dichter zu größeren Anstrengungen hätte veranlassen können. Die Fürsten und ihre Höfe waren der Poesie ganz abgestorben, die Städte waren entweder zu klein, oder, wenn sie auch größer und reicher waren, wie Nürnberg und Augsburg, so konnte doch so lang von einem eigentlichen Publikum nicht die Rede sein, als die dramatischen Aufführungen auf Familienkreise oder Wirthshausstuben beschränkt blieben. Zwar wurden gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts an mehrern Orten eigene Bühnen errichtet; allein man hatte sich so sehr daran gewöhnt, in den Spielen nur die Schaulust zu befriedigen, es war der Geschmack so wenig ausgebildet worden, daß auch das größere Publikum keine größeren Ansprüche machte und ein Anstoß von Außen nothwendig war, um das Drama aus dem alten Geleise in eine neue Richtung zu bringen. Wir wollen damit keineswegs sagen, daß das Drama seit Folz und Rosenblüt keine Fortschritte gemacht hätte; es sind solche unverkennbar, aber es waren dieselben beinahe nur ganz äußerer Natur; es entwickelte sich, wie das alte Mysterium, nicht nach Innen, sondern fast ausschließlich nur nach Außen. Die Dichter debuten ihre Werke zu außerordentlichem Umfang aus, was wiederum nur durch eine übermäßige Vermehrung der Personen gelingen konnte, weil sie von reicher Entwickelung der Handlung selten oder nie auch nur eine Ahnung hatten.

Um eine möglichst klare Uebersicht der dramatischen Bestrebungen im vorliegenden Zeitraum zu geben, ist es nöthig, daß wir vor Allem die Elemente ins Auge fassen, auf welchen es weiter baute. Wir haben gesehen, daß gegen die Mitte des 15. Jahrh. die geistlichen Spiele sich allmählich verloren hatten, ohne jedoch ganz aus dem Bewußtsein des Volkes zu verschwinden, daß dagegen das weltliche Drama in merkwürdiger Fülle aufgetaucht war, daß sich dieses aber nicht über die ersten Anfänge gehoben hatte, obgleich der Keim zu breiterer Entfaltung unverkennbar in jenen rohen Versuchen lag (I. 711 u. 715). Wir haben ferner gesehen, daß die Gelehrten gegen das Ende des 15. Jahrh. anfingen, die Dramen der Römer in das Deutsche zu übersetzen, und daß es Sitte wurde, lateinische Komödien auf den Schulen durch die Zöglinge spielen zu lassen (I, 715). Es wurde zugleich bemerkt, daß Beides in der Folge nicht ohne Einfluß auf das deutsche Drama blieb. Dieser Einfluß machte sich in doppelter Weise geltend, erstens dadurch, daß selbst die Volksdichter zum Theil auf eine gewisse Regelmäßigkeit geführt wurden, und zweitens dadurch, daß auch Gelehrte nunmehr anfingen, Dramen in deutscher Sprache zu schreiben. Was den Einfluß der römischen Dramen auf die deutschen Volksdichter betrifft, so war dieser freilich mehr äußerer Natur; er beschränkte sich beinahe nur darauf, daß sie nunmehr ihre Spiele in Akte und Scenen vertheilten. Aber da sie hiebei nur das ganz Aeußerliche nachahmten und sich keines innern Grundes für solche Eintheilung bewußt waren, so verfuhren sie hiebei ganz willkürlich, und es finden sich Spiele mit fünfzehn und mehr Akten. Nur bei wenigen Volksdichtern findet man einen tiefer greifenden Einfluß der römischen Vorbilder; namentlich bemerkt man bei Einigen, besonders bei Hans Sachs, das unverkennbare Bestreben, die Charaktere zu zeichnen, ihnen eine bestimmte Haltung und Färbung zu geben. Von dramatischer Entwickelung des Charakters dagegen ist kaum noch eine Ahnung vorhanden; nur bei Wenigen blickt etwas dergleichen durch. Ferner beschränkt sich die dramatische Darstellung nicht mehr auf eine bloße Unterredung der auftretenden Personen; sie beruht schon mehr auf wirklicher Handlung, obgleich dieselbe sich immerhin nur noch schwach und schüchtern entwickelt. Endlich ist auch ein bestimmter, wenn gleich langsamer Fortschritt in der Behandlung des Dialogs unverkennbar; es werden die Reden der Personen nicht mehr einfach an einander gereiht, wie früher, wo jede auf einmal Alles sagte, was sie zu sagen hatte, vielmehr finden wir schon ein wirkliches Gespräch, das sich mit mehr oder weniger Lebhaftigkeit in Rede und Gegenrede bewegt. Freilich sind alle diese Fortschritte schwach und langsam, bei vielen Dichtern noch sehr unsicher und kümmerlich, aber ohne unbillig zu sein, muß man anerkennen, daß Alles geleistet wurde, was unter den für die Entwickelung des Dramas so ungünstigen Umständen geleistet werden konnte, und daß das deutsche Drama sichtbar einer schönen Zukunft entgegenging, welche auch sicherlich nicht ausgeblieben wäre, wenn die äußeren Verhältnisse sich günstiger gestaltet hätten.

Betrachten wir nun die Theilnahme der Gelehrten an der Entwickelung des deutschen Dramas, so haben wir zunächst zu erwähnen, daß sie rüstig fortfuhren, die antiken Muster in die Muttersprache zu übersetzen; ja man beschränkte sich schon nicht mehr auf die lateinischen Dramen, sondern wagte sich sogar an die griechischen. Aber leider war kein Luther unter diesen Uebersetzern, keiner verstand es, den Geist des Vorbilds in die Muttersprache zu bannen, und dieser die Höhe und Würde des Ausdrucks zu verleihen, wodurch sie allein fähig geworden wäre, jene großen Meisterwerke der Poesie zum Allgemeingute der Nation zu machen, wie die Bibel es durch Luthers unsterbliche Arbeit geworden war. Jene Uebersetzungen sind vielmehr steif, rob, in jeder Weise ungeschickt, so daß die schönsten Gedanken, auch wenn sie der Uebersetzer wirklich verstanden hatte, in der unbehelfenen, holprigen Sprache unwiederbringlich verloren gingen. Am häufigsten wurde der Römer Terenz ins Deutsche übertragen; es erschienen bis 1625 allein sechs vollständige Uebersetzungen desselben, unter welchen wir nur die frühste nennen; sie ist von Valentin Boltz von Ruffach (Tüb. 1539), der auch eigene deutsche Spiele verfaßte. Von einzelnen Stücken des Terenz wurden die „Andria" und der „Eunuch" am häufigsten verdeutscht, am besten beide von Heinrich Ham (Leipzig 1535); auch fand diese Uebersetzung so viel Beifall, daß sie noch drei Auflagen erlebte. Dagegen fand Plautus nur einzelne Uebersetzer; Joach. Greff von Zwickau, dem wir als Dichter selbstständiger Dramen wieder begegnen werden, übertrug die „Aulularia" (1535) und Wolfhart Spangenberg den „Amphytrio". Diesem äußerst thätigen Mann, der uns schon als epischer

Dichter bekannt iſt und der auch mehrere deutſche Spiele verfaßte, verdanken wir außerdem noch die Ueberſetzung der „Alceſtis" (1604) und der „Hecuba" (1605) von Euripides, ſo wie des „Ajax" von Sophokles (1608). Andere übergehen wir; nur den erſten Verſuch, auch den Ariſtophanes in die Mutterſprache zu übertragen, dürfen wir nicht unerwähnt laſſen; es iſt dies die Ueberſetzung der „Wolken" von Iſaac Fröreiſen (Straßb. 1613), welche freilich, wie auch die oben genannten griechiſchen Dramen, nicht unmittelbar aus der Urſprache, ſondern aus dem Lateiniſchen ins Deutſche gebracht wurden. Auch Hans Sachs bearbeitete mehrere Stücke nach antiken Vorbildern, ſo die „Elektra" des Euripides, den „Plutus" des Ariſtophanes, die „Menechmen" des Plautus und den „Eunuch" des Terenz; doch kannte er die Originale natürlich nicht, ſondern arbeitete nach früheren Ueberſetzungen oder wohl auch zum Theil nur nach Andeutungen, die er in andern Schriften gefunden haben mochte.

Neben dieſen Ueberſetzungen verſuchten ſich aber die Gelehrten auch in der Abfaſſung ſelbſtſtändiger deutſcher Dramen; ſie mochten wohl durch den Beifall dazu veranlaßt worden ſein, welchen die lateiniſchen Schulkomödien ſelbſt bei dem größern ſchauluſtigen Publikum gefunden hatten. Dieſe hörten zwar keineswegs auf, vielmehr wurden ſie gerade ungefähr zu der Zeit, da ſie im proteſtantiſchen Deutſchland durch die deutſchen Spiele immer mehr verdrängt wurden, im katholiſchen von den Jeſuiten mit ſo großem Eifer wieder aufgenommen, daß ſich die Zahl derſelben außerordentlich vermehrte, während das deutſche Drama nur an einzelnen Orten Theilnahme und Bearbeiter fand; und wie die lyriſche, didaktiſche und epiſche Poeſie beinahe ohne Ausnahme nur von Proteſtanten bearbeitet wurde, ſo trägt auch das Drama des 16. und der nachfolgenden Jahrhunderte einen überwiegenden proteſtantiſchen Charakter. Doch werden wir dies erſt weiter unten näher beſprechen können.

Sobald man anfing, die Schulkomödie in deutſcher Sprache zu bearbeiten und ſie daher für ein größeres Publikum zu beſtimmen, mußte ſie notbwendig die engen Gränzen überſchreiten, in die ſie bis dahin gebannt war. Hatte ſie früher zunächſt den Hauptzweck gehabt, den Schülern Gelegenheit zu geben, ſich in der lateiniſchen Sprache zu üben, und waren daher die einzelnen Stücke theils der Schule angepaßte Umarbeitungen lateiniſcher Dramen, theils Bearbeitungen antiker Stoffe, ſo wandte man ſich jetzt zu ſolchen Stoffen, welche dem großen Publikum verſtändlich ſein konnten. Aber da man doch die Schule nicht aus den Augen verlieren durfte, ſo wählte man nur ſolche Gegenſtände, mit welchen ſich pädagogiſche Zwecke vereinigen ließen, und da die Reformation auf die Bibel, als das Buch aller Bücher, hingewieſen hatte, ſo iſt es begreiflich, daß man vorzugsweiſe, ja beinahe ausſchließlich, bibliſche Stoffe wählte. Man benutzte jedoch insbeſondere das alte Teſtament, nicht nur weil es dem durch die Reformation veredelten religiöſen Gefühl widerſtrebte, den Heiland zum Gegenſtande theatraliſcher Darſtellung zu nehmen, ſondern auch weil das alte Teſtament weit mehr ächt dramatiſche Stoffe darbietet, als das neue, und ſo haben wir eine merkwürdig große Reihe von Dramen aus dem vorliegenden Zeitraum, welche die Geſchichte der Suſanna, des Tobias, der Judith, der Eſther, Jacobs, Joſephs ꝛc. darſtellen. Als beliebte Stoffe aus dem neuen Teſtamente ſind die Geſchichten von Lazarus und dem verlornen Sohne zu nennen. Ueberhaupt war, ſeitdem einmal das Beiſpiel gegeben worden war, der Drang, deutſche Komödien zu ſchreiben, beinahe epidemiſch geworden, und wie G. Witzel ſagte, daß ſchier kein Pfarrer zu finden ſei, welcher nicht ein Liedlein oder zwei mache (ſ. o. S. 6), ſo war auch beinahe kein Schulmeiſter mehr, der nicht Komödien gemacht hätte. Daß viele Unberufene ſich einfanden, iſt begreiflich; wir werden unter der großen Maſſe daher nur Wenige zu nennen haben.

Einer der früheſten war Paul Rebhun, auf den wir unten ausführlicher zurückkommen; es war dies ein glücklicher Umſtand, daß gerade ein ſtrebſamer Mann, der mit ſeinen gelehrten Kenntniſſen auch Talent und Geſchmack verband, den Reihen der gelehrten dramatiſchen Dichter eröffnete; allein ſein Vorgang fand wenig oder gar keine Nachahmung, zum Theil wohl weil man keinen Sinn für künſtleriſche Geſtaltung hatte, hauptſächlich aber gewiß aus dem oben angegebenen Umſtande, daß ſeine Schauſpiele nicht in weiteren Kreiſen bekannt wurden. Er ſuchte dem Drama eine paſſendere metriſche Form zu geben, als die gewöhnlichen achtſylbigen Reimpaare, ſo wie er ſich auch bemühte, die Handlung mehr zu entwickeln, in den Dialog mehr Bewegung zu bringen. Vor ihm hatte ſchon Joh. Kolroß in dem „Schauſpil von Fünfferley betrachtnuſſen zür Bäſs reytzende" (Baſ. 1532) verſucht, Chöre in ſapphiſcher Strophe, die freilich gereimt war, einzuführen; allein dieſer Verſuch ſcheint nur wenig Anklang und Nachahmung gefunden zu haben; auf keinen Fall kannte ihn Rebhun, als er die antiken Formen in einer mehr umfaſſenden Weiſe nachzubilden ſuchte. Dagegen mag Joh. Grininger in Marienberg, welcher in ſeinem „Lazarus" (1555) neben den gewöhnlichen vierfüßigen Jamben auch fünf- und ſechsfüßige nicht ohne Geſchick gebrauchte, Rebhuns Spiele gekannt haben, vielleicht auch, obgleich nicht wahrſcheinlich, Joh. Schlayß (1593), in deſſen „Joſeph" ſich ebenfalls gute fünffüßige Jamben finden. Wie wenig Rebhuns Vorgang ſelbſt in ſeiner nächſten Umgebung, ſelbſt von ſeinen genaueren Bekannten verſtanden wurde, erſehen wir aus den Spielen mehrerer Dichter, welche entweder aus Zwickau ſelbſt waren, oder in andren ſächſiſchen Städten lebten. Obgleich z. B. Johann Ackermann aus Zwickau ſeinen „Thobias" (1539), wie er in der Dedikation an Rebhun berichtet, auf deſſen Rath geſchrieben hat, ſo kann doch weder dieſes Spiel, noch das früher abgefaßte „Vom verlornen Son" (1536) den Dramen Rebhuns an die Seite geſetzt werden. Der „verlorne Son" iſt zwar nicht ganz ohne Handlung, aber der Dichter weiß ſie nicht zu beherrſchen; die Sprache iſt hart und ſteif; am meiſten fällt aber die große Armuth im Reim auf, da ſich in den 1400 Zeilen des Spiels kaum über fünfzig verſchiedene Reimverbindungen finden. Dagegen iſt es merkwürdig, daß Ackermann das Kunſtmittel kannte, den Reim durch den Sinn zu trennen; in dem ganzen „verlornen Son" hört jede Rede mit der erſten Reimzeile auf, und die folgende beginnt mit der zweiten, ein Kunſtmittel, welches die höfiſchen Dichter mit großer Geſchicklichkeit

Digitized by Google

handzuhaben und durchzuführen wußten (I, 12. 27), von welchem die früheren dramatiſchen Dichter bis auf eine einzige Ausnahme keine Ahnung hatten (I, 740), und das im vorliegenden Zeitraum zwar Hans Sachs und ſpäter auch Ayrer gebrauchte, aber ſelbſt Rebhun nicht kannte. Nicht höher ſtehen Joachim Greff aus Zwickau, ſeit 1545 Schulmeiſter in Deſſau, deſſen beſtes Stück, der „Lazarus" (1515), zudem aus dem Lateiniſchen überſetzt iſt, oder Heinrich Gnoſtinus, welcher in der „Tragedia von verordnung der Steude" (Wittenb. 1539) denſelben Stoff behandelte, wie Hans Sachs in den „Ungleichen Kindern Eue", wogegen Hans Tirolff's „Hiſtorie von der Heirat Iſaacs vnd ſeiner lieben Rebeken" (Wittenb. 1539) ſich vor andern durch größere Beweglichkeit der Handlung und leichtere Behandlung des Dialogs auszeichnet, ohne jedoch in Anlage und Ausführung bedeutend zu ſein. Wie andere Dichter, ſo hat auch er den Abſchnitten des Dramas deutſche Namen gegeben; die Acte heißen ihm „Händel", die Scenen „Fürtragen oder Fürtrag" „Fürbrengen oder Einbrengen" und „Bericht".

Alle dieſe Dichter lebten und wirkten in Mitteldeutſchland, noch näher in Sachſen, wo überhaupt das geiſtliche Spiel von Seiten der Gelehrten vielfache Bearbeitung fand; nebſt Zwickau waren vorzüglich Magdeburg und Wittenberg die Städte, in welchen das bibliſche Drama aufgeführt oder gedruckt wurde. Aber auch im Norden und im Süden fand es Freunde und Bearbeiter. Neben mehreren Spielen in plattdeutſcher Sprache, von welchen wir das vom „verlornen Son" des Burkard Waldis ſchon erwähnt haben (ſ. o. S. 80), wurden im Norden auch hochdeutſche Dramen gedichtet; eines der beſſeren iſt die „Tragödia von Abrahami Opfer", welche der gelehrte Nathan Chytraus (1543—1599) verfaßte. Im Süden waren namentlich Augsburg, Elſaß und die Schweiz, welche das bibliſche Drama pflegten. Von den Augsburger Dichtern iſt nur Sixt von Birken (Xyſtus Betulejus) zu erwähnen, der lange Zeit in Baſel lebte; wir haben von ihm mehrere Dramen, unter welchen die „Judith" (Straßb. 1559 u. 1586) den erſten Rang einnimmt, ohne jedoch beſondere Auszeichnung zu verdienen. Weniger entwickelt und ganz holzſchnittmäßig iſt die „Suſanne", die er als Schulmeiſter in Kleinbaſel verfaßte (1532), und in welcher er, wie Kolroß, der beinahe zu derſelben Zeit und an demſelben Orte dichtete, einen Chor in ſapphiſcher Strophe verſuchte, die er aber noch weit unbeholfener behandelte, als jener. Zahlreich ſind die elſäſſiſchen Dichter. Georg Wickram verfaßte einen „Tobias" (1551), Wolfhart Spangenberg einen „Jeremias" (1593), einen „Saul" (1606) und einen „Belſazar" (1609), die wir leider nicht kennen, die aber nach Geroinus bei aller Mangelhaftigkeit der Form durch die Kenntniß menſchlicher Leidenſchaft und den dichteriſchen Ausdruck derſelben als ſeltene Erſcheinungen zu bezeichnen ſind. Dagegen können wir auf einen ſonſt unbekannten Dichter des Elſaſſes aufmerkſam machen, der in mancher Beziehung merkwürdig iſt. Es iſt dies Thiebold Gart, Bürger von Schleitſtatt, deſſen „Joſeph" (Straßb. 1540) jedenfalls eines der beſten Spiele der Zeit iſt. Der Dialog iſt kaum von einem Andern beſſer behandelt; der Dichter weiß ſelbſt den Nebenperſonen ihrem Charakter angemeſſene Reden und Gegenreden in den Mund zu legen, daß die Handlung dadurch einen damals ſeltenen Grad von Lebendigkeit erhält. Auch war Gart mit den Alten vertraut, und benutzt ſie mit Geſchick, ſo Didos Klage über Aeneas im Virgil in der Scene, wo Sophora, Potiphars Weib, darüber klagt, daß Joſeph ihre Liebe zurückweiſt*). Dieſer Kenntniß der Alten iſt es auch wohl zu danken, daß der Ausdruck bei aller ſonſtigen Unbeholfenheit der Sprache doch eine gewiſſe poetiſche Höhe erreicht, welche bei der größten Zahl der damaligen Dichter vermißt wird. Endlich iſt Garts „Joſeph" auch dadurch eigenthümlich, daß Chriſtus, Petrus, Paulus, Jeremias und andere Propheten, David und Salomon gleichſam als Chöre auftreten, indem ſie über die einzelnen Handlungen oder Reden der Perſonen Bemerkungen machen, wobei ſie meiſtens Stellen aus ihren eigenen Reden oder Schriften auf die betreffende Handlung anwenden. In demſelben Sinne wird jeder Act mit einem hiezu in Reime gebrachten Pſalme geſchloſſen.

Unter den ſchweizeriſchen Dichtern ſind außer dem Züricher Rueff, der jedoch bei den volksmäßigen Dichtern zu erwähnen iſt, die beiden Murer, Chriſtoph und Joſias bekannt, welche ebenfalls aus Zürich ſtammten, von denen namentlich der Letztere ſehr fruchtbar war, da er außer mehreren bibliſchen Spielen „Vom verlornen Sun" (1535), „Abſalom" (1565) und „Heſter" (1567) auch noch andere mit mehr didaktiſcher Unterlage, z. B. „Der jungen Mannen Spiegel" (1560) verfaßt hat. Bedeutender als dieſe und andere iſt der Solothurner Probſt Johannes Aal von Bremgarten, deſſen Spiel „St. Johannes der Täufer" ſich durch kernhafte Sprache, edlen Ausdruck, vor-

*) Actus Secundi Tertia Scena.

Da gſche mir armen frawen recht,
Das ich ſo frefflich hab tantzrecht
Gmacht meins hertzen tieffe wund,
Da mir ſo groſſe far auffſtund.
Warumb hab ich ſo bald geſchuelt,
Das ich verborgen haben ſelt?
Warumb hab ich nit vor erkund
Sein heetz mit weitſchweyffigen mund?
Ich ſolt vorhin han wol erwegen,
Wie diſchiffleut auff dem mör pflegen,
Ob gütter wind am himmel wer,
So führ ich ſicher über mör.
Nun aber iſt mit böſem wind
Erfült mein ſegel ſo geſchwind,
Am felſen würt mein ſchiff bewegt,
Mit möres wellen überdeckt,
Das ich nit kummen mag zů land.
Mein ellend iſt mir wol bekandt.
Das iſts, das mir den ſchaden thůt:
Er kumpt ye nit von Tyger olůt,
So hat er auch on allen ſcherz
Keyn ſteynern oder eyſern hertz,
Kein Adamanten tregt er mit,
Hat lewen milch getruncken nit.
Er wirt ſich vberwinden lan;
Ich wil nichts vnverſůchet han. — · —
Vnd ob ichs ſchon vetz vnderlieg,
Ein leichte fraw ich dannoch hieß.
Als die vn wolte an dem flůg
Verſůchen, reitzen mit betrůg.
So kan ich nichts vneerlichs mer
Anrichten, weil all mein beger
Entdecket vnd eröffnet iſt:
Allein das werck des vrthumbs briſt.
Vnſchuldig kan ich nimmer ſein,
Obſchon verfelt der wille mein.
Das gröſt leit alls am böſen můt,
Das werck des vrthumbs zweniſt thůt,
Wil recht vm wider eynen gen,
Eine gůtten ſtund in hoffnung ſten.

züglich aber durch richtige Auffaſſung und Zeichnung der Charaktere bemerklich macht: Johannes iſt ernſt und würdig gehalten, Herodes erſcheint in jeder Scene als ein unſelbſtſtändiger Mann, der aller Kraft entbehrt und aus Schwäche gegen ſeine beſſere Ueberzeugung handelt; Herodias iſt mit einer nicht gemeinen Kenntniß der weiblichen Seele gezeichnet. Manche Scenen zeugen vom Talent des Dichters, ſo diejenige, in welcher Herodias vom König den Tod des Täufers verlangt, und von Liebkoſungen zu Bitten, zu Klagen und Thränen übergeht, und ſo in vortrefflich gehaltener Steigerung zuletzt Händeringen und Fußfall verſucht, freilich für den Augenblick ohne Erfolg, weil Herodes den Aufruhr des Volks noch mehr fürchtete, als die Thränen des ſchönen Weibs. Dieſes Stück iſt endlich auch ſchon deshalb merkwürdig, weil es eines der wenigen iſt, welche Katholiken zu Verfaſſern haben, welche, wie in den übrigen poetiſchen Gattungen, ſo auch im Drama weit hinter den Proteſtanten zurückblieben. Neben Joh. Aal ſind noch zwei andere Solothurner zu nennen, der gelehrte Stadtſchreiber Joh. Wagner, der ein „St. Urſenſpiel" ſchrieb, in welchem er vergeblich nach klaſſiſcher Form ſtrebte, und der Eiſenkrämer Georg Gotthart, deſſen „Zerſtörung von Troja" und „Tobias" dagegen mehr volksmäßig gehalten ſind. Wenn Solothurn ausnahmsweiſe vor andern katholiſchen Orten ſo reich an dramatiſchen Dichtern war (denn wir könnten zu den obigen noch einen Jakob Schertweg aus Olten nennen, der eine Tragödie „vom verlornen Sohn" verfaßt hat); ſo möchte dies wohl aus der Lage Solothurns zwiſchen Zürich, Baſel und Bern zu erklären ſein, in welchen Städten das Drama, beſonders das volksmäßige, mit großer Vorliebe gepflegt wurde.

Wir haben ſchon angedeutet, daß die bibliſchen Spiele, die wir bis jetzt erwähnt haben, auch didaktiſche Zwecke hatten, wie ſie zum Theil auch wohl polemiſche Abſichten verfolgten. So ſchrieb z. B. Tirolff ſeinen „Iſaac", um die Eltern zur Vorſicht in Betreff der Heirathen ihrer Kinder zu ermahnen; zugleich hatte er aber auch unverkennbar die Ehe dem Pabſtthum gegenüber, als von Gott eingeſetzt und daher auch den Geiſtlichen erlaubt, darzuſtellen verſucht. Während aber der didaktiſche Zweck in den angeführten Spielen nicht offen hervor tritt, ſondern mehr aus der Entwickelung hervorgeht, haben wir noch eine Reihe von Dramen zu erwähnen, in welchen das didaktiſche oder polemiſche Element entſchieden vorherrſcht. Wir betrachten zuerſt die der erſteren Art, die der zweiten Gattung können füglich erſt ſpäter beſprochen werden.

Da die Dramen der gelehrten Dichter urſprünglich Schulkomödien waren, ſo iſt es begreiflich, daß viele derſelben einen ganz ausgeſprochenen pädagogiſchen Zweck hatten. Solcher Art ſind insbeſondere der „Schulſpiegel" des Rectors M. Havneceius (1582), den er, wie auch noch andere Stücke, zuerſt lateiniſch ſchrieb und erſt ſpäter ins Deutſche überſetzte, Wichgrefs lateiniſch geſchriebener „Cornelius relegatus", welchen der Pfarrer Joh. Sommer ins Deutſche übertrug (1605) und die Komödie „Von dem Schulweſen" von Georg Mauritius (1606). Hat ja ſogar ein ſonſt unbekannter Iſaac Gilhauſen eine „Grammatica" geſchrieben, „d. i. eine luſtige Comödie vor die angehende Jugend, von dem Schlüſſel aller Künſten, darinnen die Rudimenta grammatices kürtzlich vnd artig deſchrieben und verfaßt ſind" (Fr. 1590). In andern Spielen liegen mehr allgemein moraliſche Zwecke zum Grunde. Franz Omichius, Schulmeiſter zu Güſtrow, ſchrieb eine Comödia von „Damon und Pythias" (1588), in welcher Dio und Plato dem Tyrannen Dionyſius lange Tugendpredigten halten und die Freundſchaft jener beiden verherrlicht wird. Hieher gehören auch die ſchon erwähnten Spiele vom „Verlornen Sohn", dann die mehrfachen Bearbeitungen des „Hecaſtus", eines reichen Mannes, der ſein Gut verpraßt, ſich aber auf dem Sterbelager bekehrt. Aehnlich iſt der „deutſche Schlemmer" von Joh. Stricer, aus Lübeck (1588), in welchem die Macht der Sünde und die noch größere Macht des Glaubens veranſchaulicht wird. Der Held des Stücks bekehrt ſich nämlich, als er mitten unter ſeinen Schwelgereien von harter Krankheit befallen wird; doch fällt er nach wiedererlangter Geſundheit wieder in ſein voriges Leben zurück, ſo daß er, als ihn endlich der Tod abruft, zur Hölle verdammt wird. Doch verläßt ihn auch da der Glaube an Chriſtus nicht, er bereut ſeine Sünden, ſtirbt mit Gott verſöhnt, und wird durch die Gnade Chriſti dem Teufel entriſſen. Das Stück fand ſolchen Beifall, daß es auch, vielleicht vom Verfaſſer ſelbſt, ins Plattdeutſche überſetzt wurde. Aehnlich iſt der „Homulus" eines unbekannten Verfaſſers, welcher im J. 1553 zu Wien aufgeführt und 1569 in Nürnberg gedruckt wurde. Viele Dramen haben zum Zweck, zum Vertrauen auf Gott zu ermahnen, ſo der „Hoffteufel" von Joſ. Chryſeus (Wittenb. 1545), der ausdrücklich „den Gottfürchtigen zu troſt, den Gottloſen zur warnung" verfaßt iſt. Es iſt dies eines der beſſeren Stücke der Zeit, und zeichnet ſich beſonders durch eine recht gute Expoſition aus; die Charaktere ſind feſt gezeichnet, der Dialog gut gehalten; die Handlung ſchreitet ziemlich raſch vorwärts. Ganz dem polemiſchen und naiven Charakter der Zeit gemäß erſcheinen die Feinde Daniels, welcher der Held des Spiels iſt, als Cardinäle, Biſchöfe u. ſ. w., welche die römiſche Kirche und den Pabſt ſtets im Munde führen; der Hofteufel ſelbſt erſcheint in Geſtalt eines Mönchs. Die Sprache ſteht dagegen nicht höher als bei den meiſten andern Zeitgenoſſen, ſie zeigt die nämliche Härte, die nämliche Mangelhaftigkeit des Versbaues, dieſelbe Armuth des Reims. Noch bedeutender, wenigſtens in vielen einzelnen Scenen beſſer, iſt das „Speculum mundi" von Bartholomäus Ringwaldt, den wir ſchon als lyriſchen und didaktiſchen Dichter haben kennen lernen (S. 31 und 63). Dieſes Spiel, das im J. 1590 erſchien, ſtellt das Leben eines wegen ſeiner Wahrheitsliebe verfolgten Predigers und ſeine Errettung aus den Händen ſeiner Verfolger oft recht anſchaulich dar. Wir können hier zugleich erwähnen, daß ſein „treuer Eckarbt" von einem Andreas Hartmann zu einer Komödie verarbeitet wurde (1600), wie er ſeinerſeits ein lateiniſches Spiel des Dan. Cramer, den Raub der Sächſiſchen Prinzen darſtellend, in deutſche Reime brachte. Friedrich Dedekind, der Verfaſſer des lateiniſchen Grobianus, (S. 53. 62.) dichtete einen „chriſtlichen Ritter" (1590), um die tröſtliche Lehre von der Erlöſung durch Chriſtus dem ſtrengen moſaiſchen Geſetze entgegenzuſtellen, ſo wie er in dem „Spiel von einem bekehrten Papiſten" (1596) den Gegenſatz

zwischen Pabstthum und evangelischer Confession anschaulich zu machen suchte. Obgleich schon mehr ins Polemische übergehend, kann doch wegen des ähnlichen Inhalts Martin Rinckhards „Eißlebische christliche Ritter" (1613) schon hier erwähnt werden, der eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Swifts Märchen von der Tonne darbietet. König Immanuel, dies ist der Inhalt des Stückes, hinterläßt drei Söhne, von denen sich Pseudopetrus (der Pabst) nach Welschland, Martin (Luther) nach Eisleben, Johann (Calvin) in die Schweiz gewendet hatten. Trotz des Testaments reißt Pseudopetrus die Herrschaft an sich, und bedrückt die Unterthanen, so daß Martin, der unterdessen in die Heimat zurückgekommen war, den Bruder auf die bestimmten Vorschriften des väterlichen Testaments aufmerksam macht; allein dieser will von dem Testament überhaupt Nichts wissen. Der dritte Bruder kommt endlich auch dazu; er will zwar das Testament anerkennen, es aber in seinem Sinne auslegen, während Martin sich an den Buchstaben halten will. Um dem Streite ein Ende zu machen, schlägt Johann vor, nach der Leiche des Vaters zu schießen, so daß der von ihnen, welcher das Herz träfe, Herr des ganzen Reichs werden solle. Pseudopetrus ist mit dem Vorschlag einverstanden, nicht aber Martin, der ihn voll Entrüstung zurückweist. Die beiden andern Brüder verfolgen ihn deshalb auf das Grausamste, aber nun erscheint der Vater, und krönt selbst den frommen Martin.

Von anderweitigen Stücken mit rein moralischer Tendenz erwähnen wir nur noch die „Comödie von den Doppelspilern" (1590) von Thomas Bircken, Pfarrer in Untertürkheim, der sie durch seine Pfarrkinder öffentlich aufführen ließ und den „Mammonsfold" von Wolfh. Spangenberg, „eine Tragödische Vorbildung, darinnen zu sehen, wie der Abgott Mammon den Weltkindern, die ihnen in der jetzigen Geltliebe vnd Wollust dienen, pflege zu lohnen vnd abzudancken" (Erfurt 1614).

Ehe wir zu den eigentlichen polemischen Dramen übergehen, die zugleich in ihrer größten Zahl zu den volksmäßigen Spielen gehören, und bevor wir die Dichtungen der Gelehrten verlassen, müssen wir noch zweier Dichter unter denselben erwähnen, welche zwar weitaus am bedeutendsten unter Allen waren, aber leider fast nur in lateinischer Sprache geschrieben haben: Naogeorg und Frischlin.

Thomas Naogeorg (auch Neogeorg, eigentlich Kirchmeyer, Kirchbauer oder Neubauer) aus Straubig (1511—1563), dichtete schon 1538 ein Schauspiel, „Pammachius" oder vom Pabstthum, welches er Luthern widmete. Es ist dies das bedeutendste unter seinen Stücken, welches daher auch bald nach seinem Erscheinen mehrfach ins Deutsche übersetzt wurde, zuerst von einem Ungenannten (4. o. J.), dann von Justus Meni (1548), zuletzt und am besten in fünffüßigen Jamben von Joh. Tirolff (o. J.), der vom Verfasser und von P. Rebhun zur Veröffentlichung seiner Arbeit ermuntert wurde. Wir gehen in den Inhalt des Stücks nicht weiter ein, dessen Absicht übrigens schon aus dem Titel erhellt, da es ursprünglich nicht deutsch ist; wir bemerken nur, daß es durchgängig von der ehrenwerthen Gesinnung des Dichters zeugt. Er hätte ruhig bleiben können, sagt er in der Widmung an Luther, aber trotzdem Hasse und der Verfolgung, die er zu erwarten habe, könne er sich nicht enthalten, für die Wahrheit Zeugniß abzulegen. Da Luther der erste sei, der dies gewagt, so müsse ihm billiger Weise das Spiel zugeeignet werden. Was uns aber bewegt, den Dichter überhaupt zu nennen, das ist, daß seine Dramen in künstlerischer Hinsicht die deutschen Spiele weit übertreffen, weshalb es tief zu beklagen ist, daß er es nicht vorzog, in der Muttersprache zu schreiben. Dasselbe gilt in noch weit höherem Grade von Nicodemus Frischlin aus Ballingen in Württemberg (1547—1590), welcher bei den gründlichsten Kenntnissen, namentlich in den alten Sprachen, gebildeten Geschmack und wirklich poetisches Talent besaß. Freilich stehen seine deutsch geschriebenen Schriften, z. B. sein Schauspiel „Wendelgard" (1579), und selbst seine Parabel „von St. Christoffel" (1591), welche wir leider nicht kennen, die aber nach dem Urtheile Anderer bedeutend sein muß, weit unter seinen lateinischen Dichtungen, denn während er in diesen die Sprache mit Sicherheit, Kraft und Anmuth behandelt, ist seine deutsche Darstellung verhältnißmäßig steif und ungelenk; allein wenn er nur deutsch geschrieben, und der Muttersprache eben so viel Mühe und Liebe zugewendet hätte, wie der lateinischen, so würde er ohne Zweifel auch als deutscher Dichter Großes geleistet haben. Denn wenn der Zustand der Sprache ihm allerdings weit mehr Schwierigkeiten in der kunstgemäßen Behandlung seiner Stoffe darbot, als die ausgebildete lateinische, so würde er bei seinem Talent und seinem sicheren poetischen Gefühl diese Schwierigkeiten, wenn auch nicht ganz, doch bis zu einem hohen Grade besiegt haben. Dies erhellt schon daraus, daß seine deutschen Poesien, wenn auch immer in der Form ungenügend, doch bei weitem besser sind, als die Uebersetzungen, welche Andere von seinen lateinischen Dramen machten. Diese müssen aber auch hier schon deshalb erwähnt werden, weil mehrere derselben vaterländische Stoffe in ächt vaterländischem Geiste behandeln, was ihn schon von den meisten andern Dichtern zu seinem Vortheil auszeichnet, aber noch mehr bedauern läßt, daß er sie nicht deutsch geschrieben. Wir erwähnen übrigens nur das bedeutendste, den „Julius redivivus", aus dem man schon die treffliche Gesinnung des seltenen Mannes kann kennen lernen. Cicero und Cäsar haben in der Unterwelt von dem Ruhme Deutschlands gehört; sie wollen sich selbst überzeugen, wie es sich damit verhalte, und kommen mit Plutos Erlaubniß auf die Erde. Sie treffen den Arminius und den berühmten Eoban Hessus an, durch welche sie mit deutschen Zuständen bekannt gemacht werden, und nach und nach von der Erfindung des Schießpulvers, der Feuergewehre, des Lumpenpapiers, der Buchdruckerkunst vernehmen, wodurch sie nicht wenig in Erstaunen gesetzt werden und in Lobeserhebungen über die Fortschritte der Deutschen in Kunst und Wissenschaften ausbrechen. Wir können in das Nähere nicht eingehen, noch weniger vom künstlerischen Werth des Dramas reden; aber es reichen schon die gegebenen Andeutungen hin, um zu zeigen, in welchem Geiste Frischlin den trefflich erdachten Stoff behandelt hat, und ahnen zu lassen, wie mächtig er hätte wirken müssen, wenn er deutsch geschrieben hätte, während die ungenügende Bearbeitung des „Julius" durch Ayrer beinahe unbemerkt vorüberging.

Es ergibt sich schon aus der bisherigen Darstellung, daß das gelehrte Drama im protestantischen Sinne

behandelt wurde; nicht nur waren alle Dichter, welche bis jetzt beſprochen wurden, mit wenigen Ausnahmen Proteſtanten; es ſpricht ſich auch ihre religiöſe Anſicht in ihren Werken mehr oder weniger kräftig, aber immer entſchieden aus. Doch waren die bis dahin genannten Dramen nur mit Rückſicht auf die Proteſtanten ſelbſt geſchrieben; es ſollte der Glaube beſtärkt, wahre Gottesfurcht und reine Sittlichkeit empfohlen werden; der Gegenſatz zum Katholicismus tritt, einige ſchon bezeichnete Fälle ausgenommen, nicht oder nur in ſehr untergeordneter Weiſe hervor. Wir haben aber auch eine Anzahl von Dramen zu beſprechen, welche mit der Abſicht geſchrieben ſind, dieſen Gegenſatz und die Anſichten der Reformation über das Pabſtthum darzuſtellen. Wie keck man dabei verfuhr, zeigt ſchon die Pantomime, welche vor Kaiſer Karl V. in Augsburg aufgeführt wurde, um ihm zu zeigen, wie vergeblich alle Bemühungen zur Unterdrückung der Reformation ſeien. Zuerſt trat ein Mann in der Kleidung eines Gelehrten auf, den eine Inſchrift auf dem Rücken als Reuchlin bezeichnete; er trug ein Bündel Holzſcheite, die er in dem Hofe zerſtreute, ihm folgte ein Anderer (Erasmus), der ſich umſonſt bemühte, die Scheite in Ordnung zu bringen, worauf ein Mönch (Luther) hinzukam und das Holz in Brand ſteckte. Ein vierter in kaiſerlicher Kleidung eilte nun herbei, und ſchlug mit dem Schwert drein, um das Feuer zu löſchen, das aber eben dadurch nur ſtärker auflohderte. Endlich erſchien ein Geiſtlicher in päbſtlichem Ornate; dieſer griff ſogleich nach einem dabei ſtehenden Eimer, und goß ihn auf das Feuer, aber es war Oel darin, ſo daß die Flamme nicht mehr zu löſchen war. Aehnlich und eben ſo ſinnreich iſt die „Tragödia, gehalten in dem königlichen Saale zu Paris" (1524). So keck dieſe ſinnreichen Pantomimen mit Rückſicht auf die Perſonen waren, vor welchen ſie aufgeführt wurden; ſo waren doch nur die falſchen Maßregeln dadurch verſpottet, welche man zur Unterdrückung der neuen Lehre ergriffen hatte; eine Anſicht über Werth oder Unwerth der alten Kirche und der neuen Lehre war darin nicht ausgeſprochen. Eine ſolche Mäßigung wurde aber in den Spielen, welche zur Bekämpfung des Pabſtthums in den erſten Jahren der Reformation gedichtet und aufgeführt wurden, keineswegs beobachtet, vielmehr waren ſie mit einer ſolchen Schärfe und Bitterkeit geſchrieben, welche die übrigen gegen das Pabſtthum geſchriebenen Dichtungen, ſo ſcharf dieſe auch waren, noch ſehr überbietet. Weitaus die bedeutendſten, wie auch die früheſten unter dieſen Spielen ſind die von Nielaus Manuel aus Bern, welche wir ausführlicher beſprechen müſſen. Neben ihm iſt vorzüglich Hans von Rüte, ebenfalls ein Berner, zu nennen, deſſen „Faſtnachtſpil den orſprung, haltung ond das End beyder, Heydniſcher vnd Bäpſtlicher Abgötterey allenklich oergleychende" (Baſel, 1532) von den jungen Bürgern in Bern aufgeführt wurde. Es ſtellt den Götterdienſt der Alten und die Verehrung der Heiligen bei den Katholiken zuſammen, wobei er viel lebendigen und treffenden Witz entwickelt. Die Sprache iſt hart und ungefüg, aber äußerſt bezeichnend. So ſind ſchon die Namen der handelnden Perſonen gut erdacht: der Repräſentant des heidniſchen Götzendienſtes heißt Martius Stichfinſter, der Pabſt Starblind, die Menſchen, welche um Erhörung ihrer Wünſche bitten, heißen Kratzamen, Seltenlär, Buchſorg, Stellufgwin, Küßdenpfennig; die Teufel Bſchyßdengſellen, Mordachs und Schürbenbrand. Aehnlich, nur noch beißender, iſt „der neu deutſch Bileams Eſel", von einem unbekannten Verfaſſer, zu welchem das mir unbekannte „Balaams Eſel" von Mathias Wurm ein Gegenſtück zu ſein ſcheint. Endlich iſt, um noch eines zu nennen, die „Tragödie von Huß", (Wittenb. 1537) in der ausdrücklichen Abſicht verfaßt, „die Abſcheulichkeit des Pabſtthums an den Tag zu legen". Katholiſcherſeits iſt nur des Joh. Cochläus „Bockſpiel Martini Luthers" zu erwähnen, welches im J. 1531 auf dem Schloß Rümbach aufgeführt wurde, aber ohne alle dramatiſche Entwickelung iſt, da jede von den 17 Perſonen nur einmal vorkommt und dann „ihren ganzen Part" auf einmal herſagt. Dagegen ſind mehrere Spiele von Lutheranern gegen die Calviniſten geſchrieben worden, die aber, wie der „Lutherus redivivus" von Zach. Rivander keine weitere Beachtung verdienen.

Alle dieſe und mehrere andere ähnliche Stücke ſind mit Ausnahme der letztgenannten von den früher erwähnten geiſtlichen Dramen weſentlich darin unterſchieden, daß ſie nicht, wie dieſe, aus der gelehrten Schulkomödie hervorgegangen, ſondern ächte Volksſpiele ſind, die vom Einfluß des antiken Dramas noch unberührt erſcheinen. Die gelehrte Behandlung des Dramas hatte nämlich, ſo mächtig ſie ſich auch verbreitete, das volksthümliche Spiel keineswegs zurückgedrängt, vielmehr finden wir es ſowohl in Nürnberg, ſeinem alten Stammſitze, als auch in andern Gegenden, beſonders im Elſaß und der Schweiz in reicher Blüthe ſich entfalten. Es blieb freilich vom Einfluß des antiken Dramas keineswegs ganz unberührt, wie ſchon oben angedeutet wurde; aber dieſer Einfluß war, wie ebenfalls ſchon bemerkt, ganz äußerer Natur, und konnte daher nicht von weſentlichen Folgen ſein, weder auf die Form noch auf die Stoffe; ja es war das volksthümliche Spiel ſo kräftig, daß es ſogar auch dann ſeinem eigenthümlichen Weſen nicht untreu wurde, wenn es antike Stoffe behandelte und dieſe aus den Bearbeitungen der griechiſchen und römiſchen Dichter entnahm.

Die zwei Hauptzweige des Volksſpiels, das geiſtliche Myſterium — denn man wird ſich erinnern, daß dieſes eine immer entſchiedenere volksthümliche Richtung nahm (I, 709) — und das rein weltliche Spiel, fanden auch in dieſem Zeitraume vielfältige Bearbeitungen, und obgleich das letztere das ſchon im 15. Jahrh. gewonnene Uebergewicht behält, ſo ſcheint jenes beinahe, ſich wieder zu größerem Aufſchwung erheben zu wollen. Dies iſt namentlich in der Schweiz der Fall, wo uns das Myſterium in einer bemerkenswerthen Fülle entgegentritt. Hier haben wir vor Allem den ſchon erwähnten Zürcher Wundarzt und Steinſchneider Jacob Rueff zu nennen, deſſen „Adam und Heva" (1550) die ganze bibliſche Geſchichte von der Erſchaffung des Menſchen bis zur Sündfluth in einer Reihe von unzuſammenhängenden Bildern umfaßte. Es iſt durchweg in der naiven und kernhaften Weiſe der alten Stücke gehalten, wo der Dialog in der epiſchen Entwickelung beinahe verloren geht. Wie es dem Dichter daran lag, Alles auf die Scene zu bringen, was die heilige Schrift erzählt, davon enthält ſein Spiel einige nur zu auffallende Beiſpiele; unter Andern heißt es: Adam ond Heva „legend ſich zu-

ſammen vnd Heva bringt ein ſun vnd ein tochter." Uebrigens iſt Rueff nicht ohne Sinn für dramatiſche Entwickelung. So wird der Sündenfall gleich am Anfang des Stücks ganz gut motivirt. Daſſelbe beginnt nämlich mit der Vertreibung des abgefallenen Luciſers und ſeiner Rotte aus dem Himmel; darüber drechen die Teufel in Verwünſchungen gegen Gott aus und beſchließen, deſſen Werke zu beſauſchen, um ſie zu verderben, und insbeſondere jedes Geſchöpf, das Gott noch weiter erſchaffen und mit Unſterblichkeit begaben möchte, durch Liſt ums ewige Leben zu bringen. Neben Rueff, der übrigens noch mehrere Spiele gedichtet hat, („Jod" 1535, „Lazarus" 1552, „Geburt Chriſti" 1552) iſt der gleichzeitige Herman Haderer zu erwähnen, der zwar eine Acteneintheilung kennt, aber ſich ſonſt in der Behandlungsweiſe von Rueff nicht unterſcheidet. Einige Narrenſcenen in ſeinem „Abraham" ſind nicht ohne Humor gehalten.

Es ließen ſich allerdings auch mehrere von den früher erwähnten bibliſchen Stücken dieher rechnen, wir erwähnen aber nur diejenigen Dichter, deren Dramen das Gepräge des Myſteriums ganz offenbar an ſich tragen. Von Mathias Holzwart, den wir auch ſchon kennen (S. 53 u. 68), haben wir einen „Saul", der am 6. und 7. Aug. 1571 von 100 redenden und 500 ſtummen Perſonen zu Gabel in Böhmen aufgeführt wurde. Johann Brummer, Rector in Kaufbeuern, ſchrieb außer andern Spielen eine „Tragicomoedia apostolica, d. h. Hiſtorien der heiligen Apoſtelgeſchichten" (1592), mit 246 Perſonen, welches Stück ſo vielen Beifall fand, daß es in zwei Jahren drei Auflagen erlebte.

Das weltliche Spiel erreichte ſeine höchſte Blüthe in Hans Sachs, der ausführlicher zu beſprechen iſt; doch ſind neben ihm auch einige andere nennenswerthe Dichter zu erwähnen. Eigenthümlich ſind die des oben genannten Rueff, da ſie die politiſchen Verhältniſſe der Eidgenoſſenſchaft beſprechen. Sein „Wilhelm Tell" iſt eigentlich nur die Erweiterung eines älteren in Uri aufgeführten Spieles, welches leider ganz verloren zu ſein ſcheint; ſelbſtſtändig iſt dagegen das Spiel „Vom wol vnd übelſtanndt eyner loblichen eydgnoſſchafft" (1538), in welchem, wie in einem „Neujahrsſpiel", deſſen Titel unbekannt iſt, die Lage der Eidgenoſſenſchaft recht anſchaulich dargeſtellt wird, und der Dichter ſeine Landsleute im Sinne Zwinglis ermahnt, die Bündniſſe mit den Fürſten aufzugeben, da ihnen nur Unheilvolles daraus erwachſen könne. Beſonders glücklich iſt im Neujahrsſpiel das Glück der freien Landleute im Gegenſatz zu der traurigen Lage der von Adel und Fürſten bedrückten deutſchen Bauern dargeſtellt. Der ernſte Sinn der Schweizer, welcher durch die Religionswirren noch mehr genährt wurde, ließ das eigentliche Faſtnachtſpiel, die nur der Luſt gewidmete Poſſe nicht aufkommen; auch im nördlichen Deutſchland kommt ſie nur vereinzelt vor, dagegen bietet uns der Elſaß eine nicht geringe Zahl ſolcher Stücke. Dieſelben, welche wir bei der proſaiſchen Novelle als vorzüglich thätig werden kennen lernen, Jacob Frey, Georg Wickram und Martin Montanus, haben auch luſtige, darunter auch ſchmutzige Schwänke dramatiſirt, die ſie, wie ihre Novellen, zum Theil aus italieniſchen Quellen, namentlich aus Boccaccio ſchöpften. Da dieſe Spiele durch Nichts, als durch ihre Unzüchtigkeit ausgezeichnet ſind, können wir ſie füglich übergehen; dagegen verdienen Wolfhart Spangenbergs dramatiſche Schwänke hervorgehoben zu werden, unter ihnen ganz beſonders der „Glückswechſel", in welchem Bauer, Landknecht und Pfaff, die mit ihrem Stande unzufrieden ſind, ſich gegenſeitig zu betrügen ſuchen, was mit viel Humor und inſofern mit ſittlicher Tendenz durchgeführt iſt, als am Ende die betrügeriſche Liſt von der unſchuldigen Einfalt beſiegt erſcheint. Der Merkwürdigkeit wegen erwähnen wir noch den Osnabrücker Rudolph von Bellinghauſen, der von Beruf ein Schuhmacher war, weshalb er auch der Osnabrückiſche Hans Sachs genannt wurde. Er hat außer vielen andern Dichtungen ohne Poeſie, wie Lichtenberg ſagt, wenigſtens 37 Schauſpiele geſchrieben, darunter einen „Donatus", in welchem unter Andern die fünf lateiniſchen Declinationen und die ſechs Caſus perſonificirt erſcheinen, wie der ſchon genannte Thomas Birken die Kartenblätter perſonificirte.

Zu den volksmäßigen Dramen gehören endlich diejenigen, in denen mehr romantiſche Stoffe behandelt wurden, welche die Dichter theils aus den Volksbüchern, wie die „ſchöne Magelone" in 2 Bearbeitungen (1539 und 1570), „Kayſer Octavianus", „Pontianus" (aus dem Buch der ſieben weiſen Meiſter), theils aus fremden, namentlich italieniſchen Quellen zogen, wie Zacharias Lidholds „Hiſtorie von einem Kauffmann von Padua" (1596), die „Arelougenia", welche Daniel Cramer zuerſt lateiniſch abfaßte, und Joh. Sommer in deutſche Reime brachte (1602), die „Comödie von Graff Walther von Saltz und Griſelden von Georg Mauritius dem Eltern" (1606). Ja es finden ſich ſogar ſchon ſehr frühe Bearbeitungen nach dem Spaniſchen, wie die „Tragödie von Melidus und Melidia" (Augsb. 1520).

So gingen die beiden Richtungen des Dramas im ganzen Jahrhundert neben einander her, ohne daß ſie weſentlichen Einfluß auf einander geübt hätten, ob ſich gleich im Einzelnen ein ſolcher nicht verkennen läßt, ſei es, daß einige volksthümliche Dichter die äußere Form der Acten- und Scenencintheilung von den gelehrten Dichtern nachahmten, oder daß dieſe ihren Stücken eine lebendigere, dem Volksdrama abgelauſchte Darſtellung gaben. Gegen das Ende des Jahrhunderts aber erhielt das volksmäßige Spiel ein unverkennbares Uebergewicht, indem es ſich zugleich einem fremden Einfluſſe hingab. Dieſes Uebergewicht war ſchon ſeit längerer Zeit durch Hans Sachs vorbereitet, welcher nicht bloß der fruchtbarſte, ſondern ohne Zweifel auch der talentvollſte dramatiſche Dichter des Jahrhunderts war; ſeine Spiele hatten nach und nach größere Verbreitung gewonnen, was bei keinem andern der Fall war; ja es wurden mehrere derſelben an verſchiedenen, ſelbſt ſehr entlegenen Orten aufgeführt, ſo der „Tobias" u. a. in Straßburg, die „Sechs Kempffer" in Wien (1568), obgleich in dieſer Stadt nicht in ſeinem Namen, ſondern als das Werk eines gewiſſen Georg Lucz, der ſich erlaubte, das Drama des Nürnberger Meiſters als ſein eigenes dem Erzherzog Ferdinand zu widmen. Dieſes Uebergewicht, welches das Volksſpiel allmählich gewann, gründete ſich wohl beſonders darauf, daß es größere Mannigfaltigkeit des Stoffs gewährte, als die bibliſchen Stücke der Gelehrten, welche immer wieder die nämlichen Gegenſtände abſpannen,

ohne ihnen doch durch höhere künſtleriſche oder geiſtreiche Behandlung neue Reize zu verleihen. Als nun im letzten Viertel des 16. Jahrh. plötzlich die ſogenannten „Engliſchen Comödianten" erſchienen, von denen unten ausführlicher berichtet werden muß, als ſie ſich in beinahe wunderbarer Weiſe über ganz Deutſchland verbreiteten und fremde Dramen aufführten, welche nicht bloß Mannigfaltigkeit der Gegenſtände gewährten, wie die Volksſpiele, ſondern die mannigfaltigen Stoffe auch in einer von den gelehrten, wie von den Volksdichtern ungeahnten dramatiſchen Lebendigkeit darſtellten; da konnten ſich, wo ſich die fremden Schauſpieler mit ihren ergötzlichen, oder romantiſch ergreifenden Schauſpielen zeigten, die eintönigen bibliſchen Spiele der Gelehrten nicht länger halten, und da dieſe, welche bei ihren Stücken weit weniger die Kunſt oder die Unterhaltung ihrer Zuſchauer, als religiöſe Erbauung oder ſittliche Belehrung zum Zwecke gehabt hatten, ſich nicht entſchließen konnten, ihren beſchränkten Geſichtskreis aufzugeben, und ihre Spiele nach dem Vorbild der fremden Stücke zu bearbeiten; ſo verlor ſich ihr Publikum und mit dieſem verſchwanden natürlich allmählich auch die Dichtungen ſelbſt. Mit dem Volksſchauſpiel verhielt es ſich anders. Da es ſchon durch die ihm eigenthümliche Mannigfaltigkeit des Stoffs jenen fremden Stücken näher gerückt, ihnen, ſo zu ſagen, ſogar verwandt war, da es keinen andern Zweck hatte, als die Beluſtigung der Zuſchauer, ſo konnte er ſich leicht diejenigen Eigenthümlichkeiten der neuen Schauſpiele aneignen, durch welche dieſelben ſo mächtig wirkten, ohne ſeine eigene Eigenthümlichkeit zu verlieren, es konnte ſich an jenen Vorbildern zugleich verjüngen und in künſtleriſcher Beziehung veredeln. Glücklicherweiſe geſchah es, unglücklicherweiſe aber nicht durch bevorzugte Talente, ſo daß das volksthümliche Drama zwar einen höheren Aufſchwung nahm, aber nicht auch eine ſo feſte Ausbildung erlangte, daß es den ſpäteren unglücklichen Verhältniſſen hätte widerſtehen können, welche die volksthümliche Grundlage der Literatur vernichteten und ſie in die unfruchtbare Wüſte der Nachahmung verſchlugen, in welcher ſie anderthalb Jahrhunderte irrte. Zwar beruhte das ſpätere Drama des Zeitraums, wie wir geſehen haben, ebenfalls ſchon auf Nachahmung; allein es wurde durch dieſelbe die Nationalität in keiner Weiſe gefährdet, da die Schauſpiele, welche nun nachgebildet wurden, bei einem ſtammverwandten Volke, den Engländern, entſtanden waren, deſſen Charakter weſentlich germaniſch iſt. Ihr Einfluß veränderte das deutſche Drama daher keineswegs in ſeinem innern Weſen, er gab ihm vielmehr nur die Gelegenheit, dieſes Weſen zu entwickeln. Dem deutſchen Volksſpiel fehlte es nicht an mannigfaltiger dramatiſcher Anlage; was ihm abging, das war die Kunſt, dieſe Anlagen zu entfalten; die bisherigen Dramen waren Skizzen, welche als ſolche recht gut genannt werden können, aber es fehlte ihnen Licht und Schatten, jegliche Ausführung und jegliche Farbe. Die Dichter lernten nun von den Engländern, die dramatiſchen Keime zu entfalten, und wenn ſie auch noch keine großen Fortſchritte darin machten, ſo waren ſolche doch ſichtbar, und ſie wären ohne Zweifel bedeutender geworden, wenn, wie ſchon geſagt, größere Talente vorhanden geweſen wären. Nun beſchränkt ſich die Handlung nicht mehr auf eine bloße ſkizzenhafte Andeutung, ſie wird ſchon in ihre einzelnen Theile zerlegt und ausgeführt, und da das Drama auf dieſe Weiſe innerlich wuchs, konnte der äußere Umfang der Handlung ſich beſchränken. Endlich hatten die engliſchen Vorbilder noch die bedeutſame Wirkung, daß die luſtige Perſon, oder der Narr eine beſtimmtere Geſtaltung gewann. Daß das älteſte deutſche Spiel, das geiſtliche, wie das volksthümliche, luſtige Perſonen hatten, iſt uns erinnerlich, und auch in den Dramen des 16. Jahrhunderts erſcheinen ſolche ziemlich häufig. So finden wir den Narren im „Hofteufel" von Chryſeus, im „Schlemmer" von Strieer, im „Johannes" von Aal, und in vielen andern; in den bibliſchen Stücken, den gelehrten, wie den volksthümlichen, haben die Teufel häufig die Rolle der luſtigen Perſonen übernommen. Ueberall aber erſcheint der Narr gleichſam als Chor, der vorzüglich da auftritt, wo die handelnden Perſonen dem ſchlichten, geſunden Menſchenverſtand untreu werden, oder ſich durch Leidenſchaften, edle und unedle, zu Ungewöhnlichem verleiten laſſen. So ſpottet er im „Johannes" von Aal über die Liebeleien des Königs und der Herodias, über das Verſprechen des Herodes, der ſchönen Salomeh zu geben, was ſie nur verlangen möge, und als dieſe den Kopf des Täufers fordert und Herodes darüber klagt, nennt ihn der Narr einen Heuchler, weil er ſich im Grunde über die Bitten ſeiner Tochter freue. Eben ſo verhöhnt er aber auch den Täufer, als dieſer im Gefängniſſe ſitzt und die guten Speiſen zurückweiſt, die ihm der gutmüthige Narr bringt, denn er kann es nicht begreifen, daß ein vernünftiger Menſch lieber rohe Wurzeln als Braten und Kuchen eſſe, lieber Waſſer als guten Wein trinke. In den Volksſpielen kommt der Narr ebenfalls ſchon ſehr früh vor, aber er hat auch da kaum eine andere Bedeutung, als in den geiſtlichen Spielen; es iſt auch hier mehr reflektirend als handelnd (Vgl. I, 732). Erſt durch den Vorgang der Engländer erhielt er eine mehr beſtimmte Geſtalt, er wurde zu einer beſtimmten Perſönlichkeit mit entſchiedenem Charakter, ſo daß er als ein alter Bekannter erſchien, ſelbſt wenn er den Namen wechſelte. Dies war noch während des gegenwärtigen Zeitraums der Fall, denn er hieß bald John, bald Johann Bouſſet, John Clam, oder auch Eulenſpiegel, Pickelhering und Hans Wurſt, bis endlich ſpäter dieſer Name ſtehen blieb. Man findet ihn freilich ſchon in einem Faſtnachtſpiele von Peter Probſt, einem Meiſterſänger in Nürnberg, der ſeine Meiſtergeſänge und Faſtnachtſpiele im Jahr 1553 in einem eigens dazu angelegten Buche niederſchrieb; ja Luther gebrauchte den Namen ſchon 1541 in ſeiner Schrift gegen den Herzog Heinrich von Braunſchweig, den er einen „Hans Wurſt" nannte; allein das Wort und die dramatiſche Perſon haben ſich erſt ſpäter in der Bedeutung feſtgeſetzt, die wir noch heute damit verbinden. Der Charakter der luſtigen Perſon, unter welchem ſie auch erſcheinen mochte, war pfiffige Tölpelhaftigkeit, die ſich ein Vergnügen und ein Geſchäft daraus macht, die Leute zu necken und ihnen Poſſen zu ſpielen, wie er ſich noch bei dem Hanswurſt der Seiltänzer und anderer herumziehenden „Künſtler" erhalten hat. Es erinnert dies an den Eulenſpiegel, und ohne Zweifel hat dieſer beliebte Volksnarr Einfluß auf die luſtige Perſon des Schauſpiels gehabt. Außerdem erſcheint dieſe auch als gefräßig, beſonders wenn ſie ſich als Hanswurſt darſtellt, welcher Name an das Lieblingsgericht des Volks er-

innert, wie die entſprechenden Jean Potage, Macaroni und Jack Pudding bei den Franzoſen, Italienern und Engländern.

Von den Dichtern, welche das Drama nach dem Vorgange und unter dem Einfluſſe der Engländer weiter ausbildeten, ſind nur Jakob Ayrer aus Nürnberg, welcher auch die erſten Singſpiele dichtete, und der Herzog Heinrich Julius von Braunſchweig zu nennen; bei Andern z. B. bei Mauritius iſt dieſer Einfluß nur ſo ſchwach und untergeordnet geweſen, daß er oft kaum hervortritt.

Außer der allgemeinen Bezeichnung „Spiel", welche ſich noch lange erhält, finden ſich ſchon häufig die den Alten entlehnten Namen „Tragödie" und „Comödie", und zwar nicht bloß bei den gelehrten, ſondern auch bei den volksthümlichen Dichtern, in bibliſchen und weltlichen Stücken, ohne daß jedoch die wahre Bedeutung derſelben erfaßt worden wäre; vielmehr war die Unterſcheidung durchaus äußerlich; ein Spiel hieß Tragödie, wenn der Ausgang traurig, Komödie dagegen, wenn dies nicht der Fall war, mochte auch der ganze Verlauf ſonſt tragiſch ſein. So ſagt bei Hans Sachs der Ehrenholt in der „Comedi, Der Fürſt Wilhelm von Orlientz mit ſeiner Amaley":

„Von Gott ſey Fried, Heyl vnd genaden,
Allen den, die hieher ſind geladen,
Zu ſehen ein artlich Comedi,
Die ſich faſt vergleicht einer Tragedi,
Sehr trawrig biß hin zu dem end,
Da es ſich erſt zu frewden wend."

und in einer bis jetzt noch unbekannten, und weder von Gottſched, noch von Kehrein erwähnten, übrigens ziemlich unbedeutenden gereimten „Tragödia von einem vngerechten Richter" (Gedruckt zur Heinrichſtadt, durch Conrad Horn, Anno 92), deren Verfaſſer nicht genannt iſt, heißt es im Vorbericht „An den Leſer:" „Lieber Leſer, damit dir der vnterſcheidt zwiſchen Tragœdien vnd Comœdien wiſſent ſey, ſo ſoltu wiſſen, daß Tragœdia ein Spiel iſt, welchs einen böſen erſchrecklichen Ausgang gewinnet, Comœdia aber hergegen, da das Spiel zu einem guden vnd frölichen ende kömbt."

Was die Sprache der Dramen betrifft, ſo bleibt die jedesmalige Mundart in den volksthümlichen Spielen vorherrſchend; Manuel dichtete im ſchweizeriſchen, Hans Sachs im Nürnberger Dialekt. Gegen das Ende des Zeitraums tritt jedoch auch bei den volksthümlichen Dichtern die Mundart immer mehr zurück, und ſo dichtete der Herzog Heinrich Julius in hochdeutſcher Sprache, ohne jedoch, wie wir ſehen werden, die Mundart ganz zurückzudrängen, indem er dem Gebrauch derſelben vielmehr eine zum Theil größere Ausdehnung gab, wovon ſpäter ausführlicher die Rede ſein wird. Spiele der Gelehrten ſind dagegen zumeiſt ſchon in der hochdeutſchen Sprache geſchrieben, dies gilt namentlich von denjenigen Dichtern, welche in Sachſen und den angränzenden Ländern lebten; bei den andern tritt die Mundart hie und da noch hervor.

Die theatraliſche Aufführung der Spiele fand im Anfange des vorliegenden Zeitraums ganz in derſelben Weiſe ſtatt, wie am Ende der vorigen Periode: das volksmäßige geiſtliche Spiel auf öffentlichen Plätzen mit beſonderen Gerüſten oder auch in großen öffentlichen Gebäuden, in Wien z. B. im Rathhaus und ſeit 1568 im neu erbauten Zeughaus. In Nürnberg errichtete jedoch die Meiſterſängerzunft ſchon im Jahr 1550 ein amphitheatraliſches ungedecktes Schauſpielhaus, wo man bei Tage ſpielte, etwas ſpäter folgte auch Augsburg. Die Faſtnachtspoſſe wurde, wie damals, noch in Privathäuſern oder in Wirthsſtuben aufgeführt. Ohne Zweifel wurden für die Aufführung der Schulkomödien zuerſt die Schulſäle ſelbſt in Anſpruch genommen; als ſie aber deutſch geſchrieben wurden und einen größeren Umfang gewannen, mag man größere Lokalitäten und gewiß auch freie Plätze benutzt haben. Bei dieſen Dramen waren zunächſt Schüler und in Univerſitätsſtädten auch Studenten die Schauſpieler, und der Dichter leitete das Ganze; in den myſterienartigen Stücken ſpielte die „junge Bürgerſchaft", wie dies bei den Dramen der Schweizer Kohlroß, Manuel und Rüte ausdrücklich bemerkt wird. Wie früher machten in den größeren Städten auch wohl Einzelne eine Art Gewerbe aus dramatiſchen Darſtellungen (1, 714), und wahrſcheinlich ſind ſolche Geſellſchaften auch hie und da von Ort zu Ort gezogen, ohne jedoch eigentlichen Beruf daraus zu machen. Eigentliche Schauſpielergeſellſchaften kommen erſt mit den „engliſchen Comödianten" zum Vorſchein, aber dann vermehrten ſie ſich ziemlich ſchnell; ſo hatte Herzog Heinrich Julius von Braunſchweig ſchon im Jahr 1605 eine eigene ſtehende Truppe, und dies mag wohl das älteſte Hoftheater in Deutſchland geweſen ſein.

Niclaus Manuel.

Niclaus Manuel, wahrſcheinlich der natürliche Sohn des Berner Bürgers Emanuel Alleman (weshalb er ſich nach deſſen Vornamen nannte und in nicht öffentlichen Urkunden den Zunamen Deutſch beifügte) und der natürlichen Tochter des

berühmten Thuring Frickart (I, 709), wurde im Jahr 1484 geboren, widmete sich früh schon der Kunst, zu welcher er ein entschiedenes Talent beurkundete, und bildete sich zuerst unter Holbein in Basel, später unter Tizian in Venedig zu einem der bedeutendsten Maler seiner Zeit. Von seinen Mitbürgern wegen seiner vielfachen trefflichen Eigenschaften geschätzt, trat er schon 1512 in den Großen Rath. Doch nahm er im Jahr 1522, wahrscheinlich weil ihm seine Kunst nicht hinlänglichen Erwerb darbot, Kriegsdienste und zog mit dem eidgenössischen Schlachthaufen, welcher dem französischen König Franz I. zur Wiedereroberung von Mailand behülflich sein sollte, nach Italien, wo er dem Sturm von Novara und der Schlacht von Pavia beiwohnte. Obgleich die Schweizer in derselben geschlagen worden waren, hatten sie doch so große Tapferkeit bewiesen, daß Manuel dem bekannten Lied der deutschen Landsknechte (s. o. S. 51) mit Recht ein anderes entgegensetzen konnte, in welchem er den Muth seiner Mitkämpfer verherrlichte. Bald darauf in die Heimat zurückgekehrt, und vom Rath zum Vogt von Erlach ernannt, nahm er eifrigen Antheil an den Reformbestrebungen, und die Einführung der Reform, welche er als Beamter und als Dichter kräftig unterstützte, war zum großen Theile sein Werk, weshalb er auch bald nach dem großen Religionsgespräch in Bern zum Mitglied des Kleinen Raths ernannt wurde (1528). In dieser Stellung entwickelte er eine große und erfolgreiche Thätigkeit, welche er vorzüglich der festeren Begründung der Reformation auch in andern Orten der Eidgenossenschaft widmete. Er starb am 30. April 1530, kaum 46 Jahre alt, nachdem er ein Jahr früher in Anerkennung seiner großen Verdienste um den Staat zum Venner der Republik ernannt worden war.

Bei all dieser rastlosen Thätigkeit in Staatsangelegenheiten fand Manuel noch Muße zur Ausübung seiner Kunst und der Poesie; aber auch in diesen beiden Richtungen wirkte er vorzugsweise für die Reformation. So enthalten schon die gereimten Erklärungen zu seinem berühmten Todtentanz (aus welchem die obige Abbildung entnommen ist) mancherlei Ausfälle gegen Papstthum und Klerisei; ganz entschieden und die Reformation mächtig vorbereitend tritt er in seinen drei „Fastnachtspielen" auf, welche im Jahr 1522 in Bern von den „Bürgerssöhnen" aufgeführt wurden*). Das erste und größere derselben, welches auch unter dem Namen, die „Todtenfresser" bekannt ist, geht von der Todtenmesse aus, die als eine reiche Einnahmsquelle der Geistlichkeit dargestellt wird, und verbreitet sich dann über die Entartung des Klerus, der Kirche und deren Bestreben, ihre Macht auf Kosten der weltlichen Gewalt auszubreiten. Es werden die einzelnen Glieder der Kirche vom Pabst bis zum geringsten Bettelmönch aufgeführt, welche mit aller Offenheit von ihrem Wesen und Treiben berichten. Erst gegen die Mitte wird das Stück dramatischer. Der Johanniterritter bittet den Pabst um Hülfe gegen die Türken; dieser schlägt sie ihm ab, weil er gerade mit den italienischen Staaten in Streit begriffen sei und ein Krieg gegen die Ungläubigen ihm keinen Vortheil gewähre. In einer darauf folgenden Scene tragen sich die Söldner der verschiedenen Völker dem Pabste zum Kriegsdienste an, wodurch das Bild der weltlichen Macht und der weltlichen Richtung des Papstthums vervollständigt wird. Die Apostel Petrus und Paulus, welche vom Anfang an Alles gehört haben, sprechen ihre Entrüstung darüber aus, die noch mehr steigt, als sie hören, daß der Mann, um welchen sich das Gespräch dreht, sich für den Statthalter Christi ausgebe. Von dramatischer Entwickelung ist freilich keine Spur vorhanden, dagegen ist die Darstellung von einer volksthümlichen Kraft und Wahrheit, die sich nur bei einem Dichter finden kann, der das Leben in seinen allseitigsten Verhältnissen mit klarem Auge angeschaut hatte, und sie mit künstlerisch gestaltendem Sinn wieder darstellte. Um Manuels Trefflichkeit zu würdigen, muß man nämlich seine Spiele nicht als Ganzes betrachten, sondern nur in ihren einzelnen Theilen ansehen, und dann wird man finden, daß alle Personen, Pabst und Geistlichkeit, Ritter und Bauern, und wen er sonst noch vorführt, mit der lebendigsten Wahrheit aufgefaßt und vortrefflich gezeichnet sind. Zudem steht ihm eine reiche Quelle von Humor und Witz zu Gebote, die er mit Glück zu benutzen weiß und durch die kernhafte Sprache, deren er ganz Meister ist, oft die glücklichste Wirkung hervorbringt*). Im zweiten Fastnachtspiel unterreden sich zwei Bauern über den Gegensatz im Wesen Christi und seines Statthalters, während ein doppelter Zug, auf der Einen Seite Christus auf einem Esel mit seinen armen Jüngern und gebrechlichen Begleitern, auf der andern der Pabst zu Roß im prächtigen Schmuck und von reich gekleideten Cardinälen und andern Geistlichen umgeben, an ihnen vorüberzieht**). Wir können auch „die kegliche Botschafft dem Bapst zukomen" bekannter als „Testament der Meß" hieher zählen, denn obgleich dieser in Prosa geschriebene Dialog nicht für die Aufführung bestimmt war, hat er doch mehr dramatische Lebendigkeit, als seine eigentlichen Spiele und gehört überhaupt zu dem Vortrefflichsten, was die polemische Literatur jener Zeit hervorgebracht hat. Die Messe als der Mittelpunkt des römischen Gottesdienstes wird als krank vorgestellt, der Pabst beruft in großer Besorgniß um ihr Leben, die Aerzte Rundeck und Heyoho zu ihrer Wiederherstellung; aber ihre Bemühungen verschlimmern den Zustand der Kranken, und da auch die geistlichen Mittel, geweihte Kerzen, Oelung und dergleichen Nichts helfen, fliehen sie noch vor ihrem letzten Athemzug voll

*) Ob das Spiel „Elßli Tragdenknaben" (I, 710), welches in zwei verschiedenen Drucken unter zwei verschiedenen Titeln erhalten ist, und nach einem derselben (Basel, 1530) in Bern aufgeführt wurde, wirklich von Manuel ist, wie dessen Biograph Grüneisen (Stuttg. u. Tüb. 1837. S. 233 f.) annimmt, möchte noch manchem Zweifel unterworfen sein.

*) So scharf sein Witz in den Fastnachtsspielen ist, so mild und liebenswürdig zeigt er sich in einem Briefe an den Rath in Bern, mit welchem er diesem ein Faß neuen Wein übersendet. Es ist dieser Brief, in welchem er die Geschichte des Weins in durchgeführter Personification erzählt, ein wahres Meisterstück der Darstellung, welches in der Zeit ganz allein dasteht.

**) Es ist bekannt, daß im Jahr 1521 das sogenannte „Passionale Christi und Antichristi" erschien, 26 Holzschnitte nach Lucas Cranach, welche Scenen aus Christi Leben in Vergleichung mit dem unchristlichen Leben des Pabsts darstellen, zu welchen Luther gut gewählte Sprüche aus der Bibel und Sätze aus den Dekretalen hinzufügte. Dieses Passionale, welches Hans Sachs in der gereimten „Vergleichung des Bapst mit Christo" erläuterte, mag auch Manuel zu seinem Fastnachtspiele veranlaßt haben.

Entsetzen davon. Hierauf folgt das Testament der Messe, welches von beißendem Witze sprudelt.

Anfang des Fastnachtspiels: „Die Todtenfresser".

Des Ersten trüg man ein todten in einem boum, in gestalt ihn zuvergraben, und saß der pabst da in großem gepracht mit allem hoffgesindt, pfaffen und kriegslüten, hoch und nieder stands. Und stünd abee Petrus und Paulus wyt hinden, fahendt zů mit viel verwunderns auch waren da edel, leyen, betler und ander. Und aber es giengen zwen leytman nach der bar, die klagten den todten, und do die bar fur die pfeffisch rott ward nieder gestelt, do fingen dir leytlut an ihr klag, deß ersten also:

Leittmann Augustin Vorschopff.

Erbarm sich gott und all chör der engel,
Daß unsr netter Bonenstengel
So jung mit todt abgangen ist.
O baemherziger Jesu Christ!

Leittmann Caspar Wittwenrogen.

Kein kosten soll vns duren drun,
Wo wir münch und priester mögend han,
Und solt es kosten hundert kronen,
So wend wir ihnen erlich lonen;
Darmitt man mög die seel erlösen
Vom fegfur vnd nen allem bösen;
Darvon man doch so grülich rett:
Darum ich ihm gern helffen wett.

Tigrist Vältin Stückli.

Herr kilchher, gendt mir s'bottendrot!
Es ist ein fast rycher meyer todt,
Den hat man gebracht mit großem weynen.

Kilchherr Ruprecht Meeher.

Es ist recht, hetten wir noch einen!
Der beschüßt nüt, kämendt noch nil!
Der todt ist vns pfaffen ein eben spil:
Je mer, jr besser! kemend noch zehen!

Tigrist.

By gott! ich ließ es euch geen beschehen.
Ich wil lieber den todten luten,
Denn daß ich solt hacken oder rüten.
Die todten gendt gůt jpyß vnd lon:
Sönd sie mit glut inn hymel kon,
So ist das geli wol an geleyt,
Wenn sir der thon in hymel treytt.

Kilchherr.

Luens schribt nit vil daruon,
Das gott durch den glocken thon
Werd bewegt, syn gnad zů geben,
Es sig im todt oder leben.
Es bringt aber vns die fisch in die rüschen
Barben, hecht, fornen, salmen vnd groß teuschen,
Die mögend wir vom opffer kouffen;
Es frówt mich daß, dann kindli touffen.

Pfaffenmeß Anastasia Füchslörli.

Herr biß gelobt! es will vns wol eegan,
Da werdend wir aber mee zinß han.
Die rychen todten gend gůten lon;
Mir wirt znm minsten ein rock daruon,
Der můß ivn wyß, schwarz, grün vnd brun,
Vnd vnden drumm ein gäler zun.

Tischdiener Görg Früfummer.

Benedicite, jr lieben herren!
Jr mögend aber wol frölich zeren;
Dn lyt ein fogel, ders vermag,
Der ist gefallen in den schlag.
Pfründ vnd jarzyt hatt er gestifft,
Das ein große nutzung treifft,
Vnd eh ir den werdend verzeren
So wird üch gott ein beßern bescheren.

Papst Enterstelo.

Der todt ist mir ein gůt wildbeät,
Dardurch myn dienee vnd min edt
Mögend füren hohen gebeacht
In allem wollust tag vnd nacht.
Dieweil wies habend gebracht dahin,
Das mnn nit anderst ist imm sin,
Dann das ich also gwaltig sy,
Wie wol ich leb in bůbery,
Noch möa ich die seel in hymel tupffen,
Daruech ich menchen fogel tupffen.
Ouch wehaend sie, ich häb den gwalt,
In die hell zů binden, wer mir gefalt.
Das sind alles gůt griff vff der gygen;
Lügend ihr nun, das ihe geschickt jygen.
Und predigend nlweg das geistlich recht,
So sind wir herrn, vnd die leyen knecht,
Vnd tragend herzů by der schwäre,
Das sunst alles verderbt wäre,
Wo ir das euangelium fritten
Vnd nach sim inhalt recht vßleiten.
Denn das lert nienen opffern, noch geben,
Allein in nemůt vnd einfalt leben.
Solt es nach enangelischer wyß zů gan,
Wir möchtend vast kum ein ehli han,
So wir sunst doch gehalten werden:
Ich ryt nlmal mit thusend pferden,
Ein kardinal mit zwey, dry hundert,
Wie wol es die leyen übel wundeet.
Ich zwing sie aber durch den ban
Vnd sprich, der tüfel müßt si han,
Wo sie ein wort darwider redten.
Vnd wo wir nummen selber wetten,
So sind wir herren der gantzen welt,
Dann vns fallt zů rent, gult, bargelt
Vß der armen blütendem schweyß,
Der nit anders verstat, noch weiß,
Dann das ich syg ein gwaltiger gott,
Vnd müßend halten mine gebott:
Des ir mit mir groß wollust hend.
Wenn wir es nummen behalten wend,
So sind wir fry vnd sycher lüt
Vnd gend vff erd keim leyen nüt,
Weh reiß, kest, zol, stür noch ander beschwerd,
Dann wymoser vnd salz, dry haselnuß weedt;
Vnd ist keim volck nff errich daß.
Dar zů hilfft vast wol der ablaß,
Schafft, das mnn schücht büß zů tragen;
Vom fegfur ist grüwlich zuingen,
Das man das gmein volck mög erschrecken,
Das hilfft gar wel den schalck verdecken.
Vnd wer gern well leben fry
In wollust vnd aller bübery,
Der behelffe sich mines rechten,
So bedarff üch niemand widerfechten.
Jr stelend, roubend, thügend, was jr wend,
So bedeffend doch die leyen nit ir hend
An vch legen mit ihrem gewalt,
Wann man nur diese gewonheit thalt;
Vnd straffend vnd plagend wir all welt,
Vmb alle nurung, gůt, gold vnd gelt.
Darzů so helffend vns die todten,
Das wir die leyen mögen beschroten.

Cardinal Anshelm von Hochmuth.

Wan mir nit wer mit todten wol,
So läg nit mdager acker vol,
So durch mich vnd myn gesellen,
Die stüg nach kriegen stellen,
Sind erschlagen vnd erschossen;
Des hab ich mechtig wol genossen,
Das ich so gern sahe christenblůt;
Darumb trag ich ein roten hůt,
Vnd hab daruon groß nutz vnd onch eren,
Järlich zwenzig tusend kerin zuerzeren.
Kan ich es gefügen, ich wil daß dean,
Ich můß noch zwey gůte bistům han.

Bischoff Chrysostomus Wolfsmagen.

Wir bischöf hand ein güte sach,
Darumb sind wir nn gelt nit schwach;
Dae zů hilfft vns das päbstlich recht,
Die sach wer snast nit halb so schlecht,
Vnd wurdend nit nil spyen tragen,
Ouch nit groß gůt verthün mit jagen,
Zu keiner zyt im baenlich ryten;
Ich wer ouch nie ein houptman in striten.
Stünd es, als by nnfang der kilchen,
Ich trüg villicht grob tüch vnd zwilchen.
Do wurden wir als hirten gezelt,
Jetz sind wir zn fürsten gemacht.
Darzů so bin ich noch ein birt,
Ja wenn? so man die schnaff beschirt.
Die hirten sind ouch unterscheiden
Die schaaff müßend mich weiden
In allem müliwil vnd lybs lust;
Sie müßends thün, ich früß sie sust,
Vnd milck sie, das sie kum kunnen gan,
Jetz mitt ablaß, denn mitt dem dann,
Sie dorffend sunst keins wolffs, denn min.

Ich kan wol hirt vnd ouch wolff syn.
Danck hab der pabſt, von dem ich es han,
In ſinem glouben will ich ſtan,
Bis in todt beſchirm ich ſin gbott;
Er iſt mir recht ein güter gott.
Dns er den pfaffen die ee verbüt
Ohn grundt heilger gſchrifft, das ſchat mir nut.
So mögend ſi nit küſcheit halten
Baſt wenig der jungen, noch der alten.
Wie wol ſie ſind gottes wort verkunder,
So ſitzen ſie doch als offen ſunder,
Darum ſich ergert alle welt, —
Was lyt mir dran? es bringt mir gelt;
Ich kuß inen es nach, warum deß nit?
So er mir vier rinſch gulden gilt
Jährlichy, ſo ſich ich dnech die fingee;
So halt ich füeſten ſtaat deſt ringee,
Gebuet denn die metz ouch kind dem pfaffen,
So mag ich min nutz wyter ſchaffen.
Sich zů, was bringt es nutz und gewinnß
Der boben (wie heißt?) der boden zinß.
Zwey thuſend guldin treit es ein jar,
Kumpt mir von pfaffen hüren har.
Werend pfaffen vnd hüren frumm,
So wurd mir nit ein haller drumm.
Sollen die pfaffen ewyber nen,
Daß wurd nit ſpeck in die bratwürſt gen.
Alſo bin ich ein fürſt vnd geiſtlicher birt,
Ja frylich zů gůtem tutſch ein hürenwirt,
Darfür wend mich die zuren han:
Die ſelben thun ich all in ban.

Hans Sachs.

Unter den zahlreichen Dramatikern des 16. Jahrhunderts nimmt Hans Sachs ohne Zweifel die erſte Stelle ein, und wenn auch die dramatiſche Kunſt bei ihm noch immer ſehr unentwickelt erſcheint, ſo übertrifft er doch nicht nur die andern Dichter ſeiner Zeit in den meiſten Beziehungen, während er den beſten derſelben nur in einzelnen Verhältniſſen nachſteht, ſondern er hat die Kunſt in der That gefördert nnd ihre bis zu ſeiner Zeit noch ſo engen Gränzen erweitert, und zwar ſowohl bezüglich der Form, als des Stoffs. Was zunächſt dieſen betrifft, ſo war Hans Sachs der Erſte, der über das Hergebrachte hinausging und ſich nicht mehr einerſeits auf bibliſche Gemälde, andrerſeits auf Darſtellung der gewöhnlichſten Lebensverhältniſſe beſchränkte. Wie er überhaupt Alles in den Kreis der Dichtung zog, ſo bearbeitete er auch jeden Stoff, der ſich ihm nur darbot, zum Drama, was freilich unwiderleglich darthut, daß er das Weſen dieſer Dichtungsart nicht klar erkannt hatte. So kommt es nicht ſelten vor, daß er Dinge auf die Bühne bringt, die ſich ſchlechterdings nicht darſtellen laſſen, wie er umgekehrt ſolche Thatſachen erzählen läßt, welche ſehr gut hätten dargeſtellt werden können, obgleich dieſer letztere Mangel ſchon deswegen weniger häufig vorkommt, weil die ganze Zeit ja gerade darin irrte, daß ſie glaubte, es müſſe in einem Drama Alles vor die Augen gebracht werden. Wie dem auch ſei, ſo bleibt es ſein unbeſtrittenes und großes Verdienſt, das Drama durch Einführung neuer Stoffe einer neuen und fortſchreitenden Entwickelung fähig gemacht zu haben und es iſt nur zu bedauern, daß das nachfolgende Jahrhundert ihm nicht da folgte, wo er mit glücklichem Sinn gewählt hatte. Wenn Hans Sachs in vielen Dramen bibliſche Stoffe bearbeitete, ſo folgte er eben der Richtung ſeiner Zeit, welcher er ſich nicht entziehen konnte; er unterlag ihr auch darin, daß gerade dieſe bibliſchen Stücke mit wenigen Ausnahmen unter ſeinen Spielen weitaus am tiefſten ſtehen, weil er darin der Ueberlieferung allzu ſklaviſch folgte, wie ſie denn meiſtens nur als dialogiſirte Abſchnitte der Bibel erſcheinen. Nur da, wo ihm zugleich eine volksmäßige Sage zu Hülfe kam, wie in den „Ungleichen Kindern Evä", bewegte er ſich freier und gerade dieſe haben daher ungleich mehr poetiſches Leben, als die meiſten übrigen bibliſchen Stücke. Seine hiſtoriſchen Dramen ſtehen im Allgemeinen nicht viel höher, als jene, nnd zwar größtentheils aus dem nämlichen Grunde, da er ſich auch in denſelben zu ſchüchtern an die ihm vorliegende Quelle hielt; aber es ſind dieſe ſchon des Stoffs wegen als ein weſentlicher Fortſchritt zu betrachten, da er zuerſt auf die frnchtbarſte und ächteſte Quelle hinwies, aus welcher der dramatiſche Dichter ſchöpfen kann. Und es iſt insbeſondere dankenswerth, daß er das ganze große Gebiet der Geſchichte in das Bereich ſeiner Darſtellungen zog nnd nns ſowohl die griechiſche nnd römiſche Welt, als die des Mittelalters dramatiſch vorführte, ja ſogar in das reiche Gebiet der Sage eindrang, die nnr wie der Zeit, ſo anch ſeinem begränzten bürgerlichen Sinn viel zu weit ablag, als daß er dieſelbe zu neuem bleibenden Leben hätte geſtalten können. Am höchſten ſteht er in denjenigen Dramen, deren Stoffe er aus der zu ſeiner Zeit viel verbreiteten Erzählnngs- und Novellenliteratur, namentlich aus dem Decamerone des Boccaccio entnahm, was nicht nur daraus zu erklären iſt, daß dieſe Stoffe an ſich der dramatiſchen Bearbeitung ſich leichter fügten, ſondern auch daraus, daß er die poetiſche Behandlung ſeiner Quellen mit geſundem Sinn erfaßte und in ſeine eigenen Dichtungen übertrug. Noch glücklicher beinahe iſt er in denjenigen Spielen, die uns in das bunte Leben und Treiben ſeiner Zeit einführen und aus welchen recht anſchaulich hervortritt, wie hoch er über ſeinen Vorgängern ſteht, denn auch hier hat er, abgeſehen von der Darſtellung nnd Entwickelung, mannigfaltige nene Stoffe eingeführt. Er beſchränkt ſich nicht mehr anf die gewöhnlichſten häuslichen Scenen und Verhältniſſe, welche im 15. Jahrh. beinahe ausſchließlich den Gegenſtand der dramatiſchen Darſtellung bildeten (I, 711 ff.); er überwindet dieſe Allgemeinheit, nm uns in die mannigfaltigſten Verhältniſſe des Lebens zu führen, denen er beſtimmte Einzelnheiten, Anekdoten, Schwänke und Geſchichtchen aller Art zum Grunde legt, die er theils ſelbſt erlebt haben mochte, theils aus der mündlichen Ueberlieferung geſchöpft hatte und die er mit der ganzen Friſche der Unmittelbarkeit dramatiſch geſtaltete.

Die Einführung neuer, fruchtbarer Stoffe iſt ohne Zweifel das größte Verdienſt, welches ſich Hans Sachs als dramatiſcher Dichter erworben hat, und er kann in dieſer Beziehung mit vollkommenem Recht der eigentliche Schöpfer des deutſchen Dramas genannt werden; er iſt aber auch in andrer Rückſicht bedeutend: denn er hat das Drama anch in formeller Hinſicht gehoben, dies zwar mehr nur andeutend, als wirklich mit Entſchiedenheit beſtimmend, aber immerhin in höchſt erfreulicher Weiſe, denn wir finden in ſeinen beſſeren Werken den Keim aller derjenigen künſtleriſchen Mittel, durch welche das Drama zu ſeiner Vollendnng gelangt. Er hatte es von ſeinen Vorgängern in der erſten, rohеſten Geſtalt übernommen, in welcher ſelbſt der Dialog noch ganz unentwickelt war, von Handlung nnd Charakteriſtik im Allgemeinen keine Spur war; bei Hans Sachs finden ſich alle dieſe Erforderniſſe, allerdings

nur mehr oder weniger ſchwach entwickelt, aber ſie ſind doch unverkennbar vorhanden, und zwar nicht vereinzelt, wie ſich auch wohl bei den älteren Dramen Beiſpiele vorfinden, ſondern in harmoniſcher Vereinigung. Ja wir treffen bei ihm ſchon ſehr lobenswerthe Verſuche von Expoſitionen, und ſogar tritt öfters das Beſtreben hervor, die Handlungen zu motiviren, er hat eine Ahnung von dem Geſetze, daß keine Hauptperſon plötzlich und ohne vorhergegangene Andeutung eingeführt werden ſoll, wie z. B. in der „Liſabetha" (1) der Knecht Lorenzo ſchon gleich am Anfang mit Geſchick erwähnt, und ſein ſpäteres Eingreifen in die Handlung dadurch glücklich vorbereitet wird. Wir rechnen ihm ferner hoch an, daß er ſich durch den Vorgang der Myſterien und der ſpäteren bibliſchen Spiele nicht verleiten ließ, ſeine Dramen nach Außen zu entwickeln und ihnen den ungeheueren Umfang zu geben, worin jene das Weſen des dramatiſchen Gedichts legten; ſelbſt ſeine bibliſchen Stücke bleiben von dieſer unkünſtleriſchen Ausdehnung frei. Ja, man könnte auf den erſten Anblick verſucht ſein, ihm den Vorwurf zu machen, daß es ihm an äußerer Entfaltung mangle; allein es müßte ſich bald die Frage aufdrängen, wie ein Dichter, dem ein ſo großer Reichthum an Stoff zu Gebote ſtand, gerade in dieſen Fehler hätte verfallen können, den zu vermeiden es für ihn keiner beſondern Anſtrengung bedurfte. Und bei näherer Prüfung wird es auch klar, daß es nicht jene äußere Entfaltung iſt, die wir vermiſſen, ſondern die innere Entwickelung der Perſonen und Handlungen. Wir erinnern an das, was wir in der allgemeinen Darſtellung ſeines Charakters als Dichter bemerkt haben, daß es ihm an der Fähigkeit mangelte, den Stoff ſchöpferiſch aus ſich heraus zu geſtalten, den poetiſchen Keim zur Blüthe und Frucht zu treiben. So groß ſein Talent war, die äußeren Erſcheinungen des Lebens aufzufaſſen und mit bewundernswürdiger Treue poetiſch wieder zu geben, ſo ſcharf ſein Beobachtungsgeiſt, ſo umfaſſend und tief ſeine Welt- und Menſchenkenntniß auch war, ſo fehlte ihm die dem dramatiſchen Dichter unerläßliche Gabe, das innere Leben, ſchöpferiſch bildend, zur äußeren Erſcheinung gelangen zu laſſen, ihm Fleiſch und Blut zu geben. Daß er den Menſchen und deſſen bewegende Leidenſchaften kannte, davon geben nicht bloß ſeine didaktiſchen und epiſchen Gedichte Zeugniß; auch ſeine dramatiſchen beweiſen es, in welchen uns oft leicht hingeworfene Bemerkungen mit Erſtaunen und ſogar mit Bewunderung erfüllen; aber er bleibt dann immer bei der bloßen Andeutung ſtehen, und ſeine Dramen werden auf dieſe Weiſe zu einfachen Skizzen, die als ſolche allerdings vortrefflich ſind, aber keine große Wirkung hervorbringen können, weil Alles mit zu großer Schnelligkeit vor uns vorübergeht und weder die Handlungen, noch die Perſonen, noch deren Leidenſchaften zur anſchaulichen Entwickelung gelangen.

Dieſe Mangelhaftigkeit iſt aber gewiß nicht bloß eine Folge des in dieſer Beziehung beſchränkten Talents des Dichters, ſie war auch in den äußeren Verhältniſſen begründet, und es iſt mit Sicherheit anzunehmen, daß, wenn dieſe günſtiger geweſen wären, Hans Sachs den erwähnten Mangel, wenn auch nicht ganz, doch bis zu einem gewiſſen Grade überwunden hätte. Es war nämlich die Beſtimmung des Dramas zu jener Zeit, kleine Geſellſchaften im häuslichen Zirkel oder höchſtens in den engen Räumen einer Wirthsſtube zu beluſtigen *). Dies mußte den Umfang der Spiele beſchränken, und erlaubte dem Dichter nicht, das Leben in ſeiner ganzen Fülle vor den Augen des Zuſchauers erſcheinen zu laſſen. Er mußte ſich auf bloße Skizzen beſchränken, in denen die Darſtellung der Leidenſchaften, überhaupt eine tiefere pſychologiſche Entwickelung unmöglich war. Zudem fehlte es an einem großen und bewegten Leben, das den Dichter hätte emporheben, in dem er Vorbilder für ſeine Perſonen und Handlungen hätte finden, aus dem er das Verſtändniß der großen, die Welt beherrſchenden Leidenſchaften hätte ſchöpfen können.

Man hat oft darüber gelächelt, daß der ehrliche Meiſter uns in ſeinen Perſonen immer wieder Nürnberger Bürger vorführt, er möge Stoffe aus dem Orient, aus dem griechiſchen, römiſchen Alterthum, oder aus der vielgeſtaltigen Sage behandeln. Dies iſt es aber keineswegs, was ſeine geringere Befähigung zum Drama beurkundet; hat doch ſelbſt Shakſpeare römiſche Bürger „zu Londoner Pflaſtertretern" gemacht; haben die großen deutſchen Maler des 16. Jahrhunderts die Frauen der Bibel in die zu ihrer Zeit übliche Tracht gekleidet. Aber nichts deſto weniger ſind Shakſpeare und Lucas Cranach große Künſtler, weil ſie unter dem verfehlten Coſtüm das allgemein Menſchliche in höchſter Wahrheit und Lebendigkeit hervortreten ließen, weil ſie jede Perſon, die ſie zeichneten, in ihrer eigenthümlichen Natur, in der ganzen Fülle ihres Lebens und ihrer Leidenſchaften darſtellten. Wenn wir die Marien am Kreuze Chriſti ſehen, wenn wir die ganze Tiefe und Innigkeit des edlen Schmerzes wahrnehmen, der ſich in jedem Zuge des Geſichts, in der Haltung und Stellung des Körpers, ja ſelbſt in den Falten der Gewänder mit aller Wahrheit ausdrückt, ſo vergeſſen wir bald, daß ſie einen Nürnberger Kopfputz haben, und wir erblicken in ihnen die wahren Marien des Teſtaments, d. h. die von innigem, ſeelenvollen Schmerze erfüllten Frauen, denen durch den Tod des Erlöſers alle Lebensfreude geraubt iſt. Mit den Perſonen des Hans Sachs verhält es ſich gerade ſo; es ſind allerdings Nürnberger Bürger, aber mit einer ſcharf ausgeprägten Individualität des Charakters, der den gegebenen Verhältniſſen vollkommen entſpricht. In der richtigen Zeichnung der Charaktere und der Seelenzuſtände liegt überhaupt ſein größtes dramatiſches Verdienſt, und wenn er dabei keine große Wirkung hervorbringt, ſo liegt auch dies in dem berührten Mangel an hinreichender Entwickelung. Endlich müſſen wir, um das Bild zu vollenden, noch hinzufügen, was übrigens aus Allem, was über ihn geſagt wurde, ſchon von ſelbſt hervorgeht, daß Hans Sachs das Drama in dem volksthümlichen Sinne und Geiſte behandelte, der ihm von ſeinen Nürnberger Vorgängern überliefert worden war. Er kannte zwar die Alten aus Ueberſetzungen, wie er

*) So beginnt unter Andern die „Comödi mit dreyen Perſonen, Vater, Sohn und Narr" (Kempten I, 3, S. 463) mit folgender Anrede:

Ein gutten abend, ihr erbarn leut!
Der Herr im hauß, der lud mich heut,
Wie er wurd heint ein gaſtung halten
Von erbarn leuten, jung vnd alten,
Auch wurd er etlich purſch einlaſſen.
Nun komme ich auch her dermaſſen,
Mein pfenning heut mit zuuerzehrn" u. ſ. w.

ſelbſt Stücke des Terenz und Plautus (die „Menächmen“ und den „Eunuch“), ja ſogar des Euripides und Ariſtophanes „Elektra“ und „Plutus“ bearbeitete; aber ein Einfluß derſelben iſt in keiner Weiſe bemerkbar, höchſtens könnte man hieherrechnen, daß auch er, ſeitdem er die Alten näher kennen gelernt hatte, ſeine Dramen in Akte theilte, während dies vor 1530 nicht der Fall geweſen war. Freilich war dieſe Eintheilung auch bei ihm ganz äußerlich und willkürlich, und es kommt nicht ſelten vor, daß die größten Zeiträume zwiſchen den Scenen eines und deſſelben Aktes vorübergehen, während in demſelben Stück zwiſchen den Akten kein Abſchnitt weder der Zeit, noch der Handlung wahrzunehmen iſt. So erfreulich es übrigens iſt, daß Hans Sachs der volksthümlichen Behandlung des Dramas treu geblieben iſt, müſſen wir dagegen bedauern, daß er den Alten die künſtleriſche Anlage und Entwickelung nicht abgelauſcht hat.

Es wäre unmöglich, die zahlreichen dramatiſchen Werke des Hans Sachs (er hat deren 208 gedichtet) auch nur vorübergehend zu berühren; aber es wäre auch unnöthig, da wir bei allen die allgemeinen Bemerkungen wiederholen müßten, die uns bis jetzt beſchäftigt haben. Wir können uns begnügen, um auf die bedeutendſten einen raſchen Blick zu werfen. Sein erſtes Spiel: „Das Hofgeſind Veneris“, verfaßte er ſchon im J. 1517, aber doch hat er ſich erſt in ſpäteren Jahren dem Drama mit Vorliebe zugewendet; die meiſten dichtete er von 1545 an; das letzte, „Von der Buterin Thais“, entſtand im Jahr 1563. Er ſelbſt theilt ſeine Dramen in Tragödien, Comödien und Faſtnachtſpiele ein, ohne aber von dem Weſen der beiden erſten Gattungen einen klaren Begriff zu haben, da ihm nur diejenigen Dramen für Tragödien gelten, welche traurig endigen, während er ſolche, in deren Verlauf ſelbſt die entſetzlichſten Dinge zum Vorſchein kommen, deren Hauptperſonen am Ende nicht ſterben, Comödien nennt. Abgeſehen davon, unterſcheiden ſie ſich in der Ausführung nicht von einander. Unter dieſen Dramen iſt vorzüglich das von den „ungleichen Kindern Evä“ bekannt geworden, und es verdient allerdings auch durch die treuherzig naive Behandlung des Gegenſtandes Beachtung; doch ſteht ſie dem Schwank gleichen Inhalts weit nach, beſonders fehlt ihm die Rundung und Abgeſchloſſenheit, die an jenem ſo erfreulich iſt, indem der Dichter auch noch den Brudermord hinzufügt, der mit dem eigentlichen Inhalt in keinem Zuſammenhange ſteht. In der Comödie „Beritola“ ſind die Charaktere durch wenige tüchtige Züge ſcharf gezeichnet, und wenn er auch im Ganzen ſeiner Quelle, dem Boccaccio, ſehr treu folgt, ſo hat er doch auch Manches hinzugethan, was die dramatiſche Geſtaltung glücklich förderte. Die „Comödie darin die Göttin Pallas die Tugend und die Göttin Venus die Wolluſt verficht“, iſt, wie Tieck ſehr richtig bemerkt, auf das Anmuthigſte von der Schalkheit und dem Ernſte des Dichters durchdrungen. Auch die „Violante“ gehört zu ſeinen beſten Erzeugniſſen, und beſonders iſt die Erkennungsſcene am Schluß ſehr gut ausgeführt; der „Jüngling im Kaſten“ zeichnet ſich durch heitere, beinahe muthwillige Behandlung aus, während die „Griſeldis“ ein ſchönes Zeugniß ſeiner tiefen Innigkeit iſt. Alle werden aber von der „Liſabetha“ (1) übertroffen, welcher zu einem vollkommenen Trauerſpiele nur die reichere Entfaltung mangelt. Wir haben ſchon oben vorübergehend auf einige Vorzüge dieſer Dichtung aufmerkſam gemacht; wir fügen nur noch hinzu, daß die Charaktere mit vorzüglicher Sorgfalt behandelt ſind. Die drei Brüder, alle drei darin einander ähnlich, daß ſie gewinnſüchtige Handelsleute ſind, treten doch in ſehr geſchiedener Abſtufung auf. Eigentlich bösartig iſt keiner; nur Ambroſi hat einen gewiſſen wilden Zug, der ſich unverkennbar in dem verbiſſenen Ingrimm ausſpricht, mit welchem er ſeiner Schweſter den Spaziergang geſtattet (V. 390). Baptiſta erſcheint dagegen als ein leicht erregbarer Italiäner, den die über die Familie gebrachte Schande mit Rachſucht erfüllt, und in Anthoni iſt eine weiche, mitleidige Seele mit Glück durchgeführt. Die Schwäche der Liſabetha, die ſich von ihren Brüdern zu einem übereilten Vertrag, von der Dienerin zu unüberlegtem Liebeshandel verleiten läßt, tritt in lebensvoller Wahrheit hervor, ohne mit der Innigkeit und Kraft im Widerſpruch zu ſtehen, welche ſie nachgehends an den Tag legt, als die Liebe ſich ihres Herzens bemächtigt hat; vielmehr dient jene Schwäche nur dazu, dieſe Tiefe der Empfindung mit aller ihrer vernichtenden Gewalt hervortreten zu laſſen. So ſkizzenhaft auch das Ganze gehalten iſt, ſo laſſen ſich die Keime einer ächt tragiſchen Behandlung darin nicht verkennen. Das Stück ſchließt, wie beinahe alle übrigen, mit einer moraliſchen Ermahnung, welche hier der Ehrenholt vorträgt. Aus dieſem didaktiſchen Schluſſe wird es aber recht offenbar, daß der Dichter bei der Bearbeitung keineswegs einen moraliſchen Zweck beabſichtigte, ſondern den Stoff ohne alle Nebenrückſicht poetiſch auf ſich wirken ließ; und erſt nach Beendigung des Stücks hat er, um dem Herkommen zu genügen, freilich nicht ohne Willkür, aus der dargeſtellten Begebenheit die Lehren gezogen, welche er durch den Ehrenholb ſo vortragen läßt, als ob ſie ihn bei der Bearbeitung geleitet hätten.

Seine Faſtnachtſpiele ſtehen ohne Vergleich künſtleriſch am höchſten, weil er den einfachen, ihm nahe liegenden Stoff mit ſeinen Mitteln zu bewältigen vermochte und ſie auch ſeiner heiteren Laune am beſten zuſagten. Es ſind meiſtens kleine Anekdoten und Schwänke, die er oft mit großem Geſchick dramatiſch geſtaltet, und bei welchen der Mangel an innerer Entwickelung um ſo weniger vermißt wird, als dieſe einfachen Poſſen ſolche an ſich nicht verlangen, ja nicht einmal vertragen. Sie ſind meiſtens trefflich in ſich abgerundet, lebendig dialogiſirt, von dem liebenswürdigſten Muthwillen erfüllt und dadurch ſowohl, als durch den kernhaften, ächt volksthümlichen Ausdruck von der größten komiſchen Wirkung. Auch in dieſen Stücken ſind die Charaktere mit großer Kunſt gezeichnet, und er weiß insbeſondere dumme Bauern, wie in dem „Fimmfinger Roßdieb“, muthwillige Geſellen, wie in den verſchiedenen Stücken vom Eulenſpiegel, zänkiſche und mürriſche Alte oder einfältige, von ihren Frauen betrogene Ehemänner und daneben verſchlagene alte Weiber, insbeſondere ränkevolle Kupplerinnen nach dem Leben zu ſchildern. Das von uns mitgetheilte, bisher noch ungedruckte Stück gibt davon Zeugniß. (2) Es iſt dies auch deshalb hervorzuheben, weil der Dichter darin verſchiedene Erzählungen nicht ohne Geſchick zu einem wohlgefügten Ganzen verbunden hat, wodurch die unerſchöpfliche Liſt der Mutter und die unverbeſſerliche Einfalt des Mannes zur höchſten

Anſchaulichkeit gebracht wird. Wir nennen außerdem noch das Spiel vom „Teufel, der ein altes Weib zur Ehe nahm", in welchem der Dichter den zänkiſchen Charakter einer alten Frau dadurch unübertrefflich ſchildert, daß ſelbſt der Teufel durch ſie zu Paaren getrieben wird. Höchſt ergötzlich und von großer komiſchen Kraft iſt das „Weib im Brunnen", die, von ihrem Mann aus dem Hauſe geſchloſſen, ihn durch einen in den Brunnen geworfenen Stein glauben macht, ſie habe ſich erſäuft, ſo daß dieſer in der größten Angſt heraus geht und nun von ihr ausgeſperrt und gehöhnt wird. Nicht weniger luſtig iſt „der groß Eiferer, der ſein Weib Beicht höret", und dadurch von ſeiner Eiferſucht geheilt wird, ohne daß es nöthig wäre, ihn, wie den „Pawr im Fegfewr" abzrügein zu faſſen, bis er zur Erkenntniß ſeines Fehlers gelange. Zu den vortrefflichſten Stücken gehört endlich — denn wir können unmöglich alle aufführen — der „Ketzermeiſter mit den vil Keſſelſuppen", in welchem die von der Heucheiei betrogene Einfalt dieſe zuletzt mit glücklichem Witze entlarvt.

1. Ein trawrige Tragedi

mit ſiben Perſonen zu ſpilen: Von der Liſabetha, eines Kauffherrn Tochter, und hat fünff Actus.

Der Ehrenhold tritt ein, neigt ſich und ſprecht:

GOTT geüß euch alle in gemein!
Zu euch wir kommen ſind herein,
Ein tragedi zu recitiern,
In teutſcher ſprach zu eloquiern,
Wie die Boccatius beſchrieb,
Ein kläglich hiſtori der lieb,
Wie ein kauffmann, vor lenaſt geſtorben
Zu Meſſna, der bett eeworben
Geoß gut vnnd drey gewachſner ſöhn,
Darzu ein tochter zart vnd ſchön,
Welche ihr knecht erwarbe frey
Durch jheer meyde kupplerey.
Wies weyter gieng in lieb vnd leyd,
Werd ihr als hören mit beſcheyd,
Doch das man ſtiller ſey darbey!
Doet kommen die brüder all drey.
Nun höret, was ihr rathſchlag ſey.

Actus I.

Die drey Brüder tretten ein, **Anthoni**, der ſpricht:

Hört zu, ihr lieben brüder mein!
Warumb wir bey einander ſein,
Iſt das, weil vnſer vatter iſt geſtorben,
Vnd vns ein mechtig gut erworben
Mit ſeinem groſſen kauffmans handel,
Doch mit eim auffeichtigen wandel,
Hie zu Miſſna in der ſtatt.
Ob dem wöll wir die halten rath,
Ob wir den handel wöllen treiben,
Vnzertrennt bey einander bleiben
Auff gleichen veelnſt vnd gewin,
Oder ob wir denn wöllen hin
Anßtheilen auff nier gleiche theil,
Das ſeder mit verſuch ſein heil;
Darzu ſeder ſein meinung ſag!

Baptiſta, der ſprichtt

Mein Anthoni, wie kan und mag
Die ſach weißlicher werden geend,
Denn das der handel vnzeerreunt
Ein drey jar bey einander bleib,
Auch vnſer keiner ſich verweib,
Das vns halt vnſer ſchweſter hauß.
Solt ſich der handel theilen auß.
So wer es weder halb noch gar:
Mein Ambroſt, iſt das nicht war?

Ambroſi, der ſpricht:

Ja, mein will iſt auch wol darbey,
Das wir den handel alle drey
Vnzertrennt mit einander treiben,
Weil noch drey jar bey uns muß bleiben
Lorentz, vnſer trewer knecht,
Der zu dem handel iſt gerecht.
Doch müß wir fragen in der ſtill,
Ob es ſey vnſer ſchweſter will,
Bey uns zu bleiben in dem hauß.

Anthoni, der ſpricht:

Wir wöllen mit ihr reden drauß:
Ambroſi heiſt ſie einher gahn,
Ihr diſen beſchluß zu zeigen an.

Ambroſi beingt **Liſabetha**, die ſpricht:

Ihr allerliebſten brüder mein,
Willig kom ich zu euch heerin;
Was iſt ewr rathſchlag und beger?

Baptiſta, der ſpricht:

Hör zu, Liſabetha! Es wer
Vnſer beyder meinung vnd will,
Vnd haben beſchloſſen in der ſtill,
Drey jar bey einander zu bleiben,
Den handel vnzertrennt treiben
Auff gleichen verluſt vnd gewinn:
Sag, iſt das auch dein mut vnd ſinn?
Wilt drey jar vnuerheyrat ſein?
So gib dein willen auch darein,
So haſt du auch ein gleichen theil.

Liſabetha, die ſpricht:

Drey jar iſt gar ein kurtze weil.
Was ihr wöllt, daſſelb will auch ich:
Ich gib mich darein williglich,
Vnd wil euch mittler zeit verwalten,
Die kuchen vnd das gantz hauß halten
Mit meinem allerhöchſten fleiß.

Anthoni, der ſpricht:

Schweſter, deß hab groß lob und preiß,
Das du nerwilligeſt darein:
Du ſolſt deß nicht entgelten ſein.
Diß gleb uns allen dreyen an,
Kein weitre einred uns zuthun.

Sie gelobt ihn allen dreyen an; **Ambroſi**, der ſpricht:

Nun gehnt wir, die ding zubeſchreiben,
Wie vnd warbey es ſoll beleyben,
Alles mit wol zeitigem rath
In beſtem furm in unſer ſtatt,
Vnderſchiedlich artlenliern
Vnd leglich darnach nerpetſchiern,
Das vnueeyeichlich gantz zu halten,
Vnd wöllens den glück laſſen walten.

Sie gehnt alle drey auß. **Liſabetha**, die ſpricht:

Ach, es iſt dennoch nicht ſehr fein,
Soll ich ſo lang verhemmet ſein.
Drey jar iſt ſehr ein lange zeit:
Wer weiß, was ſich hernach begeit.
Mich rewt, das ich mich hab begeben,
Mit meiu brüdern ledig zu leben.
Ey, ey, wo hab ich nur hin dacht,
Das ich mich nicht hab baß betracht?

Aneilla, ihr Magdt komrt vnd ſpricht:

Jungfraw, ſagt, wie ſich das begeit,
Das ihr einſam ſo trawrig ſeit?
Ich ſolt euch ſagen einen gruß:
Ich ſich wol, das ich ſchweigen muß.

Liſabetha ſpricht:

Ach ſag, wer hat mich laſſen grüſſen?

Aneilla, die ſpricht:

Ich hab ihm angeloben müſſen,
Ich wölle nuffrichten auff den tag.

Liſabetha, die ſpricht:

Aneilla, wer iſts? liebe, ſag!

Aneilla, die ſpricht:

Es iſt Lorenzo, vnſer knecht.

Liſabetha, die ſpricht:

Ja wol, er iſt mir nit zu ichlecht!
An ſeinem gruß ligt mir nicht vil.
Drumb ich dir auch nit dancken will.

Aneilla, die ſpricht:

Ey, er iſt gar nicht znuerachten!
Jungfraw, wenn ihrs wolt recht betrachten,
Iſt ſe ein menich deß andeen wert.
Iſt er nit höflichee gebert?
Iſt er nit tugendhafft vnd adelich,
Guter ſitten gar untadelich?

Hat er nicht ein züchtigen wandel?
Hat er nicht ewers vatters handel
Ein lange zeit ordnlich verwalten
Mit kauffen, verkauffen vnd buchhalten?
Es ligt nicht nit an groſſen gichtechten
Man find offt vnder armen knechten
Auch adelich vnd erbre gmüt.

Liſabetha, die ſpricht:

Du haſt gleich hertz, ſinn vnd gebür
Durch deine ſüſſe wort bewegt,
Mein harten ſtolz nider gelegt:
Drumb ihm mein gruß hinwider ſag.

Aneilla, die ſpricht:

Er gab mir auch auff diſen tag
Diß gülden kettlein mit ſeufftzn ſencken,
Im beſten ſein darbey zu dencken,
Gab mir diß brifflein, euch zu leſen,
Darinn verſtehn ſein klägklich weſen
In lieb, darinn er gfangen leg.

Liſabetha nimbt den Brieff.

So gehnt wir hin ein kurtzen weg
Verborgen in meinen kemnat,
Vnd ſchaw, was er geſchriben hat:
Doch ſchweig zu aller driſt that!

Actus II.

Lorentz, der tritt ein vnd ſpricht zu ihm ſelbſt:

Ach ich ſoll gehn rechnen vnd ſchreiben,
So thut mich die ſtreng lieb vmbtreiben,
Das ich alſo erſtomm vnd drinn,
Sam halb berawbet meines ſinn.
Ich nimb ab an dem leib vnd krafft:
Wirdt mir nicht ein gnedig beeichafft
Von der, die mein hertz hat gefangen,
So iſt all mein hoffnung vergangen.

Aneilla kompt vnd ſpricht:

Lorentze, ich bring gute mer:
Die aller liebſt wird kommen her
Vnd ſich freundlich mit euch bereden
Heimlich allein zwiſchen euch beden:
Ich hoff, ihr habt erlanget gunſt.

Lorentzn, der ſpricht:

Du ſolt nicht haben thun vmbſonſt!
Aneilln, ſo nimb hin von mir
Drey crona, die behalte dir
Etwann zu ſtewr an einer ſchauben.

Aneilla, die ſpricht:

Habt danck, junghere, ich will auff glauben
Erſt allen fleiß mit euch fürwenden,
Die ſach glückſeliglich zu enden.

Liſabetha kompt vnd ſpricht:

Lorentz, ich danck dir deiner ſchenck,
Im beſten dein darbey bedenck.
Auch haſt du mir heimlich geſchriben,
Wie du ſo hertzlich mich thuſt lieben:
Ich dencke, es ſey nur dein ſcherz.

Lorentzo, dee ſpricht:

Jungfrow, wolt Gott, ihr weſt mein hertz!
Nit mehr wolt ich non euch begern,
So wurd ihr mich in lieb gewern,
Jedoch allein in zucht vnd ehr.
Anders beger ich nichtſen mehr:
Deß ſolt ihr euch zu mir verſehen.

Liſabetha, die ſpricht:

Daſſelb mog aber auch nicht geſchehen,
Weil ſich mein brüder in kurtz ſtunden
In geſellſchaft zam haben verbunden,
Vnd ich mich mit ihn gleich ſo wol,
Das vnſer keins heiroten ſoll
Biß nach der dreyer iar außgang.

Lorentzo, der ſpricht:

Ich weiß es wol, dins iſt nicht lang.
Wie? wann ir mir die eh verhieſt,
Die zeit euch nichtſen irren lieſt?
Wo anderſt ewrs hertzen begir
In trewen alſo ſtünd zu mir,
Als herzlich euch mein hertz thut lieben.
Wie ich euch warhafft hab geſchriben,
Lang hab ich euch die lieb getragen
Vnd hab es doch nie törffen wagen,
Daß ichs geoffenbaret het.

Liſabetha, die ſpricht:

Vor lengſt ich das wol mercken thet
Sollich heimliche lieb an dir,
Es wolt aber nit zimmen mir,
Das ich michs hett genommen an
Alſo auff einen bloſſen wan
In lieb ich mich dir zu erzeigen,
Wiewol ſich ſe zu dir thet neygen
Mein hertz von kindheit meiner jugent,
Weil mir all dein ſitten vnd tugent
Gefielen für all ander monn.
Nun aber ich erfahren han
Dein ehrlich trew vnd liebe brunſt,
Offne ich dir mein lieb vnd gunſt
Für all mansbild auff erden gar.
Wilt du nerziehen noch drey jar,
So wil ich dich dee dir gewern.

Lorentzn, der ſpricht:

Ach jungfraw zart, von hertzen gern!
Auff das ich gewis ſey ewer lieb,
In ewren willen ich mich ergib,
Wie, wo vnd wenn nur ihr ſelbſt wöllt.

Liſabetha, die ſpricht:

Lorentze merck mich: beint ſo ſtil
Zu mir kommen in niten ſanl,
Da wöll wir entlich auff ein mal
Beſchlieſſen nnſer beydee lieb,
Darouff ich dir das ringlein gib.
Sey ſtill vnd weiter niemnnd traw!

Lorentzo, der ſpricht:

Ach hertz allerliebſte jungfrow,
Seyd nur ohn ſorg, es ſoll ſein ſtill!
Vff beint ich zu euch kommen will
Auff die rechten ernennten ſtundt.
Nun ſpar euch Gott dieweil geſundt!

Er vmbfecht Liſabetha, ſie geht hin, ſo ſpricht Lnrentzn zu ihm ſelber:

Ach Gott, wie lang iſt heut der tag!
Der nocht ich kaum erwarten mag.
Der ich ſo long zeit hab begerl,
Deß bin ich von der liebſten gwert.
Sobald der mon verbirgt den ſchein,
Will ich heimlich ſchleichen hinein
Zu der hertz aller liebſten mein.

Actus III.

Die zwen Brüder Anthnni nnd Baptiſta tretten ein, vnd Anthoni ſpricht:

Baptiſta, haſt die brieff geſchrieben,
Die nechten ſind zu ſchreiben bliben,
Weil wir vns ſo frü legten nider?
Auch muß mir gen Venedig wider
In wechſel legen die verfallen friſt.
Weiſt du nicht, wo Ambroſi iſt,
Das er zuſamen zehl dos gelt?
Es hat vns nechten weit gefehlt.
Schow, jetzund kompt er auch herbey:
Es ſicht gleich, ſom er zornig ſey.

Ambroſi kompt, wind ſeine händ nnd ſpricht:

Ihr brüder, immer weh vnd och!
Ach weh der groſſen ſchand vnd ſchmoch,
Die vns zuſteht auff diſen tng!

Anthoni, der ſpricht:

Was iſt das vbel? vns anſag!

Ambrnſi, der ſpricht:

Ach Gott, was ſoll ich ſagen von
Dem, das doch niemand wenden kon?

Baptiſta, der ſpricht:

Ey ſags, ſo ſuchen wir hilff nnd rath,
Eh es vns werd zu kurtz vnd ſpnt!

Ambrnſi, der ſpricht:

Ihr brüder, waffen vber waffen!
Der knecht hat bey vnſer ſchweſter gſchlaffen!

Anthnni, der ſpricht:

Wer ſogts? villeicht iſt es nicht wne!
Der warheit vor dich boß erfar.

Ambrnſi, der ſpricht:

Ich dorff es für ein worheit ſehen,
Denn ich habs mit mein angen gſehen
Vnd auch mit mein ohren gehört.

Anthoni, der ſpricht:

Hot vns der ſchalck alſo bethört,
So wöll wir ihn vor gricht anklagen,

Das er mit ruttrn werd außgschlagen:
Dns wer des schelm verdienter lohn.

Ambrosi, der spricht:

Warumb walt wir dasselbig thon?
Das unser schwester werd zu schand?
Daß man durch uns ganz welsche land
Mit fingern den auff uns wird zeigen?

Baptista, der spricht:

Jn freylich, thu der red nur schweigen,
Hat der schalck geschendt unser schwester.
Es thut mich wat gedunckt gester,
Wie er sie also nsst anjach,
Daß es ohn ursach nicht geschach;
Die schmach weiß ich nicht das zurechen,
Ich will das rapier durch jhn stechen,
Jhn heim zu nacht ins wasser tragen,
Su kan niemand nichts von uns sagen.

Ambrosi, der spricht:

Ja, diser rath gefelt mir nuch.

Anthoni, der spricht.

Ey, das wer vil zu streng und rauch,
Solt wir jhn von deßwegen tödten!
Ein lindre straff wer wal nun nöthen,
Dieweil kein mund nicht bleibt verborgen.
Es brecht uns in gefehrlich sorgen,
Uns semtlich umb leib, ehr und gut.
Darumb so folget meinem mut:
Wir wölln uns rechen wal mit ehr,
Den schalck verkauffen auff das meer,
Das man an ein galeren schmid,
Das er sein lebtag hat unfrid,
Elend muß ziehen an dem ruder.

Baptistn, der spricht:

Dein rath ist böß, mein lieber bruder!
Der schalck wird sollichs nun uns klagen,
In dem schiff allen Herren sagen,
Das er unser schwester beschlaffen:
Wenn wir jhn an dem leben straffen,
So kan er sagen nichts daruan.
Weist nit, man spricht, ein todter mann,
Derselbig, der kan niemand beissen.

Ambrosi, der spricht:

Jch wil ein rechten weg euch weisen:
Wir wöllen heut zu abent spat
All drey heimlichen auß der statt,
Mit jhm hinauß gehn sam spatieren,
Und weit im holtz herumb resteren,
Biß wir den jungfrawschender bringen
Bey dem birg in die tieffen klingen,
Da uns niemand sehn kan, noch hörn.
Da wöll wir den böswicht ermörn,
Und jhn denn in dem wald eingraben
Als dann wir uns gerochen haben.
Das er sollches nicht thu mehr
Und unser schwester bleibt bey ehr.
Fragt uns denn jemand, wo er sey,
So sprechen wir dann alle drey,
Wir haben geschickt jhn auff ein meß.
Darmit kompt es in ein vergeß.
Jnt ewer will und wolt es thun,
Su glnbet mir daffelbig an.

Baptista, der globt an und spricht:

Ja, warum nicht? es ist mein will;
Su komb wir fein ab in der still.

Anthoni, der glabt auch an und spricht:

Jch glob mit an, und nicht fast gern;
Doch will ich euch zu willen wern;
Jch mag aber nit hand anlegern.

Baptistn, der spricht:

Du darfst kein finger darzu regen:
Wir wölln die schmach allein wol rechen,
Und jhn mit den rapiern erstechen.
Jetzt geht der böswicht gleich darein.

Lorenzo geht hinein; Ambrosi, der spricht.

Jhr brüder, so wöll wir auff sein,
Hinauß spatieren in den wald.
Walauff, Lorenz, geh mit uns baldt!

Lorenzo, der sarcht:

Solt ich nicht nor den schuldbriff schreiben?

Ambrosi, der sarcht:

Nein, last es jetzt anstendig bleiben,
Es hat wol zeit; kumb jetzund mit!

Lorenzo, der spricht:

Ja geren! doch fall ich nur nit
Dem hertzog die quitantzen machen?

Baptistn, der spricht:

Hörst nicht? laß ruhen alle sachen
Und gehe mit auff dises mal:
Es kompt die zeit wal, das man zal!

Lisabetha geht ein mit der Magd und spricht:

Jhr brüder, wo sn frü hinauß?

Ambrosi, der sarcht:

Schweig du und bleib ein weil beim hauß!

Sie sicht Lurentzo nach, er jhr wider: sie gehnt hinauß. Lisabetha setzt sich nider und spricht:

Ach, wie ist mir mein hertz so schwer!
Das nur mein Lorentzen nichts wer!
Wie sind sie auß so mechtig lang?
Mir ist von hertzen angst und bang.

Ancilln, die spricht:

Ey sie werden nit lang außbleiben,
Der hunger wird sie heimer treiben.
Sie sind außgangen nit zu weit,
Dieweil es bald wirdt essenzeit.
Schawt, dart kommen sie wider schan.

Lisabethn, die spricht:

Su geh und richt uns essen an!
Ach, wo geht ihr so lang spacieren
Und thut ohn nutz die zeit verlieren?
Wa habt ihr Lurentzen gelassen?

Ambrosi, der spricht:

Wir haben jhn ausgeschickt dermassen,
Zu schaffen unsern nutz und frommen,
Das er nit bald wirdt wider kommen.

Lisabetha, die spricht:

Ach, wa habt ihr jhn hin geschickt?

Baptista, der spricht:

Was gehts dich an? Dein red verzickt
Dich! Wus hast nach dem knecht zu fragen?
Schweig des knechts, odr ich wirt dir sagen,
Uns du nit geren hören wirst!

Lisabethn, die spricht:

Was hilfft dichs, dast also stathirst?
Nimbst denn kein wort in gut nan mir?

Baptista, der spricht:

Schweig nur des knechts, das rath ich dir!

Ancilla kompt and spricht:

Jhr junckherrn, kommet zu dem tisch,
Berehtet sind wiltpret und fisch,
Und auch der wein gar kul und frisch.
Sie gehen alle hinnuß.

Actus IV.

Lisabethn kompt mit der Magd; Lisabetha setzt sich nider und spricht:

O Ancilla, mein trewe meyd,
Sey dir geklagt mein hertzenleyd!
Jn nöten kumpt mein Lorenz nicht!
Er ist mir heint in trauues gsicht
Erschinen trawrig und unmutig,
Bleich, jemmerlich, tödtlich und blutig,
Und sprach: „Herzlieb, warumb betrübest
Dich? in weinen und klagen nbest?
Dann du darfst nit mehr nach mir fragen,
Weil mich dein brüder hahn erschlagen
Dauß in dem waldt bey einer linden:
Mit meim blut ist besprützt die rinden.
Mit ihren waffen sie darnach haben
Mein todten leib darunter graben.
Darumb sn wein nit mehr nach mir,
Dann ich komm nimmermehr zu dir.
Du mehrest mir dardurch mein leyden.
Gsegen dich Gott! ich muß mich scheyden!“
Mit dem der geist von mir verschwandt
Und ich bin nufferwacht zu handt.
O Ancilln, meins hertzen leyde!
O Lorenz, deins klaglich abscheyde!
Nun verdreust mich, auff erd zu leben!

Anella, die spricht:

Ein trewen rabt will ich euch geben.
Villeicht ist es kein warheit nicht,
Trüglich sind die treum und gesicht.
Wir wöllen in den waldt spacieren

Gemeltes ort fein durch reſtieren,
Der warheit gar bald werden jun.

Liſabethn, die ſpricht:

Betrübt iſt mir mein mut vnd ſinn;
Ich förcht, es ſey nur gnr zu war!
Mein brüder ſehen dückiſch gnr,
Nit mehr, wie vor, ſind freundtlich mir.
Jedoch will ich nach folgen dir,
Wo ich ſhn todt ſind in der orden,
Od mir ein glied von jhm möcht werden.
Mit vrlaub wöll wir gehn hinauß.
Da kommens gleich all drey zo hauß.

Die Brüder all drey gehen ein; Liſabetha, die ſpricht:

Ihr lieben brüder, luſt mich ſpacieren,
In vnſern gnrten zu manieen:
Mich dunckt gleich, ich ſey ſchwach vnd krnnck.

Ambroſi, der ſpricht:

Junckfrawen zimbt kein ſpacier gnnck
Für das nntthor; doch geh nur hin,
Dn hnſt dein eygnen kopff end ſinn!

Liſabethn, die geht vnd ſpricht:

Wir kommen bald wider zu hauß.

Baptiſtn, der ſpricht:

Kompſt nit, ſo geh es an dir auß!

Sie gehn hinauß, **Anthoni, der ſpricht:**

Ihr brüder, ich bin ſtehts in ſorgen,
Der mordt werdt bleiben nit verborgen,
Werdt vns in alles vnglück beingen.

Ambroſi, der ſpricht:

Ach, was kümmerſt dich mit den dingen?
Du haſt ein hertz gleichwie ein has!
Dahin geht weder weg noch ſtraß,
Da der todt böſewicht ligt begrnbtn.

Baptiſta, der ſpricht:

Ihr lieben brüder, ſchweigt! wir haben
Die ſach nuſſs weißlichſt griffen an,
Vnd kamen nm kürtzten darnnn.

Anthoni, der ſpricht:

Ich will in die ſchreibſtuben gehn,
Ihr aber geht hin nlle zween
An marckt vnd thut des handels warten.
Sich, kombſt ſchon wider nuß dem garten?

Die drey Brüder gehnt nnß; Liſabetha ſetzt ſich vnd ſpricht kläglich:

Nun bin ich aller frewd beraubt!
Aneilln, laag das todte haupt
Meins nller liebſten Lorenzen her.
O das es noch bey leben wer!
Bis mir willkom zu tauſend mal!
Wie iſt dein roter mund ſo fal!
Ach Gott, wie biſt ſo gar erblichen,
Wie ſind nlle krefft von dir gewichen,
Wie ſind dein klare augen brochen!
Ich hoff zu Gott, dn werſt gerochen.
An den grimmigen mördern dein,
Wiewol ſie meine brüder ſein.
O Anrilla, nun raht, wie ſoll
Ich das todt haupt behalten wol,
Das es nit ſchmecken thut werden?

Aneilla, die ſpricht:

Frnw, ſo nembt ein grünen wurtzſcherben,
Vnd legt dnrein das hnupte werd
Vnd dnrauff gute friſche erd
Vnd pflanzt darauff ein edels krant,
So bhalt ihr ewers hertzen trawt
Ein lnng zeit heimlich verborgen.

Liſabethn gelt ihr das haupt vnd ſpricht:

So nimb das haupt, thu es verſorgen,
Wie dn geſagt haſt; pflanz es ein
Vnd bring es wider zu mir rein.

Die Magd geht mit dem trdten hnupt hinnnß; **Liſabetha ſpricht zu ihr ſelbſt:**

O glück, den du mir haſt gegeben,
Dem hnſt genommen nnch das leben,
Vnd mit dem all mein frewd entzogen.
Wer auff dich trawt, der wirdt betrogen!

Die Magd bringt den Wurtzſcherben vnd ſpricht:

Frnw, die bring ich ewern höchſten ſchatz,
Der in dem ſcherben hat ſein platz:
Den werdt ihr nnn gar wol verſorgen.

Liſabetha nimbt den Scherben, truckt jhn vnd ſpricht:

O ich will ihn nun nllt morgen
Mit mein eygnen zehern begieſſen!
Des ich nit lebent mag genieſſen,
Denſelben ich doch tödtlich hab.
Verborgen in dem ſchönen grnb.
Mit dir ich haben will mein luſt,
Dich freundtlich drucken an mein bruſt,
Muſt mein heimlicher bule ſein,
Dieweil ich hab das leben mein.
Mein Ancilla, ſng nichts darnon!
Ein gute ſchenck will ich dir thon:
Thn an mir, nls ich dir vertraw!

Aneilln, die ſpricht:

Seyt nur ohn ſorg, hertzliebe fraw,
Ich knn wol ſchweigen heimligkeit.
Kompt ichlnffen, es iſt groſſe zeit,
Dann es iſt vber eylffen weit.

Sie gehen beyde mit dem Wurtzſcherben hinauß.

Actus V.

Die drey Brüder tretten ein, **Anthoni, der ſpricht:**

Ihr brüder, hört ein frembden ſinn,
Des ich heut innen worden bin,
Ihr wiſt, dns vnſer ſchweſter hat
Ein wurtzſcherben, den ſie frü vnd ſpat
Küſſet, hnlſet vnd lieblich trewt.
Von ſhr hat mir ein nachbar heut
Geſagt, wie vnſer ſchweſter täglich
Od dem wurtzſcherben wein ſo kläglich:
Was meint ihr doch, was es bedeut?

Baptiſtn, der ſpricht:

Wöllt ihr, ſo wöllen wir wol hent
Der Schweſter jhren wurtzſcherben ſtelen,
Ihr den ein weil heimlich verhelen,
Vnd mercken, was ſie darzu wöll ſngen.

Ambroſi, der ſpricht:

Den raht will ich gnr nit abſchlagen;
Ich will ſelbſt in ihr kammer gehn
Vnd ihr wol heimlich ſtelen den.
Bleibt dn, biß das ich jhn her bring.

Anthoni, der ſpricht:

Wie iſt ſo ein leichtfertig ding
Vmb ein weibsbild, bald böß vnd gut,
Bald trawrig vnd bald wolgemut.

Ambroſi bringt den Scherben end ſpricht:

Schnw da, ich jhren ſcherben hab!
Hör, hör! ſie kompt jetzt nnch hernd.

Liſabetha kompt end ſpricht:

Welcher hat mir mein ſcherben hin?
Derſelbig geb mir wider jhn.

Ambroſi, der ſpricht:

Ey, wns geht vns dein ſcherben an?

Liſabetha, die ſpricht:

Ich will einmal mein ſcherben han!
Es hat mien ewer einer ſtolen.

Baptiſtn, der ſpricht:

Ich will gehn, ein wahrſager holen,
Derſelbig wirdt den rechten zeygen.

Liſabetha, die ſpricht:

Thn nur deines geſpöttes ſchweigen!
Ach, gebt mir mein wurtzſcherben her!

Anthoni, der ſpricht:

Ja, wenn wir weſten, wo er wer,
So wolt wir dir jhn wider geben.

Liſabethn, die ſpricht:

Ohn mein ſcherben knn ich nit leben:
Wolt ihr mien geben, wol vnd gut!
Wo nit, ſo ſtirb ich vor vnmut.

Liſabethn laufft hinauß; **Anthoni, der ſpricht:**

Was mng ſie liebs im ſcherben haben?
Sie hat leicht gelt darein vergraben.

Ambroſi, geh, auß ler jhn frey,
Schaw, was darinn verborgen ſey!

Ambroſi tregt den Scherben hinauß; dieweil ſpricht **Baptiſtn:**

Sie iſt ergrimmet gleich im zorn,
Samb hab ſie etwas groß verloren:
Was wirdt nur gutes darinnen ſein?

Ambroſi belangt das haupt vnd ſpricht:
Schawt zu, ihr lieben brüder mein,
In dem ſcherben ſind ich, gelaubt,
Locenzen vnſers knechtes haupt,
Welcher von vns begraben war.
Nyn wirdt diſes merdt offenbar,
So muß wir all drey ehn genad
Gerichtet werden mit dem rad.

Anthoni, der ſpricht:
O nichts guts mich geantet hat!
Hett ihr gefolget meinem raht,
So wer das vbel nit geſchehen.
Nun laſt vns all drey wol verſehen,
Das man das haupt heimlich vergrab,
Vnd wöllen vernmen vnſer hab,
Barſchafft vnd andre lauffmans wahr,
Vnd wöllen eylent ſchiffen dar
In Neapolis in der ſtill.
Iſt ſollichs ewer beyder will?

Bapeiſta, der ſpricht:
Ja, das iſt je der eynig weg:
Drumb eylent bald vnd ſeydt nit treg,
Nit lenger wir zu harren haben.
Ambroſi, thu das haurt vergraben,
Sowil ich ein galee beſtellen.
Anthoni, ding dn ſtaeck geſellen.
All ding ins ſchiff führn vnd tragen,
Das wir morgen, eh es wirdt tagen,
Abſahren in des meeres peet,
Eh dann auffderch des knechtes mord.

Sie gehnt hinauß. Aneilla führt Liſabetha hinein: die ſpricht kläglich:
O Aneilla, wo iſt mein ſcherben?
Wirdt er mir nit, ſo muß ich ſterben.

Aneilla, die ſpricht:
O fraw, ich weiß ihn warlich nicht!
Ewr brüdr, die mörderlichen böſewicht,
Die haben ſelbs geſtolen ihn
Vnd fahern auff dem meer dahin,
Vnd haben alle ſchätz daruan:
Daeumb ich euch nit helffen kan.

Liſabetha ſchlegt jhre Hendt ob dem Kopff zuſammen vnd ſpricht:
Erſt iſt all mein hoffnung dahin!
Des todtes ich gantz eygen bin.
Kom, grimmer todt, mach meim ellendt
Duech dein bitterleit gar ein endt.
Ancilla, fahr mich an mein beth,
Eh mir mein arme ſeel außgeht!

Aneilla führt ſie gemach hin vnd ſpricht:
Ach, liebe fraw, gehabe euch wol!
Weil ewer hertz iſt trawrens vol,
Vnd euch ja nahen will der todt,
So habt ewer hoffnung zu Gott,
Der hilfft euch hie vnd dort auß noht!

Man leegt ſie in etn Seſſel ab. **Der Ehrnholdt** beichteuſt:
Alſo habt ihr an allen orten
Die tragedi mit kurtzen woeten
Gar ordnlich hören vberſummen,
Darauß fünff nutzer leheen vns kummen.
Erſtlich, das man jung töchtee wol
Zeitlichen verheyrathen ſoll,
Vnd nit auff etlich jar ſie teriben,
Darinn vnuerheyrat zu bleiben
Dann es wiedt ihn darnach erſt weh,
Zu kommen in den ſtandt der eh.
Zum andern, wie geſehelich ſey,
Zu bhüten ſie vor kupplerey.
Weil man findt ſo vil berentreiber,
Mayd vnd derqleich vil alter weiber,
Die heimlich nemmen gab vnd ſchenck,
Vnd beauchen ſo vil liſt vnd renck,
Biß ein tochter reden dahin,
Das vor nie war ihe mut vnd ſinn.
Zum dritten, das ein junckfraw ſoll
Sich ſelbeet auch furſehen wol,
Wo ſie wohnet in einem hauß,
Da mansbilder gehnt ein vnd auß,
Vnd die heimlichen heyrat fliehen
Vnd noch vil ſtillee ſich einziehen
Vor eine vnerdenklichen lieb,
Die bey ihn einſchleicht als ein dieb:
Wo ſtro nahent beim fewer leit,
Wirdt brinnent es in kurtzer zeit.
Zum vierdten lehenen hie die alten,
Das ſie ſelbſt in dem zaum ſich halten,
Wo gleich etwas vnehelichs geſchech,
Das ſie mit rach ſind nit zu gech,
Sonder das arg zu gutem wenden
Vnd ſtill die ſchandt mit eheen enden,
Vnd nit der ſtrengen rach nachgehen,
Vnd auß eim ſchaden machen zween.
Zum ſunfften lehee man auch darbey,
Das ſich veemeyne mörderey
In die leng nit verbergen mag:
Sie kommet mit der zeit an tag.
Durch wunderliche weg vnd ſteaß,
Darauff kein menſch nit dencken was.
Alſo auß der tragedi kan
Hie leheen wol ein jederman,
Daeauß ihm nutz vnd tugend wachs:
Wunſcht euch ſampt guter nacht Hans Sachs.

Die Perſonen in die Tragedi:

Der Ehrnholt	1
Bapeiſta, dee erſt Bruder	2
Ambroſi, der ander Bruder	3
Anthoni, dee dritt Bender	4
Liſabetha, jhr Schweſter	5
Aneilla, jhe Magd	6
Lorenzo, der Knecht	7

2. Ein Faſnachtſpil mit 4 perſon.

Die Inplet ſchwieger mit dem alten lauffman.

Der alt kaufman dritt ein. S.
[H]ewt mns ich in Franckforter mes;
Auf das ich aber nichts verges,
Hab ich mir gmacht ein memorial.
Die weil mit mir wil gen zw Dal
Mein handel, klain wil ſein mein gwin,
Wie wol ich nichs verſaime darin,
Doch ich imer einrin in ſchüld.
Das pringt mir haimlich vngedüld,
Die weil doch iſt die ſchüld nit mein.
Hab wol ein weib, get ſauber rein,
Die keſt mich wol fiel, vnd noch mer.
Doch thuet ſie nicht wider Er,
Vnd helt mich auch wol vberans;
Wan ich mein Schwigee hab im hans.
Die ſie zencht vnd helt vnter der rüten
Den traw ich paiden alles güten.
Da lumen ſie gleich paid hereiu.

Die Fraw vnd ſchwieger gemain; **Liſabeta**, die fraw. S.
Secht, mein herr, wölt ihr itz auffein?
Ich wünſch euch vil glücks auf die rais.

Der alt kauffman:
Nun halt wol haus, ich euch verbais,
Thuet mir auf der rais wol gelingen,
Wil ich euch paiden der mes pringen.
Mein Schwiger, euer hochtee allein,
Laſi euch dio weil pefolhen ſein.
Got pehüt euch vor herzen leid!
Vnnd get gleich das ander glaid.
Der Herr ſey mit euch allenpaiden.

Die Schwieger. S.
Glück zw, gluck zw, lieber her Haiden!
Seit nur an Sorg, weil ir ſeit aus,
Wir wöllen Felich halten haus,
Wie wir vor almal haben ehan:
Daran ſolt ir lain Zweiffel han.

Der alt kauffman get ab; **Liſabet** ſicht im ain stücken nach. S.
Schaw vunter, wie ſtet dem alten pock
Hinden ſo arttich an ſein reck!
Drumb thw ich ſein rock, mag ich ſehen,
Hinden vil lieber, den veeen ſehen,
Wan hinden bet ſein rock vil valten.
Forn frag ich nichs nach dem alten:
Wan er iſt ghrunzelt vnd vngſchaffen,
Murret vnd muncket, gleich aim affen,
Er gernt vnd prumet, wie ain per,
Vortags im haus hin vnd her;
Wil auch nit leiden, das ich mich putz.
Wen ich nur aus znm fenſter gutz,
So leſt ers nnperedet nicht:
Da mir oft haimlich we geſchicht,

Voraus wen ich nachtz her hoffiren
Mit tanten, Singen vnd hoffiren
Den, welchen mein hertz hat erwelt,
Der mir für alle welt gefelt.
Det nur der alt ſein augen zu,
So welt ich mich Elich zw rw
Mit meim Pangratz zu haus ſetzen.
Mitler zeit mus ich mich ergezen
Mit im der frewden, wen ich mag.

Lupina, die müter:

Ja, mein dechter, deine jungen tag
Mit dich, wie ich auch hab gethan.
Ich het auch einen alten man,
Der mir nit vil frewd machen det,
Darumb ich auch ein zülen het
Haimlich vnd ſtil mir auserkoren,
Das mir kein menſch iſt inen woren.
Wan ich hilt mich einzogen ſtil,
Bein lewten nit umbalierte ſtil,
Meim alten ich an allen orten
Ser freuntlich was mit Schmeichelworten,
Zog ein das helmlein durch das maul,
Macht günſtig mir den alten gaul,
Das er mir über wol thet trawen.
Ich glaub, het er ſchon zu thun ſchawen,
Das ich geprochen het mein E,
Er hetts nit glaubt: darpey verſte,
Mein dochter, halt auch alſo dich,
So pheltzt pey Eren dich vnd mich,
Das man uns helt für yber, frumb.

Liſabeta, die dochter:

Ach, müter vnd ſprich, das doch kumb
Der aller liebſt auf dieſer ert,
Des mein herz alle zeit pegert,
Das wir haben ein guten mut:
Wer wais, wens uns mer wirt ſo gut.

Lupina, die Mutter ſ.

Ge dw in keller, pring zu drincken,
Ich wil gen naus und wil im wincken.
Dort get er eben vnden für
Ich will gen öffnen die hinter thür.

Sie gent paid aus; Pangratz der Jungling kumpt vnd ret wider ſich ſelb ond ſ.:

Der alt kauffman iſt ghriten aus,
Kumbt nit ſo paid wider zu haus!
Mitler zeit mus ich das haushalten,
Mit meinem herzlieb frewden walten
Baide mit eſſen vnd mit drincken.
Weil mir die alt herauff det wincken,
Als ich an gfer ging nnden für,
Schlos ſie mer auf die hinter thür;
Da ſchlich ich ſtilſchweigent hinein,
Das mich ſach weder gros noch klein.
Das bab ich nun lang zeit getrieben,
Iſt yetzher noch verſchwigen blieben,
Nit wais ich, wies ein mal wurt gan,
Wen mich ergriff der alt kauffman:
Wan die alten ſtecken vol dück.
Nun ich wags immer hin auf glück,
Weil mich das weib hat lieb vnd wert,
Hab von ir, was mein hertz pegert;
Sie klait mich, geit mir darzu gelt,
An frewden mir gar nichſen felt.
Ach wie kunt mir den pas geſein?
Da get die allerliebſt herein.

Liſubeta kumpt, umfecht in. S.

Pis mir willkumb, dw mein Pangratz,
Mein droſt, mein lieb, mein hechſter ſchatz!
Wie kumſtn ſo ſelten zu mir!

Pangratz, der Jüngling:

O ich wer geren ſtetz pey dir,
So mag es leider nit geſein,
Die weil lebet der alte dein:
Des leit mein herz ungſt, laid vnd zwanck

Liſabeta. S.

Er hat mir geſchriebn, er ſey bot kranck.
Er hab verwegen ſich ſeins lebens.

Pangratz, der Jüngling ſ.

Ich fürcht, all hoffnung ſey vergebens:
Er wirt oft krank vnd teglich kreiſt,
Er pulſiert, hüſtet, echtſt vnd feiſt.
Weiſt nit, ein altes Sprichwort gicht,
Was ſey krachet, das prichet nicht.
Darumb durff wir vns nit verſehen,
Das ſein dot vns mit lieb wert giſchehen,
Das wir zam kemen in die Ee.

Die ſchwiger kumpt geloffen vnd ſchreit laut:

O liebe dochter, ach vnd we!
Dein man klopft an der haustür on.

Liſabetn. S.

O wo ſol wir den dich hinten?

Lupina, die müter. S.

Ei ſper in ein die kamer dein,
So wil ich den alten laſſn ein.

Der Jüngling verbirgt ſich. Die alt get ab vringt den alten kauffman, das weib empfeht in. S.

Mein heer, wie kumbt ir ſo paid wider?

Der alt kauffman S.

Der Stain hat mich geworffen nider,
Mein lel war mir ſchir gangen aus,
Da eilt ich wider heim zu haus.
Pet mir, das ich mich leg zw rw,
Vnd deck mich darnach warm zw.
Liebs weib, ich pin von herzen kranck.

Lupina, die Schwiger S.

Mein aiden, ſetzt euch auf die panck,
Laſt euch ſo not zu pet nit ſein.
Ge, dechter, trag ein leilach rein,
Der wir haben gemacht vir par,
Die weil der alt herr auſen war,
Das er auch ſech, das wir nit feyern,
Vnd müſſig in dem haus umb leyern,
Sunder von uns wert ein gezecht.

Das weib peingt ein leilach; das zihens pey den zipfeln auf dem alten Sein augen. Die Schwiger. S.

Mein lieber aiden, albie ſecht:
Die leylach hab mir ins haus tracht,
Geſpinnen, gewürckt vnd gemacht
Mit vnſern henden alle pey.
Nun lauff, lauff hin an wider rey,
Vnd dem alten herrn das pet mach.
Die ſeiden deck deck im zwifach
Lieber, das er erwarm zur ſtund,
Der Stain ſich leg, vnd werd geſund!

Der Jungling ſchleicht vor dem leilach aus, die zwo gent aus zw petten. Der alt kauffman. S.

Wie iſt mein haus verſorgt ſo wol!
Mit haufrat ſo zechent mirs nol
Mein ſchwiger vnd mein frumes weib,
Vnd warten mir aus meinen leib.
Gott wöll in geben gleichen lon,
Was güts ſie teglich an mir thon.

Die zwo kumen wider; das Weib S.

Das pet, das iſt pereitet zw;
Kumbt, mein herr, legt euch an die rw.

Sie füren den alten ab, kummen all paid wider; das weib S.

O müter, wie war mir ſo angſt!
Ich hab peſorget wol ver langſt,
Es wert einmal vnglück zu ſchlagen.

Lupina, die müter:

O liebe dochter, bey mein tagen
Hab ich erſtanden vil der ſchrecken;
Doch war ich ſo nel liſt ſtecken,
Vnd almal ein riebeyſen fund,
Darmit ich mich beſchützen kund,
Macht meim alten ein plaben dunſt.
Dw muſt dich auch ſteiffen der kunſt,
Darmit dw dich beſchützen ſeiſt,
Wie dw der ſtück vil von mir weiſt,
Muß vnerſchrecken ſein alzeit,
Furſichtig, weil ſich oft pegeit
Solch vnfal in der pulerey.

Liſabetn, die dochter S.

Ich main, das aufgeſtanden ſey
Der alt herr; er ſchleicht dort herein.

Der alt kumpt, dregt ein regiſter; die Schwiger forcht:

Ach ſagt an, lieber heer aiden mein,
Wie das ir nit pleibt in dem pet?

Der alt kauffman S.

Der Stein mich gleich verlaſſen det.
Ich wil naus reiten in den garten

Voe nachtes durfft ir mein nit wartea;
Wil denns mein rechnung vberschlagen.
Ob imant kambt, that nach mir fragen,
So sagt, ich sey geriten hin.
Wan ich dem Reichaet schuldig pin,
3000 gulden zu richtea aus;
Ee drot mir auf den thueen naws,
Darf mich rin weil nit lasen sehn.

Lisabeta S.

Mein lieber herr, was thût ir jehen?
Reit hin, last euch nichts sechten oa.
Wir wöln thna, wie wir aimal thea.

Der alt kauffman get ab; Pangraz der Jungling kampt. S.

Ich spaeirt vor dem thor von weiten,
Sach dea alten in garten reitea.
Darumb kumb ich geschlichen her.
O wie stund ich heut in gefer
Hinter den pet in deiner kamer,
Ich zitert vor angst vnd voe jamer.
Ich glaub, wer mich gestochea het,
Kein pluz deopffea ich geben thet;
Ich main, ich stând im ungemach.
Wie recht kambt ir mit dem leviach!
Derhinter schlich ich gmach herfür,
Vndea aus darch die hinteethüe,
Welche ich nach mir sten lies offen:
Dnech die pin ich wider rein gschloffen,
Das ich aia stand mecht seia pey dir.

Lisabeta, das weib:

Den gaatzen tag sint sicher wir,
Wie ich den von im hab veenumen,
Den tag woll er nit wider kumen,
Biß die finster nacht thût dee goa.
Poz leichaam angst, wer klopfet on?

Die mûter taufft, kumpt wider. S.

Es ist der hee! o Pangraz, flicht
Bad ia die küchea each verkriecht
Hinter das holz, so wil ich goa
Vnd dem alten groaen anstoa.

Dee Jungling lauft aus, der Schwiger hladen nach, die Fraw spricht:

Ich wil dem alten ein jagen ein schais
Bad in setzen in ein angst schwais,
Wil widee aas dem haus in treibea,
Das er nit wais, wo er sol pleiben.

Die alt schwiger kampt mit dem alten kauffman; die Fraw spricht:

O lieber heer, gebt pald die flûcht!
Die statknecht haben euch gesûcht
Bad welten euch ia Schulturn legea.
Ich sagt, ie weret nit entgegea,
Sundee ir weeet außgeriten
Auf eia mes nach dee kaufflent siten,
Sie habea abee euch duechaus
Gesûcht obn vnd vnden im haus,
Vnd sagtea, sie wolea hewt kumen wider

Der alt kauffman S.

Es het mich wol geantet sider;
Der Reichhaet wirt nit warten lenger,
Darzw peioeg ich nit dest wengee
Mich uor andern glaubigern allea,
Sie weea mir darnach auch einfallen.
Vnd werden mir nit lengee waeten.
O wer ich wider draus im garten!
Nun ist peschlossen schon die stat.
Ich pit dich, gib mie trewen rat,
Wohin ich sol verpergea mich.
Das voe den schregen sey flichee ich
Die nacht piß an den lichten tag.

Lisabeea, das Weib. S.

Meia man steig in dea Daubenschlag,
Vnd hab daria die nacht dein rw;
Vnd du mûter sper aasen zw,
Auf das, went schreegea wider kömea,
Das sie kein argwon daepey nemen,
Zu sûchen dich mein man darin.
Ge, mûter, ge pald mit im dia,
Sper aaß zw, E sie kumen wider.

Der alt kauffman. S.

Mit gûter nacht nun leg dich nidee.

Der kauffman get mit der Schwiger ab; das weib schreit hinaus:

Nun kumb dw herein, meia Pangraz,
Meia auserwelter trost vnd schaz!

Pangraz, der Jungling. S. das weib:

An Sorg sey wir die nacht darch aus;
Meia altea hab ich daibigt saas:
Der geit in Daubenschlag die flâcht,
Hab giagt, in haben Statknecht gsâcht,
Vnd wellen ia schulturen legen.
Nun dueff wir vns wol for im regea
Bad wollen gûtes mûtes sein,
Meia alten lassen styen allein
In dem kotigen Dawbea haus.
Pangeaz, mein herzlieb, ge hiaans,
Mach an den thoren eia geschrey,
Als ob wideeumb kamen sey
Das Gheicht, wöll in ia eisen schlagea
Vnd thw mit lauten woetea feagen,
Ob mein maa aoch nit kumen sey,
So wil ich geben aatwort frey.

Pangraz delt ein wenig fne sich, schrelt:

Feaw, zeigt an, wo ist euer man?
Ee mas mit uns ia thuren gan.

Lisabeta. S. laut:

Meia heer ist hewe geriten aus,
Noch nit wider kamen zu haws,
Wie ich voe each gesaget hab.

Pangraz, der Jungling. S.

Fraw, wir werden ait kassen ab.
Der maa ist vns veelaatschaft hinen,
Wie wela ia sachen, so wir in sinen,
So mas er mit in taren gea.

Das weib. S.

Glaubt ir mse nit, so sûcht halt den
Im haas, was wölt ir mich mit kern?
Ich wil each alle gmach auffpern,
Ze wert ia aber hie ait stanen,
Waa er ist in dee stat ait hinnen,
Wie ir dea uor aach habt veraumea,

Das weib Spricht gemach:

— — — — —

Schweig! aa sint diese nacht mit rw
Voe meiaem alten ich vnd dw.
Hab ich nit peacht ein schwinden Rauck!

Pangraz, der Jungling:

Ja mein heezlieb, hab imer danck!
Du kanst dies zw dem schrez genug.
Wer macht dich so listig vad klug,
Das die dee eanck so schwind fiel ein?

Lisabeta das weib S.

Ey es hat mich die mûter meia
Geleret so vil list vnd renck,
Das ich im augenplick erdeack
Ein lûg, das ich meia alten petreug,
Pey dee aaß hia vnd wider pewg.

Pangraz, dee Jungling:

Daraas an zweiffel ist zv wissen,
Das sich deia mûter auch hat zissen
In jangen tagen mit den katzen.

Lisabeta, das weib:

Ja wers fne ainfeltig thût schatzen,
Der selbig felet weit daeua

Die mûter kumpt vnd S.

O we dochter, es kumpt deia man.
Ist aus dem Dawbenschlag ledig vrey,
Drumbt die Stiegea heeab in zwey.
Fürcht, er hab each hiein vermeecket
Bad im sey seia argwon gestercket.
O Pangeaz, thût sein nit erwarten,
Spriagt zam ladea aans in den gartea,
Schleicht dnech die hinter thür darfon,

Pangraz, der Jungling:

Das wil ich unverzogelich thoa:

Pangraz laufft eilent aus; der alt kauffman drit ein. S. zornig:

Was hat im haus gethon der Jang,
Der iz hinab in gaeten sprung
In hosen vnd wams an ain rock?

Die alt schwiger. S.

Ach aiden, es war unser pock
Der hat mir ein milchhaffen prochen,
Den hab ich zu den hornern gstechen,
Meia liebee aidia, mit aim peica

Der alt kauffman. S.

Schwiger, es ist keia pock gewesen
Sundee ein gsel, het rot hosen an.

Liſabet, das weib:
Ey ſo ſchweig endlich, lieber man!
Iſt ie kein menſch kumen ins haus,
Seit her die ſtatknecht aingen aus.
Was ſol wir dir lang ſchweren hart?

Der alt kauffman:
Ey ſchweig! der yeck hett keinen part,
Sunder war vmb das maul gar glat,
Darzw er auch nit herner hat.
Das euch paide yeck plent vnd ſchent!
Wie habt ir mich oll void geplent
Mit euren Schmoichelhaftig worten,
Die ir mir gabt an allen erten,
Vnd ich hab Dir, dw Alles hawt,
In meinem haus ſo wol vertrowt.
Iz aber merck ich wol, das zw
Der Fürweis haſt geholffen dw.
Notten ſo nem ich deglich ab
An meinen reichthum, gůt vnd hab.
Ein Seck haſt du verdinet mit,
Das man dich dracht nach Gaper fit.
Weil du verpflichtet dein fleiſch vnd plůt.

Die alt ſchwiger. S.
Mein herr aiden, ſchlachz aus dem můt,
Thůt mir vnd ewer jungen frawen
Keins ſolchen argen zw vertrowen,
Vnd laſt vns vngekumert mit.

Der alt kauffman:
Was ougen ſehen, das lewgt nit.
Ich hab ie geſehen, das der Jung
Zumb laden nab in garten ſprung:
Drumb wil ich nod; ergreweff ich in,
So wil ich in zw richten hin,
Vnd doenach dich, dw Hurnſack, plewen,
Das dich dein hurweis mag gerewen,
Dir konen, wie dw haſt verdint.

Die alt ſchwiger fert für, Schreit, felt in an:
Ey ſchlacht ir nit, ſie tregt ein kint,
Weil ſie iſt diſer Sach vnſchuldig!
Ey, mein herr aiden, ſeit geduldig
Vnd ſchlocht ſolch pös gedancken aus!

Der alt kauffman leſt vom weib; Spricht zw der ſchwiger:
Dw alte hůr, ghre aus meim haus,
Oder ich wurff dich all Stiegn ab,
Die ich im ganzen hauſe hab!

Das weib felt on in. S.
Ey Criſt geſegn dich, lieber man!
Ich fürcht, es ſey dich kumen an
Die Dobſucht; ſchow, wie piſt erplichen!
Dein Sin vnd vernunft iſt gewichen.

Er wil ſich von le reiſen. Sie ſcheeit:
O liebe můter, hilff in halten,
Vnd las dein krefting ſegen walten,
Den dich geleret hat Egeſter
Vnſer Otilig, die petſchweſter,
Das er im ſelb kein ſchaden thw!

Die ſchwiger felt in on vnd S.
Ey lieber aiden, pleib zw rw!
Ir ſeit gar on der Dobſucht krank
Legt euch pald nider auf die panck,
So wil ich den Dobſegen ſprechen.

Der alt kauffman wil ſich von in reiſſen; Zadelt ſer vnd ſpricht:
Weicht, weicht von mir vnd laſt mich rechen
An dem lecker vnden im garten.
Den wil ich hauen durch die Schwarten.
Das die Sunn noch mus durch in ſcheinen.

Das weib felt vmb in S.
Mit ollen trewen wir euch meinen,
Muter, hilff nider brücken mit gewalt,
Sprich über in den ſegen palt!

Sie deůcken in nider auf die panck, Die alt ſpricht den ſegen vber in:
In doribus et lappibus,
In dölpis et dildappidus
Dich Effen mulieribus,
Dw ſemper pleibſt ein aſinus!
Surge et ſtampf hin fůs für fůs,
Dolſucht nunquam dich laſen mus!

Sie laſſen in oulſten, re ſpricht.
Mich dunckt, mir ſey ein wenig pas,
Doch wil ich gwis erfaren das,
Ob mich hab trogen mein geſicht,
Das eim oft durch das plerr geſchicht
Der alt kauffman gebt ab; Die alt ſchwiger. S.
Kan der olt ſolch greb precken ſchlicken,
So wirt er warlich nit erſticken,
Ob wir im der gleich piſſen reiſen
Mit Smaichel haſting lůgen ſpeiſen.

Der alt kauffman, kumbt S.
Ach ir habt war geſaget das:
Es get im garten vmb im gras
Vnſer yeck pey geſchworem oid,
Taeumb pit ich euch alle poid,
Wolt mir verzeihen mein ſchmachwort,
Die ich euch zůſprach an dem ort.
Ich hab euch paiden vnrecht than:
Ich bin ein alt wanwitzig man,
Der nit wol geſicht, noch gehört,
Vnd gar leichtlichen wirt pethört,
Das ich iz, weil doch ſcheint der mon
Ein yeck ſieh für den gertner on.
Drumb, liebe ſchwiger, thw ich euch trawen,
Wie vor über mein frum frawen.
Was ſie nit kan, das thůt ſie leren,
Darmit wir hin kumen mit Eren,
Vnd ſchweigt von dieſem hader ſtil,
Darfon ich auch nichs ſagen wil,
Wil eur yder ein ſtůck ſchamlez ſchencken
Zv einer Schauben, nit mehr zw dencken
Des handels, das vns nit erwachs
Schant pey den leuten, wünſcht Hans Sachs.

Die perſon in das Spil:
Simplicius der alt kauffman . . . 1
Liſabeta ſein jung weib 2
Lupina ſein Schwiger 3
Pangraz der Jungling 4

Paul Rebhun.

Den vollſten Gegenſatz zu Hans Sachs bildet Paul Rebhun, welcher das gelehrte Drama eben ſo entſchieden förderte, wie der Nürnberger Meiſter das volksthümliche. Paul Rebhun, deſſen Geburts- und Todesjahr unbekannt ſind, ſtammte aus Berlin; er ſtudirte in Wittenberg, wo er mit Luther und Melanchthon in nähere Beziehungen trat, die auch ſpäter fortdauerten, da er mit ihnen in Briefwechſel ſtand. Er widmete ſich zuerſt dem Lehrerberuf, wurde Rektor in Kahla, 1535 in Zwickau, ſpäter in Plauen, wo er auch eine geiſtliche Stelle übernahm. Im Jahr 1543 kam er auf Luthers Empfehlung als Pfarrer nach Oelsnitz und wurde zuletzt Superintendent im Amte Voigtsberg.

Rebhuns Dramen ſind aus der Schulkomödie hervorgegangen; ſo ſchrieb er ſeine „Suſanna“ ſchon als Lehrer in Kahla, wo er ſie wahrſcheinlich zuerſt durch ſeine Schüler, dann auch durch die Bürger daſelbſt, ſowie ſpäter in Oelsnitz aufführen ließ. Dieſer Urſprung ſeiner Dramen verläugnet ſich auch in der Ausführung nicht, denn ſie ſind eines Theils aus der Abſicht, Belehrung zu verbreiten, hervorgegangen, und andern Theils bemüht ſich der Dichter, die Alten in Bezug auf die Form nachzuahmen. Dies zeigt ſich ſchon darin, daß er, wenn auch nicht zuerſt, doch immerhin einer der erſten, ſeine Dramen in Acte und Scenen theilt, worüber er in der Vorrede zur „Hochzeit von Cana“ ſich gar naiv ausſpricht. „Was die austeylung des ſpiels in Scenas vnd Actus betrifft, wie wol es bey vns deudſchen nicht faſt dſonder not iſt, in dem den Latinis nach zu folgen, hab ich doch getelit, ſo viel die materi hat leyden wollen. Wer etwas mangel dann hat, mag es teilen ſeins gefallens on all meinen zorn vnd widerred.“ Man ſieht daraus, daß auch ihm die Eintheilung in Acte noch etwas ganz Aeußerliches war, und daß er ſich der künſtleriſchen Nothwendigkeit derſelben keineswegs bewußt war. Bedeutender iſt

ſein Verſuch, den gebräuchlichen Vers von acht Sylben zu verlaſſen, und andere Versmaße in überlegter Abwechſelung dafür zu gebrauchen. Leider hat er die Grundſätze, die er dabei befolgte, nicht näher entwickelt, ſondern auf die von ihm bearbeitete deutſche Grammatik hingewieſen, die aber, wie es ſcheint, nie herausgekommen und vielleicht nicht einmal vollendet worden iſt. Er ſagt nur in der Vorrede zur zweiten Ausgabe ſeiner „Suſanna" (indem er ſich über einen Nachdruck beklagt, deſſen Herausgeber die verſchiedenen Versmaße in die gewöhnlichen achtſylbigen Reime verwandelt hatte), es ſeien ihm ſein „rheim, ſo lenger oder kürtzer denn acht ſylbicht erſunden worden, nicht in eim traum endſaren, ſonder mit gutem bedacht vnd gewiſſer vrſach alſo von ihm geſtelt". Und im Vorbericht zur „Klag des armen Mannes", einem poetiſch ganz unbedeutenden Geſpräch, heißt es: „es iſt meines achtens nicht vnbequem, inn ſolchen langen gedichten ein veranderung zu halten vnd mancherley oers zu gebrauchen nach der Lateiner art, die ſie halten in Metris Trochaicis vnd Jambicis, welchen die deudſchen raym etzlicher maſs gemeſs ſeind." Ueber die Behandlung erfahren wir nur noch, daß er „nach gelegenheit des handels etzlichen ſcenis kurtze, etzlichen lange rhevm zugeevgendt", aber das einmal begonnene Maß in jeder Scene feſt gehalten hat. So wechſelt er mit jambiſchen und trochäiſchen, mit längeren und kürzeren Verſen, und es findet ſich bei ihm demnach die neuere von Opitz durchgeführte Proſodie in ihren weſentlichſten Merkmalen angedeutet. Freilich iſt dieſer immerhin ziemlich willkürliche Wechſel des Versmaßes keineswegs ſchön und künſtleriſch gerechtfertigt; allein es iſt nicht zu leugnen, daß ſeine Dramen eben hiedurch eine Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit der Form darbieten, welche ſich von der Eintönigkeit der achtſylbigen Verſe vortheilhaft unterſcheidet. In der „Suſanna" ſchließen die vier erſten Acte mit einem Chor, der in mannigfaltigen lyriſchen Rhythmen gedichtet iſt, was allerdings beſſer begründet iſt. So mangelhaft aber alle dieſe Formen, insbeſondere aber ihre Anwendung ſein mag, ſo iſt dieſer Verſuch immerhin ſehr beachtenswerth, und wenn die nachfolgenden Dichter Sinn dafür gehabt und ihn weiter entwickelt hätten, ſo würden wir ſchon hundert Jahre vor Opitz eine ausgebildete Proſodie erhalten haben, und es würde dieſe vom fremden Einfluß frei geblieben ſein, der ſo nachtheilig auf ſie wirkte. Uebrigens behandelt er die Verſe, insbeſondere den Trochäus im Ganzen nicht übel; an Reimen iſt er zwar ſehr arm, doch ſind ſie ſelten geſucht, und obgleich nicht eben wohllautend, doch auch nicht hart.

Was die dramatiſche Ausführung in Rebhuns Spielen betrifft, ſo iſt das Beſtreben nicht zu verkennen, es auch hierin den Alten nachzuthun, und wenn der Erfolg im Ganzen auch nur ſchwach iſt, ſo ſteht er doch höher, als die meiſten andern Dichter bibliſcher Spiele. So bietet die „Suſanna" eine recht wackere Expoſition; wir lernen ſchon in der erſten Scene die Hauptperſonen und ihre Verhältniſſe kennen und werden auf die neuere Entwickelung begierig gemacht. Der Dichter bemühet ſich redlich, die Begebenheiten zu motiviren, und er iſt darin nicht unglücklich; ſo iſt die Reiſe des Joachim recht gut erdacht, um ſo mehr als er den beiden Richtern, in die er das größte Vertrauen ſetzt, während ſeiner Abweſenheit die Aufſicht über ſein Haus übergibt, ſo daß ſie nun leicht Gelegenheit finden, deſſen Weib Suſanna zu überraſchen. Nicht weniger gibt ſich der Dichter Mühe, die einzelnen Charaktere ſcharf hervortreten zu laſſen, und nur deshalb hat er z. B., wie er ausdrücklich bemerkt, die zwei erſten Scenen des zweiten Actes eingeſchoben, um die Schlechtigkeit der Richter zu zeichnen, und zudem aus dem nämlichen Grunde in der zweiten Ausgabe (1538) eine dritte Scene eingeſchoben, welche in der erſten (1536) noch fehlt (1), wie überhaupt die zweite Bearbeitung des Dichters fortgeſetztes Beſtreben kund gibt, ſeinem Werk namentlich durch Zuſätze aller Art die möglichſte Vollkommenheit zu geben*). Und er hat in der That erreicht, was ſich bei offenbarem Mangel an poetiſchem Talent erreichen ließ, ein Mangel, der ſich ganz insbeſondere in der trockenen, alles poetiſchen Schwungs und jedes dichteriſchen Schmucks entblößten Darſtellung kund gibt.

Hat ſchon die „Suſanna" einen ganz didaktiſchen Zweck, den der Dichter in einem langen Beſchluß ausſpricht, ſo iſt dies bei „dem Hochzeitſpiel auff die Hochzeit zu Cana Galileae geſtellet" noch weit entſchiedener der Fall, das er „dem Gottverordneten Eheſtandt zu ehren, vnd allen Gottfürchtigen Eheleuten, Geſellen vnd Junckfrawen zu troſt vnd vnterricht" gedichtet hat. Die dramatiſche Entwickelung leidet dadurch natürlich nicht wenig, namentlich wird der Dialog durch die allzulangen Monologen und Reden der Perſonen ſehr verkümmert, welche in der That ſo ſtörend ſind, daß ſich der Dichter veranlaßt ſah, eine ganze große Scene an das Ende zu verweiſen, den Spielern überlaſſend, dieſelbe darzuſtellen oder auszulaſſen. Die „Hochzeit" unterſcheidet ſich von der Suſanna darin, daß der Dichter auch komiſche Figuren (den Eheteufel und eine Zauberin) einführt, aber er weiß die guten Situationen, die er dadurch gewinnt, keineswegs zu benutzen, und hierin ſteht er den volksthümlichen Dichtern unbedingt nach. Oefters verſucht er es auch witzig zu ſein (ſo iſt es ein Hauptwitz, daß Simon, der nicht gleich bei dem Hochzeitsmal erſchien, weil er zu Hauſe das Kind wiegen mußte, „Sieman" genannt wird, was natürlich großes Gelächter erregt); aber ob ihm gleich ſeine Witze ſo gefallen, daß er ſie bis zum Ueberdruſſe wiederholt, ſo können wir ſein Wohlgefallen nicht theilen, da ſie ganz alltäglich ſind und in höchſt unbeholfener Weiſe vorgebracht werden. Man merkt überhaupt bald, daß der gute Rektor und Pfarrer wenig Lebenserfahrung beſaß und äußerſt wenig von der großen Welt und ihrem Treiben wußte, während er mit den gewöhnlichſten Verhältniſſen des engen häuslichen Lebens wohl bekannt war (2).

Das dritte Stück Rebhuns, die „Klag des armen Mans vnd Sorgenuol" kann kaum als Drama gelten, da es nur aus einer Reihe von Geſprächen zwiſchen dem Armen und Adam, Iſaac, Jacob, Chriſtus u. ſ. w. beſteht und aller Handlung entbehrt, indem der Dichter weniger durch Darſtellung von Begebenheiten, als durch rhetoriſche Auseinanderſetzungen zur Ueberzeugung zu bringen ſucht, daß der Arme auch in den Zeiten der höchſten Noth auf Gott vertrauen ſolle, der ihn nicht werde zu Grunde gehen laſſen. Daher ſind alle Reden der einzelnen

*) In den unten mitgetheilten Stellen haben wir, um das Verhältniß der beiden Ausgaben zu bezeichnen, die neu hinzugefügten Verszeilen mit einem * verſehen.

Personen von großer Ausdehnung, weil es dem Dichter daran lag, die ausgesprochenen Gedanken in ihrer Allseitigkeit zu entwickeln, er aber die Kunst nicht verstand, dies im raschen Gespräch zu erreichen, wie etwa Lessing in seinem „Falck". Abgesehen von der dramatischen Entfaltung ist es übrigens dem Dichter gelungen, die oben erwähnte Idee klar und umfassend darzustellen *).

1. Aus der „Susanna".

Actus secundi Scena prima.

Baldam. Hab itz abermal beſehen,
Wie mein korn im feld thut ſtehen!
Wil mir noch nicht wohl behagen,
Dann die andern ackee teagen
Reben meim nil ſchöner treide,
Welchs mir iſt ein groſſes leide.
Sonderlich ſo hat mein nachber
Nechſt bey mir den beſten ackee,
Das ich zwar im gantzen ſelde
Kainen lieber haben wölde.
Drumb ichs auch offt ſüegenuhmen
Wie ich mecht darhinter kumin,
Mannich praetick auch ertichtet,
Aber noch nichts auis geeichtet.
Noch den ackee knnd erheben,
Weil mein nachber war im leben.
Nu er aber iſt verſchiden,
Wil ich noch nicht ſein zufriden,
Bis ich ihn zu mie mug bringin,
Vnd darnb die widwe beingen.
Das ichs aber enden müge,
Wil ich beuachen diſe lüge,
Wie ich hab zur zeit meim nachber
Geld gelihen auff den ackee,
Weiland er noch wae im leben,
Welchs er mir nicht widergeben.
Deumb ich ſie wil itz verklagen,
Das ſie muis die ſchuld abteagen.
Wann ſies dann nn nicht am gelte
Haben wiet, ſo wirts ihr ſelde
Muſſen an dee ſchuld mir geben.
So hoff ich, wöll ichs erheben.
Wann ſie ſchon wirt vil wolln klagen,
Vnd zu diſer ſchuld nein ſagen,
Wil ich wol ſo nil nerſchaffen
Bey den Richtern, das ihe klaffen
Nicht ſoll werden angenumen.
Dann ich itz znuor wil kumen
Vnd mit einem gſchenck ſie ſchmieeen,
Das ſie mir mein ſach auisfüren.
Dann ſie mir auch ſonſt geweeen,
Drumb ichs leichtlich wil erreeen,
Das ſie es nicht laſſen ſeilen
Vnd mir zu den ackee teylen.
Zwar, wenn ich nur itzund wüſte,
Wo ichs etwo ſuchen müſte,
Wold ich bald zu ihn mich machen.
Vnd verkleren ihn mein ſachen.
Sonſt ich zwar hab offt nernomen,
Das in Jechems haus ſie komen
Vnd geeicht zu halten pflegen,
Weils ihn iſt daſelbs gelegen.
Drumb ich itzt auch hin wil geben
Vnd mich bald nach ihn umbſehen,
Ob ichs da anteffen künde,
Vnd ſie beyd beynander fünde.
Zwar ſo ich itz recht thue ſehen,
Dunckt mich, wie die Stadtknecht ſteben
Beyd beyſamen vor der thüre.
Dran ich nu wol hab zu türen.
Das die Richter nicht ſeind weite.
Hare, ich kom zu rechtee zeiet,
Dann ich ſie ſind müſſig ſteben.
Hoff, mein ſach ſoll itzt fort gehen.

Actus secundi. Scena secunda.

Iehaboth, Baldam, Rasatha, Abed, Olympa.

Iehaboth. Ich wil itzt ein wenig ſehen,
Wies daheim im haus thut ſtehen,
Dann ich haft nicht, das vil ſachen
Heut vns werde zuichicken machin.
Aber ſecht, ich bin betrogen.
Dann Here Baldam kumpt gezogen:
Acht, er werd vns ettwas klagen;
Mus vorn hörn, was er wirt ſagen.
Baldam. Geb euch Gott einn gnten tage.
Rasatha. Herr, habt danck, was iſt eur klage?
Oree was thut ihr begeeen?
Sitzt herzu vnd laſte vns hören.
Baldam. Weiſen hern, das iſt die ſache:
Das ich nicht vil vmbſchweiff mache,
Die Olympa nechſt da niten,
Der ihr man iſt iüngſt verſchiden,
Wie ihr wiſt, in diſer gaſſen — —
Rasatha. Ja, wir wiſſens gnter maſſen.
Baldam. Soll mir von ihrs mannes wegen
Zehen gulden ſchuld ablegen,
Welch ich ihm an baeem gelde
Auff ein ackee danſt im ſelde
Glihen hab bei ſeinem leben,
Die mir noch nicht widergeben,
Vnd ſo vil ich dean kan ſpüren,
Wirt auch ſie mich wolln umbfüren
Vnd ſehe klagn ihr anuermügen,
Aber mir gichicht nicht genügen,
Wenn ich drumb meins glihen gelde
Irer halben entberen ſelde:
Dann ich ia von ihe nichts habe,
Weder klein noch groſſe gabe.
Drumb die weils in nicht vermage,
Das ſie mir mit geld abtrage
Selche ſchuld, ſo bitt ich ſehre
Euch, wolt mich des itzt geweeen,
Vnd durch eure Richters gwalten
Diſe Widwen darzu halten,
Das ſie mie für ſolches gelde
Volgen las iren ackr im ſelde,
Drauff ich ihr hinaus wil geben,
Was da billich iſt vnr eben.
Wil von euch auch, lieben Heeren,
Sölches nicht vmb ſonſt begeren,
Sondern mich erzeign der maſſen
Mit eim gſchenck, welchs ich wil laſſen
Beingen euch. Soll euch nicht rewen,
Stehi mir itzt nur bey mit trewen.
Rasatha. Weil ihe ſölchs von vns begeeet,
Solt ihr des wol ſein geweeet;
Dann zu thun nach ewrm begeeen,
Soll nns keine ſach nicht bſchweren.
Bald wie ſie wolln beſchen laſſen,
Weil ſie wohnt in bieſee gaſſen.
Abed, beis Olympa kumen,
Dann wie habn ein ſach vernomen,
Drauff ſie ſoll ihe antwort geben.
Abed. Herr, ich wils ausleichten eben! —
Fraw Olymp, zu euch mich ſenden
Meine Herrn, ihr ſelt behende
Itzt bey ihn vor geichte ſteben;
Was ihr ſalt, weed ihr wol ſeben.
Olympa. Ja, ich wil von ſtund an komen,
Ob ich wol nicht hab vernomen,
Das mich iemands hab verklaget.
Abed. So viel habn ſie mir geſuget.
Olympa. Grüs euch Gott, ihe weyſen Herren.
Warzu thut ihr mein begeeen?
Rasatha. Fraw Olymp, für nns iſt kumen
Baldam, den wir habn neenumen
Wie eur man an barem gelde
Auff eim acker danſt im ſelde
Hab non ihm auff borg genumen
Zehen gülden zu ſeim frumen,
Dran er noch nichts hat empfangen,
Welchs ihn ettwas thut veelangen
Vnd daeumb ſich hergefunden,
Das ihr ihm zu diſer ſtunden
Sulche ſchnld bezalen wollet,
Wie ihe dann von recht thun ſollet.
Olympa. Das wer mie, liebn herrn, zu ſchwere,
Das ich ſo viel ſchüldig were.
Hoff, ihe werds auch nicht begeeen,
Das man mich en not ſoll bſchweren;
Denn ich weis von keinen ſchulden,
Noch von acht, noch zehen gulden,
Noch non ſechſen, noch von ſyben,
Die mein man wer ſchuldig bliben,

*) Eine andere Schrift Rebhuns, „Der Hanßfrid" (Wittenb. 1553. 8.) iſt uns nicht zu Geſicht gekommen.

Digitized by Google

Noch das auff den ackr im felde
Jhm wer gliben werdn ein gelde.
* Dann wie aem er hat gelebet,
* Hat er doch mit vleis gestrebet,
* Das er mich sampt meinen kinden
* Nach seim tod kein schald ließ finden.
Drumb ich euch will habn gepeten,
Walt mein vnschuld trenlich eetten.
Iehaboth. Als ich hör, walt ihr nichts gstehen.
Nein, es mus nicht so zugehen,
Dann Herr Baldam ist dee ehren,
Das er solchs nicht wird begeren,
Wa ers nicht hett recht vnd inne,
Dises hab wir kundtschafft gnuge.
Drumb last ab von eurem klagen,
Vnd thut schnel, was wir euch sagen.
Habt ihrs aber nicht an gelde,
So verlast ihm dran eur felde.
Was es theürr ist am kauffe,
Sall er euch bezaln mit hauffe.
Olympa. Herr Gott, sol ich dann endrichten,
Des ich gnossen hab mit nichten,
Mus es Gott im himl ebarmen,
Das ihr so bezwingt mich aemen.
All mein narung ist gestanden
Auff dem kleinen ackerlande;
So ihr mirs nu thut endwenden,
Weis ich mich mit meinen henden
Vnd mein kinder nicht zu neren,
Noch des hüngers vns erweren.
Resatha. Da hülfft für kein weinn, noch klagen,
Baldam wil sein geld auch haben.
Drum, Herr Baldam, thut der massen:
Jern acker sols euch lassen;
Drauf so wollt ihr gelt auffgeben,
Was da billich ist und eben.
Baldam. Weise, günstig liebe Heeeen,
Gweren urteil volg ich geren,
Wil mich auch so lassen schlichten,
Vnd das vbrig geld endrichten.
* Zwar wa ruchs alhir gefellet,
* Wil ichs bald haben dar gezelet.
* Resatha. Ist on nat, werd ihrs wol geben,
* Wenn es euch gelegn vnd eben.
* Baldam, Nu wol an, es sal geschehen,
* Wie ihrs thut fürs best ansehen,
* Vnd bedanck mich aller ehren,
* Das ihr mich habt weln geweren
* Meiner bit, vnd wie mein sachen
* Nicht habt lenger müb labn machen.
* Hic Baldam se illico domum recipit ac judicibus mittit munera.
Olympa. Aber wie geschicht gewalde,
Sag ich frey für iung vnd alde.
Deumb, o Heer, dee du verheyssen,
Das der widwen vnd der weysen
Du wilt vater sein vnd nehren,
Welleſt dich zu mir berkeren,
Vnd das urteil selber rechen,
Das man vber mir thut sprechen.
Iehaboth. Hallt ewe maul vnd last solch klagen,
Sonst man euch würd anders sagen.

*Actus secundi Scena tertia.

Malchus. Resatha.

Malchus. Erbae, weise Herrn, es hat
Mein Herr Baldam eilend drat
Mich zu euch gesendt daher,
Das er euch ein kleine ehr
Thet mit disem gschenck, die weil
Also gut es hat in eyl
Krigen mügn, zu ander fart
Sal kein vleis nicht werden gspart,
Sonder wil ench das vereheen.
Resatha. Sag dn wider deinem Herrn,
Das sein gschenck wir nehmen an,
Vnd er des auch danck sol han.
Künn wie ihn irgent fordern mehr,
Sols vns bringen kein beschwer.
Malchus. Herr, ich wils ihm zeigen.
Ad Spectatores:
O wie warhafft saget man,
Wer wol schmirt, der fert auch wol.
Wenn mein herr ich sagen sal,
Duncket mich, das mein Heer mit flicht
Dise Richter, das im gricht
Sie ihm habn gewünnen geben,
Aber vnrecht bschwert daneben
Diie Widwe, die ich iach.
Das sie klagt ihr vngemach.
Nv wol an, ein iedee sech,
Wie er in der erchnung bsteh,
Denn es leyt sich alles zwar
Thun ein weil, nicht immerdar.
Gott wirt warlich auch ein fart
Alles vnrecht steaffen hart:
Dann wiet alles seuel gwalt
Alzn schrecklich werden bzalt;
Vnd die hellküchlein, da man
Sich mit hat verblenden labn,
Vnd das recht gebogn darümb
In die leng und in die krümb
Werdn den falschen Richtern gmein
Gitel pech vnd schwefel sein.
Wenn das gricht auch vber sie
Wiet ergehn, drumb wer da hir
Richten sol, endhalt sein hendt
Von geschenck, das ihn verblendt.
Aber sie sind selbs klug Herrn.
Drumb ich sie solchs nicht darff leen.

2. Aus der „Hochzeit".

Actus Tertii. Scena Quarta.

Zauberin. Braut.

Was macht ihr da guts, liebe braut,
Das ihr se hin vnd wider schaut?
Braut. Ich seh mich nach eim meidlein vmb,
Welchs ich nerschickt, wenns wider kumb.
Zaub. Wird man euch schier zusamen gebn
Ins iamerthal vnd elent lebn?
Braut. Gy nachbarin, was sagt ve do?
Meint ihrs dann auch mit ernst alle?
Zaub. Ihr werds wol gwar werdn, liebe braut,
Het euch wol besser für geschaut,
Wüst ir se vil von disem standt.
Als ich, het ench nicht drein gewandt,
Braut. Weshalben, liebe nachbarin,
Ist denn se viel des iamers drin?
Zaub. Ja ferilich ist sein ene zal,
So das, welch weib kann habn die wahl,
Sich billich nimmer drein sal gebn
In dises vnselige lebn.
Ich wil geschweign der grossen not,
Die man mit iungen kindern hat,
Weil man sie treget vnd gepirt,
Vnd eh eins zu eim menschen wirt,
Das sich selbs nehrn vnd ziehen kan.
Ich wil auch das ty lassen stan,
Was vnglücks haben mnss ein fraw
Mit gsind, wenns faul vnd vngetraw;
Das schwerst wil ich nne zeigen an,
Welchs ist, dass weib sol ihrem man
Inn allen dingen ghorsam sein
Vnd lassen vn sein heer allein,
Wie dann die menner haben wölln,
Wenn vns die weiber wolten bsteln.
Braut. Sol das dann sein se schwere pein?
Das weib ihrm man sal ghorsam sein,
Vnd halten ihn für veen herrn,
Dieweil er sie doch muss ernehrn.
Zaub. Sie nehren, dass wol bessee tächt,
Wenn ich euchs als erzelen möcht.
Ihr werd es aber selbs wal gwar,
Eh noch nergehen wird ein iae,
Was sey für geosse schwere pein,
Dem man alzeit ghorsam sein,
Vnd das ihr nicht macht haben solt,
Zu thun, was ihr begert vnd welt.
Vnd euch seins sinns solt halten nur.
Ich saq euch, das kein creatur
Auff erden ermer ist, denn ihe,
Wenn ihr das thut; das glaubet mie.
Denn ich es als bab wol erfarn,
Dieweil ich auch inn iungen iarn
Versuchet bab das ehlich lebn;
Drumb weis ich auch gut bscheid zu gebn.
Vnd sollt ich habn gefolgt meim man,
Vnd alzeit nach seim willn habn than,
Ich bett nu lengst gemust vneerd erd,
Welchs ich, gott leb, mich nach erwert.
Beant. Gy traw, ihe tröst mich nicht sehr wol,
Nicht weis ich, was ich machen sol.

Jnub. Wenn ihr wolt folgen meinen rhat,
Vnd handeln auch nach meiner that,
Wolt ich euch gebn vnterricht,
Der euch vorwar ſol rewen nicht.
Denn ich euch meyn mit trewen wol,
Wolt nicht, das euch begegnen ſol,
Ein vbel irgnt in dieſem ſtandt,
Zu dem ihr euch nu habt gewandt.
Braut. Ey liebe nachbarin, ſagt ber,
Ich wil gern folgen guter lehr.
Jaub. Was ihr ſolt thun, wenn ihr ein gebt
Jn ihm ins haus vnd in ſein bette,
Wie ihr müſt greiffen vberd thür,
Vnd was für ſegn dazu gebür,
Was man ins bettſtro legen ſol,
Das wil zu letzt ich ſagen wol.
Jetzt merckt, was ſonſt noch dient zur ſach,
Damit man gute menner mach,
Vnd thnt ihm alſo, liebe braut.
Wenn ihr nu ſeit zuſam vertraut,
So halt ihn nit ſo herlich lehr,
Als wer er gantz vnd gar eur herr.
Streubt euch auch weidlich gegen ym,
Erſchreckt nicht bald vor ſeiner ſtim,
Wenn er was heiſt, das euch nicht luſt.
So denckt nicht, das ihrs bald thun muß;
Sperrt euch ein mal drey oder vier,
Auff das er nicht kum wider ſchier.
Denn wenn ihr erſtlich willig ſeit,
So wil ers haben alle zeit,
Wenn ihr euch aber wiederletzt,
So leſt er euch mit frid znletzt,
Vnd beißet euch nicht allerley,
Vnd bleibt von mancher arbeit frey,
Wo ihr ſonſt ſtets müſt beſtel ſein,
Wenn ihr euch willig gebt darein.
Dergleichen ſolt ir mercken das.
Wenn er euch irgent ſchilt vmb was,
Das ir euchs nicht laſt fechten an;
Stelt euch, als lig euch nichts daran.
Wil aber er des treibn zu viel,
So ſchweiget auch dazu nicht ſtil,
Vnd beiſt euch laffen vnuerirt,
Eb ym daraus ein anders wird.
Auch mügt ihr ims wol drucken jagn
Jhr wolt ihm ſolches nicht vertragn,
Vnd ihm inn ander weg vnd maſs
Genugſamlich vergelten das.
Wenn aber er dagegen was
Verſchnidet ſelbs, ſei diſs oder das,
Mit zechen, ſpiln, mit müſſig gehn
Das ſolt ihr nicht zu friden ſtehn.
Vnd befftig ſchelten auff ſein balck,
Als irgent auff den ergſten ſchalck.
Auff das er auch lern fürchten euch,
Vnd nie, was er wil, thun on ſcheuch.
Jn ſumma müſt ihr gwenen yn,
Das er ſich richt nach eurem ſyn,
Vnd alle zeit ens gfallens thue,
So werd ihr krigen gute rhue,
Vnd diſer ſtandt gelindert werdn,
Der one das thut faſt beſchween.
Brant. Der rhat wol anzunemen wer,
Wenn er allein nicht bröche gefehr;
Jch aber müſt die ſorge tragn,
Das ich niche würd auffs maul gelchlagn,
Vnd mir mein haut müſt paren lohn;
Das wer denn auch nicht wol gethan.
Vnd dünckt mich ſchier, ich wolt ſo gern
Mein hauswirt halten für mein herrn,
Vnd ihm ein iae fein vnterban,
Denn mich nur ein mal ſchlaben lahn.
Jaub. Vmb gots wiln nempts euch nicht zu mut,
Jhr wiſt noch nicht, wie weh es thut:
Alzeit dem mann gehorſam ſein,
Jch acht es für die gröſte pein,
Vnd ſag bei meiner trew vorwar,
Jch wolt mir lieber all mein bar
Von meinem korff habn rauffen lahn,
Eh ichs wolt habn ein iar gethan.
Vnd zwar was creutz es auff ihm hab,
Das nempt bei anderen weibern ab;
Die ſolchrs creutz nu habn getragn,
Die ſolln euch auch dauon wol ſagn.
Dazu ſo ſech auch an ihr werck,
Wie gmeinlich ſie mit aller ſterck
Jhen mennern halten wider ſtandt,
Biſs das ſie kriegen oberhandt.
Braut. Es kriegt aber manche auch ihr theil,
Vnd wird ſo zugericht zu weil,
Das ſie ihr lieber wünſchen ſol,
Sie bet ihrm mann gefolget wol.
Jaub. Ey liebe, das ſchadt ihn nicht ſehr,
Es iſt ihn dennoch nirgnt ſo ſchwer,
Wenn ſie ſchon werden zu viel geſchlagn,
Als wenn ſie ſolln den ghorſam tragn.
Dann ſie es gmeinglich treibn ie feen,
Das ſie auch endlich werden heren,
Vnd dürffen thnn, was ſie gelüſt,
Wo ſich ſonſt eine fürchten müſt.

Die engliſchen Comödianten.

Wir wiſſen, daß die Dramen, und zwar ſowohl die längeren bibliſchen Spiele, als die volksthümlichen Tragödien, Komödien und Faſtnachtpoſſen von den Bürgern der Städte geſpielt wurden, in welchen die Darſtellungen Statt fanden; wahrſcheinlich hatten ſich ſogar unter der jüngeren Bürgerſchaft der volksreicheren Städte kleine Geſellſchaften gebildet, welche eine Art Gewerbe davon machten, beliebte Stücke aufzuführen (I, 714), und zwar nicht bloß in ihrer Heimat, ſondern vielleicht auch in andern benachbarten Ortſchaften; von eigentlichen Schauſpielern finden ſich aber bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts keine Spuren. Seit ungefähr 1560 treten ſolche aber plötzlich hervor, und ſchon gegen das Ende des Jahrhunderts werden dergleichen in beinahe allen Theilen Deutſchlands erwähnt, und zwar heißen ſie überall gleichmäßig zuerſt *niederländiſche*, bald darauf aber und allgemein *engliſche Comödianten*. Weil dieſelben in der That vorzugsweiſe Dramen darſtellten, welche aus dem Engliſchen überſetzt waren, glaubte man ſpäter, es ſeien wirklich engliſche Schauſpieler geweſen, welche nach Deutſchland gekommen wären, um die daſelbſt erwachte Luſt an theatraliſchen Darſtellungen zu benutzen, allein es hat dies nicht viel Wahrſcheinlichkeit für ſich; da es ſich nicht annehmen läßt, daß dergleichen herumziehende Schauſpieler, die doch wohl ſonſt höchſt ungebildet geweſen ſein mögen, der deutſchen Sprache ſo mächtig geweſen wären, daß ſie in derſelben hätten mit Beifall auftreten können. Es iſt daher viel wahrſcheinlicher, daß es Deutſche waren, welche unter dem angegebenen Namen herumzogen. Findet ſich auch im 15. Jahrhundert und in der erſten Hälfte des 16. keine Erwähnung von Schauſpielern, ſo iſt es dagegen ſicher, daß es auch in dieſer Zeit an herumziehenden Gauklern und „Künſtlern" aller Art nicht gefehlt hat; nun liegt allerdings die Vermuthung ſehr nahe, daß die mit jedem Tage ſteigende Luſt an den dramatiſchen Spielen ſolche „Künſtler" auf die Idee brachte, ſich in der theatraliſchen Kunſt zu verſuchen, und dies um ſo mehr, als damals, wie jetzt, die Seiltänzer, Reiter und andere Gaukler wohl immer kleinere Poſſen mit dem Hanswurſt und deſſen Herrn zur Beluſtigung des Publikums aufgeführt haben werden, und ſie nur einen Schritt weiter zu thun brauchten, um zur eigentlichen theatraliſchen Darſtellung zu gelangen. Hatte aber eine einzige Geſellſchaft den Verſuch gemacht und Beifall gefunden, ſo fand ſie natürlich bald Nachahmung, und ſo erklärt es ſich leicht, daß ſich auf einmal in ganz Deutſchland Schauſpielertruppen finden. Der Name würde hiebei keine Schwierigkeit machen, denn ſie werden ſich „*engliſche Comödianten*"

genannt haben, wie sie vorher etwa „englische Reiter" hießen, oder weil sie eben vorzugsweise englische Komödien spielten. Nicht so leicht ist dagegen die Frage zu beantworten, woher sie eben diese englischen Dramen hatten; doch läßt sich diese Schwierigkeit ebenfalls auf eine einfache Weise lösen. Jene Gauklergesellschaften beschränkten nämlich ihre Wanderungen gewiß nicht auf die nächste Umgebung ihrer Heimat, sondern zogen auch wohl in fremde Länder, die norddeutschen gewiß in die Niederlande, wohin allerdings englische Schauspielertruppen kamen, und vielleicht sogar nach England. Die verhältnißmäßig große Ausbildung des englischen Theaters konnte nicht verfehlen, großen Eindruck auf sie hervorzubringen, und sie anzuregen, Dramen und Darstellungsweise nach Deutschland zu verpflanzen, wo sie damit gute Geschäfte zu machen hoffen durften. Vielleicht hatten sie aber diese englischen Stücke schon in Holland kennen lernen, wo das volksthümliche Schauspiel gerade damals in großer Blüthe stand, und es hat sogar einige Wahrscheinlichkeit, daß sie dieselben erst aus zweiter Hand erhielten, weil der Possenreißer in diesen Dramen den in den Niederlanden einheimischen Namen „Pickelhering" führte *). Freilich sind dies Alles nur Vermuthungen, die sich durch keine urkundlichen Beweise begründen lassen; allein es beruhen die entgegengesetzten Meinungen ebenfalls nur auf Vermuthungen, und die versuchte Erklärung scheint jedenfalls vor der Annahme den Vorzug zu verdienen, daß wirkliche englische Schauspieler sich über Deutschland verbreitet hätten, die sich doch wohl kaum bei ihren Darstellungen der deutschen Sprache hätten bedienen können. Doch können allerdings wie in den Niederlanden, so auch in Deutschland zugleich auch einzelne Gesellschaften von englischen Schauspielern an einzelnen Höfen und in größeren Städten, namentlich des Nordens gespielt haben, wo ihre Sprache allgemeiner verbreitet war, und dies scheint dadurch bestätigt zu werden, daß einzelne Namen von damaligen Schauspielern, die sich uns erhalten haben, wirklich englisch sind (Spencer, Green).

Wie dem auch sei, so steht wenigstens fest, daß seit dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts viele aus dem Englischen übersetzte Schauspiele in den meisten Gegenden Deutschlands aufgeführt wurden und seltenen Beifall erhielten, was denn zur Folge hatte, daß auch das deutsche Drama, vorab das volksthümliche, sich nach demselben zu bilden suchte. Dieser Beifall scheint einen doppelten Grund gehabt zu haben, und sowohl durch die Stücke selbst, als durch ihre Darstellungsweise hervorgerufen worden zu sein. So einfach und steif selbst die besseren deutschen Spiele waren, so wird es auch die theatralische Darstellung gewesen sein, die wohl kaum mehr als eine unbeholfene Declamation war; dagegen entwickelten die „englischen Comödianten" ein lebendiges, in den komischen Scenen bis zur Ausgelassenheit muthwilliges Spiel, das sie entweder den niederländischen oder englischen Schauspielern abgesehen, oder das sie, wenn sie in der That ursprünglich herumziehende Gaukler waren, aus ihren mimischen auf den Märkten aufgeführten Possen auf die Bühne gebracht hatten. Es ist leicht begreiflich, daß ein solches freies, ungezwungenes Spiel, selbst durch die Uebertreibung, in die es ohne Zweifel ausartete, der steifen Unbeholfenheit im Spiel der ehrsamen Bürgerschaft gegenüber großes Gefallen erregen mußte. Noch entschiedener trat aber die Ueberlegenheit der neuen Darstellungen in den Stücken selbst hervor, die, so ungenügend sie auch in beinahe jeder Beziehung waren, doch wenigstens durch lebendige Mannigfaltigkeit in der Ausführung eine sich vielgestaltig bewegende Handlung das Interesse des schaulustigen Publikums im höchsten Grade gewinnen mußten. Es findet sich zudem in ihnen gerade das, was wir bei Hans Sachs vornämlich vermißt haben; es ist die Handlung nicht nur breiter angelegt, sie ist auch mehr aus dem Innern heraus gestaltet; statt der bloßen Andeutungen finden wir schon Versuche, die Leidenschaften wirklich zu zeichnen und in ihrer Bedeutsamkeit zur Erscheinung gelangen zu lassen. Bei aller Rohheit und Unbeholfenheit der Darstellung (woraus man schon entnehmen möchte, daß die Uebertragungen von ganz ungebildeten, des schriftlichen Ausdrucks nicht mächtigen Leuten herrühren) finden sich Züge, welche die lebendigste Theilnahme des Zuschauers hervorrufen, in ihm Mitleiden, Furcht und selbst Entsetzen erwecken, überhaupt eine Wirkung hervorbringen, welche aus den schon entwickelten Gründen selbst bei den besten deutschen Stücken rein unmöglich war.

Diese englischen Schauspiele wurden im J. 1620 zum erstenmale gedruckt; schon zehn Jahre darauf erschien eine neue mit einem zweiten Bande vermehrte Auflage; aber dieser zweite enthält schon Stücke, die offenbar nicht aus dem Englischen stammen, und in einer dritten Ausgabe, welche 1670 in 3 Bänden erschien, sind mehrere Stücke nach Molière und andern Franzosen bearbeitet. Alle diese Sammlungen sind sehr selten, und Tieck verdient daher unsern Dank, daß er in seinem „deutschen Theater" zwei Stücke aus der älteren Sammlung hat abdrucken lassen, „Titus Andronicus" und den „Fortunatus". Um einen genaueren Begriff der englischen Dramen zu geben, ist es hinlänglich, wenn wir eines derselben näher betrachten; wir wählen hierzu den „Titus Andronicus", ein altes Stück, welches bekanntlich auch von Shakspeare bearbeitet wurde. Der Römische Kaiser (er führt keinen besondern Namen) hat seine Erhebung vor allem dem tapfern Titus zu verdanken, dessen Tochter Andronica er aus Dankbarkeit heirathen will; doch verstößt er dieselbe wieder, als er die gefangene Königin aus Mohrenland erblickt, deren Schönheit ihn so fesselt, daß er sie zur Kaiserin erhebt. Dieselbe hat zwei Söhne, die sich in die Tochter des Titus verlieben, welche unterdessen einen Römischen Edlen geheirathet hatte. Von Morian, dem schwarzen Buhlen der Kaiserin angeleitet und von ihrer Mutter gestachelt, ermorden sie auf der Jagd Andronicas Gemahl, entehren dieselbe, und schneiden ihr die Hände, dann die Zunge ab, damit sie die Gräuelthat nicht veröffentlichen könne. Die Kaiserin hat des Titus Söhne ins Gefängniß werfen lassen, und läßt hierauf denselben sagen, er könne sie retten, wenn er sich die Hand abhaue; er thut es, und sie schickt ihm die Köpfe seiner ermordeten Söhne. Da er nun auch das an der Tochter verübte Verbrechen in seiner

*) Mehrere Ausdrücke in den „englischen Comödien" weisen auf ein holländisches Original, so heißt die Hebamme im „Titus Andronicus" die „Weise Mutter", holländisch wyze vrouw und wohl auch wyze moeder, englisch aber und auch bei Shakspeare midwife.

ganzen Gräßlichkeit erfährt, beſchließt er, Rache an dem ſchwachen Kaiſer und deſſen blutdürſtigem Weibe zu nehmen; er ſagt ihm Krieg ankündigen, und ſein Sohn Veſpaſianus ſammelt ein muthiges Kriegsheer, das er gegen Rom führt. Unterdeſſen hatte die Kaiſerin ein ſchwarzes Kind geboren; als ihr Buhle, der Mohr Morian, es wegträgt, um es vor möglichen Nachſtellungen ſicher zu ſtellen, wird er von Veſpaſians Soldaten aufgefangen und von dieſem zum Tode geſchickt. Noch glaubte die Kaiſerin, den alten Titus, der noch in Rom war, durch Schmeichelein betören zu können; ſie ſchickt ihm ihre Söhne, aber er ergreift die Gelegenheit, ſich fürchterlich am Todfeinde zu rächen, er nimmt die Söhne freundlich auf, ſagt den Kaiſer und die Kaiſerin zu einem Gaſtmahle bitten, wo er ihnen die getödteten Jünglinge zum Mahle vorſetzt, während des Mahles die unglückliche Tochter tödtet, dann die Kaiſerin ermordet. Nun erhebt ſich der Kaiſer und erſticht den alten Titus, aber er wird ſelbſt wieder von Veſpaſianus getödtet, der nun zum Kaiſer erhoben wird, da Victoriades, des Titus Bruder, die Krone ausſchlägt. — So roh und gräßlich das Ganze auch iſt, ſo iſt darin doch unverkennbar weit mehr Bewegung und lebendiger Zuſammenhang, als in den deutſchen Dramen, beſonders aber iſt die Entwickelung der einzelnen Scenen viel reicher und obgleich die Situationen noch lange nicht die Entfaltung haben, die ihnen gegeben werden könnte, ſo ſind doch Charaktere und Leidenſchaften ſo kräftig motivirt und gezeichnet, daß eine befriedigende Wirkung nicht ausbleiben konnte, wie z. B. in der unten mitgetheilten Scene, in welcher die ganze große Reihe der nachfolgenden Gräuelthaten nicht ohne dramatiſches Geſchick durch den Zank der Kaiſerin mit Andronica motivirt wird, die, ſelbſt von Stolz erfüllt, ſich dem Hochmuthe der Kaiſerin nicht beugen will.

Außer den acht größern Stücken, welche die älteſte Sammlung der engliſchen Comödien enthält, folgen noch zwei „Pickelheringſpiele", welche ſpäter von Avrer nachgeahmt und erweitert worden ſind („Der alt Bubler" und „die Königin von Cypern") und zuletzt fünf kleine Poſſen (Jigge) mit Geſang, nach welchen Avrer einen Theil ſeiner Faßnachtſpiele bildete. Dieſelben behandeln alte Späße, die manchmal ziemlich frei und platt werden, in höchſt einfacher Weiſe, ſo daß ſie an die poſſenhaften Geſpräche der Hanswurſte mit ihren Herren lebhaft erinnern. Sie waren, wie ausdrücklich bemerkt wird, dazu beſtimmt, in den Zwiſchenacten der größeren Stücke geſpielt zu werden, eine Sitte, die wir auch bei dem Spaniſchen Theater wieder finden.

Aus dem dritten Acte des „Titus Andronicus".

Titus Andronicus kömpt herus:

Titus Andr.: O wie lieblich vnd freundlich ſingen jetzt die Vogel in den Lufften, ein jeglich ſuchet jetzt ſeine Nahrung, vnd die Jaget iſt auch ſchon angefangen in Freude vnd Herrlichkeit. Aber mein Herz iſt mir dennoch beängſtiget vnd beſchweret, denn ich dieſe vergangene Nacht ſolch ein ſchreckliches Traum gehabt, vnd nicht weiß, was er mir bedeuten wirdt. Nun muß ich wiederumb zum Käyſer reiten, der perſönlich bey der Jagt vorhanden. (Gehet weg ꝛc. Jetzt kömpt herauß Andronica, hat ihr Gemahl bey der Handt, die Käyſerin kömpt jhn entgegen, die Jäger blaſen.)

Andronica: Herzliebes Gemahl, ſchöner vnd luſtiger Jaget habe ich mein Tage nicht geſehen.

Gemahl: Ich auch, mein ſchön Gemählin, kan mit Warheit ſagen, das ich auff vielen Jagten geweſt, aber nimmermehr luſtiger vnd frewdiger geſehen. Was aber ſehe ich jetzt für ein Wunder? die Käyſerin, die da gar alleine eilents zu vns ſpatzieret. (Käyſerin kömpt zu jhnen.)

Käyſerin: Sieh, welch groß Wunder nimpt mir doch dieſe Andronica! Wie gehets mit deinem Gemahl ſo gar alleine? Haſtu nicht ein tauſend Reuter vnd Fußvolck hinter Dich, die da auff euch warten?

Andronica: Schöne Käyſerin, ich frage euch wieder, wie kömpts, das jhr alleine gehet, vnd auch nicht ein Haauffen Diener auff euch beſtellet haben? Aber ewren Spott, den jhr jetzt on vns treibet, thue ich doch weniger denn nichts achten, kann jhn auch leichtlich vertragen. Verhoffe auch, wann es würde von nöthen ſeyn, wolte ich eben ſo wol ein tauſend Reuter vnd Fußvolck können auffbringen, dann jhr.

Käyſerin: Andronica, daß du jetzt ſo frech vnd mit ſpitzſinnigen Worten wiedereumb frageſt, warumb ich auch allein gehe, ſolſtu wiſſen, daß es mir alſo gefelt. Aber ich frage, wie kompts doch, daß du mir ſo frech vnd trotziglich darfeſt antworten? Bin ich nicht deine Käyſerin, vnd ſollſt nicht wiſſen, wir hoch du mich ehren ſolteſt? Gedenck nun aber nicht, daß ichs alſo dabey wil bleiben laſſen.

Andronica: Ja Käyſerin, wie man ins Holtz ruffet, alſo krieget man ein Wiederſchall; denn wir ihr mich auß hoffertigem Gemüth frauet, ſo antworte ich euch. Ob jhr aber wol Käyſerin ſeid, wil ich euch dennoch nicht unter den Füſſen liegen. Denn bedencket dieſes: woret jhr nicht erſtlich meines Herrn Vater Gefangen? Vnd nun weil jhr Käyſerin worden ſeyd, wiſſet nicht, wie jhr euch für Hoffart laſſen wollet. Derhalben könnet jhr mir wol immer hinfahren in ewer Hoffart, vnd mich bleiben laſſen, wer ich bin. Ich frage, was hat dieſe Stadt Rom für Nutz von euch vnd den ewren gehabt? was hat ſie aber für Nutz von den meinigen vnd mein Herr Vater? Ja warlich, wenn der es nicht gethan vnd mit ſeinen Ritterlichen Händen erhalten, das Käyſerthumb vnd gantz Rom würde vorlängſt zu Boden gegangen ſeyn! Thut aber ſo viele Böſes an mir, was jhr nicht laſſen könnet!

Käyſerin: O mein Hertz wil mir im Leibe zerſpringen! Gehe mir auß meine Augen, du verfluchete Creatur! Wann ich dann dein Hochmath nicht ſtraffen könte, ſo wolte ich mich ſelbſt tödten. Sieh, ich thu ſchweren bey allen Göttern, daß ich zuvor nicht eſſen oder trincken, auch nunmehr mein Häupt ſanfft legen wil, biß ich mein Muth ſatt vnd genugſam an dich gekület vnd mit Frewden vber dir triumphire. (Gehet ein Schritt jer fort, da kommen jhr zween Söhne zu ihr; die Andronica redet vnder deſſen in geheim mit jhrem Gemahl.)

Hellentes: Gnädige Fraw Mutter, es nimpt vns groß Wunder, daß jhr ſo gar allein vnnd von allen ſpatzieren gangen. Aber vielmehr thun wir vns verwundern, warumb jhr ſo ſehr betrübet vnd in ſchwermüthigen Gedancken gehet.

Mutter: O meine liebe Söhne, offenet ewre Ohren vnd obſerviret meine Wörter wol, jhr ſollet wiſſen, das ich nit weit von hie an einem Orte ſpatzierte, da die Andronica ſampt jhrem Gemahl iſt, welche mich alſo erfaſſet vnd mit ſpöttiſchen vnnd höniſchen Worten, wor vber ich bald toll vnd vnſinnig worden; derhalben kompt nur vnd rechnet euch mächtiglich wieder an ſie, vnd gehet erbärmlich mit jhr vmb, vnd erſtecht jr alsbald jren Gemahl an der Seiten, dafern jr mich lieb habet. So jhrs aber nicht thut, ſo wil ich euch verfluchen vnd nicht für meine Söhne halten.

Söhne: Gnädige fraw Muttr, wir ſeynd willich, euch zu gehorſamen. Kompt nu mit vns zeiget vns, an welchem Ortr ſie ſeya, ſo wil ich jhm alsbald ſein Leben nehmen.

Mutter: Nun ſo folget mir vnd habt keine Erbarm-

niſſe mit ihnen. (Gehen zu ihm; Helientes ziehet ſein Schwerdt.)

Helientes: Sich, finden wie euch hie? Du haſt nun gar zu lange gelebet! (Erſticht ihn.)

(Gemahl:) O mordio! mordio!

Andronica: Ach wehe! ach wehe! Iſt dar denn kein? Wehe vnd zeter dieſer mordtlichen That! (Gehet für den todten Cörper auff die Erde ſitzen.)

Käyſerin: Sich nun, du hoffertiges Weib, wie geſelt dir diß? was düncket dir, hab ich den Eydt nicht gehalten, welchen ich geſchworen? Ja, dieſes ſolt noch gar nichts ſeyn, ſondern ſo wil ich dich zämen, daß du mir unter meinen Fußſolen ſolt liegen, vnd ich vber deinem Leichnam trete! Dein gantz Geſchlecht mit ſampt deinen Väteren vnd Brüder wil ich gar außrotten vnd bey meinem gnedigſten Herrn Käyſer mit Liſt vnd Practicken zu wege bringen, daß ſie alle eines jämmerlichen Todes ſterben ſollen: Aber ich bin dir, hoffertiger Menſche, ſo ſpinne feind, dann mir unmüglich iſt, dich langer lebendig für meine Augen zuſehen. Derohalben, mein lieber Sohn, thue mir jetzt dein Schwerdt, damit wil ich ihr ſelbſt jämmerlich ihr Leben nehmen (wil ihm das Schwerdt nehmen).

Suphonus: Hertziebe Fraw Mutter, daſſelbige kan ich thuen, derhalben bedencket euch erſtlich recht!

Andronica: O du aller vnbarmhertzigſtes Weibesbilde, iſt denn kein Fünclein Erbärmniß in dir? Ja wann das mein Herr Vater (vnd Bruder) wiſſen ſollten, ſie würden nicht wiſſen, wie grimmiglich ſie ſich wiederumb an euch rechnen ſollten: keinen Stein würden ſie auff dem andern ligen laſſen, ſondern die Erde, worauff ihr ſtehet, gar vmbreiſſen. O weh, du hoffertige Käyſerin, erbarm dich vber mich, vnd nim mir auch jetzt mein Leben: denn lenger iſt mir vnmüglich vnd bringet mir Hellen Angeſt.

Käyſerin: Ja, ich glaube es wol, wans dein Vater vnd Bruder wüſten, die da nicht ſtreiten, wie Menſchen, ſondern ärger wie der Teufel, ſo ſolten ſie wol derhalben gantz Rom mit der Käyſerlichen Pallaſt zu Grunde reiſſen vnd wie die vngeſtümme Löwen rumoren. Aber demſelben muß ich zuvor kommen vnd darauff bedacht ſeyn, daß ſie es nimmermehr zu wiſſen bekommen. Weil ich dann aber höre, daß die lenger zu leben Hellen Angeſt wer, ich auch das ärgeſte nicht erdencken kan, womit ich dich quele, ſo wil ich dich noch eine zeitlang leben laſſen. Vnd ihr, meine lieben Söhne, ich weiß, daß ihr groſſe Luſt zur Buterey habet; derhalben vbergebe ich ſie euch — — — Werdet ihr vber ein Erbarmen mit ihr haben, ſo gedencket, daß mein zorn weit vber euch ergrimmen vnd nicht viele gutes bedeuten wirdt.

Sohn: Gnädige Fraw Mutter, wir ſein ewrm Befehl gehorſam.

Jakob Ayrer.

Wie mächtig die „Engliſchen Comödianten" wirkten, ſehen wir ſchon daraus, daß ihr Beiſpiel ſelbſt in Nürnberg, dem Sitze und Mittelpunkt des volksthümlichen Schauſpiels, Nachahmung fand und zwar bei einem Dichter, der, aus Hans Sachſens Schule hervorgegangen, ſelbſt ſchon zur weiteren ſelbſtſtändigen Entwickelung des deutſchen Dramas beigetragen hatte. Es iſt dies Jakob Ayrer, von deſſen Lebensumſtänden wir nur ſehr wenig und beinahe nur Unzuverläſſiges wiſſen. Es iſt unbekannt, wann er geboren wurde, und ſehr zweifelhaft, ob Nürnberg ſeine Vaterſtadt war, wie man bisher allgemein annahm, da ſich aus einer erſt in neuerer Zeit im dortigen Archiv aufgefundenen Notiz ergibt, daß er im J. 1593 um die Einkaufsſumme von zehn Gulden zum Bürger jener Stadt aufgenommen wurde. So könnte es ſein, daß er aus Bamberg ſtammte, wo er ſich jedenfalls längere Zeit aufhielt; und die Nachricht, daß er Anfangs einen Eiſenkram zu Nürnberg gehabt, dieſen aber wieder aufgegeben habe, weil er zu wenig einträglich geweſen ſei, ſo wie daß er ſich in Folge deſſen nach Bamberg gewendet, und dort gelehrte, und zwar wahrſcheinlich juriſtiſche Studien getrieben habe, möchte auf Irrthum beruhen. Wahrſcheinlich hat er das ſtreng katholiſche Bamberg der Religion wegen verlaſſen und ſich nach Nürnberg gewendet, wo er als Proteſtant auf freundliche Aufnahme rechnen konnte, wie er denn dort Kaiſerlicher Notarius und der Gerichte Procurator wurde, als welcher er den 26. März 1605 ſtarb.

Ayrer iſt beinahe eben ſo fruchtbar, als Hans Sachs; zwar hat er nur halb ſo viele Dramen geſchrieben, als jener (im Ganzen etwa 100, von denen 66 gedruckt ſind und, ſo viel bekannt, 3 ſich handſchriftlich erhalten haben); aber theils hat er gewiß ſeine ſämmtlichen Spiele in einem verhältnißmäßig ſehr kurzen Zeitraum gedichtet, theils ſind ſeine Dramen von weit größerem Umfange, als die ſeines Vorgängers. Wie raſch er aber arbeitete, geht daraus hervor, daß er den „Lazarus", ein Stück von mehr als 2000 Verſen, in neun Tagen, die kürzeren Faſtnachtſpiele meiſtens in Einem Tage vollendete. Er ſcheint ſeine dichteriſche Thätigkeit mit der nicht eben gelungenen Bearbeitung von Friſchlins „Julius redivivus" oder mit der „Tragödie und Hiſtori von erbauwung der Statt vnd ſtiffts Bamberg" begonnen zu haben, einer höchſt unpoetiſchen Dramatiſirung der älteren Geſchichte jener Stadt. Seine ſämmtlichen Dramen zerfallen, wie bei Hans Sachs, in Tragödien (13), Comödien (20) und Faſtnachtſpiele (36); doch unterſcheidet auch er Tragödie und Comödie nur nach den oben angegebenen ganz äußerlichen Gründen (ſ. o. S. 116). Es iſt überhaupt unverkennbar, daß ſich Ayrer nach Hans Sachs bildete; es iſt dies namentlich in der Schilderung der äußeren Zuſtände ſichtbar, in welcher er die jenem Dichter eigenthümliche epiſche Ausführung der einzelnen Erſcheinungen häufig nachahmt; aber es iſt eben ſo unverkennbar, daß er den ehrwürdigen Meiſter mit großer Selbſtſtändigkeit nachahmte, und daß er es inbeſondere verſuchte, die ſkizzenhafte Anlage zu größerer Fülle zu erweitern. Dies zeigt ſich ſchon in ſeinen früheren Verſuchen, zu denen auch „Otto II" zu rechnen iſt, weit entſchiedener aber in den darauf folgenden Stücken, in welchen er die deutſche Heldenſage und ähnliche Stoffe mit Vorliebe behandelte. Im „Hugdietrich", „Otnit" und „Wolfdietrich" und in den beiden Tragödien von der „Meluſine" ſind die einzelnen Situationen reicher entfaltet, als es je bei Hans Sachs der Fall iſt, der Dialog iſt an vielen Stellen ausgeführter, und es zeigt ſich zudem ein Verſtändniß des Theaters und ſeiner Bedürfniſſe, von dem Hans Sachs kaum noch eine Ahnung hatte.

Bei dem entſchiedenen dramatiſchen Talente Ayrers mußte er ſich von den „Engliſchen Comödien", welche wohl gegen die neunziger Jahre des 16. Jahrh. in Nürnberg bekannt wurden, außerordentlich angeregt fühlen, da er in ihnen das umfaſſender ausgebildet fand, was er angeſtrebt hatte. Von nun an nahm er dieſelben zum Muſter und dichtete in raſcher Folge eine Reihe von Dramen, die er theils den engliſchen Stücken mit mehr oder weniger Freiheit nachbildete, theils auch im Geiſte derſelben ſelbſtſtändig abfaßte. Dieſe unterſcheiden ſich von

seinen früheren Spielen nicht bloß dadurch, daß in ihnen nach dem Vorbild der Engländer der Narr eingeführt ist, der von nun an bis auf Gottsched herab im deutschen volksthümlichen Drama eine hervorragende Stellung gewinnt, sondern auch und ganz besonders dadurch, daß sie breiter angelegt sind und zwei oder mehrere Begebenheiten neben einander fortführen, ja sogar episodische Handlungen enthalten, welche jedoch die Haupthandlung nicht nur nicht zurückdrängen, sondern diese vielmehr desto lebendiger hervortreten lassen. Die Nachbildungen englischer Schauspiele haben für uns weniger Werth als seine selbstständigen Arbeiten, obgleich auch in ihnen nicht zu verkennen ist, daß der Dichter mit Bewußtsein gearbeitet hat; wir begnügen uns daher, nur die vorzüglichsten zu nennen. „Belimperia und Horatio" ist eine Uebersetzung der sogenannten „Spanischen Tragödie", welche, wie Tieck bemerkt, gewissermaßen die Grundlage des englischen tragischen Theaters ausmacht; die „Comödie von der schönen Phönicia" behandelt den nämlichen Gegenstand, wie Shakspeares „Viel Lärmen um Nichts", so wie die „von der schönen Sidea" in mancher Hinsicht an den Sturm erinnert, so daß zu vermuthen ist, es habe der englische, wie der deutsche Dichter nach der nämlichen uns unbekannten Quelle, wahrscheinlich einem älteren Theaterstücke, gearbeitet. Ohne Zweifel ist auch die „Comödie vom König Eduarto dem dritten" einem englischen Vorbilde nachgebildet, was schon daraus zu entnehmen ist, daß der Narr in diesem Stück Jahn Clam (Clown) heißt. Von den Dramen, welche nicht nach fremden Vorbildern bearbeitet sind, in denen aber der Einfluß derselben in Bezug auf Anlage und Entwickelung sichtbar hervortritt, nennen wir unter den gedruckten „die Comödie vom getreuen Ramo", so wie die „Vom Soldan zu Babilon" und unter den handschriftlich erhaltenen die „Tragödia vom Reichen Man vnd Armen Lazaro", so wie die „Comödie der Knaben Spigl"*). Alle diese Dramen kommen darin mit einander überein, daß sie eine ganz glückliche Anlage haben, welche der Dichter aber nicht gehörig zu benutzen weiß. Ayrer hat wohl von den Engländern gelernt, eine Intrigue zu beginnen, aber nicht sie fortzuführen. So gut und wirklich erfreulich diese Stücke alle im Anfang sind, so schwach werden sie gegen das Ende; es fehlt dem Dichter offenbar an Erfindungskraft, weshalb er sich gezwungen sieht, sich zu wiederholen, und namentlich die Motive der ersten Hälfte auch in der zweiten wieder zu gebrauchen. Es haben daher seine früheren Dramen bei ihrer größeren Einfachheit weit mehr Einheit und fortschreitendes Interesse. Am besten ist in dieser Beziehung der „Knaben Spigl", da hier der Dichter einen schon ausgearbeiteten Stoff benutzte, nämlich eine gleichnamige Erzählung von Wickram, die wir jedoch nicht vergleichen konnten. Aber auch hier ist die Exposition das Beste im ganzen Gedicht; die Verhältnisse und Bestrebungen des Ritters Gottlieb, des Bauern Rudolf und seiner Frau Patrix, so wie des armen Studenten Felix und des Kammermädchens Regine (1), die er bald darauf heirathet, werden in einigen meist rasch sich bewegenden Scenen recht lebendig dargestellt, und es knüpft sich an diese Auseinandersetzung alles Nachfolgende mit innerer Nothwendigkeit an. Freilich müssen wir uns gefallen lassen, den Dichter durch einen Zeitraum von ungefähr zwanzig Jahren zu begleiten, aber es ist dies doch weit weniger störend, als man glauben sollte. Uebrigens erkennt man auch in diesem Spiele noch den Einfluß des Hans Sachs, und es erinnert sowohl in der Haltung des Ganzen als in der Entwickelung des Einzelnen oft an die „Ungleichen Kinder Evä" des alten Meisters. Die „Comödie vom Reichen Man vnd armen Lazarus" hält sich in engeren Schranken, aber eben deshalb ist der Dichter oft um Stoff verlegen und wiederholt sich. Der Anfang derselben ist vielleicht noch besser gelungen, als im „Knaben Spigl", und es ist besonders rühmenswerth, wie sich der Charakter des Reichen nach und nach aus den dargestellten Verhältnissen entfaltet. Sein Monolog, mit welchem das Drama eröffnet wird, ist durchaus gut; es läßt sich die stolze Sicherheit, die im Bewußtsein liegt, alle irdischen Güter, Adel, Jugend, Gesundheit und unermeßlichen Reichthum zu besitzen, nicht besser ausdrücken, als es der Dichter gleich in den ersten Zeilen dieses Selbstgesprächs gethan hat. In diesem Sicherheitsgefühl weist der Reiche die Ermahnungen seiner milden und frommen Gattin lachend zurück, die ihn auf die Lehren der Religion aufmerksam macht, und höhnisch verspricht er zwei hinzukommenden Mönchen, ihr Kloster zu beschenken, damit sie für ihn beten, denn er habe keine Zeit dazu, worauf der Narr die Bemerkung macht, daß dieses Gebet ihm nicht viel helfen würde, wenn einmal der Teufel käme, ihn zu holen (2). Als in einer späteren Scene seine Frau dem Diener befiehlt, die Ueberbleibsel des Essens den Armen zu geben, statt sie, wie bisher, den Hunden vorzuwerfen, verbietet es Dives (so heißt der Reiche), weil ihm die Bettler zu viel Lärm machten. „Glauben die Armen recht an Gott", fügt er mit entsetzlichem Hohne hinzu, „Er wird ja auch wol Essen schaffen", und bald darauf sagt er, nachdem er den bettelnden Lazarus hatte hinauswerfen lassen: „Wenn ich Ain (Armen) sehe an, Vor Grauen ich nicht essen kan, Aber den Hunden seh ich gern zu." Ein sonst wohlhabender Bürger, der in vorübergehender Geldverlegenheit ist, und ihn um einen Vorschuß bittet, wagt die Bemerkung, daß sich früher oder später eine Gelegenheit finden könnte, ihm einen Gegendienst zu erweisen, denn, fügt er hinzu: „Wir sind ja alle Christen glieder, Die an einander dienen sollen;" da ruft Dives im höchsten Zorne aus: „Ja, Christus hat oil deuohlen, Das doch dhun weder ich noch du: Packh dich weckh vnd laß mich mit Ruh!" Dives zeigt seinen bösen Charakter bei noch andern Gelegenheiten, die recht geschickt herbeigeführt werden; am schwächsten sind aber gerade die Scenen, in welchen Lazarus vorkommt. Zuletzt erbarmt sich der Engel Gabriel seiner, er schickt den Tod ab, ihn von seinen Leiden zu befreien. Dives wird in Folge von Unmäßigkeit krank; und nun bekommt das Ganze wieder mehr Bewegung: ganz ergötzlich ist die

*) Die ebenfalls noch ungedruckte „Comödie vom Verlornen Sohn" kennen wir nicht; wir bedauern dies um so mehr, als sie eine Bearbeitung der gleichbenannten Comödie von Hans Sachs ist, und eine Vergleichung der beiden Stücke für die Charakteristik der beiden Dichter von Interesse sein müßte. So viel wir aus dem uns vorliegenden Namensverzeichnisse ersehen können, hat Ayrer das Original nicht nur sehr erweitert, sondern die Handlung auch an eine bestimmte Localität geknüpft, überhaupt das Ganze auf besondere Verhältnisse zurückgeführt, und wahrscheinlich eine bekannte Novelle benutzt.

Scene, in welcher Dives mit dem Tode handelt und ihm Geld anbietet, daß er ihn länger leben lasse. Dagegen ist wieder der sechste Act ganz ungenügend, da der Dichter, der doch offenbar kein biblisches Stück geben wollte, sich von dem alten Stoff verleiten läßt, die Quaien des Reichen und die Seligkeit des Lazarus darzustellen.

Ayrers Fastnachtspiele, von denen die älteren sich ganz an Hans Sachs anlehnen, die späteren mehr in der Weise der englischen Possen sich bewegen, stehen in jeder Beziehung hinter denen des älteren Dichters zurück; sie haben weder den heiteren Humor, noch die gewandte Darstellung, die wir an jenem bewundern. Doch verdienen mehrere auch neben denen seines großen Vorgängers genannt zu werden, so der „Baur mit seim Gfatter Todt", in welchem die alte Volkssage nicht ohne Glück dramatisirt ist. In Bezug auf die Charakterzeichnung ragt das Fastnachtspiel „Das kein Landtsknecht in Himmel, noch in die Hell kommt", vor den meisten übrigen hervor. Wie er im „Lazarus" das Mönchswesen mit ziemlicher Bitterkeit verhöhnt, so hat er es auch in einigen Fastnachtspielen lächerlich gemacht und insbesondere die Unkeuschheit der Mönche zur Zielscheibe seines Spottes genommen; wir erwähnen in dieser Beziehung den „Münch in Keßkorb" und den „Verlarfft S. Franciscus", den er nach Boccaccio bearbeitet hat, aus welchem er auch den Stoff zu dem Fastnachtspiele „von Antreuto" schöpfte.

Die nach dem Englischen oder in englischer Weise bearbeiteten Fastnachtspiele sind von geringerer Bedeutung als die übrigen; es ist in ihnen weit weniger Erfindung und Mannigfaltigkeit, da sie sich beinahe ausschließlich um den tölpelhaften Jan, oder wie der Hanswurst auch heißen mag, und um dessen ziemlich gewöhnliche Possen bewegen. Das beste dieser Stücke ist ohne Zweifel „der verlorn Engelländisch Jaun Posset", dessen tölpelhafte Dummheit in einigen gut erdachten Momenten heiter und lebhaft dargestellt ist. Einige gewinnen aber dadurch Bedeutung, daß sie zugleich die ersten Versuche im Singspiele sind, was übrigens ebenfalls eine Nachahmung der Engländer ist. Diese „singets Spile" haben übrigens die Eigenthümlichkeit, daß sie durchgehends in einer und derselben Strophenform, meistens in „des Rolands Ton" gedichtet sind. Er hat mehrere Fastnachtspiele in zweifacher Bearbeitung gedichtet, nämlich einmal in den gewöhnlichen Reimpaaren, und dann als „singets Spil." Unter diesen ist das „Von dem Engeliendischen Jann Posset, wie er sich in seinen Diensten verhalten", wohl das beste und lebhafteste; nur schadet ihm die mißlungene Verknüpfung zweier verschiedener, nicht zusammengehörender Handlungen. Wir theilen, mit Ausnahme der ersten Strophen, welche Janns Entfernung vom Hause enthält, den ersten Theil mit, der auch allein dem Titel des ganzen Stücks entspricht (3), den zweiten, in welchem Janns ehelliche Leiden dargestellt werden, übergehen wir, zumal er dem ersten auch an Mannigfaltigkeit des Inhalts und Heiterkeit der Darstellung nachsteht.

Nach Allem, was bisher gesagt wurde, ergibt sich, daß Ayrer seinem Vorgänger Hans Sachs im Verständniß der dramatischen Entwickelung und namentlich in der Kenntniß des Theaters weit voraus war, und daß seine Stücke einen nicht unerheblichen Fortschritt deurkunden. Dagegen steht er ihm an wahrem poetischen Talente entschieden nach, und es fehlt ihm namentlich jenes tiefere Ergreifen der Verhältnisse und Charaktere, das wir bei jenem bewundern, od er gleich offenbar auf die Charakterzeichnung mehr Gewicht legt, als Hans Sachs, welchem sich die Charakteristik der Personen gleichsam unwillkürlich aufdringt. Eben so steht Ayrer seinem Vorgänger in Sprache und Darstellung unbedingt nach; wir vermissen in seinen Dramen jene lebendige Mannigfaltigkeit und natürliche Angemessenheit des Ausdrucks, vor Allem aber den ächt poetischen Hauch, der auch in schwächeren Stücken des alten Meisters hervordringt, und uns mit so entschiedenem Wohlgefallen erfüllt.

1. Aus der „Comedj, der Knaben Spigl genandt".

tt. Act (t. Scene.)

Kumbt Fölix der schuler vnd S.

Die schul Albie wil mir nit schmecken,
dir Partecken wölten mich nicht flecken,
so sind die gsell mir Auch zu klein.
sol ich ein Student gewern sein
vf hohn schuln etlich Jar
vnd gutten leyden zusehn fürwahr,
vnd mich albie so gar vil Nirden,
Ich ließ dir schul haben denn Nieten.
wolt Ehr das studirn erstechen,
man wurdt mir darumb Vbl sprechen,
das Ich, deponirter studeut,
soll aller Erst kommen Ind hendt
dem Scetifer der Bachanten.
Es ist mir spottlich in allen landen,
vor andern studenten muß ich mich schrmen.
Ich will mir halt ein werb nemen,
vnd will für mich ein schul Anfangen.
Ich ken Eine, kön Ich sie Erlangen,
sie ist wolbrkandt in der stadt,
Ein gulltrn oder Sechshundert hatt,
vnd darzu kein Aygens hauß,
die könt ein scharten wetzen Auß,
dann sie hat wedrr vattrr noch mutter,
Auch hat sie weder schwestrr noch bruder:
da ging mit Jr als, was sie hat.
Ich hab sie gleben nechten spat,
da ich mein haußrbie dhet zuschliesen,
do ließ sie Jre Gyglrin schieien
Auf mich, das ich drauß merckh gar wol,
sie hat meins Pluts Ein Kubl vol.
Ach das mir dieser vogt srs ein,
Meindhalben solt rs Pait Ja sein,
wenn Ich vnnd sie rinander hetten,
Ein Herrn kundt ich wol vredrettrn,
vnd Es wer mir Auch nutzer schier,
alß wenn ich ein vorsprachrr wir.
Schan schan hab ich andrrs Recht gsehen,
so dhut sir sich vorern hrrnehrn,
Ich wilt mich rin Wenig Wachrr stelln.

Er duezt sich vnnd gehl nf dir seydrn. Regina die Maygt geht rin mit rim geosen kerd vnd S.

Mein Frau hat mich heund dingen wöltrn,
Es ist mir aber gar nit glegen.
Es gibt seuil waschens vnnd segen,
deßgleichen holtz vnd wasser draqrn,
das Ichs nicht alles kan erjagen,
dargegen gibt sie wenig lohn,
Sechs gulltrn rin Jar ich hen:
da kauff Ich drur das scheublein deum.
Wenn ich schon rin drinckgelt bekum,
so dregt Es kaumen Ein halßbembt.
Darumb so kumbts mir fur gar frembt,
wie sich die Andern Maydt Ernern,
vnd wir dirselben Irr sach Ankern,
die nichts von Iren Eltern geErbt:
dir dienst send warlich all verderbt,
die Herrschafft ist zu boß vnd strenq,
der lohn ist zu geringr vnd wrng.
vnd ist der Arbeyt gar zuuil.
darumb Ich Ain Man Nemben will,
vnd soll Er nur ein bust Aufhen.
Poez Augst, wenn srch ich derirn stehn?

Es iſt Foelix der ſtudent:
der hat ſein lieb zu mir gewendt,
laß ſehen, was Er machen wer.

Fölix der ſchreyber gehdt herfür vnd S.

Gy guttrn Abent, Junckfraw Regino, woher?
wo wolt Jr nouß allein ſo ſpett?

Regina S.

Jr fecht, das mir kein Maydt nachgehrt,
Darumb ſolt ir mich nit Junckfraw heyſen,

Foelix S.

Kein ſchmach dhet Ich euch mit beweyſen,
Denn Jr ſeydt Ja die Junckfraw mein.
wolt gott, ir ſolt mein gmahel ſein;
Jr nembt aber kein Armen geſellen

Regina S.

Gy, die ſich ſo Ainfeltig ſtellen,
ſend Eben die Ergſten vnnd Rechten.
Was wolt Jr mit einer ſolchen ſchlechten,
Armen heilichen dienſt Maydt dhen?
Jr mueſt ein ſchöne vnd Reychr hen:
Ich aber bin nicht Reych vnd nit ſchön,
das ſend gar groſer Mangl zwen
vnd haben mir offt and heyrat gſchadt,

Foelix S.

Wie das Jr mir denn ſpott Auflude?
Jr ſeydt Ja vil ſchöner, Alß Ich.
Wolt gott, das Jr dhet lieben mich,
wie Ich euch lieb von herezen geundt,
Jr nembt zur Ehe dieſe fiundt.
Aber das Got im Himel Erbarm,
Ich Pin ein ſtudent frembt vnd Arm,
vnd hab das mein verſtudirt,
darumb krin Reyche mir mer wirdt.
Hett Ich aber gelt in der daſchen,
ſo wolt Ich Palt Eine Erhaſchen,
weyl Ich gottlob frum Pin Ehrn.

Regina S.

Wenn Einer kon ein weyb Ernehrn,
ſo Jſt Er Eben Reych genug.

Foelix S.

Gottlob, Ich Pin ſo glert vnd Klug,
vnnd weyß mich Auch zuſchicken drein,
das Ich ein weyb ond Kinder mein
mit Ehrn wol Ernehrn wolt,
wenn mir nur gete dryſchern ſolt
Ein gutte, frume, gedrene birn,
dann Es dhut nichts mit dem ſtudien.
Es ſend der doctor Jezundt ſouil,
Ein ieder Paurn Sohn der wil
Ein Doctor oder gayſtlich wern,
zu Mal wenn ſie nicht Arbeyten gern.
Wie ſie ſich uber darnach Nehrn,
das ſie Auß der Zarkuchen zehrn,
das wurdt man nur gar offt wol Innen,
Es iſt noch wol gut gelt zugwinnen,
wenn man ſich Recht drein ſchicken kan.
Ein ſchnt die welt Ich fangen An
vnd Koſtgänger halten dabey,
mich legen Vf die ſchreyberey,
vnd gelt genug verdiennen mit.

Regina S.

Schimpff vnd Ernſt, Ich ſpott Eur nit:
die ſchreyberr weyber haben gut ſach.
Wenn ich der ſach gedenckh Recht nach,
vnd Ich weſt, das Ich Euch dörfft drauen,
das Jr wol halten wolt ein Frauen,
ſo dörfft Ich Euch warlich nembrn.
Meins Vermögens dorfft Jr Euch nit ſchemen,
ob Ich gleych nur Pin ein dienſtmaydt.

Foelix zieht ſein buechtein Ab, hebt die finger Auff vnd S.

Zartte Junckfraw bey meinem Aydt,
Ich wolt Euch halten Ehrlich vnd wol,
alß ein Man in dieſer ſtudt dhun ſol,
Euch Eur gutt dreylich zuſam halten.

Regina beydt Jm die handt vber vnd S.

So ſey es gehdon, got woll frin wolten!
Lenger zuuerdiennen hab Ich verſchworn:
Alſo iſt Eur lieb nicht verlorn,
die Jr Bisher zu mir habt drogen.

Foelix druckt ſie vnd S.

Ich dhu euch deſſen groſſen danckh ſagen,
vnd wils euch ewig gnieſſen lohn,

Reginn gibt im die hendt vnd S.

ſo ſagt noch zur zeyt nichts dauon,
Morgen kumbt wider Pmd die Zeyt,
ſo Rehdt wir ferners Ate beydt,
wie wir die Hochzeyt fungen An.

Foelix S.

gehdthin, Ich will mich finden lahn,

Sie gehn miteinander ob.

2. Aus der „Tragedie Vom Reichen Man vnd Armen Lazaro".

1. Act (1. Scene).

Der **Reich mun** gehd ein mit **Diedmayr** den hoffmatſter, **Vicentius** den knecht vnd **Dhonlein** den Narrn.

Wun es in meinem gewult ſtünd,
Das ich ſelbſt Menſchen ſchaffen kund
Nach meinem willen vnd wolgefallen,
So weſt ich vor den andern allen
Keinen zu ſchaffen, wie ich bin.
Ja wol, wo welt ich denckhen hin,
Das mir einer vff erd' wer gleych?
Ich bin Gol, Jung, geſund vnd Reych,
Ich hab mein Diener vnd meiu Leud,
Mrine Landgütter viel meil wegs weyd,
Meine Vogldert vnd mein fiſchwayd,
Meinen Wiltfang vnd grfaid,
Mein Schlos, Marck Recht vnd gericht;
Auch felts an ſchonen gerten nicht;
So wohn ich hie in einrn hauß,
Keins iſt in der ſtod durchauß.
Vnzehlich groß iſt mein paarſchafft,
Mit keiner ſorg bin ich behafft,
Altag ich einzunemen hon,
Ich kans in dreien nit verthon,
Warumb ſolt ich den traurig ſein?
Nicht ſchön klayden den leybe mrin
Mit köſtlicher Leinwet vnd purpur,
Wens ſchon die konig tragen nur,
Die weil ichs als wol zahln kan
Vnd mein ergetzung hab dauon?
So hab ich auch ein ſchenes Weyb,
Der zier ich zu ehr meinen Leyb:
Wie Meinſt, hoffmeyſter, iſt das Recht?

Diedmayr der hoffmeyſter Sy.

Ewer guud iſt von eim hohen geſchlecht,
Darzu ſie groß Vermögrn hatt
Vor allen herrn dieſer Statt,
Warumb ſolt ſie mit jrem gutt
Nit haben freud vnd gutten mutt?
Ewer guad kan ich kein ordnung geben.

Dj fraw gehd ein mit jrer Maygt; der **Reichman** ſicht ſie vnd Sy.

Schaw, dorten kumbt mein gemahel eben.
Die glenzet wie der Morgenſtern,
Wie kond den mein Herz traurig ween?

Helena, des Reychen Weyb, Sy.

Mein herr, ſagt mir, werden auch heut
Mit vns zu gaſt Eſſen frembt Leud,
Das ich darnach zu richten kan?

Dtues der Koch Sy,

Gy wos forgſt? es iſt Jm hauß ſchon!
Nicht zu end koch vff aller beſt.
Ich mag nitt frölich ſein ohn geſt,
So kan ich ohn drinckhen nit ſchlaffen.
Haben wir doch ſonſt nichts zu ſchaffen,
Dann Eſſen trinckhen, danzen vnd ſpringen,
Muſica haben, vnd drein laſſen ſingen,
Spaeirn gehn, fahrn vnd Reyden,
Vnd ſonſt leben in allen freyden,
Schlaffen vnd Wachen, wen wir wöllen.
So hab ich auch viel gutter geſellen,
Die alle meinrs Sines ſein:
Der will ich etlich labden ein,
Vnd beind ein guttes mudlein hon.

Dhonlein der Narr S.

Ja, da halt ich auch Viel dauon,
Vnd man kan der ding nit wol gerathen.
O Wein her, der iſt halt gepraten.
Kein dieng vff der welt beſſer ſchmeckt
Drum weins gnug, das er vns gleckth.

Helena dj frau.

Ja wir ſollen vber morgen Auffſtehn,

Frum ſein vnd in dſ predig gehn,
Wie vns das lern Manch vnd Pfaffen.

Dines der Reych:

Sie haben mir weder zu pieten noch ſchaffen.
Es ſtehd bey mir, Will ich Aufſtehrn
Vnd Morgen in dſ predig gehn.
Mag ich nit gehn, fahr ich ſpaeirn,
Las mich dſ Pfaffen nit Verirn:
Ich hab fouil vnd darff Jr nicht.

Helena S.

Sie droen aber uffs Jungſt greicht;
Sagen, da müß man Rechnung geben,
Wie man vff erden fur das leben,
Vnd machen die hell Alſo bnyß,
Das ich drin nicht zu bleiben weyß.
Vnd wen ir lehrn bett ein grund,
Es lebet keins kein halbe ſtund,
So hefftig machen ſie die hellu.

Dines.

Gy ich frag nichts nach ſollea geſellen,
Sir ſagens vnd thuns ſelber nit.
Was ſagſtu vom Jungſten greicht?
Wru ich ſolt, Wie dſ Pfaffen, leben.
Het mir Gott ſonil gatts nit geben.
Darzu ſo wer es mir ein ſchand:
Ich muß leben nach meinem ſtand.
Was ich jho hab, das ſt jst mrin,
Vnd darff mir Niemaad Rehden ein.
Wie ich daſſelbig Nutz und prauch.
Vnd ſey Jaeu druß gepoeten auch:
Drum ß vnd drinch ich frue vnd ſpatt.
Ich hab noch ein gutten Vor Rath
Den ich mein eug nit kan Au wehrn.

Dirdmayr der hofmeyſtre hört kleyffen und S.

Ich glaub, das Leud heerin bgern:
Villeicht zu eur gnad ſie wöllu.

Dines der Reych:

Laß ſie rein, es ſeind mein Zechgeſellen:
Mit dheuen will ich frölich ſein.

Kommen **Joachim** und **Fabian**, Zwen Munchen, Neygen ſie gar ſehr, machen viel Reuerenz.

Joachim S.

Gnediger herr, uns ſchickt beerin
Der prior vnd gantzes Conuent,
Die weill wir jho dörfftig ſend,
Zu bawen vnſers Cloſter dhor.
Solten eur gnad wir bietten vor,
Das ſie vns dar zu geb ein ſtenr.

Fabianus, der Ander Munch:

Ju wir ſind je gar Arm heur,
Konnen das gepew nit nerlegen.
Abre gern betteu wir dargegen,
Singeu Vigillen vnd ſeelmeſſen
Vnd wollen eur auch nit vergeſſen,
Fur euch betten tag vnd Nacht

Dines der Reych:

Des petens ich gleichwol nit acht;
So thu ich auch an Gott nit denckhn.
Ich will euch gern geben vnd ſchenckhen.
Das Jr betet von meinet Wegen,
Wen anderſt iſt nn betten gelegen.
Den ich hab Warlich die gantz Wochen
Noch nie kein Vatter Vnſer geſprochen.
So denck ich auch ſelbſten daran.
Viel ander gedanckhen ich hon.
So kund jrs auch viel bas, dan ich.
Darumb ſo betet jr fur mich.
Dagegen ſo will euch gebea
Al Jar, ſo lang ich thu leben,
In eur kloſter zwuntzig ſchaff korn.
Das betten iſt doch mit mir nerlorn
Ich kan nit mit dem ding nmbgehn.

Joachim S.

Eur gnad vertraw vns allen Zwen
Vnd den Ehrwirdigen Conuent:
Wo Wir in vnſern Gottesdienſt ſend.
Legru wir ruch Erlleeten ein,
Vnd wern nur Wie baid allein.
Wir wolten bnides frue vnd ſpet
Für eur gnad thun ſonil geyet,
Das eurer ſeel geſchehe kein lavd.

Dines der Reych:

Das bin ich fro, bey meinem Aid'
Kombt rein, eſt mit mir zu mitag.
Das korn ſchickh ich euch hernach,
Wir ich verſprach, bey meinem furknecht.

Fabianus S.

Ja, gnediger herr, dns iſt gleich recht.
Dſ Zeyt, weil wirs nnd tragen betten,
Kón wir dir weil wol etwas betten,
Vnd unſſern gottes dienſt Beerichten.

Dhonlain der Narr S.

O herrlein, glaub nicht den beßwichten'
Meinſtu, das ſie betten fur dich?
Ich will lieber betten fue mich,
Als mein ſeel den geſellen verdrawen.
Wiltu nicht ſelbſt vff dein ſeel ſchawen.
Vnd kombt dee Teuffl nnd furt ſie hin,
So wiß, das ich Vnſchuldig bin.

Bruder Fabianus S.

Der Narr iſt Vns gayſtlichen nit holt.

Helena dſ frau:

Daran ir euch nit kehren ſolt.
Kombt bald herein vnd ſumbt euch nicht:
Es ſoll bald werden angericht.

Dhonlain dee Narr:

O bett ich Armer Dhonlain Nar
Ein Maul, wie ein ſtadt thor,
Ein halß vff Zehen ein langth,
Das mie lang ſchmecket ſpeiß vnd trancks,
Vnd het darzu einen groſſen Magen,
Der ſo groß wer, als ein bew Wagen,
Das ich kond freſſen koch und keller,
Häffen, Pfannen, ſchüſſl und teller.
So wolt ich hene euch all vol ſauffen.
Das ir mir alle muſt endlauffen.

3. Aus dem „Faſtnachtſpil von dem Engelendiſchen Jann Poſſet, wie er ſich in ſeinen Dienſten verhalten; in deß Rolandes Thon."

Kumt **Herr Emerich** vnd ſagt:

8. Ich bin fürwar ein alter Mann
Vnd gar nbel zu fuß;
Ein Knecht, den will ich nemen an,
Der auff mich warten muß
Jm hauß vnd auff der Gaſſen,
Dieweil die Haußfrau mein
Mich nicht allein wil laſſen
Alſo gehn auß vnd ein.

Jann Poſſet gebt ein, **Herr Emerich S.**

9. Schau, dort kummt hergegangen
Ein Knecht, den nimm ich an,
Will jn gehn halt empfangen.
(Er gebt zu jm vnd ſagt:)
Was ſeie jr für ein Mana?
Ein Knecht, den ſolt ich dingen,
Der thet warten auff mich.
Wilt du dich laſſen zwingen!
Darff ich annemen dich.

Jann S.

10. So wiſt, ich kumm geloffen rein
Von einem Torff drey Meil,
Von Rolanden, dem Vatter mein,
Bey dem ich ward ein weil;
Von dem ich nichts kund lehren.
Vnd kumm her in die Stadt:
Halt jr mich nun in ehren,
So finden wir beid ſtat.

11. Auch will ich geen frin euer Knecht,
Wenn jr mich dingen wolt,
Wils euch auch als verrichten recht.
Jedoch jr mir auch ſolt
Als, was ich hab zu ſchaffen,
Schreiben auff rinen Brieff,
Vnd dörfft mich aach deumb ſtraffen,
Wenu ichs nicht als wol triff.

Herr Emerich S.

12. Was ſoll ich dir lang ſchreiben?
Thn hale, was ich dich heiß.
So kanſt da bey mie bleiben.
Wean du es thuſt mit fleiß.
Du muſt halt auff mich warten.
Vnd all Handreichung than.
Mich führn in mein Garten,
Vnd was ich dir zeig an.

Jann S.

13. Weil ich vor nicht bin gweſt alhie,
Vnd gedient in dee Stadt,
Den gebrauch auch erfahren nie,
Was es für Arbeit hat,
So laſt euch nicht ſchwre fallen ſúe,
Zumachrn mie rin Brirff,
Das ichs als hab geſchribn bey mie,
Vnd mich nicht obergrirff.

14. Ich bin gae ein eeegeſſner Mann:
Wana man mir ſagt zuvil,
Ich es fürwae nicht mercken kan.
Jrdoch ich als thon will,
Was man mir wird aufſchreiben:
Mein Hrre, eertuchts mit mir!

Herr Emerich S.

Nun ſo thu bey mir bleiben
Ich will dirs ſcheribra für,

15. So grh halt in die Stuben nein,
Vnd ſedee ein Schrribzeug:
Denſeibea teag zu mie herein,
So beſchreib ich dirs gleich.
Waſtu haſt zuſchaffrn bey mir.
Kummſt du demſelben nach,
So bin ich zufriedea mit dir,
Jegund vnd mein lebtag.

Jann neigt ſich vad geht ab; kummt halt wider, bringt ein Feurzeug ond ſingt:

16. Alhie beiag ich den Feurzrng euch,
Wir ſr den habt braeet.

Herr Emerich S.

Oy nein! ich mrin ein Scheeibzeag!
Du haſt nicht eecht grhört.
Ein Schreibzrng bring mit Dinten,
Daß ich kaa ſchreiben dir.
Gehe aein, du wirſt jn finden,
Vnd briag denſelben mir.

Er geht wider ab, zeicht dra Hut ab, kumt bald wider, beingt ein Krug ond ſingt:

17. Ach mein Herr, da habt jr den Krug;
Dieweil jr reiacken wölt,
Da trincket euch halt rbea gnug,
So vil als euch gefelt.

Emerich S.

Wie biſt du ſo vabeſuaaen!
Da haſt aicht gſuchet recht,
Sonſt beſt gnug Dinten gfunnea.

Jann will gehn; Emerich S.

Oy, hör aoch eias, mein Kurcht!

18. Wena du die Dintrn bringen thuſt,
So briag ſie mie herein,
Dabry du mir auch bringen muſt,
Ein Federn tragen rein.
So will ich die aufſchrribrn,
Wie ich iait dir hab gerdt.

Jaaa S.

Ich will nicht laag außbleiben,
Balt kommen an der ſtet.

Er geht ab; Emerich dre alt ſingt:

19. Daß iſt ein rechtrr Kaecht ſúe mich
Vnd ſúe die Frauen mein:
Fúe gae frumm ich ja zwae anſich.
Doet kummt er gleich herein,
Er thut dir Dintrn tragrn:
Drumb hort mir alle zu,
Was dee gat giell wird ſagen,
Wenn ich jtzt ſchreiben thn.

Jana grht rin, teegt ein Schreibzeug in der Hand ond in dee andern ein laage Honaenfedern, vad ſingt:

20. Secht da, Herr, dieſrn Scheeibzeug,
Den ſchicket ruch die Frau,
Auch ſchicket ſie die Frdern euch.

Emerich S.

Du grobre Dilldap, ſchau,
Was ſoll doch diſr Federn mir?
Man kan ait ſchrribea mit:
Der Frdeen daß gezimet dir.

Er ſteckt Jannrn die Federn anff, Jann S.

Ach, mria Herr, zürart nit!

Herr Emerich S.

21. So geh du halt widee neinwerts dn,
Vnd bring ein Federn mir,
So richt ich dir dein bſtalluag zu.
Auch hol mir ein Papie,
So kan ich darauff ſchreiben,
Was du muſt richten auß.

Jann grht ab vad ſingt:

Ich will nicht lang außbleiben,
Soader halt kommen eauß.

Jann geht halt wider ein, beingt ein Scheeibfrdern vnd ria Glaß mit Bier ond ſingt:

22. Hort, Herr, jtzt kumm ich wider rein,
Bring rin Frdre mit mir,
Eur Frau hat mie auch erſt geſchencket ein
Dieſes friſche Glaß mit Birr:
Daß ſolt jr von mie haben,
Wenn es euch ſchmeckrn thut,
Eur Hertz damit zulaben,
Vnd habrn ein gutrn muth.

Herr Emerich S.

23. Du muſt ein ſeltzamer Vogl ſein!
Ich ſchick dich nach Papir,
So beiagſtu zu triacken rein.
Grh arin, briß geben die
Ein Papie darauff zu ſchreibea,
Vnd thu der ſachrn recht,
Sonſt kanſt nicht bey mir bleiben,
Du Eilenipigrls Kurcht.

Er grht ab. Emerich S.

24. Was ſoll ich mit dem Narrn thun?
Ich glaub, er ſey aicht gſcheidt.
Was ich jm heat beſohira haa,
So hat er allezeit
Darfür ein widerwertigs bracht,
Daß es mich gleich verdreiß:
Wraa ees je ja nicht anders macht,
So wird er abgeweiß.

Jann geht ein, bringt Papir, gibts ſeim Heren vnd ſingt:

25. Ach Herr, habts nicht für vbel iair,
Ich kan leſen noch nicht.
Von ruch will ichs noch lernen ſchir,
Wrnn jr michs antrrricht,
Darumb thut je auffſchreiben,
Was ich bey euch ſoll thun
Bry euch ſo will ich bleiben
Vnd als thun, was ich kan.

Der Herr ſchüttelt drn Kopff, ſchrribt vnd ſingt:

26. Daß hab ich all mein lebtag
Kein Diener nie gethan.
So ſchau vnd halte dich daenach,
Nimb dich mein fleiſſig an.
Wena du das wirſt verrichtrn,
So ich auffgſchriben dir,
So frblt es dir mit nichtea,
Du bleibſt noch laag bey mir.

Herr Emerich gibt jm den Brieff vnd ſagt:

27. Nun ſo kumm mit mir nein ins hauß,
So red ich mrhe mit dir,
Was du auch haſt zu richten auß.

Der alt frblt vmb vad ſingt:

O meia Kurcht, hilff du mie!
Ein ſchwindel iſt mie gangen zu;
Gae hart ich gfallen din:
Drumb thu mie auffheiſſen du,
Ich wriß ſonſt nicht, wo hin.

Jann S.

28. Ach Hrrr, ſeit doch gedultig
Vnd laſts vor frbrn mich,
Ob ich es auch ſey ſchuldig,
Das euch auffbrde ich.
Wril ich nicht hab vernommen,
Das auch in airim gediag
Das auffbrden ſey kommea,
Wrnn ich mit euch aufgiag.

Der alt ſteht allein auff mit groſſrr mühe, Jann lacht; Emerich S.

29. Du biſt zwar ein verteogaer Knecht,
Doch dult ich mich mit die,
Vnd wrna du mirs aicht machrſt recht,
Schlag ich dich mit der Thür
Fürs gſeß ond laß dich lauffen,
Dieweil ich allr tag
Deins glrich ein gaatzen hauffrn
Gar wol bekommen mag.

Jann ſtützt die Arm vndee, ſicht ſauee vnd ſingt:

30. Gnad, Herr, ich will es nimmer than!
Habt mie nue das fúe gut!

Herr Emerich S.

Da ſolſt ſein weidlich nachee gnhn
Vnd abziehen dein hut,
Ein wenig Hofzucht lebeen:
Du biſt alt gnug daezu.

Jann S.

Ja, ich will mich bekebeen
Was je mie ſchafft, ich thu.

Sie gehn ab. Kummen alldeid widee, Herr Emerich tregt ein Schüſſel mit Pien, gibt ſie dem Jannen vnd ſingt:

31. Sehin vnd nimb die Piren,
Mit zu Herr Feiedeich lauff,
Thu nichts daron veelieen,
Speich, ich ſchick ſie jm nauff;
Die ſoll ee nicht verſchmehen,
Ja gutem nemen an,
Daeauß ſo kan er ſehen,
Was neuer frucht ich han.

Dee alt geht widee ab; Jann ſingt widee ſich ſelbee:

32. O Jann, wann dich dee Piren
Etwan thet ginſten an,
Vnd da liſt dich verfüheen?
Ey nein, ich wils nicht than! (Ee beſind ſich.)
Abee was könt ſchaden,
Wenn ichs ſchon halbig freß?
Wer wolt mie das verrathen?
Ee beiſt in eine vnd ſingt:
Sie ſeind dennoch nicht böß.

33. O Jann, du wilt es wagen,
Den Piren ſpeechen zu:
Weils doch niemand thut ſagen,
Wie vil ich liſſern thu,
Will ich mich deinn ergötzen,
Mir freſſen Pieen gnug,
Will mich da nider ſetzen;
Da hab ich guten fug.

Jann ſetzt ſich, feist vil Pien, geht dann ab, kummt bald widee, vnd bringt nue ein Pirn vnd ſingt:

34. Ach, ſagt mie, hab ich geeecht then?
Ein Pieen hab ich noch,
Die andern hab ich gfreſſen ſchon.
Ich meint, es könnt ſich doch
Herr Frideich wol veeiuchen,
Wenn ee noch eine hat:
Mein Herr wird abee fluchen,
Wenn mich einee vereaht.

Feiderich geht ein vnd ſingt:

35. Sieh, Jann, was wilt du machen hie
So ſpat vee meinem Hauß?
Da hab ich dich noch gſehen nie;
Wo wilt du erſt hinauß?

Jann zieht ſein Hütlein ab, vnd ſingt:

Ach, mein Heee, ſoll ich ſagen?
Mein Heee, dee ſchicket mich,
Zu euch die Pirn zutragen:
Daß will aufrichten ich.

36. Mein Heee, dee leſt euch ſagen,
Daß dieſe Pieen gleich
Ein jungee Baum hat teagea',
Vnd hat ſie gſchicket euch,
Dieſelben zaveeſuchen.

Herr Frideeich S.

Hat das dein Heee gethan,
So ſoll man jn verfluchen
Den vngeteeuen Mann!

37. Deumb geh, ſag deinem alten,
Wolt ee nichts ſchicken mir,
Als die, ſoll ers auch behalten.
Doch will mich dünckeu ſchir,
Dee Pirn ſeind mede geweſſen,
Drumb zeig die warheit an,
Haſt du ſie ſelber gſeeſſen?

Jann S.

Der geoß laſt hats gethan.

Herr Feiderich S.

38. Wie biſt du mit vmbgangen?
Duſſelbig zeig du mie.

Jann S.

Thut mie die Pien beelangen,
So ſolts bald ſehen ze.

Ee friſt die Pirn vnd ſingt:

Wie ich jhr habe der Pieen mit,
Hab ich jn allen than.

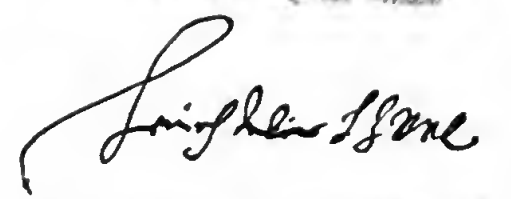
Heer Feiderich S.

Du Leckee, ſo ſchend dich dee eied!
Ich zeigs deim Heeeen an.

Ee geht ab, Jann S.

39. Wenn dus nicht wilt empeeen,
So thu es, wenn du wilt;
Hat mich mein Heee nicht geeen,
Es mie fürwae gleich gilt,
So will ich mich vmbſchauen,
Ob ich villeicht bekumm
Ein ſchöne junge Feauen,
Vnd iſt mie nichts darumb.

Heinrich Julius Herzog von Braunſchweig.



In einer Zeit, in welcher die höheren Stände ſich gänzlich von der Literatur zurückgezogen hatten, und ſelbſt der gewöhnlichſte Adel es unter ſeiner Würde hielt, ſich mit derſelben zu beſchäftigen, iſt

die Erſcheinung eines fürſtlichen Dichters an ſich ſchon bemerkenswerth und es würde eben deshalb die Erwähnung deſſelben ſchon gerechtfertigt ſein, wenn er nicht durch ſeine Leiſtungen auf eine nähere Beachtung Anſpruch machte. Zwar haben wir unter den Dichtern von Kirchenliedern mehrere fürſtliche Perſonen erwähnt (ſ. o. S. 7), allein die Abfaſſung von geiſtlichen, dem Gottesdienſte gewidmeten Liedern galt ſo ſehr nur für eine religiöſe Uebung, daß die dichteriſche Bethätigung dabei gar nicht in Anſchlag kam und der Dichter dabei nicht ſowohl Andre, als vielmehr ſich ſelbſt im Auge hatte. Ganz anders verhält es ſich aber mit dramatiſchen Gedichten, welche ihrer Natur nach für das größere Publikum beſtimmt ſind, ſo daß ſich der Dichter demſelben und deſſen Urtheil offenbar unterordnet. Dies muß namentlich bei einem Fürſten auffallen, der gerade die ausſchweifendſten Anſichten von der fürſtlichen Würde und Gewalt hatte, und der keine Gelegenheit vorüberließ, dieſe in ihrem ganzen Umfang geltend zu machen. Noch auffallender wird deſſen Theilnahme an den dichteriſchen Beſtrebungen der Zeit dadurch, daß er ſich nicht nur dem feinem Urſprung und ſeiner Entwickelung nach ganz bürgerlichen Drama zuwandte, ſondern daß er dieſes auch in ganz bürgerlicher Weiſe auffaßte, ja dem rein bürgerlichen Elemente neue Quellen eröffnete. Doch wollen wir der nachfolgenden Auseinanderſetzung nicht vorgreifen.

Heinrich Julius, regierender Herzog zu Braunſchweig, der Enkel Heinrichs IV., den die Geſchichte als leidenſchaftlichen Gegner Luthers kennt, und der älteſte Sohn Herzogs Julius, welcher die Reformation in den Braunſchweigiſchen Landen einführte, wurde am 15. Okt. 1564 zu Wolfenbüttel geboren. Er erhielt eine treffliche, faſt gelehrte Erziehung, ſo daß er ſchon in ſeinem eilften Jahre, da er zum Rektor der Univerſität Helmſtädt erwählt wurde, bei dem feierlichen Antritt dieſer Würde im Stande war, eine zierliche lateiniſche Rede zu halten. Nach dem Tode ſeines Vaters übernahm er am 3. Mai 1589 die Regierung des Landes, in welcher er ſich vornämlich durch den Kanzler Jagemann leiten ließ, der als ächter Juriſt die Vorrechte des Fürſten im Sinne des römiſchen Rechts auszudehnen ſuchte und dabei eben ſo viel Härte, als Willkür entwickelte, beſonders wenn die Stände ſich nicht bereitwillig zeigten, Geld für die koſtbare Hofhaltung zu bewilligen, „dergleichen in ganz Sachſen niemals erböret, noch geſehen worden". Daß Heinrich Julius der erſte Fürſt war, der in Deutſchland ein ſtehendes Hoftheater errichtete, haben wir ſchon oben beiläufig bemerkt. Nachdem es ihm gegückt war, ſeine Erblande durch neue Erwerbungen, namentlich in Folge Ausſterbens einiger verwandten Häuſer zu erweitern, wollte er ſich auch die Stadt Braunſchweig ganz unterwerfen, welche bis dahin, mit den Hanſeſtädten verbündet, nur die Oberhoheit des Herzogs anerkannte. Um ſeinen Zweck deſto ſicherer zu erreichen, ging er 1607 in das kaiſerliche Hoflager nach Prag, und er hatte das Glück, den Kaiſer ſo ſehr für ſich einzunehmen, daß dieſer ihm nicht allein alle ſeine Wünſche bewilligte, ſondern ihn auch bei ſich behielt und ihn zum Präſidenten des Geheimenraths machte, als welcher er wohlthätig für die kaiſerlichen Erbſtaaten wirkte, ſeine eigenen Lande aber ganz vergaß. Er ſtarb zu Prag am 20. Juli 1613.

Wie das öffentliche Leben des Herzogs in keiner Weiſe erkennen läßt, daß er ſich mit der Dichtkunſt beſchäftigt habe, denn ſelbſt die Errichtung eines glänzenden Hoftheaters könnte allein aus ſeiner übermäßigen Liebe zu fürſtlicher Prachtentfaltung erklärt werden, und auch ſeine gelehrte Bildung (er war einer der beſten Juriſten ſeiner Zeit) ſteht mit der Dichtkunſt und deren Ausübung eher im Widerſpruch; ſo laſſen auf der andern Seite ſeine Dramen keineswegs ahnen, daß ihr Verfaſſer einem ſo hohen Stande angehörte und daß er ſich vor den übrigen Fürſten ſeiner Zeit durch ſo vielſeitige Gelehrſamkeit auszeichnete. Heinrich Julius hat das Drama nicht allein von ſeinen bürgerlichen Vorgängern übernommen, ſondern auch in ihrem Geiſt fortgeführt, ja er hat ſogar mehr den volksthümlichen, als den gelehrten Dichtern nachgeeifert, deren Werke er übrigens auch kannte, wie man aus der Vergleichung ſeiner „Sufanna" mit der des Rektors Rebhun mit Sicherheit nachweiſen kann. Es darf hiebei nicht außer Berückſichtigung gelaſſen werden, daß er ſeine Dramen ſämmtlich in Proſa ſchrieb, worin er vielleicht das Vorbild der „engliſchen Comödien" nachahmte. Daß dieſe überhaupt großen Einfluß auf die Schauſpiele des Herzogs hatten, iſt unverkennbar*), und iſt nicht bloß daraus erſichtlich, daß er die luſtige Perſon, die in der „Sufanna" Johann Clant (Clown), ſonſt überall Johann Bouſet heißt**), mit Ausnahme des „Ungerathenen Sohns" in alle ſeine Stücke einführt***), ſondern auch daraus, daß er ſich bemüht, denſelben die größtmöglichſte dramatiſche Entfaltung zu geben, worin er jedoch den Ayrer keineswegs erreicht, dem er zudem in der Anlage und Compoſition nachſteht, wie er ihm auch in der Darſtellung nicht gleich kommt. Denn wenn es dieſem auch an poetiſchem Schwunge fehlt, ſo iſt ſeine Sprache im Ganzen doch leicht und beweglich; die des Herzogs iſt viel ſteifer, und mehr Sprache der Bücher, als der ungezwungenen Converſation, der Ausdruck iſt im Ganzen ohne allen Schwung, und verfällt ſelbſt da, wo Vornehme und Fürſten reden, in das Gemeine; nur in der „Suſanna" iſt der Ausdruck gehobener, wenn er die bibliſche Sprache nachahmt. Auch die Charaktere ſind durchgängig roh angelegt, und eben ſo roh ausgeführt; man würde vergeblich nach feineren pſychologiſchen Andeutungen ſuchen, wie wir deren bei Hans Sachs gefunden haben. Von allen ſeinen Perſonen iſt ohne Vergleich der Narr am beſten gezeichnet, der ſich übrigens in allen Stücken ganz gleich ſieht und ſich zum Theil ſogar wiederholt. Und doch iſt dieſer „Bouſet" der allergewöhnlichſte Narr, den man ſich denken kann, er unterſcheidet ſich in Nichts von dem Hanswurſt der Seiltänzer und ſein Witz beruht weſentlich darauf, daß er die Reden der Perſonen mit ſchalen Bemerkungen unterbricht, wie im „Vincentius" oder zwar ganz verſtändige, aber höchſt triviale und eben ſo trivial ausgedrückte Lehren gibt, oder auch hie und

*) Seine Dramen erſchienen ſämmtlich in den Jahren 1593 und 1594, woraus mit Sicherheit zu entnehmen iſt, daß die „Engliſchen Comödianten" weit früher über Deutſchland verbreitet waren, als man bis jetzt angenommen hat.

**) So auch im Vincent. Ladislaus, und nicht Joh. Bauſer, wie er im Magdeburger Nachdruck genannt wird.

***) In der „Ehrbrecherin" ſagt der Narr Johann Bouſet ausdrücklich, „Ick bin ein Engliſch Man."

da poſſenhafte Einfälle an den Tag gibt, wie z. B. in der „Suſanna", wo er ein Schloß an den Mund hängt, weil ihm ſein Herr befohlen hatte, ſein Maul zu ſchließen. Es iſt dies freilich, wenn auch ein ſehr gewöhnlicher Jahrmarktswitz, doch jedenfalls paſſender, als wenn im „Ungerathenen Sohn" der Prinz Nero, dem ſein Vater befohlen hatte, zu ſchweigen, aus kindiſchem Trotz den Mund mit der Hand zuhält. Von einer tieferen Auffaſſung des Narren iſt beinahe nirgends eine Spur, denn daß er die handelnden Perſonen wegen ihrer Einfalt verhöhnt, wie in der „Ehebrecherin" oder wegen ihrer Schlechtigkeit, wie im „Wirth", iſt zu undedeutend, als daß man darin eine tiefere Idee zu erkennen vermöchte. Nur in der „Suſanna" entwickelt er einigermaßen bedeutſameren Humor, wenn er den alten Helkia bittet, ihm auch gute Lehren zu ertheilen, wie ſeiner Tochter Suſanna. Dieſe habe er ermahnt, Gott im Himmel allein anzubeten; jedoch möchte er lieber den alten hölzernen Gott anbeten, der im Hauſe hinter der Thüre ſtehe. Als ihm Helkias erklärt, daß Gott ausdrücklich verboten habe, „Gleichnuſſe von Holtz oder ſonſt worvon" zu machen, fragt ihn der Narr, ob man wohl auch Menſchen, „alſe ouſe hillige Mober Gades, ond ſünte Paul, vnd ſünte Peter, ſünte Jakes vnd ander hillige Lüde" anbeten dürfe, da es doch der heilige Mann in Rom befohlen habe? Dann erklärt ihm Helkias die zehn Gebote; beim zweiten kommen ſie auf die Zauberei zu ſprechen, wobei er den guten Helkias nicht wenig in Verlegenheit bringt, indem er ihm bemerkt, daß Moſes auch Zauberei getrieben habe. Es iſt dies überhaupt eine der gelungenſten Scenen nicht bloß dieſes, ſondern aller Dramen des Herzogs, und wir bedauern daher, ſie wegen ihrer übermäßigen Länge nicht ganz mittheilen zu können (1).

Eine demerkenswerthe Eigenthümlichkeit der Schauſpiele des Herzogs beſteht darin, daß er in denſelben Perſonen einführt, welche ſich im Dialog ihrer heimatlichen Mundart bedienen, eine Eigenthümlichkeit, welche ohne Zweifel zu trefflichen Ergebniſſen geführt hätte, wenn ſie ſpäter weiter ausgebildet worden wäre, und man den in irgend einer Mundart redenden Perſonen einen beſtimmten Charakter gegeben hätte, wie es in der italieniſchen Comedie der Fall iſt. Mit Ausnahme des „Vincentius" ſpricht der Narr überall plattdeutſch; dann erſcheinen aber auch in verſchiedenen Stücken (z. B. in der „Suſanna", in „Buler und Bulerin", im „Wirthe") Thüringiſche, Fränkiſche, Schwäbiſche, Baoeriſche und andere Bauern und Bäuerinnen, welche in ihrer beſondern Mundart reden, was aber ſchon deshalb von keiner beſonderen Wirkung ſein kann, weil dieſe Perſonen nicht auch den ihrem Stamm eigenthümlichen Charakter beſonders hervortreten laſſen; nur im „Wirthe" ſucht der Dichter den Bayern „Lendle" in ſeiner nationalen Eigenthümlichkeit zu zeichnen.

Von den neun Schauſpielen des Herzogs ſind uns zwei, „Der betrogene Wirth" und die „Comödie von einem Weibe und ihrer Hurerei" unbekannt geblieben, doch iſt es nicht wahrſcheinlich, daß dieſe ſich in Anlage und Ausführung von den übrigen weſentlich unterſcheiden, und es werden dieſelben daher auf das allgemeine Urtheil von dem Werthe ſeiner Dramen von keinem beſondern Einfluſſe ſein. Unter den uns bekannten Schauſpielen iſt der „Ungerathene Sohn" bei weitem das ſchwächſte und unerfreulichſte. Anlage und Ausführung ſind gleich verfehlt, und es hat ſich Heinrich Julius offenbar verleiten laſſen, die Blut- und Gräuelſtücke der Engliſchen Comödianten nachahmen zu wollen. Von den 18 Perſonen des Stücks werden 9 ermordet, 2 erſtechen ſich gegenſeitig, 1 vergiftet ſich, 1 ſchneidet ſich die Zunge ab, 1 wird vom Teufel geholt; nur 4 bleiben am Leben, von denen 3 gar nicht umkommen konnten, da es Teufel ſind. Ueberhaupt ſpielen die Teufel eine große Rolle in ſeinen Dramen, mit welchen er auf gar bequeme Weiſe das Laſter und die Sünde beſtrafen läßt. Da er ſelbſt trotz ſeiner vielſeitigen Bildung an Teufel und an Hexen glaubte, deren er eine große Zahl verbrennen ließ, ſo iſt es erklärlich, daß er dieſe Unholde gern in ſeinen Dramen gebrauchte, aber freilich iſt ihre Erſcheinung kaum in Einem Stücke gerechtfertigt. Sie iſt allerdings im „Buler und Bulerin" begründet, weil der Buler Pamphilus ſchon gleich im Beginn des Stücks mit Hülfe des Teufels in den Beſitz der ſchönen Dina gelangt, dem er ſich vertragsmäßig ergibt; auch läßt ſie ſich im „Wirth" wenigſtens entſchuldigen, weil dieſer bei jeder Spitzbüberei, die er begeht, immer ſagt, der Teufel ſolle ihn holen, wenn er nicht ehrlich ſei, und er es ſelbſt dem Teufel ſagt, als dieſer einſt bei ihm in menſchlicher Geſtalt einkehrt; ohne alle Rechtfertigung und geradezu überflüſſig iſt ſie aber in der „Ehebrecherin", welche über den tragiſchen Ausgang ihrer Buhlerei in Verzweiflung geräth und ſich ſelbſt das Leben nimmt. Dieſes Stück, ſo wie „Buler und Bulerin", denen ohne Zweifel italieniſche Novellen zum Grunde liegen, ſind übrigens mit am beſten durchgeführt und würden, wenn die Sprache etwas weniger ſteif und hölzern wäre, von ganz guter Wirkung ſein. Im „Buler und Bulerin" iſt es ganz gut, daß der betrogene Mann als ein Trunkenbold dargeſtellt wird, der ſeine Frau über dem Wein vergißt, weil die Verirrung derſelben dadurch einigermaßen entſchuldigt wird, und wir über der Lächerlichkeit des Mannes, der ſich Troſt im Wirthshaus ſucht und erſt dann eiferſüchtig wird, wenn ihm der Wein zu Kopf geſtiegen iſt, die Sünde der Frau vergeſſen *). Die „Ehebrecherin", nach einer Novelle von Bandello, zeigt uns den Fortſchritt der dramatiſchen Kunſt, wenn wir das Stück mit der „Kuplet ſchwieger" von Hans Sachs vergleichen, mit welcher ſie im Stoffe zum Theil übereinſtimmt. Die einfache Handlung wird hier zu 6 Akten erweitert, und zwar nicht bloß dadurch, daß die Begebenheiten vermehrt, ſondern vorzüglich dadurch, daß mehr Perſonen eingeführt werden, unter welchen freilich der Nachbar Adrian ziemlich überflüſſig erſcheint, während der Narr John Bouſet recht geſchickt eingefügt iſt, ob er gleich in der Behandlung nicht höher ſteht, als in den andern Dramen des Herzogs. Das Ganze iſt höchſt ergötzlich, aber mehr in der Erfindung, welche nicht Eigenthum des Dichters iſt, als in der Behandlung. Ein alter eiferſüchtiger Mann iſt von der Untreue ſeiner Frau überzeugt, nur hat er keine Beweiſe, auf die geſtützt er ſie beſtrafen könnte. Um ſich ſolche zu verſchaffen, beredet er, ohne ſich jedoch zu erkennen zu geben, einen fremden Jüngling, ſein Glück bei ſeiner Frau zu verſuchen. Dieſer thut es,

*) Als eines Abends der Mann betrunken heim kömmt, ſingt er eine intereſſante Variation des bekannten Liedes „Den liebſten Buhlen, den ich habe".

und erreicht ſeine Zwecke; aber ſo oft auch der Mann die Beiden zu überraſchen hofft, weiß die liſtige Frau den Jüngling aus dem Hauſe zu bringen, zuletzt ſogar durch ihren Mann ſelbſt, der ihn in einem Faß voll Wäſche aus dem Hauſe trägt. Der höchſte Grad der komiſchen Wirkung wird aber dadurch erreicht, daß der Jüngling dem Manne immer die Liſt erzählt, deren ſich die Frau bedient hatte, um ihn der drohenden Gefahr zu entziehen. Der ſchon erwähnte Schluß paßt freilich nicht zu der heiteren Anlage und Durchführung. Die „Comödie von einem Edelmann, welcher einem Abt drei Fragen aufgegeben", ſteht dem uns bekannten Spiele „von einem Kaiſer und einem Abt" (I, 740) entſchieden nach; es iſt Alles weit weniger gut motivirt, und die Figur des Köhlers, der dem Abte Vorleſungen im proteſtantiſchen Sinne hält, paßt in keiner Weiſe zum Ganzen und iſt überhaupt ganz überflüſſig, da der Narr Bouſet die verfänglichen Fragen im Namen und in der Kleidung des Abtes auflöſt.

Die „Suſanna" iſt das größte Stück unter allen Dramen des Herzogs; ihr größerer Umfang rührt aber zum nicht geringen Theil von der ganz undramatiſchen Weitſchweifigkeit her, mit welcher einzelne Perſonen reden. So iſt die Beratbung der Richter übermäßig lang, und wird durch die pedantiſchen Auseinanderſetzungen in den gemeinſten Formen der Rechtsſprache außerordentlich langweilig; der Eid der Alten beträgt nicht weniger als 7 Seiten, und Suſanna nimmt in einer Rede von 32 Seiten von den Ihrigen Abſchied. Dagegen zeichnet ſich das Stück durch ſehr glückliche Miſchung des Tragiſchen und Komiſchen aus, und insbeſondere verliert die Steinigung der Alten durch die Theilnahme der komiſchen Figuren viel von dem Widrigen, das damit verbunden iſt, ohne daß jedoch der tragiſche Ernſt darunter verloren ginge. Weit unbedeutender iſt die „Comödie vom Vincentius Ladislaus Satrapa", deren allerdings ächt komiſchen Stoff der Dichter nicht hat beherrſchen können. Er hat zu ſehr alles Gewicht auf die geſpreizte und affektirte Redeweiſe des Helden gelegt, welche zwar im Ganzen ergötzlich iſt, aber mit der Zeit doch langweilig wird, weil es dem Stück an Handlung fehlt, oder dieſe zu bedeutungslos iſt. Ein ſolcher Charakter, wie der Vincentius, mit ſeiner lächerlichen Einbildung, ſeiner hochtrabenden Sprache und ſeiner lächerlichen Großthuerei, eignet ſich überhaupt kaum zum Mittelpunkt eines Dramas, während er als Nebenperſon vorzüglich wirken kann. Es iſt dieſes Stück aber dadurch intereſſant, daß Bürger die Idee zu ſeinem „Münchhauſen" wahrſcheinlich daraus geſchöpft hat: in der unten mitgetheilten Stelle (2) wird man manche „Lügen" des edlen Barons wieder erkennen, von denen ſich doch mehrere ſchon in den Novellenſammlungen der Zeit finden, z. B. im Wend-Unmuth von Kirchhoff.

1. Aus der „Suſanna".

Actus Primi Scena Tertia.

Helkia. Johan Glant.

Joh. Glant. Hœret ein weintzig, min Here!

Hel. Ich kan hier nicht lenger warten, ich wil zu Haus gehen.

Joh. Gl. Ich wil mit tho hus gahn, nuerst ich muth vorerst mit au sprehen.

Hel. Was wiltu denn?

Joh. Gl. Hœret eins, min Here! Ick hesse gehœret, wat jey Susanna nwer Tochter, dat schone frauhenn, vor ein lehre vorgesacht, nnd ich hebbet nit nilthu wal voratan, darumb bitte ich nn, segget et mey noch nins, damit ick mœchte wetten, wie ick mey verboldan scholde.

Hel. Was habe ich dir dieß wiedrr zuerzelen? Du biſt ein Narr, vnd bleibeſt auch wol einer. Ich habe kein zeit jetzunder mit dir zureden, komm auff ein andermal wieder.

Joh. Gl. Ick hebbe op ein ander mal och heine tidt; nerht myt jtannder.

Hel. Was hilffts, wenn ichs dir ſchon ſage? du verſtehſt es doch nicht.

Joh. Gl. O min Here, Ick sal et wal vorstnn; ich hebbe ein stadtlick verstandt ond ingenium.

Hel. Nun wol an, ſo höre zu!

Joh. Gl. Ick hœre gar wel, min Here.

Hel. Was ich meiner Tochter geſagt habe, das kan ich dir nicht ſagen, das iſt dir viel zu hoch.

Joh. Gl. Wel, min Here, is et mey tho hoch, so sottet an dnhl, ich sal hey nn hummen.

Hel. Ich befindr, das es wnr ſey, wie man ſaget, Narrenrede ſey nber dir muſſr nerdrießlich; alſo gehet es mir mit dieſem Ebentheurer auch. Der Weiſe Man ſaget, man ſolle nicht viel mit einem Narren reden, Sondern ſich von jhme abhalten, damit er von ſeinem Schweiß vnd vnflat nicht müge beſtecket werden, wie er den auch einen Narren einem fücke Biey vergleichet, welches den ſchwere Materia vnd übel zu händlen iſt, vnd ſchleuſt entlichen dahin, das es leichter ſey, Sandt, Salz und Eiſen tragen, denn einen vnuerſtendigen Menſchen. Weil du dann jhe von mir eine vnterweiſung haben will, ſo wil ich dir nach deiner gelegenheit eine feine Kindiſche lehre geben, darnach du dein leben ſolleſt anſtellen.

Joh. Gl. Et is gut, min Here, nnerst et muth nicht gar tho Kindisch nein, denn ich ney kein Kind mehr, sonder ick sey ein Man. Sihet jey nicht, das ick ein Bart hebbe?

Hel. Ich habe meine Tochter gelehret, das ſie vor allen Dingen ſolle Gott allein lieben, fürchten, anbeten vnd jhme vertrauwen.

Joh. Gl. Dat sal Susanna dohn; wat sal ick dann dohn?

Hel. Barmhertziger Gott, was biſtu vor ein Ebentheurer! Laß mich erſt ausreden; darumb ſage ich dirs, das du ſolches auch thun ſolleſt.

Joh. Gl. Wel jey negget so, ich sal Gott den HERREN, der drouen im Hemmel sittet, allein anbeden, fürchten, liesen und vertrnwen.

Hel. Ja, das haſtu recht eingenommen; gedencke vnd thue darnach!

Joh. Gl. Wel, dat is gut; hebbe ich doch an thonreren gesecht, dat ick ein an stadtlick verstandt hedde. Auerst hœret eins! In vnser Haus, achter der Dœr, dar stehet ein alder Gott, din hefft einen grawen Bart, dat is ein gar fein froy Man vnd schon Person, viel schoner, als ich; muth man auch denselben anbeden?

Hel. Was ſageſtu? was iſt das für ein GOtt, dar du von krakeſt?

Joh. Gl. Wel, min Here, selt jey doff? hundt jey nicht mehr hœren? Hebbe ich doch genecht, he stehet in onser haus achter der Dœr.

Hel. Wie iſt er dahin kommen? welcher Teuffel hat jhn dahin gebracht?

Joh. Gl. Wel, wat segge jey von Deuffel? Kompt die Deuffel wol in an haus?

Hel. Ich weiß auch ſonſten von keinem böſen Gott, der in meinem Hauß ſein ſolte. Vnd wenn er ſchön darin were, wüſte ich nicht, wie er were darin kommen.

Joh. Gl. Wel, min Here, jey wolt an nicht entrüsten; ick hebben dar getragen.

Hel. Wer hat dir das befohlen?

Joh. Gl. Ich hebbet mey sülnest benolen.

Hel. Wer haſtu jhn denn bekommen?

Joh. Cl. Ey, min Here, ick achamet mey, tho-seggen, ick hesse —

Hel. Was haſtu?

Joh. Cl. Monseur, ick hebben — Ey, ick macht nicht seggen.

Hel. Du ſolt mirs ſagen.

Joh. Cl. Wel, ick solt au sagen, ick hessen gekofft.

Hel. Wer haſtu jhn gekaufft?

Joh. Cl. Ick hint vergessen.

Hel. Was lengſtu mir viel vor? An welchem orth vnd wie theuwre haſtu jhn gekaufft?

Joh. Cl. Ick macht nit seggen.

Hel. Du ſolt mirs ſagen.

Joh. Cl. Ick hebbe jhne gekofft mit thien gülden (weiſet die Fingre).

Hel. Zehen gülden? von weme den?

Joh. Cl. Von de grote Kerrke, de dort leit in dit Stadt.

Hel. O Schelm, du lengſt.

Joh. Cl. Nien, min Here, ick sey nit scheldich.

Hel. Schelm, du host jhn gestolen.

Joh. Cl. Nien, min Here, ick hebben nit gestolen; aoerst ick hebben gehotet aut dat Kercken ond in dat hans gedragen.

Hel. Was willu damit machen?

Joh. Cl. Ick sain anbeden.

Hel. Das ſoltu loſſen, dan das hat vnſer HErr GOtt ausdrücklich verboten, das man keine Gleichnuſſe von Holtz oder ſonſt warnen machen, vnd doſſelbe anbeten ſol; ſondern man ſol jhne allein Ehren vnd anbeten.

Joh. Cl. Wel, dat is gut; wat sal ick dann mit jhm maken?

Hel. Trage jn jhn doe wieder hin, dar du jhn bekamen haſt.

Joh. Cl. Nien, min Here, he macht mehr minschen sündigen maken; ick sal jhn verbrennen.

Hel. Das magſtu thun.

Joh. Cl. Horet mey aoerst eins, min Here: mach man och wol einen Menschen, alse unse hillige Moder Gades, nnd sünte Paul, vnd sünte Peter, sünte Jakes und ander hillige Lüde wal anbeten?

Hel. Du biſt mir ein wündrebarlicher menſche! Haſtu nicht gehöret, das ich geſaget habe, man ſolle GOtt den HERRN allein anenffen vnd anbeten?

Joh. Cl. Et is war, min Here, aoerst dat hillige Manu tho Rom, der Pawst hat et befohlen; muth man denn nicht thun, wat die einem hett?

Hel. Wie kömpſtu nun auff den Bapſt? Hrſtu den Bapſt nun höher, als GOtt ſelber? Bleibe Du bey deme, was ich dir geſaget, vnd las dei Bapſts lehre, welche des Teuffels lere iſt, fahren.

Joh. Cl. Wel, wat segge jay? Denffels lehre? Is des Pausts lehre Denffels lehre? Wel, et sal gut sin, ick sal gohn thot Paust und sa verklagen, dat jey ein Ketzer seit, und he sol sa lathen brennen; ich sol helpen dat Feur maken.

Hel. Ja gehe nur baldt hin, ehe den du es vergiſt.

Joh. Cl. Ich solt nit vergetten; wacht jey nuhnt!

Hel. Haſtu es nun verſtanden, was ich dir geſaget habe?

Joh. Cl. Ja, min Here, ick hebbet wol verstan. Jey hebbet gesecht, ick sal thom Pawste gahn, ehr ickt vergete; hebbe jey dat nicht gesecht?

Hel. Ich habe die den Hrngee auff deinen lolpiſchen kopff geſagt. Ich habe dir von keinem Bapſt, ſondern wie du GOtt allein ehren vnd anbeten ſolleſt, geſaget.

Joh. Cl. Et iss war, min Here; et was mey vorgeten, dewell ick dachte, wat ick seggen solte, wen ick thom Pausta keme. Ick hebbet wol verstan, ick solt wol in acht uehmen, und achal den Holtzen GOTT nicht mehr anbeten.

Hel. Das were recht!

Joh. Cl. Wel, dat is gut; wat wil jey mey nu mehr seggen?

Hel. Was ſol ich dir Narren viel ſagen? du verſteheſt mich doch nicht. Was ich dir ſage, mit einem Ohr höreſtu, zum andern gehet es wieder heraus.

Joh. Cl. Wel, ich sal eins tho halden; segget nu forth.

Hel. Vnſer Herr Gott hat Zehen Gebot geben, darnach ſich ein jedes Menich richten ſol, vnd was ich die jetzunder geſagt habe, das begreifft das Erſte Gebot in ſich.

Joh. Cl. Wel, dat is gut! dat hebbe ick wal verstan. Serbt nu weiter.

Hel. Wir nun das Erſte Gebalt gelernet hat, das man Gott allein ſolle anbeten, ſo leheet das ander Gebot, man ſolle GOttes Namen nicht mißbranchen; das iſt, du ſalt nicht fluchen.

Joh. Cl. Nit fluken? warumb doth jelt dann?

Hel. Ich habe nicht geflucht.

Joh. Cl. Hebbe jey mey nit den Deuffel gefloket?

Hel. Das habe ich ſo böſe nicht gemeinet, das iſt aus haſte geſchehen, man muß aber nicht aus böſer gewenheit vnd leichtfertigkeit fluchen

Joh. Cl. Als ick ock floke, so sal ickt och nit böse meinen.

Hel. Ey, ſo magſtu es nicht verſtehen! Du wilſt als die Pferde hinter hin Wagen ſpannen.

Joh. Cl. Min Here, ick sihe hyr noch Perd noch wagen.

Hel. Du ſieheſt dir den Teuffel nicht!

Joh. Cl. Horet, floke jey nu nit!

Hel. Halt das Maul, vnd laß die Naherey bleiben, wenn ich dir von ſo ernſthafftigen ſachen bericht geben ſol, oder lauff gar davon!

Joh. Cl. O min Here, weset mit mey tho fredeu; ick hebbet so boese nit gemeinet, und segget nu weider fort. Düth hebbe ick wal verstan, dat man nit fuken sal.

Hel. Ich habe dir vorgeſagt, man ſolle GOttes Nahmen nicht mißbranchen, vnd das ſolch mißbranchen geſchehe mit fluchen vnd ſchweren.

Joh. Cl. Wel, dat hebbe ick wol verstan.

Hel. Man mißbrauchet aber auch den namen Gottes nicht allein mit fluchen vnd ſchweren, ſonder auch mit Zauberey, Wickerey, Segnirey vnd Woſagerey; vnd alle, die ſich deſſen befleiſſigen, die mißbranchen Gottes nahmen.

Joh. Cl. Wel, wat segge jey, muth man nit töuern?

Hel. Nein, man ſol nicht Zauberen, den Gott wil nicht haben, hat auch befohlen, man ſolle keine Zauberer nicht leben laſſen, ſonder mit fewr verbrennen.

Joh. Cl. Dat is nicht gutt! dat wil gar tho warmb sein, et müste ein mensche verdampen. Aoerst segget mey, wat is töuerey?

Hel. Du fengeſt es wiedee auff der alten Geigen an

Joh. Cl. Nien, min Here, ick hebbe keine Geigen bey mey; aoerst tho hans ist eine, die iss gar newe: die alte iss tho braken. Aoerst segget mey eins, wat iss töuern?

Hel. Warumb wiltu denn das wiſſen?

Joh. Cl. Ick wilt waten, den jey seggen, et sey nit gut.

Hal. Haſtu nicht ihr von Zauberer gehört oder jhn geſehen?

Joh. Cl. Wat mene jey, min Here? Frage jay nach einem Töuer, darin man water dreht? Solch ein iss in unser haus.

Hel. Es iſt dir Schelm Helliſch Fewer onff deinen Kopff.

Joh. Cl. Da behörde mey GOTT vor, min here! dat kan ick up mein kop nit vertragen; behollt et nüuest. Aoerst, min here, secht mey eins, was iss töuerey?

Hel. Willu, Böſewicht, es doch nicht verſtehen, wen ich dirs ſchon ſage.

Joh. Cl. O ja, min here, ick salt gar recht verstan; ick ata so diep in gedanchen, dat ick nit altidt wel höre. Aoerst ich bitte freündlick, segget mey, wat is Töuerey?

Hel. Ich mus es dem Narren ſagen, ich habe ſonſt

keinen fried für jhme. Das iſt ein Zauberer, der von GOTT abgefellet, GOTT verleugnet, ſich mit dem Teuffel verbündet, vnd mit jhm Bublet, und durch des Teuffels hülffe den Leuten ſchaden zufüget.

Joh. Cl. Wel, wut seggu jey? Kan mun mit dem Deuffel bulen?

Hel. Die Zauber vnd Zauberinnen thun ſolches.

Joh. Cl. Wel, kan dut wul mögelick oin? tu dunn die Deuffel ein Frau eſſt ein Mun, dut mun mit jme bulen kau?

Hel. Wenn du ſu fürwitzig alle zeit ſein wilt, ſo wejnche es.

Joh. Cl. Ick tho mey bedanrken, min Here; doth et uüloent, vnd segget mest dunn, wo et au behaget. tck mt dunor mit ein schœne frankeau bulen, dan die Deuffel iu allthe greslick. Aneeat wat segge jey, hun die Töneter den Lüdeu wol schaden don?

Hel. Wenn Gott verhendt, ſo können ſich durch hülffe des Teoffels woll etwas thon, ſonſten uber nicht.

Joh. Cl. Dut to gut. tck beduncke mey, min Here, dat jelt mey gesecht hebbet. Aneest verthtet et mey, dot tck an weiders fruge. Alu man ein Natur veeandert in ein ander Nutue, iu dut och Töuerie?

Hel. Alle Schwartzkünſtler, die ſich vnſichtbar machen, oder den Leuten die Augen veeblenten, das ſie das ſehen, das nicht wol iſt, die beauchen alle Zauberey.

Joh. Cl. Bedenckt an wot, min here, wat jey secht; heſſt doch dat billige Man, din Moseu, unt eim stock ein schlung gemackt: tu den dat ock ein töuerer weut?

Hel. Ein berck unff deine Naſe! Du biſt ein wünderlicher Menſch, das du ſo vnn einem unff das under felleſt. Was hat Moſes hie mit zu thuende? Das hat er nicht mit hülffe des Teuffels, ſondern aus befehl Gottes des Heen zu einem Wunderweerck thun müſſen.

Joh. Cl. Pfey, pfey! schamt un, dat jey so quutlick spreecket vor dat stadtlicke volck, dat dirum steht? Kondt jey nit mit vuelöff seggen? Und eſſt ick wat up min nase hette, kondt jny mey dut nit heimlick seggen, ick solt wol allwischen? (wiſchet die Naſen.)

2. Aus der „Coemœdia von Vincentio Ladislao Satrapa".

Actus Quinti Scena Secunda.

Silueuter (der Herzog), Eleonora (deſſen Gemahlin), Vincentiuu Ladislaus; vnd andere Auffweeter, (Johann Bouaet, der Narr).

Vincentiuu ſtellet ſich gar höfflich am Tiſche, ſtehet auff, leget einem jeden für, vnd ſitzet ſich allenthandt vmb nach dem neben Tiſch, da die Jungfrawen ſitzen. Vnnd weil er ſich ſo nerriſch anſtellet, vnnd ſich vmbſitzet, lochet ſeiner eine Jungfraw am Tiſche. Wie er die Jungfeaw lachen ſitzet, ziehet er ſich in den ſinn. Sie habe jhn lieb, und gewinnet ſie wieder lieb, und ſchielet allweege nach dem Tiſche, wo ſie ſitzet. Entlich felit jhm das Meſſer vntrr dem Tiſch, nach demſelben bücket er ſich, und der Hertzog ſpricht:

Silueuter: Herr Oberſtee, Was machet jhe vnter dem Tiſch? Habt jhr etwas nerlorn?

Vinc.: Gnedigrr Here, es hat ſich das ſchneidende Inſtrument, das man zu zertheilung der Speiſe, Damit es der Schlung des Magens deſto das verdawen kun, Pfleget zugebrauchen, buech ſeine Bewegung vnter den tiſch veefüget, Vnd wir ſeind in wircklicher vbung, vnd gedencke es mit zulhat Göttlicher hülff wiedeemnb herauff zuuerſcheuuben. (Sitzet ein weil ſtille, als wenn er inn gar tieffen gedancken were, vnd ſagt nichts.)

Silv.: Herr Oberſter, was ſitzt jhr ſo ſtille?

Vinc.: Gnediger Herr, Wir zweiffeln nicht, E. F. Durchl. weeden ohn zweiffel in jhrem Lande groſſe vnd viel Wilde Schwein haben.

Silv.: Ja, Herr Oberſter! Wie fraget jhr ſo?

Vinc.: Wir gedencken jetzund auff eine geſchichte, ſu vns einmal begegnet iſt. Wenns E. F. Durchl. nicht zu wiedern were, ſu woſte derſelben wir ſulchs erzelen.

Silv.: Ja, ich wils geene hören.

Vinc.: Wird ſeind einmal allein in einem Walde nach Wildtpret zuſchieſſen gegangen. Da begegnete vns ein gros Wildt Schwein, Von welchem wie auch nor dieſem lange gehort, Vnd das alters holb Blinde worden wae, Vnd eines andern jungen Schweins Schwantz, welche für jhm hergienq, vnd es führte, in dem Maul hielt. Als wie nun dieß groſſe Schwein erſahen, neemeinten wir daſſelb mit einem Armbruſt durch den Kopf zuſchieſſen. Schoſſen aber gar zu ſehr auff die halbe, Vnd feileten alſu des groſſen Schweins, Vnd traffen das kleine, Vnd ſchoſſen jhm den Schwantz abe. Daſſelbe lieff nun von wegen groſſer ſchmertzen hinweg, Das Alte aber blieb ſteben, und hatte den Schwanz im Maul, Dann es wuſte nirgends hin, weil es Blindt war. Da lieſſen wir alsbald hinzu, Nahmen den Schwantz, ſo es im Maul hatte, in die Hundt, Vnd führten es noch bei Sieben Mail weges mit vns zu haus.

Joh. Bous.: Es iſt ein ſeltzamer Schuß, Aber es lergt ſich wündeelich Ding zu bey dem Waidwerck.

Vinc. (ſchweiget ein weniq ſtille, vnd ſpricht daenach weiter:) Wir wollen E. F. Durchleuchtigkeit noch eins erzelen. In einem Wald beqcqnet vns ein gar vbeeaus ſtarckes Wild Schwein, daſſelbe hatte Zähne, Die jhme einer halber Ellen lang zum Maul beeaus ſtunden, Vnd als wir ſolches erſahen, krochen wir in einem alten Eichbaum, vns zuueeſtecken. Als nun das Schwein nns darin neemerckte, hieb es mit Gewalt durch den Baum, das wie die Zähne zimblich lang wol ſehen kunnten. Derhalben nahmen wir vnſeen Dolch, der oben am Hefftе ein berile Platten halte, Hielten den fúe das Loch, Vnd da nun das Schwein weiter zu nebeiten anfieng, vernietet es ſich ſelber mit ſeinem Zahn, Vnd wir fiengen daſſelbe alſo, Welches hat gewegen ſieben Centner.

Joh. Bous.: Es mus euch im Baume leiden bange geweſen ſein.

Vinc.: E. F. Durchleuchtigkeit verzeihen vns, das wir frugen, Hats auch Wölffe hier im Lande?

Silv.: Ja, mehr, als vns lieb iſt. Abee wie fraget jhr ſo darnach?

Vinc.: Vns iſt einmal ein ſeltzamer Poß mit dem Wolff widerfahrrn. Wir ritten durch einen Waldt in einem tieffen Schnee; Da lieff ein ſtarcker Wolff mit aufgeſperretem Rachen, Als ob er nns verſchlingen wulte, Gerade zu vns. Auff das wir vns nun der Gefahr entledigten, muſten wirs wagen, Griffen derowegen mit der Handt den Wolff vngeſtümlich vnd eilents durch den Hals in den Leib, Erwüſchten den Schwantz, Zohen denſelben auch vns gae ſtarck, Vnd wendeten den Wolff gar vmb, Wie ein Schuſter die Schuch.

Silv.: Biß euch denn der Wolff nicht in den Arm?

Joh. Bous.: Das können E. G. wol gedencken: Weil rr jhm den Arm ſegae tieff hinein geſtecket, das er nicht hat beiſſen können.

Vinc. (ſitzet ein weile in gedancken, darnach ſpricht er.) Wir wiſſen, das E. F. Durchl. luſt haben nach Genſen, Kranichen vnd anderm Feder Wildtprrt zuſchieſſen, Möchten deowegen wol wünſchen, Das wir unſern Wildſchützen noch haben, vnd E. F. Durchleucht. denſelben hetten ſehen mögen. Derſelbe hat einmal mit Schrot auf einen Schuß Zwölff Kranichen, Ethliche in die Flügel, Vnd ethliche in die Beine getroffen, Iſt eilends zugelauffen, Damit ſie ſich nicht wieder erboleten, Sie auffgehoben, Vnd vnter den Gürtel geſteckt. Da haben ſie ſich wieder eeholet, Vnd weil es ohne das groſſee Wind geweſen, ſich erhoben, den Schützen weggeführt, Das wir nicht erfahrrn können, wohin er komen iſt.

Joh. Bous.: Der Schütze mus grauſame ſeltzame gedancken gehabt haben, als er ſu in die Lufft kommen iſt.

Vinc.: Wir wollen E. F. Durchleuchtigkeit noch einen ſeltzamen wünderlichen Schuß eezelen, Welchen wir ielber gethan haben. Wir ſind auff ein zeil ſpazieren gangen, vnd einem Eichoen den Kopff abgeſchoſſen. Aber das Eichorn iſt gleichwol danen gelauffen. Den andern Tag kam zu vns ein Bawr, der ſagte, Ee hette ein Eichoen

lauffen gesehen, das hette keinen Kopff gehabt. Da dachten wir alsbaldt, Es müste vnser Eidechsen sein, Giengen derhalben hinaus, vnd schossen es noch einmal, Das es herunter fiel ins Wasser. Do hatten wir einen Schies Hundt, Vnd wie er dasselbe wolte herauffer holen, bisse es denselben in die Nase. Entlich aber brachte ers heraus.

Joh. Bous.: Das ist ein wunderlicher Schuß gewesen.

(Der Herzog isset inmittelst einen Apffel vnd isset die Kerne mit ein, da spricht)

Vinc.: Fürwor, Gnediger Herr, Das ist nicht gut, das E. F. Durchleuchtigkeit die Kerne essen, Dan wir haben einen Man gekannt, derselbe aß viele Granat Epffel Körner, Letzlich wuchs jhm dauen ein grosser Granat Baum aus dem Maul, Augen, Ohren vnd Naselöchern, Welcher gute Granaten getragen, die mir gesehen, vnd selber nanen gessen haben.

Joh. Bous.: Die müssen gar gut gewesen sein (Sitzet ein weil stille vnd beoenckt sich).

Silv.: Herr Oberster, Wie sitzt jhr so? Wolt jhr nicht ein mal herumb trincken?

Vinc.: Wir haben jetzunder keinen durst; Aber wir gedencken der zeit, das wirs besser kondten. Dann wir haben auf einmol selb vierdt ein Lagel voll Maluasier ausgetruncken. Desgleichen haben wir auch auff ein andermal selb dritte in dreyen Trücken Sechtzehen Maß Wein ausgetruncken.

Joh. Bous.: Weil jhr so viel trincken könnet, wolte ich euch nicht gerne vor einen Diener haben.

Silv. (schweiget ein wenig stille, vnd weiset darnach auff einen Hechtskopf vnd saget): Herr Oberster, habt ihr euch in ewerem Lande auch wol so große Fische?

Vinc.: O jha, noch wol gröſſer, als dieser. Es hat sich einmal bey vns ein seltzam geschicht mit einem vberaus grossem Fisch zugetragen. Wir sind einmol im Winter bey einem tieffen Wasser hergeritten, Vnd sahen, das eine Fisch Reuse vnter den Eis Schuffern herfloß, da dachten wir, Es müsten ohne allen zweiffel gute Fische darin sein, Namen derowegen mit vaserm Knechte rath, Wie wir die Fische mit den Reuten möchten heraus bekommen, Derselbe bedachte sich nun nicht lange, Vnd ritt mit dem Gaul in das Wasser, In meinung, die Reuse herauffer zu holen. In dem kömpt ein grosser Fisch zu seinem grossen vnglück vnd verschlinget jhn sampt dem Pferde. Drey Tage aber hernach wird der Fisch am Lande, da er sich ins Sandt gewickelt hatte, gefunden, Da schossen wir denselben Fisch todt mit einem Buchs Rohr, Vnn liessen ihn aufschneiden: Da soß vnser Diener noch auff dem Pferde, wie er war hinein geisprenget, Vnd kam wieder heraus mit dem Pferde vnuerschert.

Joh. Bous.: Ich wils wol glauben, Dann es trägt sich viel seltzames Dinges zu in der Welt. Ich habe gesehen eine Beampfanne schmieden, die war so gros, Das drey hundert Schmiede daran arbeiteten, Vnd saßen so weit von einander, Das keiner des andern schlag hören kondte.

Vinc.: Was wolte man aber mit einer solchen grossen Pfannen machen?

Joh. Bous.: Den Fisch, dauon jhr gesagt, solte darin gekochet werden.

Vinc. (schweiget ein weil stille, darnach spricht er): Haben E. F. Durchleuchtigkeit auch Falcken?

Silv.: Ja, wir haben etliche. Wie feaget jhr aber so?

Vinc.: Es ist vns ein mal mit einem Reiger vnd Falcken ein seltzamer Poß begegnete. Wir waren mit einem Falcken auff dem Weidewerck, vnd hatten damit ein Reiger gebetzt. Wie aber der Falck den Reiger hoch in den Lüfften vberstiegen vnd gestossen, Fielen sie mit einander herunter, Vnd ein Wildschwein, so ungefehr an die stelle gelauffen kam, verschluckte beides, den Falcken vnd Reiger. Wie ich das ersahe, Lieff ich in Zorn das Schwein an, Fieng es, Vnd schnitt es auff. Do kam der Falck vnuerschret, den Reiger inn den Klauen haltend, aus des Schweines Magen herausgeflogen.

Joh. Bous.: Dem Falcken vnd Reiger muß grausam bange gewesen sein, ehe sie heraus kamen (Vinc. sitzet ein weil stille).

Silv.: Herr Marschalck, Lasset aufheben (Wird auffgehoben vnd sie stehen mit einander auff).

Zweiter Abschnitt: Prosa.

So bedeutend die Entwickelung der Prosa im vorigen Zeitraume gewesen war, so hatte sie doch, wie wir an betreffenden Orte bemerkt haben (I, 586), keineswegs zur festen Einheit gelangen können, da die meisten Schriftsteller in ihrer heimatlichen Mundart schrieben. Eine allgemeine prosaische Sprache wurde erst durch Luther geschaffen, wie in den einleitenden Bemerkungen zur vorliegenden Periode schon ausführlicher erörtert wurde, indem er die fehlende Einheit herbeiführte und mit mächtiger Hand gründete. Doch haben wir zugleich auch bemerkt, daß diese Allgemeinheit nicht überall durchdrang, weil theils die katholischen Schriftsteller der neuhochdeutschen Sprache, als einem unverkennbaren Werke der Reformation, widerstrebten, theils auch in manchen von dem Mittelpunkt Sachsen entfernteren Ländern die Mundart noch so viel Lebenskraft hatte, daß sie nur allmählich der allgemeinen Sprache wich. Auch hielt sich dieselbe nicht lange auf der Höhe, die wir nicht nur in Luthers Werken, sondern auch in manchen andern Darstellungen, ganz besonders in vielen Flugschriften der Reformationszeit bewundern. Als die Theologen allen Zusammenhang mit dem Volk verloren, und es ihnen weit weniger daran lag, die Wahrheit des reinen Christenthums zu verkündigen, als vielmehr ihre eigenen willkürlichen Grübeleien darzustellen; sank die Prosa eben so schnell wieder von ihrer Höhe, — sie verlor neben der erst erworbenen Reinheit auch die ihr von Luther eingehauchte Kraft; es verschwand aller Sinn für Wohllaut und für künstlerische Entfaltung eines dem Inhalt der Darstellung entsprechenden Periodenbaues; an die Stelle der kernhaften Kürze trat breite Weitschweifigkeit, welche bei der Unbeholfenheit des Ausdrucks und der Schwerfälligkeit der Darstellung, die sich durch langathmige Sätze ohne Rhythmus und festen Zusammenhang fortschleppte, den Gedanken nur trübe durchschauen ließ, ja ihn oft geradezu erstickte. Und dieser gespreizte, affektirte Styl wurde in der zweiten Hälfte des Zeitraums so sehr zur Mode, daß selbst bessere Schriftsteller sich nicht ganz von demselben frei halten konnten, und daß sie sogar bei besondern Gelegenheiten, z. B. in ihren Vorreden, ganz in denselben verfielen, was sogar hie und da bei Fischart der Fall ist, der im Uebrigen die Sprache mit selbstbewußter Freiheit behandelte. Am längsten hielt sich die historische Prosa auf der errungenen Höhe, doch wird gegen das Ende des Zeitraums selbst bei sonst rühmenswerthen Schriftstellern das Verderben der Sprache schon recht sichtbar. Rascher versank die didaktische Prosa, und sie konnte selbst durch eine großartige Erscheinung in der zweiten Hälfte des vorliegenden Zeitraums nicht gehalten werden; am schlimmsten aber verhält es sich mit der rhetorischen Prosa, weil das Bewußtsein dessen, was sie sein und leisten soll, am schnellsten und entschiedensten verloren ward, so daß wir nach der Reformationszeit kaum Einem bedeutenden Redner mehr begegnen.

I. Prosadichtungen.

Der vorliegende Zeitraum ist vorzüglich dadurch merkwürdig, daß in demselben die meisten Volksbücher diejenige Gestalt erhielten, welche sie im Ganzen bis auf den heutigen Tag bewahrt haben; denn daß die ältere Sprache allmählich in die neue überging, ist eben so natürlich als nothwendig gewesen, da jene Bücher ausschließliches Eigenthum des Volkes waren und sie daher bei jeder neuen Auflage die im Volke lebende Sprachform annahmen. Es sind diese Bücher im vollsten Sinne zum Eigenthum des Volks geworden, welches ihnen noch heut zu Tage mit eben so großer und treuer Liebe zugethan ist, als vor hundert und zweihundert Jahren. Sie sind in ihrer Mehrzahl allerdings geradezu vortrefflich und entsprechen mit ihrer einfachen, naiven Darstellung und ihren reichen Phantasiegebilden dem innersten Wesen des Volksgemüths; aber merkwürdig ist es immer, daß viele derselben und darunter die gelesensten nicht deutschen Ursprunge, sondern aus dem Französischen übersetzt, oder nachgeahmt sind, so der „Fierabras", die „Geschichte der schönen Magelone", der „Kaiser Octavianus", die „geduldige Helene," die „Hiriande aus Britannien", die „Melusina", die „Genovefa" und selbst das Volksbuch vom „Siegfried"*). So vortrefflich diese „Geschichten" auch sind, und wenn auch nicht zu verkennen ist, daß sie im Ganzen in den deutschen Bearbeitungen gewonnen haben, in denen die ihnen zum Grunde liegenden Ideen erst recht eigentlich zur Anschauung gelangen, so halten wir es doch für ein Unglück, daß so viele von unsern Volksbüchern fremden Ursprungs sind, und wir sind der Ueberzeugung, daß das nationale Bewußtsein des Volks dadurch wesentlich geschwächt werden mußte, weil es durch diese Schriften immer über die Gränzen seiner Heimat geführt, diese aber eben deshalb fortwährend in den Hintergrund gestellt wurde. Was das Volk auch las, überall sah es sich durch seine Lieblingsbücher nach Frankreich versetzt, das sich ihm in den schönen Gebilden der Poesie unendlich reizend, an großen Heiden reich, mit jeder Tüchtigkeit begabt darstellte, um so mehr, als ihm selbst der große Kaiser Karl in den „Haimonskindern", die ebenfalls einem französischen Vorbilde nachgeahmt waren, als ein französischer Held erscheinen mußte. Allerdings sind auch mehrere Volksbücher unbestritten deutschen Ursprungs, allein so bedeutend auch einzelne derselben sind, so findet sich doch keines darunter, welches die heidenmüthige oder auch wilde Tapferkeit, wie die Haymonskinder, oder der Fierabras, die Beständigkeit treuer Liebe, wie die Magelone, die fromme Ergebung und die Herrlichkeit und unerschütterliche Kraft der weiblichen Tugend, wie die Genovefa und die Griseldis, dargestellt hätte, d. h. kein einziges, in welchem die größten und lieblichsten Aeußerungen des menschlichen Herzens im Zaubergewande der Romantik erzählt worden wären. Die ursprünglichen deutschen Volksbücher, der „Faust", die „Schildbürger", die Geschichte „vom ewigen Juden", die Lügenmärchen vom „Finckenritter", von „Hans Clauert" oder gar die Geschichten von „Claus Narr" stellen bei allen ihren sonstigen Vorzügen ein weit beschränkteres Leben dar, und zudem fehlt ihnen bei allem Aufwand der Erfindung doch die belebende Kraft der schaffenden Phantasie. Denn selbst im „Faust", in welchem so viele Wundergeschichten an einander gereiht werden, erscheinen dieselben ohne inneren Zusammenhang, sie stehen abgerissen da und es könnte, ohne daß dem Ganzen der mindeste Abbruch geschähe, die Hälfte derselben ausgelassen werden, wie man hinwiederum hundert ähnliche hinzufügen könnte. Nicht anders verhält es sich mit dem „ewigen Juden", dem „Finckenritter" und selbst mit den „Schildbürgern", welche übrigens an Tüchtigkeit alle übrigen ursprünglich deutschen Volksbücher weit übertreffen. Es ist an diesen Volksbüchern übrigens noch eine Eigenthümlichkeit hervorzuheben, welche zu wenig beachtet worden ist, die nämlich, daß in ihnen die Märchenwelt entweder verneint oder geradezu verdammt wird; verneint, wie im „Finckenritter", durch dessen lügenhafte Uebertreibungen die Wunder der romantischen Poesie ins Lächerliche gezogen werden, verdammt, wie im „Faust", in welchem dieselben als Ausflüsse eines bösen Geistes erscheinen. Dadurch geben sich diese Bücher schon bei dem ersten Anblick als Werke der Gelehrten zu erkennen, denen der treue Glaube des Volkes an die Märchenwelt fehlte. Zwar beruhen sie zum Theil doch auf wirklicher Sage; aber da sie im Volke nur in vereinzelten Gliedern erschien, und dasselbe sie trotz seiner poetischen Schöpfungskraft nicht zu einem Ganzen ausgebildet hatte, so lag darin schon die Andeutung, daß sich aus diesen einzelnen Sagen auch kein poetisches Ganze schaffen lasse. Dies konnte auch erst dann gelingen, als man die tiefere, in den einzelnen Sagen liegende Idee erfaßt hatte. Daß in dieser allein aber das poetische Element liege, ersieht man schon daraus, daß Göthe den größten Theil des im Volksbuche von Faust zusammengewürfelten Stoffes als gänzlich unbrauchbar wegwerfen mußte. Aus diesen Gründen ist es aber auch erklärlich, warum diese Schriften im Ganzen weit weniger in das Bewußtsein und in das Eigenthum des Volks übergegangen sind, als jene aus der Fremde herübergebrachten Märchen, in welchen seine Phantasie und sein Gemüth unendlich reichere Nahrung fand.

Wir werden unten auf den „Faust" und die „Schildbürger" zurückkommen; von den übrigen können wir schon hier in gedrängterer Uebersicht sprechen.

Die Sage vom „Ewigen Juden" scheint sich in der Mitte des 16. Jahrh. ausgebildet zu haben, obgleich schon früher von Erscheinungen desselben erzählt wurde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Glaube an die Ankunft des Antichrists und des darauf folgenden tausendjährigen Reiches Einfluß auf die Ausbildung dieser Sage gehabt habe; wie dem aber auch sei, so ist es sicher, daß seit dem Jahr 1547 wiederholt von der Erscheinung des Ahasverus berichtet wurde, den man an den verschiedensten Orten der Christenheit, namentlich aber Deutschlands gesehen haben wollte. Diese Erscheinungen werden im Volksbuch erzählt; es ist aber ohne weitere Erinnerung von selbst klar, daß auch hier nur die zum Grunde liegende Idee, nicht aber die einzelnen,

*) Diese und einige andere Geschichten, welche zum Theil schon im vorigen Zeitraume besprochen wurden, wie der „Fortunatus", der „Wigalois", „Tristan" und „Ritter Pontus" wurden im Jahr 1587 unter dem Titel „Buch der Liebe" gesammelt herausgegeben.

oft sehr aberwitzigen Geschichten poetischen Werth haben.

Die „History vnd Legend von dem trefflichen vnd weit erfarnen Ritter, Herrn Polycarpen von Kierlarissa, genannt der Finckenritter, wie der britthalb hundert jar, ehe vnd er gebvren ward, vil land durchwandert, vnd seltzame Ding gesehen, vnd zů letzt von seiner Můter für todt ligen gefunden, auffgehoben, vnd erst von neuem geboren worden", ist aus älteren Lügenmärchen zusammengestellt, erreicht aber namentlich im Ausdruck deren naiv kindliche Lust am Ungereimten keineswegs. Bedeutender sollen die „Historien von Hans Clauert" (Berlin 1590) sein, welche Bartholomäus Krüger, Stadtschreiber und Organist zu Tredbin, aus dem Volksmunde sammelte; doch haben sie nie große Verbreitung erreicht. Dagegen sind die Geschichten des „Claus Narr" (zuerst 1551) durchaus unbedeutend, und so fruchtbar an sich der Gedanke sein mag, das Sprichwort: „Kinder und Narren sagen die Wahrheit", zur Anschauung zu bringen, so wird dies im genannten Buch schon deswegen nur sehr unvollkommen erreicht, weil die meisten Geschichten von so ernstem Inhalte und in so ernster Weise dargestellt sind, daß der Gegensatz zwischen Weisheit und Thorheit, durch welchen jene gerade hervorgehoben werden sollte, fast nirgends zur Erscheinung gelangt, und in den wenigen Geschichten, wo dies einigermaßen der Fall ist, liegt der Witz meistens in so groben Unflätbereien, daß man sich billig wundern muß, wie dergleichen an dem sächsischen Hofe vorgebracht werden durften — denn Claus war bekanntlich Hofnarr bei dem Churfürsten Friedrich dem Weisen.

Weit wichtiger und bedeutender, als die Volksbücher, sind die Novellensammlungen, welche während des vorliegenden Zeitraums in ziemlich großer Anzahl erschienen sind. Wir müssen sie den eigentlichen Volksbüchern schon deshalb vorziehen, weil die darin erzählten Geschichten, Anekdoten, Züge und Sagen zum großen Theil deutschen Ursprungs und auch wohl dem Munde des Volks entnommen sind, und selbst die Geschichten, welche unzweifelhaft nach ausländischen Quellen, z. B. nach dem Boccaccio bearbeitet wurden, meistens in durchaus selbstständiger Fassung erscheinen. Man wird durch sie mit dem Leben des Volks im weitesten Umfange bekannt, da sie uns in alle Verhältnisse einführen, und uns diese durch Geschichten und Erzählungen vertraut machen, welche entweder sehr glücklich erfunden sind, oder wohl zum größten Theil auf Ueberlieferung beruhen. Allerdings kommen darin manche ziemlich freie Erzählungen aller Art vor, und es sind dieselben wohl vorzüglich daran Schuld, daß diese Bücher im 17. Jahrhundert von berufenen und unberufenen Eiferern mit solchem Erfolg bekämpft wurden, daß sie sich nach und nach ganz aus den Händen des Volks verloren. Dagegen haben sich gar viele Erzählungen noch im Munde desselben erhalten und manche Geschichte, die sich in längern oder kürzern Zeiträumen in den Kalendern wieder aufgefrischt findet, und noch jetzt durch ihren lebendigen und wahren Witz oder durch ihre heitere Schalkhaftigkeit ergötzt, stammt aus jenen alten Novellensammlungen, welche in der That unerschöpfliche Fundgruben der bürgerlichen Volkssage sind. Auch rücksichtlich des Styls sind diese Sammlungen bemerkenswerth; sie sind auch hierin ächt deutsch und musterhaft durch ihre naive Einfachheit, welcher die Darstellung der verschiedenartigsten Verhältnisse mit immer gleichem Glücke gelingt.

Die bedeutendsten Novellensammlungen sind das Buch: „Schimpff vnd Ernst" vom Bruder Johannes Pauli, und der „Rollwagen" von Georg Wickram. Der „Rollwagen" fand so großen Beifall, daß ihm Jacob Frey, Stadtschreiber zu Mauromünster, einen zweiten Theil unter dem Titel: „die Gartengesellschaft" und Montanus einen dritten unter dem Titel: „der Wegkürzer" nachfolgen ließ. Zwar erreichen beide ihr Vorbild nicht, doch sind auch diese wegen der von ihnen erzählten volksthümlichen Geschichten nicht unwichtig. Bedeutender aber ist der „Wend-Unmuth" von Hans Wilhelm Kirchhoff aus Hessen, der als Soldat Norddeutschland und Franken durchzog und in diesen Ländern eine große Anzahl von volksmäßigen Geschichten sammelte, die er recht lebendig und nicht ohne Kunst der Darstellung erzählte. Wie beliebt dieses Buch war, geht schon daraus hervor, daß er es nach und nach bis auf sieben Theile vermehrte, sowie auch daraus, daß spätere Sammlungen sich durch Nachahmung des Titels Eingang zu verschaffen suchten. Weniger bekannt sind das „Rastbüchlein" von Michael Lindner oder Linder, und der „Katzipori" von demselben, in dessen Dedikation er sich Hans Compan von Schleusingen nennt. Den „Wintermaven" von Jacob Winter kennen wir nur aus Fischarts Anführung in der Vorrede zu seiner Geschichtsklitterung.

An größeren Dichtungen in Prosa ist der vorliegende Zeitraum nicht reich. Mit Ausnahme des „Goldfadens" von G. Wickram ist nur noch der „Eselskönig" zu nennen, den Adolph Rose von Creutzheim (1617) nach einem Entwurfe Wolhart Spangenbergs bearbeitete. Eigenthümlicher Art endlich und an innerer, wie an äußerer Bedeutsamkeit alle übrigen Erscheinungen des Zeitraums weit überbietend, sind die hiehergehörigen Werke Fischarts, welche unten weiter besprochen werden sollen. Daß dieselben in das Gebiet der Satyre gehören, ist schon oben (S. 88) angedeutet worden; es wurde dort auch zugleich bemerkt, daß sie mehr allgemeine Verhältnisse berühren, während seine persönlichen Satyren in gebundener Rede geschrieben sind. Doch ist der Zeitraum, besonders die erste Hälfte desselben an persönlichen oder solchen Satyren, welche die religiösen und kirchlichen Verhältnisse der Zeit betreffen, sehr reich; eine nicht kleine Anzahl der damals erschienenen Flugschriften sind dazu zu rechnen, obgleich weitaus die meisten derselben allerdings rein didaktisch sind und daher nicht in das Gebiet der Prosadichtungen gehören. Unter diesen nehmen die Satyren Ulrichs von Hutten ohne Vergleich die erste Stelle ein, aber auch andere verdienen Beachtung, so der gegen Murner gerichtete „Karsthans"*), der sich durch meisterhafte Behandlung des Dialogs auszeichnet und eben so witzig, als beißend ist, und außerdem noch mehrere andere, welche zu ihrer Zeit großes Aufsehen erregten. Beinahe alle sind in Gesprächsform geschrieben, was wohl aus der allgemein verbreiteten Vorliebe für dramatische Darstellungen zu erklären ist.

*) Viele hielten Ulrich von Hutten für den Verf. des „Karsthans"; neuere Forschungen machen es wahrscheinlich, daß ein Mann, Namens Karsthans, der damals in Straßburg lebte, die Satyre geschrieben habe.

Ueberblickt man die Werke der Prosadichtung in diesem Zeitraume, so sind dieselben freilich nicht sehr zahlreich, besonders wenn man, wie billig, von den Volksbüchern diejenigen abzieht, welche nur Uebersetzungen aus dem Französischen sind; dieser geringe Umfang findet aber in der Trefflichkeit der Leistungen den vollständigsten Ersatz, indem uns einerseits in den Novellensammlungen bei einer meistens hervorragenden Darstellung eine außerordentliche Fülle ächt volksmäßigen Stoffes geboten wird, und wir andrerseits in Fischart einen Schriftsteller besitzen, der an Tiefe, Innigkeit, sprudelndem Humor und meisterhafter Behandlung der Sprache den größten Erscheinungen der Alten und Neueren an die Seite gesetzt werden darf.

Johannes Pauli.

Bruder Johannes Pauli war jüdischer Abkunft und lebte, nachdem er zum Christenthum übergetreten war, eine Zeitlang in Straßburg. Er trat hierauf in den Franciscanerorden, weshalb er schlechthin auch der Barfüßer Johannes genannt wird, und war zuerst Lesemeister in Villigen, dann gegen 40 Jahre lang im Barfüßer Kloster zu Thann im Elsaß, wo er auch gestorben zu sein scheint. Daß er sich durch die Herausgabe verschiedener Predigten Geilers von Kaisersberg verdient gemacht hat, ist schon früher berichtet worden (I, 795); ein vielleicht noch größeres Verdienst hat er sich durch die Sammlung von Erzählungen, Geschichten, volksmäßigen Anekdoten und kleinen Novellen erworben, welche er nach seiner eigenen Bemerkung im Jahr 1518 niederschrieb, da er Lesemeister zu Thann war, aber erst im Jahr 1522 unter dem Titel „Schimpff vnd Ernst", durch den Druck bekannt machte, und die so großen Beifall fand, daß davon gegen 30 Ausgaben erschienen. Er hat die von ihm mitgetheilten Geschichten, wie es in der Vorrede zur Frankfurter Ausgabe von 1538 heißt, „zusammen gelesen aus alten büchern, welche ihm darzů dienstlich gewesen", und allerdings hat er außer den von ihm ausdrücklich genannten Felix Hemmerlin und Petrarca, unter Andern auch den Boccaccio und das Buch der sieben weisen Meister benutzt, diese zum Beispiel in der Erzählung „Von einem edelmann, der ein hund in einem zorn zutodt schlůg" (7), welche wir hauptsächlich deshalb mitgetheilt haben, weil sich aus der Vergleichung derselben mit der Erzählung gleichen Inhalts in den „sieben weisen Meistern" (I, 745) die Eigenthümlichkeit Pauli's leichter erkennen läßt. Ihm liegt nämlich nur daran, die Thatsache, die er berichtet, einfach mitzutheilen; er übergeht Alles, was zur Darstellung derselben nicht unumgänglich nothwendig ist; er geht stets gerade seinem Ziel entgegen, ohne sich um die Nebenumstände zu bekümmern, welche oft so wesentlich dazu beitragen, Leben und Bewegung in die Erzählung zu bringen. Verschmäht er aber auf diese Weise gerade das, wodurch Andere vorzüglich wirken, so gewinnt seine Darstellung dadurch an Einfachheit und Kernhaftigkeit, und es gelingt ihm meistens, uns ein kräftiges, abgeschlossenes und wirkungsvolles Bild zu geben. Es ist seine Darstellung so fest und sicher, daß er uns wohl auch zwei ähnliche, nur in einzelnen Umständen abweichende Geschichten beinahe mit den nämlichen Worten erzählt, und wir erkennen darin, so wie auch in den naiven Wendungen des täglichen Gesprächs, die er vorzugsweise liebt, ganz die Sprache und Darstellungsweise des Volks, dem er vermöge seines Berufs auch so ganz nahe stand. Diesem hatte er gewiß auch eine große Anzahl seiner Geschichten zu verdanken, denn man fühlt es bei vielen derselben, daß er sie der lebendigen Ueberlieferung entnommen hat, so in den beiden trefflichen Schwänken, „Von dreyen döchtern" (1) und „Von einem mann, der für sein frawen an das hals eysen stund" (2), welche das weibliche Gemüth nach zwei verschiedenen Seiten mit der vollendetsten Wahrheit schildern, und die gewiß auf wirklicher Ueberlieferung beruhen, wie nicht minder die Geschichte „Von einem priester, der durch das kath gieng" (5), ein Schwank, der alle Einfälle des Kalenbergers und Peter Leus weit übertrifft.

Der einzige Werth von Pauli's Sammlung besteht jedoch keineswegs in der Darstellung, sie ist auch durch die Fülle des mitgetheilten Stoffes von höchster Bedeutung, indem er uns nach und nach die mannigfaltigsten Verhältnisse des Lebens in heiteren oder ernsten Erzählungen zur Anschauung bringt, und uns mit den Sitten und der Bildung seiner Zeit bekannt macht. Es ist beinahe kein Stand, kein Beruf, kein Lebensverhältniß, das er uns nicht vorführte; Fürsten und Bauern, Geistliche und Bürger, Gelehrte und Edelleute, Männer und Weiber, Eltern und Kinder erscheinen nach und nach, wie in einem reichen Bildersaal, vor unsern Augen und alle in lebensvoller Wahrheit. Denn an dieser lag es dem guten Barfüßer vor Allem; er wollte durch seine Geschichten die Laster und Gebrechen der Menschen zeigen und auf Besserung der Sitten wirken. Er wußte, wie sehr Geiler durch die in seine Predigten aufgenommenen Anekdoten und Erzählungen auf seine Zuhörer gewirkt hatte (von denen auch manche in „Schimpff und Ernst" übergegangen sind), und es ist höchst wahrscheinlich, daß der Vorgang dieses großen Redners ihn auf diese bedeutsame Quelle des Unterrichts und der Belehrung aufmerksam gemacht hat. Und wie jener, beweist auch Pauli die erfreulichste Furchtlosigkeit; er schont in seinen Geschichten keines Standes. So zeigt er uns in der Erzählung „Man füret ein strassenräuber vß" (6), daß der Adel seiner Zeit nicht nur „vom Stegreif lebte", wie Murner sagt, sondern daß er den Straßenraub sogar für ein ihm zukommendes Privilegium ansah, in das kein Anderer ungestraft eingreifen dürfe (Vgl. S. 72). So deckt er die Laster der Geistlichkeit schonungslos auf; ja er wagt es sogar, den höchsten Würdenträgern der Kirche, den Bischöfen und dem Pabst (8) ihre Fehler in den nacktesten Ausdrücken vorzuwerfen. Und man glaube nicht, daß er in Sachen des Glaubens vorurtheilsloser dachte, als seine Zeit; nein, er war vielmehr hierin so befangen, als irgend ein Anderer, wie seine zahlreichen Erzählungen von Zaubereien und Wundern jeglicher Art zur Genüge beweisen. Aber in seinem offenen, unbestechlichen Sinn unterschied er den Menschen von der ihm übertragenen Würde, und bei aller ungeheuchelten Ehrfurcht gegen diese tadelte er furchtlos die Fehler, welche jenem anklebten.

1. Von dreyen döchtern, welche von erſten vermählet solt werden

Es was eyn mal eyn burger, der hett drey döchter die all drei zeittig waren zuuersehen in den schweren orden der heiligen ehe, vnd wüßt der vatter doch nit, welche

er zům erſten verſorgen ſolt, wann ſie hetten all drey werber. Er berůfft ſie all drei zůſammen vnd ſprach: „Wol an, lieben döchter, ich will euch allen dreien mit einander waſſer geben, vnd ihr ſollen auch die hend mit einander waſchen, vnd ſollen ſie an kein tůch truckneu, ſunder ſelbee laſſen trucken werden, vnd welcher ir hend zů dem erſten trucken weeden, deren wil ich zům erſt ein man geben.“ Der vatter geß ihu allen dreien waſſer uber die hend; da wůſchen ſie ihr hend vnd lieſſen ſie von inen ſelber wider trucken werden. Aber das jůngſt döchterlin, das wehet ſtets mitt dea henden hin nnd her nnd ſprach ſtets: „Ich wil keinen man! ich will keinen man!“ Vnd von demſelben wehen worden ihm ſeine hend zům erſten tencken, nnd ward ihm zů dem eeſten ein man, nnd můſten die ältſten nech mer warten ꝛc. Diſe trchter hett anch allein keuſcheyt inn dem mnnd, abee nit in dem herzen, darnmb ſo was es liſtig, es wehet die hend, das ſie zů dem erſten trucken wurden.

Es iſt auch ein rätersch. Man ſpricht. rath, was iſt das? Thůt man es, ſo geſchicht es, thůt man es nicht, ſo geſchicht es dannecht. Es iſt hendweichen: trůckneſt du ſie an rin zwehelu, ſo werden ſie trucken; truckneſt du ſie nit, ſo weeden ſie von jn ſelber trucken.

2. Von einem mnnn, der für ſeiu frawen an das huls eyſen ſtünd.

EJn fraw het beſchuldet, das man ſie offentlich ſtraſſen ſolt. Alß on etlichen orten der brauch iſt, das man ſtrafft mit dem halßeiſen, laſterſtein oder korb, da ſetzt man jr dann eyn hůt anff die ſtirn, daran jr laſter geſchriben ſtend. Aber jr mann hett ſie zů lieb (darumb er billich bei den narren ſten ſolt); er vberkam mit den herren vnd gab geit für ſie, alſo das er die ſtraff für jy trůg, vnd ſtünd für ſie in das halßeiſen. Dornach wann es ſich begab, das ſie vneins wurden, und mit einander haderten. ſo verwiß ſie es jm vnd ſprach dannocht anch ver den freundben leyten. „Ich bin doch noch nit im halßeiſen geſtanden, alß du!“ ꝛc. Des was gar ein groſſe vndanckbarkeyt; die ſchand, die ſie jm vffchůb vnd verwiß, die hett ſye verſchuldt, ſie ſolt die ſtraff gelitten haben, die er leid. Alſo ghat es noch mitt Chriſta dem hereen vnd mit vns. Wir haben beſchnldet zůleiden nnd zů ſterben mit vnſern ſünden, vnd der ſun Gottes hat menſchlich natur an ſich genemmen nmb der vbertrefflichen liebe willen, die er zů vns hat, vnd hat fur vns gelitten vnd geſtorben eins ſcheudtlichen todts; vnd das verweiſſen jm die vndanckbaren menſchen, die gotslefterer vnd ſchwerer; das geſchicht, ſo dn jm fein hirn, lung, leber, marter, wnnden, enmacht, vnzimlich nenneſt, vnd biſt dann mer verflůcht, weder Gham. Gen, iv. — — —

3. Wie ein hirt ein Abt ward.

JWr zeit was ein Apt, der het einen edelman zů einem Kaſten fegt. Der edelman was dem opt nit hold, vnd knnt doch kein vrſach wider jn finden, bſchickt den apt vnd ſagt zů jm: „Münch, dn ſolt mir drei fragen verantworten inn dreien tagen: zů dem erſten ſollt dn mir ſagen, was du von mir halieſt, zů dem andeen, wa es mitten vff dem erdtreich ſei, zů dem dritten, wie weit glück vnd vnglnck von einander ſei. Verantwuetest dn die drei fragen nit, ſo ſoltn keyn Apt mer ſein.“ Der Apt was traurig vnd kam heim vnd ging auff das feld ſpazieren, nnd kam zů einem ſawhirten, der ſprach: „Herr, jr ſeinkt gar trauriq, was beiſt euch?“ Der Apt ſprach: „Dos mir anligt, das kanſtu mir nit helfen.“ Der ſawhirt ſagt: „Wer weißt es? ſagen mirs!“ Der Apt ſagt es jm. „Die drei fragen můß ich verantwnrten.“ Der hirt ſprach: „Herr, ſeint güter ding vnd frolich, die fragen will ich wol verantwurten. Wann der tag kumpt, ſo legen wir ein kutten an.“ Der tag kam, vnd der apt mit ſeinem brůder kam, oder er ichickt jn dar inn ſeinem namen. Der edelman ſprach: „Aeptlin, biſtn hie?“ — „Ja, jnncker!“ ſprach der Apt. — „Wol an, was ſagſtu auff die erſt frag? was halteſtu von mir?“ Der Apt ſprach: „Juncker, ich ſchetz euch für erviij pfenning.“ Der Juncker ſagt: „Nit beſſer?“ Der apt ſagt: „Nein!“ Der jnncker jagt: „Warumb?“ Der Apt ſprach: „Dorumb! Chriſtus ward für xxr pfenning geben, ſo achte ich den Keyſer für xxir pfenning vnd euch für xxviij pfenning.“ — „Das iſt wol verantwurt! Auff die ander frag, wa iſt es mitten anff dem erdtrich?“ Der Apt ſprach: „Mein gotshanß iſt mitten ouff dem erdtrich: wöllent jr es mir nit glanben, ſo meſſen es vß.“ Auf die drit frag: wie weit iſt glnck vnd vnglnck von einander? Der Apt ſprach: „Nitt weiter dann vber nacht: wann geſtern wos ich eyn fawhirt, hewt bin ich ein Apt.“ Der jnncker ſprach: „Bey meinem eyd, ſo můßtu apt bleiben!“ Vnd blib anch alſo Apt, er hielt aber den alten apt anch in ehren, als auch billich was.

4. Von rinem münch, wie er ein capaunen zerlegt.

Auff ein zeit was ein beichtvatter, ein ordensman, von einem edelman zů goſt geladen, er ſolte mit jm eſſen. Da mon nun zů tiſch geſaß vnd aß, der ritter mit ſeinen zwen ſünen vnd zweien döchtern, vnd da nun das gebrates vff den tiſch kam, das was ein räphün oder ein gebratener kappaun, was es dann was. Der edelman legt dem ordensman den kappen vff ſein teller, er ſolt jn zerlegen. Der ordensman legt jm den kappen widerumb für vnd ſprach: „Ich kan nichts damit; wer weli mich leren hüner zerlegen?“ Der edelman ſprach: „Jr můßt jn zerlegen,“ vnd legt jm den kappen widerumb auf den teller. Der münch ſprach „Můß ich jn zerlegen, ſo wil ich jn nach der gichrifft zerlegen.“ Dir fraw ſprach: „Ja herr, das thůn, zerlegen jn nach der geſchrifft.“ Der munch ſchneid dem kappen den kopff ab, nnd legt jm dem edelman fur. Darnoch ſchnrid er den kragen ab, vad legt jn der frawen fur, darnach ichneid er die flugel ob, vnd legt ſie den zweien töchtern, den zweien junckfrawen fur, darnach ſchneid er die ſchenckel ab, vnd legt ſie den zweien jünen fue, vnd den gantzen kappen aß er allein, vnd gab niemant nichts darvon. Da der munch nun den kappen alſo allein auff hette geſſen, da ſprach der edelman: „Herr beichtvatter, was ſtet das geſchriben, das man die kappen alſo zerlegen ſol?“ Der münch ſprach „Juncker, in meinem hanpt ſtet es alſo geſchribea. Jr ſeint das haupt in eweem haus, darumb hat ench billich das baurt von dem kappen zůgehört. Mein gnedige fraw iſt die nechſte nach euch vnd das nechſt nach dem kopff, billich hat jr der kragen zů gehört. Vnd den jnnckfrawen gehören die flügel zů: die fliegen in jren ſinnen hin vnd her, vnd haben jerg, was ſie für mann uber kummen vnd wie ſie verſeygt werren, darnmb haben jn von rechts wegen die flugel zů gehört. Vnd den zweien jünen gehören die zwen ſchenckel zů, darnmb das anff jnen das gantz geſchiecht ſtet, vnd die ſchenckel tragen den gantzen kappen, darumb gehören jn die ſchenckel zů. Man iſt es ein vngeſtalt an einem vogel, der weder kopff noch kragen oder flugel noch ſchenckel hat, vnd eyn munch in einer kutten hat den ſchnabel an dem rucken, darnmb ſo hat der kappen mir zůgehört.“

5. Von einem prieſter, der durch das kath gieng, zů einem exempel.

JN eynem dorff was ein prieſter, der het kinder vnd was ein ipiler, vnd wurden ſeine vnderthan von jm geergert. Er was ein gůter predicant, aber die leut volgten ſeinen wercken mer nach, dann ſeinen worten. Der gůt prieſter gedacht: „Wie theteſt dn jm, das dn die lewt auff den rechten weg brechteſt?“ Vnd vff ein mal gieng er mit dem ſacrament zů einem ſiechen, vnd gieng die gantz gmein dem ſacrament nach; da gieng der prieſter durch allen dreck rnd kath, wa es am aller dickſten was. Die erbaren lewt giengen den ſaubern weg uber die blöcher vnd ſtein, wie dann in den wůſten dörfferen ſein. Da nun der prieſter mitten im dreck was, da kert er ſich vmb vnd ſagt zům volck: „Lieben vnderthanen, warumb gend jr mir nit nach?“ Sie ſprachen: „Wir haben einen gůten ſanderen weg, was wolten wir in dem kat thůn?“ Da fieng der prieſter an vnd predigt jnen, alſo ſolten ſie

jm auch nit nach nolgen im unreinen weg der laſter, ſo ſie den reinen weg der tugend hetten.

6. Man füret ein struſſenrauber vß.

MAn füet auff ein zeit in einer ſtatt ein geraden luſtigen geſellen wol gekleit auß vnd wolt jm den kopff ab ſchlaben, wann er was ein ſtraſſen rauber. Vnd als man jn auß füet, alle welt, jung vnd alt hetten ein mitleiden mit jm, alſo das mancher frummer meaſch weiat. Nun begab es ſich, das etlich edellewt oder reißig knecht auch darzů kamen vngeſchickt vnd fraqten. „Lieben freund, was hat doch der gůt jung geſell gethan? wer ait fur jn zubitten? Wir wolten all helfen, das er möcht ledig werden. Die erbaren leut, die da zů gegen ſtunden, ſagten: „Ach ja, es wer gar wol gethan, das jr jn möchten abbetten.“ Die edellewt ſprachen: „Was hat er gehandelt, das er ſterben můß?“ Die lewt ſprachen „Er hat ſich vber ſehen vnd hat auff der ſtraſſen etlichen laufflewten die ſeckel geſchnitlet.“ Als das die edellewt horten, ſprachen ſie: „Hat er das gehandlet, ſo wöllen wir nit fur jn bitten, man ſol jne behend vnd flucks mit jm darvon faren. Dan wolte er vnderſten, das dem frommen adel zůſtot, wie wolten wir dann etwas geſchnarpen?“ — Das was ein frummer adel; got ſei gelobt, das man jr ſelt keinen mer findt, ſunderlich inn Franckenland.

7. Von einem edelman, der ein hund in einem zorn zutodt ſchlůg.

ES was ein edelman, der hett ein jagdhund oder ein wind, der was jm lieb, vnd hette jn nit fur vil gelts gemanglet. Es begab ſich, das er auff ein mal inn ſein kamer kame, da ſtunde ſein kind in einer wiegen allein, nad was niemant daebei, dann der feldig hundt. Da was ein ſchlang auß der mauren geſchloffen, die hett das kindt ertödt. Der hund hett den todt gerochen, und hett dea ſchlangen zůtodt gebiſſen. Der juncker ſahe niemaal, dann den hund da bei dem kindt, vnd was die ſchlang vnder die wigen geſchloffen vnd was todt. Das ſahe der juncker nit, vnd meint, der hund hett das kind getödt, vnd ſchlůge den gůtten hundt auch zutodt mit dem ſchwerdt in ſeinem zorn vnd gähe. Vnd da er aber die ſchlang todt fand, das der hund den todt an der ſchlang hett gerochen, vnd er dem gůtten hund vnrecht hett geton, vnd die ſchlang den mordt hett gethen, vnd hett der hundt des gerochen, da kam der edelman in ein ſemlichen rewen vnd mißfallen, das er mitt willen ſeiner frawen in S. Benedicten orden gieng vnd dienet Got. Darumb was in der ſelben ſtatt, da das geſchehen iſt, geordnet, das man nichts groß handlen ſolte, man hett denn drei mal darvon gedacht vnd geredt in dem rath. Andre haben geordnet, das niemannts nichts in der ſchnelle ſolt thůn, er ſolte zům minſten die viervndzwanzig büchſtaben erzulen nach einander, als der teyſer Theodoſius thet, der jamer Ambroſium verbrandt, wann er in der gähe vill blůts vergoſſen hatt: liß ſein legend.

Es wer gar gůt, das eyn menſch der leren war nem, vnd nichts in ſeinen eignen ſachen thet, er hets denn vor wol betracht, als wann einem ein luſtiger gedancken zů felt, ſo laufft er ſchnell hin vnd verbringt den luſt: er ſolt vor lůgen (Ne esset licitum et expediens), ob es auch ziemlich, billich, ehrlich vnd recht were. Darumb ſo folgt dick heenach geeß nagen, beiſſen vnd reuwen der conſcientz vnd der gewißen.

8. Was ein alt weib von dem Bapſt begert.

EIN mal eyn mal reit eyn Bapſt vberfeld; da kam ein alte fraw, ein betterin zů jm, vnd begerte vmb Gottes willen ein ſchilling von jhm. Er ſprach: „Nein, es iſt zeuit!“ Die fraw ſprach „So geben mir ein plarhart!“ Er ſprach: „Nein!“ Die fraw ſprach „Geben mir ein creutzer!“ Er ſprach: „Nein!“ Die fraw ſprach. „Machen den ſegen vber mich!“ Er macht das creutz vber ſie; die fraw ſprach. „Were nun enwer ſegen eines bellers wert, jr hetten mir jn auch nit geben.“ Alſo für die fraw daruon vnd ſprach „Ich ſcheiß euch in den ſegen.“

Ulrich von Hutten.

Die proſaiſchen Schriften Ulrichs von Hutten ſind ſämmtlich in dem Geiſte gehalten, den wir bei Beſprechung ſeiner didaktiſchen Poeſien näher bezeichnet haben (S. 54 ff.); ſie haben alle den Zweck, die Anmaßungen Roms zu bekämpfen, und zu zeigen, wie wenig die Geiſtlichkeit der Stellung würdig war, auf die ſie Anſpruch machte. Diejenigen, welche in Geſprächsform geſchrieben ſind, auf die wir hier beſondere Rückſicht zu nehmen haben, zeugen von großem dichteriſchen Talent, mehr ſogar als ſeine gereimten Satyren. Die in abhandelnder Form verfaßten „Verteutſcht Klag an Herzog Friedrich von Sachſen“ und „Klagſchrift an alle Stend teutſcher Nation“ ſind zwar für die Kenntniß des Mannes und ſeiner Grundſätze ſehr wichtig, und zeichnen ſich durch rhetoriſche Kraft aus, ſie werden aber von den Geſprächen weit überboten. Er hatte dieſe zuerſt lateiniſch abgefaßt und ſie dann ſpäter, als ſie auch in der fremden Sprache großes Aufſehen erregten, zur größeren Verbreitung in deutſcher Ueberſetzung herausgegeben, weshalb der Ausdruck und namentlich die Satzbildung noch öfters lateiniſches Gepräge hat. Doch iſt die Ueberſetzung keineswegs wörtlich, viele Stellen ſind geradezu und zwar mit großem Glück überarbeitet. Der „Badiscus, oder die römiſche Dreifaltigkeit“ iſt voll Bitterkeit, aber auch voll Kenntniß der römiſchen Zuſtände, die er ſchonungslos aufdeckt. Wenn er hierin freilich im Ganzen nur die Klagen wiederholt, welche ſchon ſeit Jahrhunderten erhoben worden waren, ſo gewann ſeine Schrift dadurch große Bedeutung, daß er in ihr alle dieſe Klagen in ihrem ganzen Umfange zuſammenſtellte, und ſie in kernhafter und ſchlagender Weiſe ausſprach. Größeren poetiſchen Werth haben die beiden Dialoge „Feber das Erſt“ und „Feber das Ander“, in welchen die Geſprächsform mit vollendeter Meiſterſchaft behandelt iſt. Das erſte haben wir unten mitgetheilt, wir begnügen uns daher, einfach darauf aufmerkſam zu machen, wie geſchickt er die Rede auf den berüchtigten Cardinal Cajetan und dann auf den „Curtiſan“ zu bringen, und wie vortrefflich er dieſe zu ſchildern und ihre Sitten lächerlich zu machen weiß. Im „zweiten Feber“ kommt das Fieber wieder zu Hutten und bittet um Einlaß; es hat den Curtiſan verlaſſen, weil er mit allen möglichen andern Krankheiten behaftet iſt und ihn Diener, Narren und Dirnen verlaſſen haben, da er ſein ganzes Gut verthan hat. Und nun ſchildert das Fieber die Wirthſchaft eines Pfaffen und Curtiſanen, der nicht ohne „Zuhälterin“ leben kann, und doch von ihr auf das ſchändlichſte getäuſcht wird; er erzählt, wie ſie ihm nach und nach all ſein Vermögen vergeudet oder ablockt, bis er endlich in die bitterſte Armuth geräth, aus welcher ihn ſelbſt Diebſtahl und andere Verbrechen, zu denen ſie ihn verleitet, nicht retten können; es ſchildert mit den lebendigſten Farben, wie das „Eislin“ den armen Gecken quält und ihn oft durch ihre Bubierei mit andern, durch ihre Zankſucht, ihre ungemeſſenen Anſprüche zur Verzweiflung bringt, ſo daß ſelbſt Jupiter, „als er inne ward der Pfaffen Lebens mit iren frawen, ſprach: dies ſoll der Pfaffen Feber ſein“, und das Fieber zu andern Leuten gehen hieß. Das verkehrte Leben der Geiſtlichen aber, ſo ſchließt das Ganze, rühre von ihrem Müſſiggang und ihrem zu großem Reichthum her; die

deutſche Nation ſolle daher die zu reichen Pfründen verringern, den Pfaffen zu thun geben und ihnen die Ehe erlauben, dann würden ſie ohne Zweifel ihrem Berufe Ehre machen, wie ſie ihm bis jetzt zur Schande gereicht hätten. — In Erfindung, Compoſition und Behandlung der Form iſt ein weiteres Geſpräch „die Anſchawenden" gleich meiſterhaft, wie es auch von ächt ſatyriſcher Laune überſprudelt. Sol und ſein Sohn Phaeton ſchauen vom Himmel auf die Menſchen herab, welche ihnen nicht beſonders behagen, denn „die Italiener, ſagen ſie, ſind ſo herabgekommen, daß man, in bedacht der alten Römer wohl ſprechen möcht, es wer kein Italiener in Italien"; „die Deutſchen können Nichts ausrichten, als wann ſie trinken und voll ſind, man ſieht ſie viel mit einer großen Ungeſtümmigkeit anfahen, vnd nichts volbringen". Sie ſind zwar tapfer und mit Waffen unüberwindlich, aber verſtehen nicht, den Sieg zu benutzen. Die Spanier ſind fleißige Diebe, dabei aber kriegserfahren, hertzhaftig und trotzig. Unter dieſen Geſprächen zertheilt Sol die Wolken und ſie erblicken einen großen „Aufruhr im Teutſchen land"; es iſt der Reichstag zu Augsburg im Jahr 1518. Viele kommen zuſammen, etliche ſchlemmen und praſſen, andere rathſchlagen von tarfern Dingen, und wieder andere pflegen der beider zugleich. Eben führt man den Päbſtlichen Legaten Cajetan in Proceſſion aus ſeiner Herberg, den der Pabſt dahin geſchickt hat, um unter dem Vorwande eines Türkenkrieges von den Deutſchen Geld zu verlangen. Er hofft, daß es ihm gelingen wird, die gutmüthigen Schafe wie bisher zu ſcheren, aber nun ſind die Deutſchen auf dem beſten Wege, vernünftiger zu werden und ſich von den päbſtlichen „Gäuchereyen" nicht mehr täuſchen zu laſſen. Es würde überhaupt mit den Deutſchen beſſer werden, heißt es weiter, wenn ſie nur das Trinken laſſen könnten, was freilich ſchwer halte, da ihre Fürſten mit böſem Beiſpiel vorangingen. Am ärgſten trieben es die Sachſen, die ſonſt gar treffliche Leute ſeien, ihre Städte wohl regierten, von fremder Herrſchaft behütet und unüberwindliche Kriegsleute, dazu geſund, ſtark und geſchickt, auch überhaupt ganz vernünftig ſeien, wie ſie denn die Juriſten mit großer Verachtung verjagten und nach altem Herkommen Recht ſprächen, ſo daß an keinem Orte Jemandem weniger Gewalt oder Unrecht widerfahre. So ſeien auch ihre Sitten rein und keuſch. Hierauf kehrt das Geſpräch zu den Deutſchen im Allgemeinen zurück. Zwar nennen ſie den Kaiſer ihren Herrn und halten ihn in Ehren, aber nicht in Furcht und ſind ihm deshalb nicht ſehr gehorſam, weshalb ſich auch oft Zwiſt unter ihnen erhebt. Zwar kommen ſie oft zuſammen, um über die öffentlichen Angelegenheiten zu berathen, aber „ihre Gewohnheit iſt, oft vil monat von einem Ding rathſchlagen und nichts beſchließen". Nun werden die einzelnen Stände charakteriſirt, hiebei namentlich des Adels Rohheit und Raubſucht und das Treiben der Geiſtlichen ſcharf getadelt. Jetzt erhebt Cajetan die Stimme, und verlangt kraft der ihm vom Pabſt ertheilten Gewalt, daß Sol die Wolken zerſtreue und beſſer ſcheine, damit es in Deutſchland warm werde, wie in Italien; und als dieſer ihn darob auslacht, erklärt ihn Cajetan de facto in Bann. Sol bittet ihn ſpöttiſch um Gnade, der Legat nimmt es für Ernſt auf und ertheilt ihm Abſolution, worauf er ihm befiehlt, den Deutſchen eine Peſtilenz zu ſchicken, damit viele Pfründen erledigt werden und Rom ſie verkaufen könne. Als nun Sol ihm ſeine Schlechtigkeit vorwirft, erzürnt der Legat und ſpricht den Bannfluch neuerdings über ihn aus, Sol aber gibt ihn der Verſpottung der Deutſchen Preis.

Geſpräch büchlin her Vlrichs von Huttn das erſt Feder genennt.

Vnterredet: Hutten vnd das Feder.

Hutten. GJngeſtu hinweg, wer mir viel lieber, wölchen dich ſo mügſamen gaſt ich doch des erſten tags hett ſollen auß treyben. Hörſtu nit? gee hinweg! ſtoch, hebe dich, Feder. Es wer aber drch deinee gütygkeit gemäß, ie iſt auch ſonſt drr Teutſchen gebrauch nach her knmmen, das, ſo du mich oußtreybſt, doch znnoe in ein ondrr herberg weyſeſt. Wie wol ich dich oder mols bit, mog es geſein, dns du mich (die weyl ich nit weiß, wa auß) doch dieſen winter nit anß iageſt. H. Ich ſog dir erſtlich, gee hinweg! Darnach, olś dn mich bittest der herberg holbrn, ſiehſtu dort jhene pforten? daſelbſt hinauß gehſtu recht. F. Lieber, ſo für mich doch etlwa zů einem, der nach kuſtigem, gůtem leben trocht, der machtig reich ſey, der pferd, vil diener, nach genger, ein geoß geſind, hupſche kleyder, lůſtig garten vnd bäder habe. H. Zů dem ich dich fůre, iſt ſelbs hye ein gaſt; oder jm mangelt ſolcher ding nit, gebraucht ſich nnch der. Vnd ſieh dort jhens hauß, darin belt ſich dee Cardinal ſant Sirten mit einem groſſen hrſegeſind, iſt von Rom heranß knmmen, das er gelt von vos teutſchrn auffbrinq, darmit die Römer ein weyl zů zeren haben (ich gloub) widrr den Turcken, nber den ſye obeemals mit groſſem gebreng ein hertzug fürnrmmen; dnnn es ſtndt gar erforen geůbt krieqsleut vnd nn das ein volck, das dir gemeynlich vnderwürffig iſt. Hör mich vnd nim die dieſen fur, dn würdſt je dort gebogen ruhen finden in einem ſcharlachen talnr hinder vil vmbhangen. Er eſſet nůr auß ſilber, trincket auß gold, oder ſo ſchleckhaffig, das er nit wil, das in teutſchen londen leut ſeyrn, dir des geſchmocks verſtandt habenn. Er verrocht ouch dir biygen, feldhöner vnd kramotßvögel, ſpricht, ihe ſeyen den wälliſchen im geſchmack vnd ſunſt gonz vngleich. So widerſteht im vnſer wiltpret, ſngt das brot vnſchmackhafft ſein, vnd wann er dieſes weyns trinckt, ſo geen im die angen nber, vnd ſchreyt als dann: O Italia, O Italia! den gůten wälliſchen Gurß onruffend vnd zůnerderſt vmb der vrſach willen nennet rr vns grob, vyeich vnd truncken leut; ſagt anch, er hab in vier Monaten ſein geinſt nit kunnen büſſen, dweyl rr gůt ſchlecklin vnd rechtſoffige biſſlin hie nit bekummen möge. F. Solchs liedlin ſingeſtu einer tnuben. H. Wie? geſelt er dir dann nit zů einem wirt? Nu, wen mochteſtu doch ein gröſſern furſten hye findrn, gegen den mnn mer gebreng, veeneygens vnd duckens beaucht? Odrr meinſtn, das er des Fiebers nit wurdig ſey? F. Ja, anch des Podogroms. H. Nů, wornmb geſelt er dir dnnn nit? F. Da iſt rr magee, durr, ſchwanck als ein bintz, hnt keinen ſofft binder im, er henckt den kopff, iſt etwnnn ein münich vnd keßiger geweſen, yetzr ein newer Cardinol, ſunſt in ondrrn dingen alt, er darff wol drey beller zů eim mnl verbraſſenn. Des krch ich offt ein halb vnz fleiſch vom maeckt beim ſich tragen. H. Ey, dn verkereſt olle ding. Ich ſog dir, es iſt der groß geachteſt, der aller trwirdigſt, der von der ſeyten, den man neunet in latere, zů welchem man redt „Ewer heilicheit vnd gnnd, ewer vätterlicheit, ewer furſtlich mittigkeit", vrn dem nit zů glonben, das er nit koſtlich oder wel leben ſolt, dweyl er doch die Teutſchen nit reychlich oder zierlich gnůg achtet. F. Wie er fur ſich ſelbſt lebe, ſtreie ich nit. Aber wie welt er mich wol halten, der nll die ſeinen nbel ſpeyſet nnd kleidet? Dann nls ich iüngſt vor ſeiner thur klryſet, vnd ein tag oder etliche herberg begerte, grayn mich dee thorwart nn, ſagend: „Höreſtn nit das gepelder?" „Ja, ich höe es wol", ipeach ich; denn ich höre ein geklöpff, gleich als eb man etwas haben wölt. Do ipeach der pfortner:

„Es hat diſe geſtalt: vnſer geſind, das yetzů geeſſen hat, fordert brot.“ Sprach ich: „Wie? brot? gibt man dann ſo larglich hye in ſpeiß, das auch des brots nit gnůg dargelege wurdet?“ „Ja“, ſagt er, „eben ſo lerglich. So ſeint auch kein kuſſelin, nach pfumfeder oder einiche weyche war hye in, außgenummen die, da ſich der Cardinal ſelbs auffſtreckt, dorinnen er ſeinen luſt hat. Aber er iſt warlich wider dich gewaprent mit vermaledeyung, wůrt dich in bann thůn, alsbald du einen fůß her ivn ſetzeſt. Er iſt ein Legat Babſt Leonis, vnd ſteet in ſeinem gewalt, einen, darnach er vbels oder gůts verdient hette, oder wie es im geſelt, zů behalten oder zů verdammen.“ Das ließ ich mir gnůg geſagt ſein, and im hingeen hab ich dich wol eiv beſſern wirt funden. H. So můſt ich (als merck) bißher nach ſchmäler geeſſen haben, wolt ich dem anders überhaben bliben ſeiv. Nun wolan, du ſolt mich ſich vorgeſſ dann mein ſelbs) ſuro nimer funden bey den groſſen herren alſo vberfluſſig eſſen. Aber die handtwercker vnd das gmein volck, halt ich, ſeint ouch nit fur dich. F. Onzweiffel! dann zum teil vertragent ſye mich mit hunger, zum teil vertreiben ſye mich weit von jnnen mit harter arbeit. H. Wie, wann ich dich aber zů der fürſten oder der reichen heuſer fürte, oder das ich dir auch die groſſen kaufflent und die Facker anzeygte? F. Gy nichts! Als ich etwann zů jn gangen bin, hab ich ſye allweg mit einer ſchar der ärtzt vmbgeben funden, deßhalb iſt bey jnen kein ſtadt. Für mich an vnder gott, des bit ich dich vmb aller gůtthät willen. H. Durch was gůtthät? was ſagſt dů mir da fur ein gedicht? Lieber, meinſt du, das du dann gůtthät beweiſeſt, bey den du herbergſt? F. Ja, vnd dir am meyſtrn. Iſt es dir vergeſſen, wie ich vor acht iaren dich als lernhafft, gedultig, zame vnd gots forchtig machte, da ich viertäglich bey dir was, doch nit vber ſechs monat lang? H. Ja warlich, da du mich alſo hart plageteſt, ovd ich dein ſo gar můd war, das ich anders nit ſchaffen mochte, da ſaſſ ich vleyſſig über den büchern. Aber ich erkenn yetz dein behelff; dann als mich denncket, zeugſtu dich auff einen deiner beſchirmer, der dich diſe red gelernt hae, die du brauchest bey denen, die du nit ein genügen haſt, mit der krancheit zů plagen, ſundee ſpeyeſt ſie noch mit ſollichen annd dergleichen worten, nymmſt dich an, als ob du einen vleiſſig, tugentlich vnd geſchickt macheſt. Wann nů das war iſt, das der ſelb dein beſchirmer non dein gůtthaten ſchreibt, nemlich welcher vom viertäglichen Feber ein mal wider geneſe, das der darnach geſunder ſey, denn vor ye, warumb haſt du mich denn nie auch geſunder darnach gemacht? Aber ich bin die ſelbigenn zar alle nach deinem abſcheiden kranck geweſen, dann mit diſem, dann mit jhenem on vnderlaſſigen gebrechen. F. Das iſt darumb, das mein will noch nit geweſen, dich gar zů verlaſſen. Dann als ich das ſelb mal von dir ſchid, was mein fürſatz, bald widerumb zů dir zů kummen. Vnd wil dir eben ihů geſagt haben, wo du mich nit in ein gůt herberg hinfüreſt, bin ich entſchloſſen, dich noch nit zů begeben, wann du gleich ſeer zurneſt, vnd ſechs oder ſiben ganzer iar (luſt michs anders) bey dir ſein. H. So kan ich doch wol, wie der Cardinal vndertagen vmb dreů häller zeren vnd ein nüchters leben füren. F. So kan ich dich dargegen wol ſchleckhafft machen vnd anreytzen, das du mancherley vnd verbotten ding begeren wurdeſt. H. So wil ich dir arzt übern hals füren vnd eben mit ſonderm vertrawen Heinrichen Stromer. F. Ja wol, ärzt! ia wol den Stromer! als ob ich dein weiß nit wüſte. Du wereſt lieber ein ganz iar kranck, ehe du ein mal oder zwey Reubarbarum, Niſwurtz, oder ſunſt einer purgatz nar zwen ſcrupel inſchlundeſt; viel mer für den uber mich, der ein haber korn in einem harnglaß ſehe, vnd meint, der ſelbig krank bett ein pferde freſſen. H. Da wil ich wol vor ſein, vnd dich nüw zů andern wirten hinfüren. Vnd dwryl du gern mit ſchleckhafftigen züthůn haſt, ſo volg mir nach; wir wollen hin gehen zů den Munchen, die mit allen dingen ſaafft leben, als dann gůt anzeygung gibt, das ſye veiſt ſein und wolgemeſter heute, leben luſtlich vnd im ſauſt. So wonen ſye ſtets in den zellen vnd haben ſelten (das dir denn zůwider wär) zimliche leyds übang; auch ſanfſen ſye wein, vnd eſſen viſch vff das anmäſtigſt. Sich zů, das iſt eben ein recht herberg fur dich. F. Neyn, du bringſt mich mit den worten nit von dir. Dann ſye hören die alten weyber zů beycht, and lernent vil ſegen, damit ſye, als weit ſye mich ſehen, hinwegk treyben. H. Wiltu dann zů den Thümhern, den der gleich auch nit mangelt, ſunder überfluſſig haben, allein das ſye zů zeyten außreyten vvd ſagen vmb übung vnd luſt willen? Ich meint, er ſolt ganz vor dich ſein, dieweyl du doch ſafftig und wolgemeſte begerſt, die da ganz köſtlich eſſen, ſüßlich ruhenn, ſunfftlich mäſſig gehen, da darfſeſtu nit forchten, das ſie ſich verwaren mit ärtzteneyen. Dann ſo ſye leben gar on ſorg, zeygen die ſeygen den artzten, die du (ich weiß nit warumb) ſo übel forchſt, bey den Fucken, ſo doch gemeynlich mer kranck ſeyen, bey welchen die ärtzt wonen, dann die Sachſen, die on ärzt leben. Wo du ſie aber ſhe forchten wilt, ſo nimm war: die, von den ich geſage hab, vorachten die ärzt; aber das ſo ligen ſye gemeynlich am rucken vnd haben ire kurtzweyl im bad vnd braſſend ſtets, ſitzen da vnder den ſchönen meyen offt die ganze nacht; daraus folgt, das ſye böſe, rohe end vnterwige mägen überkummen. F. Solche, furwar! were ein geſchickt volck zům Feber, vnd ouch wol werde, das ich ine lang beywonte. Ich forche aber, das eil ander kranckheiten bey den ſelben mir vorkummen ſeyen bei der weiſe, die ſye füren. Glaubſtu auch, das einer vnder denen noch nie kranck ſey? den nit newlich das Podagram beſeſſen hat, oder der ſtein, die waſſerſücht, das geſucht, das huſtwe, oder der nit auſſetzig ſey, oder mit der geliſucht, dem fallenden ſiechtag, mit dem mulirunzoſ, oder ſunſt mit den böſten geſchweren behafft, als dem krebs, dem wolff, der ſtirl, mit der hals geſchwulſt, oder aus lang herbrachter ſullerey vnd trunckenheit an henden vnd füſſen zittern? oder ſich in der ſeyten klage, oder wie es ſunſt geklaget iſt, deßhalb ich, Feber, deſtminder ſtat haben mög? Denn die yetz erzelten vnd ſunſt andere vnzelbarlich gebrechenn volgend auch ſo wol als ich der küchen nach, and ſüchen warlich den tiſch vnd den praß, haben ein ſeend, bey den feyſten vnd ſchleckhafftigen zů wonen, zů der fülle vnd mancherhandt der richt vnd zum ſchlemm leben wie ich auch thůn) ſtyeſſend ſye hauſſend weiß zů.

H. Lieber, getraw mir darumb, ſye ſind noch nit alle kranck, und zůvorderſt der Curiſan, der jüngſt wider von Rom kummen, nach dem er bey einem Cardinal daſelbſt gelernt, weyßlich zů leben, hat er ſich jetz gar mitten inn braß geworffen, and lebt ganz über auß frölich.

F. Trinckt er auch weyn? H. Ja, er ſchlucket den. F. Wurtzet er auch mit pfeffer, zymetrören, ingber vnd negelin? H. Ganz gewiſch. F. Hat er weyche bet, hüpſche tapee, pfumfedern, pfulbin, handt luſſenn and ſeyden wat? H. Auff loſtlichſt. F. Iſſet er dann auch fiſch? H. Ja freilich, er ſchluckt ſye, aber nür die beſten vnd tewerſten; ſo helt er auch vil von den felthünern vnd Phaſanen, vvd wann er eins haſen yſſet, meint er, bald hubſcher danon zů werden; in bedunckt auch der winter lang ſein, das die Spargen nit zeytig wollen werden. F. Badet er etwann? H. Vber maß gern and offt. F. Iſt er nit bey weylen karg? H. Nein, ſunder auffs gedrücht reychlich. F. Behilfft er ſich auch mit den ärzten? H. Er haſſet die neintlich, vnd ſagt, man ſolt ſye des teutſchen lands verjagen. F. Geht er auch in belzen röcken, oder iſt er ſanft wol gekleydet? H. Ja wol, eben wie einer, davon Martialis ſchreibt: „Froſt, regen, ſchne er wünſchen thut, Sechshundert ſchnuben hatt er gůt.“ F. Ich forcht, das er mich nie lang leiden möge bey dem weſen. H. Da ſich du zů, dann warumb wolteſtu einen bald vmbbringen, den du wol lang brauchen magſt? F. Eben auß der vrſach, wo er mir zů eil gůtlich thätt. Aber hörſtu, hat er auch ſpil leut? H. Ja, annd ſchalcks narren dorzů. H. Hat er nit ouch ein ſchön meylin, das vnſer pfleg? H. Ja, wurlich, ein glats, zarts vnd freundtliche. F. Hat er ein groſſen bnach? H. Er wechſt im ſchon daher. F. Wann er mich aber

nit annäme, wo weltestu mich dann hinfuren? H. Dann will ich dich vmbfüren. F. So wil ich buechächten. H. So wil ich verachten. F. So erwurg ich dich. H. So beschevß ich eich. F. Wer? du mich? H. Ja, ich dich. verlassend mich auff bilff des hungers, zimlicher leybs übung, nuchterkeit vnd eins harten lebens in allen dingen. F. Nün hin, ich wurdt den Curtisanen versüchen, dannoch wider nach dir dencken. H. Wie du wilt, ich wil mich auß dem stand heben.

Georg Wickram.

Unter den Prosadichtern des Zeitraums nimmt Georg Wickram eine der ersten Stellen ein, und zwar sowohl in Bezug auf die Tüchtigkeit der Darstellung, als rücksichtlich der ziemlich großen Zahl seiner Werke. Von seinen Lebensumständen ist uns nichts weiter bekannt, als daß er Stadtschreiber zu Burgheim im Elsaß war und in der Mitte des 16. Jahrh. blühte. Er war einer der thätigsten Schriftsteller seiner Zeit, und scheint mit der frühern Literatur vertraut gewesen zu sein, deren Bedeutsamkeit für die neue Entwickelung er wohl erkannte, da er, wie früher sein großer Landsmann Seb. Brant, ältere Gedichte zu erneuern suchte. Nur war er in der Wahl weit weniger glücklich, als dieser; denn während Brant eins der vortrefflichsten Gedichte des Mittelalters, den „Freidank" bearbeitete (I, 184 und 639), erneuerte Wickram den „Ovid" des Albrecht von Halberstadt (I, 296), der schon in Bezug auf den Stoff von sehr untergeordneter Wichtigkeit ist, weshalb seine Bearbeitung auch zu keiner Bedeutsamkeit gelangen konnte. Von größerer Wirkung war dagegen seine Umarbeitung von Murners „Narrenbeschwerung", deren Inhalt und Richtung noch immer als zeitgemäß erscheinen konnte. Zeigt sich in diesen Unternehmungen schon ein praktischer, auf unmittelbare Wirkung gerichteter Sinn, so tritt ein solcher in seinen selbstständigen Arbeiten noch sicherer hervor. Diese bestehen nämlich zumeist aus romantischen Erzählungen, in welchen er unverkennbar die dem Ausland entlehnten Volksbücher nachahmen wollte, die schon zu seiner Zeit zum Theil große Verbreitung gewonnen hatten. Dies ist ganz sicherlich in seinem „Goldfaden" der Fall, in welchem er die Geschichte eines armen Hirtenknaben erzählt, der durch seine vortrefflichen Eigenschaften und vom Glück begünstigt, der Schwiegersohn, und später der Nachfolger eines reichen Grafen wurde. Es ist nicht zu läugnen, daß er darin die anmuthig naive Haltung jener Volksbücher recht glücklich getroffen hat, und daß es ihm gelungen ist, die Macht der treuen Liebe mit tief gefühlter Innigkeit zu schildern. Aehnlicher Art mag die „History von dem anfang vnd außgang der beginnenden Liebe" sein, während der „Irr Reitend Bilger" durch die beliebten Reisebeschreibungen von Mandeville u. A. hervorgerufen worden zu sein scheint, und „Der junge Knaben Spiegel", den wir schon früher zu erwähnen Gelegenheit hatten (s. o. S. 137) eine ganz didaktische Richtung haben muß. Solcher Art ist auch der kleine Roman „Von Güten vnd Bösen Nachbaurn" (Straßb. 1556), welches er mit der ausdrücklichen Absicht geschrieben hat, zu zeigen, „wie sich ein junger gesel auff der Wanderschafft halten sol"; doch tritt in diesem und vermuthlich auch in den vorhergenannten Historien der didaktische Zweck keineswegs zum Nachtheil der Erzählung hervor, vielmehr hat er denselben mit vielem Geschick in den erzählten Begebenheiten zur Anschauung gebracht. Auch ist die Darstellung einfach, schlicht und nicht ohne Anmuth. Weitaus am bedeutendsten ist jedoch sein „Rollwagen von Schimpff vnd Ernst", eine Sammlung von größeren und kleineren Erzählungen, wie das Buch von Pauli. Er nannte sie „Rollwagenbüchlein", weil sie zur Unterhaltung auf dem Rollwagen (d. h. einem öffentlichen Reise- oder Postwagen) dienen sollte, „die schweren Melancolischen Gemüther damit zu ermuntern". Auch er hat, wie Pauli, ältere Schriften, sowohl deutsche als fremde benutzt, doch auch, wie jener, Manches nach mündlicher Ueberlieferung mitgetheilt, und wir halten dies auch bei ihm für ein Verdienst, das nicht hoch genug angeschlagen werden kann, besonders da er uns viele ächte im Volke wurzelnde Geschichten erzählt, die in ihrer Art eben so trefflich sind, als die eigentliche Sage und das Volkslied, weil auch sie von ächt poetischem Leben und zudem von einer unverwüstlichen heiteren Laune erfüllt sind. Wickram erzählt zwar auch meistens in der gedrängten Weise Pauli's, doch finden sich auch mehrere Geschichten mit breiterer Entwickelung, wie z. B. die von dem „güten Schlemmer" (1), und es gelingt ihm dieselbe überaus gut; man bemerkt leicht, daß er sich durch seine größeren Romane dazu befähigt hatte. Wie Pauli, behandelt auch Wickram die verschiedenartigsten Lebensverhältnisse, und so finden sich auch manche Geschichten, welche gegen die Geistlichkeit und insbesondere gegen die katholische Kirche gerichtet sind, wobei er diese freilich schonungsloser behandelt, als jene (2).

1. Ein güter Schlemmer dichtet ein Liedlin, damit wurd sein Wüet bezalet von den Fuckern.

Auff dem Reichstag zů Augspurg Anno ee geschach ein güter schwanck von einem singer an deß Hertzog Wilhelmen von Munchen hoff. Ee was ein berümpter Musicus vnd Componist, hieß mit seinem nammen N. Grünenwaldt. Er was ein güter zechbrüder, nam nit vergůt, was jm an seines gnedigen Fürsten vnd Herren tisch furtragen ward, sunder trucht jm anderßwo gůt gesellschafft, so seines gefallens vnd kerffs weeen, mit jm dapffer dempfften vnd zechten; kam so weit hinein, daß alle schencken (vnd was ee in barem gelt mit jm dahin bracht) in nasser war vnd güten dislein dahin gienge; noch můßt die maus daß getaufft werden, ee macht dem Wurt bey den acht gulden an die wand. In summa, es kam auff die leist dahin, das der Hertzog von Munchen jamrt andern Fürsten, Herren vnd Stetten aufbrechen wolten. Dee Wurt erfür die sach, kam zů dem güten Grienenwald, fordret sein ausstendige schuld. „Liebee Wurt", sagt Grienenwald, „ich bitt euch von wegen güter vnd frantlicher gesellschaft, so wir nun lang zůsammen gehabt, lassend die sach auff diß mal also berüwen, biß ich gen Munchen kum, dann ich bin yetzůmal nit versaßt. Wir haben doch nit so gar weit zůsammen; ich kans euch all tag schicken, dann ich hab noch kleinot vnnd gelt zů Munchen, das mir die schuld fur bezalen mecht." Des gunn dir Gott!" sagt dee Wurt, „mir ist aber damit nit gedolffen, je went sich meine gleubiger mit weeten nit bezalen lassen, nemlichen die, von denen ich Brot, Wein, Fleisch, Saltz, Schmaltz vnd andee speiß kauffen vnd bekommen můß. Es muß allwegen dargelt da sein: kumm ich auf den fischmarkt, sehen der Fischer bald, ob ich vmb bargelt oder auff borg kauffen wöll. Nimm ichs auf borg, můß ichs yetzvnd bezalen: jr gesellen aber jetzt euch zům tisch, der Wüet kan euch nit gnůg auffragen, wann jr gleich wol nit ein pfennig in der taschen hand. Darumb merck mich eben, weß ich auff diß mal gesinnet bin. Wilt du mich zalen, mit heil, wo nit, will ich mich den nechsten zů meines Gnedigen Fürsten vnd Her-

reu von Munchen Secretarien verfügen: der selbig wird mir wol weg und sieg ungeigen, da mit ich zalt werd." Dem gûten Grienenwold was der spieß an bauch gesetzt, wußt nit, wo ons oder wo on, dann der Würt. so ouch mit dem Teuffel zů schůlen gangen, was im zů scharff. Er fieng an, die aller süesten vnd glettisten wort zůgeben, so er sein tag je studiert vnd erdencken mocht, aber alles vmbsunst was. Der Wurt wolt sich aber keines wegs nit schweigen lassen vnd sagt: „Ich kan nit nil vmbstene; glatt geschlissen, ist bold geweg. Du bast tag vnd nacht wöllen voll sein; den besten Wein, so ich in meinem keller gehabt, hab ich dir müssen auftragen: drumb darfst nur nit viel meus. Hast du nit gält, so gib mir deinen mantel, denn so wil ich dir wol ein zeit lang borgen. Wo du aber in bestimpter zeit nit kumpst, wird ich dein mantel auff der gant verkauffen lassen: diß ist der beschcid mit einandern." „Wolan," sagt Grienenwald, „ich will der sachen bald rodt finden." Er saß nider, nam sein schreibzeug, papir, fäder vnd tinten, vnd dichtet nachfolgends liedlin.*)

Ich stünd auff an eim mergen, Vnd wolt gen München gen, Vnd war in grossen sorgen: Ach Gott, wer ich darnen! Meim Würt, dem was ich schuldig vil, Ich woltin gern bezalen, Doch auff ein ander zil.

„Herr Gast, ich hab vernummen, Du wöllest von hinnen schier; Ich laß dich nit weg kummen. Die zerung zal vor mir, Oder sez mir dein mantel ein, Demnach will ich gern warten Auff die bezalung dein."

Die red gieng mir zů hezen, Betrübt war mir mein můt; Ich dacht, da hilfft kein schertzen. Soll ich mein mantel gůt Zů Augspurg lassen auff der gant, Vnd bloß von hinnen ziehen, Ist allen fingern rin schand.

„Ach Wurt, nun hab gedult Mit mir ein kleine zit, Es ist nit groß die schulde, Villeicht sich bald begeit, Das ich dich zal mit darem gelt: Darumb laß mich von hinnen, Ich zeuch nit ouß der Welt."

„O gast, das geschicht mit nichten, Das ich dir berg diß mal; Dich hilfft kein außred dichten; Tag, nacht wellst du sein voll. Ich trůg die auff den besten wein, Drumb mach dich nur nit mussig, Ich wil bezalet sein."

Der Wurt, der sach ganz krumme; Wiß ich lang oder sogt, So gab er nichts darumme, Erst macht er mich verzagt, Kein gelt wußt ich in solcher net, Wo mit der frum Herr Fucker Mir hilfft mit seinem radt.

Herr Fucker laßt euch erbarmen Mein klag vnd grosse peyn, Vnd kumet zů hilff mer armen, Es will bezalet sein Mein Wurt von mir auff diesen tag. Mein mantel thůt jhm gefalten, Mich hilfft kein bitt, noch klag.

Dem Wurt thet bald bezalen Der Edel Fucker gůt Mein schuld ganz vberalle. Das macht mir leichten můt. Ich schwang mich zů dem vber hinauß: Alde, du laußiger wuete, Ich kumm dir nimm inß haus.

Diß liedlin sant Grienenwald bald in sein kopff, gieng on des Fuckers hof, ließ sich dem Herren anmagen. Als er nun für jn kam, thet er sein geburliche reuerentz, demnach sagt er: „Gneediger Herr, ich hab vernummen, das mein Gnediger Herr vnd Herr ollhie ouffbrechen vnd auff Munchen zů ziehen will. Nun hab ich nit von hinnen kinnen scheiden, ich hab mich dann mit Euwer Gnaden odgelezet. Habe deren zů lieb ein news Liedlin gedicht; so ruwer gnad das begert zůhören, wells ich deren für leze singen. Der gůt Herr, so dann reu ort ein demůtiger Herr was, sagt: „Mein Grienenwald, ich wils geen hören; wo sind deine mitsinger, so dir behulflich sein werden? laß sy kommen." „Nein, Gneediger Herr," sagt er, „ich můß allein singen, dann mir hierinn weder Baß noch Diskant helffen." „So sing her!" sagt der Fucker. Der gůt Grienenwald hůb an vnd sang sein lied mit ganz frölicher stimm herauß. Der gůt Herr verstůnd sein krankheit bald, meinet aber nit, das der sach so gar wer, wie er in seinem singen fünerßen geben hatt, darumb schickt er eylends nach dem Wüet. Als er nun die warheit erfür, bezalt er dem Würt die schuld, errettet dem Grienenwald seinen Mantel, und schaudt jm ein gůte zerung darzů, die nam er mit danck on, zoge demnach sein straß. Disen Grienenwald kam sein kunst auff dis mol gar wol, sonst hett er sein Mantel hinder jm lassen můssen vnd nackend auß Augspurg gezogen sein. Daeumb kunst nimmer zůerachten ist.

*) S. o. S. 40.

2. Ein einfältig Wend berichtet, wie sie inn der Fasten fleisch het gegessen.

ES ist an vielen ortern noch der gebrauch, das man inn der Fosten das Gemeine Volck zů der Beicht reemanet, nämlich in der Karwochen; so ist man denn ein wenig Geystlich. Wann nun die Osteen hinweg seind, so ist der Geist auch hinweg, denn so jagen wir den Judas vber den zaun vnd geben alle Kirchweyhen an, so můß sich Zacheus leyden, gleich wie Judas in der finstern Metten; mit dem vnd vber den schreyt, singet vnd boldert man, wenig aber wirdt das leiden Christi bedacht. Also prediget man vom Zacheo ouff allen Kirchweyhen, nyemandt aber nelget jhm in den wercken nach. Zacheus steygt auff den Feigenbaum, damit er den Herren sehen mocht. Vnd als er von jhm herab ward gefordert, verließ er allen wollust diser welt vnd folgt dem Herren nach. Wir aber seind yezund eines andern gesinnet, denn sobald ich vnd ander mehr das Euangelium vom Zacheo haben hören verkünden, verlossen wir den Herren vnd sein Wort, lauffen den nächsten weg ouß der Kirchen dem schrann zu. Also gebt es auch mit der Beicht. Eyn yeder meint, wenn er nur den Leuten die augen erfullen mag, hab er jm schon gnůg gethan. Also gieng es auch mit diser guten Frawen, die kam fur den Beichtvatter, erzelte jre Sund ganz einfältiglich. Zuletst, als sie nicht mehr wußt, fieng er an zu fragen, aber gantz vnnohwendige fragen. Vnder anderen fragen war diß eine. Ob sie auch in der Fasten ayer vnd fleisch gessen hett. Sie sagt, „Ja Herr, aber nit die gantzen Fasten." Der Beichtiger sagt: „Liebe Fraw, jr habt große vnd schwere sund begangen, jr habt dann sollichs von vnserm heiligen Vatter, dem Bapst erkaufft." „Ach!" sagt sie, „lieber mein Herr, ich hab nie gewißt, daß der bailig Vatter auch oyer vnd flaisch soll hat, sonst wolt ich jm mein Gelt eh vnd liebre gegont haben, dann vnsern Metzgern; sie lassen mich offtmal so lang on der Metzig siehn, es felt eins das fleisch nit geschenkt nemen." Diß war gleich ein antwort, wie sie gefragt ward, warzu aber sollichs beichten dienet, laß ich ein andern, der die sach baß verstehet, dann ich, ouspecken.

Johannes Fischart.

So bedeutend Johannes Fischart in seinen gereimten Dichtungen ist, so werden diese durch seine prosaischen Schriften noch überboten, ganz besonders aber durch die bieher gehörigen Prosadichtungen, unter welchen wir nicht bloß den Roman „Gargantua", sondern, wie billig, auch die rein humoristischen oder satyrischen Schriften begreifen, wie „der Praktik Großmutter" und das „Podagrammisch Trostbüchlein", weil diese ja nicht weniger Erzeugnisse der schaffenden Phantasie sind, als die rein erzählenden Dichtungen, während der „Bienenkorb" besser bei der didaktischen Prosa zu besprechen ist, da in demselben der scharf zergliedernde Verstand vorherrscht. Doch sind die nachfolgenden Bemerkungen über Fischarts prosaische Darstellung im Allgemeinen auch auf seine rein didaktischen Schriften anzuwenden.

Sein prosaischer Styl ist das vollkommenste Abbild seines großartigen und beweglichen Geistes; er gebot mit eben so vollendeter Herrschaft über die Sprache, als über den unermeßlichen Stoff, den er in seinen Schriften behandelt und den er auch dann noch vollkommen beherrscht, wenn er nur leise

darauf anzudeuten scheint. Wir haben schon oben (S. 88 f.) erwähnt, daß ihm die neuhochdeutsche Sprache in ihrem vollsten Umfang zu Gebote stand, und daß er zudem eine seltene Kenntniß der Mundarten besaß; seinem reichen Geiste war aber dieser unerschöpfliche Schatz noch nicht hinreichend, er bildete sich zu diesem noch eine beinahe zahllose Menge von neuen Wörtern, um die eigenthümlichen Begriffe, Anschauungen und Verhältnisse zu bezeichnen, die er in jedem Augenblicke schuf, und die von seiner stets geschäftigen und mit Glück gestaltenden Phantasie zeugte. Diese Wortbildungen sind daher keineswegs willkürlich, wie man dergleichen etwa bei neuern Schriftstellern antrifft, sondern sie erscheinen stets als der angemessenste und anschaulichste Ausdruck dessen, was sie darstellen sollen; auch beschränkte sich Fischart nicht, wie man lange Zeit wähnte, auf solche Bildungen, welche, selbst komisch, die komische Wirkung erhöhen; er ist eben so reich in neuen Wörtern, welche ernste Verhältnisse in ernster und würdiger Weise darstellen, und er hat in dieser Beziehung ohne allen Vorgang, durch die in ihm liegende Schöpfungskraft die Meisterschaft erreicht, die wir dritthalb Jahrhundert später an Rückert bewundern, welcher jedoch schon deswegen weit hinter Fischart zurückbleibt, weil seine Wortbildungen ein fremdartiges Gepräge haben, wie er sie denn in der That nach indischen Vorbildern schuf, während Fischarts Wörter in Begriff und Form ächt deutsch sind*). Dieser unerschöpfliche Reichthum an glücklichen Wortbildungen, von dem jede Seite seiner prosaischen Schriften Zeugniß gibt, ist jedoch keineswegs die allein hervorragende Seite seiner Darstellung; auch der Periodenbau ist meisterhaft und entspricht stets den dargestellten Gedanken, und zugleich von einer Kraft des Wohllauts, die wir außer ihm nur noch bei Luther wieder finden. Fischart besitzt eine Menge ihm allein eigenthümlicher Mittel, die Darstellung zu beleben; wir können hier nur auf eins oder zwei aufmerksam machen. Eine seiner Lieblingswendungen besteht darin, daß er Wörter in umgekehrter Zusammenstellung wiederholt **), wodurch der Begriff kräftig hervorgehoben wird und der Ausdruck ungemein an Lebendigkeit und Anschaulichkeit gewinnt; eine andere, die von eben so großer oder noch größerer Wirkung ist, besteht darin, daß er die langen Perioden aus kurzen Sätzen bildet, deren Endwörter in kräftiger Weise reimen, eine Darstellungsform, die in neuerer Zeit durch Rückerts Uebersetzung der Makamen bekannt geworden ist, welche aber bei Fischart schon deswegen von weit kräftigerer Wirkung ist, weil sie sich nur von Zeit zu Zeit wiederholt, und nur in denjenigen Stellen eintritt, auf welche er bedeutendes Gewicht legen will, daher er auch dergleichen Schlagreime am liebsten an das Ende der Perioden verlegt.

Wie der Styl, so ist auch der innere Gang der Darstellung, kräftig, lebendig, dabei scheinbar willkürlich und ins Ungeheuere abirrend. Es ist, als ob die ungezügeltste Phantasie ihn bei jedem Schritt wirbelnd aus der Bahn fortrisse, die er zu betreten beginnt. Jedes Wort, das er sagt, erweckt in ihm zugleich eine Menge von neuen Begriffen und Anschauungen, die oft nur sehr entfernt mit dem eigentlichen Gegenstande der Rede in Beziehung stehen; wenn er nun diese niederschreibt, so bringen auch diese wieder die nämliche Wirkung in ihm hervor. Aber wenn wir glauben, daß er sich in den seltsamsten Sprüngen unwiederbringlich verloren hat, so lenkt er nicht nur wieder ein, es wird uns zugleich auch klar, daß jene Abschweifungen nichts weniger als willkürlich waren, daß er vielmehr mit denselben eine Reihe von Bildern geschaffen hat, die in ihrem Zusammenhang dem ursprünglichen Gegenstand seiner Darstellung die lebendigste Färbung geben, oder die darauf abzielen, die Idee, welche zu Grunde liegt, nach ihren mannigfaltigsten Verhältnissen zur Anschauung zu bringen. Und wenn auf diesem Wege freilich eine künstlerische Gestaltung unmöglich ist, welche ja zunächst in der schönen Mäßigung beruht, so entschädigt uns der Dichter durch die unzählige Menge von schönen, eben so tüchtig gedachten, als unübertrefflich dargestellten Einzelheiten aus dem Gebiete der verschiedensten Wissenschaften, aus der Geschichte und Sage, aus der Literatur und dem ganzen Umfange des Volkslebens, wodurch seine Darstellungen einen eigenthümlichen Reiz gewinnen, abgesehen davon, daß sie eine unerschöpfliche Fundgrube für Literatur- und Sittengeschichte sind, die leider noch kaum benutzt worden ist.

Unter den Prosadichtungen Fischarts nimmt die „Geschichtklitterung" die erste Stelle ein*); sie ist, wie der Titel besagt, eine Uebersetzung oder vielmehr eine durchaus selbstständige Bearbeitung des „Gargantua" von Rabelais, dessen Idee er nicht nur auf das Vollständigste erfaßt, sondern auch weit tüchtiger entwickelt hat, wie er ihn auch an lebendigem Witz, schalkhafter Laune und muthwilliger Behandlung der Sprache weit überbot. Rabelais stellt in seinem „Gargantua" die Rohheit dar, welche sich zu seiner Zeit des ganzen Lebens, namentlich aber der höheren Stände bemächtigt hatte; doch gibt er uns nur einzelne Umrisse, und läßt uns

*) Man vergleiche z. B. folgende Wortbildung Rückerts: „würfelwulbig, kummerweheberichtet, gliederzartwuchsrichtig, gewolbtaugenbrauenbogig", mit den nachstehenden von Fischart: „kälfinnig, erzstimmig, armsälig, Brüstlindig, anbiegig, haberlachend u. s. w.

**) z. B. „In stundhafftiger trewlichkeit Vnd trewlicher stundhafftigkeit" (Ordenliche Beschreibung), „Verwirrte vngestalt und vngestalte verwirrung" (Geschichtsklitterung).

*) Wir geben den vollständigen Titel, weil sich schon in diesem die muthwillige Schalkheit ausspricht, die seine satyrischen Schriften in so reicher Fülle durchzieht. „Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung von Thaten und Rhaten der vor (kurzen) lungen vnd je wrilen Vollenwolbeschreiten Helden und Herren Grandgeschier Gergellantua vnd (deß Eiletdurstlichen Durchdurstlechtigen Fürsten) Pantagruel (von Durstwelten), Königen in Viepien, (Jederwelt Nullatenenemien) vnd Nienenreich, (Soldan der Neuen Kannurien, Fäumlappen, Dipsoder, Dürstling vnd OudiffenInseln; auch Großfürsten in Finsterstall vnd NudriNidelNebellund, Erbvögt auff Nichtburg vnd Niderherren zu Nullibingen, Nullenstein vnd Nirgenbeym), Erwun von M. Franz Rabelais Französisch entworffen, Nun aber vberschrecklich lustig in einen Teutschen Model vergossen, vnd vngefährlich oben hin, wie man den Grindigen lauft, (in vnser Mutter Lallen vbrr eder drunder) gesetzt. (Auch zů disen Truck wider auff den Ampeß gebracht, vnd vermussen mit Pantadurstigen Mythologien oder Gedeimnuß deutungen verpesselt, verschmidt vnd verdängelt, daß nichts ohn das Gisen Auß dran mangelt). Durch Huldrich Elleposcleron. Si laxen erepit: Si premas erumpit. Zu Luck entkrichtt: Ein Trucks entziechts. (Im Fischen Gilts Mischen. Gedruckt zu Grentzing im Gänsserich.) 1590.

Die eingeschlossenen Stellen sind Zusätze der neuen Ausgabe, die sich in der ersten von 1575 nicht finden; die Wörter mit gesperrter Schrift fehlen noch in der Ausgabe von 1582.

an vielen Stellen seine Absicht nur ahnen, während Fischart aus der Skizze seines Vorgängers ein vollkommen ausgearbeitetes Gemälde bildete. Daß dies seine Absicht war, wird durch die Vergleichung der ersten Ausgabe mit den folgenden unzweifelhaft; denn obgleich jene schon den Rabelais bedeutend erweitert, so ist dies bei den nachfolgenden doch noch weit mehr der Fall, und diese spätern Zusätze Fischarts sind keineswegs willkürlich oder bloße Aeußerungen satyrischen Muthwillens, sondern es liegt ihnen unverkennbar die Absicht zum Grunde, durch neue Züge das Gemälde zu vollenden, das er von den verschiedenen Lebensrichtungen und Verhältnissen entwirft. Daher ist ihm auch die Geschichte seiner Helden in der That nur Nebensache, er bedient sich derselben nur, um daran seine allseitigen Beobachtungen und Sittenschilderungen anknüpfen zu können. Auch ist dieselbe sehr einfach. Er beginnt mit der Erzählung von der Herkunft seines Helden, schildert uns sodann das Leben an dem Hofe Grandgoschiers, worin wir die rohen Sitten der Höfe des 16. Jahrh. leicht wieder erkennen, bei denen es, wie Hans von Schweinichen in seiner Lebensbeschreibung sagt, „immer an ein Fressen und Saufen ging". Grandgoschier entschließt sich zu heirathen; sein Weib Gurzelmilte gebiert nach eilf Monaten einen Sohn durch das Ohr, wobei Fischart nicht verfehlt, sich über die wunderbaren Geburten, die in den Göttersagen und Romanen berichtet werden, lustig zu machen, wie er schon im ersten Capitel die damals für historisch gehaltenen Erzählungen von der uralten Abstammung der Völker und Fürsten verspottet. Während Gurzelmilte in Kindesnöthen liegt, hat Grandgoschier ein großes Saufgelag veranstaltet, um die Geburt würdig zu feiern. Dasselbe ist mit vollendeter Meisterschaft geschildert, indem es nach und nach die abwechselnden und sich doch immer gleich bleibenden Situationen einer lärmenden Trinkgesellschaft vorführt, die, von leichtsinnigem Uebermuthe und vom feurigen Wein erfüllt, von Gespräch zu Gesang übergeht, in den tobendsten Jubel verfällt, bis allmählich die Kraft zu sprechen, zu singen und zu schreien versiegt. Schon der Anfang (1), den wir mitgetheilt haben (denn das Ganze zu geben, verbot der Raum, so gern wir es auch namentlich wegen des darin enthaltenen Liederreichthums gethan hätten), zeigt uns, mit welcher Sicherheit er den tobenden Wirrwarr eines solchen Saufgelags zu fassen versteht, daß wir, wenn uns auch der Kopf darob zu wirbeln beginnt, dennoch den Faden der fortschreitenden Entwickelung nicht verlieren. Das Fest wird durch die Nachricht von der Geburt des Prinzen unterbrochen: derselbe hatte, sobald er das Licht der Welt erblickt, nach Trank gerufen, daher ihm auch ein diesem bedeutungsvollen Umstande entsprechender Name gegeben wird. Bei dieser Gelegenheit ergeht sich Fischart in eben so trefflichen, als mit satyrischer Kraft ausgeführten Bemerkungen über die Namen, und macht insbesondere die Gelehrten lächerlich, welche die ihrigen latinisirten, als ob sie dadurch gescheidter würden (2). So sind auch in den folgenden Capiteln die Abschweifungen weitaus das Wichtigste, mag er die damalige Tracht oder die geschmacklosen Wappenreime und dergl. verspotten. Gorgellantua oder Gargantua wächst nach Sitte der Zeit in aller Rohheit auf; erst später gibt ihm der Vater einen Lehrer, in welchem der Dichter den Pedantismus der Gelehrten seiner Zeit mit allem ihm zu Gebote stehenden Witz verspottet. Der gesunde Menschenverstand des Königs zeigt ihm bald, wie verfehlt diese Erziehung sei; er gibt ihm daher einen andern Lehrer von praktischem Sinn, mit welchem er die Universität Paris bezieht. Daselbst ergibt sich Gargantua zuerst dem wilden Treiben des ungezügelten Studentenlebens; doch weiß ihn der Lehrer bald auf bessern Weg zu leiten; Gargantua ist willig, und nun zeigt der Dichter, wie durch vernünftiges Betreiben der Wissenschaften und gute Anwendung der Zeit Großes und Umfassendes erreicht, die Gelehrsamkeit mit praktischem Sinn erfaßt und mit dem Leben versöhnt werden könne, so daß sie auf dasselbe heilsamen Einfluß ausübe. Den Schluß des Ganzen bildet die Erzählung eines Kriegs, welchen Gargantua siegreich beendigt; in demselben tritt eine neue Hauptgestalt auf, der Mönch Jan Oncapaunt, den er mit dem Mönch Ilsan der Sage zusammenstellt (I, 548), in welchem er die Rohheit der Geistlichen verspottet, und die Unwissenheit, so wie das unzüchtige Leben der Mönche geißelt, wie er schon früher in dem Briefe Grandgusiers an Gargantua und in der Rede über die Glocke den erbärmlichen Styl der Gelehrten und Kanzleien unübertrefflich verspottet hatte.

Die „Geschichtsklitterung" ist schon deswegen das bedeutendste Werk Fischarts, weil er in ihr, mehr als in jeder andern Schrift, sein ganzes Wesen niedergelegt und das Leben in seiner mannigfaltigsten Erscheinung dargestellt hat. Aber auch die übrigen hiehergehörigen Werke sind bedeutend, wenn sie auch in ihrer Anlage und in ihrer Absicht beschränkter sind. „Aller Practick Großmutter", welche, wie der Gargantua, nach einem Vorbilde des Rabelais bearbeitet, aber in der spätern Ausgabe eben so selbstständig erweitert ist, wie jener, will zunächst die Kalendermacher mit ihren Prophezeihungen und Sterndeutereien lächerlich machen, welche im 16. Jahrh. ihr Unwesen auf das Unverschämteste trieben. Es gelingt ihm dies auch in trefflicher Weise, indem er ihrem Unsinn ähnlichen, aber in komischer Uebertreibung entgegensetzt und eben dadurch jenen mit Erfolg bekämpft. Es läßt sich schon aus den mitgetheilten Abschnitten erkennen (3), wie muthwillig und schalkhaft er dabei verfährt; es spricht sich in jedem Wort der reinste, heiterste Volkshumor aus, der bei aller Gutmüthigkeit doch scharf und sicher trifft.

Der „Catalogus", den wir leider nicht kennen, ist gegen die pedantische Gelehrsamkeit seiner Zeit gerichtet, welche die abgeschmacktesten und nutzlosesten Fragen mit allem Ernst behandelte und sich schon durch die unsinnigen Büchertitel kund gab, die sie mit Vorliebe wählte und die Fischart auch durch die seinigen offenbar lächerlich zu machen suchte.

In allen diesen Schriften überläßt sich Fischart ganz den Eingebungen seiner Laune; bei allem sittlichen Ernst, der ihnen zu Grunde liegt, ist er im Einzelnen überaus muthwillig und, wenn man will, rücksichtslos; es ist ihm kein Ausdruck zu derb, wenn er den Gedanken nur lebhaft und anschaulich bezeichnet, den er darstellen will. Aber wenn ihm auch schmutzige Wörter aller Art dabei in den Mund kommen, man gelangt bald zur Ueberzeugung, daß es nicht die Lust am Schmutz ist, welche ihm diese Ausdrücke eingibt, sondern daß sie vielmehr ein Ergebniß seines kernhaften Wesens sind, welches in ächt

volksmäßiger Weise die Dinge einfach bei ihrem Namen nennt, ohne sich lange zu bemühen, dieselben mit dem Schein von Anstand zu verhüllen. In dem „Podagrammischen Trostbüchlein" hat er aber auch diese Derbheit vollständig vermieden, nicht als ob ihm der Stoff keine Gelegenheit dazu geboten hätte, sondern weil er überhaupt einen ganz andern Standpunkt der Satyre einnahm, als in den übrigen Werken. Es ist das Trostbüchlein nämlich eine Erweiterung zweier lateinischer Schriften über das Podagra, von denen die eine, von Carratius, den Ursprung, und die zweite, von Wilibald Pirckheimer, das Lob desselben darstellt. Wie schon diese Vorbilder, so ergeht sich auch Fischart in seiner Erweiterung in gutmüthigem Spotte über die „Pfotengrammischen Personen oder Handkrämpfigen vnd Fusverstrickten kämpfer", denen er von den Vorzügen und Trefflichkeiten der „gliederkrämpfigen Fußkitzlerin" erzählt, um ihnen Trost zu bringen, wenn die Arznei nicht mehr zu helfen vermag. Sie sollten, heißt es, stolz auf ihre Krankheit sein, denn das „Fräulein Pfotenkrampf sei göttlichen Ursprungs, Bacchus sei ihr Vater, Venus ihre Mutter; dieses „federlinde Töchterlin" sei in allem Ueberfluß erzogen worden, und habe eine gar vornehme Hofhaltung. Außer ihren zwei Säugammen Methe von Trunckenhaid und Accatin von Unmäßigen habe sie noch „vil andere Edelgeachte ketschjungfrawen, wie Polypragia von Fraßhausen und Schleckspitzen, die mit ihren auffgeblasenen pfelfferbacken vnd dem faiüten grossen wanst, wie das Ungarisch Viech daher äntenmässig wackelt vnd gratelt; desgleichen die vertrüssig laidselig Frau Missvonia, genant Arbeitscheu von Faulgänglingen, die vlinzelend Jungfraw Philvynia oder Schlafbulda vom Federbaußen, Wolustas oder Zartlib von Vollustbausen und zudem noch ein grosser Troß von Epicurern, Windolden, Schwinharten, Fastnachtmummern, Satiris, Beckenreutern, Spatzengailen, Merzenrammlern, Bollenbeschaid, Näglinklopfern, Störzdenbechern ꝛc.", die Leben von ihr tragen, mit welchem Hofstaat sie den grösten Theil der Menschen in ihre Gewalt bringt, denn sie erstreckt ihre Herrschaft über alle Welt. Aber sie sorgt auch gut für ihre Unterthanen, welche auf das Vortrefflichste gepflegt werden, weshalb sie lieber bei Reichen und Vornehmen, als bei Armen einkehrt, die sie der Sant Armut und den Sylnnen überläßt (eine Anspielung auf die bekannte Fabel von der Spinne und dem Podagra, welche bei Boner als Fieber und Floh erscheinen I, 225), wie denn die berühmtesten Helden der Vorzeit, Priamus, Ulysses, Belleroyhon, Philoctet und selbst Achilleus der „Glidkempferin" gebuldigt haben, „wie solches selbst der Poet Homerus andeitet, aber sehr läz außleget, als ob er aus vnmut seiner beraubten Bulschaft Priseide die Gyther genommen habe: Nain, nain, es war ein ander Prisach Elßlin, welchs jhm kain Agamemnon noch Hector kont entzücken; demselbigen spilt vnd sang er oft zu lib ein Lidlin von den Helden, die auch disc Glidhuldin gönstig gefület betten". In demselben heiteren Tone wird nun der grose Nutzen der „hochgebornen Frawen Adelhait von Fusach" aus einander gesetzt und man muß bekennen, daß die Schrift, wenn sie auch den Kranken nicht zu hellen vermag, ihm doch manches Lächeln unwillkürlich entlocken wird.

1. Aus der „Geschichtklitterung".*)

1. Anfang des Achten Capitels „Das Truncken Gesprächt, oder die gesprächig Trunckenzech, ja die Truncken Litanei, vnd der Säuffer vnd guten Schlucker Pfingstag, mit shree vnfeurigen, doch dürstigen Weingengen Jungenlös, schönem gefräß vnd gethös.

Auff solche wolerschnauffte vnd errammelte abdanung entschlossen sie sich eben auff derselben kampffmartischen Walstatt auch die abendzech zu vollbringen." Da bet einer wunder gesehen, wie da die Gleser, Becher vnd allerley Trinckgeschirr umbgiengen, wie man allda die Kandel über; da schar man den Schunden, da zog man den Käß produeten, dem Ferlin die Hartzhaub ab, da griff man den Hasren auf die hauben, da stachen sie einander die Vocal auff die Veust, da flogen die mühele, da stibelen die Römercken, da raumt man die dickelbächer, da soffen je zwen vnd zwen auß dorpleten, die man von ein ander bricht, ja sie soffen auß gestifflelen Krügen, da flüetzt man die Vett, da schwang man den Gutruff, da teähet man den Angster, da riß vnd schält man den Wein auß Veiten, auß Pinten, auß Kelchen, Napffen, Gonen, Kelten, Hofbechern, Taffen, Trindschalen, Pfaffenmasen, Stauffen von Hohenstauffen, Kitten, Kälten, Kannten, Körffen, Knartzgen, Schlauchen, Pipen, Rusen, Fiolen, Lampreten, Kufen, Rüsseln, Seydeln, Küttessen, Mälteelin, *Bleisäcken, Peuscheln, Steaymeiern, Muscasnussen, Mörkrebsschalen, Stübchen, Melckgellen, Spitzmasen*, Zelcken, Kannen, Schnaulzenmas, *Scheppenkännlein*, Stozen. Da klangen die Gläser, da funckelten die Krausen. Hella, schenck ein, Wirts knecht! gib! reych' hol! lang! biet' zeig! weiß! kürtzs vmb! streichs! kloppfe nägelin! machts voll, so werden wir voll, nach dem Streichholz! Den Willkomm her' Auff kundschaft! auff du! Laß vnd Nestel abschneiden' Den krau! den drauff! den darbei, so sind der guten drei! Korn vmb Salz, nichts vmbsonst! Also gefelt mir, han mir das glaß dapffer zu! Hör, Weinschenck, bring mir den Roten, gleich sehen die Todten! Mir ein frisch Glaßschwitzgen, darvon das Glaß wie Catharinaberg öl weint. Also kan man ein anstand mit dem durst treffen.

Ha, der Ritter! *rufften die andren nuß eim andern thon*, wann gebst du, *Klingelflasch*? wers gut, nach dem Todt zuschicken. Was Todt? töd du den Durst, der ist mein geöstee Feind. Auff mein Fidelbogen, Gennitrin, wir wöllen die runtzeln recht *einander* abweschen, *vnd tolten sie nur auß dem gesicht in Arß schlagen*. Der gilt von fretwegen, den gelegene sie dir von meinet wegen. Warlich, Bästlin, es hat euch ein frest angestossen, fecht fur euch, ihr habt ein lech für euch. Gy, Sanct Veltin von Rusach, laßt vns vom trincken partiren. Kan keiner kein Liedlin? Hella, Feitz, du singst vns diß vnd sonst noch mehr, „vom Buchsbaum vnd vom Felbingee". Nein, nein' ein andres! „Es geht gen diesen Summer"; „Obe, laß einder gahn, diri diri dein, laß einder gahn' Pum, Pimperlin, Pumr." Hescha so, sind wir alle do! Nun singt, das keiner trincke, nun trinckt, das keiner singe! Ich trinck nicht, dann nach meinen heris, veen vnd Vaternesteen, wie des Barstes Maulesel: zur vesper reut man ja zur tränck. Ich trinck nicht, dann in mein Breuiaei, wie ein guter Gaebian Vatter, aber das Lenqiari wert inn hohen, *geglaßten*, gelnörfften roßzageln vil lenger. — Heer Prior, welchs war am ersten, durst oder trauck? Durst; dann warumb west man sonst gessen haben? Dueß kommet von dürr vnd dürresten. Non, Non *Schweßer*, tranck, dann peiuatio supponit habitum: wn man gelescht hat, da muß es gebrant haben. Ich bin ein Gierie vnd Jan von Lewen, *ich bin ein Magister von des Malbeßij drei Magis von Göln*. For undi ralices quem non lecere diaertum? Das

*) Nach der letzten ächten Ausgabe von 1590, die zwischen zwei * eingeschlossenen Stellen kommen meistens schon in der Ausg. von 1582 vor, finden sich aber noch nicht in der ersten von 1573.

müst ein eagrschlachter Wein sein, der rim nicht gifet Latein ein. Wir za enserer vnschuldigen zeit Trincken nur zu vil on Dnrst; vnd billich. Wir trincken für den zukünfftigen. Kaufft inn der Nobt (*sogen die betrengten Oaschalber*), so habt jrs im tod! Ich bin kein Sünder on dnrst; ich trinck ewiglich: Triacka ist mein Ewigkeit, vnd Ewigkeit ist mein trinckrn. Freß ich mich arm vnd sanff mich zu tod, so hab ich gewiß gewalt vber den Tod. Laßt ans singen, sauffen ein gesetzlin, trincken rin mutet, daß dieser Schnarckgarkus dorzn geht.

Nun diß mir recht wolkommrn,
Da Goler Rebensafft!
Ich hab gar wol geraommen,
Du pringst mir sässe krafft;
Laßt mir mein gmüt nicht sincken,
Vnd sterckst das hertze mein:
Drumb wöllen wir dich trincken,
Vnd alle frolich sein.

Man sagt wol, inn dem Mehrn,
Do sind die Prünlein giund:
Ich glaubs nicht bei mein trewen,
Es schwenckt eim nor drn Muad,
Vund tbut im Magen schweben,
Drumb will mirs ouch nicht ein:
Ich leb die Edlen Rebea,
Die pringen vns gut Wein.

Hoichto! Ja, Ja! drn Gatter zo, das außflieg keia Ku! Laßt vns wieder eingiesen, eintonnen, rinträchtern, rinfurffeln! Wa ist mein Trächter? mein Seygertuch? Ich trinck nicht, dana durch Preenration: *man muß mir jn rinredru vund einschmeicheln: ist besser, als gieß man mirs ein. Es hat mir jn nie keine hineingewisrn*. Ich trinck nicht nach dem stundglaß, wie ein Prediger auff der Cantzel, ders offt schüttelt*, Ich nicht durch die Sipp; aber durch den Bart seygern, das ist das best: so hat einrr ein Nachzechtin. Doch beiß nicht nor giriqkeit der Speiß, wie der dänisch Starckhalter rin stuck vom Knebelbart. Nezt jhr, daß jhes trocknen, oder trocknet jhr, vaß jrs nezt? Ach Gevatter, ich verstand diese Redterich nicht (*Theorie solt ich sagen*), aber mit der Practie behelff ich mich rin wenig, vnd wie aller Practie Großmutter schreibt, mit der Glasprecht *vnd einlaßbrüchy.* Es sind Blindstrick: Ich nez, ich fenchte, ich triack, nnd alles auß forcht zusterben. Trinck ich nicht, so verdörr ich, was helff ich aber den dörren Sommer? der dörr Sommer möcht wol mir beiffen. Secht hin, bin ich nicht Todt? Mein Seel wird sich aach *vor forcht des bösen Herbsts* in ein Froschmalter nerkriechen, *wie die Weinbrotdürstigen Pythagoristen*. Im trocknen wohnrt nimmer kein Seel, wiewol mon sagt: Anima sicca sapentissima, ein Seel, die im trockenen sitzt, hat witz. Aber nmuerfio simpler vermag: Anima sapientissima sircissima, die king Seel muß erdorren, erdorsten, erseagern, verschmachtrn, außmergeln; dann hitz macht witz vnd witz macht hitz, fürnemlich wann man inn Hundstagen Stuben vnd Kammer nber einander auffsetzt. Darumb, das mir der Narr nicht erfrirr, lauff ich mir mit disem Peeal ein Belz: *die bitzig Natur ist dir best; dann dir Pferd, dir sich im Sand vmbwalzen vnd wie die geylen Hennrn bestauben, die sind brsser, als die sich im Wosser niderlegen. Merkts, jr Sattelveenagelte Hofleut! Stailiger schreibts· ich glaubs.* Ach, jhr lieben Keller, die jr aaß süßlicher nollmacht *vnd vollmächtiger süßlichkeit* newr formen schaffet, vnd die Naturen ändert, macht mich auß eim nicht trinckendrn trincken, aoß eim vntrnackaen trucken. Bub, lang her! ich instnnir dir mein nomiaatiea inu dein Hertz. Verstehst diß Dintentutich? Ich geb mich dar fur ein Appellanten vom durst, wie von den mißprächrn. Inag, relenier mir mein ayffelaz ian ein rechte form. Butz diß Gloß, feg jens Suppenkar. Was sollen die Lostöpfflin, *die Fingerhüt*, die Schreyffhörnlin, die Blackhörner? *Was sollen die Geschirr, die man entweder mit der Zangen oder Nosen anstoßt? Es sind Weinkiserglüblein.* Ein Glaß her, wie mein Lay! *Gy nicht so letz, wie mein Schevel!* Ich muß bei S. Kürit leidrn diſe Leberwürst vnd Kuttelbärm abschwemmen, sie werden sonst den Färtzen vnd Keppen oben vad vnden den paß verstoppen. Lang her, für tausend Teuffel! lang her! sichst nicht, wie ich mich worg? Die Kuttelfleck verursachen ein vnsärliche besprenqung *nno besprengwädekung.* Ich muß kurzumb die Ochssendärm außsegen, die ich diesen Morgen hab angezogen. Duck dich, Seel, es kommt ein Platzregen; den wird dir das Höllisch Fewr wol legen. Mir zo! ich bin ein Birstenbinder. Was? hab ich ein tode Sau geschundrn, daß mir keiaer keia bringt? Ich hab on Igel im Basch, der muß geschwummen haben. *Sih da, der Wirt, der ist der best, wird vil völler, dana dir Gäst. Gy, seit getrost, liebrr Wirt!*

Den liebstrn Bulen, den ich hab,
Der ligt beim Wirt im Keller,
Er hat ein holzins Röcklin an,
Vnd heißt der Muitatteller.
Er hat mich nechten truncken gemacht,
Vnnd frölich diesen tag vollbracht,
Drumb geb ich jm ein gute Nacht.

Von diesem Bulen, den ich mein,
Will ich dir bald eins bringen;
Es ist der allerbeste Wein,
Macht mich lastig zustagen,
Frischt mir das Blut, gibt freien mut,
Als durch sein krafft vnnd eigenschafft:
Nun grüß ich dich, mein Rebensafft!

Hou! wie stimmt sich der Wein so wol! Es wer schad, daß dich der tropff schlüg, du magst noch wol ziehen. — Man weiter im text! Bub, wends platt vmb, Tabrnarnium: der Wein macht noch keinen stum. *Hie sitz ich besser, dann zu Speir im Stock.*

Guts muts wöllen wir sein,
Trotz, der vns das wehre!
Es müst ein rechter Baur sein,
Der vns so ernehre.
Ich bitt euch drumb,
Trinckt flugs herumb,
Vnd macht es auß,
So wird ein frölich Bruder drauß:
Trincks gar auß, trincks gar auß,
So wird ein geller Beoder drauß.

Totam ex, sit ex persex. *Hei, gemach fährt man drn Berg auff! Ich muß den Hafea vor schweacken, so wird sich die stimm fein lencken vnd rencken.*

Nnn wolauff, jr Ordens Brüder,
Ein Liedlin sing ein jeder,
So gehts Glaß auff vnd nider,
So kommets an mich wiver.

Holla, hello! wi bolla! stilla! stilla! man pringt jn *auff der Mistdäen.*

Wer die mit mir will frölich sein,
Das Glaß will ich jm pringen;
Wir trincken will den guten Wein,
Der muß auch mit mir singen:
So trincken wir alle
Diesen Wein mit schalle.

Dieser Wein vor alle Wein
Ist aller Wein ein Füesten:
Trinck, mein liebes Brüderlein,
So wird dich nimmer düesten!

Trincks gar auß! So wöllea wir trincken die ganze Nacht biß aa den hellea Morgen! Hol Wein! schenck ein! wir wöllen frölich sein!

Wer aber nicht will frölich sein,
Der soll nicht bei vns bleiben:
Wir trincken drumb den goten Wein,
Die sorgen zuuertreiben.
Drumb, Bruder mein, Ich bring dir das,
So vil vom Wein Ist inn dem glaß.

Nnn singt jm drein, so trinckt ers sein, dann er war allzeit ein böß kind, schlief nimmer vngesungen.

Er setzt das Gläßlin an den Mund,
Er trinckts wol auß bis auff den grund:
Es schmeckt jm wol, es hat jm leiden wol getan!
Das Gläßlin, das soll vmbhrr gahn.

2. Anfang des zehenden Capitels „Mit was Gelegenheit dem Gurgellantua der Nam war gegeben."

DER gute Maaa Großgifter, als er unter dem ernstlichen Glaßraumen und paffenreiffen das schrecklich Geschrey vernam, welchs seia Sohn, als bald er an das Liecht der Welt kam, außliesse, da er *sa baud vnnd bobend*: „zufauen! zufaupen!" rüffet; Sprach er gleich: „Wir hast fogar ein groß! suppln, *das ist zu verstehn* Goegelstrosen. Daranff schloß gleich der gantz vmbstand und nmbstz eiahellig, daß dieser durstig Schreiliag darumb müßt den Nam Gorgellantua oder Gurgelstrozze tragen, weil diß das erst wort seines Vaters zu seiner Geburt gewesen, gleich wie der Künig Kutha *sein erster Sohn alsbald vom Sohn mußt* Jon *heissen, weil der Oraculisch geist, den er umb Eeben fragt, buech oea culi jhn gehn hieß hui annea, daher darnach das gantz Land Jonica genannt worden.* Duna also auf die weiß haben die alten Hebreer jren Kindern Namen angeeignet, vnd dieselbige nach gestalt der sach auff jhre spracb gegeben. Derhalben hielt Großkälier diesea des Weinverzuckten Völcklins gemeinen eabt für ein gut zeichen; [bewilliget auch, er sollt also heissen]: das ließ jr auch die Matter nit mißfallen. *Daan die Mütter haben das Recht, dea Kindern Namen zugeben, vnd mißfallt unsern Gnaden auch nicht, daß man von eim sonderen nnnersehenen fall eim Kind den Namen auffsetze.*

Vnangesehen, was Jörg Witzel hie nan witzelet, welcher meynt, man sall die Kinder alle Latinisch auff ein us nnd sus nennen, gleich wie man sie Latia tauffet: Ja auff Welsch Cesa nnd Beeo, Malatestn, Malespinn, Malestrait, Saasnin. Hei, warumb nicht auff Turckisch vnd Selawisch Baiazet, Zisea vnd Rockenzan? sie sind ja auch fremd. Aber er meint, Heackel, Hnbelt, Del, Gele, Mey, Leis lanten schrecklich inn seinen Sirenischen Oren, nad machen einen bei den Leüten nicht angenehm. Wie dann? thut es jm sa wal in seinen Priseianischen Witzoren, wann man die Susnamen sa schön vergorgelet, verjörgelet, versodelet vad verhundstutzet, Hen, Trebes, Debes, Kres, Gruner, Sar, Sechel, Craz, Nys, Gilg, Ciliax, Fester, Bestel, Lentz, Bläß, Beiz, Lips, Brost, Töage, Bentz, Jost, Luz, Trin, Zilg, Plön, Gret, Kön, Len, Seicken, Nes, Dörle, Zoff ze? Sollen disc gemartrte wörter einen angenrm machen, da sie doch keiner nerstebt? Ja, wann ein jeder Odenwälder einen Witzel bei sich hett, ders jm *anßwitzeliger weiß anßführlich* außleget.

Solt ein Kabißbauer in seim Kabißkopff nit besser verstehn, wann ich jhm nennt Wolffharte, Hildebrand, Sigfrid, Friderich, Gottfrid, Winrich, Hartmoan, Gebart, Buckhart, Richart, Bernhaet, Bischart, Volckart, Reinart, Kunrad, Reinhald, Richwin, Winhold, Bender Birhold, Walthere, Laadbrecht, Lautbrecht, Volckmeier, Eberhart vnd Degenhart?

Was? solt ich bei Mannlichen Lenten nicht angenemer werden, wann ich ein solchen Knebelbartfressigen Namen hette, der nan gethön und hall den Leuten außzusprechea ein Lust gibt, als Eisenbart, Kerle, Hörebrand, [Hulsdegen] Hartdegen, Schartdegen, Degenwerd, Wildhelm, Helmschrot, Voland, Grimmwald, Grimmhild, Kidhelm, Künhelm, [Machtwalt], Fastkün, Eisenarm, Hörwart, Marckwart, Girfalck, Sattelbog, Starckwin, Schlag inn hauffen, Rauchschnabel, Wolffskäl, Wolffsmagen, *Pickhart*, Raumlaad, Hagelwild, Hartmut, Manswerd, Manwueg, Muckenturm, Manrich, Hochschritt, Werruch, Wischgul, [Hauffschlag, Grenelhelm], Hörschirm, Hardknot, Wolfspaen, Wolfhelm, [Spurkeib], Stich den Teuffel, Trag den Knaben, *Brech den Busch*, ze?

Sind dann Stillfridsame vnd sittsame Leut, sa kann ich jnea das Maß auch süß einstreichen, kann mich auff Philosophisch Richfrid, Gottfrid, Fridger, Sigstab, Luntfeid, Schiemfrid nennen. Welchen wolt es nicht gefallen, wann einer heißt Gottliebe, Gattohunger, Gottwach, Gottwald, *Jesuwalt*, Trastwehr, Wallab, Goldacker, Vollrhat, Christman, Gothart, Gebrich, ze? Oder wann rine heißt Rosenmund, wir unsres Gargantoa Mutter Hoaiggurgelin, vnd Schmandkälchea? eder Gottshulde, Trutgarta, Wisartin, Liebwarta, Fridburgin, Adelinda, Adeltent, Adelgunt, Machthilda, Gerntrut, Ehrntrut, Engeltrut, ze? Die Namen seltea eim die Weiber schier einschwetzen: wir können sie dann sa grell inn Oren vnd nnangenem sein? Der gut Heer acht seinen Griechischen Baurennamen hoch, vnd neracht seiaen Teutschen ererbten Namen, der ja nicht Latia ist: *er wöll dann das Kälblin Vitellus werden.* Verschmecht alsa seine Varfahren, die denselbigen Namen besonder allein gebraucht haben: daan vasere varnamea sind nicht eher aufflommen, als da wir Christen werden, an daß die Walgeboeene jhren sitz vnd Herrschafft gemeynlich, doch nicht allzeit, darzu setzten. Sonst waren vasere jetzige zunamen zugleich der alten nor nnd nachnamen. *Darumb louts dea Mallen nad Bottenstemming vnd den plumpen Holländeen sa widersinnisch, daß einer sall Diebold Angeigert eder Lenz Ochsenfuß heissen; meynen ein Hochteutscher hab drumb zwen Vätter: aber Wilheim Wilhelms Son, Erich Erichsen ist jrs verstands.*

Jedoch den Nam Witzel belangend, ist jhm nielleicht der Nam auch zu klein; das nerschmecht jn nilleicht, wie die Hetzhundischen Kleinwitz, Garwisus vnd Trostwitz: das werea Namen! Was darf man sich nach den Juden nennen, die sich doch nit nach vns nennen, sie werden dana im Tauff degeadiret nen jren Namen.

Vnser sprach ist auch ein sprach nnd kan so wal ein Sack nennen, als die Latiner saccus. Ich glaube, man meint, unsere Vorfahren haben stäts geschlaffen, vnd nit eben mit so graffem bedacht gewußt, jren lieben Kindern Namen zugeben, als dir Griechen vnd Latiner. Wir haben jetz das frey Regiment, was dörffen wir vns nach den Selanischen Römern nennen, die Herren nach den Knechten? Welche Rümling doch, da sie das Keyserrumb einhattea, so trotzig gewesen, daß sie vns zur schmach jhre Knecht Getas *nnd Dneos* genannt haben. Wie solt es sich reimen, wann die Griechen jre Kinder Xerres vnd Mardonios, dir Römer die jren Perses nnd Stichos, die Sirier Damn, dir Frigier Midas genannt hetten, die Siger nach den Vberwundenen?

Vnd ist des Pompasons Knecht daemnb köstlicher nnd gröffer, weil er Hannibal heißt, vnd der Hund „wie du"? *Salt ein kuetzer Zacheischer Feigenbaam daemnb lenger sein, wann er Langbrecht heisset? O niel lieber kurtz Arm, denn Langarm.* Salten die Troglediten darumb kein rechte Namen habea, weil sie jre Kinder nach den Küen, Schasen vnd Geissen, die sie saugen nennen? *oder die alten Normaanen vad Gothea in Noedwegen, dir sich nach den Fischen benanten? oder dir in Rio della plota Land, die nach den Papageien nad Vögeln Wussn heissen?* Sa müßt Keiser Cyens nit dem Hund Kyrr, den er gesogen, nachheissen (*der jm gleichwal hinderfich lesend ein Rich verkündet het*), die Keyserin Semiramis nach den Tauben, die sie ernehrt; *des Herkulis Sohn Telephus oder Eilenfuß von dem Räch*, noch der Held Vrsus dem Bären, vnd Ritter Lea dem Löwen noch. Sa müzten sich auch die Römen nit vea den Bonen, Linsen, Lattich vnd Zisrerbsen, noch dem Sarcerischen Geistlichen Kräuterbuch *oder des Lewini Lemnij Biblischen gleichaussen non Erdgewächssen* nennen.

Vnd daß wir widerumb auff unsere Teutsche kommen, wann jre Namen so vnchristlich lnnteten, wir Witzel meint, waemnb sicht man in allen Bischoffs Catalogen vnd Abt Registern, daß dir erstrn anß jnen Teutsche Namen haben? sollen sie demnb im Glauben Barbarisch sein gewesen, weil etlich heissen Gebargast zu Straßburg, Mallo zu Pariß, Hartin zu Speir, Berwolff *oder Wehrwolff* zu Augspurg, Pfegbarwis zu Salzburg, Ehrenbrecht zu Frisingen, S. Burgbart zu Wirtzburg, Richhulff zu Meatz, Magnerich vnd S. Lutwin zu Trier, S. Gwerwiß zu Trecht, Willigbrot zu Vtrecht, S. Kün-

brecht zu Cöllrn, S. Meinrat zun Einsideln, S. Otmeyer zu S. Gallen, Geitz zu Basel? Sind solchr Namen an den Christgetauffsten darumb noch Heydnisch, weil sie von Hryden herkommen? Sind nicht die hentige Latinische Tauffnamen von Heyden? Solt Judas, Jacobs Sohn, vnd Judas Machabe daenmb des ärger sein, diewil der Verräter Judas also heißt?

Wolt daenmb der König inn Franckreich all Eselstreiber hencken, weil sie den Eselin „Herri" enffen, vnnd die Teutsche Sanhirten all ertrencken, weil sie dir Sew „Heintzlin" heissen, vnd die Gärtner drm Teuffel schencken, weil sie das Kraut „Gutrn Heiarich" nennen, vnd seine Arzet allr verfrucken, weil sie dem grossen Arsdarm „Lang Heri" sagen? *Ey, das müßt eim doch gar ein heissen Schaiß einjagen.*

Wolt ich darumb nicht wöllen Herman odrr Germau heissen, weil man dem Bock „Hrmanstoßnicht" sagt? (welchs doch ein Antiquitet von den Hörkriegischen stossenden Teutschen vnd Noachs oder Bachi Bock isß). Oder weil man die Gäuch „Herman gut Schaf" nennt? Deßgleichen wolt ein Jud daenmb nit Moses heissen, weil wir die Böck also heissen? Wolt einer denmb nicht mehr der ale Peter vnd Paule sein, weil die Wettermacherischen Glocken zu Cölla also getaufft seind? Wolt ein Königin drumb nicht Isabella heissen von wrgen riner Jesabel? vnd eine nicht Elisabet der Wolffvietherischen Raach Elsen halben?

Woltst daenmb nicht Kuntz hrissen, weil man in Sachssen den Schweinen also locket, vnd die Gauckler „Kuntz hinderm Ofen" ruffen, vnd bei drn Franzosen vnsletig ein beschorene Mauß Con ras heisset? Wolt ich daenmb nicht Hans in allen Gassen sein, weil man im Niderland dir Graßmackenkönig „Jan" schilt? Noch Siman, weil man *meinen Simischen schafnäßigen* Delphinen vnd den Mörschwein Näßigen *Schafen, vnd* den Weiberbrherschtrn* Gauch eber brütlern also ruffet? Noch Stöffel, weil allr Semlgötzen, vnnd die Hrufföffel, vnnd das Lied: „O Stöffel, lieber Göffel Löffel" also klingt? Noch NichtGlas von wegen des Papiren fensters? Noch Vilhelmus des Strosacks halben? Noch Nichtcasus von wegen des Kütrecks? Noch Mangold, daß er besorgt, er werd arm? Noch Barthel von wegen des Treckenen Bartscherers Meistrr Barthels? Noch Märtin, weil der Gaucheler seinem Affen Meister Märtin, vnd die Müller jhren Eseln, *vnnd die Churwalrn den Bären* also ruffen? Noch Jungfrau Län von wegen einer faulrn Länen? Noch Marckhalff von wegrn des Salomonischen Marcolphi (welcher Nam demselben Marcolffdichtrr auch Grell in drn Ohren gethan)? Noch Margret von wegen Murrgret? Noch Morolff von wegen Bendrr Morolffs des Holtzrogels, aber von wegen des gutrn Weins? Gleichwie etwann dir Römisch Manlier weltrn keinen Marx vnter jnen wissen, weil ein Marx jr Geschlecht schelmisch hat beschissen, vnd die Claudier keinen Laci oder Lauren.

Was? es sind nit all Latiner, dir Gabelnzinkus kennen. Solt Kasrom daeumb ein Römer sein, weil man jm Kasramus schreibt, so müßt Lentulus ein Baier sein, weil er „Liendel" laut.

Man soll nach dem gebartsfall vnd zufälligrn geschichten dir Kinder nennen, wie hie vnser Gurgelzipfflin auff Spanisch vnd Nabalisch Gargantomänlin: Was schad es, wann sie schon Naschi heyssen, oder Nasonen, Capitonen, Lefftzen, Flachohren, Lappi, Kalbe, Plauti, Zentati, Memmule, Lecke, kronmaul Cote, diebisch Masse, fressig lamie, Lefftzenwartzigr Verrueosi, Badstüblin auff der nasen, schönsbaar Cesar, *ja Cesar von des Franz Nonsset partu Cesareo oder Nachgeburtscheenng*, Cincinnat, Affne, Säuhuren, Scrofe, Gurgellantische Gurgis, Maultaschin, Guldeumund, [Antigenisch Groskai], Diotinisch trechter, Xenarchisch Metretes, schind den Buben, Mangr diablr, friß dahinden rc. Odrr von den Landen Alloprechisch, Cautzisch, Turagaramantisch rr.

Das ist drr altbrauch, vnd der allererst, wie Gorop beweiset, daß auch Adam vnd Eva Niderländische Namen *„Hadamm vnd Ebevat*" haben gebabt, *wie sehr es auch den jungen Leytertreger Joseph inn seim Castigierten Feste verdrenßt*; was soll dann dise Latinische Tirannei mit vs vnd Esels ja?

Schöne Namen reitzen auch zu schönen thaten; daramb muß es Gurgelstrassisch auff den Glückfall außerlrsrn sein, nicht daß allr Schlesier Furmans claus, Lubecker Till, Nörnberger Sebald, Augspurger Vrli, die Weber Galle, die Küh Barthel, Holländer Florentz, Schotten Andres, Spanier Fernant, Portugaler Jacob, Engelländer Richart vnd Etwart, Behmen Wentzel, Polen Stenzel, Wagern Steyhan, Pommren Ott, Preussen Allbrecht, Lotringer Claudy, Flemming Baldwin, Francken Kilian, Westfalen Gisbart, Märcker Jochen *odrr Ochen oder Chim (dann nach dem einer reich ist, gibt man jm silben zu)* rc heissen. Sonder eim jedrn ein sondern Helm auffgesetzt, so kent man die Mummer vndereinander.

2. Aus „Aller Practick Großmutter". *)

I. Von Früchten, Obs, Wein, auch anderm Gemüsch vnnd Essenspriß, Vieh vnnd Thieren.

[Dr gemein Mann, so vil saar batter Milch, vnzeitiges oys vnd pssaamen ißt, wird daruon durchfällig werden vnd alles bey jm erstincken vnd ersaulrn.] Das Getreid, Korn vnd Weizen wird dem Armen am Kauff allzeit zu theur vnd dem Reichen zu wolfeil sein. Der Wein wird im Schwartzwald vbel gerathen, im Böhmer Wald gar vmbfallen, aber in guten Weinländern zimmlich ansetzen, auch viel Leut ernideren von Stulen, Benckn vnd Stiegen. Volle Flaschen werden machen lehre Taschen, böse Kleider vnd liecht Kuchen vnd Heuser. *Ihr dörfft nicht sorgen, daß dir Hexen im Elsaß werden diß Jahr Wegen voll Meisen ressen, dann das Brot vnd Holtz darzu ist zu theur. Sorg nicht, das dir der Haß vom Spiß rutlauff: Haben wir nicht die Eyer, so braten wir das Nrst*. Das srnig Bier ist am besten, darinn am wenigsten Wasser ist. Diß Jahr wird es viel Kirschen, Pflaumrn, Oepffel vnd Biren geben, vnd werden wol gerahten auff dem obern Marckt zu Costanz, zu Augspurg auff dem Berlach, zu Straßburg vor dem Münsser, zu Bamberg vff der hohen Brucken. Von welchem Kerschen genesch viel Leut die Stein in Leib bekommen: Welche zur hinderthür sollen außpurgirt werden. Vmb dise zrit sagen die Alten, were das Mauren am besten, angesehen das Mörbel vnd Stein bey einander sein. Auch sein die Stein gedört gut zu Warmsecklin, wie die Nonnrn vnter die Füß legen, fürnemlich so man sie auß dem Bach oder hinder den Zeunen lißt: nar auffgeklopfft vnd die Kern den Apothrckeen geschickt! die wissen sir theur zu verkauffen. [Wer den Wein nicht vermag, würd sich das wasser zutrinckrn nicht verschmehen lassen.] Wo die Narren nit Brot essen, wird man den Rocken wolfeiler messen. Geib vnd weiß Rüben, Rettich, Zwibel vnd Kraut wird man genug finden vmb das Gelt zu Straßburg bey den Fischbäncken, zu Bamberg in der Näßlersgassen vnd auff dem Krautmarkt. [Dir schwartze küh werden weisse Milch geben.] Diß Jahr wird das gröst theil vom Speck schweinen sein. Die Blüst an Baamen werdrn den Früchten vorgeben. Wann der armen Leut wanich fort gehet, so wird ein grosser vberfluß des Korns vnd Weins srin. Man wird diß Jahr kein Krebs im Lufft sangrn. Ein grosser mangel wird an Distrln sein von wrgrn der Eseln mit den kurtzen Ohren. Auff wol fütern isß gut Rüdern. [Wer müs ißt, wird wol etwas mit müs erzehlen können, fürnemlich wann er den brey

*) Nach der Ausgabe von 1607, die bis auf die Orthographie ein getreuer Abdruck der letzten von Fischart selbst besorgten (1574) zu sein scheint; verglichen mit der ersten Ausgabe von 1572. Die Zusätze der späteren Ausg. sind mit * bezeichnet, die in der spätern Bearbeitung ausgelassenen Stellen der ersten Ausg. durch [ ].

im Mayl hat.] Wann der Stein auffligt, wird der Bratſpieß nit mehr lauffen. Rote öpffel dörffen auch wol wurmſtichig ſein, wie auch die ſchönen Jungfrowen. Wer ein Reiger ſchindet, hat ein magern Vogel. Gebeſt in die Erbſen, ſo iſſeſt keine Boneu. Dreytägig Fiſch tangen auf kein Tiſch, viel lieber friſch. Beſſer ein Muck imm Honig, dann hundert Hurnauſſen ohn Honig, dann wo nicht iſt Speiß, da ſind auch nicht Meuß, und wer todt iſt, empfindt kein Lauß. Das ſagt mir wol ein Narr, vnnd bleibeſt du weiß.

2. Von Metall, Gald und Reichthumb.

DAs Silber wirdt dem Bley vorgehen, auch dem Engliſchen Zin. Aber die Plainer vnd Schloſſer werden mehr Eyſen verſchmiden, dann Silber. Das Kupffer wird zu groſſen Ehren kommen, dann man es in viel Müntzhüeten zum Silber bevraten wird. Das geſchmirt Gold wird vngeſchmirt nit prob haben. Das heilig Creutz wird man auff der gulden Müntz wert halten und leiden, aber an Stirnen wird mans neiden. O du heiliges Ducaten Creutz, wie reitzeſt du Creutz vnd geitz! Man wird mehr beſchnitten gelts finden, dann beſchnitten finger. Die Krenen werden ſehr getruckt werden. Man wirdt nichts bald ſo ſteiſſig behalten, als die olten Doppel Dukaten. Geld wird bringen Gunſt, aber kein Kunſt. Die im Bergwerck graben, werden mehr Stein finden, dann Gold gründen. Gelt einnemen wird diß Jahr für den Reichthumb *brauchlicher ſein vnd* mehr im beauch ſchweben, dann das außgeben. Es wird bleich ſehen Gold vnd Gelt vor ſorgen, das man jhm ſo ſehr nachſtellet. Die Reichen werden diſſer zahlen mögen (wann ſie anders wöllen), dann die Armen. *Groß mangel wird an Gretleuteen ſein, dann auch die Bauren werden unterſtehn, Junckheren zu werden.* [Die Alchimiſten werden den Mercurium braten vnd ſieden, vnd im grund den lapidem Spittal lauſieum ſchmiden.] Wer das gelt verachet vmb des böſen Seckels willen, den ſolt man mit Mum füllen. Es wirdt gut ſein, das man mehr vorrhat ſchaff von Gelt, dann von Hew: dann wiewol es theur iſt, ſo eſſen es doch nicht alle Thier. Deß S. Franciſci leiden vnd Orden wird ſehr groß ſein bey denen, ſo kein Gelt haben. Wer Gelt hat, wird es ohn zweiffel worm halten; wer keins hat, darff kein Seckel darzu kauffen, noch zu den wechßlern lauffen.

3. Gewitter *vnnd Witterung*.

DAs Tonnern wird mehr getümmels haben, dann der Bliz. Wann es Requet, wird es weniger beſtandt ſchuh geben. Haltet die Mönch zu Hauß; dann kommen ſie auß, ſo ergnets oder will anfangen drauß. [Im groſſen ergen werden ſich die weiber auffdecken, auff das ſie das haupt verſtecken.] Wann der Hagel als erſchlagen hat, iſt das Wetterleuten zu ſpot. *Vnd daß die ſubtil Bauergei nit außbleib: Wann ſich die kält im Winter lindet, als bald man Schnee empfindet; Es ſind dann tunckel Wolcken derbey, ſo ſag, daß es Regen ſey. Wann morgens frü ſchreien die Fröſch, die Gauß vnd Ent ſich offt tunckt vnd wäſcht, bedeuts ein Regen reſch, doch muſts nicht hören für Fröſch, wann die Magd wäſcht, oder der vetter Liendel treſcht. So Gäuß, Guten vnd Taucherlein faſt baden vnd bey einander ſein, ſo kompt naß wetter herein; wann Filzleuß das Venusbürſtlein ſucken, vnd Schwalben auff dem Waſſer zucken, vnd mit den flügeln ſchlagen derin, ſo muß nit fern der Regen ſein. Oho, Kette, ziehet das geſeß hinein, es will ſchneyn. Ein morgenröte, die lengt nicht, ein banchete Magd treugt nit: Die röte bedeut ein Regen oder wind, ſo iſt die Magd feißt oder tergt ein Kind. Nocte rubens Cœlum eras indicat esse serenum, Cœlum rubens mane tempus significat pluuiale. Wann in der Sonnen nidergehn rote Wolcken an dem Himmel ſtehn, der tag darnach wird gewonlich ſchön; wann den Hunden die beuch kurren, viel Graß freſſen vnd murren, ſo bleibt der regen ſelten vnderwegen; ſo die Hund Graß freyen, die Weiber vber die ſtöh ſchreyen oder da ſie die Zähe ſucken, ſo ſchwartz ſcheinen die Höltzer vnnd die Hecken, die alt Mauren ſchwitzen an ecken, die Bernt den Hafen ſcharren und lecken, ſoll ſich ein wetter herzuſtercken. Wann der Bevrin das Myß anbrint, vnd nachts vnrnhig ſind die Kind, bedeuts Regen oder Wind. Wann der Rauch nit auß dem Hans will, ſo iſt vorhanden regens viel; So Kolen bleiben am Hafen hangen, muß ein Regen anfangen. Sitzt der Reiger trurig am Boch, ſo iſt der Winter nach. Fliegen hoch die Kränch, ſchöne gedenck. Lauffen die Schof hin vnd wider, ſo propheceien ſie den Winter. Louffen die Hünlein nit vater das Loch vorm Regen, ſo bleibt er nit lang zngegen.* Mon kent dns Wetter am Wind, die Frow am Gſtnd; *dann ein vngeſtümmer Regen kommet auß vorgehenden Wind allwegen.* [Den gebichten vnd gefurnißten Narren wurd kein Regen ſchaden, es ſey dann, das ſie warm baden.] *Der Wind vom Nidergang iſt Regens auffgnng; Wind vom Auffgang iſt ſchön Wetters anfong. Der wind ven Mitternacht kalt hart Wetter brocht. Von Mittog unſtät Wetter yſag. Hagel im Glentz vnd Herbſt iſt oller Herbſt. Such weiters, das Wetter zu wiſſen durch die vier quart des Jahrs im Liechtenberger, dann vnſer Winhold heiſt im Nebelberg. Item die köſtliche gewiſſe Liſtág vom Chriſtag: webet der Wind die Chriſtnacht, ſo ſterben die Fürſten, wehet er die ander nacht, verſitzt der Wein die dritte bringet er Hunger, die vierde Sterben die Meiſter der Bücher, die fünffte öhl genung, die ſechſt ſtirbts Vieh, die ſiebend Krieg, ꝛc.*

Iſt es drey tag vor S. Jacobstag ſchön, ſo wird gut Korn; regnets, ſo wirds Miltzig. Scheint die Sonn an Jacob, iſts Kat, regnets, iſts warm vnd fewchl, ſagt ein alter Baur villeicht, ꝛc. Wilt dein Vihe geſund halten, ſo ranm zu Weihenachten den Barm in Joſephs Eſels Namen vnd geb dem Vieh an die Erd für den Barren zu eſſen, ꝛc. Item von den zwölff guten Freytägen, von denen S. Clements ſchreibet, vnd die Gott zu Peter ſprach, ꝛc.

Das Volksbuch von Doctor Fauſt.

Es iſt durch neuere Forſchungen dargethan worden, daß es wirklich einen Doctor Fauſt gegeben hat, und daß derſelbe am Anfange des 16. oder

vielleicht schon am Ende des 15. Jahrh. zu Knittlingen im Würtembergischen geboren wurde. Eben so sicher ist es, daß derselbe sich in verschiedenen Städten Deutschlands und der benachbarten Länder als fahrender Schüler und Schwarzkünstler herumtrieb, und vor 1540 starb. Ohne Zweifel verstand derselbe allerlei Taschenspielerstücke und übertraf darin Alles, was man bisher gesehen hatte; auch mag er wohl, um sein Ansehen zu erhöhen, selbst zur Verbreitung des Gerüchtes beigetragen haben, daß er seine Kunst vom Teufel habe. Wenn Faust aber auch schon zu seinen Lebzeiten als Schwarzkünstler verschrieen war, so bildete sich die im Volksbuch berichtete Sage doch erst nach seinem Tode im Volke aus, und zwar im protestantischen Deutschland, da sie einen durchaus antikatholischen Charakter trägt, indem sie das Papstthum geradezu als ein Werk des Teufels bezeichnet. Diese Sage ist aber ihrem Stoffe nach keineswegs erst im 16. Jahrh. entstanden, sondern wie der „Eulenspiegel" eine Fortsetzung oder vielmehr der Zeit angemessene Bearbeitung und Umgestaltung aller derjenigen Schriften und Sagen ist, welche früher schon den nämlichen Grundgedanken (den Sieg des gesunden Menschenverstandes über die in gesellschaftlichen oder gelehrten Formen erstarrten höheren Stände) zur Anschauung brachten, vom Peter Leu und dem Kalenberger bis aufwärts zum Pfaffen Amis und Aesop, wie sich daher im „Eulenspiegel" alle diejenigen Thatsachen wiederholen, welche sich bei jenen älteren Schalksnarren und Weisen vorfindea: so ist auch die Faustsage nichts als die Wiederholung und Vereinigung der früheren ähnlichen Sagen, deren Keim schon im Apfelbiß der Genesis, in den griechischen Sagen vom Prometheus und selbst vom Tantalus liegt, und in denen allen jene ewige Wahrheit in sinnlicher Anschaulichkeit dargestellt wird, daß der Mensch nicht auf dem Wege der Schuld nach der Erkenntniß streben dürfe, eine Wahrheit, die in neuerer Zeit von Schiller im „Taucher" und im „Bild zu Sais", von Chamisso im „Crucifix" vortrefflich zur Anschauung gebracht worden ist.

Die ziemlich große Menge der im Volke lebenden und zuletzt auf den Doctor Faust vereinigten Teufelssagen wurde zuerst im J. 1587 von einem unbekannten Verfasser gesammelt, und sein Buch fand, weil es eben aus dem Volke hervorgegangen war, bald große Verbreitung, so daß schon in den zwei folgenden Jahren zwei neue Auflagea erschienen. In denselben erscheint Faust mit dem Charakter, den Göthe Jahrhunderte später so überaus vortrefflich aufgefaßt und poetisch entwickelt hat, d. h. als ein Mann von Talent, der, mit den Ergebnissen der Wissenschaften unzufrieden, von unersättlichem Durst nach höheren Einsichten erfüllt, die den Menschen gezogene Schranke auf sündliche Weise überschreitet und einen Vertrag mit dem Teufel abschließt, um durch diesen in die dem menschlichen Geiste verschlossenen Gebiete der Erkenntniß einzudringen. Die der Sage zum Grunde liegende Idee ist vornämlich in den mannigfaltigen Unterredungen ausgeprägt, welche Faust mit dem Teufel hat, um von diesem alle Dinge zu erfahren, welche dem menschlichen Streben unerreichbar sind. Freilich sind die Antworten des Teufels nichts weniger als belehrend, allein es war ja auch seine Absicht, den Faust zu betrügen: es sollte derselbe einsehen lernen, daß der Mensch auf verbotenem Wege nicht zur verbotenen Frucht gelangen könne, wie ja schon die ersten Menschen durch die Vorspiegelungen der Schlange hintergangen wurden.

So gut die Sache durch das Volksbuch im Ganzen aufgefaßt ist, so ist die Darstellung dagegen höchst unerquicklich, und man darf wohl annehmen, daß die Abfassung desselben von einem dem Pedantismus der Zeit verfallenen Gelehrten herrühre, der zwar den Stoff getreu wiedergab, der aber alles poetischen und gestaltenden Talentes ermangelte.

Später ist die Faustsage von Georg Rudolf Widmann (Hamb. 1599) neu bearbeitet worden, aber sein dickleibiges Buch ist von der ermüdendsten Weitschweifigkeit und hat nur dadurch Wichtigkeit erlangt, daß es das ältere verdrängte und deshalb die Quelle aller nachfolgenden Bearbeitungen des Gegenstandes wurde. Uebrigens tritt auch in ihm das protestantisch-polemische Element deutlich hervor, das sich schon darin unverkenndar ausspricht, daß der Teufel dem Faust zwar das Studium der Theologie erlaubt, ihm aber das Lesen derjenigen bidlischen Bücher verbietet, auf welchen das protestantische Glaubensbekenntniß vorzugsweise beruht. Faust darf den Zöllner (Matthäus), den Maler (Lukas) und den Arzt (Marcus) lesen, dagegen soll er „den Johannem, den Schwätzer Paulum und Andere, so Epistel geschrieben haben, meiden".

Die Schildbürger.

Das Volksbuch „die Schildbürger", welches auch unter dem späteren Titel das „Lalenbuch" bekannt ist, vereinigt eben so wie der „Eulenspiegel" und der „Doctor Faust" eine Reihe von Sagen, welche ursprünglich von vielen verschiedenen Orten erzählt, aber mit der Zeit, als die einzelnen Geschichten sich über die Gränze ihrer Heimat verbreiteten, auf einen einzigen Ort übergetragen wurden, namentlich auf Schilda im jetzigen Herzogthum Sachsen. Doch läßt sich öfters noch in der Erzählung des Sammlers an beibehaltenen mundartlichen Ausdrücken der erste Ursprung einzelner Geschichten erkennen, denn der Sammler hat dieselben nicht bloß aus der mündlichen Ueberlieferung entnommen, sondern auch ältere Bücher benutzt, (unter andern wohl auch Kirchhof's „Wend-Unmuth"), in welchen einzelne Sagen berichtet wurden. Zwar hat er noch manche in dieses Gebiet gehörige Geschichte nicht aufgenommen, aber es ist auch trotz dieser Unvollständigkeit die Sammlung durchaus schätzenswerth, weil er die einzelnen Sagen meistens schlicht und einfach, wie sie vom Volke erzählt werden, und ohne eigene Zuthaten berichtet hat. Nicht so scheint es sich mit der Einkleidung zu verhalten. Die Schildbürger, wird erzählt, waren ursprünglich sehr weise Leute und deshalb von Fürsten und Herren gesucht, die bei ihnen in den schwierigsten Verhältnissen guten Rath zu finden sicher waren. Da sie aber eben deswegen beinahe immer in der Fremde sich aufhielten, und die Bestellung des Hauswesens, der Felder und Gewerbe den Weibern überlassen werden mußte, ging unterdessen bei ihnen Alles zu Grunde, so daß die Weiber den Beschluß faßten, ihre Männer wieder in die Heimat zu berufen. Diese folgten der Einladung; um sich aber für die Zukunft vor ähnlichem Uebel sicher zu stellen, ward in großer Rathsversammlung beschlossen, daß sich die sämmtlichen Schildbürger von nun an in jeder Weise als Thoren

gebärden sollten, was sie so gut ins Werk setzten, daß ihnen mit der Zeit die Thorheit zur andern Natur wurde. Dies scheint kaum eine ursprüngliche Sage, sondern nur vom Sammler und zwar keineswegs mit Glück erfunden worden zu sein, um die absonderliche Thorheit der Schildbürger zu erklären. Der Mangel an Ursprünglichkeit tritt schon in der Darstellung hervor. Denn obgleich der Einfluß des pedantischen Kanzleistils auch in den spätern Erzählungen nicht zu verkennen ist, so sind sie doch frischer, lebendiger und volksthümlicher gehalten, weil der Sammler sich hier zum Glück an die Sage und ihre schlichte Darstellung band; in der Einleitung aber, wo dies nicht der Fall war, ist die Darstellung ohne Vergleich breiter und schleppender, und trägt ganz den Charakter der Unbeholfenheit, mit welcher die Gelehrten jener Zeit die Muttersprache behandelten. Auch das Ende beruht gewiß nicht auf Ueberlieferung: es ist vielmehr auch hierin ein freilich viel glücklicherer Versuch des Sammlers anzunehmen, die Verbreitung der Sage zu erklären. Als die Schildbürger, heißt es, in Folge ihrer Thorheit alle ihre Wohnungen verbrannt hatten, blieb ihnen Nichts übrig, als sich eine andere Heimat aufzusuchen; „also verliessen sie ihr Vaterland und zogen von einander, einer die mit Weib und Kind, der Andere dort hinaus, liessen sich an viel Orten nieder, und pflanzten ihre Zucht weit und breit aus. Daher saget man heutiges Tages von so viel närrischen Bauern, welche hin und wieder wohnen, und viel wunderlicher Possen reissen, welche alle entweder von diesen Schildbürgern abkommen oder aber solche närrische Possen von denen gelernt und ererbt haben, welche sich bei ihnen haben haushäblich niedergelassen".

Wie die Schiltbürger das graß auff einer alten Mawern durch ihr Viehe wollen lassrn abschassrn.

Dir Schiltbürger waren ernsthafft in ihrem Thun, sonderlich in betrachtung deß gemeinen nutzes, damit derselb allenthalb auffgirng vnd zunehmr vnd nirgend schaden lidte. Auff ein zeit girngen sie hinauß, ein alte Mawren zu drsehrn, welche von rinem alten Gebäw noch vbeeblibrn war, ob sir viellricht die stein davon zu nutz abwenden könten. Nu war auff der Mawe schon lang graß gewachssen, das betawret dir Bawren, daß es salte verlorrn werden vnd niemand zu nutz kommrn, hirten derowegen rath, wie man rs solt zu rhren zihen. Davon fielen nun vielrrley Meinungen: die einen vermeinten, man soltr es abmeyen, aber niemand wolte sich eins solchen vnterstehrn vnd sich auff dir Mawren wagrn; andrre vermrinten, wann schutzen vnrer jhn weren, so werr rs am besten, daz man es mit rinem pfeil abschüsse. Endlich wuschrt drr Schultheis herfür, vnd riebt, man salte Viehr darauff lassrn gehen, das wurdr es abessen, so dörfir man es wedrr abmeyen noch abschiessen.

Solchem Rath, alß dem besten, sirt die gantze Gemeinde zu, vnnd zur Dancksagung ward ferner erkandt, deß Schultheissen Kuh soli die erstr deß guten Rahts geniessen, welchs der Schultheis gern grstattet.

Alsa machten sie der Kuh rin starckes seil vmb den Hals, warffens vber die Mawren, vnd fangen sie am andern Orte zu ziehen. Als aber drr strick zugieng, fieng die Kub an zu erwürgen, vnd wir sie schier hinaaff kam, streckt sir die Zunge herauß. Solches sahe ein grossrr Schildbürgrr, drr schrey: „Zieht! zieht! Leib vnd Seel hanart an rinandrr!" „Ziebt noch einmal, zieht!" sprach der Schultheis, „sir hat das graß schon geschmeckt vnd dir zungen darnach ausgrstreckt. Ziebt, zieht! sie ist bald droben: sie ist sa dölrisch vnd vngeschickt, daß sie ihr selbrrst nicht helfen kan; es solt sie ewer einer zu vallem hinauff stossen."

Aber vergebens wars: dit Schiltbürger konten die Kuh nicht hinauff briagen, liessen sir herab; da war sir todt. Drß waren sie fra, nur daß sie etwas zu schinden vnd zu metzgen hetten.

II. Historische Prosa.

Die Geschichtschreibung hatte sich schon im vorigen Zeitraum zu einer bedeutenden Stufe der Entwickelung gehoben. Wenn sie auch im Ganzen bei der chronikartigen Darstellung geblieben war, welche die Begebenheiten bloß nach der ganz äußerlichen Beziehung der Zeitfolge zusammenstellt, so hatte sie doch innerhalb dieser Begränzung wichtige Fortschritte gemacht, indem die besseren Chronisten nach einer lebendigen und selbst schönen Darstellung des Einzelnen strebten. Wir haben sogar glückliche Versuche einer mehr pragmatischen Geschichtschreibung in den Werken Eschenloers und Thüring Frickarts kennen lernen. Die Leistungen des gegenwärtigen Zeitraums sind noch weit bedeutender, und wenn auch im Ganzen die Form der Chronik noch nicht verlassen wird, so gewinnt diese doch ihre höchst mögliche Ausbildung, sowohl rücksichtlich der Sprache als in Beziehung auf den Inhalt. Was die Darstellung betrifft, so entwickelt sich diese in höchst erfreulicher Weise, und mehrere Historiker, namentlich Aventinus, Sebastian Frank und Tschudi dürfen hierin als bleibende Muster genannt werden. Sie erreichten diese Höhe sowohl durch verständige Entwickelung dessen, was ihre Vorgänger schon mit so entschiedenem Glücke angebahnt hatten, theils durch glückliche Benutzung oder Nachahmung der Geschichtschreiber des Alterthums, theils endlich auch dadurch, daß sie dem Vorgang Luthers nacheiferten. Daher sind die historischen Werke dieser Zeit meist auch in neuhochdeutscher Sprache abgefaßt, nur wenige haben in ihrer heimatlichen Mundart geschrieben, unter diesen freilich auch Tschudi, der sich in seinen Schriften des allemannischen Dialekts bediente. In niederdeutscher Sprache haben Kantzow am Anfang und Neocorus am Ende des Zeitraums geschrieben.

Weitaus die meisten Geschichtswerke der vorliegenden Periode sind, wie im vorigen, Städte- und Länderchroniken, doch wurden auch gelungene Versuche gemacht, die allgemeine Geschichte darzustellen, namentlich von Seb. Frank und von Joachim Cario (Chronika, Wittenb. 1532). Unter den Städte- und Länderchroniken nehmen auch in diesem Zeitraum die der Schweizer eine vorzügliche Stelle ein; außer Valerius Anshelm, dem ältesten, und Aegidius Tschudi, dem bedeutendsten, sind namentlich noch zu erwähnen: Johann Stumpf aus Bruchsal (1500—1566), dessen „Gemeyner, löblicher Eydgnoschaft Stetten, Lanbn vnd Völckern Chronick würdiger thatten beschreybung" (Zür. 1548 und später), viele interessante Einzelnheiten über Sage, Geschichte, Sitten und Land enthält; Christian Wurstisen aus Basel, dessen „Baßler Chronik" (1580) nach glaubwürdigen Quellen bearbeitet ist, und die beiden Bremgartner Schodoler und Bullinger. Wernher Schodoler (gest. 1540) erzählte die wichtigsten Kriege der Eidgenossen mit solcher Ausführlichkeit und Gründlichkeit, daß selbst Tschudi sein Werk vielfältig benutzte; sein Geschichtswerk, welches nur handschriftlich vorhanden ist, gewinnt auch dadurch Bedeutung, daß es viele historische Lieder mittheilt; was auch von der ebenfalls noch ungedruckten „Chro-

nik" des Zuger Wernher Steiner zu rühmen ist. Der als Reformator berühmte Heinrich Bullinger (1504—1575) hinterließ mehrere historische Schriften, unter welchen die umfangreiche, in kerniger Sprache, aber mit Heftigkeit geschriebene Geschichte der Eidgenossenschaft und die „Reformationsgeschichte der Stadt Zürich" als bedeutende Quellenwerke zu bezeichnen sind. Die Geschichte der Reformation in der Schweiz wurde außerdem noch von Johann Keßler aus St. Gallen (1502—1574) in höchst anziehender Weise und mildem Sinne geschrieben; die Erzählung vieler Einzelnheiten und Anekdoten verleiht ihr mannigfaches Interesse, wie z. B. der berühmt gewordene Bericht seines ersten Zusammentreffens mit Luther in Jena.

Ist auch kein anderes deutsches Land so reich an bedeutenden Geschichtswerken, so finden sich doch sowohl im Süden als im Norden einzelne ausgezeichnete Historiker. So wurde die Bayerische Geschichte von Aventinus meisterhaft behandelt (Wigneus Hund's „Bayerisch Stammen-Buch" Ingolstadt 1585, ist nur für den Forscher von Bedeutung), und Christoph Lehmanns „Chronik der Stadt Speyer" ist eine der besten Städtegeschichten, welche wir besitzen. Die zahlreichen Geschichtswerke des Mansfelder Cyriakus Spangenberg (1528—1608)*) sind in mannigfaltiger Beziehung wichtig, hinsichtlich der Darstellung wird er aber von Kantzow („Pommersche Chronik"), Lucas David (1503—1583) „Preußische Chronik", Russow („Liefländische Chronik", Rostock 1577) und von Reyeorus („Chronik von Ditmarschen") übertroffen; dagegen ist die niederdeutsche „Chronica oder Zeitbuch der Lande zu Holsten, Stormarn, Ditmarschen und Wagern" des oldenburger Pfarrers Johann Peiersen (gest. 1552) nur als fleißige Sammlung zu erwähnen.

Die Geschichte einzelner Begebenheiten wurde nur selten selbstständig bearbeitet; unter allen Werken der Art ragt allein die „Historie des Hussitenkriegs" von Zacharias Theobald hervor. Auch Hans Jacob Fuggers (1516—1575) „Spiegel der Ehren des Erzhauses Oestreich" ist besonders durch die sorgfältige Forschung wichtig; leider ist es nur in einer sehr veränderten Umarbeitung von Sigmund von Birken bekannt. Dagegen ist zwar das „Thurnier-Buch" von Georg Rüxner (Frankf. 1530 und öfters) berühmt geworden, es ist aber voll Unrichtigkeiten und absichtlicher Entstellung der Wahrheit. Wir erwähnen endlich, daß in diesem Zeitraume auch die ersten politischen Zeitungen erscheinen, Anfangs freilich nur als fliegende Blätter, in denen einzelne bedeutende Begebenheiten berichtet wurden; erst später erschienen sie in regelmäßigen Zeiträumen; das „Frankfurter Journal" (seit 1615) ist ohne Zweifel die erste deutsche Zeitung.

Die Biographie wurde ziemlich häufig und im Ganzen nicht ohne Glück bearbeitet, und wir haben aus dem vorliegenden Zeitraum nicht bloß einzelne Lebensbeschreibungen, sondern auch größere Sammlungen. Solcher Art ist Heinrich Pantaleon's aus Basel (1522—1595) „Deutscher Nation Heldenbuch", welches freilich nur wegen seiner ziemlich großen Vollständigkeit, nicht aber auch wegen der Darstellung oder gründlichen Forschung genannt zu werden verdient. In beiden Beziehungen wichtiger sind die hieher gehörigen Schriften Quads von Kinkelbach, über welche ausführlicher berichtet werden soll. Die Lebensbeschreibungen einzelner Personen sind meistens Selbstbiographien, unter welchen wir besonders die des Ritters Götz von Berlichingen hervorheben. Doch bieten auch die übrigen mannigfaltiges Interesse, sowohl für die Zeit- als insbesondere für die Sittengeschichte. Das Leben des Ritters Hans von Schweinichen aus Schlesien (1552—1616) schildert die Rohheit des Adels und der Fürsten des 16. Jahrh. in höchst anschaulicher Wahrheit, die des Eindrucks um so weniger verfehlt, als selbst die gemeinsten Aeußerungen dieser Rohheit dem Biographen nicht im Mindesten auffallend erscheinen, und er von „Saufen und Fressen", von betrügerischem Schuldenmachen des Herzogs von Liegnitz, von Unzucht adeliger Fräulein u. s. w. mit derselben Unbefangenheit erzählt, wie von Hetzjagden, Tanzen und Staatsgeschäften. Seine Darstellung ist im Ganzen schlicht und naiv, doch verfällt sie auch öfters in den gezierten und geschmacklosen Pedantismus, welcher den höhern Ständen jener Zeit eigenthümlich war und mit dem gemeinen Treiben derselben in so auffallendem Widerspruche stand. In andere Verhältnisse führt uns die Selbstbiographie des Walliser Hirtenknaben Thomas Platter, der viele Länder als fahrender Schüler durchreiste, später in Basel als Seilergeselle in seinem Schurze Vorlesungen über hebräische Sprache hielt, dann zu gleicher Zeit Buchdrucker und Schulmeister war und sogar Rector des Gymnasiums wurde (1541). Außer diesen nennen wir endlich noch Adam Reißner (1496—1563) wegen seiner „Historia Herrn Georgen und Herrn Caspar von Frundsberg", die sich zwar nicht durch die Darstellung auszeichnet, aber wegen der sorgfältigen Benutzung der ihm zu Gebote stehenden Quellen Erwähnung verdient.

Auch an geographischen Werken aller Art ist der Zeitraum reich. Beschränkte sich die vorige Periode in dieser Beziehung beinahe ganz ausschließlich auf Reisebeschreibungen, so finden wir dagegen jetzt schon allgemein geographische Werke, unter welchen die Cosmographien oder Weltbeschreibungen von Seb. Frank und Seb. Münster weitaus die erste Stelle einnehmen; doch verdient auch Quad von Kinkelbach sowohl wegen seines „Handtbüchleins der Weltbeschreibung" als insbesondere wegen seiner „Beschreibung Germaniae" neben ihnen genannt zu werden. Aber auch der Reisebeschreibungen gibt es eine große Anzahl, doch sind nur wenige besonderer Erwähnung werth. Wir übergehen die schon in der Mitte des Zeitraums erscheinenden Sammlungen von Reisebeschreibungen (z. B. das Reyßbuch des heiligen Landes, Frankf. 1584), und erwähnen auch die Beschreibung der Reisen des Herzogs Friedrich von Würtemberg (1557—1608) nach England, den Niederlanden und Italien nur, weil er die Reihe der fürstlichen Touristen beginnt. Wie im vorigen Zeitraum, so ging auch in diesem der Zug der Reisenden besonders nach dem

*) Außer seinem berühmtesten und wichtigsten Werke, dem „Adelsspiegel" (2 Thle. 1591. 94), hat er eine „Sächsische, Hennebergische, Mansfeldische u. a. Chroniken", ferner eine nicht kleine Anzahl von theologischen Werken, Lieder und Psalmen geschrieben. Der „Adelsspiegel" ist besonders durch die außerordentliche Menge von Einzelnheiten wichtig, die in demselben meistens mit Angabe der Quellen berichtet werden.

Morgenlande, doch hat unter den vielen Tagebüchern und Reisebeschreibungen nur die des Augsburger Leonhard Rauwolf (gest. 1596) wissenschaftlichen Werth; die „Orientalische Reyß" von Hans Jacob Breuning von und zu Buchenbach (1552—1610) interessirt durch die Erzählung vielfacher Abenteuer. Die ersten Nachrichten über Amerika geben Michael Herr (1534) und Hans Staden (1556).

Valerius Anshelm, gen. Rüd.

In jeder Weise hochherzig, zog das alte Bern gern und oft fremde Kräfte an sich, welche ihrerseits zur Verherrlichung der mächtigen Stadt beitrugen, so im 15. Jahrh. den Brugger Thüring Frickart und den Solothurner Diebold Schilling, so im 16. Valerius Anshelm, genannt Rud oder Rüd aus Rotweil. Wann derselbe geboren wurde, ist noch nicht ausgemittelt, wie überhaupt von seinen Lebensumständen nur Einzelnes bekannt ist. Er selbst berichtet, daß er im Jahr 1492 zu Krakau Baccalaureus wurde; wahrscheinlich besuchte er aber auch noch andere Hochschulen, wo er sich vorzugsweise der Arzneikunde gewidmet, zugleich aber auch die alten Sprachen und die Geschichte mit Vorliebe betrieben zu haben scheint. Das Jahr, in welchem er nach Bern kam, ist unbekannt; jedenfalls war es in den ersten Jahren des 16. Jahrh. Nach unzweifelhaften Nachrichten muß er dort zuerst als Lehrer gewirkt haben; 1520 wurde er zum Stadtarzte daselbst ernannt, in welcher Eigenschaft er segensreich wirkte, bis er sich im Jahr 1523 veranlaßt sah, um heftigen Verfolgungen der Katholiken zu entgehen (denn er selbst hatte sich öffentlich für die Reformation ausgesprochen), Haus und Hab zu verkaufen und sich in seine Heimat zu begeben. Da er jedoch in Rotweil aus demselben Grunde beunruhigt wurde und inzwischen die Reformation in Bern immer größere Verbreitung gefunden hatte, ging er nach einigen Jahren dahin zurück, wo er seine frühere Stellung wieder eingenommen zu haben scheint. Im Jahr 1529 erhielt er von dem Rathe den Auftrag, die Geschichte der Stadt Bern zu schreiben, wozu ihm die Archive der Republik geöffnet wurden. Wie sehr der Rath sich beeiferte, ihn bei seiner Arbeit zu unterstützen, geht schon daraus hervor, daß er ein Schreiben an Zürich erließ, in welchem er die verbündete Stadt ersuchte, seinem wackern Mitbürger den Zutritt in die dortigen Archive und andere historische Sammlungen zu gestatten. Anshelm rechtfertigte das Vertrauen seiner Behörde; er arbeitete mit eben so viel Fleiß und Umsicht an dem ihm aufgetragenen Werke, bis ihn der Tod abrief, wahrscheinlich im Jahr 1540 oder sehr bald darnach.

Seine Chronik beginnt mit dem Jahr 1032 und geht bis auf das Jahr 1526; doch ist die Geschichte der ersten Jahrhunderte bis zum Ende des Burgundischen Kriegs nur in gedrängter Uebersicht gegeben, in welcher er sich vorab zum Zwecke setzte, die Irrthümer seiner Vorgänger zu berichtigen, oder Einzelnes nachzutragen, das jenen entgangen war. Dagegen ist die Geschichte von 1474 an und besonders die der Reformationszeit mit großer Ausführlichkeit und Benutzung reicher Quellen erzählt. Anshelms Chronik reiht sich würdig an die Geschichtswerke seiner Vorgänger Justinger und Schilling (t. 703 und 773), so daß sich wohl kaum eine andere Stadt einer so großen Anzahl von tüchtigen, auf einander folgenden Geschichtschreibern rühmen kann, wie aber auch kaum eine andere solchen Ruhm verdient. Denn wir haben nicht nur die Großthaten ihrer Bürger, sondern auch die Weisheit ihrer Regierung zu bewundern, welche, gleich groß im Kampf und im Frieden, mitten in den Wirren der Religionshändel den Sinn für das Höhere nicht verlor, und mit weisem Tact den rechten Mann für das große Unternehmen zu finden wußte. Denn Anshelm war, wie Joh. von Müller so trefflich sagt, ein ernster, redlicher, der altrömischen Hoheit nicht fremder Mann. Mit einem seltenen Reichthum von Kenntnissen verband er einen offenen Geist, der ihm die dunkelsten Verhältnisse klar durchschauen ließ, die er mit Unpartheilichkeit auffaßte und darstellte; denn so feurig seine Liebe zur Freiheit und zu seinem zweiten Vaterlande war, so ließ er sich auch durch diese niemals verleiten, ihr die Wahrheit und das Recht aufzuopfern, wie er im Leben stets bereit war, für seine Ueberzeugung Gut und Blut einzusetzen. Seine Geschichte hat zwar noch ganz die einfache Form der Chronik, aber er faßt die erzählten Begebenheiten mit staatsmännischem Blicke auf, der alle Erscheinungen des Lebens, sobald sie auf die Entwickelung des Staats und des Volks von Einfluß sind, in ihrer wahren Bedeutsamkeit anschaut, was sich nicht nur in der ausführlicheren Darstellung solcher Erscheinungen, sondern auch häufig in kurzen, in die Erzählung verwebten Bemerkungen, ja selbst in einzelnen glücklichen Wörtern kund gibt, so daß man ihn oft vom Geiste eines Tacitus durchdrungen glaubt. Wir dürfen nicht übergehen zu bemerken, daß Anshelm, von seinem großen Sinn geleitet, die Erzählung keineswegs auf die Thatsachen beschränkt, welche die Stadt Bern, oder auch die gesammte Eidgenossenschaft betreffen, sondern daß er auch alle diejenigen Begebenheiten in den Kreis seiner Geschichte zieht, welche bei ihrer weithistorischen Bedeutung nothwendig auch auf die Schicksale und die Entwickelung gemeiner Eidgenossenschaft von nachhaltigem Einfluß sein mußten. Seine Darstellung ist einfach, klar und lebendig, und er ringt oft, wie Joh. v. Müller sagt, mit seinem Deutsch, ihm römische Kraft und Kürze zu geben.

1. Vom Bruder Clausen von Unterwalden.

In disem jar (1487) vf den 21 tag merzens ze nacht ist vß diser zyt geschiden der heilig man, mit namen Niclaus von Flüh, ein gebornr landman, frommes altes geschlechts von Unterwalden, gesessen am Ranft vf einem hof, genempt Flüh, daher sinem geschlecht der zunam komt; von jugend an zu trüwer arbeit, frommkeit vnd gottsforcht geneigt, der Welt er, lust vnd laster gefloben, also das, nachdem er fünf sühn vnd fünf töchteren von seiner ehelichen frommen hußfrouwen, Dyrothe Wyssin, hatt empfangen, mit hart erworbnem vrloub von jnen in ein wilde des Ranfts nit fer von sinem hof, jm wunderbarlich angezeigt, gangen vnd daselbs vil jar vß göttlicher gab übermenschliche leben gefürt, zům ersten in einem hol; darnach, da jn die jeger offneten, in eim husli, vnd darby ein capell, vnser Frouwen im Ranft gewycht, jm von den landluten gebuwen, darzů einen Caplan vß rychlich zügeflossenen gaben gestift. Lag in sinem stübli vff eim brett, vnd zům houpt ein blöchli, zů streng kalter zyt mit einem bösen goller bedeckt. Trüg an sinem lyb nüt, dann ein ruchen, wullenen, grawen rock, biß vf die füß langen, en ein gürtel, barhoupt vnd barfüß, alsa grusam anzelechen, das alle, jv jn ansachent, ein scheecken ab jm nament. Gieng fetten vnd nit

vor mittag herus vnd zv veiper zyt wider vn. Dazwischen gieng er rinig an der sunnen, etwan zů brůder Volrichen, nit wyt von sinem hüsli vf einem berg wonend, etwan zů siner husfrowren vnd zůn kinden, treff, strafft vnd leret sie gottsferchi, frommkeit vnd arbeit. Deßglychen hielt er sich gegen denen, die jn besůchtent, heimischen vnd frömbden, vych ferrer landen, Tutschen vnd Welschen, edlen vnd vnedlen, mit wenig oder keinen worten, vnd allen glycher ererbietung, vermant olle ernstlich, der ler vnd gebroten Gottes ob ollen dingen, auch der oberkeit ghersamen, insonders gottsforcht, frid vnd gerechtigkrit zů sůchen. Riet vnd ermant oft gmein Eydgnossen, die er vych liebt, das sie sich von frömbder hurren vnd pensionen diensten abzugint, aber heimischer vnd nachburlicher frundschafft vnd einigkeit zůzugint, jrer altvordern gotsforcht, gastbarkeit, gerechtigkeit, manheit vnd hart gewynne frybeit behieltint vnd folgtint, trůwlich vnd gefliissen zyner die er Gotts, siner diener vnd siner lilchen, witwen vnd weysen vnd die armen, rechtlosen vnd durfftigen schůtztint vnd schirmtint: also so werd jr lob vnd wesen zůnemen vnd bestan; sonst wurds bald abnemen vnd zergan. Wann man jn fragt vmb hoche ding. Gott oder die gwůssen berubrend, wies er gwenlich an jre lůtpriester vnd gelerten, denen ze glonben vnd ze folgen. Hat also nvnzechen vnd ein halbjar gelebt on alle menschliche, auch on ander ipos vnd tranck, allein zům monat einist vnd zyn hochzytlichen tagen das heilig sacrament andechtig genossen. Vnd als er also in übermenschlichem vnd nie von keinem menschen gehörtem Abbruch lebt, ward des lands bischof, namlich der von Costanz, vnd durch beger des landes obern vnd lůten bewegt, jn vor oft mit mengerley listen vnd vssehens versůcht zů versůchen vnd zů beweren. Schickt sinen wych bischof, Doctor Thoman, prediger ordens, dahin, vnd nachrem er jm sin capell gewycht, fragt er jn, welche die gröste tugend wer? Antwurt er: „Ghorsame!" Vf das gebot jm der bischof by christenlicher ghorsame, dry biz brods ze essen vnd ein trvnck wyns ze trincken. Begert bruder Claus, den einen biz in dry ze brechen; deren nam er einen vnd noß den mit jemlicher beschwerd, das der bischof vnd menlichen hiegegin ein grosser schrecken vnd schmirtzen darab gewunnen, vnd an getaner gehorsame übergnůgsam benngen hatt: das er aber alles dem gefallen vnd den gnaden des allmechtigen Gotts mit hochem danck zůleit. Endlich nach lang wunderbarem, heiligem leben ward er kranck, leid acht tag gedultig vil vnd groß weh, das er sunderlich im gebein wesen andet. Starb christlich, siues alters im sibenzigsten jar, rom ganzen land zů Sachseln erlich bellagt vnd begraben, auch von allen orten jvnderlich vnd von Herzog Sigmunden von Osterrych mit hundert priestern löblich begungen. Es sind auch in sinem leben vnd nach sinem tod vil vnd grosse, wie vermeynt, durch jn wunderwerck vnd zeichen beschechen. Daby nit wenig kumt zů verwundern, das disen heiligen mans linder vnd wessen beyder geschlecht jrer gar nach keins on lybs oder vernvnft bresten erfunden ist. Billicht darumb, dos sie sich jres vnters heiligkeit nit sölltint vberheben, noch sich vf sin vertröstten, sonder gedenken, das der herr von jedlichem nit eines anderen, sonder jm befolenes vfwnds gwin vnd eigenes ölis licht erforderet. Keiser Maximilian begert jn zů erheben, blrib vf ålter zyt anstan.

2. Waldmanns Wesen vnd Vgang.

Der zyten was in der fnenemen statt Zürich ein fürnemer Burgermeister, mit namen Hans Waldmann, von Jng geboren, Ritter; vor kurtzen jaren ein so lichtfertiger, vnnützer vnd verthaner Gerber gewrsen, das jm niemands eines pfennings werib vertrurt, noch er dessen vermocht, vnd all wirt vnd gsellen vnwillen vnd schuchen, als ab einem verlornen Jufkind, ab jm hattent. Als er aber mit Lybsgestalt, manheit, sterke, verstand vnd beredtsame so hoch begabet war, daß jm alle menschen zurtet, für den hubschesten Eydgenossen achtet, sines vnwesens, ouch zůletzt sines mishandels vnd schmächlichen tods ein groß bedurren trůg, nit werken noch hushan wolt, zech er heimschen vnd reisländischen Kriegen nach, in denen er sich so wol schickt, daß er in aller Eydgnoßschaft vnd by den frömbden hirren kundschafft, rům vnd gunst, auch sonderlich von den franzősischen kungen pension vnd geld erlangt, vnd hiemit an in siner statt Zurich zů hushab vnd eren kam. Hielt sich demnach im burgundischen krieg so redlich, das, nachdem er vor Murten obrister hoptman, zů Ritter geschlagen, on gewalt, eren vnd gůt gůchlingen also vast vfgieng, das er dryßig tusend guldin rych vnd so ein gewaltiger burgermeister ward, das er nit allein in sinem ort vnd in der Eydgnoßschafft, sonder vych by allen reisländischen kungen, fursten, herren vnd stetten, so mit einer Eydgnoßschafft handleten, der sůenemst Eydgenoß geachtet, in allen handlen fürtraf, vil selbs gefallens vnd gewalts, nach gunst vnd vngunst verwaltet, vf sich selber so hoch vertrost, daß er in grossem span zur gegenred durft trutzlich sagen: „Ich bin babst, keiser vnd kung!" Hatt auch by jnen ein groß ansehen, war gemeint siner statt vnd land nutz, ansehen vnd er, vnd hierin sinen rům vnd nutz ze sůchen vnd ze vsnen. Liebt zů siner verderbnis frevle, můtwillige gesellschafft, vfrichtet die, vnd vnterdruckt dir widrigen, insonders von gschlechten, lebt nach eigenem lust ganz ein weltseliger man.

Johannes Aventinus.

Johannes Turmayer, aus Abensberg in Oberbayern (daher er sich Aventinus nannte), wurde am St. Ulrichstage im Jahre 1477 geboren. Von seinem Vater, einem ziemlich wohlhabenden Wirthe früh zur Schule angehalten, konnte er schon mit dem 18. Jahre die Universität beziehen. Er ging zuerst nach Ingolstadt, wo er den berühmten Conrad Celtes hörte, dann nach Paris, wo er sich die Würde eines Magisters der freien Künste erwarb, und von dort nach Wien, wohin unterdessen sein Lehrer Celtes gezogen war, durch welchen er mit mehreren bedeutenden Männern in genauere Verbindung kam. Nachdem er daselbst eine Zeitlang über griechische und lateinische Dichter und Redner Vorträge gehalten hatte, durch welche er im Sinne seines großen Lehrers zu wirken und das geistlose Formelwesen der scholastischen Philosophie zu bekämpfen suchte, ging er nach einem kürzeren, durch Krankheit herbeigeführten Aufenthalt in seiner Heimat nach Krakau, wo er die griechische Sprache lehrte und zu gleicher Zeit mit großem Eifer Mathematik studirte. In die Heimat zurückgekehrt, trat er seit 1509 als Lehrer in Ingolstadt auf, wo er sich durch seine geistvollen Vorträge über römische Literatur so große Achtung erwarb, daß er schon im Jahre 1512 zum Lehrer und Erzieher der beiden jungen Herzöge von Bayern, Ludwig und Ernst, berufen wurde. Als solcher machte er mit Herzog Ernst eine Reise durch Italien, nicht ohne großen Gewinn für seine eigene Ausbildung. Als seine Zöglinge erwachsen waren, erhielt er von ihnen einen Jahresgehalt von 100 Gulden, und den Auftrag, die Geschichte Bayerns zu schreiben. Zu diesem Zwecke durchzog er seit 1517 das Land nach allen Richtungen, durchsuchte alle Klöster, Bibliotheken und Archive, schrieb sich eine ungeheuere Zahl von Urkunden ab und sammelte überhaupt so reichen Stoff, wie vor ihm wohl kein anderer deutscher Geschichtschreiber gehabt hatte. Nach diesen Quellen bearbeitete er nun die Geschichte Bayerns zuerst lateinisch, dann aber auch zum Theil erweitert und verbessert, in deutscher Sprache, um durch sein

Werk auch dem Volke nützlich zu sein. Die Freimüthigkeit, mit welcher er die Versunkenheit der Geistlichen, besonders der Mönche schilderte, zog ihm deren Feindschaft zu; und als er im Jahr 1529 von Regensburg, wo er sich nun beständig aufhielt, nach Adensberg gereist war, um seine Schwester zu besuchen, wurde er als der Ketzerei verdächtig (man beschuldigte ihn unter Anderm, daß er am Freitag Fleisch esse), ins Gefängniß geworfen. Dies kam ihm nicht ganz unerwartet, daher er auch die Absicht hatte, nach Sachsen auszuwandern, um sich den drohenden Verfolgungen zu entziehen, und sich dann auch wohl offen gegen das Pabstthum zu erklären; doch brach das Ungewitter früher aus, als er vermuthete. Wahrscheinlich wäre es dem trefflichen Mann übel ergangen, wenn sich nicht sein ehemaliger Zögling Herzog Ernst auf das Wärmste für ihn verwendet hätte. Er wurde freigelassen; aber sein Lebensglück war zerstört. Außer dem Grame über die erlittene Mißhandlung verbitterte ihm sein Weib, das er zur Pflege seines Alters bald nach seiner Befreiung gehelrathet hatte, die übrigen Tage seines Lebens. Er starb am 9. Jan. 1534 in Regensburg.

Außer der „Bayerischen Chronik" hat Aventinus noch mancherlei geschrieben, so z. B. die Geschichte „von dem Vrsprung der stat Regensburg", eine Schrift über „das alt Römisch kriegs Regiment" u. a. m. Ob er aber auch das „Zeitbuch über ganz Dentschland" wirklich bearbeitet hat, von dem er zu wiederholten Malen in seiner Bayerischen Chronik spricht, ist uns unbekannt; auf keinen Fall ist es gedruckt worden, wie denn auch die Bayer. Chronik erst nach seinem Tode im Druck herauskam.

Ist Aventinus schon als Geschichtsforscher höchst bedeutend, so ist er es noch weit mehr durch den hohen Sinn, der ihn bei seiner Arbeit leitete und der dieselbe vom Anfange bis zum Ende beseelt, so daß Görbe mit Recht sagen konnte: „Wer das menschliche Herz, den Bildungsgang der Einzelnen kennt, wird nicht in Abrede sein, daß man einen trefflichen Menschen tüchtig heraufbilden könnte, ohne dabei ein anderes Buch zu brauchen, als etwa Tschudi's schweizerische, oder Aventins bayerische Chronik." Die sehr lesenswerthe Dedikation zu derselben und die eben so bedeutenden Vorreden zu deren einzelnen Büchern, in welchen er seine Ansichten über Geschichtschreibung ausspricht, deurkunden den hohen Adel seiner Gesinnung und vor Allem seine unbestechliche Liebe zur Wahrheit, die er auch dann offen und furchtlos aussprach, wenn sie ihm gefährlich werden konnte. Am entschiedensten erhebt er seine Stimme gegen die Uebergriffe Roms in Kirche und Recht, gegen die Anmaßungen und die Habsucht der Päbste, und der gesammten Geistlichkeit, besonders aber der Mönche, deren schädlichen Einfluß er mit den lebendigsten Farben schildert. Eben so empfänglich ist er aber auch für das Große, und er ist eben so glücklich in der Zeichnung hervorragender Charaktere (1) als in der Darstellung großer Begebenheiten (2), die er mit scharfem, ächt historischem Blicke erfaßt.

Seine warme Vaterlandsliebe, die sein ganzes großes Werk mit belebendem Hauche durchzieht, zeigt sich auch schon darin, daß er dasselbe aus der lateinischen Urschrift ins Deutsche übertrug, wodurch er zugleich eine Höhe der Anschauung beurkundete, welche man bei den meisten Gelehrten der damaligen Zeit schmerzlich vermißt. „In dieser verteutschung", sagt er am Anfange der Dedikation, „brauche ich mich deß alten, lautern, gewönlichen, jederman verstendigen Teutsches. Denn vnser Redner vnd Schreiber, vorauß so auch Lateln können, biegen vnd krümmen vnser Sprach im reden vnd schreiben, vermengens, felschens mit zerbrochnen Lateinischen wörtern, machens mit großen vmbschweifen vnverstendig, ziehen gar von jhrer auff die Lateinische art mit schreiben vnd reden, das doch nicht seyn soll: denn ein jegliche Sprach hat jhren eigenen brauch vnd besondere eigenschafft. Es laut gar vbel vnd man deißt es Küchen Latein, so man Latein redet nach außweisen der Teutschen zungen; also gleicher maß lauts vbel bey solcher sachen erfarnen, wo man das Teutsch vermischt mit frembder Sprach, demnachs zerbrochen vnd vnverstendig wirdt. Es hat sonst auch der Land vnd Leut, auch Geschicht beschreibung, jhr art vnd besondere manier vnd meinung, von welches wegen ich mich beflissen hab deß alten natürlichen, jederman verstendig Teutschen, so in gemeinem brauch ist, in den alten Sprüchen, wolgesetzten Reimen vnd Sprichwörtern gefunden wirdt, vnd ja dennoch nicht zu weit, als vil müglich ist, vnd die art der Sprachen erleiden mögen, vom Lateln." So hat denn Aventinus, wahrscheinlich auch mit Benutzung von Luthers Vorgang, den einzig richtigen Weg für schöne Sprachdarstellung eingeschlagen; er hat die reine, unverfälschte Sprache des Volkes zum Grunde gelegt, und dieselbe mit verständigem Sinn künstlerisch zu entwickeln gesucht, was ihm auch in ausgezeichneter Weise gelungen ist, so daß sein durch Kraft, Klarheit und Reinheit gleich ausgezeichneter Styl musterhaft genannt und die Lectüre seiner Geschichte nicht genug empfohlen werden kann, na-

mentlich jetzt, wo das Gefühl für die Reinheit und Eigenthümlichkeit der Sprache in ſo trauriger Weiſe abgeſtumpft iſt.

1. Aus der Charakteriſtik Karls des Großen.

Von Keyſer Carls fleiß.

ZW nacht legt er allezeit ein Teffelein under das haupt; wenn jm etwas Land vnd leaten nutz eynfiel, merckt ees von ſtund an, ſtunde gemeiniglich zu mitternacht auff, dacht, was er aufrichten welt den tag, and ſchauwet aach das Geſtirn, deß er faſt kündig war vnd ſeinen luſt daran hatt. Im Sommer ſchlieff er gemeinigklich zu mitternacht zwo oder drey ſtund; zu morgen, wenn man jhn anlegt, ließ er jederman hineyn, verhöret die Leut, vnd richtet ſie alle ab: ſo vngern ließ er die zeit vnmäſſig hingehen. Was er wolt, das man den gantzen tag thun ſolt, ſchrib er in ein Zedel, gnb jn denen, ſo ſolches wiſſen muſten.

Von Keyſer Carls leib vnd ſterke.

ER iſt ein gerader, langer Fürſt eines groſſen Leibs geweſen, ſiben ſchuch lang, als ſein Gantzler and Eyden Egenhart ſchreibt, hat ein runden korff, groſſe grobe liechte augen nach der Teutſchen art gehabt, eines frölichen vnd wolgeſtalten angeſichts, einer groſſen naſen. Im alter iſt er gantz grnaw geweſen: iſt jm wol vnd ehrlich angeſtanden; hat ein kurtzen, dicken halß gehabt vnd einen groſſen baach, der jm doch nicht übel angeſtanden iſt, and den man nit hat mögen mercken, nachdem er ſunſt groſſe, gerade gliedmaß von natur gehabt. hat anch ein ſtäten, ſtarcken, gantzen and aberal einen männlichen Leib gehabt, ein laute red, doch nicht gemeß ſeiner gröſſe vnd ein wenig zu klein zu einem ſolchen groſſen leib. Er ſey geſtanden, gangen oder geſeſſen, ſo hat er ein Fürſtlich and herrlich anſehen gehabt, iſt gar einer geſunden art vnd natar nnd nie kranck geweſen, biß in die vier letzte jar, da hat jn das Kalt oder Feber oft aageſtoſſen. Im letzten jar hat er ein böſen fuß gehabt, hat hincken müſſen and hat in der ſchwachheit nur ſeines wolgefallens gelebt; iſt den Eyhten etwas gram geweſen, daß ſie jhm das Brahten, das er am liebſten hat geſſen, verbotten.

Von Keyſer Carls künſten vnd Geſchicklgkeit.

ER iſt faſt beredt geweſen, auch aaß andachtem mat in beyden Sprachen, der Lateiniſchen and Teatſchen; die Griechiſche zu lehrnen, hat er ſich vnderſtanden, doch hat er dieſelbige baß verſtanden, denn reden künnen. Auff die ſieben freyen Künſte hat er jmmer groſſe mühe gelegt, ail daranff gebnuwet vnd gehalten. Darumb hat er bey jm am Hof gehabt derſelben zeit den gelehrteſten mann, Albowein, ein Engleſer, der etliche Bücher von Geſprech, mit Keyſer Carl gehalten aon der Kunſt deß wolredens vnd die warheit zu ſachen, aaßzurechnen alle ſachen, im Latein Oratoria and Logica genannt, beſchriben hat; ſeynd noch aerhanden. Er hat die Beſchreibung and Mappa der gantzen Welt in einen ſilbern Tiſch geſtochen gehabt.

Hat die Kunſt deß rechnens vnd aon natur der zal, ſo Aethhmetica Griechiſch heiſſet, vberaaß wol gekändt; iſt anch der art vnd natur deß Geſtiens gantz geübt geweſen.

Die Musica hat er gemehret bey den Lateinern; denn ſo allerley Geſang im thon and weiſe getheilet werden, nnd die Lateiner damals nur die nier branchten, hat er auch die aier aon den Griechen genommen vnd in der Lateiner brauch bracht. Die Griechiſchen Bottſchafften, ſo offt ſie zu jm von den Keyſern von Conſtantinopel geſchickt warden, maſten ſie jm je ſingen in der Kirchen auff ir maß vnd weiſe. Derſelbige Geſang gefiel jm wol, muſten jm ſeine Senger nach derſelbigen art auch Geſänge machen, vnd von jnen die maß vnd aet deß geſangs nemmen and lehrnen.

Die wol in den Freyen Künſten geübt and verſtendig waren, hat er faſt begabet, auß jnen Biſchoffe gemachet. Er wünſchet offt, daß er nur zwölff geſchickter Pfaffen, wie Sanct Hieronymus and S. Anguſtinas geweſen ſeyn, im gantzen Reich möchte haben. Da ſagt ſein obgenannter Lehrmeiſter Albowein zu jm einmal, daß jn ſolcher wunſch verdröß, ein gater ſeiner Herr wolt zwölff ſolcher Geiſtlichen haben, ſo Gott der Allmechtige in ſo lange zeit nicht mehr denn zween bißher hat haben künnen.

Sein angeborne Sprach, das iſt die Teutſch Zang, hat er am meiſten geredt and am Hof gebraucht; hats gemehret, hat den aier Winden vnd den Monaten, als etliche ſchreiben, neuwe Namen geben, nemlich Nord, Süd, Oſten, Weſt, wiewol mich dünckt, dieſe Namen ſeyen vorlängſt bey den Teutſchen im branch geweſen. In dem Zeitbuch vber gnaz Teutſchland werde ich ſolchs anzeigen. Die Namen der Monat ſeynd dieſe: Den Jener hat er den Wintermenat genenaet, den anbeen Hornung, den Merzea den Lentzen, den April den Oſtermonat, den Meyen den Wunnemonat, Brachmonat behelt noch den Namen, den Julinm den Heuwmonat, Auguſtnm oder Angſtmeant hat er den Arnmonat geheiſſen, den Septembrem hat er den Waltonmen genannt, den Octobeem Weinmonat, den Novembrem Windmonat, den Chriſtmonat den Heiligmonat. Aber ich werde viel ſeltzams and luſtiges dings ſchreiben im Zeitbuch vber gantz Teutſchland aon diſen ſachen, wie es die alten Teutſchen aor Chriſti Geburt gehalten haben.

Er hat auch ein beſondere Grammatica vber die Teatſche Sprach gemacht, hat derſelbigen maß vnd art der Lateiniſchen geben wöllen, damit mans auch durch etliche Regeln lebenen möchte, nit allein durch den brauch; hat jr jr rechte aet geben, wie man ein jeglich woet recht ſchreibet, recht hinden hinauß endet, denet vnd zuſammen ſetzet. Ich habe etlich ſolche Teutſch geleſen in den alten ſchrifften, aber es iſt ſchwärlich zu verſtehen. Es haben ſe etliche Geiſtliche Teatſch gelehret, nemlich der Ertzbiſchoff von Mentz, mit namen Rabwein, nnd Walfrid, der Abt aon Sanct Gallen, Haano, der Biſchoff aon Hildeßheim, and Herman der Lam, ein Graff von Piering in Schwaben, haben in ſolch Teutſch die gantze Bibel bracht: iſt einem, der der Sprach nicht wol verſtendig iſt, vnverſtendiger, dean das Lateiniſch; aber ſie iſt artig vnd wol verteatſcht, wird etwa anderß mehr danon meldung thun.

Item er hat anch die Teatſchen Geſänge, aon den alten Helden der Teutſchen gemacht, zuſammen laſſen in ein Bach bringen, vnd hat je auch etliche ſelbſt geſetzt, aber ſie ſeynd der meiſte theil verloren, vnd heenach gefälſcht durch etliche worden.

2. Wie die Hungarn bei Thierhaubten geſchlagen worden ſind.

KEiſer Otto war dieſer zeyt in der Windiſchen Marck, dempffet vnd ſtillet die Aufſeühreriſchen Landieſſen. So bald er aber höret, wie die Hungaen mit ſo groſſer macht ander Augſpargk jn Feld legen, ließ er allenthalben im Reich vmbſchlagen, nam ein gewaltigs Kriegsvolck an, wolt dem Feind den nechſten zuziehen, hett kein ruw tag vnd nacht, eylet, ſo faſt er jmmer mocht, mit den Sachſſen herauß in das Rieß. Deßgleichen kam jm zu hülff Hertzog Conrad aaß Feancken mit einem Reiſigen zeug, Hertzog Boliſlaas auß Behem führet ein mechtig Fußvolck mit jm dem Keiſer zu. Herzog Heineich auß Beyern war ſchwach, kundt ſelbſt nicht ziehen, ſchicket aber ſeinen öberſten Feldthauptmann, Graff Eberbarden von der Sembta and Eberſperg, mit einer groſſen anzal der Beyern; Hertzog Burckhaet führet die Schwaben. Sanct Ulrich was zu Augſparg; als er höret, daß der Keiſer vnd andere Fürſten mehr mit ſo viel Volck vorhanden, zog er mit Heezog Barckharden auß der Statt. Den nechſten tag am morgens frü ſtieſſen die Kriegshauffen all zuſammen: da wurd beſchloſſen, man ſolt die Behmen in der hinderhut bey dem Troß laſſen ſtehen. Die Hungaen fielen in ſie, erlegten den Troß; die aabern neben dem Keyſer ſetzten tapffer dreya, fielen mit ſieben Haaffen in die Hungaen, dachten nit anderß, dean es

mäßt gewunnen oder verloren seyn, zertrennten der Hungarn Ordnung, brachtens in ein gedreng, nmbgabens ringsweiß, sinchens daenider, schlugen in sie and beachtens in die flucht. Die Hungarn auff der andern seiten deß Lechs, so Thierhaubten innenhetten, wurdens dergleichen aan den Beyern angriffen and auß gnaden Gottes gleichermassen geschlagen. Die Keiserischen jagten die Hungarn in den Lech, der gleich vor inen war, ertrancken irer viel, wurd der Lech aeller todter Cörpel. Es kam gar kein Hungar lebendig darvon, etliche wenig wurden gefangen, die andern alle erschlagen, eben an dem tag, da ner nicht vnd vierzig jaren die Hungarn gleicher massen die Beyern geschlagen hetten, nemlich am zehenden tag Augusti, ist eben an S. Laurenzen tag, den man derhalben zu fasten vnd zu feyren auffgesetzt hat. Den nechsten herauch hat man der Feind Gelägr geplündert, einen grossen hauffen gefangner Leut eriediget. Jedeeman lobet Gott vmb den grossen Sieg; man hielt etliche Procession vnd andere Opffer umb deß Siegs willen, daß Gott der Allmächtige die Christenheit dermassen eriediget hett.

Der Hungrische König Balzke mit jamdt seinen nirr Hauptlenten Schab, Lät, Sur vnd Tor warden lebendig gefangen vnd Graffen Eberharden geschenckt: drr schickets alta gefangen gegen Regenspurg zu Herzog Heinrichen, der ließ sie alle fünff vor dem Ostthor gegen Hungaen werts an ein Galgen hencken vnd verzahlen. Die andern gefangenen Hungarn führet Graff Eberhard mit im gen Ebersperg, ließ ein grosse Gruben grabrn, warffs alto lebendig all darein vnd ließ sie mit Erdtrich bedecken vnd erstecken. Was man nn beat von Silbergeschirr vberkam, das gab man an die Gotshenser, ließ Bilder, Monstrnntzen, Glocken vnd anderß dergleichen Kirchen Ornat darauß machen vnd giessen. Auff der Christen seyten sind vmbkommen Graff Diebold von Dilling, Sanct Vlrichs Beuder; Reginwald, ein Graff von Vering, S. Vlrichs Schwester Son, der ein Vatters Bruder Frauwen Bertha, der Anfrauwen Hermanni Contractl, deß Historienschreibers gewesen ist, Herzog Conrad, deß Keisers Tochtermann; Starchardus, Bischoff zu Eichstätt tBischoff Michael von Regenspurg wurd in ein hand nrrwundt, kam kaum darvon durch hülff, wie man ließt. S. Haimerant) vnd Herzog Burckhaed aus Schwaben, ein Tochterman Herzog Heinrichs in Beyern.

Nachdem nun Keiser Otto Teutschland vnd das Christlich Volck von den greuwlichen Feinden dermassen eriediget and die Hungarn alto geschlagen, ward er von allem Kriegsvolck öffentlich außgeschryen vnd ein Vatter deß Vatterlands genennt. Die Hungarn, so noch daheim waren bliebrn, erschracken dermassen ab dieser Niderlag, daß sie jr Grentz des Hungeelands mit Gräben vnd Zänen an den mösigen örteen mit allem fleiß bewarten, hetten nicht mehr lust, andere Land (als sie zuor biß in das sünff vnd zwenzigste jar an einander gethan) zu vberziehen, waren so gar erlegt, vnd an der macht Keiser Ottens erschrocken (wie denn Luitbrandus Ticinensis and Benedictus der sechst biß namens, Barst, welche zu dieser zeit gelebt, geschrieben haben), daß sie sich weiter nicht rüren, noch ein wenig nur darfften mercken lassen.

Sebastian Franck.

Als Geschichtschreiber dem Aventinus untergeordnet, ist ihm Sebastian Franck als Stylist ebenbürtig, ja er übertrifft ihn noch an Mannigfaltigkeit der prosaischen Darstellung, da er nicht bloß historische, sondern auch zahlreiche didaktische Werke geschrieben. Er wurde im Jahr 1500 zu Donauwörth geboren; von seiner früheren Jugend ist aber eben so wenig bekannt, als von seinen Studien, und das erste Zeugniß seines Daseins ist auch sein erstes Buch, das im Jahr 1527 zu Nürnberg erschien, wo er sich schon damals aufgehalten zu haben scheint. Dort verheirathete er sich mit einer Bürgerstochter, begab sich aber, wie es heißt, aus der Stadt verwiesen, schon im Jahr 1531 nach Straßburg, wo er seine große Chronik herausgab. Da jedoch dies Werk viele Ansichten enthielt, welche mit denen früherer Ketzer übereinstimmten, wurde er auch von dort verbannt, nachdem er noch vorher eine Zeitlang ins Gefängniß geworfen worden war. Es ist unbekannt, wohin er sich nun wandte; im Jahr 1533 finden wir ihn in Ulm, wo er eine Druckerei errichtete und seine Paradoxn herausgab, welche ihm nochmalige Verbannung und den Verlust des erst erworbenen Bürgerrechts zuzogen, und die zudem so großes Mißfallen erregten, daß seine Lehren von den (1540) in Schmalkalden versammelten Theologen verworfen wurden, und man vor ihnen ernstlich warnte. Von seinen übrigen Schicksalen ist nichts weiter bekannt, als daß er um das Jahr 1545 zu Basel gestorben ist, wo er ebenfalls eine Druckerei besessen zu haben scheint. Nach der allgemein verbreiteten Meinung soll er ein Wiedertäufer gewesen sein, aber dies scheint durchaus unrichtig, da er sich in seinen Schriften auf die entschiedenste Weise gegen dieselben erklärt. Vielmehr war er ein Mystiker, wie er sich denn nach Tauler und andern Mystikern der früheren Zeit gebildet hatte, was auch aus seiner Sprache ersichtlich ist. Wie sonderbar oder irrig aber seine Meinungen auch gewesen sein mögen, so verdient er doch immerhin unsere größte Achtung, weil er sich lieber dem größten Elend und den unablässigen Verfolgungen der erzürnten Theologen aussetzen, als seiner Ueberzeugung untreu werden wollte.

Seine zahlreichen didaktischen Schriften werden in einem späteren Abschnitte zu besprechen sein; wir haben für jetzt nur seine historischen Werke zu betrachten. Im Allgemeinen unterschieden sie sich schon darin wesentlich von denen seines berühmten Zeitgenossen Aventinus, daß sie nicht, wie jene, auf sorgfältigem Quellenstudium beruhen, sie daher auch nicht selbst als Quellen angesehen oder benutzt werden können. Franck hat seinen Geschichtswerken vielmehr nur ältere Bücher ähnlicher Art zum Grunde gelegt, und sich im Ganzen an deren Berichte gehalten. Was ihm aber ganz gehört, das ist zunächst die meisterhafte Darstellung, die sich in allen seinen Schriften, seinen historischen wie seinen philosophischen, durch Kraft, Lebendigkeit und Frische, so wie durch Reinheit und ächte Volksthümlichkeit auszeichnet, und sodann die Selbstständigkeit und die Schärfe, mit welcher er die Begebenheiten auffaßt, die schöne Vaterlandsliebe und die ungeheuchelte Menschenfreundlichkeit, die sich überall warm und kräftig ausspricht. Der Umstand, daß er sich in religiösen Dingen so ganz von den Ansichten der katholischen, wie der protestantischen Theologen entfernte, trug wesentlich dazu bei, ihn von mannigfaltigen Vorurtheilen zu befreien, welche damals auch die freiesten Geister gefesselt hielten; dagegen scheinen seine eigenen religiösen Ansichten seinen Blick in politischer Beziehung verdunkelt zu haben, da es sich sonst nicht erklären ließe, wie der sonst so freigesinnte Mann die Erhebung der Bauern gegen ihre Unterdrücker so hart verdammen konnte, ob er gleich das heillose und unerträgliche Treiben des Adels gar wohl einsah.

Von seinen Geschichtswerken erwähnen wir die „Chronika der Türken" nur vorübergehend, um sogleich auf die bedeutenderen aufmerksam zu machen,

und zwar zunächst auf seine allgemeine Geschichte, welche er unter dem Titel: „Chronica, Zeytbuch und Geschichtbibel von anbegyn biß auf das Jahr 1531" in Straßburg herausgab. Sie ist schon deshalb merkwürdig, weil sie der erste Versuch ist, die Weltgeschichte nach einem leitenden Gedanken zu bearbeiten, weshalb er auch nur diejenigen Begebenheiten aufgenommen hat, welche zur Veranschaulichung desselben dienen konnten. Dieser leitende Gedanke war aber der, daß er im Verlauf der Weltgeschichte die wunderbare Hand Gottes zeigen wollte. Hat er diesen Gedanken auch nicht in seiner höchsten, den Endpunkt aller Geschichte bezeichnenden Bedeutung erfaßt, so ist es doch schon eben so dankenswerth als bewunderungswürdig, daß er ihn wenigstens geahnt hat. Zugleich will er durch sein Werk belehren. „Meyns hertzen wunsch wer," sagt er im Anfang seiner Chronik, „das wir aus anderer vilfältigen thorheyt weißheit schöpfften." Wie sehr ihm aber um diese und die Wahrheit zu thun war, und welch offenen Sinn er für diese hatte, zeigt sich in nachfolgender Stelle der Vorrede, die zu schön und bezeichnend ist, als daß wir sie nicht ganz aufnehmen sollten. „Ich kan, Gott hab lob, als ein unpartheischer, vngefangner, ein yeden lesen, vnd bin keiner Secte oder menschen auff erden also gefangen, das mir nit zů gleich alle frumme zů hertzen gefallen, ob sie schon in vil vnnötigen stucken ein fälgriff thůnd, vnd bin in keines menschen wort geschworen, dann Christi, meines Gottes vnd mitlers, in des gehorsam ich mein vernunfft allein gefangen nimm. Ja, ich würff auch kein ketzer also hin, das ich das kind mit dem bad außschütt, das ist, die warheyt von der lügen weg schlauder, sonder scheide das gold von dem kat. Denn es ist kaum eyn Heyd, Philosophus oder ketzer, der nicht etwa ein güts stück errhaten hab, das ich nicht darumb verwürff, sonder als sein gold anbett, vnd gleich etwas auch mein Got in Heyden vnd ketzern find, lieb vnd ehre, der, wie er sein Sunne läßt scheynen über gůt vnd böß, also schütt er sein güte aus über alle menschen kinder, das yederman von seiner güte zu sagen wiß. Darumb ist mir ein warheit ein warheyt, Got geb, wer sie sag, auch in ketzern, vnd bit Got für die übrigen irthumb, das er sie zůdeck, verzeich oder entdeck, das sie die erkennen vnd absteen." In demselben Geist ist seine „Chronika von gantz Teutschland" geschrieben, in welcher er sich voraus bemüht, die Anmaßungen des Pabstthums gegen die Kaiser und das Reich in ihrer allmählichen Entwickelung zu zeigen. Ein schönes Zeugniß seines geschmackvollen Fleißes ist endlich sein „Weltbůch, spiegel vnd bildtniß des gantzen erdbodens", der erste und zugleich höchst gelungene Versuch einer Weltbeschreibung, die sich nicht bloß durch die fleißige und vernünftige Zusammenstellung aller von ihm gesammelten Nachrichten über alle Länder und Völker, deren Sitten, Gebräuche, Kleidung, Religion und Verfassungen, sondern auch durch treffliche Darstellung auszeichnet, wie denn Seb. Franck in der Schilderung von Zuständen, Lebensverhältnissen und Naturerscheinungen höchst glücklich, ja oft geradezu musterhaft ist, wie man sich aus den unten mitgetheilten Bruchstücken überzeugen wird.

Aus dem „Weltbuch".

1. Der ander stand Germanie, der adel.

Der ander stand Germanie ist der adel. Die auß Gottes ordnung recht edel, das ist vätter des vatterlands, ein forcht vnd růt der bösen, vnd ein schiltbürg, auffenthalt der frummen sein solten, witwen vnd weysen handthaben, die schinden vnd schaben sy selbs, vnd die die hund vor dem pferrich sein solten, seind vilmals selbs wölff, vnd reissend alles mit gewalt zů inen, was sie vermögen, vnd wer not, das man vor den hüttern vnd wächtern hüttet vnd wachet. Deren Adel ganz vnd gar von seinem alten glantz ist kummen, vnd etwan an tugend stünd, yetzund aber allein mit stoltzheyt, pracht, reichthumb, gebuet, Tyranney yren Adel beweißen, vnd wie sy yederman förcht vnd hasset, also müssen sy auch förchten vnd von yederman verhasset sein, vnd nicht, dann eerenkeawer vnd heuchler für war freund, ja in der warheit fövil feind, wie vil knecht vnderthonen haben.

Nun zeyget zwar die nechst beürisch auffrür genůgsam, was für lust vnd freündtschafft die vnderthonen zů yren herren haben, die also mit gewalt faren. Die alten Edlen wolten mit wolthat yren die vnderthanen gewogen vnd willig machen, vnd diß war auch yhr maur vnd feül, darhinder vnd daeauff yhr reich stünd.

Sy aber achteten sich auch reich, so sy reiche vnd wolhabende vnderthonen hetten, die sie in allweg mit gůtter ordnung, vorgehung vnd gesetzen förderten, auff das sy immer ye meer zů geben hetten. Yetz wil man es alles mit gewalt auß roppfen, ja auff einmal nemmen, vnd zů tieben, kriegen vnd geben nöten, vnd in summa törlich vnwillige hund zů jagen füren, so doch nie icht in die lenge bestanden ist, das forcht oder notzwang hat außgedrschen vnd abgenöt. Die natur entsitzt ab dem notzwang, die liebe will frey sein, vnd bede, der will vnd das herz, vngezwungen.

In summa, es ist yederman eingepflantzt ein liebe der freyheit von dem freyen Gott, das wir liebre wöllen gefüret, dann gezogen werden. Darauff haben vil unedel vnd Edle wenig acht, sunder forderen heut diß morgen das, mit was füg, da fragen sy nit vmb.

Sy treiben kein andere handtierung, dann jagen, beissen, saussen, prassen, spilen, leben von rent, zins vnd gülten im vberfluß köstlich. Warumb sy es aber nemmen, vnd was sy darfür schuldig seind zůthůn, gedencket kaum einer seins ampts, so yhn doch diß macht auff der bueger balß zů legen vnd ein einigen pfenning zů fordern, nicht on vrsach vnd geding zur besserung, vnd nicht zum nachtheyl der vnderthonen gebea ist, so wol als dem taglonee sein taglon, das er darumb den tag schafft. Also auch disea, nemlich darumb das sy wittwen vnd weyssen vor gwalt entschütten, dem armen voe gwalt rechts verhelffen, vnd sich vmb aller menschen not, als yrer eygnen, annemmen, wie vätter des vatterlands: darumb sollen sy vbe eent, zinß, gült vnd auffenthalt haben, wie einer, der dem Altar dienet, vom Altar, dnemit ein yedee taglöner seins taglons bekumme. Thůnd sy dasselbig nicht, so ists eitel Tiranney vnd ein gewaltig abnemmen, das sy den vnschuldig auferdern vnd mit gewalt abnemmen, nicht andees, dann als wann ein tagwercker sein taglon an mich fordeet, ja abnötet mit gwalt, vnd hett doch kein arbeyt nie angefangen, noch angerürt, doch sell man in allweg gewalt on auffrür vnd widerwertigkeit leiden, vnd Gott klagen, der es reche vnd ablege. Wann ein yeder seines ampts gedecht, so wneden sich nicht also vil vnberüfft eintringen vnd vmb die prediotur, ämpter, oberkeit vnd narrenkappen also reissen. Auff die woll vnd milch sicht man, auff die wolfart vnd haut der schaaff niemandt.

Darumb ist der Adel fast aller, wie er yetz im schwanck gehet, ein vberbliben stuck der Heydenschafft, von vnsern ältern auff vns geerbet, da nicht ist, dann ein rennen, stechen, turnieren, seinen schildt, stamb vnd nammen hoch auffwerffen, spilen, kriegen, beyeen, herrschen, müssiggeen, vbermüt treiben ꝛc, welcher Adel diß fleysch vor Gott stinckt, verworffen, außgetilget vnd aus seinem reich außgemuſteet ist. 1. Cor. 1. Luc. xvi. Weil im Christenthumb alles eins ist in Christo vnd alle gleich erte brüder seind, wie sy alle einen vatter in dem him-

mel anbetten, ob ſy wol in den ämptern vnterſcheyden ſeind, wie das ang von der hond, ſo gehören ſy doch all an einen leib. Alſo iſt ein oberkeyt oder prediger nit ein ſundere, vor Gott edlere creatur, dann ein frummer baur, auch nicht von den andern vnderſcheyden, dann ampts halber, wie ein Hafner vnd Wagner. Gott ſichet auch nicht auff die perſon, vor dem weder Künig, fürſt, noch baur iſt.

Die welt aber hat yern Adel, den laßt ſy yhr nit zucken noch dauten; dre ſtat in oberzölten ſtucken, aber ein frembdes ding im Chriſtenthumb, da uns Gott zů hauff in ein leib ſchmidet vnd allzůmol brüder nent: da iſt weder Here, noch knecht, ſunder olles eins. Darumb iſt es ein thorechts Heydniſch ding vmb den Adel, wie yhn die welt auffwirfft, ſo doch wiſſenlich iſt, das wir alle gleich von einem vattre in dem himmel vnd von einem vatter Adam auff erden her kummen, wie des ſpruchwort laut: „Wa oder wer was dee Eheiman, da Adam reüttet vnd Eua ſpan?" Der welt üppigkeit vnd die Nemeottiſch hochfart hat diß fleiſch Adel eefunden.

Nun diß volck iſt nicht allein in Germonien, ſunder in allen nationen gwaltig, prachtlich, vil von ym ſelbs haltende, unuerträglich, die mit gwalt faren, vnd dannocht gnedige Herren wollen genannt ſein. Lne. xrſſ., alſo das ouch in Egipten, die ſich ſelbs für die Edleſten über alle andere menſchen halten, vnd die allein im fiegreyff ſich nören, vnd von dem roub geleben. Ab diſen Edlen klagen ſich die Propheten vilfeltig, ſunderlich Amos, Oſeas, Micheas rc.

Weittre gedunckt ſich der Adel Teütſcher nation des gůt ſein, das ſy jagen, müſſig geen, oder reutterey vnd federſpill teriben, ſchämen ſich auch gar ſeer, gemeynklich Burger zůſein und gemeyne ſtattrecht zůleiden, oder nur eyniche kauffmanſchatz und handtwerck zůtreiben, oder zů einer Burgerin zů heyraten; ſy fliehen auch der Burger geſellſchafft vnd handtierung, halten ſich zůſammen mit geſellſchoſt, heyrathen rc.

Nun weiter yr wonungen ſeind notfeſte Schlöſſer an bergen, wälden rc, halten koſtlich haus mit vilerley geſind, pferden, hunden, geſchmuck, haben ein beſundern brangenden gong vnd ein nachteab der verwanten, das man ſy olsbald am gong vnd der geberd erkennet. Man nennet ſy Edel vnd Erenneſt; yr wappen hencken ſy in kirchen an die wend, altar, hin vnd wider in den ſtetten an die würtzheüſer entpor, darbey man einen yeden Adel rekenne, haben auch ein yeder ſein eygen angeboren Inſigel; und kummet dem merern teil nicht, wie den alten, der Adel von tugent oder dapffern, redlichen thatten, ſunder von geburt her, das uor den weiſen gnügſom lächerlich iſt, und daenon ein ſprüchwort haben erdacht: Aut regem aut ſatuam nanct opoctet. Armůt iſt diſem ſtand gar ſchendtlich, begeben ſich re in allerley gefar, darmit ſy rer und gůt brem ſtand nach überkummen.

Wil ziehen kriegen, Fürſten vnd Herren nach; gerat yn dann ein beůt, das ſy reich wider heym kummen, ſo ſeind ſy erſt recht Edel; dann reichthumb auch vil Burger vnd bouren edel vnd wappensgnoß hot gemacht, dann pecunia obediunt omnia, gelt regiert die welt, wie Salomon ſagt. Sy geen ſelten zůfüß über feld, iſt auch yrem ſtand ſcheadtlich. Verletzt oder angetaſtet, rechen ſy ſich ſelten mit recht, ſundre vil brechen yn etwan ein vähe ab einem zann, ſogen ab mit feindsbeieſſen, kriegen vnd rechens mit feur, raub rc, darmit ſy die ureletzer zum vertrag gleich eſſt nöten.

Die prieſtre Teütſcher nation vermögen ſich nit wol mitt ynen; dedoch damit ſy mit frid von yn ſeind, heüchlen ſy yn redlich vnd erzeygen greſſe freündtlichafft. Sie achtens oder heymlich für ein rachgiriqs, hochtragens, ſtoltz, vnrůwig velck, das der kirchen gůtter geſar iſt vnd auch die geyſtlichen offt anwendet. Wünſchen derhalben offt, das ſy vnder das Burgerlich ſech, wie in Schweitz gezogen, damit yhr Tiranney geſteurt vnd yhr gwalt gemindert würde, wie wol ich acht yr Tiranney leidenlicher, dann ſhener heüchleery, als damit ſy vns allein vmb leib und gůt bringen, ſhene abre vmb das aller theüerſt pfand, die ſeel. Darumb werden wir diſen gwalt züleiden; ſhenen abre nit zůbören und in allweg zů widerſteen geheiſſen. Math. v.

Nun der Adel Teütſcher nation hatt faſt in allen dingen etwas ſunders, kleyd, herberg, gang, red, ſitz im Tempel, begrebniß rc. Der gang iſt ſtoltz, die red trotzig, das kleyd wild vnd weltlich, das angeſicht vol trowens, ye gemůt, wenig außgenummen, vnuertreglich, krieggirig vnd voll ruchs, rc.

Weil nun diſer Heydniſch adel des fleyſchs uor Got ein greüwel iſt, vnd der Teüfel ein Fürſt, Got vnd der oller edelſt in der welt, vnd diſen weltlichen Adel herrſchet; müſſen von not wegen diſen Adel verlengnen, auß ziehen und geyſtlich von ſich werffen alle, die vor Gott recht Edel ſein wöllen, weil der welt Adel weißheit, leben und weſen ſich gar nicht reimpt zů dem, das Gottes iſt vnd will. Von des Adels aukunfft liß meine vorige Chronica.

2. Der dritt ſtand Germanie, die Burgerſchafft.

DEr dritt ſtand iſt die Buegerſchafft oder Stadtleüt: deren ſeind etlich dem Keyſer, als in den Reichßſtetten, etlich den Fürſten verpflicht, etlich füe ſich ſelbſt, als in Schweitz vnd freyſtetten.

Die Foem eins rathes, rechtens, wal vnd regiments iſt vns einheymiſchen Teütſchen wol bekant. Jr gewerb iſt mancherley, künſtlich, als vendert im velck auff ertrich; wiewol vor zeiten Barbari vnd ein vngeſchickts, kunſtloſes, wildes, vngezämpts, krieggirigs volck, ye doch yez ein ſubtil, weltweiß, kunſtreich volck, darzů zů allen händeln kůn, freüdig vnd geſchickt.

Nun ich acht aber, wie nichts beſtendigs auf diſer erden iſt, und die Reich vmbgeen, vnd von einer hand in die ander fallen, alſo auch das hertz, künſt, vnd alle andere gaben Gottes: yetzund hat diß volck das hertz, můt, freüd vnd ſtercke, diſes die künſt vnd auch weißheyt, ſhenes die heerſchung vnd Regiment der welt, aber alles ein weil, bis es ſtoltziert, des überhebt, vnd damit ſich eben hochfertig, übermüttig vnd vnwirdig mocht, das widee von dem ſtůl hochmüttig wird geſturtzt, vnd das reich, hertz, kunſt vnd alles wider von yhn genummen und einem andern geben: des bezeügen alle Hiſtori vnd erfarung.

Weitter iſt auch in mechtigen freyſtetten vnd reichßſtetten zweyerley volcks, gmeyne Burger vad geſchlechter, die etwas edel ſein wöllen vnd auff adeliſch manier von yren rendten vnd zinßen geleben. Sy leiden kein gmeynen Burger in yrer geſellſchafft, eb ee yn gleich an reichthumb gleicht, beyeoten nuch eben ſo wenig, als der Adel, vnder ſy, ſunder gleich zů gleich, wer nicht verſchmecht will ſein vnd ein außwurff: doch haben ſy ein recht, vnd iſt kein teyl dem andern vnderworffen.

Diß grüßbor, freündlich volch lebt vndereinandre freündtlich, auff gmeinen vnd ſundern plätzen: da kummen ſy zůhauff, reden, handtieren, loben einander. Die kleydung iſt, wie geſagt, alltag neiw. Nitt long, noch bey menſchen gedechtniß trůg man ſpitzige ſchůch mit langen ſchnäbeln, kleyne, enge, kurze kleydre, kappen mit zetten; yetz iſt es alles anders vnd vmbkert, weit, geeß, die ſchůch breyt vnd maulecht. Der weiber kleyder iſt yez koſtlich, aber erbar gemacht vnd wenig laußgenummen den fürwitzigen überfluß) zu tadeln; jedoch hat Germania freyſame, befftige, den menneen vngehorſame weiber, als dendert im volck, deren meyſterſchafft nit liederlich zuwören iſt, das ich anderre vntugend und vnzucht geſchweig. In meß hören und leſen luſſen iſt es ein andechtig, abergleubiſch volck, das vil auffs meß leſen hele, vnd nuch ror togs offt maydt vnd knecht zů der rrümeß nöt. In allmüſen geben iſt es milt, ernört vil bettelmünch und andre geiſtlichen, deren ſy den hanffen haben, als kaum ein velck, Item vil ſtifftkirchen voller Chorherren, Thümherren, Biſchöff, Prelaten, äpt, Pröbſt, Deran rc. Der ſpittel hat diß volck nitt wenig; Item

in ſtetten hin vnd her vil arme ſchüler vnd halbpfaffen, die ſy zů pfaffen auffziehen, vnd wiewol ſy ya alt leer hotd ſeind, ſo hett doch ein yeder gern ein pfaffen, vnd gedunckt derhalb ſein gantz geſchlecht ſelig. Germania gibt jrer vil arms volcks vnd bettler, das meer auß vnmeſſigkeit, dann von natur in armůt vnd kranckheit gefallen iſt, vnd ſo ria verthon volck, das es meer auß ſeinem müſſiggang vnd ſtätem zeren vor wollebea ao betrſtnd kammea iſt, dann auß übelſtand des lands vnd thenrung der naenng: daan hat diß volck, ſo thůt es vnd lebt S. Martin, lebt alſo in tag nuff geratwol, ea alle fürſorg der merteyl, vnd iſt yr naenog durch gmein hindurch ſo abgewegen, das nll tag aaffgent, vnd kaam ein böſe woch rinbüſſen kůaaea; ich geſchweig, das ſye ſelten ria böß iar mit ſtätem übertrng dulden. Darzů hat diß nolck nil unſtöß vnd nbnrmmen, bede voa yerr herrſchafft, nllerley geyſtlichea, vnd ſo vil aeme nötige leůt, das da dich verwundern möchteſt, wir ſys eraöraa möchten; baaa kumm der halb teyl, ja nitt der drittevl arbeie, ſo du yr herrn, můſſigra Burger, kaafflent, Adel, Fürſten, ſchüler, pfaffen, allerley manch, kiader, kraocken, bettler, ſchwaageren frawea, ja all weiber rechneſt. Wir die tempel, ſchůlen vnd ſtett gebauwea ſind, ſehen wir teglich vor augen.

3. Der virrde ſtand, dauren.

Diß můſelig nolck, die dauren, kobler, hirten ze iſt der nierdt ſtand. Derea behaafung, iebra, kryhung, ſpeiß, weiß ze weyßt man wol: ein ſeer arbeitſam volck, das vebermaas ſüßhnder iſt, vnd mit ironen, ſcharwercken, zinßen, gülten, ſteuren, zöllen hart beſchwert vnd uberladea iſt, doch nit deſter frümmer, auch ait, wie etwaa, eia rinſeltig, ſunder ria wild, hinterliſtig, vagerempt volck. Yr haadtieenng, ſitten, Gotsdienſt, bauwen iſt yederman dekaat, doch nit allenthalben gleich, ſuoder wie aa allen ortea: tendlich, ſtitlich.

Thomas Kantzow.

Unter den Geſchichtſchreibern des Nordens nimmt Thomas Kantzow eine der erſten Stellen ein. Er wurde wahrſcheinlich im Jahr 1505 zu Stralſund geboren, beſuchte ſeit 1525 die Univerſität Roſtock, wo der durch ſeine zahlreichen, in lateiniſcher Sprache abgefaßten hiſtoriſchen Schriften berühmt gewordene Albert Cranz ſein Lehrer war, und ihm Liebe für das Studium der Geſchichte einflößte. Schon im Jahr 1528 trat er als Secretär in die Dienſte der Pommerſchen Fürſten Barnims IX. und Georgs I. in Stettin, im Jahr 1532 aber in die Kanzlei zu Wolgaſt als Geheimſchreiber Herzog Philipps I. Dieſe Stelle ſcheint er jedoch im Jahr 1538 aufgegeben zu haben, um ſich ganz den Wiſſenſchaften und namentlich der Bearbeitung ſeines Geſchichtswerks zu widmen. Er zog nach Wittenberg, wo er mit Melanchthon und Bugenhagen in vertrauten Verhältniſſen lebte. Dort wurde er nach einigen glücklich und in unausgeſetzter Thätigkeit verlebten Jahren krank; er wurde nach Stettin gebracht, wo er am 25. Sept. 1542 ſtarb. Die Abfaſſung der „Pommerſchen Chronik war ihm zur Lebensaufgabe geworden, weshalb er ſie dreimal bearbeitete; ja er hatte ſchon den Anfang zu einer vierten Bearbeitung oder vielmehr vollſtändigen Umgeſtaltung derſelben gemacht, als ihn ſein früher Tod den Wiſſenſchaften entriß. Die erſte Bearbeitung iſt niederdeutſch, die andern dagegen ſind in hochdeutſcher Sprache geſchrieben. Alle drei ſind im Drucke herausgekommen, die letzte, ausführlichſte, iſt leider nach einer, wenigſtens in Bezug auf die Sprachformen ungenauen Abſchrift herausgegeben worden, da ſich die Originalhandſchrift verloren hatte. Dieſelbe iſt zwar in neuerer Zeit wieder aufgefunden, aber noch nicht veröffentlicht worden. Abgeſehen von ihrer hiſtoriſchen Wichtigkeit, verdient Kantzows „Pommerſche Chronik" wegen ihrer einfachen, aber kräftigen Darſtellung, in welcher der Einfluß von Luthers Styl, namentlich in der letzten Bearbeitung, nicht zu verkennen iſt, ſo wie wegen ihrer friſchen, lebensvollen Schilderungen rühmliche Erwähnung.

Die Stadt Arkona und der Götze Swantewit.

Dieſelbe (Stat) war gelegea auff der Inſel Witto (den das land Rhugen iſt noch in andere Inſela geteilt) auff einem hohen berge am Meer, vnd ward von nordea, oſten vnd ſudea von aatur veſt, den der berg war ſteyer herab, vnd ſo hoch, das man kawm mit einem pfeilſchus die höhe der mawren erreichen mochte. Von niedergange aber war ſie mit einem walle von fünftzig ellebogen hoch befeſtet, welches walles underſte helffte noa erde vnd leime was, vnd die aader helffte obrn was von plaacken vnd brettern, dar erde darzwiſchea geſchuttet was vnd dar auch etliche plochheuſer eingemacht weren. Voa aordaordwrſtea war eia hupſcher brüaſprinck, da die burger waſſer aus holten. Vnd war nar ein thor, da maa durch den wal an die Stat komen mochte, vnd ſunſt keins mehr. — — — Mitten in der Stat war eia hupſcher freyer ploţ; darauff ſtaad ein ſchöaer tempel, den die Rhugiaer vor allen andern tempela in groſſer erwürde hieltea. Darin ſtund ein ſcheaßlich groß bild des abgotts Schwanteveits, welches mit der gröſſe aller menſchea geſtalt vbertraff. Das hettr vier heupter, davoa zwey auff die brust vnd zwey auff den rüggen ſahea, doch ſo, das riaem drochte, das von dea ſoraiſtea vnd hiaterſten eins ſtets zar rechtea vnd dns ander zur tincken ſehe. Dieſelben heupter hettea nach art der Rhugiaer korţ abgeſchnitten har vnd berte; vnd der abgott hette ia der rechtea hand ria hora von Metall gemacht, wrlches der pfaff alle jar vull getrunck pflag zu gieſſen, vnd darnus weiſſagen des nachfolgeadea jars frucht- oder vafrüchtbarkeit. Die linche haad was jme etwas ia die ſeitr gebogen, vnd darin hielt er eiaen bogen mit pfeilen, vnd hette einen langea rock an bis auff die ſchenckei. Mit den fuſſen ſtuad er gleich der erden, wir ein menſch; nbrr vnter der erd het er noch rin ſchemrl, da er auff ſtund: aber das thonnte man aicht ſehea, ſonder man meiote, er ſtuad ſunſt frey auff ſeinen füſſen. Nicht fera vm jme jar maa zanm, jatrl vnd aader götzenwerck, vnter welchem allem ſein ſchwerdt das ſeltſamſte war, welches ſehr groß was vnd hupſch gereiſſet nad mit ſilberſchalen vnd ſcheidea gezierl was. Demſelbea abgott hielt mnn einmal im jar hohe feyr vnd eine gute zeche dergeſtalt.

Er hette einen pfaffen, der der obriſte prieſter war, vnd trog einea lungen bart vnd lange har, welche weiße nielleicht von Longobahrden hergekommen. Derſelbe verkündigte das feſt, wea alle fruchte vod getraide eingepracht weren. Vad wen derſelbe tag ankham, ſo ginck er des tages znvor mit einem beſem in den tempel, den ſonſt muſte nymand hineingehea, vnd kerte das flor nnd machts in die kirchr hupſch nnd rein. Aber er meſte ſich hüten, das er keinea athem dnriaae lies, ſondrr ſo oft es jme von nötten was, athem holen, muſte er hiaausloaffea vad den athem dar aaß blaſen; den ſie meintea, die gegenwertigkeit des Gots würde voa Meaſchea vhradea beſchmipt. Des andera tages kham alles volck vor den ttmpel. So nham der prieſter das hora, das der abgot in der hand hette, nad beſahe es; wo er den ſaad, das nom getrnck weţ eingegaagen was, ſo ſagt er, es würde ria ſchnha jar werdra; war es aber aech vnll, ſo ſagte er, es würde ein fruchtbar jar werden vod darnach muſte man ſich mit einkauffen vnd verkauffen vnd verwarnag des getrnides wißen zu richtea. Darnach goß er das alte getrenck vor die fuſſe des abgotts vnd teite new getrenck durin, vnd geyerte, das er dem abget davoa ſchenckte, vad wnnſchte dazwiſchen ſich vnd dem ganzea

vaterlande gut vnd dem volck sieg, reichthum vnd alle wollfahrt; vnd alsbald sauft er das horn mit einem trunck aus, vnd gos es widder stricke vull, vnd setzte es dem abgot gegen das ander far widder in die hand. Man prachte da auch einen honichkuchen von sonderer grösse, also das ein stehender mensch schier dahinten khonte verborgen sein. Da ging der priester hinten vnd fragte das volck vber den kuchen, ob sie jme auch sehen; so sagten sie, kawm oder gar nicht. Darauff bat der pfaffe den abgot, das das andere far möchte so fruchtbar werden, das sie so grossen kuchen möchten machen, das sie jnn gar nicht sehen khönten. Daenach redete er das volck im nahmen des abgots an, vnd ermahnete sie, das sie ihm solichen Gottesdienstes zu zwigen zeiten begehen, vnd den got so ehren, dafür würden sie gewis haben alle wolfart nach gedeyen; wer es aber unterliesse, wurde in straffe des gots vnd ewige verderbniss fallen. Demnach schenckte das volck die ersten früchte dem abgot vnd schlachteten jme viel viehes vnd vogel, vnd bieten da den gantzen tag einen guten praß an essen, trincken, singen, springen vnd andere freuden.

Dis war aber des Abgots einkhomen: ein jeglicher mensch mosste jme des jars einen schilling, das ist seziger munze ein ort, geben; item, wen die Rhügioner kriegten oder rawbten, mosten sie jme den dritten teil der bewte geben; item es mosste aymand in dem Landt handeln oder wandeln, er gab den dem Abgott den zehnten teil nen aller war; auch mosste man jmr den zehnten von allem beringfange geben. Zudem helte der Abgott stets 300 Rewter vnd pferde in seiner besoldung; alles, was dieselben rawbten oder schetzten, das wurd in des abgots Cammer gebracht, darvber der hohepriester gewalt hette, vnd danen allerley zyr vnd schmuck des abgots vnd des tempels liess machen. Do sahe man auch im tempel viel geschenck von silber vnd gold, die die beyden geopfert hatten. Den disen abgot was zuvor nicht allein Rhügen, sonder auch gantz wendische land ziinsbar gewest; vnd darzu hetten auch andere frembde vngläubische Khönige vnd Fürsten jre verehrung dahin geschickt, vnter welchen Sweotto, Khönig von Dennemarck, als er den christentumb abwurff, einen grossen vergüldeten silbern schawer dahin gesandt hette, der noch jtzt vorhanden was, desgleichen auch eine guldene schale, die Mestewin, der Fürst der Obotriten, geschenckt hatte.

Dieser abgot hette auch ein gros, weis pferd, dem man kein har aus der mene oder schwantze ziehen mosste. Dasselbig masste allein der Hohepriester füren, vnd sunst aymands darauff sitzen, wan der priester, damit nicht der gemeine gebrauch des pferds jme eine verachtung mache. Auff dem pferde meinten die Rhügianer, das Schwantzevit gegen seine veinde rehden vnd kriegen pfleg, welche meinung das steckte, das man offmals das pferd mit schweis vnd kot so besawbet fand, als hette es auff seeen weiten wegen gewest. Vnd darch das pferd pflagen sie auch wahrsagung abemen jres glücks oder vnglücks. Dan wan einer welle einen krieg anfahen, so pflag man drey schichte spisse vor dem tempel des abgots nidersteckhen vnd einer nber andere spiesse binden. Vbre dieselben thureten sie das weisse pferd vom kirchhofe, vnd so es dreymal nach einander mit dem rechten fus erst vbertrat, so was es gut gelücke, so zogen sie freisch aus; wo es aber ersten mit dem lincken fuss vbertrat, so was es schlechts vnglück; trat es aber erst mit dem rechtern, darnach mit dem linckn fus vber, so stund die sach beid zu gewiss vnd verlust im zweivel. Vnd die Rhügianer irrten keinen krieg, bubeu auch nichts grosses an, das das gemeine land vnd volck betruff, sie hetten den auff solichr weise ein gut zeichen vnd anblick. Aber sunst in andern iren sonderlichen sachen nham ein jeder warsagung von jrlichem thier, das jnen begegnete. War es ein gut thier, oder war sunst der anblick gut, so fhuren sie fhort; wo nicht, so bietten sie inne. Sie haben auch offt das Los gebraucht dergestalt: sie haben drey viereckte holzlein gehapt, welcher jedes zwa weisse vnd zwa schwartze seiten vmbschichts hettr, dirselben haben sie ohngefehr werffen: ist dann der weissen seiten mehr obengelegen, so ist es glück gewest, wo aber der schwartzen mehr, ists vnglück gewest; vnd des vnglückes mehr. So hat auch Schwantevrit im land zu Rhugen hin vnd widder viel mehr priester vnd kiechen gehapt, dar sie jme mit seltzamer art opferten vnd dieneten; vnd liessen sich die Rhugianer bedüncken, es wer so gewaltig ein got, das sie nur auff seinen schirm thun möchten, was sie wolten, er thönte sie wol darin verteidingen.

Sebastian Münster.

Sebastian Münster, geb. im Jahr 1489 zu Ingelheim in der Pfalz, begab sich, nachdem er die ersten Gründe in den Wissenschaften gelegt, in das Kloster Ruffach, wo Conrad Pellikan die hebräische Sprache und Mathematik lehrte, zog dann mit demselben nach Tübingen, setzte da seine Studien fort, und trat bald darauf in den Franciscanerorden, den er jedoch in den ersten Jahren der Reformation wieder verließ, um sich der neuen Lehre anzuschließen. Nun wandte er sich nach Heidelberg, wo er Vorlesungen über hebräische Sprache und Mathematik hielt, durch welche er sich so großen Ruf erwarb, daß er im Jahr 1529 nach Basel berufen wurde. Dort lehrte er außer jenen Fächern auch Theologie; doch legte er später die theologische Professur nieder, weil diese ihn zu sehr von seinen Lieblingsstudien abzog, denen er seine Thätigkeit ausschließlich zu widmen beschloß. Er war einer der ersten, der das Studium der Astronomie und Geographie wieder belebte, und dasselbe theils durch seine Vorlesungen, theils durch seine Schriften mächtig förderte. Er arbeitete an dem großen Werk, das seinen Ruf auch bei der Nachwelt sicherte, 18 Jahre lang mit rastlosem Fleiß; es kam unter dem Titel „Cosmographie" zuerst im Jahr 1544 heraus, und erlebte in nicht ganz hundert Jahren vierundzwanzig Auflagen, die lateinischen, französischen und italienischen Uebersetzungen ungerechnet. Münster starb, von Allen die ihn kannten, tief betrauert, am 23. Mai 1552. Seine „Cosmographie" kann sich zwar hinsichtlich der Darstellung nicht mit Franks „Weltbeschreibung" messen, aber wenn ihm auch die Kunst lebhafter und malerischer Schilderung fehlte, die jenen so sehr auszeichnete, so ragt sie dagegen durch verständige Benutzung des reichen Stoffs hervor, den sich Münster nicht bloß aus Büchern oder handschriftlichen Nachrichten, sondern auch durch eigene Anschauung auf Reisen zu verschaffen suchte. Sein Werk gewinnt dadurch vielseitiges Interesse, daß er mit der Länder- und Völkerbeschreibung auch die Geschichte in übersichtlicher Weise erzählt. Auch zeichnet es sich durch die im Ganzen freilich rohen, aber für die Zeit doch höchst bedeutenden Karten, Ansichten von Städten u. s. w. aus, die ihm in großer Anzahl beigegeben sind. Von den unbekannteren Ländern wird freilich oft viel Fabelhaftes erzählt, aber auch diese Stellen sind für die historische Betrachtung der Geographie keineswegs unwichtig. Wir dürfen endlich nicht unterlassen zu bemerken, daß Seb. Münster einer der ersten war, welcher über die Entdeckung von Amerika, oder von den „nüwen Inseln", wie er sie nannte, ausführlicher Bericht gab.

Aus dem vierten Buch der Cosmographie Lapprnlandt. Cap. xxxiiij.

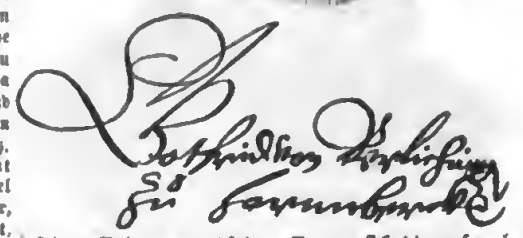
OS werden dieses Landts Einwoner darumb Lappen geaannt, daß es lappische Leut seind, vnd nicht durchaus

witzig, ganz wild, zum theil Viehisch. Es hat kein frembde nation mit jhnen gemeinschafft, es hat auch lang niemandt jhre Speach nerstanden, vnd daenmb so man etwas mit jhnen hat wöllen handten, kauffen vnd verkauffen, hat man das mit deutea oder mit zeigen müssen anrichten. Ja an etlichen örteen seind sie noch gar wild vnd Leut schench; dann sie fliehen, alsbald sie mercken, daß frembde Leut vorhandea sind, oder so man zu jhnen schiffen will. In jhrem Landt wechst weder Koen, noch Wein, noch Baum, noch Frucht odee sonst etwas, sonder sie ernehren sich mit Gewild, das sie schiessen, vnd mit Fischen, kleidea sich mit wildee Thieren Häut. Ihre Schlafkammern seind Hülen des Erdtrichs, dareyn sie düre Laub streweu; etliche haastren in den geoffen hohen Bäumen, vnd etliche haben jhre Wonung vnter dea zelten. Sie bawen kein Feld, soader haben Fisch, deren viel da gefunden werdea, dörren sie nnd machen Mäl darauß. Es ist ein starck Volck vad ist lange zeit frey gewesen, biß die Nordwegier nnd Schweden an sie mit gewalt gesetzt haben nnd sie gezwaagen, järlich Tribut zu geben, nemlich köstliche Fäl von den kleinen Thieren. Das Landvolck ist kleiner Person, aber wol besetzt, seind behend mit Bogen za schieffen, daeza sie von Kindt auff werden gewenaet. Dann man gibt den jungen Kindeen kein Speiß, sie haben daan norhin dea sargestelltea Zweck getroffen. Jhre Kleidnag ist gemacht von zasammengeneeten Fälen, die sie brauchen widee die Kelte. Sie thun nichts, dana daß sie Jagen, Veglen vnd Fischea. Die Fisch dörren sie am Lufft vnd führen sie mit Schiffea hinweg sampt den Fälea an etliche bestimpte örter, da die Kauffleut hinkommea, vnd vertaaschea sie an Korn ohn alle Red, branchen allein in jhrem verkauften etliche Zeichen, mit denen sie jhrea willen den Kauffleatea zu eckennen geben. Sie haben keine Roß, soader brauchea für sie Thier, die man an jhree Sprach Rainiger vnd Raimen nennt, vnd seiad so groß vnd geserdt, wie ein Esel, haben aber gestalt vnd auch Hörner, wie ein Hirtz, außgenommen, daß die Hörner werden vberzogea mit weniger Wullea, seind nideerr vnd habea nicht so viel Zincka, als an einem Hirtzen. Sie gehea bey einander, wie ein Herd Vieh, vnd so man sie zam gemacht hat, geben sie vast gute Milch. Sie lauffea also schnell, daß sie in zwölff stunden ein Schlitten ziehen mögen dreissig Teutscher Meilen weit.

Vnd waaa sie lauffen, schaell oder langsam, krachen jhnen die Knoden vnd Gleych in den Schynbeinen, gleich alß schlüg maa Naß zasammea. Etliche schreiben, daß sie gröffer seind, dann die Hirtzen, vnd das zeigt wol aa jhr weit nnd groß Gehüen. Sie gebeaachen sich auch dee Zauberey, wie etliche daenon schreiben, vnd das also gewaltig, daß sie ein Schiff im Meeee, wann es in seiaem lauff ist, mit jhree Zaaberey stellen mögea, daß kein Wind weitee teriben mag. Darwidee ist ein einzige Arzney, daeab die Gevst, die das Schiff halten, fliehen vnd krafftloß werden, odee sich dermaffen stellen, alß möchten sie das Schiff nicht lenger gehalten, vnd ist nemlich Inagkfrawen Koth, damit maa das Schiff aaßwendig vnd etliche Hölzer inwendig schmiert.

Götz von Berlichingen.

Götz (Gottfried) von Berlichingen „mit der eisernen Hand", aus einem alten Geschlecht, das schon im 10. Jahrh. blühte, wurde im Jahr 1480 zu Jaxthausen im jetzigen Königreich Würtemberg geboren. Nachdem er kurze Zeit die Schule besucht, und dann bei seinem väterlichen Oheim Konrad das Reiterhandwerk erlernt hatte, trat er in die Dienste des Markgrafen Friedrich von Brandenburg, den er aber bald darauf verließ, um bei dem Herzog Albrecht von Bayern Kriegsdienste zu thun. Bei der Belagerung von Landshut verlor er die rechte Hand, die er sich durch eine eiserne ersetzen ließ, woher er



seinen Beinamen erhielt. Er zog sich hierauf nach Jaxthausen zurück, doch wurde er bald in Fehden, namentlich mit den Reichsstädten und mehreren geistlichen Fürsten verwickelt, in denen er zwar Tapferkeit und biederen Sinn an den Tag legte, dabei jedoch auch manche Räubereien nach Art des damaligen Adels sich zu Schulden kommen ließ. Im Kriege des Schwäbischen Bundes gegen Herzog Ulrich von Würtemberg, welchem er Beistand leistete, wurde er (1522) gefangen nach Heilbronn gebracht und nur gegen starkes Lösegeld entlassen. Auch am Bauernkriege (1525) nahm er, jedoch nur gezwungen, Antheil; er gerieth nach dem unglücklichen Ausgange desselben in Gefangenschaft, und wurde zuerst in Augsburg mehrere Jahre lang in enger Haft gehalten, dann auf sein Schloß entlassen, jedoch nur unter der eidlichen Zusicherung, dasselbe nicht zu verlassen. Nach Auflösung des Schwäbischen Bundes wurde er begnadigt, nachdem er eilf Jahre auf seinem Schlosse zugebracht hatte. Der wiedererlangten Freiheit sich freuend, trieb ihn seine noch ungebrochene Kriegslust, an den Feldzügen des Kaisers in Frankreich und Ungarn Theil zu nehmen, in denen er sich mit gewohnter Tapferkeit benahm. Nach Beendigung derselben kehrte er auf sein Schloß Hornberg zurück, wo er am 23. Juli 1562 starb, nachdem er noch die Geschichte seines Lebens aufgezeichnet hatte. Diese ist freilich, was die Darstellung betrifft, von untergeordnetem Werth, und kann sich mit den großen Leistungen der Geschichtschreiber des Jahrhunderts in keiner Weise vergleichen; doch verdient

ſie ſchon darum Erwähnung, weil ſie ein getreues Gemälde ſeiner Zeit gibt, aus dem wir das unheilvolle Treiben des zuchtloſen Adels in ſeiner ganzen Abſcheulichkeit kennen lernen. Die Naivetät und Unbefangenheit, mit welcher Götz von ſeinen Raubzügen und den Plünderungen der reichsſtädtiſchen Kaufleute erzählt, iſt die beſte Beſtätigung der den Adel und ſeine Räubereien betreffenden Erzählungen des Hans Sachs (S. 72) und des J. Pauli (S. 153).

Aegidius Tſchudi.

Aus einem der älteſten Geſchlechter des deutſchen Reiches, das ſchon im Anfang des 10. Jahrh. geſreit wurde, in urkundlich nachweisbarer Folge ſtammend, wurde Aegidius oder Gilg Tſchudi im Jahr 1505 zu Glarus geboren. Von ſeinem Vater, einem ausgezeichneten Kriegsmann, erhielt er eine ſorgfältige Erziehung; es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß Zwingli, der um dieſe Zeit Pfarrer zu Glarus war, ſeinen erſten Unterricht leitete; doch ſchickte ihn ſein Vater ſchon in ſeinem 11. Jahre nach Baſel, wo er im Hauſe ſeines berühmten Landsmanns und Verwandten Heinrich Loriti, genannt Glareanus, Wohnung und trefflichen Unterricht erhielt. Mit dieſem ging er im Jahr 1517 nach Paris, wo er ſeine Studien mit raſtloſem Eifer fortſetzte und ſich ſeltene Kenntniſſe in der Mathematik, Geſchichte und Alterthumskunde erwarb, ſo daß er, als er im Jahr 1520 dieſe Stadt verließ, ſich ſchon des Rufes ausgebreiteter Gelehrſamkeit erfreute, ob er gleich erſt 15 Jahr alt war. Es iſt ungewiß, ob er von Paris ſogleich in die Heimat zurückkehrte oder vorher noch an andern Orten verweilte; dagegen wiſſen wir durch ihn ſelbſt, daß er im J. 1523 eine große Reiſe durch die Hochalpen, beſonders durch Graubündten machte, in Folge derer er wahrſcheinlich ſchon im Jahre 1524 ſeine erſte, aber ſchon den künftigen Meiſter verkündende Schrift „Die alpiſch Rhetia" abfaßte. Unterdeſſen hatten die Religionswirren auch im Lande Glarus den höchſten Punkt erreicht, und es war vorzüglich der klugen Mäßigung Tſchudi's, der übrigens zur katholiſchen Partei gehörte, zu verdanken, daß es nicht zum blutigen Entſcheid kam. Er erwarb ſich dadurch die Achtung der beiden Parteien im höchſten Grade, ſo daß er im Jahr 1529 von der Landsgemeinde einſtimmig zum Landvogt der den Glaruern mit unterworfenen Grafſchaft Sargans ernannt wurde. Seinem Einfluſſe gelang es, die Glarner und ſo auch Sargans von der Theilnahme an den Religionskriegen abzuhalten, die ſo großes Unheil über die Eidgenoſſenſchaft brachten. Nach Ablauf ſeiner Amtsdauer wurde er 1532 vom Abt von St. Gallen zum Obervogt von Rorſchach, 1533 von Glarus zum Landvogt von Baden ernannt. Im folgenden Jahre trat er als Hauptmann in franzöſiſche Kriegsdienſte, in welchen er bis zum Jahr 1542 verblieb, worauf er ſich in die Heimat begab und ſich ganz den Wiſſenſchaften, namentlich der Erforſchung der vaterländiſchen Geſchichte widmete, für welche er ſchon früher äußerſt thätig geweſen war. Doch wurde er bald wieder zu Staatsgeſchäften berufen; 1549 ward er wiederum zum Landvogt in Baden, im Jahr 1556 zum Landſtatthalter und 1558 zum Landamman in Glarus ernannt, und in eben demſelben Jahre erhielt er das Landrecht in Ury, Schwyz und Luzern für ſich und ſeine Nachkommen. Als die Eidgenoſſen im Jahr 1559 eine Geſandtſchaft an den Kaiſer Ferdinand I. auf den Reichstag zu Augsburg ſchickten, um die Beſtätigung ihrer alten Freiheiten von ihm zu erhalten, fiel ihre Wahl auf Tſchudi, der die Angelegenheit zu ſolcher Zufriedenheit auch des Kaiſers zum glücklichen Ende brachte, daß ihm derſelbe nicht bloß eine goldene Halskette ſchenkte, ſondern auch den alten Adel ſeines Geſchlechts beſtätigte. Im Jahr 1562 war in Glarus neue Gährung wegen der Religionsverhältniſſe ausgebrochen, ſo daß ſich Tſchudi veranlaßt ſah, ſeine Heimat zu verlaſſen, weil die reformirte Partei, ſeiner großen Verdienſte um das Land vergeſſend, ihm ſeine Thätigkeit für die Aufrechthaltung des katholiſchen Glaubens nicht verzeihen konnte und ihn deshalb mit leidenſchaftlichem Haß verfolgte. Er zog ſich nach Rapperſchwil zurück; doch ging er ſchon 1564 auf Verlangen ſeiner Landsleute, die allmählich ruhiger geworden waren, nach Glarus zurück, wo er alſobald wieder zu den wichtigſten Angelegenheiten verwendet wurde. Die letzten Jahre ſeines Lebens benutzte er zur Vollendung ſeiner geſchichtlichen Arbeiten, zu welchen er ſich Materialien aus den Archiven der meiſten Länder, Städte und Klöſter geſammelt hatte. Angeſtrengtes Arbeiten zog ihm die ſchmerzhafte Krankheit des Steins zu, an welcher er den 28. Februar 1572 im 66. Jahre ſeines Alters ſtarb.

Tſchudi's hinterlaſſene Handſchriften ſind ſehr zahlreich (es ſind deren über 120) und doch ſind manche verloren gegangen. Mit Ausnahme einiger wenigen theologiſchen Schriften betreffen ſie alle die Geſchichte und die Alterthümer, namentlich der Schweiz, für welche er ſein ganzes Leben die koſtbarſten Materialien ſammelte. Viele von dieſen Handſchriften ſind daher nur Sammlungen von Urkunden aller Art, welche er mit eigener Hand abgeſchrieben hatte: ſie ſind für uns das ſicherſte Zeugniß, daß er ſeine ſelbſtſtändigen Geſchichtswerke nur

auf dem fleißigsten und redlichsten Quellenstudium aufbaute. Während seines Lebens erschien nur ein einziges Buch von ihm im Druck, die schon erwähnte „Alpisch Rhetia", und die wurde sogar ohne sein Wissen von Seb. Münster herausgegeben, dem sie von Tschudi's Lehrer, Glareanus, mitgetheilt worden war. Tschudi zürnte lang darüber, da er das Büchlein des Drucks für unwürdig hielt, ein Beweis, welchen hohen Begriff er schon in seiner Jugend von der Würde der Geschichtschreibung hatte, da die „Alpisch Rhetia" auch in ihrer unvollkommenen Gestalt die Bewunderung aller damaligen Gelehrten erregte, die sie in der That auch im hohen Grad verdient, denn sie zeichnet sich durch eben so treue Forschung als vielseitigen, alle Verhältnisse des Landes und Volkes scharf auffassenden Blick aus; und die wirklichen Mängel des Buchs sind beinahe nur solche, die bei dem damaligen Stand der Völker- und Sprachenkunde nicht vermieden werden konnten. Dagegen bewundern wir auch jetzt noch die würdevolle Einfachheit der Darstellung, die einsichtsvolle Behandlung des Stoffes, und die trefflichen, von seinem klaren Geiste und seiner vaterländischen Gesinnung zeugenden Ansichten, wie er denn Einer der ersten war, der sich gegen die Verunstaltung der Sprache erklärte (1). In späteren Jahren arbeitete er es vollständig um und verleibte es seiner großen und gelehrten Beschreibung des alten Galliens, welche unter dem unpassenden Titel „Hauptschlüssel zu verschiedenen Alterthümern", leider mit Verunstaltung der Sprache und andern willkürlichen Abänderungen im Jahr 1738 zu Constanz im Druck erschienen ist. Diese und andere Schriften werden jedoch, so bedeutend sie auch sind, von seiner großen „Helvetischen Chronik" übertroffen, welche die Geschichten der Eidgenossenschaft von den ältesten Zeiten bis auf das Jahr 1470 in großer Ausführlichkeit und mit der ihm eigenthümlichen gewissenhaften Treue erzählt. Eine Fortsetzung, welche bis auf das Jahr 1570 reicht, besteht zum größten Theil nur aus den für die Bearbeitung gesammelten Urkunden; nur einzelne Abschnitte, welche den großen Mann vorzüglich angezogen zu haben scheinen, sind in seiner großartigen Weise ausgearbeitet, so z. B. die Geschichte des berühmten Zürcher Bürgermeisters Waldmann und die Geschichte des sogenannten Kappeler- oder Religionskriegs, welche um so größere Bewunderung verdient, als sie mit der größten Unparteilichkeit geschrieben ist, und sie das glänzendste Zeugniß von seiner milden und gemäßigten Gesinnung gibt, die auch den Feind ehrt, wenn er ehrenwerth erscheint. In solchem Geiste schrieb er in eine ältere, von einem Oesterreicher verfaßte Chronik, die sich früher in seiner reichen Sammlung befand, folgende treffliche Worte: „Der, der diese nachfolgende Chroneck gedicht hatt, tüt an vil ortten den Eidgnossen vngütlich vnd vnfrüntlich mit etlichen vnglimpfen, die er an etlichen orten von jnen schribt; doch ist er ein güter Osterricher gsin vnd sinem herrn schuldig sin glimpf darzetün, er hetti Recht oder Vnrecht, darumb er nit zu schelten ist*)."

Und in der That, es ist nicht bloß die treue und gewissenhafte Forschung, welche den Arbeiten Tschudi's einen so hohen Werth verleiht; derselbe beruht vor Allem auf der großen Gesinnung, die alle seine Schriften, namentlich aber seine helvetische Chronik beseelt. Wir haben oben (S. 170) erwähnt, wie hoch Göthe dieselbe schätzte; in ähnlicher Weise sagt Schiller von ihr, sie habe einen so treuherzigen, herodotischen, ja fast homerischen Geist, daß sie den Leser poetisch zu stimmen im Stande sei, und es ist bekannt, wie viel der große Dichter dem großen Geschichtschreiber zu verdanken hatte. Obgleich das Werk im Ganzen die Begebenheiten in chronikartiger Weise auf einander folgen läßt, so weiß Tschudi dieselben doch so zu behandeln, daß wir ein lebendiges Bild der geschichtlichen Entwickelung enhalten, wozu freilich seine immer in gedrängter, aber inhaltreicher Darstellung beigegebenen Urtheile und Ansichten wesentlich beitragen, in welchen wir jederzeit den scharfblickenden Staatsmann, den hochgebildeten Menschenfreund und den von glühender, aber keineswegs befangener Vaterlandsliebe erfüllten Schweizer erkennen und lieben. Zu den vorzüglichsten Abschnitten seiner Geschichte gehören insbesondere die glänzenden Schilderungen der großen Freiheitsschlachten, aus welchen wir die durch Klarheit und Kraft des Ausdrucks hervorragende Beschreibung des Heidenkampfs seiner Glarner bei Näfels mitgetheilt haben (2).

1. Aus der „Alpisch Rhetia".

Mit was büchstaben nor zyten die Galli vnd Germani geschriben, ouch wann tütsch in bruch kommen zeschryben.

WRatter zyten sind in Europa allein zwo sprachen brüchig gewesen zeschryben, die Griechisch vnd Latinisch, so ouch Römisch genannt wird, dannethar disi beyde nationen anndere völcker, als die Gallier, Germanier, Pannonier ꝛc illiteratos oder Barbaros namptend, von wegen das jy der kunst schrybens und der büchstaben unkönnend waren. Als aber die Asiatischen Griechen vß Phocen (welches ein statt in Gotia des lands Asia) in Gallier lannd gereyset, daselbs die statt Massilien, Natipolis vnd etlich mehr gebuwen, habend sy ouch nachgeender zyten schüten zü leer jrer spraach vffgericht, alio das hernach die Römer jre sün gen Massilien gesandt, Griechisch ze lernen, schrybt Strabo lib. 4. Es warend aber die Römer dero zyten noch nit vffkommen vnd theins ansehens offert Italien, ouch jr geschrifft vnd spraach den Galliern vnd andren nationen vnerkant. Do ist vß bywonung vnd nachburschafft der Griechen (die vetz landsässen Gallie warend) in den Gallischen landen der bruch worden, etlich wort und nammen jrer spraach mit Griechischen büchstaben züschryben, wie dann Cesar bezügt, lib. 1., das er im läger tullen, das sind rödel, funden, darinn die Helvetier mit Griechischen büchstaben geschriben, alle jr nammen vnd zal. Deßglych lib. 6, do er anzeygt von den Druidibus, die in Griechischen geschrifften jr sachen verzeichnet. Auch Taeitus im büchle Germanischer sitten anzeygt, vor alten zyten in Rhetia vnd Germania etlich grabstein mit Griechischer geschrifft beschriben gefunden ꝛc. Habend also die Gallier, ehe jy den Römern vnderworffen, Griechisch büchstaben gebrucht, die sy zwar von gedachten harkommen Griechen von Massilia erlernet, wiewol darumb kein bench gewesen, je spraach gemeintlich züschryben. Wie aber Cesar darnach vnder Römischen gewalt ganz Galliam bezwungen, hat künfftiger zyt vß stäter beherrschung der Römern Gallier land die Griechischen büchstaben vnd ouch jr eygne landspraach gar verlassen, dann der bruch der Römern gewesen, büchstaben, brüchen vnd satzungen gwohförmig zümachen, in solchem füg ouch Gallia mehrteyls vß wälsch kommen, welchs ein gebrochen latin ist, die jy vß grobheyt vnd Barbarischer art nit mögen nach rechter eygenschafft begryffen; wirt noch von jnen Römisch genannt, darumb das jy die vonn Römeen geternt. Als

*) Handschrift der Stiftsbibliothek in St. Gallen No. 645. Fol. 106.

aber die Gallier lang zyt vnder Römischer regierung gewesen, habend sy ouch die latinische spranch in gerichtshändeln vnd sunst brieflichen vrkunden zübeuchen angenommen. Also ist jngewurtzt, das die gantz Gallia vnd ouch die Germanier jr nachborn (vß erfarung von den Gallieen) angefangen, leeren latin schryben vnd brief zemachen vmb notwendige sachen, do verhin (in sonnders die Germanier) kein bruch noch kunst züschryben gewesen, vnd ouch die tüsch spranch also harkommen ist, das man die nit geschriben biß vff die zyt Caroli Magni Römischen keysers vnd kunigs zü Frankrych, der keyser ward im jar nach Christi geburt, do man zalt achthundert vnd eins. Derselbig, erboren in tütscher nation zü Ingelheim, zwo myl von Mentz, den Rhin abhin gelegen, ein liebhaber sonderlich der totschen, hat züerst in übung bracht tütsche schrybung; doch ist dieselb darumb nit in übung gewesen vmb gerichtshändel, fryheiten oder ander notwendig ding, so sich verbriefen solt, dann sy darzü vntuchtig vnd vnbeuälich geacht ward; hat allein in latin mössen geschehen, was krafft solt haben, vnd hat die tutsche geschrifft kein ansehen. Söliche harkommenheyt der latinischen geschrifften von den Römern, als ob sint, jngewurtzt, hat gewaret vngefarlich tusent zwey hundert jar nach Christi geburt: do hat man erstmals angefangen, etlich notwendig hendel in tütsche spraach ouch züverbriefen, doch selten, dann wenig werdend dero funden des altees, die tutsch sigend. Also sind hernach latinische brieff zübruchen by den tütschen für vnd für abgangen, biß yetz gantz der sitt worden, all gerichtshändel, sachen, verträg, keyserlich, kuniglich oder sunst fryheiten vnd priuilegien unserer landen in tütsch vffzürichten. Diser jngang von tusendt zweyhundert jaren har, als vor stat, beschehen, wiewol darvor lang durch Carolum Magnum obgemelt tütsche spraach in büchstaben gebracht worden, hat aber zü keinen verstgelten vrkunden krafft gehabt, allein nutz gewesen, büchle, rymen vnd anders zeschryben, so einer mit sin selbs gescheffi hat. Es habend ouch die tütschen keine eygne büchstaben, gebruchend die latinischen, jr spraach züschryben, wiewot die vß mißbruch etwas verbösert vnd entfremdet, ist doch augenschinlich, das die einerley nbkommens sind. Der büchstaben k ist von Griechen entlehnt. Wie nun die Tütschen (als obstat) je spranch züschryben vnderwunden, habend ouch die Frantzosen jr zerhudlete sprach, beyglich Hispanier, Engelender, Vnger, Böhem, Pollender, yeder sin art mit Römischen oder latinischen büchstaben züschryben furgenommen, vnd sind in Europa schier alle spranchen in söllichen bruch kommen, doch mehrteyls mit Römischen büchstaben, dn doch vor zyten allein Griechisch vnd latin züschryben sitt gewesen. Wiewol die elteri unfengklich gschrifftlich tütsch yetz (so die gelesen) kum verstanden wurd, ist zuachten, die unfengklichen, so tutsch züschryben sich vnderwunden, habend vß schwere der spraach die wort kum mögen nach rechter prolatz in büchstaben begriffen, oder vß vngewonheit des nuwen vngeübten bruchs rechte art der sylben nit lichtlich ersuffet, welcher dingen fidhar stäte übung vnd die sinnrich geschwindigkeit der tutschen zü volkommer erfarung vnd eigenschafft gebruchi. Die alten tutschen habend kein ß gebruchi vnd an des stat u gsetzt, als frow, fräuel, frid, seölich. uroue, uräuele, urede, urouuelich. In dem closter S. Gallen ist ein alt bermentin Cunngelibüch, vor sechßhundert jaren geschriben, vast in denen zyten, als tutsch zuschryben wenig zyts darvor den anfang gehabt, ein syt latin, nndersyt die tütsch dargegen, welchs dennocht disen hochtutsch sol sin; abee vnder sünff worten merckt einer kum einß, wo nit das latin darneben stünd, darüß einer, so latin verstat, die meinung der worten nemmen müß. Sölche ruderung gebirt hinschlychende zyt. Den büchstnben V consonaat prononeirend wir tütschen coerumpiert wie F: das thünd die Italianer nit, sonders gebend jm die prolatz, wie wir tutschen dem W, welchs nach meinem bedunckeu die recht eigenschafft des consonanten V ist. Der büchstab W, so ein zwyfalt v ist, habend die Tutschen erdicht vß Griechischer Eolischer spraach, by denen es zwey γγ ist gsin, als Dionysius Halicarnassens geschichtschryber anzeygt im ersten büch.

Von den tütschen Cantzlern.

Vnd so nun tutsche spraach zü eigner gschrifft gebracht, ouch aller dingen worten an jro selbs vollkommen gnüg ist, so wöllend yetz die tütschen Cantzler, ouch die Constoriischen schryber vns widee zü latin bringen, könnend nit ein linien one latinische wort schryben, so sy doch der tütschen genüg hettend, machend, das menger gemeiner man, so kein latin kan, nit wissen mag, was es bedüt, odee wie ers verston soll, wöllind also unser tutsch, so ein ehrliche spraach ist, verachten, brochend ouch etwa wälsche wort, so doch all ander spraachen die unser nit ansehend; darüß kompe, das nach vnd nach man nit weyst, was tutsch ist. In den alten tütschen findet man kein latin, sonders alles tutscher worten, allein die nüwen Cantzler sind so naßwys. Man köndt wol schryben für protestieren bezugen, iurisditio gerichtßzwang, appellatz zug odee berüffung, appellieren ziehen oder berüffen, appellant der kläger, appellat dee antwurter, citieren laden, concordat vereinigung oder vertrag, confin anstöß, prodieren beweren, fundament grundueste, restituieren widerlegen, ersetzen, arrestieren veehefften, potentaten oberkiten, obligation verpflichtung odee verschrybung, vnd dere noch vil; mischlend also latin vnd tütsch vndereinandren, were nutzer, gar latin oder gar tütsch.

2. Aus der Handschrift des „Chronicon Helveticum".

Von dem veldstrit vnd Schlacht zü Nenels, dn die von Glarus der herrschafft von Oesterrich ungesitgetend und obligend.

Also vergiengene aber etlich tng, das nützit geschach, vnd do es ward am zinstag in Osterfirtagen, das was der 7 tag Aprell, do begund sich das grosse volck nnfachen ze samlen ze Wesen, ze Schennis und ze Walastad; vnd nls des denen von Glarus Warnung kam, do schickend si von stünd an gen Zürich, gen Swiz, gen Vri vnd gen Vnderwalden vnd manetend die, als hoch sie iemer kontend, vmb ilende Hilff, wann es täte not. Also kam der gesandte bott gar kümberlich über die Alp Bergen ze süß in Mütachtal vnd gen Swiz des ersten; darumch für er in die andern ort ouch. Doch mocht den andern die mannng nit so bald zükommen, wann das derowil der volgende veldstrit beschach. Vnden das land himb den nechsten gen Zürich mochtend die von Glarus kein botten geschicken von vnsicherheit wegen, dann es dieselbe strassen allenthalb voll viegenden was. Der bott, so gen Swiz kuff, ward nm zinstag in der nacht hinweg gesandt, vnd kam am mittwuch am morgen früv gen Swiz; also berüfftend die von Swiz ilenz jr gemeind die nechsten dörffer vnd schicktend von stünd nn 50 kaecht denen von Glarus ze hilff. Dero zugend noch die 30 desselben tngs biß uber Bergen in Richisowe; da blibend sie ubernacht. An derselben mitwuch kam das hör alles vff der nachte gen Wesen, one Graf Hans von Werdenberg, der ward geordnet, das ee mit den sinen vß Sargauser land, vß Churwalchen, von Walastatt vnd anderßwahar, dero ee 1500 bi jm hat, morndes nm donstag fröy voe tng über Kirchengen ziehen vnd für Beglingen harinne in das land Glarus fallen solt. Derselbe Graf Hans was des hörs oberster houptman. Es kamend gen Wesen Grnf Donat von Toggenburg mit 1600 knechten sins volcks, Graf Walroff von Thierstein, Graf Waldrnchs sel. sune, der zü Sempach erschlagen was, Herr Peter von Torberg, Fry, Herr Vlrich von Snr, Fry, der Herr von Rapolstein vß Elsnsse, Herr Johanß von Kliagenberg, Ritter, landtvogt im Hegöw, jeder mit sinem volck; ouch die stett Schaffhnsen, Willingen nm Schwartzwald, Ratolfzell am Vndersee, Stein, Winterthur, Diessenhofen, Frowenveld, Baden, Bruck, Rapperswil, Bregenz, Veldkilch vnd andee, ouch die lender Schwartzwnld, Klettgöw, Hegöw am Bodensew, Algöw, Rintal, Wallgöw, Turgöw, Kiborger nmpt, Grüninger ampt, Ergöw, die Mittelmarch,

Wynach vnd Gaſtern: die hattend alle jr panern and eolck, das jro allerſamt Graf Haaſen von Werdenberg volck 15000 je eoß vnd je fäß was.

Wiewol diſe groſſe macht nit allein denen aan Glarus je lieb zeſamen kam, wann ſi die von Glarus mit eil geringerer macht meintend ze zwingen; es was abee jr fuenemmen, ſo ſi die aon Glarus eeobertind and anderteucktind, ſo wäeind dann die Eydtgnoſſen emb ſo eil deſt ſchwecher vnd die herrſchafft an deeſelben ſiten hae deſt ſichrer, vnd möchtind darnach mit aller machte die aadern Eydtgnoſſen deſt lichter bekriegen vnd den ſchaden je Sempach geeechen, dahin dann alle höpt vrſach lendet.

Morndes um donſtag früy, des 9 tags Aprellen diß 1388 jars, ein ſtünd voe tag, zog das höre ze Weſen vß mit allee macht and zagend geſtracks in das land Glarus, and kamead an die letzi bi Neſels je angendem tag. Da lag Matis von Bülen, dee dero von Glarus, ſo der letzi hütend, houptman was: der hat bi 200 kaechten bi jm, and ließ ſchnell den ſtarm gaa, alſo das gar bald die lat eß den kilchhörinnen je Mullis and je Glarus all dahin kamend, das jro etwa bi 300 ward; dann die hindees ländlüt vß den tälern mochtend nit ſo bald der ſach innen werden, noch dahin kommen. Dieſelben Glarnee, ſa ſich an der letz geſamlet, naderſtünden, die letz den vienden aoezähan, vnd zerlegtend ſich gar wit, wie dann die letz baech den Bodrn von einem beeg biß an den andern gat; alſo was jro vil ze wenig vnd wurdent ze ſchwach, einee ſolchea groſſen nill and macht die letze mit gwalt vorzehaben; and beachend die eiend mit gwalt durch die letzi, vnd koſtet etwa mengen tapffern Glaener, ee ſi aon der letz wichen weltiad.

Wie nan die virnd baech jr vbermacht die letzi mit gwalt gwunnend, and indas land fielend, do begundend ſi angenz in das dorff ze Neſels fallen and ouch gen Mallis, roubtend nnd blünderend, zundtent das doeff ze Neſels an, namend das aech allenthalb vß den ſtällen vnd hattend ob 1000 hoapt eechs zeſamen getriben, vad hattead der Glarnern wenig mer acht, and meintend, es wer alles erobert. Die frommen Glaener warend zerſtröwt vnd an der letzi wit non einandern kommen, wana ſi ze wit aon einandeen gelegen warend; and wie ſi von der letzi getrungea wurdint, do rüfft der Glaener houptman Matis nen Bülen, das ſi mit der Vanee dem berg zů bi dee Roati zagind vnd daſelbs den berg zeruck nemind, damit ſie nit von einnden gar möchtind embgeben werden. Do ward ſm aon etlichen gevolgt, vnd kam jro bi hundert ſampt der panee mit groſſer not an daffeld ort, die Routi genant, vnd hübend die panner wol embor, damitt die zeeſtröwten Glarner die geſechen mögind, dana es an dem ſelbea ort ein höchi hat. Alſo begundend die zerſtröwten Glarner jr panner bi dem berg noch effrecht ſehen. Die begundend ſich zeſamen ſamlen, da 30, da 60. Wie ſi dann mit not zeſamen komen mochtind, and vnderſtündead, ze jr Vaner ze komen. Da geſchach etwa menger angriff, ee das ſie möcht, und koſtet ouch etwa mengen man, die erſchlagen odee wund wurdend, ee ſie durch die viend kamind aa den berg, wiewol oach die viend zeeſteriet laqend aon blünderns wegen, dann etlich fur Netſtall hinuff biß gen Glarus hinin eittrnd, ze roabenne. Etlich Glarner warend in der zerſtöwrung von der letz biß gen Schneiſtagen hinuff getriben wordra; die erlittend ouch mengen euchen angriff, ee ſi wider zů der paner hinab kommen mochtind. Vnd wie die eirnd gewar werdend, das ſich die Glarner widee di dem berg an der Routi verſamlet hattend, do tatend ſi ſich wider zeſamen ze roß and ze füß, vnd woltrnd eollenz embbringen, and ranatend die Reiſſigen gar ſcharpff an die Glarnee. Die Glaener griffend die heeren nnuerzagt an, vnd wurffend mit ſteiarn genſenlich in die heeren vnd in die roß, wann es allen ela groß gaude von handvölligen ſteiaen hat. Alſo wardent die gül aon dem werffen todig and ſchelliq, das etlich die heeren abwarffead vnd ſich nit mee woltend laſſen lrwden noch wyſen, vnd ward ein getreng aad geſteckung der roſſen in einandern, das ſich die heern alt gerüren noch geweern mochtend. Do ſchruyend die herren jerm volck, das ſi hinder ſich wichen, damit ſi oach ze ſachtra kommen mochtind vnd nit erworffen waedint. Alſo tatend jnen die Glarner je lnger je nöter mit grulichem werffen, howen and ſtechen, das gar nit eolcks ertödt ward; vnd begundrnt die heeren wichen, vnd trucktend jnrn die Glarnee ſterng nach. Vnd in demſelben ſo komend ouch die 30 knecht aon Swiz vnd noch etlich knecht von Glarus harfär mit einem groſſen geſcheey, als es in aller not was, rutwerig dem berg nach, vnd griffend ouch tapffer aa. Das gab den ermüdeten Glarneen, die ſich vaſt abgefochten hattrnd, erſt ein núw herz vnd friſche erqvickung, vnd als die Viend aon der Routi in das dorff zů Neſels gewichrnd, and dis geſchrey dee Glaenern nuwen hilff hertend, vnd eben vil volcks verloern hattead, dann jnen ob 3000 vff der Walſtatt erſchlagen and eeworffrn ward, do namend ſie gemeinlich die flucht. Das geſchach wenig vor den nünen vor mittag, als man jetz villnach 5 ſtund an einandeen an der Letz vnd eff der Walſtatt bi der Roati vnd dnnee an andern angriffen, hert vnd ſterng geſtrittea hat. Die Glarner nnd jre getruwe helffer von Swiz iltend den virnden nach durch die Lindt, darinn ſi vil ertrancktend, vnd jagtend ſi nber das riedt hinab vnz gen Waſen an die Bruck; and in dem nachjagen do kamend von dem ſturme die landtlüte vß Lintal and eß Sernfftal, vnd andeeswahar eß dem landt je Glarus, die nit ee voa witi wegen hattend mögen darkommen dann man ihnen erſt am ſelben morgea den nberfall knadt gethon hat, wann faaſt von jetlicher kilchhöri ullrin etlich züſätzere in der abrede bi der Letz gelegen waernd. Alſo kamend in dem gelöuffe der Glarnern bi 700 zeſammen bi der bruck ze Weſen; aber an der ſchlachte and als der ſtrit erobert ward, dann waernd nit mer als 400 mann: dero waread 30 von Swiz, als obſtat, vnd 2 aon Bei, die kamend beid vmb. Vber das riet hinab wurdent der einnden ouch vil erſtochen, wie ouch die niend gen Weſen aa die bruck kamend, vnd jnen die Glarner nottlich nachjagtend, do ward das getreng der viendea aff der bruck ſo groß, das die beack mit jnen inbrach, and extranck eil volcks. Dann jnen was ſo not ze ſiehrn, das niemaad des aadren achtet, vnd zoch je einer den anderu hinander, dann ſi warrnd all ſchwar aageleit and wol geharniſt, daezů müd vnd helliq. Es extrunckend oach vil, die in den ſee vnd in das waſſee, ſo von Weſen herab loufft, geſagt wardeat. Es floch oach ein groß eolck der eiend fue Vrnen nider in das Gaſtern and in die March: denen ward nit nachgeilt, dann die Glarner weltrnd ſich nit mer teilrn, vnd jltend mit jr paner drnen nach, die aff Weſea zů fluchend, als aor ſtat, wann daſelbs hin floch der gröſer huff.

Es waernd ouch etlich herrrn des tags biß gen Glarus hinuff geritten, als obſtnt, vnd hettind gern gůt geroubet vnd gewunnen; vnd do ſi gen Glarus vnd anderswa in die dörffer kamead, do fnndend ſi nüzit, daan lări hüſer, dann wib vnd kind wareab zů Mallis, ze Neſels, ze Netſtal, ze Glarus nnd in andern dörffern in die berg geſtochen. Vnd wie dieſelben heeren ſahend, das je volck nit nacher kam, do bedunckt ſi, es gieagi ait ercht zů, vnd meiatend, den jern wări etwas widerfaren, vnd kam ein ſcheeck in ſi, das ſi ungeroubet lieſſend, rittrnd wider hinder ſich das laad hiauß, vnd kameab hinweg, das jnen kein leid geſchach vnd ouch niemand geſahend, wann die todtrn lüt di Neſels vff der Walſtat ligen, dann die Glarner waernd derowil gegrn Weſen zů, den eienden nachlenbe.

Es floch ouch vff drnſelben tag Graf Johannß von Weedenberg, der oberſter houptman was, laſterlich mit 1500 maanen. Derſelb zoch über den Kirchentzen harina, wie dann der anſchlag was, and kam mit ſinem volck nie witee, dann vff Beglingrn; and als er daſelbs herab ſah, das die aon Glarus oberhand genommen hattend, vnd wie ſi mit den herreen vmbgiengind, do kam ein forcht in jae, das ee and ſin volck widee über den Kirchentzen hinaß fluchend, ſo beſt ſi mochtind, vnd jagt jaen doch nie kein mana aach.

Digitized by Google

An disem strit was dey Glaenery das hemyd gar heiß; si rüfftend Gott, sin liebe mütter, iren landt herren St. Fridli vnd iren Patronen S. Hilorien des tags dick vnd vil gar truwlich an: menger gedacht, nimmer negs je tän, so inen Gott vß der not gehulffe. Vnd nachdem nun das neld genzlich erobert und die viend vertriben wurdent, do zugend die von Glarus wider vor der Wesner bruck haruff gen Nefels uff die walstatt bi der Routi: do knüweten si nider vnd bettet jeder 5 Pater noster vnd 5 Ave Maria vnd ein glouben, Gott vnd siner lieben mütter, auch irm landts heeren St. Fridli und irm Patroven St. Hilarien lob und danck sagende, das si uff den tag durch iro gnad vnd hilff ir huß und heim errettet hattend, vnd bi ir vatterland err und güt damit beliben mochtind.

Darnach zoch man die erschlagnen uff der walstatt vß: dero warend allda 3000 man der nienden, one die in wassern ertrenkt warend worden, dero zal man nit wüssen mocht. Do wurdent bi 1800 gütter harnisten gewunnen, vil kostlich pferden und sunst vil güt erobert, auch 11 houptpaner, namlich die paner von Oesterrich, des von Tockenburg paner, des Grafen von Montfort paner, des von Torberg panner, auch der stetten Schoffhasen, Villingen, Stutgarten, Winterthur, Frowenveld, Eigow, Zell in Vntersee und Wesen, dero die einliff panern zů Glarus in der kilchen vffgehenckt wurdent; die von Frowenveld kam gen Switz, da hanget in der kilchen. Es ward ouch alles nech wider errettet, welches die viend geroubet hatten. An disem steit wurdent von Wesen surnemlich erschlagen dero der merteil, die man bezwifiet, das si die grösten stiffter dee mordnacht gewesen werind.

Die Grafen von Tockenburg, nachdem si jr panner verloren, do lieffend si jr wapen endery, und fürtend fürhin ein swarzen rüd in einem gelen veld: vorhin was es ein wyß veld. Die panner von Kiburg kam mit grosser not denen.

In disem steit verlurend die von Glarus an irem teil 55 mann: dero warend 6t inndilat von Glarus, 2 von Schwitz vnd zwey von Vri. Die — — — wurdent zu Mullis in dem kilchhof begraben. Noch hattend die von Glarus mer dann 100 wunder luten.

Die viend wurdent all in das vngewycht erdrich vergruben, ussert der Leye an dem orte, das man nempt in den Wyden, dann vff der wolstatt wer unmuglich gewesen, si ze begraben, von wegen der steinen. Dos gemelte ort ist nach bi der wolstat: do wurdent merklich groß grüben gemacht, vnd in etlich 200, in etlich 300 und in etlich mer ald minder gelegt. Dero zul was 2500 vnd 30 knecht, so alda begruben wardent. Gott tröst jr siel ze beiden stilen!

Matthis Quad von Kinckelbach.

Matthis Quad wurde im Jahr 1559 zu Deventer geboren; man vermuthet, daß Adolf Quad von Wickradt, welcher früher Domherr in Mainz war und seine Magd geheirathet hatte, sein Vater gewesen sei, doch ist es nicht mit Sicherheit ausgemittelt. Im fünften Lebensjahre kam er wahrscheinlich mit seinen Aeltern in die Pfalz und besuchte die Schulen in Heidelberg und Neuhausen bei Worms. Noch als heranreifender Jüngling machte er große Reisen auf einem holländischen Schiffe, besuchte die nordischen Länder und England, arbeitete sodann, wie er selbst berichtet, um 1590 bei einem Goldschmiede und ließ sich später in Cöln nieder, wo er sich als Kupferstecher, besonders aber als Verfertiger von Landkarten, sowie auch durch seine literarischen Arbeiten bekannt machte. In den letzten Jahren seines Lebens scheint er die Besitzung Kinckelbach durch Kauf oder durch Erbschaft erworben zu haben, nach welcher er sich von da auch nannte. Er starb wahrscheinlich im Jahre 1609 oder bald darauf.

Seine Schriften sind geographischen oder historischen Inhalts; er benutzte zu denselben allerdings die früheren Arbeiten ähnlicher Art, namentlich die Cosmographie Seb. Münsters, doch mit anerkennenswerther Selbstständigkeit, da ihm seine Reisen und die Kenntniß ausländischer Quellen mancherlei Stoff darboten, welcher seinen Vorgängern unbekannt geblieben war. Sein bedeutendstes Werk „Teutscher Nation Herrlichkeit" (Cöln, 1609. Fol.) enthält eine durch Sprache, Inhalt und vaterländischen Sinn gleich rühmenswerthe Schilderung des gesammten Deutschlands, nach Geschichte, Land, Volk und Staatsverhältnissen, so daß man durch dasselbe mit den Zuständen Deutschlands zur damaligen Zeit in beinahe erschöpfender Weise bekannt gemacht wird. Es enthält dasselbe, so wie auch seine „Memorabitia mundi" interessante Beiträge zur Lebensgeschichte berühmter Personen.

Natur vnd eigenschafft des Teutschen Landes.

Was nun angehet die natur vnd eigenschafft dieses lands, so wird jhm von den alten, sonderlich Cor. Taceito, nit viel lobs gegeben; den er spricht, es sej ungestalt, rauh, wust, vnartig vnd tige unter einem rauhen himmel. Item, spricht er, es ist zum grössern theil mit wäldern vnd wiltnassen uberzogen, hat viel vngeschaffene sümpf, mangelt der fruchtbaren Reum, wiewol es an nieh erich ist. Das Erdrich ist vngeschlacht zu allen nutzbaern Dingen, het weder golt noch silber, vnd daemmb wird es von jederman veracht. Deßgleichen spricht Seneca im Buch de Gab. Mundi: „Teutschland ist voll vmbschweifender Leuth, da ist ein ewiger Winter, ein finster Himmel, ein unfruchtbar Erdrich, kein haus, sonder allein hütten mit blätteen vnd helmen bedecket; die Einwohner dongen auff den gefrornen Lochen nad Sumpffen umbher, und leben allein vom gewild; wo sie die nocht oder müde begreifft, da ist ihr haus: ein vbelbekleidet nackent volck." Siehe zu, ein seich land haben besessen unsere Vorfaren, und seind gleichwol noch solche geherzte menner vnd helden dobey gewesen, das die Römer, welche nun in die achthundert jahr in stetigem wehr vnd waffen geabt waren, sie niemals zu jhrem willen in gehorsom bringen kunten. Zwar, wurden sie heutigstags unser Teutschland ein mahl besehen, sonderlich wie es in diesen letzten zwey oder dreyhundert jahren gestunden, sie wurden sich verwundern, wie ein solches Paradies aus Indien hiehin gefurt were, oder ob sich das olte Griechenland vnd Italien hiehin versetzt hetten. Also wird ein gegossener klumpen Silbers offtmols fur eisen angesehen, wan kein guter werckmrister daruber kompt. Dan wie Julius Cesar bezeugt, so tieffen sie damols das Erdrich vnerbawt ligen, damit sie stets zum krieg bereit weren; und weil jre obersten gesehen, das sie von natur zum Ackerbow geneigt waren, wurden sie offtmals von denselbigen dauen abgehalten, damit sie nicht durch längeer vbung so sehr darin verliebt wurden, das sie zum krieg vntuchtiger oder unwilliger geriethen. So ist dan Teutschland zu diesen zeiten ein allo fruchtbaers und wolerbawtes Land, das man jm one schew nachsagen darff, es ist das grössest vnd mechtigst Reich im ganzen Europa; kein Königreich, das so viel gewaltiger und herrlicher Statt hat, als Teutschland, darinn so viel Flecken, gewoltiger Schlöffer, herrlicher Clöster, Stiffter, Kirchdörffer, Meierhoue vnd Lusthewser ligen. An fruchtbarkeit des korns, gersten vnd weitzen, item an weingart vnd lustigen weinbergen gibt weder dem Franckreich noch Hispanien, ja Italien selbst nirt nach. Hierinnen findestu gewaltige vnd weite ebenfelder, deßgleichen viel berge und thäler noch aller Lust; zur holtznotturft an brand und gebewen lustige wäld, zur Viehzucht vnd Schaafsweidung viel gruner Heyden. An groffen und kleinen vieh hat es keinen mongel, danon nit allein die nessung des fleisches abfelt, sonder auch die grosse menge an butter und kees, leder vnd Wellwerck zur Kleidung, deßgleichen die Woll zu allerley

schönen tucheen. Man erzelt einen bossen von einem schlechten Hollender, welcher für schiffknecht dienet mit seinem Herren übers Meer gen Alexandria und auch furtee bis Jaffa in Palastina ankommen, und als sie uff ein zeit ein weil vff dem land sich vertraten, sprach einer aus der gesellschafft: „Hie sind wir uff dem gelobten lande, welchs den Israeliten gegeben war, dann Moses schreibt, das es mit honig, milch und butter fliesse!" Der Hollander, dis hörende (dan er sahe, das es mehr einem wüsten lande ehnlich was) sprach er: „Ho, ho! nun sehe Ich wol, Moses ist noch kein lebelang in Holland nit gewesen: da wurd er erst gesagt haben von einem land, da milch und Buttee innen fleusst!" Weiter so fehlts diesem land an keinen metallen: dan eisen, kupffer und messing, zin und bley wird nit allein zur notturfft, sondern auch so überflussig hie gefunden, das es auch etlichen anderen Nationen kan mitgetheilet werden, ja auch an silber und Golt, edelgesteinen selbs hats ihr keinen mangel; und ist noch kundig, das nit allein Italin und Gallia, sondern Hispanin selbs zun zeiten unsern uberkamen all ir silber und gold zum meisten theil durch der Teutschen hantierung und kunstmanschafft bekommen. Nachdem aber vor hundert jahren die Hispanier und Portugalleser die Schiffarten nach dem Ost und Wester Indien angefunden, haben sie das silber und golt dannen heussig in Europam bracht, das sie nun der deutschen hantirung in dieser sachen nit mehr bedurffen. Auch wird man ihr in Teutschlnnd nit leichtlich einige wüste Sümpf und lachen mehr, sonder wo deren einige hie oder da noch vorhanden, dieselbe also lustig vmbgraben, vmbzennet, gefegt und geziret sehen, das sie zu underhaltung der fischerei und Schwanenzucht mehr nutzlich, dann hinderlich sindt. Darneben wird der Saffran, das Süssholtz sampt andere gute Specerey und gewurtz in Teutschland sey nach aller notturfft gefunden, das wir der Indien wol entberen kunnen. An Salzbrunnen hats keinen mangel; deszgleichen auch Sawrbrunnen und koslichen sontinen, daraus man einen gesunden und lieblichen Sommerdrunck schepffen kan, werden alhie nit allein bey dem gebirg, sonder auch auff den weiten und flachen veldern gefunden. Hat jemandt der heissen Wasserbad nötig, er bedarff uns Deutschland nit zuziehen: man sind sie hierinnen auf verschiedenen orten, als zu Acken (welchs daher auch Aquen ab aquis genannt wird) und anderswo. Und da in andern landern das gebirg hinderlich und verdeteßlich ist, so haben die berge in Deutschland viel herrlicher Steingruben zu Leym oder Schifferstein für die dächer, zu mullenstein, gewaltige breite grabstein, zu herlichen Thnenen und Tempelgebewen, zu nutzlichen Schleiffsteinen, grob und lind; darzu fehlts im an Marmorstein und Alabaster auch nicht.

Zacharias Theobald.

Unter den wenigen Böhmen deutschen Stammes, deren Schriften eine mehr als vorübergehende Bedeutung haben, nimmt Zacharias Theobald eine der ersten Stellen ein. Derselbe war am 29. März 1584 zu Schlackenwalde in Böhmen geboren, studirte wahrscheinlich in Prag, wo er sich die Würde eines Magisters der Philosophie erwarb, wurde dann Feldprediger und später Pastor in dem Dorfe Krafftshof, wo er 43 Jahre alt im Jahr 1627 starb. Außer einer größeren Anzahl von theologischen Schriften, die hier nicht zu erwähnen sind, hat er eine Geschichte des „Hussitenkriegs" geschrieben, welche noch jetzt ein Hauptwerk für die Geschichte dieser wichtigen Zeit ist, da er stets die besten Quellen mit großer Umsicht benutzte. Sie zerfällt in drei Theile, deren erster und wichtigster die Geschichte des Märtyrers Huß und des blutigen Krieges seiner Anhänger gegen ihre unerbittlichen Feinde bis zum Einzug Kaiser Sigismunds in Prag, (23. Sept. 1436) enthält, und schon als selbstständiges Ganzes im Jahr 1610 zu Wittenberg erschien, und der so großen Beifall erhielt, daß er auf vielseitiges Verlangen zwei weitere Theile herausgab, in welchen die Geschichte der Hussiten bis zum Jahr 1517 fortgeführt ist, und welchen er einen getreuen Abdruck des Böhmischen Glaubensbekenntnisses beifügte. Ohne gerade durch die Darstellung ausgezeichnet zu sein (schon geht die Prosa schnellen Schritts dem Verderben entgegen, in das sie im nachfolgenden Zeitraum versank), gefällt Theobalds Geschichte doch durch die Wärme der Erzählung, und durch das tiefe Gefühl und die lebendige Theilnahme, welche sich auch gegen den Willen des Verfassers kund gibt, wenn er von den blutigen Verfolgungen erzählt, welche seine Landsleute zu erdulden hatten, oder von den heldenmäßigen Anstrengungen, die sie zur Erkämpfung der Freiheit im Glauben und im Staate machten. So unverkennbar aber auch sein Standpunkt ist, bewahrt er doch stets die strengste, eines Geschichtschreibers würdige Unparteilichkeit.

Johann Hussens Tod.

Nachdem der verdampte Huß mit der Papirnen Cron auß der Kirchen zu dem Scherterhaussen gieng, gefüret von dem Henker, ward er frölich Muths, wie solches auch seine Feinde von ihm und M. Hieronymo schrieben, besonders Sylvius (so hernach Pabst worden), gleich als solte er zu einer frölichen Malzeit, oder, wie man in dem gemeinen Sprüchwort sagt, zum Tauh gehen. Wie er aber seine Bücher sahe verbrennen auff dem Kirchhofe, stund er still und lachet. Entee dem gehen vermahnet er das Volck, daß sie nicht glauben solten, daß er Irrthumbs wegen verbrennet würde; dann etliche wenige Artikel weren durch falsche Zeugen seiner Todfeinde auf ihn gebracht, die er doch nie gelehret, die anderen weren noch nie erwiesen, daß sie falsch weren, „ob ich es wol heftig begeret". Das Volck aber, das mit gieng, war alles gerüstet, besonders die Burgerschafft, so darzu erfordert. Wie sie nun an den Ort kommen seyn, da er solte verbrennet werden, da fiel Huß auff seyne Knye, faltet seine Hände, so nicht gebunden, zusammen, sahe gen Himmel und betet den 30. auch den 50 Psalm Davids, sonderlich widerholet er offt den versiculum: „In deine Hände befehle ich dir meinen Geist, du hast ihn erlöset, du getrewer Gott!" Da das etliche des gemeinen Manns hörten, sagten sie: „Was dieser Mann zuvor gelehret oder geprediget, können wir nicht wissen. jetzt hören wir lauter heilige Wort von ihm." Die andern sagten, man solt ihm einen Beichtrutter geben. Aber ein fetter Pfaff sitzt auff einm Roß, bekleidet mit einem grünen Rock, darunter ein rotes Unterfutter, sagt: „Man solle den Ketzer nit hören, man ist auch nit schuldig, ihm einen Beichtrutter zu geben." Aber Huß hat sieben Tage vor seinem Tode einem Mönch, so ihm vom Concilio zugegeben, gebeichtet und die Absolution empfangen. Die Cron, so unter dem beten Hussen war abgefallen, satzten sie ihme, so höchlich lachte, wider auf auß Befehl etlicher, die da sagten, man solte die Teuffel neben des Teuffels Diener verbrennen. Als er auß Befehl des Henckers aufgerichtet stund, fieng er überlaut also an zu beten: „Herr Jesu Christe, diesen grewlichen, schmählichen Tod will ich wegen deines heiligen Evangelii vnnd deines Göttlichen Worts willig außstehen; du vergib meinen Feinden diese ihre Missethat." Darauf führte ihn der Hencker herumb, die Leut zu gesegnen, die er sehr bat, sie solten nicht glauben, daß er einigen Irrthumb, der Gottes Wort zu wider were, gelehret hette. Letzlich bat er, seine Wächter, die in seiner Gefängnuß bey ihme blieben, noch einmal anzusprechen, wie er zu ihnen kompt, sagt er: „Lieben Brüder, ich sage euch grossen Danck wegen der Wohlthaten, so ihr mir in meiner langwierigen Gefangnuß erzeiget habt. Ihr seyt nicht meine Hüter, sondern Brüder gewesen, auch solt ihr wissen, daß ich noch beständ-

Digitized by Google

diglich glaub, mit meinem seligmachenden Heiland, welches Namens wegen ich diesen Tod ausstehe, heut zu herrschen." Darauff gieng er fröhlich, ohne einiges deß zagens zeichen, zu dem Block, so inn die erde war gegraben, daran ihn der Hencker mit den Händen hinderwärts band, mit sechs Stricken. Solchs aber hatten die Hencker nicht recht ausgerichtet, weil sie sein Angesicht gegen dem Morgen gestellet, darumb sie ihn als einen Ketzer gegen Abend wenden mußten. Vmb den Hals legten sie ihm eine alte rostige Ketten, gleichsam als were er keiner newen wehrt, welcher, als er sie gesehen hat, mit lachendem Munde darauf gesagt: „Mein Heer Christus ist mit einer viel härtern Ketten meinetwegen gebunden worden; warumb wolt ich mich dann schämen, mit einer solchen alten rostigen Ketten gebunden zu werden?" Vnter die füß, daran noch die Stiefel neben seinen Fußschäfften waren, legten sie zween Büschel Reysig, vmb ihn viel Holtz, Stro vnnd Reysig bis an den Halß. Ehe es aber die Hencker anstecken, ritt hin zu ihme Hertzog Ludwig von Bayern, neben einer Reichsstadt Marschalck, theten ihn von Jerthumb (wie sie es nenneten) abzustehen, seine Lehr, auch Predigten zu verschwören, vermahnen. Da fieng er in dem Holtzhauffen an mit heller Stimm: „Ich ruff Gott zu einem Zeugen an, daß ich das, so sie mir durch falsche Zeugen haben auff den Hals geladen, nicht gelehret oder geschrieben habe, sondern ich habe alle meine Predigten, Lehr vnd Schrifften dahin gerichtet, daß ich die Leut möge von Sünden abwenden, Gott in sein Reich führen. Diese Wahrheit, so ich gelehret, geprediget, geschrieben vnd außgebreitet habe, als die mit Gottes Wort übereinstimmet, will ich behalten, auch mit meinem Tode versiegeln." Wie sie dies hörten, schlugen sie die Hände zusammen vnd rieten davon. Bald zündeten die Hencker das Fewer an, welches geschwind angieng, weil vil Stro zwischen das Holtz gelegt. Darumb M. Johann Huß, so er den Rauch sahe, deutlich sang: „Christe, du Sohn Gottes, erbarme dich mein!" Als er aber wolte zum drittenmal sagen: „Christe, du Sohn Gottes, von einer Jungfrauen geboren!" schlug ihme die Lohe vnter das Gesicht, benam ihm die Sprach, daß er nit sagen konnte: „Gebarme dich mein!" sondern er betet vnd knappet mit dem Kopff so lange, als einer ein Vatter vnser außbeten kan, darnach starb er. Wie nun das Holz verbrunneu, der Todte, aber doch mehr als halb verbrennete Leichnam noch vm Pfal hienge, stiessen ihn die Hencker mit Stangen über ein Hauffen, wurffen mehr Holtz zu, zerschlugen mit Stangen die Gebeiu, damit sie desto eher verbrennen solten, besonders zerschmissen sie seinen Kopff; das Hertz aber, so unter dem Ingeweid gefunden, steckten sie an eine spitzige Stange, theten es also braten.

Da man Hertzog Ludwigen nach anzeigte, daß ein Henckersknecht Hussens Mantel, Gürtel vnd andere mehr Kleider hette, gebot er, solches alles zu verbrennen, sunsten (wie gewiß auch geschehen were) mochtens die Böhmen fur ein Heiligthumb halten. Der Hencker weygert sich deß erstlichen; doch da man ihm eine genandte Summe Geldes versprach, warf ers ins Fewer. Letzlichen, da alles zu Ziesel verbrennet, luden sie die Aschen neben der Erden, die sie etlich Schuh tieff ausgruben, nuff Karren, vnd wurffen es in den Rhein. Der ort aber, da solches geschehen, ist zwischen den Gärten der Vorstadt, neben dem Weg, da man nach Gottleben gehen wil. Es sagen etliche, die an dem ort gewesen, daß an derselbigen stell biß auf den heutigen tag kein Graß wachse. Ob es war, weiß ich nicht.

Christoph Lehman.

Christoph Lehman, geboren im Jahr 1568 zu Finsterwalde in der Niederlausitz, wo sein Vater Lehrer war, bezog 1587 die Hochschule in Leipzig, wurde 1591 Magister und im Jahr 1594 in Speyer als Conrector angestellt. Schon damals mit geschichtlichen Arbeiten beschäftigt, für welche er das Archiv der Stadt benutzte, hatte er Gelegenheit, seine tiefe Einsicht in den öffentlichen Angelegenheiten zu zeigen, und so ward er schon im Jahr 1599 zum Rathschreiber, 1604 zum Stadtschreiber ernannt, und oft in Sachen der Stadt an den kaiserlichen Hof und an reichsständische Versammlungen geschickt. Im Jahr 1629 trat er in churtrierische und bischöflich speyerische Dienste, erfuhr im Kriege, der damals Deutschland verwüstete, viele Drangsale, und kam endlich im Jahr 1637 als Syndicus nach Heilbronn, wo er im folgendem Jahre starb. Außer einer verdienstvollen Sammlung von Sprichwörtern („Florilegium politicum"), hat Lehman eine „Chronika der Freyen Reichs-Stadt Speyer" (Frankf. 1612, Fol.) geschrieben, welche zu den besseren Geschichtswerken der Zeit gehört. Sorgfältige und überlegte Benutzung handschriftlicher und gedruckter Quellen verleihen ihr bleibenden Werth, noch mehr aber die umsichtige Behandlungsweise, da er neben den besonderen Geschichten der Stadt Speier zugleich auch die allgemeinen deutschen Verhältnisse behandelt, wodurch das Ganze sehr an Klarheit gewinnt. Er entwickelt hiebei eine ausgebreitete Kenntniß der deutschen Geschichte und eine große Belesenheit, die er mit Glück zu benutzen weiß. Sein Blick ist im Ganzen frei und sein Urtheil scharf und richtig; in Ansehung der politischen Verhältnisse theilt er dagegen die Vorurtheile der meisten Gelehrten seiner Zeit. Seine Chronik gewährt auch dadurch ein eigenthümliches Interesse, daß er in derselben, wie auch in seiner Sprichwörtersammlung eine Menge treffender Anekdoten erzählt, wodurch beide Werke für die Geschichte der im Munde des Volks lebenden Erzählung Bedeutung und Werth erhalten. In der Darstellung steht er den früheren Geschichtschreibern bedeutend nach; es fehlt ihm die Einfachheit und Kraft, durch welche sich ein Aventinus oder Tschudi auszeichnen, er gefällt sich schon in den gedehnten Perioden, welche später zum Nachtheil der Schönheit des Styls so sehr überhand nehmen und noch unangenehmer berührt es, daß er die in die Sprache aufgenommenen lateinischen Wörter mit ihrer ganzen fremden Form gebraucht und sie auch durch die Schrift auszeichnet, was dem Auge eben so widrig ist, als jenes dem Ohr.

1. Einem Franzosen wird das Bad nuß Unverstand der Sprach ztemdtich heiß gemacht.

In einer alten Histori wird von Unterschied der Französischen vnd Teutschen Sprach, vnd daß der gemeine Mann bey Regierung der Teutschen Francken einander in berührten beyden Sprachen nicht verstanden, noch zugleich beyde reden können, folgend Exempel gefunden. In der Beschreibung deß Klosters zu St. Gallen wird ein Dechan, Eckardus genannt, insonders gut vnd mitthätig gegen die Armuth berühmbt; der hat in seinem Kloster die Verfügung gethan, wann arme brestbaffte Leut kommen, daß man dieselbe gebadt, gebutzt, bekleidt, mit Notdurfft versehen, vnd hernach wider fortgeschickt, vnd hat zum Bad vnd Reinigung der Armen einen sondern Mann bestelt. Auff ein Zeit hat man dem Kloster einen Franzosen contract vnd tahm auffm Karch zugeführt, welchen der Dechan dem Bader zu baden vnd pflegen befohlen. Der Bader hat den Franzosen vom Karch ins Bad getragen, vnd weil derselbe sonst vom Leib vnd wegen der Lahme schwerlich zu handlen gewest, sich vber denselben erzürnt vnd in ein sehr warm Bad gesetzt, der Franzos vbertaut gerufft: „Kalt! kaltest!" Der Bader vermeynte, es sey dem Franzosen das Bad noch zu kalt vnd sagte im Engedutt: „Ich wil dirs warm machen, eder soll nichts

Digitized by Google

seyn!" lauffe zum Keſſel, ſchöpffte noch wärmer Waſſer vnd ſchutt ins Bad; der Frantzos entſitzt vnd ſchreyt: „Eya, mi kalt est, kalt est" — „So wil ich dir das Bad warm machen," ſagt der Bader, „oder wil nicht leben", ſchürt dem Feur unterm Keſſel zu und ſchutt ſiedend heiß Waſſer ins Badt. Der Frantzos iſt davon mit gleichen Füſſen herauſſgeſprungen, der Thür zugeloffen vnd ſich davon wollen machen. Als der Bader geſehen, daß er ſich lahm geſtellt, vnd vom ſiedenden Waſſer lobald gerad worden, hat er einen Brand unterm Keſſel herfür gezogen, vnd tapffer auf den Frantzoſen zugeſchlagen. In ſolchem Getümmel iſt der Dechan herbey kommen, und als er den Verlauff verhört, hat er den Frantzoſen des Betrugs halben Romanice in ſeiner Sprach geſtrafft vnd passiren laſſen, den Bader aber Teutſch, Teutonice deßhalben geſcholten, daß er jhme mit der Straff vorgriffen vnd ſich ſelbſt gerochen hätte. Daß der Frantzos „kalt est, kalt est" geſchryen, iſt die Provincialiſche Sprach vnd verbrochen Latein „calldum est, calldum est", auff Teutſch: „Iſt heiß, iſt heiß". Der Bader hats auff ſeine Sprach „kalt" verſtanden, darumb den Frantzoſen warm genug außgebadet.

2. Ein abendtheurliche Gaſtung, ſo zu Cölln König Wilhelmo von Alberto Magno Anno 1248 im Winter in einem Garten gehalten worden.

ALbertus Magnus, ein ſehr berühmbter und gelehrter Munch hat den Käyſer, als er in berührtem Jahr zu Cölln auf den Tag der drey Könige angelangt, in einen Garten beym Prediger Cloſter gelegen, mit ſeinem gantzen Hof zu Gaſt gebeten, dem der Käyſer geen willfahrt. Es iſt aber auff berührten Tag nicht allein groſſe, unleidliche Kälte, ſondern auch ein tiefſer Schnee eingefallen, deßhalben die Käyſerliche Räthe und Diener beſchwerliches Miſſallen an deß Munchs vnordentlicher Ladung getragen, vnd dem König auſſer dem Cloſter unterm Himmel ſo zu ſtrenger winterlicher Zeit Mahlzeit zu halten widerrathen, haben aber doch denſelben von ſeiner Zuſag nicht wenden konnen, ſondern hat ſich ſampt den ſeinen zu erchter Zeit eingeſtellt. Albert. der Münch hat etliche Taffeln ſampt aller Bereitſchafft im Cloſter Garten, darin Bäume, Laub und Graß alles mit Schnee bedeckt geweſen, mit groſſem Befremdden männigliches über der uniterlichen vnd widerſinnigen Anſtalt laſſen ſtellen, vnd zum Auffwarten eine gute Anzahl von Geſtalt deß leibes uberauß ſchöne anſehenliche Geſellen zur Hand bracht. Indem nun der König ſampt Fürſten vnd Herren zur Tafel geſeſſen, vnd die Speiſen fürgetragen vnd auffgeſtellt, der Tag aber oben vnd unneeſehens heiter und ſchön worden, iſt aller Schnee zuſehens abgangen, vnd gleich in einem Augenblick ein luſtiger, lieblicher Sommertag erſchienen, alles Land vnd Graß augenſcheinlich, deßgleichen allerhand ſchöne Blumen außen Boden herfürgebrochen, die Baum haben anfahen zu blühen, vnd gleich nach der Blueh ein jeder ſeine Frucht zu tragen, darauff allerhand Gevögel niedergefallen und den gantzen Ort mit lieblichem Geſang erfüllet, und hat die Hitze deß Tages dermaſſen Überhand genommen, daß faſt ſich männiglich der winterlichen Kleyder zum Theil entbößen müſſen. Es hat aber niemand geſehen, wo die Speiſen gekocht und zubeerit worden, auch niemand die zierliche und willfahrige Diener gekennet oder Wiſſenſchafft gehabt, wer vnd wannen ſie ſeyen, und ſich jedermänniglich mit groſſer Verwunderung uber aller Anſtellung vnd Bereitſchafft erfreuet. Demnach aber die Zeit der Malzeit herumb ſeyen erſtlich die wunderbare köſtliche Diener deß Munchs, bald die liebliche Vögel ſampt Land und Graß auff Bäumen und Boden verſchwunden, vnd iſt alles wieder mit Schnee und Kälte dem anfänglichen Winter ähnlich worden, alſo daß man die abgelegte Kleyder wieder angelegt, und die ſterrige Kälte dermaſſen empfunden, daß männiglich davon vnd zum fewer und warmen Stuben geeilet. Vmb ſolcher abendtheurlichen Kuetzweil willen hat Käyſer Wilhelm Albertum Magnum vnd ſein Convent Prediger Ordens mit etlichen Gütern erchlich begabt und denſelben wegen ſeiner groſſen Geſchicklichkeit in groſſem Anſehen und Werth gehalten.

3. Ein löblich Exempel König Rudolphs, welcher Geſtalt er in einer dunckeln Sach das Recht erforſcht.

Auff einem Reichstag zu Nürnberg hat ein reicher Kauffmann vorm König gellagt, was maſſen er ſeinem Wirth in offener Gaſtherberg in einem Sack 200 Marck Gelts auffzuheben vertrawet, vnd da er daſſelb wieder erfordert, were der Wirth der Ding in Abred, weil kein Zeugnuß vorhanden, dabey der Kauffmann ſolche Vmbſtand vnd Warzeichen angezeigt, daß der König die Klag rechtmäſſig befunden, aber, wie der Wirth ein fürnehmer, reicher Burger, des Bezichts zu überwinden und die Sach an Tag zu bringen, zu bedencken genommen. Nicht lang heenach kommen der State Nürnberg Geſandte zum König, unter denen auch der bellagte Wirth, und bringen ihr Sach für. Der König fängt ein freundlich Geſpräch an, vnd ſagt unter andern zum Wirth: „Du haſt ein hubſchen Hut, ich geb dir meinen darfur." Der Wirth bewilligt den Tauſch gar geen. Der König nimpt ſich anderer Sachen an, heiſt die Geſandten herziehen, gehet heraus und befilcht einem andern Burger im Namen des Wirths, als wanns derſelb befohlen, eylends deſſelben Fraw anzuzeigen, ſie ſolte ihme den liedern Sack, der ſo vnd ſo beſchaffen, ſchicken, und zu Warzeichen brächt er ihr ſeinen Hut. Die Wirthin glaubt dem Burger wegen des Warzeichens, ſtellt ihme den begere Sacken zu. Der König beſchickt alsbald den Kauffmann, daß er ſein Klag gegen den Wirth, ſo norhanden, ſole fürnehmen, fertigt die Geſandte mit guter Antwort ab, vnd behielt den Wirth bey ſich. Alsbald kompt der Kauffmann vnd klagt wider den Wirth, daß er ſein vertrawet Gut vorenthalte. Der Wirth nerneint die Klag ſtandhafftig, ſchwert und vermiſt ſich hoch, daß der Kauffmann nichts verwehrlichs bey ihme hinterlegt, es ſey ein thöorchter Mann und mit Fantaſey behafft. In dem die Partheyen ernſthafft wider einander reden, bringt der König den Sack herfur und legt dem Wirth den Betrug offenlich nu Tag, darüber demſelben Muth und Sprach entzunden. Der König hat dem Kauffmann das ſein zugeſtellt vnd den Wirth umb ein groſſe Summ Gelds geſtraffe. Diß Exempel gibt dieſe Nachrichtung, daß zu König Rudolphs Zeit der Teutſchen König uhralter löblicher Brauch, daß ſie die Vnderthanen ſelbſt gehört und Recht geſprochen, vnd zu dem Ende jetzo nu dieſem, hernach an einem andern Ort die Reichsneriamblungen angeſtellt, noch beſtändig nnd in Vbung geweſen, wie auch darauß dergleichen abzunehmen, das von gedachtem Konig zu deſſen unſterblichem Lob geſchrieben, daß er ſeinen Trabanten ernſtlich befohlen, daß ſie jederman, der zu bitten oder zu klagen hätte, ſolten laſſen furkommen vnd niemand abweiſen. Dann darumb were er von Gott ins Königlich Ampt erhöhet, daß er den Vnterthanen Gehöe, Hülff und Recht ſolt widerfahren laſſen, und nit daß er ſich für ihnen ſolt verſchlieſſen.

4. Von König Rudolphs ſchlechter Tracht in Kleidung, und wie es ihme dabey ergangen.

KOenig Rudolph hat ſich in Kleidung einem gemeinen Burgersmann gleich pflegen zu tragen. Als König Ottacker das Königerich Böhem vnd Landſchafft Mehren zu Lehen wollen empfangen, hat er ſein Hofgeſind mit ſtattlichem Schmuck außgeſtafirt vnd ſich ſelbſt mit Gold, Erelgeſtein und koſtbarn Kleidung prächtig geziert. König Rudolph iſt von den ſeinen vermahnt worden, daß er ſich gleichfalls ſeinem Königlichen Stand gemäß in geziemendem Schmuck ſolt erweiſen, darauf er zur Antwort geſagt: „Der König in Böhem hat oft meinen grawen Rock außgelacht vnd verſpott; jetzo ſey die Zeit, daß der graw Rock ſeiner wieder lönne ſpotten: der Teutſchen Leb beſtehe auf guter Rüſtung und nicht in Kleideen." Demnach der König in Böhem im Läger erſchienen, hat König Rudolph ſein gewöhnlich Kleid, einen grawen Rock, angethan und ſich in ſeinem Zelt auff ein ſchlechte Banck

geſetzt. In dem König Ottacker in ſeinem köſtlichen Schmuck ſich vor dem Römiſchen König unt die Knye niedergelaſſen, hat man das Zelt allenthalben geöffnet, daß männiglich den Proceß geſehen, davon ein Gelächter im ganzen Volck entſtanden, daß der im Geld vnd köſtlichen Zierath vor dem ichlechten grawen Rock zu Füſſen gelegen. — — —

Anno 1248 hat König Rudolph ſein Anweſen zu Maintz gehabt. Da eines Morgens vnverſehenlich Kalt eingefallen, daß man ſich im Läger nicht erwärmen können, iſt er auffgeſtanden, hat ſeinen Rock vmb ſich geworffen vnd iſt in eines Beckers Hauß, ſeinem Loſament gegen über, zum Kohlhauffen, den der Becker auß dem Ofen gezogen, gelauffen. Die Beckerin iſt vber ſeinen Vngeſtum zornig worden, hat ihn mit böſen Worten übel angefahren, daß er dergeſtalt ſolt in ein Hauß geloffen kommen. „Seyt nicht ſo zornig, liebe Fraw," ſagt der König, „ich bin ein guter alter Landsknecht, hab nicht viel zum beſten, vnd mein Armuttin dem armen König Rudolf auffgehengt; deßhalben muß ich mich behelffen, wie ich kan." — „Troll dich hin zu deinem Bettel König," antwort die Beckerin, „es geſchicht euch allen recht, dieweil ihr das Land verbergt, den Armen ihre Nahrung auß den Händen reiſt." König Rudolph ſagt: „Was hat dann der arme König angeſtelt, das ſo böß iſt?" — „Iſt das nicht böß genug," antwort die Fraw, „alle Becker vnd ich arme Fraw ſeynd durch ſeine Krieg arm vnd Bettler worden, können auch nicht zu Kräfften kommen, ſo lang er lebt." Vnd nach vielen groben Schelworten ſagt ſie zum König: „Pack dich, du alter, oder ich mach dir Füß!" Der König hat ſonder Gefallen über der Frawen Eyffer, vnd wolt nicht weichen; da erwüſcht die Fraw ein Kübel mit Waſſer, ſchuttt ſo vngeſtüm auff die Kohlen vnd den König, daß er aller naß vnd beraucht davon wider in ſein Loſament gelauffen. Vmb den Mittag, als er zum Imbs geſeſſen, hat er ſein Wirthin im Hauß laſſen herbey kommen, ein Schüſſel mit gutem Eſſen vom Tiſch genommen vnd befohlen, daß ſie das der Beckerin ſolt bringen ſampt einem quart Wein, vnd derſelben wegen des alten Landsknechts Danck ſagen, dem ſie Morgens bey den Kohlen ſo gut Bad geſchenckt. Darauf der König denen, die an der Tafel geſeſſen, die Geſchicht, ſo ihme begegnet, mit Fröhlichkeit erzehlt. Aber die Beckerin, als ſie vernommen, daß ſie mit dem König zu thun gehabt, iſt in Furcht vnd Sorg gefallen, mit betrübtem Hertzen in ſein Herberg gangen, vnd hat mit eim Fußfall vmb Verzeihung gebeten, hiemit aber dem König noch mehr Vrſach zur Kurtzweil geben, dann er ihr gar nicht verzeyhen wollen, ſie ſchelt ihn dann wider der Geſtalt, als ſie morgens gethan. Endlich hat die Fraw ein Hertz gefaſt vnd gleichſam in Entrüſtung alles widerholt, was ſie morgens außgeſtoſſen, dadurch den König vnd andere inſonders fröhlich gemacht vnd mit Gnaden ihre Abfertigung bekommen. Diß Exempel, wiewol es zu vnſern Zeiten mehr für ein Fabel, als eine Warheit mécht gehalten werden, ſo iſts doch von glaubwürdigen hiſtoricis beſchrieben vnd von Verſtändigen als ein warhafft Exempel alter Teutſchen Tugend erkent vnd hochgehalten.

Johann Adolf Köſter, gen. Neocorus.

Einer der ſpäteren Geſchichtſchreiber des Zeitraums, aber einer der merkwürdigſten iſt Johann Adolf Köſter, genannt Neocorus. Derſelbe war vermuthlich zu Oldenwörden im Lande Dithmarſchen geboren, wo ſein Vater zweiter Prediger und Schulmeiſter war. Das Jahr ſeiner Geburt iſt nicht ausgemittelt, doch muß er bald nach 1550 geboren worden ſein. Seine Aeltern beſtimmten ihn zum geiſtlichen Stande, und ſchickten ihn Ende 1576 nach der neugegründeten Univerſität Helmſtädt, wo er jedoch nicht lange blieb, da wir ihn 1578 als Schulmeiſter und Küſter in Buſum finden, wo er 1590 mit großer Einſtimmigkeit zum zweiten Prediger gewählt wurde. Schon bald nach ſeiner Einſetzung wurde er in vielerlei Streitigkeiten bald mit dem erſten Prediger, bald mit der Gemeinde verwickelt, wobei er zwar meiſtens im Rechte war, aber ſich auch wohl von ſeiner angebornen Heftigkeit zu weit reißen ließ; in Folge dieſer unangenehmen Verhältniſſe wurde er im Jahr 1624 nicht ohne Zuthun der Regierung ſeines Amtes entſetzt. Von da an ſcheint er in ſtiller Zurückgezogenheit gelebt zu haben, bis ihn der Tod abrief, wahrſcheinlich im Jahr 1630; er war gegen 80 Jahr alt, als er ſtarb. Der Nachwelt hat er ſich durch die „Dithmarſche hiſtoriſche Geſchichte" verdient gemacht, in welcher ſich der feurige Geiſt und die warme Vaterlandsliebe lebendig ausſpricht, die ihn ſein ganzes Leben lang beſeelte. Zwar ſtanden ihm keine reichen Quellen zu Gebote, am wenigſten konnte er die Archive benutzen, die nach dem Untergang der Freiheit von den neuen Herrſchern in Beſitz genommen worden waren, und es iſt daher auch die Darſtellung der älteren Geſchichte weniger genügend; die große Heldenzeit aber, die noch friſch im Andenken ſeiner ältern Zeitgenoſſen lebte, deren mündliche Nachrichten er ſorgfältig ſammelte, iſt mit ausgezeichnetem Glücke geſchildert. Seine Kenntniß des Landes und des Volkes, namentlich aber ſein treuer, vaterländiſcher Sinn leiteten ihn ſo trefflich, daß ſein Werk in dieſen Theilen den beſſeren Erzeugniſſen der Geſchichtſchreibung an die Seite geſetzt werden kann, wie denn auch nicht zu verkennen iſt, daß die Kenntniß der großartigen Hiſtoriker des Alterthums nicht ohne Einfluß auf ſeine Auffaſſung und Darſtellung geblieben iſt. Neben der Erzählung der Freiheitskämpfe des kleinen, aber heldenmüthigen Volks iſt auch die einleitende Schilderung der alten Sitten und Gebräuche beſonders hervorzuheben, in welcher er auch bei Abgang älterer Quellen doch um ſo eher Glauben verdient, als jene Sitten auch zu ſeiner Zeit noch beſtanden, oder doch durch Ueberlieferung noch bekannt waren. Wie die ſchweizeriſchen Geſchichtſchreiber, hat ſich auch Neocorus dadurch verdient gemacht, daß er die alten Volksgeſänge, Schlacht- und Siegeslieder in ſeine Geſchichte aufgenommen hat. Dieſelbe iſt übrigens nur in ihrer erſten Hälfte (bis zum Jahr 1524) vollſtändig ausgearbeitet, während die zweite nur aus chronikartigen an einander gereihten Bemerkungen beſteht, von denen manche ausführlicher entwickelt, andere nur kurz hingeworfen ſind.

Schlacht vnde Auerwinninge der Ditmerſchen jegen de grote Guardia vnde de anderen Landesknechte.

In deme nun de Guardia in ſolken ſchlimmen Wegen wol gemattet vnde in Hárening ſtunt, ſe worden bult vp einen wideren vnde brederen Platz kumen, gelik wo dan de Rueter ſtey in ehrem groten Gedrenge doch vorgewens des vorwachteden, worden ſe der Schantze der Ditmerſchen, ſo voriger Nacht erſt vor den Weg geſchlagen, enwhar: den de Ditmerſchen, ſo achter derſulvigen legen vnde ſick beſchantzet hadden, ſchoten ahne Vnderlath mit ehrem Veltgeſchutte, nademe ſe ere Gelegenheit ſegen vnd ſe reken konden, mang de Viende, welkes den nicht ahne Schaden affgaen konde. Den dewile dat Geſchutt vp den Wech gerichtet, ſe nverſt demſulven her kemen, vnde de ſo enge, dat ſe ſiner Engicheit halven dem Schöte nicht entwiken konden, worden ehrer vele geſchuten, kregen dre Büte dar ſo vele, dat ſe de dar vth dem Drecke nicht dragen konden, ſondern darmede beliggen bliven moſten. Eines Deles, ſo vornn gingen, leden ehre lange Speiſen ver de Graven, worven de Flucken dnrawerher, mukeden

dieſergeſtalt Bruggen, duemit ſe uth dem depen Wege up dat harde Landt kemen; andere nehmen de Bredee, ſo ſe hedden, ſchmeten denſulven deßgelikken nn de andere Sidt der Graven, dat ſe ock ſolches tho ehrem Vordele vor Stege gebruken unde ſick reden mochten. Alſe avrſt dat Vottvolck ohne Guardia in groter Menge henaver fell, meſſen ſr dar nichts minder ſehr gedrang in einander ſtaen, alſo dnt ſe nicht thor Wehre kamen konden. Den des Marſchlandes Gelegenheit, welches umme dee Waterloſing willen nottwendich mit velen depen Graven dorchgegraven wert, konde nicht liden, dat ſe dar even, alß were itt up einem evenen Platze, eine Schlachtordninge maken, nha Nottrofft eeſtrecken edder herum valken konden. Ock weren de Knechte ahne dat natt unde halff erſtraren. Men berichtet beſtendiglich, dat der Garde Averſte, Junker Schlenß, ein kunger, riſcher, unvorzagedder Helt, ſich vor allen gewagt, und einen von den Ditmerſchen uthgeſoedert thor monomachiam edder beſunderlichen Kampe. dar dan einer uth dem Caeſpel Nienkerken — — vor allen wedderumme hervorgeſprungen, ſick mit ſinem Jegenman, de eine lunge Speiſen gehatt, he averſt eine Hellebarden, eine Tidtlang gebruket, entlich averſt ehme den Vordeel affgeſehen, de Speiſen uthgeſchlagen unde thor Eeden geworpen, unde dewile de ehne ſiner Rusting halven nicht wol verwunden unde dorchſteken mogen, ehme den Hellebarden up de Boeſt geſettet, mit dem Vote darup geſprungen und alſo vor Ogen und im Angeſichte beideerſidts Hupen erworget, daderch dr Ditmerſchen erſtlich einen Mott gekregen. Der Furſten Geſchutte wuß wol ſin up de Schantze thogeſtellet, averſt dewile de Lunten dorch den Regen nthgeloſchet, Krutt und alleß, wat tho dem Fürwerke gehörig, dorch de Fuchtichelt nndnchtig geworden, dat men itt nicht gebruchen konde, ock de Wint gae entjegen und hinderlich wuß? konde itt nicht uffgaen oder affgeſchaten werden. Der Ditmerſchen etliche vellen up der Schantze, wolden dat Geſchutte ummewerpen; worden areſt mehr van ehren eigen unvorwahringes erſchaten, alß van der Guardia erſchlagen. Da de andern Ditmerſchen under dieſem Weſende, nha Rede und Anleitnug dee duren Heldes Sibrandes, ſich wol nchtee dem Walle helden und mechtichlich mit grotem Vordele mang de Viende inſchoben und de Ordnung des Vottvolckes thotrenden, in deme de eine hirhen, de ander darhen ſick wendede, de eine hir im Water badede, de ander dar im Drecke wadede, de eine aver den andern her veel, vor dem andern nicht ſtaen konde, edder ock van demſulven etweters in den Dreck edder in dat Water getagen wartt. Entlich averſt hedden etliche uth Wakenhuſen — — ſich vnderſtanden und abermaleß ſich uth der Schantzen gewagt, dat furſtliche Geſchutte umtowerpen unde ſolkes eidderlich vollendbracht. Dewile dan nn kein ander Radt tho finden, gedachten ſe de Ditmerſchen mit ehrer groten Menge tho ummetheen, wedderumme under Windes tho krigen und mit ehrer groten Veelheit undr Macht van nchtern unde allenthalven her tho averfallen. Alß ſolches de Ditmerſchen vermerken, vallen ehrer etliche, Crantzius meinet, etwen 300 edder 400, mehr nicht, wowol ehrer in der erſt ſo vele nicht ſin konen, dewile ſe nicht gar unde gantz de Schantze nnd dat Geſchuttr vorlaten unde vorlopen mogen, dan ock herna ſcheten ſe gewaldig uth der Schantze in de Ruter, do bereitz Guardia unde dat andee Volck erlegt, nnd eheer dorchuth in alle nicht mehe, edder ock nicht ſo vele geweſen, als gemeldet. Ehrer ſin nun geweſen, wo vele ehrer ſummer will, diß iſt gewiß, ehrer weinig vallen magnitudine animi paene plus quam humana uth dee Schantze, ſetten an de Viende, insteuctissimum ab equitatu, peditibus et tormentis hostem, vangen einen Strdt an mit ſo vele dnſenden, de averſt, als gemeldet, matt unde erſtraren im Drecke und in der Kulke ſehe enge unde betwungen bieinandee ſtunden und ſtaen meſten, weepen van ſick alles, was ſr hindeen edder beſchweren mochte, van Harnſchen, Schilden, Stevelen ꝛc., ſehen nicht na den Flacken nnd Beuggen, Beedern unde Stegen, ſondern heren ſich und ſpringen tho dee Guardia hen aver de Geaven, nnd unangeſehen deſulve mit ehrem groten Geſchrie, ſchrecklichen Deonwen, je gedachten tho veeſeheen, ock ehee honiſch Andacht verſpetteden, dennoch wagten ſe itt, und de herthaffte Förer Sibrane foret ſr gewaldich nn, ropt: „Se tho! vert, vertt, ſne dich nicht umme! ſue dick nicht umme!" duemit ſe nicht in Kleinmott vellen, wen ſe den groten Hupen voe ſick, hinder ſick aveeſt den geringen Radeuck ſegen. Striden unde kempen alſo ehrer weinig jegen vele, beden ſich in dieſer ehrer Stedt nicht anders, als de edlen Spartaner, van den geſchreven wertt: „Σπάρτη οὐ τὸ θανεῖν, ἀλλὰ φυγεῖν θανατός." Bi den Spareanern were nicht Sterven, ſondern Flegen ein Dodt geachtet. Den efft ſe ſchone twe mall van den Landesknechten tho rnage geſchlagen worden, kemen ſe doch wedder. Twemal funden und vormanneden ſe ſick thoſamen, vellen up de Viende tho, ſo gefangen im Feeſte unde Drecke ſtunden, ſchlogen ſe dodt unde ſtötten ſe in de Graven. Under deß ſick nun dieſe ſo ridderlich holdrn nnd lever ſterven, als lopen willen, „ſterven ehrlich, lopen averſt vor de högeſte Unehre unde Schande achten," gifft Gott, dat ſummer des Waters mehr unde mehr wert, welches dorch de geopende Schluſen mit ſolcher Macht heein ſettet unde drenget, dat men den Wech nicht mehr van den Geaven, unde de Graven nicht mehr van dem Wege edder Lande underſcheiden kan. Ock kamen etliche andere Ditmerſchen hertho, ſo nn anderen Orden Wachte geholden, de, als man ſecht, ſich doch ein weinich achter der Kerken tho Hemmingſtedr vorwilet heddrn, und dieſem Speke thogeſehn, wor itt hennth wolde, und wat it einen Vortgang und Gelegenheit darmit hedde, denſulven ock, nha deme ſe dieſer ehrlichen Heldrn Mete und Macht und ehre ſulveſt eigene Gefahr und Wolfart betrachten, ſetten ſe mitt Freuwden tho dem Hupen henan, kamen den ehren tho Hulpe und de tho entſetten. So vele Modes nu duſen Ditmerſchen, ſo ahne dat genochſum behertigt, dorch dieſer Ankumbſt gegeven wurt, ſo vele und mehr entfell dem Jegendele, ſo ahne dat genochſam benhamen, gefangen unde bemannet, dat dieſergeſtalt dieſr Ditmerſchen der Guardia mechtich werden und ſich nicht allein nn denſulven, ſondern ock an den andern, wo folgen wert, ein grnwlich Bletſtortent erhevet. Und ſick even ſo ein Spill thodroch, alß in Vortiden in Grdein, do ock der grott mechtige Koning Darius uth Perſia mit den van Athen ein Drepent dede, und der Athenienſer Furſte Miltiades ock nicht erwachtede, deth der Spartaner Hulpe heran keme, ſondern nn de Viende ſettede und ſo dapper jegen nnde wrdder ſe ſtritede, dat man itt darvor angeſehen, als wren dr Athenienſer Menner, drs Koninges Darii Volck averſt were Vehe. Und wnß ock eines Iden Manheitt ſo grodt in dem Krige, dat men nicht wol kennen nnde weten mochte, wol dat beſte gedaen hedde. Den de Ditmerſchen alle ſick ſo dapper helden und mechtig weherden, ock in de Viende ſtrken, dat de thovornr unaverwintliche Guardia nm aller erſten de Flucht nnden moſte, dnrin ſe mehrendeß als dat Vehe erſchlagen wurden, nndr eher Buten nevenſt der Selen im Water verloren and avergeven. Alß diſe allen Lnnden und Konigreichen erſchreckliche Hupe erlecht, worden de Ditmerſchen mödiget, kregen grote Hopening, den andern Hupen ock tho erlegen, ſetten derwegen tho denſulven (ſo uth Börgern und Buren, uth Steden und Dorpern vorſamlet) grnſamlich an, erſchlogen ſe alle eho Dode edder erſopeden ſr im Water, datt nichtes dorch de Flucht entrinnen mochte. Alſo ock meſten dieſe ehr Blodt mit dem Water and ehren Geiſt mit der Lucht vermengen, demna beide Buten geren und nehmen, ahne ehren Dank, efft eheee ſchon ein averuth grot Hupe waß. Und ſecht men, in dieſer Schlacht ſi de Loſe bi den Koningſchen geweſen: „Wahre di, Bure, de Garde, de kumbt!" bi den Ditmerſchen averſt: „Wahre di, Garde, de Buer, de kumbt!"

Der Dithmerſchen Schlncht unde Averwinninge jegen de Rutee.

Nademe dat Voltvolck, de Guardia ſo wol alß Berger unde Buren erlegt, efft nun ſchon de Ditmerſchen

van ſo velen Arbeiden vnd Morden matt unde möde und nun wol der Rouwe begeret, dennoch erachteden ſe, dat ſe mit ſo groter eherr Manheit, velen und ſcheecklichen Blotvoegetende nichts uthgerichtet, wo ock nicht de Rutee, ſo bereiy ehn gefangen duchte, mit den andern upgeneſtelt unde ehre Sadeln geleddigt worden, und alſo de Biendt einß vor alle erlegt und uth dem Lande gejagt worden. Gerpen dero halven ock de Rutere an, ſo noch in den engen Wege heelden und ſich mit den Peeden noch vorwerp, noch tho rugge, noch thoe Siden wenden, und alſo keinen Orth henuth kamen mochten; den nor ehnen weren de erlegten Corper ehrer Mitgeſellen, ſo ehee Selen ſambt dem Rowe in dem Schlicke vorſtecken bedden unde noch nicht vinden konden, item der Ditmerſchen Schanhe, daruth ſe hefftich mit dem Beltgeſchutte in ſe ſchöten; hinder ehn heelden de Ruſtwagen, Roſſwagen und Schleden, dar weren de Perde eines Deles van genhamen, de eine lag aver dem anderen, als eine Wagenborch. Und ſe, de Ruter, ſtunden in den ſehr dreckichten Wegen twiſchen den depen Geaven tho beiden Siden, alſo dat ehnen beides, weuden unde wiken, unmögelich; konden derhalven ſick ock nichtes gewißers vormoden, jegen ock nicht anderes vor ehren Ogen, alß den unerſettlichen grimmigen Leventfreter, den Dooth. Itt bruketen averſt de Ditmerſchen gar vornufftigen und ſehr wißlichen eines behenden unde bequemen Rades unde Vordeles (deß ſick ock ehrmals dee edle Furſt der Harhlender, Hermanius, jegen den Romiſchen Averſten Tiberii, Geeinam, gebruket, und vormaleß Graff Adolph 2. van Holſtein di der Eider jegen Kouing Suene, den andeen des Namens, uth Dennemarken, wo an ſinen Oedt erkleret, ſehr gelucklich gebeuket hefft); den ſe gebachten, wen de Peede vorwundet worden, worden deſulven ungeſtume, worpen nicht alleine den Ruter lichtlich aff, ſondern ſchlogen gewaldich umme ſick, dropen demna ane Twiffel de negeſten Perde, de dan ock ergrimmeden unde even ſo wol den Ruter affworpen, de dan nicht dorch dat Schlaent und Wötent der Perde wedder thor Wehre kamen konden, ſondern im Schlicke unde Deecke thobredet unde thopedet worden, konden dergeſtalt mehr mit einem vorwundeden Perde Schade geſcheen, als wen ſe dre edder veer Ruter nhn einander mit ſchweerr Mohte unde Arbeit ock gar erlegt hedden. Lopen derhalven up beiden Siten des Weges langeſt den Graven, fieken mit ehren langen Speiſen unde Speten, ſchöten mit eheen Geſchutte unde Bagen in de Perde, erpen ock den ehern tho, dat ein Jederman ſolches bohen ſcholde. „Schone den Man, ſchlae de Perde!" Dieſe Anſchlach ging redlich an, den do de Peede dat Iſern und Geſchutte völeden, vorwundet worden, ergrimmeden ſe, worden ganh wötend und bavende, ſprungen und ſchlogen grawſamlich umme ſick, worpen den Ruter, ſo ohne dat halff vorklammet und erfraeen, nan ſick, thobredden unde thopedden ſe, vele florteden van den Peeden in de Geaven, vele gnamen vnder und twiſchen de Peede, worden tho dode gefallen, gedrucket und im Schlam unde Water erſöpet, ſtorven alſo erbermtich drierlei Dodes. Dar erhob ſick ein kleglich unde ſehe erbermlich Geſchrie. De Damp unde Rock, ſo van den ſchwetenden Perden, de Spoie, ſo van dem Water upging, Schne, Hagel unde Regen, ſo ehn gar entjegen, vorblendeden den Miuſchen de Ogen, dat ſe nicht ſehen konden. De Ruter, ſo vornn heelden, doch ehrer weinig, wo volget, kemen aver de Graben, de nun mit dem velen Volke an etlichen Oeden gar uthgefullet weren unde entgingen ſolch einem ſehr ſchwetigen Bade; ſe wuſten averſt ſulveſt nicht, wor ſe hen quemen, den vor der dunkeren dicken Lucht, vor den Wolken, Regen, Schne unde Winde, darthe vor dem Dampe van dem Schwete, Spoie van dem Water, konde nemant ſehen, alſo dat eck dat Krigesheer ſeher jemmerlich erſchlagen, tho dode gepedbet, gedeucket, gefallen, erſopet und bedempet wartt. Dar itz maniger edler unde köner Helt erbermlich ummegekamen, de ſin Schwert nicht einmall getucket edder gerucket. De Furſten kemen darvan mit ganz weinigen, It weeth averſt nemant, worhen, woedorch und mit wat Middel; den dorch de Schanze unde Biende vormochten ſe nicht, ock konden ſe nicht hinder ſick thorugge kamen, den ſolches hinderden de Wagen, wo gedacht, ſo in der Brede nha unde aneinander ſtunden, alſo ein Lager, dat nemant darborch entgaen mochte. Man meinet averſt, itz ock wol gelofflich, dat etliche darvan geknmen ſin aver de Beelheit der Doden, darmit de Graven unde Watere weren uthgefullet. Wewol menniger gedenken ſcholde, dat ſe mit den erſten ehr de Perde van den Ruſtwagen genhamen unde geſchneden, ehr de Wagenknechte dat Hasenbanner upgeworfen, unde ehr alſo de Wagen aver und dorch einander geworpen, dewile weinig Regimenter bi den Perden geblenen, dorch de Flucht ehr Heill vorſecht und dat Levent geberget hebden; den ſonſt de Ditmerſchen, ſo de Rutere up beiden Siden wol behalvet hedden, worden ehnen dat Geleide gegeven hebden. Gelick wo de andeen alle jemmerlich tho Bade und Lage gekamen ſin, und van ehren eigen vorwundeden edder geſchlagenen Perden erbermlich thotreddet unde thopedbet, dat ock de Ditmerſchen entlich gebaden und ener dem andern thogeropen: „Schlae den Man und ſchone der Peede!", den ſe derſulven etliche thor Tucht, dewile ſe herlich und ſchone geweſen, begeret und beholden hebden, alß de ſe vor de Büte, ſo de Hnveman kerch, erlangten. Iß demna ditjulve ein erbermlich Spectacul geweſen, dat man nicht einmall wuſte, wor de mechtige Koning alleine bleff, de tho voene mit ſe vele Duſenden Ditmerſchen nicht alleine erfullet, ſondern wol ein vell groter Landt uthgetuchet hedde, und iß diſe ſine Flucht jo ſo bedröbet und kleglich geweſen, als de Inſal avermödich und erſcheecklich.

III. Didaktiſche Proſa.

So bedeutend die Leiſtungen im Gebiete der Geſchichte auch waren, ſo bildet doch die didaktiſche Proſa den Mittelpunkt der Beſtrebungen in der proſaiſchen Sprachdarſtellung. Nicht nur gehören einzelne der hiehergehörigen Denkmäler zu dem Vortrefflichſten, was überhaupt in Bezug auf Sprache und Styl geleiſtet worden iſt, es ſind dieſe zugleich auch die Muſter, nach welchen ſich mehrere unter den Schriftſtellern gebildet haben, welche in den übrigen Gattungen der proſaiſchen Sprachdarſtellung hervorragen; ja es ſind dieſelben ſogar die Grundlage der neuhochdeutſchen Sprache geworden. Daß wir vor Allem Luthers Schriften, und insbeſondere deſſen großartige Bibelüberſetzung hier meinen, braucht nach den früher gemachten Bemerkungen kaum angedeulet zu werden. Aber ſo bedeutend die Höhe war, welche die didaktiſche Proſa durch Luther und nach ſeinem Vorgange erreichte, ſo ſank ſie dagegen beinahe eben ſo ſchnell wieder herab, und während die hiſtoriſche Proſa ſich beinahe bis zum Ende des Zeitraums in ihrer großartigen Entwickelung erhielt, ſo daß ſelbſt die ſpäteſten Geſchichtſchreiber noch in mancher Beziehung tüchtig genannt zu werden verdienen, da ſie das nachfolgende Verderben in Sprache und Styl zwar ſchon ahnen laſſen, aber demſelben doch noch keineswegs verfallen ſind; ſo iſt dagegen in den ſpäteren Erzeugniſſen der didaktiſchen Proſa der völligſte Verfall ſchon ſichtbar, ja es beginnt derſelbe ſchon mit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, als die Theologen, ihrem großen Meiſter ungetreu, die Ideen der Reformation verließen und ſich in geiſtloſe Zänkereien verloren, abgeſchmackte Sophiſtereien an die Stelle der einfachen, aber klaren Beweiſe traten und rohes, bis an die Gemeinheit gränzendes Schimpfen die zermalmende Kraft der oft zwar derben, aber immer gewaltigen Beredtſamkeit erſetzte, welche die Welt erſchüttert hatte.

Da die Reform der Kirche der bewegende Grundgedanke des Jahrhunderts war, so gehören auch weitaus die bedeutendsten Erscheinungen der didaktischen Prosa in das Gebiet der Theologie; aber da sich die Reformatoren zunächst an das Volk wendeten und wenden mußten, so sind ihre Schriften, besonders diejenigen, durch welche sie auf das Volk in seiner Gesammtheit wirken wollten, sowohl in der Ausführung als in der Sprache, durchaus populär gehalten; für die wissenschaftliche Behandlung der Theologie, wie aller übrigen Wissenschaften blieb dagegen auch jetzt noch die lateinische Sprache beinahe ganz ausschließliches Darstellungsmittel. Diese populären Schriften der Reformatoren waren meist von kleinerem Umfange, wie es bei ihrer Bestimmung durchaus nöthig war; es waren meistens Flugschriften, die bei ihrer innern und äußern Vortrefflichkeit aber sogleich die größte Verbreitung fanden. Außer den zwei großen Reformatoren, Zwingli und Luther, haben noch viele andere Anhänger derselben, zahlreiche Flugschriften erscheinen lassen, von denen manche auch jetzt noch Beachtung verdienen, wie z. B. die „Fünfzehn Bundsgenossen" von Johann Eberlin aus Gunzburg, und der „Lügenmantel" von Wenceslaus Schilling. Daß viele, ja die meisten derselben polemischer Natur, ja recht eigentlich Satyren waren, lag in der ganzen Zeitrichtung, so wie in dem besondern Bestreben, auf das große Publikum zu wirken, und demselben die Traurigkeit der religiösen Zustände in der höchsten Lebendigkeit zu schildern. Es blieb beinahe keine Seite des katholischen Cultus unangefochten, besonders gab die freilich bis zur unsinnigsten Abgeschmacktheit getriebene Verehrung der Heiligen vielfachen Anlaß zur bittersten Verspottung; doch erwähnen wir unter den hiehergehörigen Schriften nur „der Barfüßer Mönche Eulenspiegel und Alcoran" von Erasmus Alberus; es ist dies ein oft witziger Auszug des berüchtigten Buches Liber conformitatum, in welchem die Aehnlichkeit des H. Franciscus mit Christus durch eine Menge der abenteuerlichsten Wunder dargethan wurde. Aus späterer Zeit verdient in dieser Beziehung nur noch Joh. Fischart nähere Beachtung, dessen „Bienenkorb" aber freilich ein Meisterwerk der Satyre ist. Zwar erschienen dergleichen Schriften in ununterbrochener Reihe und in großer Anzahl auch in der zweiten Hälfte des Zeitraums, aber sie haben beinahe ohne Ausnahme eben so wenig Werth, als die zahlreichen Gegenschriften der katholischen Schriftsteller, von denen wir nur den schon früher erwähnten Johannes Naß nennen, weil dessen Treiben so viele Meisterwerke Fischarts hervorrief.

Neben den kleineren Flugschriften finden sich aber auch mehrere größere über religiöse Verhältnisse, welche zu den besten Erscheinungen der didaktischen Prosa gehören; und auch hier ragen Luther und Zwingli in gewohnter Weise hervor. Außer diesen sind auch die trefflichen Erbauungsschriften Johannes Arndts und die „Deutsche Theologie" (1528) des Bischofs Berthold zu erwähnen, in welcher er die Glaubenssätze der katholischen Kirche in systematischer Ordnung darstellt, und sie gegen die Lehren der Reformation nicht ohne Heftigkeit vertheidigt. Die alte „Deutsche Theologie" (I, 785) scheint nicht ohne Einfluß auf sein Buch geblieben zu sein, manche Stellen erinnern ausdrücklich an dieselbe; dagegen ist die Sprache hart und unbeholfen.

Wie die didaktische Prosa den eigentlichen Mittelpunkt aller Sprachdarstellung in diesem Zeitraume bildet, so hat diese wiederum ihren Mittelpunkt in Luthers „Bibelübersetzung", deren Bedeutsamkeit theils schon oben (S. 3) berührt worden ist, theils weiter unten noch näher besprochen werden soll. Der Lutherischen Bibel wurden freilich sowohl von katholischer als von reformirter Seite andere Uebersetzungen entgegengestellt, aber es kann sich keine derselben auch nur von ferne, weder hinsichtlich der Sprache, noch in Bezug auf die großartige Auffassung des Geistes mit der Lutherischen messen, was die Bearbeiter selbst so tief fühlten, daß sie auch jene Uebersetzung der übrigen zum Grunde legten, wie sogar Luthers bitterster Gegner, der berüchtigte Eck*) und nach ihm der Dominikaner Joh. Dietemberger. Dasselbe gilt von der im Sinne Zwingli's durch Leo Judä veranstalteten Uebersetzung, die daher auch bald von der Lutherischen verdrängt wurde. Eine niederdeutsche Bibel, an welcher namentlich Bugenhagen arbeitete, gab sich selbst nur für eine Uebertragung der hochdeutschen von Luther bearbeiteten Bibel aus.

Die Berufung an das Volk in Sachen des Glaubens und der Kirche setzte nicht bloß ein großes Vertrauen in dessen Tüchtigkeit voraus, sie hatte auch die Folge, daß man mit demselben und seinem Wesen näher bekannt zu werden suchte. Die meisten Schriften der Zeit zeugen von diesem Bestreben, mehrere theilen uns die Ergebnisse desselben mit; wir begreifen darunter namentlich die nun auftauchenden Sammlungen und Erklärungen von Sprichwörtern, welche aus dem tieferen Verständnisse des Volkslebens hervorgingen, zugleich aber auch in überzeugender Weise darthaten, daß das Volk die unversiegbare Quelle der höchsten praktischen Weisheit sei. Die großen Verdienste, welche sich Agricola und Seb. Frank in dieser Beziehung erworben, werden weiter unten näher berührt werden; aber auch Christoph Lehman, den wir schon als bedeutenden Historiker haben kennen lernen, verdient durch seine Sammlung alle Anerkennung und ist namentlich als Quellenwerk für die Kenntniß des deutschen Sprichworts höchst schätzenswerth; während es den Werken Agricola's und Franks hinsichtlich der Darstellung sowohl als der geistreichen Auffassung unbedingt nachsteht.

Alle, oder doch weitaus die meisten der bis jetzt berührten Schriften waren für das Volk bestimmt oder

*) In einem lateinisch abgefaßten Sendschreiben „Von Dolmetschen" sagt Luther: „Ich wolt noch gern den Papisten ansehen, der sich herfur thet, und etwa eine Epistel Pauli oder einen Propheten verdeutschet, so fern, daß er Luthers Deutsch und Dolmetschen nicht dazu gebrauchet; da solt man sehen ein fein, schön, löblich Deutsch und Dolmetschen. Denn wir haben ja gesehen den Subler zu Deesen, der mein Neu Testament gemeistert hat, der bekennet, daß mein Deutsch nüsse und gut sei, und sah wol, daß ers nicht besser machen kunte, und wolte es doch zu Schanden machen, fuhr zu und nahm sich für, mein Neu Testament fast von Wort zu Wort, wie ichs gemacht habe, und libt meine Vorrede, Glosa und Namen davon, schreibt seinen Namen, Vorrede und Glosa dazu, verkaufts also mein New Testament unter seinem Namen. Ja, lieben Kinder, wie geschah mir da so wehe, da sein Landsfürst (Herzog Georg von Sachsen) mit einer gräulichen Vorrede verdammte und verbot, des Luthers Neu Testament zu lesen, doch daneben gebot, des Sublers Neu Testament zu lesen, welches doch eben dasselbige ist, das der Luther gemacht hat" (Werke, Altenburg, 1662, fol. S. 269).

mit Rückſicht auf daſſelbe geſchrieben; von denen, welche vorzugsweiſe für die Gebildeten oder Gelehrten beſtimmt waren, ſind nur wenige hervorzuheben, nicht allein, weil es deren im Ganzen nur eine ſehr beſchränkte Anzahl gibt, da für ſolche Schriften, wie ſchon bemerkt, immer noch die lateiniſche Sprache vorherrſchte, ſondern auch, weil ſich nur ſehr wenige in der Darſtellung über die gewöhnlichſte Mittelmäßigkeit erheben. Waſſerleiters „Vernunftkunſt" (1598) iſt nur deshalb zu erwähnen, weil er ſich bemühte, die lateiniſchen oder griechiſchen Kunſtausdrücke der philoſophiſchen Sprache durch deutſche zu erſetzen, die freilich oft ſchief ausfallen, wie ſchon das Wort „Vernunftkunſt" für „Logik" beweiſt. Dagegen verdient Seb. Frank unſere höchſte Bewunderung, der ſich in ſeinen philoſophiſchen oder, wenn man lieber will, myſtiſchen Schriften auch bei der Darſtellung der abſtrakteſten Begriffe einer hohen Reinheit der Darſtellung in Wort- und Satzformen befliſſen hat. Nächſt ihm iſt nur noch Jacob Böhme zu nennen, der aber mehr durch den Inhalt ſeiner Schriften, als durch die, wenn auch immer merkwürdige, doch oft unbeholfene Form ſeiner Darſtellung Beachtung verdient. In einer, wenn auch nicht gerade populären, doch höchſt anſchaulichen Weiſe hat endlich Joh. Fiſchart mehrere Fragen der praktiſchen Philoſophie mit der ihm eigenthümlichen Gewandtheit behandelt.

In den übrigen Wiſſenſchaften iſt nur wenig in deutſcher Sprache geſchrieben worden, und dies Wenige iſt meiſtens ohne ſtyliſtiſchen Werth; dies gilt namentlich von den Rechtsbüchern, für welche doch aus den früheren Jahrhunderten ſo vortreffliche Vorarbeiten hätten benutzt werden können; ſo iſt die ſogenannte „Carolina" oder das peinliche Geſetzbuch Karls V., eben ſo roh in der Darſtellung, als grauſam und unmenſchlich in ſeinen Strafbeſtimmungen. Nicht beſſer ſteht es um die Medicin und die Naturwiſſenſchaften. Obgleich jedoch die Schriften des großen Theophraſtus Paracelſus (Bombaſtus von Hohenheim) aus Einſiedeln (1494—1541) ſich keineswegs durch eine ſchöne Darſtellung auszeichnen, ſo dürfen ſie doch ſchon deshalb nicht unberührt gelaſſen werden, weil er ſich in ihnen großen Theils der deutſchen Sprache zur Entwickelung wiſſenſchaftlicher Forſchungen bedient und zwar aus dem ausdrücklich von ihm bemerkten Grunde, weil ſich die lateiniſche Sprache zur Darſtellung ſeiner neuen Anſichten nicht eigne, und er ſie zugleich den Nichtgelehrten zugänglich machen wollte. So war er auch der erſte Univerſitätsprofeſſor (er war 1526 in Baſel als Lehrer der Naturkunde und Chirurgie angeſtellt worden), der ſeine Vorträge in deutſcher Sprache hielt. Bei dieſem traurigen Zuſtande der wiſſenſchaftlichen Literatur ragen die Schriften des großen Künſtlers Albrecht Dürer um ſo erfreulicher hervor, der zuerſt in deutſcher Sprache über Kunſt und mathematiſche Wiſſenſchaften klar und gewandt geſchrieben hat, aber leider ohne Nachfolger blieb.

Die ganz ungenügenden Verſuche, die Grundſätze der Poetik und Rhetorik in deutſcher Sprache darzuſtellen, übergehen wir billig; dagegen dürfen wir die Arbeiten über die Mutterſprache nicht unerwähnt laſſen, ſo unvollkommen dieſelben auch waren. Valentin Ickelſamer ſchrieb am Anfang des Zeitraums eine Anleitung zum Leſenlernen, in welcher er die Natur der Laute nicht ohne Geſchick erklärte, und die beiden Zürcher Joſua Maaler und Joh. Friſius verfaßten lateiniſch-deutſche Wörterbücher, welche für die Kenntniß der alemanniſchen Mundart zur Zeit der Reformation noch jetzt von Werth ſind.

Huldreich Zwingli.

Huldrych Zwingli

Der große ſchweizeriſche Reformator Huldreich Zwingli wurde am 1. Jan. 1484 zu Wildhaus im Toggenburgiſchen geboren, wo ſein Vater Amtmann war. Er widmete ſich der Theologie, ſtudirte zuerſt in Baſel und Bern, dann in Wien, und wurde ſchon in ſeinem 22. Jahre (1506) als Pfarrer nach Glarus berufen. In den Jahren 1512 und 1515 machte er als Feldprediger die italieniſchen Feldzüge mit, in welchen die Schweizer für den Pabſt gegen die Franzoſen kämpften, wofür er vom Pabſte eine jährliche Penſion bezog. Nach ſeiner Rückkehr in die Heimat wurde er Prediger in Einſiedeln, wo er ſchon ſeine reformatoriſche Richtung zu entwickeln begann und durch ſein Talent als Kanzelredner bald ſo großen Ruf erwarb, daß er Ende des Jahres 1519 nach Zürich zum Pfarrer am großen Münſter ernannt wurde. Er erklärte ſich hier, wie ſchon in Einſiedeln, gegen den Ablaßkram und erwirkte durch ſeine eindringliche Beredtſamkeit, daß dem Ablaßverkäufer Samſon die Erlaubniß verweigert wurde, ſeinen Handel in Zürich zu treiben. Jetzt wandte er ſich auch gegen andere Mißbräuche; er trat mit ſolcher Mäßigung und zugleich mit ſolcher Ueberzeugungskraft auf, daß ſchon im Jahr 1522 die Reformation

in Zürich entschieden war und in Folge zweier öffentlichen Disputationen, aus denen Zwingli siegreich hervorging, die Bilder aus den Kirchen entfernt, die Messe auf den Befehl der Obrigkeit abgeschafft, die Klöster aufgehoben und den Geistlichen die Ehe gestattet wurde, wie sich denn Zwingli selbst verheirathete (1524). Eben so thätig war er für die Verbreitung der Reformation in andern Theilen der Schweiz. Papst Hadrian VI. hatte die große Bedeutsamkeit des Mannes schon früher erkannt, und ihn durch große Versprechungen wieder an die römische Kirche zu fesseln gesucht — er hatte ihm ausdrücklich sagen lassen, daß er ihm mit Ausnahme der päbstlichen Krone Alles bewilligen würde, was er nur verlangen wolle —; allein Zwingli ließ sich weder dadurch, noch durch die gegen ihn ausgestoßenen Drohungen und Mordversuche erschüttern. So groß seine Bewunderung für Luther war, und so sehr er geneigt war, jeden Zwiespalt in der neuen Lehre zu vermeiden, so konnte er doch in wesentlichen Punkten nicht mit den Ansichten des sächsischen Reformators übereinstimmen, namentlich verwarf er die von Luther mit Hartnäckigkeit verfochtene Lehre von der Gegenwart Christi im Abendmahl. Eine im Jahr 1529 zu Marburg veranstaltete Zusammenkunft der beiden Häupter der Reformation hatte leider keinen Erfolg, und so trennten sich die beiden jungen Kirchen zum bleibenden Nachtheile des großen Werks, das gerade dadurch bedeutend verlor. Wie Calvin, so richtete auch Zwingli sein Augenmerk auf den Staat, er entwickelte in dieser Beziehung eine nicht minder erfolgreiche Thätigkeit und zeigte sich stets als eifrigen Republikaner und warmen Vaterlandsfreund. Es war zum großen Theil sein Werk, daß in Zürich unter vielen andern glücklichen Verbesserungen im Staatswesen die Freistätten für Uebelthäter verschlossen, die Lehrer besser besoldet und die Einkünfte entbehrlicher Pfründen für die Schulen verwendet wurden. Ferner erklärte er sich mit aller Entschiedenheit gegen die fremden Kriegsdienste, deren zahlreiche Nachtheile er aus eigener Anschauung kannte, und wandte seine ganze Beredtsamkeit auf, den schädlichen, die Selbstständigkeit der Schweiz untergrabenden Einfluß der ausländischen Fürsten zu vernichten, indem er dahin trachtete, die Annahme von fremden Pensionen verbieten zu lassen. Was aber seinen Ruf als Staatsmann hätte begründen und die Unabhängigkeit des Vaterlands sichern sollen, wurde zum großen Theil Ursache eines traurigen Bürgerkriegs und zugleich der Grund, daß die Reform in einigen Theilen der Schweiz, in denen sie schon Wurzel geschlagen hatte, wieder zurückgedrängt wurde; denn die Leute, welche in den fremden Kriegsdiensten und Pensionen eine eben so leichte als reiche Erwerbsquelle fanden, erklärten sich nun mit aller Bitterkeit gegen die Reformation, überzeugt, daß wenn dieselbe vernichtet würde, die alten Verhältnisse nach jeder Seite hin leicht wiederhergestellt werden könnten, worin sie sich allerdings nicht täuschten. So wuchs der Groll zwischen den katholischen Kantonen und Zürich immer mehr, und es kam im Jahr 1531 zum offenen Krieg, an welchem Zwingli als Feldprediger Theil nahm. Die beiden Parteien lieferten am 12. Oct. (bei Kappel) eine Schlacht, in welcher die Reformirten aufs Haupt geschlagen wurden und auch Zwingli sein Leben verlor.

Zwingli besaß eine gründliche und umfassende Bildung, die er beinahe bis zu seinem Tode zu erweitern strebte. So lernte er Griechisch, da er schon Pfarrer war, und später noch Hebräisch, um die sämmtlichen Bücher der Bibel in der Grundsprache lesen zu können. Er war mit den Meisterwerken der Alten wohl vertraut und hatte ihren hohen Geist lebendig erfaßt, wie z. B. seine Charakteristik Pindars in einer dazumal gedruckten Ausgabe dieses größten Lyrikers der Griechen beweist. Diesem Studium hatte er wohl auch zum Theil den milden und freien Sinn zu verdanken, der ein wesentlicher Grundzug seines Wesens war, und der ihn in manchen Beziehungen weit über die befangenen Eiferer seiner Zeit erhob, welche ihm freilich einen harten Vorwurf daraus machten, daß er geradezu aussprach, es könnten auch die Heiden selig werden, wenn sie das Gesetz der Natur hielten, das auch Gottes Gesetz sei und das ihnen Gott in seiner unerschöpflichen Gnade bekannt gemacht habe. Ohne im Mindesten einseitig zu sein, herrscht bei Zwingli der klare ruhige Verstand und der praktische Sinn vor, der ein Erdtheil der schweizerischen Bevölkerung ist. Dieser Charakter spricht sich auch in seinen Schriften aus, die daher ruhig und entschieden nach dem vorgesteckten Ziele streben und daher auch weniger auf das Gemüth zu wirken, als den überlegenden Verstand zu überzeugen suchen. Sein Styl ist einfach und klar, aber obgleich weit entfernt von dem Feuer, das uns in Luthers Schriften hinreißt, doch voll Kraft und natürlicher Beredtsamkeit, die stets von dem entschiedensten Erfolg gekrönt wurde. Der Umstand, daß er in seiner heimatlichen Mundart schrieb, hat namentlich in späterer Zeit der größeren Verbreitung seiner Schriften geschadet, und doch haben die meisten derselben durch ihren trefflichen Inhalt sowohl, als durch ihre stets angemessene Form, einen hohen Werth. Wir können nur die wichtigsten derselben anführen. Die „Vrsachen vnd gründ der schlußred oder artickel", die er im ersten Religionsgespräch zu Zürich (1523) aufgestellt hatte, enthalten eine eben so klare und verständige, als eindringliche Entwickelung der hauptsächlichsten Grundsätze, auf welche er sein reformatorisches Werk gründete; wir haben daraus die Stelle mitgetheilt, in welcher er von seinem Verhältniß zu Luther spricht, dessen hohen Geist er freudig anerkannte, wie er auch später stets mit ungeheuchelter Achtung von ihm sprach, als Luther ihn mit Härte und Ungerechtigkeit behandelte. Was er in dieser Schrift behauptet hatte, entwickelte er später in mehreren andern theils ausführlicher, wie in dem „Ratschlag von den bildern vnd der meß", oder in der „Klaren vnderrichtung vom nachtmal Christi", theils in gedrängter Zusammenstellung, wie in seiner „Erklärung des christlichen Glaubens". Vortrefflich sind auch seine pädagogischen Schriften, unter welchen sich das „Leerbiechlein, wie man die Knaben christlich unterweysen vnd erzleben sol, mit kurtzer anzeyge eynes gantzen christlichen Lebens", durch tiefe Gemüthlichkeit und innige Erfassung des Gegenstandes auszeichnet, obgleich die Schrift, wie er selbst am Schlusse gesteht, ohne bestimmte Ordnung abgefaßt und mit „rohem Pinsel entworfen ist".

Aus den „Vrsachen vnd grund der schlußreden oder artickel."

Es haben die grossen vnd gwaltigen diser welt angehebt, die leer Christi vndee dem namen des Luters ze dur-

Digitized by Google

ächten vnd verhaßt ze machen, alſo daß ſy alle leer Chriſti, von wem ſy vß erdruch geprediget wirt, luteriſch nenuend. Vnd ob einer ſchon des Luters handel vil geleſen hätte, vnd ſich allein des worts gottes hielte, dennoch gehörend ſy jn luteriſch ſcheltev, der gſtalt mir dichcht. Ich hab, vor vnd ee dhein menſch in vnſer gegne nit von des Luters namen gwüßt hat, angehebt, das euangelion Chriſti zů predigen im jar MDXVI, alſo das ich an dhein canzel gegangen bin, das ich nit die wort, ſo am ſelben morgen in der meß zů eim euangelio geleſen werdend, fur mich nàme vnd die allein vß bibliſcher gſchrift vßleite. Wie wol ich nm anfang derſelben zyt noch treffenlich den allen leererern anghangt, nit den lutreren vnd klärreren, wie wol mich jro zů zyten noch verdroß, als der hochwurdig herr Diebold von Geroldsegg, pfleger zů den Einſidlen, wol noch vngedenk iſt, dann ich dezemal jm geraten hab, er ſölle mit allem flyß Hieronymom leſen; vnd hab aber dahy geredt, es kömme, eb gott will, bald darzů, das weder Hieronymus, noch dheiner vil by den chriſten, ſunder die heilig gſchrift allein gelten werde. Welches wort jn treffenlich hat geirret, das ich jn hieß Hieronymum leſen, vnd zeigt aber dahy an, er wurde wenig meer gelten. Wns dezemal min meinung, das ich nnhůb empfinden, wie Hieronymos vnd ander, wie wol ſy die gſchrift vil wäger ze handen nemend, weder die ſophiſten, thntend ſy doch der gſchrift gwalt an. Alſo ſöllte min eegenannter herr, von dem ich im 18 jar ſcheiden wollt vnd gen Zurich ziehen, diewyl ich nit ſtät by im ſyn mocht, Hieronymum leſen, damit er ſich von der heiligen gſchrifft nit lieſſe, denn er dezemal noch vil loſtes hater zů klügem latin. Als ich nun im jnr 19 ze Zorich nnhůb ze predigen, zeigt ich vor den erſamen herren propſt vnd capitel an, wir ich das euangelion, von Matthäo beſchriben, wöllte, eb gott will, predigen on allen menſchlichen tand, vnd mich den weder laſſen irren noch beſtryten. Zů nnfang des ſelben jares (denn ich an ſant Joannes euangeliſten tag gen Zurich kam) hatte nieman by vns von dem Lutrr nzid gewoſſet, vsgenommen, das von dem ablaß etwas vsgegangen was von jm, das mich wenig leeret, dann ich vorhin von dem ablaß bericht was, wie es ein betrug vnd furbe wär, es einer diſputation, die doctor Thomas Wytenbach von Biel, meiv herr vnd geliebter trower leerer, vor etwas zyten zr Baſel gehalten hatte, wie wol iv minem nbweſen. Dannen har mich des Luters gſchrift zů der ſelben zyt wenig gholfen hat zů dem predgen Mntthái. Zů welichem aber do von ſtund an nnhöbend on vnterlaß zr loofen ſo treffenlich alle, ſo des worts gottes begirig ſind, das ich mich ſelbs darab verwunderte. Jetz will ich mit dev fvenden der lrer Chriſti alſo reden: Wer ſchalt mich do luteriſch? Als nou des Luters büchlin vom pater noſter vsgieng, vnd ich in korper zye danor das ſelb im Matthäo vsgelegt hntte, weiß ich noch wol, das vil frommer kommen, die mich ſchlechtlich verdachtend, ich hätte das büchli gemachet, vnd hätte jm des Lucers namen vfgeſchriben. Wer kont mich do luteriſch ſchelten? Wie, das mich die römiſchen cnrdinál vnd legaten, bozemal in vnſer ſtatt Zurich wonend, nnfiengend haſſen vnd mit geld vmkopplen, mich nie luteriſch ſcholtend, bis ſy den Luter zů eim ketzer erkunntend? denn darzů mochten ſy jn nit machen. Do ſchrowend ſy, ich wär luteriſch re. Diß, frommen chriſten, zeig ich mit gwüſſer kundſchafft der vmſtänden nn, damit mnn erlernr, was groſſev freſenen mòtwillens etlich furſten oder gefüeſtet bettler brochend, in dem ſy alle, ſo das cunngelion Chriſti predigend, vnderſtond nbzewenden mit des Lnters namen, alſo das ſy nlle lrer Cheiſti, ſy werde, wie ordenlich ſy welle, gepredget, luteriſch nennend, damit ſy die den menſchen miſſfällig machind, ſo ſy jro eins menſchen namen gebend, das warlich nit anders, weder ein grobe gottsläſtenng iſt vnd ein gwüß zeichen verzwyfleter gottl ſer conſcienz. Denn wer hat mich vfgeenſt, das euangelion ze predigen, vnd einen ganzen euangeliſten von einet ze predgen? Hnt das der Luter getbon? Non hab ichs doch angehebt ze predigen, ee ich den Loter ie hab ghört nennen, vnd hab zů ſölchem bruch vor 10 jaren angehebt griechiſch lernen, dnmit ich die leer Chriſti vß jrem eigenen vrſprung erlernen möchte. Wie wol ich das ergriffen hab, laß ich nndre vm vrtheilen, iedoch hat mich Luter nit ungewiſen, deß nnmen mir noch in zweyen jaren vnbekannt iſt gſyn, nachdem ich mich allein der bibliſchen gſchrift gehalten hab. Aber die päpſtler beindend mich vnd nnder mit ſölchen namen vß nlefanz, wie vor gmeldt, vnd ſprechend: „Do můſt wol luteriſch ſyn, du predgeſt doch glych, wir der Luter ſchrybt!“ Antwurt ich jnen: „Ich predige doch glych, wie Paulus ſchrybt; wnenmb nämſt do mich nit nls mär einen pauliſchen? Ja, ich predge das wort Chriſti, warumb nämſt dn mich nit als mär einen chriſten?“ Darumb iſt es nit, dann ein alefanz. Luter iſt, als mich bedonckt, ſo ein treffenlicher ſteyter gottes, der dn mit ſo groſſem ernſt dir gſchrift durchſundelet, als dheiner in tuſend jarev vf erden ie gſyn iſt (ich acht die nit, das mich die päpſtler mit jm einen ketzer ſchelten werdend), vnd mit dem mannlichen nnbewegten gmůt, damit er den papſt von Rom angegriffen hat, iſt jm dheiner nie glych worden, nls lang das papſtom gwäret hat, doch alle andern vngeſcholten. Weß iſt aber ſöliche that? Gottes oder Loters? Frag den Luter ſelbs, weiß ich wol, er ſpricht: „Gottes!“ Warumb ſchrybſt dv denn andrer menſchen leer dem Luter zů, ſo er ſy ſelbs Gott zůſchrybt? vnd nůt nůwes harfur bringt, ſonder das, ſo in dem ewigen vnuerwendten wort gottes behalten wirt, das treit er rychlich harfur vnd zeigt den himmeliſchen ſchatz den nrmen abgefürten chriſten, vnd acht vil, was die gottsfyend darwider vnderſtandind; er gibt ooch not vmb jr fur ſehen vnd drömen. Noch will ich des Luters namen nit tragen, denn ich ſiner leer gar wenig geleſen hab, vnd hab mich offe ſiner bücher mit flyß gemaſſet, nun dns ich den päpſtleren gnůg thäte. Wns ich nber ſiner gſchrifft geleſen hab iſo vil dogmata, leer vnd meinongev vnd finn der gſchrifft antrifft: denn ſiner ſpänen uimm ich mich nit an), das iſt gemeinlich ſo wol beſehen vnd gegründt im wort gottes, das nit mnglich iſt, daß ghein creatnr vmbkeer. Ich weiß ouch, das er vil nachgibt in etlichen dingen den bléden, das er vil nnderſt handlen mocht, in dem ich nit ſiner meinung bin; nit das er je vil, ſonder das er ze wenig gredt hat, als in dem böchlin der zehen vßzügen (als mir gſeit iſt, dann ich es nit geleſen hab) laßt er etwns der bycht nach, das man ſich dem prieſter ſölle erzeigen, welchs doch vß der ſelbigen that Chriſti nit mag gezogen werden. Dann Luc. XVII, 14 ſint alſo: „Jeſus hat zů jnev geredt: Gond hin, erzeigend nch den prieſteren. Vnd es iſt beſchehen in dem dingen, das er gſnnd gmacht was, hat er widerkeert, gott pryſende mit groſſer ſtimm.“ Als ich diſe hiſtori beſich, keert ſy mich, das der zehent ſich von ſtond an hab vmbkeert, ſobald er ſin gſondheit geſehen vnd ſye nit zů den prieſtern vmb erzeigens willen gegangen: dann er was ein Samarit, der nit vf die jndiſchen pfaffen hielt vnd jres vrteils nit bedorfe, ſunder zů dem, von welchem er gſondheit empfangen hat. Vnd jo man den rüwenden darvorch verſtan will, möß ie folgen, das der recht feſtglöubig von ſtund an, ſo er erlernet dorch den glooben, das jm gott dir ſünd vergibt durch den herren Chriſtum Jeſum, der das opfer für vnſer ſünd iſt; ſo ſagt er allein jm dunck für ſölche nachlaſſung vnd mag nit erlyden, das man ſölche that einer creatvr zülege, die alleiv gottes iſt. Aber die blödrn ſöllen zů dem prieſter gon, damit ſy deß das bericht vnd im glouben ſicher werdind gemacht. Alſo in diſem ſtuck mag ich wol erkennen, das er den zügang zům prieſter im beſten nachgelaſſen hab; denn vil menſchen ſind, die noch vil vf die bycht baltend vnd übel verärgrel wurdind, ſo man die vrheblich abthün wollte. Soſt iſt diſe that Chriſti mer wider die lüſelbycht, denn für ſy. Der glychen mit dem wort „ſacrament“ gibt er den Latineen nun ze vil nach, denn was bekümmeret vns Tütſchen, wie die Wälſchen todten pfyfer die heiligen zeichen, die vns gott gegeben hat, uenniud, oder vnter welches wort ſy die bindind? Es iſt der touf, der fronlychnam vnd blůt Cheiſti, rüwev,

er, ledliches wol by vns an finem namen bekannt. Was bekümmret mich, wie jy die Latiner mit einem wort nennind? Das ist gwüß, das die Griechen nie sacramenta nennend. Der glychen von jürbitt der seligen vnd andren dingen, darin er für vns für etwas nachgibt, als ich verstand, den blöden. Aber denen, die sölche meinung der gschrift, als durch jn vnd ander wirt herfüe bracht, mütwilliglich nie verstan wellend, denen laßt er nüt nach, dann sy sind verzwyflet, vnglöubig vnd in eigner conscienz verurteilet. Tit. III, 11. Vnd so jy sich mit der gschrift nit gnöegend richten lassen, vnderstond jy mit falschheit die leer Christi vnkrestig ze machen. Vnd habend den weiblichen jürtretenden Knecht Christi, Martin Luter, zum ersten verdammt, vnd demnoch legend jy sinen namen den vnverdienten vf, damit jy vs der leer Christi ein sect oder ketzery machind. Aber, o frommer christ, laß dir dheines menschen namen vflegen vnd leg jn ouch nieman vf. Sprich nit zů dinem nächsten: Bist ouch luterisch? suvver frag jn, was er uf der leer Christi hatte, wie jm das wort gottes gefalle, ob er ein christ sye, das ist, ein unablässigee würkee des gůten gegen gott vnd den menschen. Vnd so sich die päpstlee ouch für christen wellend vsgeben, sprich: „Einer soll deß nomen tragen, für den er strytet, deß diener er ist. Sind se diener Cheisti vnd beschirmet allein sin eer, sin woet, so sind jr christen. Strytend se für den pupst vnd beschirmend sin eer, sin wort, so sind jr päpstler.“ Hierumb lossend vns, frommen christen, den eerlichen namen Christi nit verwandelet werden in den namen Luters! denn Luter ist nit für vns gestorben, sunder leert er vns erkennen den, von dem wir allein alles heil habend. Lassend euch die päpstler vnder disem herrlichen heiljamen namen nit begriffen werden, diß das jy Christum, nit den papst verjähend! denn müssen jy vns liebe brüder vnd kinder gottes syn. Also will ich nit, das mich die päpstlee luterisch nennind; denn ich die leee Christi nit vom Luter geleent hab, sunder vs dem selbs wort gottes. Predget Luter Christum, thůt er eben, als ich thůn; wie wol, gott jye lob, durch jn ein vnzalbarliche welt mee, denn durch mich vnd vnder sveuen gott jr maß macht gröffee oder minder, wie er will) zů gott gefürt werdend. Noch will ich dheinen namen tragen, denn mines houptmanns Christi: deß reisser bin ich, vre wirt mie amt vnd sold geben, so vil jn dunken wirt gůt syn. Jetz hoff ich, das männiglich verstond, warvmb ich nit welle luterisch gescholten syn, so ich doch den Luter als hoch halt, als ein lebendee. Demnach bezug ich vor gott vnd allen menschen, dos ich dheinen büchstaben alle mine tag ie zů im gschriben habe, noch er zů mir, noch geschaffet gschriben werden; als aber etlich frommen giellen von minetwegen vflegen gbörend. Vnd hab sölichs nit vnderlassen, daß ich ieman daenmb geirrt hab, sunder das ich damit hab wellen allen menschen offnen, wie einhellig dee geist gottes jye, daß wie so wyt von einandren, doch so einhelliglich die leer Christi leerend on allen anschlag, wie wol ich jm nit zůzezälen bin: dann jeder thůt, so vil jn gott wyst.

Martin Luther.

Gewaltiger noch, als Zwingli und Calvin ergriff Martin Luther die reformatorischen Bestrebungen, die schon seit dem 12. Jahrhundert die Gemüther bewegt hatten und allmählich so erstarkt waren, daß sie nothwendig zu einem entschiedenen Abschluß kommen mußten, welcher gewiß erfolgt wäre, auch wenn weder der schweizerische, noch der sächsische Reformator die Leitung der Bewegung übernommen hätten. Aber so sicher dies auch ist, so steht es doch auch über allen Zweifel, daß die genannten großen Männer dieser Bewegung den Stempel ihres Geistes aufgedrückt haben, und dies gilt namentlich von Luther, dessen mächtiges Talent seine Zeitgenossen in so vollem Maße beherrschte, daß, wie wir aus Zwingli's eigenem Munde wissen, (S. 192) selbst diejenigen reformatorischen Bestrebungen, die mit seiner Thätigkeit nicht im entferntesten Zusammenhange standen, doch ihm und seinem Einfluß zugeschrieben wurden. So darf man behaupten, daß er es vorzüglich war, der durch die Macht seines Geistes und Wortes das Pabstthum in seinen Grundfesten erschütterte, welches bisher allen, auch den gefährlichsten Angriffen Trotz geboten hatte, und aus allen Kämpfen nicht bloß siegreich, sondern auch mächtiger hervorgegangen war; man darf sogar annehmen, daß er das deutsche Reich, ja ganz Europa hätte völlig umgestalten können, wenn er gewollt hätte, oder, was auf dasselbe hinausläuft, wenn er bei seinem mächtigen Talente und seiner unvergleichlichen Geistskraft auch den praktischen Sinn gehabt hätte, durch welchen seine Mitkämpfer Zwingli und Calvin in beschränkteren Verhältnissen so Großes erreichten. Wir haben schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß Luther zum Theil seiner Aufgabe untreu wurde, indem er sich vom demokratischen Elemente der damaligen Bewegung trennte, und daß es diesem Umstande vor Allem zuzuschreiben ist, wenn die kirchliche Reform nicht vollständig siegte, ja mit der Zeit sogar vom schon gewonnenen Boden verlor. Wir haben es jedoch hier bloß mit dem Schriftsteller Luther zu thun, und wir werden in der nachfolgenden Darstellung dessen reformatorische Thätigkeit nur in so fern berühren, als sie mit seinem literarischen Wirken zusammenhängt; doch glaubten wir diese allgemeinen Bemerkungen vorausschicken zu müssen, um wenigstens eine Andeutung von seiner ganzen Größe zu geben.

Martin Luther wurde am 10. Nov. 1483 zu Eisleben geboren und von seinem Vater, einem redlichen Bergmann, mit Strenge erzogen. Dieser schickte ihn zuerst (1497) nach Magdeburg, dann (1498) nach Eisenach auf die Schule, die er mit solchem Erfolg besuchte, daß er schon 1501 die Universität Erfurt beziehen konnte, wo er 1505 die Magisterwürde erhielt und Vorlesungen über Philosophie zu halten begann. Er hatte auf den Wunsch seiner Aeltern das Studium der Rechte begonnen, als verschiedene Umstände, vor Allem der, daß er die Bibel hatte kennen lernen, und dann eine heftige Krankheit, so wie der plötzliche Tod eines vertrauten Freundes, ihn bewogen, in das Augustiner-Kloster zu Erfurt einzutreten, wo er den Namen Augustin annahm und sich mit dem größten Eifer dem Studium der Theologie widmete. Im Jahr 1507 wurde er Priester, 1508 Professor der Philosophie an der neugegründeten Universität Wittenberg, reiste dann 1510 in Angelegenheiten seines Ordens nach Rom, wo der Anblick der in jeder Beziehung tief gesunkenen Geistlichkeit einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn machte. Nach seiner Zurückkunft wurde er 1512 Doctor der Theologie, welche er mit erneuertem Eifer studirte, indem er stets die Bibel zum Grunde legte. Die nächste Folge davon war, daß er am 31. Oct. 1517 seine berühmten 95 Sätze gegen den Ablaßkram öffentlich anschlug und zu einer öffentlichen Disputation über den Gegenstand einlud. Er wurde wegen derselben aufgefordert, sich zur Untersuchung in Rom zu stellen, doch ging er nicht hin; dagegen begab er sich (1518) nach Augsburg, wo ihn der päbstliche Legat, Cardinal Cajetan vergeblich zum Widerrufe aufforderte; andere Bemühungen, ihn zum Wider-

Martinus Luther

rufe zu bewegen, hatten eben so wenig Erfolg, und so bewirkte sein ergrimmtester Gegner Dr. Eck, der in einer öffentlichen Disputation zu Leipzig vor der Wahrheit und dem überlegenen Geiste Luthers nicht hatte bestehen können, daß der Pabst Leo X. im Jahr 1520 eine Bannbulle gegen ihn erließ. Da that Luther den letzten, entscheidenden Schritt: er verbrannte (am 10. Dec.) die Bulle und die päbstlichen Dekretalen öffentlich und sagte sich hierdurch von der römischen Kirche los. Die Theilnahme für den unerschrockenen Mönch ward immer größer, sein Anhang wuchs zusehends und er durfte sich rühmen, die edelsten Männer des Volks zu den Seinigen zu zählen. Schon konnten die gewöhnlichen Mittel nicht mehr helfen. Er ward daher (1521) vor den in Worms versammelten Reichstag geladen, vor welchem er seine Sache siegreich vertheidigte und den herrlichsten Glaubensmuth offenbarte. Trotzdem ward die Reichsacht gegen ihn ausgesprochen; um ihn aber gegen die drohende Gefahr zu schützen, ließ ihn Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen auf der Rückkehr von Worms heimlich auf die Wartburg bringen, wo er seine Muße nebst andern Studien und Arbeiten zur Uebersetzung des Neuen Testaments benutzte. Die von den Bilderstürmen in Wittenberg veranlaßten Unruhen bewogen ihn, gegen den Willen seines Beschützers seine Zufluchtsstätte zu verlassen; er erschien unerwartet in Wittenberg, wo er durch sein kräftig eindringendes Wort die Ruhe wieder herstellte. Sein muthiges Auftreten in Worms und sein begeistertes Gottvertrauen in der gefährlichen Lage hatte einen großen Theil des Volks für ihn gewonnen und nun durfte er sein großes Werk hoffnungsvoll weiter führen. Er reinigte den Gottesdienst von leeren Gebräuchen, trat (1524) aus dem Kloster, wodurch er das Zeichen zur Aufhebung derselben gab, und verheirathete sich 1525 mit Katharina von Bora, welche, früher Nonne, ebenfalls das Kloster verlassen hatte. In demselben Jahre erklärte er sich gegen den Bauernaufstand, der durch die feindschaftliche Haltung des allgemein verehrten Mannes in seinem innersten Wesen gebrochen wurde. Erfreulicher war die Thätigkeit, welche er für die Verbesserung der Schulen und des Unterrichts entwickelte. Daß er 1539 mit Zwingli in Marburg zusammenkam, aber das Gespräch ohne Erfolg blieb, ist schon berichtet worden; und wir erwähnen von seiner weiteren, unermüdeten Thätigkeit nur noch, daß er sich während dieser ganzen Zeit mit der Uebersetzung der Bibel beschäftigte; im Jahr 1523 erschien das Neue Testament, das Alte Testament 1534 und im Jahr 1541 die ganze Bibel in sorgfältiger Ueberarbeitung. Außerdem gab er eine große Menge größerer und kleinerer Schriften in deutscher und lateinischer Sprache heraus, darunter 1537 die sogenannten „Schmalkaldischen Artikel", in welchen er die gesammte evangelische Lehre im Gegensatz zum Dogma der katholischen Kirche darstellte. Diese außerordentliche Thätigkeit hatte schon seit 1531 seine Gesundheit untergraben; nachdem er mehrere lebensgefährliche Krankheiten überstanden hatte, starb er am 18. Febr. 1546 in Eisleben, dem Orte seiner Geburt, wohin ihn die Grafen von Mansfeld zur Schlichtung einer Streitigkeit berufen hatten. Sein Leichnam wurde nach Wittenberg gebracht und in der Schloßkirche beigesetzt.

Haus, in welchem Luther starb.

Luther ist nicht bloß durch den Inhalt seiner Schriften bedeutend und mächtig geworden, sondern auch, und dies ist für uns die wichtigste Seite, durch seine Darstellung, durch seine Sprache; und in dieser Beziehung ist die „Bibelübersetzung" dasjenige Werk, auf welches wir vor Allem unsere Aufmerksamkeit zu wenden haben, weil er auf diese vorzüglich die ganze Kraft seines Talents verwendet hat. Zwar sind auch seine meisten übrigen Schriften glänzende Beweise desselben, und manche erscheinen als unübertreffliche Meisterwerke der Darstellung; doch treten in ihnen immer nur einzelne Seiten sei-

ner gewaltigen Sprachkraft hervor, während in der Bibel alle im ausgedehntesten Umfang zur Erscheinung gelangen, und es darf, abgesehen von jedem andern Grunde, für ein großes Glück erachtet werden, daß Luther sich die Aufgabe setzte, die ganze Bibel in die Muttersprache zu übertragen, weil ihm allein dadurch die Möglichkeit gegeben wurde, die Sprache nach allen Seiten hin auszubilden, den ganzen Reichthum derselben zu entfalten.

Wir haben schon früher (I, 586 und II, 3) angedeutet, daß er sich zum Theil die schon zu einer gewissen Höhe ausbildete Sprache der sächsischen Kanzlei zum Muster nahm, daß er sich ferner an Tauler, an der „Deutschen Theologie" und überhaupt an den großen Mystikern des 15. Jahrh. bildete, und daß er endlich die Sprache des Volks der seinigen zum Grunde legte; wir müssen letzteres jedoch noch näher begründen, was wir nicht besser, als mit seinen eigenen Worten thun können. Er sagt selbst in dem (S. 189) schon angeführten Sendschreiben „vom Dolmetschen" (1530): „Man muß nicht den Buchstaben in der Lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden, wie die Esel thun *), sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt darum fragen, und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen; so verstehen sie es denn und merken, daß man Deutsch mit ihnen redet. Als wenn Christus spricht: „Ex abundantia cordis os loquitur." Wenn ich den Eseln soll folgen, die werden mir die Buchstaben fürlegen und also dolmetschen: „Aus dem Ueberfluß des Hertzen redet der Mund." Sage mir, ist das Deutsch geredt? Welcher Deutscher verstehet solches? Was ist Ueberfluß des Herzen für ein Deutsch? Das wolt kein Deutscher sagen, er wolt dena sagen, es sei, daß einer ein allzugroß Herz habe, oder zu viel Herzens habe, wie wol das auch noch nicht recht ist; denn Ueberfluß des Herzen ist kein Deutsch, so wenig als das Deutsch ist: Ueberfloß des Hauses, Ueberfluß des Kachelofens, Ueberfluß der Bank; sondern also redet die Mutter im Hause und der gemein Mann: „Weß das Herz voll ist, des gehet der Mund über." Das heißt gut deutsch geredt, deß ich mich geflissen und leider nicht alle Weg erreicht, noch getroffen habe, denn die Lateinischen Buchstaben hindern aus der Massen sehr, gut Deutsch zu reden **)." — Er gibt im angeführten Schreiben noch viele ähnliche Beispiele an, aus dem sein Verfahren recht ersichtlich wird *), und aus andern Briefen oder aus Mittheilungen seiner Bekannten und Freunde wissen wir, daß er keine Mühe scheute und jede Gelegenheit benutzte, der Sprache des Volkes in ihrem ganzen Umfang mächtig zu werden, um sie bei seinem großen Werk benutzen zu können. So ging er oft auf den Markt, nur um zu hören, wie das Volk spreche, welche Redensarten es in diesen oder jenen Verhältnissen gebrauche, er bat seine Freunde, ihm alle ächten volksmäßigen Ausdrücke mitzutheilen, die ihnen vorkämen, denn, sagte er ihnen, „Schloß- und Hofwörter" könne er nicht gebrauchen. Weil er auf diese Weise immer tiefer in den Geist der Sprache eindrang und sich ihm immer wieder neue Schätze darboten, verbesserte er unablässig und mit der größten Gewissenhaftigkeit an seiner Uebersetzung, um endlich die höchstmögliche Vollendung zu erreichen. Es ist daher die Vergleichung der früheren und späteren Ausgaben nicht bloß höchst lehrreich, sie zeigt auch, daß Luther nur nach und nach und in Folge seiner redlichen Bemühungen die Sprache schuf, die unsere höchste Bewunderung erregt, denn es ist zwischen den ältesten Versuchen und der letzten Bearbeitung ein so gewaltiger Abstand, daß man sie kaum für das Werk eines und desselben Mannes erkennen möchte.

Die Reinheit und das ächt deutsche Gepräge seiner Bibelübersetzung, das nicht wenig zu ihrer großen Verbreitung beigetragen hat, ist ein Verdienst, das nicht hoch genug geschätzt werden kann, weil er dadurch den Einfluß des Lateinischen und anderer Sprachen vollständig besiegt hat, und man wird daher zu ihr stets wieder als zu der lautersten Quelle rein deutscher Sprache zurückgehen müssen. Die Bibelübersetzung Luthers wäre auch dann schon ein unsterbliches Werk, wenn sie kein anderes Verdienst hätte als dieses. Aber es ist lange nicht ihr einziges, kaum ihr größtes. Denn vor Allem ist es zu bewundern, mit welcher unnachahmlichen Sicherheit er den so ganz verschiedenen Geist der einzelnen Bücher auffaßt, wie er in den historischen Büchern den einfachen erzählenden Styl des Textes wiedergibt, wie er mit den Propheten in großartigen Bildern und feuriger, bald begeisterader, bald niederschmetternder Sprache redet, wie er im Hohenlied, das er zudem in seinem Wesen mißverstand, die Glut, das Entzücken, den Schmerz des liebenden Mädchens in wahrhaft orientalischen Farben schildert, und wie er wiederum in den Psalmen den erhabensten Ton der Hymne trifft, wie er in den Evangelien die schlichte Einfalt, in den Briefen Pauli die erhabene Größe und die Gewalt der Ueberzeugung, in den Schriften des Johannes die tiefe Mystik zur vollendetsten Erscheinung gelangen läßt. Wenn er nur dieses oder jenes Buch in dieser Vollendung übersetzt hätte, nur z. B. den Hiob, nur die Psalmen, wäre dies schon bewundernswerth; aber die ganze Bibel, eine so große Zahl der verschiedenartigsten Schriften mit solch unübertrefflicher Meisterschaft jede in ihrer Eigenthümlichkeit wiederzugeben, das setzt das reichste Talent, oder vielmehr die gewaltigste Schöpfungskraft, einen Umfang geistiger Größe voraus, wie sie nur selten einem Menschen zu

*) Daß er in seiner derben Sprache die „Papisten" darunter meint, geht aus früheren Stellen hervor.

**) Wir können uns nicht enthalten, aus dem angeführten Schreiben, welches überhaupt für die Beurtheilung von Luthers Sprache und Bibelübersetzung höchst wichtig ist, noch folgende Stelle mitzutheilen: „Ich hab mich des geflissen im Dolmetschen, daß ich rein und klar Deutsch geben möchte. Und ist uns wohl begegnet, daß wir 14 Tage, drei, vier Wochen haben ein einziges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nicht funden. Im Hiob arbeiteten wir also, M. Philipp (Melanchthon), Aurogallus und ich, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen. Lieber, nun es verdeutschet und bereit ist, kann ein jeder lesen und meistern, läuft einer jetzt mit den Augen drei oder vier Blätter und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, da er jetzt überhingeht, wie über ein gehobelt Brett, da wir haben schwitzen und uns ängsten müssen, ehe denn wir solche Wacken und Klötze aus dem Wege räumten, auf daß man konnte so fein daher gehen. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereiniget ist; aber den Wald und die Stocke ausroden, und den Acker zurichten, da will Niemand an."

*) Einst stritten sich Luther und Melanchthon über eine Stelle des Neuen Testaments. „Es ist mir nur ums Griechische", sagte dieser; „und mir ums Deutsche", versetzte Luther.

Theil wird. So mögen, um auch dieſes zu berühren, im Einzelnen viele Fehler in Luthers Bibelüberſetzung vorkommen, wie dies bei der damals noch mangelhaften Kenntniß der hebräiſchen und griechiſchen Sprache nicht anders ſein konnte, aber in ihrer Geſammtheit betrachtet, als Ganzes, hat ſie den höchſten Grad der Vollendung erreicht, und trägt den Stempel der ſeltenſten Genialität (1).

In der Bibelüberſetzung zeigt ſich Luthers hoher Geiſt am vollendetſten; wir können daher ſeine übrigen Schriften kürzer berühren, da ſie zudem nur ein Wiederſchein ſeines eifrigen, nie unterbrochenen Studiums der heiligen Schrift ſind. Sie ſind außerordentlich zahlreich und verbreiten ſich über die mannigfaltigſten Verhältniſſe des Glaubens, der Kirche, der Wiſſenſchaft und des Lebens, bald in ruhig belehrender Weiſe, oder in gemüthlicher Beſprechung, bald in begeiſterter Darlegung ſeiner Anſichten oder mit der zermalmenden Kraft der Satyre und des Spottes; denn er konnte alle Saiten mit demſelben Glück anſchlagen. Seine „Katechismen" ſind Muſter einer für das Volk und die Kinderwelt angemeſſenen Darſtellung; die Erläuterungen der Pſalmen und anderer bibliſchen Abſchnitte ſind eben ſo tief gedacht, als geiſtreich und überzeugend ausgeführt; ſeine Vorreden zu den einzelnen bibliſchen Büchern zeichnen ſich durch treffliche und eindringliche Charakteriſtik derſelben aus, ſo vor Allem die „auf den Pſalter" (2); ſeine verſchiedenen Schriften über einzelne Glaubenslehren ſind Meiſterwerke gründlicher Entwickelung voll Kraft und Klarheit und von der wahrſten Beredtſamkeit durchdrungen, und aus allen ſpricht die lebendigſte Ueberzeugung, der freudigſte Glaubensmuth, der den Grundcharakter ſeines Weſens bildet, und der ihm eine Größe und Hoheit verlieh, vor welcher ſelbſt die Majeſtät des Kaiſers und der verſammelten Reichsſtände verdunkelt wurde. In ſeinen polemiſchen Schriften wird dieſe Kraft freilich oft zur übermäßigen Derbheit, und namentlich überſchreitet er in denen, welche er gegen die unglücklichen Bauern, die Wiedertäufer oder gegen Heinrich VIII. von England richtete, alle Gränzen der Mäßigung *), aber wir werden dann auch da, wo wir ihm keineswegs beiſtimmen können, die Funken des Genies nicht verkennen und uns erinnern, daß er ohne dieſes glühende Feuer ſein großes Werk nicht hätte ausführen können. Dann dürfen wir nicht verbergen, daß er auch gegen die deutſchen Fürſten ernſte und ſelbſt drohende Sprache erhob, und ihnen ihre „Wütherei" in ſcharfen Worten vorhielt („Ermanung über die XII Artikel der Bauerſchafft in Schwaben"), und daß, wie er überhaupt ein Mann des Volkes war, er im Ganzen auch daſſelbe liebte, ſeine unbarmherzigen Aeußerungen gegen die empörten Bauern (im „Büchlein wider die räuberiſchen und mörderiſchen Bauern"), daher vor Allem daraus erklärt werden müſſen, daß er durch ihren Aufruhr die Sache der Reformation gefährdet glaubte, die er von einem Theil der Fürſten und des Adels beſchützt ſah. Uebrigens ſind die polemiſchen Schriften Luthers, auch die heftigſten, wahre Meiſterwerke, und mit einer ſolchen Gewalt der Sprache geſchrieben, daß ihnen kaum etwas an die Seite geſetzt werden kann.

*) Wenn er ſich in den erſteren von ſeinem Zorn bis zur Unmenſchlichkeit verleiten läßt, ſpricht er in dem letzten mit einer Rückſichtsloſigkeit, die ſelbſt damals auffiel. So nennt er den König fortwährend „Hrinz von Gottes Ungnaden", heißt ihn einen blinden Kopf, ein Lugenmal, dem er den Lugenkitzel vertreiben, dem er die Lagen, ſo er wider Chriſtum ausgeſpien, wieder in ſeinen Hals ſtoßen, dem er den Unrath, womit er die Krone Chriſti beſudelt, wieder an ſeine Kroae ſchmieren wolle u. ſ. w. Ueberhaupt iſt die ganze Schrift von dem bitterſten Hohn und dem blutigſten Spott erfüllt und Luther läßt den armen König ſeine geiſtige Ueberlegenheit auf das Uebermüthigſte fühlen.

1. Aus der Bibelüberſetzung.

Der 104. Pſalm.

LObe den HERRN meine ſeele, HERR mein Gott, du biſt ſeer herrlich, Du biſt ſchön vnd prechtig geſchmucket.
Liecht iſt dein Kleid, das du anhaſt, Du breiteſt aus den Himel, wie einen Teppich.
Du welbeſt es oben mit waſſer, Du fereſt auff den Wolcken wie auff eim Wagen, Vnd geheſt auff den Fittichen des Windes.
Der du macheſt deine Engel zu winden, Vnd deine Diener zu feurflammen.
Der du das Erdreich gründeſt auff ſeinen Boden, Das es bleibt imer vnd ewiglich.
Mit der Tieffe deckeſtu es, wie mit einem Kleid, Vnd Waſſer ſtehen vber den Bergen.
Aber von deinem Schelten fliehen ſie, Von deinem donner faren ſie dahin.
Die Berge gehen hoch erfür, vnd die Breiten ſetzen ſich herunter zum ort, den du jnen gegründet haſt.
Du haſt eine Grentze geſetzt, dnrüber komen ſie nicht, Vnd müſſen nicht widerumb das Erdreich bedecken.
Du leſſeſt Brunnen quellen in den Gründen, Das die waſſer zwiſchen den Bergen hin flieſſen,
Das alle Thier auff dem Felde trincken, Vnd das Wild ſeinen durſt leſſchr.
An den ſelben ſitzen die Vögel des Himels, Vnd ſingen vnter den zweigen.
Du feuchteſt die Berge von oben her, Du macheſt das Land vol Feüchte, die du ſchaffeſt.
Du leſſeſt gras wachſen fur das Vieh, vnd Saat zu nutz den Menſchen, Das du Brot aus der Erden bringeſt,
Vnd das der Wein erfrew des Menſchen hertz, Vnd ſeine geſtalt ſchön werde von Ole, Vnd das Brot des Menſchen hertze ſtercke;
Das die Bewme des HERRN vol ſafftes ſtehen, Die Cedern Libnon, die er gepflantzt hat.
Daſelbs niſtern die Vögel, Vnd die Reiger wonen auff den Thannen.
Die hohen Berge ſind der Gemſen zuflucht, Vnd die Steinklufft der Kaninichen.
Du macheſt den Monden, das Jar darnach zu teilen, Die Sonne weis jren nidergang.
Du machſt Finſternis, das Nacht wird, Da regen ſich alle wilde Thier,
Die jungen Lewen, die da brüllen nach dem Raub, Vnd jre Speiſe ſuchen von Gott;
Wenn aber die Sonne nufgehet, heben ſie ſich dauon, Vnd legen ſich in jre Löcher.
So gehet denn der Menſch aus an ſeine Erbeit, Vnd an ſein Ackerwerck, bis an den abend.
HERR wie ſind deine Werck ſo gros vnd viel! Du haſt ſie alle weislich geordnet, Vnd die Erde iſt vol deiner Güter.
Das Meer, das ſo gros vnd weit iſt, da wimmelts on zal, Beide groſſe vnd kleine Thier;
Daſelbs gehen die Schiffe, Da ſind Walfiſche, die du gemacht haſt, das ſie drinnen ſchertzen.
Es wartet alles auff dich, Das du jnen Speiſe gebeſt zu ſeiner zeit.
Wenn du jnen gibſt, ſo ſamlen ſie, Wenn du deine Hand auffthuſt, ſo werden ſie mit Gut erfettiget.
Verbirgeſtu dein Angeſicht, ſo erſchrecken ſie, Du nimpſt weg jren Odem, ſo vergehen ſie, vnd werden wider zu Stanb.

Du leſſeſt aus deinen Odem, ſo werden ſie geſchaffen, Vnd vernewest die geſtalt der Erden.
Die Ehre des HERRN iſt ewig, Der HERR hat wolgefallen an ſeinen Wercken.
Er ſchawet die Erden an, ſo bebet ſie, Er rüret die Berge an, ſo rauchen ſie.
Ich wil dem HERRN ſingen mein lebenlang, Vnd meinen Gott loben, ſo lange ich bin.
Meine rede müſſe jm wolgefallen, Ich freewe mich des HERRN.
Der Sünder müſſe ein ende werden auff Erden, Vnd die Gottloſen nicht mehr ſein, Lobe den HERRN meine Seele, Halelnia.

Aus dem Evangelium Lucä: „Das Funffzehende Capitel".

ES naheten aber zu jm allerley Zölner und Sünder, das ſie jn höreten. Vnd die Phariſeer vnd Schrifftgelerten murreten, vnd ſprachen: „Dieſer nimpt die Sündre an, vnd iſſet mit jnen." Er ſaget aber zu jnen dis Gleichnis, vnd ſprach: „Welch Menſch iſt vnter euch, der hundert Schafe hat, vnd ſo er der eines verleuret, der nicht laſſe die neun vnd neuntzig in der wüſten, and hin gehe nach dem verlarnen, bis das ers finde? Vnd wenn ers funden hat, ja leget ers auff ſeine achſeln mit freuden. Vnd wenn er heim kömpt, rüffet er ſeinen Freunden vnd Nachbaen, and ſpricht zu jnen: Frewet euch mit mir, Denn ich habe mein Schaff funden, das verloren war! Ich ſage euch, Alſo wird auch freude im Himel ſein, vber einen Sünder, der buſſe thut, für neun and neuntzig Gerechten, die der buſſe nicht bedürffen.

Oder, welch Weib iſt, die zehen Groſchen hat, ſo ſie der einen verleuret, die nicht ein Liecht anzünde, vnd kere das Haus, vnd ſuche mit fleis, bis das ſie jn finde? Vnd wenn ſie jn funden hat, rüffet ſie jren Freundinnen vnd Nachbarinnen, vnd ſpricht: Frewet euch mit mir, Denn ich habe meinen Groſchen funden, den ich verloren hatte! Alſo auch, ſage ich euch, wird freude ſein für den Engeln Gottes vber einen Sünder, der buſſe thut."

Vnd er ſprach: „Ein Menſch hatte zween Söne, Vnd der jüngſte vnter jnen ſprach zu dem vater: Gib mir, vater, das teil der Güter, das mir gehört. Vnd er teilet jnen das gut. Vnd nicht lang darnach, ſamlet der jüngſte Son alles zu ſamen, and zog ferne vber Land, vnd da ſelbs bracht er ſein Gut amb mit beaſſen. Da er nu alle das ſeine verzeret hatte, ward eine groſſe Thewrung durch das ſelbige gantze Land, and er fieng an zu darben, Vnd gieng hin und henget ſich an einen Bürger des ſelbigen Landes, der ſchickt jn auff ſeinen acker, der Sew zu hüten. Vnd er begerte ſeinen Bauch zu füllen mit Trebern, die die Sew aſſen, and niemand gab ſie jm.

Da ſchlug er in ſich, und ſprach: Wie viel Taglöner hat mein Vater, die Brot die fülle haben, vnd ich verdrebe im hunger. Ich wil mich aufmachen, vnd zu meinem Vater gehen, vnd zu jm ſagen: Vater, ich habe geſündiget in den Himel und für dir, and bin fort hin nicht mehr werd, das ich dein Son heiſſe; Mache mich als einen deiner Taglöner! Vnd er machet ſich auff vnd kam zu ſeinem Vater. Da er aber noch ferne von dannen war, ſahe jn ſein Vater, vnd jamert jn, lieff and fiel jm vmb ſeinen Hals, vnd küſſet jn. Der Son aber ſprach zu jm: Vater, ich hab geſündiget in den Himel and für dir, Ich bin fort nicht mehr werd, das ich dein Son heiſſe! Aber der Vater ſprach zu ſeinen Knechten: Bringet das beſte Kleid erfür, vnd thut jn an, vnd gebet jm einen Fingerreiff an ſeine Hand, vnd Schuch an ſeine Füſſe, und beinget ein gemeſtet Kalb her, and ſchlachtets: Laſſet vns eſſen und frölich ſein, Denn dieſer mein Son war tod, and iſt wider lebendig worden, Er war verloren, vnd iſt funden warden. Vnd fingen an frölich zu ſein.

Aber der elteſte Son war auff dem felde. Vnd als er nahe zum hauſe kam, höret er das Geſenge, vnd den Reigen, and cieff zu ſich der Knechte einen, vnd fraget, was das weer? Der aber ſaget jm: Dein Bruder iſt komen, vnd dein Vater hat ein gemeſtet Kalb geſchlachtet, das er jn geſund wider hat. Da ward er zornig, und wolt nicht hinein gehen. Da gieng ſein Vater eraus, and bat jn. Er antwortet aber, and ſprach zum Vater: Sihe, ſo viel jar diene ich dir, and habe dein Gebot noch nie vbertretten, vnd du haſt mir nie einen Bock gegeben, das ich mit meinen Feranden frölich were. Nu aber dieſer dein Son komen iſt, der ſein Gut mit Huren verſchlangen hat, haſtu jm ein gemeſtet Kalb geſchlachtet. Er aber ſprach zu jm: Mein Son, du biſt alle zeit bey mir, and alles was mein iſt, das iſt dein. Du ſolteſt aber frölich vnd guts muts ſein, Denn dieſer dein Bruder war tod, vnd iſt wider lebendig worden. Er war verloren, vnd iſt wider funden."

2. Vorrede auf den Pſalter.

ES haben viel heiliger Veter den Pſalter ſonderlich für andern Bücheen der Schrifft gelobet vnd gelebet. Vnd zwar lobet das Werk ſeinen Meiſter ſelbs genug. Doch müſſen wir vnſer Lob and Danck auch daran beweiſen.

MAn hat in vergangnen jaren faſt viel Legenden von den heiligen und Paſſional, Exempelbüchern vnd Hiſtorie vmbher gefüret and die Welt damit erfüllet, das der Pſalter bieweil vnter der Banck vnd in ſolchem finſternis lag, das man nicht wol einen Pſalmen recht verſtund, and doch ſo trefflichen edlen geruch van ſich gab, daß alle fromme Hertzen auch aus den unbekanten warten andacht und kraffe empfunden, vnd das Büchlein daenmb lieb hatten.

JCh halt aber, das kein ſeiner Exempelbach oder Legenden der Heiligen auff erden komen ſey oder komen mage, denn der Pſalter iſt. Vnd wenn man wundſchen ſolt, das aus allen Exempeln, Legenden, Hiſtorien das beſte geleſen vnd zuſamen gebracht and auff die beſte Weiſe geſtellet würde, ſo müſte es der itzige Pſalter werden. Denn hie finden wir nicht allein, was ein oder zween Heiligen gethan haben, ſondern was das hanpt ſelbs aller Heiligen gethan hat and noch alle heiligen thun, wie ſie gegen Gott, gegen Freunden und Feinden ſich ſtellen, wie ſie ſich in aller fahr vnd leiden halten vnd ſchicken; vber das, das allerley Göttlicher, heilſamre Lere vnd gebot drinnen ſtehen.

Vnd faſt der Pſalter allein deshalbrn thewer and lieb ſein, das er von Chriſtus ſterben vnd auferſtehung ſo klerlich verheiſſet, and ſein Reich vnd der gantzen Chriſtenheit ſtand vnd weſen furbildet, das es wol möcht eine kleine Biblia heiſſen, darin alles aufs ſchöneſt vnd kurzeſt, ja in der gantzen Biblia ſtehet, gefaſſet vnd zu einem feinen Enchiridinn oder Handbuch gemacht und bereitet iſt, das mich dunkt, der heilige Geiſt habe ſelbſt wollen die muhe auff ſich nemen vnd eine kurtze Bibel vnd Exempelbuch aus der gantzen Chriſtenheit aber allen Heiligen zuſamen bringen, auff das, wer die gantze Biblia nicht leſen kundte, hette hierin doch faſt die gantze Summa verfaſſet in ein klein Büchlin.

ABer vber das alles iſt des Pſalters edle tugend vnd art, das ander Bücher wol vil von wercken der Heiligen rumpeln, aber gar wenig von jren warten ſagen. Da iſt der Pſalter ein ausbund, darin er auch ſo wol vnd ſüſſe reucht, wenn man darinnen lieſſet, das er nicht allein dir werck der heiligen erzelt, ſondern auch jre wort, wie ſie mit Gott geredt vnd gebetet haben, and noch reden and beten, das dir andern Legenden and Exempel, wn man ſie gegen den Pſalter helt, vns ſchier eitel ſtumme Heiligen fürhalten, aber der Pſalter erchte wackere, lebendige Heiligen vns einbildet.

ES iſt ja ein ſtummer menſch gegen einen redenden ſchier als ein halb todter menſch zu achten; and kein krefftiger, noch edler werck am menſchen iſt, denn reden, ſintemal der Menſch durchs reden von andern Thieren am meiſten geſcheiden wird, mehr denn durch die geſtalt oder ander werck, weil auch wol ein holtz kan eines Menſchen geſtalt durch Schnitzer kunſt haben, vnd ein Thier ſewol ſehen, hören, riechen, fingen, gehen, ſtehen, eſſen, trincken, faſten, dürſten, hunger, froſt vnd hart lager leiden kan, als ein Menſch.

JN dem thut der Pſalter noch mehr, das er nicht ſchlechte, gemeine rede der Heiligen von jnen bildet, ſondern die aller beſten, ſo ſie mit groſſem ernſt in den aller trefflichſten ſachen mit Gott ſelber geredt haben, damit er nicht allein jr wort vber jr werck, ſondern auch jr hertz vnd grundlichen Schatz jrer Seelen vns furlegt, das wir in den grund vnd quelle jrer wort vnd werck, das iſt in jr hertz ſehen können, was ſie für gedancken gehabt haben, wie ſich jr hertz geſtellet vnd gehalten hat in allerley ſachen, fahr vnd not, welchs nicht ſo thun, noch thun können die Legenden oder Exempel, ſo allein von der Heiligen werck oder wunder rhümen. Denn ich kan nicht wiſſen, wie ſein hertz ſtehet, ob ich gleich viel trefflicher werck eins einem ſehe oder höre.

WJe gleich wie ich gar viel lieber wolt einen Heiligen hören reden, denn ſeine werck ſehen, alſo wolt ich noch viel lieber ſein hertz vnd den Schatz in ſeiner Seelen ſehen, denn ſein wort hören. Das gibt aber vns der Pſalter auffs aller reichlichſt an den heiligen, das wir gewis ſein können, wie jr hertz geſtanden vnd jre wort gelautet haben gegen Gott vnd jederman. Denn ein Menſchlich hertz iſt wie ein Schiff auff einem wilden Meer, welches die Sturmwinde von den vier örtern der Welt treiben. Hie ſtöſſet her furcht vnd ſorge für zukünfftigem vnfall; dort feret gremen her vnd trawrigkeit von gegenwertigen vbel. Hie webt hoffnung vnd vermeſſenheit von zukünfftigem Gluck; dort bleſet her ſicherheit vnd freude in gegenwertigen Gütern.

SOlche Stormwinde aber leren mit ernſt reden vnd das hertz öffnen vnd den grund herausſchütten. Denn wer in furcht vnd not ſteckt, redet viel anders von vnfall, denn der in freuden ſchwebt; vnd wer in freuden ſchwebt, redet vnd ſinget viel anders von freuden, denn der in furcht ſtecket. Es gehet nicht von hertzen, ſpricht man, wenn ein Traweiger lachen oder ein Frölicher weinen ſol; das iſt, ſeines hertzen grund ſtehet noch nicht offen vnd iſt nicht eraus.

WAs iſt aber das meiſte im Pſalter, denn ſolch ernſtlich reden in allerley ſolchen ſturmwinden? Wo findet man ſeiner wort von freuden, denn die Lobpſalmen oder Danckpſalmen haben? Da ſiheſtu allen Heiligen ins hertz, wie in ſchöne, luſtige Garten, ja wie in den Himel, wie feine, hertzliche, luſtige Blumen darinnen aufſgeben, von allerley ſchönen, frölichen Gedancken gegen Gott vnd ſeine wolthat.

WJderumb, wo ſtadeſtu tiefſer, kleglicher, jemerlicher wort von trawrigkeit, denn die Klagepſalmen haben? Da ſiheſtu abermal allen Heiligen ins hertze, wie in den Tod, ja wie in die Helle. Wie finſter vnd dunckel iſts da von allerley betrübtem anblick des zorns Gottes! Alſo auch, wo ſie von furcht oder hoffnung reden, brauchen ſie ſolcher wort, das dir kein Maler alſo künnte die Furcht oder Hoffnung abmalen, vnd kein Cicero oder Redkundiger alſo fürbilden.

WJe, wie geſagt, iſt das das aller beſte, das ſie ſolche wort gegen Gott vnd mit Gott reden, welches macht, das zweifeltiger ernſt vnd leben in den worten ſind. Denn wo man ſonſt gegen Menſchen in ſolchen ſachen redet, gehet es nicht ſo ſtarck von hertzen, brennet, lebt vnd dringet nicht ſo frſt.

DAber kompts auch, das der Pſalter aller Heiligen büchlin iſt, vnd ein jeglicher, in wasſerley ſachen er iſt, Pſalmen vnd wort drinnen findet, die ſich auff ſeine ſachen reimen vnd jm ſo eben ſind, als weren ſie allein vmb ſeinen willen alſo geſetzt, das er ſie auch ſelbs nicht beſſer ſetzen oder finden kan, noch wündſchen mag, welches denn auch dazu gut iſt, das, wenn einem ſolche wort gefallen, vnd ſich mit jm reimen, das er gewis wird, er ſey in der gemeinſchafft der Heiligen, vnd hab allen Heiligen gegangen, wie es jm gehet, weil ſie ein Liedlin alle mit jm ſingen, ſonderlich ſo er ſie auch alſo kan gegen Gott reden, wie ſie gethan haben, welches im Glauben geſchen mus, denn einem Gottloſen Menſchen ſchmecken ſie nichts.

JW letzt iſt ein Pſalter die ſicherheit vnd ein wol verwaret Geleit, das man allen Heiligen on fahr drinnen nachfolgen kan. Denn ander Exempel vnd Legenden von den frommen Heiligen bringen manch werck fur, das man nicht kan nach thun; viel mehr werck aber bringen ſie, die fehrlich ſind nach zu ehun, vnd gemeiniglich Seelen vnd Rotten anrichten, vnd von der gemeinſchaft der Heiligen füren vnd reiſſen. Aber der Pſalter hele ſich von den Rotten zu der heiligen gemeinſchafft, denn er leret dich in freuden, furcht, hoffnung, trawrigkeit gleich geſinnet ſein vnd reden, wie alle Heiligen geſinnet vnd geredt haben.

SWmma, wiltu die heilige Chriſtliche Kirchen gemalt ſehen, mit lebendiger farbe vnd geſtalt in einem kleinen Bilde gefaſſet, ſo nim den Pſalter für dich, ſo haſtu einen feinen, hellen, reinen Spiegel, der dir zeigen wird, was die Chriſtenheit ſey. Ja da wirſt auch dich ſelbs drinnen vnd das rechte γνωτι σεαυτον finden, dazu Gott ſelbs vnd alle Creature.

DArumb laſt vns auch nu für ſehen, das wir Gott danckeu fur ſolche vnaasſprechliche Güter, vnd mit vleis vnd ernſt dieſelbigen annemen, brauchen vnd eben Gott zu lob vnd ehre, auff das wir nicht mit vnſer vndanckbarkeit etwas ergers verdienen. Denn vorhin zur zeit der finſternis, welch ein ſchatz hette es ſollen geache ſeyn, wer einen Pſalmen hette mugen recht verſtehen vnd ja verſtendlich deudſch leſen oder hören, vnd haben doch nicht gehabe. Nu aber ſind ſelig die aagen, die da ſehen, das wir ſehen, vnd Ohren, die da hören, das wir hören. Vnd beſorge doch, ja leider ſehen wirs, das vns gehet, wie den Juden in der Wüſten, die da ſprachen vom Himelbrot: „Vnſer Seelen eckelt fur der geringen Speiſe.“ Aber wir ſollen auch wiſſen, das daſelbs beyſtehet, wie ſie geplagt aad geſtorben ſind, das vns nicht auch ſo gehee.

DAs helffe vns der Vater aller gnaden vnd barmhertzigkeit durch JESVM CHRJſtum unſern HERRN, welchem ſey lob and danck, ehre and preis fur dieſen deutſchen Pſalter vnd fur alle ſeine vnaasſprechliche wolthat in Ewigkeit, AMEN.

Albrecht Dürer.

Wenn ſchon vorzüglich als der größte deutſche Maler berühmt, hat Albrecht Dürer doch auch gegründete Anſprüche auf eine Stelle in der Geſchichte der deutſchen Literatur, da er der erſte war, welcher über Kunſt und verſchiedene mathematiſche Wiſſenſchaften in der Mutterſprache und zwar mit einer um ſo bewundernswürdigeren Gewandtheit ſchrieb, da er hierin keine Vorgänger hatte. Er wurde am 20. oder 24. Mai 1470 zu Nürnberg geboren. Sein Vater, ein geſchickter Goldſchmied, wollte ihn zu ſeinem Nachfolger in ſeinem Geſchäft erziehen, aber ſo tüchtig ſich der Knabe auch darin ausbildete, ſo fand er in dieſem Beruf doch keine Befriedigung und ſein Vater mußte endlich ſeinem heißen Wunſche, ſich der Malerei widmen zu dürfen, nachgeben. Er brachte ihn zu dem bekannten Michael Wohlgemuth in die Lehre, den er jedoch bald übertraf. Im Jahr 1492 bereiſte er Deutſchland und die Niederlande, um auch fremde Meiſter und ihre Werke kennen zu lernen, kehrte 1494 in die Heimat zurück, wo er heirathete und eine außerordentliche Thätigkeit als Maler, Kupferſtecher und Holzſchneider entwickelte. Der herrſchſüchtige Charakter ſeiner Frau zwang ihn im Jahr 1502 die Heimat zu verlaſſen, um den Frieden zu ſuchen, den er zu Hauſe nicht fand; er ging nach Venedig, wo er zwar vielſeitige Bewunderung, aber auch Neid und Mißgunſt fand, wie wir aus ſeinen Briefen an ſeinen langjährigen treuen Freund Willibald Pirckheimer erfahren, ſo daß er gern wieder ins Vaterland zurück-

kehrte. Wir können hier die vortrefflichen Meisterwerke nicht erwähnen, die er nun auf Leinwand, in Kupfer oder Holz schuf, und eben so wenig seine plastischen Kunstwerke und Schaustücke in erhöheter Arbeit berühren; wir dürfen nur berichten, daß seine Größe immer mehr, so auch von Kaiser Maximilian, und selbst in der weiten Ferne anerkannt wurde, so daß, als er im Jahr 1520 eine Reise durch die Niederlande machte, er überall von den Fürsten und Obrigkeiten der Städte, so wie von andern bedeutenden Personen mit der größten Auszeichnung aufgenommen wurde. Nach seiner Rückkehr widmete er einen Theil seiner Zeit der Abfassung seiner Schriften, von denen er die meisten noch vor seinem Tode herausgab. Er starb, schon lange an der Auszehrung leidend, am 6. April 1528; dreihundert Jahre später wurde ihm auf dem Milchmarkte in Nürnberg, da wo sein Haus stand, eine Bildsäule errichtet.

Als Schriftsteller ist Albrecht Dürer schon deshalb merkwürdig, weil er es zuerst versuchte, die Theorie der Kunst in deutscher Sprache zu entwickeln, und er darin Ausgezeichnetes leistete; denn wenn auch sein Ausdruck manchmal schwerfällig und hart ist, so muß man nicht vergessen, daß die Sprache für die von ihm behandelten Gegenstände noch ganz unausgebildet war und er bei seinem Stoffe nur selten auf die Volkssprache zurückgehen konnte. Und doch ist seine Darstellung von großer Reinheit, er gebraucht fremde Wörter nur dann, wenn die Muttersprache ihm durchaus keine entsprechenden darbietet, weshalb er oft neue Wörter bildet, welche meistens äußerst glücklich sind und zum Theil wieder hervorgeholt werden sollten. Dabei ist sein Ausdruck stets klar und bestimmt, und selbst so populär, als es der Stoff nur irgend vertragen konnte. Unter seinen Schriften ragen vorzüglich die „Vier Bücher von menschlicher Proportion" hervor (1528), in welchen er seine eben so geistreichen als großartigen Ansichten über die Kunst und deren Behandlung niedergelegt und vor Allem entwickelt hat, wie der Künstler von der lebendigen Anschauung der Natur ausgehen müsse, um kunstvollendete Werke hervorzubringen. Nicht weniger bedeutend, und durch Klarheit der Darstellung ausgezeichnet, sind seine mathematischen Schriften „Vnderweysung der Messung mit dem Zirckel vnd Richtscheyt" (1525) und der „Vnderricht zu befestigung der Stett, Schloß vnd Flecken" (1527). Auch seine „Briefe", obgleich meistens nur hingeworfen, gewähren das größte Interesse; sie sind voll Innigkeit und Gefühl, und oft, wie die aus Venedig an seinen Freund

Albrecht Dürers Statue.

Pirckheimer, von der heitersten und geistreichsten Laune durchdrungen. Diejenigen, welche er auf seiner letzten Reise durch die Niederlande schrieb, enthalten eine Menge der trefflichsten Bemerkungen über Kunst und Kunstwerke, und einer derselben ist nicht bloß wegen seiner trefflichen, gefühlvollen Darstellung, sondern auch deshalb merkwürdig, weil wir aus ihm ersehen, mit welcher Innigkeit der treffliche Mann die Reformation erfaßte. Es ist der, in welchem er von der Gefangennehmung Luthers berichtet (er glaubte, wie Jedermann, der kühne Mönch sei von seinen Feinden aufgegriffen worden) und dessen Schicksal beklagt, und am Schluß seine Hoffnung ausspricht, Erasmus werde nun die Sache der Reformation ergreifen, worin er sich freilich bitter täuschte.

Aus den „Vier Büchern menschlicher Proportion".

Man find vnder den geschlechten der menschen allerley art, die zu manicherley bilden nutz zu beachen sind, nach der komplexion anzusehen. Also haben die starcken herten gebrech in irem leyb, wie die lewen, aber die schwachen sind linders gebrechs und nit so quallet, als die starcken: darumm ziembt sich nit eim ganz starcken bild ein ganz lind gebrech zu machen, oder eim swancklen bild ganz hördt geberch, wir wol man der mägeern vnd seysten in bilderen etwas nach mag geben; doch mag zimlich in allerley anderschiden der bilder lind vnd hördt gebraucht werden, wo er wil. Aber daz leben in der natur gibt zu erkennen die warheyt diser ding; daramm sich sie steyfig an, richt dich darnach und gee nit von der natur in dein gut gedancken, das du wölleſt meynen, das besser von dir selbs zu finden, dann du wirdest verkürt. Dann warhafftig steckt die kunst inn der natur; wer sie herauß kan eryssenn, der hat sie: oberkumbstin sie, so wirdet sie dir viel sels nemen in drinrm werck, vnd durch die Geometrie magstu deines wercks eil beweissen. Was wir aber nicht beweyssen könaen, das mülen wir bey gater meynung und der menschen vrteyl bleyben lassen; doch thut die erfarung eil in disen dingen. Aber ye genewer dein werck dem leben gemeß ist in seiner gestalt, ye besser dein werck erschynt, und diß ist war; daramm nym dir nimer mer für, das da etwas besser mügest oder wesest machen, dann es Gott seiner erschaffnen natur zu wircken krafft geben hat, dann dein aermügen ist krafftlos gegen Gottes geschöff. Daraus ist beschlossen, das kein mensch aus eygnen sinnen nymermer kein schön bildnuß kün machen, es sey von sach, das er solchs aus eil abmachen iein gemüt eol grfast. Das ist dann nit mer eygens genannt, sunder aberkumen und gesrentr kunst worden, die sich besame, erwechst aund seins geschlechts frucht bringt. Daraus wirdet der aersamlet heymlich schatz des hertzen offenbar durch das werck, vnnd die newe eerotur, die riner in seinem hertzen schöpfft inn der gestalt eins diags, das ist dir vrsach, das ein wol geabter künstner nit zu einem yetlichen bild darff lebendige bilder abmachen, dann er geuüt gnugsam herauß, was er lang zeyt von aussen hineyn gesamlet hat. Solicher hat gut machen in seinem werck; aber gar wenige kumen zu disem erstand, aber der sind eil, die da mit grosser müe eil auerchtz machenn. Darumb welicher aus rechtem aerstand rin gatten gebrauch erlangt hat, dem ist wol möglich an allen gegen wurff etwas gatz zu machenn, so vil vnser vermögen ist; doch wirdet es alweg besser, so er sich des lebens im abmachen gebrauchet. Aber den vngeabten ist es vnmöglich, dann dise ding geratten nit angeler. Es geschicht auch, aber selten, das einer durch groß erfarung and lange zeyt in steyssiger ebung so gwiß werd, das er aus eygnem verstanv, den er mit grosser müe erlangt hot, ausserhalb eins gegen gestichy, das er ab machen mög, etwas besseres zu werck ziehen, dann der ander, der da vil lebendiger menschen zu ab machen fur sich stell, aus der vrsach, das es im am verstand mangelt. Darumb mussen wir gar mit grosser acht war nemen vnd furkamen, das sich die angestalt and vnschicklikeyt nit in easer werck stecht; deshalb sol wir die annützen ding in bildern zu machenn, was anderst hubsch sol sein, vermeyden, dann diß ist der vbelstaad. Nym ein gleichnuß bey den blinden, lamen vnd verborten krupelen vnd hinckenden dergleichen; solichs ist alles heßlich von des mangels wegen. Also ist auch zu fliehen der vber staß, als das man einem dery augen, drey hend vnd füß wolt machen. Abrr ye mer man alle heßlicheit der obgemelten ding nußleſt, and macht dargegen gerade, starcke, helle, nottarftige ding, die alle menschen gewenlichenn lieben, so besser wirdet das seld werck, denn solchs acht man nun hübsch. Aber die hübscheyt ist also im menschen verfast, annd unser vrteyl so zweyfelhafftig darynn, so wir etwan finden zwen menschen, bede fast schön and lieblich, and ist doch keiner dem anderen gleych in keim rynigen stuck oder teyl, weder in maß, noch art; wir verstend auch nit, welcher schöner ist, so blind ist unser erkentnus; deshalb so wir darüber urteyl geben, ist es angewyß. Aber in etlichen teylen mag dannocht riner den anoern vbertressen, and obs ens gleich anfantlich ist.

Johann Agricola.

Johann Agricola, eigentlich Schnitter, wurde den 20. April 1492 zu Eisleben geboren, weshalb er sich auch Magister Eisleben nannte. Er studirte zu Wittenberg, wo Luther sein Lehrer war, und führte 1519 bei der bekannten Disputation zu Leipzig das Protokoll. Später wurde er Rektor in seiner Vaterstadt, begleitete 1526 den Churfürsten Johann von Sachsen als Prediger auf den Reichstag nach Speier, und wurde 1530 Hofprediger des Grafen Albrecht zu Mansfeld. Er hatte Antheil an der in demselben Jahre übergebenen Augsburger Confession, so wie er auch (1537) die Schmalkaldischen Artikel unterschrieb. Seit 1536 als Professor in Wittenberg angestellt, gerieth er mit Luther und Melanchthon über die Buße in Streit, der so heftig wurde, daß er sich genöthigt sah, aus Wittenberg zu flüchten; er wendete sich nach Berlin, wo ihn der Churfürst von Brandenburg zu seinem Hofprediger und zum Generalsuperintendenten ernannte. Im Jahr 1540 widerrief er zwar öffentlich, was er gegen die Ansicht Luthers und seiner Freunde behauptet hatte, wodurch der Friede zwischen den beiden Parteien wieder hergestellt wurde; aber seine Theilnahme an der Abfassung des Augsburger Interims verwickelte ihn von Neuem in mancherlei unangenehme Streitigkeiten. Er starb in Berlin am 22. Sept. 1566.

Agricola, der außer einigen guten Kirchenliedern in niederdeutscher Sprache auch eine „Auslegung der Epistel an die Colosser" schrieb, ist vorzüglich durch seine Sammlung und Auslegung deutscher Sprichwörter berühmt geworden *), die noch wäh-

*) Sie erschienen zuerst unter dem Titel „Dreihundert gemeiner Sprichwörter", Hagenau 1529, mit einer Vorrede aus Eisleben, 1528. Dieser ersten Sammlung folgte in demselben Jahre ein zweiter Theil „Fünftehalb hundert newer Wörter", and 1537 erschienen beide Theile vereiniqt unter dem Titel: „Sybenhundert vnd sunffzig (eigentlich nur 749) teutscher Sprichwörter, verneuert und gebessert" (Hagenau). Eine niderdeutsche Ausgabe (Magdeb. o. J.) erschien wahrscheinlich schon 1529 oder 1530. Außerdem gab er aber noch eine zweite Sammlung heraus: „Fünfhundert Gemeiner Newer Teutschee Sprächwörter" o. O. 1548, mit Vorrede von Augsburg 1548. Diese Sammlung, welche uns leider erst während des Druckes zu Gesichte kommt, so daß wir dieselbe nicht mehr benutzen können, wird gemeiniglich, aber irrthümlich für einen Eislebner Abdruck der ersten Sammlung gehalten, ist aber völlig von dieser verschieden und ist abgefaßt, „die an höfen sein müssen, damit zu trösten".

rend seines Lebens vielfältig gedruckt erschien und auch später mehrere Auflagen erlebte. Er war zwar nicht der Erste, welcher deutsche Sprichwörter sammelte *); aber er war der erste, welcher darüber in deutscher Sprache schrieb. Die letzten Ausgaben von Agricola's Sprichwörtern sind vielfach verändert; er hatte sich nämlich durch sein Buch bedeutende Unannehmlichkeiten zugezogen, besonders den Herzog Ulrich von Würtemberg, auch andere bedeutende Personen wegen seiner freien Aeußerungen erzürnt, die er nun später theils milderte, theils ausließ, wie auch die gegen das Pabstthum und die katholische Geistlichkeit gerichteten Stellen in den ersten Ausgaben viel schärfer gehalten sind, als in den späteren. Besonders auffallend sind die Veränderungen oder Auslassungen in den Stellen, welche den Bauernkrieg betreffen; denn während er früher die Bauern in Schutz nahm und die Schuld ihres Aufruhrs ganz ausdrücklich der Tyrannei der Fürsten zuschrieb, hat er später Alles, selbst einzelne Ausdrücke sorgfältig getilgt, welche bei den Machthabern Anstoß erregt hatten. Dies wirft freilich kein allzugutes Licht auf den Charakter des Mannes; allein abgesehen davon verdienen seine Sprichwörter in vielfacher Beziehung die größte Anerkennung. Schon der Grund, der ihn zur Bearbeitung seines Werks bewogen hat, ist achtungswerth; er wollte, wie er ausdrücklich in der Vorrede sagt, seinerseits auf die Trefflichkeit der deutschen Sprache, die von den Deutschen so wenig geachtet würde, aufmerksam machen, so wie auch den tüchtigen Sinn der Sprichwörter, aus denen sich ergebe, „wie vnsere forfaren gar erbare, tapfere vnd weise leutte gewesen" seien; und anderseits, fährt er fort „syntemal gemeynlich mit der sprache auch die sitten fallen, ist zu besorgen der Deutschen trewe vnd glauben, bestand, warheit, welche tugend den Deutschen auch die Walen, als Cornelius Tacitus, zugeschriben vnd gerhumet haben, werden auch fallen; denn wir Deutschen tragen nu forthyn Welsche, Hispanische vnd Frantzosisch kleidung, haben Welsche Cardinal, Frantzosische vnd Hispanische kranckheiten, auch Welsche practiken. Derhalben hab ich gedacht, die weise rede vnser alten Deutschen an tag zugeben, auff das doch etliche vnter vnsern Deutschen mochten gereitzt werden, yhrer foreltern fußstapfen nachzuwandeln." Seine Auslegungen sind in der That von vaterländischem Geiste, so wie von redlichem und frommem Sinne durchdrungen; die Erklärungen sind meistens treffend und enthalten viele gute Bemerkungen über das Leben im Allgemeinen, dann aber auch über öffentliche Verhältnisse; besonders steht er in seinen Ansichten über Staatswirthschaft weit über seiner Zeit. Sein Buch ist endlich auch für die Sittengeschichte sehr wichtig, z. B. in den Abschnitten über Wucher, Handel, Gerechtigkeitspflege u. s. w., und wird öfters durch die Anführung von bedeutenden Zügen aus der Geschichte, oder von Volkserzählungen interessant. Die Darstellung ist einfach, klar, rein und fließend, zudem oft durch Anführung passender Stellen aus ältern Dichtern belebt, unter welchen er vorzüglich den Freidank, Hugo von Trymberg und Seb. Brant häufig benutzte.

*) Schon vor ihm hatte der bekannte Heinrich Bebel, der sich auch durch eine Sammlung kurzerer Volkserzählungen und Schwänke verdient machte, Aehnliches versucht, aber leider, wie auch jene Schwänke, in lateinischer Sprache, wodurch seine Schriften viel an Werth verlieren.

1. Selbs ist der man (69).

Diß ist ein alt Sechsisch sprichwort: Selbs ist der man. Alle sachen gehen frisch fürsich, wenn einer sein sache selbs angreyffet, denn einem yglichen ist sein eygn sache mehr angelegen, denn eins andern. Darumb ist einer fleissiger vnd emßiger, denn ein ander, den sie nicht angehet. Man bemelhe oder vertraue andern leuten, wie man wil, so gehet es doch nicht halb also von statten, als wenn der selbs dabey ist, den die sachen angehet. Vertasse sich nur niemands auff ein andern, er thue selbs, was er kon; sol yhm anders gluck vnd heyl widderfaren, wie das vorige wort auch gelernet hat. Der herre befilcht dem knechte, das pferd zu furtiern, den ocker zu tungen vnd ander gewerb außzurichten; der knecht sagt offzeyt, er habs gethan, sihet aber der herre nicht selbs mit zu, so wirt das pferd offt vngetessen, der acker vngetungt vnd der beuelch vnausgerichtet bleiben. Sihet er aber zu, so muß der knecht vnn allem seinem furnemen ein scheme haben, vnd dester fleissiger seyn.

2. Art lest von art nicht, die Katze ließ yhres mausens nicht (131).

Salomon sagt: „Wenn du den narren vnn eim morser zustiessest mit eim stempffel, wie grütz, so ließ doch sein torheyt nicht von yhm." Man sagt, das Marcolphus mit dem weisen Salomone disputirt habe vnd gefragt, ob art vnd einpflantzte natürliche neygung mehr sey, denn gewonheyt, die durch fleis der menschen vber die natur eingefueret wirt. Vnd da Salomon schloß, was einer auffs newe gewenet, das hange yhm gleich so hart an, als das er von natur empfangen hat, nu ließ Marcolphus dem König Salomon diß nicht gut seyn, sondern welte, wie es auch war ist, art gienge für gewonheyt. Vnd dieweil Salomon eine Katzen hette, die yhm nach gewonheyt das liecht hielte bey nacht, brachte Marcolphus etliche meuse zu wege, vnd kam des abends zu Salomon, vnd ließ erstlich eine maus louffen; vnd als bald die Katze der mause gewar ward, topt sie ein wenig mit der pfoten, vnd ließ doch das liecht nicht fallen. Do aber dir ander vnd dritte maus furvber lieffen, ließ

ſie das liecht kullen, und lieſſ den menſen nach, daruns hernach Murcolphus beweyſete, Art gieng jnr alle gewonheyt. Ein jung reiß, wenn es krumy wechſet, ſo leß ſiche nicht biegen; man unterſtnz es, wie man wolle, ſo wechßt es doch krumy. Der kahen uet iſt, daß ſie nicht mauſet uns hunger, ſonder uns luſt, alſo daß, ia mehr mau dee kahen zueſſen gibt, ia mehr ſie mauſet. Alſo auch, wus eim menſchen nugeborn iſt, und wo zu er nou natur geneygt iſt, das thut er, vnd leß ſich hieruu nichts bynndern, vnd wenn man einen ſolchen gleich briete, kochte, freſſe, doch kund er nicht bunon luſſen, ſo er widerumb lebendig wurde. Freidanck ſugt: „Schluſſe ein ſchnick yun Zobels balck, dennoch were er drynn ein ſchalck."

3. **Gedancken ſind zoll frey (155).**

Gedancken ſind ſchnell vnd lunffen weyt, vnd niemund mug ſie hyndern nn yhrem wundern, wie Freidanck ſagt: „Des herzen unge gibt kein yſnndt, Es gehet durch meer vnd uſle landt, Durch hymel und dnech helle nidder, Vnd kompt doch ſchnell herwidder. Man ſehet gar wol weyb vnd man, Gedancken niemand ſahen kan: Die bande kundt niemand yhe erfinden, Du mit man die gedancken mocht gebinden." Die weltliche ördrickeyt muß umb rechts vnd frides willen zu erhalten, und ſolche groſſe unkoſt, ſo auff ein regiment gehet, zuerbalten, ſchoß, zinße, gultt und rentbe uuff die unterthunen ſchlugen, unch non denen forderen, ſo durch yhre landt wandeln, reytten, faren vnd geben, und hie iſt nichts frey, es muß ſich alles verzollen laſſen, da mit man uuff erden handelt, alle wure, pferde, wuchß, flachß, vnd wie alle ding namen haben. Allein gedancken, weil ſie heymtich vnd nerporgen ſind, ſind ſie zoll frey. Freidanck ſugt: „Es ſind ſo dick nicht maween drey, Ich wolt gedencken durch ſie frey."

Sebaſtian Franck.

Sebaſtian Franck, den wir als hervorragenden Hiſtoriker kennen gelernt haben (ſ. o. S. 172), nimmt auch durch ſeine didaktiſchen Werke eine der erſten Stellen unter den Schriftſtellern des Zeitraums ein, namentlich gebührt ihm der Ruhm, über philoſophiſche Gegenſtände in deutſcher Sprache geſchrieben zu haben. Er beſaß eine ausgebreitete Gelehrſamkeit, die er dadurch belebte, daß er ſie zur Verwirklichung ſeiner reformatoriſchen Ideen benutzte, weshalb er auch alles in deutſcher Sprache ſchrieb, und ſelbſt lateiniſche Werke ins Deutſche überſetzte, wie des Erasmus „Lob der Narrheit" und Agrippa's Buch „über die Eitelkeit des menſchlichen Wiſſens". Zuerſt ſchloß er ſich ganz an Luther an, ſpäter verließ er ihn in weſentlichen Punkten, wodurch er deſſen Zorn reizte. Wir können hier weder auf ſeine philoſophiſchen, noch auf ſeine religiöſen Anſichten, die übrigens ſtreng zuſammenhängen, näher eingeben; wir können hierüber höchſtens die ſchon gemachte Bemerkung wiederholen, daß er auch in den hiebergehörigen Schriften die größte Unparteiiichkeit an den Tag legt, und die Wahrheit nicht verwirft, wenn ſie ihm von Heiden oder Ketzern geboten wird. Höchſt bedeutend iſt für die Erkenntniß ſeiner Anſchauungsweiſe die Schrift „Wie alle kunſt vnd Creatur dem eiteln, vnreynen Menſchen eitel vnd vnreyn ſei, dargegen allain reyn dem reynen", in welcher er das Verhältniß des Menſchen zur Natur tief und in beredter Darſtellung beſpricht, und eine andere „Lob des göttlichen Worts", in welcher er zeigen wollte, daß wir den Willen Gottes nicht bloß in der Bibel, ſondern auch in uns ſelbſt ſuchen, daher zum richtigen Verſtändniß derſelben ſtreben müßten, die außerdem nur todter Buchſtabe bleibe oder zu den traurigſten Irrthümern führe. Steht er hierin mit Luther im vollſten Widerſpruch, ſo neigt er ſich doch keineswegs zu den Anſichten der katholiſchen Kirche, weil er die freie Unterſuchung der Bibel ausdrücklich vorausſetzt und verlangt. Noch wichtiger ſind ſeine „Paradoxa oder Wunderreden" (Ulm, 1535) *), in welchen er ſeine Anſichten über Gott, Chriſtus, die menſchliche Natur und das Leben zwar in einzelnen, äußerlich ſelbſtſtändigen Abſchnitten darſtellt, die aber doch ein ganzes, abgerundetes und in ſich abgeſchloſſenes Syſtem bilden, welches man als einen myſtiſchen Pantheismus bezeichnen kann Bei ſeiner myſtiſchen Richtung fehlte es ihm doch keineswegs an praktiſchem Sinn, der ihn auch wohl manche Irrthümer vermeiden ließ, in welche andere Anhänger des Pantheismus verfielen, und der ihn für die äußern Verhältniſſe des Lebens empfänglich machte. Er bewährte immer und überall ächt volksthümliche Geſinnung, wie überhaupt alle ſeine Beſtrebungen dahin gingen, das Volk innerlich und äußerlich zu heben. Denn was er ſchrieb, war keineswegs für den kleinen Haufen der Gelehrten beſtimmt, da er die todte Gelehrſamkeit verachtete, ſondern er hatte vielmehr die größere Menge der Gebildeten; ja zum Theil ſogar das ganze Volk im Auge, wie ſchon aus ſeiner Sprichwörterſammlung (1541) hervorgeht, in welcher er eine weit größere Menge von Sprichwörtern mitgetheilt hat, als ſein Vorgänger Agricola, und bei deren Erklärung er vorzüglich die Bedürfniſſe des Volkes berückſichtigte, deſſen tüchtigen Sinn er nach jeder Beziehung hin zu entwickeln ſuchte. Die Sammlung iſt ferner dadurch wichtig, daß ſie nebſt den eigentlichen Sprichwörtern auch viele ſprichwörtliche Redensarten mittheilt, welche für die Kenntniß der Sprache ſowohl, als des Volkes und ſeiner Sitten höchſt ergiebige Quellen ſind. Oft beſteht die Erklärung einfach in der Zuſammenſtellung gleichbedeutender Sprichwörter oder Redensarten (weshalb manche auch mehrmals wiederholt werden); oft auch ſind die Sprichwörter von Betrachtungen begleitet, welche ſich zwar nicht immer unmittelbar auf dieſelben beziehen, aber doch von ihnen hervorgerufen wurden; oft endlich ſind Fabeln, Parabeln und Erzählungen aller Art zur Veranſchaulichung beigefügt.

Wie in ſeinen hiſtoriſchen, ſo iſt die Sprache auch in ſeinen philoſophiſchen Schriften rein, zierlich und von großer Klarheit, dabei kräftig und ausdrucksvoll. Abſtrakte Vorſtellungen werden von ihm mit großem Glück mit deutſchen Wörtern bezeichnet, und wenn er fremde gebraucht, was im Ganzen ſeltener der Fall iſt, ſind es doch meiſtens nur ſolche, welche ſchon eine gewiſſe allgemeine Geltung erlangt hatten. Dagegen iſt er reich an neuen oder vielmehr an ſolchen Wörtern, welche er theils aus der ungetrübteſten Quelle, dem Volke, theils aus den ältern Meiſtern der Sprache hervorholte, aber auch Luther iſt nicht ohne großen Einfluß auf ſeine Darſtellung geblieben. Auch hat Franck nächſt Luther unter den Schriftſtellern des Jahrhunderts dem

*) „Paradoxa (ſagt er in der Vorrede) heißt bei den Griechen ein Red, die gleichwol gewiß vnd waar iſt, die aber die gantze Welt vnd was nach dem Menſchenn lebt, nichts wenigee, dann für waar hält. — — Nun hab ich diß mein Philoſophei Paradora mitiuliert, vnd Paradorum ain Wunderred oder Wunderwort verteutſcht, weil die Theologei, der recht ſinn dee Schrift (ſo nllnin gottes Wort iſt), nichts iſt, dann nin ewig Paradoxum wider allen wahn, ſchein, glanben vnd achtnug der gantzen welt gewiß vnd waae."

Wohllaut der Sprache am meiſten Aufmerkſamkeit gewidmet. Seine Anſichten über Sprache und Darſtellung hat er an mehreren Stellen ausgeſprochen, wir theilen unten eine derſelben mit.

I. Aus den „Paradoxa oder Wunderreden".

1. Gott iſt vnd wircket alles in allen, die ſünd außgenommen. (2)

GOtt iſt alles in allen, vnd were die ſund auch etwas, vnd nit nicht, ſo were er nach die ſund im menſchen. Weil aber die ſünd nicht, vnd zů nicht macht, von Gott nit erſchaffen, ſonder von dem eigenthumb vnd eitlen nicht, daraus der Menſch erſchaffen iſt, herkompt, ſo kan Gott die ſund in aus nit ſein oder wircken. Aber alles, da da iſt, das iſt gůt vnd Gote ſelbs des weſens halb, ſo vil es iſt vnd weſet. So Got ſein Wort von der Creatur anß vnd ab in ſich zeucht, ſo felt die eittel Creatur wider inn jr nicht, biß gott ſein weſen, Jſt, wort, hand, wie ain gaugler (darumb er von von den Griechen Nenroſpaſtes genent iſt), wider dein ſtellt. Dann was er ſpricht, das iſt, ſonſt iſt alles nicht, dann das er in jm iſt, vnd es in jm. Das weſen aller ding iſt Gott ſelber, derhalben ſeer gůt; ſoaſt iſt kein weſen, hat auch nichts kain weſen on jm ſelber, ſonder von Gott, aus alles in Gott; darumb iſt auch alle ding von Gott durch Chriſtum, ſein Wort, oder ollein Chriſtus, ſein Wort, auß Gott; darumb geht er von Gott anß vnd ait ab, wie andere Creaturen, ſo allein von Gott gemacht vnd erſchaffen, aber ait aus Got, wie der new Menſch Chriſtus, geborn.

Darumb iſt Gott allain der, der aller weſen Weſen vnd aller iſt Jſt iſt; vnd ſo vil alle ding iſt, vnd ain weſen hat, ſo eil iſt es gůt vnd auß Gott des weſens halb. Darumb ſindt vnd beſtehen olle ding mer in Gott, dan in jn ſelber, dann Taulerus, die Teutſch Theologei, Auguſtinus etc. an vil orten. Gott iſt dos weſen vnd die natur ſelbs in allen dingen. Aber die gůt Göttlich natur hat der frei menſch in ſein eigenthumb zogen vnd jm ſelber, inn jm ſelber verderbet, das jtzt den vnroinen nicht roin mer iſt, auch gott vnd die on jr ſelbs gůt natur. Weil na die ganze welt ait waiß, was oder wer gott iſt, ſo iſt ſie jtzt ſchön geurteilt, weil allain die erkantnuß gottes das ewig leben iſt. Hier. 9. Joan. 17. Eſa. 53. Sar. 15.

2. Gott kennet niemandt, dann Gott. (7)

DEr Gott ſůcht vnd ait ian Gott vnd mit gott, den loß ich wol ſuchen er würt den aber lang nit finden. Man můß das liecht im liecht, gott in gott ſehen, ſachen vnd finden, wie Dauid ſagt, Pſalm· „In lumine tuo videbimus lumen. Herr, in deinem liecht wöllen wir das liecht ſehen." Dann gott kent niemondt, dann er ſich ſelbs. Dorumb mag gott kainmb von nichts erkant werden, dann von gott, das iſt, von jm ſelbs, durch ſein krofft, die man den hailigen gaiſt nent. Daramb bleibt vnd iſt es ewig wor: Wer gott nit bei gott, mit gott vnd in gott ſuchet, der wart ollweg ſuchen vnd doch nichts finden. Wer jn allain mit hoher, ſpitziger kunſt vnd maiſterſchafft aus dem Büchſtaben der ſchrifft durch vil leſens wil lernen erkennen, der uberkompt wol ain liebloß, gottloß wiſſen von Gott, das jn nit beſſert, ob es ja wol gelertes macht, aber nit die lebendig machende kraft gottes, die das ewig leben iſt. Vrſach: Was gott iſt vnd wil, waiß niemandt, dann gott und der aus gott iſt. Alſo můß ſich Gott ſelbs leren, loben, wiſſen, bitten, erhören, geweren, wöllen und erkennen, ſonſt iſt es zůmal alles verloren; darumb ſo vilfältig allenthalb in der Schrifft verſoßt iſt, das wir dir kraft gottes den got allein müſſen leren durch ſein krafft, almechtigs wort vnd ſtimm des Lambs in vns, das von onfaag, wie in Abel erwürgt, alſo in aller gelaſſenen herzen gelert vnd geprediget hat. Vnd diß iſt der tag des Herrn, vnd jr Chriſtus geweſen, den ſie geſehen, gehört, der ſie vor dem Vater vertretten, verſünet, vermittelt vnd in gott bracht hat. Von diſer ler der ſalbung iiij Eſa. 54. Hiere. 31. Joan. 6. 1. Joan. 2.

Samma, gott ſelbs můß es alles im menſchen ſein; was er ait ſelbs iſt, thůt, liebt, bitt, woißt in vns, das iſt ſund. Er könt allain ſein aigen werck in vns, was ſein goiſt in vns mit vnaußſprechlichen ſeufftzen ait ſelbs bit, das wurt er lang nit erhören; er kennet, weyß, hat, liebt vnd übet ſich allain ſelbs, als gůt vnd vmb gůtes willen. Wer etwas beſſers, dann er, er haſſet vnd verleugnet ſich ſelbs and hång demſelben an. Darumb bleibt es war, gott kan niemand ſuchen, finden, lieben, ſehen, wiſſen, bitten etc., dann bei, in vnd mit Gott, das liecht im liecht. Alſo kent, liebt, bitt, erhört, ja Gott kan niemandt erkennen, lieben, bitten etc., dann gott. Math. 11. „Niemandt kent den Vater, dann der Sun, vnd wem es der Sun wil eröffnen." Item Johan. 1. „Gott hat niemondt jhe geſehen" etc. „Der aus got iſt, hört gottes wort, jr aber köndt es ait hören oder glauben, dann jr ſeid nit aus got." Joan. 8. 10.

II. Aus den „Sprichwörtern".

1. (Fleiß und Arbeitſamkeit)

1. Wil verdirbt, das man nicht wirbt. — Es iſt all tog jagtag. — Treibs, ſo gehets. — Jage, ſo fabeſt. — Alzeit angel, ſo gewinſt keyn maagel. — Das glück end recht iſt der wocheaben. — Item: Gott hilfft vaſeem Fleiß. — Menſch, hilff dir ſelbs, ſo wil ich dir auch helffen. — Güter geſel, ait verzag, glück kompt all tog. — Biſt ſchon beſteckt, ſcheub aab greiff ans rad, ſo geht der karrn. — Wirb, das glück iſt mirb. — Můh vnd arbeit ſteht nicht vor. — Das lieb kommet von trieb. — Es můß olles erornet werden. — Fleiß bricht alle eiß. Vil ſtreych fellen ein eych. — Was einer ait thůt, das thůn zehn ſtreych. — Halt an, ſo vberkompſt ein man. — Zwölff ſtand findt ein tag; was einer ait thůt vnd gibt, das thůt vnd gibt die ander. — Was ſchadt verſůchen? Stel, ſo ſelts. — Vil ſchuß gehn nit fål, etwa trifft einer dennder. — Warnach einer riagt, da gliagt jm. — Wona mans bet, wer weyß, was thet. — Bitten hot den ritten. — Nit wig, wags! — Jag, ſo fohna. — Treibs, ſo gehts. — Richts, ſo geſchichts. — Süch, ſo findeſt. — Klopff, ſo wurt dir auffthon. — Bit vnd nimm.

2. Gott hilfft dem fleiß. — Man ſol mit got in die hend ſpeien. — Wer nit wil malen, der gerat des mels. — Diogenes gefragt, was das erbarmlichſt were, antwort: „Im alter maagien vnd not leiden. —

2. (Anfang)

Principium dimidium totius. — Begunnen iſt halb gewunnen. — Wol angerent iſt halb gefochten. — Ein iedes ding wil ein anfang haben. — Ein reby oder arbeit angefangen, iſt halb thon. — Das creaz gefaßt, iſt holber laſt. — Nim dich eines dings an, ſo iſts bold thoa; wer oder immer zů truckt: eras, cras, der richt nimmer icht ouß. — Mägt, die geweckt, ſagen: Ja, jo! entſchlaffen oft wider; aber das hemd zuckt, vnd ſich darnach backt, iſt halb auffgeſtanden. — Das creuz iſt ſchwer, ehe es gefaßt wirt; gefaßt, iſts halb trogen.

3. Es kompt ſelten das beſt hernach.

Die welt wirt ye älter ye ärger, drumb hat ſie das auß erfarnag, das die kind alweg in boßheyt jr väter übertreffen, vnd die künftigen herrn vnd weiber die vorigen fromm machen. Ein fraw hat einmal für ein Tyranen bettea, das ſich der Tyraan ſelbs verwaabert, wol wiſſend, dos ſeins tods vederman begert. das weib beſchickt, die erſach jrs gebets zu erfaren. Sie antwort jm einfeltig: „Ich bat für dein vorfarn, das er ſtueb, da kameſtu, auch ein ärger, hernach. Jetz bit ich, das dich gott leben laß, ſorgend, es komm noch ein böſer, dann du." Der Tyraan ließ jm die aatwort gefollen. Drumb ſind die volgenden leat vnd zeit alweg erger, wie auch die ſchrifft zeugt, vnd kompt ſelten das beſt hernach; dann im keß waſſer, da ligen die matten am boden. „Dann begert man der alten herrn, ſo man die newen lert kennen", ſprach Eſorns.

4. Weisheit.

Dulce est desipere in loco. — Weiß sein, ist nit alzeit güt. — In vil weiß ist narrey. — Es ist niemand, dem nit etwa weißheyt zeerinn vnd ein süß entschlupfft. — Schwartz leut seind auch etwa weiß. — Gescheide hunen fressen die füchs auch. — Gescheide hündlin tragen die wolff auch ghen holtz. — Wer sich auff sein weißheyt stenrt, der felt. — Weiß leut seind auch etwa narren. — Witz kompt nit vor iaren. — Weiß leut haben gmeynlich thörechte kinder. — Es thüt kein weiser ein klein thorheyt. — Gotts forcht ist der weißheit anfang. — Weiß leut könden wol schweigen. — Weiß leut haben frey mund im herzen. — Vnter rath für sich gaht. — Weiß leut, starck leut. — Es ist niemand weiß, er sei dann reich. — Fleiß macht weiß. — Ein witzigen knecht müssen auch witzig leut dienen. — Es ist kein schand, das man nicht kan, sondern das man nicht lernen wil. — Es weyß keiner allein. — Es ist niemand im weiß gnüg. — Es wissen nit vil, könden aber ihn selbs weder ratzen noch helffen. — Er wird die gscheid gnüg sein, darffest keinn anderen an sein stat stellen. — Er redt, wie er ist. — Weiß leut, weiß wort. — Bistu gscheid, so leid vnd meid. — Wann man anfahet, gescheid sein, so wil alweg ein narr im fril sein vnd ein bub mit lauffen. — Kunst ist gut kennen. —

Hie müstu bei der weißheye rechte gottes weißheyt verstehn, sonst ist kaet falsch; dann wie hoch gottes klügheit wirt in allen schrifften gelobt, so vbel lauten menschlich anschleg, rath und klügheit des fleisches, so voller buck, eygen gesuchs vnd böser list ist, alsa das man sich vor niemandt mehr, dann vor den weltweisen, so einer ieden lauß rin stelzen könden machen vnd eim ienen ding ein naß leänn nun ein ströin buet flechten, wie sie wöllen, ze besorgen hat. Narren könden nit vil schaden thün, dise aber neesüren offt land vnd leut.

Nun von der falschen, verkerten weißheyt des fleysches seind all histori vnd auch die H. schrifft naller ler vnd exempel. Weil aber die Spruchwörter schimpfflich sein fallen, wil ichs allein mit etlichen Apologen war machen. Ein Han roche natürlich schön wetter, flog auff einn baum, krähet frölich. Der Fuchs lieff der stimm nach biß zum baum, fragt die nrsach seiner freud. Der Hun sprach: „Mein verstand vnd kunst macht mich frölich: ich riech schön wetter." Der Fuchs lucht vnd gedacht im, wie er den han vom baum brechte, fieng an loben den hanen seiner künst und prophecey halb. Da fieng der gelobt han an, noch mehr zusingen. Der Fuchs tanzt vnter dem baum; fragt in der Hun, was er damit meynt. „Ich tanz vor freuden", sagt der Fuchs, „und frew mich mit dir deiner künst, weißheyt vnd gaben, so du von got volkommen empfangen hast. O mein Hun, du bist unser aller ehr, freud und prophet! Ich bit dich durch all lieb, biet mir dein verstendig haupt zu küssen; ich bitt dich noch einmal, erfull mein freud!" Der Han stig herab, bot im sein haupt; das reuschet der Fuchs, für mit dem hanen dahin, sagt mit tpott zum hanen: „Wa ist dein kunst vnd weißheyt? Hettestu dir das selbs prophetisiert! wilt das zukünftig sagen, und weyst das gegenwertig nit!" Den hoffertigen zu demütigen, ist nit beßheyt, sonder kunst. Alle weißheyt vnd tugent fal in die demüt sich niderlassen und zu denn rüwen als in ein schoß. On demüt findt all tugent laster vnd ist geystliche hoffart, des hertzens üppigkeyt und geschwulst doppel hoffaet vnd weil vber aller welt kinder beucht und stelzt. Im firmament, so nit ein stern heller leucht, ye nidrer steht er, vnd ye höher er steht, ye weniger liecht.

5. (Betrug)

Os sublinere. — Ein affen trüen. — Die ohren melcken. Vber eyter sulben. — Die blüwen oder den tauzen streichen. — Das helmlin durch das maul streichen. — Du streichest mir honig vmb das maul, und streichst mir dreck derin. — Den salben hengst streichen. — Daß süß vmbs maul streichen. — Die augen verkleyben. — Ein maul machen. — Glatter wort schlauffen. — Einn ströin buet flechten. — Ein wechsin nasen trüen. — Den wind verkauffen. — Vor der nase süren. — Aeffen. — In das gemalt stüblin süren. — Eins auff den ärmel machen. —

Sihe, wol reich seind wir teutschen für all zungen! Wann wir nun unser eygen sprach könden reden, schreiben und recht appliciren, to möcht kein zung so vil varietet vnd formulas zu reden haben, vnd davon ein groß Capittel geschrieben werden; aber wir leenen eh Arabisch, dann unser mütter zungen recht reden vnd schreiben, oder verkünstlents aber vil zü gscheid, das alsa gestummelt und unser ennzley teutsch iez alsa auffgienet und halbirt geschriben wirt, das man offt kaum weyß, was alsa mit halbem mund geredt würt, noch auff alle sinn vnd weg mag gedeutet werden. Es falt aber bei uns Teutschen vor andren dis unser eygen sprichwort gangbafft im beanch sein, nemlich: „Es ist güt teutsch", das ist rundt, lauter vnd güt teutsch geredt; so mütwillen wir ob unser sprach mit vil selgamen terminis vnd sn böser constenction, das offt kaum bald geredt, wir selbs nit wissen, was geredt. Nun alsa reden wir güt sprichwörtlich, wann man eim güts vnder augen vnd den wolff auff den rucken setzt. Die Latint sprechen: „Ein nebel, rauch oder schelmen für die augen ziehen; In einer hande broe vnd in der andern stein halten." Wir teutschen sagen: „Vornen lecken und hinten kratzen; Lach mich an vnd gib mich hin, ist iez der welt sin" vnd deegleichen vil schöner allegaet.

Johannes Fischart.

Wir haben hier besonders noch zwei Schriften Fischarts zu erwähnen, welche, in Absicht und Entwickelung sehr verschieden, nochmals von seinem umfassenden Talente und seiner Vielseitigkeit zeugen. Die erste, eine beißende Satyre gegen das Pabstthum und die römische Hierarchie überhaupt, erschien zuerst 1579 unter dem Titel: „Bienenkorb des Heyl. Römischen Immenschwarms, seiner Hummelszellen (oder Himmelszellen), Hurnaußnäster, Brämengeschwürm vnd Wäspengetöß" u. s. w., und erfreute sich so großen Beifalls, daß bald nach einander vier Ausgaben gedruckt wurden, deren letzte (1588), welche vielfache Erweiterungen erhalten hatte, gegen zwanzigmal aufgelegt wurde. Das Buch ist eigentlich eine Bearbeitung des holländischen „Byenkorfs" von Phil. Marnix von St. Adelgonde, aber freilich eine Bearbeitung in Fischartscher Weise, d. h. mit zahlreichen Zusätzen, in denen sich sein satyrisches Talent in seiner ganzen Kraft und Lebendigkeit zeigt. Auch überbietet der „Bienenkorb" Alles, was früher oder später gegen die römische Kirche geschrieben worden ist, und er kann nur mit den gereimten Satyren des nämlichen Verfassers verglichen werden, die er an Tüchtigkeit der Darstellung erreicht, an Mannigfaltigkeit des Inhalts weit überbietet, da hier alle diejenigen Punkte besprochen werden, auf welche sich die päbstliche Hierarchie gründet, das Primat des Pabstes, die Mönchsorden mit ganz besonderer Hervorhebung der Jesuiten, das Kirchenrecht, die Verehrung der Heiligen und Bilder, die Messe u. s. w., und dies alles in einer leichten und lebendigen Sprache und mit einer Laune, die unwiderstehlich wirkt und zugleich mit einem bewundernswürdigen Aufwand von Gelehrsamkeit, die jedoch von aller Absichtlichkeit so entfernt ist, daß die tausend Anführungen von Zügen aus der Kirchengeschichte und von Stellen aus den verschiedensten Schriftstellern, als eine einfache, nothwendige Entwickelung der Gedanken erscheinen. Zwar ist die Darstellung von Fischartschem Geiste durchdrungen, und es ist nicht möglich, seine Eigenthümlichkeiten darin zu verkennen, doch treten diese in so mäßiger

Weise hervor, daß es erklärlich wird, wie gerade dieses Buch so große Verbreitung gewann, wozu der Inhalt allerdings auch wesentlich beitrug *).

Die andere Schrift, welche wir hier zu berühren haben, ist das „Philosophisch Ehezuchtbüchlein", eine geistreiche Uebersetzung zweier Abhandlungen Plutarchs („von der Ehe und von der Kinderzucht") und eines Gespräches von Erasmus („Klage des Ehestands"), welchen eine längere selbstständige Abhandlung Fischarts „Von Ehegebürlichkeiten" beigefügt ist. Diese nun gehört zu dem Vortrefflichsten, was über den Gegenstand geschrieben worden ist, sie ist voll der schönsten Bemerkungen über die Frauen und das eheliche Leben, die zum Theil aus andern Schriftstellern, namentlich aus den Alten gezogen sind, zum Theil aber ihm selbst angehören; und es sind diese nicht die schlechtesten, vielmehr zeichnen sie sich durch Tiefe des Gefühls, Reinheit der Gesinnung und Kraft der Ueberzeugung aus. Denn Fischart wollte ohne Zweifel, auch ohne es ausdrücklich zu bemerken, durch diese Schrift die Ehe als eine Stütze und Quelle der Sittlichkeit schildern, um die Verwerflichkeit des Cölibats desto kräftiger hervortreten zu lassen. Die Darstellung ist von lebendiger Mannigfaltigkeit, bald heiter und voll köstlichen Humors, bald wieder von der größten Liedlichkeit und Zartheit oder dem würdigsten Ernst; fortwährend ist sie bald durch einzelne Reime oder größere Gedichte, von denen wir früher einiges mitgetheilt haben (S. 28. Nr. 2), bald durch die Geschichtchen und Anekdoten, bald durch die trefflichsten Bilder und Gleichnisse belebt.

Außer diesen größeren didaktischen Schriften hat Fischart noch eine nicht unbedeutende Zahl kleinerer verfaßt, unter welchen wir namentlich seine mannigfaltigen Vorreden zu fremden Büchern begreifen. Es sind auch diese von der größten Wichtigkeit für die Charakteristik des großen Mannes, weil sie seine Allseitigkeit glänzend hervortreten lassen, und uns Seiten seines Wesens und seiner Bestrebungen zeigen, die er in seinen größeren Schriften nur andeutete. So erfahren wir aus den Vorreden zu den „Contrafaytungen der Päbst", daß er gründliche Studien über die bildende Kunst gemacht hatte, und über dieselbe mit Geschmack und Einsicht urtheilte; eben dasselbe geht aus den Vorreden zu Stimmers „Figuren Biblischer Historien" und zu Holtzwarts „Gemälpoesy" hervor, in welchen er eine ausgebreitete Kenntniß der mannigfaltigsten künstlerischen Bestrebungen des Alterthums und der neueren Zeit an den Tag legt. Die Dedication zum „Ritter von Staufenberg" ist voll der merkwürdigsten Bemerkungen über die Sprache, ist aber vorzüglich durch die darin entwickelte Kenntniß der Volkssagen und ihrer Literatur bedeutend. Seine Ansichten über Staat und Staatsverhältnisse erörtert er in der „Ordenlichen Beschreibung" (s. o. S. 26), und in der Vorrede zur „Regentenkunst", in welcher er die Deutschen vor Nachahmung fremder Staatsformen und Gesetze, namentlich aber vor den Grundsätzen des Machiavelli warnt, gegen welchen das Buch überhaupt gerichtet ist, daher es auch „Antimacchiavel" genannt wird **). Und so finden wir Fischart, wie schon in der allgemeinen Charakteristik gesagt wurde (S. 27 ff.), nach jeder Seite hin bedeutend und sogar großartig, nur in Einem Punkte steht er unter sich selbst, ja sogar unter einigen aufgeklärten Männern seiner Zeit, in dem Glauben an Hexen, der ihn veranlaßte, die „Dämonomania" des Bodin zu übersetzen, die er mit einer übrigens bemerkenswerthen Vorrede begleitete.

*) In dem gegen die Verehrung der Reliquien gerichteten „Bruderlord" ist von Fischart nichts, als der Titel und 32 Reimzeilen hinter der Vorrede.

**) Wir theilen daraus eine der schönsten Stellen mit, die wir aber leider nur der späteren Ausgabe von 1646 entnehmen können: „Gott gebe die Gnad, daß wir Teutschen doch zum wenigsten, wann wir ja das Tyrannisch Gifft, welches unter den versüßten Lehrpunkten des Machiavelli verborgen, noch zur zeit von wegen ziemblich aufrechter Freiheit nicht erkennen wöllen, gleichwol auß der benachbarten Exempel vnd schaden eine zeitige warnung ziehen vnd schöpffen: In erwegung, das was einer herrlichen werhafften Nation hat können widerfahren, das dieses einer anderen, die in gleicher vnachsamkeit fortschreitet, vnd den verlauffenden Lasteen die Ban nicht zeitlich ablauffet, gleichfalls könne begegnen, Sonderlich wo man so leichtlich, wann man nur durch ein Lundt, wie ein Kaz durch den Regen gelossen, alle frembde Leichtfertigkeiten vnd Sitten annimpt vnd dieselbigen alsdann gleichsam für ein köstlich Palladium vnd frembd Heyligthumb heimbringet vnd aufmuzet.

1. Aus dem „Bienenkorb".

Schwarm Geistlicher Klosterbienen *).

Ich bedörfft wol fülene Federn oder zum minsten ein Feder auß S. Michelsflügel von S. Michel, wann ich alle Orden, von vnserm Heyl. Vater zu Rom wider die Schrifft gestifftet, wolt beschreiben: Vnangerürt was du betrifft die Bäpst selbs oder jhre Cardinäl, die Prælaten, (1) Ertzbischöff, Bischöff, Patriarchen, Metropoliten, Suffragan, Ertzdechant, Dechant, Ertzpriester, Thumbherren, Prenotarij, Pröbst, Aept, Prior, Gurdian, vnd andere solche felzame Thier, darvon weder die Aposteln noch Propheten je etwas vernommen haben: Ohn was vielleicht S. Johannes in der Offenbarung vnter seinen felzamen Thieren vnd Mörwunderen mag gesehen haben.

Ja, ich glaub, wann die Aposteln allein das hunderst theil dieser newen Religionen, Orden vnd Professionen hetten einmal gesehen oder hören nennen, sie würden vnvor erschrocken sein. Dann so Paulus nicht hat leiden können, daß in der Gemein der Corinther (2) etliche sich nanten Petri Jünger, die andern Petri Discipeln, die Dritten Apollisch ꝛc. wie solt er sich dann darvor entsezt haben, wann er so vnzählige newe vnterschiedene, vngleiche vnd widersinnige Numen, Professionen, Religionen, Gottesdienst vnd Reguln der vollkommenheit gesehen oder gehört hette.

Wiewol etliche in schneeweiß, (3) etliche in kolschwarz, die andere inn Gielgraw, in Graßgrün, in Fewerot, in Himmelblaw, in bund oder gescheckt gekleidt gehn, die einen ein helle, die ander ein trübe Kapp umtragen, ein Rauchfarb von Fegfewr geräuchert, die ander vom Requiem Todtenbleich: dann eine Mönchgraw, wie ein Spatz, der andern Hellgraw, wie ein Klosterkatz: etliche vermengt mit schwarz vnd weiß, wie Azeln, Raupen vnd Käuß; die andern Schwefelfarb vnd Wolffsfarb; die dritten Eschenfarb vnd holzfarb; etliche inn viel Röcken vber einander, die andern inn einer bloßen Kutt: etlich mit dem Hembd vber dem Rock, die andern ohn ein hembd, oder mit einem Puntzerhembd oder bärin Hämbd, oder Sanct Johannes Cameels haut (4) auf bloßer haut. etlich halb, etliche gantz beschoren: etliche bärtig, die andern vnbärtig vnd Vngeberdig: etliche gehen barhaupt, viel Burfüßig, aber all mit einander müßig: etliche sind gantz Wüllin, etliche Leinen, etliche Schäffin, etliche Schweinin: etliche führen Juden Ringlein (5) auff der

*) Durch das ganze Buch lauten Randglossen, die oft sehr witzig sind; wir theilen sie hier unten mit:

(1) Die Rechten Haarl Orden. (2) 1. Cor. 1. (3) Farben der Römischen Bienen — An faeben kennt man Vögel vnd Narren. (4) Der Mönch Mummerey oder Fastnachtkleider. (5) Der Mönch Judenringlin.

Brust, die andern zwey Schwerter, kreutzweis zum kreutzstreich darouff geschrenckt, die dritten ein Crucifix fur ein Bottenbüchs, die Vierdten zwen Schlüssel, die fünfften Sternen, die sechsten krönzlin, die siebenden Spiegel auß dem Eulenspiegel, die achten Bischoffshüt, die neundtn Flugel, die zehenden Thuchschären, die eylfften Kelch, die zwölfften Muscheln und Jacobsstäb, die dreyzehenden Geyssein, die Vierzehenden Schilt, und andere sonst auff der Brust selhem Grillen von Paternostern Ringen und Prillen. Sehet da, die Feldzeichen sind schon außgetheilt, es fehlen nur die Federbusch, so ziehen sie hin inn Krieg gerüst.

Warlich sekt Paulus die gezeichnete Herd und mancherley Kuppeln sehen, er wirdt meinen, er käm inn ein newe Welt, wiewol er sonst weit gewandert ist gewesen: Jo, er würde meinen, er wer in des M. Escoroche Messes Mappemonde Papistique (6) und sehe daselbst das Mare Hippocritarum, den Traumberg, den Nunwald, das Mondragornthal, oder der Einsidler Alraun tol, welche Alraun von der Einsidler Seich gewachsen, das Bergwerck der Reliquien, die Statt von allerley Stifften, die Felsen der Ärgernuß, die Wildnussen der Einsidel, die Jacobsstraff der Pilger, die Verdienstzöll, die Vogelhäuser der Barfüsserpfaffen und Predigerschwalmen, daß Meßgebiet, die gantz Simoneisestung, den Heckelberg des Fegfeurs sampt dem Poltergeisterssee. Ey, wie wirdt er darob erschrecken, daß jhm die Epistel zun Römern entfallen wurde: dann jeder obgemelter Orden holt seine Regul für die best und vnkommenest, durch die man ein Thür inn den Schaafstall brechen kan, Christus hüte der Schaaff, wir er wölle.

Derhalben ist es ein grosse einfalt, allein on diesem behengen und bleiben wollen, was die Aposteln gelehrt und geschrieben haben: dieweil doch jtzund die Welt gar verändert ist, (7) und die Heyl. Kirch newe Religion, newe Gebott, newe Artickln des Glaubens, darvon die Aposteln niemals gewußt, erfunden und auffgebracht hatt. Dann sonst fürwor, wann nicht mehr, dann die einzele Scheifft der Propheten und Apostels gelten sollte, so müßten alle die Drecketen und Drecketalen, alle gute, heylige Ordnungen der Röm. Kirchen, olle die herrliche Concilien, die durchs Bapstes befehl gehalten und beschlossen worden, nicht gelten und in treck fallen. Ja, alle vorgemelte Orden und Religionen der Mönchen und Nonnen, der Einsidler, Ritter und Brüderschafften müßten sich verlieren, olle jhre Verdienste und Supererogation wurden nicht ein faulen Oelkuchen oder stinckends Ey gelten, so man die Heylige Schrifft allein anfieng für ein gewisse und vollkommene Regul und Richtschnur anzunemmen: Und müst alsdann Doctor Luther (8) recht gethan haben, da er das Decretenbuch offentlich verbrannte.

2. Aus dem „Philosophischen Ehezuchtbüchlein".

Die Menschliche aomut vergleichet sich einer Bienen, welche alleyn nicht leben mag, sonder stirbet, sobald sie alleyn ist; darumb suchet sie stäts ein gemeynschafft, da sie inn gemeyn wercke, trage und arbeyte, und nicht alleyn fur sich, sondern auch andere sorge. Woraus besteht aber die gemeynschaft anders, als aus vilen geschlechten und Haushaltungen? Der geschlecht anfang sind aber die heurath: derhalben wer dem Menschen die Ey entzihet, der tilget auch die geschlecht aus, Ja die stott, die Gemeyn, das gantz Menschlich geschlecht, alle freundliche zusammenwonung, einmütige vereinigung, Nachbarlichen willen, Vätterliche fürsorg, Müterliche herzlichkeyt, Kindliche aomut, Geschwisterliche liebe, Schwägerliche verwandschafft, Häusliche Trew, gesellige kundschafft, liebliche einigkeyt und das erbällig Regiment diser Welt. Dan wo ist ein ordenlichs leben on die Ey?

Wie die Bienen des Menschen halben geschaffen sint. Also oer Man und das Weib gemeyner geselligkeyt und erhaltung der Gemeynd halben. Wie die Bienen nit alleyn Jnsge zeugen, sonder auch die Waben und dos Rost, desgleichen auch das Wachs priegen: Also zihen vil Ehleut nicht alleyn kinder, sondern bemuhen sich auch, etwas guts zusammen zu trogen, welches nicht alleyn zu erhaltung jrer geselligen beiwonung, sondern der gantzen Gemeynd diene.

Wie die jungen Bienen gleich mit an die gemeinschafft und arbeyt anstehn müsen: Also zihen rechte Ehleut gleich jre Kinder an zu Ehlicher Haußhaltung, das die Gemeyn daraus erbauet werde.

Wie die Bienen keyne faule Hummelen vnter sich leiden, Also inn einer Haushaltung mus es alles ernsthafft zugehn.

Sehet, wie sein vns auch die Bienen die Hausliche zusammenwonung mit jrem Exempel weisen, und vns vnserer vnfreundlichkeyt gleichsam erinnern und strafen' Sonderlich aber soll das Weiblich geschlecht, zu welchen dan von Natur die Bienen eine aumut pflegen zu tragen, und jm deshalben inn Maierhäusern der Bienen gewarsame verwaltung vertrawet wird, sich an jrem ernst spiegeln, das eine Frow gleichsam eine Königin im Jmenkorb jres hauses seie, welche mit anordnung aller arbeyt, fursorg der speis und auffsehung des gesinds on die arbeyt, den Jmenkorbkönig unmose.

— — — — — — — — —

Diejenigen Philosophi, welche die Haußhaltungen den Hondelsschiffen oder eyner Schiffart vergleichen (gleich wie auch inn vnserer Christlicher Philosophie der Weis Salomon ein Tugendsam Weib, darauf sich jrs Mans Herz verlassen darf, ein Kaufmonsschiff, das seine Narung von ferne pringet, nennet), die haben desselbigen nicht vngefüge vrsachen: dan wie mas zur Schiffart olle notturft lang zuver rusten und bereyten mus; also eh man sich in das Schiff der Haußhaltung begibet, gutes vnd fleissiges vorbedachts pflegen.

Wie man, eh man einsitzet, eyn gewisses ort vnd end furnimmt, dahin man faren will, vnd gewisse waren vorhat einzukaufen: Also sol man nicht auf gerhatwol sich inn eyn Haußhaltung stecken, vnd nicht wissen, wo aus, wo an, sondern eyn gewissen zweck fürhaben, wie vnd womit man sich ernehren will. Dan allweil mon noch auff dem Land ist, soll man rhat schlagen: angesehen dos, so man mitten auf dos Mör, das ist, inn die Haußhaltung kommet, nicht wol on spott und schaden kan umbkehren.

Wie die Vnfursichtigkeit des Patronen vber das Schiff nitt alleyn jm selbs, sonder allen, die im Schiff oder gemeyne sint, zu verterben gerahtet: Also schadet eyn Hausvater, der liederlich zu seime sachen thut, nicht alleyn jm selbs, sonder pringet in schand vnd schaden alle Hausgenossen, Weib, kind, gesind, freund, nachbarn, mitburger vnd eyn gantze gemeyn.

Wie mas von den Mörsarten sprüchwortweis sagt, das man daselbs wol betten lehren, Also ist es auch inn der Ehhaltung geschaffen, das dieselbige gleichfalls eyn rechts eiferiges Gebett erwecket, ja es gleichsam herauspresset, welches can das best gelubd vnd opffer ist, das mon zu solchen gefärlichkeyten thun kan.

Gleichwie sich die Schiffenden frauen, wann sie das kand und gestad erreychen: Also ergetzt die Hausfrawen, wann sie je Vatterland vnd erblichen sitz antreffen, nachdem sie nitleicht geschäft halben lang darven sint aus gewesen.

Auff dem Mör regirt alleyn der Wine, inn der Haushaltung Gott. Jnn disem Haußschiff sind die Segel das Vertrauen auf Gottes gutig anwoben: Der Mastbaum, daran die segel hasten, ist die Göttliche einsatzung der Ehe: Der Anker ist die gläubige, beständige Hofnung. Der Schiffzeug ist der Haußrhat. Die Waren sint alle hausliche vnterhaltung: Die Beglent oder schifflucht das Haußgesind: das Mör ist die Welt, die Morwellen sint die mancherley Hindernussen vnd anstos, welche den Hauslenten, die sich ehrlich begeren zu nehren, widerfaren. Das ab- vnd zulenden ist das ab- vnd zulaussen, das auß- vnd einladen ist das ausgeben und einnemmen. Die

(6) Die Papistisch Welt mappe durch M. Schind die meß zu Luce Nouelle bey Brisault Chaffedables getruckt. (7) Alles ändert sich, ohn des Bapsts wüst kochen. (8) Luther verbrent das Geistlich Recht.

Schiffbrüch sint das verterben, so entweder aus verhengung des Winds Gottes, oder zur straf des sonlen, bösen Segels des mistrauens, oder aus liederlichkeyt geschehen: Daher kommt das sprüchwort, das man sagt, wann eyner vertirbt, er hab eyn Schiffbruch gelitten, oder sei im schiff, oder hab bösen lust nnd Wind.

Dir Seyllevter am Mastbanm ist das gut gewissen, das sünlin auf dem segelbaum ist der trost Gottes, der Compaß sint die gebott Gottes. Das Steuerruder ist der gehorsam. Das Hevligenbild, so soen auf dee spitz des Schiffs stebt, ist die Forcht vnd ehr Gottes. Der Vberlouff ist der Züchtige Wandel nnd die Treu des gesinds. Dir Mörräuber sint dir Ehrenfei vnd dir Neidische Irut, dir sie wider diß Haußschifflin verhezen.

Vnd in summa, wie die Insulen des Mörs, so die halb Welt nicht bewont were, wann nicht dir Schiffart thäte. Also legen lond vnd stätt öd, wann die Ehlichr Haußhaltungen nicht weren. Vnd wie das schwimmen dem, der das Mör versuchet, nur not wol bekommrt: Also bekommet auch eym inn der Haußhaltung wol, wann eyner eyne redliche kunst oder sonst geschicklichkeyt begrisen hat, darmit er sich bei freunden vnd feindrn ousreiffe. Auch nicht vnbillich vergleicht man die Haußhaltung der Schiffart, sintemal so das eeste Haus vnd die erste haußhaltnng inn vnd nach der Sundflut ist eyn Schiff vnd inn eym Schiff gewesen.

Johann Arnd.

Johann Arnd wurde den 27. Dec. 1555 zu Ballenstädt im Anhaltischen geboren, wo sein Vater Hofprediger war, den er jedoch schon im 8. Jahre verlor, worauf eine für ihn harte, auch durch Krankheiten erschwerte Zeit begann. Schon frühe mit den ältern Mystikern bekannt, gewann er so große Vorliebe für die Theologie, daß er seinen früheren Plan, Medicin zu studiren, aufgab und sich dem geistlichen Stande widmete. Er besuchte mehrere Universitäten, und wurde nach vollendeten Studien 1583 Diaconus zu Ballenstädt und 1584 Pfarrer zu Badeborn, verließ aber diesen Ort, als er mit den dortigen Calvinisten in Zerwürfniß gerieth, und nahm die ihm angebotene Stelle eines Pastors in Quedlinburg an, von wo er 1599 seinem Rufe als Prediger an der St. Martinskirche in Braunschweig folgte. Auch dort hatte er von der Verfolgungssucht seiner Amtsgenossen viel zu dulden, weshalb er 1608 einem an ihn ergangenem Rufe nach Eisleben folgte. Im Jahr 1611 ernannte ihn der Herzog von Braunschweig zum Generalsuperintendenten in Zelle, wo er am 11. Mai 1621 starb.

Arnd war von dem tiefsten und reinsten Glauben durchdrungen, der jedoch nicht ohne mystische Färbung war, weshalb er von den strengen und kalten Rechtgläubigen seiner Zeit viele Verfolgungen zu erdulden hatte. Er hat seine Ansichten in dem berühmten, mit Recht weit verbreiteten und auch jetzt noch vielgelesenen „Vier Büchern vom wahren Christenthum" niedergelegt. Eben so große Verbreitung fand sein Gebetbuch „Das Paradiesgärtlein", von dem sogar erzählt wird, daß es eilf Mal auf wunderbare Weise in Feuers- und Wassersnoth unversehrt erhalten worden ist. Beide Schriften verdienen den großen Ruf, dessen sie sich seit Jahrhunderten erfreuen, und namentlich sind die „Vier Bücher vom wahren Christenthum" ohne Zweifel das geistreichste und tiefste Erbauungsbuch der protestantischen Kirche und es kann ihm überhaupt nur die vortreffliche „Nachahmung Christi" von Thomas a Kempis an die Seite gestellt werden. Er will in seinen Schriften nicht sowohl belehren, als erbauen, das Gemüth in hingebender Andacht zu Gott erheben, daher er sich gern der mystischen Ausdrücke bedient, welche diese Hingebung in so bezeichnender und zum Theil ergreifender Weise darstellen, ohne daß man ihn jedoch zu den eigentlichen Mystikern rechnen könnte. Ueberhaupt weiß Arnd zum Herzen zu sprechen, wie Keiner; wie Keiner versteht er die Sprache des Gefühls und der Empfindung, wie Keinem gelingt es ihm, die höchsten Verhältnisse des religiösen Lebens so darzustellen, daß er den Gebildeten wie den Ungebildeten auf diese Weise erbauet und erhebt.

Aus den „Vier büchern vom waren Christenthum".

(2. Buch 12. Cap.)

Wie Christus der recht Weg und Zweck sey der wahren Gottseligkeit; und wo Gott den Menschen nicht leitet und führet, so iret er.

Psalm 86. Weise mir, HErr, deinen Weg, daß ich wandele in deiner Warheit; erhalt mein Hertz bey dem Einigen, daß ich deinen Namen fürchte.

Diser Weg ist Christus, Joh. 14: „Ich bin der Weg." Wie komme ich zu ihm? Durch den Glauben. Denn der Glaube vereiniget uns mit Christo, die Liebe verbindet, die Hoffnung erhält, und ist doch beyde, Glaube, Liebe und Hoffnung auß Christo und Christi Werck in uns. Diser Weg gehet auß ihm und widrr zu ihm. Der Glaube ergreiffet Christi Person und sein Ambt, die Liebe folget im in seinem Leben; die Hoffnung ergreiffet die zukünfftige Herrlichkeit. Der Glaube muß keinen andern Gheistum, Heiland, Seligmacher, Mittrr und Weg zum Erben haben, denn Christum Jesum; die Liebe hat das einige Leben Gheisti für sich; die Hoffnung erwartet nichts anders, dann der ewigen Herrlichkeit. Vnd das ist der rechte Weg, das ist die Warheit, darinn wir wandeln, das ist das Einige, die Gottesfurcht, darinn Gott unser Hertz erhalten wolle. Diese drey Haupttugendr, Glaube,

Liebe, Hoffnung, ſind nun befreundet mit dreyen andern Tugenden. Der Glaube iſt befreundet mit der Demut, die Liebe mit der Gedult, die Hoffnung mit dem Gebet. Denn wer glaubet, der demuthiget ſich, wer liebet, der iſt gedultig; wer hoffet, der betet. Ach! das iſt ein rechter, ſchöner Weg Gottes! O HErr, weiſe uns denſelbrn! Das iſt die rechte Furcht Gottes, das Einige, dorumb David im 25. Pſalm bittet. Das heiſſet Chriſto nachfolgen in Demat, in der Liebe, in Gedult, und in ſeinem Hertzen tödten den giftigen Wurm, die Hoffart, durch die Demut Chriſti. Bedencke, daß Chriſtus ein Wurm für dich worden iſt, und du biſt ſo hoffärtig! Tödte in deinem Hertzen den Geitz durch die Armut Chriſti! Sihe, er hat nicht ſo viel gehabt, da er ſein Haubt hinlege, und du wilt alles haben, und haſt nimmermehr gnug. Sihe, er hat dir dein Leben gegeben, und du gönneſt deinem Nechſten nit ein Biſſen Brod. Tödte in deinem Hertzen die Rachgier durch die Sanfftmut Chriſti! Sihe, er hat für ſeine Feinde gebeten, und du bitteſt nit für deine Freunde. Sein Angeſicht iſt mit Fäuſten geſchlagen und angeſpeiet: er hats erduldet; und du kanſt nit erdulten, ſo du ſawer angeſehen wirſt. Tödte die Wollaſt in deinem Hertzen durch die Schmertzen des heiligen Leibes Chriſt! Sihe, ob jemandes Schmertzen gleich ſey ſeinen Schmertzen, und du wilt immer in Wollaſt irren. Er hat nur dorne Crone getragen, und du wilt eine guldene Crone tragen. Er hat vmb frembder Sünde willen geweinet, und du weineſt nicht vmb deine eigene Sünde. O lieber HERR Chriſte, wie viel Menſchen ſtad noch auf dieſem Wege nicht! Weiſe mir, HEer, deinen Weg, daß ich waandele in deiner Warheit! Gib mir ein Hertz, das dich fürchte, einen Glauben, der dich ergreiffe, Liebe, die dir nachfolge, Hoffnung, die dein Herrlichkeit ſehe, ein Gemut, das dich liebe, einen Sinn, der dich erkenne, Ohren, die dich hören ruffen und ſchreien am Creutz in deinen Leiden, Augen, die dich ſehen in deiner Demut, einen Mund, der mit dir bete für die Feinde! Wo du, HErr, mir dieſen Weg nicht zeigeſt, mich darauff läheeſt und leiteſt, ſo iſt mein Weg eitel Irrthumb und mein Liecht Finſterniß. O du ewiges Liecht, welches den alten Tobiam erleuchtet, da er ſein Geſicht verloren, den Iſaac, da ſeine Augen tunckel worden, den Jacob, da er ſeinen Söhnen zukünfftige Dinge verkundigte, den alten Simeon, da er ſeinen Heiland ſahe, erleuchte uns auch, daß wir in Chriſto die ſchönen Tugenden leuchten ſehen, und mit denſelben erleuchtet und gezieret werden! In der Schöpffung war es finſter auff der Tiefe. Alſo iſt es in der Tieffe unſers Hertzens finſter, biß Gott ſpricht: Es werde Liecht! und biß der Geiſt Gottes ſchwebe auff dem Waſſer unſers Hertzens. Die Erde war wuſte und irer: alſo unſer Hertz, wo es Gottes Gnade nicht erfullet. Das Wort, dardurch Liecht und Finſterniß geſcheiden iſt, wolle auch in unſerm Hertzen, als in einer newen Welt und Creatur, die Finſterniß ſcheiden, und ſprechen: „Es werde Liecht!“ Denn diß Wort iſt ſelbſt das Liecht, das iſt in Chriſto und Chriſtus ſelbſt, und das Liecht iſt die Warheit, ohne welches alles, was im Menſchen iſt, Lügen iſt und des Teuffels Reich; ohne welches Liecht, welches Chriſtus iſt, eitel Finſterniß im Menſchen iſt; ohne welchen Weg eitel Irrthumb iſt; ohne welches Tugendhafftiges Leben eitel Laſter im Menſchen ſeyn und der ewige bitter Tod. Diß iſt nun der Weg, diß iſt die Warheit, diß iſt das Leben, diß iſt die Furcht des HErrn, das einige, darumb David bittet: Gott und Chriſtum ſtets in ſeinem Hertzen haben durch den Glauben; Chriſto in der Liebe folgen, in der Demut und Sanfftmut; Chriſtum ſtets als einen Weg und Spiegel des Lebens für Augen haben in der Hoffnung, ſeine Herrlichkeit ſtets anſchawen. Das iſt die Furcht des HErrn, die den Menſchen behütet und das Hertz fromm machet, der Sünde wehret. Denn wer ohne Furcht fähret, der kann GOtt nicht gefallen, und ſeine eigene Frechheit wird ihn ſtürtzen. Ohne die Furcht des HErrn iſt alles nichts werth, weder Kunſt noch Reichthumb, weder Schönheit, noch Stärcke, weder Weißheit noch Beredſamkeit. Denn der Natur Gaben ſind Frommen und Böſen gemein; die Furcht des HErrn aber iſt ein ſonderes Gab, ein ſonderes Lieche, welches Gottes Freunde, ja Gottes Kinder machet, die durch den Glauben Gott gefallen. Gott hat keinen Gefallen an Weißheit, Kunſt, Verſtand, Beredſamkeit, Reichthum und Schönheit, wenn keine Furcht Gottes dabei iſt. Reichthumb ohne Liebe, Kunſt ohne Gnade, Schönheit ohne Furcht Gottes iſt wie ein Schatten ohne Leib, Sprew ohne Weitzen, Hülſen ohne Kern, Rauch ohne Fewer. Die Fuecht Gottes iſt die Zierde aller Gaben. Die Furcht Gottes iſt der Reichen Crone, der Weiſen Rahtgeber, der Schönen Hulde, der Starcken Sieg, der Fürſten Ehre, der Kinder Zuchtmeiſter. Die hat den Daniel, den Joſeph, die Suſannam behütet. Ohne Furcht Gottes iſt der Menſch ein durrer Baum, ein unnutzer Fewerbrand, ein zerbrochene Scherbe, die man herauswirfft. Fürſten und Könige ſind in groſſen Ehren, aber ſo groß ſind ſie nicht, als der Gott furchtet.

Jakob Böhme.

Während Arnd nur das Gewand des Myſticismus anlegt, verſenkt ſich Jakob Böhme dagegen ganz in die dunkelſten Tiefen deſſelben, in welche wir ihm um ſo weniger folgen können, als er ſelbſt nicht im Stande war, das Licht, das in ihm leuchten mochte, für Andere ſcheinen zu laſſen. Er wurde im Jahr 1575 zu Altſeidenberg bei Görlitz geboren, wo ihn ſeine Aeltern, arme Bauersleute, in Liebe und Gottesfurcht erzogen und ihn auch in die Schule, ſpäter nach Görlitz zu einem Schuhmacher in die Lehre ſchickten. Nach vollendeter Lehrzeit trat er die übliche Wanderſchaft an, und als er von derſelben 1594 nach Görlitz zurückkam, ward er Meiſter, heirathete, und lebte zufrieden und glücklich, bis er gegen das Ende ſeines Lebens die Aufmerkſamkeit, aber zugleich auch die Anfeindung einiger Theologen erregte, gegen welche er jedoch am Dresdener Hofe Schutz fand;

wohin er gereist war, um seine Lehren untersuchen zu lassen. Bald nach seiner Rückkehr erkrankte er und starb am 27. Nov. 1624.

Schon in seinen Knabenjahren von einer lebhaften Phantasie begabt, die namentlich auf das Religiöse gewendet war, behielt er diese Richtung auch in seinen späteren Jahren, ja sie entwickelte sich mit solcher Macht, daß er göttliche Eingebungen zu haben glaubte und er sich endlich entschloß, dieselben aufzuzeichnen. Sein erstes Buch war die „Morgenröthe im Aufgang" (später Aurora genannt), welche ohne sein Zuthun gedruckt wurde, aber den Zorn des ersten Pfarrers in Görlitz so erregte, daß auf dessen Antrieb der Rath dieser Stadt dem guten Böhme Ferneres zu schreiben verbot, was er sieben Jahre lang getreulich befolgte, bis er endlich von einem solchen Drang, seine Ansichten aufzuzeichnen, erfüllt wurde, daß er ihm nicht länger widerstehen konnte und in Zeit von kaum 5 Jahren eine große Reihe von Schriften (beinahe 30) herausgab, von denen außer der „Aurora", welche das Wesentliche seines Systems enthält, noch folgende zu erwähnen sind: „Vom dreyfachen Leben des Menschen" (1619), „Von den dreyen Principien Göttliches Wesens" (1619), „Von wahrer Buße" (1622), welches mit zwei andern Schriften später unter dem Titel: „Weg zu Christo" herausgegeben wurde, und eines seiner bedeutendsten Bücher ist, was auch von dem „Mysterium Magnum oder Erklärung des 1. Buchs Mosis" (1623) und der „Betrachtung Göttlicher Offenbarung in 177 Theosophischen Fragen" (1624) zu sagen ist. Ob er gleich außer der Bibel, auf welcher er vorzugsweise sein philosophisch-religiöses System baute, einige philosophische und mystische Schriften, so namentlich die des Paracelsus gelesen hatte, fehlte es ihm doch an hinreichender Bildung, deren Mangel auch in seiner Darstellung sichtbar wird; denn so großartig dieselbe im Ganzen auch ist, so glücklich er die Sprache zu handhaben weiß und so reich er an den trefflichsten und kräftigsten Ausdrücken ist, so geht ihm doch die streng wissenschaftliche Form ab, welche ihn allein zur wünschenswerthen Klarheit hätte führen können. Diesem Mangel an Bildung würde man auch das Haschen nach fremden, nur halb verstandenen Wörtern und seltsamen Ausdrücken zuschreiben können, wenn dies nicht theils schon in der Zeit, theils in in seiner besonderen Eigenthümlichkeit gelegen wäre. Es ist nicht zu läugnen, daß Böhme einen wahrhaft speculativen Geist besaß, und tiefe Blicke in das Wesen des Göttlichen gethan hat, allein aus dem eben angeführten Mangel an Bildung gelang es ihm nicht, die Folgerungen seiner Anschauungen in der nöthigen Klarheit zu entwickeln, und so finden wir einen merkwürdigen Abstand zwischen dem Anfang und der Fortsetzung seiner Schriften; während er zuerst, wenn er von dem Allgemeinen spricht, klar und in jeder Beziehung unübertrefflich ist, wird die weitere Darstellung immer dunkler im Gedanken, und immer roher im Ausdruck. Die unten mitgetheilte Stelle zeigt recht anschaulich, wie tief er die schwierigsten Fragen auffaßt, wie sehr er sich aber auch von seiner Phantasie zu den seltsamsten Gedankenverbindungen verleiten läßt. Aber auch in diesen erscheint er immer als ein wahrhaft wunderbarer Mann, wenn wir daran denken, daß er das Große und das Abenteuerliche, das wir in seinen Schriften finden, nur aus sich selber schöpfte.

Aus der „Betrachtung Göttlicher Offenbarung in 177 Theosophischen Fragen".

Die zweite Frage

Was ist der Abgrund aller Dinge, da kein Geschöpffe ist, als das Ungründliche Nichts?

Antwort.

1) Es ist eine Wohnung der Einheit GOttes, denn das Außthun oder das Ichts des Nichts ist GOtt selber. Das Außthun ist die Einheit, als ein Ewig Leben und Wollen, ein lauter Wille, welcher doch nichts hat, das er wollen kan, als nur sich selber.

2) Dasum ist der Wille ein eitel wallende Liebe-Lust, als ein Ausgang seiner selber zu seiner Empfindlichkeit. Der Wille ist 1) der ewige Vatter des Gemüths; und die Empfindlichkeit der Liebe ist 2) der Ewige Sohn, welchen der Wille in sich gebieret zu einer empfindlichen Liebe-Krafft; und der Ausgang der wallenden empfindlichen Liebe ist 3) der Geist des Göttlichen Lebens.

3) Und also ist die Ewige Einheit ein Dreyfaches, unmäßliches und unanfängliches Leben, welches stehet in eitel Wollen, in Fassen und Empfinden seines selber und in einem ewigen Ausgang seines selber.

4) Und das Ausgegangene des Willens, Liebens und Lebens ist die Weisheit GOttes, als die Göttliche Beschaulichkeit und Freude der Einheit Gottes, dadurch sich die Liebe in Kräfften, Farben, Wunder und Tugenden ewig einführet.

5) In diesem auffthuenden Leben Göttlicher Einheit werden sind lautbahre Sensus in der Empfindlichkeit der Liebe des Lebens verstanden, als A, E, I, O, U, darinnen das Göttliche Wollen und Wirken stehet; die führen sich in ein Aushauchen zur Schiedlichkeit und zum Verstande der Einigen Dreyheit, dadurch sich das ewige Leben selber empfindet und verstehet.

6) Die Dreyheit offenbaret sich aus der Einheit mit einem dreyfachen Hauchen, daß dieses dreyfache Hauchen nach dreyerley Art in sich selber zu einem Eigenen ringet; und derselbe dreyfache Sensus heisset mit seinem sensualischen Namen JEHOVAH.

7) Denn die Einheit als das J gehet in sich selber in ein dreyfaches Wesen, das heisset JE, und das JE ist der Vatter; der saget sich mit seinem hauchenden Willen ins HO, als in eine Fassung der Liebe, und im HO wird das Wort alle Kräfften verstanden, denn es macht eine Circumferenz oder Umschluß seiner selber, als das ewige Etwas oder Ichts; daran gehet die Liebe-Lust aus, welcher Ausgang ist der Geist, der fasset und formiret sich ins VA. Dann das V ist der Geist, als der Ausgang, und A ist die Weisheit, darein sich der Geist fasset zu einem wütenden Leben.

8) Da heisset alsdann dieses dreyfache, hauchende Leben in sich selber O, JAH. Dann die eingefaßte Lust ist das O als ein Auge des einigen Sehens, ein lauteelich Sehen, und das JAH ist der dreyfache Eingang seiner selber, als zur Empfindlichkeit des Wollens, welches sich selber auffnht durch das ewige Hauchen.

9) Das Außthun, als die Eigenschafften im Sensu des empfindlichen Auffthuns, heisset ADONAI, und sind sechs Kräfften, daraus das Mysterium Magnum, als der hohe Name TETRAGRAMMATON entspringet, daraus aller Wesen der Sichtbaren und Unsichtbaren entspraussen, und in Formen und Bildung kommen seynd.

10) In dem Worte ADONAI, als in diesen sechs Kräfften, liegen die sechs Eigenschafften der ewigen Natur, als des natürlichen Lebens, daraus die Engel und Seelen nach der Inwendigkeit ihrer Ideen sind gestossen, und auch die sechs Tage der Schöpfung dieser Welt, welche mit dem sehenden Leben, das sich als das O mit ins Leben bildet, eingeschlossen werden, zur Ruhe, darinnen die sechs Kräfftr in der stillen Liebe, als in der ewigen Einheit stehen und ruhen, und aber mit ihrer selben Wirkung ohne Unterlaß wollen und ausgehen.

11) Und das ist das O, der siebente Tag, darinnen GOtt von allen seinen Werken hat geruhet, und ewig

ruhet; das iſt, die ſechs Kräfften (als 1. die Begierligkeit, 2. die Beweglichkeit, 3. Empfindlichkeit, 4. Feuer oder Leben, 5. Liecht oder Liebe, 6. Schall, Unterſchiedligkeit oder Verſtändniß) ruhen in ihm, davon ſie entſprungen, als in dem O, als in der Stätte Gottes, darinnen die ewige Liebe angedeutet wird, als die Einheit oder das Ichts der Einheit, welches iſt der ewige Sabbath aller Dinge des guten Weſens.

12) Alſo verſtehen wie 1. wie das Ewige Nichts auſſer allen Anfängen ein lauterlicher Schein, als das Auge des ewigen Sehens ſey. Denn alle Dinge ſtehen darinnen als ein Nichts, dieweil das Etwas iſt von dieſem Sehen entſprungen, ſo ſtehet das Nichts, als die Ewige Einheit, durch alles ungehindert.

13) Und verſtehen 2. weiter, daß GOtt ſelber das Sehen und Empfinden des Nichts ſey, und wird darum ein Nichts genannt (nd es gleich GOtt ſelber iſt), daß es unbegreiflich und unausſprechlich iſt.

IV. Rhetoriſche Proſa.

Die Reformation, welche der Predigt die bedeutungsvollſte Stelle im Gottesdienſte anwies, hatte eben deshalb einen großen und erfolgreichen Einfluß auf die Ausbildung der Kanzelberedtſamkeit, die nun durch die Reformatoren und ihre Anhänger die höchſte Blüthe erreichte, während ſie ſich bei den Katholiken im Ganzen kaum über die gewöhnlichſte Mittelmäßigkeit erhob. Zwar verdienen ſowohl Georg Witzel (oder Wicel) als Johann Wild, welche in der Mitte des 16. Jahrh. lebten und wirkten, wegen ihrer Predigten genannt zu werden, der erſte wegen der Kraft und des Freimuths, der andere wegen der Klarheit und der eben ſo praktiſchen, als gefühlvollen Durchführung ſeiner Vorträge; auch haben noch einige Andere, z. B. Jacob Feuchtly in Bamberg und der berühmte Jeſuit Canſius, zu ihrer Zeit durch ihre Predigten großes Aufſehen erregt; allein ſie können bei allen ihren Vorzügen doch keineswegs mit den großen Rednern der proteſtantiſchen Kirchen zuſammengeſtellt werden, und im Ganzen herrſchte bei den Predigern der Katholiken ein polemiſcher Geiſt vor, welcher immer unerquicklich war, wenn er auch nicht zum gemeinen Schimpfen herabſank, wie bei dem bekannten Dr. Eck und dem berüchtigten Johann Naß.

Aber auch bei den Proteſtanten erhielt ſich die Predigt nicht lange auf der hohen Stufe, auf welche ſie durch Luther und Zwingli gebracht worden war, ja ſelbſt von ihren Zeitgenoſſen und unmittelbaren Anhängern ſind nur Wenige neben ihnen zu nennen, vor Allem der gemüthliche Joh. Matthefius. Die zwiſchen den Proteſtanten ausgebrochenen Streitigkeiten übten den nachtheiligſten Einfluß, wie auf das ganze religiöſe Leben, ſo auch ganz insbeſondere auf die Predigt, welche ihres Zweckes immer mehr vergaß, und in die abgeſchmackteſten Darſtellungen der Glaubenslehren oder in die rohеſten Ausfälle gegen die andern Kirchen verſank. Die polemiſche Richtung war ſo vorherrſchend, ja man kann ſagen, zur Modewuth geworden, daß man, wenn man ſich genug gegen Katholiken, Wiedertäufer, Calviniſten u. ſ. w. ereifert hatte, ſogar noch in langen Reihen von Predigten gegen ſolche ketzeriſche Secten ins Feld rückte, die ſchon lange verſchwunden waren. Die Kanzelredner hatten ſich endlich ſo ſehr an Schimpfen und Toben gewöhnt, daß ſie auch ihre rein moraliſchen Vorträge in dieſem unerquicklichen und unchriſtlichen Tone hielten. Und ſo iſt unter den Predigern der ſpäteren Zeit beinahe nur Joh. Arnd zu nennen, welcher die Betrachtung der Natur zur Grundlage ſeiner ſalbungsvollen und wahrhaft erbauenden Reden machte, eine Form, die ſpäter vielfachen Anklang fand.

Die wiſſenſchaftliche Rede blieb wohl gänzlich unbebauet, da die lateiniſche Sprache jetzt, wie noch lange nachher im ausſchließlichen Beſitz der Lehrſtühle blieb. Dagegen haben wir, wenn auch nur ſehr wenige, doch höchſt bedeutende Erſcheinungen im Gebiete der politiſchen Beredtſamkeit zu erwähnen. Die fünf Reden, welche Ulrich von Hutten gegen den Herzog von Wirtemberg, den Mörder ſeines Verwandten, ſchleuderte, ſind Meiſterſtücke der Beredtſamkeit, in denen er ſich den großen Rednern des Alterthums beinahe ebendürtig zeigt; leider ſind ſie aber in lateiniſcher Sprache abgefaßt, ſo daß wir ſie hier nicht berückſichtigen können. Auch viele Sendſchreiben Luthers und Zwingli's gehören hieher, namentlich die letzteren, welche eine viel entſchiedenere politiſche Färbung haben, als die ſeines großen Zeitgenoſſen. Daß wir aber die Sendſchreiben und überhaupt die Briefe zur rhetoriſchen Proſa zählen, braucht wohl kaum gerechtfertigt zu werden. Sie ſind zwar nicht für den mündlichen Vortrag beſtimmt, ſollen ihn jedoch erſetzen, und haben daher alle charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten der Rede, welche ja, wie die Sendſchreiben und Briefe, auch wiſſenſchaftliche Gegenſtände und ſelbſt ganz beſondere Lebensverhältniſſe berühren kann.

An Briefen in engerem Sinne iſt der Zeitraum keineswegs arm, aber die meiſten ſind, wie die wiſſenſchaftlichen Reden, lateiniſch geſchrieben, meiſterhaft z. B. von Ulrich von Hutten; unter den in deutſcher Sprache abgefaßten ſind außer einem früher ſchon berührten von Mannel (S. 117) nur die Luthers zu erwähnen.

Huldrich Zwingli.

Zwingli's Geburtshaus.

Wie Luther in Deutſchland, ſo ragte Zwingli in der Schweiz als Kanzelredner hervor. Beide Männer ſind in ihren Predigten aber eben ſo verſchieden, als in ihrem ganzen Weſen überhaupt. Der praktiſche Sinn, der einen Grundzug im Charakter des Schweizeriſchen Reformators bildete, leuchtet auch aus ſeinen Vorträgen hervor, weshalb er in dieſen gern in die Darſtellung der chriſtlichen Sitten-

lehre eingeht, ja sogar es nicht verschmäht, die politischen Verhältnisse des Landes zu besprechen. Aber auch dieses that er mit einer solchen Sicherheit, mit einer solchen Mäßigung und in so frommen Sinn, daß er nicht den geringsten Anstoß gibt. So ruhig seine Predigten im Vergleich zu denen Luthers auch erscheinen, so fehlt es ihnen doch keineswegs an Beredtsamkeit, vielmehr sind häufige Stellen von der eindringlichsten Kraft und zeugen von der feurigen Begeisterung, welche ihn bei seinem großen Werke leitete. Seine berühmtesten Predigten sind die „Von der ewig reinen Magd Maria" (1522), in welcher er die abergläubische Verehrung der Mutter Jesu auf ihr richtiges Maß zurückzuführen sucht, und die zwei, welche er zur Zeit des Religionsgespräches in Bern hielt (1528), und von denen die zweite vortreffliche Ermahnungsworte an die Freunde der neuen Lehre zur Standhaftigkeit und zum Verharren in der gewonnenen Ueberzeugung enthalten.

Seine politischen Sendschreiben sind von dem nämlichen Geiste durchdrungen, der seine Predigten und seine übrigen Schriften erfüllt. Praktischer und richtiger Blick, Kraft und Entschiedenheit der Ueberzeugung, und ein eben so frommer als ächt republikanischer Sinn wird von der einfachen, klaren, meistens milden und ruhigen, aber auch, wo es Noth thut, feurig begeisterten Darstellung getragen. Es sind dieser Sendschreiben namentlich zwei berühmt geworden. Das „An die eidgnossen zů Schwiz, das sy sich vor fremden herren hůtind" (1522) entwickelt in eindringlicher Sprache die Gefahren, welche den Eidgenossen drohen, wenn sie sich mit den ausländischen Fürsten in zu enge Bündnisse einlassen, oder ihnen sogar in ihren Kriegen beistehen. Dadurch, sagt er, wenn man ohne Noth Krieg führt und an den Gräueln desselben Theil nimmt, zieht man den Zorn Gottes auf sich; das Geld, welches die fremden Fürsten ins Land schicken, erweckt Habsucht und alle daraus entspringenden Laster, namentlich aber Neid, Untreue und Zwietracht; die heimkehrenden Krieger verbreiten fremde und böse Sitten, und endlich muß man besorgen, zuletzt selbst eine Beute der mächtigen Nachbarn zu werden. Dieses Schreiben machte solchen Eindruck, daß die Landsgemeinde von Schwyz beschloß, 25 Jahre lang alle fremden Bündnisse und Jahrgelder abzuweisen; aber leider wurde der Beschluß durch die Umtriebe der französischen Partei bald wieder umgestoßen und zugleich, wie schon früher bemerkt, die Reformation im Lande Schwyz zurückgedrängt. Im nämlichen Sinne und zu dem nämlichen Zwecke ist die „Vermanung an die eidgenossen, daß sy sich nach irer vordren bruch vnd gestalt leitind", welche er ohne seinen Namen erscheinen ließ, um bei den katholischen Ständen bruch denselben nicht schon im Voraus ein ungünstiges Vorurtheil zu erwecken.

Aus: „Ein göttlich vermanung an die eersamen, wysen, eerenfesten, ältisten eidgnossen zů Schwyz.

Daß sy sich vor frömbden herren hůtind vnd enthaltind.

Die vnder gefarlichkeit, die vns dre hereen and jeet beiegens halb zůstot, ist, daß dyens niedergedruckt wirt die gemein gerechtigkeit, als gor ein alt gesprochen wort „Leges silent inter arma", das ist, wo die waffen übeehand habend, dy müssend die gsatz still sten vnd schwygen. Nach ist das wort „leiegsrecht" nůt anders, dann gwolt. Bruch es, wie da willt, vnd bistuv es, wie da willt, ist es nůt vnders, dann gwolt. Noch wresend sy entgegen: „Man můß die ungehorsamen mit dem gwalt vnd waffen zwingen, wo sie dem rechten nit gsten weliend!" Antwurt: Gluch wie du mie ein steischlichen gegenwurf fuehest, also will ich die ein measchlichwyse antwurt geben, also: Ja, wenn man mit kriegen nue dieselben träse, oder ieder die sinen ungeborsomen zů geborsome in zimmlichen dingen zwang, gieng es snen weg. Wus redst abre daezů, daß du gelt nimmst vnd eim frömbden herren hilfst ein ander vnerschaldet land gwaltiglich beronben, vnnemen, verhregen? Ja, etwann herren hilft, denen gar nit zimmt zů kriegen, als bischossen, paysten, abbten, vndren geistlichen allein vmb gelts willen? So wir aber christenlich von dre sych solltind reden, zimmt vns kriegen dheins wegs. Wie sollend vs der leer Christi gott bitten sůe die, so vns übel redend vnd daechtend, vnd nach einem baggenstreich den andren ench vorheben. Denn so werden wie sun des himmelischen vaters. Von dem iez nit mee.

Weytee schadend die hereen gemeiner gerechtigkeit, buß jre gyben eins ieden mynns, sye, wie wys er welle, vernunft vnd frommkeit verblendend, als Meyses leeert Deut. XVI, 19: „Die gaben verblendend die ougen dre wysen vnd verkeerend die wort der gerechten!" O wee, was mag vns hie inn syn kammen? On zwyffel das, buß so menig wollönnend bideeb myn vns veeblendt ist worden, das er alle sine wort, vernunft vnd sinn daruf geleit hat, das er eim herren sinen nutz vnd leb möchte furbringen, dymit die einfeltigen burch die füße, aber schädliche wort yngefürt wurdind, sinre meinung nachgefolgen. Ouch ist ze besorgen, das derselben ein geosser teil einandeen handhabind vnd helfind, es sye vn gricht, in rat, vn gemeinden, dadurch ein bondel intee vnd recht etwann müsse trädt vnd backt weeden, daeaun Jesajas V, 20. deömt: „Wee vch, die da bös gůt lygend syn, vnd das gůt bös, machend die finsternüß zů einem liecht, vnd das liecht zů einee finsternüß!" Als die da sygend: „Wie mässend aber hereen han; wie sind ein arm volck, hond ein eahes land!" Ist wae; so man sich nit vreeägen will zimmlicher nuenng vnd bekleidung, můß es etwannhae inmmen. Wenn vbre dheinee sich wyter steecke, denn er decke hyt, dörft es dee weeten nit. Denn dee kaisre Julius hyt, nachdem er die Helaetier (dero geöster teil wie in einre eidgnoßschafft sind) aberwand, vreordnet je land widee gebawen werden, darumb das es fruchtbae wäre. Wie wäe im geschehen, das es nümmrn feachtbar wäre and voe sechszehenhalb hundret joe fruchtbve wäre gesyn? Ja, es ist feachtbarre, schönre, maanhaftre lütrn, dann kein lvnd vf dem erdboden keine sye, vnd fruchtbae gnůg, dieselben zů ernären, so wir nav von im vergöt hättind. Mee so veeblendt avs dee herren gelt, dos wir menig vchtend den veelnst vnsers eignen fleisches vnd blůts, nun das drn herren gedient werde; ouch menig des ganzen regiments, ob alle anghoesame erwachst and myn vmb die oberkeit gve nůt gibt; damit vbre nuch dee zyt vller schirm der frommkeit nidergelegt wirt vnd alle rach des übten. Ouch erwachst dorns mit dee zyt, das die reisse mit gwalt werdend die obrekeit vndere sich zwingen vnd haasen, wie sy wend. Ouch werdend sy vns zwingen ze halten, das wie nit schaldig stad vnd sprechen, wie sygind schuldig, vnd vns veeblenden, das wir vysern gemeinen nutz nit erkennen mögend, noch dörend ansern vorteil vnd recht ermessen vnd vns beß haltrn. Weestend mich also So ein hree mit einem rat oder gmein offenlich ein handel fürnimmt, da vbee nit zimmt, webee mirt noch gaben nemen, vnd heimlich abee mit gyben sein fürnemen eeobret; wynn dieselben sine gaben geoffnet, and die vntrüw and hindergang entdeckt wiet, ist man im nit nyr nůt schaldig, sander mag man söliche anteaw nach vn im eächen nach den menschlichen rechten. Vnd las dich dos nit wunder nemen, da findest die päpstlichen eecht dvenmb; vnd wenv schon dee payst selbs thůt, ist man im nůt schaldig. Lis darnf die mvteri da frande, de falsarilo, de preditione: wirst da in seinen eignen eechten vnd scribenten bewäenvß genůg finden. Hie wirt füree fromm-

keit verſton, das ich etwann recht geredt hab; wiewol es mir in ein haß keert ward, do ich ſprach, ich wolte, dos man durch des payſtes vereinigung ein loch geſtochen vnd dem boten uf den ruggen gegeben hätte heim zů tragen. Das dücht iedermann ein unbillich ding; vnd redi aber ich ſölichs vs erſt angezeigtem grund; dann ich wüſt, das der payſt mit heimlichen penſionen wos vmbgangen, vnd darumb man jm nůt ſchuldig was. Alſo verſtond von eim idlichen herren, Wirt er erfunden fraude egisse, dos iſt, mit vntrůw hindergangen haben, iſt man jm als vil ſchuldig, als die Römer Jugurthá, der mit gaben zů Rom ſo vil gſchůf, das die mord ſiner eignen brůdern nůt geachtet weeden ſolltend, dez er ſich ſelbs rümt, von Rom rytende, do er ſprach: „O der ſeilen ſtatt, wär nun ein kouſman da!“ meint, er möcht alle ding mit gelt ze wegen bringen, als er ouch gar nach gethon hätte, wo nit der fromm Metellus Numidiens wyslich jn überwunden vnd geſchädiget, an vil orten gemindret hätte, ſiem, das ee zů Rom ſo groſſe vntrůw mit ſinem gelt gemachet hat. Vnd zum lezten iſt er in der Römer händ kummen, Alſo ſchlächt (nach geſprochnem wort) vntrůw jren eignen herren, vnd thůt jm recht, wenn einer gdar vswendig anderſt, hinderwärtig ouch anderſt handlen vnd hinder der frommkeit furgon.

Die deitt fäelichkeit iſt, das man bös ſitten mit frömdem gelt vnd kleig heim bringt und pflanzet. Das ſehen wir eigentlich, dann die vnſeren nie heim kummen ſind vs frömden kriegen, ſy habend mit jnen etwas nüwes bracht an kleidung jr ſelbs vnd jeer wyberen, an ſpys, an trank vnmaß, nuw ſchwür; vnd was ſy ſündtichs ſehend, lernend ſy gern, alſo das ze beſorgen iſt, laſſe man nit von feömden heeren, man werde noch ſchädlicheee laſter mit der zyt erlernen. Es wirt ouch alle frowenzucht deß ſchwächer vnd vnfrömmee. Ein wyb iſt von natur blöd vnd begirig nuwer vnd hübſcher dingen, zierden, kleidren vnd klrinoten, als Dina wol bewärt, die vs gwündrige in Sichem gieng vnd da geſchwächt ward, Gen. XXXIV, 1. 2. Vnd ſo jren denn ſölichs vorgeſpieglet oder geboten wirt, meinſt du nit, ſy wirt zum mindſten etwas bewegt, ob joch nit gar gefält? Es iſt ouch zů beſorgen, es weede mit dee zyt vil abgon an mannliche, wiewol wir deſſelben noch nit ſind innen werden; noch ſo erlindet man in dem wollnſt, denn ſänft leben wirt nit gern verlaſſen. Wer groß lybbing hat (ſpricht man), der ſtirbt nit geen. Hannibal, der ſchädlichſt fyend der Römeren (rsgenommen den gyt; der iſt den Römeren ouch der ſchädlicheſt fyend gſyn vnd hat ſy vmbbracht), hat nit mögen überwunden werden, ee er den zůg ließ erwydſchen. Nachdem obee ee zů Capua ein winter lag, vnd die reiſer ließ můtwillen vnd wollufts pflegen, hübend ſy an, des nächſten frülings darnach überwunden werden, vnd ward gemeinlich geredt, Hannibal hätte gen Capua ein zůg der mannen gefüret, und fürte ein zůg wyberen widerumb dannen. Was meinend ſr, das zům lezten vs den gulbinen bembdlinen weede, fingerring, ſydner kleidung? Hector büd ſinem brüder Alexander ſcharf vf, das er allweg ſo tindlich gelebt hätte, färuemend, es hätte jn darzů bracht, das er geflohen wäre ſinen fyend Menelaum.

Die vierd gefarlichkeit iſt, das die herren gaben groſſen haß vnd vntrüw vnder vns gebärend, denn iſt von natur gluckes geſell dee haß, das, wo man gluck hat, kümmt reebunſt glück darnach: noch vil mee wirt man reebünſtig, da einer ſo geöſtlich fue den andeen gewerbet wirt; vnd ſo aber die net kummt, iſt ie ein biceeb man des andeen wert, vnd beſchirmend das vaterland vil mannlicher die alleeſchlechtiſten, dann die geſtryfeten, zum diſteren mal. Vnd nach ſölichem reebunſt kummt ouch vneinigkeit vnd vnwillen deee, die da ſagend „Gang du binfür! thů du diß, thů du das!“ kanſt du mee gelts vſleſen, lis ouch mee ſtreichen uf!“ Endlich, kleig frömdee heeeen vnd gelt iſt ein ſchäl aller laſteen vnd müter, die uns ins alter nut anders gebirt (ob wir daruen kummend), dann verkümmeret conſeienzen.

Die lezt gefarlichkeit iſt, das man beſorgen müß, man kömme zum lezten in der heeren hände, eintwedees deee, die fründſchafft mit vns hand, odee aber dere, die vns fyend ſind. Dann was iſt nit zů forchten, da hochfart, lunde, nyd vnd zwitracht ſo ſtark ſind? Ouch, ſollte es darzů kummen, das man vns mit der maß meſſen wurd, mit dero wir gemeſſen hand, wir möchtind vnſer jamee nit gnůg beweinen, ſunder wurkind ſprechen mit dem prypheten Hieeem. IX, 1: „Wer wirt minem houpt waſſer geben, vnd minen ougen ein bronnen der trähen, das ich tag vnd nacht beweine die vmbkummnen mines volkes?“ Wurde vns ouch geſchehen, glych wie dem iſraeliſchen volck, das ſich an kein warnen keeren wollt, bis ſy in gfängnuß kamend vnd heimlich by den waſſeen ſaſſend vnd weintend jr elende, danor uns gott behüte!

Martin Luther.

Luthers Denkmal.

Das größte oratoriſche Talent des ganzen Jahrhunderts iſt ohne Zweifel Martin Luther; er war ein Redner im vollen Umfang des Worts und von der Natur mit allen körperlichen und geiſtigen Eigenſchaften begabt, deren Vereinigung allein einen großen Redner bilden. Daher war auch die Wirkung ſeiner Predigten immer groß, ja oft unwiderſtehlich, wie denn die Geſchichte mancherlei Beiſpiele davon erzählt, unter welchen wir nur an ſeine vor dem Reichstag in Worms gehaltene Rede erinneru, die auch außerhalb jener Verſammlung die ungebeuerſte Wirkung hervorbrachte, als ſie ſpäter durch den Druck vervielfältigt wurde, ſo daß die geſammte Nation von den Alpen bis zuar Meere, durch ſie in die größte Aufregung verſetzt, von lang ausdauernder Begeiſterung erfüllt wurde. Um wie viel größer muß aber ihre Wirkung geweſen ſein, als er ſie mit „beſcheide-

nem, züchtigen Tone, aber auch mit großer Christlicher Freudigkeit und Beständigkeit vortrug und also, daß die Widersacher wünschten und begehrten, er hätte verzagter und kleinmütiger geredet". Seine Predigten, von denen uns vielleicht nicht alle, aber doch eine sehr große Zahl erhalten ist, zeichnen sich beinahe ohne Ausnahme durch Klarheit und Kraft, durch Wärme und oft durch hinreißendes Feuer, immer durch Innigkeit der Darstellung aus. Was er auch vorträgt, es kommt vom Herzen und geht zum Herzen, und wenn seine Sprache auch oft von einer uns überraschenden Derbheit ist, so war solche doch niemals die Folge roher Gesinnung, sondern vielmehr der lebendige, nach der höchsten Kraft strebende Ausdruck seiner innigsten Ueberzeugung, und es erscheint diese Derbheit nicht bloß vor dem Volke gerechtfertigt, aus dessen kraftvoller Anschauungsweise und Sprache er diese Ausdrücke und Wendungen entnahm, sondern auch vor den höhern Ständen, auf welche damals, wie wir schon zu bemerken Gelegenheit hatten, eine feine und zierliche Sprache kaum Eindruck gemacht haben möchte. Gewöhnlich sprach er in seinen Predigten über den vorgeschriebenen biblischen Text, öfters auch entweder über eine besonders ausgewählte Stelle des Alten oder Neuen Testaments, und stets hielt er sich dann genau an den Text, den er seinen Zuhörern zum klarsten Verständniß zu bringen suchte. Es ist immer bewundernswerth, wie geistreich er sein Thema behandelt, welch einen Reichthum von Gedanken er aus ihm entwickelt, mit welcher Macht er das Herz seiner Zuhörer zu rühren, sie für den in ihm lebenden Glauben empfänglich zu machen versteht. Mehrere seiner Predigten, die er bei besonderen Gelegenheiten hielt, gründen sich zwar nicht auf bestimmte Bibeltexte, aber auch diese sind vom reinsten biblischen Sinne erfüllt, und oft in der schlichten und doch so ergreifenden Sprache des Evangeliums, oft aber auch in der gewaltigen Weise der Propheten abgefaßt. Beides findet sich in den „acht (oder eigentlich sieben) Predigten" vereint, welche er in Wittenberg nach seiner Rückkehr von der Wartburg gegen die Bilderstürmer hielt, von denen wir die erste mittheilen, in welcher er in eindringlicher und rührender Weise von der christlichen Liebe spricht. In der zweiten mahnt er von der Gewaltthätigkeit gegen Andersglaubende ab. „Summa summarum," sagt er gegen das Ende, nachdem er seine Ansicht über den Mißbrauch der Messe und deren Abschaffung ausgesprochen, „predigen will ichs, sagen will ichs, schreiben will ichs; aber zwingen und dringen mit gewalt will ich niemand, denn der Glaub will willig und ungenöthiget sein, und ohne Zwang angenommen werden." Die dritte und vierte Predigt zeigt, wie gar Manches dem freien Willen der Einzelnen überlassen werden könne, so die Ehelosigkeit, das Fasten, die Aufstellung der Bilder in der Kirche; würde damit auch mancher Mißbrauch getrieben, so habe hierüber die Bibel doch weder ein Gebot, noch ein Verbot aufgestellt. Die folgenden, in welchen er sich über das Sacrament des Altars und die Beichte verbreitet, berühren wir nicht weiter, da sie mit dem Hauptzwecke, der Bilderstürmerei entgegenzutreten, nichts gemein haben. Daß diese Predigten die bedeutendste Wirkung hervor brachten, haben wir schon früher bemerkt.

In seinen Sendschreiben entwickelt Luther vielleicht noch mehr rednerisches Talent, als in seinen Predigten, und viele können geradezu als Meisterwerke der Beredtsamkeit genannt werden. Unter diesen könnten die früher (S. 196) schon berührten Schriften gegen die empörten Bauern als Muster der politischen Beredtsamkeit genannt werden, wenn sie das politische Element in den behandelten Verhältnissen mehr beachteten und das religiöse nicht allzusehr hervortreten ließen. Zu seinen berühmtesten und wirkungsvollsten gehört das herrliche Sendschreiben „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung" (1520), in welchem zwar seine Sprache noch öfters an die thüringische Mundart erinnert und überhaupt noch nicht die spätere bewundernswürdige Höhe erreicht hat, dieselbe aber in den bedeutendsten Stellen schon ahnen läßt. Er betrachtet darin die damaligen Zustände in Kirche und Wissenschaft, zeigt ihre Verdorbenheit und entwickelt seine Ansichten, wie dieselben gebessert werden könnten. Wir theilen unten den Abschnitt mit, in welchem er die Universitäten mit ihrer scholastischen Richtung und den Unterricht überhaupt bespricht (2), eine Angelegenheit, die ihm, wie dem Zwingli, stets am Herzen lag, für die er unablässig durch Wort und That wirkte, wie er denn im Jahr 1524 ein Sendschreiben „An die Bürgermeister und Rathsherren aller Städte deutsches Landes" erließ, das bei seiner gründlichen und eindringlichen Darstellung eines großen Eindrucks nicht verfehlte.

Luthers Briefe sind nicht bloß außerordentlich zahlreich, sondern auch in jeder Beziehung vortrefflich, namentlich aber darin musterhaft, daß sie stets den rechten Ton treffen, sie mögen an Fürsten oder Gelehrte, an Freunde oder Gegner, an seinen Vater, seine Frau oder seinen Sohn gerichtet sein, sie mögen sich in ernsten Betrachtungen, in heiteren Mittheilungen oder in gemüthlichen Ergießungen seines liebenden Herzens bewegen. Wir theilen den bekannten Brief an seinen Sohn Hans mit (3), weil dieser recht anschaulich macht, wie gemüthlich und freundlich heiter der Mann sein konnte, der durch die Donnergewalt seines Worts ganz Deutschland in Bewegung setzte und eine Macht erschütterte, die ihres Gleichen auf der Welt noch nicht gehabt hatte.

1. Erste Predigt gegen die Bilderstürmer.

Wir sind nitt zum tode gefodert, vnd wird keiner fur den andern sterben, sondern ein iglicher in eigner Person mus geharnischt vnd gerüstet sein fur sich selbs, mit dem Teufel vnd Tode zu kempffen. In dir ehren können wir wol einer dem andern schreiben, jn tröstten vnd vermanen zu gedult, zum streit vnd kampff, aber fur jn können wir nicht kempffen noch streiten, es mus ein iglicher alda auff seine schantz selbs sehen, vnd sich mit den feinden, mit dem Teufel vnd Tode, selbs rintegen, vnd allein mit jnen im kampff liegen; ich werde denn nicht bey dir sein, noch du bey mir. Derhalben jo mus ein jederman jrtbs die heubtstücke, ja einen Christen Menschen belangen, wol wissen, dadurch er in diesen ernsten kampff gerüstet komt, welche die sind, die ewer Liebe nu offt hat von mir gehört.

Zum ersten müssen wir wissen, das wir alle Kinder des zorns sind, vnd das alle vnsere werck, gedancken vnd sinn, sündlich vnd nichts sind fur Gott, ja, das wir mit jnen, sie sind ja hübsch vnd schön sie jmer wollen, fur Gott nicht treten dürffen. Vnd hierin mussen wir ein hellen klaren spruch haben aus der Schrifft, darauff wir mussen gegründet sein, der vns klerlich anzeigt, das dem alsa sey. Wiewol nu dieser Sprüche viel sind hin vnd wider in der Schrifft, wil ich euch doch nicht mit viel Sprüchen vberschütten, sondern euch diesen einigen vnd

loetzen Spruch S. Pauls furhalten, welchen er jn den Ephesern schreibet vnd spricht. „Wir sind alle von Natur kinder des zorns" ꝛc. Diesen spruch last euch wol befohlen sein.

Zum andern, müssen wir auch wissen, das was Gott aus lauter gnad vnd güte seinen eingebornen Son in die Welt gesand hat, das wir an jn gleuben vnd verteawen sollen; also, Wer an jn gleybt, sol der sünde frey sein, vnd ein kind Gottes, wie Johannes sagt im anfang seines Euangeliens: „Wie viel jnen aber auffnamen, den gab er macht, Gottes kinder zu werden, die da an seinen namen gleuben." Bey diesem stücke soltu wir alle in der Bibel wol beland sein, vnd mit hellen klaren sprüchen gerüstet, dem Teufel sie fürzuhalten, denn wenn du in diesem kampff nicht ein gewis helles klares wort Gottes hast, so lassn nicht bestehen, vnd sonderlich mercke diesen spruch Christi in Johane: „Also hat Gott die welt geliebet, das er seinen einigen Son gab, auff das alle, die an jn gleuben, nicht verloren werden, sondern das ewige leben haben. Denn Gott hat seinen Son nicht gesand in die welt, das er die welt richte, sondern das die welt durch jn selig werde. Wer an jn gleubet, der wird nicht gerichtet, wer aber nicht gleubet, der ist schon gerichtet, denn er gleubet nicht in den namen des eingebornen Son Gottes." Desgleichen merck noch diesen Spruch Joannis des Teufers. „Der Vater hat den Son lieb, vnd hat alles in seine hand gegeben; wer an den Son gleubet der hat das ewige leben, wer an den Son nicht gleubet, der wird das leben nicht sehen, sondern der zorn Gottes bleibet vber jn."

Jn diesen zweien stücken, spüre ich noch keinen mangel oder feil bey euch, sondern sie sind euch lauter vnd rein geprediget, vnd were mir herzlich leid, wens anders denn recht geschehen were. Jn ich sehe es wol, vnd darffs wol sagen, das jr hierinne gelerter seid, denn ich bin, nicht alleine einer, zween, drei, viere, sondern wol zehen, zweintzig vnd mehr, die alle wol vnd recht erlesehtet sind in diesen zweien Heubtstücken, vnd hette nicht gemeinet, das es in so kurtzer zeit, vielleicht in einem jare, solt so hoch sein gestiegen.

Zum dritten, müssen wir noch die Liebe haben, vnd durch die Liebe ein andes thun, wie vns Gott gethan hat durch den Glauben, on welche Liebe der Glaube nichts ist, wie S. Paulus zun Corinthern sagt: „Wenn ich mit menschen vnd mit Engeln zungen redet, vnd hette die Lieb nicht, so were ich ein Donend Ertz, oder ein klingende schelle. Vnd wenn ich weissagen könnte, vnd wüste alle geheimnis, vnd hette allen Glauben, Also das ich Berge versetzete, vnd hette doch die liebe nicht, so were ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den armen gebe, vnd liesse meinen Leib brennen, vnd hette die Liebe nicht so were mirs nicht nütze. „Albie, lieben freunde, an diesem stücke ist es fast gefeilet, vnd spüre an keinem jrgend eine Liebe, vnd mercke fast wol, das je Gotte seid vndanckbar gewesen, vmb solche rechte schetze vnd gaben, die er euch in kurtzen jaren hat zugesendet, vnd lauter vmbsonst geschenckt.

Darumb last vns hie zusehen, das Wittenberg nicht Capernaum werde. Jch sehe vnd mercke das jr wol könd vnd wisset zureden von der Lere, die euch geprediget ist, nis vom Glouben, vnd auch von der liebe, Welchs nu kein wunder ist, ob je gleich viel dauon könd reden; Jan man doch schier einen Giel leren singen: solt jr denn auch nicht so viel leernen, das jr die Lere vnd wörtlin soltet nachreden. Aber, lieben freunde, Gottes Reich stehet nicht in der rede, oder in den worten, sondern in der krafft vnd in der that. Denn Gott wil nicht alleine Zuhörer vnd Nachreder haben, sondern Nachfolger von Thetern, die das wort bewaren, die sich im glauben vben, der durch die Liebe krefftig ist, denn der Glaube on die Liebe ist nichts werd, ja er ist nicht ein Glaube, sondern nur ein schein des Glaubens, gleich wie ein angesicht im Spiegel gesehen, nicht ein warhafftigs angesicht ist, sondern nur ein schein des Angesichts.

Zum vierden, Ist vns auch not die Gedult, denn wer den Glauben hat, Gott verteawet, vnd Liebe gegen seinen Nehsten beweiset, vnd sich in denselbigen teglich vbet, der kan nicht one verfolgung sein, denn der Teufel schleft noch ruget nicht, sondern gibt den menschen gnug zu schaffen. Die verfolgung aber bringet gedult, denn wenn ich nicht verfolget noch angefochten werde, so weis ich von gedult wenig zusagen; darnach bringt die gedult hoffnung, Welche sich denn frey ergibt, vnd in Gott schwinget, vnd lest nicht zu schanden werden, vnd also durch viel anfechtungen vnd verfolgungen nimet der Glaub je mehr vnd mehr zu, vnd wird von tag zu tag stercker. Ein solch Hertz, in dem der Glaube also zunimet, vnd mit solchen Tugenden begnadet ist, los nicht rugen, noch sich enthalten, sondern mus sich widerumb ausgiessen vnd seinem Nehsten wol thun, wie jm von Gott geschehen vnd widerfaren ist.

Albie, liebrn freunde, mus nicht ein jglicher thun, was er recht hat, sondern mus sich auch seines Rechtens verzeihen, vnd sehen, was seinem Bruder nützlich vnd fordeelich ist, wie der heilige Paulus gethan hat, der also zu den Corinthren schreibet. „Jch hab es alles macht, es nützet mir aber nicht alles"; vnd hernocher im 9. Capitel spricht er: „Wie wol ich Frey bin von jedermon, hab ich doch mich selbs jederman zum Knechte gemacht, Auff das ich jrer viel gewinne. Denen, die vnter dem Gesetz sind, bin ich worden als vnter dem Gesetze, auff das ich die, so vnter dem Gesetze sind, gewinne; denen die on Gesetze sind, bin ich als on Gesetze worden (so ich doch nicht on Gottes Gesetz bin, Sondern bin in dem Gesetz Christi), Auff das ich die, so one Gesetz sind, gewinne. Den schwachen bin ich worden ein schwacher, auff das ich die schwachen gewinne. Jch bin jederman allerley worden, auff das ich aller dinge ja etliche selig mache: Solchs aber thu ich vmb des Euangelij willen, auff das ich seiner gemeinschafft teilhafftig werde."

Jn diesen worten Pauli ist vns fürgeschrieben, wie wir, die wir an den Glauben von Gott empfangen haben, vns gegen jederman halten sollen, Nemlich, vns nach vnsee Nehsten schwacheit lencken, denn wir sind nicht alle gleich starck im glauben; ich hab ein sterckern glauben, denn etliche vnter euch. Etliche vnter euch haben einen steeckern glauben, denn ich, vnd ist also ein gemengt ding vnter vns. Ja der heut den gnaden starck hat, kan jn morgen wol schwach haben, vnd widerumb, wee jn heute schwach hat, mag jn morgen starck haben. Daeumb müssen wir nicht auff vns vnd vnsern Glauben oder vermügen allein sehen, sondern sollen auff vnsern Nehsten sehen, das wir vns nach jm richten, vnd zu nicht mit vnser Freiheit beleidigen. Als, das ich euch ein grob Gleichnis sage. Wenn einer ein Schwert treget, vnd allein ist, mag er das Schweet blos oder nicht blos tragen, mags steehen oder nicht steehen, da liat wenig an, Wenn ee aber im hauffen ist, oder mit Kindern vmbgehet, da mus er sich mit dem Messer viel anders halten, auff das er niemand beschedige. Also müssen wir vns mit unser Freiheit auch halten, das wir niemands vrsach geben, sich an vns vnd vnsee Freiheit zu ergern, sollen auch nicht vergessen, wie vns Gott getragen, vnd geholdet hat unsere schwacheit, ja unsern vnglauben lange zeit, vnd alse auch gedult tragen mit vnserm Nehsten, ob er gleich nicht so balde vns könne nach folgen, ob ee gleich noch zů zeitea strauchele vnd falle. Höre, wie Gott in dem Propheten hin vnd widee nosschreien lest, Er truge sein Volck wie ein Mutter je Kind tregt. Er ernehret sie, wie ein Amme das Kind nehret. Wie thut oder ernehret die Mutter jr kind? Erstlich gibt sie im milch, darnach brey, darnach Eyer vnd also weiche spelse, bis so lange das das Kind herter speise gewonet, vnd hinfoet könne Kise vnd Brot essen. Denn wenn die Mutter dem Kind erstlich wolt Kes vnd Brot, gebraten vnd gesotten Fleisch zu essen, und Wein zu trincken geben, was wolt beaus werden?

Also sollen wir auch mit vnsren schwachen brüdern vmbgehen, sollen mit jnen gedult tragen eine zeitlang, vnd jren swochen glauben leiden, ja nach erstlich milch

und weiche freite geben, wie vns geschehen ist, bis das sie auch starck werden, sie nicht greulich anschnauzen, sondern fein freundlich handeln, vnd sie in aller sanfftmut unterweisen vnd leren, auff das wir nicht allein gen himel gedencken zu faren; sondern trachte, das du deinen bruder mit bringest. Ob sie gleich jtzt unsere feinde sind, vnd den Glauben nicht volkomen haben, sie werden noch wol unsere freunde werden, und den unglauben faren lassen. Selten alle Mütter jre unfletigen, schebichten unreinen kinder verwerffen, wo meinestu, das wir weren? Lieber Bruder, hastu gnug gesogen, schneide nicht als bald die Zitzigen ab, sondern las deinen Bruder auch so lange saugen, wie lang du gesogen hast.

Das rede ich alles darumb, das ich sehe, das jr in diesem stück geseilet habt, vnd gröblich ewer eins teils angelossen sind. Ich hette es nicht so weit getrieben, als geschehen ist, wenn ich hie gewesen weer: die suche ist wol gut an jr selbs, aber das eilen ist zu schnelle. Denn auff jener seiten sind auch noch Brüdere vnd Schwestern, die zu uns gehören, die müssen noch hertz gebracht werden. Der Glaub sol stet vnd fest stehen, aber die Liebe mus vnd mag sich lassen lenden, wie man sihet, das sichs schicken wil nach des Nehsten notdurfft.

Des nemet ein gleichnis: die Sonne hat zwey ding, den schein oder glantz und die hitze; es ist kein König so starck vnd mechtig, der den glantz vnd stralen der Sonnen beugen oder lencken möge, denn er lest sich nicht lencken, sondern bleibet an seinem stellen gekrlert. Aber die hitze lenckt sich, vnd ist doch alwege vmb die Sonne. Also mus der glaube allezeit gericht vnd vnbeweglich in unsern hertzen bleiben, vnd mus nicht danon weichen noch wancken. Die liebe aber bewegt vnd lenckt sich, nach dem es vnser Nehster begreiffen vnd folgen mag. Es sind etliche, die komen rennen, etliche wol lauffen, etliche aber kaum kriechen. Darumb mussen wir nicht unser vermügen, sondern unsers Brudern schwacheit und vnvolkomenheit betrachten, auff das der, der da schwach im Glauben ist, so er dem starcken folgen wolte, nicht vom Teufel zurissen werde.

Darumb lieben freunde, folgt mir! ich hab es je noch nie verderbet, ich bin ja der erste gewesen, den Gott auff diesen plan gesetzt hat. Ich kan Gott nicht entlauffen, sondern mus so lange bleiben, bis es Gott meinem Herrn wolgefellet; ich bin auch der gewest, dem es Gott zum ersten offenbaret hat, euch solch sein wort zu predigen vnd anzusagen. Ich bins auch ja gewis, das jr das lautere reine Gotteswort habt. Derhalben last vns schön hierin thun, vnd seuberlich faren, das wir daselbige Göttliche wort mit furcht vnd demut handeln, einer dem andern unter den füssen ligen, die hende zusamen reichen, einer dem andern helffen, raten vnd wol thun, in aller seiner notdurfft, vnd sich des andern vngluck, angst, not, vnd widerwertigkeit annemen, als were sie sein selbs.

Ich wil hieinne das meine thun, vnd meine meinung sagen, wie ich schüldig bin, vnd meine euch hertzlich, als ich meine Seele meine; ist aber jemands, der was bessers würde haben, vnd jm etwas mehr offenbaret werde, denn mir, Dem wil ich meinen Sinn vnd verstand unterwerffen, vnd meine meinung nicht vber seinen Kopff gesetzt haben, Sondern ich wil jme folgen. Würde sichs aber finden, das meine meinung vnd verstand recht were, so wil ich auch nicht leiden, das jemands seinen Kopff vber meinen sinn setzen wolte. Last vns alle eintrechtiglich zusamen thun, es wird vns dennoch mühe gnug kosten, sollen wir bey dem reinen, lauteren, rechtschaffenen worte Gottes bleiben. Denn wir streiten hie nicht wider den Bapst, Bischoffe und Weltliche Fürsten, denn das sind grobe köpffe, die man wol erkennen kan, das sie jrren, vnd nur grob ding fur geben, welches man schier mit der vernunfft kan begreiffen; sondern wir streiten wider den Teufel, wider die Geister der bosheit unter dem Himel, nicht wider fleisch vnd blut, wie Paulus sagt zun Ephesern am 6. Capitel.

Darumb lieben freunde, Last euch nicht duncken, das der Satan schlaffe vnd stille halte: ja er greiffts an allen örten vnd mit allen listen an, er hat gar mancherley künste; gehet jm eine nicht fort, so hat er balde eine andere; wir sind jm viel zu schlecht vnd einfeltig, er ist ein Tausentkünstiger, Er sihet das ware Liecht des Euangelions so klerlich auffgehen, das er jm nicht darff gerade unter augen sehen, derhalben wolt er jm gerne zur seiten beikomen, vnd sein heil alda versuchen, ob er neben einreissen könnte; er wirds auch thun, werden wir nicht vleissig auffsehen, denn ich kenne jn wol, so kennet er mich auch wol; ich hoffe aber, ich sey sein Herre, lassen wir jm aber nur ein fusbreit, so mögen wir zusehen, wie wir keiner losswerden.

Darumb habrn alle die geirrel, die dazu geholffen vnd bewilliget haben, die MESSE abzuthun, nicht das es nicht gut were gewesen, Sondern das sie nicht ordentlich abgethan ist. Du sprichst, es ist recht and der Schrifft. Ich sage es auch, aber wo bleibt damit die ordnung? Denn es ist in einem freuel geschehen, on alle ordnung mit ergernis des Nehsten. Jr soltet Gott zuvor mit ernst drumb gebeten haben, vnd die Obrekeit dazu genomen haben, so wüste man, das es aus Gott geschehen were. Ich wolt es auch wol angefangen haben, wenn es gut were gewesen. Aber es wil sich nicht balde leiden, alle böse ding so plötzlich vnd one ordnung abzuwerffen. Derhalben wenn es nicht so ein böse ding were vmb die MESSE, so wolt ich sie zu trotz den jenigen, so vnordentlich damit sind vmbgangen, widerumb auffrichten; denn ich weis es nicht zu verfechten noch zu erhalten, das jr hierinne wol gehandelt habt: ich wils euch eben gesagt haben.

Fur den Papisten vnd für den groben köpffen Könd ichs wol thun; denn ich wolte sprechen, was wisset jr, ob es in einem guten geist oder in einem bösen Geist geschehen ist, Sintemal das werck an jm selb gut ist? Aber fur dem Teufel weis ichs nicht zu erstreiten. Denn wenn der Teufel den jenigen, so die Spiel haben angefangen, am fieben diese sprüche oder der gleichen wird fürhalten: „Alle Pflantzen, die mein Himlischer Vater nicht gepflantzet hat, die werden ausgereutet;" Oder den aus den Propheten Jerem. „Ich sandte die Propheten nicht, dennoch liessen sie; Ich redet nichts mit jn, dennoch predigten und weissagten sie;" Wie wollen sie bestehen? sie werden gewislich zur Helle zu faren müssen. Ich aber wil dem Teufel wol ein Sprütze fur die Nase halten, das jm auch die weite welt sol zu enge werden, denn ich weis vnd bins gewis, das ich solchs mein Predigampt nicht von mir selbs hab angenomen, noch mich eingedrungen, Sondern bin hiezu gefodert vnd auch wider meinen willen alhie zu predigen erwehlet.

Darumb habt jr vnrecht gethan, das jr ein solch Spiel on mein gedeis vnd zuthun habt angefangen, vnd mich nicht auch zuvor drumb gefragt. Ich bin ja so ferne nicht non euch gewesen, jr hettet mich je mit schrifften kond erreichen, denn es nicht das geringste stück ist; es were wol werd gewesen, das jr zu mir derhalben geschickt hettet. Wolt jr etwas anfahen unbedacht, vnd aus eim freuel, vnd ich solts darnach verantworten, das were mir zu schweer, ich werde es nicht thun. Alhie merket man das jr den Geist nicht habt, wiewol jr ein hoch erkentnis der schrifft habt.

Es ist gar ein grosser unterscheid zwischen diesen zweien stücken, MESSEN SEIN, und FREI SEIN. Denn MESSEN sein ist das, was die notdurfft foderet, vnd mus unwanclich bestehen, als du ist der Glaube: den lasse ich mir nicht nemen noch vmstossen, sondern mus den allezeit in meinem hertzen haben vnd fur jederman frey bekennen. FREI SEIN aber ist das, welchs ich frey hab, vnd macs gebrauchen oder lassen anstehen, doch also, das mein Nehster vnd nicht ich den nutz davon habe. Derhalben macht mir nicht ein Mus sein, aus dem Freisein, wie jr jtzt gethan habt, auff das jr nicht fur die jenigen, so durch ewer Liebloss freiheit verleitet sind, rechenschafft musset geben. Denn wenn du einen darzu reitzest, den freitag fleisch zu essen, und er in todes nöten derhalben angefochten wird, und also gedenckt: „O

wehe mir das ich fleisch gessen hab, vnd nicht bestehen kan!" fur den wird Gott von dir rechenschafft foddern.

Ich wolt auch wol viel dings anheben, das mir nicht wenig folgen würden; was hilffts aber? denn ich weis, die solchs angefangen haben, wens ans treffen gehit, wie jr itzt sehet, das sie nicht bestehen können, Ja die ersten sein, die zurücke treten würden. Lieber, wie würde es stehen, wenn ich den hauffen auff den plan brechte, vnd ich der erste were gewesen, hette die andern ungehalten, vnd wolt selbs dauon fliehen, vnd des todes nicht frölich erwarten? Ey wie solte der arme hauffe versürt werden.

Darumb lasst vns bey andern auch Milchspeise geben, wie vns geschehen ist, bis sie auch im Glauben sterck werden; denn jr sind noch viel, die vns sonst in andern stücken anfallen, vnd wolten diese ding auch gerne mit loben vnd annemen, aber sie können es noch nicht wol begreiffen: die selbigen alle treiben wir zurück mit solchem feeueln vngestümen wesen. Wir mussen der Liebe gegen vnserm Nehsten nicht vergessen, sondern allezeit fur augen haben, vnd alle ding daenach richten. Werden wir das nicht thun, so wird vnser wesen nicht bestehen. Mussen wir doch mit dem ein zeitlang gedult tragen, and nicht verwerffen, der noch schwach im glauben ist, wie viel mehr sollen wirs thun vnd lassen, so es die Liebe erfodert, and nicht av vnserm Glauben Schaden thut.

Derhalben sage ich vnd warne euch treulich: werden wir Gott nicht ernstlich bitten, vnd vns in die sache recht schicken, so stehet mich das Spiel an, das alle dee jamer, so auff die Papisten von vns angefangen, vber vns komen werde. Darumb hab ich nicht lenger kond aussen bleiben, sondern hab müssen komen, solchs euch zu sagen. Itzt ists genug von der MESSE, moegen wollen wir ein wenig mehr dauon handeln, vnd von den bilden auch sagen.

2. Aus dem Sendschreiben: „An den Christlichen Adel deutscher Nation".

Die vniversiteten dorfften auch wol einer gutten, starken reformation. Ich muß es sagenn, es vordreuß, wen es wil. Ist doch alles, was das baystum hat eingesetzt vnd ordiniert, nur gericht, auff sund vnd vrthum zumehrenn. Was sein die Universiteten, we sie nit anders, dan bisher, vorordnet? Den, wie das buch Machabeorum sagt, Gymnasia Ephebeorum et Grece glorie, darynnen ein frey leben gefuret, wenig der heyligen schrifft vnd christlicher glaub gelert wirt, vnd allein der blind heydnischer meyster Aristoteles regiert, auch weytter, den Christus. Hie were nu mein rad, das die bücher Aristoteles Phisicorum, Metaphysice, de Anima, Ethicorum, welchs bisshre die besten gehalten, gantz würden abthan, mit allen andern, die von naturlichen dingen sich rumen, so doch nichts drynnen mag gelert werden, widder von naturlichen noch geistlichen dingen, dazu seine meynung niemant bisher verstanden, vnd mit vnnutzer arbeit, studieen vnd kost soviel edler zeyt vnd seelen vmb sonst beladen gewesen sein. Ich darffs sagen, das ein texffer mer kunst hat von naturlichen dingen, den in denen bucher geschrieben stet. Es thut mir wehe in meinem hertzen, das der verdampter, hechmutigre, schalckhafftiger heide mit seinen falschen worten soviel der besten Christen verfuret vnd narret hat; got hat vns also mit yhm plagt vmb vnser sund willen.

Leret doch der elend mensch in seinem besten buch „de Anima", das die seel sterblich sey mit dem Corper, wie wol viel mit vorgebenen wortten yhn haben wolt erretten, als betten wir nit die heyligen schrifft, darinnen wir vbirreichlich von allen dingen geleret werden, der Aristoteles nit ein Heynsten geruch yhe empfunden hat; dennoch hat der todte heyde vbirwunden vnd des lebendingen gottis bucher vorhyndert vnd fast vntertruckt, das, wen ich solchen iamre bedenck, nit anders achtenn mag, der böse geist hab das studieen heerlyn bracht. Desselben gleichen, das buch Ethicorum erger, den kein buch, stracks der gnaden gottis vnd christlichen tugenden entgegen ist, das doch auch der besten eins wirt gerechnet. O nur wert von solchen buchern von allen Christen! Darff mir niemant auffliegen, ich rede zuviel odder vorwirff, das ich nit wisse. Lieber freund, ich weyß wol, was ich rede. Aristoteles ist mir so wol bekant, als dir vnd deynis gleychen, ich hab yhn auch gelesen vnnd gehoret mit mehrem vorstand, dan sanct Thomas odder Scotus, das ich mich en beffart rumen, and we es not ist, wel bewehsen kan. Ich acht vil, das hoviel hundert inr ding hoviel heher vorstand drynnen sich rebeytet haben: solch einreden fechtenn mich nymmer an, wie sie wol etwan thun haben. seintemal es am tag ist, das wol mehr yrtumb, mehr hundert inr in der welt vnd vniversiteten bliebey sein.

Das mocht ich geene leyden, das Aristoteles bucher von der Logica, Rhetorien, Poetien, behaltey, odder sie in ein andere kurtz form bracht, nutzlich gelesen wurden, iunge leut zuvben, wol reden vnd predigen; aber die Comment vnd seeten mussen abethan vnnd, gleich wie Ciceronis Rhetorien on comment vnd stetten, so auch Aristoteles logien einformig, ey solch groß comment gelesen werden. Aber itzt leret man widder reden noch predigen dauon, vnd ist gantz ein disputation vnd muderey drauß worden. Daneben hat man nu die sprachen latinisch, kriechisch vnd hebreisch, die mathematice disciplinen, historien, welchs ich beslih norstendigern, vnd sich selb wol geben wurd, so man mit ernst nach einer reformation trachtet, vnd fürwar viel dran gelegen ist; dan hie sol die cheistlich iugent and vnser edlist volck, darinnen die Christenheyt bleybt, geleret vnd bereitet werden. Daeumb ichs acht, das kein beystlicher noch keyserlicher werck mocht geschehenn, dan gantz reformatien der vniuersitetenn, widdernmb kein tenstlischer erger wesen, den vnreformierte vniuersiteten.

Die Erzte laß ich yhr facultaten reformierey, die Juristen vnd Theologen nym ich fur mich vnd sag zum ersten, das es gut were, das geistlich recht von dem ersten buchstaben biß an den letzten wurd zugeund nutzgetilget, sonderlich die Dekretalen: es ist vns vbrig gnug in der Biblien geschrieben, wie wir vns in allen dingen halten sollen. So hyndert solchs studiern nur die heyligen schrifft, auch das mehrer teil eittel geitz vnd beffart schmeckt, vnd ob schon viel guttis drynnen weere, soll es dennoch billich vntergehen, darumb das der Bapst alle geistlich recht in seynis hertzen lasten gefangen hat, das hynfurt eytel vnnutz studiern vnd beteng drynnen ist. Hem ist geystlich recht nit das in den bucheen, sundeen wns in des baysts vnd seiner schmeychler mutwil stet. Hastu eine sach ym geistlichen recht grundet auffs allerbest, so hat der Bapst druber Scrinium poetoris; darnach muß sich lencken alles recht vnd die gantze welt. Nu regieret dasselb serininm vielmal ein bube vnd der teuffel selb, vnd leßt sich preyssen, der heylig geist regier es. So gaht man vmb mit dem armey volck Christi, setzt yhm viel recht vnd helt leynis, zwingt ander, zuhalten odder mit gelt zuloßen.

Die weyl den der Bapst vnd die seinen selbst das gantz geystlich recht auffgehnben, nit achten, vnd sich nur noch yhrem eygen mutwil halten vbir alle welt, sollen wir yhn folgen vnd die bucher auch vorwerffenn: warumb solten wir vergebens drynnen studieren? So lunden wir auch nymmer mehe des Bapst mutwil, welchs nu geystlich recht worden ist, nußlernen. Ey, so fall es gar dahin in gottis namen, das yns teuffels namen sich erbaben hat, vnd sey kein Doctor Decretorum mehr auff erden; sondeen allein doctores serinij papalis, das sein des baysts heuchler. Man sagt, das kein seyner weltlich regiment yrgend sey, dan bey den Turckey, der doch widder geystlich noch weltlich recht hat, sondeen allein seinen Alkoran, so mußen wir bekennen, das nit schedlicher regiment ist, dann bey vns, durch geystlich vnd weltlich recht, das kein stund mehr gnht naturlicher veernunfft, schweyg dre heyligen schrifft gemeß.

Das weltlich recht, hilff gott, wie ist das auch einn wildniß wordenn, wie wol es viel besser, kunstlicher, redlicher ist, bey das geystlich, an wilchem vbir bey nimmen vichts guttis ist, so ist sein doch auch viel zuviel worden. Furwar, vornunfftige regenten neben der heyligen schrifft weren vbrig recht gnug, wie sanct Paul ij Corint. vj

ſnqt. „Iſt niemand vnter euch, der do mug ſeinis nehſten ſach richten, das yhr fur heydniſchen geſchtttnn muſſet hadern?“ Es dunckt mich gleich, das lanndrecht vnd lnad ſieten den keyſerlichen gemeynen rechten werden furgetzogen, vnd die keyſerlichen nne gar nut beauche; vnd wolt got, das wie ein yglich land ſeine eygen art vnd guben hat, alſe auch mit eygenem furtzen rechten geregiert wurden, wie ſie geregiect ſein geweſen, ehe ſolch recht ſein erfnaden, nad noch en ſie viel lnnd regirt werden. Die weytleufftigen vnd fern geſuchten recht ſein nur beſchwerung der leut vnd mehr hyndeeniß, den forderung der ſnchen. Doch, ich heff, es ſey diſe ſach ſchon von nndeen daß bedacht vnd oa geſehen, dan ichs mag anbeingen.

Meine lieben Theologen haben ſich nuß der muhe vnd erbeit geſetzt, laſſen die Biblien wol rugen vnd leßen ſententias. Ich meynet, die ſententie ſolten der nnfang ſein der iungen Theologen nnd die Biblien den doctoribus bleyben; ſo iſts nmbkeret: die Biblien iſt dns erſt, die feret mit dem Baccalariat dnhin, nnd ſententie ſeind das letzt, die bleyben mit dem doctorat ewiglich, dazu mit ſolcher heiligen pflicht, das die Biblien mag wol leßen, der nit prieſter iſt, aber ſententias muß ein prieſter leßen, vnd kund wol ein ehlich man doktor ſein in dee Bibtien, nlß ich ſehe, nber gar nit in ſenteneiis. Was ſolt vns gluck widerfaren, wen wir ſo verkeret handlen, vnd die biblien, das heylig gotis wort, ſo enhyndere ſetzen? Dazu der bayſt gepent mit vielen geſtrengen worrten ſeine geſetz, in den ſchulen nnd gerichten zu leßen nnd prnuchen. Aber des Euangelij wirt wenig gedacht, alſe thut man nuch, das dns Euangelium in ſchulen nnd gerichten wol mütſig vnter der banck ym ſtnwb ligt, nuff dns des Bayſts ſchelliche geſetz nur nllein regieren mugen.

Szo wir den haben den namen dnd titel, das wie leree der heyligen ſchrifft heyſſenn, ſolten wir wnrlich gezwungen ſein, dem namen nach, die heyligen ſchrifft vnd kein andere leren, wie wol nuch der hoch mutige, auffgeblaßnee titel zuviel iſt, das ein menſch ſol ſich rumen vnd kronen laſſen ein lerer der heyligen ſchrifft, doch were es zu dulden, wen das werck den namen beſtetiget. Nu aber, ſo ſententins nllein hirſchen, findt mnn mehr heydnitche vnd menſchliche dunckel, den heytige gewiſſe lere der ſchrifft in den Theologen, wie wollen wir yhm nu thun? Ich weyß hie keinen anteen radt, den ein demuttig gepet zu got, das vns der ſelb Doctores Theologie gebe; Doctores der kunſt, der Ertzeney, der Rechten, der Sententias, mugen der bnyſt, Keyſer vnd Bnmerſiteten machen, aber ſey nur gewiß, eynen Doctoren der heyligen ſchrifft wirt die niemandt machenn, denn allein dee heylig geyſt vom hymel, wie Chriſtus ſagt Johnn. vi „Sie muſſen alle von got ſelber geleret ſein.“ Nu fragt der heylig geiſt nie nach rodt, brawn parethen, odder was des prangen iſt, nuch nit ob einer inng odder nlt, ley odder pfaff, munch odder weltlich, Jungkraw odder ehlich ſey, ſn ehr redt vorzeitten durch ein Eſelyn widder den Proyheten, der drnuff reyt. Wolt got, wir weren ſein wirdig, das nns ſolch doctores geben wurden, ſie weren in leyen odder prieſter, eblich odder inngfrawen, wie wol mnn nn den heyligen geyſt zwingen wil in den bayſt, biſchoff vnd doctores, ſo doch kein zeychen noch ſchein iſt, das er bey yhnen ſey.

Die buchern muſt man nuch wenigeen, rnd erleßen die beſten; dnn niel bucher machen nit geleret, vil leßen nuch nit; ſondern gut ding vnd offt leßenn, wie wenig ſein iſt, das macht geleret in der ſchrifft vnd fenm dnrzu. Ja, es ſolten aller heyligen vetter ſcheifft nur ein zeyt inng werden geleßenn, da durch in die ſchrifft kummen; ſo leßen wir ſie nur, das wir darinnen bleyben vnd nymmer in die ſchrifft kummen, damit wir gleich denen ſeyn, die die wege zeychenn anſehen, vnnd wandeln denn weg dennoch nymmer. Die lieben vetter haben nns wollen in die ſchrifft furen mie yhrem ſchreyben, ſo furen wir vns damit erauß, ſo doch nllein die ſchrifft vnſee weyngart iſt, durynnen wir all ſolten vns nben vnd nrbeytteun.

Fur nllen dingen ſolt in den hohen vnnd nndern ſchulen die furnehmſt dnd gemeyniſt lection ſein die heylig ſchrifft, vnd den iungen knaben das Euangelij; vnd welt got, ein yglich ſtadt het nuch ein maydſchulen, darynnen des tags die meydlin ein ſtund das Euangelium hoeeteun, es were zu deutſch odder latiniſch. Furwar, die ſchulen, mnn vnnd frnwen Cloſter ſein vorzeytten dranff angefangen gar nuß loblicher Gheiſtlicher meynung, wie wie leßenn von ſaact Agnes vnd mehe heyligenn; dn wurdea heylige Jungfrawen vnd mneterer, vnnd ſtund gnnz wol in der Gheiſtenheit. Aber nu iſt nit mehr, dan betten vnd ſingen, drauß wordenn. Solt nit billich ein yglich Gheiſten menſch bey ſeinen nenn odder zehen iaren wiſſen das gnnz heylig Euangelium, da ſein aa-aten vnd leben ynnena ſtet? Leret doch einn ſpynnerin vnd netterynne yhe tochter kaſſetb handwerck in inngen iaren. Aber nu wiſſen das Euangelium nuch die groſſen gelereten prelaten vnd biſchoff ielbs nit.

O wie vngleich faren wir mit dem armen iungenn hauffen, der vns befohlen iſt, zu regiern vnd vntecweyſen, vnd ſchwere rechnung dafur mnß geben werden! Das wir yhn das wort gottes nit furlegenn, geſchicht yhaen, wie Hieremias ſagt, Trcn. ij: „Mein augen ſein vor weynen mud werden, mein eingeweyd iſt eeſchreckcn, mein leber iſt nuß geſchnt nuff die erden vmb des vorterbens willen der tochter meynis volcks. Da die iungen vnd kindlin vorterben nuff nllen guſſen der gantzen ſtnt, ſye ſprechen zu yhren muttern: Wo iſt beet nnd wein? vnd vorſchmachten als die vorwunten auff der ſtraſſen der ſtadt, rnd geben den geyſt nuff ym ſchoß yheer mutter.“ Dieſen elenden iamer ſehen wir nit, wie iht nuch das iung volck mitten in dee Chriſtenheit vorſchmacht nnd erbermlich vortirbt gebrechens halben des Euangelij, das man mit yhnen ymmer teeybenn nnd vben ſelt.

Wir ſolten nuch, wo die hohen ſchulen ſteyßig weren in der heyligen ſchrifft nit dahin ſchicken ydeeman, wie itzt geſchicht, da man nur fragt nach der menige, vnd ein vder wil einen doctor haben, ſondern nllein die nllergeſchickiſten, in den kleynen ſchulen vor wol erzogen, darnber ein furſt oder rndt einer ſtadt ſolt acht haben vnd nit zulaſſen, zuſenden, dan wol geſchickte. Wo nber die heylige ſchrifft nit regieret, da rad ich furwar niemand, das er ſein kind hyn thue. Es muß vorterben allis, was nit gottis wort on vnterlaß treybt; daeumb ſehen wir nuch, was fur volck wirt vnd iſt in den hohen ſchulen; iſt niemand ſchuld, den des babſts, biſchoff vnd prelnten, den ſolch des iungen volcks nng befohlen iſt. Dan die hohen ſchulen ſelten erzihen eytel hochvorſtendige leut in der ſchrifft, die do mochten Biſchoff vnd pfnrrer werden, nn der ſpitzen ſtehen widder die ketzer nnd teuffel vnd aller welt. Aber wo findt man dns? Ich hab groß ſorg, die hohen ſchulen ſein große pferten dee helen, ſo ſie nit emßiglich die heylig ſcheifft vben vnd teeyben yns iunge volck.

3. Brief Luthers an ſeinen Sohn Johannes.

Gnad und friede in Chriſto, mein liebes Söhnichen! Ich ſehe gern, daß du wol leenest und fleißig beteſt. Thu alſo, mein Sohnichen, und fahre fort; wenn ich heim keme, ſo wil ich dir ein ſchön Jahrmarkt mit bringen.

Ich weiß einen hübſchen, luſtigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben güldene Röcklin an und leſen ſchöne Aepfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirſchen, Spilling und Pflaamen, ſingen, ſpringen und ſind fröhlich, haben auch ſchöne kleine Pferdlin mit gülden Zaumen und ſilbern Sätteln. Da fragt ich den Mann, deß der Garten iſt, weß die Kinder wären. Da ſprach er: „Es ſind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm ſind.“ Da ſprach ich: „Lieber Mann, ich hab auch einen Sohn, heißt Hänſichen Luther; möcht ee nicht auch in den Garten komen, daß er auch ſolche ſchöne Aepfel und Bien eſſen möchte, und ſolche feine Pferdlin reiten, und mit dieſen Kindern ſpielen?“ Da ſprach der Mann: „Wenn er gern betet, lernet und fromm iſt, ſo ſoll er auch in den Garten komen, Lipyus und Joſt auch; und wenn ſie alle zuſnmen komen, ſo werden ſie auch Pfei-

fen, Pauken, Lauten und allerley Saitenspiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüsten schiessen."

Und er zeigt mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugericht; da hingen eitel gülden Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbeüste. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht gessen hatten: daeumb konnte ich des Tanzes nicht erharren, und speach zu dem Mann: „Ach, lieber Herr, ich will flugs hingehen und das alles meinem lieben Söhnlin Hänschen scheeiben, daß er ja fleißig bete und wol lerne und kromm sey, auf daß er auch in diesen Garten kome; aber er hat eine Muhme Lehne, die muß er mitbringen." Da speach der Mann: „Es soll ja sein: gehe hin und schreibe ihm alſo!"

Darumb, liebes Söhnlin Hänschen, lerne und bete ja getrost, und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten, so werdet ihr mit einander in den Garten komen. Hiemit bis dem allmächtigen Gott befohlen, und grüße Muhmen Lehnen, und gieb ihr einen Buß von meinetwegen. Anno 1530.

Dein lieber Vater
Martinus Luther.

Johannes Matthesius.

Johannes Matthesius, den wir schon als Dichter von lieblichen Kirchenliedern haben kennen lernen, wurde den 24. Juni 1504 zu Rochlitz in Sachsen geboren, widmete sich der Theologie und ging deshalb nach Ingolstadt, das sich damals eines großen Rufs erfreute. Doch mußte er aus Mangel an Mitteln seine Studien unterbrechen; er nahm eine Hofmeisterstelle in Odelshausen bei München an, wo ihm Luthers Schrift „Von den guten Werken" in die Hand fiel; dieselbe machte solchen Eindruck auf ihn, daß er bald darauf (1529) nach Wittenberg eilte, um die neue Lehre aus dem Munde ihres Verkündigers selbst zu vernehmen. Er setzte unter Luthers Leitung, dessen Tischgenosse er auch eine Zeit lang war, seine theologischen Studien fort, nach deren Beendigung er Lehrer in Altenburg, dann 1532 Rektor der Schule in Joachimsthal und 1541 Pfarrer daselbst wurde, welche Stelle er mit segensreichem Erfolg 30 Jahre lang verwaltete. Er starb auf der Kanzel vom Schlage getroffen, am 7. Oct. 1565, nachdem er eben über die Freude des Wiedersehens im künftigen Leben gepredigt hatte.

Außer seinen Kirchenliedern hat er auch noch eine große Zahl von Predigten hinterlassen, die sich alle durch eine eigenthümliche praktische Richtung und Auffassung auszeichnen. So hat er nicht nur die „Historia Jesu" und die „Historien von der Sündfluth" in Predigten behandelt, sondern auch die „Historien von Luthers Anfang, lere, leben, Standhafft bekentnuß seines Glaubens vnd Sterben", welche für die Kenntniß der innern und äußern Geschichte des Reformators noch jetzt von Wichtigkeit sind. Alle diese Sammlungen erschienen erst nach seinem Tode, die bedeutendste aber besorgte er selbst noch; es ist die „Sarepta oder Bergpostill" (Nürnb. 1562. Fol.), sechszehn Predigten, welche den Bergbau nach allen seinen Beziehungen zum Gegenstande haben, indem er die Arbeiten und die verschiedenen Metalle zuerst nach ihrem Wesen und dann allegorisch erklärt, wobei er alle Stellen der Bibel anführt und erörtert, welche sich auch nur von ferne auf den Bergbau beziehen. Es ist nicht zu läugnen, daß dieser Gedanke, so fremdartig er uns auch erscheinen mag, mit Rücksicht auf seine Zuhörer gewiß sehr glücklich war. Namentlich mußte es eine gute Wirkung machen, wenn er die Lehren des Glaubens und der christlichen Moral durch geschickte Uebergänge und Verbindungen an den alltäglichen Verhältnissen des bergmännischen Lebens anschaulich machte und ihnen daher gleichsam Körper und Gestalt gab. Dagegen ist sehr zu bedauern, daß er zu viel Gelehrsamkeit auskramt, und seine Zuhörer gern mit etymologischen Spielereien unterhält. Dadurch und weil er auch die fernsten Anspielungen der biblischen Schriften auf den Bergbau und die Metalle zu breiten Auseinandersetzungen benutzt, z. B. warum Aarons und Jerobeams Kälber von Gold und Mosis Schlange von Kupfer gewesen, wird die Darstellung außerordentlich breit und die Predigten sind meistens so groß, daß sie die Zuhörer endlich ermüden mußten. Wegen dieser Breite nehmen wir auch Anstand, ein Beispiel mitzutheilen, zumal sich aus einem Bruchstücke die ganze Anschauungs- und Darstellungsweise nicht erkennen ließe, da sich die verschiedenen charakteristischen Eigenthümlichkeiten derselben immer nur zerstreut vorfinden. Wir bemerken daher nur noch, daß die „Bergpostill" für uns noch das Interesse darbietet, daß sie uns mit der Sprache des Bergbaus bekannt macht und eine reiche Anzahl von höchst bezeichnenden Wörtern und Ausdrücken enthält. Den Predigten hat Matthesius noch eine „Chronik von Joachimsthal" beigefügt.

Fünfter Zeitraum.

Vom zweiten Viertel des ſiebenzehnten bis zum zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts.

Hatte das 16. Jahrhundert bei ſeiner großen welthiſtoriſchen Bewegung die Keime weder vollſtändig, noch lebenskräftig entwickelt, welche ihm von den vorangehenden Zeiten überliefert worden waren, ſo erblicken wir im 17. Jahrhundert dagegen die eben ſo traurigen, als nothwendigen Folgen der Halbheit, welche die Zeit der Reformation charakteriſirt. Wir haben geſehen, daß dieſe das ihr zum Grunde liegende demokratiſche Element verläugnet, ja ſogar bekämpft, und ſich deshalb den Fürſten in die Hände gegeben, daß ſie eben dadurch die Macht derſelben erweitert und ihre Unabhängigkeit begründet hatte. Zwar war dieſe noch keineswegs geſetzlich anerkannt, aber alle Beſtrebungen waren dahin gerichtet, auch dieſe Anerkennung zu erobern. Es war eine natürliche Folge, daß der Kaiſer dieſen Beſtrebungen gegenüber ſeine Macht zu kräftigen und zu erweitern ſtrebte, ja dieſelbe ſogar erblich zu machen ſuchte, um ihr dadurch kräftigeren Halt zu geben und ſie von den Schwankungen zu befreien, denen ſie durch die ſtets wiederkehrenden Wahlen ausgeſetzt war. Da es namentlich proteſtantiſche Fürſten waren, welche nach größerer Souveränetät ſtrebten, und ſie, wie früher, ſo auch jetzt, die Religion zum Vorwande nahmen, wenn ſie ſich dem Reiche und deſſen Oberhaupt widerſpenſtig zeigten, ſo ſah ſich der Kaiſer, wie früher, ſo auch jetzt genöthigt, ſeinerſeits ebenfalls die Religion zum Feldzeichen zu nehmen. Es iſt nicht zu läugnen, daß bei beiden Parteien die Religion allerdings eine große Rolle ſpielte, aber es iſt eben ſo ſicher, daß ſie allein die unſeligen Verwirrungen nicht herbeigeführt haben würde, welche das Reich der vollſtändigſten Auflöſung nahe brachten. Denn wenn nicht verkannt werden kann, daß z. B. Ferdinand II. die Proteſtanten aus fanatiſchem Religionshaß bekämpfte, ſo hatte doch die Herrſchſucht nicht geringen Antheil an ſeinem Treiben, wie ſich darin zeigt, daß ſelbſt ſein getreueſter Bundesgenoſſe, Maximilian von Bayern, ſich bitterlich über ſeine Anmaßungen beklagte. Wie ſo viele Fürſten der ſpäteren Zeiten, ſo hielt auch er die römiſche Kirche und die Jeſuiten für die ſicherſte Stütze des Abſolutismus, und er ſuchte nicht bloß aus Religionseifer, ſondern auch, und gewiß ganz hauptſächlich aus dieſem Grunde, deren Herrſchaft über das ganze Reich, wie über ſeine Erbländer zu verbreiten.

Fanatismus auf der einen und politiſche Rückſichten auf der andern Seite entzündeten endlich nach lang vorangegangener Gährung den furchtbaren Krieg, der Deutſchland dreißig Jahre lang verwüſtete (1618—1648) und es endlich politiſch vernichtete. Der Anfang war für die Proteſtanten verderblich, denn da Ferdinand II. ſeine Waffen zunächſt gegen den calviniſtiſchen Churfürſten von der Pfalz, Friedrich V., wendete, welchen die Böhmen zum König ausgerufen hatten, und die lutheriſchen Fürſten, zum Theil durch die fanatiſche Geiſtlichkeit gereizt, ihn der Uebermacht des Feindes Preis gaben, gelang es dem Kaiſer, ihn nicht bloß aus Böhmen zu verjagen, ſondern ihn auch ſeines Landes zu berauben. Jetzt erkannten jene freilich die drohende Gefahr, aber ſchon fühlten ſie ſich ſo ſchwach, daß ſie nur in fremder Hülfe Rettung hofften, und ſo warfen ſie ſich zuerſt dem König von Dänemark, dann dem großen Guſtav Adolf, endlich ſogar den Franzoſen in die Arme, ſo daß die Sache der Religion vollſtändig in den Hintergrund trat, da die fremden Fürſten offenbar nicht jene, ſondern die wachſende Macht des öſterreichiſchen Hauſes im Auge hatten, welche ihnen je länger je mehr furchtbar wurde. Da dieſes aber auch ſpaniſche und italieniſche Hülfstruppen nach Deutſchland brachte, ſo kam es zuletzt dahin, daß in den beiderſeitigen Heeren deutſche Krieger nur eine untergeordnete Stellung einnahmen, und der Krieg ſeinen urſprünglichen Charakter ganz verlor. Es war kein Krieg mehr zwiſchen den Religionsparteien oder ein Kampf um die größere oder geringere Gewalt des Kaiſers und der Fürſten; es handelte ſich nur noch um den Vortheil und die ſelbſtſüchtigen Zwecke der fremden Mächte. Allſeitige Erſchöpfung führte endlich den Frieden herbei, der unter dem Namen des weſtphäli-

schen bekannt ist, und welcher Deutschlands Schmach besiegelte, denn es wurden ihm nicht nur im Westen und im Norden schöne und reiche Provinzen entrissen, welche die Beute der Franzosen und Schweden wurden, wie Elsaß und Pommern, es wurde nicht nur die Schweiz, seine festeste Mauer gegen Süden, es wurden nicht nur die Niederlande, und mit ihnen alle Möglichkeit zur Begründung einer Seemacht, vom Reiche abgetrennt, es wurde auch die Landeshoheit der einzelnen Fürsten gesetzlich begründet, und dadurch das Reich in seinem innersten Bestand vernichtet, welches von jetzt an nur noch ein sieches, kraftloses Leben führte, bis es sich nicht ganz 200 Jahre später in vollständiger Entkräftung auflöste. Die einzige Frucht des verderblichen Krieges war die Gewährung der freien Religionsübung; aber wenn sich die Protestanten auch darüber freuen durften, so mußte sie ein Blick auf die Rückschritte, welche die Reformation gemacht hatte, mit Trauer, ja mit Entsetzen erfüllen; denn während im J. 1558 nach der Berechnung eines venetianischen Gesandten nur noch der zehnte Theil des deutschen Volks katholisch war, hatte der Protestantismus zur Zeit des westphälischen Friedens mehr als die Hälfte seines Gebiets verloren.

Und wie theuer mußte diese Religionsfreiheit erkauft werden, die zudem beinahe nur scheinbar war, da die freie Religionsübung der Protestanten in katholischen Ländern und der Katholiken in protestantischen Ländern keineswegs gestattet war! Der Krieg, welcher namentlich von den fremden Horden mit der entsetzlichsten Grausamkeit geführt worden war, hatte beinahe die sämmtlichen Länder Deutschlands von der Nord- und Ostsee bis zum Rhein auf das Fürchterlichste verwüstet, so daß sich selbst diejenigen Theile des Reiches, welche vergleichungsweise am meisten verschont geblieben waren, noch lange Jahre nicht wieder erholen konnten. Unzählige Städte und Dörfer waren niedergebrannt und zerstört oder geplündert, die Bevölkerung oft dem größten Theile nach getödtet oder vor Hunger und unsäglichem Elend gestorben. Handel und Gewerbfleiß war beinahe überall vollständig vernichtet, ganze große Landschaften lagen unbebaut und wüst, weil es an Menschen fehlte, sie zu bearbeiten. Die entsetzlichen Gräuel, welche von der rohen Soldateska während des Krieges geübt wurden, sind von gleichzeitigen Schriftstellern, z. B. von Grimmelshausen und Moscherosch mit schreckenerregender Wahrheit geschildert worden, viele Chroniken oder sonstige Aufzeichnungen liefern einzelne Züge von so wilder Grausamkeit, daß man sich kaum entschließen kann, an deren Wahrheit zu glauben. Noch verderblicher wirkte der Krieg dadurch, daß Rohheit und Sittenlosigkeit in alle Stände und Klassen des Volkes drang und dasselbe in seinem innersten Wesen vergiftete. Als traurigste Folge des unseligen Kriegs erscheint aber das vollständige Absterben des Nationalgefühls und der nationalen Thatkraft. Das Volk hatte sich nach und nach daran gewöhnt, seine Angelegenheiten durch fremden Einfluß geleitet, durch fremde Heere ausgekämpft zu sehen, während es auf der andern Seite die nationale Einheit ganz vergessen hatte. Der westphälische Friede trug durch die Ertheilung der Souveränetät an die Reichsfürsten, welche sogar das Recht erhielten, selbstständig Krieg zu führen, zur Vernichtung des Nationalbewußtseins wesentlich bei, und es konnte dasselbe durch die späteren Kriege um so weniger wieder belebt werden, als diese meistens unglücklich ausfielen und sie zudem nicht als Kriege des Reiches, sondern nur als Fehden einzelner Fürsten erschienen. Es konnte nicht fehlen, daß Deutschland unter solchen Verhältnissen bei seinen mächtigen Nachbarn in gränzenlose Verachtung fiel und auf das Empörendste mißhandelt wurde, wie sich denn Ludwig XIV. erlauben durfte, die Reichsstadt Straßburg mitten im Frieden wegzunehmen, ohne daß auch nur der leiseste Versuch gewagt wurde, ihn dafür zu züchtigen.

Doch hätte der dreißigjährige Krieg allein diese unseligen Wirkungen nicht hervorbringen können, wenn sie nicht schon mannigfach vorbereitet gewesen wären. Die Zustände vor dem Krieg waren schon so trostlos, als nur möglich. Die Reformation hatte das Volksleben theils geknickt, theils einseitig auf die religiösen Verhältnisse beschränkt; die Fürsten hatten ihre Macht nicht bloß dem Reich, sondern namentlich auch dem Volke gegenüber immer mehr erweitert. Ihre übertriebenen Ansichten von ihrer Macht wurden einerseits von den Theologen durch die Bibel geheiligt, andrerseits von den Juristen durch das römische Recht begründet; und da die Kaiser zu ohnmächtig waren, sich des Volkes anzunehmen, sie auch wohl um so weniger geneigt sein mochten, es zu thun, als sie in ihren Erblanden gerade so verfuhren, wie die übrigen Fürsten, so wurden die ererbten und verbrieften Freiheiten des Volks von Tag zu Tag mehr eingeschränkt und dasselbe mit gränzenloser Härte und Willkür behandelt, wodurch dessen Lebenskraft vollends gebrochen wurde. In kirchlicher Beziehung war bei den Protestanten die traurigste Erstarrung eingetreten, welche mit rücksichtsloser Hartnäckigkeit am Buchstaben hielt und jede von demselben sich entfernende Ansicht, namentlich aber die Calvinisten mit einer Wuth verfolgte, die an die Inquisition erinnerte, wie es denn sogar auch nicht an Hinrichtungen fehlte. In den katholischen Ländern hatten sich die Jesuiten, vor welchen Fischart so eindringlich gewarnt hatte, der höhern Erziehung bemächtigt und an den Höfen der meisten Fürsten als Beichtväter und Erzieher unseligen Einfluß gewonnen. Endlich waren die Gelehrten in pedantische Steifheit versunken, oder wirkten durch ihre Reisen ins Ausland verderblich, und führten jene Nachahmungssucht herbei, welche im vorliegenden Zeitraum das Verderben des Volkes, der Sprache und der Literatur wurde. Auf den Universitäten waltete der engherzigste Geist, der die Wissenschaft in todte Formeln einschränkte und sie aller belebenden Wirksamkeit beraubte. Die Schulen, welche durch Luthers Einfluß eine Zeitlang zu erfreulicher Höhe gebracht worden waren, sanken immer tiefer und wurden zudem oft kaum besucht, wodurch das Volk immer mehr verwilderte, zudem es auch in der Kirche nur herzlose Polemik oder unfruchtbare Gelehrsamkeit, selten oder nie wahre Erhebung fand. Es mußte aber um so tiefer sinken, als es durch die Reformation seiner Sagenwelt und poetischen Regsamkeit beraubt worden war, bei welcher es früher auch in den Zeiten der herbsten Noth Trost und Ermuthigung gefunden hatte.

So waren schon im Anfange des Zeitraums die Zustände durchaus trostlos, und das heimatliche Leben bot keine einzige Seite dar, aus welcher sich neue Kraft hätte schöpfen lassen. Es war daher

beinahe eine natürliche Folge dieſer Verhältniſſe, daß die Beſſeren in der Fremde ſuchten, was ihnen das Vaterland nicht gewähren konnte. Namentlich war es das benachbarte Frankreich, nach welchem man die Blicke wandte, da ſich dort ſchon eine literariſche Rührigkeit zu entwickeln begann, welche den Gegenſatz zu der ſteifen Geſchmackloſigkeit, wie ſie in Deutſchland herrſchte, noch lebendiger hervortreten ließ. Es wirkten übrigens mancherlei Verhältniſſe, um den Einfluß der franzöſiſchen Bildung und Literatur in Deutſchland zu begründen. Außer den ſchon berührten Reiſen einzelner Gelehrten, welche allein einen ſo mächtigen Umſchwung nicht hätten hervorbringen können, wirkte zunächſt und vornämlich das Eindringen des Calvinismus in mehrere deutſche Länder auf die Verbreitung franzöſiſcher Bildung namentlich und zuerſt an den Höfen, dann auch bei dem Adel und den höheren Ständen überhaupt. Es gewann endlich dieſer Einfluß eine noch größere Ausdehnung dadurch, daß Tauſende von franzöſiſchen Proteſtanten die Heimat verließen und in verſchiedenen Ländern Deutſchlands eine Zuflucht vor den grauſamen Verfolgungen ihrer katholiſchen Mitbürger ſuchten und fanden. Mit dem Vaterland hatten ſie keineswegs die vaterländiſche Geſinnung verloren, ſondern hielten vielmehr um ſo treuer und feſter an der heimatlichen Sprache und Bildung, mit welcher ſie ihre neuen Umgebungen in reichem Maße bekannt zu machen ſuchten. War auf dieſe Weiſe der Einfluß der franzöſiſchen Bildung zum Theil ſchon vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges feſtbegründet, ſo mußte er in Folge deſſelben noch entſchiedener werden zunächſt durch das längere Verweilen franzöſiſcher Heere auf deutſchem Boden, namentlich aber dadurch, daß Frankreich einen mächtigen politiſchen Einfluß gewann, der ſich auch nach dem weſtphäliſchen Frieden noch geltend machte und unter Ludwig XIV. ſogar ganz niederdrückend auf Deutſchland laſtete.

Es waren, wie ſich aus dem Obigen von ſelbſt ergibt, vorzüglich proteſtantiſche Länder, in denen der Einfluß der franzöſiſchen Sprache und Bildung ſo mächtig wurde, die katholiſchen blieben von demſelben beinahe ganz unberührt; dagegen öffneten ſie ſich bei ihren vielfachen Beziehungen zu Italien und Spanien dem Einfluſſe der Literatur dieſer Länder, und wenn weder die italieniſche noch die ſpaniſche Sprache bei ihnen und durch ſie im übrigen Deutſchland eine ſo überwiegende Herrſchaft gewann, wie die franzöſiſche, ſo kam es vornämlich daher, daß in den katholiſchen Ländern überhaupt noch viel weniger geiſtige Rührigkeit zu finden war, als in den proteſtantiſchen, auf welche, wie in dem vorigen Zeitraume, ſo auch in dem vorliegenden, das geiſtige Leben beinahe ausſchließlich beſchränkt war. Weil die katholiſchen Länder auf dieſe Weiſe dem fremden Einfluß weniger anheim fielen, ſo hätte dies ſpäter zu großem Heil werden, es hätte ſich dort der Keim zu einem neuen, volksthümlichen Aufſchwung anſetzen können; allein es fielen dieſe Länder, namentlich aber die bedeutendſten, Oeſtreich und Bayern, ſo ſehr dem verderblichen Einfluß des Jeſuitismus anheim, es wurde durch dieſen nach und nach alles geiſtige Leben ſo vollkommen erſtickt, daß ſie ſpäter, als jener Einfluß mehr oder weniger überwunden wurde, nicht mehr im Stande waren, ſich aus ſich heraus zu entwickeln, ſondern ſich an das proteſtantiſche Deutſchland anſchließen und ſich deſſen Bildung aneignen mußten.

Der Einfluß der fremden und namentlich der franzöſiſchen Literatur machte ſich zunächſt bei den höheren Ständen geltend; die Höfe fingen an, ſich ausſchließlich der franzöſiſchen Sprache zu bedienen, und, wie früher ſchon die Gelehrten, ihre Mutterſprache zu verachten. Hatten dieſe ſchon im vorigen Jahrhundert dieſelbe durch Einmiſchung lateiniſcher Wörter zu verunſtalten angefangen, ſo begannen die Vornehmen, ſie durch den Gebrauch franzöſiſcher Redensarten zu verderben, was ſich ſchon früh in der Kanzleiſprache zeigte, welche nach und nach eine ganz abſchreckende Geſtalt gewann, während ſie, wie wir wiſſen, früher zu ſo erfreulicher Ausbildung gelangt war, daß Luther ſie mit zur Grundlage ſeiner Darſtellung genommen hatte. Nebſtdem hatten, wie heut zu Tage, ſo auch damals, die Zeitungsſchreiber großen Antheil an der Verſchlechterung der Sprache*). Dadurch verbreitete ſich das Verderben über immer größere Kreiſe, und erreichte allmählich eine ſolche Höhe, daß man wohl behaupten kann, die Sprache ſei vollkommen vernichtet geweſen. Auch ſind die meiſten Schriftſteller der Zeit voll von Klagen über die entſetzliche Herabwürdigung, welche der ſchönen Mutterſprache widerfuhr**). Da ſich ſpäter Gelegenheit finden wird, die Anſichten der genannten Schriftſteller über den berührten Gegenſtand genauer zu erwähnen, ſo führen wir hier nur Ein Beiſpiel an, das die Allgemeinheit des Verderbens in Kürze recht lebhaft darſtellt; es findet ſich in der Vorrede zum „Spiegel menſchlichen Lebens" von Joh. Fabricius von Hilden, einem Berner Arzte, wo es heißt: „Vnſere teutſche Sprach iſt nicht dergeſtalt arm vnd bawfällig, wie ſie etliche naßweiſe nunmehr machen, die ſie mit Frantzöſiſchen und Italiäniſchen pletzen alſo flicken, daß ſie auch nicht ein kleines Briefflein fortſchicken, es ſeye denn mit andren Sprachen dermaſſen durchſpickt, daß einer, der es will verſtehen, faſt in allen Sprachen der Chriſtenheit bedörfft erkantnuß haben, zu groſſer ſchande vnd nachtheil vnſerer teutſchen Sprach, die in jhr ſolch vollkommenheit hat, daß ſie auch alles, was da könnte fürfallen, gar wol kan andeuten vnd verſtändlich gnug ohne zuthuen anderer Sprachen zu verſtehen geben."

Es blieb übrigens nicht bei dieſen Klagen, man ſuchte dem Uebel auch auf mancherlei Weiſe entgegen-

*) „Der Sprach-Verderber (dies iſt der Titel eines damals erſchienenen Buchs, das wir leider nicht kennen) iſt nicht ohne Vrſach auch vber die Zeitung-Schreiber entrüſtet, daß ſie ſo vngezwungen vnd vngetrungen die teutſche Sprach muthwilliger weiß verderben. Dann, lieber, wem ſchreiben ſie die Zeitungen zu leſen? Nicht den Frantzoſen, dann ſie das Teutſche, ſo darinnen, in jhrer Sprach nit leiden, maſſen jhnen alle Zeitungen gantz Frantzöſiſch ſeyn müſſen, nicht den Italiänern, nicht den Spaniern, ſondern es geſchicht dem edelichen Teutſchen zu lieb! Aber was iſt das, da ſo viel Frantzöſiſch, Italiäniſch, Spaniſch darinnen, daß ſolches kein Teutſcher verſtehen kan, vnd iſt gewiß, welcher nicht auch in Frantzöſiſchem oder Italiäniſchem weis, daß derſelb kein Zeitung Verſtehen kan." (Der Teutſchen Sprach Ehren-Krantz, von Cheelen, d. i. J. H. Schill. Straßb. 1644. S. 337.) Nur die Frankfurter halbjährige Zeitung machte eine rühmenswerthe Ausnahme. (Ebend. S. 312 u. 338.)

**) So früher ſchon Lehmann, Tſchudi und Stumpf; ſpäter Opitz, Zinkgref, Laurenberg, Rachel, Moſcherosch, Geimmelshauſen, Glaſius, Harsdörfer, Scherffer, der Straßburger Profeſſor Beenegger, Schottel und viele Andre.

zusteuern, und zu diesem Zwecke namentlich wurden die Sprachgesellschaften gegründet; aber wie wenig dieselben im Ganzen fruchteten, geht schon daraus hervor, daß sich jene Klagen über das Verderben der Sprache und der Literatur den ganzen Zeitraum hindurch von Opitz an bis herab zu Neukirch wiederholen. So gering aber auch ihr Nutzen und so einseitig, ja zweckwidrig ihre Bemühungen zum größten Theile waren, so haben sie doch eine wenigstens äußerliche Bedeutung namentlich dadurch gewonnen, daß die meisten und einflußreichsten Schriftsteller der Zeit mehr oder weniger thätigen Antheil an ihnen nahmen, weshalb eine genauere Erwähnung derselben nöthig erscheint.

Der erste Verein, welcher mit dem Zwecke gestiftet wurde, dem Verderben der Sprache entgegen zu arbeiten, ist die Fruchtbringende Gesellschaft oder der Palmenorden, welcher nicht nur das Vorbild aller späteren Vereine der Art wurde, sondern auch unter allen die größte Wichtigkeit erlangte. Derselbe wurde am 24. Aug. 1617 bei einer Versammlung mehrerer Fürsten auf dem Schlosse Hornstein in Weimar auf Anregung des Weimarischen Geheimeraths und Hofmarschalls Kaspar von Teutleben gestiftet, welcher auf einer Reise durch Italien die für Ausbildung der Sprache und Poesie gegründeten Akademien hatte kennen lernen, nach deren Vorbild auch der neue Verein eingerichtet werden sollte. Sein Vorschlag fand lebhaften Anklang und wurde unter vorzüglicher Theilnahme des Fürsten Ludwig von Anhalt sogleich zur Ausführung gebracht. Der Verein wurde zur Bezeichnung seines Strebens „Fruchtbringende Gesellschaft" genannt, zum Symbol (Gemälde) ward der indianische Palmbaum und zum Wort der Sinnspruch „Alles zu Nutzen" gewählt. Als Zweck stellte man ausdrücklich auf, „die hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stand ohne Einmischung fremder Wörter aufs Möglichste und Thunlichste zu erhalten, und sich sowohl der besten Aussprache im Reden, als auch der reinsten Art im Schreiben und Dichten zu befleißigen". Jedes Mitglied sollte einen entsprechenden Namen, Symbol und Wort wählen und an einem sittich grünen seidenen Band den Gesellschaftsorden tragen. Kaspar von Teutleben wurde zum ersten Oberhaupte des Vereins gewählt; er nannte sich der „Mehlreiche"*). Bald schon und noch vor dem Tode Teutledens war Fürst Ludwig der Mittelpunkt und die Seele der Gesellschaft, wie er denn auch deren zweites Oberhaupt wurde. Ihrer ganzen Anlage nach war die Fruchtbringende Gesellschaft nur ein Verein vornehmer Personen**), welche an den Zweck wohl nur bei ihren Zusammenkünften dachten, daher sie im Privatverkehr, ja sogar in Angelegenheiten des Ordens in der allgemein gebräuchlichen Mischsprache oder selbst französisch schrieben. Im J. 1620 stand der Verein schon in so hohem Rufe, daß man sich zu ihm drängte, aber freilich nur äußerer Zwecke wegen, namentlich wohl um mit den fürstlichen Mitgliedern in genauere Verbindung zu treten. Doch blieb der Palmenorden nicht ganz ohne Wirkung. Die erste Frucht, die aus seinem Schooße hervorging, war die Uebersetzung eines französischen Gedichts: „Die Zweite Woche, von Wilhelm von Saluste", durch Tobias Hübner in Dessau (er hieß im Orden der „Nutzbare" und war das erste bürgerliche Mitglied desselben), welcher das Original in reine deutsche Reime zu bringen, und dieselben den französischen an Maß, Cäsur, Endungen, ja Sylben durchaus gleich zu machen suchte, wie er denn später auf den Ruhm Anspruch machte, noch vor Opitz Alexandriner geschrieben zu haben. Diesem Werke ließ er bald einige andere Gedichte folgen, welche aber eben so wenig Werth haben, als Fürst Ludwigs gereimte „Reisebeschreibung", oder dessen Verse auf die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft. Eine Hauptbeschäftigung des Ordens war schon damals, deutsche Wörter für fremde Ausdrücke zu suchen, so wie auch eine vernünftigere Ortbographie festzustellen, woran namentlich Fürst Ludwig lebhaften Antheil nahm. Die „Teutsche Rechtschreibung" (Halle 1645), welche unter dem Namen des Rektors Christian Gueintz erschien, war eigentlich aus den Verhandlungen der Gesellschaft über diesen Gegenstand hervorgegangen, daher auch die Mitglieder auf die darin festgestellten Gesetze gleichsam verpflichtet wurden; und es ist nicht zu läugnen, daß dieses Buch, so viel Willkürliches und Widersprechendes es auch enthielt, dennoch gute Wirkung auch in weiteren Kreisen hatte. Außerdem machte sich der Verein durch Unterstützung ähnlicher Unternehmungen, z. B. der verdienstvollen Arbeiten Schottels über die deutsche Sprache, verdient; aber im Ganzen war er viel zu sehr auf das Aeußerliche gerichtet und verfiel zu sehr in Spielereien, als daß Großes hätte geleistet werden können. Er zeigte eigentlich nur so lange einige Lebenskraft, als Fürst Ludwig ihm vorstand; nach dessen Tode versank er immer mehr, und als das vierte Oberhaupt, Herzog August von Sachsen, Erzbischof von Magdeburg, im J. 1680 starb, dachte man nicht mehr daran, einen neuen Vorstand zu wählen, so daß der Orden von selbst erlosch. Doch ist das eigentliche Verdienst der Fruchtbringenden Gesellschaft nicht in dem zu suchen, was sie leistete und hervorbrachte, sondern darin, daß sie die höheren Stände für die Sache der deutschen Nationalität, der deutschen Sprache und Dichtkunst zu gewinnen suchte, was ihr zwar nur in sehr beschränktem Maße gelang, aber doch wenigstens die glückliche Folge hatte, daß man auf die Erzeugnisse der nun in großer Zahl auftauchenden Dichter aufmerksam wurde und jeder derselben leicht einen hochadeligen oder gar fürstlichen Beschützer fand, dem er seine Dichtungen widmete, wodurch er sich allerdings Eingang in weitere Kreise verschaffte. Uebrigens war das Verhältniß der Dichter und Gelehrten zu den Fürsten und zu dem Adel auch am Anfange des Zeitraums immer nur sehr untergeordnet. Wenn sie an den Höfen und in den adeligen Schlössern Zutritt fanden, so hatten sie dies mehr der Mode zu verdanken, als daß sie wirk-

*) Die übrigen Mitstifter waren Fürst Ludwig von Anhalt (der Nährende), Joh. Ernst, Herz. zu Weimar (der Kämmling), Friedrich, Herzog zu Weimar (der Hofsende), Wilhelm, Herz. zu Weimar (der Schmackhafte), Ludwig der Jüngere, Fürst zu Anhalt (der Saftige), Christoph von Krosigk, Hofmarschall zu Dessau (der Wohlbekommende) und Bernhardt von Krosigk (der Reinliche).

**) Von 1617 bis 1668 sind 1 König, 3 Kurfürsten, 49 Herzoge, 4 Markgrafen, 10 Landgrafen, 8 Pfalzgrafen, 19 Fürsten, 60 Grafen, 35 Freiherrn, 450 Edelleute und 150 Nichtadelige aufgenommen, von denen weitaus die meisten höhere Staatsbeamte oder Offiziere und höchstens 20—30 Schriftsteller waren. Erst in der letzten Zeit wurde eine größere Zahl von Personen bürgerlichen Standes aufgenommen.

lich Anerkennung genoſſen hätten; wirklicher Achtung erfreuten ſich nur Wenige. Noch trauriger ſah es in der zweiten Hälfte des Zeitraums in dieſer Beziehung aus. Ein adeliger Dichter dieſer Zeit, der Lauſitzer Edelmann Aug. Adolf v. Haugwitz, ſagt in der lateiniſchen Vorrede zu ſeinem „Poetiſchen Vortrab" (Prodromus poeticus), der Leſer würde ſich billig wundern, wenn er ſeinen Stand kenne, daß er zu ſolchen eines Edelmanns unwürdigen Poſſen herabgeſtiegen ſei, und in der That ſei er mit einem Geiſte begabt, der ihn zu größeren und ſeines Standes würdigeren Dingen befähige; doch, fügt er dann zu ſeiner Entſchuldigung bei, hätten ſich ſchon Edlere, als er, ja ſelbſt Könige und Fürſten mit Poeſie beſchäftigt, und zudem ſeien ſeine Dichtungen rein aus der Natur hervorgegangen und er habe keineswegs ſo viel Zeit daran gewendet, daß man ihn deshalb billiger Weiſe tadeln könnte. Und in der deutſchen Vorrede erklärt er des Ferneren, er habe ſich der Poeſie niemals anders, als andre hohe Gemüther vor ihm gethan, nämlich nur „zur Ergetz- und Erquickung des Gemüths" bedient. Dieſe Entſchuldigung erhält aber durch eine weitere Bemerkung ihre rechte Bedeutung, in welcher er mit nackten Worten ſagt, daß die deutſche Poeſie in eine „durchgehende Verachtung" gefallen ſei. Es darf daher auf die Theilnahme des Adels an den neuen Beſtrebungen kein ſo großes Gewicht gelegt werden, als es wohl geſchehen iſt; ſie war nur vorübergehend, und mehr äußerlicher Natur, als wirklich eingreifend und beſtimmend.

Noch weniger, als der Palmenorden, leiſteten die übrigen Geſellſchaften, welche nach deſſen Vorbild geſtiftet wurden; wir können uns daher über dieſelben auch kürzer faſſen.

Die erſte Nachahmung der Fruchtbringenden Geſellſchaft war die „Aufrichtige Tannengeſellſchaft", welche im J. 1633 in Straßburg von Jeſaias Rumpler von Löwenhalt unter Mitwirkung von Joh. Matthias Schneuber geſtiftet wurde. Auch dieſe hatte zum Zwecke, die Reinheit der Mutterſprache zu wahren, aber wenn ſie zum Theil im Gegenſatz zum Palmenorden entſtand und den Weg beſtritt, den derſelbe zur Erreichung ſeines Zwecks eingeſchlagen hatte, ſo verfiel ſie in noch größere Seltſamkeiten, ſchlug eine Orthographie vor, die eben ſo willkürlich als abgeſchmackt war, und zeigte ſich eben ſo geſchmacklos in den neuen Wortbildungen, die ſie zur Verdrängung der fremden Wörter vorſchlug oder gebrauchte. Da ſie keinen äußeren Halt an vornehmen und einflußreichen Mitgliedern hatte, wie der Palmenorden, und ihre Leiſtungen ſo ganz unerquicklich und unfruchtbar waren, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß ſie ſich bald und ganz unbemerkt auflöſte.

Größeres Aufſehen machte die „Deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft", welche im J. 1643 zu Hamburg von Philipp von Zeſen und Dietrich Peterſen geſtiftet wurde und ſich bis zum J. 1705 erhielt. Schon im folgenden Jahre wurde ſie ſo zahlreich, daß ſie ſich in vier beſondere Zünfte (die Roſen-, Lilien-, Nelken- und Rautenzunft) theilen mußte. Natürlich durften auch bei ihr die äußeren Spielereien nicht fehlen; der geſammte Orden und jede einzelne Zunft hatte ein Sinnbild, die Mitglieder führten beſondere Zunftnamen, welche ihre beſondre Eigenſchaft bezeichnen ſollten (ſo hieß Zeſen der „Färtige"). Auch dieſer Verein hatte zum hauptſächlichſten Zweck, die deutſche Sprache in ihrer Reinheit zu erhalten und zugleich eine zweckmäßigere Orthographie herzuſtellen. Der Stifter, Zeſen, war die Seele der Geſellſchaft, welcher er auch ſeine ganze phantaſtiſche Eigenthümlichkeit aufdrückte. Ihm war es nicht genug, die damals in die Sprache eingedrungenen fremden Wörter auszumerzen, er wollte auch ſogar diejenigen beſeitigt wiſſen, welche ſchon ſeit Jahrhunderten in die Sprache aufgenommen worden waren, und nicht bloß von den Gelehrten, ſondern ſelbſt von dem Volke gebraucht wurden, und von ihm deutſche Formen und deutſche Betonung erhalten hatten. Dieſer Uebertreibung ging die willkürliche und geſchmackloſe Weiſe zur Seite, mit welcher er ſeine neuen Wörter bildete, ſo daß er bald genug Widerſprüche aller Art und von den verſchiedenſten Seiten erfuhr, und ſeine Beſtrebungen bald nur durch die Waffen des Lächerlichen bekämpft wurden (ſo war es gewöhnlich, die „Genoſſenſchaft" ſpöttiſch die „Geſchoſſenſchaft" zu nennen). Es wurde vor Allem der ganz richtige Einwurf gemacht, daß man die neuen Wörter noch viel weniger verſtehe, als die fremden Ausdrücke, z. B. von Schupp in ſeinem „Deutſchen Lehrmeiſter" (S. 892 ff.), und man hätte noch hinzufügen können, daß ſeine neuen Wörter, bei denen er weder die Geſetze der deutſchen Wortbildung, noch der deutſchen Betonung befolgte, den Rhythmus der Rede eben ſo entſchieden zerſtörten, als es die fremden Wörter nur je thun konnten. Dieſe Uebertreibung und die bis an den Unſinn gränzende Lächerlichkeit ſeiner Wortbildungen*) konnten nicht verfehlen, einen ganz entgegengeſetzten Eindruck hervorzubringen, und beſonders bei den höhern Ständen die Liebe zur Sprachmengerei nur noch tiefer zu begründen. Es ſcheint leider ein Erbfehler der Deutſchen zu ſein, die verſtändigen Beſtrebungen ſtets in das Uebermäßige hinüber zu ſpielen und ſie dadurch in der Wurzel zu tödten, wie auch die neuere Zeit in Sprache und Politik Beweiſe genug liefert.

Ein weiterer Schößling des Palmenordens war die „Geſellſchaft der Hirten an der Pegnitz" oder des „gekrönten Hirten- und Blumenordens", der im Jahre 1644 von Georg Philipp Harsdörfer und Joh. Klaj zu Nürnberg geſtiftet wurde. In der äußern Einrichtung wurde der Palmenorden beinahe in allen Dingen nachgeahmt. Das Sinnbild des neuen Ordens war die Pansflöte, zu welcher ſpäter noch die Paſſionsblume hinzugefügt wurde; der Sinnſpruch hieß ganz bezeichnend: „Mit Nutzen erfreulich!" doch wurde er ſpäter mit Rückſicht auf das Sinnbild mit dem Spruch: „Alle zu einem Thon einſtimmig!" vertauſcht. Jedes Mitglied hatte ebenfalls ein eigenes Sinnbild und zwar eine Blume, ſo wie einen Geſellſchaftsnamen, meiſtens griechiſche oder italieniſche Schäfernamen. Dies führte freilich zu mancher Verirrung und Spielerei: ſo wurde ein Irr-Hain angelegt, wo die Geſellſchaft zuweilen zuſammenkam, und in welchem

*) Viele dieſer Wortbildungen, z. B. Dach-Naſe (Feuermauer), Schieß-Prügel (Muskete), Sattel-Puffert (Piſtole) u. ſ. w. waren ihm freilich aufgedrungen, oder von übertreibenden Nachahmern gebildet worden, wie er ſich denn ſelbſt dagegen verwahrt; aber auch viele von denen, welche jedenfalls von ihm herrühren, ſind in keiner Weiſe zu entſchuldigen, z. B. Luſtinne (Venus), Blühminne (Flora), Schamminne (Aphrodite) u. ſ. w.

jedes Mitglied sich eine eigene Hütte durfte erbauen lassen. Einer der ersten Zwecke des Vereins war, wie bei den übrigen, für die Reinheit der Muttersprache zu wirken; aber, um den Verirrungen Zesens und seiner Genossen sogleich vorzubeugen, wurde festgesetzt, „es solle sich ein jeder der neuen unbekannten Wörter, der wunderbaren und widrigen Zusammenfügungen" enthalten. Der Blumenorden verband aber auch den weiteren Zweck, die deutsche Dichtkunst praktisch zu fördern, und deshalb wurde ausdrücklich verlangt, daß jedes Mitgiied „mit nützlicher Ausübung, reinen und zierlichen Reim-Gedichten und klugen Erfindungen emsig wolle bedienet und bemühet sein". Die Gesellschaft der „Pegnitz-Schäfer", wie sie sich auch nannte, griff daher auch entschiedener in die Entwickelung der poetischen Literatur ein, als die andern Vereine; wir werden daher später auf sie zurückkommen müssen. Wir erwähnen nur noch, daß die meisten Mitglieder und besonders die einflußreichen Gelehrten bürgerlichen Standes waren, wodurch sich der Verein auch wesentlich von der fruchtbringenden Gesellschaft unterscheidet, wie auch darin, daß die bedeutenderen Mitglieder des Blumenordens meistens wirklich als solche und im Sinne der Gesellschaft zu wirken suchten, was bei den Mitgliedern des Palmbaums keineswegs der Fall war, da die berühmtesten derselben erst in den Verein aufgenommen wurden, nachdem sie schon bedeutend und einflußreich geworden waren, z. B. Opitz, Buchner, Gryphius, Logau, Moscherosch, Olearius u. a. m. Unter den Pegnitzschäfern sind außer den beiden Stiftern Harsdörfer (mit seinem Ordensnamen Strephon) und Claj (Clajus), Siegm. von Birken (Floridan), Omeis (Damon), der als Bibliograph berühmte Panzer (Theophob) und der Geschichtschreiber des Ordens Heerdegen (Amarantes) bekannt geworden. Außerdem waren übrigens noch manche Andere Mitglieder der Gesellschaft, welche ihre hauptsächliche Thätigkeit jedoch irgend einem andern Vereine ähnlicher Art widmeten. Obgleich die Wirksamkeit des Blumenordens nicht über das 17. Jahrh. oder den Anfang des 18. hinausgeht, so erhielt sich derselbe doch bis auf den heutigen Tag, freilich in bescheidener Stille und nur in den nächsten Umgebungen als ein heiterer und gemüthlicher Verein gebildeter Männer bekannt.

Als die Fruchtbringende Gesellschaft schon ihrem Absterben entgegenging, stiftete Johann Rist zu Pinneberg in Holstein im J. 1656 den Elbschwanen-Orden, welcher übrigens nur eine ganz verunglückte Nachahmung der Fruchtbringenden Gesellschaft war, und vor Allem die Spielereien mit Ordenszeichen und Gesellschaftsnamen nachäffte. Der ausgesprochene Zweck des Vereins war ebenfalls, die Muttersprache vorzüglich durch Werke der Dichtkunst weiter zu bilden, allein da er sich von vorn herein durch die Aufstellung einer seltsamen Orthographie lächerlich machte, und die Dichtungen der Mitglieder nur stets neuen Stoff zu Spott und Verhöhnung gaben, so ging er auch nach dem Tode seines Stifters sogleich wieder ein, dessen unbegränzter Eitelkeit er seinen Ursprung zu verdanken hatte*).

Die Ueberzeugung, die sich je länger je mehr aufdrängte, daß die bestehenden Gesellschaften ihrem Zwecke nicht entsprächen, mußte zur Einsicht führen, daß das Hauptgebrechen jener Vereine in der fehlerhaften Einrichtung liege, bei welcher über den sich vordrängenden Aeußerlichkeiten und Spielereien der eigentliche Zweck vergessen wurde. Deshalb wollte schon der auch als Dichter bekannte Joh. Ludwig Prasch um das J. 1680 einen neuen Verein unter dem Namen „Teutschliebende Gesellschaft" gründen, deren Entwurf er auch schon verbreitete. Wir erwähnen denselben nicht allein, weil der Verfasser die Mängel der früheren Vereine klar ausspricht, sondern weil der Plan wirklich gut und vielversprechend war, so daß wir allerdings bedauern müssen, daß der Verein nicht zu Stande gekommen ist. „Die bisherigen Gesellschaften haben wenig genützt," heißt es in dem Entwurf, „man hat aus fremden Sprachen verdeutscht und die heimischen Schätze liegen lassen, man hat durch ungewöhnliche Schreib- und Rede-Art glänzen wollen und zudem durch ganz äusserliche Gründe die bedeutungslosesten Mitglieder aufgenommen, daher es nicht zu verwundern ist, daß sich alle früheren Gesellschaften im betrübtesten Zustande befinden." Der neue Verein sollte im Gegensatz zu den älteren einen ganz fest ausgesprochenen Zweck haben, und sich bestimmte Arbeiten vorsetzen, durch welche der Sprache sowohl als der Dichtkunst in der That aufgeholfen werden könne. Vor Allem sei ein etymologisches Wörterbuch abzufassen, aus welchem sich ergebe, daß die griechische, latelnische, französische und italienische Sprache aus der deutschen abstammten, um die Herrlichkeit derselben außer allen Zweifel zu setzen; dann sollten Glossarien aller deutschen Mundarten verfertigt werden; insbesondere aber sei es Aufgabe des Vereins, die alten Denkmäler der Sprache und Kunst wieder aufzusuchen und sie in geeigneter Weise zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Dieses Alles könne aber nur durch Vereinigung Vieler erreicht werden, von denen Jeder einen besondern, seinen Kenntnissen angemessenen Zweig zur Bearbeitung übernehme. Schließlich wurde noch eine Reihe von besondern, zum Theil recht gut gewählten Aufgaben genannt, welche nach und nach erledigt werden sollten. Man sieht, daß Prasch, wenn er auch, durch den Zustand der Sprachkenntniß seiner Zeit verleitet, im Einzelnen unrichtige Ansichten hatte, doch im Ganzen auf dem rechten Wege war, und es darf angenommen werden, daß sogar jenes etymologische Wörterbuch, so fehlerhaft die Ansicht war, auf welcher es gegründet werden sollte, großen Nutzen gebabt und mannigfaltige Früchte getragen baben würde.

Wir würden Praschens Entwurf übrigens eben so wenig erwähnen, als den Plan des Eisenacher Gelehrten Christian Franz Paullini, der 1692 einen „belorbeerten Tauben-Orden", oder des Dresdner Advokaten Caspar Jung Michel, der 1645 einen „Leopold-Orden" oder endlich des Lehrers Joh. Augustin Egenolf in Grimma, der um 1700 eine

*) So verdankenswerth im Ganzen die Bestrebungen auch waren, eine regelmäßigere Orthographie zu begründen, so beachten die vielen neuen Systeme und Versuche nur um so heillosere Verirrung herver, und so wirft der Verfasser des Possenspiels „Der visierliche Exorcist" (Rappersw. 1673) die Schuld seiner fehlerhaften Orthographie geradezu auf die zahllosen Neuerungen, indem er sagt: „In der Schreibarth ist offt gefehlet, wenn man bey solcher Unrichtigkeit (da Biblisch, Ganzlewisch, Academisch, Fruchtbringend, Teutschgesint, Haesdorfferisch, Jesianisch, ja in der Menge der Schreiber jede Wurmerische Unrichtigkeit die Richtigkeit selbst in Irethum bringet) fehlen kan."

Gesellschaft für Reinheit der deutschen Sprache gründen wollte, wenn wir nicht glaubten, daß dessen Gedanken nicht ohne Einfluß auf einen späteren Verein gewesen ist, welcher eine nicht geringe Bedeutung erhielt. Dies ist die Leipziger „Deutsche Gesellschaft", welche im J. 1697 von dem bekannten Gelehrten Joh. Burchard Mencke gestiftet wurde. Diese hatte freilich zunächst nur den Zweck, ihren Mitgliedern Gelegenheit zu geben, sich in dichterischen Versuchen zu üben, und nannte sich deshalb und weil ihre meisten Mitglieder studirende Jünglinge aus Görlitz waren, die „Görlitzische poetische Gesellschaft", und später (1719) die „Teutschübende poetische Gesellschaft", als auch Jünglinge aus andern Theilen Deutschlands sich ihr anschlossen. Allein als Gottsched 1727 als Senior derselben ihre Seele wurde, entwickelte sie eine ganz neue Thätigkeit; und obgleich die Abfassung von Gedichten immer noch der gesetzlich ausgesprochene Zweck der Gesellschaft blieb, so wurde sie doch vorzugsweise zu den Untersuchungen geleitet, welche Prasch als Zweck seines beabsichtigten Vereins aufgestellt hatte, und es finden sich in der von der Leipziger Gesellschaft herausgegebenen Schrift: „Beyträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredtsamkeit" (Lpz. 1732—40. 8 Bde.) manche auch jetzt noch werthvolle oder interessante Abhandlungen namentlich über Sprache und ältere Literatur mitgetheilt. Der Leipziger Verein hatte auch noch das Verdienst, andere ähnliche Gesellschaften hervorzurufen, deren Wirksamkeit freilich, wie zum größten Theil auch die ihres Vorbildes, in den folgenden Zeitraum fällt, die wir aber der Vollständigkeit und Uebersicht wegen hier schon erwähnen. Es sind die „Deutschen Gesellschaften" in Jena (1728), in Greifswald (1740), in Göttingen (1740), in Königsberg (1741), in Helmstädt (1746) und in Berlin (1743), von denen letztere freilich lange Zeit nur auf dem Papier bestanden zu haben scheint und sich jedenfalls erst seit 1814 wirkliche Verdienste erworben hat.

So erfolglos die Bemühungen der Sprachgesellschaften im Ganzen auch waren, und so wenig sie die immer mehr um sich greifende Einmischung fremder Bestandtheile in die „deutsche Haupt- und Heidensprache" besiegen konnten, indem sowohl die höhern Stände in der mündlichen Rede, wie in ihren Briefen und andern schriftlichen Aufzeichnungen, als auch die Kanzleien in ihren Erlassen sich der abscheulichen Mischsprache bedienten; so hatten sie dagegen doch die glückliche Wirkung, daß sich die Sprache der Poesie vor dem Verderben frei erhielt. Doch ist dies zugleich auch einem andern höchst wichtigen Umstande zu verdanken. Wir erinnern uns, daß die neuhochdeutsche Sprache sich im vorigen Zeitraum nur in der Prosa entschieden festsetzte, nicht aber in der Poesie durchdrang, indem die meisten Dichter in ihrer besondern Mundart schrieben, oder diese doch in ihren Dichtungen noch so bedeutend hervorstach, daß die neue Sprachform nicht rein zur Erscheinung gelangen konnte. Erst am Anfang des vorliegenden Zeitraums wurde durch Opitzens Vorgang, wobei dieser freilich auch von den Sprachgesellschaften unterstützt wurde, die Sprache Luthers entschieden zur Sprache der Poesie erhoben, und je größer und sichtlicher die Vortheile waren, welche daraus erwuchsen, um so mehr fühlte man sich verpflichtet, sie in ihrer ganzen Reinheit zu bewahren. In der Poesie erschien das Neuhochdeutsche als eine neue Erwerbung, und eben der Reiz der Neuheit gab Kraft und Lust, dem Eindringen des fremden Einflusses zu widerstehen. Aber wenn sich die Poesie in Bezug auf die Sprache von demselben rein erhielt, so fiel sie ihm dagegen in anderer Weise vollständig anheim, indem sich die Dichter in Bezug auf Form und Stoff dem Auslande unbedingt in die Arme warfen. Wir haben gesehen, daß gegen das Ende des vorigen Zeitraums der Volksgesang sowohl als die Kunstdichtung vollkommen herabgesunken waren, und daß sie in ihrem damaligen Zustande vollständig verlassen werden mußten, wenn sich die Poesie wieder zu neuem Leben erheben sollte. Das einzige Mittel, welches zu erfreulichen Ergebnissen geführt hätte, wäre gewesen, auf die Blüthe der höfischen und noch besser der Volksdichtung im 12. und 13. Jahrh. zurückzugehen, und sich in ihr neue Lebenskraft zu schöpfen. Aber es war jene schöne Zeit so ganz aus dem Bewußtsein der höhern Stände und der Gelehrten verschwunden, es war durch die völlige Umgestaltung der Sprache, wie aller übrigen Verhältnisse, eine so große Kluft zwischen der alten und der neuen Zeit gezogen worden, daß sie nur durch lange und tiefeingreifende Studien wieder geebnet werden konnte. Zwar haben sich mehrere der hervorragendsten Dichter mit der älteren Literatur beschäftigt, und außer Opitz, der das sogenannte „Annolied" (I, 250) wieder aus der Vergessenheit hervorzog und in einer für jene Zeit sehr schätzenswerthen Ausgabe bekannt machte, haben auch Moscherosch, Harsdörffer, Klaj, Lauremberg, Neumark, J. H. Schill (S. v. S. 221), Roderthin, Hoffmannswaldau, Morhof und wohl noch Andere einzelne Dichter und Dichtungen der älteren Zeit gekannt*); aber es war eben nur Einzelnes, was sie kannten, so daß sie davon kaum tiefer berührt werden konnten, abgesehen davon, daß sie auch den offenen Sinn nicht mitbrachten, der für die lebendigere Aneignung nöthig gewesen wäre, da sie von der Zeitrichtung, die wir sogleich näher bezeichnen wollen, zu mächtig ergriffen waren.

Da somit weder die Gegenwart einen Anhaltepunkt darbot, von welchem aus die Poesie eine neue Entwickelung hätte beginnen können, noch die Möglichkeit gegeben war, an die ältere Zeit anzuknüpfen, so blieb kein anderes Mittel übrig, als sich an das Ausland anzuschließen, namentlich und zunächst an die Franzosen, deren Literatur seit Franz I. eine neue, auf Nachahmung des classischen Alterthums beruhende Richtung eingeschlagen hatte, die hauptsächlich durch Ronsard zu fester Ausbildung gelangt war. Daß dieses Anschließen an das Ausland schon gegen das Ende des vorigen Zeitraums bemerkbar wurde, ist schon oben (S. 6) erwähnt worden; während diese Nachahmung aber damals nur von einzelnen Dichtern ausging, wurde sie jetzt der allgemeine Charakter der Zeit, was nicht nur aus den eben angegebenen Gründen, sondern auch aus den früheren Bemerkungen über den Einfluß der französischen Bildung überhaupt erklärlich wird. Denn die Dichter wurden von dem Strom der Zeitrichtung unwiderstehlich fortgerissen, und so traurig

*) Und wahrscheinlich hatten sie diese Kenntnisse nur aus Goldast's verdienstvoller Auswahl aus den Minnesingern (Paraenetica, Insulae 1604) geschöpft, welchem der Ruhm gebührt, zuerst wieder auf die ältere Literatur aufmerksam gemacht zu haben.

das Bekenntniß auch iſt, daß von nun an alles Nationelle in der Poeſie verſchwindet, ſo liegt vielleicht ein kleiner Troſt darin, daß die deutſche Kunſt bei den damaligen Zuſtänden gänzlich untergegangen wäre, wenn ſie nicht den damals einzig möglichen Weg eingeſchlagen hätte. Ja die franzöſiſche Literatur wurde ſpäter nochmals der Rettungsanker der unſrigen; denn als gegen das Ende des Zeitraums die neueren Italiener das Muſter und Vorbild der deutſchen Dichter wurden, was freilich Anfangs, wie ſich im Verlauf der Darſtellung zeigen wird, nicht ohne weſentliche Vortheile war, ſetzte ſich nach und nach ein ſo falſcher Geſchmack voll Uebertreibung und Unwahrheit feſt, daß alle beſſeren Elemente durch denſelben vernichtet worden wären, wenn nicht zur rechten Zeit ein Gegengift darin geſunden worden wäre, daß man ſich neuerdings der franzöſiſchen Literatur in die Arme warf, welche unterdeſſen durch die großen Perſönlichkeiten aus der Zeit Ludwigs XIV., namentlich durch Corneille, Racine, Moliere und Boileau zu einer hohen Stufe der Bildung gelangt war. So muß die vorliegende Periode im Ganzen als eine durchaus unglückliche bezeichnet werden, welcher alle Selbſtſtändigkeit und alles innere Leben abging, denn ſelbſt bedeutendere Erſcheinungen tragen, mit wenigen Ausnahmen, den allgemeinen Charakter der Nachahmung unverkennbar an ſich, weshalb ſie meiſtens auch nur in Bezug auf die Form von Werth ſind.

So traurig es im Ganzen mit der Poeſie ausſah, ſo ſtand es mit der Proſa noch viel ſchlimmer, und in dieſer Beziehung erſcheint der vorliegende Zeitraum als vollkommener Gegenſatz zum vorigen. Denn während im 16. Jahrh. die Sprache der Proſa durch Luther eine lebensvolle Geſtaltung gewann, die Sprache der Poeſie dagegen im Ganzen auf der früheren Stufe ſtehen blieb, ſo haben wir jetzt gerade das umgekehrte Verhältniß. Durch Opitz und ſeine unmittelbaren Nachfolger wurde die Sprache Luthers in ihrer ganzen Reinheit auch für die Poeſie gebraucht und ausgebildet. Dagegen konnte ſich die Proſa im Ganzen, welche gegen das Ende des vorigen Zeitraums ſo tief geſunken war, von ihrem Fall nicht wieder erholen, um ſo weniger, als ſie ſich, wie wir ſchon angedeutet haben, vor dem Eindringen der fremden Beſtandtheile nicht bewahren konnte; und ſelbſt einzelne bedeutende Erſcheinungen hatten keinen nachhaltigen Einfluß.

Aus den vorigen Bemerkungen erhellt ſchon, daß die Sprache ſowohl der Poeſie, als der Proſa entſchieden hochdeutſch war, und daß die Mundarten immer mehr zurücktraten. Dies war beſonders im Norden der Fall, wo das Niederdeutſche ſchon im vorigen Zeitraum immer mehr zurückgedrängt worden war, und jetzt nur noch in ſatiriſchen Dichtungen und Gelegenheitsgedichten ſcherzhaften Inhalts oder auch beim Luſtſpiele und der Oper, aber nur in einzelnen Scenen, erſcheint. Dagegen tritt im katholiſchen Süden die Mundart noch in ihrer ganzen Unbeholfenheit und Rohheit hervor, die ſelbſt ein reich begabter Mann, wie Jak. Balde (1603—1668), nicht überwinden konnte, ſo daß ſeine deutſchen Verſe ſowohl in der Form als in dem Inhalt nicht die geringſte Spur des poetiſchen Talents zeigen, das ſeine lateiniſchen Gedichte erfüllt, die zu den edelſten Erzeugniſſen der damaligen Zeit gehören. Wenn aber die Mundarten ganz zurücktraten, ſo erhielt das Hochdeutſche durch Aufnahme paſſender und ſchöner Wörter aus denſelben eine nicht geringe Bereicherung; daß es dagegen durch vielfache neue Wortbildungen eher verunſtaltet wurde, haben wir ſchon zu bemerken Gelegenheit gehabt.

Ehe wir zur Betrachtung der Leiſtungen im Gebiete der Poeſie und Proſa übergehen, haben wir noch einige Worte über den Zuſtand der Wiſſenſchaften hinzuzufügen. Wie ſchon vorübergehend berichtet worden iſt, waren die Schulen und Univerſitäten von der erfreulichen Stufe herabgeſunken, auf welche ſie durch die Bemühungen der Reformatoren wenigſtens in proteſtantiſchen Ländern gebracht worden waren; noch mehr zerfielen ſie in Folge des Kriegs, da ſich kaum eine Regierung mit ihnen befaßte. Die Volksſchulen gingen an vielen Orten ganz ein, viele Mittelſchulen hatten daſſelbe Schickſal; an denjenigen aber, die ſich in den Stürmen der Zeit erhielten, wurde der Unterricht meiſtens ſteif und pedantiſch betrieben, ſo daß die Zöglinge in der That weder für das Leben, noch für die Wiſſenſchaft herangebildet wurden. Auf den Univerſitäten ſah es nicht beſſer aus; die meiſten Lehrer waren ſteife Pedanten, welche ſich über die eingeübten Formeln ihrer Wiſſenſchaft nicht erheben konnten, dieſelbe in geiſttödtender Weiſe vortrugen und dem rohen, liederlichen Leben der Studenten mit Gleichgültigkeit zuſchauten. Am traurigſten ſah es mit der Theologie und Philoſophie aus; beide wurden gleich engherzig und geiſtlos betrieben, und die Theologen namentlich erſtickten durch die Tyrannei der übermäßigſten Orthodoxie allen Sinn für Fortbildung der Wiſſenſchaft und des geiſtigen Lebens. Doch zeigten ſich gerade hier, wenn auch ſpät, die erſten Regungen zum Beſſern. Namentlich wirkten Spener und die ſogenannten Pietiſten wohlthätig ein, indem ſie der trockenen und geiſtloſen Behandlung der Theologie eine gefühlvolle Auffaſſung der Religion entgegenſetzten; ſie brachten dadurch eine Bewegung hervor, welche die Geiſter aus langjährigem Todesſchlummer erweckten. Zwar verurſachten ſie ſpäter viel Unheil, weil ſie jede andre Form geiſtiger Regſamkeit verketzerten und verdammten; aber ihr erſtes Auftreten muß immerhin als glücklich und verdankenswerth erſcheinen. In anderer Weiſe und mit beinahe noch größerem Erfolge wirkte Thomaſius auf eine Beſſerung der Zuſtände, indem er es zuerſt wagte, die deutſche Sprache für Behandlung wiſſenſchaftlicher Gegenſtände zu gebrauchen, woraus der Wiſſenſchaft, wie der Sprache ſelbſt, unberechenbare Vortheile erwuchſen, da man wohl behaupten kann, daß die großartige Bewegung, welche im folgenden Zeitraum die deutſche Literatur auf eine ungeahnte Höhe brachte, ihren Grund in der eben ſo glücklichen, als kühnen Neuerung des trefflichen Mannes hatte.

So traurig es übrigens im Ganzen mit der Gelehrſamkeit ausſah, ſo ſind doch nicht wenige Männer zu nennen, welche in den verſchiedenſten Zweigen der Wiſſenſchaften Großes leiſteten, und welche dem deutſchen Namen ſelbſt im Auslande Ruhm und Ehre erwarben. An der Spitze derſelben ſteht der große Leibnitz, deſſen Name einen Wendepunkt in der Philoſophie bezeichnet, und der an Wolf einen Nachfolger hatte, welcher mit praktiſchem Blicke die Lehren ſeines Meiſters einem größeren Publikum zugänglich machte. In den mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften erwarben ſich der große Aſtronom Joh. Kepler aus dem Würtembergiſchen (1574—1639) und der Erfinder der Luft-

pumpe Otto von Guericke aus Magdeburg (1602—1686) unsterbliche Verdienste. In der klassischen Philologie erwarben sich durch Gelehrsamkeit und fleißige Forschungen, zum Theil auch durch geschmackvollere Behandlung der alten Schriftsteller Joh. Fr. Gronov (1611—1671), Joh. Freinshetm und Aug. Buchner, welche beide auch später wegen ihrer Leistungen im Gebiet der deutschen Poesie zu nennen sind, Franz Junius (1589—1677), Gruter (1560—1627), Grävius (1632—1703) und noch Andere große Verdienste. Goldast endlich 1576—1635), Franz Junius und Schilter (1632—1705) sind wegen ihrer Herausgabe alter Denkmäler der deutschen Literatur als die ersten Begründer der deutschen Philologie anzusehen.

Erster Abschnitt: Poesie.

Wir haben in den einleitenden Bemerkungen den Charakter der Poesie im 17. Jahrh. schon in seinen allgemeinen Zügen bezeichnet; es bleibt uns noch übrig, denselben näher zu begründen, und insbesondere die verschiedenen Richtungen genauer zu entwickeln, welche sich im Laufe der Zeit geltend machten.

Man bezeichnet die Poesie des 17. Jahrh. gewöhnlich als eine Poesie der Gelehrten, und mit vollem Recht; nicht bloß deswegen aber, weil die meisten Dichter der Zeit wirklich Gelehrte waren, sondern weil die Poesie zunächst ein Erzeugniß der gelehrten Beschäftigung war, an welcher die schaffende Phantasie keinen oder nur sehr untergeordneten Antheil hatte. Wir haben schon entwickelt, welche Gründe mitwirkten und es nothwendig machten, daß die deutschen Dichter mit Aufgeben alles Nationalen in der Nachahmung des Fremden das einzige Mittel zur Wiederbelebung der Dichtkunst suchten und fanden; da diese Nachahmung an sich schon Kenntniß der fremden Literaturen, d. h. Gelehrsamkeit voraussetzt, so nahmen selbst solche Dichter, welche nicht eigentlich Gelehrte von Beruf waren, doch den Standpunkt solcher ein. Dies war um so entschiedener der Fall, je mehr sich die Dichter mit den fremden Formen und Stoffen auch die fremde Anschauungsweise aneigneten, je weniger selbstständige Kraft sie hiebei entwickelten. Wir haben zwar schon in der Periode des Minnegesangs die nämliche Erscheinung gehabt, daß die Dichter ihre Formen und Stoffe aus der Fremde entlehnten; aber abgesehen davon, daß auch der Volksgesang zugleich die herrlichsten Blüthen trieb, unterscheidet sich das 12. und 13. Jahrh. von dem 17. schon wesentlich darin, daß die Dichter in den Zeiten des Minnegesangs sich das Fremde vollkommen aneigneten, ihm mehr oder weniger ein nationelles Gepräge aufdrückten, was dagegen bei den Dichtern des vorliegenden Zeitraums durchaus oder nur in einzelnen Erscheinungen und nur in sehr beschränktem Maße der Fall war.

Die Poesie des 17. Jahrh. ist so ganz und so sehr Gelehrtendichtung, daß man ihren Ursprung und ihre fernere Entwicklung auf ein gelehrtes Werk zurückführen kann, aus welchem die Dichter ihre Kunst schöpften. Es ist dies das berühmte Buch „Von der deutschen Poeterey" von Opitz, welches nicht nur den Charakter seiner eigenen Dichtungen ausspricht, sondern auch die Grundlage aller späteren Bestrebungen wurde. Dies Büchlein, das er im J. 1624 niederschrieb, ist daher höchst wichtig. Im Ganzen lehnt sich Opitz freilich an die Poetik des französischen Gelehrten Scaliger, und auch dies ist wieder für die ganze Zeit bezeichnend; allein ihm gebührt doch das Verdienst, die von diesem mit Benutzung des Aristoteles und Horaz aufgestellten Gesetze der Kunst der deutschen Sprache und Poesie angepaßt zu haben. Die wichtigsten und einflußreichsten Bemerkungen, welche er aufstellt, sind in Kurzem folgende. Die Dichter sollen die reine hochdeutsche Sprache gebrauchen; sie sollen die Natur nachahmen, die Dinge aber nicht sowohl beschreiben, wie sie sind, als vielmehr, wie sie sein könnten oder sollten. Zugleich sollen sie aber auch die Alten zu Mustern nehmen. „Und muß ich ohne Scheu dieses erinnern, daß ich es für eine verlohrne Arbeit halte, im Fall sich jemand an unsere Deutsche Poeterey machen wollte, der, nebenst dem, daß er ein Poete von Natur seyn muß, in den Griechischen und Lateinischen Büchern nicht wohl durchtrieben ist, und von ihnen den rechten Griff erlernet hat; daß auch alle die Lehren, welche sonsten zu der Poesie erfordert werden, bey ihm nichts verfangen können." Was er sodann von den einzelnen Dichtungsarten, von der Erfindung und Anordnung der Gedichte sagt, berührt nur ganz Aeußerliches, und hat für uns keinen Werth; wichtiger ist das Capitel, in welchem er „von der Zubereitung und Zier der Worte" spricht. Zunächst verlangt er, wie schon in seinem „Aristarch", daß die Sprache rein und deutlich sei, daß man sich neuer, der poetischen Darstellung entsprechenden Wortzusammensetzungen bediene, dagegen alle auffallenden oder nicht im Geiste der deutschen Sprache liegenden Satzbildungen vermeide. Großes Gewicht legt er auf den Gebrauch der Epitheta oder schmückenden Beiwörter, „an denen bei den Deutschen großer Mangel gewesen", weshalb „man sie von den Griechen und Lateinischen absehen und sich zu Nutze machen möge". Auch dem Reim widmet er große Aufmerksamkeit, und verlangt vor Allem die möglichste Reinheit desselben. Es klingt beinahe komisch, daß er sich weitläufig darüber ausläßt, wann das e geschrieben oder ausgelassen und dann durch einen Apostroph ersetzt werden solle; aber man wird dies begreifen, wenn man sich erinnert, welche Freiheiten sich hierin die Dichter des 16. Jahrh. erlaubten und wie rauh ihre Verse durch harte Zusammenziehungen wurden. Der wichtigste Abschnitt ist der, in welchem er auf Regelmäßigkeit des Versbaues dringt. Vor ihm hatten zwar schon einige Dichter die Silben in Nachahmung der Franzosen gezählt, aber er war der Erste, welcher dies zum Gesetze erhob, und dann unterschied er sich auch von seinen Vorgängern darin, daß er einen steten Wechsel von betonten und unbetonten Silben verlangte, um auf diese Weise die jambischen und trochäischen Verse der Alten nachzuahmen. Endlich verlangt er, daß man sich vorzugsweise der Alexandriner bediene, welche den heroischen Versen der Griechen und Römer entsprächen. Ronsard, sagt er, finde sie wegen ihrer Weitläufigkeit der ungebundenen und freien Rede zu sehr ähnlich; „weil aber unsere Sprache in solche Enge der Wörter, wie die Französische, nicht kann gebracht werden, müssen und können wir sie anstatt der heroischen Verse gar

wohl behalten, inmaſſen denn auch die Niederländer ſolches zu thun pflegen."

Alles, was Opitz hier verlangt oder als Geſetz aufſtellt, das wurde denn auch von den meiſten Dichtern als Geſetz anerkannt und mit der größten Gewiſſenhaftigkeit befolgt; und wenn auch einzelne Stimmen ſich dagegen erhoben und über Anmaßung und Tyrannei klagten, ſie wurden nicht gehört. Seine Poetik galt ſo allgemein für unwiderleglich und vollkommen, daß Manche ſich ſogar die Mühe nahmen, Gedichte Anderer, welche ſeine Geſetze nicht gekannt oder nicht befolgt hatten, auf die „Opitianiſche Art" zu richten, wie z. B. Fr. Greiff in ſeinem „Geiſtlicher Gedichte Vortrab". 4. Tüb. 1643), Kaſpar Barths „Phönix" und Tobias Hübners „Zweite Woche", in Opitziſche Verſe umſetzt*).

Doch würde man einen nicht geringen Irrthum begehen, wenn man die Dichtung des 17. Jahrh. und ihren Charakter nur aus Opitzens Vorgang erklären wollte; er war in der That nur derjenige, welcher dem Geſtalt und Wort gab, was in der Zeit lag; ja er war ſogar nicht einmal der Erſte, welcher auf die Nachahmung der fremden Formen hinwies, oder die neuen proſodiſchen Geſetze ausſprach, da ihm, wie wir wiſſen, ſchon Melliſſus Schede, Weckherlin und Ernſt Schwabe von der Hevde und vielleicht auch Danaiſius vorangegangen waren. (S. o. S. 6, 24, 43 ff.) Opitz hat die Richtung geleitet, aber keineswegs ſelbſt und allein hervorgebracht. Iſt man ſich darüber klar, ſo wird man die damalige Richtung mit dem Namen der Opitziſchen Schule bezeichnen können, ohne weiteres Mißverſtändniß befürchten zu dürfen. Man nennt ſie auch wohl und zwar die erſte Schleſiſche Schule, und es kann auch dieſe Bezeichnung gar wohl beibehalten werden, weil die neue Richtung ja in dem Schleſier Opitz ihren Hauptvertreter und Geſetzgeber hatte. In andrer Beziehung iſt ſie aber allerdings unpaſſend, denn wenn auch neben Opitz noch einige andere bedeutende Dichter der Zeit aus Schleſien ſtammten, ſo gehörte dagegen die weitaus größere Zahl und darunter der bedeutendſte, Paul Flemming, andern Ländern an.

Faſſen wir nun den Charakter der Opitziſchen Schule, wie er ſich aus den obigen Mittheilungen ergibt, zuſammen, ſo läßt er ſich auf folgende Hauptzüge zurückführen. Sie ſtrebte vor Allem nach einer edleren und künſtleriſch gebildeteren Form und ſchloß ſich, weil die deutſche Literatur hierin keinen Anhaltepunkt darbot, dem Auslande, vornehmlich den Franzoſen an, benutzte aber zugleich auch, wie wir ſchon aus einer Andeutung in Opitzens „Poeterey" wiſſen, in hohem Grade die Niederländer, welche ſchon damals den nämlichen Weg eingeſchlagen und mit Nachahmung der Franzoſen eine neue Kunſtdichtung begonnen hatten. Ihre hauptſächlichſten Dichter, Jacob Cats, Vondel, Daniel Heinſius u. A. erſcheinen daher ſehr häufig als Vorbilder unſerer Deutſchen, und ſchon Opitz begann, einzelne Dichtungen derſelben zu überſetzen. Auch in Bezug auf den Stoff ſchloß ſich die Schule dem Auslande an, und bearbeitete entweder Gegenſtände, welche ſchon von ihren Vorbildern behandelt worden waren, oder wenn ſie doch neue wählte, ſo waren dieſe doch ganz im Sinn und Geiſt jener fremden. Nationale Stoffe kommen kaum vor, und waren in der That auch geradezu unmöglich, da die Vergangenheit vergeſſen war und die Gegenwart höchſtens Anlaß zu Klagen über die täglich zunehmende Zerrüttung des Reiches und des Volkes gab. Dieſer Mangel an poetiſchem Stoff führte bald zu einem Abwege, welcher im ganzen Zeitraum nicht wieder verlaſſen werden konnte, wir meinen die Gelegenheitsdichterei, welcher ſelbſt die beſten Dichter anheimfielen, zu welcher ſich ſelbſt Opitz bequemen mußte, ob er gleich dieſelbe in ſeiner „Poeterey" als das Verderben der Kunſt bezeichnete. Alle Sammlungen ohne Ausnahme ſind mit Gelegenheitsgedichten überfüllt, welche wohl, ohne zu übertreiben, die größere Hälfte aller Dichtungen des 17. Jahrh. bilden. Häufige Veranlaſſungen zu denſelben gaben die zahlreichen Hoffeſte, fürſtlichen Beilager, Jagden und andre Luſtbarkeiten, dann die beſondren feſtlichen Gelegenheiten in den Häuſern vornehmer Männer oder auch in denen der Freunde und Verwandten; und ſo erſcheinen namentlich die Hochzeits- und Begräbnißgedichte in beinahe unzählbarer Menge. Man muß ſich allerdings hiebei über die unerſchöpfliche Erfindungsgabe der Dichter wundern, wenigſtens der beſſeren, welche den immer gleichen Stoffen oft eine neue Seite abzugewinnen wußten; aber es konnte nicht fehlen, daß ſich auch oft geſuchte Gedanken einſchlichen, und keiner, insbeſondre bei Hochzeitsgedichten, verſchmäht wurde, mochte er noch ſo abgeſchmackt ſein, wenn er nur in irgend einer Weiſe als neu erſchien oder für geeignet gehalten wurde, das Lächeln der Hochzeitsgäſte zu erregen, und ſollte dies auch auf Koſten der Sittſamkeit geſchehen. Freilich war dies vorzüglich bei den ſpäteren Dichtern der Fall, deren hiebergehörige Dichtungen oft alle Gränzen des Anſtandes und der Zucht überſchreiten; die früheren Dichter beobachteten hierin, wie ſonſt überall, eine edlere Haltung und reinere Geſinnung. Dies hing ſchon damit zuſammen, daß Opitz und ſeine Nachfolger den ſittlichen Nutzen für den Hauptzweck der Poeſie hielten. Wurden ſie aber dadurch vor den Abwegen ſicher geſtellt, in welche die ſpäteren Dichter verfielen, ſo erhielt dagegen die Dichtung einen im Ganzen nüchternen und proſaiſchen Charakter, der durch das Streben nach klarer, gemäßigter Darſtellung noch entſchiedener hervortrat. Denn da es als ein Hauptgeſetz galt, ſich ſo wenig als möglich von den gewöhnlichen Formen der Darſtellung zu entfernen, ſo entbehrte dieſe aller Mannigfaltigkeit und alles Lebens; es wurde die Sprache ſteif und pedantiſch unbeholfen, wie ſie auch durch den Alexandriner breit und weitſchweifig wurde.

Da die Richtung der erſten Schleſiſchen Schule beinahe ausſchließlich formell, und es eben nicht ſchwierig war, ſich die durch Opitz aufgeſtellten Geſetze anzueignen, ſo iſt es begreiflich, daß die Zahl der Dichter bald außerordentlich anwuchs, da es zudem ziemlich leicht war, ſich in engeren Kreiſen eine gewiſſe Anerkennung zu verſchaffen. Und da die vielen kaiſerlichen Pfalzgrafen das Recht erworben hatten, an des Kaiſers Statt, Dichter zu krönen,

*) Freilich iſt Barths Gedicht (es behandelt die Unſterblichkeit der Seele) bei unverkennbarem Gedankenreichthum in der Darſtellung hart und ohne allen Rhythmus, wenn es aber in dieſer Beziehung durch Greiffs Bearbeitung gewonnen haben mag, und dies iſt nicht viel, hat es dagegen an Kraft und Angemeſſenheit des Ausdrucks vielfältig wieder verloren.

ſo vermehrte ſich auch die Zahl der „kaiſerlich gekrönten Poeten" bald ſo übermäßig, daß kaum mehr ein Städtchen ohne einen ſolchen zu finden war*).

So verdienſtvoll daher die Bemühungen der Opitziſchen Schule waren, da ſie das Neuhochdeutſche zur Sprache der Poeſie erhoben, ihm einen ſicheren, klaren und ruhigen Gang vorgezeichnet und durch die Aufſtellung feſter proſodiſcher Geſetze, ſo wie durch Nachbildung fremder Formen eine neue Kunſtdichtung geſchaffen hatte; ſo trug ſie doch theils durch ihre einſeitige Verſtandesrichtung, theils durch ihr ausſchließliches Hingeben an das Ausland den Keim des Verderbens in ſich, von dem ſie auch ſicher ſchon bald vollſtändig ergriffen worden wäre, wenn ſie nicht frühe genug in einer neuen Richtung wenigſtens für eine Zeitlang neue Lebenskraft gewonnen hätte. Dieſe neue Wendung in der poetiſchen Anſchauung kam zunächſt von den Pegnitzſchäfern, welche dem bloß reflektirenden Verſtande der Opitziſchen Schule die Phantaſie, und ihrem Ernſt die Heiterkeit entgegenſetzten. Doch fehlte es leider ſelbſt den bedeutendſten Mitgliedern des Blumen-Ordens Klaj und Harsdörffer ſowohl an Phantaſie, als an freier Lebensanſchauung, ſo daß einerſeits ihre Erfindungen nicht über die Allegorie hinausgingen, die ſchon ihrem Verein zum Grunde lag, und ſie andrerſeits in oft kindiſche Spielereien verfielen. Da ſie die Poeſie im wirklichen Leben nicht erkannten, ſuchten ſie ſie außerhalb deſſelben und bildeten ſich zu dieſem Behufe eine phantaſtiſche Schäferwelt, zu welcher ſie übrigens ſchon Vorbilder in den Dichtungen der neueren Italiener fanden, ſo wie ihnen auch ſchon Opitz durch ſeine „Hercynia" vorangegangen war. Doch ſtehen die Pegnitzer in der poetiſchen Behandlung des Schäferlebens den Italienern ganz unbedingt nach. Denn wenn dieſe ſich auch in ihren Schäfergedichten von der Wahrheit und dem wirklichen Leben entfernten, und uns Geſtalten und Verhältniſſe vorführten, die nur in ihrer Phantaſie fußten, ſo bemüheten ſie ſich doch, ihre Schäferwelt als wirklich und ſelbſtſtändig darzuſtellen, wogegen die Pegnitzer dieſen Standpunkt, welcher der Dichtung allein noch Leben und eine gewiſſe poetiſche Wahrheit zu geben vermag, nicht einmal zu dem ihrigen machten, da ſie vielmehr ihrer Schäferwelt nur die Bedeutung einer Allegorie gaben, wodurch ſie gerade die ſinnliche Anſchaulichkeit, nach der ſie eigentlich ſtrebten, unwiederbringlich verlor. Dadurch aber ſahen ſich die Pegnitzer gezwungen, nach äußeren Mitteln zu greifen, um das ſinnliche Element der Poeſie einigermaßen wieder zu gewinnen; daher häuften ſie die ſchmückenden Beiwörter in übermäßiger Weiſe, daher verloren ſie ſich in unendlichen Schilderungen, daher ſuchten ſie vermöge der Sprache Alles zu malen, und wenn dieſes nicht gelang, die Form der äußern Gegenſtände wenigſtens durch die Form der Strophengebäude wiederzugeben oder den Geſang der Vögel durch neue Wortbildungen nachzuahmen und Aehnliches mehr. So war die Dichtung der Pegnitzſchäfer, obgleich ihrem erſten Grunde nach unverkennbar ein Fortſchritt, in der Ausführung ein mächtiger Rückſchritt; und wenn ſie auch ſelbſt außerhalb des Blumenordens vielfältige Nachahmung fand, ſo mußte ſie doch bald in ſich zuſammenſinken.

Glücklicher Weiſe blieb der Gedanke nicht unbeachtet, von dem ſie ausgegangen war; er fand eine weitere Entwickelung in dem Lande ſelbſt, aus welchem die neue Kunſtdichtung ausgegangen war, in Schleſien, weshalb dieſe fernere Richtung, welche von Hoffmann von Hoffmannswaldau und Dan. Kaſp. von Lohenſtein begründet wurde, mit dem Namen der zweiten Schleſiſchen Schule bezeichnet wird. Dieſe unterſcheidet ſich, wie ſchon aus dem Obigen hervorgeht, weſentlich dadurch von der erſten, daß ſie von dem Nutzen der Poeſie gänzlich abſah, und deren Hauptzweck, allerdings mit größerem Rechte, wenn auch in der Anwendung irrend, in der Ergötzung ſuchte und legte. Dies brachte es ſchon mit ſich, daß nun die Phantaſie entſchieden dem Verſtande entgegengeſetzt wurde, und daß man nach lebendigeren Stoffen, wie nach lebendigerer Darſtellung ſtrebte. Aber die Gründe, welche die Opitziſche Schule dem Ausland in die Arme geworfen hatte, beſtanden noch in vollem Maße; es fehlte jetzt, wie damals, an nationalen Stoffen und an nationalem Sinn, ja dieſer war noch viel mehr verſchwunden, da ſeitdem die Erniedrigung Deutſchlands ihren höchſten Punkt erreicht hatte. So fanden ſich die Dichter der zweiten Schleſiſchen Schule ebenfalls an das Ausland verwieſen; ihrer ganzen Richtung nach lehnten ſie ſich aber nicht ſo ſehr an die Franzoſen, als an die neueren Italiener, welche zwar nicht mit großer Einbildungskraft begabt waren, aber alle die äußeren Mittel in hohem Grade beſaßen, welche auf ihre Werke den Schein reicher Phantaſie warfen. So ſuchten auch ihre deutſchen Nachahmer vorzüglich durch äußere Mittel zu wirken. Als ſolche galten namentlich Bilder und lebensvolle Schilderungen, ſinnlich anſchauliche Gleichniſſe und Beiwörter, welche die Phantaſie beſchäftigten und anregten. Dadurch erhielt die Poeſie einen farbenreichen Glanz, der um ſo mehr beſtechen mußte, wenn man ihn mit der zwar glatten und correcten, aber nüchternen Darſtellung der Opitziſchen Schule zuſammenſtellte. Auch der Vers wurde mit mehr Leichtigkeit und Beweglichkeit behandelt, wenn auch im Ganzen die von Opitz aufgeſtellten Grundſätze getreulich befolgt wurden. Aber dieſe äußeren Mittel, auf welchen hauptſächlich die Kunſt der zweiten Schleſiſchen Schule begründet war, konnten nur ſo lang gefallen, als ſie neu waren, weshalb man ſich bald gezwungen ſah, fortwährend nach neuen Bildern zu haſchen und zuletzt durch Häufung derſelben die geſchwächte Wirkung zu erhöhen. So verfiel man in Uebertreibung und Schwulſt, der bis zur äußerſten Geſchmackloſigkeit ausartete, jagte nach ſeltſamen und hochtrabenden Bildern und überhäufte die Darſtellung mit geſuchten Beiwörtern, auf deren Gebrauch die ganze Schule

*) So wurde unter Anderen ein gewiſſer Jacob Vogel aus Stößen an der Saale, ſeines Berufs ein Bader, zum kaiſerlichen Dichter gekrönt, deſſen ziemlich zahlreiche Reimereien ſo überaus form- und geiſtlos waren, daß man ſpäter alles unſinnige Gewäſche mit Beziehung auf ſeinen Beruf und ſeine Heimath Satbaderei nannte. Doch hatte er keine geringe Meinung von ſich, wie aus folgenden Reimen erhellt, die uns Neumeiſter aufbewahrt hat:

„Deutſchland hat zwar einen Lutherum,
Abre noch keinen Homerum,
Einen rechtſchaffenen Propheten,
Aber doch keinen rechtſchaffenen Poeten.
Doch nun thut Gott erwecken frey
Einen Vogel, der ohne Scheu
Zum teutſchen Poeten gekrönet iſt
Von hohen Leuten dieſer Friſt."

überhaupt außerordentlich viel Werth legte. Und doch mußten sich diese Bilder und Ausdrucksweisen bei den im Ganzen sehr beschränkten Stoffen bald erschöpfen, man sah sich genöthigt, dieselben immer wieder zu gebrauchen, so daß sich nach und nach eine ganz conventionelle Sprache festsetzte, welcher alle Mannigfaltigkeit fehlte, die zuletzt noch steifer und unbeholfener wurde, als die der schlechteren Dichter aus der Opitzischen Schule und die sogar noch widriger erschien, weil sie mit dem immer noch unverkennbaren Streben nach äußerem Prunk und Glanz in gar zu offenbarem Widerspruche stand. — Wie in der Darstellung, so steuerte die zweite Schlesische Schule auch in dem Inhalte ihrer Dichtungen vorzüglich darauf hin, die größtmöglichste Wirkung hervorzubringen, daher sie vornämlich darauf ausging, die Leidenschaften des menschlichen Herzens, insbesondere die mächtigste von allen, die Liebe, darzustellen. Aber wie ihre hochverehrten Vorbilder, die neueren italienischen Dichter, und Ovid unter den lateinischen, welche man ebenfalls zu studiren und nachzuahmen begann, vorzüglich die sinnliche Liebe zum Stoff ihrer Darstellungen gewählt hatten, so wurde auch diese der Lieblingsgegenstand der Dichter aus der zweiten Schlesischen Schule. Allerdings gewährt dieser Stoff eine große Mannigfaltigkeit der Auffassung; wenige sind so geeignet, dem Dichter Gelegenheit zu Erfindung neuer Zustände und Verhältnisse und somit zu lebhaften Schilderungen zu geben; und da auch bei der sinnlichsten Aeußerung die innere Gefühlswelt des Menschen mächtigen Antheil nimmt, so erhält der Dichter zugleich Veranlassung, diese in das Bereich seiner Darstellung zu ziehen. Somit konnte man in der That keine passenderen Stoffe wählen, besonders da das beschränkte und philisterhafte Leben im Vaterland Nichts darbot, was ihnen hätte entgegengesetzt werden können; allein zum Unglück traten schon bei den Führern der zweiten Schlesischen Schule die psychologischen Momente beinahe ganz in den Hintergrund und es erhielten dagegen die rein sinnlichen das vollständigste Uebergewicht. Dadurch wurde nicht nur der Stoff in seiner Ausführung außerordentlich beschränkt, er mußte auch, was noch viel schlimmer war, zu der schlimmsten aller Ausartungen, zum gemein Lüsternen und sogar zur Obscönität führen; denn bald konnten die bloßen Zweideutigkeiten der überreizten Phantasie der Dichter nicht mehr genügen. Es ist wirklich entsetzlich, wie tief die Dichter der Schule in dieser Beziehung sanken, und man darf nur die große von Neukirch herausgegebene Sammlung*) durchblättern, um sich zu überzeugen, daß die nacktesten Schilderungen der sinnlichen Lust noch nicht das Gemeinste sind, was sie erfunden und besungen haben.

Bei allen diesen Verirrungen ist nicht zu läugnen, daß die deutsche Kunst durch die zweite Schlesische Dichterschule und besonders durch ihre zwei Hauptgestalten Hoffmannswaldau und Lohenstein wesentlich gefördert, daß durch sie namentlich die poetische Sprache lebendiger, mannigfaltiger und glänzender wurde; als aber dies erreicht war und selbst die Sprache in der oben angegebenen Weise zu erstarren begann, mußte nach und nach die immer mehr zunehmende Erbärmlichkeit zum Bewußtsein gelangen, und sich allmählich eine Reaction gegen dieselbe bilden. Diese wagte sich zwar Anfangs nur schüchtern hervor, weil das Ansehen der genannten Dichter, die geradezu als unübertrefflich bewundert wurden, viel zu fest stand; allein nach und nach schlossen sich die besseren Köpfe an die neue Bewegung, ja selbst Solche, welche früher jener Manier gehuldigt hatten; und der Widerspruch wurde gegen das Ende des Zeitraums so kräftig, daß es nur eines entschiedenen Vorkämpfers, wie Gottsched, bedurfte, um die Schlesische Schule auf immer zu vernichten.

Wie diese der nüchternen Verstandesrichtung der Opitzischen Schule die Phantasie entgegengesetzt hatte, so trat dem geschmacklosen Ueberwuchern derselben in Form und Gehalt Streben nach Natürlichkeit entgegen; und wie Hoffmannswaldau und seine Nachfolger die Nachahmung von der französischen und holländischen Literatur auf die italienische geleitet hatten, so lehnte man sich jetzt wieder an die französische Poesie, aber freilich an die vollkommenere Gestaltung derselben unter Ludwig XIV. Als Hauptvertreter des Strebens nach Natürlichkeit ist Christian Weise zu nennen; die Anlehnung an die französische Literatur wurde besonders durch drei Dichter vermittelt, welche, an glänzenden, in französischer Bildung sich bewegenden Höfen lebend, sich diese angeeignet hatten und sie auf die deutsche Poesie zu übertragen suchten. Dies waren Canitz in Berlin, Besser, ebenfalls in Berlin, dann in Dresden, und Heraus in Wien. Aber selbst der bedeutendste unter denselben, Canitz, war ohne schaffendes Talent, und wenn auch die Poesie auf dem von ihm eingeschlagenen Wege an innerer und äußerer Reinheit gewann, so verfiel sie dagegen in platte Reimerei, der um so weniger zu entgehen war, als durch die Bedürfnisse der Höfe, welche auch in äußerem Glanz es dem französischen nachzuthun suchten, die Gelegenheitsdichterei neuerdings einen großen Aufschwung nahm, da nun jedes Hoffest besungen oder auf irgend eine Weise durch die Poesie verherrlicht werden sollte. Es hätte daher diese Bewegung kaum zu beachtenswerthen Ergebnissen geführt, wenn sich ihr nicht andere, lebenskräftigere Elemente zugesellt hätten. Unter diesen sind zunächst die Anfänge der poetischen Kritik zu erwähnen, welche freilich zuerst nur schwach waren, aber doch mächtig genug, um das Ansehen Hoffmannswaldaus und Lohensteins zu erschüttern, und dann auch deshalb bedeutend, weil sie schon die Richtung bezeichnen, welche im folgenden Zeitraum der deutschen Kunst einen so entscheidenden Umschwung gab. Den ersten Anstoß hiezu gab Wernicke; die nähern Umstände, unter welchen es geschah, werden wir am füglichsten erwähnen, wenn wir dessen literarische Thätigkeit genauer darstellen. Endlich wurde die neue Zeit auch dadurch mächtig vorbereitet, daß ganz am Ende des Zeitraums zwei Dichter hervortreten, welche, frei von Lohensteinischem Schwulst sowohl, als von dem wiederherrschenden französischen Geschmack, neue, lebenskräftige Quellen der Poesie eröffneten. Der Eine, Christian Günther, zeigte durch sein Beispiel, daß das innere Gemüthsleben des Menschen den reichsten Stoff zu ächt poetischen Darstellungen bietet; der andre, Barthold Brockes, wies auf die Natur und ihre mannigfaltigen Erscheinungen als auf die unerschöpflichste Fundgrube poetischen Lebens hin; und wie Günther die reine Gefühlsdichtung einleitete, so begann mit Brockes eine

*) Des Herrn von Hoffmannswaldau und andrer Deutschen auserlesene Gedichte. 7 Bde. 8. Lpz. 1695—97.

objectivere Anſchauung in der Lyrik, zwei Richtungen, welche ſich ſpäter zu großer Bedeutſamkeit entwickelten.

Ueberblicken wir die Leiſtungen des Zeitraums nach den verſchiedenen Dichtungsformen, ſo ergibt ſich, daß die lyriſche Poeſie unverhältnißmäßig ſtark bearbeitet wurde, während die übrigen Gattungen beinahe ganz zurücktraten. Nur für die didaktiſche Poeſie herrſcht noch ziemlich große Thätigkeit, doch auch nur in den kleineren Gattungen, namentlich dem Epigramm, dann auch in der Satyre, während das eigentliche Lehrgedicht nur wenig behandelt wird, was um ſo mehr auffallen muß, als die Opitziſche Schule doch einen ſo entſchieden didaktiſchen Charakter hatte. Am wenigſten gedeiht die epiſche Poeſie, für welche die traurige Zeit allerdings auch wenig paßte; ſelbſt die Fabel taucht erſt gegen das Ende des Zeitraums wieder auf. Erfreulicher ſind die Leiſtungen im Drama, das eine Zeitlang zu einer kaum geahnten Höhe gelangt, aber eben ſo ſchnell wieder zur gänzlichen Bedeutungsloſigkeit herabſinkt, welche durch die zahlreichen Arbeiten der letzten Jahre nur noch greller hervorſticht.

Was endlich die äußere Form der Dichtungen betrifft, ſo wird in dem vorliegenden Zeitraum der Reim mit Aufmerkſamkeit und nicht ohne Geſchick behandelt. Beſonders gilt Reinheit deſſelben allgemein für ein nothwendiges Erforderniß, doch wird ſie ſchon deswegen nicht immer erreicht, weil der Sprache immer noch die hiezu nöthige Ausbildung und Gewandtheit fehlt. Auch war der Reim noch keineswegs reich, was man durch Reimkünſteleien aller Art zu erſetzen ſuchte, die ſich namentlich bei den Pegnitzſchäfern bis zur widrigſten Uebertreibung finden. An die Stelle der früheren kurzen Reimpaare tritt nun vorzugsweiſe der Alexandriner, welcher ausſchließlich Versmaß der längeren oder in höherem Tone gehaltenen Gedichte wird, daher nicht bloß die epiſchen, dramatiſchen und didaktiſchen Gedichte, ſondern auch die Epiſteln, Elegien, Ehr- und Lobgedichte, überhaupt weitaus die meiſten Gelegenheitsgedichte in dieſer Versart abgefaßt ſind. Die Lieder und Oden ſind dagegen in Strophenform gedichtet, und dieſer gibt es eine große Menge, welche zwar meiſtens Nachbildungen fremder Vorbilder ſind, jedoch im Ganzen nicht ohne Glück behandelt werden. Eigenthümlich ſind die Spielereien, welche in dieſer Beziehung namentlich bei den Pegnitzſchäfern erſcheinen, welchen es als ein Beweis von dichteriſcher Erfindungsgabe galt, den Strophen die Form der mannigfaltigſten äußeren Gegenſtände zu geben. So finden ſich in der „Nymphe Noris" von Heliwig gereimte Abbildungen des „zwenſpitzigen Parnaſſus", eines Thurms „mit zwenen neben thürnlein" (Harsdörffers Wappen), eines Baums, des Reichsapfels, einer Orgel, einer Schalmei, einer Laute, eines Brunnens, einer Sanduhr und einer Ehrenſäule.

I. Lyriſche Poeſie.

Daß die lyriſche Poeſie im vorliegenden Zeitraum weitaus am häufigſten bearbeitet wurde, haben wir ſchon bemerkt, wir müſſen aber ſogleich noch hinzufügen, daß ſie ohne Vergleich unter allen Dichtungsformen am höchſten ſteht, wenn auch noch ſo viele Verirrungen, namentlich in der zweiten Hälfte der Periode zu beklagen ſind. Doch mangelt auch den beſſeren Erzeugniſſen beinahe durchgängig die höhere poetiſche Weihe, und es wird nur zu häufig recht fühlbar, daß die Dichter mehr die Form im Auge hatten, als den inneren Gehalt, und daß ſie mit wenigen Ausnahmen ihre Stoffe nicht aus ſich heraus entwickelten, ſondern von Außen aufnahmen, ſei es, daß ſie fremde Vorbilder bald mehr bald weniger ſclaviſch nachahmten, ſei es, daß ſie gegebene Verhältniſſe zum Gegenſtande ihrer Darſtellungen wählten. Wie überhaupt, ſo wurde auch und ganz beſonders in der lyriſchen Poeſie das Gelegenheitsgedicht vorherrſchend; ja es tragen ſelbſt ſolche Poeſien den Charakter von Gelegenheitsgedichten, welche ſich nicht als ſolche darbieten. So ſtellen die Liebesgedichte, deren Zahl ſehr groß iſt, ſelten wahre Verhältniſſe dar, man ſieht es ihnen vielmehr leicht an, daß die Dichter ſich ſolche erdacht haben, weil ſie ſo ſehr an die Form von Gelegenheitsgedichten gefeſſelt waren, daß ſie ſich zur Darſtellung ihrer Gedanken und Empfindungen an äußere Verhältniſſe anlehnen mußten. Sie haben aber auf dieſe Weiſe gerade das Umgekehrte von dem gethan, was Göthe bekanntlich von einem guten Gedichte fordert. Denn während dieſer verlangt, daß der Dichter zwar von einem beſtimmten äußern Verhältniſſe ausgehen, daſſelbe aber durch ſeine Behandlung zur poetiſchen Allgemeinheit erheben ſolle, haben jene Dichter die allgemeinen Gedanken und Anſchauungen nicht anders zu behandeln verſtanden, als daß ſie dieſelben auf einen ſpeciellen Fall zurückführten, was der epiſchen Poeſie allerdings ganz angemeſſen iſt, der lyriſchen aber unbedingt widerſtrebt.

Die verſchiedenen Wendungen, welche die deutſche Poeſie im 17. Jahrh. und im Anfange des 18. nahm, zeigen ſich am deutlichſten in der lyriſchen Poeſie, weshalb wir ſie auch der leichteren Ueberſicht wegen nach den verſchiedenen, oben bezeichneten Gruppen betrachten müſſen. Wir haben zunächſt die erſte Schleſiſche Schule ins Auge zu faſſen.

Wie der Poeſie überhaupt, ſo gab Opitz auch der Lyrik ihr beſtimmtes Gepräge: Streben nach Natürlichkeit, Verſtändlichkeit und correcter Darſtellung, daher im Ganzen auch hier das Didaktiſche und Nachahmung des Auslandes vorherrſchend wurde. Das volksthümliche Element tritt beinahe ganz zurück und zeigt ſich nur mehr oder weniger ſchwach bei einzelnen Dichtern, wie z. B. bei Zinkgref, wo es in edlerer Weiſe erſcheint, bei Finkelthaus und Brehme, wo es ein derberes, beinahe rohes und pöbelhaftes Ausſehen gewinnt. Am höchſten ſteht in dieſer Beziehung Mich. Moſcherosch, deſſen in ſeinen „Geſichten" zerſtreute Lieder den Volkston mit ſeinem, auch wo er ſtraft, heiteren Humor am reinſten und vollſten treffen. Es iſt freilich nicht leicht zu beſtimmen, ob dieſe Lieder wirklich alle von ihm verfaßt ſind, und vielleicht mögen manche derſelben wirkliche Volkslieder ſein.

War auch Schleſien durch Opitz der Ausgangs- und Mittelpunkt der neueren Kunſt, ſo war es doch keineswegs das einzige Land, wo ſeine Lehre mit Begeiſterung aufgenommen, als poetiſches Geſetzbuch anerkannt und von den Dichtern mit einer oft ans Kleinliche gränzenden Genauigkeit befolgt wurde; ja es bleibt Schleſien ſogar hinter andern Ländern zurück, man mag nun die Zahl oder die Bedeutſamkeit der Dichter in Betracht ziehen. Lin-

ter den Schlesiern haben wir im Verhältnisse nur Wenige zu nennen*), und unter diesen Wenigen ist nur Einer, der als Lyriker (denn wir haben es hier ja nur mit diesen zu thun) einen ausgezeichneten Rang behauptet; es ist dies Andreas Gryphius. Obgleich ihm nachstehend, verdient doch auch Andreas Tscherning wegen der Reinheit und Gewandtheit seiner Dichtungen eine nähere Beachtung. Der in früher Jugend, vielleicht schon als Gymnasiast verstorbene Andreas Seultetus aus Bunzlau würde gewiß bei längerem Leben Großes geleistet haben; dafür bürgt seine „Oesterliche Triumphposaune" (1642), in welcher bei vielen Mängeln ächt poetisches Talent, Schwung und Phantasie nicht zu verkennen ist. Weit weniger bedeutend ist der Tübinger Professor Christoph Kaldenbach (oder Caldenbach) aus Schwiebus (1613—1698), dessen längeres Lied: „Magdalena die Sünderin zu den Füssen Jesu", ob sie gleich von Heinrich Albert in Musik gesetzt wurde, weder durch die Form, noch durch den Inhalt besonders anspricht. Eigenthümlicher, aber keineswegs von größerer Bedeutung ist Wenzel Scherffer von Scherfenstein aus Leobschütz, der als Organist zu Brieg starb. Dieser bildet übrigens eher einen Gegensatz zu Opitz, als daß er zu dessen Nachahmern gezählt werden könnte, da er sich die höfische Feinheit desselben in keiner Weise aneignete, vielmehr durch Ausdrücke und Bilder zu wirken suchte, die er dem gemeinen Leben entnahm. Weniger kräftig, aber eben so unzierlich ist Nikolaus Peuker aus Jauer, der 1674 als Stadtrichter zu Cölln an der Spree starb. Dagegen sucht Enoch Gläser (1628—1668) in seinen „Hirtengedichten und Scherzliedern" die reine Form der Opitzischen Dichtung festzuhalten. Andere werden wir bei den Dichtern von geistlichen Liedern kennen lernen, noch Andere, und darunter einige bedeutende, sind füglicher bei den Dichtern anderer Länder zu erwähnen, in welchen sie die Opitzische Lehre gleichsam als Apostel verbreiteten.

Als ein solcher Apostel ist vor Allem August Buchner (1591—1661) zu nennen, welcher zwar nicht aus Schlesien stammte (er war aus Dresden gebürtig), aber Opitzens vertrauter Freund war, der auch zunächst durch seine Vermittlung zum Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft aufgenommen wurde. Buchner verbreitete die Lehre seines Freundes, weniger durch eigene Dichtungen, als durch seine akademischen Vorträge (er war seit 1616 Professor in Wittenberg); er führte dessen Ansichten systematischer aus und trug sie, wie es scheint, mit solchem Glücke und solcher Wärme vor, daß alle Zeitgenossen in seinem Lobe übereinstimmen. Diese Vorträge kamen erst nach seinem Tode unter dem Titel: „Wegweiser zur deutschen Dichtkunst" (zuerst 1663, dann in einer besseren Form 1665) heraus. Im Ganzen sich genau an Opitz anschließend, begründet er Einzelnes ausführlicher, wie er auch der Erste war, welcher den Gebrauch des Daktylus einführte. Viele seiner Zuhörer wurden durch ihn zum Dichten veranlaßt, doch erheben sich nur wenige von ihnen über die Mittelmäßigkeit, wenn ihnen auch Correctheit in der Form nicht abgesprochen werden kann. Die bedeutendsten derselben sind J. G. Schoch in Leipzig, David Schirmer in Dresden und Zacharias Lund aus dem Herzogthum Schleswig; untergeordneter sind G. A. Richter und Jeremias Gerlach, deren Dichtungen jedoch nicht ohne allen Werth der Erfindung und nicht ganz ohne Schwung sind.

Doch verbreitete sich die Opitzische Lehre in Sachsen keineswegs allein durch den Einfluß und die Theilnahme Buchners; sie fand auch außer dem von ihm geleiteten Kreise freudige Anerkennung. So wurde dieses Land eine vorzügliche Pflanzstätte der neuen Kunst, und es ist nicht nur die Zahl der Dichter größer, als in jedem andern Lande, es brachte auch den weitaus größten Lyriker der ganzen Zeit hervor, den trefflichen Paul Flemming. Freilich treten alle übrigen vor diesem ganz zurück, aber es verdienen doch Manche von ihnen im Verhältniß zur Entwickelung der Poesie überhaupt nähere Erwähnung. Wir nennen zuerst Flemmings Freund, den Leipziger Stadtrichter Gottfried Finckelthaus, der Mehreres unter dem Namen Greger Federfechter von Lützen herausgab. Daß er bei aller Anlehnung an Opitz in mehr volksmäßiger Weise dichtete, haben wir schon oben erwähnt; es paßt dies ganz zu seinem heiteren Charakter, der ihn freilich auch oft das Komische mit dem Platten verwechseln ließ. In ähnlichem Sinne dichtete Christian Brehme, Bürgermeister in Dresden, wo seine Gedichte im J. 1637 erschienen. Auch bei ihm begegnen wir demselben heiteren, lebensfrohen Sinne, der oft in Plumpheit ausartet; aber wir können in beiden Flemmings Einfluß nicht verkennen, der sich ja gerade darin von seinen Zeitgenossen wesentlich unterschied, daß seine Dichtungen auf der Wirklichkeit fußten. Entschiedener schlossen sich Ernst Christoph Homburg in Naumburg und G. Neumark in Weimar an Opitz an.

Nächst Sachsen finden wir die neue Kunst bald auch in Preußen einheimisch, wo sie durch Opitz selbst, der sich eine Zeitlang in Danzig und Thorn aufhielt, so wie durch seinen Schüler und Landsmann Joh. Peter Titz aus Liegnitz, Professor der Poesie am Gymnasium in Danzig, verbreitet wurde. Am frischesten entfaltete sie sich aber in Königsberg, wo einige bedeutende Männer, von gleicher Liebe für die deutsche Kunst und von gleicher Ehrfurcht gegen ihren Begründer erfüllt, sich eng an einander schlossen, ohne einen eigentlichen Verein zu bilden, obgleich die Anlage zu einem solchen schon dadurch gegeben war, daß auch sie sich meistens Schäfernamen gaben. Die bedeutendsten unter denselben waren Simon Dach, Robert Roberthin und Heinrich Albert, der, seines Berufs ein Musiker, nicht wenig dazu beitrug, in den Dichtungen seiner Freunde das musikalische Element zu wecken, welches den Liedern ihres Meisters Opitz und anderer Dichter aus seiner Schule vollständig abging.

Neben Königsberg ist Hamburg als einer der bedeutendsten Sitze der Opitzischen Poesie zu nennen, wie es auch in der Folge noch lange Zeit hindurch an den poetischen Bestrebungen lebhaften Antheil nahm. Damals waren es besonders drei Männer, welche die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf sich wandten, Georg Gresslinger, Jacob Schwieger und Philipp von Zesen. Letzterer, der schon als Schüler Buchners hätte angeführt werden können, war einer der begabtesten Männer der Zeit, und steht jedenfalls weit höher als der

*) Wir übergehen billig die große Zahl der talentlosen Reimer, wie die beiden Elias Major, Vater und Sohn, den Christoph Coler, Rüstler, welchen sein Freund Opitz selbst zum Dichten veranlaßte, u. A. m.

Holsteiner J. Rist, der ihm in vielfacher Beziehung nachzuahmen suchte, ohne ihn jedoch in irgend einer Weise erreichen zu können. Jene drei Männer wurden aber vornämlich dadurch bedeutend, daß sie dem steifen Ernst der Opitzischen Lyrik eine mehr heitere, sinnliche Auffassung des Lieds entgegensetzten, wodurch sie mit den Pegnitzschäfern in Nürnberg verwandt erscheinen. Doch ehe wir zu diesen übergehen, welche, wie wir schon wissen, einen bewußten Gegensatz zu Opitz und seiner Schule bildeten, wollen wir noch die übrigen Länder kurz berühren, in welche die neue Kunstrichtung drang. Daß der katholische Süden ganz zurücktrat, haben wir schon früher erwähnt, und in der That haben wir jetzt weder aus Bayern, noch aus Oesterreich einen Namen zu nennen; auch Schwaben wird von der Bewegung kaum ergriffen, obgleich der schon erwähnte Tübinger Professor Kaidenbach durch seine „Anweisung zu Abfassung deutscher Gedichte" (Nürnberg 1674) für die Verbreitung derselben zu wirken suchte. Am Niederrhein tritt uns zwar ein bedeutender Dichter entgegen, Friedr. v. Spee, allein derselbe ging seinen eigenen, selbstständigen Gang, und eben so wenig drang Opitzens Einfluß am Oberrhein durch, obgleich sein Ruhm gerade dort ausgegangen war, da ja sein Freund Zinkgref seine ersten Gedichte in Straßburg herausgegeben hatte. Allein so sehr dieser seine Verdienste anerkannte, und sich auch seine formellen Fortschritte anzueignen suchte, so blieb er doch durch die mehr volksmäßige Auffassung von der neuen Richtung getrennt. Ein anderer elsässischer Dichter, der uns schon bekannte Jesaias Rumpler von Löwenhalt (S. o. S. 223), theilt in seinen sonst ziemlich steifen Gedichten die nämliche volksmäßige Richtung, und nimmt sich vorzugsweise seine älteren Zeitgenossen Denaisius und Weckherlin zu Mustern, deren Verdienste um die neue Kunst er gegen Opitz geltend machte. Nur Matthias Schneuber, Professor in Straßburg, Rumplers Freund und Mitstifter der Tannengesellschaft, zeigt in seinen Gedichten, die übrigens meist ganz bedeutungslose Gelegenheitsgedichte sind, in formeller Hinsicht das Bestreben, es Opitzen nachzuthun, wobei er zugleich im Sinne der Tannengesellschaft nach Reinheit der Sprache strebt, um „den wazthum der sprach zu befördern". In der Schweiz endlich ward die Opitzische Richtung durch Johann Wilh. Simler aus Zürich eingeführet, dessen Gedichte übrigens mehr durch den frommen Sinn, als durch Schönheit der Form oder Bedeutsamkeit der Gedanken gefallen. Viel höher steht der spätere Joh. Grob, in dessen Liedern sich einige recht glückliche Naturschilderungen finden.

Wir haben den Charakter der Schäferdichtung des Blumenordens schon oben (S. 231) genau bezeichnet, und es bleibt uns mit Rücksicht auf ihre Leistungen in der lyrischen Poesie nur hinzuzufügen, daß sich in ihren Liedern statt des wahren Gefühles meist weichliche und zum Theil gesuchte Sentimentalität kund gibt, und daß ihre Bestrebungen nach größerer Beweglichkeit in Form und Sprache auch in lyrischen Dichtungen in oft kindische Spielereien ausarteten. Die bedeutendsten Dichter des Blumenordens sind dessen Stifter Klaj und Harsdörffer, denen sich dann noch Sigm. von Birken und Joh. Hellwig anschließen, deren lyrische Gedichte jedoch nicht selbstständig erschienen, sondern in ihren Schäfereien eingestreut sind. Noch kann Michael Kongehl, mit seinem Ordensnamen Pruteno (1646—1710), Bürgermeister zu Kneiphof in Preußen, genannt werden („Korber Hayn" 1700), den wir später auch als Operndichter zu erwähnen haben. Außer diesen aber sind von den 132 Mitgliedern, welche der Geschichtschreiber des Blumenordens, Joh. Herdegen (Amarantes), namentlich anführt, nur noch wenige später als geistliche Dichter oder auch als Dramatiker zu nennen; alle übrigen sind durchaus unbedeutend und haben zusammen kaum Ein nur mittelmäßiges Gedicht hervorgebracht, so sehr und so schnell war der durch die Stifter gegebene Anstoß zur geistlosen Manier herabgesunken, welche selbst begabtere Männer nicht überwinden konnten.

Die zweite Schlesische Schule, deren Charakter wir oben (S. 229) schon ausführlich geschildert haben, und der sich in ihren, besonders in ihren lyrischen Poesien kundgibt, zählt eine große Menge von Lyrikern; die bedeutendsten sind Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau und Daniel Kaspar von Lohenstein. Ihnen schließen sich Heinrich Mühlpfort, Hans von Assig, Hans Aßmann Freiherr von Abschatz und Christian Gryphius an; doch gibt sich bei diesen zum Theil schon das Bestreben kund, zur correct verständigen Darstellungsweise Opitzens zurückzukehren. Weise und Neukirch, welche in ihren ersten Versuchen der Hoffmannswaldauischen Manier zugethan waren, wendeten sich später entschieden von ihr ab. Weise setzte dem Schwulst der Schule Natürlichkeit entgegen, und ahnte die Bedeutung des Volksmäßigen in der Lyrik; er fand in Morhof, Burchard Mencke, Neumeister, Hunold u. A. thätige, wenn auch nicht talentvolle Nachahmer. Daniel Georg Morhof (1639—1691) aus Wismar, zuerst Professor in Rostock, dann in Kiel, hat sich durch seinen „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie" (Kiel 1682), den ersten Versuch einer allgemeinen Literaturgeschichte, der auch jetzt noch für die Geschichte der deutschen Literatur nicht ohne Werth ist, größeres Verdienst erworben, als durch seine Dichtungen, die übrigens nicht zu den schlechtesten gehören. Weit unbedeutender ist Joh. Burchard Mencke (1674—1732), dessen zahlreiche Gedichte, die er unter dem Namen Philander von der Linde herausgab, weder von Talent, noch von Geschmack zeugen, ob er gleich sowohl mit den Alten, als mit den Poesien der Italiener, Franzosen und Engländer genau vertraut war. Eedmann Neumeister (1671—1756) aus Uechtritz bei Leipzig, zuletzt Prediger an der Jacobskirche in Hamburg, bietet in seinen weltlichen Gedichten nur trockene, geschmacklose Reimereien, während seine geistlichen Lieder nicht ohne Werth sind. Bedeutender ist er für uns durch seine lateinisch geschriebene Abhandlung über die deutschen Dichter seiner Zeit, welche für uns freilich weniger durch sein befangenes Urtheil von Werth ist, als wegen der darin angeführten Thatsachen, die leider weder so vollständig, noch so sichee sind, als es zu wünschen wäre. Christian Friedrich Hunold (Menantes), den wir später noch zu erwähnen haben, gehört durch seine lyrischen Dichtungen zu den plattesten Nachahmern Weise's, welche bei ihrem Streben nach Natürlichkeit nur zu oft in das Rohe und Gemeine verfielen, oder ganz schaale und geistlose Reimereien zu Tag

förderten. Als solche erwähnen wir beiläufig noch den Hamburger Pastor Joh. Riemer (1648—1714), Christian Friedrich Henrici (1700—1764), der unter dem Namen Picander nicht weniger als 5 Bände lyrische Gedichte schrieb, und unter Anderm viele sogenannte Quodlibete verfaßte, die zu seiner Zeit außerordentlich beliebt waren; ferner den Rector Joh. Christoph Wenzel in Zittau (1659—1723), dessen Gedichte an Plattheit kaum ihres Gleichen haben, obgleich Neumeister, der sie in seiner oben erwähnten Abhandlung ankündigt, in vollem Ernste versichert, daß die Welt über sie erstaunen würde; und endlich den Leipziger Notar und Advokaten Gottlieb Siegmund Corvinus (1677—1746), dessen „Reiffere Früchte der Poesie" (Lpz. 1720) meistens nur elende Gelegenheitsgedichte enthalten, welche auch dadurch nicht entschuldigt werden können, daß er sie meistens schnell hinwerfen mußte, „indem es seiner armen Muse fast wie denen Glocken ergehe, welche bey einem jeden Leich- Proceß- und Braut-Meß sich mit hören lassen müssen". Wie er die Gelegendeitsgedichte nur in ganz gemeiner Weise auffaßt, so wählte er auch bei selbstständigen Dichtungen gern gemeine Gegenstände, wie ihm denn kein Stoff zu niedrig oder abgeschmackt ist. Aehnlicher Art, aber unverkennbar mehr begabt, ist Daniel Stoppe aus Hirschberg in Schlesien (1697—1742), der sich vorab im niedrig komischen Witze bewegt und das gewöhnliche Leben in seiner ganzen Alltäglichkeit besingt. Taback, Bier oder Kaffee und die Liebe sind der Mittelpunkt seines dichterischen Strebens, die Liebe aber nur in so fern sie sich mit Bier und Taback vertragen kann. Auch Hans Wilh. von Logau bewegt sich gern in untergeordneten Verhältnissen; am genießbarsten ist er noch, wenn er in der Mundart seiner Heimat Schlesien schreibt („Poetischer Zeitvertreib" 1725. „Poetisches Vergnügen" 1737).

Durch die Hofdichter Canitz und Besser hatte sich, wie wir wissen, eine Richtung gebildet, welche sich in anderer Art, als Weise, der Hoffmannswaldauischen Schule entgegenstellte, und den französischen Hofgeschmack in die deutsche Dichtung einzuführen suchte. Gelanges diesen auch, die, an glänzenden, französisch gebildeten Höfen lebend, Gelegenheit hatten, in den Geist der französischen Bildung tiefer einzudringen, bis auf einen gewissen Grad die äußere Stätte der französischen Dichtung nachzuahmen und sich auch wohl hie und da die geistreiche Lebendigkeit und den liebenswürdigen Witz derselben anzueignen, so blieben dagegen diese Vorzüge ihren Nachfolgern verschlossen, und es stehen dieselben noch weiter unter ihren Mustern, als die Nachfolger Weise's dem ihrigen. Selbst Joh. Ulrich von König (aus Eßlingen 1688—1744), der doch als Hofpoet und Ceremonienmeister in Dresden eher Gelegenheit gehabt hätte, sich in diesem Sinne mehr auszubilden, erhebt sich nicht über die nüchternste Reimerei, und eben so wenig gelang es dem kaiserlichen Rath Karl Gustav Heräus (aus Stockholm 1671—1730), in seinen zahlreichen für den Wiener Hof geschriebenen Lob- und Trauergedichten die correcte und glatte Form Bessers zu erreichen, den er sich nebst den Franzosen zum Muster genommen hatte. Glücklicher war hierin Benj. Neukirch, der, zuerst in der Manier Hoffmannswaldaus dichtend, sich später der französischen Richtung anschloß und in Bezug auf die Form seinen Vorbildern Canitz und Besser an die Seite gesetzt werden kann, während er an Gehalt ihnen, wenigstens in seinen lurischen Dichtungen, nachsteht. Noch schlimmer steht es mit den übrigen Dichtern dieser Richtung, welche meist nur die französische Bildung repräsentiren, wie sie sich bei dem niederen Adel oder dem vornehmeren Bürgerstande festgesetzt hatte, und ausschließlich als „galante" Manier erschien. Dieses Wort bezeichnet auch am treffendsten alle die Dichter, die nun in großer Menge auftauchten und ihre Dichtungen selbst als „galante" einführten, von denen wir nur Pietsch und Stolle nennen. Joh. Valentin Pietsch, 1690—1733 Professor in Königsberg, hat zahlreiche Gelegenheitsgedichte zum Lobe vornehmer Herrschaften geschrieben, die ohne allen Schwung sind und keine Spur poetischen Talents verrathen, wogegen er eine gewisse rhetorische Breite besitzt, die er den Franzosen abgelernt hatte, so daß manche seiner Gedichte geradezu übersetzt scheinen. Gottlieb Stolle aus Liegnitz (1663—1744), der als Professor zu Jena starb, schrieb unter dem Namen „Leander aus Schlesien" eine Menge „galanter Gedichte", in welchen, wenn auch nicht die Sprache, aber doch der Sinn Hoffmannswaldaus durchbricht.

Wir haben schon oben (S. 230) von der Bedeutsamkeit der beiden hervorragendsten Dichter aus dem Ende des Zeitraums gesprochen; beide, Christ. Günther und Barthold Heinr. Brockes, werden später ausführlicher zu behandeln sein. Und so bleibt uns nur noch übrig, um das Bild der lyrischen Poesie in der vorliegenden Periode abzuschließen, von denjenigen Dichtern zu sprechen, welche gegen das Ende derselben theils in Hamburg lebten, theils mit den Hamburger Dichtern in genauer Verbindung standen und gemeiniglich unter dem Namen der Niedersachsen begriffen werden und deren Poesien von Christ. Fr. Weichmann gesammelt wurden, der selbst Vieles, aber ganz Gewöhnliches, zu dieser Sammlung lieferte. Obgleich diese Dichter keineswegs durch bestimmte Ansichten über die Kunst verbunden waren, da die Einen sich mehr an die zweite Schlesische Schule, Andere an Weise und wieder Andere an die französische Richtung schlossen, so fanden sie doch in ihrer ehrenhaften Gesinnung und in dem Bestreben nach möglichster Correctheit in der Darstellung einen Vereinigungspunkt. Freilich hat kaum Einer derselben poetisches Talent, aber sie werden schon dadurch wichtig, daß nicht nur Brockes, sondern auch Fr. v. Hagedorn, welcher später so bedeutend wurde, in ihren Kreis gehört. Wir führen von den 62 Dichtern, von denen die erwähnte Sammlung Beiträge enthält, nur folgende an, die sich zu ihrer Zeit eines größeren Rufs erfreuten. Christoph Heinr. Amthor (geb. 1678 zu Stolberg, gest. 1721 in Kopenhagen als K. Dän. Justizrath) zeigt seinen Mangel an Urtheil in Sachen der Poesie schon dadurch, daß er keck behauptet, die deutschen Dichter seiner Zeit stünden keineswegs hinter den Alten zurück, ja sie überträfen jene sogar in mancherlei Hinsicht. Bei seiner sonst hervortretenden Selbstüberschätzung ist wohl anzunehmen, daß er sich selbst mit inbegriffen habe, aber freilich mit noch viel weniger Recht als die Hoffmannswaldau und Lohenstein, deren Bewunderer er stets verblieb, denn seine eigenen Poesien, meistens Gelegenheits- und Lobgedichte, sind inhaltsleer und schwerfällig. Joachim Beceau, der im J. 1720 als Rector in Neumünster lebte, war bei größerer Bescheidenheit

reicher an guten Gedanken. Chriſtoph Wolterec (1686—1735) verharrte noch ganz im Lohenſteiniſchen Geſchmack, dagegen verdient Nicolaus v. Boſtel aus Stade (1670—1707) ſchon deswegen mehr Beachtung, weil er ſich in mehreren Gedichten, die nicht ohne Humor und im Volkston geſchrieben ſind, des Plattdeutſchen bediente. Seine übrigen in hochdeutſcher Sprache abgefaßten Gedichte erheben ſich dagegen nicht über die gewöhnlichſte Mittelmäßigkeit. Andere hiehergehörige Dichter, wie Barth. Feind, Pietſch, Poſtel und Wernicke haben wir entweder ſchon erwähnt, oder werden ihnen bei anderer Gelegenheit wieder begegnen, und ſo iſt nur noch Michael Richey aus Hamburg (1678—1761) zu nennen, der auch zugleich nach Brockes und Hagedorn der bedeutendſte unter den niederſächſiſchen Dichtern iſt. Zwar noch weit in den folgenden Zeitraum hinüberreichend, gehört er doch dem Charakter ſeiner Dichtung nach ganz dem vorliegenden an, wie ſchon daraus erhellt, daß er vorzugsweiſe Gelegenheitsgedichte ſchrieb. Er unterſcheidet ſich aber von den Dichtern dieſer Gattung zu ſeinem Vortheil weſentlich darin, daß er weder die geſuchte Manier der Einen, noch die hochtrabende Weiſe der Andern befolgte, ſondern ſich in ſchlichter Einfachheit bewegte und ſeine Gedichte durch friſchen Humor belebte.

Bevor wir die Darſtellung weiter führen, haben wir noch auf einen Umſtand aufmerkſam zu machen, der den Zeitraum weſentlich charakteriſirt, auf den nämlich, daß in demſelben die Frauen lebhafteren Antheil an der Poeſie nahmen, als bisher, und daß ſich nicht bloß, wie früher, Frauen aus den höchſten Ständen für die Literatur intereſſirten, ſondern ſich die größere und thätigere Theilnahme bei denen des wohlhabenden Bürgerſtandes oder des niederen Adels zeigte. Dies findet zum Theil wohl darin ſeine Erklärung, daß die Poeſie und die Kunſt überhaupt ſelbſt an den Höfen, an welchen ſie Pflege oder vielmehr Unterſtützung fand, als eine Dienerin angeſehen wurde, deren Aufgabe und Pflicht es ſei, für die Verherrlichung der regierenden Familien und auch wohl für ihre Ergötzung zu ſorgen. Wenn daher unter den Dichterinnen der Zeit auch fürſtliche Frauen zu nennen ſind, ſo nehmen ſie ſchon dadurch eine abgeſonderte Stellung ein, daß ſie nur religiöſe Lieder dichteten, die ſie auch wohl mehr für ihre perſönliche Erbauung, jedenfalls mehr aus religiöſem, als aus poetiſchem Drange ſchrieben. Wir werden ſie daher auch füglicher weiter unten bei der Beſprechung des geiſtlichen Liedes erwähnen. Anders verhielt es ſich mit den nicht fürſtlichen Dichterinnen, welche übrigens ſchon dadurch weſentlicher in die Geſchichte der Poeſie eingreifen, als ſie zum Theil auch mit den hervorragendſten oder einflußreichſten Dichtern in genauerem Verhältniſſe ſtanden. Es iſt nämlich hier zu erwähnen, daß, während die Fruchtbringende Geſellſchaft die Frauen grundſätzlich ausſchloß, ſie dagegen ſowohl in der von Zeſen geſtifteten deutſchgeſinnten Genoſſenſchaft, als im Blumenorden Zutritt fanden, ja mit Vorliebe dazu gezogen wurden. Dieſer Ausſchluß der Frauen gerade aus demjenigen Verein, deren Mitglieder während ſeiner Blüthe vorzugsweiſe Fürſten oder ſolche adeligen Perſonen waren, welche durch ihren Rang oder ihren Beruf den Fürſten näher ſtanden, mußte die fürſtlichen Frauen und ihre nächſten Umgebungen der deutſchen Poeſie entfremden, wie ſich denn gerade in der Mitte des Palmenordens und vorzüglich durch Mitwirkung von Prinzen und Prinzeſſinnen des anhaltiſchen Fürſtenhauſes im J. 1624 ein Verein unter dem Namen Académie des vrais amants bildete, welcher ſich mit Hervorhebung der franzöſiſchen Poeſie entſchieden von der deutſchen Kunſt und den Beſtrebungen des Palmenordens entfernte. Erſt in ſpäterer Zeit wurde in dieſem auch den Frauen der Zutritt geſtattet, und unter Andern die Herzogin Sophie Eliſabeth von Braunſchweig-Lüneburg, Gemahlin Herzog Auguſts, der als Guſtav Selenus in der Literatur bekannt iſt, unter dem Namen „die Befreiende" aufgenommen, wie denn auch der Herzog im Vereine der „Befreiende" hieß. Aber ſelbſt die Freifrau Margarethe Marie von Buwinghauſen, welche mit vielen Mitgliedern des Palmenordens, namentlich mit dem Freiherrn von Stubenberg und Sigm. von Birken in gelehrtem Briefwechſel ſtand und ſich ſelbſt durch Ueberſetzungen bekannt machte, wurde der Aufnahme nicht gewürdigt. Die deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft nahm dagegen mehrere Frauen auf, unter welchen Katharine Regine von Greiffenberg allerdings nähere Beachtung verdient. Wir wiſſen zwar nicht, ob Dorothea Eleonore von Roſenthal aus Schleſien († 1649) dem Verein beigetreten iſt, jedenfalls ſtand ſie aber mit Zeſen ſelbſt in näherer Verbindung. In ihren „Poetiſchen Gedanken", einer unbedeutenden poetiſchen Erzählung, in welcher ſie ihre Gedanken über Dichter und Dichtkunſt ausſpricht, ſtehen mehrere Lieder und Oden, die bei ihrer proſaiſchen Auffaſſung und matten Darſtellung kein glänzendes Zeugniß von ihren poetiſchen Fähigkeiten geben *).

Viel zahlreicher war die Theilnahme der Frauen am Blumenorden, und ſchon Harsdörffer nahm im J. 1646 eine Frau Nirolai aus Stade unter dem Namen Diana wegen ihrer ſchönen Lieder auf, die übrigens nicht veröffentlicht wurden. Sie blieb lange das einzige weibliche Mitglied, aber vom J. 1668 an nahm die Zahl der Frauen raſch zu. So wurden in dieſem Jahre nicht weniger als vier aufgenommen: Frau Kath. Marg. Dobeneckerin (Silvia), welche mit Sigm. v. Birken in literariſchem Verkehr ſtand und mehrere Gedichte ſchrieb, die ihr die Ehre verſchafften, zur Kaiſerl. Dichterin gekrönt zu werden, eine Ehre, welche auch den drei andren, Reg. Magd. Limburgerin (Magdalis), Barbara Juliana Penzlin (Daphne) und Maria Kath. Stockflethin (Dorilis) zu Theil wurde. Die letztere, welche als Dichterin von geiſtlichen Liedern bekannt wurde, hatte auch an dem Roman ihres Mannes („Macarie") großen Antheil. Berühmter iſt Gertrud Möllerin, geb. Eiffler, in Königsberg (Mornille), deren „Geiſt- und Weltliche Oden" (1675) von Morhof und Neumeiſter den beſten der Zeit gleich geſetzt werden. Auch ſie war eine Kaiſerl. gekrönte Dichterin, ſo wie Fräulein Eliſabeth von Seintz aus Schleſien (Celinde), die Neumark wegen ihrer (ungedruckten) geiſtlichen Lieder eine vortreffliche Dichterin nennt. Eine der merkwürdigſten Erſcheinungen ihrer Zeit muß Barbara Helena Langin verehelichte Kopſchen (Erone) geweſen

*) Zeſen nennt in ſeiner „Luſtinne" noch die Dichterinnen Hochendorf, Sophie Bismarin, Domwald, Geldſchlechtin und Hildegard von Weſtehn, welche hoch- und niederteutſch gedichtet haben.

sein. In Nürnberg geboren, schrieb sie schon in früher Jugend deutsche und französische Gedichte, sie verstand Latein, zeichnete, malte, bildete geschmackvolle Figuren in Wachs und schnitt in Elfenbein und Alabaster. Ihre späteren Gedichte wurden sehr bewundert; mehrere derselben stehen in der „Vernünftigen Gemüths-Beruhigung", die sie aus dem Französischen übersetzte und mit guten, von ihr selbst erfundenen und gestochenen Kupfern im Jahr 1684 herausgab*).

Neben diesen dichtenden Frauen, welche entweder Mitglieder irgend eines Vereins waren oder einem solchen doch näher standen, haben wir noch mehrere zu erwähnen und unter diesen gerade die bedeutendsten. Anna Owene Hovers (geb. 1584 zu Koldenbüttel, gest. 1688 zu Westerwig in Gothland) schrieb „Geistliche und weltliche Poemata" (Amst. 1650), meist längere Gedichte in den alten vierfüßigen Reimpaaren oder in verschränkten Reimen, in denen sie sich als Anhängerin Schwenckfelds und des Wiedertäufers David Joris zeigt; sie sind bei aller mystischen Richtung doch ohne allen Schwung, wie sie denn im Ganzen das Leben recht prosaisch auffaßt, wie man sich z. B. aus dem „Geistlichen Gespräch zwischen Mutter und Kindt" und noch mehr aus dem „Rath an alle alte Wittwen" leicht überzeugen kann. Am glücklichsten ist sie noch in der niederdeutsch geschriebenen Satyre „De Denlsche Dörp-Pape", in welcher sie nicht ohne Witz, aber freilich sehr übertreibend, die Lutherischen Dorfgeistlichen wegen ihres unordentlichen Lebenswandels züchtigt. Weitaus bedeutender ist die beinahe noch als Kind gestorbene Sibylle Schwarz, auf welche wir später zurückkommen werden. Die Sibylle Schusterin (um 1680), die sich durch gute Behandlung und Mannigfaltigkeit des Versmaßes ausgezeichnet haben soll, kennen wir nicht, eben so wenig die Susanna Zeidlerin, deren Gedichte, die sie unter dem Titel „Jungferlicher Zeitvertreiber" (1686) herausgab, nach Neumeister sich durch Anmuth der Gedanken die Anerkennung ihrer Zeitgenossen gewonnen haben; dagegen haben wir uns überzeugt, daß die von Hunold herausgegebenen Gedichte der Marg. Susanna von Kuntsch (1651—1717), obgleich von ächt frommem Sinne eingegeben, in Gedanken und Form höchst unbedeutend sind, denn kaum wird irgend ein Gedicht die Gefühle in dem Leser erwecken, aus denen sie hervorgingen. In jeder Beziehung höher steht Henr. Kath. von Gersdorf, die jedoch füglicher bei dem geistlichen Liede zu besprechen ist.

Ehe wir zu diesem übergehen, müssen wir noch einige Bemerkungen theils über die Stoffe, theils über die Form der weltlichen Lyrik hinzufügen.

So unverkennbar die neue Kunst sich an das Ausland anlehnte, ja demselben in übertriebener und schädlicher Weise huldigte, so sehr das nationale Element aus der Poesie und das nationale Selbstgefühl aus dem Volke verschwand, so wurde dies doch nicht vollständig vernichtet. Wir haben schon erwähnt, daß es sich einigermaßen in dem Streben offenbarte, die Sprache zur Reinheit zurückzuführen und sie von dem traurigen Einfluß des Fremden zu befreien; es zeigt sich jedoch auch in einer zum Theil entschiedenen Weise selbst in den Dichtungen der Zeit, von denen eine freilich nicht große Anzahl dem Vaterlande gewidmet ist. Aber nur in den hiehergehörigen Liedern der früheren Dichter, wie z. B. von Opitz und Zinkgref, zeigt sich noch eine kräftigere Ader von Selbstvertrauen; später tritt an dessen Stelle Mißmuth und Niedergeschlagenheit über die traurigen Zustände der Zeit, und nur in den kräftigeren Gemüthern gesellt sich noch ein tiefer Ingrimm über den gänzlichen Verfall des Reichs und über die Verachtung, welche von allen Seiten auf Deutschland gehäuft wurde. Bei den nachfolgenden Dichtern verschwindet aber selbst die Hoffnung, daß sich Deutschland wieder kräftig aufraffen könne, und sie drücken nur den Schmerz aus, der sie bei dem Gedanken an das Vaterland erfaßt. Solcher Klaglieder gibt es viele, und sie gehören in so fern zu den besten Erzeugnissen der Zeit, als sich in ihnen tiefgefühlte Ueberzeugung ausspricht und sie die Zustände in ihrer ganzen traurigen Wahrheit darstellen. Wir erwähnen nur die hiehergehörigen Gedichte von Czepko, Logau, und Schottel („Germaniens Todtenklage"), welche sich durch Tiefe der Empfindung und Kraft des Ausdrucks auszeichnen. Daß sich während des furchtbaren Kriegs, der Deutschland so lange Jahre hindurch mit Mord und Brand und mit den entsetzlichsten Gräueln erfüllte, die Sehnsucht nach dem Frieden oft auch in dichterischer Weise aussprach, braucht kaum bemerkt zu werden; und in der That sind die Dichtungen dieser Art, oder auch diejenigen, welche zur Feier des wiederhergestellten Friedens abgefaßt wurden, sehr zahlreich; doch war die Ermattung, die auf den Krieg folgte, so groß, daß sich die Freude über den Frieden nur selten in kräftiger Weise aussprach, wozu allerdings auch das Bewußtsein beitragen mochte, daß der Friede nur mit des Reichs unvertilgbarer Schmach erkauft worden sei. Als sich Deutschland in den nachfolgenden Kriegen, namentlich in den Türkenkämpfen, wieder einiger glänzenden Waffenthaten rühmen konnte, die man freilich zum größten Theile einem nicht deutschen Feldherrn, dem Prinzen Eugen von Savoyen, zu verdanken hatte, wurden dieselben mannigfaltig besungen, doch selten mit Glück und Begeisterung; die zur Mode gewordene Hofpoesie ließ solche nicht aufkommen und befaßte sich lieber mit abgeschmackten Lobhudeleien; es sind daher die hiehergehörigen Gedichte von Besser, Heraus, Pietsch, König und Andern keiner Beachtung werth, nur Günther zeichnet sich durch sein Lied auf den Frieden von 1718, wie im Uebrigen, so auch in dieser Beziehung vortheilhaft aus.

Was endlich die lyrischen Gattungen und Formen betrifft, welche im vorliegenden Zeitraume behandelt wurden, so erscheinen dieselben in ziemlicher Mannigfaltigkeit. Der eigentlichen Lieder wurden viele gedichtet, freilich mit sehr abwechselndem Glücke. Als bedeutendste Liederdichter sind zu nennen: Opitz, Zinkgref, vor Allen Flemming, dann H. Albert, Dach, Roberthin, Lund, Zesen, Grefflinger, Schwieger; von den Späteren: Hoffmannswaldau, Lohenstein, Abschatz, Weise, und als der bedeutendste Günther. Neben diesen sind noch zu nennen: Homburg, Titz, Tscherning, Rist, Harsdörffer, S. v. Birken, Dav. Schirmer, Schoch, Mühlpfort, Assig, Canitz, Besser und

*) Außerdem führten viele Mitglieder des Blumenordens ihre Frauen in denselben ein, „nicht in der Absicht, wie Herdegen sagt, gelehrte Musen dadin zu beinigen, dafür sie ihre Ehe-Frauen, und diese selbsten sich nicht ausgeben, sondern ihnen einige Ehre und Vergnügen zu gönnen".

Neukirch. Die Ode fand ebenfalls häufige Bearbeitung; meiſtens erſcheint ſie in der Form des gewöhnlichen Liedes und unterſcheidet ſich von demſelben nur durch den Inhalt und edleren Ausdruck, der freilich oft in das Geſuchte und Gezierte verfällt. Wollte aber der Dichter dem bedeutſameren Inhalte auch eine entſprechendere Geſtaltung geben, ſo bediente er ſich der ſogenannten Pindariſchen Form, die aus Strophe, Antiſtrophe und Epode beſtand, von denen die beiden erſten gleich, die dritte verſchieden gebildet war und die mehrmals wiederholt werden konnten. Noch häufiger aber war für ſolche Gedichte, beſonders wenn ſie ſich zur Hymne erhoben, der Gebrauch des Alexandriners. Opitz, Flemming, Tſcherning, Andreas und Chriſtian Gryphius, ſo wie Günther ſind unter den Odendichtern des Zeitraums die hervorragendſten, wie ſie auch nebſt Schottel und Dav. Schirmer die beſten Elegien gedichtet haben, welche beinahe ohne Ausnahme in Alexandrinern geſchrieben wurden. Durch Hoffmannswaldau wurde die Heroide in freilich ſehr verfehlter Nachahmung des Alterthums eingeführt und auch von Lohenſtein bearbeitet. Unter den fremden Formen wurde ganz vorzüglich das Sonett häufig behandelt, das ſchon im vorigen Zeitraume Eingang gefunden hatte, ſo von Opitz, am talentvollſten von Flemming und Andr. Gryphius. Noch häufiger erſcheint das Sonett bei den Dichtern der zweiten Schleſiſchen Schule, die es zwar formell mit wachſender Gewandtheit behandelten, aber allmählich das Bewußtſein ſeiner Bedeutung verloren, ſo daß es endlich völlig entartete, ungefähr wie bei den ſpäteren Romantikern in den zwanziger Jahren unſers Jahrhunderts, weshalb es auch in ſolche Mißachtung gerieth, daß es im folgenden Zeitraume kaum mehr zu erſcheinen wagte. Endlich war die kleine, freiere, epigrammatiſche Form des lyriſchen Gedichts, das Madrigal, eine Zeitlang ſehr beliebt; es wurde am glücklichſten von Kaſpar Ziegler behandelt. Neben ihm ſind noch zu nennen Schwieger, Balthaſar Kindermann, der im Schwanenorden den Namen Kurandor führte („Der deutſche Poet" 1664), Ernſt Stockmann („Poetiſche Schrifft-Luſt, oder Hundert Geiſtliche Madrigale". Leipzig 1668), Martin von Kempe (1637—1682) aus Königsberg, welcher im Blumenorden Damon I. oder der Preuße, im Schwanenorden Kleodor und in der Fruchtbringenden Geſellſchaft der „Erkohrne" hieß („Poetiſche Luſtgedanken" 1665); Joh. Jacobi, ein Mitglied des Schwanenordens („Deutſcher Madrigalen erſter Verſuch" 1678); Heinrich Bredelo aus Königsberg, deſſen „Madrigale" (1689) ſich zwar oft gegen den Rhythmus verfehlen, die aber nach ſeiner eigenen Verſicherung „mit Geiſt und Feuer geſchrieben ſind", und endlich Günther.

Indem wir zur Beſprechung des geiſtlichen Liedes übergehen, haben wir ſogleich die Bemerkung voranzuſchicken, daß nicht nur daſſelbe im vorliegenden Zeitraum von einer überaus großen Zahl von Dichtern bearbeitet wurde, ſondern daß es ſich auch zu einer hohen Blüthe entwickelte, wozu gerade die traurige Zeit weſentlich beitrug; da das Leben nur Jammer und Elend darbot, flüchtete man ſich zu Gott, um von ihm Troſt und Muth zu erflehen. Dies hatte die glückliche Folge, daß die trockene Nüchternheit und die gemüthloſe Katechismusform, die ſich am Ende des vorigen Zeitraums des geiſtlichen Lieds bemächtigt hatte, aus demſelben verſchwand, und wahrhafte Andacht, innige Erhebung an deſſen Stelle trat. Es erſchien zwar jener großartige Styl nicht wieder, den Luther ihm früher aufgedrückt hatte, es bewegte ſich nicht mehr um die Darſtellung des feurig begeiſterten Glaubens, der ſich um die Welt, ihre Freuden und ihren Jammer nicht bekümmert, weil er ſich ſelbſt genug iſt; dagegen gewann es eine ſubjectivere Richtung, und dadurch eine unendlich größere Mannigfaltigkeit des Inhalts. Eben ſo trennte es ſich auch in der Form von dem älteren Liede; es verlor den volksmäßigen Ton deſſelben, indem es ſich immer entſchiedener den Grundſätzen der neuen Kunſtdichtung anſchloß. Doch war der Einfluß derſelben im Ganzen und namentlich bei den beſſeren Dichtern nur formell, der volksmäßige Geiſt bewahrte ſich in ſeiner ganzen Kraft, und wir haben es dieſem Umſtande hauptſächlich zu verdanken, daß das geiſtliche Lied ſich ſelbſtſtändig und in ächt deutſchem Sinn entwickelte, und daß die Lutheriſche Sprache mit ihrer einfachen Kernhaftigkeit immer noch mächtig durchtönte. Dies gilt freilich nur von dem eigentlichen Kirchenliede oder den im Geiſte deſſelben abgefaßten Gedichten, weil die Bedürfniſſe des Volks, oder, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, ſein Wille hier maßgebend war, und ſich ſelbſt die gelehrten Dichter nicht davon zu entfernen wagten. Dagegen entfernten ſich die mehr kunſtmäßigen religiöſen Gedichte, die Hymnen, Cantaten, Oratorien u. ſ. w. je länger je mehr von der volksmäßigen Auffaſſung und geriethen ſogar in die unſeligen Verirrungen und Spielereien der Schulen, welche wir bei der weltlichen Lyrik angedeutet haben. Ja ſelbſt das eigentliche Kirchenlied blieb von den Einwirkungen der ſich verſchlechternden Kunſtdichtung nicht ganz befreit; es erſcheint nur in der erſten Hälfte des Zeitraums in edler Einfachheit und Reinheit, und es machten ſich zudem im Laufe der Zeiten noch mancherlei Einflüſſe geltend, welche wir näher zu ſchildern haben. Wenn nämlich auch das Kirchenlied der ganzen Periode einen beſtimmten Charakter hat, den wir als den der ſubjectiven Auffaſſung bezeichnet haben, ſo erſcheint dieſer Charakter doch in verſchiedenen Färbungen, welche durch jene erwähnten Einflüſſe beſtimmt werden, und ſo bilden ſich von ſelbſt einzelne Gruppen, die wir abgeſondert darſtellen müſſen, um die allmähliche Entwickelung zur größtmöglichſten Anſchaulichkeit zu bringen.

Wie die erſten Zeiten der Periode den allgemeinen Charakter des Kirchenlieds während derſelben beſtimmen, ſo erſcheint dieſer auch in ſeiner reinſten Form. Einerſeits tritt das künſtleriſche Bewußtſein der Dichter hervor, welche ſich bemühen, der geiſtlichen Lyrik die nämliche Vollendung und Reinheit in Sprache und Versbau zu geben, wie der weltlichen; andrerſeits dringt das didaktiſche Element, welches ja die ganze Zeit beherrſchte, auch in das Kirchenlied und beſtimmt die ſubjective Richtung, welche es während der ganzen Periode beibehält. Doch fußten die früheren Dichter noch vorzugsweiſe auf dem kirchlichen Bekenntniß, wie Luther und ſeine Zeitgenoſſen, aber ſtatt es einfach in begeiſterter Glaubenswärme darzuſtellen, wie jene, ſuchten ſie deſſen Wahrheit zu entwickeln oder zu beweiſen. Dabei lehnten ſie ſich an die Bibel, und

namentlich häufig an die Pſalmen, an welche ſie durch die Drangſale der Zeiten gewieſen wurden, da ſich in ihnen Aehnliches ſo oft abſpiegelt. Auch beſingen die Lieder jener Zeit ſehr oft das Leiden und Sterben Jeſu, welches vielfache Beziehungen auf die eigenen Leiden darbot. Während aber die erſten Dichter dieſes didaktiſche Element noch ſo kräftig beherrſchen, daß neben ihm die Darſtellung der innern Glaubenswelt noch beſtehen kann, nimmt es in den ſpäteren immer mehr überhand, ſo daß endlich das Kirchenlied zur rein moraliſchen Betrachtung wird, und ſich eben deshalb in unerquickliche Breite und Weitſchweifigkeit verliert.

Glücklicher Weiſe erſtand in den erſten Zeiten nach dem weſtphäliſchen Frieden, wo die allgemeine Erſchlaffung auch des Kirchenlieds ſich bemächtigt hatte, ein Mann auf, der es in der damals allein möglichen Weiſe wieder belebte, indem er zwar der ſubjectiven Richtung treu blieb, dieſe aber aus dem Bereich des überlegenden Verſtandes in das Gebiet des Gefühls hinüberleitete. Es war dies Paul Gerhardt, der als der zweite Schöpfer des deutſchen Kirchenlieds zu betrachten und zu verehren iſt. Noch iſt freilich bei ihm dieſe ſubjective Richtung nicht ausſchließlich vorherrſchend, vielmehr zeigt ſich zugleich die altlutheriſche Anſchauung in ihrer ganzen Kraft; und Gerhardt iſt eben dadurch ſo bedeutend, daß er Beides, das „chriſtliche Gemeindebewußtſein und das perſönliche Gefühlsleben" zur höchſten Einheit zu verbinden und mit ächt poetiſcher Weihe darzuſtellen weiß. Er iſt aber zugleich der letzte Dichter, in welchem jene ältere, objective Seite noch hervortritt; das ſubjective Element machte ſich im weiteren Verlauf der Zeit immer mehr geltend: „Die Dichter ſangen (wie ein neuerer Bearbeiter des Kirchenlieds ganz bezeichnend ſagt) nicht mehr im Namen und mit dem Munde der Kirche, ſondern im Namen ihrer eigenen Perſon, und ihre Lieder betreffen nun weniger Lebensäußerungen der Kirche, als vielmehr perſönliche Herzenszuſtände und Lebensereigniſſe im Privatleben. Daher iſt in dieſen Liedern ſelten mehr das „Wir" in der Geſammtheit, ſondern meiſt das „Ich" in der Einzelheit zu finden."

Die erſte Verirrung, in welche das Kirchenlied auf dieſem Wege gerieth, ging von den Pegnitzſchäfern aus, die ihm das Gepräge der Sentimentalität gaben, welche um ſo leichter in das Süßliche und Tändelnde verfiel, als jene Dichter nicht ermangelten, die Schäferwelt auch in die geiſtliche Dichtung einzuführen. Als höchſtes Muſter derſelben galt ihnen das Hohelied, das mit ſeinen orientaliſchen Bildern ihrer Anſchauung von dem Weſen der Dichtkunſt ſchon auch deshalb beſſer als die Pſalmen mit ihrer zwar hochpoetiſchen, aber dabei höchſt einfachen und wahren Darſtellung entſprach, als ſie, wie die ganze Zeit, darin eine ſinnreiche Allegorie erblickten, in welcher Chriſtus und ſein Verhältniß zur Kirche im Gewande eines ſchäferlichen Liebesromans dargeſtellt werde. So zögerten ſie nicht, eben ſolche geiſtliche Schäfereien mit allegoriſchem Hintergrund abzufaſſen, in die ſie alle Unnatur legten, welche ihre weltlichen Dichtungen charakteriſirte; aber auch das eigentliche Kirchenlied blieb von dieſer Manier keineswegs befreit.

Die allegoriſche Anſchauungsweiſe führte bald zur myſtiſchen Richtung. Zwar war dieſe ſchon am Anfange des Zeitraums durch die Jeſuiten Jakob Balde und Friedr. von Spee in bedeutender Weiſe zur Erſcheinung gelangt; allein es hatten dieſelben keinen Einfluß auf die weitere Entwickelung der geiſtlichen Poeſie gehabt, weil ſie beide als katholiſche Dichter dem proteſtantiſchen Kern der damaligen Literatur zu fern ſtanden, und Balde zudem in lateiniſcher Sprache gedichtet hatte. Dagegen fand das durch die allegoriſche Behandlung des Kirchenlieds verbreitete myſtiſche Element in Schleſien einen fruchtbaren Boden, und ſeinen edelſten Vertreter in Scheffler (Angelus Sileſius), der aber auch in ſeiner gewaltigen Natur ganz allein da ſteht. Dagegen artete es durch die Dichter der zweiten Schleſiſchen Schule in phantaſtiſche Schwärmerei aus, welche ſich, wie im weltlichen Liede, durch die Ueberhäufung von geſchmackloſen, ja oft ſogar widrigen Bildern kund gab.

Im Ganzen gelangte aber weder die allegoriſche, noch die myſtiſche Richtung zu allgemeiner Anerkennung; vielmehr gab ſich je länger je mehr eine ſichtliche Erſtarrung im kirchlichen Leben kund, von welcher auch das Kirchenlied ergriffen wurde. Es mußte, ſollte die Erſtarrung nicht unheilbar werden, eine neue Bewegung in der Kirche erſtehen, und dieſe trat denn glücklicher Weiſe noch frühzeitig genug ein. Der Mann, der dieſelbe hervorbrachte, war Philipp Jakob Spener, mit welchem die pietiſtiſche Richtung beginnt, deren Charakter weſentlich darin liegt, daß man nunmehr die innern religiöſen Zuſtände zum Gegenſtand der Darſtellung machte, wodurch das ſubjective Element zur ungetheilten Herrſchaft gelangte. Der Pietismus lehnt ſich in ſo fern an die myſtiſche Anſchauungsweiſe, als ihm, wie dieſem, die Sehnſucht nach einer innigeren Vereinigung mit Gott zum Grunde liegt, aber er unterſcheidet ſich von demſelben dadurch, daß er ſich nicht an die letzten Folgen dieſer Sehnſucht wagt, ſondern, von einer gewiſſen Schwäche ergriffen, bei den unbedeutendſten Aeußerlichkeiten ſtehen bleibt, und ſich in ſentimentale Spielereien verliert. Dies war namentlich der Fall bei den ſogenannten Herrnhutern, die, von der edleren Richtung Speners und ſeiner Schule ausgehend, die Sehnſucht nach Gott und der Vereinigung mit ihm allmählich in der ſinnlichſten und zugleich roheſten Weiſe ausſprachen, indem ſie den gekreuzigten und leidenden Chriſtus, ſein vergoſſenes Blut und ſeine Wunden mit aller Rohheit der ſinnlichſten Auffaſſung zum Mittelpunkte ihrer Andacht und ſo auch ihrer Geſänge machten.

Auch dieſe Verirrung fand ihren Gegenſatz in den ſogenannten orthodoxen oder kirchlich gläubigen Dichtern, welche einerſeits die von den Pietiſten gefährdete Einheit der Kirche und ihrer Lehre zu bewahren und andrerſeits das allgemeine evangeliſche Glaubensbekenntniß in ſeiner urſprünglichen Reinheit darzuſtellen ſuchten. Auch hier erblicken wir Anfangs einen weſentlichen Fortſchritt, indem ſich in den Liedern dieſer Richtung mit der Klarheit der religiöſen Anſchauung die Innigkeit verſchmilzt, welche durch die Pietiſten angeregt worden war. Allein wie bei dieſen, ſo blieb auch bei den orthodoxen Dichtern die Ausartung nicht aus, und wie bei den Erſteren das Gefühl zuletzt allmächtig geworden war, wurde bei den Letzteren in der Folge der Verſtand ſo ganz ausſchließlich vorherrſchend, daß das Kirchenlied wieder zur gereimten Darſtellung der im Katechismus vorgetragenen Glaubenslehre herabſank.

Nachdem wir im Obigen die vielfachen Bewegungen geschildert haben, welche das Kirchenlied im Verlaufe des Zeitraums erfuhr, bleibt uns noch übrig, die einzelnen Dichter zu erwähnen, welche theils jene Bewegungen leiteten, theils im Sinne derselben dichteten. Die Anzahl derselben ist außerordentlich groß, da in der ganzen Periode beinahe kein einziger Dichter zu nennen wäre, der nicht auch geistliche Lieder verfaßt hätte.

Unter den Dichtern der ersten Gruppe sind nächst Opitz, welcher außer einigen Liedern auch Psalmen gedichtet hat, Joh. Heermann, Flemming, Tscherning, Rinckart, Titz, die Königsberger Dach, Albert und Roberthin, dann Rist und A. Gryphius besonders hervorzuheben. Neben diesen bedeutenderen Dichtern, welche wir später sämmtlich ausführlicher besprechen werden, sind aber noch mehrere zu erwähnen, die entweder durch die reiche Zahl ihrer Lieder oder durch die Trefflichkeit derselben Beachtung verdienen. Es sind namentlich folgende: Johann Hermann Schein (1586—1630), Kapellmeister in Weimar, dann Kantor an der Thomasschule in Leipzig, wurde weniger durch seine eigenen Lieder (er hat auch weltliche gedichtet), als durch seine trefflichen Compositionen berühmt, welche zu ihrer Zeit das größte Aufsehen erregten. Auch Michael Altenburg (1583—1640), Pastor in Erfurt, und Matthäus Apelles von Löwenstern (1594—1648), Staatsrath des Herzogs von Münsterberg-Oels, waren zugleich Dichter und Componisten; die Lieder des Letzteren („Frühlings-Neven". Kiel 1678) sind bei aller Einfachheit voll religiöser Begeisterung; sie sind rein und fließend geschrieben, und zudem noch dadurch merkwürdig, daß er in vielen die antiken Versmaße einzuführen suchte, die er jedoch mit dem Reim verband. Dagegen sind die „Geistlichen Hertzens-Harffen" von Daoid von Schweinitz (1600—1667), der als Landeshauptmann des Fürstenthums Liegnitz starb, wie schon sein Zeitgenosse A. A. v. Haugwitz bemerkt, mehr wegen ihres frommen Sinnes, als ihrer Darstellung zu erwähnen. Von Joh. Matthäus Meyfarth (1590—1642), Professor und Pastor in Erfurt, findet sich ein schönes Lied, „Jerusalem, du hochgebaute Stadt", noch in den neueren Gesangbüchern. Ebenso verdienen Valentin Thilo (1607—1662) und Andreas Aderßbach, die beide zum Königsberger Dichterkreise gehörten, ruhmvolle Erwähnung; namentlich sind die Lieder des Letztern, der sich auch Barchedas unterschrieb, einfach, gläubig fromm und gefühlvoll („Vater, deß die Langmuth ist"). Justus Gesenius (1601—1673), der sich als Generalsuperintendent in Hannover auch um die Hebung des Kirchengesangs wesentliche Verdienste erwarb, hat in seinen mit großer Correctheit geschriebenen Liedern den ächten Ton der Andacht und Erbauung getroffen („O Tod, wo ist dein Stachel nun?").

Die hervorragendsten Dichter der zweiten oder Gerhardtischen Gruppe sind außer Gerhardt selbst Andr. Buchholtz, Neumark, Joh. Frank und Homburg, denen sich folgende anreihen: Luise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg (1627—1653), hat zwar nur vier Lieder gedichtet, aber sie gehören zu dem Vortrefflichsten aus der Zeit und sind von warmem, religiösem Gefühl durchdrungen („Jesus, meine Zuversicht"). Viel zahlreicher sind die Lieder des Zittauer Rectors und kaiserlich gekrönten Dichters Christian Keymann (1607—1662), doch sind nur wenige derselben in die Gesangbücher übergegangen („Meinen Jesum laß ich nicht"), obgleich noch mehrere wegen ihres ächt evangelischen Geistes die Aufnahme verdient hätten, z. B. das schöne von Begeisterung durchglühte „Freuet euch, ihr Christen alle". Von den vielen Liedern des Oberhofpredigers Joh. Olearius (1611—1684) in Weißenfels sind mehrere ganz vortrefflich („Herr Jesu Christ, dein theures Blut"; „Gelobet sey der Herr mein Gott"). Gottfr. Wilh. Sacer (1635—1699) reicht zwar bis fast an das Ende der Periode, da er aber seine geistlichen Lieder zum größten Theil in seinen Jünglingsjahren schrieb, und sie im Sinne der besseren Zeit gedichtet sind, müssen dieselben schon hier erwähnt werden. Sie gehören in jeder Beziehung zu den besseren der Zeit und zeichnen sich wie durch leichten Versbau und gefällige Darstellung, so auch durch Wärme des Gefühls aus („Gott fähret auf gen Himmel"). Joh. Georg Albinus (1624—1679), Pfarrer in Naumburg (als Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft „der Blühende") reiht sich durch sein treffliches Lied „Alle Menschen müssen sterben" den besseren Dichtern würdig an. Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig, ist zwar vorzüglich durch seine Romane bekannt geworden, aber seine geistlichen Lieder („Christfürstliches Daoids Harfenspiel" 1667), die er lange vor seinem Uebertritt zur katholischen Religion dichtete, verdienen wohl größere Auszeichnung, wenigstens sind mehrere derselben („Laß dich, Gott!" „Gott, du bleibest doch mein Gott!") sowohl durch Vollendung der Form als durch die Tiefe der Empfindung ausgezeichnet. Eben so tüchtig in Beziehung auf die Sprache sind die Lieder Joh. Flittners (1618—1678), Pfarrers in Greifswalde; doch neigen sie sich schon zum Tone der späteren pietistischen Schule, wozu wohl die vielfachen Drangsale, die er während seines Lebens zu erdulden hatte, viel beigetragen haben mögen, wogegen Michael Schirmer (1606—1675), Conrector am grauen Kloster in Berlin, der nicht weniger vom Unglück verfolgt war, in seinen „Bidlischen Liedern" einen kräftigen und freudigen Ton anstimmt. Endlich ist noch J. H. Gallus zu erwähnen (1635—1670), Hofprediger zu Wohlau in Schlesien, dessen bestes Lied („Werde munter, meine Seele") jedoch eine bloße Nachahmung des Ristischen Abendlieds „Werde munter, mein Gemüthe" ist. Er hat übrigens auch als Jüngling (unter dem Namen „Cloridan von Wohlau") weltliche Lieder gedichtet, die nicht ohne Werth sind („Dreifaches Bündlein blauer Kornblumen" 1655).

In der dritten Gruppe, welche in den Nürnberger Pegnitzschäfern ihren Mittelpunkt hatte, sind Harsdörffer und Sigm. von Birken weitaus die bedeutendsten. Folgende haben in ihrem Geiste gedichtet: Von Andreas Ingolstetter (1633—1711), einem gelehrten Kaufmann aus Nürnberg, der im Blumenorden den Namen „Polxander" führte, haben wir Lieder, die sich durch Wahrheit der Empfindung, tiefes Gefühl und glückliche Gedanken auszeichnen und sich von der süßlichen Sentimentalität der Dichtungen seiner Ordensgenossen frei erhalten. Sie sind leider nicht gesammelt; einzelne haben sich noch in den neuern Gesangbüchern erhalten („Hinab geht Christi Weg"). Obgleich nicht Mitglied des Blumenordens hatte sich Joh.

Digitized by Google

Michael Dilherr (1604—1669), Oberprediger an der Sebalduskirche, nach den Häuptern deſſelben, namentlich nach Sigm. von Birken, gebildet; doch ſind ſeine Lieder einfach und ſchlicht. Das Nämliche gilt auch von Joh. Chriſtoph Arnſchwanger (1625—1696), Pfarrer in Nürnberg (im Palmenorden „der Unſchuldige" genannt), und von Magnus Daniel Omeis (1646—1708), dem vierten Vorſteher des Blumenordens, in welchem er „Damon der Noriſche" hieß. Doch verdient er mehr durch ſeine große Gelehrſamkeit (er war Profeſſor in Altdorf), als durch ſeine Dichtungen ausgezeichnet zu werden, die ohne allen Schwung ſind; und ſo hatte auch Chriſtoph Adam Negelein, im Blumenorden „Geladon" genannt, ſeine Ernennung zum Kaiſerlichen Hofpoeten mehr ſeinem Uebertritt zur katholiſchen Kirche, als ſeinem Dichtertalent zu verdanken. Dagegen tragen die Lieder des Altdorfer Profeſſors und Predigers Chriſtoph Wegleiter (1659—1706), welcher auch gekrönter Dichter war, durch das Streben nach ſinnlichen Bildern mehr das Gepräge der Schule („Beſchränkt, ihr Weiſen"), was zum Theil auch von Erasmus Finx, genannt Franciſci, gilt, dem wir ſpäter in anderer Beziehung wieder begegnen werden. Bedeutender, als alle die Genannten, iſt Michael Frank (1609—1667), der zuerſt ein Bäcker und dann Lehrer in Coburg war. Obgleich nicht Mitglied des Blumenordens, ſondern des Eidſchwanenordens (als welcher er „Stauropbilus" hieß), dichtete er doch ganz im Charakter der Pegnitzſchäfer („Geiſtlicher Harfenſpieler" 1657).

Unter den Dichtern der myſtiſchen Richtung ragen vor Allen Fr. von Spee und Johann Scheffler (Angelus Sileſius) hervor; nebſt ihnen ſind noch Knorr von Roſenroth und Terſteegen, ſo wie der ganz eigenthümlich ſtehende Quirinus Kuhlmann beſonders hervorzuheben, dann noch Gottfried Arnold und Chriſtian Scriver, von denen der erſte aber vorzüglich als Kirchenhiſtoriker, der zweite als Erbauungsſchriftſteller bedeutend geworden iſt. Bedeutend ſcheint Daniel von Czepko und Reigersfeld (geb. 1605, geſt. 1660 zu Schweidnitz als Reg.-Rath) geweſen zu ſein, von dem jedoch nur ſehr wenig bekannt iſt. Im Sinne des Angelus Sileſius dichtete Anna Sophia, Landgräfin zu Heſſen-Darmſtadt (1638—1683) zwei und dreißig Lieder („Der treue Seelenfreund Jeſus Chriſtus" 1658) und Ludämilia Eliſabeth, Gräfin von Schwarzburg-Rudolſtadt (1640—1672) 215 Lieder (geſammelt unter dem Titel: „Die Stimme der Freundin" 1687). Beide Dichterinnen ſind voll tiefen Gefühls, doch wird der Ausdruck ihrer brennenden Liebe zu Chriſtus oft beinahe zu perſönlich, was auch in den Liedern des Roſtocker Profeſſors Heinrich Müller (1631—1679) der Fall iſt; dagegen tritt in dem Breslauer Pfarrer Kaſpar Neumann (1648—1715) ſchon das Beſtreben hervor, die myſtiſche Anſchauungsweiſe mit der kirchlichen zu verſöhnen. Eine eigenthümliche Natur iſt Joh. Wilh. Peterſen (1649—1727), der wegen ſeiner ſchwärmeriſchen Anſichten vom tauſendjährigen Reich ſeiner Stelle als Superintendent in Lüneburg entſetzt wurde, deſſen in Proſa geſchriebene Pſalmen („Stimmen aus Zion" 1658) die Sprache der Davidiſchen Geſänge mit großem Glück nachahmen und deren hohe Einfalt und feurige Kraft ſie an einigen Stellen erreichen.

Die pietiſtiſche Richtung wurde durch Jakob Spener begründet, durch A. H. Francke weiter entwickelt; beide haben jedoch nur wenige Lieder verfaßt; der vorzüglichſte Dichter unter ihren Anhängern iſt Joachim Neander, auf den wir ausführlicher zurückkommen. Neben ihm ſind noch folgende zu nennen: Joh. Caſp. Schade, (1666—1698) Diakonus an der Nikolaikirche in Berlin, ſchrieb 44 Lieder im Sinne des edleren Pietismus, doch haben ſie wenig poetiſchen Werth. Höher ſteht Caniz, der in ſeinen religiöſen Gedichten auch die reine Form erſtrebt, die ſeine übrigen Dichtungen charakteriſiren. Joh. Jakob Schütz (1640—1690), Rechtsconſulent in Frankfurt und ein vertrauter Freund Speners, hat zwar nur ein einziges Lied gedichtet („Sey Lob und Ehr' dem höchſten Gut"), das aber zu den beſſern Erzeugniſſen der pietiſtiſchen Schule gehört; und ſo iſt auch Samuel Rodigaſt (1649—1708), Rector in Berlin, durch Ein Lied vorzüglich berühmt geworden („Was Gott thut, das iſt wohlgethan"). Von größerer Fruchtbarkeit war Laurentius Laurentii (1660—1772), Cantor in Bremen, deſſen 149 Lieder (Evangelia melodica 1700) eben ſo einfach gehalten als ſalbungsreich ſind („Wach auf mein Herz, die Nacht iſt hin"). Joh. Anaſtaſius Freylinghauſen (1670—1739), Francke's thätiger Mitarbeiter und Nachfolger iſt neben Neander der bedeutendſte Dichter unter den Pietiſten; ſeine Lieder zeichnen ſich durch Innigkeit des Gefühls, Beſtimmtheit des Gedankens, Reinheit und feierliche Haltung des Ausdrucks aus („Mein Herz gib dich zufrieden"). Er hat ſich außerdem durch die Herausgabe eines ſehr reichhaltigen Geſangbuchs verdient gemacht, das ſich lange großer Verbreitung erfreute. Joh. Wolfgang Chriſtoph Deßler (1660—1722), Conrector in Nürnberg, verbindet die pietiſtiſche Anſchauung mit der bilderreichen Sprache der Pegnitzſchäfer, die jedoch keineswegs überwiegt, wovor ihn ſeine wahrhaft poetiſche Natur bewahrte. Voll tiefen Gefühls ſind die zahlreichen Lieder der Gräfin Aemilie Juliane von Schwarzburg-Rudolſtadt (1637—1706). Bedeutender iſt jedoch Joh. Jakob Rambach (1693—1735), Prof. in Halle und ſpäter in Gießen, der die größte Tiefe mit der erfreulichſten Klarheit verbindet („O Lehrer, dem kein Lehrer gleich"). Unter den Dichtern der Zeit war der berühmte würtembergiſche Staatsmann J. J. von Moſer (1701—1785) einer der fruchtbarſten; er hat nicht weniger als 1200 Lieder gedichtet. Endlich führen wir noch die Freifrau Henriette Katharine von Gersdorf, geb. von Friesen an (1648—1726), die man in ihren früheren Jahren ein lebendiges Bild aller Muſen und Gratien nannte, und deren Lieder von tiefem Gefühl zeugen. Sie war die Großmutter des Grafen v. Zinzendorf, des Gründers der herrnhutiſchen Secte, welchen wir genauer zu beſprechen haben.

Die ſtrenggläubige Richtung wurde beſonders von Erdmann Neumeiſter und Benj. Schmolke vertreten, neben welchen nur Salomon Frank (1659—1725), Conſiſtorialſekretär in Weimar, deſſen Lieder in Form und Inhalt an Riſt erinnern, den er ſich auch zum Vorbild genommen hatte, welchen er jedoch an Gedankenreichthum übertrifft.

Außer dem eigentlichen Kirchenliede wurden noch ſehr viele religiöſe Dichtungen abgefaßt, die, wie die Hymnen und geiſtlichen Elegien meiſt in Alexandrinern abgefaßt waren. Mit beſonderer Vorliebe

wurden Cantaten und Oratorien bearbeitet, beſonders von den ſpätern Dichtern; aber kaum erheben ſich Einzelne über das Mittelmäßige, und nur die cantatenartigen Dichtungen von Brockes verdienen größere Auszeichnung. Wie ſchon früher bemerkt, wurden auch religiöſe Gedichte in den verſchiedenſten Formen der weltlichen Kunſtdichtung abgefaßt; die Nürnberger dichteten geiſtliche Hirtengeſpräche und Schäferlieder; Andere wählten zu ihren Liedern die verwickeltſten Formen der weltlichen Lyrik oder die der pindariſchen Ode; endlich wurden nicht bloß geiſtliche Sonette, z. B. mit ausgezeichnetem Glücke von A. Gryphius, ſondern auch geiſtliche Madrigale, am zahlreichſten von Kaſp. Ziegler gedichtet. Alle dieſe Dichtungen unterſcheiden ſich von dem eigentlichen Kirchenliede ſchon durch die Sprache, da die Dichter ihnen den äußern Glanz der weltlichen Dichtung zu geben trachteten, ferner dadurch, daß die Stoffe in freierer Weiſe und ohne Rückſicht auf bibliſche oder kirchliche Anſichten bearbeitet wurden. Wir werden im Verlauf der Darſtellung mehrere Dichtungen dieſer Art genauer kennen lernen.

Das Volkslied erhält ſich zwar in dem vorliegenden Zeitraume immer noch, aber deſſen ſchönſte Blüthezeit iſt doch vorüber, wie es bei den Zuſtänden des durch die Kriege tief gebeugten, durch die Fürſten übermäßig gedrückten Volkes nicht anders ſein kann. Unter den lyriſchen Volksliedern rührt eine ſehr große Anzahl von den frühern Zeiten her, die ſich immer noch lebenskräftig im Volke erhalten hatten; neben dieſen erſcheinen zwar auch manche neue, aber nur wenige derſelben haben die jugendliche, friſche und lebensfrohe Heiterkeit oder die gemüthliche Tiefe, welche bei den älteren ſo gewaltig an das Herz ſpricht. Auch das hiſtoriſche Volkslied erſcheint, beſonders am Anfange des Zeitraums noch häufig; im Verlaufe des 30jährigen Kriegs verſchwindet es immer mehr (denn was hätte auch beſungen werden ſollen?); dagegen bringen die Türken- und Franzoſenkriege wieder eine ziemlich beträchtliche Anzahl hervor. Freilich ſind ſie meiſt ohne allen poetiſchen Werth und ohne Tiefe des Gedankens wie der Darſtellung; vielmehr ſind ſie nach beiden Seiten hin meiſtens roh und zudem von einer abſchreckenden Breite, die um ſo widriger iſt, als ſich auch oft eine ganz unpaſſende Gelehrſamkeit breit zu machen ſucht.

Obgleich der Zeitraum im Ganzen nur ſehr wenig Bedeutendes liefert, und die meiſten Dichtungen in Sprache und Inhalt keineswegs erfreulich ſind, ſo iſt doch eine reiche und mannigfaltige Bewegung nicht zu verkennen, die freilich hauptſächlich dadurch hervorgebracht wurde, daß die einzelnen Beſtrebungen, ſo verdankenswerth ſie an ſich waren und als Fortſchritte erſcheinen mußten, doch keine große Lebensfähigkeit hatten, und daher bald wieder von andern verdrängt wurden, denen es nicht beſſer erging. Doch iſt dieſe, wir möchten ſagen, ſtürmiſche Thätigkeit beinahe die erfreulichſte Erſcheinung in der ganzen Geſchichte des Zeitraums, weil ſie bezeugt, daß ſelbſt unter den unglücklichen Verhältniſſen der Zeit ein kräftiger Trieb zum Beſſern vorhanden war, der endlich auch zum entſchieden Guten führen mußte. Deshalb mußte der Darſtellung dieſer fortgeſetzten Bewegung auch ein größerer Raum eingeräumt werden, als wir bisher den einleitenden Bemerkungen gewidmet haben; dagegen werden wir bei der Darſtellung der einzelnen Dichter, von denen auch nur Wenige als hervorragend zu bezeichnen ſind, gedrängter ſein können.

Martin Opitz von Boberfeld.

Martin Opitz, geboren den 23. Decbr. 1597 zu Bunzlau in Schleſien, zeigte ſchon früh eine große Lernbegierde, und erwarb ſich die Achtung ſeiner Lehrer, welche ihrerſeits ſeine nicht gewöhnlichen Talente mit Liebe pflegten. Er beſuchte zuerſt die Schule ſeiner Vaterſtadt, auf welcher er mit Kaſpar Kirchner und Bernh. Wilh. Nüßler einen Freundſchaftsbund ſchloß, der ihn ſein ganzes Leben lang beglückte. Im J. 1614 bezog er das Magdalenäum in Breslau, wo er in glücklichen Verhältniſſen lebte und ſich raſch und früh entwickelte, und ſchon ſo glückliche Verſuche in der Poeſie machte, daß einer ſeiner Gönner eine Auswahl ſeiner lateiniſchen Gedichte herausgab. Da er ſich auf den Rath ſeiner Freunde entſchloß, ſich den ſchönen Wiſſenſchaften und der Rechtsgelehrſamkeit zu widmen, bezog er im J. 1617 das erſt vor Kurzem gegründete, aber ſchon rühmlich bekannte akademiſche Gymnaſium in Beuthen, wo er vorzüglich Gelegenheit fand, ſeine bedeutenden Kenntniſſe in der griechiſchen und römiſchen Literatur zu erweitern und ſein poetiſches Talent auszubilden. Im J. 1618 bezog er die Univerſität in Frankfurt an der Oder, wo er mit ſeinem Freunde Nüßler wieder zuſammentraf. Da er aber im Uebrigen dort keine Befriedigung fand, ging er ein Jahr darauf nach Heidelberg, wo er im Hauſe des uns ſchon bekannten geheimen Raths Lingelsheim (ſ. o. S. 33), deſſen Söhne er unterrichtete, in ſehr angenehmen Verhältniſſen lebte. Zudem erwarb er ſich die Freundſchaft mehrerer gelehrten Männer, die nicht ohne großen Einfluß auf ſeine weitere Entwickelung blieben, und noch einflußreicher vielleicht war ſein vertrauter Umgang mit einigen talentvollen Jünglingen, unter welchen wir nur den auch für die deutſche Literatur wichtigen Zinkgref und den bekannten Kaſpar von Barth, ſowie den Dänen Hamilton nennen, mit

welchem er gegen Ende des Jahres 1620, da der Krieg und die Pest sich der Pfalz näherten, nach den Niederlanden ging. Der dortige Aufenthalt war für ihn von wichtigen Folgen; denn die formell geregelte, aber auch steife holländische Poesie, gegen die er sich on eine große Vorliebe bewiesen hatte und die er nun an der Quelle kennen lernte, gewann ihn nun ganz, daß er sich dieselbe von jetzt an vorzugsweise zum Muster nahm. Nachdem er seinen Freund Hamilton nach Holstein begleitet und dort einige Monate in angenehmen Umgebungen verweilt hatte, kehrte er Ende des J. 1621 nach Schlesien zurück, wo er bald eine Anstellung am Hofe des Herzogs von Liegnitz fand. Doch folgte er schon im folgenden Jahre einem Rufe des Fürsten von Siebenbürgen als Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften nach Weißenburg, wo er, mit gelehrten Forschungen beschäftigt, besonders über die Alterthümer Daciens*), und von Jedermann wegen seiner reichen Kenntnisse geschätzt, in durchaus glücklichen und seinen Wünschen entsprechenden Verhältnissen lebte. Aber bald ergriff ihn das Heimweh mit so unwiderstehlicher Gewalt, daß er um seine Entlassung bat und ins Vaterland zurückeilte, wo er, ohne einen bestimmten Wirkungskreis zu haben, sich durch sein Talent und seine Gewandtheit eine angenehme Lage schuf. Im J. 1625 ging er mit seinem Freunde Kirchner in Geschäften des Herzogs von Liegnitz nach Wien, wo ihn Kaiser Ferdinand II. wegen eines Trauergedichtes auf den Erzherzog Karl eigenhändig zum Dichter krönte. Im J. 1626 trat er in die Dienste des berüchtigten Burggrafen zu Dohna, wobei ihm Muße genug blieb, seine poetischen Arbeiten, die er nie unterbrochen hatte, fortzusetzen. Sein Name gewann immer höheren Glanz, so daß sich sogar K. Ferdinand bewogen fand, ihn als Zeichen seiner und der allgemeinen Anerkennung in den Adelstand zu erheben (1628) und ihm nach dem Flüßchen, an welchem seine Vaterstadt liegt, den Beinamen „von Boberfeld" zu ertheilen. Im J. 1629 wurde er auch in die Fruchtbringende Gesellschaft unter dem Namen des „Gekrönten" aufgenommen. Eine Reise nach Paris, die er im Jahre 1630 in Geschäften des Burggrafen machte, wurde besonders durch die Freundschaft, die er mit dem berühmten Hugo Grotius schloß, für ihn wichtig, und es wuchs sein Ruhm im Vaterlande, da man ihn auch in der Fremde geehrt wußte. Nach dem Tode des Burggrafen hielt sich Opitz zuerst bei den Herzögen von Liegnitz und Brieg auf, ohne jedoch in Dienste zu treten, ging 1634 mit dem letztern nach Thorn, bald darauf aber nach Danzig, wo er, vom König von Polen zum Secretär und Historiographen ernannt, einer schönen und ruhigen Zukunft entgegenging, als am 20. Aug. 1679 die Pest seinem thätigen Leben ein Ende machte.

Beinahe zwei Jahrhunderte lang hieß Opitz allgemein der „Vater der deutschen Dichtkunst", und nicht bloß seine Zeit verehrte in ihm den größten deutschen Dichter. Denn wenn auch selbst noch während seines Lebens hie und da Männer an dem Ausspruche Buchners bescheiden zweifelten, daß die vaterländische Muse nicht höher steigen könne, und wenn später die Namen Hoffmannswaldau und Lohenstein den Glanz des seinigen zu verdunkeln schienen, so daß man ihn diesen neuen Sternen entweder in leisen Andeutungen nachzusetzen wagte, wie Neukirch, oder ganz ausdrücklich, wie Neumeister, von dem auch Christian Weise höher gestellt wurde; so konnte dies seinen Ruhm im Ganzen nicht erschüttern, ja es erhielt derselbe durch den Kampf gegen die zweite schlesische Schule einen neuen Glanz, da man sich vorzugsweise seines Ansehens als der mächtigsten Waffe gegen die Unnatur und den Schwulst jener Schule bediente. Wie aber die fernere Entwickelung der deutschen Poesie zunächst unverkennbar aus jenem Kampfe hervorging, und sowohl Gottsched als Bodmer (der eine leider unvollendete Ausgabe von Opitzens sämmtlichen Schriften besorgte) ihn als den Ausgangspunkt einer besseren Dichtkunst bezeichneten, so blieb das Urtheil dieser Männer auch dann stehen, als sie selbst längst überflügelt waren. Erst der neueren Zeit war es vorbehalten, den unbegränzten Ruhm des „Schlesischen Schwans" auf sein richtiges Maß zurückzuführen. Wird ihm aber auch ein nicht geringer Theil des ihm gespendeten Lobes entzogen, so bleibt sein Verdienst um die deutsche Poesie doch immer noch so groß, sein Einfluß so bedeutend und folgenreich, daß er immer noch als eine der Hauptgestalten nicht bloß seiner Zeit, sondern überhaupt in der ganzen Geschichte der Literatur erscheint.

Wir haben dieses Verdienst in den einleitenden Bemerkungen schon besprochen; wir fassen es hier in seinen wesentlichsten Zügen zusammen. Opitz hat zuerst die Sprache Luthers auch zur Sprache der Poesie erhoben und ihr hiedurch erst recht eigentlich die Alleinherrschaft erobert; er hat, wenn auch nicht zuerst der Zeit nach, doch zuerst mit Erfolg für die Reinheit der Sprache gewirkt, und die Poesie sowohl von den fremden Wörtern und Redensarten, als von den mundartischen Einmischungen gesäubert, und dem dichterischen Ausdrucke Adel und Würde zurückgegeben; er hat die noch jetzt beinahe vollständig gültige Prosodie und Sylbenmessung, wenn auch nicht geschaffen, denn es war ihm Ernst Schwabe, von der Heyde ohne Zweifel darin vorgegangen (s. o. S. 43), doch bis zu hohem Grade ausgebildet und zur allgemeinen Anerkennung gebracht; er hat endlich, und dies ist nicht sein geringstes Verdienst, die deutsche Dichtkunst aus der Mißachtung gerettet, in die sie bei Gelehrten und Vornehmen gesunken war, indem er sie formell veredelte, und Stoffe behandelte, welche der Bildung jener Klassen entsprach. Freilich hat er durch den Weg der Nachahmung, den er einschlug, die Poesie ihres nationalen Charakters beraubt und diesen überhaupt so vollständig zurückgedrängt, daß selbst die Ahnung einer deutschen Kunst auf ein ganzes Jahrhundert verloren ging; allein so traurig gerade diese Seite seiner Wirksamkeit ist, so dürfen wir nicht vergessen, daß die unglückliche Zeit, in welcher er lebte, eine andere Entwickelung ganz unmöglich machte, und daß er uns doch wenigstens das rettete, was allein zu retten war, nämlich die Sprache, die ohne seine Bemühungen ohne Zweifel der vollendetsten Barbarei verfallen wäre; denn die Sprachgesellschaften hätten gegen das immer rascher und mächtiger eindringende Verderben ohne ihn Nichts auszurichten vermocht.

*) Das große Werk über diesen Gegenstand, das er bis zu seinem Tode mit unermüdlichem Eifer fortsetzte, und von dem er sich großen Ruhm versprach, ist leider verloren gegangen.

Dies war vor Allem seine Aufgabe; daß sie es war, und daß er sie zum Glück früh erkannte, wird daraus ersichtlich, daß er dieselbe schon als Jüngling, als er noch in Beuthen war, in der größten Entschiedenheit aussprach. Denn schon damals (1617 oder 1618) gab er die kleine, aber höchst wichtige und einflußreiche, in lateinischer Sprache abgefaßte Schrift „Aristarch, oder von der Verachtung der deutschen Sprache" heraus, in welcher sich sein Bestreben in ganz entschiedener Weise kund gibt, einerseits die Rechte der deutschen Sprache gegen ihre Verächter und Verderber zu wahren, und andrerseits auf die Möglichkeit einer neuen Gestaltung der deutschen Kunst aufmerksam zu machen. Daß er diese Abhandlung lateinisch abfaßte, war äußerst klug, wie denn die Klugheit ein Hauptzug seines Charakters war. Er konnte nämlich bei den damaligen Zuständen sich und seinen Bestrebungen nur bei den Gelehrten Anerkennung zu verschaffen hoffen, alle übrigen Stände waren theils zu roh und ungebildet, theils gegen die deutsche Poesie zu gleichgültig, als daß er ihre Theilnahme hätte erwarten dürfen. Allein die Gelehrten waren der heimatlichen Kunst so sehr entfremdet, sie waren so ganz auf ihre gelehrten Arbeiten und Anschauungen beschränkt, daß sie für neue Bestrebungen nur dann gewonnen werden konnten, wenn sie im gelehrten Gewande erschienen. Was aber Opitz in seinem Aristarch aussprach, mußte um so mehr Wirkung machen, als man wußte, daß er selbst schon Gedichte in lateinischer Sprache abgefaßt hatte und daß diese mit Beifall aufgenommen worden waren. Hatte er sich hiedurch als Gelehrten beurkundet, durfte er es nunmehr wagen, auch deutsche Dichtungen bekannt zu machen und sein schon besprochenes Buch „Von der deutschen Poeterei" herauszugeben, welches er in Zeit von fünf Tagen niederschrieb, was wir vorzüglich deshalb erwähnen, um nachzuweisen, wie tief er seinen Stoff überdacht hatte und wie sehr er desselben Meister war.

So entschieden der nationale Standpunkt war, den Opitz hinsichtlich der Sprache annahm, so entschieden verließ er denselben dagegen in Bezug auf Form und Stoffe. Er brach hierin vollständig mit der bisherigen Entwickelung, indem er sich von der volksmäßigen Richtung abwendete und sich ganz an das Ausland anschloß. Abgesehen davon, daß eine großartige Schöpfungskraft dazu gehört hätte, die bisherige deutsche Poesie mit Benutzung und Entwickelung der vorhandenen Elemente zu künstlerischer Gestaltung zu erheben, eine Schöpfungskraft, die Opitz keineswegs besaß, so vereinigten sich zwei Gründe, die ihn selbst von dem bloßen Versuche, eine nationale Entwickelung anzustreben, abhalten und ihn der Nachahmung des Auslandes zuführen mußten. Der Eine war, daß er bei dem Fremden eine schon ausgebildete, künstlerische Gestaltung der Poesie vorfand, die er sich mit leichter Mühe aneignen und auf die deutsche Kunst übertragen konnte; der andere, daß diese fremde Poesie an den deutschen Höfen die größte Anerkennung gefunden hatte, und er nur dann hoffen konnte, sich bei diesen Eingang zu verschaffen, wenn er sich ganz und ohne Rückhalt dieser fremden Bildung anschloß. Daß aber Opitz nicht bloß darauf ausging, seinen dichterischen Bestrebungen durch die Unterstützung und Theilnahme der Höfe sicheren Halt zu gewinnen, sondern sein Talent auch zugleich dazu benutzen wollte, sich Ehre, Ansehen und Wohlstand zu verschaffen, das geht aus seinem ganzen Leben auf das Unzweifelhafteste hervor, wie man selber sogar gestehen muß, daß er fähig war, seine bessere Ueberzeugung aufzuopfern, wenn er dadurch seine ehrgeizigen Zwecke zu erreichen hoffen konnte*). Durch seinen Gönner Lingelsheim in Heidelberg am pfälzischen Hofe eingeführt, hatte Opitz schon früh die feine Gewandtheit des Weltmanns erworben, die ihn sein ganzes Leben leitete, und die auch in seinen Dichtungen nicht zu verkennen ist; er hatte dort einsehen lernen, wie nothwendig es sei, sich französische Bildung anzueignen, um an den Höfen sein Glück zu machen, und als er nun bald darauf mit der holländischen Poesie vertrauter geworden war, welche sich selbst an der französischen herangebildet hatte, so war ihm der Weg vorgezeichnet, den er nun einschlagen mußte, um seine verschiedenen Zwecke zu erreichen.

Nachahmung der Franzosen in der Art und Weise, wie die stammverwandten Holländer dieselben nachbildeten, dies ist der Grundcharakter seiner Dichtungen, in denen er daher vornämlich durch Eleganz und Gewandtheit der Darstellung, durch eine gebildete und correcte Sprache, durch geistreiche oder auch witzige Wendungen und endlich dadurch zu wirken suchte, daß er, um die Gedanken zu heben, sie durch ihre Gegensätze verband. Alle diese Züge fand er in seinen Vorbildern, er ahmte sie auch getreulich nach, sei es, daß er bloß übersetzte, was häufig der Fall war, sei es, daß er sein fremdes Muster mehr oder weniger selbstständig bearbeitete, oder daß er Eigenes im Sinne und Geiste seiner Führer behandelte. Daher sind seine Dichtungen auch formell durchaus lobenswerth, und wenn man eine gewisse Steifheit annimmt, die sich immer ergeben wird, wenn man die eigene Natur verläßt, um sich einer andern hinzugeben, erscheinen sie beinahe ganz vollendet. Dagegen fehlt ihnen aber, und wir haben nach dem Vorhergehenden kaum nöthig, es hinzuzufügen, der ächte poetische Geist, der die Welt der innern und äußern Erscheinungen selbstständig und zur höchsten Wahrheit gestaltet; es mangelt ihm die schaffende Kraft des wahren Dichters, und seine Poesien sind eher Ergebnisse des überlegenden Gedankens, als der bildenden Phantasie. Sie haben daher einen vorzugsweise didaktischen Charakter, weshalb seine rein didaktischen Poesien auch ohne Vergleich die besten sind, wie er denn auch den Grundsatz aufstellte, daß die Poesie nütze, indem sie zugleich ergötzlich sei.

Was seine „lyrischen Gedichte" betrifft, welche wir hier zunächst zu betrachten haben, so müssen wir wesentlich zwischen den früheren und späteren unterscheiden. In jenen bewegt er sich noch selbstständiger und freier, und wenn sie auch formell die Glätte der späteren nicht erreichen, so sind sie dagegen frischer und von tieferer Empfindung als jene. Es herrscht in den älteren Gedichten eine weit größere Innigkeit und Wahrheit des Gefühls, die um so mächtiger wirkt, als sie meist in schlichter und schmuckloser Sprache dargestellt wird, während er in den späteren den Mangel einer tieferen Auffas-

*) Nur so läßt sich erklären, wie er, der Protestant, so lange der Secretär und Vertraute des Burggrafen von Dohna sein konnte, der unter den abscheulichsten Gräueln die protestantische Bevölkerung Oberschlesiens zur Annahme des Katholicismus gezwungen hatte.

ſung durch ehetoriſchen Schmuck zu verdecken ſucht. Man ſieht es gar vielen an, daß ſie nicht aus dem Innern hervorgequollen ſind; die oft eiſige Kälte beweiſt nur zu gut, daß der Dichter den Stoff geſucht oder entlehnt, und daß er ſich gezwungen hat, ſich in die von ihm dargeſtellten Empfindungen zu verſetzen. Zudem ſind die beſten Gedanken oft entlehnt, nicht ſelten ziemlich ungeſchickt erweitert oder mit andern nicht immee angemeſſenen eben ſo ungeſchickt verknüpft. Dies gilt insbeſondere von den meiſtens in Alexandrinern abgefaßten Gedichten, die er unter dem Titel „Poetiſche Wälder" zuſammengefaßt hat, und die großen Theils zu den Gelegenheitsgedichten gehören. Unter dieſen ſind die Hochzeitsgedichte ziemlich zahlreich. Wenn es dieſen auch nicht an Mannigfaltigkeit dee Gedanken fehlt, ſo ſind ſie dagegen in Erfindung und Entwickelung ziemlich gewöhnlich; es machen nur diejenigen Eindruck, in welchen er zugleich des Jammers im zeeeütteten Vaterlande gedenkt. Die „Oden und Geſänge", aus welchen wie auch voezugsweiſe die unten mitgetheilten Liedee entnommen haben, haben ungleich höheeen poetiſchen Werth. Wir haben über die einzelnen Nichts zu bemerken, als daß Opitz das Gedicht „Auff Leyd kompt Freud" (1) in den ſpäteren Ausgaben, gewiß mit höchſtem Unrecht, nicht wieder aufgenommen hat (es findet ſich bloß in der von Zinkgref beſorgten Sammlung) und daß der Aufruf „An die Deutſchen" (6) erſt nach ſeinem Tode erſchien; obgleich ſchon geraume Zeit vorher gedichtet, hatte es der Dichter wahrſcheinlich aus äußern Rückſichten zurückgehalten.

Wie ſeine Vorgänger Meliſſus und Weckhelin hat Opitz auch das Sonett bearbeitet, abee es ſind ihm nue wenige wirklich gelungen; es iſt offenbar, daß ee das Weſen dieſer ſchönen Form nicht erfaßt hatte. Eben ſo wenig können ſeine geiſtlichen Lieder ausgezeichnet weeden; ſie entbehren alles dichteriſchen und eeligiöſen Schwungs. Dies gilt inebeſondere von den geeeimten Nachbildungen der „Sonn- und Feſttagsepiſteln", in denen er ſelten den proſaiſchen Stoff zu beleben verſteht, abee auch von ſeinen „Pſalmen", bei welchen er mehr eine äußere als inneee Treue der Ueberſetzung anſtrebte. Die Begeiſterung des hebeäiſchen Dichters verflacht ſich zu proſaiſchen Betrachtungen, wooon ſelbſt die beſten Stücke nicht ganz ausgenommen ſind. Die Nachbildung des „Hohen Liedes" erwähnen wir nur darum, weil ſie das Vorbild dee ſpätee ſo häufig auftauchenden geiſtlichen Schäſergedichte wuede.

1. Auff Leyd kompt Freud.

1. SGy wolgemath, laß trawren ſeyn,
Auff Regen folget Sonneuſchein;
Es gibet endlich doch das Gluck
Nach loben einen gaten Blick.

2. Vor hat dee rauhe Winter ſich
An nns erzeiget grimmiglich,
Der ganzen Welt Revier gar tieff
In einem harten Traume ſchlieff.

3. Weil aber jetzt der Sonnen Liecht
Mit vollem Glantz heraufſer deicht,
Und an dem Himmel hoher ſteigt,
Auch alles fröllich ſich erzeygt.

4. Das froſtig Gyß muß gantz vergehn,
Der Schnee laa gar nicht mehe beſtehn,
Favonius, der zaete Windt,
Sich wider auff die Ertdee findt.

5. Die Saate gebet auff mit macht,
Das Graße geünt in vollem Pracht,
Die Bäume ſchlagen wider auß,
Die Blumen machen ſich heraus.

6. Das Vieh in Felden inniglich,
Das Wild in Büſchen frewet ſich,
Der Vögel ſchaar ſich frölich ſchwingt
Vnd lieblich in den Lufften ſingt.

7. So ſtelle dn auch trawren ein,
Mein Hertz, und laß dein Zagen ſein,
Vererawe Gott, und glaube feſt,
Daß er die ſeinen nicht verleſt.

8. Ulyſſes auch, der freye Heldt,
Nachdem er zehn Jahr in dem feldt
Vor Troſa ſeine Macht verſuche,
Zog noch zehn Jahr umb in der ſinckt.

9. Durch widerwerciqleie im Meer,
Ward er geworffen hin nnd her,
Noch blieb er ſtandhafft allezeit
In Noth und Todt, in Lieb nnd Leydt.

10. Die Circe mit dee Zauberkunſt,
Bracht ihn niemals zu ihrer Gunſt,
Auch der Sieenen ſüſſer Mnndt
Und Harfen ihn nicht halten kndt.

11. Er warff doch endlich von ſich noch
Des eauben Lebens ſchweres Joch,
Penelopen ee wieder kandt,
Und Ithacen, ſein Vaterland.

12. So biß nach dn getroſt, mein Hertz,
Und überſteh des Glückes ſchertz;
Traw Gott, ſey nur auf ihn bedacht,
Die Hoffaaag nicht zu ſchanden macht.

2. (Segen dee Einfalt.)

1. Wol dem, der weit van hohen dingen
Den fuß ſtellt aaff der Einfalt Bahn,
Wer ſeinen Muth zu hoch wil ſchwingen,
Der ſteyt gar leichtlich eben an.
Ein jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich liebe meine Schäfferinn.

2. Ein hohes Schloß wird von den Schlägen
Des ſtarcken Donners mehr berührt;
Wer weit will, ſelle offt aus den Wegen,
Vnd wird dnech ſeinen Stotz verführt.
Ein jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich lobe meine Schäfferinn.

3. Auff groſſer See ſind graſſe Wellen,
Viel Klippen, Sturm vnd harter Wind;
Wer klug iſt, bleibet bey den Quellen,
Die in den grünen Waldern ſind.
Ein jeder lobr ſeinen Sinn,
Ich lobe meine Schäfferinn.

4. Hat Phyllis gleich nicht Gold vnd Schätze,
So hat ſie doch, was mir gefellt;
Wermit ich mein Gemuth ergetze,
Wird nicht gekanffe vmb Gut vnd Geldt.
Ein jeder lobr ſeinen Sinn,
Ich labe meine Schäfferinn.

5. Man ſieht bey reicher Leute Pfarte
Sehr offt vnd kömpt doch ſelten ein;
Bey ihr bedarff es nicht der Worte,
Was ihr iſt, iſt nicht mindee mein.
Ein jedee lobe ſeinen Sinn,
Ich lobe meine Schäfferinn.

6. Glentzt ſie gleich nicht mit thewren Sachen,
So glänzt doch ihrer Augen Liecht;
Gae viel muß Hoffart ſchöne machen,
Ihr ſchlechter Schein betrengt mich nicht.
Ein jeder tobe ſeinen Sinn,
Ich liebe meine Schäfferinn.

7. Iſt ſie gleich nicht von hohem Stande,
So iſt ſie dennech aus der Wele;
Hat ſie gleich keinen Sitz im Lande,
Sie ſelbſt iſt mir ein weites Feldt.
Ein jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich labe meine Schäfferinn.

8. Wer wil, mag in die Lufften fliegen,
Mein Ziel erſtreckt ſich nicht ſo weit;
Ich laſſe mich aa dem begnügen,
Was nicht bemuht vnd doch erfrewt:
Ein jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich lobe meine Schäfferinn.

3. (Nachtklage.)

1. Jetzund kömpt die Nacht herbey,
Vieh vnd Menſchen werden frey,

Die gewünſchte Ruh geht an,
Meine Sorge kömpt heran.

2. Schöne glänzt der Mondenſchein,
Vnd dir guldnen Sternelein;
Frah iſt alles weit vnd breit,
Ich nur bin in Trawrigkeit.

3. Zweene mangels überall
An der ſchönen Sternen Zahl:
Dieſe Sternen, die ich meine,
Iſt der Liebſten Augenſchein.

4. Nach dem Monden frag' ich nicht,
Tunckel iſt der Sternen Liecht,
Weil ſich von mir weggewendt
Aſteris, mein Firmament.

5. Wenn ſich aber zeigt zu mir
Dieſer meiner Sonnen Zierd,
Acht' ich es das beſte ſeyn,
Daß kein Stern noch Mond ſchein.

4. (Eile der Liebe.)

1. Ach liebſte, laß vns eilen,
Wir haben Zeit:
Es ſchadet das verweilen
Vns beyderſeit.

2. Der edlen ſchönheit Gaben
Fliehn laß für laß,
Daß alles, was wir haben,
Verſchwinden muß.

3. Der Wangen Zierd vergleichet,
Das Haar wird greiß,
Der Augen Fewer weichet,
Die Brunſt wird Eiß.

4. Das Mündlein von Corallen
Wird vngeſtalt,
Die Hand als Schnee verfallen,
Vnd du wirſt alt.

5. Drumb laß vns jetzt genieſſen
Der Jugend Frucht,
Eh' als wir folgen müſſen
Der Jahre Flucht.

6. Wo du dich ſelber liebeſt,
So liebe mich!
Gieb mir das, wann du gibeſt,
Verlier auch ich.

5. (Lebensluſt.)

1. Ich empfindr faſt ein Grawen,
Daß ich, Plata, ſar vnd für
Bin geſeſſen über dir:
Es iſt Zeit, hinaus zu ſchawen,
Vnd ſich bey den friſchen Quellen
In dem grünen zu ergehn,
Wo die ſchönen Blumen ſtehn,
Vnd die Fiſcher Netze ſtellen.

2. Worzu dienet das ſtudieren,
Als zu lauter Vngemach?
Vntee deſſen laufft die Bach
Vnſers Lebens, das wir führen,
Ehe wir es inne werden,
Auff ihr letztes Ende hin,
Dann kömpt ohne Geiſt vnd Sinn
Dieſes alles in die Erden.

3. Hola, Junger, geh' vnd frage,
Wo der beſte Trunck mag ſeyn,
Nimb den Krug vnd fülle Wein!
Alles Trawren, Leid vnd Klage,
Wie wir Menſchen täglich haben,
Eh' vns Clotho fort gerafft,
Will ich in den ſuſſen Safft,
Den dir Traube giebt, vergraben.

4. Kauffe gleichfals auch Melonen,
Vnd vergiß des Zuckers nicht:
Schawr nur, daß nichts gebricht.
Jener mag der Heller ſchonen,
Der bey jetzem Gold vnd Schätzen
Tolle ſich zu kranken pflegt,
Vnd nicht ſatt zu Bette legt:
Ich wil, weil ich kan, mich letzen.

5. Bitte meine gute Brüder
Auff die Muſic und ein Glaß:
Nichts ſchickt, dünckt mich, nicht ſich baß
Als gut Tranck vnd gute Lieder,
Laß' ich gleich nicht viel zu erben,
Ey, ſo hab' ich edlen Wein,
Wil mit andern luſtig ſeyn,
Muß ich gleich alleine ſterben.

6. (An die deutſchen.)

1. Auff, auff, wer Teutſche Freyheit liebet,
Wer Luſt, für Gott zu fechten hat!
Der Scheu, den mancher von ſich giebet,
Verbringet keine Ritter-that.
Wann fug vnd Vrſach iſt zu brechen,
Was Feind nicht Freund mehr bleiben kan,
Da muß man nur vom Frieden ſprechen,
Da zeigt das Hertze ſeinen Mann.

2. Laß die von ihren Kräfften ſagen,
Die ſchwach vnd bloß von Tugend ſind:
Mit trotzen wird man Vienen jagen,
Ein Stan von Ehren, der gewinnt.
Wie groß vnd ſtarck der Feind ſich mache,
Wie hoch er ſchwinge Muth vnd Schwerd,
So glaubr doch, die gute Sache
Iſt hundert tauſend Köpffe werth.

3. Der muß nicht eben allzeit ſiegen,
Bey dem der Köpffe menge ſteht;
Der pfleget mehr den Preiß zu kriegen,
Dem Billigkeit zu Hertzen geht,
Und der mit redlichem Gewiſſen
Für Gott vnd für das Vatterland,
Für Gutt, der ihn es läſt genieſſen,
Ja fechten geht mit ſtrenger Hand.

4. So vieler Städte ſchwache ſinnen,
So vieler Hertzen Wanckelmuth,
Die Liſt, der Abfall, das Beginnen
Sind freylich wol nicht allzu gut;
Doch Obſt, ſo bald von Bäumen gehet,
Das lang gemeiniglich nicht viel.
Ich dencke, was im Liede ſtehet:
Laß faheen, was nicht bleiben will!

5. Was kan der ſtalte Feind dir raaben?
Dein Haab und Gut bleibt doch allhier,
Gib' aber da ihm auff die Hauben,
Und brich ihm ſeinen Hals darfür.
Auff, auff, ihr Brüder! in Quartieren
Bekriegt man mehrmals nur den Wirt:
Deß Feindes Blut im Siege führen,
Diß wird die beſte Beute ſeyn.

7. (Auftrag.)

Ihr Himmel, lufft und wind, ihr Hügel voll von ſchatten,
Ihr Hainen, ihr Gepüſch', auch du, du edler Wein,
Ihr friſchen Brunnen ihr, ſo reich am Waſſer ſeyn,
Ihr Wüſten, die ihr ſtets muſt an der Sonnen braten,
Ihr durch den weiſſen thaw bereifftes ſchönes Saaten,
Ihr Holen vollee Moß, ihr aufgerigten Stein',
Ihr Felder, welcht ziert der zarten Blumen Schein,
Ihr Felſen, wo die Reim' am beſten mir gerathen;
Weil ich ja Flavien, das ich noch nie thun können,
Muß geben gute Nacht, vnd gleichwohl Muth vnd ſinnen
Sich förchten allezeit und weichen hinter ſich:
So bitt' ich, Himmel, Lüfft, Wind, Hügel, Hainen,
Wein, Brunnen, Wüſteney, Saat, Holen, Steine, Felder,
Und Felſen, ſagt es ihr, ſagt, ſagt es ihr vor mich!

8. (Freiheit und Dienſtbarkeit.)

Da mir die freyheit da, mein wündſchen und begehren,
Wie wol doch were mir, im fall ich jederzeit
Mein ſelbrr möchte ſeyn, vnd were gantz befreyt
Der Liebe, die noch nie ſich wollen von mir kehren,
Wiewol ich offte mich bedacht bin zu erwehren,
Doch lieb' ich gleichwol nicht, ſo bin ich, wie ein Scheit,
Ein Stock und rawes Blev. Die freye Dienſtbarkeit,
Die ſichere Gefahr, das tröſtliche Beſchweren
Ermuntert meinen Geiſt, daß er ſich hoher ſchwingt,
Als wo der Pöfel kreucht, und durch die wolcken dringt,
Geflügelt mit Vernunft und muthigen Gedancken.
Drumb geb' es, wie es wil; und muß ich gleich darvon,
So überſchreit' ich doch des Lebens enge Schrancken:
Der Name, der mir folgt, iſt meiner Sorgen Lohn.

9. Auff die Weiſe des 104. Pſalms.

1. Auff, mein Hertz', und du, mein gantzer Sinn,
Wirff alles das, was Welt iſt, von dir hin!
Im fall du wilt, was Göttlich iſt, erlangen,
So laß den Leib, in dem du biſt gefangen:
Die Seele muß von dem geſaubert ſeyn,

Was nichts nicht iſt, als nur ein falſcher Schein,
Muß durch den Zaum der Tugend dämpffen können
Die ſchnöde Luſt der euſſerlichen Sinnen.

2. Ein jeder Menſch hat etwas, das er liebt,
Das einen Glantz der Schonheit von ſich gibt:
Der ſuchrt Geld, und trawet ſich den Weltru;
Der grabet faſt bis an den Schlund der Höllen;
Viel machen ſich durch Kriegerthat bekandt,
Und ſtehn getroſt für Gott und für ihr Land;
Der denckel doch und ſteebel gantz nach ehren,
Und jener läßt die Liebe ſich bethören.

3. Indeſſen bricht das Alter bey uns rin,
Ja dem man pflegt umb nichts bemuht zu ſeyn;
Eh' als wir es recht mögen inaen werden,
So kömpt der Tod und rafft uns von der Erden.
Wer aber gantz dem Leib iſt abgethan,
Und nimpt ſich nur der Himmels-ſorgen an,
Setzt allen Troſt auff ſeines Gottes Gnaden,
Dem kan noch Welt, noch Tod, noch Teuffel ſchaden.

4. Den Ancker hat der Noa eingeſenckt,
Da als er war mit Lufft und See verſchrenckt;
Der groſſe Troſt hat Abraham erquicket,
Als er ſein Schwert nach Iſaac gezucket.
Der Glaube mus von Gott erbetrn ſeyn,
Der einig macht, daß keine Noth noch Pein,
Und Todes Angſt noch den geringſten Schmerzen
Erwecken kan in frommer Leute Herzen.

5. Drumb ſchaw, O Menſch, hinauff und übrr dich
Nach dem, was nicht den Augen zeigrt ſich,
Was nirmand kan beſchlieſſen in den Schranckrn
Der Sterbligkrit und fluchtigen Gedancken.
Vollbringſt du das, mrin Hertz, und du, mein Sinn,
Und legſt die Laſt der Erden von dir hin,
Sagſt ab dem Leib, in dem du biſt gefaagrn,
So wird Gott dich, und du wirſt Gott erlangen.

Friedrich von Spee.

Wir kommen nun zu einer Erſcheinung, die uns bei ihrer Größe um ſo wohlthätiger berührt, als ſie uns da entgegentritt, wo wir ſie am wenigſten zu erwarten hoffen durften, bei den Katholiken nämlich, welche ſo ganz außerhalb der literariſchen Bewegung blieben, und ſogar unter den Jeſuiten, deren Thätigkeit gerade zu jener Zeit ſo unheilbringend für Volk und Vaterland war.

Friedrich Spee aus dem adeligen, jetzt gräflichen Geſchlechte derer Spee von Lengenfeld, im J. 1591 zu Kaiſerswerth bei Düſſeldorf geboren, trat, nachdem er eine ſorgfältige häusliche Erziehung genoſſen hatte, ſchon im J. 1610 zu Cöln in den Jeſuitenorden, wo er ſich bald durch Gelehrſamkeit ſo auszeichnete, daß ihm der Unterricht der jüngeren Ordensbrüder in der Philoſophie und Moraltheologie anvertraut wurde. Nachdem er in dieſer Stellung bis gegen das Jahr 1627 mit Beifall und Glück gewirkt hatte, begab er ſich im Auftrag ſeiner Vorgeſetzten zuerſt nach Paderborn, dann nach Franken, wo er, vorzüglich in Bamberg und Würzburg, als Seelſorger thätig wirkte. Es lag ihm beſonders ob, die Verurtheilten zum Tode vorzubereiten; da gerade damals die Hexenprozeſſe dort mit fanatiſcher Wuth betrieben wurden, hatte er nur zu häufig Gelegenheit mit ſolchen Unglücklichen zuſammenzukommen (er begleitete nach eigener Verſicherung gegen 200 ſolcher Unglücklichen zum Scheiterhaufen), und er gelangte bald zur Ueberzeugung, daß ſie alle als Opfer der Unwiſſenheit, des Aberglaubens oder der Bosheit fielen, was einen ſolchen Eindruck auf ihn machte, daß er ſchon früh ergraute. Er durfte es nicht wagen, öffentlich gegen den allgemeinen Glauben anzukämpfen, was auch gewiß nicht den mindeſten Erfolg gehabt hätte, dagegen drängte es ihn doch, Alles zu thun, was irgend möglich war, um der Barbarei Einhalt zu thun. So gab er im J. 1631 die Cautio criminalis ohne ſeinen Namen heraus, worin er die ganze Abſcheulichkeit der Hexenprozeſſe eben ſo gewandt als eindringlich darthat; und die Wirkung des Buchs war ſo groß, daß viele Obrigkeiten den Richtern größere Umſicht bei den Verhandlungen geboten und ſpäter der Churfürſt v. Mainz (der ihn in Würzburg gekannt hatte) und nach ihm der Herzog v. Braunſchweig und mehrere andere Fürſten den Hexenprozeß abſchafften.

Später ward Spee von ſeinem Orden in das Bisthum Hildesheim geſchickt, um die Ketzer in dem Städtchen Peina zu bekehren, was ihm auch nach wenigen Monaten gelang, da er es im hohen Grade verſtand, ſeine begeiſterte Ueberzeugung auch Andern mitzutheilen. Ein fanatiſcher Proteſtant überfiel ihn deshalb in blinder Wuth und mißhandelte ihn ſo ſehr, daß man lange für ihn zitterte. Die letzte Zeit ſeines Lebens brachte Spee in Trier zu, wo er in ſeinem heiligen Beruf den ſchönſten Tod fand. Als am 6. Mai 1635 die Franzoſen, welche Trier beſetzt hielten, von dem kaiſerlich-ſpaniſchen Heere überfallen wurden, ſtürzte ſich Spee mitten unter die Kämpfenden, tröſtete die Sterbenden, brachte die Verwundeten in Sicherheit, verhütete Plünderung und Mißhandlung und ſetzte ſein menſchenfreundliches Werk auch nach Vertreibung der Franzoſen fort, indem er die Verwundeten pflegte, den Gefangenen Nahrung zutrug, und mit unermüdlicher Thätigkeit bald als Arzt, bald als Prieſter den Verzweifelnden Hülfe und Troſt brachte. Doch erlag er endlich ſeinen übermäßigen Anſtrengungen; er ward von einem bösartigen Fieber ergriffen, an welchem er den 7. Auguſt 1635 „hoffnungsvoll und glücklich" ſtarb.

Es hat uns zu dieſer ausführlicheren Darſtellung von dem Leben und Tode des trefflichen Mannes nicht bloß der ſchöne Stoff verleitet, es hat uns auch die Rückſicht bewogen, daß uns nunmehr ſeine dichteriſche Eigenthümlichkeit als mit ſeinem Innerſten Weſen verwachſen erſcheinen muß. Der beſcheidene Mann gab während ſeines Lebens Nichts heraus; ſeine beiden in deutſcher Sprache abgefaßten Werke wurden erſt nach ſeinem Tode gedruckt. Das „Gülden Tugendbuch", eine in Geſprächsform abgefaßte und mit zahlreichen Paradeln und Liedern durchwebte Erbauungsſchrift, haben wir hier nicht weiter zu berühren, da die darin enthaltenen Dichtungen, obgleich einzelne (z. B. „Seufzer der begierigen Seele") ganz vortrefflich ſind, im Ganzen doch denen nicht gleich geſetzt werden können, welche die „Trutz-Nachtigal" bilden*). Ehe wir aber auf den Inhalt des Büchleins eingehen, müſſen wir einige Worte über Form und Sprache der Dichtun-

*) Doch können wir uns nicht enthalten, das Zeugniß, welches der große Leibnitz davon gibt, hier mitzutheilen, weil es den edlen Dichter vortrefflich charakteriſirt: „Er redet von den chriſtlichen Tugenden", ſagt Leibnitz in ſeiner „Theodicee", „als von einem ſehr wichtigen Geheimniß der Frömmigkeit, und handelt gar ausführlich und verſtändlich von der Kraft der Liebe Gottes, die Sünde zu vertilgen auch ohne Dazwiſchenkunft der Sacramente der katholiſchen Kirche," und in einem Briefe an Frau von Seudery heißt es: „Es finden ſich darin ſo ſchöne und tiefſinnige Gedanken, und der Ausdruck derſelben iſt ſo geeignet, ſelbſt gemeine und in Weltluſt verſunkene Seelen zu rühren, daß ich es ganz ungemein lieb gewonnen habe. Vor allem hat er erbaut und empfiehlt er das Gehrimniß von der wahren Liebe Gottes."

gen voranſchicken. Es iſt ſehr zweifelhaft, ob Spee Kenntniß von Opitz und ſeinen Beſtrebungen hatte. Beweiſe dafür liegen nicht vor; dagegen iſt kaum anzunehmen, daß die Werke des proteſtantiſchen Dichters und beſonders ſeine „Deutſche Poeterey" in die katholiſchen Länder gedrungen ſei, in welchen Spee meiſtentheils lebte. Und doch ſchlug dieſer im Ganzen denſelben Weg ein, den jener betreten hatte. Er war nicht nur zur Ueberzeugung gelangt, daß man auch „in der Teutſchen Sprach recht gar Poetiſch reden und dichten könne", und „daß es nit an der Sprach, ſondern vielmehr an den Perſonen, ſo es einmahl auch in der teutſchen Sprach wagen dürfften, gemanglet habe", weshalb er ſich „befliſſen, zu einer recht lieblichen deutſchen Poëtica die baan zu zeigen" *); er ſtellte auch den Grundſatz der Sylbenmeſſung mit aller Entſchiedenheit auf und befolgte ihn in ſeinen Gedichten durchaus ſtreng. Aber er hatte die Sylbenmeſſung nicht den Fremden abgelernt, ſondern ſie aus der Beobachtung der Mutterſprache herausgefunden, deren Neigung zum jambiſchen Maße er ebenfalls erkannt hatte. Er ſtrebte unverkennbar nach ſchöner Darſtellung, aber auch hier ward die Mutterſprache allein ſeine Führerin; er gebrauchte nur ſolche Wörter, welche ſich „bey guten Autheren finden" ließen, oder „bey guten Teutſchen bräuchlich ſeyen", wobei er das Vorrecht, die Dialekte zu benutzen, in Anſpruch nahm.

Seine Darſtellung iſt im Ganzen volksmäßig, und es nähern ſich ſelbſt ſeine farbenreichen, von der lebendigſten Phantaſie eingegebenen Bilder und kühnen Wendungen weit mehr dem Ton des Volksliedes, als die kalten gelehrten Gleichniſſe der Opitziſchen Dichtungen. Seine Sprache iſt, einzelne Härten abgerechnet, fließend, ſanft und von dem angenehmſten Wohllaut.

Die Liebe zu Gott und zu Chriſtus iſt der Gedanke, der, wie durch ſein Leben, ſo auch durch ſeine Lieder zieht. Dieſe Liebe, die ſein ganzes Leben beherrſcht, in deren lebendigem Gefühl er muthig dem Tode Trotz bot und ſich für ſeine unglücklichen Mitmenſchen opferte, nimmt allerdings einen ſinnlichen Charakter an; aber mußte ſie nicht, um dieſe wunderbare Kraft und Hingebung zu wirken, den ganzen Menſchen erfaſſen, und hätte er ihr die poetiſche Seite abgewinnen können, die uns in ſeinen Gedichten ſo mächtig berührt, wenn ſie in den Gränzen der geiſtigen Anſchauung geblieben wäre? Dieſe Liebe, dieſes Verſenken in die Anſchauung Gottes, dieſes innige Verſchmelzen mit dem Erlöſer war bei dem Dichter ſo zur vollen Wahrheit geworden, daß wir dieſelbe auch da noch erkennen, wo er ſpielend und tändelnd wird; er ſchraubt ſich niemals auch zu den gewagteſten Bildern und Vergleichungen hinauf, vielmehr ſtrömen ſie ungeſucht und unbewußt aus ſeiner liebeglühenden Seele hervor. Es iſt daher in ſeinen Gedichten keine Spur von dem Kleinlichen und Uebertriebenen zu finden, wie wir ihm z. B. in herrnhutiſchen Geſängen begegnen, auch da nicht, wo er in Anſchauung und Ausdruck mit ihnen übereinſtimmt; denn bei ihm iſt es kräftige Geſundheit, was bei jenen ſchwächliche Kränklichkeit iſt. Oder wer verkennt die Geſundheit in der Liebe zur Natur, die er mit ſo reiner ungetrübter Seele auffaßt, die er ſo wunderſam ſchildert? in der er die allmächtige, aber auch liebende Hand des Schöpfers erkennt, in der er den unwiderſtehlichen Zug erblickt, das Lob des Vaters und Erhalters aller Weſen zu verkünden? Dieſe Freude an der Natur, die ſich ſtets wieder in dem jubelnden Preiſe ihres Schöpfers kund gibt, ſcheidet den frommen Dichter von jenen finſteren Geſtalten, welche jede, auch die reinſte, unſchuldigſte Freude für ein Verbrechen, und jede Gottesverehrung für unmöglich halten, die nicht auf unheimlicher Selbſtqual beruht.

Offenbar hatte das Hohe Lied Einfluß auf Spee's dichteriſche Ausbildung; gewohnt, es für eine allegoriſche Darſtellung der Liebe Chriſti zu ſeiner Kirche oder der gläubigen Seele anzuſehen, gab er ſeinen Empfindungen eine ähnliche Einkleidung; ja um das idylliſche Element des Hohen Liedes ganz nachzubilden, mußte Chriſtus ſogar als Schäfer erſcheinen, der ſich für das Wohl ſeiner Heerde opferte. Und doch ſtört dies keineswegs, weil der Dichter die Allegorie mit ſicherer Hand durchzuführen weiß und Alles poetiſche Geſtaltung gewinnt. Aber immerhin ſind diejenigen Gedichte, in denen eine ſolche Einkleidung nicht angewendet iſt, und die ſich von den Einflüſſen des Hohen Liedes frei erhalten, weitaus die vorzüglichſten, und es gehören dieſelben an Kraft und Lebendigkeit der Darſtellung, an Reichthum der Gedanken und poetiſchen Anſchauungen zu den beſten Erzeugniſſen unſerer Literatur. Wir haben eines der ſchönſten dieſer Art „Ermahnung zum lob Gottes in ſeinen wercken" (2) mitgetheilt. Oben wurde ſchon geſagt, daß Spee volksmäßige Färbung habe; dies wird namentlich aus den Gedichten erſichtlich, in welchen er ſich dem Epiſchen nähert, z. B. in dem Gedicht von dem heil. Xaver (1) und in dem Trauergeſang Chriſti (3), in denen wir die ächteſten Töne des Volksliedes vernehmen. Und ſo iſt es ſehr zu bedauern, daß Spee's Dichtungen gerade zu der Zeit ſo wenig bekannt wurden, wo ſie von dem heilſamſten Einfluſſe auf die weitere Entwickelung der Literatur hätten ſein können. Zwar gewannen ſie ſpäter einen nicht unbedeutenden Einfluß auf das proteſtantiſche Kirchenlied, aber leider gerade von der Seite, wo ſie am wenigſten hätten zum Muſter dienen ſollen, indem man ſeine ſinnliche Darſtellung nachahmte, welche zur ſchwülſtigen Uebertreibung führte oder in krankhafte Sentimentalität ausartete, weil ſpäteren Dichtern die Kraft der Empfindung und der poetiſchen Geſtaltung fehlte, aus der jene ſinnliche Darſtellung bei ihm ausgegangen war.

1. Poetiſch Gedicht von dem H. Franciſco Xaverio der Geſellſchaft JEſu, als er in Japon ſchiffen wollte, alda die Heydniſche Völcker zu bekehren.

1. Wer in Japen weit entlegen
Dachte dieſer Gottes Man,
Alle waren ihm entgegen,
Fielen ihn mit Worten an
Wind und wetter, Meer und wällen
Mahlten ihm für Augen dar,
Reyten viel von ungefällen,
Von gewitter und gefahr.

2. „Schweiget, ſchweiget von gewitter,
Ach von winden ſchweiget ſtill!
Nie noch warer held, noch Ritter
Achtet ſolcher kinderſpiel.

*) „Trutz-Nachtigal", heißt es am Anfang der Vorrede, „wird dis Büchlein genannt, weilen es trutz allen Nachtigalen ſüß und lieblich ſinget, und zwar aufrichtig Poetiſch; alſo daß es ſich auch wol bey ſehr guten Lateiniſchen und andern Poeten dureffe hören laſſen."

Laſſet wind vnd wetter blaſen,
Klam der lieb vom blaſen wächſt;
Laſſet meer vnd wällen raſen,
Wällen gehn zum Himmel nechſt.

3. Ey doch laſſet ab von ſcherzen,
Schröcket mich mit keiner noth;
Noch Seldat, noch Martis hertzen
Förchten immer krant vnd loth.
Spieß vnd pfeil vnd bloſſe degen,
Rohr, piſtel vnd büchſenſpreiß
Macht Soldaten mehr nerwegen,
Vnd ſie lockt zum ehrenpreiß.

4. Laſſet nur ihr hörner wetzen
Wind vnd wetter vngeſtumb,
Laſt die brummend wällen ſchwetzen,
Vnd die Trommen ſchlagen vmb;
Nord vnd Suden, Oſt vnd Weſten
Kämpffen laſt auff ſaltzem feld.
Nie wirds dem an ruh gebreſten,
Wer nur fried im hertzen helt.

5. Wer wils vber Meer nit wagen,
Vber tauſent wäſſer wildt,
Drm es mit dem pfeil vnd bogen
Nach viel tauſent Seelen gilt?
Wem wil grauſen für den winden,
Förchten ihre Flügel naß,
Der nur ſeelen denckt zu finden,
Seelen ſchön ohne alle maß?

6. Eya, ſtarck vnd freche wällen,
Eya, ſtarck vnd ſtoltze würdt,
Ihr mich nimmer ſollet fellen,
Euch zu ſtehn ich bin geſinnt.
Seelen, ſeelen muß ich haben!
Sattlet euch nur, bölzen Roß,
Ihr muſt vber wällen traben.
Nur vom vfer drucket loß!"

2. Ermahnung zum lob Gottes in ſeinen Wercken.

1. AVff, auff, Gott wil gelobet ſein,
Der Schöpffer hoch von ehren!
Vns laſt die Laut vnd Harpffen rein
Mit ſeiten ſüß vermehren.
Die Sonn mit edlem ſtralen-ceanz
Den ſchöpffer täglich weiſet,
Der Mond mit rundem ſternen-tanz
Den Schöpffer nächtlich preiſet.

2. Auff, anff, Gott wil gelobet ſein,
Der Schöpffer groß von machten'
Ich bey dem Sonn vnd ſternen ſchein
Thu ſeinen glantz eeachten:
Wie klar muß er dan leuchten ſelb,
Wie wunder, wunder glitzen,
Weil jene fackeln gülden gelb
So reines liecht beſitzen!

3. Auff, auff, Gott wil gelobet ſeyn!
Du blawes feld vnd waſen,
Euch Himmel ich dort oben meyn,
Ihr zelt von glaß geblaſen;
Auch ihr, vnſichtbar wäſſer klar,
So deeben allerwegen
Von auſſen bleibet immerdar
Den bimmeln vbeelegen.

4. Auff, anff, Gott wil gelobet ſein
Ihr eed- vnd Himmel-globen!
Ihn loben alle Geiſter ſein
Im Tempel ſein dort oben.
Faſt alles voller ſeiner macht
Laut vberall erſchallet,
Das Meer in ſtäter wällen-jagt
Mit beüllen weit eekuallet.

5. Auff, auff, Gott wil gelobet ſein!
Ihn loben wind vnd regen,
Ihn loben blitz vnd wetterſchein
Zuſampt den donner-ſchlägen;
Ihn lobet auch der regen-creiß,
Der bogen bunt gefärbet,
Reyff, wetter, wind vnd ſommerreiß
In kiel klein zeekerbet.

6. Auff, auff, Gott wil gelobet ſein!
Der lufft auch muſteiret;
Die morgenröth ſich ſtellet ein,
Mit roſen roth gezieret.
Dir wohlgemahlte vöglein ſchwanck
Ihr zünglein ſüßlich ſtimmen,
Dem Schöpffer ſagens lob vnd danck,
Auff, ab in lüfften klimmen.

7. Auff, anff, Gott wil gelobet ſein,
Laſt ihn mit frewden preiſen!
Schaw da die krauſſe vögeleiu
Den Lufft mit ſang durchreiſen.
Vns laden ſie bey ſchöner zeit
Zum gleichen jubiliren,
Vns wincken ſie mit flügeln beid
Mit beſtem eeleriren.

8. Auff, auff, Gott wil gelobet ſein,
Laſt ihn mit lüſten preiſen!
Geſchöpff vns ladrn, groß vnd klein,
Zum Lob vns vnderweiſen:
Laut vberall in aller welt
Das Gottes-lob ſich höret;
Wer nunmehr ſich nit vnderſtellt,
Iſt freylich ja bethöeet.

9. Auff, auff, Gott wil gelobet ſein!
Ihm Lilgen ſchön vnd roſen
Zu gelb vnd purpur mäntelein
Gar lieb- vnd freundlich koſen:
Sie lächlen ihm gar ſchön geferbt
In kraut- vnd blumengärten,
Von ihm die ſchönheit han ererbt
Samt ihern mitgefärten.

10. Auff, auff, Gott wil gelobet ſein,
Ihr kräuter, ſtaud vnd hecken!
Ihn loben alle blumelein,
So nur nach ihm thun ſchmecken.
Ihn lobet alle krauter-kraffe,
Mags niemand nit verneinen,
Auch Oel, getreid vnd Reben-ſafft,
Den vns die trauben weinen.

11. Auff, auff, Gott wil gelobet ſein,
Wil ſein von vns gepeiſen!
Ihn loben alle berg vnd ſtein,
Ihn felder all vnd wieſen;
Ihm alles holtz in wälden grün,
Gar mütig außgereckt,
So freylich aller keck vnd kün
Das Haupt in wolcken ſtecket.

12. Auff, auff, Gott wil gelobet ſein!
Ihn loben alle flüß vnd brunnen,
Ihn wäſſer all vnd wäſſerlein,
So gang vnd lauff gewunnen.
Schaw da, was reines waſſer-glaß
Mit frewden kompt gezogen,
Was manche flieſſend ſilber-gas,
Was bächlein, kumm gebogen!

13. Auff, auff, Gott wil gelobet ſein,
Ihr warm vnd heiſſe bäder,
Ihr wolgeſotten ſtealen ſein,
Du ſchwebelreichs geäder!
Ihn lobet auch das Ertz vnd ſtahl,
Ihn ſilber, gelt vnd eyſen;
Ihn alle Berg, werck vnd Metal
Aus holer Erden preiſen.

14. Auff, auff, Gott wil gelobet ſein
Bey ſchönen Sommer-tagen!
Laſt vnſerm Gott, laſt ihm allein
Die Laut vnd Harpffen ſchlagen!
Fewr, waſſer, lufft, erd aller endt
Die wunder ſein verkünden,
Vns alle Welt vnd Element
Zu ſeiner lieb entzünden.

3. Trawr-Geſang von der Noht Chriſti am Oelberg in dem Garten.

1. WEy ſtiller Nacht zur erſten wacht
Ein ſtim ſich gunt zu klagen,
Ich nam in acht, was ſie doch jagt,
Thät bin mit Augen ſchlagen.

2. Ein junges Blut von ſitten gut
Alleinig ohn gefehrten
In groſſer noht faſt halber todt
Im Garten lag auff Erden.

3. Es wur der liebr Gottes Sohn,
Sein Haupt hat er in Armen,
Viel weiß- vnd bleicher, dan der Mon,
Ein ſtein mögt es erbärmen,

4. „Ach, Vatter, liebſter Vatter mein,
Vnd muß den Kelch ich trincken?
Vnd mags dan ja nit anders ſein,
Mein Seel alt laß verſincken!"
5. „Ach liebes Kind, trinck auß geſchwind,
Dirs laß in trewen ſagen:
Sey wol geſinnt, bald vberwind,
Den handel maſta wagen!"
6. „Ach Vatter mein, vnd kans nit ſein,
Vnd muß ichs ja dan wagen,
Wil trincken rein den Kelch allein,
Kan dies ja nit verſagen!
7. Doch ſinn vnd maht erſchrecken thut,
Soll ich mein leben laſſen.
O bittre Todt! mein angſt vnd noht
Iſt vber alle maſſen.
8. Maria zart, Jungfräwlich art,
Helt da mein ſchmertzen wiſſen,
Mein leyden hart zu dieſer fahrt,
Dein Hertz war ſchon geriſſen.
9. Ach Mutter mein, hin ja kein ſtein,
Das Hertz mir dörfft zerſpringen;
Sehe groſſe pein muß nehmen ein,
Mit todt vnd marter ringen.
10. Ade, ade zu gater nacht,
Maria, matter milde!
Iſt niemand der dann mit mir wacht
In dieſer wüſten wilde?
11. Ein Creutz mir für den Augen ſchwebt.
O weh dee pein vnd ſchmertzen!
Draa ſoll ich morgea werdn erhebt,
Das geciſſet mir zum hertzen.
12. Viel Ruthen, Geiſſel, Scorpion
In meinen Ohrea ſauſen,
Auch kombt mir nor ein dönen Keon:
O Gott, wem ſolt nit grauſea!
13. Zu Gott ich hab geruffrn zwae
Auß tieffen todes banden,
Dennoch ich bleib verlaſſen gar,
Iſt hulff, noch troſt norhanden.
14. Der ſchöne Mon will vndergahn
Sue leid nicht mehe mag ſcheinen,
Die Steenen lahn ihr glitzen ſtahn,
Mit mir ſie wollen weinea.
15. Kein vogelſang noch frewdenklang
Maa höret in den Lüfften,
Die wilden Thier teawrn auch mit mir
Ja Steinen vab in Klüfften."

Johannes Heermann.

Von weit größerem Einfluß auf die geiſtliche Dichtung, als Spee, war Johannes Heermann, welcher dem Kirchenlied das Gepräge der neuern Kunſtdichtung aufdrückte. Er wurde am 11. Oktbr. 1585 zu Raudten in Schleſien geboren, beſuchte verſchiedene Schulen, darunter die zu Fraustadt, wo er im Haus des auch als Liederdichter bekannten Valerius Herberger wohnte, der durch ſeinen frommen Sinn wohlthätig auf ihn einwirkte. Schon dort entwickelte ſich ſeine Dichtergabe, ſo daß, als er ſpäter auf die Schule nach Brieg kam, ſeine dichteriſchen Verſuche großes Aufſehen erregten und er am 8. Oktober 1608 als 23jähriger Jüngling unter großer Feierlichkeit zum Dichter gekrönt wurde; doch iſt es wahrſcheinlich, daß ihm dieſe Auszeichnung nicht wegen ſeiner deutſchen, ſondern wegen ſeiner lateiniſchen Dichtungen widerfuhr. Leider konnte ſich bei ſeiner fortwährenden Kränklichkeit (er ſoll ſich nicht eines geſunden Tages erfreut haben) und bei den Drangſalen des Kriegs, in welchen ihm dreimal ſein ganzes Hab und Gut geraubt wurde, und er eben ſo oft auf dem Punkt ſtand, ſein Leben zu verlieren, ſein Talent nicht ſo frei und allſeitig ausbilden, als es unter glücklicheren Verhältniſſen ohne Zweifel geſchehen wäre. Dieſe Leiden hatte er in Köben an der Oder zu erdulden, wo er im J. 1611 als Prediger angeſtellt worden war, nachdem er ſeine Studien in Leipzig, Jena und als Aufſeher einiger jungen Edelleute in Straßburg vollendet hatte. Als ſeine Kränklichkeit ſo groß geworden war, daß er die Kanzel nicht mehr beſteigen konnte, zog er ſich (1636) nach Liſſa in Großpolen zurück, wo er unter fortwährenden Körperleiden noch neun Jahre lebte; er ſtarb den 17. Februar 1647.

Seine Kirchenlieder, die er meiſtens während ſeines Aufenthaltes in Köben dichtete, zeichnen ſich nach zwei Seiten höchſt vortheilhaft aus, durch die Form und den Gehalt. Er war der erſte, welcher die Geſetze der neuen Kunſtdichtung auf das geiſtliche Lied anwendete, und bewies hierin nicht blos große Gewandtheit, ſondern auch gebildeten, feinen Geſchmack; ſeine Lieder gehören mit Rückſicht auf die Klarheit und Zierlichkeit des Ausdrucks und auf die Regelmäßigkeit des Versbaues zu den bedeutendſten Erſcheinungen der Zeit, wie er ſich denn bemühte, ſie durch fortgeſetzte Verbeſſerungen der größtmöglichſten Vollendung nahe zu bringen. Die meiſten ſind in den gewöhnlichen Strophenformen gedichtet, doch gebrauchte er auch öfters andere Formen der neuen Kunſtdichtung, z. B. die ſapphiſche Strophe, und einigemal ſogar den Alexandriner, den er übrigens geſchickt zu behandeln wußte (1). Aber auch ihrem Gehalte nach verdienen ſie die größte Auszeichnung. Sie ſind nicht bloß meiſtens in ſtreng kirchlichem Sinne gehalten, von der innerſten und wahrſten Frömmigkeit, dem lebendigſten Glauben durchdrungen, es webt in ihnen auch ein wohlthätiger poetiſcher Hauch, der ſie weit über die Reflexionspoeſien der ſpäteren Dichter erhebt. Gedankenreich und von tiefer Empfindung, beſonders wenn ſeine Lieder den Menſchen zur chriſtlichen und gottergebenen Geduld in den ihm aufgelegten Leiden ermahnen, und ihm den im Glauben liegenden Troſt mit ſiegender Kraft verkünden, wurde Heermann einer der Lieblingsdichter des hartbedrängten Volkes, und viele haben ſich bis heute in den Geſangbüchern erhalten. Er ſelbſt gab mehrere Sammlungen heraus: die beſten ſtehen in der „Haus- und Herz-Muſica" (zuerſt Lpz. 1639).

1. Troſt aus den Wunden Jeſu.

1. JESV, deine tieffen Wunden,
Deine Qual und bitter Todt,
Geben mir zu allen Stunden
Troſt in Leibs- und Seelen-Noth.
Fällt mir etwas arges ein,
Denck ich bald an deine Pein;
Die erleidet meinem Hertzen,
Mit der Sünde nicht zu ſcherzen.

2. Wil ſich dann in Wolluſt weiden
Mein verderbtes Fleiſch und Blut,
So gedenck ich an dein Leiden,
Bald wird alles wiedrr gut.
Kommt der Sathan und ſetzt mir
Heffig zu, halt ich ihm für
Deine Gnad und Gnaden Zeichen:
Bald muß er von dannen weichen.

3. Wil die Welt mein Hertze führen
Auff die breite Wolluſt-Bahn,
Da nichts iſt als jubiliren,
Als denn ſchau ich embſig an
Deiner Marter Centner Luſt,
Die du ausgeſtanden haſt:
So kan ich in Andache bleiben,
Alle böſe Luſt abtreiben.

4. Ja, für alles, das mich kräncket,
Geben deine Wunden Krafft,
Wann mein Hertz hinein ſich ſencket,
Krieg ich neuen Lebens-Safft.
Deines Teoſtes Süſſigkeit
Wend in mir das bittre Leid,
Der du mir das Heyl erworben,
Da du für mich biſt geſtorben.

5. Auf dich ſetz ich mein Vertrauen,
Du biſt meine Zuverſicht,
Dein Tode hat den Todt zerhauen,
Daß er mich kan tödten nicht.
Daß ich an dir habe theil,
Bringet mir Troſt, Schutz und Heyl;
Deine Guade wird mir geben
Aufferstehung, Liecht und Leben.

6. Hab ich dich in meinem Hertzen,
Du Bruun aller Gütigkeit,
So empfind ich keine Schmertzen
Auch im letzten Kampff und Streit.
Ich verberge mich in dich.
Welch Feind kan verletzen mich?
Wer ſich legt in deine Wunden,
Der hat glücklich überwunden.

2. Ein täglich Gebet.

1. O GOTT, du frommer GOTT, du Brunnquell guter Gaben,
Ohn den nichts iſt, was iſt, von dem wir alles haben,
Geſunden Leib gieb mir, und daß in ſolchem Leib
Ein unverletzte Seel und rein Gewiſſen bleib.

2. Hilff, daß ich thu mit Fleiß, was mir zu thun gebühret,
Worzu mich dein Befehl in meinem Stande führet,
Gieb, daß ichs thue bald zu der Zeit, da ichs ſol;
Und wann ichs thu, ſo gieb, daß es gerathe wol.

3. Hilff, daß ich rede ſtets, womit ich kan beſtehen,
Laß kein unnützlich Wort aus meinem Munde gehen:
Und wann in meinem Ampt ich reden ſol und muß,
So gieb den Worten Krafft und Nachdruck ohn Verdruß.

4. Findt ſich Gefährlichkeit, ſo laß mich nicht verzagen,
Gieb einen Helden-Muth, das Creutz hilff ſelber tragen;
Gieb, daß ich meinen Feind mit Sanfftmuth überwind,
Und wenn ich Rath bedueff, auch guten Rath eefind.

5. Laß mich mit iederman in Fried und freundſchafft leben,
So weit es chriſtlich iſt. Wilt du mir etwas geben
An Reichthum, Gut und Geld, ſo gieb auch dies dabey,
Daß kein unrechter Scherff mit untermenget ſey.

6. Sol ich auf dieſer Welt mein Leben höher bringen,
Durch manchen ſauren Teile hindurch ins Alter dringen,
So gieb Gedult: für Sünd und Schanden mich bewahr,
Auf daß ich tragen mag mit Ehren graues Haar.

7. Laß mich an meinem End auf Chriſti Todt abſcheiden,
Die Srele nimm zu dir hinauf zu deinen Freuden;
Dem Leibe gieb, daß er, wo ſeiner Eltern Grab,
Alsdann auch ſeine Ruh an ihrer Seiten hab.

8. Und wann du endlich wirſt die Todten auferwecken,
Wollſt du auch deine Hand zu meinem Grab ausſtrecken:
Reiß aus des Todes Macht den Leib, und laß ihn ſchön
Verklart mit dir ins Reich der Herrlichkeit eingehn!

Julius Wilhelm Zinkgref.

Vorzüglich durch ſeine „Scharfſinnige Sprüch", die wir ſpäter ausführlicher beſprechen werden, und dadurch bekannt, daß er die erſte Ausgabe der Opitziſchen Gedichte veranſtaltete, welchen er Lieder mehrerer anderer Dichter beifügte, die ohne ihn verloren gegangen ſein würden (z. B. von Meliſſus und Denaiſius), verdient Julius Wilhelm Zinkgref doch auch als Dichter genannt zu werden. An ſeinen Freund Opitz ſich anſchließend, bewahrte er doch große Selbſtſtändigkeit und blieb dem volksthümlichen Elemente, wie in der Form, ſo auch in dem Ausdruck und der Darſtellung getreu, indem er ſich, wie Weckherlin, bemühte, daſſelbe künſtleriſch zu entfalten. Freilich konnte ſeine Bemühung dem allgewaltigen Einfluſſe Opitzens gegenüber keinen weiteren Erfolg haben, doch hätte er vielleicht größere Bedeutung gewinnen können, wenn er mehr gedichtet hätte. Es iſt vorzüglich ſein „Soldaten-Lob" berühmt geworden, welches er im Jahre 1622 während der Belagerung von Heidelberg nach „Form und Art der Elegien des Griechiſchen Poeten Tyrtäi" verfaßte; und ob er es gleich im Ganzen etwas ſteif gehalten und zu weitſchweifig iſt, verdient es doch wegen des oft kräftigen Ausdrucks lobende Anerkennung. Bedeutender ſind jedoch ſeine kleineren Gedichte, aus denen wir das durch ſeine Liebligkeit und ſeine volksthümliche Haltung ausgezeichnete Liebeslied mittheilen. Auch ſeine Sonette ſind, wenngleich etwas hart, doch im Ganzen wohlgerathen und zeugen von tiefer Empfindung. („Von der Liebſten Flucht in Kriegszeiten". Uff ein Kleinodi".)

Liedt.

1. MEin feines Lieb iſt fern von mir,
Ich hab mit ihr ſehr kurtze frewde,
Sehr kurtze frewdt hab ich mit ihr,
Das macht mir deſto gröſſer leidt.
Mein Tag being ich mit ſeufftzen zu,
Mit kunter Bneuh meine Ruh
Mein Hertz hat ſie genommen mit,
Es halff kein Klag, es half kein Bitt.

2. Ihr ſenftzen, ach ihr ſenftzen mein,
Die ihr ſo henffig eilt von mir,
Fahrt hin zu meinem Liebelein,
Fahrt hin und ſage der Erlen Zier,
Daß ihr geteewer Diener ſich
Umb ſie bekummer inniglich,
Ohn vnderluß in ſolchem ſchmertz
Gedencket an ihr Keuſches Hertz.

3. Gleich wie ein Turtelttenbelein,
Das ſein Geſellen hat verlohren,
So ſitz ich traweig vnd ullein:
Das ſchwinde ſcheiden thut mir zern.
Ach ſcheiden, ach zum letzten mahl,
Du fing erſt an die rechte Qual,
Zum letzten mahl, da ſie fort ruckt,
Mein Hertz ich in ihr Leffzen tenckt.

4. Ich hab euch zwar ſo lang erwehet,
Daß mich kein Jungfraw fangen ſolt,
Nun ſeh ich wohl, euch iſt beſchert,
Daß ich euch muſte werden holdt:
Ihr ward die ſenig, ihr allein,
Ihr ſeyt es vnd ihr ſolt es ſein,
Die mich durch ihre lieblichkeit
Vnd Tugent alſo hat verleit.

5. Ach, liebſtes Lieb, kehet wieder vmb,
Kehrt vmb, ach liebſtes Liebelein,
Eh dann ich gantz vnd gar vmbkumb,
Vnd geb mir nur ein zeichen klein,

Kan es nit mit dem Leibe ſein,
So laſt es doch ein Schreiben ſein:
Hab ich ſo vil genad bey euch,
So frag ich nach keim Koniareich.

Sibylla Schwarz.

Eine in jeder Hinſicht merkwürdige Erſcheinung der Zeit iſt die Dichterin Sibylla Schwarz, welche von Meheren allerdings zu hoch geſtellt, von Andern aber gewiß zu wenig beachtet, im Ganzen kaum bekannt wurde, da die Sammlung ihrer Gedichte ſehr ſelten zu ſein ſcheint. Im Jahre 1621 zu Greifswalde geboren, erhielt ſie eine ſorgfältige, ja ſelbſt gelehrte Erziehung; ſie lernte Latein und wurde auch mit den neueren Dichtern, beſonders mit den holländiſchen, bekannt, was ſie ſchon im 13. Jahre zu eigenen Verſuchen anregte; und obgleich ſie ſich hiedurch oft dem Tadel oder gar dem Spott ihrer Freundinnen, vielleicht ſogar ihrer eigenen Aeltern ausgeſetzt ſah, blieb ſie der Dichtkunſt doch bis zu ihrem Tode getreu, der ſie freilich ſchon 1638 in der Blüthe ihrer Jugend in ihrem 17. Jahre hinwegraffte. Es iſt uns nicht bekannt, ob ſie längere Zeit vorher kränklich war, ſo viel iſt jedoch ſicher, daß der Gedanke an den Tod ſie ſehr oft beſchäftigte und daß ſie, obgleich wehmüthig geſtimmt, doch gelaſſen und ruhig von ihm ſprach und ſang. Dadurch und durch ihre gelehrte Bildung erſcheint ſie gereifteren Sinnes, als die Mädchen ihres Alters, aber ſie verlor doch auch den kindlichen Sinn nicht, der ihren Jahren entſprach, und ſo machen ihre Dichtungen einen eigenen Eindruck, da ſich in ihnen ſo ganz Entgegengeſetztes zur feſten Einheit verbindet. So ſpricht ſie von der Liebe mit dem ganzen Ernſte einer langen Erfahrung, ſie hat ein tiefes Gefühl von dem, was die Liebe gibt und nimmt, und doch hat ſie dieſelbe kaum anders als aus ihren Büchern, oder etwa aus den Erzählungen ihrer Freundinnen gekannt; ſie macht Hochzeitsgedichte, in denen ſie der Freundin zuruft, dem geheimen Wunſche nachzugeben und den Bräutigam ins Bett zu begleiten; aber dies ſpricht ſie ſo unſchuldig naiv aus, daß wir uns bald überzeugen, ſie habe dabei eben nur die gewöhnlichen Formeln ſolcher Gedichte nachgeahmt. Es iſt kaum eine Spur von Schalkheit darin, obgleich auch dieſer Zug in ihren Gedichten nicht fehlt, und er ſich ſogar in dem Gedicht „An den unadelichen Adel" bis zum bittern Spotte ſteigert. Am heiterſten iſt ſie in den Gedichten, in welchen ſie ihr geliebtes Fretow, den Meierhof ihres Vaters, beſingt, der ihr jedoch auch Veranlaſſung zu rührender Klage gab, als er während des Kriegs im J. 1638 verbrannte. Die Natur und die Freundſchaft ſchien überhaupt neben der Ahnung eines baldigen Todes ihr ganzes Weſen zu erfüllen, und wir möchten ſie darum mit dem eben ſo liebenswürdigen Hölty zuſammenſtellen, mit dem ſie überhaupt unverkennbare Aehnlichkeit hat. Sie hat ſich auch in größeren Dichtungen verſucht und z. B. im Sinne der Zeit eine Schäferei „Faunus" in Proſa mit eingemiſchten Liedern, die „Geſchichte der Daphne" in einer Reihe von balladenähnlichen Geſängen geſchrieben, und die „Suſanna" dramatiſch zu bearbeiten verſucht; allein am bedeutendſten ſind ihre kleineren Gedichte, unter welchen ihre ſechszehn Sonette einen vorzüglichen Rang einnehmen, von denen mehrere ganz vollendet genannt werden könnten, wenn die Sprache etwas glätter und reiner wäre.

1. Ein Lied gegen Ihren Seel. Abſchied.

1. Pfui, Pfui dich, du ſchnöde Welt,
du trübe Jammer-Schule,
du Störefried, du Kummerfeld,
du rechter Satans-Buhle!
Fahr hin, fahr hin, ich laſſe dich,
Gott, mein Erlöſer, fordert mich.

2. Fahr hin mit deiner ſtoltzen Pracht,
mit deinem geilen Hauffen;
wie ſchwerlich wirſtu Gottes Macht
und reiffem Zorn entlauffen.
Fahr immer hin, Gott iſt bey mir:
mein bleiben iſt nicht mehr bey dir.

3. Wer iſt, der in dir Ruhe find,
der Bäſſerung verſpüret?
Gott Lob! mich als ein ſeelig Kind
die Allmacht Gottes führet,
da ich, entbürdet aller Laſt,
ſol ſeyn ein wehrter Himmels-Gaſt.

4. Drumb ſchwinge, ſchwinge dich empor,
du mein geplagtes Herze!
Auf, auf! gib keinem nicht das Ohr,
das Zagen macht und Schmerze!
Wirf alles frey aus deinem Sinn,
was Welt und eitel iſt, dahin!

5. Sieh da, des Jacobs Leiter ſteht
ſchon Himmelwerts erhoben;
das Engliſche Geleide geht
und bringt die Poſt von droben.
Auf, auf mit uns in ſchneller Friſt!
der Zeiger ausgelauffen iſt!

6. Kein Noht noch Tod erſchrecke dich,
kein böſes laß die träumen!
Da Lottes Weib ſah hinter ſich,
muſt ſie die Stette räumen:
drumb gehe friſch und freudig fort
den engen Weg zur Himmels-Pfort.

7. Den harten Todes-Kampf tritt an,
du meine liebe Seele,
geh an die wehrte Himmels-bahn,
laß deines Cörpers Höle!
der wird gar bald zu ſeiner Zeit
dir nachzufolgen ſeyn bereit.

2. (Das Herz der Geliebten.)

ISt Lieb ein Feur und kan das Eiſen ſchmiegen,
bin ich voll Feur und voller Liebes-Pein.
wehrrohu mag doch der Liebſten Hertze ſeyn?
Wans eiſern wär, ſo würd es mir erliegen,
wans gülden wär, ſo würd ichs können biegen

durch meine Gluht: ſolts aber fleiſchern ſeyn,
ſo ſchließ ich fort. Es iſt ein fleiſchern Stein.
Doch kan mich nicht ein Stein, wie ſie, betriegen.
Iſts dan, wie Froſt, wie kalter Schnee und Eiß,
wie preße ſie dann auß mir den Liebesſchweiß?
Mich dencht, Ihr Hertz iſt, wie die Lorbeerblätter,
die nicht berührt ein ſtarcker Donnerkeil:
Sie, ſie verlacht, Cupido, deine Pfeil,
und iſt befreyt für deinem Donnerwetter.

3. (Mein Alles iſt dahin.)

MEin Alles iſt dahin, mein Troſt in Luſt und Leiden,
mein ander Ich iſt fort, mein Leben, meine Zier,
mein liebſtes auff der Welt iſt wegk, iſt ſchon von hier
(die Lieb' iſt bitter zwahr, viel bitterer iſt das Scheiden),
Ich kann nicht von dir ſeyn, ich kan dich gantz nicht meiden,
O liebſte Dorite! Ich bin nicht mehr bey mir,
Ich bin nicht, der ich bin, nuhn ich nicht bin bey dir.
Ihr Stunden, lanft doch fort! wolt ihr mich auch noch neiden?
Ey, Phöbus, halte doch die ſchnelle Hengſte nicht!
fort, fort! ihr Tage, fort! komb bald, du Monden-Licht!
Ein Tag iſt wie ein Jahr, in dem ich nicht kan ſehen
Mein ander Sonnenlicht! fort, fort, du fanle Zeit!
ſpann doch die Segel auff, und bring mein Lieb noch heut,
und wann ſie hier dan iſt, ſo mugſtu langſam gehen!

Ernſt Chriſtoph Homburg.

Ernſt Chriſtoph Homburg, im J. 1605 zu Mühla bei Eiſenach geboren, wurde wahrſcheinlich nach vollendeten Studien Gerichtsaktuarius und Rechtsconſulent in Naumburg, wo er am 2. Juni 1681 ſtarb. Wenn wir noch hinzufügen, daß er in der Fruchtbringenden Geſellſchaft, in welche er im J. 1648 aufgenommen wurde, „der Keuſche" und im Schwanenorden „Daphnis" hieß, ſo iſt dies Alles, was wir von ſeinen Lebensumſtänden wiſſen. Doch war er zu ſeiner Zeit ſehr angeſehen und galt für einen der beſten Lyriker, wie er auch einer der fruchtbarſten war. Er hat ſowohl weltliche, als geiſtliche Lieder gedichtet, die letzteren in ſchon gereifterem Alter, und, wie er ſelbſt in der Vorrede zu denſelben (Naumb. 1658) berichtet, durch eine ſchwere Krankheit und häusliche Noth veranlaßt. Mehrere derſelben ſind in die Geſangbücher aufgenommen worden, aber ſie erheben ſich nicht über die Mittelmäßigkeit und ſtehen ſeinen weltlichen Gedichten bedeutend nach, welche er im J. 1638 unter dem Namen Erasmus Chryſophilus Homburgenſis herausgab („Schimpff- und ernſthaffte Clio"). Ohne gerade beſonderes Talent zu haben, behandelt Homburg die Sprache mit Leichtigkeit und er weiß ſich das Fremde gewandt anzueignen. Viel hat er den Franzoſen, noch mehr den Holländern entlehnt, von denen er auch die Schilderung einzelner Zuſtände gelernt hat, worin er gar nicht unglücklich iſt. Seine Lieder ſind leicht gereimt und bewegen ſich in mannigfaltigen und ſingbaren Formen. Oft webt in ihnen ein ſchalkhafter Humor, der zwar auch wohl an das Bedenkliche ſtreift, aber gegen die Poeſien der ſpätern Dichter noch ganz rein erachtet werden kann. Doch bereute er es ſpäter ganz ernſtlich, ſeine „Clio" herausgegeben zu haben („Clio, ach! es reuet mich Daß ich vor geſungen dich!"). Auch er hat Gelegenheitsgedichte geſchrieben, doch nur in mäßiger Zahl, dagegen viele Liebes- und Trinklieder. In jenen erinnert er hie und da an die Minnelieder, indem er gern von der Betrachtung der Natur ausgeht; die Trinklieder, in denen er zum frohen Lebensgenuß ermahnt, ſind voll heitern Geiſtes; alle aber durch ihren Wohllaut erfreulich.

1. Ode dactylica et bacchica.

1. OBgleich der Winter die Herrſchafft bekommen,
Vnd durch den Norden (O Blumen-Tyrann!)
Alle behägliche Luſt vns benommen,
Keiner muß jemals ſich kehren daran!
Was dieſe dir rauben,
Sol gelten die Trauben,
Muß büſſen der Wein.
Mein Bruder las ſincken,
In Floribus trincken!
Bacchus muß vnſer Bezahler doch ſeyn.

2. Braucht Hyppocrene, geehrten Freundinnen,
Vnd wem beliebet derſelbige Tranck.
Jtzo bedarff ich nicht Schärffung der Sinnen,
Waſſer zu trincken, verdienet nicht Danck.
Der Wein, der beſtehet,
Die Sinnen erhöhet,
Macht fewrig den Geiſt;
Der Safft von den Reben
Verdoppelt das Leben,
Vns dem ruhloſen Betrüben entreiſt.

3. Narriſch iſt dieſer vnd ſchlechtes Geblüte,
Der ſich vor hieſigem Römer verfahrt,
Bacchus, der liebet ein freyes Gemühte,
Feige, die ſind auch des Waſſers nicht werth.
Was Fröligkeit hänſſet,
Was Sorgen zerſchleiſſet,
Jſt beſſer, denn Geld,
Das Geld nie beſtleibet,
Die Frewde verbleibet,
Wann wir ſchon alle geſegnet die Welt.

4. Frühling, Herbſt, Sommer vnd Winter vergehen,
Kehren auch wieder, wie Ebbe, wie Fluht,
Doch wann die Menſchen nur einmal entſtehen,
Sind ſie darnider, nichts hilfft ſie ihe Gut;
Die zierlichen Wangen,
Das Reichſeyn vnd Prangen
Hat ſchlechten Gewin;
Die Parcen, die reiffen
Die Kinder vnd Greiffen,
Alle mit einerley Sichel dahin.

5. Darumb las, Bruder, vns beyderſeits trincken,
Tantzen vnd ſpringen, als Bacchus vns lehrt,
Ehe wir fort vnd im Lethe verſincken,
Bacchus muß von vns auch werden geehrt.
Die Edelen Gaben
Von Bacchus wir haben,
Den endlichen Lohn:
Las doppelt vns letzen,
Mit Bacchus ergetzen:
Morgen ſo ſind wir doch alle davon.

2. Ode trochaica.

Winter-Lied.

1. DEmnach Berg vnd Thal
Vnd was vberal,
Rauhen Froſt muß leiden,
Als iſt, Schönſte mein,
Nunmehr nicht gut ſeyn
Hier auff vnſer Haiden.

2. Las vns früh aufſtehn
Vnd von hinnen gehn,
Weil der Winde Heulen
Grimmig auff vns dringt,
Schnee vnd Hagel bringt:
Auff, auff, las vns eilen!

3. Schawe, wie der Wald
Jſt ſo vngeſtalt
Vnd mit Leid vmbfangen.
Liebſte, nim in acht
Wie die grüne Pracht
Dem Gebüſch entgangen.

4. Der zu-wilde Nord
Machet dieſen Ort
Gantzlich vnbeiungen,
Weil ſchon ingemein
Alle Vogelein
Sich hinweg geſchwungen.

5. Ja, der Linden-Baum,
Du ich manchen Traum
Längſt von dir erlitten,
Ja der Schalen auch
Nach dem Schaffer-Brauch
Mich und dich geſchnitten,

6. Eben der, ſag' ich,
(Ach, es kränket mich!)
Steht in vollem Trawren,
Der doch wurdig war,
Daß ſein grünes Haar
Ewig möchte tawren.

7. Alle Brünnelein,
So Chryſtallen rein
Durch die Wieſen floſſen,
Durch den gelben Klee,
Sind gleich von dem Schnee
Feſt und hart verſchloſſen.

8. Jede Zunfft der Thier,
Aller Wälder Zier
Sich zur Höhlen ſchwinget;
Der Najaden Chor
Nimmer, wie zuvor,
Bey den Flüſſen ſinget.

9. Echo nichts mehr ſpricht,
Wann das Sonnen-Liecht
Kömpt hoch her gegangen
Aus dem trüben Meer,
Auch der Blumen Heer
Nicht, wie vor, mit prangen.

10. Da man ſahe ſonſt
Gar aus kenſcher Brunſt
Sich die Täublein letzen,
Muß man ſehen fort,
Daß ſich an den Ort
Schwartze Raben ſetzen.

11. Summa: Es iſt hin,
Was der Hirten Sinn
Köndte Frewde ſchencken.
Weil nun dis vorbey,
Kömpt Melancholey
Und todt-blaſſes Kräncken.

12. Darumb, Schönſte mein,
Iſt nicht mehr gut ſeyn
Hier auff unſer Heyden,
Demnach Berg und Thal,
Und was vberal,
Rauhen Froſt muß triden.

3. Aus ſeiner *Tragico-Comedien* (Dulcimunda).

1. WAs iſt Liebrn?
Sich betrüben,
Sich ſtets wiedwen krancker Pein.
O wie weiſe,
Der ſo leiſe
Gehet vnd mag ſicher ſein!

2. Lieb' erwecket
Luſt, vnd ſchmecket
Anfangs einem jeden gut;
Bald ſich wendet,
Kurzweil endet,
Martert, daß es wehe thut.

3. Amor, Spötter
Aller Götter,
Amor, aller Schalckheit volt,
Ohne Wunden
Geht verbunden,
Nur daß man ihn klagen ſol.

4. Liebes-Fewer
Hat noch hewer
Sonſt auch thränend' Augen bracht;
Bald gegeben
Dem das Leben,
Dieſen kranck vnd todt gewacht.

5. Drumb iſt Lieben
Nur Betrüben,
Götter-Menſchen-Narrethey;
Nun muß lachen
Ob den Sachen,
Ob der klugen Phantaſey.

Paul Flemming.

Die erſte Stelle unter allen Lyrikern, ja man kann wohl ſagen unter allen Dichtern des Zeitraums nimmt Paul Flemming ein, der zwar auch, wie beinahe alle ſeine Zeitgenoſſen, die von Opitz vorgezeichnete Bahn einſchlug, aber dieſelbe mit der größten Freiheit und Selbſtſtändigkeit verfolgte und eine dichteriſche Kraft entwickelte, von der jener keine Ahnung hatte. Am 5. Oktober 1609 zu Hartenſtein im Erzgebirge geboren, erhielt er von ſeinem Vater, der zuerſt Lehrer, dann Pfarrer war, und ſich eines ſchönen Wohlſtands erfreute, eine liebevolle und zweckmäßige Erziehung. Seine höhere Bildung begann er auf der Fürſtenſchule zu Meißen, von wo er die Univerſität zu Leipzig bezog, um ſich der Medicin zu widmen, welche er mit ernſtem Fleiße ſtudirte. Mit eben ſolchem Ernſte und wohl auch mit noch größerer Liebe pflegte er aber die Poeſie, in der er ſich ſchon früh verſucht hatte; und ſeine Dichtungen fanden bald ſolchen Beifall, daß er noch als Student die Würde eines Kaiſerlichen gekrönten Poeten erhielt. Freundſchaft, Liebe und Kunſt vereinigten ſich, ihm ein ſchönes Daſein zu verſchaffen, als der unſelige Krieg, der damals ſein Vaterland verwüſtete, ihn aus demſelben vertrieb. Er bewarb ſich um eine Stelle bei der Geſandtſchaft, welche der Herzog von Schleswig-Holſtein nach Perſien zu ſchicken beabſichtigte, um mit dieſem fernen Lande Handelsverbindungen anzuknüpfen. Sein Wunſch wurde erfüllt und er hatte ſogar das Glück einer erſten Geſandtſchaft nach Moskau beigegeben zu werden, welche die Aufgabe hatte, den Czar günſtig für die Hauptunternehmung zu ſtimmen. Auf der Rückreiſe wurde er mit vielen andern von den Geſandten in Reval zurückgelaſſen, wo er in höchſt angenehmen Verhältniſſen mehrere Monate verblieb, bis die große Reiſe angetreten werden konnte. Dies geſchah im Oktober 1635. Wir können hier auf die Einzelnheiten der Reiſe nicht eingehen, welche von dem Geſandtſchaftsſecretär Olearius meiſterhaft beſchrieben wurde; wir müſſen

uns darauf beſchränken, zu erwähnen, daß er, obgleich der Geſandtſchaft in untergeordneter Stellung beigegeben (er war „Hofjunker und Truchſeß"), in allen Verhältniſſen, die ſich nicht unmittelbar auf die Geſchäfte bezogen, durch ſein Talent und ſeinen liebenswürdigen Charakter die Achtung und Liebe der meiſten ſeiner Reiſegefährten gewann, und ſich ihm nur diejenigen abgeneigt zeigten, welche ſeiner Freundſchaft nicht würdig waren. Auf der Rückreiſe verweilte die Geſandtſchaft wieder eine Zeit lang in Reval, wo er nicht nur die früheren Bekanntſchaften wieder erneuerte, ſondern ſich auch mit der Tochter des angeſehenen Kaufmanns Niehuſen verlobte. Im Juni 1639 langte die Geſandtſchaft wieder in Gottorf an; doch verweilte Flemming nicht lange daſelbſt, ſondern reiſte bald darauf nach Leiden, um ſich dort die mediciniſche Doctorwürde zu erwerben. Von dort ging er nach Hamburg, wo er ſich als praktiſcher Arzt niederzulaſſen und ſich mit ſeiner ſchönen Braut zu vermählen gedachte; aber er ſollte des ſo ſehr erſehnten Glückes nicht theilhaftig werden; es ergriff ihn nicht lange nachher eine heftige Krankheit, welcher er am 2. April 1640 im 31. Jahre ſeines Lebens erlag.

Ohne daß man ſagen könnte, es ſei Flemming durch Opitz und deſſen Vorgang zur Dichtkunſt angeregt worden (ein ſo entſchiedenes poetiſches Talent hätte ſich unter allen Verhältniſſen entfaltet), iſt es doch ſicher, daß er ſich ihm bezüglich der Form unbedingt anſchloß und ihn überhaupt als den Begründer der neuen deutſchen Poeſie mit wahrer Begeiſterung verehrte. Er hatte ihn ſchon im J. 1630, als derſelbe auf ſeiner Reiſe nach Paris durch Leipzig kam, kennen gelernt, und zwei Jahre ſpäter überſandte er dem verehrten Meiſter ein Trauergedicht auf den Tod ſeines Freundes Gloger. Es iſt uns nicht bekannt, wie Opitz den poetiſchen Verſuch ſeines jungen Bewunderers aufnahm; dagegen iſt es gewiß, daß Flemming ihm auch ſpäter noch mit gleicher Verehrung zugethan war, daß er ihn fortwährend für ſeinen Meiſter anſah, und daß er ihn nicht nur, wie die ganze Zeit, viel zu hoch ſtellte, ſondern daß er ſich ihm ſogar mit der eines wahren Talents würdigen Beſcheidenheit unterordnete (3. 18). Erſt in den letzten Zeiten ſeines Lebens ſcheint er das Bewußtſein gewonnen zu haben, daß ſelbſt Opitz ihm an poetiſcher Begabung nachſtehe, ſo daß er in der Grabſchrift, die er ſich ſelbſt auf ſeinem Todtbette machte, mit ſtolzem Selbſtgefühl ausrufen konnte: „Kein Landsmann ſang mir gleich" (25). Es zeigt ſich aber auch eine große Verſchiedenheit zwiſchen den früheren und ſpäteren Dichtungen Flemmings, nicht allein darin, daß die erſteren, wie ganz natürlich, den letzteren an Reife nachſtehen, ſondern hauptſächlich darin, daß er in den ſpäteren die Weiſe Opitzens, welcher er in ſeinen Jugendarbeiten unverkennbar nachſtrebte, immer entſchiedener verließ, und allmählich zu einer Freiheit und Selbſtſtändigkeit gelangte, deren ſich kein anderer Dichter der Schule rühmen kann. Während ſeine frühern Dichtungen nämlich ganz im Sinne ſeines Vorbildes zunächſt Erzeugniſſe des reflektirenden Verſtandes ſind, die gelehrten Beziehungen, die gehäuften und oft geſuchten Bilder, das Haſchen nach geiſtreichen oder ſogar nach witzigen Wendungen als das Werk der kalten Ueberlegung und nicht ſelten der Nachahmung erſcheinen; entſtrömen die ſpäteren unmittelbar der rein dichteriſchen Empfindung, welcher ſich ſtets der angemeſſenſte Ausdruck voll Wärme und Wahrheit darbietet. Wir wollen damit keineswegs ſagen, daß die früheren Gedichte ſein Talent nicht ſchon ahnen ließen, vielmehr iſt daſſelbe auch in den ſchwächſten Erzeugniſſen ſeiner Jugend unverkennbar; nur konnte ſich daſſelbe nicht rein, nicht kräftig entfalten, oder es war ſogar die Urſache von mancherlei Mängeln, denen eine kältere und proſaiſchere Natur, wie Opitz, nicht ausgeſetzt war, da dieſer ein künſtleriſches Maß leichter bewahren konnte, als der feurige, mit reicher, überſtrömender Phantaſie begabte Jüngling, der ſich leicht in übertriebenes Auftragen von Glanz und Farbe, oder in Ueberladung von ſeltſamen Bildern verlieren konnte. Es hätten ſich dieſe Auswüchſe bei fortgeſetzter Nachahmung Opitzens ohne Zweifel auch verloren, aber wenn wir an die unbegränzte Verehrung denken, welche der junge Dichter gegen den Meiſter hegte, wenn wir uns daran erinnern, wie mächtig deſſen Anſehen und Einfluß war; ſo dürfen wir beinahe mit Sicherheit annehmen, daß Flemming unwiderſtehlich in die Bahn gezogen worden wäre, welche Opitz geöffnet hatte, daß er ſich, wie dieſer, der Nachahmung des Fremden ganz hingegeben hätte, wenn er dem Einfluſſe ſeines Vorbildes nicht entzogen worden wäre. Es iſt daher ein großes Glück für ihn und für uns geweſen, daß er durch ſeine Entfernung vom Vaterlande dieſem mächtigen Einfluſſe früh genug entzogen, und ihm dadurch die Möglichkeit gegeben wurde, ſein Talent ſelbſtſtändig zu entwickeln, und um ſo viel mehr volksthümlich zu bleiben, als er von dem herrſchenden Einfluſſe der gelehrten Poeſie frei blieb. Zwar kannte auch er die fremden Literaturen, er überſetzte auch wohl aus dem Lateiniſchen, Franzöſiſchen, Italieniſchen (12), aber im Vergleich zu andern Dichtern doch nur ſehr wenig, wie denn die Fremden nur äußerlich auf ihn wirkten, nicht aber auf die poetiſche Auffaſſung und Entwickelung ſeiner Dichtungen.

Flemming ragt vor allen ſeinen Zeitgenoſſen vornehmlich dadurch hervor, daß er ein objektiver Dichter im vollen Sinne des Wortes war, daß er ſich nicht erſt Verhältniſſe erſann, ſondern dieſe aus ſeinem reich bewegten innern und äußern Leben entnahm und mit aller dichteriſchen Freiheit behandelte. Dabei kam ihm ſeine klare Weltanſchauung, ſein offener Sinn für alle Erſcheinungen des Lebens und der Natur zu Hülfe, wodurch ſich ihm eine Mannigfaltigkeit des Stoffs ſowohl als der Auffaſſung anſchloß, die wir bei andern Dichtern der Zeit vergeblich ſuchen. Mit ächt poetiſchem Sinn erfaßte er das Leben und deſſen Erſcheinungen, und geſtaltete es zu einem künſtleriſchen Bilde voll Wahrheit und Wärme, und er durchdrang ſelbſt die fremdeſten, ihm entlegenſten Verhältniſſe mit ſolcher Sicherheit, daß ſie uns in ſeiner Darſtellung mit der lebensvollſten Wahrheit entgegentreten. Wir machen in dieſer Beziehung jetzt nur auf das vortreffliche „Lob eines Soldaten zu Roſſe" (2) und das eben ſo ſchöne „Lob eines Soldaten zu Fuß" aufmerkſam, das wir leider wegen des Raums nicht auch mittheilen konnten. In beiden Gedichten iſt der Charakter der damaligen Soldateska unübertrefflich dargeſtellt und manche Stellen können den ähnlichen Schilderungen Schillers in „Wallenſteins Lager" an die Seite geſetzt werden. Ausgezeichnet ſind insbeſondere die Stellen, in welchen ſich die leichtſinnige Todesverachtung

jener Glücksjäger ausſpricht, und man wird überhaupt kein anderes Gedicht in der ganzen Zeit finden, das ſo ganz auf unmittelbarer Wahrheit beruht, wie jene beiden Stücke. Auch ſtimmen wir dem Urtheil Morhofs ganz bei, welcher die Behauptung aufſtellte, daß Flemming vor Allen im Stande geweſen ſei, das Epos zu bearbeiten, da aus jenen Gedichten erhelle, daß er Alles vereinige, was zu einem Epiker gehöre, „angenehme und neue Erfindung, kräftige, heldenmäßige Darſtellung, naturgemäße und ganz ungeſuchte Ausführung" des gut gewählten Stoffs.

Wenn Flemming, von ſeinem dichteriſchen Geiſt getrieben, in den erwähnten Gedichten die wilde Soldateska verherrlichte, deren Leben allerdings manche poetiſche Elemente darbot, ſo war ſein Gemüth keineswegs gegen das Elend verſchloſſen, welches deutſche und fremde Heere über das Vaterland verbreiteten, vielmehr zeugen viele Gedichte von dem innigſten Antheil, das ſeine Seele erfüllte. Als Proteſtant und als Sachſe neigte er ſich natürlich der Partei zu, welche in Guſtav Adolf ihren gewaltigſten Kämpfer verehrte, und manche Gedichte betrauern deſſen frühzeitigen Tod in rührenden Ausdrücken; im Ganzen aber ſtand er über den Parteien, und er wünſcht beſonders in ſeinen ſpäteren Jahren nicht ſowohl den Sieg der Seinigen, als die allgemeine Verſöhnung und den Frieden, in welchem allein er das Heil für das ganze Vaterland erblickte. Doch konnte ſeinem durch geiſtvolle Beobachtung geſchärften Blick nicht entgehen, daß die Kraft des Volks durch den traurigen Krieg immer mehr niedergebeugt werde, und daß es je länger je mehr der Schmach entgegengehe. Mehrmals beklagt er die Schwäche und die Erbärmlichkeit der Zeit, am gewaltigſten und einſchneidendſten in dem Sonett: „Er beklagt die Enderung und Furchtſamkeit itziger Deutſchen" (17), welches lebhaft an Rückerts „gebarniſchte Sonette" erinnert*). Wie tief er aber für das Vaterland fühlte, beurkunden viele Geſänge, die er in der weiten Fremde dichtete, und die von der größten Sehnſucht nach der Heimat erfüllt ſind; und er denkt nicht bloß in Zeiten des Ungemachs an ſie, es kann auch das fröhliche und ſelbſt wollüſtige Leben in der Fremde das Andenken an das Vaterland nicht ſchwächen, wie uns die tiefgefühlte, im Lande der Tſcherkeſſen geſchriebene „Elegie" (1) beweiſt.

Neben der Vaterlandsliebe bildet die innigſte und wahrſte Frömmigkeit einen Hauptzug ſeines menſchlichen und dichteriſchen Charakters; ſie erſcheint nicht bloß in den eigentlichen geiſtlichen Gedichten, ſondern tritt beinahe überall und ungeſucht hervor, und macht durch ihre Kraft und Innigkeit den wohlthätigſten Eindruck, beſonders in den Gedichten, in denen ſich die Ahnung eines frühzeitigen Todes ausſpricht. So entſchieden dieſe aber auch iſt, ſo kann ſie die frohe Lebensluſt nicht unterdrücken, die den kräftigen Jüngling beſeelte, und die Gedichte, welche dieſe beſingen, ſind ſo ganz von ihr erfüllt, daß man den im Hintergrunde lauſchenden Todesgedanken nur ſelten wahrnimmt.

Vaterland, Freundſchaft, Liebe und Natur, das ſind die Stoffe, die er vorzugsweiſe beſingt; und es ſteht ihm hiebei ein ſo unerſchöpflicher Reichthum von Gedanken und Empfindungen zu Gebote, daß er dieſe Verhältniſſe immer wieder von einem neueren Standpunkte auffaßt, und dadurch, ſowie durch die Fülle des Inhalts und die Vollendung der Form die höchſte Bewunderung erregt. Seine Compoſitionen ſind meiſtentheils außerordentlich glücklich und wirkungsvoll und werden durch die treffliche Sprache noch bedeutend gehoben. Dieſe bewegt ſich in leichtem, gefälligem Rythmus und iſt, beſonders in den Oden und Liedern, von ſchönem Wohllaut. Er iſt reich und glücklich in neuen, dem Gedanken angemeſſenen und ächt poetiſchen Wortbildungen; der Ausdruck iſt rein und voll Kraft, lebendig, raſch, oft kühn, hier und da auch wohl ſeltſam, aber auch dann glücklich und ungeſucht, denn es iſt immer der natürlichſte Ausfluß ſeines lebendigen Gefühls und Gedankens; denn ſo lebendig und glühend ſeine Phantaſie auch iſt, ſo fehlt ihr doch ſelten oder nie der angemeſſene Ausdruck. Doch ob er gleich Alles leiſtete, was mit der Sprache zu leiſten war, die er vorfand, und obſchon er ſie in mannigfacher Beziehung erhob und ihr einen Schwung gab, den ſie vor ihm nicht hatte, und den ſie nicht weiter ausbildete, ſo iſt doch nicht zu verkennen, daß ihre noch mangelhafte Ausbildung ihn in ſeinem Fluge oft hindert, und er bei einer gebildeteren Sprache noch weitaus Größeres geleiſtet hätte, wie dies unter Andrem aus dem ſchon erwähnten, ſonſt in jeder Beziehung ſo trefflichen „Lob eines Soldaten" (2) erſichtlich wird.

Gerade weil ſich Flemming von der gelehrten Richtung entfernte, welche durch Opitz angebahnt war, weil er die Poeſie tiefer erfaßte als ſeine Zeitgenoſſen, wie er denn von ihrer göttlichen Macht durchdrungen war (18), fand er die ihm gebührende Anerkennung nicht (er war nicht einmal in die Fruchtbringende Geſellſchaft aufgenommen worden), ſo daß ſein reiches und belebendes Talent ohne direkten Einfluß auf die weitere Entwickelung der Poeſie blieb. Morhof war der erſte, der ſeine Bedeutung anerkannte und es auszuſprechen wagte, daß er höher ſtehe, als Opitz. „Es ſtecket ein unvergleichlicher Geiſt in ihm", ſagte er, „der mehr auff ſich ſelbſt, als fremder Nachahmung dernht", während es bei Opitz freilich ganz das Gegentheil war. Erſt in ſpäterer Zeit nehmen wir einen nicht unbedeutenden Einfluß ſeiner Dichtung wahr, indem die Erhebung Niederſachſens, wo er am bekannteſten geblieben war, zunächſt dem lebendigen Geiſt derſelben zuzuſchreiben iſt.

Ohne Zweifel trug auch ſein früher Tod und der Umſtand, daß ſeine Gedichte, einige wenige ausgenommen, erſt nach ſeinem Ableben gedruckt erſchienen, viel dazu bei, daß er ſo bald in Vergeſſenheit gerieth. Dieſelben wurden nämlich erſt im J. 1642 von dem Vater ſeiner Braut geſammelt und herausgegeben; eine große Anzahl war jedoch verloren gegangen und darunter gewiß ſehr viele, deren Verluſt, ſchon nach den aufbewahrten Ueberſchriften zu urtheilen, ſehr zu bedauern iſt. Die Sammlung zerfällt nach der Sitte der Zeit in vier Abſchnitte: Poetiſche Wälder, Ueberſchriften, Oden und Sonette. Die Ueberſchriften oder Epigrammen ſind meiſtens nach fremden Vorbildern bearbeitet. Die „poetiſchen Wälder" ſind ausſchließlich in Alexan-

*) Man vergleiche den Schlußvers mit folgenden Zeilen aus Rückerts drittem Sonett:

„Was ſchreibeſt Dichter du?" — „In Blutbuchſtaben
Einſchreib' ich mein' und meines Volkes Schande,
Das ſeine Freiheit nicht darf denken wollen."

drinern geschrieben. Er behandelt diese zwar viel freier und lebendiger, als Opitz, und gibt ihnen namentlich oft dadurch Reiz, daß er Sinn und Satz gegen die Regel mitten im Verse schließt; allein es konnte selbst einem Talent, wie Flemming, nicht immer gelingen, diese der deutschen Sprache so wenig zusagende Form ganz zu besiegen, welche selbst dem leichtesten, beweglichsten Gedanken eine gewisse, unüberwindliche Steifheit gibt, und für den Ausdruck lyrischen Gefühls am wenigsten passend erscheint. Er ist daher auch in den Oden und Liedern am höchsten, deren leichter gefälliger Rhythmus der Beweglichkeit und Zartheit seiner Empfindungen am meisten zusagte.

Jeder der erwähnten Abschnitte beginnt mit geistlichen Gedichten. Dieselben können seinen weltlichen Dichtungen nicht gleichgestellt werden, und es sind insbesondere die in Alexandrinern geschriebenen von einer ihm sonst nicht gewöhnlichen Breite, aber doch läßt sich auch in ihnen ächter Dichtergeist nicht verkennen; und sie zeichnen sich vor andren ähnlichen Gedichten durch Fülle der Bilder und Lebhaftigkeit der Empfindung aus. Die „Bußpsalmen" und ein schönes „Klaggedicht vom unschuldigen Leiden Christi" wurden schon von ihm selbst herausgegeben; doch sind die eigentlichen Lieder bedeutender, besonders das „Nach des 6. Psalms Weise" (5), das er theils vor, theils während der Reise dichtete, und das mit einigen Veränderungen, welche durch die darin ausgedrückten Beziehungen geboten waren, in die Gesangbücher übergegangen ist. Wie dieses, so ist auch ein zweites „Laß dich nur nichts nicht tauren" (4) von dem tiefsten und innigsten Gottvertrauen durchdrungen; es ist zudem von solchem Wohlklang und von so edler Einfalt, daß es nur ein Dichter, wie Flemming, gedichtet haben kann, diejenigen daher gewiß irre gehen, welche es dem Finckelthauß zuschreiben. Eben so werthvoll ist das Lied „Tugend ist mein Leben" (6), welches von der edlen und rein sittlichen Gesinnung des Dichters zeugt.

Die Zeit und die Verhältnisse, in welchen Flemming lebte, brachten es mit sich, daß er eine große Anzahl von Gelegenheitsgedichten verfaßte; aber freilich steht er gerade in dieser Beziehung weit über allen gleichzeitigen Dichtern. Denn wenn auch manche eben nur für die Gelegenheit geschrieben sind, so erheben sich doch weitaus die meisten über dieselbe, und der Dichter weiß auch dem besondersten Verhältniß ein allgemeines poetisches Interesse abzugewinnen, und selbst die weniger bedeutenden überraschen durch geistreiche Wendungen und leichte anmuthige Darstellung. Dies gilt besonders von den vielen „Glückwünschungen", welche sich eben so sehr durch Gedankenreichthum, als durch kernhafte und lebendige Sprache auszeichnen. Viele derselben sind auf der Reise entstanden, welche ihm überhaupt oft Stoff und Anlaß zu Gedichten gab, sei es, daß er die festlichen Tage der Gefährten, oder besondere Erlebnisse, wie Abenteuer oder die Merkwürdigkeiten der Reise besang; besonders entlockten ihm sein offener und empfänglicher Sinn für die Natur und ihre Schönheiten manche treffliche Gesänge voll liebenswarmer Schilderungen, in denen er überhaupt äußerst glücklich war (1. 9. 19). Eines seiner berühmtesten Gelegenheitsgedichte ist das auf Gustav Adolf's Tod, welches Neumeister geradezu für sein bestes hält; allein so treffliche Gedanken es auch hat, so geht ihm doch die seelenvolle Innigkeit ab, die den Dichter sonst erfüllte, und die in andern ähnlichen Gedichten so wohlthätig durchdringen, wie im schönen Leichengesang „Auff Herrn Poli Töchterlein" (7), der, wie auch andere, in der ganzen Haltung an Schillers frühere Dichtungen erinnert.

Die Hochzeitgedichte gehören zu den vollendetsten Erzeugnissen der Gattung; sie sind voll Leben und der liebenswürdigsten Heiterkeit, die freilich nach der Sitte der damaligen Zeit die geheimsten Beziehungen oft in einer für uns zu grellen Weise hervorzieht, aber doch niemals so tief sinkt, als es bei späteren Dichtern so häufig der Fall ist. Unter den in Alexandrinern geschriebenen Hochzeitgedichten nimmt die „Liefländische Schneegräfin", die wir leider wegen des zu großen Umfangs nicht mittheilen konnten, weitaus die erste Stelle ein. Erfindung, Composition, Ausführung, mit einem Worte, Alles ist darin vortrefflich. Es ist voll Leben und Bewegung, und bei der glücklichen, in epischer Breite durchgeführten Schilderung eines Trinkgelages mit heiterer Unterhaltung, Spiel und Tanz, welche die Grundlage bildet, wird es bei seiner Länge nicht ermüdend. Wir heben aus den Hochzeitsgesängen noch die zwei unten mitgetheilten auf Scherlls und auf Schröters Hochzeit hervor. Das erste (8), dessen einleitende und dann wiederholte Verse dem bekannten Gedichte Catulls entnommen sind, ist reich an schönen und ächt poetischen Gedanken, und vielleicht hat der, mit welchem die 3. Strophe beginnt, Anlaß zu Logaus berühmt gewordenem Epigramm gleichen Inhalts gegeben. Vortrefflich ist die Erinnerung an den Krieg und die traurige Zeit, wodurch das Ganze eine ernstere Färbung erhält, ohne daß jedoch der heitere Grundzug gestört würde, der gegen das Ende sogar in muthwillige Schalkheit übergeht, welche die vollständige Mittheilung des Gedichts unmöglich machte. Das zweite Lied „Auf Schröters Hochzeit" (9) ist ein wunderlieblicher Brautgesang voll Zartheit der Empfindung, Anmuth und Naivetät.

Von den übrigen zahlreichen Gelegenheitsgedichten erwähnen wir nur noch das „Auf den Namenstag einer Jungfrau" (10), welches sich durch liebenswürdige Einfachheit und geistreiche Wendung des Schlusses auszeichnet, um sogleich zu einer andern Reihe von Gedichten überzugehen, in welchen Flemming seine Zeitgenossen noch entschiedener übertrifft, zu denjenigen nämlich, in welchen er die Liebe besingt. Es sind auch diese zwar nicht alle von gleichem Werthe, manche sind von der damals herrschenden gesuchten Weise nicht ganz frei, und dies gilt insbesondere von denen, welche in Alexandrinern geschrieben sind. Dagegen sind seine Liebeoden durchaus vortrefflich, und zeichnen sich vor denen anderer Dichter namentlich dadurch aus, daß sie nicht auf eingebildete Verhältnisse gemacht sind, sondern auf der unmittelbarsten Wahrheit der Empfindung beruhen, und aus dem Herzen strömen, dessen Gefühle sie mit lebendiger Innigkeit in einer höchst wohllautenden Sprache darstellen. Dabei erfreuen sie durch eine außerordentliche Fülle und Mannigfaltigkeit der Gedanken, die sich in den zierlichsten und geistreichsten Wendungen bewegen, so daß alle zugleich durch den Reiz der Neuheit überraschen. Die unten mitgetheilten Lieder dieser Gattung gehören allerdings zu seinen trefflichsten, allein Flemming ist so reich an poetischen Gedanken und

glücklicher Darstellung derselben, daß sich noch viele finden ließen, die jenen an die Seite gesetzt werden könnten. Doch werden die wenigen, die wir angeführt haben, hinreichen, ein Bild von der großen Mannigfaltigkeit seiner Anschauungen zu geben; er ist gleich groß und trefflich, mag er das Lob der Treue verkünden (13), oder den Schmerz der Trennung (14), oder die Hoffnung des Wiedersehens (16), oder endlich den Liebesscherz (15) besingen.

Flemmings ächt poetisches Gemüth war für die Heiterkeit des Lebens nicht weniger empfänglich, als für dessen Ernst; er schilderte beide Seiten mit gleicher Vollendung. So gehören seine Trinklieder zu den besseren nicht bloß seiner Zeit, ganz vortrefflich sind aber die Lieder, in welchen er zum heiteren Genuß des Lebens auffordert, wie das von horazischem Geist beseelte „An einen guten Freund" (11) oder das herrliche Gedicht „Aus dem Italiänischen" (12), in welchem die Vergleichung des Tanzes mit den verschiedensten Naturerscheinungen äußerst glücklich durchgeführt ist.

Wir haben endlich noch seine Sonette zu betrachten, von welchen ein neuerer Kritiker so ganz bezeichnend sagt, daß sie in einer ganzen Reihenfolge fast wie ein zusammenhängender Roman zu lesen seien. Sie stehen in ihrer Zeit, wie schon Neumeister anerkannte, ganz unübertroffen da, und lassen sich den besten Erscheinungen aller Zeiten und Völker an die Seite setzen. Flemming hat das Wesen des Sonetts in seiner tiefsten Bedeutung erfaßt und hat ihm eine Lieblichkeit, Anmuth und Zartheit eingehaucht, die nur wenige Dichter in diesem Umfang erreicht haben, und der Vollendung der Form entspricht die Kernhaftigkeit und Fülle des Inhalts. Sie sind zwar meistens in Alexandrinern gedichtet, aber dieser ist gerade in denselben mit einer solchen Lebendigkeit behandelt, daß seine steife Natur vollständig überwunden wird. Nur selten bewegt sich der Dichter in freierem Rhythmus, aber dann auch mit großem Glück (22). Es ist kaum möglich, einzelne auszuzeichnen, so gelungen und vollendet erscheinen alle; doch dürfen wir wohl nächst denen, welche schon früher besprochen wurden, auf diejenigen aufmerksam machen, welche seiner Liebe gewidmet sind, in denen die Tiefe des Gefühls mit geistreicher Erfindung auf das Schönste gepaart ist (23. 20).

1. Elegie an sein Vaterland.

Ach! daß ich mich einmahl doch wieder solt' erfrischen
an deinee reichen Luft, du edler Mulden-Fluß,
Da du so sanffte gehst inn bergichten Gepuschen,
da, da mein Haettenstein mier bobt den ersten Kuß.
Wie iung, wie klein ich auch ward iener Zeit genommen
aus deiner sußen Schooß, so fallt miers doch noch ein,
Wie offt ich lustig bab' inn deiner Fluth geschwemmen;
Mier traumet offte noch, als solt' ich ümm dich seyn.
Izt wolt' ich mier erst Luft, und diee Erqehung schaffen,
inn dem ich nach der Kunst, die mich und dich erheebt,
Ein unerhörtes Lied, nicht von Gendrus Waffen,
fur dem du nun, Gott loeb, izund bast außgebeebt,
Ein Lied von stiller Rub' und sanfftem Leben spielte,
wie unser Maro izt bey seinem Bobee thut,
Ein Lied, das Himmel hätt' und etwas solches fuhlte,
das nach der Gottheit schmekt' und rege Muth und Bluth,
Als ich denn pflag zu thun voe steben halben Jahren,
(wo ist ste izund nun, die liebe, schone Zeit?)
Da ich so belle sang bey Philyrenens Paaren,
daß sich mein Thron erschwung big an die Ewigkeit.
Ich sang der Deutschen Ruhm und ihrer theuren Printzen,
Biß Mars mich da treib' auß, der Uubold aller Kunst.
Da machte' ich mich beloobt bey vierlerley Provintzen,
das Lief- und Ruszland auch mier boten ihre Gunst.
Rubelle, die ich pflag, mehr als mich selbst zu lieben,
Rubelle, von Gestalt und Sitten hoech-benahmt,
Dieselbe hatte mier die Pest auch aufgerieben,
doch bat sich ihre Frucht inn mier sehr reich besaamt.
Die weisse Bathie, ümm die zu einem Schwane
Jevs izt auch wurde nach, fing mich mit ihrer Zier;
Nach dieser ward mir bold die lange Rorelane,
ach! aber ach! wie weit binn ich von beyden hier!
Zwar es verstattet mier das Kaiserliche Gestade,
daß ich ümm seinen Strand mag ungehindert gehn;
Auch bittet mich zur zeit zu Ihrem schönen Bade
auff urland des Hyekans manch' Afrische Siren'
Ich binn den Nymfen lieb, den weichen Zirkassinnen,
dieweil ich ihnen fremb' und nicht zu beslich binn,
Und ob einander wier schoon nicht vereteben können,
so kan ihr Auge doch mich gunstig nach sich ziehn.
Was aber soll ich so und auff der Flucht nur lieben?
Kupido wird durch nichts, als stättigkeit vergnügt;
Was den zu loben scheint, das macht ihm nur betrüben,
der allzeit alles hat, und niemals nichts doch kriegt.
Ich sturbe miers denn ab, so hoff' ichs zu erleeben,
daß, wenn ich diesen Lauff zu ende habe bracht,
Ich vier den ersten Kuß, o Landsmannin wil geeben:
Was ferner kan geschehn, das laß ich ungedacht.

Vor Tezlitz der Zirkassen, 1bdd den 8. Novemk.

2. Lob eines Soldaten zu Rosse.

EJN frischer Heldeamubt ist ubee alle Schätze,
Ist uber allen Neid, er selbst ist sein Gesetze,
Sein Mahl, sein Sold, sein Peeiß. Er reiffel durch die Zeit,
Vergnügel sich durch sich, läßt bey sich Ruh und Streit
Inn gleicher Waage stehn. Den adelichen Ritteen
Wird dieses angebohrn: wenn andre stehn und zittera,
Beseufftzen ihren Todt und bitten ümm Quartier,
So setzen sie den Ruhm auch tausend Leeben fur,
Die man erbitten muß und doch nur Schande geeben;
Sie sterben Tugendhafft, wenn sie noch köaten leeben.
Was ist das fur ein Feind, dee seinem Feinde steht?
Ist einer so gesinnt, wenn er zum Treffen geht,
So bleib' er lieber da. Ein redlicher Soldate
Darff nicht in zweiffel stehn, ob auch der Sieg gerahte;
Den Sieg hat er bey sich, wenn er sich tapfer halt.
Was kann ihm helffen wohl das uberwunden Geld,
Das er zu geeben beut? ist doch schoon alles seine.
Er eicht' ihn lieber hinn, so bleibt sein Eydschwur reine,
Und er verüchert sich, schlägt ee ihn heute todt,
So darff er morgen nicht fur ihm stehn in der Nodt,
Daß er sich rechen wird. Wenn wil der Krieg sich enden,
Wenn er verschonen wil und sich zuer Gnade wenden
Wenn man sol ernsthafft seyn? Vor alters gieng es nicht;
Es wurden Konige beym Treffen hingericht.
Was gielt hee die Persoon? Ein Feind hat mit dem Nahmen
Sein Leeben schoa verbührt; so bleibt er stets bey Samen,
Wenn man ihn ab laßt ziehn. Und ee gedenkt es doch,
Und pfiff' er einmahl noch so auff ein lndes Loch.
Es lehrt ihm dieß die Nohr. Wenn er zur Freyheit kömmet,
So steht und tichtet er, wie er ihm Voetheil nimmet,
Nimmt aller Sachen wahr. Im fall, daß er vermerckt,
Daß sein Verschoner liegt, er steht, wie er sich sterckt,
Vergipt der alten Treu' und seiner guten Worte,
Setzt unvermerckt an ihn und fellt ihn an dem Orthe,
Da man es nicht gedacht. Alsdenn so ists zu spaat,
Wenn man bereuen wil, daß man geschenet hat
Und so darmhertzig war: ich hab' es wohl erfahren.
Dem Kriege zih' ich nach nun bey so vielen Jahren
Ich weiß des Krieges Brauch. Ich gebe kein Quartier,
Und kahm ein General und König selbst mir fur.
Ich achte dessen nicht, daß er von höhern Stamme,
Als ich, gebohren ist. Dieß eben macht die Flamme;
Daß ich mehr siegen wil, indem er gröffer ist
An Ahnen, nicht an Muth. Ein dapfrer Geist erkiest
Ihm stets ein höhers aus, mit dem er möge ringen.
Der Ruhm, der wächst mit ihm, daß er aus hohen Dragen
Verbinn entsprossen ist. Kein Adel dient vor mich:
Tis Schwerd, das adelt mich, mein Ritter Sitz bin Ich;
Mein Leib ist mein Pallast. Ein Krieger ist vergnuget,
Daß ee von einem mahl aus andern so viel krieget,
Als er benötigt ist. Was hilfft ihm Land und Gut?
Die Feigen lebn auff diß: Ich zahle baares Blut
Vor meine Guter aus. Wem ließ ichs wohl zu erben,
Solt' etwan heute noch ich vor dem Feinde sterben.
Den ich mir wunsche stets? Ich lobe meinen Sinn:
Mein Leben lieb' ich nicht' Ein andrer ziehe hinn
Und karge, wie er wil. Wir kommen leicht zu Gelde

Und leichtlich wieder drümm: wir nähmens auff dem Felde
Und gebens in der Stadt. Uns ehret Jedermann,
Und wer nicht wil, der muß. Es ist uns unterthan
Nicht ein Land nur: die Welt, die muß uns Herren heissen,
Wenn Herren uneins sind. Wir können uns nicht beissen,
Wie alte Mutter thun: man schlägt mit Fäusten drein,
Mit Degen und Pistool, wenn man nicht Freund wil seyn;
Und das heißt recht gehorsicht. Wir sterben, wie wir leben,
Feisch, dapfer, ritterlich. wir sind dem Todt ergeben,
Wier wachen auff das Blut. Das theure Gut, der Kodt,
Ist keines jeden Kauff. Uns ist es täglich Beodt,
Was andern seltzam ist. Wer wünscht ihm doch, zu siechen,
Und ümm die Ofenbonck erbärmlich her zu kriechen,
Wie es zu Hause geht? Es ist ümm einen Blick,
So fällt uns ein Pistool, ein Degen oder Stück,
Man fühlt nicht, daß man stirbt. Das Feld ist unsre Bette;
Der Gottes-Acker auch. Wir leben ümm die Wette,
Und sterben auch alse. Wer härmet sich darümm,
Es sey hieb oder stich; wenn wier nur kommen ümm.
So ist uns wohl geschehn. Lob' einer nun das seine.
Sein Leben, wie es sey, Ich lobe stets das meine.
Du lebest nicht für mich; Ich sterbe nicht für dich.
Ein ander bleibe fein', Ich bleibe so für mich.

3. Ueber Herrn Martin Opitzen auff Boberfeld sein Ableben.

O zeuch auch du denn hin in dein Elysersefd,
Du Pindar, du Homer, du Maro unsrer Zeiten,
Und untermenge dich mit diesen grossen Leuten,
Die ganz in deinen Geist sich hatten hier verstellt.
Zeuch jenen Helden zu, du jenen gleicher Held,
Der itzt nichts gleiches hat. Du Herzog deutscher Seiten,
O Erde durch dich selbst der steten Ewigkeiten,
O ewiglicher Schatz und auch Verlust der Welt!
Germania ist tod, die Herrliche, die Freye,
Ein Grab verdecket sie und ihre ganze Treue.
Die Mutter, die ist hin: hier liegt nun auch ihr Sohn,
Ihr Rächer und sein Arm. Last, last nur alles bleiben,
Ihr, die ihr übrig seyd, und macht euch nur davon.
Die Welt hat warlich mehr nichts würdigs zu beschreiben.

4. Geistliches Lied.

1. Laß dich nur nichts nicht dauren
mit trauren!
Sey stille!
Wie Gott es fügt,
So sey vergnügt,
mein Wille!

2. Was wilst du heute sorgen
auff morgen?
der eine
steht allem für;
der giebt auch dir
das deine.

3. Sey nur in allen Handel
ohn Wandel,
Steh' feste!
Was Gott beschleust,
das ist und heisst
das beste.

5. Nach deß vf Psalmens Weise.

1. IN allen meinen Thaten
laß ich den höchsten rahten,
der alles kan und hat.
Er muß zu allen dingen,
solls anders wol gelingen,
selbst geben Rahi und That.

2. Nichts ist es spat und frühe
ümm alle meine Mühe,
mein sorgen ist ümmsonst:
Er mags mit seinen Sachen
nach seinem Willen machen,
Ich stells in seine Gunst.

3. Es kan mir nichts geschehen,
als was er hat versehen,
und was mir selig ist.
Ich nahm' es, wie es giebet
was ihm von mir geliebet,
das hab' ich auch erliest.

4. Ich traue seiner Gnaden,
die mich für allen Schaden,
für allem übel schützt.
Leb' ich nach seinen Sätzen,
So wird mich nichts verletzen,
nichts fehlen, was mir nutzt.

5. Er wolle meiner Sünden
in Gnaden mich entbinden,
durchstreichen meine Schuld'
Er wird auff mein Verbrechen
nicht stracks das Urtheil sprechen,
und haben noch Geduld.

6. Ich zieh in ferne Lande,
zu unsrem einem Stande,
an den er mich bestellt:
Sein Segen wird mir lassen,
was gut und recht ist, fassen,
zu dienen seiner Welt.

7. Bin ich in wilder Wüsten,
so bin ich doch bey Christen
und Christus ist bey mir:
Der Helffer in Gefahren,
der kan mich doch bewahren,
wie dorte, so auch hier.

8. Er wird zu diesen Reisen
gewünschten Fortgang weisen,
wol helffen hin und her:
Gesundheit, Heyl und Leben,
Zeit, Wind und Wetter geben,
und alles nach Begehr.

9. Sein Engel, der getreue,
macht meine Feinde scheue,
tritt zwischen mich und sie:
Dnech seinen Zug, den frommen,
sind wir so weit nun kommen,
und wissen fast nicht wie.

10. Leg' ich mich spate nieder,
erwach' ich frühe wieder,
lieg' oder zieh ich fort,
In Schwachheit und in Banden,
Und was mir stößt zu handen,
so tröstet mich sein Wort.

11. Hat er es denn beschlossen,
so wil ich unverdrossen
an mein Verhängnuß gehn;
Kein Unfall unter allen
wird mir zu harte fallen,
Ich wil ihn überstehn.

12. Ihm hab' ich mich ergeben,
zu sterben und zu leben,
sobald er mir gebeut,
Es sey heut' oder morgen;
dafür laß ich ihn sorgen:
Er weiß die rechte Zeit.

13. Gefällt es seiner Güte,
und sagt mir mein Gemüthe
nicht was vergebliche zu.
So werd ich Gott noch preisen
mit manchen schönen Weisen
daheim in meiner Ruh.

14. Indeß wird er den meinen
mit Segen auch erscheinen,
ihr Schutz, wie meiner, seyn,
Wird beyderseits gewehren,
was unser Wunsch und Jahren
ihn bitten überein.

15. So sey nun, Seele, deine,
und traue dem alleine,
der dich geschaffen hat.
Es gehe, wie es gehe,
dein Vater aus der Höhe
weiß allen Sachen Rath.

6. (Tugend ist mein Leben.)

1. TUgend ist mein Leben,
hab' ich mich ergeben,
den gantzen mich.
Tugend wil ich ehren,
Tugend wird mich lehren,
was sie selbst kan mehren
sie wächst durch sich.

2. Nicht des Weges Länge,
noch des Pfades enge
schreckt mich davon
Laß die Dornen stechen,

Küß und Kleider brechen,
Sie wird alles rechen
durch ihren Lohn.

3. Weil die andern harren,
Luſt und Schlafkes warten,
ſo ſaum' ich nicht
Izt iſt Zeit zu eilen,
dem wird alles feilen,
der ſich wird verweilen
und izt verbricht.

4. Alles unter alles
hat die art des Balles,
der ſteigt und fällt.
Schätze haben Flügel,
Ehre läßt den Zügel,
Luſt kommt aus dem Bügel:
Die Tugend hält.

5. Hab' ich Gott und Tugend,
ſo hat meine Jugend,
was ſie macht wehrt:
Dieſe ſchönen beide
wehren allem Leide,
lieben alle Freude,
So man begehrt.

7. Auf Herrn Timothei Voli neugebohrnen Töchterleins CHRISTINEN Ihr Abſterben.

1. JSts denn wieder ſchon verlohren?
War es doch kaum recht gebohren,
das geliebte ſchöne Kind!
Ja! ſobald es vor iſt kommen,
So bald iſt es auch genommen.
Schaut doch, was wir Menſchen ſind!

2. Gleich wie ein Tauſendſchönlein,
das gemahlte Lenzen Sohnlein,
mit dem frühen Tag' entnebt,
welches, wie es mit ihm wachet,
mit ihm ſcheinet, mit ihm lachet,
ſo auch mit ihm untergeht.

3. Alſo haſtu dich verborgen,
Blümlein, ümm den ſechſten Morgen:
Liegeſt todt nun hingeſtreckt,
und haſt durch das ſchnelle ſcheiden
deinen frommen Eltern beyden
ein ſehr langes Leid erweckt.

4. Klingt, betrübte, wie Ihr ſollet'
Sie iſt doch, wo ihr hin wollet:
Was iſt übel, Ihr iſt wol!
Ihr Geiſt, der iſt voller prangen,
Nur ihr Leib iſt hingegangen,
wohin alles iſt und ſol.

5. Wo ſelbſt die Natur hin ſtehet,
wo die groſſe Welt hin gehet,
der eilt auch die kleine zu,
Sterben und geboren werden
iſt das ſtete Thun der Geden
Nun ihr Todt iſt ihre Ruh.

6. Babels Mauren ſind verſunken,
Rhodus ſein Koloß ertrunken,
Nilus Wercke giengen ein:
Sterblich waren alle Wunder,
wie die Meiſter; wie ihrunder
wir und kurtzig alle ſeyn.

7. Nur wurde theil den Perſen,
Trß dem Griechen; deſſen Ferſen
folgte nach die ewge Stadt,
Doch wie ewig ſie geweſen,
kan man hören, ſehn und leſen
Schein iſts, was ſie ewigs hat.

8. Alles wird darümm gebohren,
daß es wieder ſey verlohren:
Nichts bleibt allzeit, was ſo iſt.
Alles, was ſich angefangen,
gehet ſtets in dem Verlangen,
daß es ſeinen Todt erlieſt.

9. Sterben iſt der Weg zum Leben·
Jonyr wird es Zeugnuß geben,
Selbſt ſein Vater, ſelbſt ſein Kind.
Soll es morgen wider tagen,
ſo wird heute hingetragen,
wo viel tauſend geſtern ſind.

10. Es iſt alles Gottes Gnade.
Alles, was ich itzund habe,
hab' ich vormahls nicht gehabt.
Der irrt, der es ewig glaubet:
Wucher iſts, ſo lang es bleibet,
was uns unſern Sinn erlabt.

11. Als Gott ſie euch überreichet,
habt ihr euch mit ihm vergleichet,
daß ſie dennoch ſeine ſey,
Daß Er, wenn Er auch nur wolle,
Sie hinwieder nähmen ſolte,
muſtet ihr ihm ſtellen frey.

12. Und die Wahrheit rauß zu ſagen,
Neid iſts, daß wir ſie beklagen.
Wol dir, O du kurtzer Gaſt!
Wol dir, die du in ſechs Tagen
eines jeden Alters Plagen
gänzlich überſtanden haſt!

13. Kleine tochter, ſey nun ſeelig,
und zeuch uns auch ſtets allmählig
nach dir auf und Himmel an,
Daß auch wir der Zahl der Frommen,
in die du biſt aufgenommen,
balde werden zugethan!

14. Dieſen Korb voll Anemonen,
der der Froſt ſtets ſol verſchonen,
ſtreuen wir auf deine Gruft.
Schlafe ruhſam in dem kühlen!
umm dich her ſol ewig ſpielen
die geſunde Meyen-Luft!

8 Auf Herrn Heinrich Scherlls mit Jungfr. Annen Sophien Grünewalds Hochzeit.

1. FReye, was vor nicht gefreyet!
Was vor hat gefreyet, freye!
Itzund ſagt die neue Zeit,
daß man ſich nun auch vereene:
Billich, daß die kleine Welt
ſich nach art der großen hält.

2. Zwar, es kan ſich wol ſo gut
einmahl, wie das ander, lieben,
wenn es aber Alles thut,
ſoll es denn der Menſch verſchieben,
der zu der vergnügten That
gleiches Recht und Anſprach hat?

3. Neulich war die Erde Braut,
Itzund liegt ſie in den Wehen:
Laub und Blumen, Saat und Kraut
haben die Gebuhrt gebrochen,
Und die reiche Fruchtbarkeit
wird noch täglich ausgeſtreut.

4. Freye, was ſich nähmen kan!
Junge Leute ſollen lieben;
Alte gebt es gleichsfalls an,
die es ja ſo ſehnlich üben.
Wer es hindert und verbeut,
der thut wieder Billigkeit.

5. Unſre junge Mannſchafft kriegt,
kommt umm Jugend, Leib und Leben.
Wie manch ſchönes Bild erliegt,
ſeit wir in dem Jammer ſchweben,
der uns halb hat ümmgebracht,
und noch täglich dünner macht!

6. Amor fleugt durch freye Lufft
mit der Mutter offnem Schreiben,
rufft und ſchreyet, ſchreyt und rufft,
daß man nicht ſoll einſam bleiben.
Wer mir, ſpricht er, itzt iſt feind,
mit dem iſt kein Gott nicht freund!

7. O wie wohl vermählt ihr Euch,
Ihr zwey unbefleckten Münde,
Das erfreute Sternen-Reich
unterſchreibt die beyden Bunde·
Hymen, den es abgeſandt,
ſchlägt durch die gepaarte Hond.

9. Auf H. Johann Friedrich Schröters und Marien Magdalenen Weinmanns Hochzeit.

An das Frauenzimmer und Geſellſchafft.

1. HGute ſind der Götter Schauren
nuptyrazieret allzumahl,
haben ſich verfügt bey Paaren
in den weiten Sternen-Saal,

Pflücken Blumen, winden Kräntze,
führen liebe Lobe-Täntze.

2. Wenns hertzet ihren Buhlen,
Mars vertauscht den rothen Streit,
Zynthius die blassen Schulen
mit der süssen Müssigkeit,
Pflücken Blumen, winden Kräntze,
führen liebe Lobe-Täntze.

3. Jeres springt auf allen Reinen
mit der frohen Bauer-Welt
umm die Tennrn, umm die Schennen,
umm das abgeihaur Feldt.
Pflucket Blumen, windet Kräntze,
führet liebe Lobe-Täntze!

4. Ihr auch, Götter und Göttinnen,
nur nicht ohne Sterbligkeit,
lebet nach deß Himmels sinnen,
dem ihr sonst gantz ähnlich seyd.
Pflucket Blumen, windet Kräntze,
führet liebe Lobe-Täntze!

5. Hier steht riechendes Lavendel,
da gesunde Saturey,
Gyxwig, Poley, Narde, Quendel,
Tausendschön und Allerley.
Pflucket Blumen, windet Kräntze,
führet liebe Lobe-Täntze!

6. Müntze, Rosmarin, Zypressen,
Nelcken, Scharlach, Amaranth
bleiben gleichfalls unvergessen,
und was noch nicht ist genannt.
Pflucket Blumen, windet Kräntze,
führet liebe Lobe-Täntze!

7. Pflucket, windet ümm die wette,
Alles soll von Farben seyn!
Führet auff ein Blumen-Bette
legt die zwey verliebten drein.
Pflucket Blumen, windet Kräntze,
führet liebe Lobe-Täntze!

8. Legt sie drein' Pflucket, windet immer,
streuet auff das Liebes-Paar!
Tanzet ümm ihr buntes Zimmer,
und ummschrenckt sie gantz und gar.
Pflucket Blumen, windet Kräntze,
führet liebe Lobe-Täntze;

9. Lobe Täntze, so die Wercke
der Welt-vermehrerinn vermehren,
und deß großen Knaben stärcke,
den die Zyprus-Burger ehrn.
Pflucket Blumen, windet Kräntze,
führet liebe Lobe-Täntze!

10. Pflucket, windet, streuet, springet,
tanzet, janchzet, was ihr kennt!
aller Himmel hats gedinget,
alle Welt ist so gesinnt.
Pflücket Blumen, windet Kräntze,
führet liebe Lobe-Täntze!

11. Biß der Gott der guldnen Glinten,
der die brannen Mohren brennt,
in die Hesperischen Finten
freygelaßnes Angel rennt.
Pflucket Blumen, windet Kräntze,
führet liebe Lobe-Täntze!

12. Biß die silbeene Diane
in dem lichten Wagen kehrt,
und am blancken Himmelsplane
ihr gestirntes Häupt empöet,
Pflucket Blumen, windet Kräntze,
führet liebe Lobe-Täntze!

13. Gleiches Glücke wartet Eurer,
geb' es Gott, noch dieses Jahr,
da man wird umm neue freyer,
hier und da und dort ein Paar,
Blumen pflucken, Kräntze ziehren,
und so Lobe-Täntze führen.

10. An eine Jungfrau auf dero Nahmens-Tag.

1. SChöne, schaut, der Sonnen Schein
will heut' euer eigen seyn,
Ihrer Strahlen güldnes Licht
giebt sich heut in eure Pflicht.

2. Sie ist froh, als wie sie war,
da sie euch zur Welt gebahr,
Wie sie noch in euch gebiehrt,
was euch keuschen Jungfeen ziehrt.

3. Euer schöner Nahme macht,
daß sie mehr als frölich lacht;
Lacht auch frölich, edle Zier,
Ihres Glantzes Glantz seyd Ihr.

4. Unterdessen sehet nicht an,
daß ich euch nichts schencken kan;
Gläubt, was euer Hertze spricht:
Liebe sieht auf Gaben nicht.

5. Diß Band setz' ich bey euch ein,
daß es soll ein Pfand nur seyn;
Ich bin wol versichert mir:
Pfand und Band, das seyd selbst Ihr.

11. An einen guten Freund. (1632.)

1. LAß der Zeit nur ihren Willen,
und nergönn' ihr ihren Lauf,
Sie wird sich selbst müssen stillen,
wenn wir nichts nicht geben drauf.
Meistes Elend wird verschmertzet,
wenns man nicht zu sehr behertzet.

2. Ist es heute trübe Wetter,
morgen wird es heiter seyn;
Stimmen doch die großen Göttee
stets an Lust nicht überein:
Und wer weiß, wie lang' er bl.ibet,
der uns itzo so nertreibet.

3. Ob die Sonne gehet nieder,
und den Erdkreiß traurig macht,
Doch so kömmt sie frölich wieder
nach der überstandnen Nacht:
Herrschen itzund Frost und Winde,
balde wird es seyn gelinde.

4. Unterdessen sey der deine,
Brich nicht ab der ersten Kost,
Labe dich mit altem Weine,
und versuch den jungen Most;
Laß uns einen Rausch noch kauffen,
ehe denn wir müssen lauffen.

12. Aus dem Italiänischen.

1. LAst uns tantzen, last uns springen!
Denn die Wolluſt-volle Heerde
tantzt zum Klange der Schallmeyen:
Hirt' und Heerde muß sich freuen,
Wenn im Tantz auff grüner Erde
Böck und Lämmer lieblich ringen.

2. Last uns tanzen, last uns springen'
Denn die Sternen, gleich den frevern,
prangen in den liechten Schleyern;
was die lauten Zirckel klingen,
Nach dem tanzen für am Himmel
Mit unsäglichem Getummel.

3. Last uns tanzen, last uns springen!
Denn der Wolcken schneller Lauf
steht mit dunckeln Morgen auf;
ob sie gleich sind schwartz und trübe,
dennoch tantzen sie mit Liebe
nach der Regen-winde singen.

4. Last uns tantzen, last uns springen!
Denn die Wellen, so die Winde
lieblich in einander schlingen;
die verwirren sich geschwinde;
wenn die buhlerische Luft
sie verschläget an die Kluft,
tantzt der Flüthen Fuß zu sprunge,
wie der Nymfen glatte Zunge

5. Last uns tantzen, last uns springen!
Denn der bunten Blumen schaar,
wenn auf ihr bethautes Haar
die verliebten Weste dringen,
geben einen lichten Schein,
gleich als soltens Täntze seyn.

6. Last uns tantzen, last uns springen,
last uns lauffen für und für,
denn durch tantzen lernen wir
eine Kunst von schönen Dingen.

13. (Das getreue Hertze.)

1. EIn getreues Hertze wissen,
hat des höchsten Schatzes Preiß;

Der iſt ſeelig zu begrüſſen,
der ein treues Hertze weiß!
Mir iſt wol bey höchſtem Schmertze,
denn ich weiß ein treues Hertze.

2. Läufft das Glücke gleich zu zeiten
anders, als man wil und meynt,
ein getreues Hertz' hilfft ſtreiten
wieder alles, was iſt feind.
Mir iſt wol bey höchſtem Schmertze,
denn ich weiß ein treues Hertze.

3. Sein vergnügen klebt alleine
in des andern Redligkeit,
Hält des andern Noth für ſeine,
Weicht nicht auch bey böſer Zeit.
Mir iſt wol bey höchſtem Schmertze,
denn ich weiß ein treues Hertze.

4. Gunſt, die kehrt ſich nach dem Glücke
Geld und Reichthum, das zerſtendt,
Schönheit läſt uns bald zurücke,
Ein getreues Hertze bleibt.
Mir iſt wol im höchſten Schmertze,
denn ich weiß ein treues Hertze.

5. Eins iſt da ſeyn und geſchieden:
Ein getreues Hertze hält,
Giebt ſich allezeit zufrieden,
Steht auf, wenn es nieder fällt.
Ich bin frey bey höchſtem Schmertze,
Denn ich weiß ein treues Hertze.

6. Nichts iſt ſüßers, als zwey Treue,
wenn ſie eines worden ſeyn.
Diß iſts, daß ich mich erfreue
Vnd ſie giebt ihr Ja auch drein
Mir iſt wol bey höchſtem Schmerze,
denn ich weiß ein treues Hertze!

14. (Was ſäumſt du dich?)

1. WAs ſäumſt du dich, O Srele zu zerſpringen
für Angſt, für Quahl, die dich und mich ummeingen?
Vnd biſt noch du, mein Hertze nicht entzwey?
Thue doch! thue bald! und moch' uns beyde frey.

2. O daß ich doch den Tag erleben müſſen,
der mir verbeut, das ſchöne Kind zu kuſſen,
der mir verſagt, das liebe Kind zu ſehn!
Ach mir, was mehr? Es iſt ümm mich geſchehn!

3. An ſtat daß ich nicht eine Viertelſtunde
vor kunte ſeyn von ihrem ſüſſen Munde,
do muß ich nun ſeyn ewig ohne Sie.
Wo? Ach! wo iſt Sie nun, die wehrte die?

4. Sagt's ſicher noch, ihr ſtummen Waſſer-Scharen,
wir herzlich oft wir beyde bey euch wahren!
bringts kühnlich aus, ihr Lüfte, was ihr wißt,
wie vielmahl wir uns hoben laß geküßt!

5. Du blaſſer Mund, was iſts nun mehr geweſen,
daß du ſo oft von ihrem biſt genefen?
We iſt dein Geiſt, Ihr ſüſſer Athem hin,
von deſſen Kraft ich noch verzaubert bin?

6. Ich ruff' euch an, O Sonn, O Mohn, O Sternen,
und was uns ſonſt das Glücke wirckt von fernen,
Ich ruff' euch an, ſeyd Zeugen über mir,
was ich für Angſt hier leide wegen ihr!

7. Gehabt euch wol, Ihr ſchönſten meiner Tage,
die ich mit ihr ſo viel zu haben pflage.
Gehab dich wol, du manche ſüſſe Nacht,
die ich mit ihr in Liebe durchgebracht!

8. Ade, O Platz, den Göttern ſelbſt begehret,
der du ſie mir ſo vielmahl haſt gewehret,
Sey tauſentmahl, ſey tauſent, tauſentmahl
gegrüßt! Du bleibſt in Luſt, ich leb' in Quahl!

9. Ihr Bäch', ihr Buſch', ihr Gärten und Gefilder,
und was ihr hegt; Ihr ſchönen Lentze-Bilder,
Du Sommer-Luſt, du Herbſt, du Winter-Zier,
zu guter Nacht! Ich ſcheid': Ihr bleibt bey Ihr!

15. Wie Er wolle geküſſet ſeyn.

1. NIrgends hin, als auf den Mund,
do ſinckts in des Hertzen grund;
Nicht zu frey, nicht zu gezwungen,
nicht mit gar zu fauler Zungen.

2. Nicht zu wenig, nicht zu viel,
Beydes wird ſonſt Kinderſpiel;
Nicht zu lont und nicht zu leiſe:
Beyder Maß' iſt rechte weiſe.

3. Nicht zu nahe, nicht zu weit,
Dis macht Kummer, jenes Leid;
Nicht zu trucken, nicht zu feuchte,
wie Acamis Venus reichte.

4. Nicht zu harte, nicht zu weich,
Bald zugleich, bald nicht zugleich;
Nicht zu langſam, nicht zu ſchnelle,
Nicht ohn unterſcheid der Stelle.

5. Halb gebiſſen, halb gehaucht,
halb die Lippen eingetaucht,
Nicht ohn Vnterſcheid der Zeiten,
Mehr alleine, denn bey Leuten.

6. Kuſſe nun ein Jederman,
wie er weiß, will, ſoll und kan;
Ich nur und die Liebſte wiſſen,
wie wir uns recht ſollen kuſſen.

16. An Baſilenen.

Nachdem Er von Ihr gereiſet war.

1. IST mein Glücke gleich geſonnen,
mich zu führen weit von dir,
O du Sonne meiner Wonnen,
So verbleibſt du doch in mir:
Du in mir und ich in dir,
ſind beyſammen für und für.

2. Künftig werd' ich ganz nicht ſcheuen,
Kaſpis, deine feemde Flucht,
und die öden Wüſteneyen,
do man nichts, als fuchſen, thut·
Auch das wilde macht mir zahm,
Liebſte, dein gelobter Nahm'.

3. Ueberſtehe dieſe Stunden.
Schweſter, und ſey unverwandt;
Ich verbleibe die verbunden.
nnd du biſt mein feſtes Band.
Meines Hertzens Troſt biſt du,
und mein Hertze ſelbſt dazu.

4. Ihr, ihr Teäume ſollt indeſſen
unter uns das beſte thun;
Kein Schlaff, der ſoll ihr vergeſſen,
Ohne mich ſoll Sie nicht ruhn,
Daß die ſüſſe Nacht ergetzt,
was der trübe Tag verletzt.

5. Lebe, meines Lebens Leben,
ſtieb nicht, meines Todes Todt,
daß wir uns uns wiedergeben,
abgethan von aller Noth.
Sey gegrüßt, bald Troſt, iht Quahl,
tauſent, tauſent, tauſentmahl.

17. Er beklagt die Eyderung und Furchtſamkeit itzigee Deutſchen.

JTzt fällt man ins Konfeet, in unſre vollen Schalen,
wie man uns längſt gedräut: Wo iſt nun unſer Muth?
der anßgeſtahlte Sinn? das kriegeeiſche Blut?
Es fällt kein Bnger nicht von unſerm eiteln pralen.
Kein Buſch, kein Schuzen-Reck, kein buntes Fahnenmohlen
ſchreckt den Krabaten ab. Das anſehn iſt ſehr gut,
Das aufzhn meyn ich nur, das nicht zum ſchlagen thut.
Wir feigſten Krieger wir, die Zodus kan beſtrahlen,
Was ängſten wir uns doch und legen Rüſtung an,
Die doch der weiche Leib nicht umm ſich leiden kan?
Des geoſſen Vaters Helm iſt viel zu weit dem Sehne!
Der Degen ſchandet ihn! Wir Männee ohne Mnnn,
Wir ſtarcken auf den Schein, ſo iſts üm uns gethan,
Vns Nahmens-Deutſche nue! Ich ſags auch mir zum Hohne.

18. An das Feouenzimmer, wider die Mißgönner der Deutſchen Poeſie.

KAn denn der Himmel auch, die Götter und Göttinnen,
für dir nicht bleiben frey, du ſchlangen-orger Neid?
Du bläſeſt deinen Gift auch auf die Ewigkeit?
auf Opitz erſten Ruhm, die Deutſchen Kaſtaliunen?
Schmäch immee, was du kanſt, du Kind der Plutoninnen,
mein Opitz bleibet wol' Er überlebt die Zeit,
und dich und deinen Schein. Dein Lohn iſt für dein Leid,
wo Styx und Phlegethon mit Hartz und Schwefel rinnen.
Wenn ihr nun, ſchönſtes Volck, Ihr Menſch-Göttinnen, wißt,

daß Euch die neue Kunst zu Lob erfunden ist,
wie denn ihr euren Preiß so hort durch sie vermehren,
So mag des Lobes Alp gleich drucken, was er kan,
wir kommen doch empor. Der steiget Himmel an,
was Gott und Göttee gleich auf diesem Boden ehren.

19. Auff eine Hochzeit.

DJe warme Frülings-Luft macht ihren Himmel klar:
Seht, wie das güldne Liecht der Sonnen heller blicket;
der felder schwanger Schoß ist zur Geburt geschicket,
die grüne See geht auf, die Quellen springen gar
Aus ihren Adern auf; der Blumen bunte Schaar
mahlt ihre Gärten aus; die felsen stehn erquickel,
die Thäler auf gerunzt, die Auen ausgeschmucket;
der Berge Zierath glänzt, den Wäldern wächst ihr Haar.
Seh' ich diß Alles an, so acht ich unvonnöthen,
daß auf diß Hochzeit-Fest die emsigen Poeten
so ernstlich seyn bemüht. Ihr, balde Frau und Mann,
Erkennt des Glückes Gunst. Luft, Himmel, Sonne, Felder,
See, Quelle, Gärten, Felß, Thal, Auen, Berge, Wälder,
die stimmen euch ihnn ein süßes Braut-Lied an.

20. An Sich.

SEy dennoch unverzagt! Gieb dennoch unverlohren!
Weich keinem Glücke nicht, steh höher, als der Neidl
Vergnüge dich an dir, und acht es für kein Leid,
hat sich gleich wider dich Glück', Ort und Zeit verschworen!
Was dich betrübt und labt, halt alles für erkohren,
Nim dein Verhängnuß an! Laß alles unbereut!
Thu, was gethan muß seyn, und eh man dirs gebeut:
Was du noch hoffen kanst, das wird noch stets gebohren.
Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und sein Glücke
ist ihm ein jeder selbst. Schau alle Sachen an:
Diß alles ist in dir; laß deinen eiteln Wahn
Und eh du förder gehst, so geh' in dich zurücke.
Wer sein selbst Meister ist und sich beherrschen kann,
dem ist die weite Welt und alles unterthan.

21. Herrn Dietrich von dem Werder.

ES sagts Jerusalem, es sagets Krieg und Sieg,
und hundert anders mehr, was, werther Held, dein Dichten
und dein Verrichten sey. Du giebst den Geschichten
Ihr Leben durch dein Thun; machst, daß dein Sieg und Krieg
Sich kriegt und überfliegt, den sonst die Zeit verschwieg
in einer langen Nacht. Du kanst dich dir verpflichten,
daß dich und deinen Ruhm kein Todt nicht mag vernichten,
Weil eitterliche Kunst ihn sieghaft überstieg.
Ich lobe diese Kunst, die Leib und Nahmen schutzt,
Selbst schreibt, was sie selbst thut. Auff Krafft und Kunst ihr eigen,
auff beyderley gekehrt, was beyder Seiten nutzt.
Ihr Römer, tretet auff. Ihr Griechen, gebet Zeugen,
Wird Agamemnon nun selbst sein Homerus nicht?
Eneas sein Virgil? Wer ists, der wiederspricht?

22. Auff Ihre Gesundheit.

WAS ich schlaffe, was ich wache,
Was mir träumet für und für,
was mir Angst macht, was begier,
was ich lasse, was ich mache,
Was ich weine, was ich lache,
was ich nähm an Kost zu mir,
schreibe, lese, dencke hier,
Die und die und diese Sache,
Was ich nicht thu, was ich thu',
nichts und alles, was ich ruh',
Angst und Freuden, Lust und Schmertzen,
Dieses alles, alles das
ihn ich hier ohn unterlaß
Auff Gesundheit meines Hertzen.

23. Auf Ihr Bildnüß.

WND dorff ein frecher Kiehl sich dieses unterfangen,
daß er die gantze Zier, die an der Liebsten scheint,
In ein so enges Thun zu zeichnen ab vermeynt?
Wahr ist es! Dieses Haar, die Sterne, diese Wangen
Sind denen ähnlich gantz, die an derselben prangen,
die Augen seh' ich da, um die ich offt geweint,
und diß hier ist der Mund, der meinen nennet freund.
Gantz diß! das ist gantz das, nach dem ich muß verlangen.
Die Zucht, diß freundlich sehn, die Sitten, diese Tracht,
und alles steht vor mir, was sie so trefflich macht,
Nur daß es sich nicht regt und nicht will Antwort geben.
Sey drum nicht bald so stelz, du kühner Pinsel du,
das schönste, das man wünscht, geboret noch hierzu:
Entwirffstu ihren Leib, so mahl' auch drein sein Leben!

24. An seinen Ring.

SO reise denn auch du, du freundlicher Smaragd,
zu meiner Freundinn hin, und lasse dir behagen,
daß eine solche Hand dich forderhin soll tragen,
die auch, wie keusch du bist, dich doch noch keuscher macht,
Sey um sie, wenn sie schläfft, sey üm sie, wenn sie wacht.
Offt wird sie dich von mir und meiner Liebe fragen:
Halt andrer Steine Brauch, die nichts nicht wieder sagen,
Schweig, was du siehst und hörst, und nim dich selbst in acht.
Geschieht es etwan denn, daß Sie dir in Gedancken
ein feuchtes Küßlein reicht, so heb' es auff für mich
biß meegen gegen Nacht. Und wolten etwan sich
Die Lüffte, die es lehn, hierüber mit dir zancken,
und mir es bringen eh', als ich mich stellet' ein,
So send' es mir durch sie, und laß es heimlich seyn.

25. Grabschrift,

so er ihm selbst gemacht in Hamburg den 29 Tag des Mertzens 1640 auff seinem Todtbette, drey Tage vor seinem seel. Absterben.

JCh war an Kunst und Gut, an Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren,
Frey, Meine, lunte mich aus meinen Mitteln nehren;
Mein schall floh überweit: kein Landesmann sang mir gleich;
Von reisen hochgepreist; für keiner Mühe bleich,
Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen boren,
Biß daß die letzte Glut diß alles wird verstören.
Diß, Deutsche Klarien, diß gantze dank ich Euch!
Verzeiht mirs, bin ichs werth, Gott, Vater, Liebste, Freunde!
Ich lag Euch gute Nacht und trete willig ab:
Sonst alles ist gethan biß an das schwarze Grab.
Was feey dem Tode steht, das thu er seinem Feinde!
Was bin ich viel besorgt, den Othem auffzugeben?
An mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben.

Robert Roberthin.

Robert Roberthin wurde im J. 1600 zu Königsberg geboren, wo er als churfürstlicher Rath, auch Ober- und Regiments-Secretarius den 7. April 1648 starb. Weitere Nachrichten von seinem Leben sind nicht bekannt geworden. Er war ein Freund Opitzens, und hatte sich schon mit der Poesie beschäftigt, ehe er Simon Dach kennen lernte. Obgleich selbst nicht ohne Talent, erkannte er doch die höhere Gabe seines jungen Freundes gern an, und munterte ihn auf, dieselbe auszubilden. Aber er scheint nicht bloß diesen, den er besonders liebte, sondern auch andere junge Männer zur Ausübung der Dichtkunst aufgemuntert und unterstützt zu haben. Dadurch wurde er ein einflußreiches Mitglied des Königsberger Vereins, der in Albert seinen musikalischen und in Dach seinen poetischen Mittelpunkt hatte. Er führte in demselben den Namen „Berrintho", mit dem mehrere seiner Lieder unterzeichnet sind, welche in den Albert'schen Sammlungen stehen. Diese sind auch die einzige Quelle für die Kenntniß seiner Dichtungen, da er in seiner Bescheidenheit keine Sammlung derselben veranstaltete. Seine Lieder, die weltlichen, wie die geistlichen, sind in der schlichten und natürlichen Weise gehalten, welche in den Dichtungen des Königsberger Vereins charakteristisch ist; in der Form lassen sie mit Rücksicht auf ihre Zeit wenig zu wünschen übrig; der Aus-

druck ist einfach und ungesucht, aber warm, wie die Empfindungen, die sie darstellen. Wie seine Freunde Albert und Dach, liebt er es, die Nichtigkeit aller Dinge, die Vergänglichkeit des Lebens und die Täuschung, welcher sich der weltlichgesinnte Mensch hingibt, zum Gegenstande seiner Dichtung zu machen, wie in dem schönen „Zwiegespräch zwischen der Jungfrau und dem Rosenstock". Der Gedanke an den Tod beschäftigt ihn oft, er bricht selbst in heiteren Liedern durch, denn für ihn hat der Tod keine Schrecknisse, er ist ihm vielmehr ein Beweis der Liebe des Allmächtigen (1). Auch das leichte weltliche Lied gelingt ihm, und wie in seinen ernsten Gedichten, knüpft er auch in diesen seine Gedanken gern an einfache, der Natur entnommene Bilder an (2).

1. (Frühzeitiger Tod.)

1. DAß alle Menschen sterben müssen,
Befremdet unser keinen mehr,
Weil wir es neben Gottes Lehe
Aus aller Tag Gefahrung schliessen.
Was einmal seinen Anfang nimmt,
Dem ist sein Ende gleich bestimmt.

2. Nur dieses scheinet zu beklagen,
Wenn man ganz wider Hoffen sieht,
Daß einer aus der besten Blüth
Ins finstre Grab wird hingetragen,
Eh' er des lieben Lebens Tag
Bis an die helffte bringen mag.

3. Der Wunuth aber muß sich stillen,
Vnd einig seyn an dem begnügt,
Was sich mit unserm Leben fügt,
Nach dem (ohn zweifel) meinen Willen
Der, der uns seinen Athem giebt
Vnd weg nihmt, wenn es Ihm geliebt.

4. Als, wenn in unsern Sommer-Tagen
Die Jungfraw eine Rose beicht,
Vnd achtet andrer Blumen nicht,
Die Rose sich nicht kan beklagen,
Als sey Ihr Leib daran geschehn,
Daß sie für andern werd ersehn.

5. Sie hat mehr Vrsach doch zu prangen
Daß Sie in jheer schönsten Arth
Von lieber Handt geraubet wardt,
Da andre, die noch blieben hangen,
Der Sonnen- oder Regens-Neid
Verzehret ohn alle Nutzbarkeit.

6. So wenn Gott einen, den Er liebet,
Aus seinem besten Stande nimpt,
Vnd seinen Tod ihm frue bestimmt,
Seyn wir mit Vnrecht drumb betrübet
Er weiß die rechte Zeit gar wol,
Wann unser Tod uns nutzen sol.

2. (Bitte um einen Kuß.)

1. Ich kan hinfort die harten Plagen,
Damit mich Ewrer Gemm beschwert,
Wo ihr mich keiner Gunst gewehret,
(Wie gern ich wil) nicht länger tragen:
Was grosses Wesen ist ein Kuß,
Daß ich so viel drumb reden muß?

2. Was schadet Euch einmal zu kussen?
Der Acker wird das Jahr hindurch
Gelüfft von seiner Wasser-Furch,
Die Wiese von den kühlen Flussen
Was grosses Wesen ist ein Kuß,
Daß ich so offt drumb bitten muß?

3. Die Rose, unsers Frühlings Prangen
Muß leiden, daß ihr Dornen-Strauch
Sie kusset, vnd Ihr streichet auch
Die Nes' an ewre zarte Wangen:
Was grosses Wesen ist ein Kuß,
Daß ich so lang drauff warten muß?

4. Lasst euch, o Liebste, doch erbitten,
Genust der Jugend, weil sie gruent,
Braucht ewrer Schönheit, weil sie dient
Nach dieser Zeit gemessen Sitten!
Ein grosses Wesen, ob ihr lasst,
Was ihr an euch schier selbsten hasst!

Heinrich Albert.

Heinrich Albert, gewöhnlich, aber mit Unrecht, Alberti genannt, wurde den 28. Juni 1604 zu Lobenstein im Voigtlande geboren. Er bezog nach vollendeten Schuljahren die Universität Leipzig, um die Rechte zu studiren, widmete sich aber ganz ausschließlich der Musik, die er endlich auch zu seinem Lebensberufe wählte, und er ging daher nach Dresden, um sich darin auszubilden. Im J. 1626 wendete er sich nach Königsberg, wo er sich durch seine schönen Compositionen so beliebt machte, daß er im J. 1631 die Stelle eines Organisten erhielt. Von den einflußreichsten Personen geachtet und im innigen Freundesverbande mit den gleichgestimmten Simon Dach, Roberthin und Georg Mylius, die sich gewöhnlich in seinem Garten versammelten, lebte er bis zu seinem Tode (6. Oct. 1688) in angenehmen, nur selten durch den Neid getrübten Verhältnissen.

Albert, der in dem Freundeskreise der obgenannten Dichter „Damon" hieß, wurde vornämlich durch seine musikallschen Sammlungen berühmt („Poetisch Musikallsches Lustwäldlein" und besonders „Arien" 8 Thle. Königsberg 1638—50, welche in kurzer Zeit, die Nachdrücke ungerechnet, fünf Auflagen erlebten). Abgesehen von ihrem musikallschen Werth, der zu ihrer Zeit sehr hoch geachtet wurde, sind diese Sammlungen für die Geschichte der Literatur äußerst wichtig, da sie nicht nur die einzigen Quellen für Albert's und Roberthins Dichtungen sind, sondern auch die meisten und schönsten Lieder Simon Dachs, so wie viele, zum Theil recht gute Gesänge anderer Dichter enthalten, z. B. von Andr. Aderspach, Mich. Behm, Christoph Kaldenbach, Georg Mylius, Peter Titz u. a. m., die zum Theil nur aus diesen Sammlungen bekannt geworden sind.

Seine eigenen Lieder sind meist geistlichen Inhalts, und beschäftigen sich, wie die ähnlichen seiner Freunde, gerne mit dem Gedanken an die Vergänglichkeit des Menschen und an den Tod; doch herrscht keineswegs eine trübe oder niedergebeugte Stimmung in ihnen; die Wehmuth, die den Dichter bei diesen Empfindungen erfüllt, erhält durch den innigsten Glauben an Gottes Güte einen belebenden Charakter von seelenvoller Freudigkeit, der den Leser wohlthätig durchdringt. Mehrere dieser Lieder sind, jedoch nicht ohne Entstellung, in die Gesangbücher übergegangen; so die unten mitgetheilten, das „Morgen-Lied" (1) und das schöne Begräbnißlied (2), dessen einfache und gewöhnliche Bilder bei ihrem schlichten und ungesuchten, aber edlem Ausdruck von großer Wirkung sind. Auch die wenigen weltlichen Lieder, die Albert gedichtet, verdienen wegen ihrer gefälligen und anmuthigen Darstellung lobende Erwähnung, namentlich ein Hochzeitslied, welches Herder unter dem Titel „Amor im Tanze" in seine Volkslieder aufnahm. Auch einige heitere Parodien auf Lieder von Opitz und Dach sind ihm wohl gelungen.

1. Morgen-Lied.

1. GOtt des Himmels und der Erden,
Vatter, Sohn und heil'ger Geist,
Der es Tag und Nacht lässt werden,
Sonn' und Mond uns scheinen heist,
Dessen starcke Hand die Welt
Vnd was drinnen ist, erhelt.

2. GOTT, ich dancke dir von Hertzen,
Daß du mich in dieser Nacht
Für Gefahr, Angst, Noht und Schmertzen
Hast behütet und bewacht,

Daß des böſen Feindes Liſt
Mein nicht mächtig worden iſt.

3. Laß die Nacht auch meiner Sünden
Jetzt mit dieſer Nacht vergehn!
O HERR JESU, loß mich finden
Deine Wunden offen ſtehn,
Da alleine Hülff' und Rahl
Iſt für meine Miſſethat!

4. Hilff, daß ich mit dieſem Morgen
Geiſtlich aufferſtehen mog
Und für meine Seele ſorgen!
Daß, wenn nun dein groſſer Tag
Uns erſcheint und dein Gericht,
Ich davor erſchrecke nicht!

5. Führe mich, O HERR, und leite
Meinen Gang nach deinem Wort.
Sey und bleibe Du auch heute
Mein Beſchützer und mein Hrrt!
Nirgends, als von dir allein,
Kan ich recht bewahret ſeyn.

6. Meinen Leib und meine Seele
Sampt den Sinnen und Verſtand,
Groſſer GOTT, ich Dir befehle
Unter deine ſtarcke Hond:
HErr, mein Schild, mein' Ehr' und Ruhm,
Nimb mich auff, dein Eigenthum!

7. Deinen Engel zu mir ſende,
Der des böſen Feindes Macht,
Liſt und Anſchlag von mir wende,
Und mich halt in guter Acht,
Der auch endlich mich zur Ruh
Trage nach dem Himmel zu!

2. Als Ihr Geſtr. Herr Ernſt Rappe ꝛc. dieſe Welt geſeguet.

1. DAß alle Menſchen ſterblich ſeyn,
Das macht die Sunde nur allein,
Die Adam hat begangen:
Der Eifer Gottes ſtieß uns aus
Vom Himmel in dieß Jammer-Hauß,
Da uns der Trd muß fangen.

2. O weh! wie übel ſind wir dran,
Weil niemand ſicher leben kan
Für dieſes Feindes Wüten!
Er würget, wie er on uns trifft,
Jung oder Alt, ſein Grimm und Gifft
Iſt gar nicht zu beguten.

3. Du armer Menſch, bedencke doch,
In was für einem ſchweren Joch
Du fort und fort muſt ziehen!
Du ſtrebeſt ja umb Ehr' und Geld
Und was gut ſcheint auff dieſer Welt
Dich nicht ſo ſehr bemühen.

4. Der Tod ſich deinem Schatten gleicht,
Der niemals Haar-breit von dir weicht,
Und folgt dir aller Enden:
Sein Bildnüß ſtelt Gott ſtundlich dir
An allen Creaturen für.
Wo du dich hin magſt wenden.

5. Die Roſe blüht, bald fällt ſie ab:
Jetzt lebſtu, Menſch, und muſt ins Grab,
Wenn deine Zeit wird kommen.
Der Vogel flog vorüber nur,
Und niemand iſt, der ſeine Spur
Hett irgends war-genommen.

6. Der Rauch vergeht; Das Glaß zerbricht;
Das Kleid verſchlenſt und dauret nicht,
Ein Hauß muß endlich fallen!
Der Baum wird ſeines Schmucks beraubt,
Und, eh mans innen wird, entlaubt:
So geht es mit uns allen!

7. Drumb lebe ſo, daß du allzeit
Zum Trd ſeyſt fertig und bereit,
Und hüte dich für Sünden;
Laß dich berichten Gottes Wort,
Das wird dich einen ſichern Ort
Im Himmel lehren finden.

6 Du ſanft durch Chriſti theures Blut,
Das gnug für deine Sunde thut,
Ins Paradeiß gelangen!
So danke deinem Schöpffer nur,
Der dich, ſein arme Creatur,
So herrlich wil umbfangen!

Simon Dach.

Der bedeutendſte und feuchtbarſte unter den Königsberger Dichtern iſt Simon Dach, den man jedoch höher geſtellt hat, als billig iſt. Am 29. Juli 1605 zu Memel in Preußen geboren, zeigte er ſchon früh ſeltene Fähigkeiten, namentlich auch großes Talent für die Muſik, in welcher er ſchon als Knabe große Fortſchritte machte. Den erſten Unterricht erhielt er in der Schule ſeiner Vaterſtadt, worauf er nach einander die höhern Schulen in Königsberg, Wittenberg und Magdeburg beſuchte, in denen er ſich gründliche Kenntniſſe namentlich in den alten Sprachen erwarb. Gut vorbereitet, bezog er im J. 1626 die Univerſität Königsberg, um ſich der Theologie und Philoſophie zu widmen. Im Jahre 1633 wurde er Collaborator an der Domſchule daſelbſt; doch wäre er bei ſeinem ſchwächlichen Körper der eben ſo ſchlecht belohnten als ermüdenden Arbeit erlegen, wenn ihn nicht Robertin durch Unterſtützung und belebenden Umgang wieder aufgerichtet hätte, der ſich außerdem noch dadurch ſehr um ihn verdient machte, daß er ihn in ſeinen poetiſchen Verſuchen leitete. Im J. 1636 wurde er Conrector und drei Jahre ſpäter Profeſſor der Poeſie an der Univerſität, was er einem poetiſchen Glückwunſch zu verdanken hatte, den er dem großen Kurfürſten überreicht hatte, als dieſer im Jahre vorher nach Königsberg gekommen war. Später bat er den Fürſten in einem naiven Gedicht, in welchem er ſeine Verdienſte um die deutſche Poeſie mit zwar kräftig, aber doch in edler Weiſe ausgeſprochenem Selbſtgefühl darſtellte*), um ein Stückchen Land;

*) „Phöbus iſt bey mir daheime;
Dieſe Kunſt der deutſchen Reime
Lernet Preußen erſt von mir;
Meine ſind die erſten Saiten:
Zwar man ſang vor meinen Zeiten,
Aber ohn' Geſchick und Zier."

glücklicher, als ſpäter die Karſchin, erhielt er das kleine Gut Cuxheim zum Geſchenk. Da er zudem ſeit 1641 in einer glücklichen Ehe lebte, und ſich der fortgeſetzten Freundſchaft ſeines Wohlthäters Roberthin erfreute, und in dem Umgange mit dieſem und den andern uns ſchon bekannten Dichtern des Königsberger Kreiſes die heiterſte Befriedigung für Geiſt und Gemüth fand, genoß er längere Zeit eines Glücks, das er in ſeiner Jugend nicht zu ahnen gewagt hätte. Doch wurde daſſelbe durch den Tod mehrerer Freunde getrübt, was einen ſolchen Eindruck auf den zartgebauten Mann machte, daß ſich, beſonders nach Roberthins Tod, eine trübe Stimmung ſeines Gemüths bemeiſterte, welche zuletzt zur vollſten Hypochondrie wurde. Nach jahrelangem Krankenlager ſtarb er den 15. April 1659.

Simon Dach hat eine große Zahl von geiſtlichen und weltlichen Liedern geſchrieben, die aber in keiner Sammlung vereinigt ſind. Nur die Lobgedichte auf den großen Kurfürſten und deſſen Haus ſind unter dem Titel „S. Dachs Poetiſche Werke" (Königsb. 1696. 4.) nach ſeinem Tode geſammelt worden, aber es ſind dieſe weitaus ſeine unbedeutendſten Erzeugniſſe, in welchen ſich kaum Spuren von Talent zeigen. Die beſten ſtehen, wie ſchon erwähnt, in Alberts „Arien", wo ſie theils mit ſeinem Namen oder den Anfangsbuchſtaben deſſelben oder mit den durch Buchſtabenverſetzung gebildeten Namen „Chasmindo" und „Sichamond" bezeichnet ſind.

Wenn ihm auch poetiſches Talent nicht abzuſprechen iſt, ſo iſt er doch keineswegs ſo bedeutend, als man gewöhnlich behauptet. Zunächſt mangelt es ihm an Mannigfaltigkeit der Gedanken, wie des Ausdrucks, daher er meiſtens die nämlichen Stoffe in den nämlichen oder ähnlichen Wendungen wiederholt. Eben ſo vermißt man eine tiefere poetiſche Auffaſſung; ja wenn auch einzelne Lieder mit ächt poetiſchen Gedanken beginnen, ſo weiß ſie der Dichter nicht feſtzuhalten, und er ſinkt oft zur bloßen Reimerei herab. In manchen Gedichten erfreuen uns lebendige Anklänge an den Volksgeſang; allein auch in dieſen geht dieſer Ton ſelten bis zum Ende durch, und wir möchten beinahe glauben, daß S. Dach dieſe volksmäßigen Stellen aus wirklichen Volksliedern entlehnt habe. Die Sprache iſt zwar im Ganzen gebildet, aber ebenfalls ſehr ungleich, und wir finden oft in einem und demſelben Gedichte neben den edelſten Ausdrücken auch viele proſaiſche oder gar anſtößige Wörter und Wendungen. Dies hat er zwar mit der ganzen Zeit gemein, und wir wiſſen, daß ſelbſt Flemming in dieſer Beziehung öfters verletzt; allein während es bei dieſem im Ganzen doch hauptſächlich nur in ſeinen frühern Gedichten vorkommt, finden wir es bei Dach beinahe durchgängig und in einem viel auffallendern Grade. Bei alle dem iſt S. Dach als Dichter liebenswürdig, weil er ſich in den Gränzen hält, welche ihm durch ſein beſchränktes Talent vorgezeichnet waren. Er iſt naiv, treuherzig und natürlich, und iſt namentlich in den Liedern glücklich, in welchen er mit heiterer Seele Zufriedenheit und Genügſamkeit (1) lehrt oder das Lob der Freundſchaft beſingt (2); eben ſo gelingen ihm heitere Trinklieder, Braut- und Tanzgeſänge, und gern preiſt er das Glück der Ehe, zu welcher er oft auffordert (4). Alle dieſe Lieder ſind voll Anmuth, in allen ſpricht ſich eine Wahrheit des Gefühls aus, die um ſo wohlthätiger berührt, als wir ſie bei den gleichzeitigen Dichtern nur ſelten wahrnehmen. Sein größtes Verdienſt beruht aber in dem Wohllaut ſeiner Dichtungen, zu welchem er durch ſeinen muſikaliſchen Sinn geleitet war, und mehrere Lieder haben es gewiß dieſem Umſtande vorzüglich zu verdanken, daß ſie auch Eingang bei dem Volke fanden, wie namentlich das in niederdeutſcher Sprache gedichtete „Aennchen von Tharau" (5), welches er einer früheren Geliebten gewidmet hatte. Seine geiſtlichen Lieder, die er meiſtens in ſpäteren Jahren dichtete, theilen dieſen Vorzug, und ſtehen durch die größere Gleichmäßigkeit des Ausdrucks im Ganzen höher, als ſeine weltlichen Gedichte. Sie ſind von wahrer Frömmigkeit und dem innigſten Glauben durchdrungen, beſchäftigen ſich oft und gern mit Todesgedanken, die aber, wie bei Albert, durch die hoffnungsvolle Ueberzeugung ſeines kindlich vertrauenden Gemüths, daß der Tod ein höheres Leben anbahnt, den Dichter zur wehmüthigen Sehnſucht nach dem beſſern Daſein ſtimmen, ſo daß er ſeinen ihm vorangegangenen Freunden zuruft: „Freuet Euch, ich komme bald!" Unter den vielen Sterbe- und Begräbnißliedern, die er gedichtet, iſt das auf ſeinen Freund und Wohlthäter Roberthin das ſchönſte, und reiht ſich den beſten der Art würdig an (6). Er hatte es „allbereit etzliche Jahr vorher, auf Begehren des nunmehro in GOtt ruhenden lieben Mannes geſchrieben".

1. (Ich liebe Kunſt und freien Muth.)

1. WOl dem, der ſich nur läſſt begnügen
Darun, was Ihm auff Gottes Gunſt
Das Glück unfeilbar zu muß fügen,
Vnd nährt ſich redlich ſeiner Kunſt!
Ein ander halt' auff Geld vnd Guth,
Ich liebe Kunſt vnd freyen Muth.

2. Wie bald kan Reichthumb dich verlaſſen,
So biſt du elend gnug darum;
Kunſt aber wird dich ſtets vmbfaſſen,
Sie nähret trewlich ihren Mann.
Ein ander halt' auff Geld vnd Gut,
Ich liebe Kunſt vnd freyen Muth.

3. Giebt Sie mir nicht viel Geldes-Tonnen,
So macht Sie mich doch beſſer ſatt,
Als den ſein Geld, der viel gewonnen,
Vnd Herr nicht iſt deß, was er hat.
Ein ander halt' auff Geld vnd Gut,
Ich liebe Kunſt vnd freyen Muth.

4. Wie manchem hat der Krieg genommen,
Was ihm vorhin das Glücke gab,
Der jetzt für alles Geld bekommen
Nur einen fahlen Bettel-Stab.
Ein ander halt' auff Geld vnd Gut,
Ich liebe Kunſt vnd freyen Muth.

5. Wer was geternt, ſcheut keiner Waffen,
Die Kunſt iſt ihm für alles Geldt;
Der muß in ſteten Ängſten ſchlaffen,
Der nur den Schatz im Kaſten halt.
Ein ander halt' auff Geld vnd Gut,
Ich liebe Kunſt vnd freyen Muth.

6. Was ich beſitz', iſt nicht im Kaſten;
Will jemand meinen Gutern an,
Der muß mein Leben ſelbſt antaſten:
Iſt dieß nun hin, was darff ich dann?
Ein ander halt' auff Geld vnd Gut,
Ich liebe Kunſt vnd freyen Muth.

7. Bring mich dahin aus dieſem Lande,
Wo nie der Tag recht bricht herfür,
Durch Kunſt kan ich im fremden Sande
So ſeelig leben, gleich wie hier.
Ein ander halt' auff Geld vnd Gut,
Ich liebe Kunſt vnd freyen Muth.

8. Muß gleich die Kunſt nach Brot jetzt gehen,
Wie man von ihr verächtlich ſchwätzt,
So will ich dennoch bey ihr ſtehen,

Weil ſie mich inniglich ergetzt.
Ein ander balt' auff Geld vnd Gut,
Ich liebe Kunſt vnd freyen Muth.

9 Wenn mir der Höchſte das nur giebet,
Was mir zu leben nötig iſt,
Vnd eine Seele, die mich liebet,
Vnd mich vor allen außerkieſt,
So lieb' ich über Geld vnd Gut
Sie vnd die Künſt' vnd freyen Muth.

2. (Lob der Freundſchaft.)

1. DEr Menſch hat nichts ſo eigen,
So wol ſteht jhm nichts an,
Als daß er Trew erzeigen
Vnd Freundſchafft halten kan;
Wenn er mit ſeines gleichen
Sol treten in ein Band,
Verſpricht ſich, nicht zu weichen,
Mit Hertzen, Mund und Hand.

2. Die Red' iſt vns gegeben,
Damit wir nicht allein
Vor vns nur ſollen leben,
Vnd fern von Leuten ſeyn;
Wir ſollen vns befragen
Vnd ſehn auff guten Raht,
Das Leid einander klagen,
So vns betreten hat.

3. Was kan die Frewde machen,
Die Einſamkeit verhelt?
Das giebt ein duppelt Lachen,
Was Freunden wird erzehlt,
Der kan jem Leid vergeſſen,
Der es von Hertzen ſagt;
Der muß ſich ſelbſt auffreſſen,
Der in geheim ſich nagt.

4. GOtt ſtehet mir vor allen,
Die meine Seele liebt;
Dann ſol mir auch gefallen
Der mir ſich hertzlich giebt.
Mit dieſen Bunds-Geſellen
Verlach' ich Pein vnd Noht,
Geh' auff dem Grund der Hellen
Vnd breche durch den Tod.

5. Ich hab', ich habe Hertzen,
So trewe, wie gebührt,
Die Heucheley vnd Scherzen
Nie wiſſentlich berührt.
Ich bin auch jhnen wieder
Von grund der Seelen hold,
Ich lieb' euch mehr, ihr Brüder,
Als aller Erden Gold.

3. (Eitelkeit des Lebens.)

1. WAs wilſt du, armes Leben,
Dich trotzig noch erheben,
Du muſt ohn Seümnüs fort,
Recht wie, ſeen von der Erden,
Die ſchnellen Wolcken werden
Zerflattert durch den Nort.

2. Das, was man vmb dich ſpüret,
Was dich betrieglich zieret,
Dein Anſehn, deine Gunſt,
Iſt nur ein Hauß der Plagen,
Vnd, recht davon zu ſagen,
Ein Schatten, Rauch vnd Dunſt.

3. Du zeigſt an allen Enden
Vns mit untrewen Händen
Der Wolluſt falſchen Schein;
Die ſich verleiten laſſen,
Was müſſen ſie erfaſſen?
Die ſtrenge Seelen-Pein.

4. Drumb weil ich ja muß ſterben,
So wil ich mich bewerben
Vmb ein recht gutes Gut,
Vmb ein ſtandhafftes Leben,
Das Chriſtus mir kan geben
Durch ſeiner Vnſchuld Blut.

5. HErr Jeſu, Zwang der Hellen,
Der Du vns tauſent Stellen
Im Himmel auffgeräumbt,
Nimm mich in Deine Hände,
Weil meines Lebens Ende
Sich nahet vngeſaumbt!

6. Eil' aus den finſtern Holen
Mit meiner armen Seelen,
Vnd bring mich an das Licht,
Da du ſelbſt, Glantz vnd Sonne,
Mit Strahlen deiner Wonne
Verklahrſt mein Angeſicht!

7. So werd' ich ſelbſt anſchawen,
Worauff wir hie nur bawen
Durch Glaubrn an dein Wort,
Vnd mit der Schaar der Frommen
Aus Sturm vnd Wellen kommen
Zu dem gewünſchten Port.

4. Jung gefreyht hat nie gerewt.

1. WIltu nichts vom Bräutgam hören,
Wunſcheſt dir für ihm den Tod?
Laß dich nicht, mein Kind, bethören,
Setz dich willig nicht in Nöht!
Denck, was dieſes ſey für Pein,
Alt vnd doch noch Jungfraw ſeyn.

2. Lieben vnd geliebet werden,
Iſt das beſte von der Welt,
Iſt, was blos dieß Hauß der Erden
Frey vor allem Fall erhält.
Was nicht lieben wil noch kan,
Wo zu taug es vmb und an?

3. Wenn der Scheitel dir wird blecken,
Vnd du wirſt die Zähne nicht
Mehr für Alter können decken,
Runtzlicht ſeyn im Angeſicht,
Ach, hett' ich doch vor der Zeit,
Wirſtu ſagen, noch gefreyht!

4. Wie die Aepffel ſampt den Zweigen
Vor dem Garten-Herren ſich
Vmb die Herbſt-Zeit niederbeugen,
Vnd faſt ſprechen: „Pflücke mich!"
Wie der damals reiffe Wein
Seufftzt und wil geleſen ſeyn;

5. Wie die volle Roſ' im Lentzen
Klaglich thut nach deiner Hand,
Wil, dein Härchen zu bekräntzen,
Von dir werden angewandt,
Wie auch gern die reiffe Saat
Ihren Leyſt, die Schnitter, hat:

6. Alſo reiffen deine Gaben,
Vnd, ereugt mich das Auge nicht,
Wollen einen freyer haben,
Was dein Mund darwider ſpricht;
Wo nicht du, doch deine Zier
Suchet einen Bräutgam dir.

7. Komm zu mir, mein Obſt und Traube,
Roſ' und Saat, erfrewe mich!
Komm! nach dieſer Früchte Raube
Sehnet meine Seele ſich:
Dieß Obſt ſättigt meinen Sinn,
Ob ich ſonſt gleich Obſt-ſcheu bin.

5. (Anke von Tharaw.)

Trewe Lieb' iſt jederzeit
Zu gehorſamen bereit.

1. Anke von Tharaw öß, de my geföllt,
Se öß mihn Lewen, mihn Goet en mihn Gölt.
2. Anke von Tharaw hefft wedder eer Hart
Op my geröchtet ön Löw' en ön Schmart.
3. Anke von Tharaw mihn Rihkdom, mihn Goet,
Du mihne Seele, mihn öleesch en mihn Bloet'
4. Duöm allet Wedder glihk ön ons tho ſchlahn,
Wy ſyn geſönnt, by een anger tho ſtahn.
5. Kranckheit, Verfälgung, Bedröfnös en Pihn,
Sal vnſrer Löve Vernöttinge ſyn.
6. Recht aſ een Palmen-Bohm ärer föck ſtöcht,
Je mehr en Hagel en Regen anföcht;
7. So wardt de Löw' ön ons mächtich en grobt
Dörch Krybtz, dörch Lyden, dörch allerley Noht.
8. Wördeſt du glihk een mal von my getrennt,
Leewdeſt dar, wor öm dee Sönne kuhm lennt;
9. Ick wöll dy fälgen dörch Wöler, dörch Mär,
Dörch Yhü, dorch Ihien, dörch ſihndlöcket Hähr.
10. Anke von Tharaw, mihn Licht, mihne Sönn,
Mihn Leven ſchlucht öck ön dihnet benönn.
11. Wat öck geböde, wart van dy gedahn,
Wat öck verböde, dat lättſtu my ſtahn.

12. Wat heft de Löve dâch ver een Beſtand,
Wor uich een Haet öy, een Mund, eene Hand?
13. Wer óm ſöck hartaget, kabbelt on ſchleyht,
On glihk den Hungen on Katten begeyht.
14. Anke von Tharaw, dat wae wy nich dehn,
Du böſt myn Dyhſku, myn Schahpken, mihn Hehn.
15. Wat óck begehre, begeheſt dn obck,
Eck kaht den Rock dy, du lätſt my de Brohk.
16. Dit öy dat, Anke, dn ſöteſte Ruh,
Een Lihf on Seele wart uht öck on Du.
17. Dit mahckt dat Leweu lem Hämmklſchen Ribk,
Dörch Jauken wart et der Hellen gelihk.

6. Bey Hinlritt Heern Robert Robertihns.

Chriſtliche Todes-Erinnerung.

1. JCh bin ju, HErr, in deiner Macht,
Du haſt mich an dieß Liecht gebracht;
Du unterhalſt mir auch das Leben,
Du kenneſt meiner Monden Zahl,
Weiſt, wenn ich in dieſem Jammerthal
Auch wieder gute Nacht muß geben,
Wo, wie und wann ich ſterben ſoll.
Das weiſt Du, Vater, mehr als wol.
2. Wen hab' ich nun, als Dich allein,
Der mir in meiner letzten Pein
Mit Troſt und Raht weiß zu zuſpringen?
Wer nimmt ſich meiner Seelen an,
Wann nun mein Leben nichts mehr kan,
Vnd ich muß mit dem Tode ringen?
Wenn aller Sinnen Krafft zerbricht,
Thuſt Du es, GOtt, mein Heyland, nicht?
3. Mich dünckt, da lieg' ich ſchon vor mir
In groſſer Hitz, ohn Krafft, ohn Zier,
Mit höchſtes Hertzens-Angſt befallen,
Gehör und Rede nehmen ab,
Die Augen werden mir ein Grab,
Doch kranckt die Sünde mich für allen:
Des Sathans Anklag' hat nicht Rhu,
Setzt mir auch mit Verſuchung zu.
4. Ich höre der Poſaunen Thon,
Vnd ſeh auch den Gerichts-Tag ſchon,
Der mir auch wird ein Vrtheil fällen.
Hier weiſet mein Gewiſſens-Buch,
Da aber des Geſetzes Fluch
Mich Sünden-Kind hinab zur Höllen,
Da, wo man ewig, ewig: Leid!
Mord! Jammer! Angſt! und Zetter ſchreyt.
5. Kein Geld und Gut errettet mich,
Vmbſonſt erbaut ein Beudee ſich,
Den andern hie erſt Lehs zu machen:
Er muß es ewig laſſen ſtehn,
Wir werden ewig nicht entgehn,
Kriegt einmal uns der Hellen Rachen.
Wer hilfft mir ſonſt in dieſer Nohl,
Wo du nicht, GOtt, dn Todes Todt?
6. Der Teuffel hat nicht Macht an mir,
Ich habe blohs geſundigt Dir,
Dir, der du Miſſethat vergiebeſt:
Was maſſt ſich Sathan deſſen an,
Der kein Geietz mir geben kan,
Nichts hat an dem, was du, HErr, liebeſt?
Er nehme das, was ſein iſt, hin
Ich weiß, daß ich des HErren bin'
7. HErr JEſu, ich, dein theweeſ Gut,
Bezeug' es mit ſelbs deinem Blut,
Daß ich der Sunden nicht gehöre:
Was ſchont denn Sathan meiner nicht,
Vnd ſchreckt mich durch das Zorn-Geſicht?
Komm, rette deine Leibens Ehre!
Was giebeſt du mich frembder Hand,
Vnd haſt ſo viel an mich gewandt?
8. Nein, nein! ich weiß gewiß, mein Heil,
Du läſſeſt mich dein wahres Theil
Zu tieff in deinen Wunden ſitzen.
Hie lach' ich aller Macht und Nohl,
Es mag Geietz, Höll' oder Todt
Auff mich her donneen oder blitzen.
Dieweil ich lebte, wae ich dein,
Jetzt kan ich keines Frembden ſeyn!

Johann Peter Titz.

Johann Peter Titz wurde am 10. Januar 1619 zu Liegnitz geboren; er beſuchte zuerſt die Schulen ſeiner Vaterſtadt, dann das Gymnaſium in Breslau, und ſeit 1636 die höhere Anſtalt in Danzig, von wo er ſich 1639 nach Roſtock und ſpäter nach Königsberg begab. Schon in früher Jugend durch ſeinen großen Landsmann Opitz, bei deſſen Grabe er ein Trauergedicht vortrug, für die deutſche Kunſt gewonnen, wurde die Bekanntſchaft mit Roberthin, Albert und Dach, mit welchen er einen innigen Freundſchaftsbund ſchloß, für ſeine poetiſche Entwickelung einflußreich, da er durch ſie auf das muſikaliſche Element der Poeſie gewieſen wurde, von welchem bekanntlich Opitz keine Ahnung hatte. Im J. 1642 war er wahrſcheinlich wieder in Danzig (wenigſtens wurde ſeine „deutſche Poetik" in dieſem Jahre dort gedruckt); 1648 wurde er Conrector an der dortigen Marienſchule und 1651 Profeſſor am akademiſchen Gymnaſium, in welcher Eigenſchaft er beinahe 40 Jahre lang mit dem glücklichſten Erfolge wirkte. Er ſtarb am 7. Sept. 1689, nachdem er ſeines hohen Alters wegen ein Jahr vorher ſeine Entlaſſung gegeben hatte.

Titz war ein gründlicher Kenner der alten und neuen Sprachen, an deren Literatur er ſeinen Geſchmack ausgebildet hatte, von dem ſeine deutſchen Gedichte das ſchönſte Zeugniß geben; welche hohe Anſicht er von der Dichtkunſt hatte, das hat er in einem ſeiner beſten Lieder (2) ſelbſt ausgeſprochen. Seine Gedichte ſind leider weder von ihm, noch nach ſeinem Tode geſammelt worden, und ſo mögen ſich manche ganz verloren haben. Von ſeinen größeren erzählenden Gedichten kann erſt ſpäter die Rede ſein; ſeine lyriſchen, von welchen mehrere in Alberts Sammlungen ſtehen, zeichnen ſich durch Tiefe des Gefühls, Reichthum der Gedanken und geiſtreiche Behandlung des Stoffs, ſo wie durch Leichtigkeit und Anmuth der Form aus. Das größere elegiſche Gedicht „Knemons Sendſchreiben an Rhodopen" iſt uns leider nicht bekannt; nach den kurzen Andeutungen zu urtheilen, die man darüber lieſt (Jahrb. f. deutſche Sprache, Berlin 1853), muß es voll Gefühl ſein, was auch von den Gedichten auf S. Dachs Hochzeit und auf den Tod ſeines Freundes und Wohlthäters Nic. Pahl in Danzig gilt. Das vollendetſte, was er geſchrieben, mag aber wohl das unten mitgetheilte Lied „Chriſtliche Stille Muſic" (1) ſein, das einen ſchönen, abgerundeten Gedanken in einfacher und wohllautender Form darſtellt, und dem wir kaum ein ähnliches an die Seite zu ſetzen wüßten.

1. Chriſtliche Stille Muſic.

1. WJlſtu in der Stille ſingen,
Vnd ein Lied dem Höchſten bringen,
Lerne, wie du kanſt allein
Sänger, Buch und Tempel ſeyn.
2. Iſt der Geiſt in dir verſammen
Voller Eifer, voller Flammen,
Dieſer Sanger ohne Mund
Thut GOTT dein Begehren kund.
3. Iſt dein Hertz, als ſichs gebuhret,
Recht mit Andacht ausgezieret,
Dieſes Buch dann bringet dir
Wort' und Weiſen gnug herfur.
4. Wo dein Leib vom Wuſt der Sunden
Rein und ſauber iſt zufinden,
Dieſen Wohn-Platz, dieſes Haus
Sieht ihm GOTT zum Tempel aus.
5. Kanſtu ſo in Stille ſingen,
Kanſtu dieß dem Höchſten bringen,
Dann wirſt du dir ſelbſt allein
Sänger, Buch und Tempel ſeyn.

2. (Lohn der Musen.)

1. WOl dem, der ihm vor allen Dingen
Der Musen Gunst hat außerkiest,
Der seinen Sinn nicht lassel zwingen
Durch etwas, das nur eitel ist!
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kan.

2. Ist etwas bessers auch zu finden,
Als wenn man ihnen sich ergiebt
Vnd solche Liebe sich last binden,
Die stets ergetzt und nie betrubt?
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kan.

3. Das kurtze Leben, das wir haben,
Erlängern wir durch kluge Kunst;
Daß man uns nicht kan ganz begraben,
Macht der Gelehrten Musen Gunst.
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kan.

4. Wer andern Frewden nach wil streben,
Vnd stellt den Sinn auff Eitelkeit,
Der bleibt stets an der Erden kleben.
Vnd stirbet ganz auff eine Zeit.
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kan.

5. Ob unser Geist zwar muß verlassen
Des Leibes bitter-susses Joch,
Muß schon der rothe Mund verblassen,
So lebt doch unser Name noch.
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kan.

6. Wer falscher Wollust nachgegangen,
Trägt Rew und Vnlust nur davon,
Die Musen mehren das Verlangen
Vnd geben ungeschminckten Lohn.
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kan.

7. Was Nutzen können wir empfinden,
Wenn uns ein falscher Traum ergetzt?
Nicht anders muß auch das verschwinden,
Was man vors hochste Gut offt schatzt.
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kan.

8. Der stolze Scepter muß erliegen,
Vnd wird der Schauffel gleich geacht;
Der Tod weiß allem obzusiegen,
Fragt nicht nach Reichthum oder Macht.
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kan.

9. Wo kount jetzt ihr gefunden werden,
Carthago, Babylon, Athen?
Auch Rom, die Königin der Erden,
Die du doch solltest ewig stehn?
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kann.

10. Die Zeit zerbricht die starcken Mauren
Vnd fällt der hohen Seulen Pracht;
Ertz, Stahl und Eisen kan nicht dauren,
Stirbt endlich durch des Rostes Macht.
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kann.

11. Blitz, Donner, Hagel, Schnee und Regen
Auch Fewer, Wasser, Sturm und Wind
Kan doch den Ruhm nicht niederlegen,
Den hier ein Musen-Freund gewinnt.
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kan.

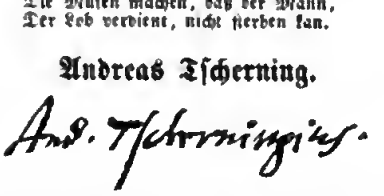
12. Wer köntr von Neides wissen,
Wenn ihn nicht aus der langen Nacht
Der Musen Volck hatt' ausgerissen,
Vnd bis auff unsre Zeit gebracht?
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kan.

13. Meinstu, daß vor Achillis Zeiten
Kein kuhner Held gewesen sey?
Doch weiß man nichts von ihren Streiten,
Weil kein Poet nicht war dabey.
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kan.

14. Der Alten Deutschen grosse Thaten,
Die für dem Himmel selbst gezeigt,
Sind in die stille Nacht gerahten,
Ohn was uns Tacitus nicht schweigt.
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kan.

15. Drumb wol dem, der vor allen Dingen
Der Musen Kunst ihm auserkiest,
Vnd lasset seinen Sinn nicht zwingen
Durch etwas, das nur eitel ist!
Die Musen machen, daß der Mann,
Der Lob verdient, nicht sterben kan.

Andreas Tscherning.



Unter den Dichtern, welche von ihrer Zeit überschätzt und bis auf unsere Tage herab selbst von Solchen zu hoch geschätzt wurden, welche das frühere Urtheil nicht unbedingt annahmen, ist auch Andreas Tscherning zu nennen, der seinen Ruf beinahe nur äußeren Umständen zu verdanken hat, vor allem dem, daß er, wie Opitz, in Bunzlau geboren war (18. Nov. 1611); denn nicht Wenige erblickten darin einen Fingerzeig, daß er der Nachfolger des Meisters werden, ihn nach seinem Tode ersetzen solle. Nachdem er die Schule seiner Vaterstadt, dann die in Breslau besucht hatte, ging er 1635 nach Rostock, wohin er von Opitz, der ihn wegen seiner poetischen Versuche liebgewonnen hatte, empfohlen wurde. Nachdem er zwei Jahre lang mit angestrengtem Fleiße gearbeitet, und unter Anderm auch die arabische Sprache gelernt hatte, sah er sich gezwungen, Rostock wieder zu verlassen, da ihm die Seinigen nicht hinlängliche Unterstützung geben konnten; er wandte sich nach Breslau, wo sich der kais. Rath Matthäus Apelles von Löwenstern, den wir schon als Dichter von geistlichen Liedern genannt haben, seiner väterlich annahm: dieser verschaffte ihm auch später in Verbindung mit andern Freunden die Möglichkeit, wieder nach Rostock zurückzukehren, wo er bald nach seiner Ankunft im J. 1644 die Magistratswürde und kurze Zeit darauf die Professur der Poesie erhielt, und somit seinen höchsten Wunsch erfüllt sah. Nachdem er dieses Amt fünfzehn Jahre lang mit großer Gewissenhaftigkeit und unter allgemeinem Beifall verwaltet hatte, starb er an einer Brustkrankheit den 27. Sept. 1659 im 48. Jahre seines Alters.

Tscherning war ein Gelehrter, aber kein Dichter; es ist mehr als wahrscheinlich, daß ihn weniger der innere Trieb, als der Vorgang seines Landsmannes Opitz anregte, sich der Kunst zu widmen. Auch erscheint er nur als ein getreuer Nachahmer des von ihm verehrten Meisters, den er jedoch in keiner Weise erreichte, da ihm die äußeren Mittel fehlten, durch welche jener bedeutend wurde. So gelang es ihm wohl, sich eine correcte Sprache anzueignen und reine Verse zu bilden, aber er ist weder gedankenreich, noch glücklich in der Erfindung, und seine Gedichte zeugen nicht einmal von gebildetem Geschmack. Daher ist der Ausdruck derselben selten würdevoll, ja er sinkt sogar zur Gemeinheit herab, wenn er die Sprache der Leidenschaft reden will, von der er keine Ahnung hat, so in der „Klage Rachels über den Kindermord Herodis". Er hat meistens Gelegenheitsgedichte geschrieben, die er selbst am besten charakterisirt, wenn er sagt: „Ich habe viel auff anderer Befehl und gegebene masse der Zeit hingeschrieben" und „habe offters darüber geklaget, wann ich tichten müssen, nicht worzu ich selber Lust getragen, sondern was mir ist vorge-

ſchrieben worden." Man ſieht dieſen Gedichten auch nur zu ſehr an, wie er ſich abgequält hat, Gedanken zu finden und dieſe in Worte und Reime zu bringen. Oefters verſucht er ſich in anapäſtiſchen oder daktyliſchen Versmaßen, oder in Nachbildung antiker Strophenformen; aber abgeſehen, daß er bei letzteren, wie es zu ſeiner Zeit nicht anders erwartet werden konnte, den Reim anwendet, ſind die in ſolchen Strophen geſchriebenen Gedichte meiſtens inhaltsleer. Am beſten ſind noch ſeine kleineren Lieder, beſonders die geiſtlichen, welche zwar weder mit Begeiſterung empfangen, noch mit Schwung ausgeführt ſind, aber einfache Gedanken doch in correcter und ſogar gewandter Sprache darſtellen. Er gab ſeine Gedichte in zwei Sammlungen heraus: „Deutſcher Getichte Früling", Breſl. 1642 und „Vortrab des Sommers deutſcher Getichte", Roſtock 1655. Nach der Dedication zu dem „Früling", aus welcher auch obige Stelle entnommen iſt, ſcheint er die Abſicht gehabt zu haben, ſeine „reiferen" Poeſien in einem „Sommer deutſcher Getichte" zu vereinigen; wahrſcheinlich hinderte ihn der Tod daran; doch wir dürfen es wohl nicht bedauern, da der „Vortrab" zu ſeinem Sommer noch weit weniger Werth hat, als die erſte Sammlung. Eine Frucht ſeiner Studien war die Ueberſetzung der arabiſchen Sprichwörter des Ali in lateiniſchen und deutſchen Diſtichen; aber auch darin webt kein poetiſcher Geiſt; die ſchönen Gedanken ſind meiſtens unbeholfen und geſchmacklos wiedergegeben.

1. Auff die Muſic.

1. Wee vngeeeget
Die Sinnen teäget,
Wann Kunſtler ſingen
Vnd Sayten klingen,
Iſt taub an Oheen
Vnd keanck gebohren,
Weil ſunſt ſich reget,
Was Sinnen träget.

2. GOtt wil durch ſingen
Vnd Sayten-klingen
Nicht nue auff Eeden
Geeuhmet werden;
Man ſol ihn oben
Auch alſo loben,
Da wird das ſingen
Viel ſchöner klingen.

3. Mehr Luſt fur Oheen
Iſt nicht gebohren.
Sie treibt vom Hertzen
Verdruß vnd Schmeetzen,
Kan Euier dämpffen,
Gibt Mut zu kämpffen,
Macht duech die Oheen
Vns neu gebohren.

4. Was hier ſich reget
Vnd Arhem träget,
Heiſt David ſingen.
Er heiſſet klingen
Vor Gottes Oheen,
Was ie gebohren,
Weil er gereget
Denn Liebe trägel.

2. Denck' an GOtt.

1. DEnck an GOtt zu aller zeit,
Vberlege ſeine Gute
Tag vnd Nacht die im Gemüte,
Die ſchon wärt von Ewigkeit.
Ee iſt vnſee Fels in Noth:
Denck' an GOtt!

2. Thuſtu heimlich was allein,
Oder bringſt du dein beginnen
In der Nechſten Augenſchein,
Wiltu Lob vnd Ruhm gewinnen,
Vnd entfliehn der Seelen tod,
Denck' an GOtt!

3. Haſtu gutten Stand vnd rhu,
Geht dir alles nach behagen,
Schreib' es ihm mit Dancke zu,
Kommt dann Trubſal eingeſchlagen,
Treiben Menſchen auß die Spot,
Denck' an GOtt!

4. fallen Kreig' und Seuchen ein,
Wer an ſeinen GOtt gedencket,
Kan im Glauben ſicher ſein.
Wird der Brodt-korb doch gehencket,
Regnet doch der Himmel Brodt:
Denck' an GOtt!

5. Jungling, weil dir deine Knie
Noch bey grunen Kräfften bluhen,
Sey nicht ſtoltz, gebeauche Sie,
Schone dich nicht zubemuhen,
Abee halt' auch dieß Gebot:
Denck' an GOtt!

6. Weil du ſchwach wirſt, alter Greiß,
Weil dein kaltes Haupt beſchneyet,
Weil dee matten Glieder eiß
Schon das ende prophecevet,
Weil du wägſt das legte Let,
Denck' an GOtt!

7. Weil des Herren Augenlied
In die Winckel aller Erden,
In das Heetze ſelbee ſieht,
Dem nichts kan verhelet werden,
So verlaß der Erden koth,
Denck' an GOtt!

Martin Rinckart.

Martin Rinckart, oder Rinckhart, geb. in Eilenburg den 23. April 1586, bezog ſchon in ſeinem 15. Jahre die Univerſität Leipzig, um Theologie zu ſtudiren, wo er ſich ſeinen Unterhalt durch Unterricht in der Muſik erwarb. Nachdem er ſeit 1610 mehrere Aemter bekleidet hatte, wurde er im J. 1617 Archidiakonus in ſeiner Vaterſtadt, in welcher Stellung er lange Jahre ſegensreich wirkte und ſich namentlich in den traurigen Zeiten, da Eilenburg durch die Peſt, dann durch Hungersnoth und endlich durch ſchwediſche Beſatzung dem fürchterlichſten Elend Preis gegeben war, große Verdienſte um ſeine Mitbürger erwarb, denen er ſeinen geiſtlichen Troſt und ſein Vermögen reichlich ſpendete, wofür er jedoch in der Folge nur den bitterſten Undank erntete. Er ſtarb den 8. Dec. 1649.

Außer einigen weltlichen Gedichten, die nicht beſonders hervorzubeben ſind (ſie ſtehen in ſeinem „Mathematiſchen Gedenck-rinck", 1644), und dem ſchon oben (S. 112) erwähnten Drama ſchrieb Rinckart eine nicht große Zahl von geiſtlichen Liedern, die ihm zu ſeiner Zeit großen Ruhm erwarben. Aber gerade diejenigen, für welche ihm ſeine Zeitgenoſſen das höchſte Lob und ſelbſt Bewunderung ſpendeten, haben am wenigſten Werth, ja ſie ſind zum Theil ſogar geſchmacklos und voll geſuchter Ausdrücke und falſcher Bilder. Jetzt ſind ſie freilich ganz vergeſſen und nicht mit Unrecht; dagegen haben ſich andere Lieder von ihm in den Geſangbüchern erhalten, welche in einfacher und ſchmuckloſer, aber edler Darſtellung den frommen Glauben und das innige Gottvertrauen des Dichters ausſprechen. Das unten mitgetheilte Lied ſoll er nach Einigen zum vorläufigen Dankfeſt wegen des weſtphäliſchen Friedens (10. Dec. 1648) verfaßt haben, es ſcheint dies aber unrichtig, da es in ſeinem „Jeſu Hertzbüchlein", Lpz. 1663, als Tiſchgebet bezeichnet wird.

Tiſch-Gebellein.

1. NUn danket alle Gott
Mit Hertzen, Mund und Händen,
Der groſſe Dinge thut

An uns und aller Enden,
Der uns von Mutter-Leib
Und Kindes-Beinen an
Einzelnlich viel zu gut
Und noch ietzund gethan.

2. Der ehrig-reiche Gott
Well uns auff unser Leben
Ein immer-fröhlich Hertz
Und edlen Frieden geben,
Und uns in seiner Gnad
Erhalten fort und fort,
Und uns aus aller Noth
Erlösen hier und dort.

3. Lob, Ehr und Preiß sey Gott,
Dem Vater und dem Sohne,
Und dem, der, beiden gleich,
Im höchsten Himmelsthrone,
Dem ewig-höchsten Gott
Als es anfänglich war*),
Und ist und bleiben wird
Jetzund und immerdar.

Andreas Gryphius.

Wenn wir in Flemming unbedingt das größte poetische Talent der Zeit verehren, so tritt uns in Andreas Gryphius das vielseitigste entgegen, da er nicht bloß, wie jener, Lyrisches dichtete, sondern auch größere dramatische Werke schuf, welche seinen Ruhm begründet haben. — Andreas Gryphius, geb. am 11. Oct. 1616 zu Groß-Glogau in Schlesien, hatte eine sehr unglückliche Jugend. Schon im 5. Jahre verlor er seinen Vater, den, wie er selbst in dem Gedicht „In einer tödtlichen Krankheit" sagt, ein falscher Freund vergiftet hatte; im J. 1628 starb auch seine Mutter, die sich wieder verheirathet hatte, und so stand er schon im 12. Jahre ganz allein in der Welt, da sein Stiefvater sich, wie es scheint, nicht gut gegen ihn benahm, sondern ihn sogar durch allerlei Ränke um sein väterliches Erbe betrog. Daher verließ er ihn und ging 1631 nach Görlitz, um die dortige Schule zu besuchen; doch trieben ihn die Kriegsunruhen von dort wieder weg, und auch in Glogau, wohin er sich darauf gewendet hatte, konnte er nicht bleiben, da bald nach seiner Ankunft die Stadt in Feuer aufging. Nun brachte ihn sein Stiefvater nach Fraustadt, wo er seine Studien mit Eifer fortsetzte und nicht bloß die klassischen Sprachen, in denen er schon gute Kenntnisse besaß, sondern auch Hebräisch, Chaldäisch und Syrisch betrieb, so wie er auch durch Umgang Polnisch und Schwedisch erlernte; und da er sich später auf seinen Reisen auch das Holländische, Französische, Italienische und Englische und selbst das Spanische aneignete, so besaß er eine solche Fülle von Sprachkenntnissen, wie wenige seiner Zeitgenossen sich rühmen konnten. Unter diesen Studien fand er noch Muße zu poetischen Versuchen, unter welchen seine Biographen „den Kindermorder Herodem" mit großem Lob erwähnen, welcher aber verloren zu sein scheint**). Von Fraustadt, wo die Pest zwar nicht seine Studien, aber doch die Schulen unterbrochen hatte, zog er 1634 nach Danzig, wo er das Gymnasium besuchte und zugleich Unterricht ertheilte. Hier gab er auch seinen ebenfalls verloren gegangenen „Erneueten Parnaß" heraus, dessen Titel vermuthen läßt, daß er schon früher öffentlich aufgetreten war. Nach einem kurzen Aufenthalte bei seinem Stiefvater (1636) erhielt er die Stelle eines Aufsehers bei den Kindern des kais. Pfalzgrafen G. v. Schönborn (bei Freistadt in Schlesien), wo sein Talent und sein Charakter liebevolle Anerkennung fanden, so daß ihn der Herr von Schönborn vermöge des ihm als Pfalzgrafen zustehenden Rechts (t. 590) zum kaiserl. Dichter krönte, zum Magister der Philosophie ernannte und ihm sammt seinen Nachkommen alle Rechte und Freiheiten Adeliggeborner ertheilte, von denen er jedoch nie Gebrauch machte, ob er gleich von einem adeligen Geschlechte abstammte*). Das Glück und die Ruhe, deren er hier genoß, dauerte nicht lange; es drohen Verfolgungen gegen ihn aus, deren Ursache wohl seine den Katholiken verhaßte Religionstreue war, zu welchen aber seine Beschreibung des Brandes von Fraustadt oder eine lateinisch geschriebene Abhandlung „über das Feuer", welche sogar öffentlich verbrannt worden zu sein scheint, den Anlaß gab. Da um diese Zeit (1637) sein Beschützer starb, sein älterer Bruder Paul, Pfarrer in Freistadt, vertrieben wurde, um einem katholischen Geistlichen Platz zu machen, und er selbst seines Lebens nicht sicher war, verließ er das Vaterland und ging über Danzig nach Leiden, um seine mit Hülfe der Sammlungen seines Gönners eifrig betriebenen Studien fortzusetzen, wozu ihm ein Vermächtniß des vortrefflichen Mannes die Mittel gab. Bald trat er selbst als Lehrer auf und er hielt unter großem Beifall Vorlesungen über die verschiedenartigsten Wissenschaften, über Philosophie, Geschichte, Alterthümer, Mathematik, Physik, Astronomie, ja selbst über Physiognomik und Chiromantik, zuletzt über Anatomie, deren Studium er erst in Leiden begonnen hatte. Auch hier blieb er der Dichtkunst getreu; er ließ 1639 die erste Sammlung seiner Epigramme und Sonette drucken (Amst. Elzevir) und hielt auch Vorträge über die Dichtkunst im Allgemeinen und über die dramatische Poesie insbesondere, wie er denn schon damals an seinen dramatischen Werken arbeitete. Sein Aufenthalt in Leiden blieb jedoch nicht ungetrübt; während dieser Zeit starb sein Bruder Paul und eine geliebte Schwester, und er selbst fiel in eine schwere Krankheit, die ihn dem Tode nahe brachte. Im J. 1644 nahm ihn ein reicher Pommer, Namens Schlegel, zum Reisegesellschafter an, und er bereiste mit diesem zwei Jahre lang die Niederlande, Frankreich und Italien, verweilte längere Zeit in Paris und in Rom, deren Wunder einen mächtigen Eindruck auf ihn machten. Während seines Aufenthalts in Florenz ließ er drei Bücher Gedichte drucken, die er der Republik Venedig widmete und in feierlicher Audienz dem Dogen überreichte. Auf der Rückreise (1646) hielt er sich ein Jahrlang in Straßburg auf, wo er ganz der Poesie gelebt zu haben scheint. Nach einem längeren Besuch bei seinem Reisegesellschafter Schlegel kehrte er Ende des J. 1647 nach Fraustadt zurück. Bald darauf erhielt er einen Ruf nach Frankfurt an der

*) So das noch erhaltene Autographon, in dem früheren Drucke „dem dreymal-einen Gott, Als er ursprünglich war."

**) Das Sonett „An Petrus" (6) trägt in alten Ausgaben die Jahrzahl 1627. Gryphius muß es dabei schon im 11. J. geschrieben haben. Obgleich der Inhalt entschieden zu widersprechen scheint, ist doch kein Grund vorhanden, an der Angabe zu zweifeln. Verhält es sich aber also, dann ist das Gedicht höchst merkwürdig sowohl wegen des Stoffs, als wegen der Ausführung und der Form.

*) Seine Vorfahren hießen Greif, erst sein Großvater latinisirte den Namen.

Oder, und einen zweiten nach Upsala, aus Liebe zur Heimat lehnte er jedoch beide ab. Seine Verdienste wurden aber endlich auch im Vaterlande anerkannt; er wurde von den Landständen des Fürstenthums Glogau zu ihrem Syndikus gewählt, welches Amt er zur allgemeinen Zufriedenheit bis zu seinem Tode verwaltete. Er starb den 16. Juli 1664, von einem Schlage getroffen, mitten in einer großen Versammlung der Landesältesten. Noch kurz vor seinem Tode war er unter dem Namen „der Unsterbliche" in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen worden.

Bei wenigen, ja vielleicht bei keinem Dichter der Zeit stehen Leben und Schriften in so enger Wechselbeziehung, als bei A. Gryphius, dessen Dichtungen ein vollständiges Bild seines vielbewegten Lebens geben würden, wenn sie chronologisch geordnet und vollständig erhalten wären. Die traurigen Schicksale seiner Jugend, wozu noch das namenlose Unglück seines engeren und weiteren Vaterlandes kam, das er in einem seiner besten Sonette mit eben so viel Tiefe des Gefühls als Kraft der Darstellung geschildert hat (5), haben seinem Gemüth eine trübe, düstere Stimmung gegeben, die er auch später nicht ganz bewältigen konnte, als das Glück ihm endlich zu lächeln begann, wenn auch die finstere Schwermuth allmählich verschwand, die sich in den früheren Jahren seiner bemeistert hatte. Die aus seiner Jugend stammenden Gedichte (und zu diesen gehören die meisten seiner lyrischen Poesien, während er seine dramatischen Dichtungen in der zweiten glücklicheren Hälfte seines Lebens verfaßte) tragen großen Theils das Gepräge dieser Stimmung; sie sind in düsterem Tone gehalten und behandeln beinahe ausschließlich den Gedanken, daß auf der Welt Alles eitel und vergänglich sei, daß im Leben Nichts Bestand habe (4) und daß selbst die größte Herrlichkeit zu Staub und Asche werden müsse (2). Aber wenn er allerdings durch die unablässige Wiederholung dieser Gedanken, die er von jeder nur denkbaren Seite und mit Rücksicht auf die mannigfaltigsten Verhältnisse des Lebens darstellt, einseitig und selbst eintönig werden mußte, so wurde sein Talent dadurch vor den Abwegen bewahrt, in welche Opitz und dessen unmittelbare Anhänger verfallen waren. Zwar hat er sich, wie die ganze Zeit, formell nach Opitz gebildet, und er lehnt sich unverkennbar in der Behandlung der Sprache und des Verses an jenen an, ob er gleich auch hierin eine große Selbstständigkeit bewahrt und sich Abweichungen von den Opitzischen Gesetzen, ja selbst offenbare Härten erlaubt, wenn er sie nicht vermeiden konnte, ohne der Klarheit oder der Kraft des Gedankens zu schaden. Allein schon daraus ersehen wir, daß es nicht die äußere Kunstvollendung war, nach der er zunächst strebte, wie dies bei Opitz unbedingt der Fall war, und sodann bemerken wir bei dem flüchtigsten Durchlesen seiner Dichtungen, daß er eine ganz andere Ansicht von der Poesie hatte, als die, welche damals allgemein galt. Er wollte nicht zugleich belehren und ergötzen (S. o. S. 243), es findet sich daher in seinen Schriften keine Spur von der didaktischen Richtung, welche wir als den Grundcharakter der Opitzischen Schule haben kennen lernen. Auch erschien ihm die Poesie nicht wie ein äußeres Mittel, das sich jeder mehr oder weniger aneignen könne, um jeden beliebigen, nahe oder fern liegenden Gegenstand in eine kunstgerechte Form zu bringen; seine Dichtungen entstanden aus dem unwiderstehlichen Drange, seinem innern Leben, das ihn so mächtig bewegte, Form und Gestaltung zu geben. Opitz dichtete, weil er wollte, Gryphius dichtete, wie Flemming, weil er mußte. Daher sind seine Dichtungen auch der unmittelbarste und reinste Ausdruck seiner Empfindungen und Gefühle. Es weht uns die vollste Wahrheit aus jedem Worte an, das er sagt; da ist nichts Willkürliches und Erfundenes, es strömt Alles aus der tiefsten Quelle seines Gemüths, und eben deshalb herrscht selbst in den auffallenden Uebertreibungen, in Gedanken, Bildern und Ausdruck, von denen viele seiner Dichtungen angefüllt sind, eine unverkennbare Wahrheit, die uns unwillkürlich besticht, so tief wir auch den Mangel an höherer Schönheit fühlen, während wir uns von den Uebertreibungen der späteren Schlesier mit Widerwillen abwenden, weil sie absichtlich gesucht sind und nicht als Aeußerung der innern übersprudelnden Kraft erscheinen. Sehr häufig sucht Gryphius die Kraft seiner Empfindungen auch durch die Kraft des Ausdruckes darzustellen, und es reden seine Zeitgenossen oder spätern Bewunderer oft von seinen „Donnerworten"; auch hier aber ist Wahrheit und Natur, und selbst die auffallendsten Stellen dieser Art, die übrigens vornämlich in seinen dramatischen Werken zu finden sind, unterscheiden sich hiedurch wesentlich von den Reim- und Wortkünsteleien der Nürnberger und Anderer, die eben nichts sind, als kindisches Spiel. Endlich trennt sich Gryphius von seinen Zeitgenossen darin, daß er, obgleich nach fremden Mustern, den Holländern, Italienern und den römischen Dichtern gebildet, doch seine Selbstständigkeit in hohem Grade bewahrte, wenigstens in seinen lyrischen Poesien, von denen wir hier allein zu sprechen haben. Auch hat er wenig übersetzt, am besten eine Reihe von ältern Kirchenliedern, die ihm vortrefflich gelungen sind.

Bildet auch die Richtigkeit des Irdischen den Grundton seiner Dichtungen, und führt er uns, um diesen Gedanken zur lebhaftesten Anschauung zu bringen, nicht bloß an das offene Grab, das alle Menschen verschlingt, sondern in die Grüfte selbst, um die grauenvollsten Bilder der Verwesung vor unserm schaudernden Blick zu entfalten, so namentlich in den „Kirchhofs-Gedancken", einem Gedichte, das bei allem Uebermaß der Darstellung von ächt poetischer Auffassung zeugt, so verliert sich seine finstre, schwermüthige Stimmung doch nicht in Trostlosigkeit und Verzweiflung. Hinter dem Grab und dem Tod leuchtet ihm eine schönere Zukunft (7), die ihm die Kraft gibt, die härtesten Prüfungen zu erdulden, ja selbst seine Leiden dichterisch zu gestalten, wie er denn viele schöne Gedichte in seiner Krankheit und mitten unter den Fieberfrösten geschaffen hat. Diese Hoffnung aber beruhte auf dem festesten Gottvertrauen, das er oft in den gefühlvollsten und innigsten Tönen, vielleicht am edelsten und wahrsten in dem schönen Sonett: „Dominus de me cogitat" (8) ausgesprochen hat. Weil aber Gott die Liebe selbst ist, so ist ihm die Liebe überhaupt etwas Göttliches, das daher auch den Tod, das Grab und die Verwesung überdauert, wie er in dem schönen Gedichte „Auf seine Vermählung" (3) mit der Kraft der innigsten Ueberzeugung ausspricht.

Seine meisten Gedichte sind unmittelbar aus seinem Leben hervorgegangen, er hat in ihnen Alles,

was er erfahren und erduldet, sein Glück und Unglück, seine Liebe und seinen Haß niedergelegt, und sie sind daher recht eigentlich Gelegenheitsgedichte, aber freilich in einem ganz andern Sinne, als die der meisten Dichter jener Zeit, denen die gegebene äußere Veranlassung auch äußerlich blieb, während sie bei ihm ein Stück seines innersten Lebens war*). Daher sind auch die wenigen Gedichte, in denen er mehr heitere Lebensverhältnisse darstellt, eben so wahr, als seine übrigen Dichtungen. Uebrigens sind der heitern Gedichte nur sehr wenige, in denen nicht auch der seinen Charakter bezeichnende Ernst durchbricht. Eben deshalb neigt er sich aber auch zur Satyre, wie schon in dem epigrammatischartigen Sonett „An Cleandrum" (9) und mit entschiedenem Hang zu bitterem Spott, ja selbst verletzendem Hohn in einigen andern Sonetten und in zwei Gedichten, die er selbst „Straffschriften" nennt. Diese und einige andere, meistens Gelegenheitsgedichte, sind in Alexandrinern geschrieben, alle übrigen sind entweder in strophischer oder in Sonettenform abgefaßt. Unter den ersteren zeichnen sich die „Thränen über das Leiden des Herrn" durch schlichte Darstellung aus, in der er sich „so vil möglich an die Worte der heiligen Geschichte gebunden", da er darin „nichts als die Andacht gesuchet", und sich daher „bekanter Melodien und der gemeinsten Weise zu reden" befliſſen hatte. Diesen einfachen Kirchenstyl bewahrt er auch in einigen andern Liedern; doch war er keineswegs der Meinung derer, „die alle Blumen der Wolredenheit und Schmuck der Dichtkunst aus Gottes Kirche bannen wollten", daher viele seiner Lieder sich im höchsten poetischen Schwunge bewegen. Dies gilt namentlich von denjenigen, welche in der Form pindarischer Oden aus Satz, Gegensatz und Zusatz oder Abgesang, wie er es auch nennt, bestehen (1). Aber auch in den andern bewegt er sich gern in kühnen Bildern, die der Kühnheit seiner Gedanken entsprechen. Seine Sonette sind ebenfalls meist geistlichen Inhalts, das fünfte und sechste Buch, „Sonntags- und Feiertags-Sonette", enthalten nur solche. Diese gehören zu seinen frühesten dichterischen Arbeiten und wahrscheinlich hat er sie während seines Aufenthalts bei dem Herrn von Schönborn, zum Theil vielleicht noch früher, gedichtet (10). Im Ganzen behandelt er das Sonett mit entschiedenem Glück; er hat das Wesen desselben vollständig erfaßt, daher er sich auch mit Vorliebe in dieser schönen Form bewegt und seine Gedanken über Gott, Welt, Menschen, über sich und seine häuslichen Verhältnisse gern darin ausspricht. Sie sind von um so größerer Wirkung, als sie trotz der Beschränkung, welche die Form auferlegt, von wunderbarer Gedankenfülle sind, so daß er hierin an Flemming reicht, ja ihn in einzelnen vielleicht noch übertrifft, während er ihm im Ganzen, wenn auch nicht an poetischer Begabung, doch an künstlerischer Entwickelung nachsteht, da ihm vor Allem, wie schon von Andern bemerkt worden ist, die schöne Mäßigung fehlte, die wir an Flemming, namentlich in dessen späteren Dichtungen, bewundern.

*) Gryphius hat übrigens auch, durch die Mode gezwungen, Gelegenheitsgedichte gewöhnlicher Art geschrieben; es sind aber nur wenige derselben von Werth, und es ist den meisten anzusehen, daß ihm die Arbeit widerstrebte oder wenigstens gleichgültig war.

1. Qui seminant in lacrumis.

1. Satz.

WAs seh' ich dort für Schmertzen volle Hauffen,
Wie daß sie so die Brüste schlagen,
Mit überhaufften Thränen klagen,
Und ihr verwirrtes Haar ausrauffen?
Was streuen sie für Saamen in die Erden,
Die ihrer Zehren Regen netzt?
Wer mag es seyn, der sie verletzt,
Wie daß sie so kleinmütig werden?

1. Gegensatz.

WOh dise sind, die, wenn der Frost wird schwinden,
Wenn diser Wetter Sturm vergangen,
Und Aecker, Bäum' und Felder prangen,
Mit höchster Lust sich frölich werden finden,
Und ohne Trübsal mit einander lachen,
Auch sich an diser Saate Frucht
Nach der betrübten Tage Flucht
Mit scharffgewetzten Sicheln machen.

1. Zusatz.

JTzt gehen sie, sie gehen, Kind und Mann,
Mit bloſſen Fussen,
Und staſſen offt an Felß und Disteln an,
Daß man auch stiſſen
Auff jeden Tritt die Purpur Tropffen siht,
Gleich wie die Ros' aus ihren Dornen bluht.

2. Satz.

DJe Augen sind von Weinen gar verdarben,
Die herbe Flut durchbeist die Wangen,
Das Hertz mit heisser Angst umbfangen,
Ist schir in Bangigkeit erstorben,
Wie wenn ein Schiff sich scheitert an die Klippen.
So hört man, daß ein jeder rufft;
Das Winseln dringt durch Welt' und Lufft,
Doch jedes Wort stirbt auff den Lippen.

2. Gegensatz.

DJe werffen weg, sie streuen auff den Acker,
Was sie durch so vil Noth und Sorgen
Erschwitzt, worüber sie der Morgen
Und Abendrot' und Mitternacht fand wacker.
Doch seyd getrost! der Schad ist nicht zu achten!
Was itzund nimt, wird wider geben,
Was itzund stirbt, wird wider leben,
Ihr salt nicht ewig alſo schmachten.

2. Zusatz.

Ihr werdet bald, voll mehr denn höchster Lust
Zurücke kommen,
Und keiner Noth euch ferner seyn bewust.
Was itz benommen,
Wird durch der Garben Menge schon ersetzt.
Wol dem, der auff sein Creutz so wird ergetzt!

2. Vanitas! Vanitatum vanitas!

1. DJe Herrligkeit der Erden
Muß Rauch und Aschen werden,
Kein Felß, kein Ertz kan stehn;
Diß, was uns kan ergetzen,
Was wir für ewig schätzen,
Wird als ein leichter Traum vergehn.

2. Was sind doch alle Sachen,
Die uns ein Hertze machen,
Als schlechte Nichtigkeit?
Was ist des Menschen Leben,
Der immer umb muß schweben,
Als eine Phantaſie der Zeit?

3. Der Ruhm, nach dem wir trachten,
Den wir unsterblich achten,
Ist nur ein falscher Wahn.
So bald der Geist gewichen,
Und dieser Mund erblichen,
Fragt keiner, was man hie gethan.

4. Es hilfft kein weises Wissen:
Wir werden hingerissen
Ohn einen Unterscheid.
Was nutzt der Schlöſſer Menge?
Dem hie die Welt zu enge,
Dem wird ein enges Grab zu weit.

5. Diß alles wird zerrinnen,
Was Mub' und Fleiß gewinnen
Und saurer Schweiß erwirbt;
Was Menschen hie besitzen,
Kan für dem Tod nicht nutzen,
Diß alles stirbt uns, wenn man stirbt.

6. Iſt eine Luſt, ein Scherzen,
Das nicht ein heimlich Schmertzen
Mit Hertzens-Angſt vergällt?
Was iſts, womit wir prangen?
Wo wirſt du Ehr' erlangen,
Die nicht in Hohn und Schmach nerfällt?

7. Was pocht man auff die Throne,
Du keine Macht noch Krone
Kan unvergänglich ſeyn?
Es mag vom Todten-Reyen
Kein Zepter dich befreyen,
Kein Purpur, Gold, noch edler Stein.

8. Wie eine Roſe blühet,
Wenn man die Sonne ſihet
Begruſſen diſe Welt,
Die, eh der Tag ſich neiget,
Eh ſich der Abend zeiget,
Verwelckt und unverſehns abfält:

9. So wachſen wir auff Erden,
Vnd hoffen, groß zu werden,
Vnd Schmertz- und Sorgen frey;
Doch eh wir zugenommen,
Vnd recht zur Blute kommen,
Bricht uns des Todes Sturm entzwei.

10. Wir rechnen Jahr auff Jahre:
Indeſſen wird die Bahre
Vns für die Thür gebracht;
Drumf müſſen wir von hinnen
Vnd eh wir uns beſinnen,
Der Erden ſugen gutr Nucht.

11. Weil uns die Luſt ergetzet,
Vnd Stäcke freye ſchätzet,
Vnd Jugend ſicher macht,
Hat uns der Tod beſtricket,
Die Wolluſt fort-geſchicket,
Vnd Jugend, Stärck und Mutt nerlncht.

12. Wie nil ſind itzt vergangen,
Wie nil liebreicher Wangen
Sind diſen Tag erblaſt,
Die lange Räitung machten,
Vnd nicht einmal bedachten,
Daß ihn ihr Recht ſo kurtz nerfaſt.

13. Auff, Hertz! wach' und bedencke,
Daß dieſer Zeit Geſchencke
Den Augenblick nur dein:
Was du zuvor genoſſen,
Iſt als ein Stromm nerſchoſſen,
Was künftig, weſſen wird es ſeyn?

14. Verlache Welt und Ehre,
Fnrcht, Hoffen, Gunſt und Lehee,
Vnd ſtench den Herren an,
Der immer König bleibet,
Den keine Zeit nertreibet,
Der einig ewig machen kan.

15. Wol dem, der auff ihn trauet!
Er hat recht feſt gebauet,
Vnd ob er hier gleich fällt,
Wird er doch dort beſtehen,
Vnd nimmermehr vergehen,
Weil ihn die Stäcke ſelbſt erhält.

3. Auff ſeine und ſeiner Ehegelibten Vermählung.

1. NEine Lib' iſt's, die nichts zwinget,
Ob der Erden Abgrund keacht,
Ob durch ſchwartze Lüffte dringet
Der entbrunten Seelen Macht,
Keiner Thaten Wunder-Wercke
Dämpffen treuee Libe Stäcke.

2. Spannt der Tod ſchon ſeinen Bogen,
Steckt er Troner-Fackeln an,
Sie hat ihre Sehn gezogen,
Der nichts widerſtehen kan.
Ihre Glut brennt, wenn wir Erden
Vnd zur Handvoll Aſchen werden.

3. Wenn die Helle ſich erſchüttert,
Vnd mit Ach und Folter ſchreckt,
Vnd der Aengſten Angſt ſich wüttert,
Wird ihr Eyver mehr entſteckt:
Lib iſt nichts, denn Glut und Flammen,
Wie Gott, Licht und Feur zuſammen.

4. Laß die ſtoltzen Wellen toben,
Schäumt, ihre Meere, brauſt und ſchmeiſt,
Wenn der ſtrenge Nord von oben
In des Saltzes Täuff einreiſt,
Wird doch Wind und Waſſers kämpffen
Nicht den Brund der Liebe dämpffen.

5. Lib iſt, der nichts gleich zu ſchätzen;
Wenn man alles Gold der Welt
Gleich wolt' auff die Wage ſetzen,
Lib iſt, die den Außſchlag hält.
Lib iſt troz der Silber-Hauffen
Nur durch Libe zuerkauffen.

4. Es iſt alles Eitel.

DV ſihſt, wohin du ſihſt, nur Eitelkeit auff Erden,
Was diſer heute baut, reiſt jener morgen ein;
Wo itzund Städte ſtehn, wird eine Wiſen ſeyn,
Auff der ein Schäfers-Kind wird ſpielen mit den Herden.
Was itzund prächtig blüht, ſol bald zutretten werden,
Was itzt ſo pocht und trotzt, iſt Morgen Aſch und Bein;
Nichts iſt, das ewig ſey, kein Ertz, kein Murmorſtein:
Itzt lacht das Glück uns an, bald donnern die Beſchwerden.
Der hohen Thaten Ruhm muß wie ein Traum vergehn;
Sol denn das Spil der Zeit, der leichte Menſch beſtehn?
Ach, was iſt alles diß, was wir nor köſtlich achten,
Als ſchlechte Nichtikeit, als Schatten, Staub und Wind,
Als eine Wiſen-Blum, die man nicht wider find't?
Noch wil, was Ewig iſt, kein einig Menſch betrachten.

5. Thränen des Vaterlandes. (1636.)

WIr ſind doch nunmehr gantz, ja mehr denn gantz verheeret!
Der frechen Völcker Schaar, die rufende Poſaun,
Das nom Blut fette Schwerdt, die donnernde Carthaun,
Hat aller Schweiß und Fleiß und Vorath aufgezehret.
Die Türme ſtehn in Glut, die Kirch iſt umgekehret,
Das Rathauß ligt im Grauß, die Stnrcken ſind zerhaun,
Die Jungfern ſind geſchänd't, und wo wir hin nur ſchaun,
Iſt Feuer, Peſt und Tod, der Hertz und Geiſt durchfähret.
Hir durch die Schanz' und Stadt rinnt nllzeit friſches Blut;
Dreymal ſind ſchon ſechs Jahr, als unſer Ströme Flut,
Von Leichen faſt verſtopft, ſich langſam fortgedrungen.
Doch ſchweig ich noch von dem, was ärger, als der Tod,
Was grimmer, denn die Peſt und Glut und Hungersnoth,
Daß auch der Seelen Schatz ſo nilen nbgezwungen.

6. An Pætum. (1627.)

DV Pætus, du beginſt, die Muſen denn zu haſſen,
Vnd Phillis wird dein Weib, es ſey uns lib und leid,
Die Phillis, die nichts weiß von Ehr und Redlichkeit,
Vnd die ſich ohne Mann hat Mutter nennen laſſen?
Du Thor, du glaubeſt noch, daß itzt auf allen Gaſſen
Ein jeder dir die Braut mißgönn' aus herbem Neid?
Ja wol! der Vogel ſelbſt, der uns die heiſſe Zeit
Anmeldet, wird dir auch ein Hochzeit Lid nerfaſſen.
Dein Glück iſt frevlich groß, du nimſt für eigen an,
Was Quintus hat bezahlt, und doch nicht haben kan.
Lucullus ſeet, dir bleibt der Acker mit den Fruchten.
Stell' alle Sorgen ein, wirff Recht und Bucher hin!
Wenn Phillis muſſig geht, dann trägt es mehr Gewinn,
Als wenn du gantze Jahr' wilſt Zanck und Händel ſchlichten.

7. Morgen Sonnet.

DJe ewig helle Schanr wil nun ihr Licht verſchlieſſen,
Diane ſteht erblaßt, die Morgenrötte lacht
Den grnnen Himmel an, der ſanffte Wind erwacht,
Vnd reizt das Federvolck, den neuen Tag zu aruffen.
Das Leben diſer Welt eilt ſchon, die Welt zu küſſen,
Vnd ſteckt ſein Hnupt empor, mun ſiht der Stealen Pracht
Nun blincken nuff der See. O dreymal höchſte Macht,
Erleuchte den, dee ſich itzt beugt vor deinen Füſſen!
Vertreib die dicke Nocht, die meine Seel umbgibt,
Die Schmertzenfinſternüß, die Hertz und Geiſt betrübt,
Erquicke mein Gemüt, und ſtärcke mein Vertrauen!
Gib, daß ich diſen Tag in deinem Dienſt allein
Zubring; und wenn mein End' und jener Tag bricht ein,
Daß ich dich, meine Sonn, mein Licht, mog ewig ſchauen!

8. Dominus de me cogitat.

IN meiner ersten Blüt, im Fruling zarter Tage
Hat mich der grimme Tod verwaiset, und die Nacht
Der Traurikeit umbhüllt, mich hat die herbe Macht
Der Seuchen außgezehrt. Ich schmacht in stetter Plage,
Ich theilte meine Zeit in Seufftzer, Neid und Klage;
Die Mittel, die ich offt für feste Pfeiler acht,
Die haben (leider!) all' gezittert und gekracht:
Ich trage nun allein den Jammer, den ich trage.
Doch nein' der treue Gott beut mir noch Aug und Hand,
Sein Hertz ist gegen mir mit Vatertreu entbrand,
Er ists, der jderzeit vor mich, sein Kind, muß sorgen.
Wenn man kein Mittel find, sieht man sein Wunderwerck,
Wenn unire Krafft vergeht, beweist er seine Stärck,
Man schaut ihn, wenn man meint, er habe sich verborgen.

9. An Cleandrum.

DU fragst, wie Bibulus die Zeit zu Rom vertreibe?
Er sucht kein' alte Schrifft, noch Bild, noch Buch, wie du,
Er kümmert sich nicht vil, was man zu Hofe thu,
Er fragt nicht, ob der Bapst Bann oder Ablaß schreibe.
Er acht kein Vatican, da ich voll Wunder bleibe,
Er spricht Gesandten nicht, nicht Cardinälen zu,
Er gönnt Gelehrten wol die doch-gewündschte Rud;
Du weißt, daß er sich nicht an Ketzermeister reibe.
Von Kirchen halt er nichts, von Gärten nicht zu vil,
Er lacht, wenn ich die Gruffr der Märtrer suchen wil;
Gut ists, daß er sich nicht auff Liben hat verlibet.
Kein Schauplatz steht ihm an; kein singen geht ihm ein,
Er schläfft, wenn man dem Volck ein künstlich Feur-Werck gibet:
Was hält ihn denn zu Rom lang auff? Albaner Wein!

10. Über sein Sontag- und Feyrtags Sonnette.

IN meiner ersten Blüt, ach! unter grimmen Schmertzen,
Bestürtzt durchs scharffe Schwerdt und ungeheuren Brand,
Durch libster Freunde Tod und Elend, als das Land,
In dem ich auffging, sitt; als toller Feinde Scherzen,
Als Läster Zungen Spott mir rasend drang zu Herzen,
Schrib ich dis, was du sihst, mit noch zu zarter Hand.
Zwar Kindern als ein Kind, doch reiner Andacht Pfand.
Tritt, Leser, nicht zu hart, auff Blumen Erstes Mertzen.
Hie donnert, ich bekenn, mein rauer Abas nicht,
Nicht Leo, der die Seel' auff dem Altar außbricht;
Der Märtrer Helden-Muth ist anders wo zu lesen.
Ihr, die ihr nichts mit Lust, als feembde Fehler zehlt,
Bemüht euch ferner nicht' Ich iag' es, was mir fehlt,
Daß meine Kindheit nicht gelehrt, doch fromm gewesen.

Johann Rist.

Johann Rist, geb. am 8. März 1607 zu Pinneberg im Holsteinischen, besuchte die Schulen in Hamburg und Bremen, worauf er, um Theologie zu studiren, die Universität Rinteln, später die in Rostock, Leipzig, Utrecht und Leiden bezog. Da er außer seiner Berufswissenschaft auch noch Mathematik, Chemie und Medizin betrieb und sich in allen diesen Zweigen nicht unbedeutende Kenntnisse erwarb, so kehrte er mit dem Rufe eines großen Gelehrten in sein Vaterland zurück, das ihn auch mit Ehrenbezeigungen aller Art überhäufte, wozu jedoch das Ansehen, dessen er als Dichter sich erfreute, wohl das Meiste beitrug. So wurde er nicht nur Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft, in welcher er „der Rüstige" hieß, und des Pegnitzordens, unter dem Namen „Daphnis aus Cimbrien", er wurde auch zum kaiserlich gekrönten Dichter, ja selbst zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt, als welcher er selbst eine große Menge von Dichtern krönte. Doch war seine Eitelkeit noch nicht damit zufrieden, und er stiftete selbst eine poetische Gesellschaft, den „Schwanenorden an der Elbe" (S. o. S. 224), in welchem er sich bald „Daphnis", bald „Palatin" nannte. Er starb in Wedel an der Elbe, in der Nähe von Hamburg, wo er seit 1635 als Prediger gewirkt hatte, am 31. Aug. 1667.

Rist's Ansehen als Dichter war unter seinen Zeitgenossen außerordentlich groß, die ihn als den nordischen Apoll, als den Fürsten aller Poeten, den Gott des deutschen Parnasses, den großen Cimberschwan priesen und ihm überhaupt die übertriebenste Verehrung widmeten. Er selbst gab sich übrigens die größte Mühe, dieses Ansehen durch die verschiedenartigsten Mittel zu vermehren, besonders durch das übertriebenste Selbstlob oder pöbelhafte Angriffe auf seine literarischen Gegner, so wie durch Schmeicheleien aller Art, die er an Fürsten und Vornehme oder an Gelehrte und andere Dichter verschwendete. Doch überlebte ihn sein Ruhm nur kurze Zeit, und mit Recht, denn er hatte ihn keineswegs verdient. Zwar kann man ihm ein gewisses Talent nicht absprechen; er schrieb und reimte mit Leichtigkeit, auch gelang ihm das leichte Lied gar nicht übel und er verstand es besonders gut, sich fremde Gedanken anzueignen, und dieselben in einer gefälligen Form vorzutragen. Aber diese Leichtigkeit war eben sein Verderben, denn er verfiel bald in die allergewöhnlichste, und man kann wohl hinzufügen in die allereleendeste Reimerei, welcher jeder Gegenstand gleichgültig war. Aus den Tausenden von größeren und kleineren Gedichten, die er seit seinen Schuljahren schrieb, denn schon damals entwickelte er große Fruchtbarkeit, ließen sich vielleicht einige Dutzend finden, welche recht wohl neben denen besserer Dichter bestehen möchten; allein wer könnte wohl alle seine Sammlungen, sein „Seelenparadies", seine „himmlischen Lieder", seine „Passions-", „Fest-" und „Katechismusandachten", seine „Seelenlust" und „Musikalische Kreuz-, Trost-, Lob- und Dankschule", seinen „Lustgarten" und „Poetischen Schauplatz", seine „Galathea" und „Florabella" und noch viele andere Gedichtsammlungen um sich vereinigen, und wer möchte, wenn es auch gelänge, ihrer aller habhaft zu werden, sich durch die zahllosen Reimereien hindurcharbeiten, um einige wenige gute Gedichte ausfindig zu machen, welche doch die Mühe keineswegs belohnen würden. Denn selbst diese besseren sind im Ganzen wenig erfreulich, weil sie meistens von einer abschreckenden Länge sind, und die guten Gedanken, die ihnen zum Grunde liegen, auf das Vollständigste verwässern. Dies gilt selbst von seinen geistlichen Liedern, die vorzüglich seinen Ruhm begründet haben, und zu ihrer Zeit, wie Neumeister sagt, bis zum Himmel erhoben wurden. Diese Breite, die es auch unmöglich macht, mehrere Gedichte von ihm mitzutheilen, rührt namentlich daher, daß er es nicht verstand, die Verhältnisse und Zustände in großen Massen und Bildern zusammenzufassen, indem er vielmehr Alles in kleinere Bildchen auflöste, die er, meistens ohne lebendigen Zusammenhang aneinander reihte. Solcher Art ist z. B. sein bekanntes Gedicht „Germania's Klagelied", welches in 15 Strophen weit weniger Inhalt hat, als das Sonett „Thränen des Vaterlandes", in welchem A. Gryphius den nämlichen Gegenstand behandelt. Nicht gerade die schlechtesten, aber doch herzlich matt und prosaisch sind bei aller Geziertheit die vielen „Schäfergedichte", in denen kaum Ein guter Gedanke oder Eine ächt poetische Auffassung zu finden ist. Unter seinen geistlichen Liedern, deren er 658 geschrieben

hat, finden ſich mehrere, die allerdings einige gute Stellen haben, und die daher auch in die Geſangbücher aufgenommen worden ſind; bei weitem die meiſten aber ſind, wenn auch fließend und correct geſchrieben, nur gereimte Proſa, ohne Innigkeit und ohne Schwung, den er oft durch hochtrabende Phraſen zu erſetzen ſucht. Freilich ſind viele auf Verhältniſſe geſchrieben, die ihm ganz entfernt lagen (ſo dichtete er geiſtliche Lieder für Soldaten, für Handwerksburſchen, für Reiſende, ſogar Höllen- und Himmelslieder); er hatte aber viel zu wenig ſchaffendes Talent, als daß er ſolche ihm fremdartige Verhältniſſe hätte beherrſchen und poetiſch auffaſſen oder gar geſtalten können.

Ein Abendgeſang.

1. WErde munter mein Gemühte,
Und ihr Sinne geht herfür,
Daß ihr preiſet Gottes Güte,
Welch' er hat gethan an mir,
Als Er Mich den ganzen Tag
Für ſo mancher ſchweren Plag'
Hat erhalten und beſchützet,
Daß Mich Satan nicht beſchmitzet.

2. Lob und Danck ſey dir geſungen,
Vater der Barmhertzigkeit,
Daß Mir iſt mein Werck gelungen,
Daß du mich für allem Leid'
Und für Sünden mancher Art
So getreulich haſt bewahrt,
Auch die Feind hinweg getrieben,
Daß Ich nahe ſchädigt blieben.

3. Keine Klugheit kan verſtehen
Deine Güt und Wunderthat,
Ja, kein Menſchenkind kan ſehen,
Was dein Hand erwieſen hat:
Deiner Wohlthat iſt zu viel.
Sie hat weder Maaß noch Ziel.
HErr, du haſt mich ſo geführet,
Daß kein Unfall mich berühret.

4. Dieſer Tag iſt nun vergangen,
Die betrübte Nacht beicht an,
Es iſt hin der Sonnen Prangen,
Welch' Uns all' erfreuen kan.
Siehe mir, o Vater, bey,
Daß dein Glantz ſtets vor mir ſey,
Und mein kaltes Hertz erhitze,
Wenn ich gleich im Finſtern ſitze.

5. HERR, verzeihe mir aus Gnaden
Alle Sünd' und Miſſethat,
Die mein armes Hertz beladen
Und ſo gahr vergiftet hat,
Daß auch Satan bös und ſtill
Mich zur Höllen ſtürtzen will;
Aber, Herr, du kanſt mich retten,
Straffe nicht mein Uebertretten.

6. Bin ich gleich von Dir gewichen,
Stell' ich mich doch wieder ein,
Hat uns doch dein Sohn verglichen
Durch ſein Angſt und Todes Pein.
Ich verläugne nicht die Schuld,
Aber deine Gnad' und Huld
Iſt viel gröſſer, als die Sünde,
Welch' ich ſtets in mir befinde.

7. O du Liecht der frommen Seelen,
O du Glantz der Ewigkeit,
Dir will ich Mich gantz befehlen
Dieſe Nacht und allezeit.
Bleibe doch, mein GOtt, bey mir,
Weil es nunmehr dunckel ſchier,
Und ich mich drob ſehr betrübe,
Tröſte mich mit deiner Liebe!

8. Schütze mich fürs Teufels Netzen,
Für der Macht der Finſternüß,
Die mir manche Nacht zuſetzen,
Und erzeigen viel Verdruß.
Laß mich dich, O wahres Liecht,
Nimmermehr verlieren nicht:
Wenn ich dich nur hab' im Hertzen,
Fühl' ich nicht der Seelen ſchmertzen.

9. Wenn mein' Augen ſchon ſich ſchlieſſen,
Und ermudet ſchlaffen ein,
Muß mein Hertz dennoch geküſſen
Und auff dich gerichtet ſeyn.
Meiner Seele mit Begier
Träume ſtets, O Gott, von dir,
Daß ich käſt an dir bekleibe,
Und auch ſchlaffend dein verbleibe.

10. Laß mich dieſe Nacht empfinden
Eine ſanfft und ſüſſe Ruh',
Alles Ubel laß verſchwinden,
Decke mich mit Segen zu:
Leib und Seele, Muht und Blutt,
Weib und Kinder, Haab und Gutt,
Freunde, Feind' und Hausgenoſſen,
Sind in deinen Schutz geſchloſſen.

11. Ach, bewahre mich für Schrecken,
Schütze mich für Ubelfall,
Laß mich Kranckheit nicht aufwecken,
Treibe weg des Krieges Schall,
Wende Feur und Waſſersnoht,
Peſtilentz und ſchnellen Tod;
Laß mich nicht in Sünden ſterben,
Noch an Leib' und Seel' verderben'

12. O du groſſer Gott, erhöre,
Was dein Kind gebeten hat!
Jeſu, den ich ſtets verehre,
Bleibe ja mein Schutz und Raht,
Und mein Hort, du wehrter Geiſt,
Der du Freund und Tröſter heiſt,
Hörr doch mein ſehnliches Flehen:
Amen, Ja, das ſol geſchehen!

Zacharias Lundt.

Zacharias Lundt aus Rübel im Herzogthum Schleswig, wo er am 5. April 1608 geboren wurde, beſuchte ſeit 1628 das Gymnaſium in Hamburg, ſpäter die Univerſitäten Leipzig, Wittenberg und Königsberg. Er hatte ſich anfänglich der Theologie widmen wollen, doch ward er durch hiſtoriſche und philologiſche Studien derſelben entfremdet; auch war er in Wittenberg durch ſeinen Lehrer Aug. Buchner für die neuerwachte deutſche Dichtkunſt gewonnen worden. Nachdem er, von der Univerſität zurückgekehrt, ſechs Jahre als Privatlehrer gewirkt und umſonſt auf eine Anſtellung gewartet hatte, begleitete er einige Jünglinge auf Reiſen, auf welchen er den größten Theil von Deutſchland und andere Länder beſuchte. Nach ſeiner Rückkehr ward er 1645 Rector der lateiniſchen Schule zu Herloſ in Seeland, dann Bibliothekar des däniſchen Reichsgrafen Seefeld und endlich königl. däniſcher Hofſecretär und Vicarius des Stiftes Aarhus, als welcher er den 8. Juni 1667 ſtarb.

Um Lundt als Dichter gerecht zu beurtheilen, braucht man ihn nur neben Riſt zu ſtellen. Beide waren Zeitgenoſſen und Landsleute, beide hatten ihre Schulbildung vielleicht zu gleicher Zeit und an demſelben Gymnaſium erhalten, beide hatten ſich als Dichter ganz nach Opitz gebildet; aber wie verſchieden zeigen ſie ſich in ihren Dichtungen. Wir ſtehen nicht an, zu behaupten, daß ein Lied des Einen mehr werth iſt, als die ſämmtlichen Gedichte des Andern. Bei Lundt iſt alles Leben und Wahrheit, man findet keine Spur von der ſchwerfälligen Breite, die uns in Riſt ſo anwidert. Allerdings hat ſich Lundt, wie ſeine Zeitgenoſſen beinahe ohne Ausnahme, nach fremden Muſtern gebildet, beſonders nach den Franzoſen und Holländern, und viele ſeiner Gedichte mögen Ueberſetzungen ſein; aber ſie ſind auch als ſolche von Werth, weil er die Leichtigkeit und geiſtreiche Beweglichkeit ſeiner Vorbilder mit entſchiedenem Glücke bewahrt. Die Gedanken,

die er behandelt, sind einfach, aber ihnen entspricht auch die einfache, leichte und heitere Darstellung. Heiterkeit ist überhaupt der Grundzug seines dichterischen Charakters, und er weiß auch da anmuthig und geistreich zu scherzen, wo der Gegenstand dem Scherze zu widerstreben scheint, z. B. in dem „Lobe des Höckers". Ein Freund hat seine Geliebte verlassen, weil sie einen Höcker trägt. „O geh wieder in die Schule," ruft er ihm zu, „Lerne noch, was du nicht weißt, Was vollkommen ist und heißt." Vollkommen aber, fährt er fort, ist in der ganzen Welt nur das Runde: Sonne, Mond und Erde, selbst der Regentropfen ist rund; rund sind die Bäume, die Rosen und der Thau; „Selbst der Mensch, die kleine Welt, Ist in runder Art gestellt. — Schau die allerschönsten Weiber! Alles ist an ihnen rund: Runde Wangen, runder Mund, Runde Arm' und runde Leiber, Runde Nas' und rundes Kinn, Runde Köpfe, runder Sinn." — „Nun (schließt er) so geht nach diesem allen Runder Rücken ebnem für; Ja ich weiß, daß selbst auch dir Runde Verse baß gefallen. Rund und wankend ist das Glück, Fest und steif ein runder Rück." Von der nämlichen Heiterkeit erfüllt ist ein Hochzeitsscherz, in welchem er mit gar ernster Miene dem Bräutigam und der Braut die Sorgen aufzählt, die sie im Ehestande erwarten; aber dann plötzlich zur Schilderung der Freuden übergeht, denn, sagt er, wozu hülfe es den Leuten das Herz schwer zu machen, da sie sich doch nicht abwendig machen lassen, was man ihnen auch vorpredigen mag. Viele seiner Lieder, so auch der unten mitgetheilte „Traum" (2) haben eine epische Unterlage, und gewinnen dadurch eine erfreuliche Lebendigkeit und Anschaulichkeit. Aber auch selbst wo dies nicht der Fall ist, weiß er der Darstellung eine Bewegung zu geben, von welcher Rist z. B. keine Ahnung hatte.

1. Wie Liebe bindet.

1. FReilich kan vns Liebe binden;
Aber, Schönste, nicht die Hund.
Was hilffe schöne Bänder winden?
Liebe brauchet gar kein Band;
Liebe muß das Hertze fassen,
Liebe muß nicht abelassen.
2. Freilich kan vns Liebe binden,
Aber nicht durch Reim' allein.
Wörter müssen bald verschwinden,
Liebe wil beständig seyn:
Sie darff keine Verse schreiben,
Was sie band, muß doch fest bleiben.
3. Freilich kan vns Liebe binden,
Warumb nber diesen Tag?
Wird man denn mehr keinen finden,
An dem Liebe binden mag?
Liebe wil nicht seyn gebunden,
Bindet selber Tag vnd Stunden.
4. Freilich kan vns Liebe binden,
Lösen aber ist ein Tandt;
Wer mag wol die Kunst erfinden,
Auffzulösen Liebesband?
Liebe bindet gar zu fest,
Das sich nicht leicht lösen läßt.
5. Nun so seyd durch sie gebunden,
Nicht durch Band vnd Wort allein!
Ihr solt alle Tag vnd Stunden
Fort vnd fort gebunden seyn,
Biß ihr werdt die Lust empfinden,
Wie die Liebe pflegt zu binden.

2. Der Trawm.

1. HJlff Gott, was hab ich heint zu Nacht im Trawm gesehen!
Ich sah mein schönstes Lieb vor meinem Bettr stehen,
Süß waren ihre Wort', ihr Hertz war voller Ruh,
Ihr' Augen warffen mir viel Liebes-Zeichen zu.
2. Ich weckte mein Gemüht vnd fing fast an zu klagen
Der langen Ewigkeit so vieler schweren Tagen,
Des Lebens ohne Freud, des Endes ohne Schmertz,
Vnd ihrer stählern Seel' in einem eysern Hertz.
3. Auß meinen Augen kam ein Thränen-Strom geflossen,
Die Seufftzer wolten mir das Hertze schier abstossen,
Ich bate sie vmb Gnad, umb Endschafft meiner Noth,
Jetzt buech die Gegenlieb, dann einen schnellen Todt.
4. Sie schloß ihr Kästlein auff, das Kästlein voller Kusse,
Den Hafen meiner Wündsch', die Fessel meiner Füsse;
Die Lippen regten sich, indem sie also sprach
„Was sol diß Trawren seyn? was Klag' und Vngemach?
5. Sieh', die dich hat verwundt, kan wiederumb verbinden,
Vnd die dir zoenig war, solst du jetzt günstig finden!
Sie setzet zwar in Noth, verzuckert doch die Pein,
Sie wechselt Hertz vmb Hertz vnd wil dein eigen seyn!"
6. O Schlaff! O süsser Schlaff! Ich lag in Venus Wiegen;
Doch ach! wie kan das Glück die Träumenden betriegen!
Ich hatt' an ihren Mund den meinen kaum gedracht,
Ach! kurtze Trawmeslust! In dem war ich erwucht.
7. Vnd ob ich gleich versucht, eins wieder ein zu schlaffen,
Vnd durch deegleichen Trawm mir newe Lust zu schaffen,
So war es doch umbsonst! Ich fandt nicht ohne Pein
Noch meine Frewde falsch, mein Angst noch wahe zu seyn.

3. Vogelfrey.

1. Als der Vogel, der dem Bogen
Vnd dem Tode ist entflogen,
Da der Vogler auff seim Heerd
Ligt vnd lauret, pfeifft vnd singet,
Biß er sie ins Netze dringet,
Als ihn die Erfahrung lehrt;
2. Schwingt sich in die hohe Lüfften,
Dann durch Wälder, dann durch Klüfften,
Dann auff einen grünen Ast;
Vnd bald unter sich auff Erden
Andre sieht gefangen werden,
Singt von erst entgangner Last.
3. Also nun ich auch entbunden,
Frey und heyl von Liebeswunden,
Sing und sag ich nur von Frewd,
Weis von sorgen, weder zagen,
Weder Seufftzen, weder Klagen,
Weder Furcht vor fernerm Leid.
4. Weg, Cupido, Gallen-Schencker,
Weg, du blinder Hertzen-Hencker,
Nun ich einmal ledig bin,
Nun ich frey von Liebes Bänden,
Solt du mich nicht mehr verblenden,
Noch verleiten meinen Sinn.
5. Wirff frey von dir deine Seile;
Deinen Bogen, deine Pfeile,
Deinen Kocher brich entzwey,
Deine Fackel leg jetzt nieder,
Geh und komm mir nimmer wieder:
Ich bin froh, daß ich bin frey.
6. Danck hab alles sawer sehen,
Danck hab alles honisch schmehen,
Danck hab ihr verbärtes Hery,
Danck hab alles spöttisch sprechen,
Danck hab alles heimlich stechen,
Daß gemindert ist mein Schmertz.
7. Hette sie mich nicht betrübet,
Vnd mich, wie ich sie, geliebet,
Wer sie nicht so hart gewest,
Hette sie mich flugs verbunden,
Seß ich heut zu dieser Stunden
In der Noth noch eben fest.

Andreas Heinrich Bucholtz.

Andreas Heinrich Buchholtz (oder Buchholtz) ist vorzüglich durch seine Romane berühmt geworden, von denen erst später die Rede sein kann, doch muß er auch schon hier, wenn auch nur in ra-

ſcher Ueberſicht, wegen ſeiner geiſtlichen Gedichte erwähnt werden. Er wurde am 25. Nov. 1607 zu Schöningen im Herzogthum Braunſchweig geboren, bezog 1628 die Univerſität Wittenberg, um Theologie zu ſtudiren, und trat ſchon im J. 1632 in das praktiſche Leben. Zuerſt verwaltete er das Conrectorat in Hameln, wurde im J. 1637 Rector in Lemgo, von wo ihn aber, wie ſchon früher von Wittenberg, die Kriegsunruhen vertrieben. Er flüchtete nach Rinteln, und hielt dort Vorleſungen über verſchiedene Gegenſtände mit ſolchem Beifall, daß er im J. 1641 zum Profeſſor der Philoſophie und Dichtkunſt ernannt wurde. Im J. 1663 wurde er zum Superintendenten und Hofprediger nach Braunſchweig berufen, wo er am 20. Mai 1671 ſtarb.

Unter ſeinen zahlreichen geiſtlichen Gedichten iſt zunächſt der „Deutſche poetiſche Pſalter Davids" (Rinteln 1640) zu erwähnen, eine gereimte Ueberſetzung oder vielmehr breite Umſchreibung der Pſalmen, in welcher der hohe, feurige Geiſt der Urſchrift bis zur Unkenntlichkeit verwäſſert iſt. Und doch ſcheint ſie zu ihrer Zeit gefallen zu haben, da er ſie ſpäter als erſten Theil ſeiner „Geiſtlichen deutſchen Poemata" (Braunſchw. 1651) wieder herausgab. Der zweite Theil enthält größere religiöſe Gedichte, z. B. eine gereimte Kirchengeſchichte. In denſelben hat er nach der Vorrede die Erbaunng „mit der Erluſtigung verbinden" wollen, weshalb er ſich zu entſchuldigen für nöthig erachtet, „denn", ſagt er, „ohne die Einmiſchungen ſolcher Verblümungen würde das Werklein ſeiner gebürlichen Anmuht beraubet werden." Das erſte iſt zugleich das bedeutendſte: „Betrübte und getröſtete Sion" in zwei Theilen, in deren erſtem „die nohtleidende Kirche Gottes über die langwierige elende Krieges-Laſt und ſehr ärgerliche Glaubens-Spaltung ihre ängſtige Klage führet". Die Kirche iſt als Braut Chriſti perſonificirt; ſie beginnt mit der Klage über den ihr geraubten Schmuck, und gedenkt der Zeit, da ihr Bräutigam ſie liebkoſte, wobei der Dichter die meiſten Bilder und Ausdrucksweiſen des Hohenliedes benutzt. Damals, jammert die Kirche, war ſie von aller Furcht befreit, Niemand wagte, ihr Böſes zu thun, da ſie mit des Geliebten Hülfe die mächtigſten Feinde beſiegte und vor dem Schall ihrer Poſaunen ſelbſt Mauern niederſtürzten. Nun habe ſie aber ihr Geliebter verlaſſen und ſie dem größten Elend Preis gegeben. Ihre Schweſter im Oſten (die griechiſche Kirche) ſei von den Türken hart bedrängt, und ihr würde es nicht beſſer gehen, denn die Streitigkeiten unter Katholiken, Lutheranern und Calviniſten öffneten den Feinden den Weg. Dieſe ganze Stelle iſt breit und proſaiſch; die darauf folgende Bitte der Kirche an ihren Bräutigam, ſich ihrer wieder anzunehmen, iſt lebendiger, beſonders wenn ſie die Schönheit des Geliebten ſchildert, wobei freilich die Farben wieder dem Hohenliede entnommen ſind. Im zweiten Theil hält Gott der Kirche ihre Sünden vor, worauf er ſie tröſtet und ſie ſeiner Gnade verſichert. Derſelbe, der noch bedeutungsloſer iſt, als der erſte, iſt in Alexandrinern geſchrieben, während jener in Strophenform abgefaßt iſt. Das Beſte, was er gedichtet, iſt ein größeres, ſo viel wir wiſſen noch nirgends genanntes Gedicht, „Chriſtliche Weinacht-Frewde vnd hertzlicher Friedes-Wunſch" (Rinteln 1643. 4.), in welchem ein Anflug von wahrer Begeiſterung nicht zu verkennen iſt, die aber freilich nur zu oft von matten und proſaiſchen Stellen unterbrochen wird. Das Gedicht iſt aber auch durch die Form bemerkenswerth, da es in der italieniſchen Octave geſchrieben iſt, welche trotz dem Vorgange Dietrichs von dem Werder wenig bearbeitet wurde. — Bucholtz hat auch eigentliche Kirchenlieder gedichtet (ſie ſtehen nebſt Reimgebeten in den „Chriſtlichen Hausandachten", Braunſchw. 1663), aber auch dieſe ſind von keiner großen Bedeutung, obgleich mehrere in die Geſangbücher übergegangen ſind (z. B. Kommt, laßt uns doch anhören Die Vögel durch den Wald). Endlich bemerken wir noch, daß Bucholtz es zuerſt verſucht hat, die Oden des Horaz in deutſche Reime zu bringen (Rinteln 1659).

Georg Neumark.

Georgius Neomarcus P. L. Serenissimi Principis Saxo-Vinar. GERMINA SCENS.

Georg Neumark, geb. den 16. März 1621 zu Mühlhauſen in Thüringen, beſuchte ſeit 1630 das Gymnaſium in Schleuſingen, und ging wegen der Kriegsunruhen, die das Leben beſonders im mittleren Deutſchland unſicher machten und die zum Studiren nöthige Ruhe nicht verſtatteten, im Jahr 1642 nach Königsberg, um die Rechtswiſſenſchaft zu ſtudiren, beſchäftigte ſich aber zugleich mit Muſik, zu welcher er großes Talent hatte, und mit der Dichtkunſt, wodurch er ſich in Königsberg ſowohl, als ſpäter in Danzig und in Thorn manche Freunde und Gönner erwarb. Beſonders fühlte er ſich in letzter Stadt, in welcher er die Jahre 1649 und 1650 verlebte, ſehr glücklich und er trennte ſich nur mit Schmerz von den vielen Lieben, die er dort gefunden, um in ſein Vaterland zurückzukehren. Auf der Rückreiſe gerieth er in Hamburg in die größte Noth, ſo daß er ſogar ſeine Kniegeige, die ihn auf

allen seinen Wanderungen begleitet hatte, versetzen mußte*). Als jedoch die Noth am höchsten war, kam auch die Rettung; in Folge dringender Empfehlung und glücklich bestandener Prüfung nahm ihn der schwedische Resident, Schering Rosenhan zum Secretär mit 100 Thalern Besoldung. Als Neumark sein geliebtes Instrument wieder einlöste, soll er das schöne Lied, „Wer nur den lieben Gott läßt walten" (3), gedichtet haben, und nachdem er es auch componirt hatte, spielte er es das erste Mal unter Vergießung vieler Thränen. Im Jahr 1651 wendete er sich nach Weimar, wo er theils durch den Einfluß seines mütterlichen Oheims Platzner, welcher dort Hof- und Consistorialrath war, theils in Folge des schon gewonnenen Rufes als Dichter, von dem Herzoge Wilhelm IV., der ein Freund der deutschen Dichtkunst und Oberhaupt der Fruchtdringenden Gesellschaft war, und dem er sich durch Uebersendung einiger poetischen Schriften empfohlen hatte, zum Kanzleiregistrator und Bibliothekar ernannt wurde. Im Jahr 1653 wurde er unter dem Namen des „Sprossenden" in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, und drei Jahre später erhielt er die Stelle eines „Erzschreinhalters" derselben, als welcher er zur Belebung des Ordens wesentlich beitrug, dessen Geschichte er auch unter fleißiger Benutzung des Archivs beschrieb („Der neusprossende Palmbaum" Nürnberg 1668). Im Jahr 1679 wurde er auch Mitglied des Blumenordens unter dem Namen „Thyrsis II. oder der Oberfächsische". Früher schon war er zum herzoglichen Archivsecretär befördert und zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt worden. Bald nach dem Tode des letzten Oberhauptes des Palmenordens starb auch (am 8. Juli 1681) Georg Neumark, dessen letzter Erzschreinhalter.

Neumark hat geistliche und weltliche Lieder geschrieben, aber es sind nur die ersteren von Bedeutung, weil nur diese aus der innersten Tiefe seines Gemüths entsprungen sind, während es bei den letzteren unbetheiligt blieb. Er hatte nur für Einen Gedanken Raum: es war dies der Glaube an Gott, an seine Allmacht und seine unerschöpfliche Güte; dieser Gedanke erfüllte seine Seele so ganz ausschließlich, daß er alle übrigen Welt- und Lebensverhältnisse nur mit dem kalten reflectirenden Verstande auffaßte. Wenn er jenen Ton anschlug, so erschlossen sich alle bildenden Kräfte seiner Seele, und es entströmten ihr die herrlichsten Gesänge, voll wahrer Begeisterung, Tiefe des Gefühls und Innigkeit der Empfindung, Gesänge, die uns um so mächtiger ergreifen, als sie fein auch in den schwersten Prüfungen unwandelbares, im Glück und Unglück gleich kräftiges Vertrauen auf Gott in den einfachsten Ausdrücken darstellen.

So trefflich aber seine geistlichen Lieder sind, so bedeutungslos sind seine weltlichen Gedichte, und zwar nicht bloß die zahlreichen Gelegenheitsgedichte, die er zum Lobe des Herzogs, oder bei festlichen Gelegenheiten in der Familie desselben verfaßte, sondern auch diejenigen Lieder, durch welche er die Pegnitzschäfer gewinnen wollte, und auf welche er daher die größte Mühe und seine ganze Kraft verwendete. Alle sind trocken, matt, prosaisch, so daß selbst die reine Sprache und die leichte Darstellung ohne Eindruck bleibt. Hat er auch einmal einen guten Gedanken, so weiß er ihn nicht zu benutzen, oder ihm eine poetische Seite abzugewinnen, so sehr er ihn auch hin- und herwendet. Gewöhnlich fühlt er selbst, daß seine Seele verschlossen bleibt und dann sucht er den Mangel an poetischer Entfaltung durch Anhäufung von Beispielen aus der Geschichte zu ersetzen, oder er nimmt seine Zuflucht zu Reimspielen nach Art der Nürnberger (4).

1. Trostlied.

1. SEy nur getrost und unverzaget,
Wenn Dich, o Israel, mein Kind,
Betrübniß, Angst und Wehmuth plaget,
Wenn Dir der Nördlich Unglükswind
Mit seinem Sturm und starkem Sausen
Wil rasend unter Augen Brausen.

2. Steh als ein Mann, laß dich nicht schrekken,
Halt aus und bleibe fest bestehn,
Laß Dir es keine Furcht erwekken,
Laß dieses Wetter über gehn:
Da wirst sehr grosse Freud' empfinden,
Nach diesen herb- und rauhen Winden.

3. Laß ab von deinen schweren Sorgen,
Ich habe ja mein Angesicht
Nur eine kleine Zeit verborgen,
Und von Dir, Israel, geeicht;
Ich wil nur sehn in solchen Fällen,
Wie Du, mein Kind, Dich un wirst stellen.

4. Ich wil ein wenig nur versuchen,
Wie groß doch deine Liebe sey,
Ob Du Mir auch wirst trotzig fluchen,
Und wie beständig deine Treu,
Ich steupe Dich, um zu- zu- sehen,
Wie Du bei deinem Gott wirst stehen.

5. Ich habe Dich bey deinem Nahmen
Geruffen und Mir auserwehlt,
Ich habe Dich und deinen Stahmen
Erlöset und mang Die gezählt,
Die sich gehorsamlich erzeigen,
Denn, Israel, Du bist mein eigen!

6. Geh sicherlich durch Wasserflahten,
Du wirst ganz unverletzet gehn,
Geh ungescheut durch Feuersglahten,
Kein Brandmal wird man an Dir sehn,
Denn Ich wil alzeit bei Dir bleiben,
Und allen Unfall von Dir treiben.

7. Kan Ich Dich nun in Diesen schützen,
Was meinstu wol, mein Israel,
Was Ich Die werde können nützen,
Wenn Dich betreffen andre Fäll'?
Ich bin dein Heyland, dein Gereiter,
Drüm fürcht Dich nicht im Unglükswetter!

2. Bußlied.

1. HAlt inn, o grosser Gott, zu strafen,
Wenn sich Dein Zornenfeur entzündt;
Wenn Huld und Gunst bey Dir entschlafen,
So steuf doch nicht Dein Sündenkind!
Ach schone meiner, liebster Gott,
Und mache Mich nicht gar zu Spott!

2. Schau, wie Ich bin mit Angst beladen,
Wie Ich mein böses Thun bereu'!
Ach Gott, erbarme Dich aus Gnaden,
Und dänk an Deine Vatertreu'!
Es kan, wenn Du nach Recht wilst gehn,
Kein Mensche nicht vor Dir bestehn.

3. Ich lege mich zu Deinen Füssen;
Ach HErr, verstoße mich doch nicht,
Laß Mich der Vatergunst genießen,
Und geh mit Mir nicht ins Gericht'
Ach nim Mich anf and sieh nicht an,
Daß Ich so wieder Dich gethan!

4. Errette Mich aus vielen Nöhten,
Reiß Mich aus dieser Unglütsee,

*) Wahrscheinlich dichtete er damals, um der Verzweiflung zu entgehen, seine schönen Trost- und Bußlieder, „Sey nur getrost und unverzagt" (1), „Halt ein, o grosser Gott" (2) und einige andre, doch könnte er auch mehrere derselben schon vorher verfaßt haben, da er während seines Aufenthaltes in Konigsberg mehrfache schwere Prüfungen zu bestehen hatte; unter andern verzehrte ihm eine Feuersbrunst im Jahr 1646 seine ganze Habe „bis auf den letzten Heller".

Die mich gedränket faſt zu tödten,
Daß Ich darinn nicht umkeegeh'!
Im Fall Du nicht wirſt bey mir ſtehn,
So iſt es bald mit Mir geſchehn.

5. Ich muß es zwar, mein Gott, bekennen,
Daß meine Sünd und Miſſethat
Die rechte Quelle ſey zu nennen
Daß, was mich nun befallen hat,
Und daß mein eigne Schnödigkeit
Mich hat geſtürzt in dieſes Leid.

6. Drüm will Ich gerne ſtille halten,
Und leiden alles mit Geduld;
Laß aber über mich auch walten,
Mein liebſter Vater, Deine Huld,
Und mach es endlichen alſo,
Daß Ich auch wieder werde froh!

3. Troſtlied.

1. WEr nur den lieben GOtt läſt walten,
Und hoffet auf Ihn allezeit,
Der wird Ihn wunderlich erhalten,
In aller Noht und Traurigkeit.
Wer GOtt dem Allerhöchſten traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

2. Was helfen uns die ſchwere Sorgen?
Was hilft uns unſer Weh und Ach?
Was hilft es, daß wir alle Morgen
Beſeufzen unſer Ungemach?
Wir machen unſer Kreuz und Leid
Nur größer durch die Traurigkeit.

3. Man halte nur ein wenig ſtille,
Und ſey doch in ſich ſelbſt vergnügt,
Wie unſers GOttes Gnadenwille,
Wie ſein Allwiſſenheit es fügt;
GOtt, der uns Ihm hat auserwehlt,
Der weis auch ſehr wohl, was uns fehlt.

4. Er kennt die rechte Freudenſtunden,
Er weis wohl, wenn es nützlich ſey;
Wenn GOtt uns nur hat treu erfunden,
Und merket keine Heucheley,
So kömmt GOtt, eh wir uns verſehn,
Und leſſet uns viel Guts geſchehn.

5. Denk nicht in Deiner Drangſalshitze,
Daß Du von GOtt verlaſſen ſeyſt,
Und daß GOtt dem im Schoße ſitze,
Der ſich mit ſtetem Glükke ſpeiſt.
Die Folgezeit verändert viel,
Und ſetzet Jeglichem ſein Ziel.

6. Es ſind zu GOtt ſehr ſchlechte Sachen,
Und iſt dem Höchſten alles gleich,
Den Reichen klein und arm zu machen,
Den Armen aber groß und reich.
GOtt iſt der rechte Wundermann,
Der bald erhöhn, bald ſtürzen kan.

7. Sing, bet, und geh auf GOttes Wegen,
Verricht das Deine nur getreu,
Und trau des Himmels reichem Segen,
So wird Er bey Dir werden neu.
Denn Welcher ſeine Zuverſicht
Auf GOtt ſetzt, den verläſt er nicht!

4. Kettenreime.

Groſſer GOTT

Streue	deinen göldnen	Regen	auf dieß Paar und Sie er-	freue,
Schaue	Sie in vollem	Segen	und mit Neetar Sie be	thaue,
Blikke	Deiner Gütig	keit	wollen Sie in gutem	Glükke
Sehen	lange Jahr und	Zeit	als den grauen Neſtor	ſtehen:
Fernen	ſoll ſich alles	Trübe	von den ädlen Fürſten	fernen,
Leiden,	Haß und Zwiſt der	Liebe	ſoll ſich weit von Ihnen	ſcheiden:
Kertzen	der getreuen	Gunſt	blinket ſtets in ihren	Hertzen,
Leget	täglich zu der	Brunſt,	was da keuſche Flammen	heget,
Sachſen	wolle durch die	Beide	als ein grüner Palmbaum	wachſen,
Deſſen	Zweige vollee	Freude	an der Mehrung unſer	meſſen,
Spreſſen,	grünen alle	Jahr	von dem Himmel wohl be	goſſen:
Amen	ſpricht alt Hürten	ſchaur	in des Allerhöchſten	Ruhmen.

Georg Philipp Harsdörffer.

Einer der Stifter des Pegnesiſchen Blumenordens, iſt Georg Philipp Harsdörffer auch bei weitem der talentvollſte unter den Pegnitzſchäfern, und er würde, wenn er ſich nicht der affektirten Richtung, welche jenen Orden bezeichnet, allzuſehr hingegeben hätte, ohne Zweifel eine weitaus bedeutendere Stellung in der Geſchichte unſerer Literatur einnehmen, als ihm jetzt zugewieſen werden kann. Harsdörffer, den 1. Nov. 1607 in Nürnberg geboren, erhielt eine ſehr ſorgfältige Erziehung, ſo daß er ſchon in ſeinem 16. Jahre die Hochſchule in Altdorf beziehen konnte, welche er 1626 mit der in Straßburg vertauſchte. Neben dem Studium der Rechtswiſſenſchaft betrieb er Philoſophie, Mathematik, Geſchichte, alte und neue Sprachen mit ſolchem Erfolg, daß er von ſeinen großen Reiſen, durch Frankreich, Holland, Deutſchland und Italien den größten Nutzen zog. Er ſammelte auf denſelben nicht allein mannigfaltige Lebenserfahrungen, er bereicherte auch ſeine Kenntniſſe in ſo reichem Maße, daß ſeine Gelehrſamkeit allgemeine Bewunderung erregte. Auch in ſeiner Heimat, in welche er im Jahr 1631 zurückgekehrt war, wurde ſeine vielſeitige Tüchtigkeit bald anerkannt, und da er zudem aus einem der älteſten Patriziergeſchlechter ſtammte, gelangte er bald zu den höchſten Staatsſtellen; nachdem er längere Zeit Mitglied des Stadt-Gerichts geweſen, wurde er im Jahr 1655 einſtimmig in den Hohen Rath gewählt. Noch ſchmeichelhafter waren die Huldigungen, die ihm aus den übrigen Theilen Deutſchlands zuſtrömten; wir erwähnen bloß, daß er im Jahr 1642 unter dem Namen des „Spielenden" (welchen er ſeinen „Frauenzimmer-Geſprächſpielen" verdankte) in den Palmenorden und 1644 in die Deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft, in welcher er der „Kunſtſpielende" hieß, aufgenommen wurde. In dem von ihm mitgeſtifteten Blumenorden (1644) führte er den Namen „Strephon". So thätig er in der Verwaltung ſeiner Aemter war, ſo fand er doch noch Muße zu zahlreichen gelehrten Arbeiten, die zu ihrer Zeit große Anerkennung fanden, aber doch keinen bleibenden Werth hatten, ſo daß ſie jetzt kaum mehr genannt werden; eben ſo thätig war er als Dichter, ſo daß der Geſchichtſchreiber des Blumenordens nicht weniger als 36 Schriften in mehr als 50 Bänden von ihm über die verſchiedenartigſten Gegenſtände in deutſcher und lateiniſcher Sprache aufzuführen weiß. Es iſt daher glaublich, was Birken von ihm berichtet, daß er nämlich mit gleicher Leichtigkeit in deutſcher und lateiniſcher Sprache ſchrieb, und ſeine Schriften, wie ſie ihm aus der Feder auf das Papier floſſen, zum Druck übergeben habe. So lebte Harsdörffer, glücklich durch ſeine Thätigkeit, die Achtung ſeiner Mitbürger und die Liebe der Seinigen in den angenehmſten Verhältniſſen, bis ihn der Tod am 22. Sept. 1659 abrief.

Wie die Geſellſchaft der Pegnitzſchäfer von Hars-

Georg Philipp Harsdörffer

dörffer in Verbindung mit seinem Freunde Klaj gegründet worden ist, so haben ihr auch beide den Charakter aufgedrückt, den sie so lange bewahrte, als sie nach Außen wirkte. Wahrscheinlich wurde Harsdörffer während seines Aufenthaltes in Italien für die Richtung gewonnen, der er später in Deutschland so weit verbreiteten Eingang verschaffte; jedenfalls wurde Marino schon früh sein Vorbild, und das erste Werk, mit welchem er öffentlich auftrat, war die Uebersetzung der „Dianea" des Italieners Loredano. Ob er gleich aber jedenfalls wesentlich dazu beitrug, die oben (S. 223) näher bezeichnete Richtung zur Geltung zu bringen, so verirrte er sich nicht so tief in die Abwege, in welche die andern Pegnitzschäfer geriethen, wovor ihn sein im Ganzen gesunder und praktischer Sinn bewahrte. Er ist zwar auch der Ansicht, daß die wahre Poesie nur im Schäferleben zu finden sei, weil sich der Mensch nur in diesem Zustande frei und natürlich entwickeln könne, er ist daher bei der Gründung des Blumenordens thätig, weil er der Hoffnung lebt, es könne in demselben die verschwundene Schäferwelt bis auf einen gewissen Grad wieder hervorgezaubert werden, aber er verfaßte doch keine eigentlichen Schäfergedichte, wie Klaj, Birken und Helwig; denn obgleich das „Pegnesische Schäfergedicht" seinen Namen mitführt, so ist dasselbe doch eigentlich von Klaj geschrieben, und Harsdörffer hat wohl nur einen untergeordneten Antheil daran gehabt. Er liebt die Bilder und Gleichnisse, und ist ganz entschieden der Ansicht, daß die Poesie malen müsse, aber er bleibt auch hierin gewöhnlich in den Schranken des Möglichen, welche von den übrigen Pegnitzschäfern stets überschritten wurden. So liebt er, Sinnbilder poetisch zu erklären, aber diese Erklärungen können auch ohne das beigefügte Bild verstanden werden, und von der Spielerei mit Reimbildern hält er sich im Ganzen fern, oder macht nur solche, in Verbindung mit seinen Freunden, oder als Beispiele der Reim- und Strophengebäude, welche bei den Pegnitzschäfern so beliebt waren (s. o. S. 231) z. B. in der unten mitgetheilten „Abbildung eines Reichsapfels" (7). Doch ist er von der Spielerei seiner Zunftgenossen keineswegs ganz frei, und es finden sich dergleichen z. B. in den „Andachtgemählen", in welchen er z. B. statt des Wortes, welches irgend einen äußern Gegenstand bezeichnen soll, die Zeichnung desselben einfügt, also sogenannte Rebus macht. Ebenso finden sich in manchen Gedichten die bei den Pegnitzschäfern häufigen Spielereien mit Binnenreimen oder mit solchen Wörtern, welche die Stimme der Vögel oder anderer Thiere, ja selbst den Klang, welche leblose Dinge bei ihrer Bewegung hervorbringen, nachahmen sollen; doch ist er auch hierin im Ganzen viel mäßiger, als seine Freunde (6), obgleich er eigentlich die Veranlassung zu dieser geschmacklosen und bis zur Widersinnigkeit ausgearteten Wortmalerei war.

Seine lyrischen Gedichte stehen meistens in verschiedenen Schriften, den „Gesprächspielen", dem „Nathan und Jothan" u. a., so wie in den Werken anderer Pegnitzer zerstreut, in dem schon erwähnten „Pegnesischen Schäfergedicht" und in der „Nymphe Noris" von Hellwig, wenn wohl auch nicht alle, welche unter seinem Namen angeführt sind, wirklich von ihm herrühren. Eine größere Zahl von geistlichen Liedern findet sich in Dilherr's „Weg zur Seligkeit" (Nürnb. 1662). Diese und seine anderen geistlichen Lieder sind von wahrem Gefühl durchdrungen und haben meistentheils eine würdige Haltung. Wir haben aus denselben das „Andachts-Lied" (3) mitgetheilt, welches wohl eine Nachbildung des uns bekannten ähnlichen und jedenfalls älteren Gedichts von Titz zu sein scheint (s. o. S. 267), dasselbe aber weder an Innigkeit, noch an Lieblichkeit der Darstellung erreicht. Auch unter seinen weltlichen Liedern finden sich viele, welche, ohne gerade besonders ausgezeichnet werden zu können, doch Anerkennung verdienen; denn wenn er auch kein großes Dichtertalent hatte, so fehlte es ihm doch nicht an sinnreichen Gedanken, die durch eine leichte, zierliche, öfters sogar wohllautende Darstellung zu beleben wußten. Am besten gerathen ihm die Lieder, in denen er die Natur schildert und preist; er erscheint darin oft recht gemüthlich, besonders wenn er fromme Betrachtungen anknüpft, die, ohne tief zu sein, doch ächtes Gefühl verrathen. Es muß endlich herausgehoben werden, daß er in allen seinen Schriften, und so auch in seinen Gedichten als durchaus rein und sittlich erscheint, und in dieser Beziehung seinen italienischen Vorbildern durchaus keinen Einfluß gestattet hat.

1. Lehrgedicht.

1. In den grünlich halben Matten,
unter einer Eiche Schatten,
hat ein freyer Wandersmann
seine Laute hingeleget,
weil er von dem Schlaf erreget,
Mund und Augen zugethan.

2. Auf nechst beigelegnen Auen
weidet' in dem kühlen Tauen,
ein darob erstannter Knab:
Als er nun nichts mehr vernommen,
ließ er dort den Hirtenstab,
und ist näher hingekommen.

3. Er kniet bei der Laute nider,
die zuvor so holde Lieder

und den wunderreinen Klang,
dieſen Knaben zu behören,
durch den ſtrengen Seidenſteang,
in den Lüfften laſſen hören.

4. Er walt dem Gehör nicht trauen,
und mit ſeinen Augen ſchauen,
wie des ſtummen Holzes Stern
könte ſonder Sinn und Leben,
(wolt er ſelbſten ſehen gern)
So beliebte Stimme geben?

5. Als er nun nicht mögen ſehen,
und nicht wuſt, wie es geſchehen,
rühret er die Seiden an:
bald die Laute murmelnd klagte.
und das, was der Knab gethan,
ihrem rechten Herren ſagte.

6. „Sind nicht in des Holtzes Krümmen
aller Vögel zarte Stimmen,
die ich hier noch nicht geſchaut,
aber mit dem Ohr vernommen,
daß der wunderſüße Laut
iſt aus dieſem Holtz gekommen?

7. Wie kan aus des Bauches Klüfften
etwas tönen in den Lüfften?
Sag mir, liebrer Wandersmann,
Sag mir, wie doch mag geſchehen,
das ich hab gehöret an,
was ich doch nicht mögen ſehen?"

8. „Knab, du muſt den Ohren trauen,
was du hörſt, komt nicht zu ſchauen:
Dich vergnügе das Gehör.
Man muß ſeinen Sinn besonden,
und der Gnadenreichen Lehr,
in des höchſten Worte glauben."

2. Weinlied.

1. Noch der Blumenſchnellen Flucht,
prangt die röthlich-gelbe Frucht
und der Laub-begrünte Reben,
ſchenkt den Freudenbecher ein,
Ach! es iſt der Menſchen Leben
Weh und Weinen, ohne Wein.

2. In dem kalten Norden Land
iſt berühmt das Rauchgewand:
Füchſe, Marter, Bärenhäute,
Zobel, Luchs und Reihenthier,
hitzen ſelbe rauhe Leute,
wie der Wein uns wärmet hier.

3. In dem heiſſen Süden Land
bringt der Sonnenſtralen Brand,
Viel Pomeantzen, Oehl, Granaten,
Pfeben und Salat herfür,
ſie zu kühlen, wann ſie braten;
uns beliebt der Wein allhier.

4. Von der Donau bis an Rhein
träget jeder Hügel Wein,
und viel Eichen, zu befaſſen
ſolchen ſüſſen Kelterſaft:
Wer wil dann die Teutſchen haſſen,
wann ſie lieben dieſe Kraft?

5. Seht, wir folgen der Natur,
und betreten ihre Spuhr,
wann wie unſre kalte Mägen,
nach der ſauren Herbſt-Zeit,
pitzen mit dem Winter Segen,
in beſchrenkter Frölichkeit.

3. Andachts-Lied.

1. Wann dein Herz will mit ſüſſem Klang
beginnen GOttes Lobgeſang,
ſo leere, wie du kannſt allein
der Singer, Buch und Tempel ſeyn.

2. Es muß dein Sinn und Geiſt bevkomm
ſich ſchwingen gleich der Feuerflamm,
und dieſen Singer ohne Mund
erhöret GOtt dieſelbe Stund.

3. Iſt nun dein Herz, wie ſichs gebühret,
mit waarer Andacht ausgeziret,
ſo kernet dich dein eigen Buch
entfliehen aller Sünden-Fluch.

4. Es ſoll dein Leib ſich waſchen rein
und deine Hand mall Unſchuld ſeyn,
dann dieſes bald verfallne Haus
erſtieht ihm GOtt zum Tempel aus.

5. Haſt du dich nun die Sabbathszeit
nach dieſer Lehre zubereit,
ſo konſt du ſelbſten dir allein
der Singer, Buch und Tempel ſeyn.

4. Gleichniſſe.

1. Schön iſt der Sonnen Glantz,
deſſen Gold wir täglich ſchauen,
das ob unſern fetten Auen
bildet einen Stralen-Kreutz:
aber doch muß ſchönre ſeyn
jener Himels-Freudenſchein.

2. Hell iſt dieſes Himmels-Heer,
dieſen Mond und Silber-Steene
ſchauet unſre Aug von ferne
und ertheilen ſolche Lehr,
daß viel heller werde ſeyn
jenes Himmels Freudenſchein.

3. Rein iſt der Kryſtallenbach,
liſpelnd lieblich in den Gründen
und kann ſchlanke Wege finden,
ſich verfolgend nach und nach:
doch wird nach Verlauff der Zeit
einer ſeyn der Frommen Freud.

4. Das Smaragdengrüne Feld,
mit der Blumen Zier verſetzet,
unſer Herz und Aug ergetzet,
und gleicht der ewenten Welt;
doch iſt gröſſer jene Freud
in der Seelen Ewigkeit!

5. Die Immen.

1. EIn Liedlein will ich ſingen
von Hönig-Vögelein,
die hin und her ſich ſchwingen,
wo bunte Blumen ſeyn,
das Völklein in dem Grünen,
des Zeitlers Nutz und Freud':
Ich ſinge von den Bienen,
dem Bild der Chriſtenheit.

2. Der Winter hält gefangen
das zarte Jungfer-Volk,
bis daß der Schnee vergangen,
Froſt, Schauer, Nebel, Wolk;
und wann die Weſten ſtimmen
nach lindrer Lenzen-Art,
ſo machen ſich die Immen
auf ihre Blumen-Fahrt.

3. Sie ziehen mit der Trummel,
der Stachel weiſt das Schwert;
Ihr Brummel und Gebummel
hat niemand nicht geſährt.
Sie nehmen ſonder Morden
Den zarten Blumen-Raub,
und ihre Beut' iſt worden
der Baum- und Blüten-Laub.

4. Wie ſie die Wachsburg bauen
vom guldnen Pergament,
kan niemand nicht beſchauen,
Ja keines Künſtlers Händ
hat man ja ſehr verwundert:
Die Zimmer alle gleich;
ſechseckigt wird geſondert
Das Honig-Königreich.

5. Man ſieht ſie friedlich leben
ohn Eigennutz und Streit,
in ſtetter Ruhe ſchweben
zu Lentz- und Winters-Zeit.
Sie pflegen einzutragen
der Blumen Safft und Tau,
und ſüßen mit Behagen
geſammt den Zuckerbau.

6. Im Sommer, wann die Sonne
Im vierten Zeichen ſteht,
Da ſihet man mit Wonne,
wie daß der Schwarm entgeht.
Man ſchläget auff dem Becken
ting — tong — ting — tang — ting — tang;
Ting — tang ſoll ſie erſchrecken
und treiben ſonder Zwang.

7. So sollen alle Christen
Das Honig waarer Lieb'
ohn Haß und Neid gelüsten
aus seelem Herzenstrieb,
die Freundschaft distilliren
der Zuckersüßen Treu,
und die Gnad ob sich führen,
die alle Morgen neu.

6. Das Vogel-Gesang.

1. Fluchtige Vögel grüsset den Morgen!
Wecket der Menschen tägliche Sorgen!
Singet und klinget dem Höchsten ein Lied,
welchee uns gibet Segen und Fried.
Danket dem HERRN, lobet ihn alle,
stimmet mit gleich erhabenem Schalle;
Echa der Thäler gegen euch halle!

2. Nachtigal führe der Vögelein Reyen!
Töne, wann andre freyen im Mayen!
Lispele, wirrel, Reiter zum Pferd,
klage mit Schlagen, mache dich werth!
Lasse das zarte Stimmelein steigen:
Orgel und Pfeifen, Lauten und Geigen
müssen verstummend gegen dir schweigen.

3. Schwalben, die swirren, Finken, die hinken,
Zeißlein und Heuffling pfeiffen den Zinken,
Amsel und Rüstler halten mit ein;
keiare, der will der Letztere seyn.
Spielet dem HERRN, danket, psalliret!
jedes Geschöpf die Gnade verspüret,
welche die schönen Zeiten bezieret.

4. Flügende Psalter, machet euch weichen,
Wolken und Lufft mit Fittigen streichen,
Schwinge dich höher, liebliche Leech,
zehle der Hieten fruchtende Pferch,
krauffel die Stimme, führe die Teetzen;
andre Registre weisen das Scherzen,
dieses behagt den traurigen Herzen.

5. Aber wir Menschen pflegen zu nehmen
mancherley Gab ohne Danken und Schamen,
Keiner fast GOttes Güte betracht,
was er empfäht für Schuldigkeit acht.
Lasset uns die Vögelein lehren,
welche deß Schöpfres Lobe vermehren,
ihren GOtt danken, preisen und ehren.

7. (Abbildung eines Reichsapfels.)

O
wie süß
aber süß
seyn des Friedes Fluß'!
jeder sie erkuß'!
Krieges-Flint
kränket Muth
alls verhört,
alls zerstört.
Teutsche Reich
Ist nicht gleich
ihm itzt mehr
Gott erhör'!
und bescher
uns den Friedenglantz,
uns nicht gar verheere ganz'
Deiner Gnaden Aug über uns auf wache,
uns die treue Lieb' und Einteacht belache,
darmit auf dem Plan dieses runden Weltgebau,
Ach, dein Lob erschall', und sich deine Kiech erfreu!
Mächtig ist dein Woet, kräftig deine Stimm,
leg des Feindes Hass, steure seinen Grimm!
Grosser Zebaeth, unsre Bitt' gewer',
auff dz wachß und sich veremehe
diß dein Eigenthum,
Dir zu Preiß und Ruhm.

Sigmund von Birken.

Das zweite Oberhaupt des Blumenordens, Sigmund von Birken (eigentlich Betulius) wurde am 25. April 1626 zu Wildenstein bei Eger

geboren, erhielt aber seine Erziehung in Nürnberg, wo sein Vater eine Anstellung als Diakonus gefunden hatte, nachdem er aus seinem Vaterlande der Religion wegen hatte flüchten müssen. Im Jahr 1643 bezog Birken die Universität Jena, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen, neben welcher er die Philosophie und Redekunst ernstlich betrieb. Doch mußte er schon nach zwei Jahren wieder nach Nürnberg zurückkehren, weil sein Vater die Mittel zu seinem weiteren Aufenthalte nicht mehr geben konnte. Er gewann bald die Freundschaft und Anerkennung der beiden Stifter des Blumenordens, in welchen er unter dem Namen „Floridan" aufgenommen wurde; allein, da er in Nürnberg keinen ihm entsprechenden Wirkungskreis finden konnte, nahm er einen Ruf des Herzogs August in Wolfenbüttel an, der ihm, nebst Schottel, die Erziehung seiner zwei jüngern Söhne anvertraute, deren einer der als Romanendichter bekannte Herzog Anton Ulrich war. Da das Hofleben ihm nicht zusagte, gab er seine Entlassung ein, die ihm der Herzog nur ungern ertheilte. Nach längeren Reisen im Norden von Deutschland kehrte er Ende des Jahres 1648 nach Nürnberg zurück, wo er sich durch Unterricht, besonders der adeligen Jugend, die nöthigen Unterhaltungsmittel erwarb. Da gerade dazumal in Nürnberg eine Reichsversammlung tagte, so ergriff er die Gelegenheit, sich mit den bedeutendsten und einflußreichsten Männern bekannt zu machen, und da man zudem durch eine deutsche Rede über den Krieg und Frieden, welche er im Jahr 1649 vor einer großen Versammlung gehalten hatte, auf ihn aufmerksam gemacht worden war, erhielt er im Jahr 1650 bei dem großen „Fried- und Freuden-Mahl" den Auftrag, dasselbe durch ein Schauspiel zu verherrlichen. In Folge davon wurde er in den Adelstand erhoben und zugleich zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt, bei welcher Gelegenheit er seinen Namen Betulius mit dem deutschen Birken vertauschte. Später wurde er auch zum kaiserlichen Dichter gekrönt, unter dem Namen des „Erwachsenen" in die Fruchtbringende Gesellschaft und unter dem des „Riechenden" in die Deutschgesinnte Genossenschaft

aufgenommen; im Jahr 1662 erwählte ihn der Blumenorden zu ſeinem Vorſteher und 1679 wurde ihm endlich die Auszeichnung zu Theil, zum Mitglied des Venetianiſchen gelehrten Ordens de' Ricovrati ernannt zu werden. In der Heimat, wie im Auslande geehrt, ſtarb er am 12. Juni 1681.

Die vielfältigen Ehren- und Gnadenbezeigungen, mit welchen Birken überhäuft wurde, hatte er freilich nicht bloß, ja vielleicht nur zum geringern Theil ſeiner Begabung, ſondern auch ſeiner Gewandtheit zu verdanken, den Großen mit Anſtand zu ſchmeicheln, deren Verherrlichung er auch ſein Talent vorzugsweiſe widmete, daher ſeine zahlreichen Schriften meiſtens Gelegenheitsarbeiten ſind. Seine lyriſchen Gedichte, welche zum größten Theil in ſeine Schäfereien und Schauſpiele eingewebt ſind, zeichnen ſich vorzüglich durch die unverkennbare Sucht aus, neu und ſeltſam zu erſcheinen, welche ihn nicht bloß verleitet, nach den ungewöhnlichſten Ausdrücken und Wendungen zu haſchen, ſondern auch die auffallendſten Formen der Darſtellung zu wählen und in dieſen die größte Mannigfaltigkeit zu offenbaren, wobei Schönheit und Geſchmack auch nicht im Entfernteſten in Berückſichtigung kam. So finden wir im „Teutſchen Kriegs Ab- und Friedens-Einzug" Strophen mit Zeilen von 16 und 5 Sylben, ſapphiſche Strophen in Anapäſten, Gedichte in der Alamodiſchen Miſchſprache, und Lieder mit nachhallendem Echo (1); in andern Schriften wieder andere Formen. Andere Spielereien nicht zu erwähnen, häuft er gerne klangnachahmende Wörter, wodurch ſeine Dichtungen oft ganz abſchreckend werden, da es ihm ſo gut gelingt, die Sprache der Thiere nachzubilden, daß ſeine Verſe den menſchlichen Organen nicht mehr zugänglich ſind. Man vergleiche nur z. B. das der „Fortſetzung der Pegnitz-Schäferei" entnommene Gedicht, das unter der Form eines Wechſelgeſangs zwiſchen ihm und Klaj die abenteuerlichſten Nachahmungen von Thierſtimmen und andern Naturlauten*) anhäuft (2). Wenn es Harsdörffern bei allen ſeinen Irrthümern mit der Poeſie und der Ausbildung der Mutterſprache ohne Zweifel Ernſt war, ſo ſuchte Birken in ſeinen Dichtungen nur eine Gelegenheit zu glänzen, und ſollte es auch durch die widerſinnigſten Mittel geſchehen; von Poeſie iſt daher in ſeinen meiſten Gedichten keine Spur zu finden, ſeine Phantaſie artet in Phantaſterei aus und nur in ſeinen einfacher gehaltenen geiſtlichen Gedichten iſt noch wahres Gefühl zu erkennen**).

1. (Der Schäfer und das Echo.)

Edle Nymfe, die ich ehre,
Echo, mach, daß ich dich höre! E. ich höre.

Weiß du auch, der ſo gar greulich,
von dem Teutſchen Krieg? ſag treulich! E. Freylich.

Soll denn nicht einmal auf Erden
ein End an dem Elend werden? E. entwerden.

Ach, ſolt ich den Tag bald ſehen!
Sag! ach wär es ſchon geſchehen! E. geſchehen.

Sollen denn die Waffen roſten?
Wer gibt uns den Feind zu koſten? E. Oſten.

Oſt und Süd ſind nicht alleine,
gibt es dann aus Norden keine? E. Eine.

Wer hat dann geſtillt ihr Toben?
Wer iſt er? daß wir ihn loben. E. Oben.

Aber iſt auch was ſo ſüſſes,
ſolche Zeitung was gewiſſes? E. wiß es!

Wer iſt, dem ich mich verpflichte,
der mich auch hiervon berichte? E. Geechtr.

2. Frülings-Willkomm.
(Wechſelgeſang zwiſchen Floridan und Klajus.)

Flor. ES funken und flinken und blinken
Kl. Buntbinmichte Auen,
Es ſchimmert und wimmert und glimmert
Fl. Feu-peelenes Tanen.
Es zittern und flitteen und ſplitteen
Kl. Friſchläubichte Aeſte;
Es länſeln und bräuſeln und kränſeln
Fl. Windfriedige Bläſte.
Es ſingen und klingen und ringen
Kl. Feld-ſchnurrende Pfeifen,
Den Mayen am Reyen Schalmeyen
Fl. Der Hieten verſchweiffen.
Es bellen und gellen und ſchellen
Kl. Die Raben und Heerden;
Es ſtralet und pralet, bemahlet
Fl. Das Stikwerk der Erden.
Die Schatten und Matten begatten
Kl. Ein völliges Lachen,
Das Rieſeln und Bluſeln und Kieſeln
Fl. Bekleidet die Brachen.
Es lallet und wallet und ſchwallet
Kl. Am gläſrenen Strande;
Es ſtendrin und brudrin und wendeln
Fl. Die Wellen zu Rande.
Es liſpeln und wiſpeln und fiſchpeln
Kl. Kryſtallinnr Brünnen,
Und ſpritzen und ſchwitzen und nützen
Fl. Mit kräuſlichtem Rinnen.
Es ſtreichen und ſchleichen in Teichen
Kl. Die ſchuppichten Fiſche.
Und krümmeln und ſchwimmeln und wimmen
Fl. Mit Hauffen zu Tiſche.
Es wizſcheen und zizſcheen und zwizſchern
Kl. Die hupfeneen Buſche;
Es ranſchet und lauſchet und zauſchet
Fl. Ihr holdes Gezüſche.
Es dirdirlir, dirdirlir, dirdirlir,
Kl. lieret die Lerche;
Es klapprrn und bapprrn und blappren
Fl. Schlankbeinichte Störche;
Es krekken, krerekken und quekken
Kl. Grungeldiche Froſche,
Sie lechzen und ächzen und keächzen
Fl. Mit hellem Gedröſche.
Es ſummeln und dummeln die Hummeln
Kl. In heiteren Lüften;
Es ſpielet und jnlet und wulet
Fl. Das Wald-Wild bei Klüften.
Was klimmet und ſchwimmet und drümmet, will Frölichkeit machen:
Kl. Was lebet und ſchwebet und lebet, verſinget ſein Lachen.

Philipp von Zeſen.

Eine der merkwürdigſten Erſcheinungen des ganzen Zeitraums iſt Philipp Zeſen*), deſſen Talent und ernſtes Streben unverkennbar iſt, und deſſen Irrungen ein Erzeugniß eben ſo wohl ſeiner Zeit,

*) „Auch die Tierr und Elemente, ja unbeſeelte Geſchörpfe reden teutſch", fügt er in einer Note zu dem mitgetheilten Gedicht bei, in welchem dieſes „etlicher maſſen wird norſtellig gemacht".

**) Nächſt Harsdörffer und Birken haben auch Klaj und Helwig in ihren Schäfereien und dramatiſchen Dichtungen viele lyriſche Stucke, welche den aus Birken mitgetheilten Nichts an Abenteuerlichkeit und falſchem Geſchmack nachgeben; allein wir glauben, daß es an den gegebenen Beiſpielen genug ſei, um die Leſer in den Stand zu ſetzen, ſich über dieſe traurigen Verirrungen der Pegnitzſchäfer ein Urtheil zu bilden.

*) Er ſelbſt ſchrieb ſeinen Namen auf verſchiedene Weiſe; man findet in ſeinen Schriften die Formen: Phil. Zeſe, Gäſen, Filipp Zeſen, von Zeſen, oder Fil. Zeſen von Fürſtenau, und endlich auch latiniſirt Philippus Cæſius oder Cæſius. Er ſoll eigentlich Blan geheißen haben, unter welchem Namen er auch ſeinen Roman „die Adriatiſche Roſamund" herausgegeben hat.

als seines eigenen zum Theil allerdings seltsamen Wesens sind. Er wurde am 8. Okt. 1619 zu Priorau (oder Prirau) in der Nähe von Dessau geboren, besuchte das Gymnasium in Halle, wo ihm durch den Rector Gueintz, den wir schon früher als einen rüstigen Arbeiter im Gebiete der deutschen Sprachkunde kennen gelernt haben (S. 222), die Liebe für die vaterländische Sprache und Poesie eingeflößt wurde, die ihn nie wieder verließ. In Wittenberg, wohin er sich nach vollendeten Schuljahren begab, fand er bei Buchner ähnliche Anregung, und so entschloß er sich denn, sich ganz ausschließlich dem Studium der deutschen Sprache und Poesie zu widmen, und im Sinne der vielseitig angeregten Reform zu wirken. In diesem Geiste arbeitete er in Leipzig fort, wohin er sich von Wittenberg begeben hatte, und dann in Hamburg, wo er im Jahr 1643 die „Teutschgesinnte Genossenschaft" stiftete, in welcher er den Namen „des Färtigen" trug. Nachdem er längere Zeit daselbst verweilt hatte, begab er sich nach Amsterdam, dann nach Paris und später wieder nach Amsterdam, überall mit Mangel kämpfend, denn er scheint vermögenslos gewesen zu sein und sich nur durch Schriftstellerei, wohl auch durch Besorgung von Correcturen in verschiedenen Buchdruckereien nothdürftige Mittel zur Fristung seines Lebens erworben, oft auch in der Mildthätigkeit seiner Freunde gefunden zu haben. Seitdem lebte er abwechselnd in Amsterdam und in Hamburg, bis er sich gegen das Jahr 1683 in letzter Stadt bleibend niederließ, wo er am 13. November 1689 starb. Er hatte nie eine Anstellung angenommen, obgleich ihm mehrere angeboten worden waren, dagegen hatten ihn verschiedene Ehrendezeigungen, mit denen er in der letztern Zeit seines Lebens beinahe überhäuft worden war, mehr als billig erfreut, weil sie seine Eitelkeit, einem Grundzuge seines Charakters schmeichelten. Er war nämlich zum kaiserlichen Pfalzgrafen ernannt, in den Adelstand erhoben und zum Dichter gekrönt worden; und mehrere sächsische Höfe hatten ihm den Rathstitel ertheilt. Seine Aufnahme in die Fruchtbringende Gesellschaft fällt dagegen in eine frühere Zeit; diese Ehre, welche durch den ihm gegebenen Namen des „Wohlsetzenden" noch höheren Glanz erhielt, wurde ihm schon im Jahr 1648 zu Theil.

Seinen weitverbreiteten Ruhm hatte er vorzüglich seinen zahlreichen und mit begeistertem Eifer durchgeführten Arbeiten über die deutsche Sprache zu verdanken, deren Reinigung von den fremden Einmischungen und deren Veredlung überhaupt ihm in der That, wie keinem Andern, am Herzen lag. Wir haben seine überspannte und durch das Uebermaß schädliche Richtung in diesem löblichen Bestreben schon kennen gelernt, und auch erwähnt, daß er sich nicht nur begeisterten, oft kindischen, manchmal auch verständigen Anhang erwarb, sondern auch zahlreiche und rastlose Feinde zuzog, die ihn mit dem bittersten Hohne verfolgten und mit nicht immer redlichen Waffen bekämpften, wie unter Andern J. Rist, der offenbar den vielseitig gefeierten Nebenbuhler aus kleinlichem Neide anfeindete. Auch Harsdörffer gehörte zu seinen Feinden, und dessen nicht löblichen Umtrieben gelang es, die Fruchtbringende Gesellschaft, von der Zesen schon vorher aufgenommen worden war, und die seinen Bemühungen um die deutsche Sprache Wohlgefallen bezeigt hatte, von ihm abzuwenden. Merkwürdig bleibt es nur, daß man die Feindseligkeit, die man ihm bewies, vorzüglich damit zu begründen suchte, daß er sich zu viele und zu auffallende Neuerungen in der Orthographie und Wortbildung erlaube, obgleich seine Gegner gerade hierin auch vorzügliche Thätigkeit entwickelten und meistens den nämlichen Tadel verdienten, den sie in so bitterer Weise gegen ihn aussprachen. Weit weniger wurden seine Dichtungen angefeindet, obgleich auch hier boshafte Bemerkungen nicht fehlten, aber immerhin bewirkten diese fortgesetzten Verspottungen und Beschuldigungen, daß er bei dem größten Theile seiner Zeitgenossen nicht die Anerkennung fand, die ihm gebührte, und daß er sogar von den Späteren, wie Weise und Neumeister, verkannt wurde, deren Urtheil sich sonst durch die Ansichten der früheren Zeit nicht bestimmen ließ. Ja selbst bis in die neue Zeit herab, wurden Zesens Verdienste als Dichter nicht unparteiisch gewürdigt, und doch ist er ohne Zweifel Einer der begabtesten Dichter seiner Zeit gewesen, der seinen Gegnern, und selbst dem gebildeten Harsdörffer weit überlegen war und diesem auch an Umfang der Gelehrsamkeit kaum nachstand. Es ist wahrscheinlich, daß sich Zesen nach Flemming gebildet hatte, dessen Dichtungen in Hamburg immer große Anerkennung gefunden hatten, während sie im übrigen Deutschland beinahe vergessen worden waren. Auch war er einer der Ersten, welche es wagten, jenen großen Dichter ausdrücklich über Opitz zu setzen, was freilich in den Augen Vieler eine unverzeihliche Ketzerei sein mochte. Dies allein bürgt schon dafür, daß Zesen ein ächtes, ungetrübtes Gefühl hatte, und seine Dichtungen geben davon das vollste Zeugniß. Freilich ist er kein Dichter, wie Flemming, oder A. Gryphius, er besitzt weder deren Tiefe, noch ihre Phantasie und gestaltende Kraft, und größere Gedichte, wie „Prirau oder Lob des Vaterlandes" gelingen ihm deshalb nicht. Dagegen gehört er unter die bessern Liederdichter der Zeit, und außer jenen beiden großen Dichtern und dem spätern Günther, werden wenige sein, denen er nicht gleich steht, und viele erreichen ihn nicht. Allerdings hat er sich auch oft zu Spielereien mit der Form verleiten lassen, aber selbst dann bricht der bessere Sinn durch und man sieht bald, daß es immer, wie ein neuerer Kritiker sehr gut sagt, die angeborene Lust an der Form ist, welcher er sich zu unbedingt hingibt. Auch er gebraucht gern klangnachahmende Wörter, aber er ist hierin noch viel mäßiger, als Harsdörffer, es sind gewöhnlich nur einzelne Laute, die er nachbildet, (2. 5). Seiner Freude an der Form ist aber auch die reine, anschauliche Sprache, es ist ihr vor Allem der Wohllaut zuzuschreiben, der seine meisten Gedichte belebt und sie für musikalische Composition eignet, wie denn auch viele derselben in Musik gesetzt wurden. Doch ist es nicht die Form allein, die uns an seinen Liedern erfreut; sie verdienen auch durch die Mannigfaltigkeit des Stoffs, den er behandelt, so wie durch die Wahrheit des Gefühls, das sich in ihnen ausspricht, lobende Anerkennung. Seine bewegliche, erregbare und empfängliche Natur, seine lebendige Phantasie macht ihn fähig, die verschiedenartigsten Verhältnisse mit dichterischer Lebendigkeit aufzugreifen, und er behandelt ernste Gegenstände (1) mit eben so viel Wahrheit, als heitere (4), das geistliche Lied (10) gelingt ihm eben so gut, als der Trinkspruch (6), die Naturschilderung (2) so gut, als das Liebesgedicht (7. 9). Es er-

weckt ſchon ein günſtiges Vorurtheil für Zeſen, daß er ſich zu beſchränken weiß, oder vielmehr, daß er eine größere Fülle von Gedanken und Bildern in anſchaulicher Kürze zuſammenzufaſſen verſteht, und nicht leicht in die breite und inhaltsleere Weitſchweifigkeit verfällt, die an ſeinem Gegner Riſt ſo widrig wird. Wir dürfen dagegen nicht verbergen, daß es ihm ſelten gelingt, ſeinen Gedichten eine wahrhaft künſtleriſche Einheit zu geben, und daß neben wahrhaft ausgezeichneten Stellen oft beinahe ganz unbedeutende zu finden ſind, daß oft das Ende dem Anfang nicht entſpricht (3) oder auch umgekehrt das Ende ſich zu wahrer poetiſcher Auffaſſung erhebt, während die einleitenden Strophen ſich matt bewegen; doch findet ſich auch manches Gedicht, in welchem der leitende Gedanke bis zum Ende vortrefflich durchgeführt iſt (8. 10). Wir haben ſchon auf die Reinheit und Lebendigkeit ſeiner Darſtellung aufmerkſam gemacht; man wird aus den mitgetheilten Gedichten erſehen, daß er überhaupt die Sprache mit großer Leichtigkeit behandelt, und bemerken, daß er ſie in hohem Grade ausgebildet hat. Sein feiner Sinn ließ ihn meiſtens ſelbſt die Ausdrücke vermeiden, welche damals noch allgemein in der Poeſie geduldet wurden, uns aber unangenehm berühren, und wenn er ſie gebrauchte, ſo war es wohl ſeine Vorliebe für maleriſche Bezeichnungen, die ihn dazu verleitete (3. Str. 4).

Es iſt ſehr zu bedauern, daß die meiſten Sammlungen ſeiner Gedichte („Frühlingsluſt" Hamburg 1642; „Jugend- und Liebes-Flammen" Ebend. 1651; „Gekreuzigte Liebesflammen" Ebend. 1653; „Dichteriſches Roſen- und Lilienthal" Ebend. 1760 u. a. m.) ſehr ſelten ſind, ob ſie gleich ſämmtlich mehrmals aufgelegt wurden, weshalb wir auch gezwungen wurden, die mitgetheilten Gedichte einer neueren Sammlung zu entnehmen, in welcher die bei Zeſen charakteriſtiſche Schreibweiſe nach dem heutigen Gebrauch umgewandelt iſt*).

1. Morgenlied.

1. Dir Nacht, das ſchreckenvolle Kind,
Die ſchwarze Dämmerung zerrinnt,
Der frohe Tag ſich zeiget;
Dir goldner Morgenröth' entſpringt,
Der Sonnen Glanz hernachher dringt
Und auf den Himmel ſteiget,
Singet, Klinget!
Freudenlieder Soll ein jeder
Gott zu ehren
Aus dem Mundr laſſen hören.

2. Wohlan, mein Herz, erhebe dich,
Und denke, wir der Höchſte ſich
Bemüht, für dich zu wachen!
Er hat behütet dieſe Nacht
Vor aller Angſt und Kriegesmacht,
Vor Noth und Tod uns Schwachen,
Singet, Klinget!
Freudenlieder Soll ein jeder
Gott zu danken,
Schütten aus des Herzens Schranken.

3. Brich an, du Sonne meiner Seel'
In meines finſteren Herzens Höhl',
Du goldner Glanz der Freuden!
Erquicke mich mit deinem Geiſt',
Und mir gewünſchten Beiſtand leiſt'
In meinem Thun und Leiden!
Aus Noth und Tod
Hilf mir Armen Mit Erbarmen!
Mein Hantieren
Laß mich vollends wohl ausführen!

4. Ach, brich hervor, du Troſt und Licht,
Wann mich der Sünden Wurm anficht
Und mein Gewiſſen nager!
Nimm weg die ſchwere Sündenlaſt,
Dieweil du ſie gebüßet haſt,
Und dich für mich gewaget!
Aus Noth und Tod
Hilf mir Armen Mit Erbarmen!
Mein Hantieren
Laß mich vollends wohl ausführen!

2. An ſeine Gedanken bei herzunahendem Frühlinge.

1. Auf, meine Gedanken, ſeid luſtig von Herzen
In dieſem angenehmen fröhlichen Märzen!
Ach ſehet, der Frühling erneuert ſich nun,
Die Erde will ihre Schatzkammer aufthun.

2. Bald werden die lieblichen Blumen aufſchießen,
Bald werden Zeitloſen und Roſen entſprießen,
Bald werden wir holen dir blaue Viol,
Dir jedes ergötzet und riechet ſo wohl.

3. Bald werden die Tulpen und Lilien anglühen,
Die manchen zu ihrer Anmuthigkeit ziehen,
Da könnet ihr, meine Gedanken und Sinn,
Euch völlig ergötzen und lezet forthin.

4. Nun höret die lieblichen Kinder der Lüfte
Schon ſingen, daß wieder erklingen die Klufte;
Frau Nachtigall ruft, daß Hügel und Wald,
Daß Thäler und Berge, daß alles erſchallt.

5. Sie loben den Schöpfer, der ihnen das Leben,
Die fertige Zunge zum Singen gegeben,
Die Lerche trilliret ihr Tirtelier,
Es dinken die Finken dem Balze auch hier.

6. Dir Aecs ſteht luſtig mit Perlen bethauet,
Es werden die Hirſche mit Freuden geſchauet,
Wir fertig ſie ſpringen durch Kräuter und Klee,
Wir luſtig ſich machet das luſtige Reh.

7. Was unſere Dichter muß zieren und ſchmücken,
Das Lorberlaub ſiehet man grünlicher blicken,
Und machet uns einen recht fröhlichen Muth;
Auf, meine Gedanken, mein Leben und Blut!

8. Auf, meine Gedanken, ſeid luſtig von Herzen
In dieſem angehenden fröhlichen Märzen!
Auf! ſehet, der Frühling erluſtiget euch recht;
Auf, meine Gedanken, mein ganzes Geſchlecht!

3. Tanzlied,
einem edeln Pferde geſungen.

1. Auf, Weißchen! richte Bruſt und Köpfchen in die Höh'!
Laß fliegen um den Hals der blanken Mähne Schnee!
Laß ſpielen Aug' und Ohren,
Laß ſpielen Fuß und Bein;
Du biſt zur Luſt erkoren;
Auf, Weißchen, tritt herein!

2. Auf, Weißchen, auf! Ich ſeh', drin' Ohren werden ſpitz,
Dein' Aeuglein ſpielen ſüß und flinkern, wie der Blitz.
Hüpf' auf, mein Rößchen, hüpfe!
Du weißt der Syrnuge Schnitt,
Und daß drin Fuß nicht ſchlupfe,
Verſetze Tritt um Tritt!

3. Auf, Weißchen, auf! Laß ſehn, was deine Kunſt vermag!
Nimm, wie du pflegſt, in Acht den halb und ganzen Schlag.
Dein Sänger ſinget ſüße;
Bald ſteigt, bald fällt ſein Klang;
So thun auch deine Füße,
So thut dein Heldengang.

4. So recht! ſo, Weißchen, ſo! So ſchwingt dein Fuß ſich wohl,
Bald vor, bald hinter ſich, bald ſeitwärts, wie er ſoll;
Bald ſiehet man ihn drehen
Ein Radlein in der Luft,
Bald leiſ' und prächtig gehen,
Bald trumpeln, daß es paßt.

5. Den Witz, der Hadrians, der Alexanders Pferd
Geſchickt zur Pracht und Jagd gemacht, ſo lieb und werth.
Den machſt du, edles Weißchen,
Durch deinen Witz zu nicht;

*) Bibliothek deutſcher Dichter des 17. Jahrhunderts, begonnen von W. Müller, fortgeſ. von K. Förſter. 13. Th. Leipzig 1837. — Nur das letzte Gedicht haben wir (nach Piſchon) in der urſprünglichen Orthographie mitgetheilt.

Du nimmſt das Palmenreischen,
Das dein Verſtand dir beicht.

6. Schweigt, Sybariten, ſchweigt! ſchweigt, Kardier, nun gar
Von eurer Roſſe Witz, der ganz nicht witzig war,
Indem er euch verrathen
Und bracht' in Feindes Hand!
Thut wohl ſo dumme Thaten
Ein witziger Verſtand?

7. Dies Weißchen, geht euch vor, dies Vieh — doch nicht ein Vieh! —
Dem mehr Geſchicklichkeit Natur und Zucht verlieh,
Als manchem Adamskinde,
Bei deſſen Seel' ich nicht
Mehr eigne Kroft oft finde,
Als — daß es deutlich ſpricht.

4. Ermunterung zur Fröhlichkeit.

1. Laſſet uns Maien und Kränze bereiten!
Sehet, ach ſehet die fröhlichen Zeiten,
Sehet, ihr Brüder, und merket dabei,
Welche Veränderung ſolches nur ſei.
2. Laſſet uns Weinen und Trnneen vertreiben,
Klagen und Zagen ſoll heute verbleiben,
Klagen und Zagen verjaget jetzund.
Heute ſeyd luſtig und machet es kund!
3. Laſſet uns Birkene Meier beſtellen,
Daß wir euch ſchenken, ihr guten Geſellen;
Laſſet den Bielenen Meier umgehn,
Laſſet die Gläſer nicht ſtille ſtehn.
4. Laſſet die Lauten und Geigen erklingen,
Laſſet uns eilen zum Tanzen und Springen,
Nehmet die Kegel und Beſſel in Acht,
Laſſet uns ſpielen, biß kommt die Nacht!
6. Laſſet uns geiſtlich und weltliche Lieder
Klingen und ſingen, ihr liebſten Brüder!
Laſſet uns letzen, die Jugend vergeht,
Wehmuth und Trauern im Alter entſteht.

5. Auf einen ſchönen Luſtplatz.

1. Wohl dem, der ſich für und für
Letzen kann und laben hier,
Wo die ſchönen Blumen ſtehn,
Und die glatten Hirſche gehn.
2. Hier ergießet ſich ein Fluß,
Der das Feld befeuchten muß;
Von den Alpen nimmet er
Seinen Gang und läuft nher.
3. Hier iſt ja die güldne Spur,
Hier bekleidt ſich die Natur
Mit Tapeten überall,
Untermenget mit Kornll.
4. Das verbuhlte Luftvolk ſingt,
Mit dem Stnor die Lerche ringt,
Unſrer Vögel Meiſterin
Nimmet doch den Palmen hin.
5. Hat Athen wohl ſolche Luſt,
Als die ſeznnd uns bewußt?
Hat Avenis und Lucan
Solche Luſt geſchauet an?
6. Nein! Hier iſt der Götter Sein,
Hier iſt Fierns Sitz allein,
Hier iſt Venus und ihr Sohn,
Hier iſt Phöbus und ſein Thron.
7. Drum ſei fruchtbar fort und fort,
Du, o wunderſchöner Ort,
Blube, grüne, weil aufſteht
Phöbus nnd zu Bette geht.
8. Und ihr Vögel, tieretirt,
Weil das Gold die Sonne führet,
Macht euch luſtig, euer Schall
Soll erklingen überall!

6. Trinklied eines Deutſchen in Holland.

Es geht rnnd um! Ein Trunk ſchmeckt auf den Schinken!
Die Rechte faßt das Glos, und mit der Linken
Führ' ich den Schlag und ſinge hochdeutſch dreiu,
Ob ich ſchon jetze muß mit holländiſch ſeyn.
Nun ſetz ich an, will nach der Reihe trinken,
Weil uns annoch die güldnen Sternlein winken:
Nun ſchlagt die Laut' und blaſet mit dem Zinken.
Was ficht uns an die allgemeine Pein?
Es geht rund um!

Das Glos iſt aus. Nun loſſ' ichs wieder ſinken.
Hnd ichs vollbracht, ſo loß ichs mich bedünken,
Sie lebe noch non unſerm kloren Wein.
Wohl, Nachbar, laß hier wiedrr ſchenken ein:
Auf Roſemund Geiundheit ſollſt du trinken!
Es geht rund um!

7. Des Schloſloſen Klage.

1. Der Abend bricht herein, die kühle Nacht entſpringet,
Da man der Liebe Lied mit vollen Freuden ſinget;
Die Kinder kühler Luft ſind nnch in ſtolzer Ruh,
Der Nachhall wachrt noch und ruft mir immerzn
Die letzten Worte nach. Ich ſehe, wie den Sternen
Der faſt erblaßte Mond zuwinken kann von fernen;
Nur ich bin ohne Troſt und wache ganz allein,
Und ſeufze fort und fort, wenn Andre ſchlafen ein.

2. Du ruheſt, Hedewig, und liegſt in ſtolzem Frieden
In deinem Federzelt; ich muß mich noch ermüden
Und ſchlaflos bringen zu die ganze lange Nacht.
Da ich allein auf dich, o Hedwig, bin bedacht.
Der Herzens Vorhof liegt, dein Roſenmund geſtillet,
Dein edles Houpt iſt auch in Küſſen eingehüllet;
Nur bin ich ohne Troſt und wache ganz allein,
Und ſeufze fort und fort, wenn Andre ſchlafen rin.

3. Es kann ein Wandersmann mit Luſt zu Bette gehen,
Wann auf der Himmelsburg die guldnen Sterne ſtehen,
Wann er den muden Tag mit Reiſen durchgedacht,
So ruht er ſorgenfrei und ſchläft die ganze Nacht;
Und wann der frühe Tag die Sonne wieder bringet,
So ſteht er freudig auf und ſeinen Gott onfinget:
Nur bin ich ohne Troſt und wache ganz allein,
Und ſeufze fort und fort, wenn Andre ſchlafen ein.

4. Ich bin in Angſt und Furcht, die Eul erbärmlich ſchreiet,
Ich höre, wie ſie mir den bittern Tod ſchon dräuet.
Ach, Schmerz! ach, Weh! ach, Leid! Ich ächze durch die Nacht,
Und liege ſchloſlos da, bis unſre Sonn' erwacht.
Es ſchläft der Arbeitsmann, der Dreſcher ruhet ſüße,
Das ſtolze Pferd ruht nns, fnhlt nicht die muden Füße.
Nur ich bin ohne Troſt und wache ganz allein,
Und ſeufze fort und foet, wenn Andre ſchlafen ein.

5. Ei nun, gehab dich wohl! ich geh', du ſtolze Diene,
Ich rufe noch dazn zu Zeugen die Geſtirne:
Euch ruf' ich, Zeugen an, ihr Thäler, meine Zier,
Ihr Wieſen, Berg' nnd Büſch', und das ouch wohnet hier,
Das Luſt-Kind ruf ich an; und kann es nit mehr zeugen,
So wird es dennoch nicht mein letztes Wort verſchweigen,
Daß ich war ohne Troſt nnd wache ganz allein,
Und ſeufze fore und fort, wenn Andre ſchlnfen ein.

8. Heiter und trübe.

Der Himmel iſt oft hell und giebt auch Regen,
Deckt ſeine ſchönen Lichter zu,
Die gleichſam nuch verhüllt zu teauern pflegen;
Die Eigenſchaften haſt nuch du.
Lacheſt oft und ſiehſt oft trübe,
Regneſt Thränen ohne Zahl,
Wenn dich täuſcht die ſchnöde Liebe,
Und verhullſt den Sternen Saal.
Dann ſieht man wieder Licht aufgehn,
Und die ſchönſten Blumen ſtehn,
Lilien zieren deine Wangen,
Tauſendſchönen miſchen ſich,
Wo die keuſchen Roſen hangen
Und erfreuen dich und mich.

9. Abdankung der Liebe.

1. Ade, du Gift der Zeit, du eitle Liebesluſt,
Die mir, ach blinde Welt, vor dieſem nur bewußt,
Die mein Gemüth und Sinnen
Bezoubert allbereit,
Nur Thorheit zu beginnen,
Ade, du Gift der Zeit!

2. Ich bin geſinnet nur, der Tugend nachzugehn,
Und nicht mehr bei der Welt, der eitlen Welt zu ſtehn;
Ich will mich von ihr reißen
Aus Ekel und Verdruß,
Und mich der Zucht befleißen,
So daß ich ſagen muß:

3. Ade, du Gift der Zeit, du eitle Liebesluſt,
Die mir, ach blinde Welt, vor dieſem war bewußt,
Die mein Gemuth und Sinnen
Bezaubert allbereit,
Nur Thorheit zu beginnen:
Ade, du Gift der Zeit!

10. Verachtung der welt-Freude, und verlangen nach dem ewigen ſeeligen Leben.

1. Wan der tag, das kind der ſonnen,
aus dem güldnen zimmer gehe,
wann die Fakkel iſt entbrennen,
und das Feld entdekket ſteht,
wan die vogel ſingen
und die Flügel ſchwingen,
iſt mein hertze ſchon bereit,
dich, o Höchſter, anzuſprechen;
meine ſeufzer wollen brechen

2. Nach demſelben mich verlanget,
das dem himmel iſt bewuſt,
der mit ſolchen ſachen pranget,
da nur lautee lieb' und luſt,
da die Cherubienen
ihrem Schöpfer dienen,
da die Engel alzumahl
ihre ſtimmen hoch erſchwingen,
und die ſüßen lieder ſingen
duech den groſſen himmels-ſahl

3. Da iſt frende, da iſt wonne,
da empfindt man keine nacht,
da entſpringt die Lebens-ſonne,
die aus trauren Freude macht,
da wir in dem leben
ewig werden ſchweben
und genieſſen ſolcher luſt;
da die lebens-wälle flieſſen
und in ſtröhme ſich ergieſſen,
wie den Frommen iſt bewuſt.

4. Drüm entweicht, ihr ſchnöde ſachen!
keine luſt iſt auf der welt,
die uns kann recht fröblich machen,
ſie iſt nur ein trauer-feld;
ihre Freude weichet,
ihre luſt verbleichet,
alles iſt nur eitel bier:
drüm hab ich mich Gott ergeben,
und verhoffe, bald zu leben,
in verklährter leibes-zier.

Georg Greflinger.

Georg Greflinger, von deſſen Lebensumſtänden wenig Genaues bekannt iſt, ſtammte aus Regensburg; er ſcheint ſich Anfangs den Wiſſenſchaften gewidmet zu haben, ſpäter aber, da ſie ihm während des Kriegs keine Ausſicht gewährten, in Kriegsdienſte getreten zu ſein; in der Widmung zum „Ferrando" heißt es: „Vielleicht erlange ich durch den Degen, was ich durch die Feder und Küſſen niemals erwerben können", wogegen er freilich in einem Liede ſagt, daß er wenig von Schlachten ſagen könne (1), was aber wohl nicht ſo ganz ſtreng nach dem Wort aufzufaſſen iſt, wie er denn auch in demſelben Liede behauptet, daß er nicht franzöſiſch verſtehe, während er dieſer Sprache unzweifelhaft mächtig war. Ob er ſich in Frankfurt aufgehalten hat, wie behauptet wird, iſt unſicher; wahrſcheinlicher iſt, daß er eine Zeitlang in Preußen gelebt hat. Mit Sicherheit wiſſen wir allein, daß er ein kaiſerlich gekrönter Poet war und daß er ſich zuletzt in Hamburg niederließ, wo er wohl erſt um das Jahr 1682 als Notarius ſtarb. Wahrſcheinlich trug ihm dieſe Beſchäftigung nicht ſo viel ein, daß er davon hätte unabhängig leben können, wenigſtens ließ er während ſeines Aufenthalts in Hamburg eine große Zahl von Schriften drucken, bei welchen er gewiß keine andere Abſicht hatte, als Geld zu erwerben. Unter den 36 Schriften, die von ihm angeführt werden, finden ſich nämlich außer mehreren großen und kleinern Büchern über die Zeitgeſchichte und Ueberſetzungen poetiſcher Werke aus dem Franzöſiſchen, Spaniſchen und Holländiſchen, ein „Complimentirbüchlein nebſt Tranchirbüchlein" (wenn letzteres wirklich von ihm iſt), und verſchiedene Anleitungen zur Kochkunſt, zur Paſtetenbäckerei, zur Gartenkunſt, die er ebenfalls aus dem Franzöſiſchen oder Holländiſchen übertrug. Dieſe berühren uns freilich nicht, aber ſie geben uns doch wenigſtens ein Bild von ſeiner ziemlich ausgebreiteten Sprachkenntniß, die, wie die dürftigen Umriſſe ſeiner Lebensgeſchichte, uns den Schluß erlauben, daß er ſich in ſeinem bewegten Leben und auf ſeinen verſchiedenen Wanderungen eine nicht gewöhnliche Welt- und Menſchenkenntniß erworben haben mag, was durch ſeine Dichtungen unzweifelhafte Beſtätigung erhält. Die Sammlungen ſeiner Gedichte*) gehören meiſtentheils zu den Seltenheiten, ſo daß ſelbſt die Herausgeber jener oben erwähnten Sammlung (S. 285 Anm.) ihn nicht gekannt haben, was aus ihrem Stillſchweigen über ihn gefolgert werden darf, da ſie einen für ſeine Zeit ſo bedeutenden Dichter gewiß nicht übergangen haben würden. Denn Greflinger, oder „Seladon („Celadon) von der Donau", wie er ſich nannte, verdient unter den Dichtern ſeiner Zeit wirkliche Auszeichnung, und er kann wenigſtens dem Zeſen an die Seite geſtellt werden, mit welchem er wohl in näheren Verhältniſſen ſtand und der in dichteriſcher Beziehung wahrſcheinlich nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben iſt.

Er iſt beſonders im leichten, ſcherzhaften Liede bedeutend, obgleich auch ſeine ernſthafteren Dichtungen weltlichen und religiöſen Inhalts keineswegs ohne Werth, ſie vielmehr von wahrem Gefühl durchdrungen ſind und ſich, wie ſeine Gedichte überhaupt, in gewandter, wohllautender und zugleich reicher Sprache bewegen. In ſeinen ſcherzhaften Liedern iſt ſeine ſüdliche Abſtammung nicht zu verkennen; die muthwillige Laune, die bis zum Leichtſinn ſich ſteigernde Heiterkeit, wie ſie im Süden ſo häufig gefunden wird, bildet auch den Grundzug ſeiner Lieder, und die volksthümliche Ader, die hier und da in denſelben ſchlägt, erinnert nicht weniger an ſeine Heimat, in welcher der Volksgeſang noch lebendiger wirken mochte, als im Norden, wo die ſteigende Kunſtbildung denſelben vollſtändig zurückdrängte. Bei ihm iſt alles wahre, freilich auch oft derbe Natur; aber ſelbſt das Derbſte iſt durch die Schalkhaftigkeit, mit der es behandelt wird, dem bloß Gemeinen entzogen. Seine Gedichte athmen die ungetrübteſte Lebensluſt, die leichtſinnigſte Fröhlichkeit, die daher beiläufig auch alles verſpottet, was ihr entgegenſteht, und ſo nimmt er keinen Anſtand, ſich ſelbſt über die Gelehrten luſtig zu machen, welche damals doch in ſo hohem Anſehen ſtanden. Er hat auch einige Zeitbegebenheiten, wie die Enthauptung Karls I. von England, den Sieg der Venetianer über die Türken u. ſ. w. beſungen und auch in dieſen überragt er die hiſtoriſchen Reimereien der Zeit, wenn ſie auch ſeinen andern Liedern nicht an die Seite geſetzt werden können.

1. Sein Erſtes an Floren.

1. JUngfraw, wollet ihr mich lieben,
Geld vnd Gut iſt nicht bei mir,
Edel werd ich nicht geſchrieben,
Auch iſt ſonſten keine Zier
An den Kleydern, die ich trage,
Dann ich nichts nach Hoffart frage.

*) „Seladons Beſtändige Liebe", Frankfurt 1644. Deutſche Epigrammata, Danzig, 1645. „Seladons weltliche Lieder" Frankfurt 1651 und andere Sammlungen weltlichen und geiſtlichen Inhalts.

2. Viel zu Stutzen, viel zu Lügen,
Viel zu Buhlen weiß ich nicht;
Ich weiß mehr vom Felder pflügen,
Wie man säet, wie man bricht;
Was mein Vater hat getrieben,
Ist noch noch bey mir geblieben.

3. Ich kann nicht von Schlachten sagen,
Mir geliebt der Helicon;
Mancher hat ein Hun erschlagen,
Schreyet von Occasion,
Leipzig liegt auf vieler Zungen,
Wenig haben da gerungen.

4. Was ich hab, ist junges Leben,
Frisches Hertze, freyer Muth,
Sinnen, die nach Ehren streben,
Keine Schulden, frisches Blut:
Was ich kun, kan Brodt erwerben,
Läst mich leichtlich nicht verderben.

5. Zwar die Warheit zu bekennen,
Ich hab etwas schlecht studiert,
So weiß ich noch nicht zunennen,
Was bey uns so güldig wird,
Hier gab ich mich klärlich an,
Daß ich nichts Frantzösisch kan.

6. Hat es aber einen Nutzen,
Was man bey den Teutschen steht,
So kan ich noch manchen trutzen,
Zwar ich bin vielmehr bemüht
Über ewer hohen Gunst,
Als ich aber keiner Kunst.

7. Wer ich bin, habt ihr erfahren,
Weiber Schönheit hab' ich nicht;
Frisch von Augen, schwartz von Haaren,
Braun in meinem Angesicht,
Und dabey gesundes Leibes
Dürfftig eines jungen Weibes.

8. Wollet ihr dieselbe werden,
Die ich ewig lieben soll,
Solt für allen ihr auff Erden
Ewig mir gefallen wol.
Wolt ihr mich, so gebt ein Zeichen,
Daß ich nicht von euch darff weichen.

2. Seladons Armuth.

1. FLORA, meines Lebens-Leben,
Siehe nicht auff Geld und Pracht,
Derer keines mir gegeben,
Derer Lob bey mir verlacht:
Mir geliebt ein trewer Sinn,
Und was ich wol selber bin.

2. Mancher stutzet auf der Gassen,
Scheinet seyden hin und her,
Kann sich trefflich hören lassen
Über Land und über Meer,
Tausent, tausent muß es seyn,
Trifft es kaum mit hundert ein.

3. Ich bin nicht aus jenen Lecken,
Wo sich das Gesinde findt,
Welche Männer im versprechen
Und im halten Jungen sind:
Was mein Hertze dir gesagt,
Hat dein Hertze nie beklagt.

4. Trag ich schon nicht newe Kleyder,
Ey so mahnet mich auch nicht
Weder Schuster, weder Schneider,
Wie wol manchem offt geschicht:
Hab ich keinen guten Hut,
So ist das darunter gut.

3. Auf die zurück-Reise.

1. GUte Nacht, ihr Teutschen Städte,
Gute Nacht, mein Vatterland!
Daß ich meinen Cörper rette
Vor den Waffen, vor dem Brand
Und vor andern deinen Plagen,
Kan ich dir kein andres sagen.

2. Ob nun zwar der Vatter-Erden,
Welches fast natürlich scheint,
Schwerlich kann vergessen werden,
Und was sonst ein lieber Freund,
Ist es mir doch eine Frewde,
Daß ich einmal von dir scheyde.

3. Braud-stadt, Blut-feld, Sitz der straffen,
Aller Rauber Tummel-Platz,
Wehland, Zeughauß böser Waffen,
Wol, wer dich entfliehen kan!
Es ist mir die höchste Frewde,
Daß ich einmal von dir scheyde.

4. Sey gegrüsset, edles Preussen,
Sey gegrüsset, Walther-Strand,
Wo das zancken und das beissen,
Etwas minder ist bekant,
Wo die Recht- und Friedens-Hertzen
Lieblich mit einander scherzen;

5. Wo sich meine Seele findet,
Wo sich meine Frewde helt,
Wo mein Fewer, was mich bindet,
Wo mein höchstes, meine Welt,
Wo mein All, mein Ich, mein Leben,
Ter ich mehr als mir ergeben.

6. Fuge, fuge, Wind von Westen,
Laß die Segel schwanger gehn,
Deine Crafft dient uns am besten,
Sol ich was zu rücke stehn;
Geh voran, sag meiner FLORAN,
SELADON sey vor den Thoren.

4. Der Ehe-Hasser.

1. Schweyget mir vom Frawen-nehmen,
Es ist lauter Ungemach:
Geld ausgeben, wiegen, grämen.
Ein mal Ach und drey mal Ach!
Ist sie reich, so wil sie rechten,
Ist sie arm, wer schaffet Brodt?
Ist sie jung, so wil sie fechten,
Ist sie alt, so ist's der Todt.

2. Ich wil drum nicht, daß man singe,
Daß ich nicht recht männlich bin,
Weil ich mich des Weibs entschlage,
Buhlen, Buhlen ist mein Sinn.
Hewte die, die andre morgen,
Das ist eine Lust vor mich,
So darff ich für keine sorgen,
Jede sorget selbst für sich.

3. Denkt, was auff die Hochzeit laufft,
Was die Braut zur Kleidung frißt;
Wenn man dann ein Kindlein tauffet,
Das der nechste Hausrath ist,
Was die Amme, die es säuget,
Was das Mägdlein, das es stillt,
Daß es mir zu nachtes schweyget,
Mich nicht wecket, wenn es brüllt.

4. Und was kosten Kasten, Kisten,
Schlüssel, Schüssel, Teller, Rost,
Mägde, die uns kochen, misten,
Tencket, was der Hauß-zins kost,
Was die Kannen, Tische, Bäncke,
Hand-faß, Hand-tuch, Tisch-tuch, Licht,
Stuhle, Kuchen, Kuchenschräncke,
Und was kost die Kleydung nicht!

5. So viel Männer abzuspeißen!
Und was frißt der Hund, die Katz;
Und wann sich die Freunde weisen,
Was für Geld bleibt auff dem Platz!
Aber Fische, Wein und Grütze,
Bier und Wein und liebes Brodt!
Und wann erst die Fraw nichts nütze,
Scheyde Gott die liebe Noth!

6. Wann die Fraw wil Hosen tragen,
Und dem Manne widerspricht,
Dann so geht es an das Jagen,
Eine solche taugt mir nicht,
Dann so kommen ihre Freunde,
Rechten, schreyen wider mich,
Dann so werden Freunde Feinde,
Dann geht alles hinter sich.

7. Dann so geht der Mann vom Hause,
Suchet ihm, was ihm geliebt,
Lebet Tag und Nacht im Sause,
Ob sich schon die Fraw betrübt,
Sitzt zu Hause mit den Kleinen,
Hat nicht Bier, noch Brodt, noch Geld,
Er ist lustig mit den Seinen,
Und fürwahr ein freyer Held.

8. Ich wil keine so betruben
Ich wil bleiben, wer ich bin,

Ich wil keine herzlich lieben,
Bublen, Bublen iſt mein Sinn;
Bublen iſt mie hönig-ſuße,
Bubleu iſt es, was ich thu,
Bnd verbnhl' ich ſchon die Fuße,
So behalt ich doch die Schuh.

Kaſpar Ziegler.

Kaſpar Ziegler, geb. zu Leipzig am 5. Sept. 1621, widmete ſich zuerſt der Theologie, vertauſchte ſie aber mit der Rechtswiſſenſchaft, in welcher er ſich gründliche und umfaſſende Kenntniſſe erwarb. Nach vollendetem Studium wurde er Doctor der Rechte; die ziemlich zahlreichen juriſtiſchen Schriften, die er nun herausgab, zogen die Aufmerkſamkeit auf ihn, und er wurde Profeſſor, dann Appellationsrath und endlich zum Directer des Conſiſtoriums zu Wittenberg ernannt, wo er am 17. April 1620 ſtarb.

Ziegler war ein ernſter, praktiſcher Mann; Zeſens Neuerungen behagten ihm nicht, und er ſpricht ſich offen, ja derb genug aus, ja er geht ſogar ſo weit, daß er dem Purismus deſſelben gegenüber die Einmiſchung fremder, namentlich lateiniſcher Wörter geradezu vertheidigt; überhaupt dachte er von der deutſchen Sprache kühler, als ſeine Zeitgenoſſen, und er wagte es, der allgemein verbreiteten Anſicht von der „Majeſtät und Herrlichkeit der deutſchen Haupt- und Heldenſprache" gegenüber die Vorzüge der lateiniſchen und ſelbſt der neueren Sprache, namentlich der italieniſchen anzupreiſen. Als Dichter hat er ſich vorzüglich durch ſeine „Madrigale" (Leipz. 1653) bekannt gemacht, welche zu ſeiner Zeit in großem Anſehen ſtanden, ſo wie der „Bericht von der Arth und Eigenſchafft eines Madrigals", den er ſeinen Verſuchen voranſchickte, lange Zeit Geſetzkraft hatte. Wir können in ſeine ausführliche, man kann wohl ſagen, breite Darſtellung ſeiner Anſichten nicht eingehen; es genügt zu erwähnen, daß das Madrigal ihm dem Weſen nach nichts Anderes iſt, als ein Epigramm, von dem es ſich hauptſächlich in der Form unterſcheide und den weſentlichen Vorzug habe, ſich der muſikaliſchen Behandlung zu fügen. Alle die einzelnen Geſetze, welche er über die Zahl der Verſe und ihrer Sylben, über Cäſur und Reime u. ſ. w. aufſtellt, hat er den italieniſchen Dichtern entnommen, für welche er überhaupt eine große Vorliebe hatte, und die er auch in ſeinen eigenen Verſuchen nachahmte. Wenn auch die Lobeserhebungen, welche ihm Neumeiſter ſpendet, ſehr übertrieben ſind, der nichts Süßeres und Abgerundeteres kennt, als ſeine Verſe voll Wohllaut, Klarheit und Adel ſeines Ausdrucks, wenn vielmehr gerade die Sprache viel zu wünſchen übrig läßt, die oft ſteif und proſaiſch iſt, auch ſeine Gedanken häufig matt und gewöhnlich ſind (müſſen ihm ſogar die Pandekten Stoff zu ſeinen Madrigalen geben); ſo darf ihm eine gewiſſe Gewandtheit in der Behandlung der Form nicht abgeſprochen werden, und unter ſeinen Verſuchen finden ſich mehrere, die es erklären, daß ſein Vorgang eine Menge Nachahmungen hervorrief.

Noch gab Ziegler eine Sammlung von Gedichten unter dem Titel: „Jeſus oder XX Elegieen über die Geburt, Leiden und Auferſtehung unſers Heilandes" (Leipz. 1648) heraus, welche zu ihrer Zeit ſehr bewundert wurden, die aber nach dem Beiſpiele zu urtheilen, welches Rambach in ſeiner „Anthologie chriſtlicher Geſänge" mittheilt, höchſtens wegen des leichten und fließenden Reims genannt zu werden verdienen.

1. Wer iſt klug, wenn er liebt?

Verliebt und weiſe ſein,
ſtimmt nicht zuſammen ein:
Es ſol es kaum ein Gott zuſammen baunen.
Ich achte den vor einen weiſen Mann,
Der brunſtig liebt und das verbergen kann.

2. Silvia iſt ein offenbahrer Dieb.

ex l. Fur est manifestus 3. ff. de Furt.

So biſt du nun, mein Lieb,
ein offenbaheer Dieb:
Ich finde diee mein Hertz in deinen Händen.
Wohin damit? wohin?
Ach, daß Ich mir nun ſelbſt geſtohlen bin!
Wohlan, du muſt mich vierfach wieder geben,
Ich klag auff Leib und Leben.
Ich euff und ſchrey: „Ein Dieb, ein Dieb iſt da!
halt auff, halt auff! Es iſt die Silvia!"

Vid. Cujac. II. Obs. 38.

3. Auff der Elbe zwiſchen Humburg und Stade.

Da ſchweb Ich nun und kan nicht ferner ſchwimmen,
das Schiff iſt ungeſund
und allenthalben wund,
dee Donnee ſtürmt und plitzt mit Feuerflammen,
Flut, Wetter, Luffr und Wind
ſind widee mich geſinnt,
es ſammlet ſich dus Ungluck recht zuſammen.
Ich fuechte mich noch nicht,
und bin voll Zuverſicht.
Es iſt mie eins ſchonee Tag und Regen:
Poeten ſind dem Wettee überlegen.

4. An eine Barbaeu.

Die alten Römer hieſſen
Als wie das Land, da ihre Waffen ſtraten,
Darumb ſie auch ſo manchen Namen kriegten.
Nahm einee Geelam ein,
der muſt ein Greter ſeiu;
der nne Guetago ſah,
den hieſſe man den Held aus Afriea.
Ihe zwingt mit eueen Wangen
ein Herz von Stahl und Bley
und ſelbſt die Baebaeey:
da habt Ihr auch den Namen her empfangen.

5. Ein alter Greiß an eine Junge.

Ach Celia, verachte keinen Alten,
ſie ſind noch zu behalten,
Aneora ware jung,
und liebte doch ſo einen alten Feeyer.
Ich bin dem Etna gleich,
von auſſen weiß, im Heetzen luntee Feuer.
Die Aſche macht wohl eine Kohle bleich,
Sie iſt drumb nicht vreglommen,
und hat noch wohl im Feuee zu genommen.
Du beiſt mich zwne vor einen alten Greiß:
vreſuche mich, was gilte? Ich bin noch heiß.

David Schirmer.

Von den Lebensverhältniſſen des Dichters, den wir jetzt zu betrachten haben, iſt nur ſehr Weniges und Ungenügendes bekannt. David Schirmer wurde gegen das Jahr 1623 in Pappendorff bei Freiberg geboren; er beſuchte zuerſt wahrſcheinlich die Schule in Freiberg, dann die in Halle, wo ſein Talent von dem öfters genannten Rector Gueintz mit Liebe gepflegt wurde, wie ſpäter von Buchner in Wittenberg, wohin er gezogen war, um ſeine Studien fortzuſetzen, die er in Leipzig begonnen hatte. Im Jahr 1647 wurde er unter dem Namen des „Beſchirmenden" in die Deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft aufgenommen, und 1650 nach Dresden berufen, wo er, ohne den Titel eines Hofpoeten zu führen, dee erſt ſpäter gebräuchlich wurde, die Aufgabe hatte, die feſtlichen Gelegenheiten zu beſingen. Sechs Jahre ſpäter erhielt er die Stelle eines Bibliothekars, welches Amt er bis 1682, wo er ſeine

Entlassung erhielt, wahrscheinlich weil die Bibliothek unter seiner Verwaltung in Unordnung gerathen war. In welchen Verhältnissen er seitdem lebte, ist eben so unbekannt als das Jahr seines Todes.

David Schirmer, der von Einigen sehr hoch gestellt, von Andern aber so tief herabgesetzt wird, verdient weder dieses große Lob, noch diesen übermäßigen Tadel. Zwar läßt sich ihm kein besonderes poetisches Talent nachrühmen, er besitzt weder Tiefe des Gefühls noch Schwung, und seine Dichtungen bewegen sich meistens in den gewöhnlichsten Anschauungen und Gedanken; dagegen ist seine Darstellung leicht und von erfreulichem Wohllaut, was denn auch wesentlich dazu beitrug, daß viele seiner Lieder allgemein gesungen wurden, wie unter andern sein Freund Schoch bezeugt *). Auch läßt sich ihm ein ziemlich gebildeter Geschmack nicht absprechen, der ihn auch vor den Uebertreibungen der Nürnberger immer zur rechten Zeit warnt. Er hat es zwar gern mit Schäfern und Zubehör zu thun, aber er bleibt dabei doch natürlich, und wenn er auch manchmal von dem Beifall, der den Pegnitzschäfern gespendet wurde, verleitet, sich etwa auch einmal in der Thiersprache versucht, und die Frösche koaxen und quaxen und murren, die Tauben turtein und lachen und gurren, die Finken die grünen Gemächer bepinken und die Lerche tireliren läßt, so lenkt er doch bald in eine natürlichere Darstellung ein. Seine besten Gedichte stehen in der Sammlung, welche er unter dem Titel „Poetische Rosen-Gepüsche" (Halle 1650) herausgab; eine andere Sammlung: „Poetische Rauten-Gepüsche" (Dresden 1663) enthält die größeren und kleineren Gelegenheitsgedichte, welche er dem Sächsischen Hofe zu Ehren oder auf dessen Auftrag verfaßte. Eins seiner besten Gedichte ist die unten mitgetheilte Parodie auf Opitzens bekanntes Lied (S. 245), welches überhaupt mehrere dergleichen Nachbildungen hervorgerufen hat, so z. B. eine von Klaj.

Marnia und ein Buch.

1. WBn empfind ich keinen Grauen,
Daß ich, Phöbus, fur und für,
Bin gesessen neben dir.
Andre mögen um sich schauen,
Vnd bei jenen Springe-Quällen
In den Wiesen sich ergehn
Ich wil bey den Büchern stehn,
Vnd auff sie mein Dichten stellen.

2. Artlich läst es sich studiren,
Wenn man weit vom Vngemach
Leitet seinen Lebens-Bach.
Der, weil wie ihn weißlich führen,
Wird kein Theil dem Tode werden,
Denn der kluge Geist und Sinn
Schwingt sich durch die Wolcken hin
Vnd kommt gar nicht in die Erden.

3. Holla, Junger, geh' und frage,
Wo das beste Buch mag seyn!
Laß den Opitz binden ein!
Diese Frist der kurtzen Tage,
Die wie Menschen auf uns haben,
Wil ich in den Bienen-Safft,
Den die Musen abgerafft,
Tiefer, als in Sand, vergraben.

4. Kauffe gleichfalls andre Sachen
Vnd vergiß den Tscherning nicht!
Schau', daß Keiner dir gebricht!
Jener mag recht thörlich lachen,
Der bey seinem Geld und Schätzen
Tolle sich zu kräncken pflegt,
Vnd ohn' Lust sich schlaffen legt:
Ich wil mich mit Büchern letzen.

5. Bitte die gelehrten Brüder
Auff die Musick und auff das,
Wobey stäts der Plato saß,
Bringe mit die schönen Lieder!
Marnia, dich laß' ich erben,
Bey den Büchern und bey dir
Wil ich bleiben für und für:
Bücher lassen Keinen sterben.

Johannes Scheffler.

Während die neue poetische Richtung ohne allen Zusammenhang mit der älteren Zeit steht, mit der sie völlig gebrochen hatte, führt uns plötzlich ein Dichter wieder in frühere Perioden zurück, aber freilich weder durch die Form, noch durch die Sprache seiner Dichtungen, sondern durch deren Inhalt, welcher sich vielfältig an die Mystiker des 14. Jahrh. anlehnt. Es ist dies der berühmte Johannes Scheffler oder Angelus Silesius, wie er sich vor seinen bedeutendsten Werken nannte. Derselbe wurde im Jahr 1624 zu Breslau geboren; er besuchte das dortige Gymnasium, wo sein dichterisches Talent theils durch seine Lehrer, den Rector Elias Major (s. o. S. 232) und den durch seine Lobrede auf Opitz bekannt gewordenen Professor Christoph Coler entwickelt wurde, theils durch gleichstrebende Mitschüler, darunter Andr. Scultetus (S. 232), Nahrung erhielt. Im Jahre 1643 bezog er die Universität zu Straßburg und reiste sodann nach Holland, wo er sich wenigstens zwei Jahre lang aufhielt und die Schriften Jakob Böhme's kennen lernte, so wie auch mit den dort sich aufhaltenden Mystikern in nähere Berührung kam. Von dort begab er sich nach Padua, wo er seine Studien fortsetzte und im Jahr 1648 Doctor der Medizin wurde. Noch in demselben Jahre kehrte er in die Heimat zurück, und schon im folgenden wurde er zum Leibarzt des Herzogs von Oels ernannt, welche Stelle er jedoch schon nach 3 Jahren wieder aufgab, um einen gewiß schon lange vorher beabsichtigten Schritt zu thun: er ging nämlich am 12. Juni 1653 zur römischen Kirche über, in Folge dessen er den Titel eines k. k. Hofmedicus erhielt, ohne daß man jedoch Grund hätte seinem Uebertritt selbstsüchtige Zwecke

*) Wir theilen die betreffende Stelle aus Schochs Zuschrift zu seinem „Blumen-Garten" mit, weil man daraus ersieht, wie beschränkt die damaligen Ansichten über die Poesie waren, und wie sehr die Dichter sie für ein ausschließliches Vorrecht der Gebildeten oder Gelehrten hielten. „Es ist sehr zu betauren," heißt es, „in was für Gemeinschafft, ich sage, in was für Verachtung unsere Gedichte heut zu Tage gerathen, daß sich nicht nur so herrliche und gute Lieder in allen Dorff-Schäncken, Bier-Bäncken und Wachtstuben herumber stehlen, sondern auch, leidee! fast auff allen Kloppel-Küssen gefunden werden. — — Dieses verdreust mich, daß unsere Lieder nunmehro, als ob sie eben zu diesem Ende da, alle Hollunden, Naffen, Fliegen und Bier-Zapffen, so oft sie die Nase begossen, aufwarten und zu Gebothe stehen müssen. — — Herr Dav. Schirmers sein kaum ausgeblühetes Rosen-Gebüsche — — in was für böse Gesellschafft seynd sie in so kurtzer Zeit gerathen? Vnter vielen eines zu gedencken, unser gewöhnliches Leib-stückgen: „Immer hin, fahr immer hin" ꝛc. (**), wie geschwind ist es in die Wiederdeu gerathen, und so gar gemeine geworden, daß nunmehro kein Schneider-Geselle (mit Verlaub) auff seiner Werkstatt ein paar Strümpffe flicken, oder kein Schloffer-Junge eine Kanne Bier auff dem Keller holen kann, wenn es nicht von ihnen gesungen oder gepfiffen wurde."

**) Allerdings ist dies eins der besten Lieder Schirmers, welches Schoch auch nachgeahmt hat; wir haben es aber wegen seines zu großen Umfangs nicht aufnehmen konnen.

unterzuliegen, da ee durch jenen Titel höchſtens eine leere Auszeichnung gewann; vielmehr iſt es gewiß die Abneigung gegen die ſteife, alles inneee Leben oeedammende Orthodoxie der lutheriſchen Kirche geweſen, weiche ihn zu jenem bedeutungsoollen Scheitte bewog; denn es iſt leicht begeeiflich, daß, wenn ee ſich einmal dem Zwange unterwerfen mußte, er vorzog, ſich dee größeren, iedensoolleren Kieche zu unterwerfen, in weicher er zudem eher Nahrung füe ſeine myſtiſchen Anſichten fand, als der kleineeen Gemeinſchaft, die damals nur am ſtareen Buchſtaben hing und alles Leben mit Erbitterung oeedammte und verfolgte. Im Jahre 1661 teat er in den Mineeitenorden*) und erhieit die Prieſterweihe; drei Jahee ſpäter ernannte ihn der Fürſtdiſchof von Breſiau zum Hofmarſchall und biſchöflichen Rath. Von nun an ließ er eine Reihe von Schriften gegen den Peoteſtantismus erſcheinen, in denen man zwae die Feſtigkeit und Kraft ſeiner Ueberzeugung aneekennen, aber zugieich tief beklagen muß, daß er ſich oft ganz unwürdigee Waffen bediente, wobei ihm nicht zue Entſchuldigung geeeichen kann, daß ſeine zahleeichen Gegner eben ſo grode und pödeihafte Widerlegungen eeſcheinen ließen. In den letzten Jahren ſeines Leebens zog ſich Scheffler, nachdem er ſeine Stellen aufgegeben hatte, in das Stift dee Keenzherren zu St. Matthias, wo ee ſeine Muße zur Sammiung ſeiner theologiſchen odee vielmehe poiemiſchen Scheiften benutzte. Ee ſtaeb nach langen Leiden am 9. Juii 1677 im 53. Jahee ſeines Alters.

Die dichteeiſche Thätigkeit Schefflers ging feinee theologiſchen voean; die beiden Sammiungen ſeinee Gedichte eeſchienen im J. 1657, oiee Jahre voe ſeiner Prieſterweihe und eben ſo viele nach ſeinem Uebeeteitt zum Katholicismus. Wann ſie entſtanden ſind, iſt nicht bekannt, ſie ſind abee gewiß das Erzeugniß einee längern Reide von Jadren, da er ja ſchon in ſeüher Jugend dichtete. Die eine dieſee Sammiungen wird uns erſt ſpätee beſchäftigen; dagegen baben wie jetzt auf die andere einzugeben, welche Scheffiees lyriſche Dichtungen enlbäit. Sie führt den Titel: „Heilige Seeieniuſt, odee Geiſtliche Hieteniiedee der in ihren Jeſum verliedten Pſyche" izueeſt Breſiau o. J., aber gewiß 1657, dann mit eineu vierten und endlich, 1668, mit einem fünften Theil vermedrt) und enthält im Ganzen 205 Lieder, weiche in ihree Haitung, wie ihrer Richtung und Sprache oft an den älteeen Spee erinnern. Man hat zwae dieſen Zuſammenhang zwiſchen Spee und Angeius Sileſius läugnen wollen, abee es iſt ein ſoicher doch ganz unverkenndar, wenn auch iezteeer eigenthümlich genug dieidt, daß an ein beſtimmtes Nachbilden freilich nicht zu denken iſt. Die in vielfacher Beziebung verwandte Natur der beiden Männee mag allerdings manche Aehnlichkeit in ihren Dichtungen erkläeen, aber dies allein reicht doch nicht hin, die geoße Uebereinſtimmung zu begründen, die in vieien idree Lieder zu finden iſt. Wie in Spee, ſo finden wie auch in Angeius ein tiefes Gefühi für die Natue, und wie jener, ſo lehnt auch dieſer ſeine feommen Betrachtungen an die Darſtellung der Feüblingswelt, weiche ihm die Näbe des Iirbildes aller Liebe, des Bräutigams dee Seele eröffnet (2. 3). Wie dei Spee, ſo iſt auch bei ihm das Ringen nach dee innigſten Gemeinſchaft mit Gott, beſonders aber die glühende Sehnſuckt nach Chriſtus (1) dee Grundzug ſeiner Lieder, weshaid ee auch, ja noch mebe als jener, ſeiner Liebe den Ausdruck ſinnlicher Empfindung veeleibt, der oft ſogar in tändelnde Spieierei ausartet. Wie Spee, ſo ſtellt auch Angeius die Liebe der Seeie zu iheem himmliſchen Bräutigam gern in dem Gewande der Schäfeepoeſie dar, aber während jener vorzüglich duech das hohe Lied zu dieſer Auffaſſung angeeegt wurde, wähite Scheffler diefelbe wohl in der Abſicht, den weitlichen Schäfeegedichten geiſtliche entgegenzuſetzen, und es ſind einzeine Spuren oorhanden, wo ee die Pegnitzee offenbar nachadmt. So viele Vergleichungspunkte aber beide Dichter daedieten, ſo iſt doch eine große Verſchiedenheit in ihnen baid wahrzunehmen: Angeius iſt nämlich duechaus weich und ſentimental, was bei Spee keineswegs dee Fall iſt, woraus auch zu erkläeen iſt, daß Scheffiers Lieder bei den Pietiſten lebbaften Anklang fanden, während die Geſänge Spees von ihnen ganz unbeachtet biieben, wenigſtens keine Aufnahme in ihre Geſangdüchee fanden. Daher iſt Angeius aber auch für die Geſchichte des Kirchenlieds höchſt bedeutend, deſſen ſpätere Entwickeiung ſich vielfältig an ihn aniehnt; die ſüßliche Tändelei dee Herrnbuter hat in ſeiner ſchwäemeriſchen Sentimentalität ihr erſtes Voebiid. Nue fehit den ſpäteren Liedern dee tief poetiſche Sinn, den wie an den Gedichten Scheffiees ſeibſt in ſeinen Verirrungen anerkennen müſſen, es fedit ihnen die Wahrheit des Gefübls, die Tiefe dee Empfindung, in deeen Ausdeuck Scheffler ſo übeeaus reich und treffiich iſt. Doch finden ſich unter ſeinen Gedichten manche, die ſchon ganz im Sinne und in dee tändeinden Weiſe der Herenbutee gedichtet ſind (4); aber gerade dieſe laſſen ſeinen poetiſchen Geiſt am wenigſten erkennen. Uedrigens ſind keineswegs alle ſeine Lieder in dem nämlichen weichen Geiſte abgefaßt, medeere ſind von einer Kraft dee Empfindung erfüllt, weiche unwiderſtehlich hinreißt (7). Es ſind dieſe abee ſämmtiich ſpäteren Urſprungs, und man eekennt daran, wie mächtig dee Ueberteitt zum Katholicismus auf ſein ganzes Weſen eingewirkt hat. Vor demſeiben, da er ſich von den ihn abſtoßenden kalten Formen des Proteſtantismus in ſein Inneres zueückzog, verſenkte ſich ſeine Seele ganz in die ſchwärmeriſche Liebe zu iheem himmliſchen Bräutigam; nach dem Uebertritt, wo ee ſich zum Kampfe gegen ſeine ehemaiigen Giaubensgenoſſen vordeeeitete oder denſeiben ſchon beſtand, ſind ſeine Lieder von einee Kraft, von einem feurigen Schwung erfüllt, in welchem ſich die eine Thatkeaft ausſpricht, die eben ſo entſchieden iſt, als ſeine früdere weichliche Hingebung. Aus dem ſchmachtenden Liedhabee war ein ernſter Mann geworden, der für das, was er iiebt, die Waffen zu eegreifen und ſein Leben zu opfern fähig iſt. Der Liedee aus dieſee ſpäteren Zeit ſind feeiiich nur wenige, denn ſeine poiemiſche Thätigkeit ließ ihm wohi keine Muße zu dichteeiſchen Arbeiten zu; abee es ſind dieſe wenigen Lieder den früheren weit vorzuziehen. Alle ſind aber formell vorzüglich geinngen; die Sprache iſt reich, dee Ausdruck poetiſch und oon hohee Anſchauiichkeit, die Daeſtellung ungezwungen und gewandt, rdythmiſch meiſtens untadeihaft und von geoßem Wohilaut, der ſie auch zum Geſange eignet, wie ſie denn ſchon früh componirt wueden. Der Reichthum ſeinee Sprache, der

*) Die früher allgemein geltende Meinung, daß er in den Jeſuitenorden getreten ſei, iſt gänzlich unbegründet.

aber mehr in der andern, später zu besprechenden Sammlung, dem „Cherubinischen Wandersmann", als in der „Seelenlust" hervortritt, gründet sich zumeist auf das Studium der älteren Mystiker, namentlich Taulers, von dem er eine Reihe von allerdings sehr bezeichnenden Ausdrücken entlehnt hat.

1. Psyche verspricht sich, Ihn biß in Tod zu lieben.

1. JCh wil dich lieben, meine Stärcke,
Ich wil dich lieben, meine Zier,
Ich wil dich lieben mit dem Wercke
Und immerwehrender Begir:
Ich wil dich lieben, schönstes Licht,
Biß mir das Hertze bricht.

2. Ich wil dich lieben, O mein Leben,
Als meinen allerbesten Freind;
Ich wil dich lieben und erheben,
So lange mich dein Glantz bescheint;
Ich wil dich lieben, Gottes Lamm,
Als meinen Bräutigam.

3. Ach, daß ich dich so spät erkennet,
Du Hochgelobte Schönheit du,
Und dich nicht eher mein genennet,
Du höchstes Gut und wahre Ruh!
Es ist mir leid und bin betrübt,
Daß ich so spät geliebt.

4. Ich lieff verirrt und war verblendet,
Ich suchte dich und fand dich nicht,
Ich hatte mich von dir gewendet,
Und liebte daß geschaffne Licht:
Nu aber ists durch dich geschehn,
Daß ich dich hab ersehn.

5. Ich danke dir, du wahre Sonne,
Daß mir dein Glantz hat licht gebracht.
Ich danke dir, du Himmels-Wonne,
Das du mich fro und frey gemacht,
Ich dankr dir, du gulduer Mund,
Daß du mich machst gesund.

6. Erhalte mich auff deinen Stegen,
Und laß mich nicht mehr irre gehn;
Laß meinen Fuß in deinen Wegen
Nicht straucheln oder stille stehn;
Erleucht mir Leib und Seele gantz,
Du starcke Himmels glantz.

7. Gib meinen Augen süsse Thränen,
Gib meinem Hertzen keusche brunst;
Laß meine Seele sich gewöhnen,
Zu üben in der Liebe-Kunst,
Laß meinen Sinn, Geist und Verstand
Stets sein zu dir gewand.

8. Ich wil dich lieben, meine Krone,
Ich wil dich lieben, meinen Gott,
Ich wil dich lieben ohne lohne
Auch in der allergrösten Noth;
Ich wil dich lieben, schönstes Licht,
Biß mir das Hertze bricht.

2. Sie sucht ihren Bräutigam.

1. WO ist der Schönste, den ich liebe,
Wo ist mein Seelen-Bräutigam?
Wo ist mein Hirt und auch mein Lamm,
Um den ich mich so sehr betrübe?
Sagt an, ihr Wiesen und ihr Matten,
Ob ich bei euch ihn finden soll,
Daß ich mich unter seinen Schatten
Kann laben und erfrischen wol?

2. Sagt an, ihr Liljen und Narcissen,
Wo ist das zarte Liljen-Kind?
Ihr Rosen, sagrt mir geschwind,
Ob ich ihn kann bei euch genießen.
Ihr Hyacinthen und Violen,
Ihr Blumen alle mannigfalt,
Sagt, ob ich ihn bei euch sol holen,
Damit er mich erquicke bald.

3. Wo ist mein Brunn, ihr kühlen Brünne?
Ihr Bäche, sagt, wo ist mein Bach,
Mein Ursprung, dem ich gehe nach,
Mein Quell, auf den ich immer sinne?
Wo ist mein Lust-wald, O ihr Wälder?
Ihr Ebenen, wo ist mein Plan?
Wo ist mein grünes Feld, ihr Felder?
Ach zeigt mir doch zu ihm die Bahn.

4. Wo ist mein Taublein, ihr Gefieder?
Wo ist mein treuer Pelican,
Der mich lebendig machen kan?
Ach, daß ich ihn doch finde wieder!
Ihr Berge, wo ist meine Höhe?
Ihr Thaler, sagt, wo ist mein Thal?
Schaut, wie ich hin und wieder gehe,
Und ihn gesucht hab' überall.

5. Wo ist mein Leitstern, meine Sonne,
Mein Mond und ganzes Firmament?
Wo ist mein Anfang und mein End?
Wo ist mein Jubel, meine Wonne?
Wo ist mein Tod und auch mein Leben?
Mein Himmel und mein Paradeis?
Mein Hertz, dem ich mich so ergeben,
Das ich von keinem andern weiß?

6. Ach Gott, wo sol ich weiter fragen?
Er ist bei keiner Creatur!
Wer führt mich über die Natur?
Wer schafft ein Ende meinem Klagen?
Ich muß mich über Alles schwingen,
Muß mich erheben über mich,
Dann, hoff' ich, wird mirs wol gelingen,
Daß ich, o Jesu, finde dich.

3. Sie vergleicht das JEsulein einem Blümelein.

1. JCh weiß ein liebes Blümelein
Mit Gottes Thau begossen,
In einem Jungfräulichen Schrein
Zur Winters-Zeit entsprossen:
Dis Blumelein heißt JEsulein,
Ew'ger Jugend, grosser Tugend,
Schön und lieblich, reich und herrlich:
Menschen-Kind,
Wie selig ist, der dieses Blümlein findt!

2. Es hat so lieblichen Geruch,
Erquikket Leib und Seele,
Vertreibt die Gifft, verjagt den Fluch,
Und giebt ein heilsam Oele;
Es stillt den Schmertz und stärkt das Hertz,
Bringt im Leide süsse Freude,
Kan uns geben ewges Leben:
Menschen-Kind,
Wie selig ist, der dieses Blümlein findt!

3. Ich hab mir dieses Blümelein
Für allen außerlesen;
Wils meinem Hertzen propffen ein,
Auff daß ich kan genesen.
Ich wils allzeit in Lieb und Leid
Bey mir haben, mich zu laben,
Und mit Freuden abzuscheiden:
Menschen-Kind,
Wie selig ist, der dieses Blümlein findt!

4. Sie bittet, daß jhe sein Leiden möge zu statten kommen.

1. DJe Seele Christi heilge mich,
Sein Geist verzukke mich in sich,
Sein Leichnam, der für mich verwundt,
Der mach mir Leib und Seel gesund.

2. Das Wasser, welches auf den Stos
Des Speers auß seiner Seiten flos,
Das sey mein Bad und all sein Blut
Erquikke mir Hertz, Sinn und Mut.

3. Der Schweiß von seinem Angesicht
Laß mich nicht kommen ins Gericht,
Sein gantzes Leiden, Crentz und Pein,
Das wolle meine Stärke sein.

4. O JEsu Christ, erhöre mich,
Nihm und verbirg mich gantz in dich,
Laß mich in deine Wunden ein,
Daß ich fürm Feind kan sicher seyn!

5. Ruff mir in meiner letzten Noth
Und ietz mich neben dich, mein Gott,
Daß ich mit deinen Heilgen alln
Mög' ewiglich dein Lob erschalln!

5. Sie ergibet sich der ewigen Liebe.

1. LIebe, die du mich zum Bilde
Deiner Gottheit hast gemacht,

Liebe, die du mich ſo milde
Nach dem Fall haſt wieder bracht,
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

2. Liebe, dir du mich erkohren,
Eh als ich geſchaffen war,
Liebe, die du Menſch gebohren,
Und mir gleich wurdſt ganz und gar,
Liebe, dir ergeb ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

3. Liebe, dir für mich gelidten
Und geſtorben in der Zeit,
Liebe, die mir hat erſtritten
Ewge Luſt und Seligkeit,
Liebe, dir ergeb ich mich
Dein zu bleiben ewiglich.

4. Liebe, die mich hat gebunden
An ihr Joch mit Leib und Sin,
Liebe, die mich überwunden,
Und mein Hertze hat dahin,
Liebe, dir ergeb ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

5. Liebe, die mich wird erwekken
Auß dem Grab der Sterbligkeit,
Liebe, die mich wird umbſtekken
Mit dem Laub der Herrligkeit,
Liebe, dir ergeb ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

6. Sie gibt Bericht, wo JEſus anzutreffen ſey.

1. WOlt ihr den HErren finden,
So ſucht ihn, weil es Zeit;
Wolt ihr den Bräut'gam binden,
So thuts, weil ers noch leidt;
Wolt ihr die Kron empfangen,
So rennet nach dem Ziel:
Wer viel meint zu erlangen,
Der ſucht und müht ſich viel.

2. Sucht ihn mit Kinds-Geberden
Im Krippen auf dem Hen,
Denn wer kein Kind wil werden,
Der geht ihn ſtraks vorbey.
Sucht ihn, den reinen Knaben,
In der Jungfrauen Schoß,
Denn wer diß Gold wil haben,
Muß ſeyn von Keuſchheit groß.

3. Sucht ihn, ſoll er ſich zeigen,
Im Straß-Weg der Gedult.
Wer meyden kan und ſchweigen,
Der findet ſeine Huld.
Sucht ihn in Wüſteneyen
Und Abgeſchiedenheit
Die mit der Welt ſich ſeenen,
Die fehlen ſeiner weit.

4. Sucht ihn in Creutz und Leiden,
In Trübſal und Elend,
Denn durch der Wolluſt Freuden
Wird man von ihm getrennt.
Sucht ihn, wo er im Grabe
Der Welt geſtorben iſt,
Denn wer nicht allm ſtirbt abe,
Wird nicht von ihm erkieſt.

5. Sucht ihn im Himmel droben,
Im Chor der Seraphim.
Denn die ihn liebend loben,
Sind nicht ſehr weit von ihm.
Sucht ihn in eurem Hertzen
Mit tiefſter Innigkeit,
So werdt ihr quitt von Schmertzen
Jetzt und in Ewigkeit.

7. Sie vermahnet zur Nachfolgung Chriſti.

1. Mir nach! ſpricht Chriſtus, unſer Held,
Mir nach, ihr Chriſten alle!
Verläugnet euch, verlaßt die Welt,
Folgt meinem Ruff und Schalle,
Nehmt euer Kreuz und Ungemach
Auff euch, folgt meinem Wandel nach!

2. Ich bin das Licht, ich leucht euch für
Mit heil'gem Tugend-leben;
Wer zu mir kommt und folget mir,
Daeff nicht im Finſtern ſchweben;
Ich bin der Weg, ich weiſe wol,
Wie man wahrhafftig wandeln ſol.

3. Mein Hertz iſt voll Demütigkeit,
Voll Liebe meine Seele,
Mein Mund, der ſteuſt zu jeder Zeit
Von ſüſſem Sanftmut-Oele;
Mein Geiſt, Gemüte, Krafft und Sinn
Iſt Gott ergeben, ſchaut auff ihn.

4. Fällt's euch zu ſchwer? ich geh' voran,
Ich ſteh' euch an der Seite,
Ich kämpfe ſelbſt, ich brech' die Bahn,
Bin alles in dem Streite.
Ein böſer Knecht, der ſtill darff ſtehn,
Wenn er den Feldherrn an ſieht gehn!

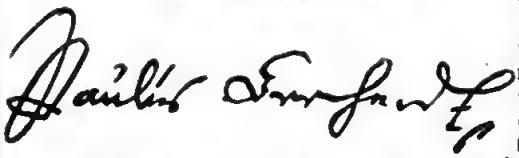
5. Wer ſeine Seel' zu finden meynt,
Wird ſie ohn' mich verlirren;
Wer ſie umb mich verlieren ſcheint,
Wird ſie nach Hauſe führen.
Wer nicht ſein Kreutz nimmt und folgt mir,
Iſt mein nicht werth und meiner Zier.

6. So laſſt uns denn dem lieben HErrn
Mit unſerm Kreutz nachgehen,
Und wolgemut, getroſt und gern
In allen Leiden ſtehen:
Wer nicht gekämpfft, trägt auch die Kron'
Deß ewgen Lebens nicht davon!

Johann Georg Schoch.

Johann Georg Schoch aus Leipzig wurde wahrſcheinlich erſt im zweiten Viertel des 17. Jahrh. geboren; wenigſtens nennt ihn Buchner in einem ſeinen im J. 1660 herausgegebenen Gedichten vorangeſtellten lateiniſchen Epigramm einen Jüngling. Wir wiſſen überhaupt von ſeinen Lebensumſtänden nur, daß er ſpäter als praktiſcher Juriſt in Naumburg lebte, und wie aus ſeiner Unterſchrift in der Sammlung ſeiner Gedichte hervorgeht, Mitglied der Fruchtbringenden Geſellſchaft war, als welches er den Namen des „Grünenden" führte. Er gab außer einer „Comödie", von welcher ſpäter die Rede ſein wird, einen Band Gedichte unter dem Titel „Neu-erbaueter Poetiſcher Luſt- und Blumengarten" (Leipzig 1660) heraus, deſſen Blumen jedoch wenig Luſt gewähren. Wir haben wenigſtens in den „Hundert Schäffer-Hirten-Liebes- und Tugendliedern, den zweyhundert Lieb- Lob- und Ehren-Sonnetten und den vierhundert Denck-Sprüchen, Sprüch-Wörtern, Retzeln, Grab- und Ueberſchrifften, Geſprächen und Schertz-Reden", aus denen die Sammlung beſteht, nicht Ein Stück entdecken können, das der Mittheilung werth wäre, man müßte denn nachweiſen wollen, daß der bekannte Schmidt von Werneuchen in der Darſtellung der allergewöhnlichſten Verhältniſſe des Landlebens ſchon einen Vorgänger hatte. Schochs Perſonen ſind natürlich Schäfer und Schäferinnen, die in einander und in das Hirtenleben verliebt ſind, und daher nicht fertig werden, die Herrlichkeit deſſelben zu preiſen. Denn herrlich iſt Alles und der liebeſeufzende Filidor oder Damon geräth ſchon in Entzücken, wenn er daran denkt, wie er ſeiner Griete „die Schu' abtrocken Vnd gelinde ſchmieren" will. Doch fehlt es bei all dieſem Glück auch nicht an Liebesſchmerz, und oft iſt der arme Hirte daran, ſich die Kehle abzuſchneiden oder eine andere, noch unpoetiſchere Todesart zu wählen; allein es ſcheint, daß er endlich Erhörung findet oder die Sprödе ſelbſt verläßt, denn der Roman beginnt ſtets von Neuem wieder.

Paul Gerhardt.



Wie Flemming im weltlichen Liede, so nimmt Paul Gerhardt im geistlichen unbestritten die erste Stelle ein, ja in noch bestimmterer Weise, als jener, da er, ob ihm gleich an poetischem Talent untergeordnet, in der Gattung, die er behandelte, einen großen und bleibenden Einfluß auf seine mitlebenden und die späteren Dichter ausübte, während Flemmings Dichtungen dessen Zeitgenossen, man kann wohl sagen ganz unberührt ließen, nur auf wenige spätere Dichter des Zeitraums Einfluß ausübten. Es muß Gerhardt daher unsere Aufmerksamkeit in höherem Grade auf sich ziehen. Derselbe wurde wahrscheinlich im J. 1606 zu Gräfenhainichen in Sachsen geboren. Von seiner Jugend und seinen Studien wissen wir nichts Genaueres, eben so wenig ist von seinen nachfolgenden Schicksalen bis zum J. 1651, da er von Berlin, wo er sich aufhielt, zum Probst in Mittelwalde ernannt wurde. Schon fünf Jahre darauf erhielt er einen Ruf als Diakonus bei der St. Nicolaikirche in Berlin, in welcher Eigenschaft er an den bekannten Verhandlungen zwischen Reformirten und Lutheranern Theil nahm, welche der große Kurfürst anbefohlen hatte, um wo möglich eine Vereinigung der beiden Religionsparteien herbeizuführen. Seine Unduldsamkeit trug große Schuld daran, daß diese Vereinigung nicht zu Stande kam, und da er sich dem Religionsedict des Kurfürsten nicht unterwerfen wollte, welches zunächst den lutherischen Geistlichen verbot, in ihren Predigten die Reformirten zu verketzern, wurde er seines Amts entlassen. Zwar wurde er auf die wiederholten Vorstellungen des Magistrats und der Bürgerschaft von Berlin wieder in dasselbe eingesetzt, aber er verzichtete freiwillig darauf, weil er dann doch jenes Edict hätte befolgen müssen. Nachdem er längere Zeit ohne Anstellung in Berlin geblieben war, wo er von der Unterstützung seiner ehemaligen Gemeinde lebte, die ihm in herzlicher Liebe ergeben war, wurde er im J. 1668 zum Archidiakonus in Lübben ernannt, wohin er sich Ende Mai 1669 begab. Er starb daselbst am 7. Juni 1676 in seinem 70. Jahre.

Gerhardts geistliche Lieder, die seit 1649 in verschiedenen Gesangbüchern zerstreut gedruckt waren, erschienen zuerst gesammelt in einer von seinem Freunde Ebeling besorgten Ausgabe (Berlin 1667). Es sind deren im Ganzen 120, die beinahe ohne Ausnahme Muster des evangelischen Kirchenlieds genannt werden können, weshalb denn auch jedes Gesangbuch eine zahlreiche Auswahl darbietet, und manche derselben zu wahren Volksliedern geworden sind, die sich seit zwei Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht vererbt haben und sich auch ohne Hülfe des Drucks vererbt haben würden. Wir haben oben Gerhardt mit Flemming zusammengestellt, indem wir sie als die beiden Häupter der lyrischen Dichtung im vorliegenden Zeitraum bezeichnet haben; sie haben noch mehr Gemeinsames, und als solches erkennen wir vor Allem den Gegensatz, der sich in ihnen gegen die Opitzische Richtung kund gibt, ein Gegensatz, der jedoch ganz innerlicher Natur ist, während sich beide Dichter formell an Opitz und seine Schule anschließen. Wir haben nicht nöthig, diesen Gegensatz, wie er sich in den Dichtungen Flemmings offenbart, auseinander zu setzen, er geht aus der früheren Darstellung genugsam hervor (S. 253 ff.), es genügt, einfach zu wiederholen, daß er der betrachtenden und didaktischen Weise Opitzens die Poesie des Gefühls und der Phantasie entgegensetzte, während er sich formell entschieden an ihn anschloß. Gerhardt trat hauptsächlich in anderer Weise der herrschenden Richtung entgegen: er führte nämlich das Kirchenlied auf den volksmäßigen Ton zurück, der durch Luther so großartig angeschlagen worden war, und rettete es dadurch von dem Verderben, dem es in den Händen der Kunstdichter entgegenging, welche ihm Sprache und Form des weltlichen Lieds gegeben hatten. Zwar verwarf Gerhardt keineswegs die von der neuen Dichtung errungene künstlerische Bildung, vielmehr lag ihm stets daran, wie aus seinem mit zahlreichen Verbesserungen versehenen Handexemplare zu ersehen ist, nach welchem später eine neue Ausgabe seiner Lieder veranstaltet wurde (Zerbst 1707), die möglichste Vollendung in Sprache, Ausdruck und Rhythmus zu erreichen. Und indem er so einerseits die schlichte Haltung des alten Kirchengesangs wieder einführte, andrerseits dessen Form veredelte, wurde er der zweite Schöpfer des deutschen Kirchenlieds, das sich jetzt von Neuem in erfreulicher Weise entfaltete, und von nun an den Charakter bewahrt, der ihm durch Gerhardt gegeben war, ja diesen Charakter selbst in den Verirrungen zeigte, in die es sich eine Zeitlang verlor. Gerhardt trennte sich darin von dem altlutherischen Liede, daß er es, der Zeit und ihren Bedürfnissen entsprechend, in das Gebiet der subjectiven Anschauung führte. Denn wenn auch das kirchliche Gemeindebewußtsein in den Liedern Gerhardts noch mächtig durchbricht, so stellt er doch hauptsächlich die besondern Beziehungen des Einzelnen zu Gott dar; er spricht zwar Gefühle und Empfindungen aus, welche alle Christen erfüllen können und sollen, aber nicht in so ferne sie Glieder der großen Christengemeinde sind und sich als solche fühlen, sondern mit vorwaltendem persönlichem Bewußtsein. Luthers Lieder waren Schlachtgesänge gegen den Bösen, als den allgemeinen Feind

der Christenheit, es waren Jubel- und Danklieder nach erfochtenem Sieg, an dem die ganze Gemeinde Theil genommen hatte; Gerhardts Lieder sind Ergießungen des in Andacht aufgelösten Gemüths, das von der ihn umgebenden Welt unberührt bleibt. Sie entfernen sich dadurch allerdings von dem eigentlichen Wesen des allgemeinen Kirchenlieds, aber sie nähern sich demselben wieder dadurch, daß die dargestellte Empfindung der Einzelnen auch zugleich die aller Christen sein muß. Daher zieht sich auch durch alle Lieder Gerhardts Ein Gedanke durch, der die Grundlage aller wahrhaft christlichen Gesinnung sein muß; es ist dies der unerschütterliche Glaube an Gottes Liebe, die den Menschen von seiner Geburt bis zum Tode und selbst jenseits des Grabes begleitet, die ihn auch dann nicht verläßt, wenn das Unglück ihn zu zerschmettern scheint, weil ja die strengste Prüfung selbst ein Ausfluß jener unendlichen Liebe ist. Es ist begreiflich, daß dieser Glaube gerade in der trostlosen Zeit des Jammers und Elends, unter dem alle Völker Deutschlands seufzten, lebendig werden mußte; Gerhardt hat in der That in seinen Liedern nur ausgesprochen, was Millionen Herzen fühlten; aber er hat es als Dichter, das heißt in einer Weise ausgesprochen, daß Jeder darin die geheimsten Empfindungen seiner Seele wieder erkannte und mit einer Klarheit und Lebendigkeit ausgesprochen fand, wie er selbst nie hätte in Worte kleiden können. Aus dieser mächtigen Wahrheit, die in Gerhardts Liedern lebt, ist es auch zu erklären, daß sich die stets geschäftige Sage schon frühe ihrer bemächtigte. Das unerschütterliche Vertrauen auf Gottes Güte und Liebe schien in dem schönen Gesang: „Befiehl du deine Wege" (2) so mächtig ausgedrückt, daß man sich des Gedankens nicht erwehren konnte, es habe der Dichter auch unmittelbar nach dessen Abfassung den vollsten Lohn dafür erhalten müssen*).

Gerhardts Lieder sind sämmtlich von ziemlich großem Umfange, aber es ist derselbe eine Folge seines großen Gedankenreichthums und der Kunst, mit welcher er den Hauptgedanken poetisch zu entfalten versteht. Hiezu bedient er sich jedoch nur der einfachsten Mittel, wie sie das Volkslied zeigt. Ueberhaupt ist seine Darstellung höchst einfach, oft wahrhaft kindlich, aber eben dadurch mächtig ergreifend, wie das Volkslied, wie denn auch manche derselben wirkliche Volkslieder geworden sind und noch jetzt häufig vom Volke gesungen werden.

1. Morgen-Segen.

1. Die güldne Sonne, Voll Freud' und Wonne,
Bringt unsern Grentzen Mit ihrem Glantzen
Ein herzerquickendes, liebliches Licht.
Mein Haupt und Glieder, Die lagen darnieder,
Awe nun sieh' ich, Bin munter und frölich,
Schaue den Himmel mit meinen Gesichten.

2. Mein Auge schauet, Was Gott gebauet
Zu seinen Ehren und uns zu lehren,
Wie sein Vermögen sey mächtig und groß,
Und wo die Frommen Dann sollen hinkommen,
Wann sie mit Frieden Von hinnen geschieden
Auß dieser Erden vergänglichen Schooß.

3. Lasset uns singen, Dem Schöpffer bringen
Guther und Gaben, Was wir nur haben,
Alles sey Gotte zum Opffer gesetzt.
Die besten Guther Sind unser Gemüther,
Danckbare Lieder Sind Weyrauch und Wider,
An welchen Er sich am meisten ergetzt.

4. Abend und Morgen Sind seine Sorgen,
Segnen und mehren, Unglück verwehren,
Sind seine Wercke und Thaten allein.
Wenn wir uns legen, So ist er zugegen;
Wenn wir auffstehen, So last Er auffgehen
Ueber uns seiner Barmhertzigkeit-Schein.

5. Ich hab' erhoben Zu dir doch droben
All meine Sinnen, Laß mein Beginnen
Ohn allen Anstoß und glücklich ergehn.
Laster und Schande, Des Lucifers Bande,
Fallen und Tucke Treib fern zurucke,
Laß mich auff deinen Geboten bestehn.

6. Laß mich mit Frenden Ohn alles Neiden
Sehen den Segen, Den du wirst legen
In meines Bruders und Nahesten Hauß.
Geistliches Brennen, Unchristliches Rennen
Nach Guth mit Sunde, Das tilge geschwinde
Von meinem Hertzen und wirff es hinauß.

7. Menschliches Wesen, Was ists gewesen?
In einer Stunde Gehts zu Grunde,
So bald das Lufftlein des Todes drein bläst.
Alles in allen Muß brechen und fallen;
Himmel und Erden Die müssen das werden,
Was sie vor ihres Geschopffung gewest.

8. Alles vergehet, Gott aber stehet
Ohn alles Wancken, Seine Gedancken,
Sein Wort und Willen hat ewigen Grund:
Sein Heyl und Gnaden, Die nehmen nicht schaden,
Heilen im Hertzen Die todtlichen Schmertzen,
Haltrn uns zeitlich und ewig gesund.

9. Gott, meine Krone, Vergib und schone,
Laß meine Schulden In Gnad und Hulden
Auß deinen Augen sein abgewandt,
Sonsten regiere Mich, lenke und führe,
Wie dirs gefallet: Ich habe gestellet
Alles in deine Beliebung und Hand.

10. Wilt du mir geben, Woemit mein Leben
Ich kan ernähren, So laß mich hören
Allzeit im Hertzen diß heilge Wort:
Gott ist das Groste, Das Schonste und Beste,
Gott ist das Susse Und Allergewisse,
Auß allen Schatzen der edelne Hort.

11. Wilt du mich kräncken, Mit Galle tränken,
Und fol von Plagen Ich auch was tragen,
Wolan, so mach es, wie dir es beliebt!
Was gut und tuchtig, Was schadlich und nichtig
Meinem Gebeine, Das weist du alleine,
Hast ntemals keinen zu sehre betrubt.

12. Creutz und Elende, Das nimmt ein Ende:
Nach Meeres-Brausen und Windes-Sausen
Leuchtet der Sonnen gewunschtes Gesicht.
Freude die Fulle Und selige Stille
Hab ich zu warten Im himmlischen Garten:
Dahin sind meine Gedancken gericht.

2 Befiehl dem Herren deine Wege, und hoffe auf ihn, er wirds wol machen!

1. Befiehl du deine Wege,
Und was dein Hertze kränckt,
Der allertreusten Pflege
Des, der den Himmel lenckt
Der Wolcken, Lufft und Winden
Gibt Wege, Lauff und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.

2. Dem Herren must du trauen,
Wann dirs sol wolergehn,
Auff sein Werck must du schauen,

*) Die Sage läßt nämlich den Dichter, aus Berlin verbannt, mit seiner Gattin flüchtig umherirren und in die äußerste Noth gerathen. Als sie eines Tags in dem ärmlichen Wirthshause eines kleinen Dorfes saßen, berichtet die Sage weiter, und Gerhardts Frau über ihr hartes Geschick klagte, erinnerte er sie an die herrlichen Worte des 37. Psalms: „Befiehl dem Herren deine Wege und hoffe auf ihn, er wirds wohl machen!" und dichtete sogleich im nahen Garten das Lied, dessen Strophen in ihren Anfängen jene Worte enthalten. Es verfehlte seinen Eindruck nicht, und die Frau wurde ruhiger; bald aber mußte sie sich ihres Kleinmuths schämen, denn es kamen Abgesandte des Herzogs von Merieburg, welche den Verbannten schon lange vergeblich aufgesucht hatten, mit einem Schreiben des Herzogs, durch welches er ihm ein ansehnliches Jahrgeld bis zu seiner weiteren Versorgung zusicherte.

Wenn dein Werck sol bestehn,
Mit Sorgen und mit Grämen,
Und mit selbst eigner Pein
Laß Gott ihm gar nichts nehmen,
Es muß gebethen sein.

3. Dein' ewge Treu und Gnade,
O Vater, weiß und sieht,
Was gut sey oder schade
Dem sterblichen Geblut.
Und was du dann erlesen,
Das treibst du, starcker Held,
Und bringst zum Stand und Wesen,
Was deinem Raht gefällt.

4. Weg' hast du allerwegen,
An Mitteln fehlt dirs nicht;
Dein Thun ist lautre Segen,
Dein Gang ist lauter Liecht.
Dein Werck kan niemand hindern,
Dein Arbeit darff nicht ruhn,
Wann du, was deinen Kindern
Ersprießlich ist, wilst thun.

5. Und ob gleich alle Teufel
Hier wolten wiederstehn,
So wird doch ohne Zweiffel
Gott nicht zu rucke gehn.
Was Er Ihm vorgenommen,
Und was Er haben wil,
Das muß doch endlich kommen
Zu seinem Zweck und Ziehl.

6. Hoff', O du arme Seele,
Hoff', und sey unverzagt!
Gott wird dich aus der Höle,
Da dich der Kummer jagt,
Mit grossen Gnaden rucken;
Erwarte nur der Zeit,
So wirst du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud'.

7. Auff! auff! gib deinem Schmertze
Und Sorgen gute Nacht,
Laß fahren, was dein Hertze
Betrübt und traurig macht.
Bist du doch nicht Regente,
Der alles führen soll:
Gott sitzt im Regimente,
Und führet alles wol.

8. Ihn, Ihn laß thun und walten,
Er ist ein weiser Fürst,
Und wird sich so verhalten,
Daß du dich wundern wirst,
Wann Er, wie Ihm gebühret,
Mit wunderbahrem Raht
Die Sach hinaus geführet,
Die dich bekümmert hat.

9. Er wird zwar eine Weyle
Mit seinem Trost verziehn,
Und thun an seinem Theile,
Als hätt' in seinem Sinn
Er deiner sich begeben,
Und solst du fur und fur
In Angst und Nöthen schweben,
Fragt Er doch Nichts nach dir.

10. Wirds aber sich befinden,
Daß du Ihm treu verbleibst,
So wird Er dich entbinden,
Da dus am wenigsten gläubst.
Er wird dein Hertze lösen
Von der so schweren Last,
Die du zu keinem bösen
Bißher getragen hast.

11. Wol dir, du Kind der Treue,
Du hast und trägst darvon
Mit Ruhm und Danck-Geschreye
Den Sieg und Ehren-Lon.
Gott gibt die selbst die Palmen
In deine rechte Hand,
Und du singst Freuden-Psalmen
Dem, der dein Leyd gewandt.

12. Mach' End', o Heer, mach' Ende
An aller unsrer Noht,
Stärck unsre Fuß und Hände,
Und laß bis in den Tod
Uns allzeit deiner Pflege
Und Treu empfohlen seyn,
So gehen unsre Wege
Gewiß zum Himmel ein.

3. Sommer-Gesang.

1. GEh aus, mein Hertz, und suche Freud
In dieser lieben Sommer-Zeit
An deines Gottes Gaben!
Schau an der schönen Garten-Zier,
Und siehe, wie sie mir und dir
Sich ausgeschmücket haben.

2. Die Bäume stehen voller Laub,
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem grünen Kleide;
Narcissus und die Tulipan,
Die ziehen sich viel schöner an,
Als Salomonis Seyde.

3. Die Lerche schwingt sich in die Lufft,
Das Täublein fleucht aus seiner Kluft
Und macht sich in die Wälder;
Die hochgelobte Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

4. Die Glucke führt ihr Völcklein aus,
Der Storch baut und bewahrt sein Haus,
Das Schwälblein speist ihr Jungen,
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
Ist froh und kömmt aus seiner Höh
Ins tiefe Gras gesprungen.

5. Die Bächlein rauschen in dem Sand,
Und mahlen sich und ihren Rand
Mit schatten reichen Myrthen;
Die Wiesen liegen hart dabey,
Und klingen ganz von Lust-Geschrey
Der Schaff und ihrer Hirten.

6. Die unvergnügte Bienenschaar
Zeucht hin und her, sucht hier und dar
Ihr edle Honigspeise.
Des süssen Weinstocks starcker safft
Kriegt täglich neue stärck und krafft
In seinem schwachen Reise.

7. Der Weitzen wächset mit Gewalt,
Darüber jauchzet Jung und Alt,
Und rühmt die grosse Güte
Des, der so überflüssig labt,
Und mit so manchem Gut begabt
Das Menschliche Gemüthe.

8. Ich selbsten kan und mag nicht ruhn,
Des grossen Gottes grosses Thun
Erweckt mir alle Sinnen.
Ich singe mit, wenn alles singt,
Und lasse, was dem hochsten klingt
Aus meinem Hertzen rinnen.

9. Ach, denck ich, bist du hier so schön,
Und lässt du's uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden,
Was wil doch wol nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güldnem Schlosse werden!

10. Welch hohe Lust, welch heller Schein
Wird wol in Gottes Garten sein!
Wie muß es da wol klingen,
Da so viel tausent Seraphim,
Mit eingestimmtem Mund und Stim
Ihr Alleluja singen!

11. O wär ich da! o stünd ich schon,
Ach süsser Gott, für deinem Thron
Und trüge meine Palmen,
So wolt' ich nach der Engel Weis
Erhoben deines Namens Preis
Mit tausent schönen Psalmen!

12. Doch wil ich gleichwol, weil ich noch
Hier trage dieses Leibes Joch,
Auch nicht gar stille schweigen,
Mein Hertze soll sich fort und fort
An diesem und an allem Ort
Zu deinem Lobe neigen.

13. Hilf nur und segne meinen Geist
Mit Segen, der von Himmel fleußt,
Daß ich dir stetig blühe;
Gib, daß der Sommer deiner Gnad'
In meiner Seelen früh und spat
Viel Glaubensfrucht erziehe.

14. Mach in mir deinem Geiste Raum,
Daß ich dir werd' ein guter Baum,
Und laß mich wol bekleiben,
Verleihe, daß zu deinem Ruhm
Ich deines Gartens schöne Blum
Und Pflanze möge bleiben.

15. Gewehle mich zum Paradeis,
Und laß mich bis zur letzten Reis
An Leib und Seele grünen,
So will ich dir und deiner Ehr
Allein, und sonsten keinem mehr
Hier und dort ewig dienen.

4. Abend-Lied.

1. Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt' und Felder,
Es schläfft die ganze Welt:
Ihr aber, meine Sinnen,
Auf, auf, ihr solt beginnen,
Was eurem Schöpffer wolgefällt.

2. Wo bist du, Sonne, blieben?
Die Nacht hat dich vertrieben,
Die Nacht, des Tages Feind.
Fahr hin, ein andre Sonne,
Mein Jesus, meine Wonne,
Gar hell in meinem Hertzen scheint.

3. Der Tag ist nun vergangen,
Die güldnen Sternlein prangen
Am blauen Himmels-Saal:
So, so werd ich auch stehen,
Wann wird mich heissen gehen
Mein Gott aus diesem Jammerthal.

4. Der Leib, der eilt zur Ruhe,
Legt ab das Kleid und Schuhe,
Das Bild der Sterbligkeit,
Die zieh ich aus, dargegen
Wird Christus an mir legen
Den Rock der Ehr und Herrligkeit.

5. Das Haupt, die Füß und Hände
Sind froh, daß nun zum Ende
Die Arbeit kommen sey.
Hertz, freu dich' du solst werden
Vom Elend dieser Erden
Und von der Sunden Arbeit frey.

6. Nun gehet, ihr matten Glieder,
Gehet, gehet und legt euch nieder,
Der Betten ihr begehrt:
Es kommen Stund und Zeiten,
Da man euch wird bereiten
Zur Ruh ein Bettlein in der Erd.

7. Mein Augen stehn verdrossen,
Im duy sind sie verschlossen,
Wo bleibt denn Leib und Seel?
Nim sie zu deinen Gnaden,
Sey gut vor allen Schaden,
Du Aug und Wachter Israel!

8. Breit aus die Flügel beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nim dein Küchlein ein:
Will Satan mich verschlingen,
So laß die Englein singen,
Diß Kind sol unverletzet seyn!

9. Auch euch, ihr meine Lieben,
Sol heute nicht betrüben
Kein Unfall, noch Gefahr!
Gott laß euch ruhig schlaffen,
Stell euch die guldnen Waffen
Umbs Bett, und seiner Helden Schaar!

5. Danck-Lied vor die Verkündigung des Friedens.

1. GOttlob nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freuden-Wort,
Das nunmehr ruhen sollen
Die spieß und schwerter und ihr Mord.
Wol auf, und nim nun wieder
Dein Seitenspiel hervor,
O Teutschland, und sing Lieder
Im hohen vollen Chor!
Erhebe dein Gemüthe,
Und dancke Gott und sprich:
Herr, deine Gnad und Güte
Bleibt dennoch ewiglich!

2. Wir haben nichts verdienet,
Als schwere Straf und grossen Zorn,
Weil stets noch bey uns grunet
Der feeche, schnöde Sunden-Dorn;
Wir sind fürwar geschlagen
Mit harter, scharffer Ruth,
Und dennoch muß man fragen:
Wer ist, der Busse thut?
Wir sind und bleiben böse,
Gott ist und bleibet treu,
Hilfft, daß sich bei uns lose
Der Krieg und sein Geschrey.

3. Sey tausend mahl willkommen,
Du theure, werthe Friedens-Gab!
Jetzt sehn wir, was vor Frommen
Dein bey uns Wohnen in sich hab,
In dir hat Gott versencket
All unser Glück und Heyl:
Wer dich betrübt und kräncket,
Der drückt ihm selbst den Pfeil
Des Hertzleids in das Hertze,
Und leicht aus Unverstand
Die güldne Freuden-Kette
Mit seiner eignen Hand!

4. Uns drückt uns niemand besser
In unser Seel und Hertz hinein,
Als ihr, zerstorten Schlösser,
Und Städte voller Schutt und Stein,
Ihr vormals schönen Felder
Mit frischer Saat bestreut,
Itzt aber lauter Wälder
Und durre, wüste Herd,
Ihr Gräber voller Leichen
Und tapffren Helden-Schweiß,
Der Helden, deren gleichen
Auf Erden man nicht weiß.

5. Hier trübe deine Sinnen,
O Mensch, und laß die Thränenbach
Aus beiden Augen rinnen!
Geh in dein Hertz und dencke nach:
Was Gott bisher gesendet,
Das hast du außgelacht;
Nun hat er sich gewendet,
Und väterlich bedacht,
Von Grimm und scharffem Dringen
In deinem Heyl zu mahn,
Ob er dich möchte zwingen
Mit Lieb und gutes thun.

6. Ach, laß dich doch erwecken!
Wach auf, mach auf, du harte Welt,
Eh als das letzte Schrecken
Dich schnell und plötzlich überfallt!
Wer aber Christum liebet,
Sey unerschrocknes Muths!
Der Friede, den er giebet,
Bedeutet alles guts:
Er will dir Lehre geben,
Das Ende nahet herzu,
Da sollt ihr bey Gott leben
In ew'gen Freud und Ruh.

6. Lobgesang.

1. SOlt ich meinen Gott nicht singen,
Solt ich ihm nicht frölich sein?
Denn ich seh in allen Dingen,
Wie so gut ers mit mir mein.
Ist doch nichts als lauter lieben,
Das sein treues Hertze regt,
Das ohn Ende bebt und trägt,
Die in seinem Dienst sich üben:
Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit.

2. Wie ein Adler sein Gefieder
Ueber seine Jungen streckt,
Also hat auch hin und wieder
Mich des Höchsten Arm gedeckt
Also bald im Mutterleibe,
Da er mir mein Wesen gab,
Und das Leben, das ich hab,
Und noch diese Stunde treibe.
Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit.

3. Sein Sohn ist ihm nicht zu theure.
Nein, er giebt ihn für mich hin,

Daß er mich vom ew'gen Tiner
Durch sein theures Blut gewin.
O du unergrundtee Brunnen,
Wie wil doch mein schwachee Geist,
Ob er sich gleich doch befleißt,
Deine Tieff eegrunden konnen.
Alles Ding wäbel seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit.

4. Seinen Geist, den edlen Kübeer,
Gibt ee mie in seinem Woet,
Daß ee werde mein Regieeee
Duech die Welt zne Himmelspfort,
Daß ee mir mein Herz eefülle
Mit dem hellen Glaubens-Licht,
Das des Todes Reich zerbricht
Und die Hölle selbst mache stille.
Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit.

5. Meiner Seelen Woleegehen
Hat er in eecht wol bedacht:
Wil dem Leibe Noth zuziehen,
Nimmt ee's gleichfalls wol in Acht.
Wenn mein Konnen, mein Veemögen
Nichts veemag, nichts helfen kan,
Kemmt mein Gott und hebt mie nn,
Sein Veemögen beyzulegen.
Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit.

6. Himmel, Erd' nnd ihre Heeee
Hat er mie zum Dienst bestellt;
Wo ich nne mein Aug hinkehre,
Find ich, was mich nähret und hält:
Thier nnd Keäntee nnd Getraide,
In den Geründen, in dee Heh,
In den Büschen, in dee See,
Ueberall ist meine Weyde.
Alles Ding wähet seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit.

7. Wenn ich schlafe, wacht sein sergen,
Und ermnnteet mein Gemnth,
Daß ich alte liebe Moegen
Schaue neue Lieb und Güt.
Ware mein Gott nicht gewesen,
Hätte mich sein Angesicht
Nicht geleitet, wär ich nicht
Aus so manchee Angst genesen.
Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit.

8. Wie so manche schwere Plage
Wieb vom Satan rum gefuhrt,
Die mich doch mein Lebetage
Niemals noch bißhee gerühet!
Gottes Engel, den er sendet,
Hat das bose, was dee Feind
Anznrichten ist gemeynt,
In die Ferne weggewendet.
Alles Ding währet seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit.

9. Wie ein Vatee seinem Kinde
Sein Heetz niemals ganz entzeucht,
Ob es gleich bisweilen Sünde
Thut und aus dee Bahne weicht,
Also hält auch mein Verbeechen
Mie mein feommee Gott zu gut,
Wil mein Fehlen mit dee Ruth
Und nicht mit dem Schweete rächen.
Alles Ding währet seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit.

10. Seine Steaffen, seine Schläge,
Ob sie mir gleich bittee seynd,
Dennoch, wenn ichs eecht erwege,
Seynd es Zeichen, daß mein Feeund,
Dee mich liebet, mein gedencke,
Und mich von dee schnöden Welt,
Die uns hart gefangen hält,
Durch das Geeutze zu ihm lencke.
Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit.

11. Daß weiß ich fuewar, und lasse
Mies nicht aus dem Sinn entgehn,
Ghristen Greutz hat seine masse,
Und muß endlich stille stehn.
Wenn der Winter aufgeschneyet,
Tritt der schone Sommer ein.
Also wird nach nach der Pein,
Wers erwarten kan, eelreuet.
Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb in Ewigkeit.

12. Weil den weder Ziel noch Ende
Sich in Gottes Liebe find,
Ey, so heb ich meine Hände
Zu dir, Vater, als dein Kind,
Bitte, wollst mir Gnade geben,
Dich aus aller meinee Macht
Zu nmbfangen Tag und Nacht
Hier in meinem ganzen Leben,
Biß ich dich nach dieiee Zeit
Lob und Lieb in Ewigkeit.

Johann Frank.

Der von Gerhardt angeschlagene Ton fand vielseitigen Wiederklang; nur wurde er leider nicht in allen seinen Eigenthümlichkeiten nachgeahmt: man verließ allmählich die volksmäßige Haltung, welche seinen Liedern so große Bedeutung gegeben hatte, und bildete nur die subjective Seite seiner Auffassung und zwar je länger je mehr in überwiegender Weise aus. Ihm am nächsten steht Johann Frank, dessen Lieder aber doch auch schon die zunehmende Entwickelung des subjectiven Elements verkünden. Derselbe war am 1. Jan. 1618 zu Guben in der Niederlausitz geboren; er studirte auf mehreren Universitäten, darunter auch in Königsberg zu Dachs Zeit, der wohl auch auf die Ausbildung seines poetischen Talents von Einfluß war. Nach vollendeten Studien kehrte er in seine Vaterstadt zurück, deren Dienst er seine Thätigkeit widmete; er wurde im J. 1648 zum Rathsherrn, 1661 zum Bürgermeister und 1670 zum Landesältesten der Markgrafschaft Niederlausitz ernannt, welche Stelle er bis zu seinem Tode am 18. Juni 1677 bekleidete.

Seine „Teutschen Gedichte" (Guben 1674) zerfallen in zwei Theile, „Geistliches Zion" und „Irdischer Helikon". Die weltlichen Lieder, welche den zweiten Theil bilden, erheben sich nicht über die gewöhnlichsten Erzeugnisse der Zeit; wie so vielen Andern, so galt auch ihm der poetische Gedanke wenig, die Form Alles, und in dem einseitigen Bestreben nach Kunstvollendung geht er in spielender Künstelei unter, wobei ihm wohl zunächst die Pegnitzer Vorbilder waren. Wie Neumark, so ist er aber in seinen geistlichen Dichtungen ein ganz anderer Mensch; sein im weltlichen Liede durch das Haschen nach schöner oder, was ihm dasselbe war, nach seltsamer Form unterdrücktes Talent zeigt sich in seinen Kirchenliedern rein und unverkümmert, ob er gleich auch in ihnen großes Gewicht auf die Darstellung legt. Aber weil hierin Luther und die Bibel, namentlich die Psalmen, seine Führer sind, so ist der Ausdruck auch bei dem höchsten Schwung doch wahr und innig. Dagegen vermissen wir schon in ihm die volksthümliche Haltung der Gerhardtschen Lieder und noch mehr die kirchliche Grundlage; es ist das subjective Element noch weit entschiedener ausgeprägt, als bei Gerhardt, er schlägt schon Töne an, die im spätern pietistischen Liede zur vollen Entfaltung gelangt sind, er spricht schon die Sehnsucht nach der Vereinigung der liebenden und gläubigen Seele mit Christus in einer Weise aus, wie sie damals bei den protestantischen Dichtern noch unbekannt war. An die Spielereien seiner weltlichen Gedichte erinnert aber seine „Vater-Unsers-Harfe" (1646), eine Sammlung von 333 kurzen Gedichten über das Vaterunser.

1. Auf das Feſt der Reinigung Mariä.

1. HErr Jeſu, Licht der Heyden,
Der Frommen Schatz und Lieb,
Wir kommen itzt mit Freuden
Durch deines Geiſtes Trieb
In dieſen deinen Tempel
Und ſuchen mit Begier
Nach Simeons Exempel
Dich groſſen Gott allhier.

2. Du wirſt nun uns gefunden,
O HErr, an jedem Ort,
Dahin du dich verbunden
Durch dein Verheiſſungs-Wort;
Vergonnſt noch heut zu Tage,
Daß man dich gleicher Weiſ'
Auf Glaubens-Armen trage,
Wie hier der alte Greiß.

3. Sey unſer Glantz in Wonne,
Ein helles Licht in Pein;
In Schrecken unſre Sonne,
Im Creutz ein Gnaden-Schein,
In Zagheit Gluth und Flamme,
In Noth ein Freuden Strahl,
In Kranckheit Artzt und Amme,
Ein Stern in Todes-Quahl.

4. HErr, laß auch uns gelingen,
Daß jetzt, wie Simeon,
Ein jeder Chriſt kan ſingen
Den ſchönen Schwahnen-Thon:
„Mir werden nun mit Frieden
Mein' Augen zugedrückt,
Nachdem ich ſchon hienieden
Den Heyland hab' erblickt.“

5. Ja, Ja! ich hab' im Glauben,
Mein JEſu, dich geſchaut:
Kein Feind kan dich mir rauben,
Wie heftig er auch draut.
Ich wohn in deinem Hertzen,
Und in dem meinen du,
Uns ſcheiden keine Schmertzen,
Kein Angſt, kein Tod darzu.

6. Hier blickſt du zwar zu weilen
So ſcheel und ſchmuel mich an,
Daß offt für Angſt und Heulen
Ich dich nicht kennen kan,
Dort aber wirds geſchehen,
Daß ich von Angeſicht
Zu Angeſicht ſol ſehen
Dein immer-klahres Licht.

2. Lob- und Danck-Lied.

1. JESU, meine Freude,
Meines Hertzen Weide,
JESU, meine Zier,
Ach, wi lang, ach lange
Iſt dem Hertzen bange,
Und verlangt nach dir.
Gottes Lamm! Mein Bräutigam!
Auſſer dir ſol mir auff Erden
Nichts ſonſt liebers werden!

2. Unter deinen Schirmen
Bin ich für den Stürmen
Aller Feinde frey:
Laß den Satan wüttern!
Laß die Welt erſchüttern!
Mir steht JEſus bey!
Ob es itzt Gleich kracht und blitzt,
Ob gleich Sünd' und Hölle ſchrecken,
JEſus wil mich decken.

3. Trotz dem alten Drachen!
Trotz dem Todes-Rachen!
Trotz der Furcht darzu!
Tobe Welt, und ſpringe,
Ich ſteh' hier und ſinge
In gar ſichrer Ruh.
Gottes Macht Hält mich in Acht,
Erd' und Abgrund muß verſtummen,
Ob ſie noch ſo brummen.

4. Weg mit allen Schätzen!
Du biſt mein Ergötzen,
JEſu, meine Luſt!
Weg, ihr eitlen Ehren!
Ich mag euch nicht hören,
Bleibt mir unbewuſt!
Elend, Noth, Creutz, Schmach und Tod
Sol mich, muß ich gleich viel leiden,
Nicht von JEſu ſcheiden.

5. Gute Nacht, O Weſen,
Daß die Welt erleſen,
Mir gefällſtu nicht!
Gute Nacht, ihr Sünden,
Bleibet weit dahinden,
Kommt nicht mehr ans Licht!
Gute Nacht, O Stoltz und Pracht!
Dir ſey gantz, O Laſter-Leben,
Gute Nacht gegeben!

6. Weicht, ihr Trauer-Geiſter!
Denn mein Freuden-Meiſter,
JEſus, trit herein.
Denen, die Gott lieben,
Muß auch ihr Betruben
Lauter Zucker ſeyn.
Duld ich ſchon Hier Spott und Hohn,
Dennoch bleibſt du auch im Leide,
JEſu, meine Freude.

3. Lob- und Danclied.

1. DU, O ſchönes Weltgebäude,
Magſt gefallen, wem du wilt;
Deine ſcheinbarliche Freude
Iſt mit lauter Angſt umhüllt:
Denen, die den Himmel haſſen,
Wil ich ihre Welt-Luſt laſſen:
Mich verlangt nach dir allein,
Allerſchönſtes JEſulein!

2. Müden, die der Arbeit Menge
Und der heiſſe Straal beſchwert,
Wunſchen, daß des Tages Länge
Werde durch die Nacht verzehrt,
Daß ſie nach ſo vielen Laſten
Könten ſanfft und ſüſſe raſten:
Mein Wunſch iſt, bey dir zu ſeyn,
Allerſchönſtes JEſulein!

3. Ach! möcht' ich in deinen Armen,
So wie ich mir wünſchen wolt',
Allerliebſter Schatz, erwarmen,
So wolt' ich das feinſte Gold,
Das in Ophir wird gegraben,
Nicht für dieſ' Ergötzung haben,
Wenn ich könte bey dir ſeyn,
Allerſchönſtes JEſulein!

4. Andre mögen durch die Wellen,
Und durch Wind und Klippen gehn,
Ihren Handel zu beſtellen,
Und dar Sturm und Noth ausſtehn:
Ich wil meine Glaubens-Flügel
Schwingen an die Sternen-Hügel,
Ewig dar bey dir zu ſeyn,
Allerſchönſtes JEſulein!

5. Tauſendmal pfleg' ich zu ſagen,
Und noch tauſendmal darzu:
Ach, wurd' ich ins Grab getragen,
Ey, ſo kam' ich ja zur Ruh!
Und mein beſtes Theil, das würde,
Frey von dieſer Leibes-Bürde,
Ja und ewig umb dich ſeyn,
Allerſchönſtes JEſulein!

6. Komm', O Tod, du Schlaffes-Bruder,
Komm', und führe mich nur fort!
Leite meines Schiffleins Ruder,
Bringe mich in ſichern Port!
Es mag, wer da wil, dich ſcheuen,
Du kanſt mich vielmehr erfreuen,
Denn durch dich komm ich herein
Zu dem ſchönſten JEſulein!

7. Ach' daß ich den Leibes-Kercker
Heute noch verlaſſen müſt',
Und käm' an den Sternen-Ercker,
Wo das Haus der Freuden iſt:
Da wolt' ich mit Wort-Gepränge
Bey der Engel groſſen Menge
Rühmen deinen Gottheit-Schein,
Allerſchönſtes JEſulein!

8. Doch, weil ich die Seelen-Auen
Und den güldnen Himmels-Saal
Itzt nicht kan nach Wünſchen ſchauen,
Sondern muß im Thränen Thal

Noch am Kummer-Faden spinnen,
Ey! so sollen meine Sinnen
Unterdeß doch bey dir seyn,
Allerschönstes Jüfulein!

Jakob Schwieger.

Wer sich im 17. Jahrh. von der durch Opitz angebahnten Dichtweise entfernte oder die Spielereien der Pegnitzschäfer nicht nachahmte, und Natur und Wahrheit mit Phantasie vermählen wollte, der wurde entweder nur nebenbei und aus äußern Gründen genannt, wie Flemming, oder verhöhnt und verfolgt, wie Zesen, oder blieb auch ganz unbeachtet, wie Greflinger und der Dichter, den wir jetzt zu besprechen haben. Jakob Schwieger (oder Schwiger) wurde im zweiten Viertel des 17. Jahrh. in Altona geboren, wo er wahrscheinlich seine erste Bildung erhielt. Gegen 1650 finden wir ihn in Wittenberg, wo er sich ohne Zweifel der Theologie widmete, da er sich später in Stade als Prediger versuchte. Im J. 1654 ging er nach Hamburg, wo er unter dem Namen des „Flüchtigen" in die Deutschgesinnte Genossenschaft und später als „Filidor der Dorferer" in den Elbschwanenorden aufgenommen wurde. Dort scheint er von dem Ertrage literarischer, namentlich poetischer Arbeiten gelebt zu haben, welche jedoch nicht über den Kreis des Gelegenheitsgedichts hinausgingen. Wahrscheinlich weil ihm diese Thätigkeit ein hinreichendes Auskommen nicht gewährte, nahm er im J. 1657 Dienste im Heere des Königs von Dänemark, und zog mit demselben nach Polen. Zwar kehrte er schon am Ende des nämlichen Jahres wieder nach Hamburg zurück, aber das rege Leben und Treiben, das er nun aus eigener Anschauung hatte kennen lernen, noch mehr vielleicht eine glühende Leidenschaft, die sein Gemüth zu dieser Zeit erfüllt zu haben scheint, hatte auf sein Talent die wohlthätigste Wirkung gehabt, und seine während seines Kriegerlebens entstandenen Gedichte sind weitaus allen seinen früheren Versuchen vorzuziehen, und auch seine späteren stehen ihnen meistentheils nach, was sich daraus erklären läßt, daß sie zum größern Theil nicht freie Erzeugnisse seines innersten Lebens, sondern gebotene Gelegenheitsgedichte waren. Denn es scheint, daß er seit seiner Rückkehr aus Hamburg wieder zu dichterischen Lohnarbeiten seine Zuflucht nehmen mußte. Zwar darf man nach der Zuschrift in seiner „adelichen Rose" annehmen, daß er gegen das Jahr 1659 eine Anstellung in Glückstadt gefunden habe, allein diese mag wohl nur vorübergehend gewesen sein. Ob er später am Hofe zu Rudolstadt gewesen und er überhaupt derselbe Filidor ist, von welchem Dramen erhalten sind, ist kaum wahrscheinlich; von seinen übrigen Lebensumständen ist aber Nichts weiter bekannt, und selbst die Angabe, daß er im J. 1665 gestorben sei, beruht wohl nur auf ungegründeter Vermuthung, da noch im J. 1667 eine Schrift von ihm unter dem Titel „Filidors erstentflammte Jugend" zu Kopenhagen im Druck erschien, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß er, der Holsteiner, der zudem in dänischen Kriegsdiensten gestanden, sich nach Dänemark gewendet habe, wo vielleicht nähere Nachrichten über ihn zu erhalten wären.

Seine früheren Gedichte („Liebesgrillen", 2 Th. Hamb. 1654—56; „des Flüchtigen flüchtige Feldrosen". Ebend. 1655 u. f. w.) sind zwar immer besser, als die der meisten übrigen Dichter, von denen ihn nur wenige an Leichtigkeit und Wohllaut der Darstellung erreichen; er ist selbst in seinen ersten Versuchen einfacher und natürlicher, als man es damals zu sein pflegte; und wenn er auch nach der Sitte der Zeit ein Schäfergewand anlegt, so bleibt er doch dem affectirten Wesen fern, das sich sonst so gern damit verband. Bei alledem verbreitet sich über diese ersten Gedichte eine gewisse Kälte, welche nur zu sehr daran erinnert, daß sie nicht aus seinem Innern kamen, sondern durch äußere, ihn kaum berührende Gelegenheiten hervorgerufen worden waren*). Dies wird aber aus der Vergleichung derselben mit seinen späteren Gedichten recht ersichtlich, namentlich denen, welche er während seiner kriegerischen Laufbahn dichtete und unter dem Titel „Gebarnsche Venus" (Hamb. 1660) herausgab. In diesen ist Leben, Wahrheit und Natur, und man bedürfte seiner Versicherung nicht, daß er darin seine und seiner Freunde verliebte Gedanken, kurzweilige Begegnisse und Erfindungen erzähle, um zur Ueberzeugung zu gelangen, daß sie aus der lebendigen Wirklichkeit hervorgegangen sind. Denn die Wärme und Innigkeit des Gefühls, die darin herrscht, die oft überraschende Zartheit der Empfindung, die Frische und Lebendigkeit, mit welcher er die Zustände des Herzens darstellt, kann nur aus einer von wirklicher Leidenschaft erfüllten Seele strömen. Wie der Glaube und das Gottvertrauen in Neumark den dichterischen Funken entzündete, so hat ihn die Liebe zum Dichter gemacht**). Allerdings hat er nicht die Tiefe des Gefühls, welche wir an Flemming bewundern, eben so wenig besitzt er den unerschöpflichen Gedankenreichthum desselben, noch die bildende Dichterkraft, welche in allen Erscheinungen des Lebens das poetische Element herausfühlt und es befruchtet; aber ist Schwiegers Talent auch viel beschränkter, so ist es in dieser Beschränkung immerhin bedeutend und erfreulich. Besonders gelingt ihm das Liebeslied, das sich bei ihm meistens in heiterer Frische und Lebendigkeit bewegt, aber auch öfters in ernsteren Tönen klingt. Doch ist fröhliche Heiterkeit und Lebenslust der Grundzug seines Charakters, und er singt daher am liebsten von den Freuden der Liebe, von Kuß und Umarmung im Schatten der blühenden Bäume, von heimlicher Zusammenkunft im Garten oder auf der einsamen Wiese. Unerschöpflich ist er in den Aufforderungen, die Zeit der Liebe und Jugend zu benutzen und dem Genuß sich hinzugeben, welchen die Welt und das Leben darbietet. Freilich überschreitet hiebei sein kecker Muthwille oft die Gränzen des Anstands, wie er denn ausdrücklich bemerkt, daß er die Lieder dieser Art nur für sich allein geschrieben habe.

1. Wer küßt die greisen Haare?

1. Laß uns, Kind, der Jugend brauchen,
Weil uns noch die Schönheit blüht!
Wenn die Geister einst verrauchen,

*) „Ich bezeuge es vor Jedermann," sagt er ausdrücklich im Vorworte zum zweiten Theile der „Liebesgrillen", „daß kein einziges Lied darunter zu finden, welches ich für mich einer einzigen Jungfrau zu gefallen verfertiget." Vielmehr, fügt er hinzu, habe er seine Gedichte nur seinen Freunden zu Willfahrung aufgesetzt.

**) „Stracks bin ich ein Poete, Wenn ihrer Wangenröthe Im weißen Alabaßter blickt" — — „Ich bin ein Jungfernlieber, Die Junge geht mir über, Von dem, was aus dem Herzen quillt." (Liebe, der Poeten Wetzstein.)

Und die Todten-farb' umzieht
Unſer runzlichtes Geſichte
Wer begehrt dann unſern Kuß?
Nim ſie an, der Roſen Früchte,
Eh' ihe Blatt verwelken muß.

2. Ob die Alten mürriſch zancken,
Nehmen ſie der Freuden wahr,
Muß man drum mit ihnen kranken?
Nein, ich acht' es nicht ein Haar.
Sollte der mich Sitten lehren,
Der bereits hat aus gelehrt?
Dann werd' ich mich auch bekehren,
Wenn mein Alter ſich verkehrt.

3. Die befüßten Frühlingstage
Lauffen flugel-ſchnelle fort,
Denn ſo hilft uns keine Klage,
Kein erledigend Bitte-wort.
Sie gedenken nie zuende,
Was hin iſt, das bleibet hin:
Dieß beruht auf einem Blicke,
Das ich froh und traurig bin.

4. Drum, ſo brauch, mein Kind, der Zeiten,
Weil die Zeiten grünend ſeyn!
Was uns bleibt, ſeyn Traurigkeiten,
Gehn uns diſe Zeiten ein.
Ey, wie plötzlich komt die Stunde,
Daß uns Klothe in der Eil'
Schneyt die Roſen von dem Munde
Durch des Todes Frevelpfeil.

5. So ſey mit den Scharlach-Wangen,
Schöne, ferner nicht zu theu'r,
Kündre meinee Oval Verlangen,
Kühl', ach kühl' der Liebe Fen'r!
Wo von den befüßten Fluthen
Deines Zucker-Mundgens Naß
Mir kein Thau iſt zu vermuthen,
Wird' ich noch vor Abends blaß.

6. Gieb zwei Küßchen, gieb mir eines,
Soll es ja kein mehres ſeyn;
Gieb mein Schatz, mir nur nicht keines,
Wilm mich dem Todten-Schrein
Auff ein weniß noch erſparen,
Was nützt den ein kalter Kuß,
Wann ich auff der Leichen-Bahren
Deinee Reu' erſt waeten muß?

2. Vergißt mich Sie nur nicht.

1. WAs frag' ich nach den Teutee-fahnen,
Was nach den Wapen vieler Ahnen,
Und ob mich denn ein Marmor ziert,
Wenn einſtens zu den blaſſen Schauren
Mein Geiſt iſt übern Fluß gefahren,
Vor uns der Ehre Sucht nicht rührt?

2. Es mag auch, wee da will, beklagen,
Mag ſauer ſehn und Leide tragen,
Ich achte nicht deß Völels Spiel.
Hin, Filidor! nur hingeſtreeben,
Bleibt nur dein Nachruhm unverdorben
Bey Roſilis, dee Reime Ziel,

3. Ich weiß, es werden deine Zeilen
Bey ihr nicht zum vergeſſen eilen,
Sie wird dich leſen Tag und Nacht
Und ſagen: „Was iſt hier geſchrieben,
Hat Filidor aus trenem lieben
Auff unſer beyder Brunſt gedacht.

3. Wer tröſtet mich nun?

1. ES bielte mich das Norden-land,
Wo Jyntins zu Bitte gehet,
Die Gegend war mir unbekand,
Ihe fremder Steig mit Schnee peewehet:
Da ſtund' ich auß Gefahe und Noht,
Es ſtritten mit mie Furcht und Tod,
Der ſcharffe Sebel der Barbaren
Iſt offters um mein Haupt gefahren.

2. Gradinus ließ mich keiner Ruh
In vielen Nächten nicht genieſſen:
Du Ung, und ſtrenges Maſan du,
Ihr werdet mie es zeugen müſſen.
Doch hab' ich in ſo vielrr Müh,
Angſt, Sorg' und Furcht geklaget nie.
Warum? Der Stern der Fröligkeiten,
Roſille, leuchtte mie zue Seitten.

3. Roſill' iſt mir Gewerb und Hauß,
Freund, Eltern, Vaterland und alles,
Bey ihr halt' ich all Elend aus.
Bey ihe befürcht' ich keines Falles.
Wilt ſie, ich geh mit ihr zur See,
Wann Stuem und Blizz ſpielt auff dee Heb,
Ich wage mich in ferne Wüſten
Und wohne, wo die Schlangen niſten.

4. Jezt halt mich ein beqweemer Ort,
Mich kühlt ein Zeiyr aus dee Gehee,
Ich bin bedienet fort für fort,
Mir mangelt nichts an Gunſt und Ehre,
Doch wird mir mein Geſichte blaß,
Dee Augen Lauge macht mich naß,
Ich bin ein Schäm und Schein zu nennen,
Und kan mich ſelbee kaum erkennen.

5. Der weite Weg, dee mich von ihe
In ſo geſchwinder Zeit verfloſſen,
Entzüdeet meines Leibes Zier,
Ich gleiche Leten Haußgenoſſen,
Weil ich ſo mancher ſüſſen Luſt,
Des Kuſſes, dee beliebten Bruſt
Auff ewig, ach! in dieſer Erden
Muß mangeln und beraubet werden.

6. Zwar bin ich, ſchlechter Menich, nicht wehrt,
Daß ihr, der Schonen, meinetwegen
Ein einig Stuffigen nur entfahet,
Sich mog ein Trähnen-tropfchen regen;
Doch will ich ſchweren, daß ſie ſich
Mehr awalt und ängſtigt, weder ich
Ach' mocht' ich doch nur bey ihr ſtehen
Und ihr Betrubniß an- mit ſehen.

7. Glukſelig iſt dee, welcher kan
In Gegenwart der Liebſten weinen.
Glukſelig iſt, wer ſiehet an,
Wie ihe Herz auch nicht ſey auß Steinen.
Ich weiß nicht, was die thrahnenſaat
Für ſtille Freuden in ſich hat,
Wenn ſie ſich läßt zuſammenſprengen
Und teilich in einander mengen.

8. Nun, weil ich nicht kan um ſie ſein,
So ſind mie diese zartin Felder,
Die Glis auch nichts raumen ein,
Theſſalyen ſchwarz-vergiffte Wälder,
Fahe mich dahin, Südweſten-wind,
Wo die Roſille Blumen bindt,
Ich wil mein Schiffgen allen Wellen
Ganz unverzagt entgegenſtellen.

4. Felder-Freyheit.

1. DJe Freud' hat ſich auffs Land begeben,
Was mach' ich in der Stat?
Ein Narr iſt, wer allhier zu leben
Sich überredet hat.
Auff! ſpannet an den leichten Wagen,
Ich wil hin zu Roſillen jagen.

2. Das Lach geſicht der Charitinnen
Giebt ihr ein Luſt-gelett:
Auff! trag mich, Pegaſus, von hinnen
Zu theer Freundligkeit,
Was acht' ich dieſer eben Gaſſen,
Wenn ſie die Roſilis nicht faſſen?

3. Selbſt Venus wil zue Hirtin werden,
Nu ſie der Schaafe wacht,
Der Amor fleuget um die Heeeden
Und treibet ein zu Nacht.
Er weiß mit Melcken um zu gehen,
Und lernt den ſchlanken Druſchel drehen.

4. Solt' ich mich denn des Pflugens ſchämen,
Wenn ſie mir Eſſen bringt?
Mich um die Bauer-arbeit geämen,
Wenn ſie zu Abend ſingt
Ein Lied, das jene freyen Felder
Der Echo ſchikken in die Wälder?

5. Jezt brennt der Sonne heiſſe Keeze
Im wilden Hundes-ſtern;
Was acht' ich Hitze, Schrunden, Schwärze,
Iſt mir mein Kind nicht fern.
Bey ihr und ihres Hammels Glocke
Schmeckt mie, was ich in Waſſer brocke.

6. In Delphi ſchwieg die Pytho ſtille,
Als Phebus war entbrandt,
Ihm liebt Admetens Schaaf-gebrülle,

Als Amor ihn verbant;
Aus Liebe pflegt' ein Gott der Heerden:
Solt' ich denn nicht ein Schäfer werden?

7. Um Roſtlis, um meine Schöne,
Um welch' ich eine Stat
Nicht nur, beſondern alles höne,
Was Wäll' und Mauern hat?
Weg, Memphis, weg! weg alle Schlöſſee!
Roſtlens Bauern-hauß iſt geoſſer.

8. Die alte Welt wohnt' in den Hütten
Und aß die Eichel-nuß;
Ihr Trunck ſtand allen in der Mitten,
Ein Brunn und heller Fluß.
Da hat ſich Phillis beigeſezet,
Und frei mit Koridon ergezet.

9. Da war kein Hüter, der die Pforten
In harte Riegel ſchloß;
Die Freyheit war an allen Orten
In ihrer Freyheit groß.
Es liebt' und hertzte ſich ein jeder:
Kommt, ihr Gebräuche, kommt doch wieder!

5. Nachtglück.

1. Willkommen, Furſtinn aller Nächte,
Prinz der Silberknechte,
Willkommen, Mond, aus düſtrer Bahn
Vom Ozean!
Dies iſt die Nacht, die tauſend Tagen
Trotz kan ſagen,
Weil mein Schatz
Hier in Priapus Platz
Erſcheinen wird, zu ſtillen meine Pein:
Wee wird, wie ich, wol ſo beglükket ſeyn?

2. Beneidet, himmliſche Laternen,
Weiß-geflammte Sternen,
Mit einem ſchelen Angeſicht,
Ach, mich nur nicht!
Kein Menſch, als ihr nur, möget wiſſen,
Wie wir küſſen.
Alle Welt
Hat ſeine Ruh' beſtelt;
Wir beyde nur, ich und mein Kind, ſind wach,
Und Flammen, ihr, an Bronteus Wolken-dach.

3. Es ſäuſelt Zefyr aus dem Weſte
Durch Pomonens Neſte,
Es ſeufzet ſein verliebter Wind
Nach meinem Kind.
Ich ſeh' es gerne, daß er ſpielet
Und ſie kühlet,
Weil ſie mir
Folgt durch die Garten-thür,
Und doppelt den geſchwinden Liebes-tritt:
Bring, Weſt, ſie bald, und tauſend Kuſſe mit!

4. Was werd' ich, wenn ſie kömmt gegangen,
Ihr doch erſtlich ſingen?
Kuſſ' ich die Hand, die Bruſt, den Mund
Zur ſelben Stund'?
Ich werd', ich weiß, kein Wort nicht machen;
So viel Sachen,
Die un Zier
Den Göttern gehen für,
Und auff dieß Schöngen ſeyn gewendet an,
Erſtaunen mich, daß ich nicht reden kan.

5. Komm', Flora, ſtreue dein Vermügen
Dahin, wo wir liegen!
Es ſol ein bunter Roſen-hauff'
Uns nehmen auff,
Und Venus, du ſolſt in den Myrthen
Uns bewirthen,
Bis das Blut
Der Roht' hervor ſich thut. —
Was Schein iſt das? Die Schatten werden klar:
Still, Lauten-klang! Mein Liebgen iſt ſchon dar!

Katharina Regina von Greiffenberg.

Unter den Dichterinnen des Zeitraums verdient neben der ſchon genannten Sibylla Schwarz vor Allen Katharina Regina von Greiffenberg, Freiberrin von Seyßenegg, hervorgehoben zu werden. Dieſelbe war im J. 1633 zu Seyßenegg in Oeſterreich geboren; ſie verlor ihren Vater ſchon frühe und wurde von ihrem Oheim erzogen, der ihre Liebe zur deutſchen Dichtkunſt mit Theilnahme pflegte. Wahrſcheinlich lebte dieſer in Nürnberg, wo ſie auch ihren gewöhnlichen Aufenthalt hatte. Im J. 1676 wurde ſie in die Deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft unter dem Namen „die Tapfere" aufgenommen, in welcher ſie Obervorſitzerin und Zunftmeiſterin der zweiten oder Lilienzunft war. Sie ſtarb, wahrſcheinlich unverheirathet, zu Nürnberg im J. 1694.

Ihre Gedichte wurden von ihrem Oheim Hans Rudolf von Greiffenberg, Freiherr zu Seyßenegg, ohne ihr Wiſſen unter dem doppelten Titel: „Geiſtliche Sonette, Lieder und Gedichte zu Gottſeeligem Zeitvertreib" und „Der Teutſchen Uranie Himmel-abſtammend- und Himmel-aufflammender Kunſt-Klang und Geſang" (Nbg. 1662) herausgegeben; nach letzterem Titel wurde ſie ſelbſt häufig die „deutſche Uranie" genannt*). Die Sammlung zerfällt in zwei Theile, von denen der erſte 250 Sonette, der zweite, „Kunſt-Geſang", fünzig Lieder enthält. Alle ihre Gedichte ſind von wahrer, inniger Frömmigkeit durchdrungen, vorzüglich begeiſtert ſie das feurige Verlangen, Gott, ſeine Allmacht, Weisheit und Güte zu preiſen. Am höchſten ſtehen ihre Sonette, in denen ſie einen großen Gedanken- und Bilderreichthum bei kräftiger und reicher Sprache entfaltet. Die meiſten ſind in Alexandrinern geſchrieben, einige in Daktylen, doch erreichen dieſe bei dem für das Sonett unpaſſenden Rhythmus die andern weder an Kraft, noch an Schönheit der Darſtellung. Am höchſten ſteht ſie, wenn ſie ihr lebendiges Gottvertrauen ausſpricht, oder des Allmächtigen unerſchöpfliche Gnade in ſeinen Werken bewundert, wo ſich dann die innigſte Empfindung zum feurigen Jubelgeſang erhebt. Weniger befriedigend, obgleich immer noch von dem Talent der Dichterin zeugend, ſind die Sonette, welche Darſtellungen aus der heiligen Schrift, namentlich aus Jeſu Lebens- und Leidensgeſchichte enthalten. Ihre Lieder erheben ſich nicht zu dem begeiſterten Ton der Sonette, ſie fließen ruhiger und ſind einfacher in Sprache und Darſtellung; aber auch ſie ſind von tiefem religiöſen Gefühl erfüllt, welches von dem Streben nach künſtlicher Form keineswegs zurückgedrängt wird, ſondern vielmehr in dieſer und durch ſie zur lebendigen Erſcheinung gelangt.

1. Auf GOttes tieffe Wunder-Verzuckung.

Als an dem Meergeſtadt der Wunder ich ſpaziret,
und in Betrachtung mich der tieffen Tieff vertieft,
beduncket mich, daß ein Schall mir aus den Wellen rüfft:
„Dich hat des Himmels ſchluß zu dieſem Fluß geführet,
Daß unergründlich werd ſein Erdabgrund geſpüret.
Kein Anker oder Bley den gnaden-ſandgrund trifft,
doch mit dem Glaubenskahn er gluklich wird beſchifft:
ein ferne Reiß zum Preiß des Himmels dir gebühret.
Die Wallfiſch ſeiner Kraffte ein groſſe Waſſerquell,
Daß ſich dein Schiff empor kan heben, ſchnell ergieſſen:
Der wunder-wellen-ſchwall wird es ſo ſtark fort ſchieſſen,
Das deinem Sinn-begrieff ſein Gluckes lauff zu ſchnell.
Jetzt ſey dir unſre Flut ein ſpiegel ſeiner zier,
Dann werd' ein Fluß, daß ſich die Nachwelt ſchau in dir."

*) Auch nannte man ſie zuweilen die „teutſche Clio des Jſterſtrandes", ein Name, mit dem ſie zuerſt der Freiherr von Stubenberg bezeichnet hatte.

2. Das vermehrte Verlangen.

Gleichwie der Wind ſich pflegt gemälig anzufangen,
aab mehrt ſich mehr and mehr, diß er mit groſſem Schall
Die dicken Büſch durchdeingt and braauſet überall,
weil immer fort mehr Dampff' and Lufft ihm zugezungen;
Alſo vermehrt ſich aach, HErr JEſu, mein verlangen
nach dir, dieweil es mehrt der Gnaden-ſtarke Schwall,
Der im Gedächtniß faad den Lobes-Wiederhall,
daß aus dem Vorzug ſie der hell-erklingang enngen.
Zu Zeiten bringt der Wind nach Regens Fruchtbarkeit:
ingleichen GOttes Gnad der Amtesweck gedeyen;
bißweilen wurket er die Sonnenklare Zeit,
Wie dieſe aus aach kan herzinniglich erfreuen.
Der Wind hat in dem Wald nie ſo viel Laub bewegt,
als GOttes Gnad in mir hat Hoffnungs-Troſt eeergt.

3. GOtt-lobende Frühlings-Luſt.

Jaachzet, Bäame! Vögel ſtaget! danzet Blamen! Felder lacht!
ſpringt, ihr Brünnlein! Bächlein rauſchet! ſpielet, ihr gelinden Winde!
walle, Laſt-bewegtes Träid! ſüſſe Fluſſe, flieſt geſchwinde!
opffert Lob-Gerach dem Schöpffer, der each friſch aus nea gemacht!
Jedes Blählein ſey ein Schale, drauff Lob-Opffer ihm gebracht,
jedes Gräslein eine Seul, da ſein Namens-Ehr man finde;
aa die neubelaabten Aeſtlein, GOttes Gnaden-Ruhm man binde,
daß, ſo weit ſein Güt ſich ſtrecket, werd' nach ſeiner Ehr gedacht.
Da vor alles, Menſchen Volck, ſeiner Güte Einflus Ziele,
aller Lieblichkeit Genieſſer, Abgrund, wo der Wunderfluß
endet aus zu gut verwendet ſeinen Lieb-vergalten Guß,
GOtt mit Herz, Hund, Sinn aus Stimm lobe, preiße, dichte' aus ſpiele!
Laß vor Lieb' aad Lobes-Glee Muht aus Blut zu Kohlen werden, pflege Lob aad Dank darauff Gott zum ſüſſen Raach auff Erden.

4. Nea Jahr-Lied.

1. HErr JEſu! hilff das Jahr anfangen
mit Gottes-Furcht aad waheer Lieb!
ach laſſe mich aue dich verlangen,
daß alles, was ich wuek aad ub,
eesprüß zu deiaes Namens Ehr!
Ach JEſa, mie aur diß gewähr!

2. Erfüll, o Hort, mein Herz mit Glaabea,
Die Seele mit dem höchſten Gut,
Das keine Macht noch Liſt kann' eaaben,
mit Geiſtes-Ferud den blöden Maht,
den Mund mit deines Namens Ehr'
in Ferud aad Leid: HErr, mich gewähr!

3. Richt meine Füß ia deine Wege,
za waadlen auf der Tugend-Bahn,
aad zeige mie die ſchmalen Stege,
daeauf man langet Himmel an;
richt meinen Gang zu deiaer Ehr'
aad ſuhe ihn aus: HErr, mich gewähr!

4. HErr, laß mein offt-erſeufztes Flehea
gelangen doch voe deinen Theon,
aad mie Elendea Hülf geſchehen,
daß mir aufgeh ein Gnaden-Sonn.
O JEſu, mich diß Jahr gewähr
deß, was hiee dient zu deiaer Ehr!

5. Zu deine aie-verſagte Güte
befehl ich Seel, Ehr, Leib aad Ferund,
daeh deine Allmacht aus behüte,
bekehr aach gnädigſt aufre Feind,
Ach, es gerricht zu deiaer Ehr
aad aaſerm Heil, denn mich gewähr!

6. Wann dir, za proben mich, beliebet
an irgend einem Unglück-Steia,
auf daß mein Glaube werd geübet,
ſo liebe, daß es rein mag ſeyn,
daß ſich mein Creatz zu deiner Ehr'
eeſtrecken maß! O mich gewähr!

7. Zu kurz, all meiner Sinne ſinnen,
des Herzens Wunſch, der Lippen Wort,
der Hände Werck, all mein beginnen,
gerriche dir, o höchſter Hort,
za deines ſüſſen Namens Ehr'!
in allen mich diß Jahr gewähr!

5. Widertritt.

1. Unglück iſt mein tägliches Beod:
Ach, was Freuden-Hungers-Noht!
Lieber litt ich Hunger-Noht,
als ich iß ſolch täglich Beod.

2. Täglich ſtürmen auf mich ein
Boßheit, Unruh, einſam-Pein:
doch verſüßt die einſam-Pein,
was mir giebt der Himmel ein.

3. Offe treibt mir das Ungelück
alle Luſt aus Ferud zuruck,
doch treibt wider offt zuruck
Herz aus Muht das Ungelück.

4. Wann ich ſo viel leiden muß,
iſt mir Tugend offt ein Buß:
leid doch willig ſolche Baß,
die mich letzlich krönen muß.

5. Ich lig' als ein Tugend-Held
mit der Boßheit offt za Feld:
wann ich dana behule das Feld,
krönt ſie mich als einen Held.

6. Za dem ſauren Unglücks-Meer
wird mir offt das Schiffen ſchwer:
Ich ſtuez mich, wird mir's za ſchwer,
aus in GOttes Gnaden-Meer.

7. Wann die Trübſal Wolken ſehn,
Als ob ſie wolten nider gehn,
kan ein Freuden-Sonn' aufgehn,
wann wir ſchon kein Anzeig ſehn.

8. Wann mir wanket Muht aus Herz,
aus mich beraut der Kummer-Herz,
kan mir doch die Geiſtes-Kreiz
Kraft-anflammen Muht aus Herz.

Chriſtian Hoffmann von Hoffmannswaldau.

Wir gelangen nun zu einem Dichter, der der deutſchen Poeſie eine neue, einflußreiche Wendung gab.

eine Wendung, die jedoch mehr durch den mächtigen Gegensatz wirkte, den sie hervorrief, und aus welchem sich die spätere Blüthe der Poesie entwickelte, als durch ihre eigene Bedeutsamkeit, obgleich auch diese nicht zu verkennen ist, was ja schon daraus hervorgeht, daß sie eine Zeitlang zur ausschließlichen Herrschaft gelangte und die frühere ganz zurückdrängte. Wir haben die Stellung und den Einfluß dieser neuen Schule schon in den einleitenden Bemerkungen angedeutet, wir werden in den folgenden Zeilen noch näher darauf eingehen können.

Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau, geb. den 25. Dec. 1618 zu Breslau, besuchte zuerst die Schulen seiner Vaterstadt, später das Gymnasium zu Danzig, wo er in Opitz einen theilnehmenden Führer in seinen dichterischen Versuchen fand. Später bezog er die Universität Leyden, von wo er im Gefolge eines Fürsten von Tremowille die Niederlande, England, Frankreich, Italien bereiste. Ueber Wien nach Hause zurückgekehrt, gefiel es ihm in der Heimat nicht; in dem Treiben der vornehmen Welt, das er in seinem ganzen Glanze, aber wohl auch in aller seiner Sittenlosigkeit hatte kennen lernen, war ihm der Sinn für das einfachere Leben in der Heimat verloren gegangen und er hätte die Einladung des kaiserlichen Gesandten von Greiffenklau, ihn nach Konstantinopel zu begleiten angenommen, wenn ihm sein Vater die Erlaubniß hiezu ertheilt hätte. Um ihn an die Heimat zu fesseln, bemühte sich dieser, ihm eine Anstellung zu verschaffen, die seinen hohen Ansprüchen genügte, und es gelang ihm auch; obgleich Hoffmannswaldau das gesetzliche Alter noch nicht hatte, wurde er schon im Jahr 1646 zum Rathsherrn der Stadt Breslau ernannt. Er rechtfertigte die Empfehlungen seines Vaters und das in ihn gelegte Vertrauen auf das Vollkommenste, indem er in seiner Amtsführung eben so viel Eifer, als Rechtlichkeit und Humanität an den Tag legte. Seine ersprießliche Thätigkeit fand auch lebhaft Anerkennung bei seinen Mitbürgern; er wurde mehrmals in wichtigen Geschäften an den kaiserlichen Hof nach Wien, wo er im Jahr 1657 den Titel eines kaiserlichen Raths erhielt, gesendet, und in demselben Jahre wurde er zum Präses des Breslauischen Raths, so wie zum Director des Königl. Burgiehns Namslau ernannt. In dieser Eigenschaft starb er den 18. April 1679.

Seine Gedichte gab er erst wenige Jahre vor seinem Tode heraus („Deutsche Uebersetzungen und Gedichte", Breslau 1673), und er hätte sie wohl gar nicht veröffentlicht, wenn er nicht von „etlichen vorwitzigen Leuten" dazu genöthigt worden wäre, die mehrere seiner Arbeiten und zwar nach fehlerhaften Abschriften, durch den Druck bekannt gemacht hatten. Aber diese von ihm veranstaltete Sammlung enthielt bei weitem nicht alle Gedichte, welche er seit seiner Jugend abgefaßt hatte; „die Lust-Gedichte", berichtet er selbst in der Vorrede, „so noch unter meinen Händen liegen, habe ich, zu ungleichem Urtheil nicht Anlaß zu geben, mit Fleiß zurücke gehalten, massen denn auch viel dergleichen meiner Poetischen Kleinigkeiten allbereit in unterschiedenen Händen seyn." Dies sind nun freilich zum Theil gerade diejenigen, in denen sich sein dichterischer Charakter am entschiedensten ausspricht, und durch welche er auch vorzugsweise berühmt geworden war. Nach seinem Tode gab zwar Neukirch eine ziemlich große Anzahl seiner bis dahin ungedruckten Gedichte heraus*); allein theils sind ihm manche zugeschrieben, die von Andern herrühren, z. B. einige von Besser, theils hat Neukirch auch nach eigenem Geständniß manche Veränderungen an denselben vorgenommen. Nichts desto weniger bleibt diese Sammlung eine Hauptquelle für die Kenntniß des Dichters, wenn sie nur mit der möglichsten Vorsicht gebraucht wird**).

Hoffmannswaldau zeigte schon sehr frühe Lust und Liebe zur Dichtkunst; im neunten Jahre las er den „Theuerdank" mit großer Begierde und lernte daran die Sylben zählen; später lernte er Opitz kennen, „dessen Schreibart mir so wohl gefiel," sagt er in der Vorrede zu seinen Gedichten, „daß ich mir auß seinen Exempeln Regeln machte und bey Vermeidung der alten rohen Deutschen Art sich der reinen Lieblichkeit, so viel möglich gebrauchte, biß nachmahls ich auff die Lateinischen, Welschen, Frantzösischen, Niederländischen und Englischen Poeten gerieth, darauß ich die sinnreichen Erfindungen, durchdringende Bey-Wörter, artige Beschreibung, anmuthige Verknüpffungen, und was diesem anhängig, mir je mehr und mehr bekannt machte, umb nicht, was sie geschrieben, nachzuschreiben, sondern nur derer Arth und Eigenschafft zubeobachten, und solches in meiner Mutter-Sprache anzuwehren". Fügen wir zu dieser Stelle noch die am Anfange der Vorrede gemachte Bemerkung hinzu, daß er „alleine zu seiner eigenen Belustigung" gedichtet habe, so haben wir aus seinem eigenen Munde ein vollständiges Bild seines dichterischen Charaktere; denn was noch zum sichern Verständniß desselben hinzugefügt werden muß, liegt in jenen Aeußerungen enthalten. Es wird, wenn wir ihn vernehmen, in der That von selbst klar, daß er von der Poesie keine höhere Ansicht hatte, daß sie ihm nur zu untergeordneten Zwecken diente, und daß er vorzugsweise die formelle Seite derselben im Auge hatte. In dieser Beziehung bildete er sich zunächst nach Opitz, und er blieb dessen Gesetzen auch treu, als er in anderer Rücksicht die von jenem eingeschlagene Bahn verließ; und seine Sprache unterscheidet sich von der seines Vorgängers nur dadurch, daß sie lebendiger, mannigfaltiger, glänzender und üppiger wurde, bei aller Regelmäßigkeit und Correctheit den steifen Pomp der Opitzischen Schule verließ, was eine nothwendige Folge der verschiedenen Ansicht war, welche beide von der Poesie hatten. Beiden war sie freilich nur ein Mittel, aber Opitz wollte durch sie nützen, Hoffmannswaldau dagegen „belustigen". Wenn bei jenem daher das didaktische Element vorherrschte und vorherrschen mußte, so verschwand es bei diesem dagegen ganz. Allerdings ist Hoffmannswaldaus Ansicht von der Poesie an sich richtiger, und sie mußte ihn dahin führen, der Phantasie größere Rechte einzuräumen; allein er verfiel dabei auf den allerschlimmsten Abweg, indem er unter dem Vergnügen, welches die Poesie gewähren sollte, nur die gemeinste sinnliche Lust verstand. Nun ist es begreiflich, daß er seine Muster nicht mehr, wie Opitz, bei den steifen, aber züchtigen Niederländern, son-

*) „Des Herrn v. Hofmanswaldau und andrer Deutschen auserlesene und bisher ungedruckte Gedichte". Leipz. 1695—1727 in 7 Theilen, von denen jedoch nur die ersten von Neukirch besorgt wurden.

**) In „des Schlesischen Helikons auserlesenen Gedichten" (Frankf. und Leipz. 1696) stehen ebenfalls einige, aber höchst unbedeutende Gedichte von ihm.

dern bei den frivolen Italienern ſuchte, und unter den Römern nicht mehr, wie jener, den ernſten, rhetoriſchen Seneca, ſondern den muthwilligen, von ſinnlicher Glut erfüllten Ovid nachahmte. Dadurch traf er zugleich den Ton, der an den Höfen und unter den Vornehmen herrſchte, bei welchen die Sittenloſigkeit auf einen ſchaudererregenden Grad geſtiegen war, und es wird leicht erklärlich, warum ſeine Gedichte ſo außerordentlichen Beifall fanden; denn auch die pedantiſchen Gelehrten, welche mit ſclaviſcher Demuth zu Fürſten und Adel hinaufſchauten und Alles für trefflich und vollkommen hielten, was von dieſen ausging, ließen ſich in den Strudel ziehen, den ihnen der bewunderte Dichter eröffnete. So wurde denn die Liebe der Mittelpunkt ſeiner dichteriſchen Thätigkeit. „Daß ich eben auf verliebte Sachen in meiner Poeſie gerathen," ſagt er in der Vorrede zu ſeinen Heldenbriefen, „iſt nicht zu verwundern; ich weiß gar wohl, daß Gedichte in allerhand Bewegungen des Gemüthes und von allerhand Arthen geſchrieben werden können; doch ſcheinet es, daß die Poeſie überall Fremdling und in dem Lande der Liebe allein zu Hauſe iſt, und ſaget ein gelehrter Ausländer nicht ungereimt, daß man der Poeſie mit Entziehung der Liebes Sachen die Hertzwurzel verſteche, und hergegen der Liebe durch Entziehung der Poeſie den liebkichſten Blumengarten verſchlüſſen würde." So richtig und wahr dies iſt, ſo wurde es bei ihm eben dadurch falſch und verderblich, weil er eben nur die gemeine ſinnliche Liebe darunter verſtand und er nicht ſowohl die „Bewegungen des Gemüths", als die Regungen der Wolluſt und den gemeinſten Trieb nach ſinnlichem Genuß ſchilderte, wie die Lieder, in denen er zum Lebensgenuß aufmuntert, ſchon mehr oder weniger deutlich errathen laſſen, was er vorzugsweiſe unter dieſem verſteht (1). Und darin überbot er ſelbſt ſeine Vorbilder, wie die deutſchen Höfe den franzöſiſchen überboten hatten, bei welchem die größte Zuchtloſigkeit immer noch einen gewiſſen äußeren Anſtand bewahrte, oder durch einen geiſtreichen Anſtrich gemildert erſchien, während ſie ſich bei den deutſchen Vornehmen in der rohſten Weiſe darſtellte. So iſt auch bei Hoffmannswaldau nichts von dem Humor, man kann ſelbſt ſagen Naivetät zu finden, welche bei Italienern und Franzoſen ſelbſt die bedenklichſten Schilderungen mildert; und auch da, wo er in der Weiſe der ſüdlichen Dichter das Nackte durch feine und geiſtreiche Wendungen zu verdecken ſucht, iſt er plump und gemein. Selbſt das, was ihn als Menſchen ehrenwerth macht, gereicht ihm als Dichter zum offenbarſten Nachtheil. Er war nämlich ohne Zweifel im Leben durchaus ehrbar (das Gegentheil wäre ſicherlich berichtet worden); aber weil dies der Fall iſt, ſo fehlt ſeinen Dichtungen auch die unmittelbare Wahrheit; ſeine Liebesgedichte mit aller ihrer körperlichen Sinnlichkeit beruhen eben ſo wenig auf der Wirklichkeit, als die ſentimentalen Liebesſeufzer der Pegnitzſchäfer, und wie dieſe den Mangel des Gefühls, das ſie heuchelten, durch geſuchte und übertriebene Darſtellung zu erſetzen ſuchten, ſo auch er. Und dies iſt ein zweiter weſentlicher Zug ſeines poetiſchen Charakters. Seine Sprache iſt zwar gewandt und beweglich, ja ſelbſt glänzend; aber die Sucht, „Neues und Ungemeines" hervorzubringen, verleitet ihn zu Geſchmackloſigkeiten aller Art, beſonders zu Anhäufungen von geſuchten Bildern, abenteuerlichen Metaphern und unnatürlichen Ausdrücken, die ſeiner Darſtellung ein ſo eigenthümliches Gepräge geben, daß ſie am Ende beſchränkt erſcheint und man bei der ſteten Wiederkehr derſelben Stoffe glauben möchte, es fehle ihm an Reichthum und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, was doch keineswegs der Fall iſt. Es iſt unter ſeinen Liebesgedichten kaum Eins zu finden, wo nicht Ambra, Nektar und Marcipan, Rubine und Saphire, überhaupt alle Edelſteine, Biſam und Zibet, Purpur und Seide, Marmor und Alabaſter bis zum Ueberdruß und dazu meiſtens in den unnatürlichſten Verbindungen verſchwendet wären, und viele beſtehen beinahe nur aus einer fortlaufenden Kette von geſuchten und falſchen, ja ſelbſt gemeinen und widrigen Bildern. Man leſe nur eines ſeiner berühmteſten Gedichte, die „Lob-Rede an das liebwertheſte Frauenzimmer", in welcher er die Schönheit des weiblichen Buſens preiſt, um ſich zu überzeugen, bis zu welcher Geſchmackloſigkeit, und bis zu welchem Unſinn er dieſe Bilderhäufung trieb. Wir können das Gedicht ſelbſt aus leicht erklärlichen Gründen nicht aufnehmen (wie überhaupt grade diejenigen, in welchen ſeine Eigenthümlichkeit am entſchiedenſten hervortritt, ausgeſchloſſen werden müſſen); dagegen theilen wir unten ein anderes mit, welches einen ganz ehrbaren Gegenſtand behandelt, „Abriß eines falſchen Freundes" (2), um daran ſeine Manier zu zeigen. Man ſieht leicht ein, daß bei einer ſolchen Anhäufung von Bildern die ſinnliche Anſchaulichkeit verloren gehen muß, ſelbſt wenn die Vergleichungen an ſich gut wären, weil die Wirkung der Einen durch die nachfolgende geſtört wird; man ſieht, daß es ihm mehr um witzige oder ſinnreiche Einfälle zu thun war, als um poetiſche Gedanken, und dieſe Einfälle wurden bei ſeinen Lieblingsſtoffen ſtets zu lüſternen Zweideutigkeiten oder gemeinen Zoten. Am reichſten iſt er in dieſer Beziehung in den „Hochzeitgedichten" und noch mehr in ſeinen „Heldenbriefen" oder Heroiden, deren er in Nachahmung des Ovid eine ziemliche Anzahl ſchrieb. Aber wie tief ſteht er unter ſeinem Vorbild! Von einer Berückſichtigung der Zeit, der Localität, der Perſonen und ihrer Verhältniſſe iſt keine Spur; alle ſind in demſelben Tone gehalten, ob der Graf von Gleichen an eine Mahometanerin, oder Eginhard an Emma, oder Abelard an Heloiſe ſchreibt. Er nimmt die Verhältniſſe, wie ſie ihm die magere Ueberlieferung an die Hand gibt, ohne ſie poetiſch entwickeln zu können, und ergeht ſich dann in den gewöhnlichſten Gemeinſprüchen, denen er nur durch die ſchwülſtige Darſtellung, ganz beſonders aber durch die lüſternſten Andeutungen oder ſchmutzigſten Obſcönitäten etwas „Neues und Ungemeines" verleihen kann. Die Uebertreibung war ihm ſo zur andern Natur geworden, daß er ſie ſelbſt in den geiſtlichen Liedern, denn er hat auch ſolche gedichtet, nicht ablegen konnte; auch in ihnen iſt Ueberfüllung von Bildern, die in ihrer Art eben ſo gemein ſind, als die in ſeinen weltlichen Gedichten.

Bei alle dem iſt ihm Talent nicht abzuſprechen, allein er hat daſſelbe nicht ausgebildet, oder vielmehr er iſt bei den beſchränkten, ſich immer wiederholenden Stoffen, die er behandelte, bei der ganz äußerlichen Auffaſſung derſelben, und endlich bei der geſchmackloſen Manier, der er ſich völlig hingab, ſo ganz niedergedrückt worden, daß es nur noch in der leichten und gewandten Behandlung der Form, namentlich in ſeinen kleineren Gedichten zur Erſchei-

nung gelangt, von denen manche allerdings recht lieblich sind (4. 5.) Auch seine Sonette (3), auf deren Inhalt und Darstellung die obigen Bemerkungen in vollem Umfange gelten, sind formell wohl gelungen, und wie er überhaupt die Entwickelung der Poesie zu seiner Zeit bestimmte, so ist auch die Form des Sonetts von seinen Nachahmern sehr häufig bearbeitet worden.

1. Scherz-Gedancken.

1. WAs willst du dich im Leben selbst begraben?
Kein sterblich Mensch entlaust ihm wahrlich nicht;
Wer der Natur zuwieder thut und spricht,
Wird vor die Muh gar schlechten Lohspruch haben:
Gott schuf uns Fleisch und Blut, darein der Geist sich regt,
Und hat nicht kaltes Eiß in unsre Brust gelegt.

2. Es wird kein Mensch sich recht entmenschen können,
Mensch muß nur Mensch, und Engel Engel seyn,
Die Kiesel wird ja niemals Marmelstein;
Der Tugend Fluß muß zwischen Thränen rinnen,
Was sich der Erd' entbricht und zu den Sternen will,
Lernt, warumb Icarus verbrennt ins Wasser fiel.

3. Sich in ein Buch, das tod ist, zu verliebrn,
Und nach der Schuur der Worte stets zu gehn,
Heist bey Vernunft, nicht deutlich zu verstehn,
Was uns das Rom und Griechenland geschrieben,
Der Keuschheit reine Schein quoll ihn aus geiler Hand,
Ihr Wort war voller Schnee, ihr Hertze voller Brand.

4. Viel' schreiben gut, und wissen nicht zu leben,
Ein Arzt verschreibt, und braucht doch selber nicht;
Was Seneca und Arianus spricht,
Hat uns vielleicht ihr Hochmuth übergebrn:
Ihr goldgestucktes Hertz umhüllte Meselan,
Und schauten übers Buch die schönsten Weiber an.

5. Die Lust als Lust wird niemals Sünde heissen,
Der Apffel wächst, das ich ihn essen mag,
Die Rose kommt zum riechen vor den Tag;
Wer wil sich selbst zu martern sich befleissen?
Frend und auch Heyligkeit, die können Schwestern seyn,
Und Tranceſucht bleibt stets verwand der Höllenpein.

2. Abriß eines falschen Freundes.

WAs ist doch ingemein ein Freund in diesee Welt?
Ein Spiegel der vergeöt und fälschlich schöner machet,
Ein Pfennig, der nicht Strich und nicht Gewichte hält;
Ein Wesen, so aus Zorn und bitterer Galle lachet,
Ein Stranchstein, dessen Glantz uns Schand' und Schaden bringt;
Ein Glas, an Tituln gut, und doch mit Gifft erfüllet,
Ein Dolch, der schreckend ist, und uns zu Hertzen dringt;
Ein Heilbrunn (wie er heist), aus dem Verderben quillet,
Ein Goldgestickter Strang, der uns die Gurgel bricht;
Ein Freund, der ohngefehr das Hertze hat verlehren,
Ein Honigwurm, der stets mit fussem Stachel sticht;
Ein weisses Henneney, das Drachen hat gebohren,
Ein falscher Crocodil, der weinend uns zerreist;
Ein recht Sirenen-Weib, das singend uns ertränket,
Ein Safft, der lieblich rencht, und doch die Hant durchbeist;
Ein Mann, der uns umbalst, wenn seine Hand uns hencket,
Ein Gifftbaum voller Bluth, ein Moloch Musicant,
Ein übergoldte Perl, ein Lock-Aß zu den Nöthen,
Ein Apffel von Damasc', ein falscher Diamant;
Ein überzuckert Gifft, ein Irrlicht, uns zu todten,
Ein Pfeiffer in das Garn, ein Spotter unser Pein,
Ein güldner Urtels-Tisch und eine faule Stütze,
Ein Zeug, der bald verschleist, ein ungegrundter Schein,
Dem Teuffel allzusehr, dem Menschen wenig nutze.
Ein mehres läst mir jetzt die Ungedult nicht zu;
Mein Leser, fleuch den Krahm von solchen falschen Waaren,
Was diesen Eifer-Reim erpreſt, das meide du:
Ach, hätt' ich, was ich schrieb, nicht auch zugleich erfahren!

3. Vergänglichkeit der schönheit.

ES wird der bleiche Tod mit seiner kalten hand
Dir endlich mit der zeit um deine brüste streichen,
Der liebliche corall der lippen wird verbleichen,
Der schultern warmer schnee wird werden kalter sand;
Der augen susser blitz, die kräffte deiner hand,
Für welchen solches fällt, die werden zeitlich weichen,
Das haar, das itzund kan des goldes glantz erreichen,
Trigt endlich tag und jahr als ein gemeines band.
Der wohlgesetzte fuß, die lieblichen gebäeden,
Die werden theils zu staub, theils nichts und nichtig werden,
Denn opffert keinee mehr der gottheit deiner pracht.
Diß und noch mehr als diß muß endlich untergehen.
Dein hertze kann allein zu aller zeit bestehen,
Dieweil es die natne aus Diamant gemacht.

4. Bitte um Erhörung.

1. JCh singe tauben ohren,
Dein schönes antlitz kennt mich nicht;
Hab ich der freundschafft suses Licht,
Mein bestes kleinod ganz verlohren?
Wird denn mein tag zu düstrer nacht?
Soll ich mich lebendig begraben,
Und deiner augen schöne pracht,
Wo vormals sonne war, itzt zu cometen haben?

2. Was sind es doch für sünden,
Davor ich peinlich büssen muß,
Und aller schmertzen überfluß
Als übelthater itzt empfinden?
Doch laß der übelthäter recht
Mich, eh' ich sterbe nur geniessen,
Und mache, daß dein armer knecht,
Was er verbrochen hat, mag vor dem tode wissen?

3. Vor was hab ich zu büssen?
Vor göttin hab ich dich erkannt,
Mein hertz als weyrauch dir gebrannt,
Und mich gelegt zu deinen fussen.
Straft mich der himmel oder du?
Dir hab ich mich in mir verzehret,
Der himmel stürmet auf mich zu,
Dieweil ich dir zu viel und ihm fast nichts gewähret.

4. Ach, zürne nicht, Melinde,
So mir diß freche wort entfährt!
Ein sünder ist erbarmenswerth;
Du fühlest nicht, was ich empfinde!
Nicht lache, wenn dein sclave fällt:
Du weist, verwirret seyn und lieben
Hat allbereit die erste welt
Mit schrifft, die nicht verlöscht, zusammen eingeschriebrn.

5. Doch wilt du göttin heissen,
Zu der dich deine tugend macht,
So must du auch bey solcher pracht,
Dich der erbarmung stets befleissen,
Reiß deinen kalten vorsatz ein,
Nicht mache meine noth zum schertze:
Die hölle lehret grausam seyn,
Der himmel, dem du gleichst, verträgt kein steinern hertze!

5. An Doris.

1. WAs wilt du, Doris, machen?
Brich deinen stolzen geist'
Diß, was du schönheit heist,
Sind blumen-gleiche sachen,
Die unbeständig sind,
Und fliehen wie der wind.

2. Es wird auf deinen wangen
Nicht steter frühling seyn,
Es weicht der sternen schein,
Als wie der blumen prangen.
Die Zeit, so alles bricht,
Schont auch des leibes nicht.

3. Was ist der schönheit glantzen,
Als ein geschwinder blitz?
Sein zubereiter sitz
Besteht in engen gräntzen.
Kein fluß verrauscht so bald,
Als schönheit und gestalt.

4. Was bente purpur träget,
Und alabaster führt,
Was sich mit rosen ziert,
Wird morgen hingeleget,
Und ruhet unpracht
In seiner todes-nacht.

5. Nun, Doris! lerne kennen,
Was falscher hochmuth sey,
Bleib nicht alleine frey,
Laß deine jugend brennen,
Und laß der liebe glut
Durchwandern hertz und blut.

6. Gebrauche deine schätze,
Weil blut und blüte stegt;
Wann dich die Zeit betrugt,

So trennet auch das netze,
So vormahls um dich hieng
Und manche ſeele fieng.

7. So du dich ſelbſt kanſt lieben,
So nimm die Warnung an,
Die ich die itzt gethan:
Ich weede mich betruben,
So dieſe rote ſtiebt
Und ohne luſt vrediebt.

Daniel Caſpar von Lohenſtein.

Obgleich Daniel Caſpar von Lohenſtein vorzüglich im Drama und im Roman bedeutend iſt, und ſeine lyriſchen Gedichte jenen Leiſtungen gegenüber untergeordnet ſind, müſſen wir ihn doch auch hier ſchon nach ſeiner allgemeinen Erſcheinung betrachten, weil er auf die Entwickelung der Poeſie überhaupt von großem Einfluß war und auch die lyriſchen Dichter ſeiner Zeit ihn nebſt ſeinem Freunde Hoffmannswaldau zum Muſter und Vorbilde nahmen.

Lohenſtein wurde am 25. Jan. 1635 zu Nimptſch im Fürſtenthum Brieg geboren. Er entwickelte ſich außerordentlich früh und ſchnell, ſo daß er ſchon im 7. Jahre das Gymnaſium in Breslau beſuchen konnte, wo er die Aufmerkſamkeit ſeiner Lehrer erregte, da er nicht bloß in den Schulwiſſenſchaften raſche und glänzende Fortſchritte machte, ſondern auch Trieb und Talent zur Dichtkunſt entfaltete; er war erſt 15 Jahre alt, als er ſein Trauerſpiel „Ibrahim Baſſa" dichtete, das er mit Hülfe ſeiner Mitſchüler aufführte. Gut vorbereitet für höhere Studien, bezog er im Jahr 1650 die Univerſität Leipzig, wo er neben der Rechtswiſſenſchaft beſonders die neueren Sprachen betrieb. Nachdem er noch eine Zeitlang in Tübingen ſtudirt und ſich dort das Doctordiplom erworben hatte, machte er große Reiſen; er ging zunächſt in die Schweiz, von da auf dem Rhein in die Niederlande, und ſpäter nach Oeſtreich und Ungarn. Auf den Wunſch ſeines Vaters gab er den Plan auf, auch noch Frankreich und Italien zu bereiſen, er kehrte in die Heimat zurück, wo er bald eine reiche Erbin heirathete. Im Jahr 1666 ward er Wirtembergiſch-Oelsniſcher Regierungsrath, ſpäter ward er als Syndicus in den Rath der Stadt Breslau berufen, wo er ſich durch ſeine große Thätigkeit und ſeine Geſchäftskenntniſſe das vollſte Vertrauen erwarb, ſo daß er, wie früher Hoffmannswaldau, in Angelegenheiten der Stadt nach Wien geſandt wurde. Die glückliche Beendigung des ihm aufgetragenen Geſchäfts erwarb ihm den Titel eines Kaiſerlichen Raths und die Ernennung zum Protoſyndicus von Breslau, wo er am 28. April 1683 ſtarb.

Lohenſtein ſagt zwar in der Vorrede zu ſeinen Gedichten, daß er die Dichtkunſt nur als einen Zeitvertreib angeſehen habe, und verwahrt ſich entſchieden dagegen, daß er durch ſie Gewinn geſucht hätte. Können wir das Letztere unbedingt für richtig gelten laſſen, ſo dürfen wir dagegen annehmen, daß die erſte Behauptung nicht ganz richtig iſt, denn offenbar war ſeine dichteriſche Thätigkeit das Erzeugniß eines unwiderſtehlichen Triebs, dem er ſich möglicherweiſe und ſogar wahrſcheinlich nur in Stunden der Muße hingab, ohne daß jedoch ſeine Beſchäftigung mit der Poeſie den Charakter eines „Zeitvertreibs" angenommen hätte. Denn Lohenſtein war ohne Zweifel ein bedeutendes dichteriſches Talent, und er hätte gewiß Großes geleiſtet, wenn er nicht durch die Nachahmung Hoffmannswaldaus und der ſpätern Italiener ſeine ſchöne Gabe verkümmert, und nicht zugleich der von Opitz aufgeſtellten Anſicht gehuldigt hätte, daß der Dichter vor Allem nützen müſſe, wodurch er ſich verführen ließ, ſeine Dichtungen, namentlich ſeine größeren, die Trauerſpiele, wie den Roman, mit einem Schwall von Gelehrſamkeit auszuſtatten, welcher ihm oft die Flügel lähmt, und ſeiner Darſtellung einen pedantiſchen Anſtrich gibt, während er ſeiner ganzen Natur nach weit von allem Pedantismus entfernt war. Seine unbegränzte Verehrung der Hoffmannswaldauiſchen Dichtung, deren äußerer Glanz ihn beſtach, verleitete ihn, ſich die Manier deſſelben anzueignen und ſie in ſeiner Weiſe auszubilden. Er hat nämlich in ſeinen lyriſchen Dichtungen die lüſterne Seite derſelben beinahe ganz vermieden, und ſelbſt in Gedichten, wie die „Venus", die doch ſo viel Gelegenheit dazu bot, Schilderungen in der Art ſeines Vorbildes einzuflechten, deutet er nur an, wo jener mit Vorliebe ausgemalt hätte, und nur in den „Heroiden", welche er nach dem Vorgang Hoffmannswaldaus dichtete, thut er es dieſem nach, ja er überbietet ihn ſogar in einzelnen Stellen. Hat er ſich aber im Ganzen von der frivolen Ueppigkeit Hoffmannswaldaus frei gehalten, ſo hat er dagegen deſſen Sprache und Darſtellung im vollen Umfang angenommen, ja er hat ſich den „Schein gefärbter Worte", wie er ſelbſt in der „Epicharis" (II, 1.) ſo bezeichnend ſagt, in noch viel höherem Grade zu Schulden kommen laſſen, als jener, was ſich freilich dadurch erklären, wenn auch nicht entſchuldigen läßt, daß er als dramatiſcher Dichter vorzüglich nach Effect ſtrebte und, wie Seneca, welchem er nacheiferte, die Wirkung im Rhetoriſchen ſuchte.

Lohenſteins lyriſche Gedichte haben im Allgemeinen mehr Leben, als die ſeines Freundes, denen ſie hingegen an Leichtigkeit und Wohllaut der Darſtellung nachſtehen. Man erkennt in ihnen den dramatiſchen Dichter wieder, welcher zu geſtalten gewöhnt iſt. So ſind in dieſer Beziehung ſeine „Heroiden" denen ſeines Vorbildes weit vorzuziehen; ſie ſind viel individueller gehalten und es ſind die Charaktere der Perſonen ſchärfer durchgeführt. Freilich wird der gute Eindruck der beſſeren Auffaſſung durch die bis zum Ekel getriebene Ausführung wieder verwiſcht, was beſonders in der „Rede der Maria Coronelia" der Fall iſt, die ſich, um den Lockungen der Wolluſt zu entfliehen, das Leben auf widerliche Weiſe nimmt. In der Sammlung ſeiner Gedichte (Breslau 1680) ſind die Heroiden, die Liebes- und Hochzeitgedichte unter der Ueberſchrift „Roſen" zuſammengeſtellt; die Begräbnißgedichte, unter welchen die auf A. Gryphius und auf den Sohn des Dichters Logau beſondere Erwähnung verdienen, ſind als „Hyacinthen" bezeichnet, alle dieſe Gedichte aber unter dem Titel „Blumen" vereinigt. Die geiſtlichen Gedichte ſind unter dem Titel „Himmel-Schlüſſel" geſammelt, an welche ſich die „Geiſtlichen Gedanken über das 53. Capitel des Propheten Eſaias", und die „Thränen der Mutter Gottes unter dem Creutze des Herrn", der „Maria Magdalena" und „eines armen Sünders" anſchließen.

1. Das von der Sonne geſungene Lob der Roſe.

Du iſt die Koniain der Blumen und Gewächſe,
Des Himmels Beaut, ein Schatz der Welt, der Sternen Kind,
Nach der die Liebe ſeufzt, ich Sonne ſelber lechze,

Weil ihre Krone Gold, die Blätter Sammet sind,
Ihr Stiel und Fuß Schmaragd, ihr Glanz Rubin beschämet,
Dem Safte Zucker weicht, der Farbe Schnecken Blutt,
Weil ihr Geruch die Lufft mit Balsame bekämet,
Wenn der beliebte West ihr tousend Hold anthut.
Führ'n Hyacinthen gleich des Ajax Helden-Nahmen,
So ist die Schönheit selbst auf Rosen abgemahlet;
Ist gleich der Junge Milch der Lilgen edler Samen,
So denckt, daß hier das Blut der Liebes-Göttin prakt:
Was die Geschöpfe sonst nur einzelweis' empfangen,
Mit allem dem macht die Natur die Rosen schön.
Sie selber schämet sich und röthet ihre Wangen,
Weil sie, vor ihr beschämt, sieht alle Blumen stehn.
Kurtz: sie ist ein Begrieff der schönen Welt, ein Spiegel
Der Anmuth, und der Lieb ihr wahres Eben-Bild,
Der Dorn ist ihr Geschoß, die Blätter sind die Flügel,
Zur Fackel dient ihr Glantz, das Laubwerck ist ihr Schild.
Sie muß zwar selbten Tag, da sie gebohrn, erblassen,
Allein ich Sonne selbst verschwind' jeweden Tag;
So will der Himmel auch sie nicht vergrauen lassen,
Weil er kein altes Weib zur Buhlschafft haben mag.
Der Mohnde tränckelt sie mit Thau, sie säugt die Bienen,
Die ihren edlen Saft in süssen Honig kehrn;
Ja ihres Purpurs muß sich jeder Mund bedienen,
Wenn ein nicht todter Kuß ist nöthig zugewehrn.
Der Morgen selbst muß sich mit eitel Rosen färben,
Wenn er der Hereld ist des Auges dirser Welt,
Auch muß der guldne Tag in ihrem Purpur sterben,
Wenn mir die Abend-Röth ein falsch Begräbniß hält.
Ich Sonne werde selbst nie angebethet werden,
Wenn sich mein Antlitz nicht in Rosen hullet ein;
Ja, wie die Rose wird die Sonne seyn auf Erden,
So muß der Sonne Rad des Himmels Rose seyn;
Und daß der Erd-Kreiß recht mög unser Bündnüs wissen,
Wie Sonn' und Rose sind einander zugethan,
Sollu Rosen solcher Arth in Morgen-Land ouffschussen,
Die, wie der Tag, schneeweiß den Morgen fangen an,
Die, wie das Mittags-Licht so dann mit Feuer brennen,
Des Abends, wie die Nacht, kohlschwartz im Trauren gehn:
Wer nun die Sonne wil furs Sternen-Houpt erkennen,
Der muß den Konigs-Krantz auch Rosen zugestehn.
Was aber wird das Lob der Rosen viel gesungen?
Kein Ruhm gleicht ihrem Werth, sie selbst ist schon ihr Priß:
Die Red' ist ihr Geruch, die Blätter sind die Zungen,
Dadurch sie sich allein recht auszustreichen weiß.

2. Ueber die Blumen der Hermione.

Flieht, Blumen, die ihr mir vor Herz und Augen stehlet,
Flieht, Hermione kömmt! Flieht, weil ihr ja wol wißt,
Daß ihr fur theer Pracht Geruch und Farb einbußt:
Schaut, daß ihr Glantz euch ja bey leibe nicht bestrahlet.
Flieht, Rosen, ob ihr gleich mit Venus Blutte prahlet,
Weil ihr Korallen-Mund noch dreymal röther ist.
Ihr Lilgen schaut, daß ihr wo dustre Gräser kußt,
Denn ihre Brüste sind mit Lilgen mehr gemahlet.
Ihr Tulpen schaut, wie ihr den Purpur-Rock nersteckt,
Weil ihrer Wangen-Feld nur Milch und Purpur deckt.
Narcissen, daß ihr euch ja in den Schatten bücket;
Hebt an kein Siegel-Kwell die Häupter in die Heh,
Denn Hermionens Leib, wie weit ihr ihn beblicket,
Hals, Hande, Stirn und Brust sind Perlen, Milch und Schnee.

3. Das Hertze.

Nicht zürne, daß mein Hertz so heissen Brand ausübet,
Weil deine Schonheit selbst der Flammen Zunder hegt,
Schuld und Entschuldigung in ihren Augen trägt.
Das Meer kann nicht dorfür, daß sich der Himmel trübet,
Sich mit den Wolcken armt, der Erde Dunste liebet,
Die Sonn' ists, die dos Soltz in allen Dingen regt,
Der Kluffte Glutt beseelt, den Geist der Welt bewegt,
So Schnee als Eise Brand, den Steinen 's Leben giebet.
Sol meine Seele nun entseelter, als ein Stein,
Mein Hertze frostiger, als Eise-Zapfen seyn?
Es brennt, und ist von Lieb als schmeltzend Getz zerronnen;
Denn Lieb ist ja die Glut der Seelen, sie erfüllt
Mit Feuer unser Hertz, das aus den Augen kwillt,
Die sind der Liebe Brunn, der Seelen ihre Sonnen.

4. Auff einen namens-tag.

O Venus, leihe mir den zierath deiner wahre,
Vergiß jo keine schminck, umzirde doch die haare
Der schönsten Tharackin, nimm diamanten-stein,
Und was noch köstlicher, als alles dis, kann seyn,
Das leg' ihr um das Haupt. Vergiß ouch nicht der ohren,
Laß deinen kleinen sohn bald lauffen zu den mohren
Und bringen perlen her, die jenen gantzlich gleich,
So die Cleopatra, da sie ihr schönes reich
Zu zrigen emsig war, in einer nacht verschwendet,
Damit dos schone haupe, dem wir so hoch verpfändet,
Noch schöner möge seyn, und dessen wunder-pracht
Zu zeigen, wie ein stern, der bey gewolckter nacht
Den weiten himmel ziert. Komm, Floro, binde kräntze,
Ihr Nymphen, säumt euch nicht, und heget neue tantze
Um euer konigin' Bekennet auch dabey,
Daß ihr berühmter leib der schatz der schönheit sey.
Ach, könnt ich Paris seyn! Solt ich ein urtheil fällen,
Wem doch mit würden sey der apffel zuzustellen,
Den Venus überkam; ich nähme deine hand,
Ich gäb ihr einen kuß und dieses schönheits-pfand.

Joachim Neander.

Joachim Neander, im Jahr 1640 in Bremen von reformirten Aeltern geboren, widmete sich der Theologie, die er jedoch Anfangs mit leerem Herzen und als Mittel zu einer künftigen Stellung betrieb, bis die Predigten des Pfarrers Underryk, die er zuerst aus Neugierde, ja sogar, um aus ihnen Stoff zu Spöttereien zu holen, besuchte, so gewaltigen Eindruck auf ihn machten, daß sein ganzes Wesen eine ernste Richtung gewann. Bald darauf ging er als Führer einiger Jünglinge nach Heidelberg, wo er seine Studien mit dem lobenswürdigsten Eifer fortsetzte. Als er diese in ihre Heimat, Frankfurt am Main, zurückführte, lernte er den berühmten Spener kennen, mit dem er fortwährend in Verbindung blieb. Hierauf wurde er als Rector des reformirten Gymnasiums nach Düsseldorff berufen, wo er im Geiste A. H. Franckes und Speners segensreich wirkte, aber bei den Vorstehern der reformirten Gemeinde nur schnöden Undank erntete, weshalb er einen Ruf seiner Vaterstadt, die ihn zum Prediger ernannt hatte, mit freudiger Dankbarkeit annahm. Aber schon im folgenden Jahr raffte ihn der Tod nach einer heftigen und kurzen Krankheit weg, am 31. Mai 1680.

Man hat ihn den reformirten Paul Gerhardt genannt, und nicht mit Unrecht; jedenfalls ist er der bedeutendste Liederdichter der reformirten Kirche. Seine Lieder, welche er kurze Zeit vor seinem Tode unter dem Titel: „Glaub- und Liebesübung, aufgemuntert durch einfältige Bundeslieder und Dankpsalmen" (Bremen, 1679) herausgab, fanden gleich nach ihrem Erscheinen einen ausgezeichneten Beifall, den sie auch in vollem Maße verdienten. Denn stehen sie auch an poetischem Werthe denen des begabten Gerhardt nach, so erreichen sie dieselben doch durch die Wahrheit, Kraft und Wärme des religiösen Gefühls, so wie durch die tiefe Gemüthlichkeit, die in ihnen lebt, und die von unwiderstehlicher Wirkung auf das andächtige Herz sind. Seine Sprache ist einfach, aber durchaus edel und würdig; auch zeichnet sie sich durch musikalischen Wohllaut aus, wie er denn selbst musikalisch gebildet war und mehrere seiner Lieder in Musik gesetzt hat.

1. Der Demuth Liebende.

1. Ach, was bin ich, mein Erretter
Und Vertretter
Bey dem unsichtbaren Licht?
Seh', ich lieg' in meinem Blute;
Ja das Gute,
So ich wil, das thu ich nicht.

2. Ach! was bin ich, mein Bluträcher?
Ich bin ſchwächer,
Als ein Strohalm für dem Wind,
Wie ein Weberſpuhl ſich windet,
So verſchwindet
Aller Menſchen Thun geſchwind.

3. Ach, was bin ich, mein Erlöſer?
Täglich böſer
Sind' ich meiner Seelen Stand;
Drum, mein Helffer, nicht verweile,
JEſu, eile,
Reiche mir die Gnaden Hand.

4. Ach, wann wirſtu mich erheben
Zu dem Leben?
Komm, ach komm und hilff mir doch!
Demuth kan dich bald bewegen:
Lauter Segen
Wirſtu laſſen flieſſen noch.

5. Trotzig iſt, O GOtt, mein Hertze,
Das bringt Schmertze,
Ja es iſt mir Leyd dazu.
Höre mich, hör' an das Quälen,
Arzt der Seelen,
Schaffe meinem Hertzen Ruh!

6. Gib, daß mir der Tod nicht ſchade,
HErr, gib Gnade,
Laß mich ſeyn dein liebes Kind!
Ein Demüthiger und Kleiner,
Aber Reiner,
Endlich Ruh' und Gnade find.

2. Der Lobende.

1. Lobe den HErren, den mächtigen König der Ehren,
Meine geliebte Seele, das iſt mein Begehren,
Kommet zu hauff,
Pſalter und Harffe wacht auff,
Laſſet die Muſicam hören!

2. Lobe den HErren, der alles ſo herrlich regieret,
Der dich auf Adelers Fittichen ſicher geführet,
Der dich erhält,
Wie es dir ſelber gefällt;
Haſtu nicht dieſes verſpühret?

3. Lobe den HErren, der künſtlich und fein dich bereitet,
Der dir Geſundheit verliehen, dich freundlich geleitet;
In wie viel Noth
Hut nicht der gnädige GOtt
Über dir Flügel gebreitet!

4. Lobe den HErren, der deinen Stand ſichtbar geſegnet,
Der uns dem Himmel mit Strömen der Liebe geregnet;
Dencke daran,
Was der Allmächtige kan,
Der dir mit Liebe begegnet!

5. Lobe den HErrn, was in mir iſt, lobe den Namen,
Alles was Othem hat, lobe mit Abrahams Samen!
Er iſt dein Licht,
Seele, vergiß es ja nicht!
Lobende, ſchließe mit Amen!

3. Der zum Singen ſich Auffmunternde.

1. Sieh, hie bin ich,
Ehren-König,
Lege mich für deinen Thron;
Schwache Thränen,
Kindlich ſehnen
Bring' ich dir, o Menſchen-Sohn.
Laß dich finden, Laß dich finden
Von mir, der ich Aſch' und Thon!

2. Sieh doch auf mich,
HErr, ich bitt dich,
Lencke mich nach deinem Sinn,
Dich alleine,
Ich nur meine.
Dein erkaufftes Erb' ich bin!
Laß dich finden, Laß dich finden
Gib dich mir und nimm mich hin!

3. Ich begehre
Nichts, O HErre,
Als nur deine freye Gnad,
Die du giebeſt,
Den du liebeſt,
Und der dich liebt in der That.
Laß dich finden, Laß dich finden!
Der hat alles, wer dich hat.

4. Himmels-Sonne,
Seelen-Wonne,
Unbefleckt's Gottes-Lamm!
In der Höle
Meine Seele
Suchet dich, O Bräutigam!
Laß dich finden, Laß dich finden,
Starcker Held aus Davids Stamm!

5. Hor', wie kläglich,
Wie beweglich
Dir die treue Seele ſingt,
Wie demüthig
Und wehmüthig
Deines Kindes Stime klingt
Laß dich finden, Laß dich finden,
Dann mein Hertze zu dir dringt.

6. Dieſer Zeiten
Eitelkeiten,
Reichthum, Wolluſt, Ehr' und Freud,
Seynd nur Schmerzen
Meinem Hertzen.
Welches ſucht die Ewigkeit.
Laß dich finden, Laß dich finden
Groſſer GOtt, ich bin bereit.

4. Der ſeine Tage Zehlende.

1. WJe ſtrugt dahin der Menſchen Zeit!
Wie eilet man zur Ewigkeit!
Wie wenig dencken an die Stund
Von Hertzen-Grund!
Wie ſchweigt hievon der träge Mund!

2. Das Leben iſt gleich wie ein Traum,
Ein nichtes werther Waſſerſchaum,
Im Augenblick es bald vergeh't
Und nicht beſteh't,
Gleich wie ihr dieſes täglich ſeh't.

3. Nur du, Jehova, bleibeſt mir,
Du, du, was du biſt; ich trume dir.
Laß Berg' und Hügel fallen hin,
Mir iſt Gewin,
Wann ich allein bey Jeſu bin.

4. So lang ich in der Hütten wohn,
Ey lehre mich, O Gottes Sohn,
Gib, daß ich zehle meine Tag,
Und munter wach,
Daß, eh' ich ſterbe, ſterben mag!

5. Was hilfft die Welt in letzter Noth?
Luſt, Ehr' und Reichthum in dem Tod?
O Menſch, du laufſt dem Schatten zu:
Bedenck' es nu,
Du komm'ſt ſonſt nicht zu wahrer Ruh

6. Weg Eitelkeit, der Narren Luſt!
Mir iſt das Höchſte Gut bewuſt,
Das ſuch ich nur, das bleibet mir.
O mein Begier,
HErr JEſu, zeuch mein Hertz nach dir!

7. Was wird das ſeyn, wenn ich dich ſeh'
Und bald für deinem Throne ſteh'?
Du unterdeſſen lehre mich,
Daß ſtetig ich
Mit klugem Hertzen ſuche dich.

Chriſtian Knorr von Roſenroth.

Näherte ſich Neander der pietiſtiſchen Glaubensanſicht, ſo gehört dagegen Chriſtian Knorr von Roſenroth entſchieden der myſtiſchen Richtung, in welcher Angelus Sileſius zum Theil ſein Vorbild war. Er wurde am 15. Juli 1536 zu Altreuden im Fürſtenthume Wohlau geboren, beſuchte die Schulen zu Fraustadt und Stettin, und ſodann die Univerſitäten zu Leipzig und Wittenberg, wo er ſich beſonders mit Chemie und orientaliſchen Sprachen beſchäftigte, worauf er eine groſſe Reiſe durch Frankreich, England und Holland unternahm. In Amſterdam machte er die Bekanntſchaft einiger Männer, welche ſich mit alchymiſtiſchen und kabbaliſtiſchen Studien beſchäftigten und ihn für dieſelben gewannen. Er arbeitete mit ſolchem Eifer in dieſen geheim-

nißvollen Wissenschaften, daß er sich ausgebreitete Kenntnisse in denselben erwarb und sich dadurch die Gunst des Pfalzgrafen Christian August von Sulzbach gewann, der, von seiner mystischen Richtung getrieben, zur katholischen Kirche übergetreten war. Derselbe ernannte ihn im Jahr 1668 zu seinem Gebeimen Rathe und ersten Minister, welche hohe Stelle er bis zu seinem Tode mit Auszeichnung bekleidete. Wahrscheinlich hatte er es auch der Verwendung des Pfalzgrafen zu verdanken, daß ihn Kaiser Leopold in den Freiherrnstand erhob. Er starb den 4. Mai 1689.

Knorr von Rosenroth war ein Mann von seltsamem Geiste, der sich bei einer Fülle der mannigfaltigsten Kenntnisse der Erforschung unergründlicher Geheimnisse hingab, oder sogar nach leeren Phantasiegebilden jagte und nach dem Stein der Weisen und ähnlichen Träumereien mit einem Eifer suchte, der durch keine Hindernisse, selbst nicht durch das Fehlschlagen aller Versuche abgekühlt werden konnte. Er hat viele dahin schlagende Schriften, namentlich kabbalistische verfaßt, welche uns hier nicht berühren; doch mußte diese eigenthümliche Richtung des geistreichen Mannes erwähnt werden, weil sie nicht ohne Einfluß auf seine geistlichen Gedichte blieb, deren Sammlung er noch wenige Jahre vor seinem Tode besorgte („Neuer Helikon oder geistliche Sittenlieder". Nürnberg 1684). Mehrere derselben sind Uebersetzungen lateinischer Hymnen oder Umarbeitungen älterer deutscher Lieder, bei noch anderen hat er die Gedanken aus dem „Trost der Philosophie" von Boethius entlehnt, an dessen damals erschienener Uebersetzung er Antheil hatte. Diejenigen Lieder, die sein alleiniges Eigenthum sind, beurkunden zwar den mystischen Geist, der ihn beseelte; doch tritt dieser keineswegs im Uebermaß hervor, dagegen sind seine meisten Lieder von einer großen Innigkeit und einem ächt dichterischen Schwung beseelt. Mehrere derselben sind in die Gesangbücher aufgenommen worden („Am Ziel ist er", „Ach Jesu, meiner Seelen Freude", „Morgenglanz der Ewigkeit"). Seine mystische Anschauung tritt in einem noch ungedruckten Gedichte, das wir unten mittheilen, weit mehr hervor, als in seinen „Sittenliedern"; freilich liegt das Geheimnißvolle, das er hineiniegte, zum großen Theil in den kabbalistischen Andeutungen, die er als Note beifügte, die wir hier jedoch billiger Weise auslassen. Auch in diesem Gedichte, in welchem er so sehr durch die besondere Weise der Auffassung beschränkt war, läßt sich sein poetischer Sinn nicht verkennen, und selbst die Sprache ist von einer unter den gegebenen Umständen bewundernswerthen Fülle und Lebendigkeit, ein Vorzug, der auch in seinen Liedern hervortritt *).

1. (Morgenlied.)

1. MOrgen-Glantz der Ewigkeit,
Licht vom unerschöpften Lichte,
Schick' uns diese Morgen-Zeit
Deine Strahlen zu Gesichte,
Und vertreib' durch deine Macht
Unsre Nacht.

2. Die bewölckte Finsterniß
Muß den deinem Glantz entfliehen,
Die durch Adams Apffel-Biß
Uns, die kleine Welt beziehen,
Daß wir, HErr, durch deinen Schein
Selig seyn.

3. Deiner Güte Morgen-Than
Fall auf unser matt Gewissen,
Laß die durrr Lebens-Au
Lauter süssen Trost genieſſen,
Und erquick uns, deine Schaar,
Immerdar!

4. Gieb, daß deiner Liebe Glut
Unsre kalte Wercke tödte,
Und erweck uns Hertz und Muth
Bei entstandner Morgen-Röhr,
Daß wir, eh wir gar vergehn,
Recht aufstehn.

5. Laß uns ja das Sunden-Kleid
Durch des Bundes Blut vermeiden,
Daß uns die Gerechtigkeit
Mög als wie ein Rock bekleiden,
Und wir so vor aller Pein
Sicher seyn.

6. Ach, du Anfang aus der Höh,
Gib, daß auch am jonsten Tage
Unser Leichnam auferseh,
Und entfernt von aller Plage,
Sich auf jener Freuden-Bahn
Fernen kan.

7. Leucht uns selbst in jener Welt,
Du verklärter Gnaden-Sonne,
Führ' uns durch das Thränen-Feld
In das Land der süssen Wonne,
Da die Lust, die uns erhebt,
Nie vergeht.

2. HECATOMBE
oder
Hundert Lob-Sprüch vor so viele Wohlthaten Gottes alle Tage zu sprechen, wie denn auch dergleichen zur Zeit Christi und der Aposteln, unter den Hebreern Täglich im gebrauch gewesen, in Teutsche Reimen gesetzt und nach der Heiligen Cabala eingerichtet.

Gelobet seystu, o GOtt, du Vater aller welen
Durch JESUM, der von dir zum Christ ist außerlesen!
Du Ausfluß aus der Höh, der du so trittst herfür,
Und schaffst der Seelen Schaar so nach und gleich nach dir,
Feurust am Preiß und dienst so vieler Engel Haussen,
Machst Lichter in der Höh und heist die Himmel lauffen,
Machst Erd und Element, Gewächs, Gestein und Thier,
Und zeuchst demselben mich als einen Menschen für,
Hast wachsthum, Speiß und Tranck und Opffer gnug gegeben,
Läst mich gesund und starck an Leib und Sinnen leben,
Bewegst durch Gluth und Geist in mir der Glieder krafft,
Und regst die Seel in mir doch manche leidenschafft;
Giebst aber unsern Geist auch krafft, dich zu verstehen,
Und willst uns durchs Gemüth hinauff zu dir erheben,
Giebst Schlaff und weckst uns auff, wenn wir vor Todt da sind,
Und läst die Augen nicht in stetten Schatten blind.
Du richtest feisch empor, was schwach und mude lieget,
Du stupst und hilffest auff, wenn wo ein Fall sich foget;
Du weisst der Erden Seond zu aller Menschen Bahn,
Und giebst den Schenckeln Krafft, damit man schreiten kann,
Du kleidest auch, was Nackt, daß keines sich darff schämen.
Der Mensch kann deine krafft zum gürthel umb sich nehmen.
Du zihrst auch unser Haupt mit deiner eigen frucht
Und lehrst den unterschied der zwischen Tag und Nacht
Ich bin in {Mannes / Weibes} Geschlecht gemacht zu deinen Frenden,
Gezeigt im Christenthumb weit von der urth der Heyden,
Nicht in Leibeigenschafft, darzu in Christo frey,
Und du giebst, was ich darff, es sey auch was es sey.
Auch seystu hochgelobt, du Vater aller Sachen
Durch JESVM, der als Christ uns dir kann ähnlich machen,
Daß du durch diesen auch uns mit so viel ergetzt
Und ihn schon vor der Welt zum Heyland ausgesetzt,
Durch ihm den alten Bund von anbeginn Regieret,
Hernach durch deinen Geist Ihn in daß Fleisch geführt,
Daß Er gebohren ward aus Jungfrenlichen Blutb,
Und ward des Heiles Grund fur uns, und uns zu gut,
Drauff Er auch bey der Tauff des Geistes Salb empfangen,

*) Im „Schlesischen Helikon" findet sich eine Anzahl weltlicher Gedichte, die mit seinem Namen bezeichnet sind. Einige derselben gehören ohne Zweifel ihm an, und dieselben sind von lebenswerther Erfindung, nicht ohne Humor geschrieben und leicht gereimt, obgleich sich der Einfluß Hoffmannswaldaus nicht verkennen läßt. Andere scheinen einem andern weniger bedeutenden Dichter desselben Namens anzugehören, den wir jedoch nicht kennen.

Von Die als Sohn erklährt, durch den Wir Heyl erlangen
Auch nachmals vorgeſtellt, day man ihn hör allein,
Wie er denn auch gelehrt, wie man Gerecht ſoll ſeyn,
Dazu die Gottes arth gezeiget mit dem Leben,
Verkündigt, wuß ſich ſoll mit ſtroff und Lohn begeben,
Mit wunder thun bezeugt, daß Er Meſſias ſey,
Und durch den ganzen band nun böſen uns befrey.
Drum Er auch ſeinen Leib zu eßen uns geſchenckt,
Und nach des Bundes Bluth zum neuen Geiſt getrenckt.
Drauf Er mit herben Kampff, von Juda dargeſtellt,
Mit bänden ward verſtrickt zur Freiheit aller welt,
Biß er, von ſeinem Volck gerichtet und geſchlogen,
Von Römern hart gepeitſcht, verhöat mit vielen plagen,
Mit Dornen auch gekrönt, gekreutzigt, nackt und bloß,
Als Bundes Opffer ſtarb, und all ſein Bluth vergoß.
Darauff mann Ihn begrub und Er hinfar zur Hollen,
Bald uber aufferſtund, verklährt auch allen Fällen,
Und drauff gen Himmel fuhr zu Gottes Rechten Hand
Und wird ein Richter ſeyn für aller Menſchen ſtand.
Noch ſeyſtu Hochgelobt, Du Vater aller Dinge,
Durch JESUM, den ich hier als Chriſtum vor dich bringe,
Daß auch durch deinen Geiſt aus deine Gnaſt beblickt
Und du den als ein Zeug am Pfingſtag abgeſchickt,
Herauß den deinen auch beim Touchen Reich gegeben,
Und auch durch glauben giebſt, daß Er recht helffe leben;
Daß, wo Übung iſt, Er zu lehren weißheit giebt,
Und Gnade zum verſtehn dem, der dein Leben liebt,
Und voll erkäntnus macht, was vor ganz leer geweſen,
Und Gnad und Licht verleih, dadurch man kann genesen,
Und Krafft giebt, daß die Luſt in uns werd uaterbrocht,
Und uns durch deinen Sohn zu feinen Kindern macht,
Und hilfft uns aber Fleiſch und Welt und Hölle ſiegen,
Und reizt, daß wir viel lob gen Himmel laßen ſtiegen,
Und macht gerecht und from, giebt Andacht überall,
Und richt ein Reich hier auff, wie in dem Himmel Saohl.
Diß alles thut dein Geiſt durch wort von deinen Bunde.
Da zeugt mann, wie mann ſey verderbt diß gar in grunde,
Und ſtellt drauff Chriſtum für und deſſen Lebensarth,
Und nun waß für begierd in dem erfunden ward.
Und nur was Er gehofft und auch allso zu hoffen,
Und ſich, wie der, zu ſeyn, wenn ihm was Freudigs
troffen,
Und nichts zu haſſen hier, als nur wuß er gehaßt,
Und nur was Er zu ſtrafen, nun nicht, wie wirs gefaßt,
Zu furchten, was Er auch gefurchtet hier auff Erden,
Und dieß allein, wie er, vor Schmerz betrubt zu werden,
Wie Er gezurnt allein zu zürnen auff der Welt,
Und daß mann nur, was Er, vor hoch und niedrig helt.
In dieſen deinen Geiſt wirſta nun auch geprieſen
Für dich, wuß da, O! GOTT, uns durch die Kirch erwieſen,
Durch Chriſtum deinen Sohn, o den du ausgewehlet,
Aus Heyden, die du ſonſt, auch vor dein Volck gezehlet,
Und du auch, Iſrael, da nicht gar wirſt verworffen.
So läſt du auch dein wortt vor Jung und alte ſchärffen,
Giebſt auch auch Obrigkeit zu äuſerlicher Zucht,
Und mehreſt ſtets dein Reich durch Eh und deſſen Frucht.
Wie wohl du einſten wirſt des Geiſtes Einfluß mehren,
Und mit mehr Heiligkeit von uns dich laſſen Ehren,
Auch näher bey uns ſeyn mit deiner gegenwartt,
Und ſtraffen, waß nicht iſt nach deiner Lebensart,
Zu des kann auch, was from, ſich mit Gemeinſchafft laben,
Offt in verſamlung gehn und unterredung haben,
In einer heiligkeit dir ſuchen, gleich zu ſeyn
Und durch ein einig Lob bei die gehn auß und ein,
Auch einerley Gebeth vor deine tempel bringen,
Und durch den neuen Bund vereinigt zu dir dringen,
Und ſo in einer Reyh, gleich nach den Lamme gehn,
Wie du den Schuld vergiebſt, wenn wir im Glauben ſtehn.
Nimbſt nu, wenn dir dein Sohn und Baad wird fargetragen,
So daß wer ſich bekehrt, kan nicht mehr darff verzagen;
Wie denn die Kirch auch glaubt den Todten auffersthn,
So vor als noch im Reich, du kannſt für Recht ſoll ſtehn.
Und drauff verheiſſeſta ein ewig ſeelig Leben
Nach ſtoſſeln, wie du auch den böſen Lohn wirſt geben.
Indeſſen horſte uns bey leb und bethn nu,
Und ſeegneſt noch dein Volck, wie du vor auch gethan.
Nun dir gebührt die Krou, die Weißheit und daß Lehren,
Dich muß man ſtets als Mild, Scharff, Schon verehren,
Der Sieg, daß Lob, der Grund, daß Reich gehört vor dich.
Moch, Form, Schaff aus recht, Fleiß in aus Ewiglich'

Quirin Kuhlmann.

Ein noch größerer Schwärmer, als Knorr von Roſenroth, aber unſtreitig auch ein weit größeres poetiſches Talent war ſein Landsmann Quirin Kuhlmann, der mit allen Anlagen zu einem bedeutenden Dichter begabt war und gewiß Großes geleiſtet haben würde, wenn er ſich nicht in die tiefſten Abgründe der religiöſen Schwärmerei verloren hätte. Er war am 25. Februar 1651 zu Breslau geboren, wo er das Gymnaſium beſuchte. Sein angebornes Talent zur Dichtkunſt entwickelte ſich ſchon früh, aber zugleich auch Hand in Hand mit demſelben ſeine Anlage zur Schwärmerei, ſo daß ihm ſchon der Rector des Gymnaſiums prophezeite, er werde entweder ein großer Theolog oder ein großer Ketzer werden. Erſt 13 Jahre alt, ſchrieb er die „Himmliſchen Liebesküſſe", welche er jedoch erſt ſpäter (1671) drucken ließ. Von 1668 bis 1671 ſtudirte er in Erfurt, Leipzig und Jena, wo er während einer tödtlichen Krankheit Viſionen hatte, die ſeiner angeborenen Schwärmerei neue Nahrung gaben und ſchon damals in ihm den Glauben erweckten, daß er zu einem Heiligen berufen ſei. Mit tüchtigen Kenntniſſen in der Rechtswiſſenſchaft ausgerüſtet, ging er nach Leiden, um ſich den Doctorgrad zu erwerben, aber bald wurde ſein Widerwille gegen die „Hohenſchulteufeleien" und gegen den „antichriſtlichen Thorentitel eines Doctors" ſo groß, daß er ſich entſchloß, alle Beſchäftigung mit den weltlichen Wiſſenſchaften aufzugeben und ſich ganz der Erforſchung der geheimen Weisheit zu widmen, wozu die Schriften Jak. Böhme's weſentlich beitrugen, mit denen er unterdeß bekannt geworden war. Andere Schwärmer, an die er ſich angeſchloſſen hatte, und unter denen Einer, Namens Roth, die Ankunft eines neuen meſſianiſchen Reichs verkündigte, zogen ihn immer tiefer in die Abgründe der Schwärmerei. Bald hielt er ſich ſelbſt dazu auserſehen, eine neue Jeſusmonarchie zu begründen, die er das Kuhlmannsthum nannte, als deren Aufgabe er namentlich aufſtellte, daß ſich Chriſten und Juden in ihr zu einem einzigen Volk Gottes vereinigen ſollten. Von der Wahrheit ſeiner Sendung überzeugt, begann er, ſeine neue Religion zu verkünden; nach

längerem Aufenthalte in Holland, wo er sich mit einer schon bejahrten Wittwe verheirathet hatte, durchzog er England und Frankreich, und kam selbst im Jahr 1678 nach Constantinopel, wo er den Sultan für das Kuhlmannsthum zu gewinnen suchte. Nur mit Noth der Gefahr, gespießt zu werden, entgangen, kehrte er auf weiten Umwegen nach Amsterdam zurück, wo er seinen „Kühlpsalter" herausgab. Von steter Unruhe getrieben, ging er nach Rußland; aber da er auch dort seine neue Religion offen predigte, wurde er in Moskau auf Befehl des Patriarchen verhaftet und nach kurzem Prozeß am 4. Okt. 1689 lebendig verbrannt.

Kuhlmann hat viele Schriften, theils in lateinischer, theils in deutscher Sprache verfaßt, in denen er seine religiösen Ansichten verkündigte, wenn man anders diesen Ausdruck für seine bis zum gränzenlosesten Unsinn gesteigerte Schwärmerei gebrauchen kann. Wir haben uns hier mit denselben nicht zu beschäftigen, eben so wenig mit denjenigen unter seinen Dichtungen, in denen die Schwärmerei alle Poesie zurückdrängt und die Phantasie in offenbaren Unsinn ausartet. In seinen ersten Gedichten, „den himmlischen Liebesküssen" und den „Grabeschriften" schließt er sich in Form und Sprache ganz der Hoffmannswaldauischen Schule an; namentlich tritt dies in den Grabschriften, einer Reihe von Epigrammen, klar hervor, deren Hauptverdienst in den witzigen, und oft wirklich geistreichen Einfällen liegt. In den „Liebesküssen", welche ihren Stoff aus dem Hohenlied nehmen, findet sich neben der schwülstigen Darstellung Hoffmannswaldaus die Spielerei der Pegnitzer, welche freilich durch den abenteuerlichen Sinn des Dichters ein ganz eigenthümliches Gepräge erhält. Später riß sich Kuhlmann von seinen früheren Vorbildern los, deren Irrthümer er in dem lesenswerthen „Straff-getichte über di Mißgebrauchte Verskunst" („Tugenddiumen" S. 27 ff.) mit großer Einsicht darlegt. Sein poetisches Hauptwerk ist aber die Sammlung, welche er unter dem Titel „Kühlpsalter, Oder die Funffzehengesänge" (Amsterdam 1684) herausgab, und denen später mehre Fortsetzungen folgten*). Wir lassen diejenigen Gedichte, und sie sind freilich ziemlich zahlreich, ganz außer Betracht, in welchen die Schwärmerei die Poesie besiegt, obgleich auch in diesen oft die trefflichsten Stellen zu finden sind; in den übrigen aber, deren noch eine nicht kleine Zahl ist, zeigt sich Kuhlmann als einen Dichter von nicht geringem Talent. Sie sind von wahrer religiöser Begeisterung durchdrungen, zeugen von tiefem Gefühl, lebendiger Phantasie und klarer Anschauung. Mag der Dichter in seinem Vorworte ihnen auch nachrühmen, daß in ihnen die geheimnißvollsten Wahrheiten seines Kuhlmannsthums oder, wie er auch sagt, seines großen Kühlungswerkes tief verborgen lägen, und daß sie nur in dem Stande völlig verstanden werden könnten, in welchem sie geschrieben; das hindert uns nicht, den bessern Geist darin zu erkennen, der ihn bei ihrer Abfassung erfüllte, den Geist der lebendigen, begeisterten Frömmigkeit, der ihn so mächtig erfüllte, daß die Schwärmerei vor ihm ganz verschwand, oder als edlere Mystik hervortrat. Und in der That sind diese Gedichte den besten geistlichen Liedern eines Spee oder Scheffler an die Seite zu setzen und sie übertreffen die der Pietisten an Schwung, Kraft und Reichthum der Sprache, an Fülle der Gedanken und der poetischen Anschauung, so wie an Wahrheit der Empfindung, schon deswegen, weil er sie meistens bei wichtigen Vorfällen seines Lebens dichtete, in denen er sich mit voller Seele zu Gott wandte.

*) Des Kühlpsalter 2. Th. 1685; Wesentlicher Kühlpsalter, Das Wunder der Welt, 1686; des Kühlpsalter 3. Th. 1686 und endlich desselben 10. Buch, 1687. (Letzteres ist uns unbekannt geblieben.)

1. Der 3 Gesang.

1. SOlte ich di Jugend zeiten
Mit Wollüsten bringen zu?
Lassel mich in Libe streiten,
Welche gibet Himmelruh.
Welche unsern Geist ergetzet,
Wann zu Jesus ich versätzee.

2. Alle Libe diser Erden
Ist munch tousend Schmertzen vol;
Eitler Weltruhm bringt beschwerden,
Ehrsucht machet nimmer wehl,
Jesus Libe kan erquikken
Und mit Gnaden-golde blikken.

3. Heilig, heilig, heilig singen,
Ist im Himmel sonder zil,
Heilig, heilig, heilig klingen,
Ist ein stetes Engelspil;
Heilig, heilig, hrilig loben,
Ist das schönste Thun voet oben.

4. Seelge Geister jeelgee Seelen,
Di ihr dort bei Jesus schwebt,
Und in lichten Wolkenhöhlen
Bei dem allerlibsten lebt,
Ihe habt alles schon gefundrn
Wus mich hir noch hält gebunden.

5. Werd' ich, Jesus, nicht entrükket
In der Ewigkeiten Land?
Wi glänzt alles ausgeschmükket,
Mehe als noch ein Mensch erkond!
Alle Zungen müssen fehlen
Einen Zeitblikk hir zuzehlen.

6. Höre ich die Seraphinen
In dem güldnen Sonnenkohr?
Seh ich lichte Cheerubinen
Jesus nahmen singen voe?
Welche überfusse Lider!
Si erfreuen meine Gliber.

7. Alle Patriarchen stimmen
Jesus Lob ganz himmlisch nu,
Der Apesteln Herz entglimmen
In des Lammes Sigesfahn
Jeder wil nur Jesus ruhmen
Und sein hohe Zir ausblühmen.

8. Liebste Seele, steige ferner
Ach, zum Jesus Angesicht'
Sammle hier Genadenkörner,
Seelewig, nur säume nicht'
Reisse dich von Welt und Ketten,
Um die Sonnenburg zutretten.

9. Schaue, Lebensströhme flüssen
Ubeehäuffig in dein Herz'
Wollustmeere wollen güssen
In dich lauter Himmelscherz'
Fliehe hin von Erd und grufften,
Da dich Jesus Lufft umluffien.

10. Thränenschlösser, Weltpaläste,
Weichet nun von meinem Geist!
Lebet wohl, ihr Erdengäste
Welche lauter Qual umschleust!
Ihr vermöget nue non Plagen,
Ich von Himmelluft zu sagen.

11. Jesus heisset meine Sonne,
Jesus ist die Lebenslehr,
Jesus heisset meine Wonne,
Jesus ist die Weisheit-lehr;
Jesus wil sich mein erbarmen,
Jesus faßt mich in die Armen.

12. Hier pflegt Anmut, voet nur Leiden,
Hie Ergetzung, dorl nur Pein,
Hir bestehen, dorl das scheiden

Sonder einen Schlus zu ſein:
Seelig, welche können wohnen,
Wo die Jesusländer trohnen!

2. Der II Kühlpſalm.

1. LObſinget Gott dem Herrn, der alles wohl gemacht!
Was die Welt verſtöpt, das nimmet Gott in acht!
Gott iſt, der dis gethan. Gott iſt darob zu preiſen;
Drum iſt alleine Gott Dankſagung zu erweiſen!

2. Unausſprechen bleibt des Allerhöchſten Gnad'
Gott war, und iſt, und wird mein Weg, mein Rath und Pfad!.
Auff Gott ruht mein vertraun, durch Gott iſt überwunden,
Drum hab' ich auch in Gott gewünſchte Ruh gefunden.

3. Davidiſir, mein Geiſt, mit diſem Lobeslid,
Gib ehre deinem Gott vor ſeinen wunderfrid'
Ach bitte, das dein Gott dich laſſe nimmer wanken!
Verſpricht alleine ihm auf ewigſt auch zudanken!

3. Der 13 Kühlpſalm.

1. WAs betrübt dich, mein Gemütte?
Lobe Gottes groſſe Gütte
In der zugeſtoſſnen Plag,
Lobe Gott bei Nacht und Tag'
Gott der Herr wird alles wenden
Und du muſt zum Port anlenden.

2. Iſt nicht Gott dein Vater worden?
Biſt du nicht im Engelorden?
Jeſus iſt dein Bruder ja!
Gott der heilge Geiſt bleibt nah.
Weil er Freund und Tröſter bliben,
Und dir Jeſus wert bekliben.

3. Meine Seele, wilſtu zagen,
Das du Jeſus kreuz ſelſt tragen?
Nihm die Zeichen ſeiner Gnad'
Folge Jeſus Lebens Pfad!
Jeſus iſt ſo vorgegangen,
Du muſt Jeſus weg verlangen.

4. Welcher Kriegsman wolte fliehen,
Wan er an den Sig ſolt ziehen?
Und du wollteſt flüchtig ſein,
Nuhn die Ehrenkrohne dein?
Weil dich ganz wil Jeſus faſſen,
Müſſen Freund und Feind dich haſſen.

5. Meine Seele, jauchze prächtig,
Weil dein Jeſus in dir mächtig;
Du biſt nicht von diſer Welt!
Schau, wer um dich Wache hält'
Drum las fälſchlich mit dir handeln,
Das du magſt bald freier wandeln.

6. Steh in Jeſus ſonder wanken!
Du wirſt ihm auf ewig danken,
Wann die Falſchheit ſich verflucht,
Weil ſie ſich, nicht Gott, geſucht.
Selig iſt, auf Erden weinen
Und dort voller wonn erſcheinen.

7. Lobe Gott in allen dingen,
Weil dir alles nuz mus bringen
Hir und dort in Ewikeit;
So genenſt du Engelfreud:
Denn ohn unterlas Gott loben
Machet Engel hier und droben.

4. Der 16 Kühlpſalm*).

1 GGelobet ſeiſt du, Gott! Gott Vater, Sohn und Geiſt!
Gelobt dein heilger Nahm, und ſonder end gepreiſt'
Der Tag wird dir geweiht, mein Gott, zu deinen ehren,
Drum ſoll mein ganzes Haus mit mir dein Lob vermehren.

2. Gelobet ſeiſt du, Gott, von mir in diſer Stund,
Darin mit Ja zuerſt verherrlicht dich mein Mund,
Der du ganz wunderlich das Leben mir gegeben,
Und wunderlicher noch dich läſſeſt itz erheben!

3. Gelobet ſeiſt du, Gott! Du riſſt mich, eh ich war,
Eh meine Mutter mich mit ſchmerzen durchgebar,
Du haſt von Ewikeit mich zu dem Werk erkohren,
Und wilſt vollenden gleich, zu dem du mich gebohren.

4. Gelobet ſeiſt du, Gott, vor meiner Iriten lauff'
O Wenn, dein Jahr iſt dar! Bil tauſend warten drauff!
Du haſt mich hingeführt durch nigehörte gänge,
Und räumlich durchgebracht durch tauſend Angſtgedränge.

5. Gelobet ſeiſt du, Gott, unendlich ſo vil mahl,
Als weageſtoſſen mir Minuten an der zahl'
Komt, Engel! Engel komt, und was bei Jeſus oben,
Um Gott vor ſeine Gnad an mir mit uns zu loben'

6. Gelobet ſeiſt du, Gott, mit neuempfangner Krafft!
Schon diſes neuen Jahrs vor neue Gnadenſchafft!
Wi diſe neue Uhr dem innern wil beginnen,
So las dem euſerem auch ſolches Licht zurinnen!

7. Gelobet ſeiſt du, Gott, vor mein verpeiltes Leid,
Das ſich verwandelt hat, nunmehr in lauter Freud!
Wil meinten bös mit mir, di mich ſehr höſlich ſchalten,
Doch du machſt, das ich kan dein Dankfeſt frölich halten.

8. Gelobet ſeiſt du, Gott, vor deinen Wunderſchlus,
Der längſt beſchloſſen ward, nach dem mirs gehen mus'
Ich ſeh und leb ihn wohl im Spigel der Propheten:
Si mochten Joſeph ni, ni Daniel ertödten.

9. Gelobet ſeiſt du, Gott! Gott Vater, Sohn und Geiſt!
Gelobt dein heilger Nahm und ſonder end gepreiſt!
Der Tag wird dir geweiht, mein Gott, zu deinen ehren,
Drum ſol mein ganzes Haus mit mir dein Lob vermehren.

5. Der 19 Kühlpſalm.

1. GGfährlich iſt Geleuchter thun,
Wo ſi nicht ſind in Gott gelaſſen;
Gott kan in ihnen nicht mehr ruhn,
Wann ſi in ſich die Selbſtheit faſſen.
Der heilge Geiſt entweichet fern,
Dann berſchen über ſi die Stern,
Und ſind vom irdſchen Fuhrer trunken,
Ob ſi ſich meinen Gott verſunken.
Drum, Jeſu Chriſt, ſei ſtets mit mir zur hutt!
Nie ſicher ſein, als nur in dir, iſt gutt.

2. Ein Menſch wird zwar gar Sonnengleich,
Wann Gottes Sonn in ihm aufgehet,
Doch bleibet er im Feuerreich,
Weil er vom Feuersquell beſtehet.
Das Feuer iſt der Seelen grund,
Und wird im Lichte nimmer kund,
Doch wo di Seel ihr ſelbſt erſpigelt,
So iſt das Licht von ihr gekügelt.
Drum, Jeſu Chriſt, ſei ſtets mit mir zur hutt!
Ni ſicher ſein, als nur in dir, iſt gutt.

3. Wil ſtunden einſt in Gottes glanz,
Di heute ſäen irthumsſahmen;
Ach, ſi verſahen Wall und ſchanz,
Als ſi ſtatt Nichts das Ichts annahmen.
Drauf wich von ihnen Gottes hall;
Doch merken ſi nicht ihren fall:
Was wunder, das ſi ſich verlauffen
Und ihren Bruder mit verkauffen?
Drum, Jeſu Chriſt, ſei ſtets mit mir zur hutt!
Ni ſicher ſein, als nur in dir, iſt gutt.

4. Was half dem Saul, das ihn Gott krönt,
Als er den Ruf von Gott vergeſſen?
Kein David hat di Sund beſchönt,
Kein Petrus, als er ſich vermeſſen.
Ob Jonas trug die Chriſtfigur,
Doch fällte ihn, wie uns, Natur.
Kein Heilger wurd ſo hoch geſtellet,
Das ſich nicht Sünd ihm zugeſellet,
Drum, Jeſu Chriſt, ſei ſtets mit mir zur hutt!
Ni ſicher ſein, als nur in dir, iſt gutt.

5. Der fehlet meiſt, der nimmer fehlt,
Der irret ſtets, der ni wil irren,
Welch Menſch ſich ni um Sünde quält,
Der wird ſich ſelbſt und vil verwirren.
Wer ſchon in allem heilig gleiſſ't
Der iſt, der ſich von Gott abreiſſ't,
Weil Gottes Gnad er ihm zuſchreibet,
Di eh verdirbt, eh ſi betleibet.
Drum, Jeſu Chriſt, ſei ſtets mit mir zur hutt!
Ni ſicher ſein, als nur in dir, iſt gutt.

6. Di euſre Schrifft iſt unſer buch,
In welcher wir die inure kennen,
Den triffet Gottes Zorn im fluch,
Der diſe wil von ſener trennen.
Wem ſchon di euſre Schrifft zu ſchlecht,
Der hat di inure Schrifft ni recht.
Seel, Geiſt und Leib ſind ni zutheilen
Wi wolten vil nicht ihn ſeilen?

*) Als er an ſeinem 27. Geburtstage ein dreifaches Dankfeſt hielt, den 26. Hornung 1678.

Deum, Jeſu Chriſt, ſei ſtets mit mir zur hutt!
Ni ſicher ſein, als nur in dir, iſt gutt.

7. Wann die Vernunfft im Lichte ſteugt,
So mus di Demutt ſtraks verloderen;
Dann ſäugt ſi glaſt, der teugt und treugt,
Und eher will, als wir, vermodern.
Di Geiſter eeichen Gunſt und Dunſt,
Doch iſt ſi weit von Himmelkunſt,
Vom heilgen Lichte wrggegangeu,
Ob ſi ſchon wil, wie erſtlich, prangen.
Drum, Jeju Chriſt, jei ſtets mit mir zur hutt:
Ni ſicher jein, als nur in dir, iſt gutt.

Heinrich Mühlpforth.

Heinrich Mühlpforth, geboren am 10. Juli 1639 zu Breslau, wollte ſich Anfangs der Malerkunſt widmen, für die er jedoch kein Talent hatte, trat dann als Lehrling in eine Apotheke, woran er keine Freude fand, ſo daß ſich ſeine Verwandten (ſein Vater war ihm ſchon früh geſtorben) endlich entſchloſſen, ihn die wiſſenſchaftliche Laufbahn ergreifen zu laſſen, für die er Anlagen und Luſt zeigte. Nach vollendeten Schuljahren bezog er 1680 die Univerſität Leipzig, um ſich dem Studium der Medizin zu widmen; doch ging er ſchon 1650 nach Wittenberg, weil ihm der Aufenthalt in Leipzig, ſo wie ſein Studium durch ein zankſüchtiges Weib verleidet worden war, mit dem er ſich in jugendlicher Uebereilung verbunden hatte. Er widmete ſich nun der Rechtswiſſenſchaft, ward Doctor und erhielt bald darauf die Stelle eines Notars bei dem Conſiſtorial- und Vormundſchaftsgericht in ſeiner Vaterſtadt. Er ſtarb, nachdem er lange von Gichtſchmerzen geplagt worden war, am 1. Juli 1686.

Mühlpforth ſtand mit Hoffmannswaldau in näherer Verbindung und ahmte deſſen Manier getreulich nach; ſeine Gedichte (2. Thl. Breslau 1686) wurden daher von demſelben ſehr gelobt und fanden außerdem großen Beifall, beſonders waren ſeine Gelegenheitsgedichte beliebt, welche übrigens den größern Theil der Sammlung bilden, da er bei allen möglichen Gelegenheiten in Anſpruch genommen wurde, denn er betrieb die Dichterei auch wohl als Erwerbszweig, da er, wie es ſcheint, für ſeine Bedürfniſſe mehr brauchte, als ihm ſeine Stellung eintrug*). Daher klagt auch ſchon Neumeiſter über die Eile, mit welcher er dichtete, und die an der häufigen Ungleichheit ſeiner Dichtungen bemerkbar ſei. Barth. Feind (Vorr. zu deſſen Ged.) wirft ihm Mangel an „Scharfſinnigkeit und gutem Urtheil" vor, und gewiß nicht mit Unrecht; wenn er aber „oft viel Feuer" in ſeinen Gedichten findet, ſo hat er ſich wohl durch die ſchwülſtige nur auf Effect berechnete Darſtellung täuſchen laſſen; wir wenigſtens haben nicht finden können, daß er ſich auch in ſeinen beſſeren Stücken über die gewöhnlichſte Mittelmäßigkeit erhebe. So wenig übrigens zu verkennen iſt, daß er in ſeinen Gedichten in Sprache und Form ſeinen Gönner Hoffmannswaldau nachgeahmt hat, ſo hat er ſich dagegen doch von der lüſternen Weiſe deſſelben frei gehalten.

Hans von Aſſig und Siegersdorff.

Wenn auch nicht von bedeutenderem Talent als Mühlpforth, doch von größerer Tiefe des Gefühls war deſſen Landsmann Hans von Aſſig und Siegersdorff. Am 8. März 1650 in Breslau geboren, erhielt er ſeine erſte Bildung in den Schulen ſeiner Vaterſtadt, worauf er in Leipzig die Rechtswiſſenſchaft ſtudirte. Er trat ſpäter in ſchwediſche Kriegsdienſte, kehrte im Jahr 1678 in die Heimat zurück, und ward Kurbrandenburgiſcher Schloßhauptmann und Director des Burglehens in Schwiebus, wo er am 5. Aug. 1694 im 44. Jahre ſeines Alters ſtarb.

Unter ſeinen Gedichten, welche erſt nach ſeinem Tode geſammelt erſchienen (Breslau 1719), ſind die weltlichen unbedeutend; ſie ſind ganz in der Manier Hoffmannswaldaus gehalten, und ſuchen zunächſt durch witzige Einfälle zu unterhalten, unter welchen ſich freilich auch manche befinden, deren Witz in pöbelhafter Gemeinheit beſteht (z. B. in „Cupidinis Teſtament"). Er würde daher auch nicht zu erwähnen ſein, wenn er ſich nicht in ſeinen geiſtlichen und andern ernſten Liedern (darunter mehrere ſchöne Begräbnißgedichte) von einer vortheilhafteren Seite zeigte. Dieſe gehören zwar auch nicht zu den hervorragendſten Erſcheinungen der Zeit, ſie ſind zum Theil von zu großem Umfang, welcher mit dem öfters mageren Inhalt in Widerſpruch ſteht; allein in den meiſten lebt doch ein inniges und wahres Gefühl, zu deſſen Ausdruck er ſich einer ſchlichten, aber doch warmen Sprache bedient. Eins ſeiner ſchönſten Gedichte iſt das „Auf das Abſterben der Frau von Saurmann", welches er im Krankenbette dichtete, als er ſelbſt den Tod erwartete. Leider iſt es zu lang, als daß wir es mittheilen könnten.

Der ſterbende Stephanus.

1. So verſiegelt der Gerechte
Sein Bikenntniß durch den Tod,
Er verlacht die Henkersknechte,
Denn er ſtirbt in ſeinem Gott.
Er kann als ein Ueberwinder
Unter einem Hauffen Stein',
Sanffter, als ein frecher Sunder
Auff dem Bette, ſchlaffen ein.

2. Und was darff er weitee hoffen?
Sieht jein ſterbend Auge doch
Selbſt den hellen Himmel offen;
Sein Erloſer lebet noch,
Denn er ſteht zu Gottes Rechten
Und zeigt Stephane die Kron',
Die er ſeinen treuen Knechten
Schenket für ihr Blut zu Lohn.

3. Nun will er auch ſtreebend treten
Vor des Hochſten Throngericht,
Höet für ſeine Feind ihn beten,
„Herr, behall die Sunde nicht!"
Alſo gehn die Lebensgeiſter
Unter Steinen ihren Lauff:
Er rufft: „Jeſu, lieber Meiſtee,
Nimm, ach! meinen Geiſt nimm auff!"

4. Trauſter Knecht du biſt gegangen
Zu des Herren Freudenzelt;
Du kanſt mit der Krone prangen,
Die den Glantz der Sonne hält,
Dir ſind deine Marterſteine
Nun in Steen' und Gold verkehrt,
Die zerſchmetterten Gebeine
Mehr vor Gott als Damant wrrth.

5. Seelig, wer für Chriſtus Ehre
Wagel Leben, Leib und Gut,
Und die unverfälſchte Lehre
Gar verſiegelt duech ſein Blut!

*) Wenigſtens muß er, nach der von Hoffmannswaldau verfaßten und von Neumeiſter überlieferten Grabſchrift „Eines berühmten Teutſchen Poetens", unter welchem er zu verſtehen ſei, gern getrunken haben. Sie lautet alſo.
„Neun Worter und nicht mehr ſoll dieſes Grabmahl haben;
Hier unter dieſem Stein liegt Gicht und Durſt begraben!"

Seelig, wer zur letzten Stunde
Schleußt, wie Stephanus, den Lauff,
Rufft mit Hertzen und mit Munde:
„Jesu, meinen Geist nimm auf!“

Hans Aßmann Freiherr von Abschatz.

Einer der letzten Bekenner der Hoffmannswaldauischen Schule ist auch zugleich einer der bedeutendsten und talentvollsten Dichter der zweiten Hälfte des Zeitraums; es ist dies der Freiherr Hans Aßmann von Abschatz. Derselbe wurde am 4. Febr. 1646 auf dem Gut Wörbitz in Schlesien geboren. Seine Kindheit war mit zahlreichen Unglücksfällen bezeichnet; in seinem 4. Jahre wurde er von den Blattern befallen, im folgenden verlor er seinen Vater, bald darauf brannte das Schloß Wörbitz ab, wobei er in Lebensgefahr gerieth, und als er 13 Jahre alt war, starb auch seine Mutter, welche seinen ersten Unterricht mit großer Sorgfalt geleitet hatte. Seine Verwandten, denen nun obstand, seine Erziehung zu leiten, schickten ihn nach Liegnitz, wo er das Gymnasium besuchte, und sechs Jahre später nach Straßburg, und von dort nach Leiden, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Bei rastlosem Fleiß und seinen glücklichen Gaben, erwarb er sich eine reiche Fülle von Kenntnissen, so wie er seinen Geist theils durch fortgesetzte Beschäftigung mit der alten Literatur und den neueren Sprachen, theils nach vollendeten Universitätsstudien durch größere Reisen in Holland, den Niederlanden, Frankreich und Italien ausbildete und bereicherte. Dreiundzwanzig Jahre alt kehrte er in die Heimat zurück, wo er die Verwaltung seiner väterlichen Güter übernahm, was ihn auch bald veranlaßte, sich zu verheirathen. Als im Jahr 1675 die Herzogthümer Brieg, Wohlau und Liegnitz an den Kaiser Leopold fielen, und man einsichtsvoller und kräftiger Männer bedurfte, um den zu erwartenden Eingriffen des Kaisers in die Freiheiten des Vaterlands zu begegnen, wurde er Landesbestallter des Fürstenthums Liegnitz und Ordinär-Deputirter bei den Fürstentagen zu Breslau. Außerdem wurde er bei wichtigen Anlässen zweimal als Gesandter nach Wien geschickt, wo er sich die Gunst des Kaisers erwarb, der ihn in den Freiherrnstand erhob. In den letzten Jahren seines Lebens ward er wieder von manchem Unglück heimgesucht, es starben ihm nahe und geliebte Verwandte, der Krieg und die Kriegssteuern lasteten schwer auf ihm und zudem fühlte er schnelle Abnahme seiner Kräfte. Er starb den 22. April 1699 und nach siebenundzwanzig Stunden folgte ihm seine treue Gattin, mit der er 30 Jahre lang Freud und Leid getheilt hatte. Beide wurden unter großer Feierlichkeit in eine gemeinschaftliche Gruft der Oberstadtkirche zu Liegnitz beigesetzt.

Seine Gedichte, welche erst nach seinem Tode gesammelt wurden (Breslau 1704), verläugnen allerdings den Charakter der Schule, zu welcher sich er bekannte, nicht ganz, und es tritt in manchen derselben die schwülstige Manier Hoffmannswaldaus noch deutlich genug hervor. Doch folgte er hierin offenbar nur der Mode, oder er gab wohl auch dem Einflusse Lohensteins nach, mit welchem er in freundschaftlichem Verkehre stand. Seinem eigenen Gefühle und besseren Geschmack sagte der falsche Pathos keineswegs zu und wenn er auch oft, namentlich in seinen geistlichen Liedern zu viel Bilder anhäuft, so stehen diese doch in lebendigem Zusammenhang mit dem Gedanken, dem sie in angemessener Weise sinnliche Annehmlichkeit gewähren. Auch ist ihm die Anhäufung von Bildern keineswegs so zur Natur geworden, wie den übrigen Dichtern der Schule, vielmehr finden sich manche geistliche Gedichte, welche den einfachen Gedanken auch in schlichter Sprache darstellen, wie in der „Morgen-Andacht“ (1) und in den „Oster-Gedancken“ (4). Im weltlichen Liede hat er sich unverkennbar die Italiener zum Muster genommen, wie er denn Vieles aus dem Italienischen übersetzt hat, namentlich den „treuen Schäfer“ von Guarini, und zwar mit weit größerem Glücke als Hoffmannswaldau), allein meistens wählte er die einfacheren Dichter zu seinen Vorbildern, in deren Geist denn auch ein großer Theil seiner weltlichen Lieder gedichtet sind. Auch da wo die schwülstige Manier der Schule sichtbar wird, und wo der geistreiche Einfall die poetische Anschauung ersetzt, wie in „Ihre Augen“ 18), bewahrt er immer noch eine seinen Zeitgenossen unbekannte Mäßigung des Ausdrucks; am schärfsten trennt er sich aber von ihnen in der rein sittlichen Grundlage seiner Dichtung. Wenn er zur Freude aufferdert (6), ist keine Spur von jener Gemeinheit, und auch seine Liebesgedichte, in denen oft wahre Empfindung lebt, sind weit von jener wilden Genußsucht entfernt, die wir bei Hoffmannswaldau gefunden haben, welchen er übrigens in der leichten Beweglichkeit und Anmuth der Sprache beinahe erreicht. Was ihn aber über die meisten seiner Zeitgenossen erhebt, ist die warme Vaterlandsliebe, die Tiefe des nationalen Bewußtseins, das ihn zu einigen schönen und tiefgefühlten Liedern begeistert hat (u. a. m.) „Deutscher Ehren-Preiß“ (2); „Eisenhütte“ (3).

1. Morgen-Andacht.

1. Der erblaßte Monden ziehet
Sein geschwächtes Silber ein,
Und der Sternen Heer entfliehet
Vor der Sonne nahrm Schein.
Auff, mein Hertz, und laß der Sünden
Trübe Nacht bey die verschwinden.

2. Schau, wie Lerch und Nachtigallen,
Die man früher hört, als sieht,
GOtt zu Ehren lassen schallen
Ein erfreutes Morgen-Lied:
Folge nach, mein Hertz, und singe
GOtt, dem Schöpffer aller Dinge.

3. Herrscher über Tod und Leben,
Meister über Nacht und Tag,
Die muß billich Ehre geben,
Was nur Athem ziehen mag,
Und dich, seine Pflicht zu weisen,
Mit den Morgen-Sternen preisen.

4. Himmels-Fürst und Erden-König,
Große HERR der Herrlichkeit,
Meine Zung' ist viel zu wenig,
Daß sie deinen Ruhm ausbreit;
Aber laß dir doch das Lallen
Deines Kindes wohl gefallen.

5. Daß ich deiner Sonne Blincken
Und der hellen Tagrs Zier,
Daß ich deiner Sternen Wincken
Und die gantze Welt-Reser
Deiner Wercke voll gesehen,
Ist durch deine Macht geschehen.

6. Daß ich mit gesundem Leibe
Frölich Athem schöpffen kan,
Und in meinem Stande treibe,
Was mir ist befohlen an,
Daß ich Kleid und Nahrung habe,
Nenn ich billich deine Gabe.

7. Daß ich freudig im Gewissen
Frey von Sünd und Höllen-Noth,

Auff dein theures Blutvergiessen
Geh durch Sorge, Schmerz und Tod,
Daß ich ewig dich soll sehen,
Ist und wird durch dich geschehen.

8. Fahre fort, mich so zu pflegen,
Halt mich unter deiner Hutt,
Kröne mich mit deinem Segen,
Gieb, was hier und ewig gutt,
So soll dir mit Engel-Zungen
Weeden Lob und Danck gesungen.

2. Deutscher Ehren-Preiß.

1. Hört, Helden-Sohne,
Mein Barden-Gethöne,
Gebt fleissig Acht,
Was aus dem Haynе
Darinn ich erscheine,
Wird an euch bracht.

2. Ihr müst euch fleiffen,
Im Fall ihr wolt heissen
Ein edles Blutt,
Bey Schwerdt und Eisen
Im Felde zu weisen
Den kühnen Mutt.

3. Der Jugend Gaben
In Ruhe vergraben,
Steht übel an:
Auff Kriegs-Geschäffte
Verwenden die Kräffte,
Ist wohl gethan.

4. Zu Hause liegen,
Die Gläser bekriegen
Und stifften Zanck.
Bringt euch ja Schande,
Vom Fürsten und Lande
Geringen Danck.

5. Laßt euch doch tauren,
Im Miste zu snuren
Auff fauler Haut:
Geht, liebe Deutschen,
Die Feinde zu peitschen,
Und fecht't muts Kraut.

6. Wo Waffen knallen
Und Hörner erschallen,
Das ist das Feld,
Wo euren Tagen,
Auff Ehre zu jagen,
Dee Raum bestellt.

7. Diß hat der Alten
Gedachtniß erhalten,
Das man noch weiß
Mit Sturm und Ringen
Die Feinde bezwingen,
Gibt Ehr und Preiß.

3. Eisen-Hättel.

1. Nun ist es Zeit zu wachen,
Eh Deutschlands Freiheit stirbt,
Und in dem weiten Rachen
Des Crocodils verdirbt.
Herbey, daß man die Krötten,
Die unsern Rhein betretten,
Mit aller Macht zurücke
Zur Son und Seine schicke.

2. Der Feind braucht Gold und Eisen,
Wendt Stahl und Silber an.
Der deutschen Welt zu weisen,
Was List und Hochmutt kan,
Laßt euch das Geld in Händen
Die Augen nicht verblenden,
Damit euch hinterm Rücken
Die Fässel nicht bestricken.

3. Laßt Lerch und Falcken fliegen,
Setzt alle Kräffte bey,
Mit ihnen zu besiegen
Des Hahnes Pralerey.
Er prangt mit euren Federn,
Denn müßt ihr ihn entädern,
Und jedee sich bemühen,
Das Seine weg zu ziehen.

4. Wollt ihr euch unterwinden
Zu thun, was sich gebührt,
Ein Hermann wird sich finden,
Dee euch in Reihen führt.
Laßt euch verstellten Frieden
Zum Schlaffe nicht ermüden:
Mit Wachen und mit Wagen
Muß man die Ruh erjngen.

4. Oster-Gedancken.

1. Laßt uns mit den frommen Frauen,
Nun der frühe Tag anbricht,
Zur erwachtem Sonnen-Licht
Zu des HErren Grabe schauen!
Laßt uns Salb' und Specerey
Seinem Körpee bringen bey!

2. Seht Aurorens Röth' aufsteigen!
Und der helle Morgen-Stern
Wird uns selbst den Weg zum Heren
Durch den kühlen Thau anzeigen.
Aber ach, der schwere Stein
Kömmt mir unterwegens ein.

3. Kan ich mit dem Stein der Sünden,
Dee mir auf dem Rucken liegt,
Tausend Centner überwiegt,
Mich zur heilgen Stätte finden?
Wo teeff ich den Sümson nn,
Der den Stein abweltzen kan?

4. Unneezagt! dir ist gerathen:
Dee, den du besuchen wilt,
Hat den Kummer schon gestillt;
Seine Treu kömmt dir zu statten,
Hebt den Stein für sich und dich,
Und nimmt deine Last auff sich.

5. Mag ihn Sünd und Tod nicht zwingen,
Hält ihn nicht der Höllen Klufft,
Kan er sich durch Stein und Genufft
Lebend in die Höhe schwingen,
So wird auch kein Sunden-Stein
Ihm bey dir zu mächtig seyn.

6. Schau, das leere Grab ist offen,
Wo dein liebster Heyland lag;
Nun hast du den Ostee-Tag
Froher Seligkeit zu hoffen,
Und durchs kuhle Schlaff-Gemach
Folgst du ihm in Himmel nach.

5. (Ringelgedicht.)

Allzeit wue
Tugendhafft das Schweigen;
Alles machen offenbar,
Ist der Thorheit eigen;
Allzeit war
Tugendhafft das Schweigen,
Reden kan
Leichtlich Unlust bringen.
Irthum sieht den selten an,
Der die Zunge weiß zu zwingen:
Allzeit war
Tugendhafft das Schweigen.

6. (Aufmunteenng zne Feende.)

1. Ergötzet die Sinnen
Mit frohem Beginnen,
Doch denckет dabey,
Daß Leyden und Scheiden
Dee iedischen Freuden
Weewechselung sey.

2. Die Sähne vom Bogen,
Die immer gezogen,
Bricht endlich und reißt.
In stetigem Trauren
Das Hertze vermauren
Ersteckt den Geist.

3. Vernünfftiges Scherten
Ermuntert die Hertzen,
Erfrischet das Blutt:
Drum brauchet der Jugend
In Ehren und Tugend,
Mit frölichem Mutt!

4. Lacht, spielet und singet,
Schwätzt, tantzet und klinget,
Die Bluthe geht hin!
Diß, was ihr empfunden
In lustigen Stunden
Ist euer Gewin.

3. Die traurigen Tage,
Verdrüßliche Plagen
Sammt kränklicher Zeit
Sind Früchte der Jahre,
Biß Sterben und Bahre
In Rechnung bereit.

7. (An ihre Augen.)

1. Ihr Augen, die ich lieb' und ehr',
Ihr meine Luſt und ſüſſe Pein,
Was netzet ihr die trüben Wangen,
Was ſagt mir euer blaſſer Schein?
Habt ihr mein Hertze nicht empfangen?
Was fordert, was verlaagt ihr mehr?

2. Ihr Augen, die ich lieb' und ehr',
Ihr ſehet meine Schmertzen an,
Und kennt die Menge meiner Plagen,
Wofern ich euch vergnügen kan,
Will ich mit Luſt den Tod ertragen:
Was fordert, was verlaagt ihr mehr?

8. (Ihre Augen.)

Ich bin kein Adler nicht, der deiner Sonnen Blincken,
Der deiner Wangen Glantz kan ſchauen unverwand.
Wann deinre Augen Glutt in meinen widerſtrahlt,
Und ihrer Flammen Schein auff meine Wangen malt,
So muſſen ſie beſchämt zur Erden niederſincken.
Doch aber will ich nicht der ſcheuen Eule gleichen,
Die vor des Tages Ziehr erwählt die braune Nacht:
Ich eile nach dem Fen'r, das mich zur Aſche macht,
Verdirbt die Mücke gleich durch ſelbſt geſuchten Brand,
Der edle Phönix wird doch eben ſo zur Leichen.

9. Liebestod.

1. „Dieſen tödtet Bley und Eiſen,
Jenen muſſen Schmeetz und Weh
Zu dem kalten Grabe weiſen:
Liebe macht, daß ich vergeh!

2. Mancher muß ſein Leben ſchlüſſen
In dem Schos der grünen See,
Ich zu Galathrens Fuſſen:
Liebe macht, daß ich vergeh!'"

3. Alſo klagte ſeine Schmertzen
Filidor im grünen Klee,
Sagend mit betrubtem Hertzen:
„Liebe macht, daß ich vergeh!'"

4. Es bewegten ſich die Steine,
Doch nicht ſeine Galathee;
Echo rufte durch die Hayne:
„Liebe macht, daß ich vergeh!'"

10. Hoffnung.

1. Hoffnung gleichet einem Wilde,
Das ein jeder faagen kan,
Sie iſt allen Hertzen milde,
Wer ſie will, der trifft ſie an,
Aehnlicht einem Schatten-Bilde,
Folget der Begierden Bahn:
Hoffnung gleichet einem Wilde,
Das ein jeder fangen kan.

2. Solche Freude quillt vom Hoffen,
Die bei allen kehret ein;
Keiner, der nach ihr geruffen,
Horet ein betrübtes Nein.
Wer ihr Ohr und Hertz hält offen,
Kan allzeit vergnüget ſeyn:
Solche Freude quillt vom Hoffen,
Die bey allen kehret ein.

11. (Glück, nicht zu lieben.)

O wie glücklich, wer nicht liebet!
Wer nicht fühlt in ſeinem Hertzen
Heiſſe Schmertzen
Von dem Triebe
Blinder Liebe,
Der die Welt ſich untergiebet!
O wie glucklich, wer nicht liebet,
Den kein falſcher Blick betrubet,
Dem das Zürnen nad Liebkoſen
Zweyer Roſen
Ohne Sehnen
Ohne Thranen
Weder Furcht noch Freude giebet,
O wie glücklich, wer nicht liebet!

Friedrich Rudolf Ludwig Freiherr von Canitz.

Friedrich Rudolf Freiherr von Canitz wurde am 27. Nov. 1654 wenige Monate nach dem Tode ſeines Vaters geboren, und da ſich ſeine Mutter bald darauf wieder verheirathete, nahm ihn ſeine Großmutter zu ſich, die ihn mit treuer Liebe pflegte und ihm eine vortreffliche Erziehung geben ließ. Im 17. Jahre bezog er die Univerſität Leiden, und ein Jahr ſpäter die zu Leipzig; nach vollendeten Studien bereiſte er Italien und Frankreich, England und die Niederlande. Mit tüchtigen Kenntniſſen bereichert und durch den längeren Aufenthalt an Höfen und in großen Städten zu einem vollkommenen Weltmann herangebildet, fand er bald eine ehrenvolle Stellung in der Nähe des großen Kurfürſten, den er drei Jahre hinter einander auf ſeinen Feldzügen als Kammerjunker begleitete, worauf er zum Amtshauptmann befördert wurde. Seit 1682 zum Hof- und Legationsrath ernannt, wurde er mit mannigfaltigen diplomatiſchen Sendungen beauftragt, in denen er ſo viel Geſchick und Gewandtheit entwickelte, daß er zur Belohnung eine einträglichere Amtshauptmannſchaft erhielt, 1688 zum Geheimenrathe ernannt und im Jahre 1697 vom Kaiſer zum Reichsfreiherrn erhoben wurde. Als er in Haag an den daſelbſt eröffneten diplomatiſchen Unterhandlungen Theil nahm, nöthigte ihn zunehmende Kränklichkeit im Jahre 1699, um ſeine Abberufung nachzuſuchen; nicht lange nach ſeiner Ankunft in Berlin ſtarb er am 11. Aug. des nämlichen Jahres.

Wenn Abſchatz ſich, von ſeinem beſſeren Gefühl geleitet, allmählich von der Manier der zweiten Schleſiſchen Schule entfernte, ſo geſchah es vielleicht, ohne daß er es ſich ſelbſt bewußt war. Ganz anders Canitz, der, in ſeinen Jugendgedichten noch dem Einfluß der herrſchenden Dichtung hingegeben, ſich mit aller Entſchiedenheit von denſelben losriß, als er während ſeines Aufenthalts an den Höfen des Auslands, namentlich Frankreichs, mit der feineren geſellſchaftlichen Bildung und mit den beſſeren franzöſiſchen Dichtern aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. bekannt geworden war. Von nun an bemühete er ſich, in ſeinen eigenen Dichtungen die Klarheit und Eleganz nachzuahmen, durch welche ſich jene franzöſiſchen Dichter auszeichneten, und dem Schwulſt der Darſtellung eine feine, natürliche Sprache entgegenzuſetzen. Er hatte dabei gerade ſo viel Einſicht und Geſchmack, als erforderlich war, um alles das zu vermeiden, was dem Ton der gebildeteren Geſellſchaft widerſtrebte, namentlich alſo jegliche Art von Uebertreibung und Schrankenloſigkeit, und er beſaß nicht mehr poetiſches Talent, als gerade nöthig, um ſich in der beſchränkten Sphäre zu gefallen, die ihm durch die Franzoſen eröffnet wurde, unter denen vor Allen der verſtändige, aber nüchterne Boileau ſein Führer und Muſter wurde, wie er denn auch im Didaktiſchen weit glücklicher war, als im Lyriſchen, wozu ihm Lebendigkeit des Gefühls und höherer Schwung fehlte. Dies wird an ſeinem berühmteſten Gedichte, der „Klagode auf den Tod ſeiner erſten Gattin", recht erſichtlich, in welcher das Streben nach klarer und logiſcher Entwickelung des Gedankens die tieferen Gefühle, welche hie und da hervordrachen, nicht zur vollen Entfaltung gelangen läßt. Auch ſeine übrigen ly-

riſchen Gedichte ſind kalt und proſaiſch, zwar verſtändig gedacht, aber ohne Tiefe und Kraft des Gefühls; man ſieht, daß ſein höchſter Zweck darin beſteht, den Reim mit der Vernunft in Einklang zu bringen *). Aber darin beſteht eben auch ſein unbeſtreitbares Verdienſt und ſein unverkennbarer Einfluß auf die weitere Entwickelung der Literatur, da durch ſeinen Vorgang der Sinn für einfache, klare und gebildete Darſtellung geweckt wurde. Wie bedeutend aber ſein Einfluß war, zeigt ſich ſchon in der großen Menge von Ausgaben, die ſeine Gedichte erlebten, deren wenigſtens 14 zu zählen ſind. Die erſte („Nebenſtunden unterſchiedener Gedichte" Berl. 1700), erſchien erſt nach des Dichters Tod, aber ſeine Gedichte waren doch auch während ſeines Lebens vielfältig bekannt, und hatten wenigſtens in den höhern Kreiſen der Geſellſchaft ungetheilte Anerkennung gefunden, was freilich nicht wenig dazu beirug, ihnen auch bei den Gelehrten Eingang zu verſchaffen, als ſie veröffentlicht wurden.

1. Abend-Lied.

In des Verfaſſers letzter Krankheit.

1. WEnn Blut und Lufft ſchämen,
So ſtärcke meinen Geiſt,
Daß er ſich auch im traumen
Aus Satans Netze reißt.
Hilff für mein Leben ſorgen,
Verandre meinen Sinn,
Und mache, daß ich morgen
Ein neu Geſchöpffe bin.

2. Ich ſeh' das Licht verſchwinden,
Die trübe Nacht bricht rin.
Ach HErr, laß meine Sünden
Auch mit verſchwunden ſeyn,
Streich ſie aus deinem Buchr,
Das mich zum Schuldner macht,
Und rette mich vom Fluche,
Der mir ſchon zugedacht.

3. Wenn heut mein Ziel der Jahre
Mein letzter Abend iſt,
Wohlan! wenn ich nur fahre,
Wo du, mein Vatrr biſt!
Doch ſoll ich länger leben,
So laß den feſten Schluß
Mir ſtets für Augen ſchweben,
Daß ich einſt ſcheiden muß.

2. Zufriedenheit im niedrigen Stande.

1. IGh trachte nicht nach ſolchen Dingen,
Die hoch und zu gefährlich ſind;
Mein Geiſt ſcheint nirgend durchzudringen,
Als wo er leichte Bahne findt.
Ich ruhe ſanfft bis an den Morgen,
Wenn mancher, welcher voller Sorgen,
Nach eitler Hoffnung ängſtlich ringt,
Der blinden Göttin Wevranch bringt.

2. Ich mercke, daß in unſerm Leben
Was Gottlichrs mit unter ſpielt,
Wer ſich will zu den Sternen heben,
Und dieſen Trieb nicht bey ſich fühlt,
Muß endlich gar ein Spott auf Erden,
In ſich ſelbſt Höll' und Hencker werden,
Weil der, der ſich am meiſten quält,
Zu erſt offt ſeinen Zweck verfehlt.

3. Wer will, mag in den Lüfften fliegen,
Mein Ziel erſtreckt ſich nicht ſo weit;
Ich laſſe mich mit dem begnügen,
Was nicht bemüht und doch erfreut.
Ein andrer mag ſich knechtiſch beugen,
Um deſto höher anzuſteigen,
Ich neid ihn nicht in meinem Sinn,
Und bleibe gerne, wer ich bin.

*) Als er ſeinem Freunde Zapfa ſchrieb:

„Laß Vers und Lieder uns hier in dir Wirtte ſchreiben,
Hier, wo Vernunfft und Reim gern bei einander ſtehn,"

ſchwebte ihm, wie immer, wenn er dichtete, Prileaus bekannter Ausſpruch deſſen Art poétique (I. 27. 28.) vor:

„Quelque sujet qu'on traite, ou plaisant ou sublime,
Que toujours le bon sens s'accorde avec la rime",

womit auch deſſen zweite Satyre an Molière zu vergleichen iſt.

Chriſtian Gryphius.

Chriſtian Gryphius, der älteſte Sohn des berühmteren Andreas, wurde den 29. Sept. 1649 zu Fraustadt geboren. Sein Vater leitete ſeinen erſten Unterricht; nach deſſen Tode kam er nach Gotha, wo er das Gymnaſium beſuchte, und bezog hierauf die Univerſitäten Jena und Straßburg, um ſich der Rechtswiſſenſchaft zu widmen. Nach vollendeten Studien kehrte er 1673 in ſein Vaterland zurück, und ſchon im folgenden Jahre wurde er zum Profeſſor der alten Sprachen am Eliſabethaniſchen Gymnaſium ernannt, und im Jahr 1686 zum Rector des Magdalenen-Gymnaſiums befördert, mit welcher Stelle er ſeit 1699 die eines Bibliothekars bei der Magdalenenkirche verband. Er ſtarb den 6. März 1706.

Wie ſchwach und eines ſicheren Urtheils unfähig die damalige Kritik war, erſehen wir an dem unmäßigen Lobe, welches ihm Neumeiſter ſpendet, der ihn ſogar weit über ſeinen Vater erhebt. Er hatte von dieſem aber nichts geerbt, als den reinen Sinn, der ihn vor den Abwegen bewahrte, in welche die Schleſier gerathen waren, ob er gleich in ſeinen früheren Jahren ein erklärter Bewunderer Hoffmannswaldaus und namentlich Lohenſteins war, den er ſelbſt über die Griechen ſetzte. Später ſagte er ſich entſchieden von ihnen los und warnte vor dem Haſchen nach „zwar köſtlich lautenden, aber vielmal wenig oder nichts bedeutenden Worten und dem hieraus entſpringenden Miſchmaſch, welchen man in Frankreich Gallimatias und Phœbus zu heißen pflege". Daher hält ſich die Darſtellung ſeiner Gedichte, die

früheren etwa ausgenommen, in den Schranken der verſtändigen Mäßigung, und er kann in dieſer Beziehung neben Canitz geſtellt werden, den er jedoch an Gewandtheit und feiner Bildung nicht erreichte. Unter ſeinen ſehr zahlreichen Gedichten, die er zuerſt zu Frankfurt im Jahr 1698 unter dem Titel: „Poetiſche Wälder" herausgab, einem Titel, der ſchon den Rückblick auf Opitz und ſeine Zeit andeutet, ſind nur wenige, in denen ſich wahrhaft poetiſche Gedanken finden, und auch dieſe verlieren ſich meiſt in der breiten und doch inhaltsleeren Ausführung. Am beſten gelingen ihm noch die geiſtlichen Gedichte, in denen oft wahres Gefühl durchbricht, am ungenießbarſten iſt er in den beinahe zahlloſen Gelegenheitsgedichten auf Begräbniſſe, Hochzeiten und andere Familienfeſte, unter denen nur einige wenige durch eine ihm ſonſt ungewöhnliche Heiterkeit Erwähnung verdienen. Da es im Ganzen ziemlich gleichgültig iſt, was von deſſen Gedichten mitgetheilt wird, da ſie durchſchnittlich nur ſehr mittelmäßig ſind, ſo wählen wir dasjenige, welches er während der Belagerung von Wien (durch die Türken) da niederſchrieb, weil wir an demſelben recht lebendig wahrnehmen, wie tief das nationale Bewußtſein und die Volkskraft zu jener Zeit herabgeſunken war. Es iſt bezeichnend, daß die höchſte vom Erbfeind bereitete Noth nur weibiſche Klagen hervorrief und der Gedanke an muthige Abwehr nicht einmal durchſchimmert.

Seufzzer unter währender Wieneriſcher Belagerung.

1. ACh GOTT, die ganze Chriſtenheit
Schwimmt itzt in Blut und Thränen,
Der Feinde Schwarm iſt ſchon bereit,
Sich einen Weg zu bahnen
In unſer armes Vaterland.
Man hört die Poſt von Raab und Braud
An allen Orten ſchallen:
Die edle Stadt, der Käyſer-Sitz
Soll durch des Achmets ſchnellen Blitz
In Aſch' und Graus verfallen.

2. Dort zeucht ein andrer Hauffen auf
Mit hundert tauſend Horden,
Und ſetzet den geſchwinden Lauff
Biß an den kalten Norden.
Man greifft, o ungeheuerr Schmertz,
Uns mit Gewalt biß an das Hertz,
Man jraant das Volck in Ketten,
Und will mit deinem Heiligthum,
O HERR, auch deines Namens Ruhm
Mit Macht zu Boden treten.

3. Nun müſſen wir es wohl geſtehn,
Es ſind verdiente Straffen!
Kommt, laßt uns nur zurücke gehn
Wie haben wir geſchlaffen,
Als uns der Wächter angerufft?
Umſonſt! Der Schall flog in die Lufft,
Wir ſchimpfften die Propheten,
Wir ſcheuten weder Peſt noch Tod,
Beſahrten uns vor keiner Noth,
Und lachten der Cometen.

4. Itzt geht der Thon des Jammers an,
Der Weh und Ach verkündigt,
Da heißts: Wir haben es gethan,
Wie haben ſo geſündigt!
Da kommt uns erſt des Frevel ein,
Wenn mancher unter Luſt und Wein
Und unter tollen Poſſen
Ja die vorhin entbrannte Gluth
Durch ſeinen ſtoltzen Frevel-Muth
Noch heiffes Oehl gegoſſen.

5. Ich bin auch einer aus der Zahl,
Die Holtz zum Feur getragen,
Ich hab' aus toller Narren-Wahl
Den Segen ausgeſchlagen,
Und den verdammten Fluch beliebt:
Itzt aber, da uns Gott betrubt,
Beren' ich meine Sünden,
Und ruff' in dieſer Krieges-Noth:
Wo ſoll man unter Gluth und Tod
Gewünſchte Rettung finden?

6. Wird aber auch des Höchſten Huld
Die ſpäte Reu belieben?
Zwar trägt er jederzeit Geduld
Und pflegt diß zu verſchieben.
Was ſein gerechtes Urtheil dräut,
Wenn der bekehrte Sünder ſchreyt;
Wo aber Falſchheit wohnet,
Wo nur Betrug im Schwange geht,
Und Heucheley das Haupt erhöht,
Da hat er nie geſchonet.

7. Itzt weinen wir, weil Mechmet wacht,
Sind aber zehnmal ſchlimmer
So bald der goldne Friede lacht,
Wie ein verwegner Schwimmer,
Der, wo das meiſte Volck ertrinckt,
Sich dennoch durch die Wellen ſchwingt,
Und mit den Wogen ſpielet,
Biß es in gleiche Noth verſinckt,
Und, wenn ihn Fluth und Tod bezwingt,
Zu ſpät den Frevel fühlet.

8. Ach, HERR, ſoll deiner Gnaden Glantz
Sich über uns erheben,
Soll endlich des Olives-Krantz
Einſt wieder ob uns ſchweben,
So müſſen wir mit ernſter Reu'
Den Sauerteig ſchlimmer Heucheley
Aus unſern Herzen fegen.
Wo diß nicht alſobald geſchiht,
So wird der Brand, des itzo glüt,
Uns in die Aſchen legen.

9. HERR, gönn' uns doch den rechten Geiſt,
Der uns zum Guten leite,
Den Geiſt, der kräfftig beihen heißt,
Damit er vor uns ſtreite,
Der alles, was nach Sünde ſchmeckt,
Und unſer Feyer-Kleid befleckt,
In tiefſten Abgrund werffe,
Der uns mit Eyfer aus der Höh
Beſtändig an der Seiten ſteh,
Und unſre Seufftzer ſchärffe.

10. Erlangen wir nun dieſes Pfand,
So wird ſich alles geben;
Das itzt betrubte Vaterland
Wird bald ſein Haupt erheben.
Des Achmets ungeheurer Schwarm
Wird durch des Höchſten ſtarcken Arm
In einem Hau verfliegen;
Wir werden unter GOttes Schutz
Der ungeheuren Feinde Trutz
Mit ſtarcker Hand beſiegen.

Chriſtian Weiſe.

Auf anderem Wege, als Canitz, trat auch Chriſtian Weiſe der herrſchenden Schule und ihrem falſchen Wortprunk entgegen, und trug nicht weniger bei, denſelben zu verdrängen. Derſelbe war am 28. April 1642 in Zittau geboren; von ſeinem Vater, der daſelbſt Lehrer war, erhielt er eine vortreffliche, höchſt verſtändige Erziehung; die nicht bloß darauf ausging, dem Knaben gründliche und vielſeitige Kenntniſſe beizubringen, ſondern die auch ſeinen Geiſt ſtärkte und entwickelte. Im J. 1660 bezog er die Univerſität Leipzig, wo er mit raſtloſem Eifer Theologie, Medicin und Jurisprudenz, mit beſonderer Vorliebe aber Naturwiſſenſchaften ſtudirte. Im Jahr 1669 trat er ſelbſt ſchon als Lehrer der Poetik, Rhetorik und Moralphiloſophie auf; bald darauf folgte er der Einladung des Grafen von Leiningen-Weſterburg in Magdeburg, der ihn zu ſeinem Secretär wünſchte. Seine Hoffnung, auf dieſem Wege in die öffentlichen Geſchäfte eingeführt zu werden, ging leider nicht in Erfüllung, da der Graf bald Kriegsdienſte nahm und Weiſe ihm nicht

folgen wollte. Er ging nun nach Helmstädt, wo er durch die Empfehlung des Professors Conring eine Hofmeisterstelle erhielt, in welcher er bis zum Jahr 1670 verblieb, wo er einem Rufe als Professor der Politik und Beredsamkeit in Weißenfels folgte, wo er acht Jahre mit seltenem Erfolge wirkte. Im Jahr 1678 nahm er das ihm angebotene Rectorat des Gymnasiums in seiner Vaterstadt an, das er 30 Jahre lang in so ausgezeichneter Weise führte, daß die ihm anvertraute Schule bald zu einer hohen Blüthe stieg, und Zöglinge von allen Seiten herbeiströmten. Im Jahr 1708 legte er wegen Abnahme seiner Kräfte sein Amt nieder, und er starb bald darauf am 21. Oct. desselben Jahres.

Weise hat eine außerordentlich große Zahl von Schriften über die mannigfaltigsten Gegenstände des Wissens verfaßt, welche sämmtlich schon darum von Werth waren, weil er sie meistens mit Rücksicht auf die Bedürfnisse seiner Schüler schrieb. Wir haben es nur mit denen zu thun, welche auf den Gang der deutschen Literatur von Einfluß waren, oder zu ihr doch in irgend einer Beziehung stehen, und auch von diesen sind hier nur seine lyrischen Dichtungen zu erwähnen, wobei es uns jedoch zugleich möglich sein wird, ein allgemeines Bild seines dichterischen Charakters und seiner Wirksamkeit zu entwerfen.

Als Weise zu dichten begann, war er ein heiterer, leichtfertiger Student, voll jugendlichen Uebermuths, dem das ganze Leben in heiterem Lichte erschien. Voll Geist und Humor und mit dem Talente begabt, seine Gedanken in leichten und flüssigen Reimen auszudrücken, dichtete er eine Reihe von Liedern, („Ueberflüssige Gedanken der grünenden Jugend" Leipz. 1668), zu welchen ihm das frische, heitere Studentenleben Stoff und Anlaß gab. Dazu paßte nun freilich die gesuchte und geschraubte Weise der Schlesischen Schule nicht; seine Darstellung mußte schon deshalb natürlich sein, weil das Publikum, für welches er schrieb, die bei Bier oder Wein versammelten Studenten, eine andere nicht verstanden hätten, oder von ihr nicht angezogen worden wären. Wahrscheinlich nahm er sich die damals üblichen Studentenlieder oder auch wohl ächte Volksgesänge zum Vorbilde, die gewiß oft an den Biertischen angestimmt worden sein mögen, und so erhielten seine Lieder eine Frische, Lebendigkeit und natürliche Wahrheit, die von dem gesuchten Glanz der Schlesier weit absticht, so wie sie auch nichts von der lüsternen Frivolität derselben an sich tragen, so keck und sogar zügellos sie auch manchmal sind. Als Weise älter und gesetzter geworden war, und er theils andere Stoffe, theils andere Formen bearbeitete, blieb er diesem natürlichen Charakter seiner ersten Dichtungen getreu; denn es konnte ihm nicht verborgen bleiben, um wie viel wirksamer der natürliche, ungesuchte Fluß der Rede sei, als der gesuchte Wortschwall der damaligen Dichter, die bei aller Pracht der Darstellung doch immer kalt ließen. Es bildete sich daher in ihm der Grundsatz, daß die Darstellung vor Allem natürlich und ungezwungen sein müsse, ein Grundsatz, den er nun in seinen Vorträgen als Lehrer und in seinen Schriften fortgesetzt verkündigte. „Ich meines Orts," sagt er unter Anderm, „halte von deutschen Sachen nicht viel, die man nicht eher verstehen kan, als biß ein Lateinischer Commentarius darzu kömmt. Doch, wer so schreiben will, mag seine Freyheit verantworten, ich will meine Simplicität im Reden behalten"*). Alles, was affektirt war, widerstrebte ihm und wurde von ihm bekämpft, daher nicht nur der Schwulst der Schlesier, sondern auch die gesuchten Wortbildungen Zesens und Andrer, in ihm einen entschiedenen Gegner fanden; ja er ging in diesem Widerspruche so weit, daß er in den entgegengesetzten Fehler verfiel und den Gebrauch fremder Wörter wieder in zu weitem Umfange gestattete.

Bei alle dem war der von ihm aufgestellte und mit so großer Entschiedenheit ausgesprochene Grundsatz durchaus vortrefflich, und es hatte von der Durchführung desselben um so eher Bedeutendes erwartet werden dürfen, als er sich hierbei nicht an fremde Muster lehnte, wie Canitz, sondern den eigenthümlich deutschen Geist wollte frei und ungezwungen wirken lassen. Allein der Erfolg entsprach keineswegs einer solchen Hoffnung, weil es ihm und noch mehr seinen Nachahmern an einer höhern Ansicht von dem Wesen der Poesie fehlte. Auch ihm war sie nur eine angenehme Beschäftigung in müssigen Stunden, auch ihm sollte sie vor Allem nützen. Die Dichtkunst hat dreierlei Nutzen, sagt er in den „Curiösen Gedancken von deutschen Versen": man kann den Leuten damit einen Dienst erweisen, man kann seine Affekten vergnügen, und endlich kann man sich und Andern zur Erholung Etwas aufsetzen. Das Höchste an einem Gedichte war ihm die Durchführung irgend eines passenden Einfalls, was zur Genüge beweist, daß er nicht über das Gelegenheitsgedicht in seiner gewöhnlichsten Auffassung hinausging. Bei solcher Auffassung der Kunst konnte es nicht fehlen, daß das Natürliche und Ungezwungene endlich zum Platten und Trivialen führen mußte, was denn auch der Charakter seiner spätern Gedichte sowohl, als der seiner zahlreichen Nachahmer wurde, und bei diesem um so mehr, als keiner den vielseitig gebildeten Geist hatte, der ihm nicht abzusprechen ist. Daher blieb auch seine Wirksamkeit weitaus beschränkter, als sie sonst hätte sein können, und sie liegt vorzüglich darin, daß er mit Erfolg der affektirten Schreibart entgegenarbeitete, was freilich an sich schon ein sehr bedeutendes Verdienst ist.

1. Auf ein verwelcktes Röslein.

1. Ach, mein röslein ist verwelckt,
Welches meiner augen weide,
Meine wollust, meine freude,
Welches durch das ganze jahr
Meine liebste farbe war,
Dieses eilet so behende
Zu dem unverhofften ende:
Ach, mein röslein ist verwelckt!

2. Ach, mein röslein ist verwelckt!
Wann ich etwas am geruche
Von der kraft und schönheit suche,
Find' ich nur ein dürres blat,
Welches schlechte reitzung hat.
Gleichwol konte mein verlangen
Gestern in derselben prangen!
Ach, mein röslein ist verwelckt!

3. Ach, mein röslein ist verwelckt!
Und die zeit, die allen dingen
Muß ihr letztes urtheil bringen,
Raubt mir auch das schöne pfand
Gar zu zeitlich aus der hand,
Daß ich von dem edlen stücke
Kaum den schatten noch erblicke!
Ach, mein röslein ist verwelckt!

4. Ach, mein röslein ist verwelckt!
Und indem ich sie betrachte,

*) Curiöse Gedancken von deutschen Versen, S. 133.

So empfind ich ſtill und ſuchte
Mein gewiſſes ebenbild
In den leichnam eingehüllt,
Daß ich bald auch werde müſſen
Meine junge zeit beſchlieſſen.
Ach, mein röſgen iſt verwelckt!

5. Ach, mein röſgen iſt verwelckt!
Und je länger ich die cäncke
Tieffe eitelkeit bedencke,
Kommt mir nuch die ſüſſe zier
Mehr und mehr betrübter für.
Denn, indem ich ſie beklage,
Kann ich nicht, als daß ich ſage:
Ach, mein röſgen iſt verwelckt!

2. Dorindgen muß ſich einer zunbeeei beſchuldigen laſſen.

1. DOrindgen, darff ich's ſagen,
Und darff ich ohne ſcheu
Dich öffentlich vecklagen
Mit deiner zauberey?
Ach, du verwnndelſt meinen ſinn,
Daß ich mir ſelbſt nicht ähnlich bin!

2. Sonſt iſt mein junges hertz
Bey allen mädgen kalt
Und giebt der liebes-kertz
Gar ſchlechten auffenthalt;
Doch du verwandelſt meinen ſinn,
Daß ich bey dir verliebet bin.

3. Verlier ich ja bey andern
Manchmal ein gutes wort,
So bin ich nun von Flandern
Und geh bey zeiten fort:
Doch du verwandelſt meinen ſinn,
Daß ich bey dir brſtändig bin.

4. Ich habe meine brüdee
Ohn' allen ſchein geliebt,
Sie haben mich nuch wieder
Mit willen nicht betrübt:
Doch du verwandelſt meinen ſtnn,
Daß ich den freunden untreu bin.

5. Ich bin zur luſt gebohren;
Die hängt mir allzeit nn,
Und giebt mich nicht verloren
So lang ich liſpeln kan:
Doch du verwandelſt meinen ſinn,
Daß ich bißweilen tennetg bin.

6. Ich kan an andern orten
Vortrefflich loſe ſeyn,
Und laſſe mich mit worten
In manche kurtzweil ein:
Doch dn verwandelſt meinen ſinn,
Daß ich gae eingezogen bin.

7. Wie ſchlimm haſt dn gehandelt!
Ich kenne deine liſt!
Ich weede ſo nerwandelt,
Du bleibeſt, wie du biſt.
Ach, kind! veewnndle deinen ſinn,
Wie ich bey dir nerwnndelt bin!

3. Der ordentliche Liebes-Procenn.

1. Freyheit.

WOl dem, der ſeinen jungen jahren
Die ſüſſe freyheit gönnen kan!
Er mng die zaeten keäffte ſpahren,
Und legt die ſtunden beſſer an,
Als einer, der ſich tag und nacht
Mit liebes-grillen müde macht.

2. Dns erſte Blickgen.

Doch halt, mein geiſt! beſinne dich!
Sieh' auff! Das mädgen zeiget ſich:
Du muſt es doch betrachten!
Ich hab' es vormahls nicht gewuſt;
Man dneff dergleichen Augen-Luſt
In wnrheit nicht neachten!

3. Die erſte Liebe.

Hält' ich das znvoe bedacht,
Daß ein blickgen ſolche Macht
Gegen unſre ſeelen hätte.
Ach, ſo ging ich auffgeeicht,
Und mein hertze läge nicht
An der ſtrengen liebes-kette!

Nun iſt meine freyheit hin,
Und ich muß den nemen ſinn
An die eitle ſchönheit binden!
Meine freude liegt dnean,
Ob ich bey dee liebſten kan
Liebe, gunſt und gnade finden.

4. Die erſte Bekandtſchnfft.

Luſtig! Mein liebgen, das lrenet mich kennen;
Sie lacht mich ſchon ein büßgen nn.
Luſtig! Mein hertze mng braten und brennen,
Wenn ich mich hier erqnicken knn.
Luſtig! Mein kindgen, mein engel, mein liecht
Läſſet ſich küſſen und wehret ſich nicht.

5. Der Liebſten Znen.

Mein ſchwachee geiſt, ſn ſchick' dich in die teauer!
Dein ſüßes lind ſieht aus dre maſſen ſauer:
Ein jeder blick, dardurch ſie ſich beweat,
Iſt wie ein blitz, dee mich zu boden ſchlägt.
Iſt diß dee lohn für meine treue liebe,
Daß ich mich nnn biß anff den tod betrübe?
Zn gnter nacht, du allerliebſtes hnnß!
Ich ſeh es wohl, es iſt für dißmnhl nus!

6. Die Verſöhnung.

Mein liebgen, ſo baſt du dich beſſee beſonnen,
Und darff ich wieder zn die gehn?
Hnt endlich die nnſchuld dein hertze gewonnen,
Und leenſt dn meinen ſinn verſtehn?
Mein freundliches hertzgen, verſichece dich frey:
Ich bleibe dein dienee und ewig getreu.

7. Die vollkommne Beſitznng.

Mein gemüthe, ſey verſchwtegen!
Kanſt du dich gleichwohl nergnügen
An der milden freundlichkeit.
Zwey perſonen müſſen ſpielen;
Dnhingegen unter vielen
Wird die freude leicht zeeſteent.

Laß dich ſtreicheln, laß dich küſſen!
Daeff es doch kein ander wiſſen,
Wann dn nue verſichert biſt,
Daß dein liebgen unter allen
Die zu Lieb' nnd wohl gefallen
Stiller gunſt verbnnden iſt!

8. Die erloſchne Liebe.

Wir jungen lente ſind wohl naeren!
Wann uns die liebe freſſen will,
Da hat ein jeder ſeinen ſparren
Zu wenig oder doch zu viel.
Ich habs neeſucht ein halbes jnhe:
Ich weiß, wie mie zu muthe war.
Nun muß ich meiner ſelbſten lachen,
Daß wir nns ſolchen kummer machen.
Ich lege luſt und eitelkeit
Zu meines mädchens fuſſen nieder,
Und ſnche die gelegenheit
So ſar geſchwinde wohl nicht wieder.
Ich halte mein trinmph-geſcheey:
Ich wae verliebt; nun bin ich frey!

4. An das hochweethe Deutſchland wegen dieſer lieder.

DU liebſtes vaterlnnd, vergönne deinem ſohne,
Daß er ſein eitles thun der welt zu ſchanen giebt:
Ich ſehne mich darbey nach keinem nndern lohne,
Als wann die hohe gunſt den guten willen liebt.
Ich muß es zwae geſtehn, es ſind geringe ſachen,
Daraus ein bloſſee ſcherz und ſonſten nichts entſpringt
Jedoch ein kuetzes lied kan ſich beliebtich machen,
Wann nue die eechte Zeit es auf die Bahne bringt.
Ich bin kein Opitz nicht; der bleibt noch unſee Meiſtee,
Und ſein berühmter thon reiſt durch das ſteenen-bach;
Hingegen fliegen ſonſt die lobens-werthen geiſter
Kanm auf den halben weg mit ſchwachen federn nach.
Wiewohl ich darff mich nicht in die geſellſchafft mengen,
Die durch den lorbee-zweig das haar nm ſich verbindt,
Mein glücke führt mich ſonſt auf kunſt-beliebten gängen,
Da dieſes neben-werck gae weniq ſtunden findt.
Doch liebſtes Vaterland, ich werde dir gefallen,
Daß ich im ſchreiben nicht ein ſpeach-tyranne bin:
Ich folge deinee zier, und eichte mich in allen
Auf nlte eeinigkeit und neue kuetzweil hin.
Ich bin ſo eckel nicht, ich laſſe mir belieben,
Was die gewohnheit itzt in Inngen brauch gebracht
Hätt' unſee alterthum nicht ſo und ſo geſchrieben,

So hätt' es dieser viel auch anders nachgemacht.
Und weil die Teutschen viel aus andern sprachen borgen,
So muß ich ebenfalls mich auch darzu verstehn:
Ein ander, dem verdrenst, mag sich zu tode sorgen,
Gnug, daß die Verse gut, die Lieder lieblich gehn.
Ist diß nicht puppenwerck, wer etwas grosses beissen,
Und seinen lorbeer-krantz mit gelde zieren will.
Der muß das ABC aus seiner ordnung schmeissen:
Bald hat er nicht genug, bald hat er gar zu viel.
Da ist ein wort nicht recht, das haben die Lateiner
Gelehnt und nicht geschenckt, das kommt aus Griechenland;
Da wird der thon zu lang, da wird die sylbe kleiner,
Die sprache, die wird nur nicht gäntzlich vmbgewandt.
Der arme Zizero ist auch ins Z gerathen,
Der sonst fast oben an in seiner reihe sieht,
Vielleicht weil ein gemüth in diesen helden-thaten
Gar langsam auf den glantz der redens-künstler geht.
Sanct Felten ist hinauff biß an das F gestiegen,
Und er verdient fürwahr die ehr-bezeugung nicht:
Der Kwarck muß in das K aus seinem neste fliegen,
Ob gleich die gantze welt den händeln widerspricht,
Der Käyser soll bey uns nicht weiter Käyser heissen,
Er soll dafür ein Ertz- und grosser König seyn.
Wer uns diß tapffre wort will aus der zunge reissen,
Raubt uns der völcker ruhm mit unsers landes schein,
Ein solcher klügling hat gewiß nicht viel gelesen,
Und hat ers ja gethan, so mercke er in sich gehn,
Daß unsre Deutschen auch nicht narren sind geweien,
Und daß man alles lau ohn diesen tand verstehn.
Ein ander mag sich mehr mit diesen lenten zancken,
Mein ungebundner fuß geht in der einfalt fort,
Und mein erregter sinn verwickelt die gedancken
Mehr in der sachen selbst, als in ein lahles wort.
Hier hab ich nur gescherzt, doch wird man leicht gedencken,
Daß, wie ich meiner lust allhier genug gethan,
Ich, wann ich künfftig will die augen höher lencken,
Mit gleicher fertigkeit die feder richten kan.
Ich bin auch nicht so kühn, den Momus zu verfluchen,
Weil er den höhnschen mund nur an die Götter setzt.
Solt er diß schlechte werck zu seiner rache suchen?
Nein, er ist viel zu stoltz, wann er die zähne wetzt.
Drum bin ich auch vergnügt, und lege diese lieder
Halb furchtsam und darbey halb trotzig vor die welt.
Es falle, wie es will, so komm ich doch nicht wieder:
Der himmel hat den fleiß mir sonst wohin bestellt.

Johann von Besser.

Johann von Besser wurde den 8. Mai 1654 zu Frauenburg in Kurland geboren, wo sein Vater Prediger war, der ihn ebenfalls zum Theologen bestimmte und daher, als er die gehörige Reife hatte, auf die Universität nach Königsberg schickte, wo er bei anhaltendem Fleiß sich solche Kenntnisse erwarb, daß er als Magister promoviren konnte. Im J. 1675 begleitete er einen jungen Kurländer nach Leipzig; dieser wurde aber bald darauf in einem Zweikampf erschossen, und Besser verlor die Aussicht, durch den Einfluß der angesehenen Familie desselben im Vaterlande eine angemessene Stellung zu gewinnen. Da er aber unterdessen mit einer reichen Erbin bekannt geworden war, entschloß er sich, die Theologie aufzugeben und sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Er ging hierauf (1680), vom Fürsten von Dessau dringend empfohlen, nach Berlin, wo er bald zum Kurfürstlichen Rathe und 1681 zum wirklichen Legationsrathe mit 300 Thalern Gehalt ernannt wurde, worauf er 1682 in Folge persönlicher Verwendung des Kurfürsten seine Braut heirathete. Im J. 1684 wurde er in diplomatischen Geschäften nach London geschickt, wo er die Gelegenheit erhielt, das Hofceremoniel in seiner ganzen Pracht und seinem ganzen Umfang kennen zu lernen, was ihm später von großem Nutzen war, da er im J. 1690 die Stelle eines Ceremonienmeisters erhielt, wobei er zugleich in den Adelstand erhoben wurde, und 1701 wurde er zum Oberceremonienmeister und Geheimenrath ernannt. Diese Beförderungen hatte er vorzüglich seinen Lob- und Ehrengedichten auf besondere Veranlassungen im Kurfürstlichen und später Königlichen Hause zu verdanken, die ihm zugleich bedeutende Geschenke eintrugen. Der Tod des Königs Friedrich (1713) war für ihn von traurigen Folgen, da dessen Nachfolger ihn sogleich entließ, wodurch er in eine sehr bedrängte Lage gerieth, bis er endlich im J. 1717 vom Kurfürsten von Sachsen zum Geheimen Kriegsrathe und Ceremonienmeister ernannt wurde. Zugleich kaufte ihm derselbe seine für die damals hoch geachtete Wissenschaft des Ceremonialwesens sehr gut besetzte Bibliothek, die er jedoch unter der Bedingung in seinem Hause behalten durfte, daß er Jemanden in die Tiefen der genannten Wissenschaft einführen solle, wozu er den späteren Hofpoeten König wählte. Er starb nach einem sehr glücklichen Alter den 10. Febr. 1729.

Auch er hatte in seinen frühern Jahren im Geschmacke Hoffmannswaldaus gedichtet; einige Arbeiten dieser Art wurden als Meisterwerke gepriesen und selbst Leibnitz bewunderte die Kunst, mit welcher er in der „Ruhestatt der Liebe" das Unanständigste mit so bescheidenem Anstand dargestellt habe, weshalb er das Gedicht der Kurfürstin von Hannover mittheilte, die es mit gleicher Bewunderung aufnahm und sogleich der Herzogin von Orleans schickte. Wir können freilich in dem Gedicht nur die schamloseste Lüsternheit erkennen, es hat aber doch wenigstens die Bedeutung, daß wir in den erzählten Umständen einen weiteren, unwidersprechlichen Beweis von der entsetzlichen Verdorbenheit der Sitten an den Höfen der damaligen Zeit haben. Noch gemeiner erscheint Besser in andern Gedichten, die uns in der Neukirchischen Sammlung erhalten worden sind und welche ihm nach dem Zeugnisse seines Biographen König unzweifelhaft angehören. Später riß er sich von dieser Manier los, indem er sich, seines Freundes Canitz Vorgang nachahmend, einer einfachen und im französischen Geschmack ge-

bildeten Darſtellung befleißigte. Aber freilich ging in den Lob- und Ehrengedichten, die er nun vorzugsweiſe verfertigte, das Bischen Poeſie ganz unter, das in ſeinen früheren Gedichten hie und da durchblickte, und jene von dem Kurfürſten ſo glänzend belohnten Gedichte ſind in der That nur matte und wäſſerige, mühſam zu Stande gebrachte Reimereien, wie denn Beſſer außerordentlich langſam arbeitete, und er z. B. für ein Gedicht auf den Tod von Canitzens Gemahlin beinahe ein Jahr nöthig hatte, oder eine gereimte Antwort von ſechs Zeilen auf eine ihm bei einem Feſte dargebrachte Geſundheit erſt nach einigen Wochen Arbeit und Ueberlegung zu Stande bringen konnte. Unter den kleineren Gedichten aus der ſpäteren Zeit finden ſich jedoch mehrere, in welchen er ſinnreiche und ſelbſt zarte Gedanken mit großem Glück darſtellt, und die ihm vorſchwebende Eleganz und Glätte der franzöſiſchen Dichter erreicht.

1. Geſpräch der ſterbenden Climene und ihres ſie beklagenden Liſis.

Climene ſtarb, und ſprach im Scheiden:
„Nun Liſis, nun verlaß' ich dich!
Ich ſtirbe willig und mit Freuden,
Liebt' eine dich, ſo ſehr als ich."
„Ach!" ſprach er, „mag dich das betrüben?
Climene, nur dein Tod iſt ſchwer:
Kanſt du mich ſelbſt nicht länger lieben,
Bedarf ich keiner Liebe mehr!"

2. Das Herz.
Aus dem Singſpiel: „Sieg der Schönheit über die Helden".

Ein Herz mit ſeiner Gegenwehr
Gleichet dem erregten Meer
Unter ſeinem Stürmen,
Anſtatt ſich dadurch zu ſchirmen
Giebt er in den groſſen Stuemen
Seine Schätz und Perlen her,
Es giebt in dem Sturm uns mehr,
Als wenn es geruhig wär.
Wilt es wallen, will es ſtürmen,
Kan es minder ſich beſchirmen
Es giebt in dem Sturm uns mehr,
Als wenn es geruhig wär.

3. An ſeine Laute.

Diß iſt die treue Tröſterin
Von allen meinen Kummerniſſen,
Wenn die, um die ich traurig bin,
Nichts will von meinem Kummer wiſſen.
Das Herz der ſtrengen Ehrengard
Iſt leider gegen mich zu hart,
Und giebt nicht Acht auf meine Plagen.
Ihr aber, meine Saiten ihr,
Seyd viel mitleidiger mit mir,
Ihr hört zum minſten meine Klagen,
Und wiſt, ſo offt ich euch berühr,
Mein Leiden wieder nachzuſagen.

4. Er ſucht vergeblich der Liebe zu entfliehen.

Ach Gedancken, laſt mich ziehen,
Ich will Iris Macht entgehn,
Ihre Schönheit heiſt mich fliehen,
Der ich nicht kan widerſtehn:
Aber was hilfft mein entrinnen?
Durch euch bin ich ſtets bei ihr.
Süſſes Blendwerck meiner Sinnen,
Wie gefährlich ſeyd ihr mir!

5. Macht der Liebe.

O du Urſprung aller Klagen,
Liebe, ſchone, ſchone mein'
Alle Schmertzen, die wir tragen,
Treffen nur den Leib allein,
Aber, Liebe, deine Plagen
Dringen in das Herz hinein!
O du Urſprung aller Klagen,
Liebe, ſchone, ſchone mein'

Benjamin Neukirch.

Benjamin Neukirch, am 27. März 1665 zu Reinke, einem Dorfe in Schleſien, geboren, ſtudirte in Frankfurt, Halle und Leipzig die Rechtswiſſenſchaft; aber die Beſchäftigung als praktiſcher Juriſt behagte ihm nicht, deshalb ging er von Breslau, wo er eine Zeitlang als Advokat gelebt hatte, nach Frankfurt, wo er öffentlichen Unterricht in der Poeſie und Beredſamkeit ertheilte, und von da nach Berlin. Seine Hoffnung, durch Beſſer, an den er ſich wandte, eine paſſende Anſtellung zu erhalten, ging nicht in Erfüllung; auch waren alle ſeine Bemühungen, durch Gedichte, die er bei allen möglichen Gelegenheiten zum Lob der königlichen Familie bekannt machte, die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, ſtets vergeblich, ſo daß er lange in den gedrückteſten Verhältniſſen, ja ſogar im Elend lebte. Es ging ihm nicht beſſer, als er im J. 1703 an der neu errichteten Ritterakademie in Berlin zum Profeſſor ernannt ward, denn die damit verbundene Beſoldung war ſo karg, daß er kaum die allernothwendigſten Bedürfniſſe beſtreiten konnte. Zudem wurde dieſe im Jahr 1718 wieder aufgehoben und ihm der kleine Gehalt entzogen; aber nun begann ihm endlich das Glück zu lächeln, da er bald darauf nach Anſpach als Lehrer des Erbprinzen berufen wurde, wo er bis zu ſeinem Tode in angenehmen Verhältniſſen lebte. Er ſtarb im Auguſt 1729.

Wie Beſſer, war auch Neukirch Anfangs ein begeiſterter Anhänger Hoffmannswaldaus; in der von ihm veranſtalteten Sammlung der „auserleſenen Gedichte des Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutſchen" finden ſich nicht wenige von ihm, welche in Form und Inhalt denen des von ihm verehrten Meiſters an die Seite geſetzt werden können. Sein Aufenthalt in Berlin, wo er Canitz und Beſſer kennen lernte, war für ihn entſcheidend, er ſagte ſich von jener Manier los, die er ſelbſt nicht ohne Witz in einem Hochzeitsgedichte lächerlich machte, und betrat die Bahn, auf der jene ihm vorangegangen waren, das heißt, er ſuchte, wie ſie und namentlich Canitz, durch Nachahmung der Franzoſen zur Natürlichkeit zurückzuführen. Zugleich aber wandte er ſich vorzugsweiſe der didaktiſchen Dichtung zu, weshalb wir ihn auch ſpäter noch zu erwähnen haben. Unter den nicht zahlreichen lyriſchen Gedichten aus ſeinen ſpätern Jahren nehmen die „geiſtlichen Oden" den erſten Rang ein: ſie zeugen oft von wahrem Gefühl, während ſeine weltlichen Lieder matt und proſaiſch ſind. Nicht beſſer erſcheinen ſeine „heroiſchen Gedichte", in denen die ſchönen Gedanken, die er dazu aus den franzöſiſchen Klaſſikern, namentlich den Kanzelrednern, entlehnt (z. B. im Gedichte auf den Todesfall der Königin Sophie Charlotte), nur zu häufig verwäſſert werden.

Benjamin Schmolck.

Benjamin Schmolck, geb. am 21. Dec. 1672 zu Brauchitſchdorf im Fürſtenthum Liegnitz, wo ſein Vater Pfarrer war, bereitete ſich auf mehrern Schulen zur Univerſität vor, und ging im J. 1693 nach Leipzig, um Theologie zu ſtudiren. Nach vollendeten Studien kehrte er nach Hauſe zurück, wo er (1701) in Anerkennung ſeines großen Rednertalents ſeinem Vater als Gehülfe beigegeben wurde, doch

Benjamin Schmolck.

wurde er schon ein Jahr darauf als Diakonus nach Schweidnitz berufen. Er gewann sich durch seine Predigten, wie durch sein frommes Leben, noch mehr durch seine Lieder so großen Beifall, daß er nach und nach zum Archidiakonus, zum Senior und endlich zum Pastor Primarius ernannt wurde und er, von der allgemeinen Achtung umgeben, ein stilles, aber zufriedenes Leben führte. Im J. 1730 ward er vom Schlage getroffen; zwar wurde er so weit hergestellt, daß er wieder predigen konnte, aber der Schlag wiederholte sich, er wurde blind, die Schwäche nahm immer mehr überhand und endlich erlag er am 12. Febr. 1737 seinen langen Leiden.

Von seinen weltlichen Gedichten haben sich nur wenige erhalten; doch sind es auch nicht diese, welche ihn bekannt gemacht haben, sondern seine geistlichen Lieder. Die Zahl derselben ist sehr groß; sie erschienen zuerst in verschiedenen kleineren Sammlungen unter meistens geschmacklosen und gesuchten Titeln, wie sie zu jener Zeit gebräuchlich waren, und wurden erst nach seinem Tode in einer jedoch nicht ganz vollständigen Sammlung vereinigt (Sämmtliche Trost- und Geistreiche Schrifften". 2 Tble. Tüb. 1740. 2. Aufl. 1760). Es hat sich kaum je ein Dichter von geistlichen Poesien eines so großen Beifalls zu erfreuen gehabt, als er; die zahlreichen Sammlungen seiner Lieder, deren er im Ganzen über tausend verfaßt hat, wurden bald nach ihrem Erscheinen reißend gekauft, so daß sie zum Theil wieder aufgelegt werden mußten und auch wohl nachgedruckt wurden. Was aber seinen Liedern eine so große Anerkennung verschaffte, das war die tief gemüthliche Frömmigkeit, die sich in ihnen ausspricht; es war die seelenvolle Innigkeit, mit welcher er, selbst von reiner Liebe zu Gott und den Menschen erfüllt, die Liebe des Allmächtigen verkündigte; es war das ächt kindliche Vertrauen auf Gott, das ihn und seine Dichtungen beseelte und die Leser seiner Lieder mit unwiderstehlicher Kraft ergriff; es war endlich die edle, reine und wohllautende Sprache, die ächt poetische Auffassung und Behandlung der religiösen Gedanken, die er durch glücklich gewählte Bilder zu beleben verstand. Bei der großen Menge seiner Lieder, von denen viele nur flüchtig hingeworfen wurden, stehen freilich nicht alle auf gleicher Höhe, und in manchen hat er sogar dem falschen Geschmack der Zeit zu viel Einfluß gestattet; sehr viele verlieren durch die Ueberfülle von Bildern, von denen er manche zudem viel zu häufig wiederholt, so daß sie am Ende unangenehm berühren; aber im Ganzen sind sie durch den tiefgefühlten Inhalt und die reine Form gleich erfreulich und den besseren, wenn auch nicht den besten geistlichen Liedern beizuzählen, von denen viele in die Gesangbücher aufgenommen und einzelne zu wahren Volksliedern geworden sind.

1. Seelige Zufriedenheit.

1. SEele, sey zufrieden,
Was dir GOtt beschieden,
Das ist alles gut.
Treib aus deinem Herzen
Ungeduld und Schmerzen,
Fasse frischen Muth!
Ist die Noth Dein täglich Brodt,
Mußt du weinen mehr, als lachen:
GOTT wirds doch wohl machen!

2. Bringt der Feinde Menge
Alles ins Gedränge,
Was die Wahrheit liebt,
Will man deinen Glauben
Von dem Herzen rauben,
Sey nur unbetrübt!
Stellt man dir Viel Elend für,
Brummen der Verfolger Rachen,
GOTT wirds doch wohl machen!

3. Scheint der Himmel trübe,
Und der Menschen Liebe
Stirbet ganz dahin;
Kommt das Ungelücke
Fast alle Augenblicke
Und quält deinen Sinn:
Nur Geduld! Des Himmels Huld
Siehl auff alle deine Sachen,
GOTT wirds doch wohl machen!

4. Ungedult und Grämen
Kan nichts non uns nehmen,
Macht nur gröffern Schmerz;
Wer sich widersetzet,
Wird noch mehr verletzet,
Drum Geduld, mein Hertz!
Aus dem Sinn Mit den Sorgen hin!
Drucket gleich die Last dich Schwachen,
GOTT wirds doch wohl machen!

5. Wer ein Christ will heissen,
Muß sich auch befleissen,
Alles auszustehn.
Mag doch alles wittern,
Erd und Himmel zittern,
Ja zu Grunde gehn,
Der steht fest, Den GOtt nicht läst:
Drum laß alle Wetter krachen,
GOTT wirds doch wohl machen!

6. Auff die Wasserwogen
Folgt ein Regenbogen,
Und die Sonne blickt;
So muß auff das Weinen
Lauter Freude scheinen,
Die das Hertz erquickt.
Laß es seyn! Wenn Angst und Pein
Mit dir schlafen, mit dir wachen,
GOTT wirds doch wohl machen!

7. Kronen sollen tragen,
Die des Kreutzes Plagen
In Geduld besiegt.
Fröhlich ausgehalten

Und GOTT laſſen walten,
Das macht recht vergnügt.
Drum nimm dir, O Seele, für,
Alles Unglück zu verlachen:
GOTT wirds doch wohl machen!

8. Nun, ſo ſolls verbleiben!
Ich will mich verſchreiben,
GOTT getreu zu ſeyn:
Beydes, Tod und Leben,
Bleibet ihm ergeben,
Ich bin Sein, Er mein,
Denn mein Ziel Iſt, wie Gott will.
Drum ſinq' ich in allen Sachen.
GOTT wirds doch wohl machen!

2. Der himmliſche Gottlieb.

1. Ich lebe, wo ich liebe,
Ich bin nicht, wo ich bin,
Und geh' in meinem Triebe
Stets nach dem Himmel hin:
Dort wohnet meine Seele,
Mein Schatz iſt, wo mein Hertz,
Der Sinn geht aus der Höhle
Nur immer himmelwärts.

2. Weg Erd und Eitelkeiten,
Ihr ſeyd der Seelen Peſt,
Und glänzet zwar von weiten,
Doch wer ſich fangen läßt,
Krieqt Koth vor Edelſteine,
Und vor die Perlen Sand:
In enrem Zauber-Weine
Liegt Gifft bey Zucker-Kand.

3. Ich liebe, was zum Himmel,
Nicht was zur Erden führt;
Dee Welt ihr Luſt-Getummel,
Und was ihr ſonſt gebührt,
Tret ich getroſt mit Fuſſen,
Und ſchwinge mich empor;
Denn jenes Leben wiſſen,
Geht aller Weisheit vor.

4. Hinauf, mein Hertz, mit Freuden!
Dort oben iſt gut ſeyn!
Geh durch Gefahr und Leiden
Nur immer Himmel ein!
Laß andre nach dem Triebe
Der Erden-Kinder gehn:
Ich liebe, wo ich liebe,
So leb und ſterb ich ſchön.

3. Abend-Opfer.

1. DJe ſchwartze Nacht zieht ihren Flor
Um unſer Schlaffgemach;
Der Himmel führt das Sternen-Chor
Dem blaſſen Monden nach.

2. Nur Du, mein JESU, bleibeſt Licht,
Wenn alles dunckel iſt;
Dein Gnaden-Glantz verfinſtert nicht,
Iſt gleich die Sonn zuruſt.

3. Ach, aber was vor Finſterniß
Erblick ich doch in mir!
Mein ſündliches Hertze ſtellt gewiß
Die ſchwärtzſte Nacht mir für.

4. So offt ich dieſen Tag vollbracht,
Was dich betrüben kan,
So offte ſteht der Höllen Nacht
Mich im Gewiſſen an.

5. Doch weiche darum nicht von mir,
Du Gnaden-Sonne, du;
Ich ſage die, mein GOTT, hinfür
Ein neues Leben zu.

6. Die Abend-Röthe weiſet mich
Auf dein vergoßnes Blut,
Dis bring ich, HErr, mit Reu vor Dich,
Es machet alles gut.

7. Schleuß mich in deine Armen ein,
Dein Hertz laß meinen Pfuhl,
Dein Auge meine Decke ſeyn,
Wann ich mich legen will.

8. Schaff, daß mein Hertze zu dir wacht,
Wenn ſich das Auge ſchließt;
Daß Dich mein Geiſt die gantze Nacht
In ſüſſen Träumen küßt.

9. Gieb, daß die Morgenröthe mich
Friſch und geſund erweckt,
Damit mein Hertz von neuem Dich
In Deiner Güte ſchmeckt.

10. So geh ich auf mein Bette zu,
Wer weiß, wann in das Grab?
Drum hilff, daß ich die letzte Ruh
Stets in Gedancken hab.

11. Ihr Engel, kommt, deckt meinen Ort
Mit eurer Flügel-Wacht;
Ich ſchlaffe ſchon, doch noch ein Wort:
Mein JESU, gute Nacht!

4. Das vergnügte Hertze bey der ſpurſamen Erndte.

1. WAs GOTT thut, das iſt wohl gethan,
So dencken GOttes Kinder;
Er ſieht ſie offt ſo ſauer an,
Und liebt ſie doch nicht minder.
Er zieht ihr Hertz Nur himmel-wärts,
Wenn er ſie läßt auf Erden
Ein Ziel der Plagen werden.

2. Was GOTT thut, das iſt wohl gethan!
Gibt Er, ſo kan man nehmen;
Nimmt Er, wir ſind nicht übel dran,
Wenn wir uns nur bequemen.
Die Lincke ſchmertzt, Die Rechte hertzt
Und beyde Hände müſſen
Wir doch in Demuth küſſen.

3. Was GOTT thut, das iſt wohl gethan!
Er weiſt uns offt den Segen,
Und eh er noch gedeyhen lan,
Muß ſich die Hoffnung legen:
Weil er allein Der Schatz will ſeyn,
So macht er andre Gutter
Durch den Verluſt nur bitter.

4. Was GOTT thut, das iſt wohl gethan!
Man laß ihm ſeinen Willen:
Hängt er den Brod-Korb höher an,
Er wird ihn beſſer füllen,
Obgleich das Feld Nicht Erndte hält.
Man kan auch bey den Brocken
Vergnügt ſeyn und frohlocken.

5. Was GOTT thut, das iſt wohl gethan!
Das Feld mag traurig ſtehen,
Wir gehn getroſt die Kirchen-Bahn
Und wollen GOTT erhöhen.
Sein Wort iſt Brodt, So hats nicht Noth!
Die Welt muß eh verdeeben,
Als wir vor Hunger ſterbrn.

6. Was GOTT thut, das iſt wohl gethan!
So wollen wir ſtets ſchließen.
Iſt gleich bey uns kein Canaan,
Wo Milch und Honig flieſſen,
Doch iſts genung Zur Sattigung,
Wenn GOTT den Löffel ſegnet,
Obs gleich nicht Scheffel regnet.

5. Himmliſche Mayen-Luſt.

1. SO wird die Mayen-Luſt zu Thränen,
So bricht der Tod die Blumen ab!
So ſchließt der Eltern heiſſes Sehnen
Sich in ein früh-gebautes Grab!
Ach ja! ſo hat es GOTT beſtimmt,
Der Kinder giebt und Kinder nimmt.

2. Ich war nur neulich aufgeblühet,
Die Liebe trug im Winter Frucht;
Doch da man nun den Frühling ſiehet,
So nimmt mein Leben nun die Flucht.
Die Blättee werden welck und bleich,
Der Garten einer Wüſten gleich.

3. Ihr, deren Troſt und Augenweide
Ich hier im Thränen-Thale war,
Beweinet nun die kurtze Freude
Bey meiner kleinen Todtenbahr.
Sechs Kinder hat der Himmel ſchon,
Nun eilt das ſiebende darvon.

4. Die Wunde wird nun aufgeriſſen.
Die auch der andern Sterben ſchlug;
Ihr ſollt nun wieder was vermiſſen,
Was neue Hoffnungsblüthen trug.
Soll denn der Kirchhof nur allein
So reich von euren Schätzen ſeyn?

5. Dergleichen thränenreiche Klagen
Legt euch der Schmerz wohl in den Mund.
Allein vergesset nicht zu sagen,
Der Tod macht unser Kind gesund!
Und glaubet gleich wohl, daß der May
Ein Bild von meinem Sterben sey.

6. Die Welt war nicht der rechte Garten,
Ich sollte nur im Himmel blühn:
Hier pfleget manches anzuarten,
Was eine Tugendblume schien.
Wohl dem, den GOttes Hand versetzt,
Daß ihn kein Mehlthau mehr verletzt!

7. Hier wär ich eine Rose blieben,
Die unter lauter Dornen steht;
Dort aber bin ich recht beliebten,
Wo nie der May zu Ende geht,
Wo Sarons schöne Blumen-Tracht
Auch Salomons Schmuck verlacht.

8. Laßt meinen blassen Leib verwelken
Im Sande bleibt die Blume frisch.
Bestreut mein Grab mit Ros' und Nelken,
Setzt Freuden-Brod auf euren Tisch
Denn wo ich festgepflanzet bin,
Da reichen keine Thränen hin.

9. Es wird ein andrer Frühling kommen,
Wann Erd und Himmel wird vergehn,
Da alle, die euch Gott genommen,
In schönster Blüthe werden stehn:
Da wird ein May voll Sonnen-Schein,
Und nicht, wie hier, voll Regen seyn.

Barthold Heinrich Brockes.

Ganitz und Weise hatten sich nebst ihren Nachahmern vorzüglich bemüht, die Poesie in formeller Hinsicht zur Wahrheit zurückzuführen; sie hatten der gesuchten und mit Bildern überladenen Darstellung eine einfache, natürliche Sprache entgegengesetzt, den äußerlich glänzenden Wörterpomp mit einem einfachen Ausdruck vertauscht; dagegen hatten sie im Ganzen die nämlichen Stoffe behandelt, wie die Schlesier, oder ihnen, wenigstens im Lyrischen, neue nicht entgegengesetzt. Das Verdienst, dies gethan und dadurch mit jenen einen vollständigen Umschwung in der Literatur angebahnt zu haben, gebührt dem Dichter, den wir jetzt zu besprechen haben. Barthold Heinrich Brockes wurde am 22. Sept. 1680 zu Hamburg geboren; er erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, welche seine Mutter mit der ganzen Hingebung eines mütterlichen Herzens leitete, da er seinen Vater schon im 13. Jahre verloren hatte. Nach gründlicher Vorbereitung auf den Schulen seiner Vaterstadt bezog er im J. 1700 die Universität Halle, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Sobald er seine Studien vollendet hatte, ging er nach Wetzlar mit dem Zwecke, sich in der kameralistischen Praxis zu üben, doch trieb ihn die heiße Sehnsucht, fremde Länder und Völker kennen zu lernen, bald wieder weg. Er reiste zuerst an den Rhein; statt aber die Schweiz zu besuchen, wie er es zuerst im Sinne gehabt hatte, wandte er sich nach Nürnberg, wo er mit dem berühmten Sandrart bekannt wurde, in dessen Umgang seine Vorliebe für die Kunst (er hatte schon auf der Schule mit großem Fleiß gezeichnet) reiche Nahrung fand. Noch mehr war dies der Fall in Italien, wohin er nun reiste; der Anblick der großen Kunstwerke des Alterthums und der neueren Zeit, so wie der schönen Natur machten einen unauslöschlichen Eindruck auf sein empfängliches Gemüth. Auf der Rückreise gerieth er wegen der Kriegsunruhen mehrmals in große Gefahr; doch gelang es ihm endlich, nach Genf zu kommen, wo er längere Zeit verblieb und von da Lausanne besuchte, wo er mit dem Philosophen Crousaz bekannt wurde. Hierauf reiste er über Paris nach Holland; aber seine Absicht, auch noch England zu besuchen, wurde vereitelt, weil ihn seine durch den Tod seiner Schwester tiefgebeugte Mutter nach Hause berief. Er blieb nur noch so lange in Leiden, wo er den Maler Mieris kennen lernte, bis er sich die Würde eines Licentiaten der Rechte erworben hatte. Im Jahr 1704 kehrte er nach Hamburg zurück, wo er ganz seiner geliebten Mutter und den Wissenschaften lebte. Erst im J. 1720 widmete er sich dem öffentlichen Dienst, indem er als Beisitzer in den Rath seiner Vaterstadt eintrat, welcher ihn mehrmals in politischen Angelegenheiten an verschiedene Höfe, unter andern auch nach Wien, schickte, wo er die Würde eines Kaiserlichen Pfalzgrafen erhielt. Zur Belohnung seiner Verdienste erhielt er 1735 die einträgliche Verwaltung des Amtes Ritzebüttel auf sechs Jahre, nach deren Verlauf er nach Hamburg zurückkehrte, wo er am 16. Jan. 1747 starb.

Bei hervorragenden Talenten ist Alles von Bedeutung, was sie geschaffen haben, weil Alles entweder von besonderm Einflusse auf die Entwickelung der gesammten Literatur war, oder doch zur tieferen Ergründung ihres eigenen dichterischen Charakters dient. Bei untergeordneteren Geistern ist dagegen meistens nur das der Beachtung werth, was sie in der höchsten Entwickelung ihres Talents hervorgebracht haben, weil dieses allein für die Geschichte der Literatur von Wichtigkeit ist und ihre übrigen Leistungen oft auch ohne besondern Einfluß auf das Bessere waren, das sie geschaffen, oder nur matte Nachklänge desselben geblieben sind. Ein solch untergeordnetes Talent ist auch Brockes, und wir haben aus den angegebenen Gründen weder seine früheren Dichtungen zu beachten, meistens Gelegenheitsgedichte der gewöhnlichsten Art, noch seine späteren, in denen er nur immer wieder die gelunge-

nen Dichtungen ſeiner beſſeren Zeit wiederholte. Dieſe ſtehen in den erſten Theilen des „Irdiſchen Vergnügens in Gott", während die letzten Bände (es ſind deren im Ganzen neun) nur ſolche Gedichte enthalten, welche wir als matte Nachklänge der beſſern Zeit bezeichnet haben. Brockes war, wie zum Theil ſchon angedeutet worden iſt, ein Mann von vielſeitiger Bildung, der nicht nur neben den alten auch die meiſten modernen Sprachen verſtand (außer der franzöſiſchen und italieniſchen auch die engliſche, holländiſche und ſpaniſche), ſondern auch ein geſchmackvoller Kenner der bildenden und der Tonkunſt, die er beide auch nicht ohne Geſchick ausübte. Dieſe verſchiedenen Kenntniſſe und Befähigungen verfehlten nicht, den eingreifendſten Einfluß auf ſeine eigenen Dichtungen zu haben: er bildete ſich zum Theil nach den Dichtern jener Nationen; durch die Muſik wurde er auf die Verwandtſchaft derſelben mit der Dichtkunſt aufmerkſam gemacht und durch die Malerei auf die beſondere Form der poetiſchen Darſtellung geführt, die ſeinen Ruf begründete und durch die er Einfluß auf die weitere Geſtaltung der Literatur gewann, ſo wie er andrerſeits in ihr den Einfluß der Schleſiſchen Schule und der Italiener überwand, dem er ſich in ſeinen frühern Verſuchen hingegeben hatte. Sein „Irdiſches Vergnügen in Gott" iſt nämlich eine Sammlung von Gedichten, in denen er die Natur in ihren einzelnen Erſcheinungen mit der Abſicht ſchilderte, die Größe, Güte und Weisheit Gottes in ſeinen Werken darzuſtellen. Alles, was die ſchaffende Natur ſeinen Blicken darbot, das Größte, wie das Kleinſte, das Firmament, der geſtirnte Himmel, das Meer, die Berge, aber auch jede einzelne Blume, der kleinſte Käfer gab ihm den Stoff zu größeren und kleineren Gedichten, die alle darin übereinſtimmen, daß ſie ihren Gegenſtand mit der größten Genauigkeit zergliedern, in der Blume jedes Staubgefäß, im Thiere jeden Nerv berühren; denn es lag ihm zunächſt nicht daran, ein poetiſches Bild des von ihm geſchilderten Gegenſtands zu geben, ſondern vielmehr an demſelben die Weisheit und Macht des Schöpfers darzuthun. Freilich iſt auf dieſem Wege die dichteriſche Anſchauung oft ganz verloren gegangen, und wir haben nicht viel mehr als eine gereimte Naturbeſchreibung, die mit oft matten Reflexionen moraliſchen oder religiöſen Gepräges ſchließt. Doch gilt dies ganz vornämlich von den ſpäteren Dichtungen; in den früheren zeigen die moraliſchen Betrachtungen eine unverhältnißmäßig größere Tiefe der Empfindung, und die Schilderungen ſind von einer weitaus größern Friſche und Lebendigkeit, ſo daß ſie bei ihrem genauen Detail oft die Wirkung eines niederländiſchen Gemäldes machen. Zugleich wirken ſeine beſſeren Gedichte durch die muſikaliſche Behandlung, auf welche er viel Gewicht legte, und daher auch den einförmigen Alexandriner entweder ganz aufgab, oder ihn mit freieren Verſen vermiſchte, was in der Folge häufig nachgeahmt wurde. Abgeſehen davon, daß er viele Gedichte geradezu zum Geſang beſtimmte und ihnen die Form der Cantate mit Arie und Recitativ gab, ſuchte er auch wohl durch den Laut zu malen, wie früher die Pegnitzer, aber freilich in einer mehr verſtändigen und würdigen Weiſe, als jene, indem er keineswegs nach abenteuerlich gebildeten und ſeltſam klingenden Wörtern haſchte, ſondern dabei in den Gränzen der weiſeſten Mäßigung blieb, ſo daß zwar die Wirkung ſeiner Abſicht nicht ausbleibt, dieſe aber nicht widerlich berührt, wie bei den Nürnbergern. Ein ſolches Gedicht iſt die unten mitgetheilte Beſchreibung eines Gewitters, in welcher der Laut R als das Rollen des Donners vorzüglich bezeichnend, gehäuft erſcheint, während dieſer Laut in der Schilderung der vorangehenden und nachfolgenden Stille ganz vermieden iſt. Indem er die Schilderung der Natur zum Zweck ſeiner Gedichte machte, ſchlug er eine ganz neue Bahn ein; denn wenn auch einzelne Dichter, namentlich die früheren Hamburger, mit denen er in dieſer Beziehung zuſammenhängt, in ihren Dichtungen ein tieferes Gefühl für die Schönheiten der Natur zeigten, ſo war ihre poetiſche Darſtellung derſelben doch nur ein Rahmen, mit dem ſie den Hauptgedanken umgaben, und zudem waren ſie zu Brockes Zeiten wohl ziemlich vergeſſen. Um ſo mehr Eindruck machte daher das „Irdiſche Vergnügen", deren erſte Theile in kurzer Zeit mehrere Auflagen erlebten (der erſte fünf in 11 Jahren), und es hat Brockes unbeſtreitbar das hohe Verdienſt, wieder zur poetiſchen Darſtellung der Natur geführt zu haben, wie denn ſchon in Hagedorn der Einfluß ſeines Vorgangs nicht zu verkennen iſt. Mit ſeiner Vorliebe zur Schilderung der Natur hängt es zuſammen, daß er Thomſons „Jahreszeiten" überſetzte; wir erwähnen dies aber vorzüglich deshalb, weil er dadurch als Einer der Erſten auf die engliſche Poeſie leitete, welche ſpäter ſo bedeutenden Einfluß auf die deutſche gewann, und er alſo auch in dieſer Beziehung für dieſelbe von Bedeutung wurde.

1. Das Firmament.

Als jüngſt mein Auge ſich in die Saphirne Tiefe,
Die weder Grund, noch Strom, noch Ziel, noch End' umſchrenckt,
Ins unerforſchte Meer des hohen Luft-Raums ſenckt,
Und mein verſchlung'ner Blick bald die bald dahin liefe,
Doch immer tiefer ſanck, entſatzte ſich mein Geiſt,
Es ſchwindelte mein Aug', es ſtockte meine Seele
Ob der unendlichen unmäßig-tieffen Hole,
Die wohl mit Recht ein Bild der Gwigkeiten heißt.
So nur auf Gott allein, ohn End' und Anfang, ſtammen;
Es ſchlug des Abgrunds Raum, wie eine dicke Fluth
Des Boden-loſen Meers auf ſinckend Eiſen thut,
In einem Augenblick auf meinen Geiſt zuſammen.
Die ungeheure Gruft des tieffen dunckeln Lichts,
Der lichten Dunkelheit, ohn' Anfang, ohne Schrancken,
Verſchlang ſogar die Welt, begrub ſelbſt die Gedancken.
Mein ganzes Weſen ward ein Staub, ein Punct, ein Nichts.
Und ich verlohr mich ſelbſt. Dis ſchlug mich plötzlich nieder,
Verzweiflung drohete der gantz verwirrten Bruſt,
Allein, o heylſams Nichts! gluckſeliger Verluſt!
Allgegenwärt'ger GOtt, in dir fand ich mich wieder.

2. Die auf ein ſtarckes Ungewitter erfolgte Stille.

Nachdem die Sonne jüngſt ſeit zweymal fünfzehn Tagen
Die neu-geblumte Welt beſtändig angelacht;
Schwamm alles, was man ſah, in Wolluſt und Behagen:
Die Gluth, die alles hell, die alles lebhafft macht,
Beſtoffe Stadt und Land, bedeckte See und Fluſſe,
Sie ſenkte ſich ſo tief in Tellus Schoß hinein,
Daß Feld und Felſen glut'; es glänzte Sand und Stein
Man kennete faſt nicht die feuchten Wolcken-Güſſe.
Bis endlich ſich einmal, bey ſchwülen Mittagsſtunden,
Ein kleines Wölckchen zeigt', und in dem Augenblick
Sich auszuſpannen ſchien: die Luffe ward plötzlich dick,
Das Licht ward allgemach vom Schatten überwunden.
Es ſtiegen Nebel, Luft und Wolcken in die Höh';
Des Tages Geld erbleicht; es ſchwand das heit're Blau;
Die dicke trübe Luft beſchattete die See,
Die Bache ſchienen ſchwartz, die Flüſſe braun und falbe:
Der gantze Luftkreiß ward von Duft und Regen ſchwer,
Kein Vogel war zu ſehn, die auch ſchon ſcheuche Schwalbe

Schoß nur allein, jedoch ganz niedrig, hin und her;
Er ließ, als wollte sie in Erd' und Fluth vor Schrecken
Vor dem, was in der Luft ihr droh'te, sich verstecken.
Solch eine Stille füllt' and drackte recht die Welt,
Daß man, wie sich kein Blat, kein Kraut vor Schrecken rührte,
Vor Furcht selbst anbeweg't, mit starren Augen spür'te.
Es schien selbst die Natar restaunet entstellt
Vor Warten und vor Furcht der Dinge,
Die sie bedrobeten; bis plötzlich ein Orcan
Die bange Stille brach, so daß der Luste Bahn,
Wie eine wilde Fluth, schaell an zu rauschen fienge.
Von allen Winden ward der Erd-Kreiß überfallen;
Ein Wirbel füllete die Luft mit Sand and Staab;
Es schien der Wald ein Meer, drin grune Wellen wallen,
Die Zweige heulten recht, es brausete das Laub;
Bald wurden der gepeitschten Blätter Wogen
Mit sausendem Geräusch' empor geführt,
Bald plötzlich unter sich gezogen,
Daß offt der Wipfel selbst die lose Wurtzel rührt!
Hier borst und brach ein dickbelaubter Ast,
Dort kracht und sturtzt, vom Wirbel aufgefaßt,
Ein tief-gewurtzelter befahrter Eich-Baam nieder.
Der Blätter Heer, von Zweigen abgestreift,
Flog durch die graue Luft, wie Kohlen, hin und wieder;
Es schien, daß Boreas noch stets die Kräfte hauft.
Viel' Erlen wurden umgekehrt;
Drey Tannen in die Luft gerissen,
Und lange, welches unerhört,
Entsetzlich hin und her geschmissen.
Aus der ergrimmten Fluth geschwärzten Flächen
Sah man der Wellen Schaum, wie weisse Flammen, brechen,
Die, um den starren Strand mit Nachdruck zu bestürmen,
Sich Himmel-hoch, wie steile Felsen, thurmen.
Ein furchterliches Braun färbt die erzürnte Fluth,
Die Luft ein gräßlich Gran. Man sieht das Wasser schäumen,
Die Wellen heben an erschrecklich sich zu bäumen.
Es wütet, wall't und wankt die ganze Wasser-Welt,
Sie braust nicht, sie brull't, da sie bald steigt, bald fällt.
Wann zwischen regen Höh'n and nimmer stillen Bergen
Manch flucht'ger Thal sich voller Wirbel zeiget,
Und eh' man sich's versieht, beschaumt selbst aufwärts steiget,
Erschrickt ein schwindelnd Aug' ob solcher nahen Noth:
Von jeder Welle scheint ein feuchter Tod,
Der unvermeidlich ist, uns gräßlich anzublecken,
Und seinen schwarzen Arm schon nach uns auszustrecken.
Dem, der dis hor't, vergeht Empfinden, Hören, Sehn;
Man fühlet, ganz erstarr't, das Haar zu Berge stehn.
Nichts kan, wie so gar nichts der Mensch, uns überfahren,
Als wenn wir die Gewalt der Elemente spühren.
Der Ost-Wind rasete mit unsichtbarer Macht,
Dem stürmte, veller Wuth, der strenge West entgegen;
Es stieß der Sud-Wind sich, gehüllt in dicken Regen,
Mit dem erzürnten Geist der frost'gen Mitternacht.
Brach dieser jenes Wuth, so hielt der dieses Lauf
Mit heulendem Gezisch, Gepfeif und Brüllen auf;
Ein jeder strebt regrimmt, des andern Wurh zu schwächen,
Darüber musten nun die stärck'sten Maaren brechen.
Was hoch war, sprang wie Glas, wie schwre es gleich, wie groß,
Indem sie Thürme selbst aus ihren Klammeen huben,
Und unter Schutt und Stein und Graas das Feld begruben.
Drauf brach das Wetter selbst noch erst mit Schrecken loß:
Der Donner rollt' and knallt, Blitz, Strehme, Strahlen, Schlossen
Vermischten ihre Wuth; die rothen Flammen flossen,
Und wallten aberall, als wie ein feurig Meer,
In der gebors't'nen Luft entsetzlich hin and her,
Worin za gleicher Zeit, mit angestümmen Wogen,
Verdickte Regen-Ström' und ganze Flusse flogen,
Die ofters Boreas so durch einander trieb,
Daß die Gestalt nicht einst vom Wasser überblieb,
Indem es, wie gepeitsche, des Tages Licht verhüllte,
Und mit ganz weissem Schaum die schwarzen Luste sullte,
Ein steter Wolcken-Bruch sturtzt' eine dicke Fluth,
Mit brausendem Geräusch, von oben durch die Gluth,
Daß beydes rauscht and zischt, beströmt das trokne Feld,
Verschluckte das Getraid', ein allerschutternd Krachen
Brach allenthalben aus; es zitterte die Welt,
Die Berge wankten recht; es riß die schwartze Luft
Die dustern Pforten auf; sie schien ein weiter Rachen
Voll Flammen, Dampf and Gluth, zu eine Hollen-Gruft,
In deren lichtem Pfal und ungeheuren Tiefe
Ein schatternd Stralen-Heer, das Licht erschrecklich hell
Bald rund, bald Schlangen-weis', and anbeschreiblich schnell,
Mit zuckigtre Bewegung, liefe:
Dann schloß sich diese Kluft so plötzlich wieder,
Und schlug der Sterblichen erschrockne Augen-Lieder
Mit dicker Dunkelheit and so Pech-schwarzer Nacht,
Daß es noch ungewiß,
Ob Licht, ob Finsteraiß
Dem Herzen gröss're Furcht gemacht,
Da blitzt es kurtz, hier auch, wenas dorten zehnfach wittert,
Weil in dem laagen Blitz der ganze Luft-Kreiß zittert.
Noch straal'te Blitz auf Blitz mit fürchterlichem Scheta,
Der Donner rollte noch mit gräßlichem Gebrulle.
Allein im Augenblick nahm eine sanfte Stille
Die fast betaubte Welt gemach von neuen ein;
Die Wolcken theilten sich, so Duft als Nebel schwand;
Das holde Sonnen-Licht, des weissen Tages Quelle,
Goß eine See von Glantz auf das benetzte Land,
Und macht' im Augenblick so Welt als Himmel helle.
Die Wiesen funckelten; es glätzte Feld and Wald,
Ja selbst die Sonne wies in tausend feuchten Spiegela,
Und bildet' auf das Laub die flammende Gestalt.
Die Blumen bauchten an den bewachs'nen Hugeln,
In doppelt-schonem Schmuck den lieblich-saften Duft,
Wie edlen Balsam aus, und fülleten die Luft.
Das Land-Volck kommt gemach aus den bemoss'ten Hütten,
Zu Anfang bleibet es an Zänn- und Hecken stehn,
Schaut allenthalben hin, und, wenn sie endlich sehn,
Daß Weizen, Obst und Dach noch nicht so viel gelitten,
Als sie in Angst geglaubt, und daß sie Wind and Fluth
Nicht viel beschadiget, ist alles wohlgemath,
Und leb't von neuen auf, wie man im Lenzen that.
Da wendet man das Heu; hie mah't, da bindet man,
Ja das Gefilde lebt, so weit man sehen kan,
Es beb't die gelbe Saat die Halmen in die Höh,
Was eingeknickt, fängt nu, aufs neu gesteift zu schwellen,
Wie eine flache See mit sanft-beweg'ten Wellen.
Des milden Himmelsluft liegt glänzend auf dem Klee,
Als wie ein feuchtes Glas, indem das glatte Vieh,
Wenn es mit schlanckem Hals' oft bis an Bauch und Knie
Im Klee und Blumen geht, von den gespalt'aen Füssen
Die dunckten Zeichen läßt: die hellen Bäche fliessen,
Und rollen sanft dahin: sie bilden Baum' and Büsche,
Im holden Gegen-Schein, so deutlich, daß man kaum
Das schwimmende Gebüsch, den feuchten Schatten-Baum
Von dem gewachs'nen kennt. Die Schuppen-volle Fische,
Wann sie dem Ansehn nach auf hohen Wipfeln schweben,
Sieht man, den Vogeln gleich, in blauen Lüften leben.
Des Schilfs beweglich Laub, wie schwancke Degen-Klingen,
Die, wo die Fluth sich endet, stehn,
Und sich, mit lispelndem Gethöa,
Zum Schmuck und Last des Landes schwingen,
Belastigt das Gesicht, zumal wann, wie ein Glas,
Das sungst gefall'ne Himmels-Naß
Auf dem gesteiften Laub, wo sich's gemählig bieget,
Wie Diamant'ne Kugeln lieget,
In welchen sich samt den beblumten Hügeln,
Die Wiesen, Busch' and Bäume spiegeln,
Daß alles glänzt und lacht. Die schnellen Vögel schwingen
Die feuchten Fittigen von Zweig' auf Zweig', and singen
Aus einem neuen Thon, so lieblich, hell und schön,
Daß solche Stimmen uns fast an die Seele gehn.
Die laue Luft ist voll, die Schatten sind belebt
Von seltsam-spielenden geschwinden jungen Fliegen,
Die Hitz' und Nässe zeugt: bald steigt, bald fällt, bald schweb't
Die Meng', indem sie sich bald theilen and bald fugen;
Es läßt, ob kämpfe stets dis neu-belebte Völckchen,
Bald öffnet es sich schnell, bald schliessen sie sich dicht:
Aufs dunkle scheinen sie, wie Gold-Staub, and im Licht
Ein falbes, sumsendes und lebendiges Wölckchen.
Mit wenigem, es schien Luft, Wiese, Wald and Feld
Ein altes Eden noch, and eine neue Welt.
Elpin, den jtzt die Luft, wie vor der Schrecken, triebe,
Befang mit frohem Muth des Schöpffers Eigenschafft.
Es ist die helle Sonn' ein Bild von GOttes Liebe,
So wie des Donners Grimm die Probe seiner Krafft.

3. Kirsch-Blüthe bei der Nacht.

Ich sahe mit betrachtendem Gemüthe
Jüngst einen Kirschbaum, welchre blühte,

In kühler Nacht beym Mondenſchein:
Ich glaubt', es könne nichts von gröſſrer Weiſſe ſeyn.
Es ſchien, ob wär' ein Schnee gefallen.
Ein jeder, auch der kleinſte Aſt
Trug gleichſam eine ſchweer Laſt
Von zierlich weiſſen runden Ballen.
Es iſt kein Schwan ſo weiß, da nemlich jedes Blatt,
Indem daſelbſt des Mondes ſanftes Licht
Selbſt durch die zarten Blätter bricht,
Sogar den Schatten weiß und ſonder Schwärze hat.
Unmöglich, dacht' ich, kan auf Erdrn
Was weiſſers angetroffen werden.
Indem ich nun bald hin und her
Im Schatten dieſes Baumes gehe:
Sah' ich von ungefehr
Durch alle Blumen in die Höhe,
Und ward noch einen weiſſern Schein,
Der tauſend mal ſo weiß, der tauſend mal ſo klar,
Faſt halb darob erſtaunt, gewahr.
Der Blüthe Schnee ſchien ſchwarz zu ſeyn
Bei dieſem weiſſrn Glantz. Es fiel mir ins Geſicht
Von einem hellen Stern ein weiſſes Licht,
Das mir recht in die Seele ſtrahlte.
Wie ſehr ich mich am Irdiſchen ergetze,
Dacht' ich, hat GOtt dennoch weit gröſſre Schätze.
Die gröſte Schönheit dieſer Erden
Kann mit der Himmliſchen doch nicht verglichen werden.

4. Die Ameiſe.

In dieſer holden Frühlings-Zeit,
Da alles voller Glantz and neuer Herrlichkeit,
Trat ich, gerührt durch ſolchen Schein,
In Frommholds ſchönen Garten ein,
Woſelbſt in reinem Schmuck die ſaftgen Bäume blühten,
Woſelbſt in bunter Gluth der Floren Kinder glühten.
Ein jeder Vorwurf war erſt unvergleichlich ſchön,
Recht angenehm, recht herrlich anzuſehn.
Ein Balſamreicher Duft
Erfüllete die laue Luft.
Das Waſſer ſchien bemüht, mit tauſend bunten Bildern
Die glatte Fläche zu beſchildern:
Man ſah mit Luſt die ſchattichten Alleen
Im gelblich grünen Schmuck der jungen Blätter ſtehen.
Auf manchem Pomeranzen-Baum
Fand ich mit ungemeinem Prangen
Bey ſilberweiſſer Blüth faſt güldne Aepfel hangen,
Und kurtz, mein Auge konnte kaum
Sich ſatt an aller Schönheit ſehen.
In dieſem holden Ort' und ſchönen Luſt-Revier
Erblickt' ich einen Ameis-Hauffen.
Ich ſah Verwundrung voll diß kleine Thier,
Mit unverdroſſnem Fleiß und eifriger Begier,
Sich ſtets bewegen, eranen, tauffen.
Es eilte ſonder Ruh', and hatte keine Zeit,
Die ungemeine Pracht, die holde Zierlichkeit,
Veränderung, Farben, Glantz, Schmuck, Ordnung, Seltenheit
Des Gartens anzuſehn. Ach! rief ich überlaut.
Da ſcheinſt, wie ſehr mir aach vor der Vergleichung graut,
Uns zum beſchemenden Exempel vorgeſtellt.
Die Ameiſ' iſt der Menſch, der Garten iſt die Welt.

Johann Chriſtian Günther.

Wie der Zeitraum mit einem der größten poetiſchen Talente begann, ſo ſchloß er auch mit einem ſolchen, und beide, Flemming und Günther, bieten zudem manchen Vergleichungspunkt dar, was Letzterer im Bewußtſein ſeines Werthes ſelbſt fühlte und auch wohl beſcheiden andeutete*).

Johann Chriſtian Günther wurde den 8. April 1695 zu Striegau in Schleſien geboren, wo ſein Vater Phyſikus war. Derſelbe erzog ihn ſehr ſorgfältig, ſo daß der Knabe ſich geiſtig eben ſo raſch als erfreulich entwickelte; und die Liebe, mit der ihn ſein Vater behandelte, welcher trotz ſeiner beſchränkten Verhältniſſe es dem Sohne an nichts fehlen ließ, hatte den heilſamſten Einfluß auf deſſen Charakter. Die ſchöne Zeit der erſten Jugend blieb ihm daher auch in ſpäteren Jahren, als Unglück und eigene Schuld ihn drückten, in lebendiger Erinnerung und er gedachte ihrer öfters in ſeinen Gedichten, unter denen das unten mitgetheilte (7) durch die tiefe und wahre Empfindung mächtig ergreift. Als Günther 14 Jahre alt war, konnte der Unterricht des Vaters ihm nicht mehr genügen, doch ſah ſich dieſer aller Möglichkeit beraubt, Mittel zur weiteren Ausbildung des Knaben herbeizuſchaffen, weshalb er ihn ſogar zu überreden ſuchte, ein Handwerk zu erlernen. Doch ſollte ſein brennendes Verlangen, ſich den Wiſſenſchaften zu widmen, erfüllt werden: ein Freund ſeines Vaters, der Doctor Thiem von Schweidnitz, nahm den talentvollen Knaben zu ſich und ließ ihn die dortige Schule beſuchen, wo er ſich bald durch ſeinen Fleiß und ſein liebenswürdiges Weſen, vorzüglich aber durch ſein poetiſches Talent die ungetheilte Liebe ſeiner Lehrer und Mitſchüler, ſo wie aller derjenigen erwarb, die ihm zuerſt aus Mitleiden Unterſtützung gewährt hatten. Mit dem 20. Jahre verließ er Schweidnitz, nachdem er noch vorher ein von ihm verfaßtes Schauſpiel von ſeinen Mitſchülern hatte aufführen laſſen („Die von Theodoſio bereute Eiferſucht"), welches zwar von keinem Werth iſt, aber für die Entwickelungsgeſchichte des Dichters Intereſſe darbietet. Im J. 1715 bezog er die Univerſität Wittenberg, um ſich der Medicin zu widmen; allein die Liebe zur Poeſie zog ihn trotz aller Ermahnungen ſeines Vaters von einem ernſten Studium ab, namentlich da zugleich eine feurige Liebe zur Tochter des Doctor Jachmann, die er unter dem Namen Leonore oder Lorchen beſingt, ſein ganzes Weſen erfüllte. Die Ausſicht auf eine baldige Verbindung mit der Geliebten hätte ihn vielleicht zu gedoppelter Anſtrengung und zur Ueberwindung ſeines Widerwillens gegen die Medicin bewegen können; allein jene

*) „Es dörfte mir ein Freund noch manch Gedächtniß weihn,
Ich würd' im Tode mehr, als jetzt im Leben, ſeyn:
Der ſtille Roſen-Thal ergetzte meinen Schatten,
Und läßt ſich ihn vielleicht mit Flemmings Geiſte gatten."

wurde ihm untreu und betrübete schon am Anfang des folgenden Jahres (1716). Der Schmerz über den Verlust seiner Leonore ergriff ihn mit der unwiderstehlichsten Gewalt; selbst die Poesie verlieh ihm keinen Trost, und nun suchte er sein Unglück im Rausche der Vergnügungen zu vergessen. Er gerieth in Schulden, sein Vater entzog ihm alle Unterstützung, und nun beginnt die Zeit des Elends, die ihn endlich dem gänzlichen Untergange zuführte. Er hatte im Juni 1717 Wittenberg verlassen und sich nach Leipzig begeben, wo er sich von Neuem allen Lockungen des ungebundenen Studentenlebens hingab, und sich durch Gelegenheitsdichterei dürftiges und doch bald wieder verprastes Einkommen erwarb. Doch verließ ihn auch da sein Talent nicht; und wie er in Wittenberg den Schmerz unglücklicher Liebe in den rührendsten Weisen besungen hatte, bald mit dem Ausdrucke der wilden Verzweiflung (5), bald in dem Tone wehmüthigen Entsagens (4), so besang er nun den Lebensgenuß. Aber wie in diesen Liedern, die zum Theil noch jetzt von den Studenten gesungen werden (6), der Ausdruck der wilden Lust durch die Hinweisung auf die Flüchtigkeit des Lebens und die Vergänglichkeit alles Irdischen veredelt ist, so erhob sich sein Geist mitten im Strudel der berauschendsten Vergnügungen zu den reinsten und frömmsten Anschauungen, die er mit begeisterter Wärme aussprach (1). Durch sein Talent gewann er sich die Neigung des berühmten Burchard Mencke, der sich seiner thätig annahm; durch dessen Vermittelung übersendete Günther sein berühmt gewordenes Gedicht auf den Prinzen Eugen an den Kaiserlichen Hof, allein es trug ihm nichts als leeres Lob ein. Glücklicher waren Menckens Bemühungen, ihm am Sächsischen Hofe eine Stellung zu verschaffen (1719); allein theils durch seine Schuld, da er sich nicht in den Gränzen des am Hofe nothwendigen Anstands zu bewegen wußte, theils durch den Neid der Höflinge, welche von ihm verdrängt zu werden fürchteten und die er zudem durch satyrische Ausfälle beleidigte, wurde er nach kurzer Zeit wieder entlassen. Er nahm dieses neue Unglück mit der Kraft einer Seele auf, die sich ihres höhern Werthes bewußt ist; blieben ihm ja die höchsten der irdischen Güter, die Poesie und die Liebe (3), denn unterdessen war Leonore Wittwe geworden und es knüpft sich das alte Verhältniß von Neuem; nur sein Vater bleibt gegen alle seine Bitten unerweichlich, da er einsieht, daß die Geliebte durch ihn nicht glücklich werden könne, trennt er sich freiwillig auf immer von ihr. Nun beginnt eine Zeit unstäten Herumschweifens, das erst mit seinem frühzeitigen Tode endigte. Wo er hinkam, gewann er sich bald theilnehmende Freunde, verlor sie aber eben so schnell wieder durch seine Ausschweifungen, namentlich durch seine Trunksucht, der er sich trotz der besten Vorsätze immer wieder hingab. Einmal schien das Glück ihm wieder blühen zu wollen: er hatte sich mit der Tochter des Predigers in Bischdorf verlobt; entschlossen, seine medicinischen Studien zu beendigen, eilt er in die Heimat, um die Versöhnung des Vaters zu erflehen (8); unbarmherzig stößt ihn dieser von sich, und nun ist alle seine Kraft gebrochen. Er verzichtet auf alles Glück (2), irrt in Schlesien umher, von Gelegenheitsgedichten lebend; aber das Vaterland wird ihm verhaßt, er verläßt es mit blutendem Herzen und gelangt nach Jena, wo er sein Glück noch einmal versuchen wollte. Allein Elend und Ausschweifungen hatten seine Lebenskraft geknickt, so daß er einer Krankheit, die ihn bald darauf befiel, am 15. März 1723 erlag. Er war, als er starb, noch nicht völlig 28 Jahre alt.

Was Varnhagen von Flemming sagt, daß seine Lieder auch sein Leben seien, gilt eben so auch und vielleicht in noch höherem Grade von Günther; es ist kaum ein Gedicht von ihm zu finden, das nicht mit seinem innern oder äußern Leben in naher Beziehung stünde, und davon sind die zahlreichen Gelegenheitsgedichte nicht ausgenommen, die er um des lieben Brodes wegen verfaßte. Aber eben deshalb unterscheidet er sich auch so wesentlich und so sehr zu seinem Vortheil von seinen meisten Zeitgenossen, die gleichsam aus sich selbst herausgingen, wenn sie dichteten; eben deshalb ist auch das Schlechteste, was er geschrieben, nicht bloß interessant, sondern auch, wenigstens in einzelnen Stellen, von dem ächt poetischen Geist erfüllt, der ihn beseelte. Denn Günther war ein „Dichter im vollen Sinne des Worts", wie Göthe, der zuerst sein Talent in seiner ganzen Bedeutung erkannte, mit Ueberzeugung von ihm sagte: „Ein entschiednes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch bequem, geistreich, witzig, und dabei vielfach unterrichtet; genug, er besaß Alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durchs Gefühl zu erdöhen, und mit passenden Gesinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Ueberlieferungen zu schmücken. Das Wilde und Rohe daran gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise, und besonders seinem Charakter, oder wenn man will, seiner Charakterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben, wie sein Dichten."

Dieser vortrefflichen Charakteristik Günthers haben wir kaum Etwas beizufügen, oder vielmehr es bleibt uns nur übrig, die einzelnen Züge zu erweitern. Sein Talent war, wie schon Göthe andeutet, weit größer, als es sich in seinen Dichtungen zeigt; er bewegt sich nur in einem engen Kreise von Gefühlen und Dichtungsarten, aber wir können aus den vorhandenen Erzeugnissen die Ueberzeugung gewinnen, daß er unter günstigeren Verhältnissen Umfassenderes hätte leisten müssen. Dafür bürgt vor Allem das schon erwähnte Lobgedicht auf den Prinzen Eugen, das zugleich von der höchsten lyrischen Begeisterung und von lebendigem Humor, ja selbst von epischem Talente zeugt. Freilich macht das Ganze dennoch keinen wohlthätigen Eindruck, weil es weder Maß noch Gleichheit des Tons bewahrt; aber wenn man dem beschränkten Stoff und den beengenden Umständen Rechnung trägt, unter welchen das Gedicht verfaßt wurde, so werden die vortrefflichen Stellen unsere Bewunderung in noch höherm Grade in Anspruch nehmen, und wir werden zu ahnen vermögen, was er bei einem belohnenderen Stoffe und unter andren Verhältnissen zu leisten fähig gewesen wäre. Neben Flemmings „Lob eines Soldaten zu Rosse" (S. 257) wüßten wir kaum ein andres Gedicht aus der ganzen Zeit zu nennen, in welchem die Wirklichkeit mit so großer poetischer Wahrheit dargestellt wäre, als in diesem Gedichte Gün-

thers*). Die eben berührte Ungleichheit ist überhaupt ein durchgreifendes Merkmal, wie seines Lebens, so auch seiner Gedichte, in denen wir neben dem Vortrefflichsten wieder ganz Unzureichendes, selbst Rohes und Gemeines erblicken. Am höchsten steht er in seinen Liebesgedichten, in welchen sich die Tiefe und Wärme des Gefühls in einer lebensvollen, ächt poetischen Darstellung und dabei in einer Mannigfaltigkeit der Anschauung ausspricht, die um so mehr Bewunderung erregt, wenn wir die stereotype Haltung der Liedesgedichte selbst seiner begabtesten Zeitgenossen damit vergleichen. Man sieht bald, es war ihm die Poesie nicht bloß angenehme Beschäftigung, wie jenen Dichtern, sondern sie war Leben von seinem Leben, sie war der Erguß seines innersten Wesens, so daß ihm nur, wie dem gleich begabten Bürger, größere Festigkeit und Kraft fehlte, um, wenn auch nicht das Höchste, doch so Bedeutendes zu erreichen, daß die deutsche Kunst durch ihn einen belebenden Aufschwung hätte nehmen können. So aber blieb sein großes Talent beinahe ohne alle Wirkung; in einer Zeit, die vorzüglich äußere Glätte und Ruhe neben dem moralischen Nutzen zur Hauptbedingung der Dichtkunst machte, wurde die ächt poetische Seite des Dichters über dem Rohen und Gemeinen, das seine Poesien darboten, leicht vergessen, und als man später wieder auf ihn aufmerksam wurde, hatte sich die deutsche Kunst schon so mächtig entwickelt, daß Günthers Dichtungen nicht mehr bestimmend eingreifen konnten. Dagegen muß Günther lange Zeit ein Lieblingsdichter des größeren Pndikums geblieben sein, denn nur so läßt sich erklären, wie seine Gedichte in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit so viele Auflagen erleben konnten, deren man von 1723 bis 1766 wohl über zwölf zählen kann.

1. Abend-Lied.

1. ABermahl ein theil vom Jahre,
Abermahl ein Tag vollbracht!
Abermahl rin Bret zur Bahre,
Und ein Schritt zur Grufft gemacht
Also nähert sich die Zeit
Nach und nach der Ewigkeit.
Also müssen wir auf Erden
Zu dem Tode reiffer werden.

2. HErr und Schöpffer aller Dinge,
Der du mir den Tag verliehn,
Höre, was ich thränend singe,
Laß mich würdig nieder knien,
Nimm das Abend-Opffer hin,
Das ich heute schuldig bin.
Denn es sind nicht schlechte Sünden,
Welche mich dazu verbinden.

3 Treuer Vater! Deine Güte
Heisset überschwenglich groß.
Drum erquicke mein Gemüthe,
Sprich mich ledig, frey und loß!
Gieb der Buße stets Gehör,
Denn dein Knecht verspricht nunmehr,
Dein Gesetz und deinen Willen
Nach Vermögen zu erfüllen.

4. Das Verdienst der vielen Wunden,
Dir mein Heyland scharff gefühlt,
Hat in seinen Todes-Stunden
Deine Zorn-wuth abgekühlt.
Schweig, wenn dieses Lose-Geld
Meiner Schuld die Waage hält,
Und beschicke mich im Schlaffe
Durch kein Aufboth deiner Straffe.

5. Laß mich an der Brust erwarmen,
Die am Kreuze nackend hieng!
Wiege mich in dessen Armen,
Der den Schacher noch umfieng!
Stelle mir der Engel Chor
Als die beste Schild-Wacht vor,
Satan möchte sonst ein Schrecken
In der Finsterniß erwecken.

6. Schütze den, der meiner Liebe
An das Hertz gebunden ist,
Daß kein Fall sein Ohr betrübe,
Das vielleicht den Seiger mißt.
Stärck ihm den betrübten Geist,
Wenn er bittre Salsen speißt,
Und laß noch in diesem Leben
Uns einander wieder gebrn!

7. Trag das Alter meiner Eltern
Auf den Flügeln deiner Huth,
Tritt vor sie die Schwachheits-Keltern!
Mehre derer Haab und Guth,
Die mir jemals Gutes gethan!
Nimm dich meiner Freundschafft an,
Und verzeih den Laster-Jungen,
Über die ich offt gesprungen.

8. Seegne die gerechten Waffen
Deiner werthen Christenheit,
Uns den Frieden her zu schaffen,
Den der Feind zu stehlen dräut!
Halt den Schatten rechter Hand
Über unser Vaterland,
Daß die drey berühmten Plagen
Wieder Vieh noch Völcker schlagen.

9 Gute Nacht, ihr eitlen Sorgen,
Ich begehre meine Ruh.
JEsus schlieffet bis auf Morgen
Auge, Thür und Kammer zu.
Sanfftes Lager, sey gegrüßt,
Weil du dessen Vorbild bist,
Das ich dermahleinst im Grabe
Sicher zu gewarten habe.

2. Die seufftzende Gedult.

1. MOrgen wird es besser werden'
Also seufftzt mein schwacher Geist,
Den die Menge der Beschwerden
Über allen Abgrund reist.

2. Aber ach! wenn bricht der Morgen
Und das Licht der Hoffnung an,
Da ich die so langen Sorgen
Nach und nach vergessen kan?

3. Sclaven auff den Ruder-Bancken
Wechseln doch mit Ruh und Ruh,
Daß mein unaufhörlich Kräncken
Läßt mir keinen Schlummer zu.

*) 1. Eugen ist fort. Ihr Musen nach!
Er stieht, beschleußt und sieht schon wieder,
Und wo Er jählich Palmen brach,
Erweitert Er so Gräng' als Glieder.
Sein Schwerdt, das Schlag und Sieg vermählt,
Und wenn es irrt, aus Großmuth fehlt,
Gebuhrt dem Feind ein neues Schrecken,
Und stärckt der Völcker Hertz und Macht,
Die unter Adlern, Blitz und Macht
Die Flügel nach dem Monden strecken.
3. Es schnaubt des Ueberwinders Roß,
Es schäumt und riecht den Streit von fernen,
Das Glücke mengt sich in den Troß,
Um von Eugen Bestand zu lernen.
Die Lufft ertönt, das Ufer bebt,
Der Reuter brennt, das Fußvolck strebt,
Den wilden Hauffen anzurennen
Und wer nicht schärffer sinnt, als siebt,
Der dörffte, wenn die Mannschaft zieht,
Ihr Heer ein fliegend Hertze nennen.

Und in andrer Weise und anderm Ton die Schilderung des allgemeinen Jubels über den wiedergeschenkten Frieden, die Freude des heimkehrenden Kriegers, die Geliebte seines Herzens wiederzufinden; alles dies ist trefflich, nicht weniger die Erzählung des Soldaten am Wirthstische, die von der lebendigsten Wahrheit ist.

21. Dort spitzt ein voller Tisch das Ohr,
Und horcht, wie Nachbars Hans erzehle.
Hanß ißt und schneidet doppelt vor,
Und schmiert sich dann und wann die Kehle.
Da spricht er, „Schwäger, sieht nur her,
Als wenn nun diß die Donau wär
(Hier macht er einen Strich von Biere),
Da streifften wier, da stand der Feind,
Da gieng es schärffer, als man meynt!
Gott straff! Ihr glaubt mir ohne Schwüre."

4. Niemand klagt mein schweres Leiden,
Diß vergröſſert Laſt und Pein.
Himmel, laß mich doch verſcheiden,
Oder gieb mir Sonnenſchein!

5. Will ich mich doch gerne faſſen,
Wenn auch nur der Troſt erquickt,
Daß dein ewiges Verlaſſen
Mich nicht in die Grube ſchickt.

3. Ode. (Dresden den 10. Aug. 1719.)

1. Ellch, Muſen, danckt mein treu Gemüthe,
Weſern ich etwas gelt und bin;
Der Lorbeer eurer reichen Güte
Grünt jetzt ſchon auf die Nach-Welt hin.
Ihr habt mich von Geburt umfangen,
Gefängt, geführt, geſchützt, ernährt,
Und wenn mir Freud und Troſt entgangen,
Dem Hertzen allen Gram verwehrt.

2. Nun mögen andre meines gleichen
Aus Ehrgeiz mit nach Ungarn gehn,
Und bey des Adlers Sieges-Zeichen
Geſchlecht und Stand und Glück erhöhn.
Ich ſchmeichle keiner groſſen Joſe,
Ich bete keinen Götzen an,
Der irgend Leute von dem Hofe,
Nach Willkuhr ziehn und werffen kan.

3. Ein Lager an den grünen Flüſſen
Ergetzt mich in gelehrter Ruh,
Hier kan ich alle Noth verſüſſen,
Hier richtet niemand, was ich thu.
Hier ſpiel ich zwiſchen Lufft und Bäumen,
So offt die Sonne kommt und weicht,
Und ehre die in meinen Reimen,
Der nichts an Treu und Schönheit gleicht.

4. Sprecht mehr, ihr Hochmuths-vollen Spötter,
Ich hielte nichts von Lob und Ruhm,
Mein Name dringt durch Sturm und Wetter
Der Ewigkeit ins Heiligthum.
Ihr mögt mich rühmen oder tadeln,
Es gilt mir beydes einerley:
Wen wahre Lieb und Weißheit adeln,
Der iſt allein von Sterben frey.

4. An Leonoren.

1. GEdenck an mich und meine Liebe,
Du mit Gewalt entriſſnes Kind,
Und glaube, daß die reinen Triebe
Dir jetzt und allzeit dienſtbar ſind,
Und daß ich ewig auf der Erde
Sonſt nichts, als dich, verehren werde.

2. Gedenck an mich in allem Leiden,
Und tröſte dich mit meiner Treu!
Die Lufft mag jetzt empfindlich ſchneiden,
Die Wetter gehn doch all vorbey,
Und nach dem ungeheuern Knallen
Wird auch ein fruchtbar Regen fallen.

3. Gedenck an mich in deinem Glücke;
Und wenn es dir nach Wunſche geht,
So ſetze nie den Freund zurucke,
Der bloß um dich in Sorgen ſteht!
Auch mir kan in dem beſten Leben
Nichts mehr, als du, Entzuckung geben.

4. Gedenck an mich in deinem Sterben!
Der Himmel halte diß noch an,
Doch ſollen wir uns nicht erwerben,
Und zürnt der Sterne böſer Lauf,
So ſoll mir auch das Sterbe-Kiſſen
Die Hinfahrt durch dein Bild verſüſſen.

5. Gedenck an mich und meine Thränen,
Die dir ſo offt das Hertz gerührt,
Und die dich durch mein kräfftig Sehnen
Zum erſten auf die Bahn geführt,
Wo Kuß und Liebe treuer Hertzen
Des Lebens Ungemach verſchmertzen.

6. Gedenck auch endlich an die Stunde,
Die mir das Hertz vor Wehmuth brach,
Als ich, wie du, mit ſchwachem Munde
Die letzten Abſchieds-Worte ſprach.
Gedenk an mich und meine Plagen:
Mehr will und kan ich jetzt nicht ſagen!

5. Als ihm ſeine Liebſte ein andrer entführte.

1. WIll ich dich doch gerne meiden,
Gieb mir nur noch einen Kuß,
Eh ich ſonſt das Letzte leiden
Und den Ring zerbrechen muß.
Fühle doch die ſtarcken Triebe,
Und des Hertzens bange Qual!
Alln bitter ſchmeckt der Liebe
So ein ſchönes Hencker-Mahl.

2. Laß dich etwas beſſers küſſen!
Alles gönn und wunſch ich dir,
Aber frag auch dein Gewiſſen!
Dieſer Zeuge bleibet mir.
Lerne doch nur weiter dencken,
Dörfft es dich auch einmal reun?
Dörfft auch mein verſtoßnes Kräncken
Deines Ehſtands Hölle ſeyn?

3. Sieh, die Tropffen an den Bircken
Thun dir ſelbſt ihr Mitleid kund:
Weil verliebte Thränen wircken,
Weinen ſie nm unſern Bund.
Dieſe Zähren-volle Rinden
Rigt die Unſchuld und mein Flehn,
Denn ſie haben dem Verbinden
Und der Trennung zugeſehn.

4. Dieſes rührt die todten Bäume:
Dich, mein Kind, ach! rührt es nicht'
Aber daß ich mich noch ſäume,
Du dein Scheiden gar nichts ſpricht;
Gönnt mir doch, ihr holden Lippen,
Eine kurtze gute Nacht,
Eh der Raum an ſolchen Klippen
Mein Gemüthe ſcheiternd macht.

5. Gute Nacht, ihr liebſten Armen!
Meiner Glieder Mattigkeit
Wird nicht mehr in euch erwarmen:
Ach! wie quält die nlte Zeit!
Gute Nacht, ihr ſchönſte Brüſte!
Macht nun under Hande voll.
Jetzo geh ich in die Wüſte,
Wo mein Elend ſchlaffen ſoll.

6. In den Wäldern will ich irren,
Vor den Menſchen will ich fliehn,
Mit verwayſten Tauben girren,
Mit verſcheuchtem Wilde ziehn,
Bis der Gram mein Leben raube,
Bis die Kräffte ſich verſchrehn:
Und du ſoll ein Grab von Laube
Wilder als dein Hertze ſeyn!

7. Kan ich dich an Treu beſchämen,
Will ich noch dein Gonterley
In dem Tod ins Hertze nehmen,
Daß er recht beweglich ſey.
Sieht es niemand von den Leuten,
Sieht es doch der Himmel an,
Der dich bey gelegnen Zeiten
Wohl damit noch ſtraffen kan.

8. Wirſt du einmal durch die Sträuche
Halb verirrt ſpatzieren gehn,
Sy ſo bleib bey meiner Leiche
Nur mit andern Augen ſtehn!
Zeige ſie dem neuen Schatze,
Der dir das Geleite giebt,
Und vermeld' ihm auf dem Platze:
„Dieſer hat mich auch geliebt!"

9. Ach! wo bleibt ihr, theuren Schwüre?
Ach! wo iſt ein treuer Sinn,
Den ich ſchmertzlicher verliehre,
Als ich ſelbſt gebohren bin?
Nimm das letzte Sehnſuchts-Zeichen,
Nun, mein Kind, beſinne dich!
Dieſes kan dich nicht erweichen:
Nimm es, und gedenck an mich!

6. Studenten-Lied.

1. BRüder, laßt uns luſtig ſeyn,
Weil der Frühling währet,
Und der Jugend Sonnen-Schein
Unſer Laub verklähret!
Grab und Bahre warten nicht:
Wer die Roſen jetzo bricht,
Dem iſt der Cranz beſcheert.

2. Unſers Lebens ſchnelle Flucht
Leidet keinen Zugel,
Und des Schickſals Eyferſucht
Macht ihr ſtetig Flügel.

Zeit und Jahre fliehn davon,
Und vielleichte ſchnitzt man ſchon
An unſers Grabes Riegel.

3. Wu ſind dieſe, ſagt es nur,
Die vor wenig Jahren
Eben alſu, gleich wie wir,
Jung und frölich waren?
Ihre Leiber deckt der Sand:
Sie ſtad in ein ander Laad
Aus dieſer Welt gefahren.

4. Wre nach unſern Vätern forſcht,
Mag den Kirch-Hof fragen:
Ihr Gebein, ſo längſt vermorſcht,
Wird ihm Antwurt ſagen,
Kan aus doch der Himmel bald,
Eh die Murgen-Glocke ſchallt,
In unſre Gräber tragen.

5. Unterdeſſen ſeyd vergnügt,
Laſt den Himmel walten!
Triackt, bis each das Bier beſiegt,
Nach Manier der Alten.
Fore! mir wäſſert ſchon das Maul!
Uab ihr andern ſeyd nicht faul,
Die Mode zu erhalten.

6. Dieſes Gläßgen bring ich dir,
Daß die Liebſte lebe,
Und der Nachwelt bald von dir
Einen Adriß gebe!
Setzt ihr andern gleichfalls an,
Und wenn dieſes iſt gethan,
So lebt der edle Rebe!

7. Als er ſich ſeiner ehemaligen Jugendjahre mit Schmerzen erinneete.

1. Wo iſt die Zeit, die goldne Zeit,
Wu ſind die ſuſſen Stunden,
Worinn ich von der Eitelkeit
Noch wenig Gram empfunden?
Ich war ein Kind, ich trieb mein Spiel,
Das ſelbſt dre Unſchuld wuhl gefiel,
Und durft an keinem Moegen
Vor Kleid und Nahrung ſurgen.

2. Die Einfalt gab mir Fried und Ruh,
Der Unverſtand viel Glücke;
Es ſetzte mir kein Zweifel zu,
Viel minder Neid und Tücke;
Kein Ehrgeiz plagte Geiſt und Sinn,
Ich lebt in aller Hoffnung hin
Und fühlte kein Entzünden,
Noch unbekannte Sünden.

3. Ich ſchwör es, die Zufriedenheit
Der armen Chriſttagsbürde
War dort von gröſrer Zärtlichkeit,
Als wenn ich Dombeer würde:
Der Eindruck von deeſelben Luſt
Erwacht mir noch in Mark und Bruſt,
So oft ich nur die Lehre
Des Weyhnachttertes höre.

4. Von Fabeln bey der Rockenzunft
Empfaad ich mehr Vergnügen,
Als jetzt von Schluſſen der Vernunft,
In welchen Knoten liegen;
Ja wenn mir auf der Ofenbank
Ein Lied vum deutſchen Kriege klang,
Su ſchien die alte Grete
Mein künſtlichſter Poete.

5. Ein Garten, den des Vaters Schweiß
Stets vor der Thauzeit netzte,
Verſüßte mir den Bücherfleiß,
Womit er mich ergötzte.
Oft war ein Neſt vull Vugel da,
Da klang ein froher εὕρηκα,
Als deſſen kaum gelungen,
Der aus dem Bad entſprungen.

6. Die Nachbarskinder lieſſen mir
Die Ehre, ſie zu lenken;
Da ſpielt- und lacht- and ſprungtn wir
Auf Raſen, Berg- und Bänken.
Was dieſer hört and jener ſah,
Das in der großen Welt geſchah,
Das ſacht auch ich mit vielen
Im kleinen nachzuſpielen.

7. Der Schweden Beyſpiel weckt einmal
In uns viel Andachtsflammen,
Wir knieten in gehäufter Zahl
Auch öffentlich zuſammen;
Der Eifer war mehr Ernſt, als Schein,
Und unſee täglich Himmelſchreyn
Hat etwan auch viel Plagen
Des Vaterlands verſchlagen.

8. Wie ernſtlich war ich dort ein Chriſt'
Wie beannt oft mein Verlangen,
Dich, der du unſer Heiland biſt,
Perſönlich zu umfangen!
Wie freudig dacht ich an den Tod!
Ach Gott, gedeack einmal dee Noth
Vur die ich als ein Knabe
Voraus gebethet habe!

9. Mit was vor Liebe, Troſt und Treu
Kunnt eins das aadre klagen,
Wena etwann blinde Tyranney
Das Stiefkind hart geſchlagen!
Wir ſtritten leicht; doch aller Streit
Wae ſtündliche Verſöhnlichkeit,
Und vun der Eltern Gaben
Maßt jeder etwas haben.

10. Jetzt lern ich leider allzufrüh
Des Lebens Elend kennen:
Es iſt doch nichts, als Wind and Müh,
Wornach wir ſehnlich rennea.
Es gaukeln Reichthum, Stand und Kunſt,
Die Wolluſt macht nur blauen Dunſt,
Und was wir ſo begehren,
Muß allzeit Neu gebähren.

11. Mein eignes Kreuz iſt überhaapt
Ein Bündniß aller Schmerzen,
Und geht mir, weil es niemand glaubt,
Empfindlich tief zu Herzen.
Ach! Himmel, mindre meine Qual!
Wo nicht, ſu laß mich doch einmal
Nur eine Gunſt erwerben,
Und mehre ſie zum Sterben!

8. Nach der Beichte an ſeinen Vater.

1. Mit dem im Himmel wär es gut;
Ach, wer verſöhnt mir den auf Erden?
Wofern es nicht die Liebe thut,
Wird alles blind nad fruchtlos werden.
Wee glaabt wohl, hartes Vaterherz,
Daß ſu viel Unglück, Flehn und Schmerz
Der Eltern Blut nicht rühren ſollen?
Ich dächt, ich hätt in kurzer Zeit
Die allerhärteſte Grauſamkeit
Bloß durch mein Elend beugen wollen!

2. Ich bin und bin aach nicht verwahrt:
Dieß Räzel koſtet mich viel Thränen.
Ach Vater, biſt du, was du heißt,
So höre mein gerechtes Sehnen.
Ich küſſe dich mit Mund and Hand.
Du kanaſt ja wohl dieß Ehrenpfand
Nicht ganz and gar zurücke ſchlagen,
Verſchmähſt du auch dieß Löſegeld,
Za welchem ſoll ich auf der Welt
Mehr Neigung, Herz und Zuflucht tragen?

3. Ich bitte, prüfe Straf und Schuld!
Dein Eifer ſtreckt ſich in die Läage;
Er ſtiehlt mir aller Gönner Huld,
Er mehrt der Feinde Spott and Menge,
Mein künftig Wohlſeyn geht ia Gennd.
Verleumdet uns der Eltern Mund,
Was wollen Fremde thun und glaaben?
Behält dein Herz noch eine Spur
Der ehmals gütigen Natur,
So mußt du mir die Frag erlaaben:

4. Wee ſündigt mit Entſchaldigaag,
Dee alle Rechte Statt vergönnen?
Die Strafe dieat zur Beſſerung:
Ja, wenn wir ſie gebrauchen können.
Allein wer gar za Boden liegt,
Und nirgends Rath aach Hülfe kriegt,
Der iſt den Kranken beyzuzählen,
Die, wean der Brand das Haapt gewinnt,
Oha eigne Schuld vernunftlos ſind
Und Gift vur Mithridat erwählen.

5. Was bringen dich vor Laſter aaf,
Und was vor Bosheit reizt die Rache?

Was iſt, wodurch mein Lebenslauf
Der Eltern Zucht zu Schanden mache?
Ich falle: ja, wie jeder fällt,
Dem Fleiſch und Jugend Netze ſtellt;
Und hätt ich etwas Grobs begangen,
So würde nach bewieſner That
Ein Strafbrief und geheimer Rath
Vielmehr als Fluch und Schimpf verfangen.

6. Was zwiſchen uns vor Streit geſchehn,
Was darf denn dies die Mißgunſt hören?
Sie wird ſich deſto ſtolzer blehn
Auch dir gereicht es nicht zu Ehren;
Sie misbraucht deinen frommen Sinn,
Und ſchwarzt mich anders, als ich bin.
Ach, ſchone doch dein eignes Herze!
Der Himmel weis, ich klage dich,
Du weinſt und trauerſt über mich,
Und machſt dir Lüg' und Liſt zum Schmerze.

7. Sieh endlich, wenn du zu ſo willſt,
So will ich mich verlehren nennen,
Und, weil du mich zu Lügen büllſt,
Auch mehrers, als ich weis, bekennen.
Hält Demuth oft die Tyranney
Und macht die Buſſe Sclaven frey,
So muß auch dir das Herze brechen
Ich falle dir in Zoen und Arm·
Ach, Vater! Vater, ach erbarm,
Und laß die Thränen weiter ſprechen!

8. Du haſt mit groſſer Lieb und Müh
Gezeugt, ernährt, gelehrt, gezogen;
Und daß ich ſchon an Künſten blüh,
Das zeigt, dein Fleiß ſey nicht betrogen.
Verwirfſt du jetzo deinen Sohn,
So kommſt du endlich um den Lohn:
Wer wird drin Troſt im Alter bleiben?
Wer wird dein Frommſeyn und dein Leid,
Dein Wohlthun, deine Redlichkeit
Der Nachwelt zum Exempel ſchreiben?

9. Ach! mach uns nicht das Ende ſchwer!
Ich will mit Luſt noch größre Plagen,
Und wenn es ſelbſt dein Sterben wär,
Als ſolchen Haß noch länger tragen:
Der Nothzwang lehrt uns freylich viel.
Verſöhnt dich weder Mund noch Kiel,
So iſt doch nichts umſonſt geſchrieben:
Die Welt erfährt den treuen Sinn,
Womit ich dir ergeben bin,
Du magſt mich haſſen oder lieben.

Gerhard Terſteegen.

Gerhard Terſteegen, geb. am 25. Nov. 1697 zu Mörs in Weſtphalen, wurde ſchon in ſeinem 16. Jahre, als er bei einem mütterlichen Oheim zu Mühlheim die Kaufmannſchaft erlernte, für ein myſtiſch beſchauliches Leben gewonnen, weshalb er auch ſpäter den Handelsſtand aufgab und ein Bandweber wurde, ein Geſchäft, das ihm zwar geringen Erwerb verſchaffte, aber ihm Muße zu religiöſen Betrachtungen gewährte. Dabei lebte er ſo einfach (er genoß nur Mehl, Waſſer und Milch), daß er bei ſeinem ſpärlichen Einkommen doch den Armen viel Gutes thun konnte. In ſeinem 30. Jahre begann er in Verſammlungen von Gläubigen zu reden, und er fand ſo großen Beifall, daß er ſich gezwungen ſah, ſein Handwerk niederzulegen, um den Anforderungen zu genügen, die deshalb an ihn geſtellt wurden. Wer ſich an ihn wendete, fand Troſt und Beruhigung, zumal er mit Hülfe ſeiner Freunde den Armen ſtets bereitwillig Unterſtützung gab und Arzneien für die Kranken unentgeldlich vertheilte. Obgleich in den letzten dreißig Jahren ſeines Lebens fortwährend kränklich, wirkte er bis zu ſeinem Tode in dem Geiſte der Liebe und Milde, die ſein Weſen bezeichnete; er ſtarb 72 J. alt am 5. April 1769.

Seine Lieder („Geiſtliches Blumengärtlein" 1731; 7. Aufl. 1768) ſind meiſtens in ſeinen frühern Jahren entſtanden; ſie ſind der einfache und innige Ausdruck ſeiner myſtiſchen Anſchauungsweiſe, deren Grundgedanke der war, daß Gott in uns gegenwärtig ſei, weshalb wir nur reinen Willen nöthig hätten, um zur innigſten Gemeinſchaft mit ihm zu gelangen, wie er denn von der lebendigſten Ueberzeugung durchdrungen war, daß Gott auf eine beſondere Weiſe in ihm gegenwärtig ſei.

Erinnerung der herrlichen und lieblichen Gegenwart Gottes.

1. GOtt iſt gegenwärtig — Laſſet uns anbeten
Und in Ehrfurcht vor ihn treten.
GOtt iſt in der Mitte! — Alles in uns ſchweige,
Und ſich innigſt vor ihm beuge.
Wer ihn kennt, Wer ihn nennt,
Schlag die Augen nieder;
Kommt erhebt euch wieder.

2. GOtt iſt gegenwärtig, dem die Cherubinen
Tag und Nacht gebücket dienen.
Heilig! heilig! ſingen alle Engelchören,
Wann ſie dieſes Weſen ehren·
Herr, vernimm Unſre Stimm,
Du auch wir Geringen
Unſre Opfer bringen.

3. Wir entſagen willig allen Eitelkeiten,
Aller Erden-Luſt und Freuden;
Da ligt unſer Wille, Seele, Leib und Leben,
Dir zum Eigenthum ergeben:
Du allein Sollſt es ſeyn,
Unſer GOtt und HErre;
Dir gebühret die Ehre.

4. Majeſtätiſch Weſen, möcht ich recht dich preiſen,
Und im Geiſt dir Dienſt erweiſen!
Möcht ich, wie die Engel, immer vor dir ſtehen,
Und dich gegenwärtig ſehen!
Laß mich dir Für und für
Trachten zu gefallen,
Liebſter GOTT, in allen.

5. Luft, die alles füllet, drin wir immer ſchweben,
Aller Dinge Grund und Leben,
Meer, ohn Grund und Ende, Wunder aller Wunder,
Ich ſenk mich in dich hinunter:
Ich in dir, Du in mir;
Laß mich ganz verſchwinden,
Dich nur ſehn und finden.

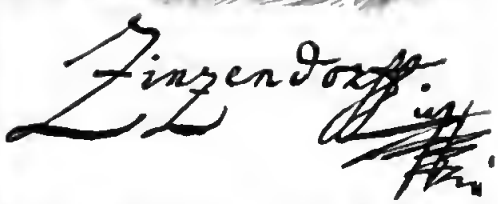
6. Du durchdringeſt alles: laß dein ſchönſtes Lichte,
HErr, berühren mein Geſichte:
Wie die zarten Blumen willig ſich entfalten,
Und der Sonne ſtille halten,
Laß mich ſo, Still und froh,
Deine Strahlen faſſen,
Und dich wirken laſſen.

7. Mache mich einfältig, innig, abgeſchieden,
Sanfte, und im ſtillen Frieden;
Mach mich reines Herzens, daß ich deine Klarheit
Schauen mag im Geiſt und Wahrheit:
Laß mein Herz Ueberwärts,
Wie ein Adler, ſchweben
Und in dir nur leben.

8. HErr, komm in mich wohnen: laß mein' Geiſt auf Erden
Dir ein Heiligthum noch werden:
Komm, du nahes Weſen, dich in mir verklare,
Daß ich dich ſtets lieb und ehre;
Wo ich geh, Sitz und ſteh,
Laß mich dich erblicken,
Und vor dir mich bücken.

Nikolaus Ludwig Graf v. Zinzendorf.

Der berühmte Stifter der Herrnhuter Gemeinde, Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf, geb. zu Dresden am 26. Mai 1700, wurde nach dem frühen Tode ſeines Vaters von ſeiner Großmutter, der uns auch als Dichterin geiſtlicher Lieder bekannten Freifrau von Gersdorf (S. 240) erzogen, die ſeinen Geiſt und Herz vorzüglich auf religiöſe Gegenſtände richtete, und ihm ihre innige Glaubens-



wärme mittheilte. Sein gläubiges Gemüth fand die liebreichſte Entwickelung, als er ſpäter in ſeinem 11. Jahre in das von A. H. Francke geleitete Pädagogium kam, in welchem er fünf Jahre verblieb, worauf ihn ſein den Halleſchen Pietiſten abgeneigter Vormund nach Wittenberg ſchickte, um die Rechtswiſſenſchaft zu ſtudiren, die er zwar mit Eifer betrieb, aber alle ſeine Muße auf theologiſche Studien verwendete. Von 1719 an machte er Reiſen durch Holland, Frankreich und die Schweiz; nach ſeiner Rückkehr trat er in Staatsdienſte, die ihn jedoch von dem Zwecke ſeines Lebens nicht abzogen. Im J. 1721 gab er einer Anzahl mähriſchen Chriſten, welche um des Glaubens willen ihr Vaterland verlaſſen hatten, die Erlaubniß, ſich auf ſeinem Gute Berthelsdorf in der Oberlauſitz anzuſiedeln, welche Niederlaſſung den Namen Herrnhut erhielt. Als dieſe immer größer wurde, denn es hatten ſich auch viele Lutheraner und Reformirte dort eingefunden, welche ſich nach einer lebendigeren Gemeinſchaft in der Kirche ſehnten, legte er ſein Amt nieder, zog ſelbſt hin und bewog die Bewohner, ſich zu einem abgeſchloſſenen kirchlichen Verein zu verbinden, welcher bei der feierlichen Gründung den Namen Herrnhut'ſche Brüdergemeinde annahm. Im J. 1734 trat er förmlich in den geiſtlichen Stand ein; doch erregte die Gemeinde Miſstrauen und er wurde aus Herrnhut und ganz Sachſen verbannt. Dieſe Zeit benutzte er zu Miſſionsreiſen, zuerſt in Liefland und Preußen, dann in Nordamerika, wohin er ſich zweimal begab. Nach ſeiner Rückkehr erhielt er die Erlaubniß, ſich wieder in Herrnhut aufzuhalten, das er ſeitdem auch nur auf kurze Zeit verließ, um andere Brüdergemeinden, die unterdeſſen gegründet worden waren, zu beſuchen. Er ſtarb den 9. Mai 1760.

Zinzendorf hat gegen 2000 Lieder gedichtet, von denen die wenigſten während ſeines Lebens gedruckt wurden. Bei weitem die meiſten ſind zum Gebrauche der Brüdergemeinde abgefaßt, und tragen ganz das Gepräge des in derſelben herrſchenden Geiſtes, ja ſie zeigen ſogar die Wandelungen, welche die Gemeinde noch zur Lebenszeit ihres Stifters durchmachte, denn wenn er auch das „neue Kirchlein in der großen Kirche" gründete und es zunächſt von ihm ſeine Richtung empfing, ſo machten ſich auch mit der Zeit andere geltend, denen er ſelbſt huldigte. So finden ſich viele Lieder, die in jenem kindiſch tändelnden und übertreibenden Tone abgefaßt ſind, der eine Zeit lang Mode war, und an deſſen Einführung er übrigens ſelbſt nicht geringe Schuld trug. Aber ſelbſt ſeine in erſterem Geiſte abgefaßten Lieder haben immer noch etwas Weichliches, Auflöſendes, was ſie den kernhafteren Geſängen der Myſtiker unterordnet, zudem ſie formell ſelten genügen.

1. (Begräbnißlied.)

1. Die Chriſten gehn von Ort zu Ort,
Gerade durch den Jammer,
Und kommen in den Friedens-Port,
Und ruhn in ihrer Kammer.
GOTT hält der Seelen Lauf
Durch Sein Umarmen auf;
Das Waizen-Korn wird in ſein Beet
Auf Hoffnung reicher Frucht geſät.

2. Wie ſeyd ihr doch ſo wohl gereiſt,
Gelobt ſeyn eure Schritte,
Du altbereit befreyter Geiſt,
Du noch verſchloßne Hütte!
Den rührt der Bräutigam
Mit ſanfter Liebes-Flamm,
Die deckt in ungeſtörter Ruh
Der Liebe ſtiller Schatten zu.

3. Wir freun uns in Gelaſſenheit
Der groſſen Offenbarung,
Indeſſen bleibt dein Pilgerkleid
In heiliger Verwahrung.
Wie iſt dein Glück ſo groß!
Sey froh im Gnaden-Schooß!
Die Liebe führ uns gleiche Bahn
So tief hinab, ſo hoch hinan!

2. Henochs Leben.

1. Vor Seinen Augen ſchweben,
Iſt wahre Seligkeit,
Ein unverruktes Leben
In Eingejunkenheit:
Nichts können und nicht wiſſen,
Nichts wollen und nichts thun,
Als JEſu folgen müſſen,
Das heißt im Friede ruhn.

2. Man ſteht von ſeinem Schlafe
In Chriſti Freundſchaft auf,
Man fürchtet keine Strafe
Im ganzen Lebens-Lauf:
Man ißt und trinkt in Liebe,
Man hungerte wohl auch;
Man hält im Gnaden-Triebe
Beſtändig einen Brauch.

3. Wenn man den Tag vollendet,
So legt man ſich zur Ruh;
Von Chriſto unverwendet
Thut man die Sinne zu,
Und weiß auch denen Träumen,
Wenns ja getraumt ſoll ſeyn,
Nichts anders einzuräumen,
Als Chriſti Wiederſchein.

4. Man geht in einer Fassung
Dahin bey Tag und Nacht,
Und ist auf die Verlassung
Der ganzen Welt bedacht:
Man hört, und sieht, und fühlet,
Hört, sieht und fühlt doch nicht,
Und wenn uns Schmerz durchwühlet,
Weiß man nicht, was geschicht.

5. Gewiß, wer erst die Sünde
In Christi Blut ertränkt,
Und hurtig und geschwinde
Auf JEsum zugelenkt,
Der kan sehr heilig handeln,
Und kan bald anders nicht.
HErr JEsu, lehr uns wandeln
In deiner Augen Licht!

3. (Das Reich Gottes.)

1. Herz und Herz vereint zusammen,
Ruht in GOttes Herzen Ruh:
Lasset eure Liebes-Flammen
Lodern auf den Heiland zu!
Er ist's Haupt, wir seine Glieder,
Er das Licht, und wir der Schein,
Er der Meister, wir die Brüder,
Er ist unser, wir sind sein.

2. Kommt, ach kommt, ihr Gnaden-Kinder
Und erneuert euren Bund!
Schwöret unserm Ueberwinder
Lieb' und Treu aus Herzens-Grund,
Und wenn eurer Liebes-Kette
Festigkeit und Stärke fehlt,
O so flehet um die Wette,
Bis sie Jesus wieder stählt.

3. Tragt es unter euch, ihr Glieder,
Auf so treues Lieben an,
Daß ein Jeder für die Brüder
Auch das Leben lassen kan.
So hat uns der Freund geliebet,
So zerfloß er dort in Blut;
Denkt doch, wie es ihn betrübet,
Wenn ihr Euch selbst Eintrag thut.

4. Einer reize doch den andern,
Unserm Blut-befreund'tem Lamm
Vor das Lager nachzuwandern,
Das für uns zur Schlachtbank kam.
Einer soll den andern wecken,
Alle Kräfte Tag für Tag
Nach Vermögen dran zu strecken,
Daß man ihm gefallen mag.

5. Nichts nur, als des Bräut'gams Stimme,
Sei die Regel unsrer That,
Weil Er nicht im Löwen-Grimme
Uns in Stand getreten hat,
Sondern mit gehäuften Strömen
Seines Bluts den Zorn ertränkt:
Ey! so muß sich jedes schämen,
Das sich Ihm nicht willig schenkt.

6. Hallelujа! welche Höhen,
Welche Tiefen reicher Gnad,
Daß wir Dem ins Herze sehen,
Der uns so geliebet hat;
Daß der Vater aller Geister,
Der der Wunder Abgrund ist,
Daß du, unsichtbarer Meister,
Uns so fühlbar nahe bist!

7. Ach, du holder Freund, vereine
Deine Dir geweihte Schaar,
Daß sie sich so herzlich eine,
Wies dein letzter Wille war.
Ja, verbinde in der Wahrheit,
Die Du selbst im Wesen bist,
Alles, was von Deiner Klarheit
In der That erleuchtet ist.

8. So wird Dein Gebet erfüllet,
Daß der Vater alle die,
Welche Du in Dich verhüllet,
Auch in Seine Liebe zieh,
Und daß, wie Du eins mit ihnen,
Also sie auch Eines sein,
Sich in wahrer Liebe dienen,
Und einander gern erfreun.

9. Liebe, hast Du es geboten,
Daß man Liebe üben soll,
O so mache doch die todten,
Trägen Geister lebensvoll!
Zünde an die Liebes-Flamme,
Daß ein jeder sehen kan;
Wir, als die von einem Stamme,
Stehen auch für einen Mann.

10. Laß uns so vereinigt werden,
Wie Du mit dem Vater bist,
Bis schon hier auf dieser Erden
Kein getrenntes Glied mehr ist,
Und allein von Deinem Brennen
Nehme unser Licht den Schein:
Also wird die Welt erkennen,
Daß wir Deine Jünger seyn.

Das Volkslied.

Die Zeitverhältnisse während der ganzen Periode waren für die Entwickelung des Volksliedes nicht günstig, zudem trat dasselbe vor der Kunstdichtung immer mehr zurück, die von Tag zu Tag eine breitere Grundlage gewann, so daß selbst Poesien der Gelehrten „an Biertischen" u. s. w. gesungen wurden, was diese, wie wir gesehen haben (S. 290) mit Entsetzen erfüllte, da sie darin eine Entwürdigung der Kunst erblickten. Das Zurücktreten des Volksgesangs gibt sich schon darin kund, daß im ganzen Zeitraum auch keine oder nur sehr wenige Liedersammlungen veranstaltet wurden, während deren in der vorigen Periode eine so große Menge erschienen war. Es ist begreiflich, daß während des schrecklichen Kriegs, der Deutschland so lange Jahre zerfleischte, der Gesang verstummte, und höchstens religiöse Lieder angestimmt wurden, von denen einzelne überaus vortrefflich sind, wie das schöne „Abendlied" (5), welches uns im Simplicissimus aufbewahrt worden ist; nur im Süden, besonders in Oesterreich, mag die angeborene Liebe zur Poesie und zum Gesang noch hie und da neue Lieder hervorgebracht haben, aber auch diese werden, wie das unten mitgetheilte (2), gewiß in ihrer großen Mehrheit einen düsteren Charakter gehabt oder zugleich an die Kriegsverhältnisse erinnert haben (1). Nur das Kriegs- und Soldatenlied konnte sich lebendiger entfalten. Viele derselben mögen verloren gegangen sein, weil sie nicht aufgezeichnet und in den späteren Friedensjahren vergessen wurden; manche mögen sich auch wohl erhalten haben, aber bis jetzt noch nicht wieder hervorgesucht worden sein, da gerade diese Seite des Volksliedes am wenigsten Berücksichtigung gefunden hat. Viele Soldatenlieder aus dem 30jährigen Krieg, und namentlich diejenigen, welche von den Protestanten gesungen wurden, haben eine religiöse Grundlage, so die uns von Moscherosch aufbewahrte Parodie auf Luthers Gesang: „Eine feste Burg" (4). Den Soldatenliedern gegenüber erwähnen wir die Klag- und Jammerlieder, welche das Elend dem vom Kriege heimgesuchten, von den rohen und grausamen Landsknechten mißhandelten Volk auspreßte, unter denen „Der Soldaten Vatter vnser" (3) häufig gesungen worden zu sein scheint, wie es sich denn noch sehr lange im Munde des Volks erhalten und vielerlei Bearbeitungen erfahren hat. Bedeutender ist wohl das Lied „Ach was für unaussprechliche Pein" gewesen, von dem der Verfasser des Simplicissimus berichtet, daß es während des 30jährigen Kriegs sehr häufig gesungen wurde (2, 174), von dem uns jedoch nichts weiter bekannt ist.

An hiſtoriſchen Volksliedern findet ſich eine ziemlich reiche Zahl, beſonders waren ſie zu Anfang des 30jährigen Kriegs ſehr häufig; auch brachten die ſpätern Türken- und Franzoſenkriege viele hervor; allein ſie ſtehen denen der früheren Jahrhunderte bedeutend nach. Bei weitem die meiſten ſind in der Form roh und unbeholfen, dazu von einer gewöhnlich erſchreckenden Breite und ſie prunken oft mit einer falſchen Gelehrſamkeit, welche ſich mit dem volksthümlichen Element nicht verträgt. Dieſes tritt noch in dem bekannten „Lied auf den Winterkönig" und in dem „Guſtav Adolfs Lied" am kräftigſten hervor; allein auch dieſe verfehlen bei aller Friſche und Lebendigkeit einzelner Stellen durch die ermüdende Breite und die abſchreckende rauhe Form, was namentlich von dem letzteren gilt, einen großen Theil ihrer Wirkung. Das bis jetzt noch nicht gedruckte, einer Dresdner Handſchrift entnommene Spottlied „Auf Uebertingen" (6) gehört zwar keineswegs zu den beſſeren, noch weniger aber zu den ſchlechteren hiſtoriſchen Liedern der Zeit, deren Charakter es übrigens vollſtändig veranſchaulicht. Aus der Zeit der Türkenkriege haben wir das bekannte Lied auf den Prinzen Eugen mitgetheilt (7), das ſich aus jener Zeit allein noch im Munde des Volks erhalten hat.

1. Es warn einmal zwei Bauernſöhn.

1. Es warn einmal zwei Bauernſöhn,
Die hatten Luſt in Krieg zu gehn,
:|: Wohl ins Soldatenleben. :|:

2. Sie blieben aus ein lange Zeit,
Erbeuten Gold und Gut dabei
:|: Und ungriſche Dukaten. :|:

3. Und als ſie wieder vom Kriege kamn,
Frau Wirthin vor dem Fenſter ſtund
:|: Mit ihren kohlſchwarzen Haaren. :|:

4. „Frau Wirthin, hat Sie die Gewalt,
Zwei Gäſte über Nacht zu behalt,
:|: Zwei Reuter zu gaſtieren?" :|:

5. „Ja, die Gewalt, die hab ich ſchon,
Die eine Frau Wirthin haben ſoll:
:|: Zwei Reuter kan ich logieren." :|:

6. Und als der ein in die Stub nein trat,
Den Geldgurt auf den Tiſch er warf.
:|: „Frau Wirthin ſoll ihn aufheben!" :|:

7. Sie trug ihn auf ein weiſſen Tiſch,
Und ſtellte drauf gebackne Fiſch
:|: Und einen Krug mit Weine. :|:

8. Und als es war um Mitternacht,
Frau Wirthin zu ihrem Manne ſprach:
:|: „Wir wolln den Reuter morden!" —

9. „Laß du den Reuter Reuter ſeyn:
Er hat dir nichts zu Leid gethan,
:|: Laß du dem Reuter ſein Leben!" :|:

10. Sie machte heiß ein Pfann voll Schmalz,
Und goß dem Reuter in ſein Hals.
:|: „Der Reuter muß verbrennen!" :|:

11. Sie nahm ihn bei der weißen Hand,
Und grub ihn unteen Kellerſand:
:|: „Hier ruh, und bleib verſchwiegen!" :|:

12. Des Morgens früh der Tag anbrach,
So kam des Reuters Kamerad,
:|: Und ſagt: „Wo iſt der Reuter?" :|:

13. „Der Reutee, der iſt nicht mehr hee,
Iſt geſtern nicht hier geblieben,
:|: Er iſt noch weitee geritten!" :|:

14. „Wie kan der Reuter weiter ſeyn?
Sein Pferd ſteht noch im Stalle drein
:|: Mit Sattel und mit Zügel!" :|:

15. Sie ſuchten aus das ganze Haus,
Sie ſuchten aus das Kellerhaus,
:|: Drin fanden ſie iha liegen. :|:

16. „Habt ihr dem Reuter was Leids gethan,
So habt ihrs eurem Sohn gethan,
:|: Der aus dem Krieg iſt kommen!" :|:

17. Der Mann erhenkt ſich in den Stall,
Die Frau in den Brunnen ſpreang:
:|: Drei Mordthat an einem Morgen. :|:

18. O du verfluchtes Geld und Gut,
Bringſt manchen um ſein Hab und Gut,
:|: Bringſt manchen um ſein Leben! :|:

2. Das Schloß in Oeſterreich.

1. Es ligt ein ſchloß in Oeſteereich,
das iſt ganz wel erbauwet
von ſilber nnd von rotem geld,
mit marmelſtein vermauret.

2. Darinne ligt ein junger knab
auf ſeinen hals gefangen,
wol vierzig klafter tief unter der erd
bei nattern und bei ſchlangen.

3. Sein vatee kam von Roſenberg
wol vor den turm gegangen
„Ach ſone, liebſter ſone mein,
wie hart ligſt du gefangen!"

4. „Ach vater, liebſter vater mein!
ſo hart lig ich gefangen,
wol vierzig klafter tief unter der erd
bei nattern und bei ſchlangen."

5. Sein vater zu dem heeren gieng:
„Gebt mir los den gefangen!
Drei hundert gülden will ich euch geben
wol für des knaben ſein leben."

6. „Drei hundert gülden, die helfen da nicht,
der knabe, dee muß ſterben:
er tregt von gold ein ketten am hals,
die bringt in umb ſein leben."

7. Tregt er von gold ein ketten am hals,
die hat er nicht geſtolen,
hat im ein zarte jungfrauwe vereet,
darbei hat ſie in eezogen."

8. Man bracht den knaben wol auß dem turm,
man gab im das ſacramente:
„Hilf, reicher Chriſt vom himmel hoch!
es get mir an mein ende."

9. Man beacht in zum gericht hinauß,
die leitee muſt er ſteigen.
„Ach meiſter, lieber meiſter mein,
laß mir ein kleine weile!"

10. „Ein kleine weile laß ich dir nicht,
du mochteſt mie ſonſt entrinnen;
langt mir ein ſeiden tüchlein her,
daß ich im ſeine augen verbinde."

11. „Ach, meine augen verbind mir nicht!
ich muß die welt anſchauwen,
ich ſihe ſie heut und nimmeemer
mit meinen ſchwarzbraun augen."

12. Sein vater beim gerichte ſtund,
ſein Herz walt im zerbrechen.
„Ach ſone, liebſter ſone mein!
deinen tod wil ich ſchon rechen."

13. „Ach vater, liebſter vater mein,
meinen tod ſolt ir nicht rechen!
bringt meiner ſelen ein ſchwäre pein,
umb unſchuld wil ich ſterben.

14. Es iſt nicht umb mein ſtolzen leib,
noch umb mein junges leben,
es iſt umb mein frauw muttee daheim,
die weinet alſo ſere!"

15. Es ſtund kaum an den dritten tag,
ein engel kam vom himmel:
man ſolt den knaben nemen ab,
ſonſt würd die ſtat verſinken.

16. Es ſtund kaum an ein halbes jar,
der tod, der ward gerechen
es wurden mer, dann dreihunderl man
umbs knaben willen erſtechen.

17. Wee iſt, der uns diß liedlein ſang?
to fei iſt es geſungen:
das haben getan drei jungfrewtein
zu Wien in Oeſterreiche.

3. Der Soldaten Vatter vnſer.

Wan der Soldat zum bauren keret ein,
Genſet er ihn mit freundlichem ſcheln:
„Vatter!“
Danket ihm daneben zu aller friſt:
„Baur, was du haſt, alles iſt
vnſer.“
Dagegen danket ihm der baur:
„Der Teuffel furet dich her, du laur,
Der du biſt!
Sey gewiß, das dich noch ſtraffen wirt
Der Herr, der aben auff Regieret
ihnn dem himel.“
Ich glaube, das man kaum einen findt,
Der auf dieſem verfluchten geſindt
geheiliget werde.
Ach Gadt, kein volk lebet auff dieſer erden,
Durch welchen mehr geleſtert werde
dein name.
Ihr meiſten wort iſt jedes mahl:
„Was der baur hatt, daſſelbe alle
zu kumpt vns!“
In lieber herr, wen ſie nur kunten,
Zu Plundern ſie ſich vnderſtunden
dein reiche.
So du ſie wordeſt erſlagen,
So wurde die gantze burgerſchafft ſagen:
„Dein wille geſchehe!“
Wan wir queit weren dieſer pein,
So weren wir armen bauren fein,
wie ihm himmel.
Ich weiß nicht, wo das geſindt hinfert:
Ihm himmel ſein ſie nicht viel werdt,
alſo auch auff erden.
Sie nemen vnſer gudt und baab,
Vnd ſneiden uns vor dem maul ab
vnſer teglich bradt.
Das wier ſie all ihn dieſer nacht
Mugen erſlagen mit groſſer macht,
Gib vns heute!
Wier haben dieſſ gleichwol all verſchult.
Nim vns, herr, wieder auff zu hnlt,
vndt vergib vns.
Wa dieſe leute lange bei vns bleiben,
So werden ſie vns ihn elende vertreiben,
Wollen ſlaffen bey vnſern tochtern und weibern,
als auch wier.
Was nur anſehen die augen ihr,
Muſſrn wier alles vmſunſt ſchier
vergeben.
Niemandt bleibt, darumb auch wier
Muſſen bezahlen die ſchulde ihr
unſeren ſchuldigeren.
Niemandt kan brauchen dir roſlein fein,
Ohn vnterlaſſ heiſt es: „Paur, ſpan ein
und fhure vns!“
Ihn dem hauſe iſt alle Tage viel Praſſen;
Gar offt ſie vns ihn der ſtuben laſſen
nicht,
Welches den ſmertzlich eindringett,
Vnd manniqen erlichen Man off bringet
Ihn verſuchung.
Auch alle, die ſollichrs boſes Treiben.
Die laſſ, herr, niche lange bey vns bleiben.
ſondern erloſe vns!
Die frommen aber ſpar geſundt,
Vnd behute ſie zu aller ſtundt
vor allem vbell. Amen.

4. Ein veſte Burg.

1. GOtt iſt der Chriſten Hülff vnd Macht,
Ein neſte Citadelle:
Er wacht und ſchillert Tag vnd Nacht,
Thut Rond und Sentinelle.
JESUS iſt das Wort,
Bruſt-Wehr, Weg vnd Bart,
Der rechte Coepoural,
Haupt-Mann vnd General,
Quartier vnd Corps de garde.

2. Mit vnſer Macht iſt nichts gethan,
Es iſt bald überſehen.
Dann wers mit Mänſchen fangrt an,
Vmb den iſts leicht geſchehen.
Offtmals Glauben bricht
Ein Frennd: deromb wer nicht
Auff Goet trawt ganz allein,
Muß ſtets in Sargen ſeyn
Vmb Leib, Ehr, Gut und Leben.

3. Offt der, der uns verfechten ſoll,
Weiß weder Wehr noch Waffen,
Ligt auff der Haut, iſt blind vnd voll,
Thut ſeine Rond verſchlaffen.
Doch Gott iſt nicht weit
Von vns ſelber Zeit,
Vnd ſo wir bleiben frumm,
Ihn Kindlich bitten drumb,
Die Engel vns verwachen.

4. Vnd ſeh der Feind noch eins ſo ſawr,
Als wolt er vns verſchlungen,
Vnd käme ſchon bis auff die Mawr,
Soll ihm doch nicht gelingen.
Gott, der mit vns iſt,
Entdeckt ſeine Liſt,
Vnd in eim Augenblick
Stoßt ihn hinab zurück,
Daß er mit Schand muß weichen.

5. Gott Ehr vnd Preiß, der uns zu Gut
Die Feind mit Furcht thut ſchlagen,
Vnd übrr vns hat trewe Hut
Auff ſeinem Fewer-Wagen;
Sein gantz himmliſch Heer
Rondet vmb vns her,
Lobſingt, Lobſinget ihm,
Lobſingt mit heller Stimm:
Ehr ſey Gott in der Höhe!

6. Lob, Ehr vnd Preiß ſey ſeiner Macht!
Er iſt die Citadelle,
Er wache vnd ſchillert Tag vnd Nacht,
Thue Rond vnd Sentinelle.
JESUS iſt das Wort,
Bruſt-Wehr, Weg vnd Bart,
Der rechte Corpoural,
Hauptman vnd General,
Quartier vnd Cordegarde.

5. (Abendlied.)

1. KOmm, Troſt der Nacht, O Nachtigall!
Laß deine Stimm mit Freuden-Schall
Aufs liebliche erklingen!
Komm, komm vnd lob den Schöpffer dein,
Weil andre Vöglein ſchlaffen ſeyn,
Und nicht mehr mögen ſingen.
Laß dein Stimmlein
Laut erſchallen, Dann vor allen
Kanſt du loben
GOtt im Himmel hoch dort oben!

2. Ob ſchon iſt hin der Sonnen-Schein,
Und wir im Finſteen müſſen ſeyn,
So können wir doch ſingen
Von GOttes Güt vnd ſeiner Macht,
Weil uns kan hindern keine Nacht,
Sein Lobe zu vollbringen.
Drum dein Stimmlein
Laß erſchallen, Dann vor allen
Kanſt du loben
GOtt im Himmel hoch dort oben.

3. Echo, der wilde Wider-Hall,
Will ſeyn bey dieſem Freuden-Schall,
Und läſſet ſich auch böeen,
Verweiſt uns alle Müdigkeit,
Der wir ergeben allzeit,
Lehrt uns den Schlaff verhöeren.
Drum dein Stimmlein
Laß erſchallen, Dann vor allen
Kanſtu loben
GOtt im Himmel hoch dort oben.

4. Die Sterne, ſo am Himmel ſtehn,
Sich laſſen zum Lob GOttes ſehn,
Und Ehre ihm beweiſen:
Dir Eul auch, die nicht ſingen kan,
Zeigt doch mit ihrem Heulen an,
Daß ſie auch GOtt thu preiſen.
Drum dein Stimmlein
Laß erſchallen, Dann vor allen
Kanſt du loben
GOtt im Himmel hoch dort oben.

5. Nur her, mein liebſtes Vögelein!
Wir wollen nicht die fäulſte ſeyn,
Vnd ſchlaffen ligen bleiben,
Vielmehr biß daß der Morgenrath

Erfreuet diese Wälder öd,
In GOttes Lob vertreiben.
Laß dein Stimmlein
Laut erschallen, Dann vor allen
Kanst du loben
GOtt im Himmel hoch dort oben.

6. Ueberlingen. (1644.)

1. O Überlingen, Du vestes Hauß,
Mit Deiner Jungfraw ist es auß'
Hast gemeint Du, werst gar Hochgeborn:
Vor eim Jahr hast Dein Geanz verlohrn.

2. Die Jungfrauwschafft auch nit allein;
D' Franzosen han auch g'schlagen drein
Ach wie wirstu doch nun bestahn,
Wann Dich der Merci auch wil han.

3. Du hast fürwar noch grosse gnad:
Darumb danckh Du dem lieben Gott,
Daß Du bekriegest ein solchen G'mahl,
Der Dich Gelöst von Disem Jahl.

4. Do Du nil Jahr vß Luter pracht
Manchen Soldaten außgelacht,
Die offt vmb Dich han g'halten nu:
Hust nllzeit g'sagt, Du wölst kein Mann.

5. Darauf bist worden gleich zur Hur,
Dein ganzen Land g'macht ein Auffur,
Durch Dich vil Dörffer g'steckht in Brand.
Dem Kayser nlß Zu spott vnd schand.

6. Kehr vmb, Kehr vmb, hast lang gnug g'felt!
Der Vatter Fürst hat auch noch gelt.
Laß fahren Deinen Monsieur prat;
Wann Er gleich ist vom Blůt ein Graf,

7. So ist Er Doch ein Landtersich,
Zahlt Dich nur aus mit Curtasej:
A Vous Servis, mon bien monsieur,
Wie Ihr Brauch ist vnd auch manier.

8. Wilt nit mit lieb, must Z'letst mit g'walt:
Man wirt Dich zwingen dergestalt,
Mit Feur vnd sturm in grossem grauß
Wirt man Dir Ziehen für das Hauß.

9. Von Dir wirt man D'Franzosen Treiben,
Laß Dich nur dessen nil betrůrben:
Man hat Dir schon 3. Aber glahn,
Das Kompt D'Franzosen spannisch an.

10. Dem Weissen Thurn, gebawt von quader,
Hat man schon geöffnet die Haupt Ader;
Dem Mittern Thurn, dem weissen Ther,
Dir Median mit grosser g'fahr.

11. Dem Dritten Thurn am Galler Zu,
Dem last man auch gar wenig rub
Vnd greifft im Tieff ins Herez hinein,
Daß Du schier kompst von Deinem sinn.

12. Wann es an Disem nit genug,
Wird man Dir öffnen ohn Verzug
Die Brund Ader; mit Feur vnd Brand
Wird man Dich bringen schon Zur Hand.

13. Zu Letst wirt man Dich recht purgiern,
Von Dir D'Franzosen ganez curiern;
Dann wirt Merci der General
Dir Lieb erzeigen ohne Zahl.

14. Darumb gib Dich gedultig Drein,
Vnd schlag Dein Monsieu vß dem Sinn,
Auß den Augen vnd gar vom Hertzen,
So wirst erledigt Deines schmertzen.

15. Darauf thu Merci dem General
Vor Ihm Demůtig ein Fußfall,
Vnd wann Er Dich vff gnad begert,
Verheiß Ihm d'Ehe gleich ohnbeschwert.

16. Hertzn wünsch Ich von hertzen grund
Daß Sie nil Jahr, auch Tag vnd stund
Mit Frideu Lebten dergestalt,
Daß Sie beysamen werden Alt.

7. (Prinz Eugen vor Belgrad.)

1. Prinz Eugenius, der edle Ritter,
Wolt dem Kayser wiedrum kriegen
Stadt und Festung Belgarad.
Er ließ schlagen einen Brucken,
Daß man kunt hinüberrucken
Mit d'r Armee wohl für die Stadt.

2. Als der Brucken nun war geschlagen,
Daß man kunt mit Stuck und Wagen
Frey passiern den Donaustuß;
Bey Semmnlin schlug man das Lager,
Alle Türcken zu verjagen,
Ihn zum Spott und zum Verdruß.

3. Am 21sten August so eben
Kam ein Spion bey Sturm und Regen
Schwurs dem Printzen und zeigts ihm an,
Daß die Türcken suteagiren,
Se viel als man kunt veespüren,
An die 300,000 Mann.

4. Als Printz Eugenius dieß vernommen,
Ließ er gleich zusammenkommen
Sein General und Feldmarschall,
Er thät sie recht instruiren,
Wie man solt die Trupven führen,
Und den Feind recht greiffen an.

5. Bey der Parole thät er befehlen,
Daß man solt die Zwölfe zählen
Bey der Uhr am Mitternacht
Da solt alls zu Pferd auffsitzen,
Mit dem Feinde zu scharmützen,
Was zum Streit nur hätte Krafft.

6. Alles saß auch gleich zu Pferde,
Jeder griff nach seinem Schwerdte,
Ganz still ruckt man aus der Schanz;
Die Musquetier, wie auch die Reiter
Thäten alle tapffer streiten:
Es war fürwahr ein schöner Tanz

7. Ihr Konstabler auff der Schanzen,
Spielet auff zu diesem Tanzen
Mit Karthaunen groß und klein,
Mit den grossen, mit den kleinen,
Auff die Turcken, auff die Heyden,
Daß sie lauffen all davon.

8. Printz Eugenius wohl auf der Rechten
Thät als wie ein Löwe fechten,
Als General und Feldmarschall.
Printz Ludewig ritt auff und nieder:
„Halt euch brav, ihr teutschen Brüder,
Greifft den Feind nur herzhafft an!"

9. Printz Ludewig, der must auffgeben
Seinen Geist und junges Leben,
Ward getroffen von dem Bley.
Printz Eugenius ward sehr betrübet,
Weil er ihn so sehr geliebet,
Ließ ihn bringen nach Peterwardein.

II. Didaktische Poesie.

So vorwiegend didaktisch die ganze Richtung im vorliegenden Zeitraum war, so wurde die didaktische Poesie als solche doch nur sehr wenig bearbeitet; und dies ist leicht erklärlich. Da alle und jegliche Poesie, lyrische, wie dramatische, vor Allem belehren sollte, so verfiel man weniger darauf, Gedichte mit ausschließlich didaktischem Zwecke abzufassen oder, besser gesagt, mit der ausgesprochenen Absicht, eine Reihe von Gedanken über irgend einen moralischen oder wissenschaftlichen Stoff in der Sprache der Poesie darzustellen. Eigentliche Lehrgedichte fehlen daher beinahe ganz, obgleich Opitz, dessen Beispiel und Vorgang in allen Dingen sonst so mächtig wirkte, mehrere verfaßt hatte, welche mit großer Bewunderung aufgenommen worden waren. Aber selbst Opitz bewahrte die reine didaktische Form nur selten, vielmehr liebte er seine Betrachtungen gern an äußere Gegenstände, die er mit aller Ausführlichkeit schilderte, wodurch seine hieher gehörigen Werke äußerlich wenigstens zu beschreibenden Gedichten wurden. Neben ihm ist höchstens noch Christian Hoffmann aus Breslau zu erwähnen, dessen „Bergprobe" (Jena 1674) eine Schilderung und Erklärung des Bergbaues, einzelne gelungene Stellen enthält.

An kleineren didaktischen Gedichten ist die Zeit weniger arm, doch auch diese sind in ihrer weitaus größten Zahl weder wegen des Inhalts, noch bezüglich der Sprache und Darstellung auszuzeichnen. Am gedankenreichsten sind Barthold Feinds Gedichte „Die fürnehmsten Weltweisen" und „die Fortpflanzung der menschlichen Seele", die sich jedoch in Form und Sprache nicht über die gewöhnlichste Reimerei erheben, so daß die philosophische Bildung, welche in ihm unverkennbar ist, mit dem falschen und ungebildeten Geschmack, der seine Gedichte charakterisirt, in seltsamem Widerspruch steht. Meistens aber wählten die Dichter die Form der Epistel oder der Satyre, wenn sie ihre Gedanken über irgend ein Lebensverhältniß darstellen wollten, namentlich in der späteren Zeit, weil auch hierin der Vorgang der Franzosen zur Nacheiferung reizte; doch erscheinen die beiden Formen auch schon früher, wenn auch nicht sehr häufig. Die Epistel wurde schon von Opitz mit Glück bearbeitet, auch Flemming dichtete mehrere, in denen jedoch das lyrische Element vorwaltet. Von den Späteren sind als Dichter von poetischen Briefen Canitz, Neukirch und Günther zu nennen. Von höherer Bedeutung sind die Satyren, deren auch eine weit größere Zahl gedichtet wurde. Die meisten und besten sind freilich in prosaischer Sprache abgefaßt, weshalb sie auch erst später zu betrachten sind; aber auch von denen in poetischer Form sind viele der Beachtung werth. Unter den Satyrendichtern steht Hans Wilmsen Lauremberg ganz eigenthümlich da, indem er in Sprache, Form und Auffassung mehr volksmäßig erscheint, während die übrigen eine kunstmäßige Behandlung erstrebten und entweder die Römer oder die Franzosen zu Mustern und Vorbildern nahmen. So bildete sich A. Gryphius in den „Strafgedichten", die wir von ihm besitzen, vorzugsweise nach Juvenal, dessen herbe Sprache seiner Natur am meisten zusagen mußte. Das erste derselben, in welchem er die Verdorbenheit der Sitten in seinen Tagen geißelt und mit der Reinheit und Einfalt der früheren Zeiten vergleicht, ist von dem Geiste seines Vorbilds erfüllt, und enthält viele vortreffliche Stellen voll Feuer und Wahrheit. Interessant ist die „Epistel des Capitain Rodomont Schwermer an die Schönste und Edelste dieser Welt", weil sie denselben Stoff behandelt, den er in seinem „Horribilicribrifax" dramatisch bearbeitet hat. Wahrscheinlich ist Mart. Rempe's „Sieges-Pracht der Dichtkunst gegen die übelgesinnte Zeit in drei Strafgedichten" (Königsb. 1676) historisch wichtig; da wir es jedoch nicht kennen, müssen wir uns beschränken, darauf aufmerksam zu machen. Wie A. Gryphius, nahm auch Joachim Rachel die römischen Satyriker zu seinen Mustern, während sich Canitz und Neukirch ausschließlich nach Boileau bildeten, den sie vielfach benutzten und übersetzten. Obwohl auch bei Günther dieser Einfluß nicht zu verkennen ist, so zeigt er sich doch weit selbstständiger, als jene beiden, was schon darin ersichtlich ist, daß er nicht von einer allgemeinen Idee ausgeht, die er mehr oder weniger logisch entwickelt, sondern stets diejenigen Zustände und Verhältnisse geißelt, welche das Leben und die Erfahrung ihm zunächst bietet. Seine Satyren sind beinahe ohne Ausnahme Gelegenheitsgedichte, in denen er mit meistens geistreicher Wendung seine Betrachtungen über die verschiedensten Zustände mit keckem und treffendem Spotte entwickelt. Und es beherrschte ihn seine Neigung zur Satyre so ganz, daß er selbst aus Hochzeits- und Lobgedichten die bittersten Satyren auf Menschen und Verhältnisse machte. Am häufigsten und schönsten geißelt er die schlechten Poeten; und es sind die hiehergehörigen Gedichte schon deshalb wichtig, weil sie uns zeigen, welche hohe Ansicht er selbst von der Poesie hatte.

Unter den didaktischen Dichtungsarten wurde das Epigramm, von den damaligen Dichtern „Sinngedicht, Bei-, Auf- oder Ueberschrift", auch wohl „Kurzgedicht" genannt (z. B. von Grob und Knittel), bei weitem am häufigsten, aber zugleich auch am tüchtigsten bearbeitet, und es erscheint dasselbe nicht nur in außerordentlicher Fülle, sondern auch in der größten Mannigfaltigkeit der behandelten Gegenstände, der Auffassung und der Form, denn, was letztere betrifft, so erscheinen die Epigramme nicht bloß in der gewöhnlichen kurzen Form, man gab ihnen sogar oft die von Sonetten, Rundgedichten und Madrigalen, wie, wir uns erinnern, daß K. Ziegler (S. 289) letztere nur für eine besondere Art von Epigrammen hielt; und da diese, wie Logau in der Vorrede zu den seinigen ausdrücklich bemerkt, den Dichtern nur für eine kürzere Satyre galt, wie hinwiederum die Satyre nur für ein längeres Epigramm, so ist es erklärlich, daß dieses sich oft zu einem längeren Gedichte erweiterte. Aus dieser Ansicht von dem Wesen des Epigramms ergibt es sich auch, daß in demselben das satyrische oder witzige Element bedeutend vorherrschte, doch finden sich auch viele, welche an die Spruchdichtung der früheren Zeiten erinnern, und häufig sind die Epigramme sogar nichts weiter, als die mehr oder weniger glückliche gereimte Umschreibung von Sprichwörtern. Selbst diejenigen, welche vorzugsweise auf der geistreichen Darstellung eines Gedankens beruhen, haben in den früheren Zeiten eine vorwiegend sittliche Tendenz; später wich diese einem bloß geistreichen Spiel mit Worten und Gedanken, und der Einfluß der zweiten Schlesischen Schule machte sich auch hier geltend, so daß sich nun viele lüsterne und selbst obscöne Epigramme finden, und erst gegen das Ende des Zeitraums wurden sie wieder ernster und würdiger, obgleich gerade in dieser Form jener Einfluß am längsten sichtbar blieb.

Die im Epigramm behandelten Gegenstände sind bei der großen Menge derselben auch von großer Mannigfaltigkeit, und es werden von den Dichtern nicht bloß die verschiedensten Zustände des äußeren Lebens, sondern auch religiöse Verhältnisse, und zwar von einzelnen Dichtern vorzugsweise oder sogar ganz ausschließlich behandelt. Eine sehr beliebte Form des Epigramms war die „Grabschrift", welche bald ernst, bald witzig und satyrisch aufgefaßt wurde und sehr oft wirkliche Todesfälle betraf, was bei der Neigung zur Gelegenheitsdichterei leicht erklärlich ist, einer Neigung, die sich außerdem noch in einer großen Menge von andern Epigrammen kundgibt. Wegen dieser Mannigfaltigkeit und bei der vorherrschenden satyrischen Auffassung sind die Epigrammensammlungen, abgesehen von ihrer literarischen Bedeutung, auch für die Sittengeschichte der Zeit von unverkennbarer Wichtigkeit; denn wenn sich auch die meisten Epigramme mit den allgemeinen Gebrechen beschäftigen, welche ein Erbtheil der menschlichen Natur sind und sich daher

ſtets wiederholen, ſo berühren doch auch ſehr viele auch ſolche Mängel oder Laſter, welche der damaligen Zeit eigenthümlich waren, oder doch wenigſtens in höherem Grade und Umfange erſchienen, als in andern Jahrhunderten.

Wie in der Satyre, ſo bildeten ſich die Dichter auch im Epigramm nach fremden Vorbildern, und zwar zunächſt nach den lateiniſchen des Martial, dann aber auch nach dem Engländer Owen, deſſen im Geiſte jenes Römers abgefaßten Epigramme erſt kurz vor Beginn des Zeitraums geſammelt erſchienen waren (Lond. 1612) und die ſchon am Ende der vorigen Periode Nachahmung gefunden hatten (ſ. o. S. 67). Auch ſind ſehr viele Epigramme in der That nur Ueberſetzungen oder Nachbildungen fremder und namentlich der obengenannten zwei Hauptdichter, von denen einzelne Stücke, mit mehr oder weniger Glück nachgeahmt, beinahe in jeder Sammlung anzutreffen ſind, da jeder ſpätere Ueberſetzer oder Nachahmer eine Ehre darin ſetzte, ſeinen Vorgänger theils durch richtigere Auffaſſung des Gedankens, theils durch beſſere und angemeſſenere Darſtellung zu übertreffen, was freilich keineswegs immer der Fall war.

Es haben ſich beinahe alle Dichter des Zeitraums im Epigramme verſucht, und wir müßten daher dieſe ſämmtlich aufzählen, wenn wir eine vollſtändige Ueberſicht der Epigrammendichter geben wollten. Eine ſolche Ausführlichkeit wäre jedoch nur in einer beſonderen Geſchichte der Dichtungsart an ihrem Platz; uns genügt es, die bedeutendſten Bearbeiter herauszuheben und nebſt dieſen noch diejenigen zu erwähnen, welche aus irgend einem Grunde Beachtung zu verdienen ſcheinen. Den erſten Rang nehmen ohne Vergleich Fr. v. Logau, Joh. Grob und Chr. Wernicke ein, und unter denen, welche religiöſe Gegenſtände behandelten, iſt von Allen Angelus Sileſius zu nennen. Wir werden auf dieſe ausführlicher zurückkommen, die übrigen können wir hier in gedrängterer Kürze zuſammenfaſſen.

Opitz hat eine nicht kleine Zahl von Epigrammen geſchrieben; allein die meiſten derſelben ſind Ueberſetzungen aus alten und neuen, aus griechiſchen, lateiniſchen und franzöſiſchen Dichtern, darunter Pibracs „Vierverſe" und Cato's „Diſtichen"; die meiſten ſind ſchwerfällig und breit, wie er denn überhaupt kein Talent für dieſe Dichtungsart zeigte. Die wenigen, die er ſelbſtſtändig gedichtet hat, können ebenſowenig auf Auszeichnung Anſpruch machen. Auch Flemming hat viele fremde Epigramme überſetzt; aber in dieſen, wie in ſeinen eigenen, zeigt er ein weit größeres Talent, als Opitz; Gedanken und Wendungen ſind gleich geiſtreich und die Form durchaus angemeſſen. Die Lebensfriſche und Wahrheit, die wir in Greflinger's lyriſchen Gedichten finden, findet ſich auch in ſeinen „Ueberſchriften", die ſich in den mannigfaltigſten Versmaßen bewegen; er hat das ſatyriſche und das gnomiſche Epigramm mit gleichem Glück bearbeitet. Unter den Pegnitzern hat vorzüglich Harsdörffer Epigramme geſchrieben; viele derſelben ſtehen in ſeinem „Nathan und Jotham", von dem wir unten Weiteres berichten werden, unter der Benennung „Rätſel", wie denn beide Dichtungsformen oft hart an einander ſtreifen; andre theilt er als „Spielreime" in ſeinen „Geſprächſpielen" mit. Sie ſind im Ganzen unbedeutend, enthalten aber doch manchen guten Gedanken; viele ſind in der That Spielereien, aber es ſind dieſe nicht gerade die ſchlechteſten *). Uebrigens finden ſich ähnliche Spielereien bei den meiſten Dichtern der Zeit, und beſonders lieben ſie es, aus Namen durch Buchſtabenverſetzung irgend ein Motto oder eine Sentenz zu bilden, und dieſe mit Beziehung auf die Perſon, um die es ſich handelt, in epigrammatiſcher Form auszuführen **). Homburg und Tſcherning haben unter vielen Epigrammen einzelne gute gedichtet, im Ganzen ſtehen ſie jedoch nicht höher, als ihre übrigen Dichtungen. Dagegen iſt Wenzel Scherffer in ſeinen Sinngedichten glücklicher, als in den lyriſchen; beſonders gelingt ihm der gutmüthige Spott auf die kleineren Gebrechen ſeiner Freunde. Valentin Löder aus Erfurt (geſt. daſ. 1685) iſt als Ueberſetzer der ſämmtlichen Epigramme Owens zu nennen (Hamb. 1653), deſſen klare Leichtigkeit er jedoch nur ſehr ſelten wiedergibt. Obgleich weniger bekannt, verdient auch Georg Martini von Steinau lobende Erwähnung, der ſeine „deutſchen Epigramme und Sonette" (Bremen 1653) meiſtens „im Felde zuſammengebracht" hat; er hat mehrere Sentenzen und Epigramme aus den Römern und neueren lateiniſchen Dichtern nicht ohne Geſchick überſetzt, und in ſeinen eigenen finden ſich manche gute Sprüche oder glückliche Einfälle, die er in ungeſuchter und meiſtens fließender Sprache darſtellt ***). Doch erreicht er den A. Gryphius nicht, der im ernſten, wie im humoriſtiſchen und ſatyriſchen Epigramme gleich Befriedigendes geleiſtet hat, wenn auch die knappe Form im Ganzen ſeiner Natur widerſtrebt. Samuel Erich (1643 Rector in Hameln, ſpäter Paſtor in Eindeck) bewegt ſich gern in Vergleichungen und Bildern, die er auch mit Geſchick zu behandeln weiß. Hyſſmannswaldaus Epigramme beſtehen meiſtens in Gradſchriften, welche die nämliche geſuchte Darſtellung darbieten, wie ſeine andern Dichtungen und in den Gedanken eben ſo unwahr und geſchraubt ſind, nicht einmal zu erwähnen, daß er auch hier ſeine Lieblingsſtoffe zur Genüge wiederholt. Unter den Epigrammen, welche J. L. Praſch aus Regensburg (1637—1690) mit ſeinen übrigen Gedichten bekannt gemacht hat, finden ſich einige Sprüche, in welchen der kernhafte Gedanke und die abgerundete Darſtellung gleich zu loben ſind; doch kommt er auch in ſeinen beſten weder an Tiefe der Gedanken, noch an Tüchtigkeit der Darſtellung dem Freiherrn Hans Aßmann von Abſchatz gleich, der zudem reich an ſprichwörtlichen Sentenzen iſt, von denen freilich manche unmittelbar dem Volksmund entnommen und von dem Dich-

*) „Sag her, was iſt der Baur? Ein Raub zu dieſer Zeit:
Er und ſein ganzes Sein iſt der Soldaten Beut."

**) So hat ſelbſt Flemming den Namen „Michael Schelz" auf vierfache Weiſe verſetzt („Ich mache ſtelz", „Ach ſolte mich", „O ſtille Schmach" und „Lächelt im Schooß") und epigrammatiſch behandelt. J. B.

„Dein Nahme ſagt: Ich mache ſtelz den Mann:
Ja recht, weil er auff dich ſo trutzen kan."

***) Nur folgende als Beiſpiel:

1. Gott iſt der gewiſte Freund. (4.)

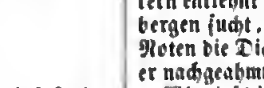
Ein Gott iſt vns gewiß, ſehr vngewiß ein Freund:
Die meiſten lieben nur, weil ſonn vnd glücke ſcheint.

2. Auff die Deutſchen. (161.)

Kein arbeit iſt ſo groß vnd wichtig ja zu ſagen,
Ein Deutſcher wird ſie leicht, nicht aber durſt ertragen.

ter etwa in eine kunstgerechtere Form gebracht worden sein mögen. Eine solche Aneignung volksmäßiger Sprüche findet man ziemlich häufig, wie denn überhaupt das Sprichwort die einzige Seite war, nach welcher die Gelehrten mit dem Volke zusammenhingen, weshalb denn auch, wie früher, so auch jetzt noch Sammlungen von Sprichwörtern und Volkssprüchen veranstaltet wurden, über welche wir weiter unten noch einige Bemerkungen machen werden. Außer den obengenannten haben auch noch folgende uns beinahe ohne Ausnahme schon bekannte Dichter Epigramme geschrieben: Zinkgref, Rist, Schneuber, Zesen, Simler, Morhof, Mühlpfort, Kaldenbach, Canitz, Chr. Gryphius, Besser (von dem wir übrigens schon einige epigrammenartige Gedichte mitgetheilt haben (s. o. S. 323), Paullini, Hunold, Neukirch, Christoph Weissenborn („Poet. Frühlingslust", Jena 1705), J. B. Mencke, Corvinus, Wolteregk, Beccau, Stolle, Nic. v. Bostel, Amthor, König, Brockes, Gottfr. Benj. Hanke (Geistl. und moral. Ged. 1723) und Günther, der übrigens für diese Dichtungsart kein besonderes Talent hatte. Unter den zahlreichen Epigrammen dieser Dichter finden sich wohl viel einzelne, die als durchaus gelungen bezeichnet werden können, allein im Allgemeinen können sie alle den besseren oben genannten Epigrammendichtern nicht an die Seite gesetzt werden. Eben so wenig sind ihnen rücksichtlich der Darstellung die Epigramme von J. H. v. Traunsdorff („Drei Tausend deutscher weltlicher „Poematum". Bern 1642) gleichzustellen, aber es sind diese in anderer Beziehung bemerkenswerth. Traunsdorff scheint (dafür zeugt unter Anderm die harte, ungefüge Sprache) ein Oesterreicher gewesen und in Folge politischer Verhältnisse nach Bern gekommen zu sein, wo er „mit den Seinigen in ihrem betrübten exillo sonderbahre wol- und gutthaten empfing". Seine Gedichte, meistens Epigramme und Sprüche, erhalten dadurch Werth, daß er in ihnen meistens die Zustände und Sitten der Zeit behandelt, die er als ein erfahrener und weitgereister Mann lebendig und sicher erfaßt. Obgleich vielseitig gebildet und selbst gelehrt, war er doch von dem steifen Pedantismus der damaligen Gelehrten weit entfernt und wahrscheinlich hätten sich nicht viele seiner Zeitgenossen zu der freien Ansicht erheben können, die er von der Sprache des Volkes hatte („Man kan ein Sprach ehe in der Kuchn Lehrnen, als in den Büchern suchn."), was seit Luther Niemand wieder ausgesprochen hatte (S. 195).

Martin Opitz von Boberfeld.



Opitz war kein schaffendes Talent; er besaß nicht die Gabe, welche vor Allem den Dichter bildet, die Erscheinungen der Welt zu einem harmonischen Ganzen zu gestalten, oder das innere Leben in solcher Weise darzustellen, daß seine Darstellung als der wahre und nothwendige Erguß der Gefühle des menschlichen Herzens erschienen wäre; er war weder ein lyrischer, noch ein epischer oder dramatischer Dichter; es war nicht die schaffende Phantasie, sondern der kalt überlegende Verstand, die Reflexion in ihm vorherrschend. Da er aber zugleich das Talent der Sprachdarstellung besaß, und sich durch Beobachtung und vielseitige Studien darin eine ungewöhnliche künstlerische Bildung angeeignet hatte, so drängte es ihn, dieses Talent und diese Bildung auch zu offenbaren, wozu sich ihm zwei Wege zeigten, die er beide mit gleichem Eifer einschlug. Der eine bestand darin, daß er sein Talent in der Sprachdarstellung an Uebersetzungen aus fremden Sprachen übte und zeigte, wodurch er zugleich Gelegenheit erhielt, die Deutschen mit den Dichtern bekannt zu machen, welche ihm als die vollgültigsten Muster der Poesie galten, deren Sinn und Geschmack er in die heimische Dichtung verpflanzen wollte, also zunächst die Niederländer, dann die Griechen und Römer. Wir werden bei der Darstellung seiner Thätigkeit in der dramatischen Poesie auf seine Uebersetzungen aus den alten Sprachen zurückkommen; für jetzt erwähnen wir nur, daß er außer vielen kleineren Stücken, die er ganz oder „fast" aus dem Holländischen übersetzte, namentlich des Daniel Heinsius „Lobgesang Bacchi" und desselben „Lobgesang Jesu Christi" in deutsche Reime brachte, welche Gedichte schon deshalb von Wichtigkeit sind, weil sie von folgenreichem Einfluß auf Opitzens dichterische Bildung waren. Der andere Weg, der sich ihm darbot, war der, daß er, das Gebiet der Phantasie und der Empfindungen verlassend, die Welt der Gedanken in das Bereich der Poesie zog, und das, was an sich kein Stoff für poetische Darstellung sein kann, dadurch für dieselbe zu gewinnen suchte, daß er alle äußeren Mittel der Poesie dabei in Anwendung brachte, und die abstracten Gedanken als Empfindungen und Ergüsse des fühlenden Herzens erscheinen ließ. Unter den äußeren Mitteln, die sich am leichtesten und natürlichsten anwenden ließen, stehen die Schilderungen oben an; einige seiner größeren Lehrgedichte nehmen sogar die Form von Schilderungen an, so „Zlatna" und „Bielguet"; in andern werden größere oder kleinere Schilderungen eingewebt. Es ist nicht zu verkennen, daß Opitz Talent für Naturbeschreibung hatte, aber wenn die einzelnen Schilderungen an sich auch gefallen, so stehen sie mit den übrigen Theilen der Werke doch in keinem organischen Zusammenhang und man merkt es ihnen nur zu leicht an, daß sie nicht durch die überwallende Kraft der Empfindung hervorgerufen wurden, sondern ein Ergebniß der Reflexion waren; man fühlt es ihnen an, daß er sie an ihren Stellen nur deshalb einreihte, weil er überlegt hatte, daß es wieder einmal Zeit sei, die Darstellung durch ein Kunstmittel zu heben. Auf dieselbe Weise werden Bilder und Gleichnisse angebracht, von denen sehr viele zudem älteren und neueren Dichtern entlehnt sind, was er aber keineswegs zu verbergen sucht, indem er vielmehr oft in beigesetzten Noten die Dichter und Stellen genau angibt, welche er nachgeahmt oder geradezu aufgenommen hatte.

Wie tief die didaktische Richtung in seinem Wesen begründet lag, erhellt schon daraus, daß er sich schon in seiner Jugend dem Lehrgedichte zuwandte. Als er sich bei seinem Freunde Hamilton in Holstein aufhielt, verfaßte er, erst 24 J. alt, das „Trostgedicht in Wiederwertigkeit des Kriegs", das er erst später herausgab (1633). Es ist dieses, als poetisches Werk betrachtet, noch weniger genügend, als seine späteren Gedichte der gleichen Gattung, da es in der That nur eine logisch strenge Entwickelung

einer Reihefolge von Gedanken über den Krieg und das von demselben herbeigeführte Elend ist, dem sich die Darstellung der Trostgründe anschließt, die dem Menschen die Kraft geben können, dieses Elend mit Hingebung zu ertragen. Diese Gedanken selbst sind freilich an sich schön und gut, sie zeugen von vaterländischer Gesinnung und von dem frommen Geiste des Verfassers; aber es fehlt dem Vortrag alle poetische Wärme, und wir vernehmen eher den Redner, der die einzelnen Gedanken zerspaltet, als den Dichter, der sie zur wirkungsvollen Anschaulichkeit zu bringen sucht. Selbst der einzelne Ausdruck ist oft prosaisch und matt, ja er streift oft an das Niedrige und Triviale, was auch in seinen späteren Gedichten nicht selten der Fall ist, und übrigens selbst bei den größeren Dichtern Flemming und A. Gryphius nicht selten unangenehm berührt. Am gelungensten ist noch die Schilderung der Gräuel, welche der Krieg mit sich bringt, da sie auf Anschauung und Wahrheit beruht, aber auch da sinkt die Sprache oft tief herab, und das Ganze ist überhaupt noch nicht von dem geschmackvollen Sinn erfüllt, in welchem der größte Werth seiner späteren Werke besteht. Die Gedichte „Zlatna oder von Ruhe deß Gemüths" (1623) und „Bielguet" (1629) lehnen sich an Schilderungen der im Titel benannten Oertlichkeiten, an welche der Dichter die Gedanken anreiht, welche ihm der Aufenthalt in jenen Gegenden erweckte. „Zlatna" ist seinem Hauptgedanken nach ein Gegenstück zum „Trostgedicht"; wie er in diesem dargethan hatte, daß man auch in den unglücklichsten Zeitverhältnissen bei frommer und gottergebener Gesinnung zum innern Frieden gelangen könne, so wollte er im „Zlatna" darstellen, daß man an jedem Orte zufrieden leben könne, wenn man nur Gemüthsruhe besitze; diese aber erwerbe man sich am leichtesten in der Einsamkeit des Landlebens, das er nun dem Leben in Städten und an Höfen entgegensetzt (1). Die Schilderungen des Landgutes Zlatna in Siebenbürgen und der genannten Lebensverhältnisse geben dem Ganzen Leben und Bewegung, indem sie zugleich die moralischen Betrachtungen heben, die sich durch das Ganze ziehen, ohne daß der Dichter hiebei einen strengen Gedankengang beobachtete, während dies im „Bielguet" mehr der Fall ist. Er beginnt darin nämlich mit der Schilderung der verschiedenen Leidenschaften, welche die Menschen bewegen; die Einen streben nach Reichthum oder nach Ehr und Würden. Andre halten die Schönheit oder die Sinnenlust für das Wünschenswertheste. Alles dieses aber, fährt er fort, kann das wahre Glück nicht begründen, das nur im tugendhaften, von keiner Leidenschaft getrübten Leben besteht. Wir sehen, daß sich in diesen Gedichten, denen wir noch das „Lob des Feldlebens", eine Umschreibung der bekannten Horazischen Ode, beifügen können, die Hauptgedanken eben so wiederholen, wie die Art und Weise der Ausführung, und in der That hatte Opitz im Ganzen auch einen nur beschränkten Kreis von Ideen, und da er diese zum großen Theil seinen griechischen und römischen oder französischen und holländischen Vorbildern verdankte, aus denen er eine Menge von bedeutenden Stellen seinem Gedächtnisse eingeprägt hatte, die sich ihm stets wieder darboten, so mußte dies Wiederholungen erzeugen, die auch häufig unangenehm berühren. In keinem Gedicht ist aber der Einfluß, namentlich alter Dichter, sichtbarer, als in dem „Lobe des Kriegsgottes", welches zudem ganz verfehlt ist, da der Dichter offenbar zwischen Ernst und Ironie schwebt, so daß man nicht recht weiß, wie das Gedicht eigentlich aufzufassen ist. Der „Vesuvius" ist zwar auch mit viel zu viel Gelehrsamkeit ausgestattet, die so sehr auf dem Gedichte lastet, daß der Verfasser sich veranlaßt sah, einen weitläufigen Commentar mit Erklärung der schwierigen Stellen und Verweisungen auf die benutzten Schriftsteller sogleich mitten in den Text einzufügen; und insbesondre machen die Versuche, die Ursachen der vulkanischen Erscheinungen zu erklären, eine unangenehme Wirkung: allein es ist dieses Gedicht in Bezug auf die Anlage doch den übrigen vorzuziehen, von denen es sich dadurch zu seinem Vortheile unterscheidet, daß nicht die moralische Betrachtung, sondern die Schilderung die Grundlage des Ganzen bildet. Es ist auch deshalb merkwürdig, weil es das erste beschreibende Gedicht in der deutschen Literatur ist; und es ist um so auffallender, daß er hierin wenig Nachfolger fand, als gerade die beschreibenden Stellen am meisten Werth haben.

In demselben Geiste, wie das Lehrgedicht, behandelt Opitz auch die Episteln, deren er eine ziemliche Anzahl dichtete. Sie sind zum Theil an Freunde, meistens aber an Große gerichtet, und da er in ihnen entweder seine Ansichten über die Poesie und ihre Behandlung, überhaupt über die literarischen Zustände seiner Zeit (2) spricht, oder seine Verhältnisse zu den Fürsten und Herren berührt, zu denen er in Beziehung stand, so gewähren sie mannigfaches Interesse, und sind für die Beurtheilung seines sittlichen, wie seines dichterischen Charakters von Bedeutung.

1. Aus „Zlatna". (Das Stadt- und Landleben.)

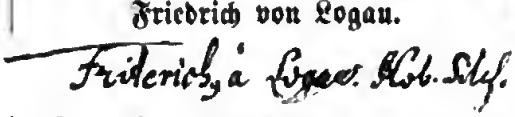
O wol demselbrn, wol, der so kan einsam leben,
Vnd seine ganze Zeit den Feldern hat gegeben,
Liebt nicht der Städte Lust vnd jhren falschen Schein,
Da offt zwar pflegt mehr Geld, doch auch mehr Schuld zu seyn!
Er darff sein Hütlein nicht stets in der Hand behalten,
Wann er nach Hofe kömpt, vnd für der Thür erkalten,
Eh' als der Audienz (Verhör ist viel zu schlecht)
Jn wegen bringen kan vnd ungerechtes Recht.
Da pralrt einer her mit grossen, weiten Schritten,
Der, wann ein guter Mann jhn hat vmb was zu bitten,
Der besser ist, als er, vnd vielmehr weiß vnd kan,
So siehet er jhn kaum halb vber Achsel an,
Vnd fertigt jhn labi ab. Bald trifft sich eine Stundr,
Wann niemand drauff gedenckt, so gebt er selbst zu Grunde,
Vnd seine Pracht mit jhm: es pflegt nun so zu gehn.
Man muß hier, wie es kömpt, bald liegen vnd bald stehn:
Noch bleiben sie sich auf vnd dörffen sich erheben,
Als jeder, gebe Gott, mupt' jhrer Gnadr leben,
Verbeingen mit Pancket vnd Spielen jhre Zeit,
Vnd mangelt jhnen nichts, als bloß die Frömmigkeit.
Das weiß ein Feldmann nicht, vnd wns die Stätte haben,
Da der ein Weib jhm freyt, ein andre läßt begraben.
Der täufft, der weint, der lacht, die meisten suchen Geldt,
Vnd wann es funden ist, so muß es in die Welt.
Da sieht man eine Fraw, die, jhren Mann zu schonen,
Der ohne diß schwach ist, den Knechten pflegt zu lohnen,
Vnd gibt vmbsonst hinweg das, was jhr dennoch bleibt,
Vnd was man weiter noch in solchen Oertern treibt,
Da List, da Hurerey, da schweren, schelten, fluchen
Gemeine Sachen sind, da nichts ist, als besuchen,
Als tieffe Reverenz, die nicht von Hertzen kömpt;
Da riner dem sein Gut, vnd der dem andren nimbt.
Das weiß ein Feldtmann nicht! Die grawsame Trompettr
Noch auch der Trummel Schall jagt jhn nicht auß dem Bettr,
Wie er noch bald voll Schlaff muß auff die Wälle gehn
Auß seines Weibes Schoß, vnd in der Rüstung stehn.

Er schwebt nicht auf der See, da Himmel, Wind vnd Wellen
Ein armes schwaches Schiff faſt ſtürtzen zu der Höllen,
Vnd ſtoſſen an den Grund. Er ehret den Herren nicht,
Der offtmals wenig hält vnd dennoch viel verſpricht.
Sein thun iſt ſchlecht vnd recht: man ſieht jhn niemand neiden,
Noch an des Nechſten Noth die falſchen Augen weyden;
Nicht wündſchen, was jhm fehlt, iſt ſeine gantze Luſt,
Lebt auſſer Furcht vnd Troſt vnd iſt jhm wol bewuſt.
Er liebt das grüne Feld für allen andern Sachen,
Kan in der freyen Lufft ſich etwas gröſſer machen,
Vnd faßt jhm friſchen Muth. Da gehen ſeine Küh,
Mit Lämmern vntermengt, inß Graß biß an die Knie.
Der ſchwartze Schäffer ſteht bey einer hohen Linden,
Gelehnet auff den Stab, vnd ſchneidet in die Rinden
Der Liebſten Namen ein; bald ſchwingt er in die Hoh
Ein trewes Hirtenlied von ſeiner Galathee.
Nicht allzuweit darvon da ſieht er ſeine Stutten
Bar Geilheit luſtig ſeyn, vnd nagen an den Ruthen;
Dann geht er ferner auch zu ſeinen Bienen hin,
Schawt, wie zwey grimme Heer offt an einander ziehn,
Vnd vmb des Nachbars Klee ſich bey den Stöcken zancken,
Die voller Honig ſind, führt nachmals ſeine Rancken
Vnd junge Reben auff. Indeſſen kömpt ſein Weib,
Die nicht nach Biſam reucht, vnd jhren ſchnöden Leib,
Wie falſcher Wahr geſchieht, vollauff an allen Enden
Hat prächtig außgebutzt; ſie trägt in jhren Händen,
Die geeb durch Arbeit ſind, von grünem Majoran
Vnd Roſen einen Krantz vnd krönet jhren Mann.
Bald ſetzt ſie ſich mit jhm bey einem Walde nieder,
An dem ein ſchönes Quell mit Rauſchen hin vnd wieder
Fleußt, heller noch als Glaß. Der leichten Vögel Schar
Springt auff den Aeſten vmb, der grüne Specht, der Star,
So affte reden lernt. Die Nachtigall vor allen
Singt dem, der ſie ernehrt, vnd jhnen zu gefallen;
Die Lerche ſchreyt auch: Dir, Dir, lieber Gott allein
Singt alle Welt, Dir, Dir, Dir will ich danckbar ſeyn!
In deſſen ſchleicht der Schlaff, der Mittler aller Sachen,
Durch ihre Glieder ein, vnd wann ſie dann erwachen,
Daß nun die Sonne faſt zu Galde gehen ſoll,
So führet ſie jhn heim vnd ſetzt den Tiſch bald voll
Mit Speiſen, die ſein Hoff vnd Landgut ſelber träget:
Ein Eyer aber drey, die jetzt erſt ſeyn geleget,
Die Henne ſelbſt dazu, ein friſches Haſelhun,
Nach dem die Bürger ſanſt die Finger lecken thun;
Ein Lamb, das heute noch lieff neben ſeiner Mutter,
Den feſten Rom der Milch vnd Quittengelbe Butter,
Vnd Käſe neben bey, wie Holland ſelbſt kaum hat,
Auch Obſt, das ſonſten iſt ſo thewer in der Statt.
Diß hat er vnd noch mehr; iſt, was er kan verdäwen,
Legt ſein jhm ſelber vor, darff ſich mit nichten ſcheuen,
Obgleich er auff den Tiſch die Ellebogen ſtützt,
Vnd mit mit ſteiffer Bruſt, wie eine Jungfraw, ſitzt.
Dann faſſet er den Krug mit allen beyden Händen,
Teincket ſeinen Fernewein, biß daß er auß den Lenden
Deauf Athem holen muß; iſt gäntzlich vnbedacht,
Das nicht ein guter Freund jhm etwas beygebracht:
Der reiſſende Merenr vnd das, ſo jungen Pferden
An jhren Stirnen hängt, wann ſie geboheen werden,
Das bleiche Wolffeskraut, vnd was von Gifft das Landt
Bey vnſerm Pontus trägt, iſt Dörffern vnbekandt.
Dann macht der Wirth ſich erſt auß Mudigkeit zu Bette:
Sie ſpinnt mit dem Geſind' indeſſen vmb die Wette,
Vnd netzt die Finger wol, biß ſie auch allgemach
Das Haupt legt auff die Bruſt, vnd folgt dem Manne nach.

2. An Herrn Zinegrefen.

AGht alſo, liebſter Frennd! Du läſſeſt dich die Zeiten,
Dir Sitten, dieſen Grimm der Kriege nit beſtreiten,
Vnd da das Vatterland Verfolgung leyden muß,
Bringſt du es wiederumb durch Schreiben auff den Fuß,
Saqſt, was diß edle Volck für ſchöne Geiſter trage,
Suchſt nach ihr kluges Wort auff eine kluge Frage,
Daß künfftig keiner nicht, wie etwan Welſchland thut,
Sich vbereeden darff, daß gar zu kaltes blut
Bey vnſern Knochen ſey, vnd etwan ein Geſtirne
Vom newen Zembla her vns härte das gehirne,
Damit es weiter nicht gedencke, dann es ſieht.
Mars, wute, wie du kanſt, die güldne ſprache blüht
Bey deinem eiſen auff. Ich weiß, viel edle ſinnen
(Dich, Zinegreff, ſonderlich), die beſſer ſchreiben konnen,
Als Länder, die bißher ihr votck hinauß geſandt,
Zu fechten wider vns, dem wol die Teutſche hand,
Wo Gott wil vnd die zeit, den Lohn ſoll wider geben.
Du höreſt niemals auff, beherzt zu gegen ſtreben
Der wilden Barbarey, vnd läſſeſt vngefragt,
Was dieſer oder der vor Vrtheil von vns ſagt,
Dem ein gelehrtes buch ein Dorn iſt in den augen.
Soll mir der Harm das blut auß allen adern ſangen,
Wann hier ein Eſelskopff, der nichts verſteht noch kennt,
Und alle Tugend haßt, mich den Poeten nennt,
Vnd ſchertzt mich, wie er meint? Ich wolte, daß ich's were!
Weil ich nun nicht ſeyn kan, was ich zu ſeyn begehre,
So kräuckt mich's, daß ich nicht deß Lobes würdig bin,
Das jemand mir für ſpott gedencket anzuziehn.
Es iſt hier nicht genug, die arme Rede zwingen,
Die ſtunen vber halß vnd kaff in reyme beiugen,
Der wörter hencker ſeyn: wer nicht den himmel fühlt,
Nicht ſchaeff vnd geiſtig iſt, nicht auff die Alten zielt,
Nicht jhre ſchrifften kennt, der Griechen vnd Lateiner,
Als ſeine Finger ſelbſt, vnd ſchawt, daß jhm kaum einer
Von jhnen auffen bleibt, wer die gemeine bahn
Nicht zu verlaſſen weiß, iſt zwar ein guter Mann,
Doch nicht auch ein Poet. Es iſt ſich zu beſorgen,
Weil allbereit bey vns faſt alle newe morgen
Ein newer Tichter wächſt, daß dieſe ſchreibeiucht
Der ſprache Zierligkeit wird wider in die Flucht
Verjagen, als zuver. Es ſagt mirs kein Prophete,
Hier ſeh ich's zu Pariß, da Ronſard nicht Poete
Mehr heiſſet, wie vorhin, da Bellay betteln gebt,
Da Bartas vnklar iſt, da Maret nicht verſteht,
Was recht Franzöſiſch ſey, da Jodel, da Baif
Nicht alſo reine ſind, wie jetzt der newe Grieff
Vnd Hoſemuſter wil. Heißt dieſes nicht entlauffen
Dem waſſer, wa es quillt, vnd aus der Pfütze ſauffen?
Wer nie geſegelt hat, will nit beym ruder ſeyn;
Wer keinen arzt nicht gibt, der gibt auch keinem rin;
Wer nicht zu ſpielen weiß, der läſt den ball doch liegen;
Er nimpt den degen nicht, wer nicht vermeynt zu ſiegen.
Hier ſchreibt, wer hände hat: weiß einer ſonſt nichts mehr,
Es muß der Teutſche her, der ſäufft ihm gar zu ſehr,
Iſt nüchtern nicht ein nare. Wird endlich doch der menge
Der Reymen ſchon die Pfalz, der wette baw, zu enge,
Es ſind von ſolcher laſt die beyden Brücken ſchwer:
Der große Henrich ſelbſt ſieht zaenig vber her,
Vnd denckt, ſoll dieſer ſchwarm noch mehr im ſchwange gehen,
So wird er lenger kaum darzwiſchen ſicher ſtehen.
Du Außzug der natur, O Statt, der erden liech,
Der Weißheit Sangerin, ich meyne gäntzlich nicht
Die hochberühmbte Schar, die an der Seyne Strande
Ihr die gelehrte Welt macht mit der Weißheit Pfande
Zu einer Schuldnerin, die theiles ſelber ſchreibt
Vnd theiles embſig ſchawt, daß nichts dahinten bleibt
Von büchern, die vorher im finſtern mit den ſchaben
Vnd Motten Krieg geführt, vnd nie geſehen haben
Van tauſend Jahren her den angenehmen Tag.
Ich halte mir es doch, daß ich mich letzen mag.
Mit jhrer Gegenwaet. Mein rechter Eyſer brennet
Nur wider dieſes Volck, das ſich Poeten nennet
Bey dir vnd auch bey vns, an welchem vmb vnd an
Za nichts Poetiſch iſt, als daß es lügen kan.
Doch laßt nns dieſe peſt der ſprachen vnvertrieben:
Kein Veeß vom Baeius vnd Mevius iſt blieben;
Der Venuſiner Schwan, der Preiß von Mantua,
Vnd Naſo vnd Catull, die ſind noch alle da.
Laß du, O Zinegref, auch den guten Zweck nicht liegen,
Zu helffen, wie du thuſt, das Finſteennüß beſiegen,
Das teutſcher reden ziehr bißher vmbhüllet hat.
Keiegt gleich ein Neſſelſtrauch bey roſen ſeine ſtat,
So blühen ſie gleichwol. Wir wollen nicht bedencken,
Daß träge Hummeln ſich an dieſen Bienſtock hencken.
Ein Cörper bleibet doch, ob gleich deß Schattens Schein
Mich gröſſer macht, als er. die Zeit ſoll Richter ſeyn.

Friedrich von Logau.



Der größte Epigrammendichter der Deutſchen, Friedrich von Logau, wurde im Juni 1604 zu Naſſebrockut bei Nimptſch geboren. Von ſeiner Jugend und dem Wege ſeiner Bildung iſt uns Nichts bekannt; jedenfalls aber beſuchte er die Hochſchule, um ſich der Rechtswiſſenſchaft zu widmen, da er

ſpäter Kanzleirath bei dem Herzog Ludwig von Brieg wurde und in der nämlichen Eigenſchaft bei demſelben verblieb, als dieſer das Fürſtenthum Liegnitz übernahm. Aus ſeinen Gedichten läßt ſich entnehmen, daß er zweimal verheirathet war und einige Kinder hatte, ſonſt iſt aber über ſeine Lebensverhältniſſe nichts Näheres bekannt geworden, als daß er im J. 1618 unter dem Namen des „Verkleinernden" in die Fruchtbringende Geſellſchaft aufgenommen wurde. Er ſtarb in Liegnitz den 5. Juni 1655.

Logau hat zwar auch größere Gedichte geſchrieben, die an ſich alle Beachtung verdienen, und ſowohl für die nähere Kenntniß ſeines Charakters als Menſch und als Dichter, als auch für die Sittengeſchichte von Werth ſind, und ſo iſt z. B. „Die aufgeweckte Chimära" höchſt bedeutend, in welcher die allmähliche Entwickelung des 30jährigen Kriegs veranſchaulicht, wie er zuerſt ein Löwe und „Deutſchland noch Deutſch" war, wie er dann, da man nur auf Raub und Plünderung dachte, zur „Ziege" wurde, die mit ſcharfem Zahn Alles zernagt, zuletzt zum „Drachen" wurde, der „ins Teuffels Art" Alles, „was nur menſchlich iſt, verwirfft, verbannt, veracht". Allein es treten dieſe Gedichte im Ganzen doch vor ſeinen Epigrammen ſo ſehr zurück, und ſie haben überhaupt ſo wenig Eigenthümliches, daß wir ſie füglich mit Stillſchweigen übergehen können, um ſo mehr, als ſeine „Sinn-Getichte" auch jene Seiten reichlich vertreten; auch war er ſelbſt ſo ſehr von der größeren Bedeutſamkeit der letzteren überzeugt, daß er ſie nur gelegentlich jenen beigefügt hat und mehrere ſogar zu den Sinngedichten rechnet. Und in der That hatte er ein ſo entſchiedenes Talent für das Epigramm, daß ſich ihm jeder Gedanke, jeder Einfall, jede Anſchauung gleichſam unwillkürlich zu einem ſolchen geſtaltete, wie denn der Stoff, den er behandelte, höchſt mannigfaltig iſt. Freilich ſind unter der außerordentlich großen Menge von Epigrammen, die er gedichtet (es ſind deren über vierthalbtauſend *), ſehr viele, die durchaus werthlos ſind, und weder durch ihren Inhalt, noch durch ihre Form befriedigen. Namentlich findet ſich eine große Anzahl, deren Darſtellung mangelhaft genannt werden kann. Denn wenn er ſich auch nach Opitz gebildet hatte, deſſen Verdienſte um die Veredlung der Sprache er dankbar anerkannte und den er als Dichter, wie ſeine ganze Zeit, zu hoch ſtellte (30), ſo bemühete er ſich keineswegs, die von demſelben aufgeſtellten Geſetze genau zu befolgen; er ließ ſich meiſtens gehen, und ſo erſcheint ſeine Darſtellung gar häufig nicht bloß vernachläſſigt, ſondern ſogar ſteif und unbehelfen, namentlich in denjenigen Stücken, welche in Alexandrinern oder in achtfüßigen Trochäen geſchrieben ſind, während die in kurzen Reimen abgefaßten Sprüche meiſtens wenig zu wünſchen übrig laſſen. Aber auch in jenen andern Epigrammen iſt oft die Darſtellung muſterhaft, und insbeſondere iſt die Kraft und Schärfe des Ausdrucks zu bewundern; aber auch leichte Anmuth iſt ihm nicht fremd.

Logau lehnt ſich mit einem großen Theile ſeiner Epigramme an den volksthümlichen Spruch der früheren Zeiten, viele, und darunter die beſten, ſind in Form und Inhalt ganz in der Weiſe jener alten Sprüche gehalten (1—10), und wie ſpäter manche der ſeinigen zum Allgemeingut und als ein Eigenthum des ganzen Volks ohne ſeinen Namen gedruckt und wieder gedruckt wurden *), ſo mag er wohl ſelbſt auch ſchöne alte Sprüche der Vergeſſenheit entriſſen haben; ebenſo hat er auch viele Sprichwörter unter ſeine Sinngedichte aufgenommen, und ſie, wie ſpäter auch Göthe that, entweder nur der Sprache ſeiner Zeit angepaßt oder ſich durch völlige Umgeſtaltung des Ausdrucks ganz angeeignet (7. 11. 12). Ja es lag ihm die volksthümliche Darſtellung ſo ſehr nahe, daß er ſogar öfters die Priamelform nachahmt (13). Und im Grunde beruht auch ſeine große Vorliebe zu Bildern und Vergleichungen, durch welche er ſeine Gedanken mit außerordentlichem Glücke zu beleben weiß (5. 14—20), auf dieſer volksthümlichen Richtung. Doch blieb, wie ſchon erwähnt, die neue Kunſt nicht ohne Einfluß auf ſeine Dichtungen, und ſo finden wir ſehr viele Epigramme in den neuen Formen, namentlich im Alexandriner, den er jedoch ſelten mit Geſchick behandelt.

Seine Stoffe ſind äußerſt mannigfaltig; doch laſſen ſie ſich füglich nach zwei Geſichtspunkten betrachten: ſie behandeln nämlich entweder allgemeine Verhältniſſe des innern und des äußern Lebens oder die beſondern Zuſtände ſeiner Zeit. Jene erſte Gattung iſt, wie natürlich, zahlreicher vertreten, ſchon deshalb, weil auch die Ueberſetzungen oder Nachahmungen fremder Dichter darunter begriffen ſind, die übrigens nicht ſehr zahlreich ſind, weil er wohl ſelbſt einſehen mochte, daß ihm das Geſchick hiezu ganz abging, während ihm die Darſtellung um ſo beſſer gelang, je mehr der dargeſtellte Gedanke aus ſeinem eigenen Innern hervorgegangen war. Dies iſt vor Allem in den Sinngedichten der Fall, in welchen er die Schätze ſeiner Erfahrung niederlegt und Lehren der Weisheit ertheilt (16. 17. 32. 56—58), deren Anzahl ſo groß iſt, daß er ſich wohl vorzüglich mit Bezug auf dieſelben Salomo genannt, und zu denen auch diejenigen gerechnet werden können, welche das Verhältniß des Menſchen zu Gott, überhaupt ſeine Anſichten über Religion und Kirche ausſprechen, die ſowohl von ſeiner ungeheuchelten, innigen Frömmigkeit und ſeiner Glaubenstiefe, als von ſeiner freien, aller Heuchelei und pfäffiſchen Zankſucht abholden Geſinnung zeugen (5. 14. 59. 61—67). Alle dieſe Epigramme oder vielmehr Sprüche ſind zwar geiſtreich in Gedanken und Wendungen, aber, wie es ſich nach dem Stoff von ſelbſt verſteht, nicht witzig; ſie ſind aus dem lebendigen Gefühl des Dichters hervorgegangen, und wenden ſich ausſchließlich an das Gemüth. Logau iſt jedoch im witzigen Epigramm eben ſo groß, als im reinen Spruch, und er iſt in dieſer Art eben ſo ſcharf und ſchneidend, als er in jener mild und gemüthlich iſt, und beide Gattungen ſind ſich nur darin gleich, daß in allen die tüchtige, redliche Geſinnung gleich kräftig hervortritt. Denn in ſeinen ſatyriſchen Epi-

*) Die von ihm herausgegebene Sammlung führt den Titel: „Salomons von Golaw Deutſcher Sinn-Getichte Drey Tauſend". (Breſl., wahrſcheinlich 1654), allein das zweite Tauſend hat eine, und das dritte zwei Zugaben von zuſammen 553 Stücken, welchen noch 5 größere (unzezählte) Gedichte beigefügt ſind. Das erſte Hundert derſelben hatte er ſchon früher (1638) bekannt gemacht.

*) So ſtehen in der Sammlung des Burgdorfer Buchbinders Hans Rud. Grimm unter alten Sprichwörtern und Sprüchen mehrere von Logau (5); auch in der Sammlung von Schill kommen ziemlich viele vor (5. 21.)

Digitized by Google

grammen, in welchen er vorzugsweise die politischen und sittlichen Zustände seiner Zeit behandelt, beurkundet sich nicht nur der nämliche Adel der Gesinnung, dasselbe tiefe Gefühl für Wahrheit und Sittlichkeit, wie in seinen Sprüchen, es spricht sich darin auch die wärmste Vaterlandsliebe und ächter Freiheitssinn aus. Die unglückliche Zeit des 30jährigen Kriegs und die noch trostlosere des nachfolgenden Friedens erfüllte ihn mit dem lebendigsten Schmerz, aber auch mit edlem Zorn, den er in scharfen Worten aussprach. Vor Allem trauerte er über den tiefen Verfall der Sitten seiner Zeit und seines Volks (13. 24—31), dessen hauptsächlichste Quelle er mit seinem ungetrübten Blick in der Selbstsucht und in der Nachahmung der Fremden, namentlich der Franzosen, erkannte, weshalb er seine schärfsten, bittersten Worte gegen dieses traurige, alles Nationalgefühl vernichtende Unwesen richtet (20. 31—36). So sehr er über das Elend trauert, das der verderbliche Krieg, den selbst „die Vergessenheit nicht vergessen kann", über sein Vaterland brachte, so schmerzt ihn der schmachvolle Friede doch noch mehr, der Deutschland so tief herabwürdigte, und nur den Fremden Vortheil brachte (26. 35—39). Gerade aber wenn er am bittersten ist, tritt seine warme Vaterlandsliebe recht lebendig hervor, und dies nicht bloß, wenn er durch Hohn zur Erhebung aufstachelt und hiebei an die Vorfahren erinnert, sondern auch selbst, wenn er an der Möglichkeit besserer Zustände trostlos verzweifelt (20. 22. 27. 31. 40—42). Wie sein Vaterland und sein Volk, so liebt er auch die Muttersprache, deren Vorzüge er lebendig fühlt, weshalb er sowohl die freilich schwachen Verdienste der Sprachgesellschaften um die Reinheit der Sprache mit Dank anerkennt, als auch die Sprachverderber geißelt (33. 43—45), unter welchen er übrigens auch die Neuerer und namentlich Zesen versteht, den er in einem eigenen Epigramm wegen seiner verfehlten Wortbildungen verspottet.

Nebst dem Kriege und dessen Folgen waren die Fürsten und die Höfe eine Hauptquelle des Elends, dem Land und Volk erlag; Logau, der selbst an einem Hofe lebte, fühlte es tief, wie schwer die Fürsten auf dem Volke lasteten, und obgleich er von einem solchen abhing, sprach er sich doch auch hierüber mit aller eines edlen Charakters würdigen Freimüthigkeit, ja selbst mit Schärfe aus, und er tadelt nicht bloß die Heuchler und Schmeichler, welche die Fürsten verderben, sondern auch diese selbst, denen er zu sagen wagte, daß sie nur des Volks wegen da seien und sich als dessen Knechte betrachten müßten, wenn sie anders ihrem hohen Beruf entsprechen wollten (46—54). Vielleicht zeigt sich aber sein freier, aufgeklärter Sinn noch mehr darin, daß er, der aus einem altadeligen Geschlechte stammte, doch die thörichten Anmaßungen des Adels demüthigte (55), ob wir gleich nicht verbergen dürfen, daß er, wie einige Epigramme beweisen, die Vorurtheile seines Standes nicht ganz zu besiegen vermochte.

So hoch Logau über seiner Zeit stand, so wurde er doch auch hie und da von der herrschenden Sitte fortgerissen, nicht bloß darin, daß er sich öfters Spielereien, z. B. mit Buchstabenversetzungen (40. 54), erlaubte, sondern, was bedeutender ist und wodurch er mit seiner Sittenstrenge in Widerspruch geräth, sehr häufig unzüchtige Stoffe wählt, die er denn auch in derber, oft nur zu derber Sprache darstellt, und es dient ihm daher nicht immer zur Entschuldigung, daß er eben die Sitten seiner Zeit schildern und strafen wollte, wie er zu seiner Rechtfertigung ausdrücklich bemerkt (69). Nur wenn er diese Stoffe in Form von Anekdoten bringt, oder vielmehr wohl volksmäßige Geschichtchen in seiner epigrammatischen Weise erzählt (25), was freilich nicht häufig vorkommt, ist er weniger anstößig. Aber selbst in diesen Verirrungen ist er stets witzig oder geistreich, wie denn überhaupt kaum ein anderer Dichter diese beiden Eigenschaften in so hohem Grade verband, als er. Es gab kein Verhältniß des Lebens, keine Erscheinung der Natur oder der innern Welt des Menschen, die er nicht von einer neuen, bedeutenden Seite angeschaut hätte (25. 29. 41. 59—67), und eben so entdeckte sein unerschöpflicher Witz in allen Gebrechen und Thorheiten der Menschen sogleich das Lächerliche, das er bald gutmüthig verspottete, bald mit dem bittersten Hohn geißelte (21. 23—25. 28. 44. 68).

1. Grabschrifft. (I, 1, 21.)

Da ich solte, kont ich leben,
Da ich lebte, kont ich sterben,
Denn das ewig zu erwerben,
Kont ich sterblich leichte geben.

2. Hoffnung. (I, 1, 22.)

Auff was gutes ist gut warten,
Vnd der Tag kommt nie zu spat,
Der was gutes in sich hat:
Schnelles Glück hat schnelle Fahrten.

3. Prüfe, denn liebe! (I, 1, 37.)

Kenne vor vnd traw nicht bald,
Traw wol hat das Pferd verrieten,
Kenne nicht hat frembde Sitten,
Frühe-zeitig wird nicht alt.

4. Geduld. (I, 2, 74.)

Leichter träget, was er träget,
Wer Geduld zur Bürde leget.

5. Der Sonnen vnd deß Menschen Untergang. (I, 2, 96.)

VNtergehn und nicht vergehn
Ist der Sonnen Eigenschaft;
Durch des Schöpffers Will vnd Krafft
Stirbt der Mensch zum auffstehn.

6. Vermessenheit. (I, 3, 19.)

Zum Wercke von dem Wort
Ist offt ein weiter Ort.

7. Trauen. (I, 3, 92.)

EInem trauen, ist genug,
Keinem trauen, ist nicht klug;
Doch ist's besser, keinem trauen,
Als auff gar zu viele bauen.

8. Menschliche Thorheit. (II, 5, 36.)

Wann keine Thorheit mehr wird seyn,
So wird die Menschheit gehen ein.

9. Die Warheit. (II, 5, 69.)

OB Warheit sich verkrochen,
Die Zeit, die wird sie suchen.
Sie wird sie wol auch finden,
Sie bleibet nicht dahinden.

10. Versuchen. (II, 9, 58.)

EIne Schwachheit gibt an Tag,
Wer versucht vnd nicht vermag;
Eh man was versuchen soll,
Muß man vor sich prüfen wol.

11. Die beste Arzney. (I, 4, 41.)

Freude, Mäßigkeit vnd Ruh
Schleust dem Arzt die Thüre zu.

12. Geld. (III, 2. Zug. 241.)

Wer nichts thut, wo nicht Geld gefellt,
Thut alles, wenn ihm nur kömmt Geld.

13. Heutige Welt-Kunſt. (I, 9, 71.)

ANders ſeyn und anders ſcheinen,
Anders reden, anders meinen,
Alles loben, alles tragen,
Allen heucheln, ſtets behagen,
Allem Winde Segel geben,
Böß- und Guten dienſtbar leben,
Alles Thun und alles Dichten
Bloß auff eignen Nutzen richten,
Wer ſich deſſen wil befleiſſen,
Kan Politiſch heuer heiſſen.

14. Tod und Schlaf. (I, 5, 100.)

Tod iſt ein langer Schlaf, Schlaf iſt ein kurtzer Tod:
Die Noth, die lindert der, und jenes tilgt die Noth.

15. Der May. (II, 4, 34.)

Dieſer Monat iſt ein Kuß, den der Himmel gibt der Erde,
Daß ſie jetzund ſeine Beaut, künfftig eine Mutter werde.

16. Der May. (II, 10, 35.)

Einmal nur iſt May im Jahr; immer lacht das Glücke nicht:
Wer, wann Glücke blühet, trotzt, zuget nach, wann Glücke bricht.

17. Zeit-Folge. (III, 5, 29.)

Wer lieblich ſingen wil, muß fallen bald, bald ſteigen:
Wer ruhig leben wil, muß reden jetzt, jetzt ſchweigen.

18. Die Welt ein Buch. (III, 8, 11.)

DJe Welt iſt ein Buch, ein jedes eine Letter;
Die Länder ſind der Band, die Zeiten ſind die Blätter.
In dieſem findt man mehr bethört, als klinge Sachen,
In dieſem findt man mehr zum klagen, als zum lachen,
In dieſem findt man mehr zu meiden, als zu üben,
In dieſem findt man mehr zu haſſen, als zu lieben.

19. Die Warheit. (III, 1. Zug. 65.)

Wann die Fröſch im finſtern quaqen, zünde nur ein Windlicht an,
Ey, wie werden ſie bald ſchweigen: Warheit ſtillt den Lügenmann.

20. Verwandelung. (III, 2. Zug. 200.)

Daß auß Menſchen werden Wölffe, bringt zu glauben nicht beſchwerden:
Siht man nicht, daß auß den Deutſchen dieſer Zeit Frantzoſen werden?

21. Die ſchamhafftige Zeit. (I, 3, 13.)

SJe ſey ſonſt, wie ſie ſey, die Zeit,
So ſiht ſie doch Verſchämligkeit:
Sie kan die Warheit nackt nicht leiden,
Drum iſt ſie emſig, ſie zu kleiden.'

22. Deutſchland. (I, 5, 18.)

DEutſchland bey der alten Zeit
War ein Stand der Redligkeit,
Iſt jetzt werden ein Gemach,
Drinnen Laſter, Schand und Schmach,
Was auch ſonſten nutz- man ſegt,
Andre Völcker abgelegt.

23. Heutige Sitten. (I, 8, 36.)

WOzu ſoll doch ſein Kind ein Vatee aufferziehn
Bey ſo bewanter Zeit? Er darff ſich nur bemühn,
Daß ſein Sohn keine Schew und kein Gewiſſen hat,
So iſt ſchon alles gut, ſo iſt ſchon allem Rath.

24. Die Natur duldet nichts leeres. (I, 3, 22.)

Der da ſaget, daß kein leer
Irgend wo zu finden wär,
Der hat nicht geſehn ſo weit
In die Beutel vnſrer Zeit.

25. Auff Zwelfligundam. (I, 8, 78.)

ZWelfligunda gieng zur Beicht
Und im trauren gleich vielleicht,
Als der Bfare fragt obngefehr,
Ob ſie eine Jungfer wär,
Sprach ſie: „Ja, ich armes Kind!
Aber wie ſie heuer ſind."

26. Der deutſche Friede. (II, 2, 87.)

WAs koſtet unſer Fried? O wie viel Zeit und Jahre!
Was koſtet vnſer Fried? O wie viel graue Haare!
Was koſtet vnſer Fried? O wie viel Ströme Blut!
Was koſtet vnſer Fried? O wie viel Tonnen Gut!
Ergetzt er auch dafür vnd lohne ſo viel verüben?
Ja! Wem? Frag Echo drum; wem meint ſie wol?
(Echo) den Schweden!

27. Das gewandelte Deutſchland. (II, 6, 27.)

Deutſche Sinnen ſind gefallen, deutſche Reden ſind geſtiegen;
Scheint alſo, man laß an Worten mehr als Thaten ihm genügen.

28. Franckreich. (II, 8, 59.)

Franckreich hat es weit gebracht, Franckreich kan es ſchaffen,
Daß ſo manches Land vnd Volck wird zu ſeinen Affen.

29. Fremde Tracht. (II, Zugabe, 177.)

Alamode-Kleider, Alamode-Sinnen:
Wie ſichs wandelt nuſſen, wandelt ſichs auch innen.

30. Fremde Kleidung. (III, 1, 20.)

DEutſch zu reden, deutſch zu ſchreiben, ſind die Deutſchen jetzt befliſſen;
Wie ſie ſich recht Deutſch bekleiden, können ſie zur Zeit nicht wiſſen,
Biß zum kleiden, wie zum reden, eine Geſellſchafft ſie beſchließen.

31. Die Deutſchen. (III, 2. Zug. 165.)

Die Deutſchen ſind nicht Männiſch mehr, thun Kindern alles nach,
Die, wann ſie etwas neues ſehn, thun töhlich, thumm und zach.

32. Selbſt-Erkäntnüß. (II, 2, 5.)

Wilſtu fremde Fehler zählen, heb an deinen an zu zählen:
Iſt mir recht, dir wird die weile zu den fremden Fehlern fehlen.

33. Deutſche Sprache. (I, 3, 57.)

DAs deutſche Land iſt arm, die Sprache kan es ſagen,
Die jetzt ſo magee iſt, daß ihr man muß zu tragen
Auß Frankreich, was ſie darf vnd her vom Liber-Strom,
Wo vor Latein ſtarb auch mit dir, UnRömiſch Rom.
Jnm Theile ſchickts der Iber, das andre wird genommen.
So gut es wird gezeugt, vnd auff die Welt iſt kommen
Durch einen Gerne-Klug der, wenn der Geiſt ihn rürt,
Jetzt dieſes Prale-Wort, jetzt jenes rauß gebiert.
Die Muſen mückten zwar durch kluge Lichter-Sinnen,
Das Deutſchland ſolte deutſch vnd artlich reden künnen,
Mars aber ſchifft es ab, vnd hat es ſo geſchickt,
Daß Deutſchland iſt Blut-arm, drum geht es ſo geſtickt.

34. Die deutſche Sprache. (II, 8, 50.)

Iſt die deutſche Sprache rauh? Wie daß ſo kein Volk ſonſt nicht
Von dem liebſten Thun der Welt, von der Liebe lieblich ſpricht?

35. Gereiſete. (I, 3, 10.)

Die Deutſchen zohen ſtarck in Franckreich, nicht zu geben
Auff dieſer Sprache Laut vnd auff der Leute Leben;
Frantzoſen ziehn jetzt ſtarck in vnſer Deutſchland auß,
Zu rauben vnſer Gut, zu nemen vnſer Haus.

36. Frantzöſiſche Kleidung. (I, 9, 83.)

DJeuer trugen in gemein ihrer Herren Liverey:
Sells dann ſeyn, daß Franckreich Heer, Deutſchland aber Diener ſey?
Freyes Deutſchland, ſcham dich doch dieſer ſchnöden Kriecherey!

37. Frieden-Hindernüß.

Ey, es wird bald Friede ſeyn! Freue dich, du deutſcher Man:
Miß-vertraun und Eigen-nutz, ein Paar Wörtlein ſtehn nur an.

38. Der deutſche Krieg. (II, 9, 23.)

Was hat doch bracht das deutſche Kriegen?
Daß wir nun ruhn, weil wir ja liegen.

39. **Ungelegenheit deß Krieges.** (III, 9, 35.)

Der Drang, den Krieg vns thut, der war alſo gethan,
Daß die Vergeſſenheit ihn nicht vergeſſen kan.

40. **Teutſchland, verſetzt Schenlandt.** (I, 3, 52.)

EJn Schenland biſt du jetzt, O liebes Teutſchland, worden,
Durch Zorn, Neid, Krieg, Gewalt, durch rauben und durch morden,
Ein jeder ſcheut ſich nun, in dich zu bauen ein,
Weil mehr kein Menſch in dir, nur lauter Teuffel ſeyn.

41. **Der alten Teutſchen Schrifft.** (III, 3, 39.)

DEr Teutſchen jhr Papier
War jhres Feindes Leder;
Der Degen war die Feder,
Mit Blute ſchrieb man hier.

42. **Die blühende deutſche Sprache.** (II, 3, 7.)

DEutſchen ſind ſo alte Leute,
Lernen doch erſt reden heute,
Wann ſie lernen doch auch welten,
Wie recht deutſch ſie handeln ſollten.

43. **Dir deutſche Sprnche.** (III, 5, 67.)

Kan die deutſche Sprnche ſchnauben, ſchnarchen, peltern, donnern, krachen,
Kan ſie doch auch ſpielen, ſcherhen, liebeln, gütteln, kürmeln, lachen.

44. **Jhrzen.** (III, 2. Zug. 196.)

Jſts deutſcher Art gemäß, mit Werten ſo zu ſpielen?
Wir heißen Einen „Jhr", vnd reden, wie mit vielen.

45. **Vom Opitio.** (II, Zugabe, 133.)

Jm Latein ſind viel Poeten, immer aber ein Virgil·
Deutſche haben einen Opitz, Tichter ſonſten eben viel.

46. **Schalcks-Narren.** (I, 5, 35.)

Ein Herr, der Narren hält, der thut gnr weißlich dran,
Weil, was kein Weiſer darff, ein Nurr jhm ſagen kan.

47. **Hofe-Künſte.** (I, 7, 91.)

Künſte, die zu Hoff im Brauch,
Wolt ich, dünckt mich, künnen auch,
Wann nur eine mir welt ein,
Nämlich vnverſchämt zu ſeyn.

48. **Wilſtu ſeyn bei Hofe da?**
Sy ſo lerne ſprechen: JA! (I, 8, 42.)

Viel Sprachen reden künnen ziert einen Hofemann;
Wer, was der Eſel redet, der iſt am beſten dran.

49. **Hofe-Regel.** (I, 9, 75.)

Fürſten wollen keinen Diener, der dn wil, daß Tranck vnd Eſſen
Soll nach Ordnung vnd Vermögen jeyn getheilt vnd abgtmeſſen;
Fürſten wollen keinen Diener, der dn wil vorm verkünden,
Was auff jhr verkehrtes Weſen für Verterben ſich wird finden,
Fnrſten wollen keinen Diener, der da wil, daß jhr Gewiſſen
Sich von allem nrg Beginnen kehren ſoll zu ernſtem Buſſen.

50. **Obrigkeit vnd Unterthnnen.** (II, 1, 51.)

Ob die Untren von den Obren, ob der Untren Obre wegen,
Frnqſtn, ſind? Frag, ob am Hirten ohne Heerd iſt viel gelegen?

51. **Ein König vnd Tyrann.** (II, 2, 63.)

David war ein frommer Hirte, Nimrod ein gewaltſam Jäger;
Fürſten ſollen jeyn deß Volckes nicht Zerſtrener, ſondern Häger.

52. **Eines Fürſten Amt.**

EJn Fürſt iſt zwar ein Heer: im Fall er herrſchet recht,
So iſt er ſeinem Volck als wie ein teener Knecht.
Er dient zu jhrem Heil, er müht ſich, daß er ſchwitzt,
Daß ſein vertrautes Volck gerieg- vnd ruhalich ſitzt.
Er wacht damit ſein Volck kein ſicher ichlafen kan.
Er ſtellt ſich für den Rieß, nimmt allen Anlauff an.
Jſt Nagel an der Wand, daran ein jeder benckt.
Was jhn beſchwert vnd drückt, was reiniget, was drängt.
An Ehren iſt er Herr, an Treuen iſt er Knecht:
Ein Herr, der's anders meint, der meint es ſchwerlich recht.

53. **Eines Fürſten Bewuſt von den {Seinen / Schweinen.** (I, 3, 8.)

JSt deß Fürſten gröſte Tugend, daß er die kennt, die ſind Seine?
Jſt deß Fürſten gröſte Tugend, daß er kennt die wilden Schweine?
Jenes, wil ich feſte glnnben, ſey deß Fürſten eigne Pflicht;
Dieſes, glnnd' ich, ſey deß Förſters, ſey des Fürſten eigen nicht.

54. **Herſchen, verſetzt Schehren.** (II, 8, 39.)

Groſſe Herren, die dn herſchen, mögen ſchehren, nur nicht ſchinden,
Hirten nehmen ſo die Wolle, daß ſie Welle wieder finden.

55. **Adel.** (I, 2, 100.)

HOher Stamm vnd alte Väter
Machen wol ein groß Geſchrey;
Moſes aber iſt Verräther,
Daß dein Urſprung Erde ſey.

56. **Endernng deß Anſchlages.** (II, 10, 91.)

Zu Waſſer muß nach Hauſe, wer nicht zu Lande kan.
Wem ein Rath nicht gelinget, greiff einen andren an.

57. **Ein Weltverſtändiger.** (III, 3, 20.)

Tnpffre Männer ſollen haben was vom Fuchſe, was vom Löwen,
Daß Betrieger ſie nicht fangen, daß ſie Frevler etwas ſcheuen.

58. **Beginnen.** (III, 6, 54.)

Fang alles an nur mit Bedacht, führ alles mit Beſtand:
Was drüber dir begegnen mag, dn nim Geduld zur Hand!

59. **Der Tod.** (II, 1, 15.)

DEr Tod iſt vnſer Vater, von dem vns new empfängt
Das Erdgrab, vnſre Mutter, vnd was in jhr vermengt;
Wann nun der Tag wird kommen vnd dn wird ſeyn die Zeit,
Gebiert vns dieſe Mutter zur Welt der Ewigkeit.

60. **Glnnben.** (II, 1, 100.)

Lnthriſch, Päbſtiſch vnd Calviniſch, dieſe Glauben alle drey
Sind verhanden, doch iſt Zweiffel, wo das Chriſtenthum dann ſey.

61. **Der Köhler-Glaube.** (III, 2, 85.)

Was die Kirche glauben heiſt, ſoll mnn glauben ohne wancken:
Alſo darff man weder Geiſt, weder Sinnen, noch Gedancken.

62. **Der Morgen.** (II, 8, 77.)

Vom Bette ſteh ich auff auß meines Leibes Ruh:
Gib Gott, daß ich vom Grab erſteh dem Himmel zu.

63. **Der Mittag.** (II, 8, 78.)

Dein Wort, HErr, ſcheint ſo klar, als wol kein Mittags-Licht;
Hilff, daß es mich erleucht vnd alle Blindheit bricht.

64. **Der Abend.** (II, 8, 79.)

Der Abend kümmt bernn, ich geh dem Tode zu:
Gib Gott, daß, wann er kümmt, ich nichts verbotnes thn!

65. **Die Nacht.** (II, 8, 80.)

Der Schlaf gibt neue Krafft; hilff, daß des Grabes Nacht,
O Gott, auf jenen Tnq mich ewig freudig macht!

66. **Poetinnen.** (II, 2, 52.)

Wann Weiber Reime ſchreiben, iſt durelt jhre Zier.
Dnnn jhres Mundes Roſe bringt nichts als Roſen für.

67. **An Rhodiam.** (III, 2. Zug. 24.)

Rhodia, nicht geh ins Feld! Werden Bienen deiner innen,
Wird ſich dein Geſicht vnd Mund jhrer nicht erwehren künnen,
Werden laſſen Reſ' vnd Klee, werden alle Blumen laſſen,
Werden deinen Honig nur, werden deinen Zucker faſſen.

68. Ein geſchmückter Freund. (II, 9, 37.)

Ptochus ruffte ſeinen Freund in der Noth um Beyſchub an;
Dieſer ſchicke ihm Hülffe zu, ſpannet aber Keebſe dean.

69. Von meinen Reimen. (III, 6, 2.)

Ich weiß wol, daß man glaubt, daß einer gerne thu
Das, was er geene jagt, allein es leifft nicht zu:
Die Welt iſt vmgewand. Ich kenne manchen Mann,
An Worten iſt er Mönch, an Thaten iſt er Hahn.
Mein Reim iſt manchmal feech, die Sinnen ſind es nicht.
Der eine Zeug iſt Gott, der andre das Gerücht.
Ich höhne Laſter auß, ich ſchimpffe böſe Zeit,
Dann die macht groſſes Weſen von groſſer Uppigkeit.

Hans Wilmſen Lauremberg.

Die volksthümliche Richtung, die wir in Logaus Sprüchen erkannt haben, tritt noch auf eine viel entſchiedenere Weiſe in den Dichtungen Laurembergs hervor, der dieſelbe ſogar mit Bewußtſein den neuen Beſtrebungen in der Kunſt entgegenſetzte. Hans Wilmſen Lauremberg, im J. 1591 zu Roſtock geboren, machte wahrſcheinlich nach vollendeten Studien größere Reiſen, worauf er Profeſſor der Mathematik in ſeiner Vaterſtadt wurde, die er jedoch ſchon im J. 1623 verließ, als er zum Profeſſor der nämlichen Wiſſenſchaft an die Ritterakademie zu Soroe in Dänemark berufen wurde, wo er im J. 1659 ſtarb.

Laurembergs Ruhm gründet ſich vorzüglich auf ſeine Satyren, die er erſt in ſeinen ſpätern Jahren verfaßt zu haben ſcheint, da er in denſelben von ſeinen grauen Haaren ſpricht. Er veröffentlichte ſie zuerſt unter dem Titel: „De nye poleerte Utopiſche Bockes-Bädel. Entworpen in veer Schertz-Gedichte. In Nedderdütſch gerymet dörch Hans Willmſen L(auremberg) Roſt(ochienſem). Gedrücket in düſſem itzigen Jahr. (O. O. u. J.); die bekanntere Ausgabe: „De veer olde beröhmede Schertz-Gedichte ꝛc. Mit eenem Anhang van etlicken in düſſen Tyden nyen ingeſchlekenen Mißdrücken. Gedrücket in düſſem itzigen Jahr" (1654) iſt ohne Zweifel eine zweite, vermehrte Auflage. In dieſen Gedichten tritt Lauremberg in den entſchiedenſten Gegenſatz zu ſeiner Zeit, deren Geſammtentwickelung er als innig zuſammenhängend betrachtete, weshalb ihm die Quelle des Verderbens nicht bloß in der Sittenloſigkeit, in der Nachahmung fremder Sitten und Trachten, oder in der Miſchſprache lag, ſondern auch in der neuen Kunſtdichtung ſelbſt, deren ausländiſcher Urſprung ſeinem kernhaften und ächt vaterländiſchen Sinn nicht weniger mißbehagte, als jene übrigen Nachäffereien des Auslands. So ſteht er neben Schuppius in ſeinen Beſtrebungen beinahe allein da, und wenn die Bedeutſamkeit eines Dichters ausſchließlich nach ſeinem Einfluſſe auf den Gang der Literatur bemeſſen werden dürfte, ſo würde er eine der untergeordnetſten Stellen einnehmen, denn er blieb zu ſeiner Zeit beinahe ganz unbeachtet, und ſeine Oppoſition gegen die neue Kunſt hatte nicht den geringſten Erfolg. Es muß das Urtheil aber ganz anders ausfallen, wenn man neben dem Talent auch die Richtigkeit der Anſichten in die Wagſchale legt, denn Lauremberg hatte in ſeinem Verlangen, daß die Poeſie vor Allem auf rein nationaler Grundlage ſich entwickeln ſolle, offenbar das vollſte Recht, und ſeine Satyren ſind ſelbſt das ſchönſte Zeugniß dafür. Wir müſſen ſie daher ſowohl wegen ihres Inhalts, als wegen der geiſtreichen und talentvollen Ausführung genauer betrachten.

Schon der Umſtand, daß er ſie in der Mundart ſeiner Heimat ſchrieb, iſt bedeutſam; das Hochdeutſche war ihm der Repräſentant der neuen Kunſtdichtung, er glaubte, daß ſich in demſelben das volksthümliche Element nicht faſſen laſſe. Freilich hatte er darin Unrecht, und vielleicht hätte er größeren Einfluß gewonnen, wenn er nicht in dieſen Irrthum verfallen wäre; aber derſelbe war zu ſeiner Zeit gewiß ſchwer zu vermeiden.

In ſeiner erſten Satyre: „Von der Munſchen itzigen verdorvenen Wandel unde Maneeren", behandelt er daſſelbe Thema, welches Logau in ſo mannigfaltiger Abwechſelung vorführt, die Nachahmung fremder Sitten und Trachten. Die Entwickelung iſt durchaus geiſtreich und ſprudelt von dem witzigſten Humor. Pythagoras, beginnt er, habe einſt die Seelenwanderung verkündigt. Wenn deſſen Lehre wahr ſein ſollte, ſo würde ihm, dem Dichter, die Entſcheidung ſchwer fallen, in welches Thier ſeine Seele fahren ſollte; am liebſten möchte er aber doch ein Schooßhündchen werden, denn da würde er es beſſer haben, als ein armer Menſch, er würde Alles in Fülle bekommen, und auf weichen Pfühlen ruhen oder im Schooß einer Jungfrau, wie es nun der Gebrauch ſei. Als Menſch möchte er am liebſten dem Mittelſtand angehören. Freilich thue ihm auch da die Wahl wehe: ein Kaufmann ſei gar unſicher, ein Zöllner ſei ſchon beſſer, denn die ſeien keine armen Sünder mehr, wie zur Zeit Chriſti, denn:

„Een Armer ys nich rvck, een Sunder heſſt keen Ehr,
Trum ys een Tölner nu keen armee Sünder mehr."

Ein Handwerker ſei am Ende das Beſte, denn Handwerk habe goldnen Boden, und am liebſten möchte er ein Schneider werden, aber keiner von den gewöhnlichen, ſondern ein Schneider von Paris, einer von denen, die auf der Nadelſpitze Ehre und Reichthum erklommen hätten. Wie ſchmeichelhaft wäre es nicht, wenn ein großer Herr zu mir käme, fährt er fort, mich um Rath zu bitten, weil er wohl wüßte, daß die Mode in allen Ländern von mir abhänge. Dies bringt ihn auf die Betrachtung des Einfluſſes, welchen Frankreich auf die deutſchen Sitten ausübt, und er ſpottet beſonders darüber, daß Alles nach Frankreich reiſe, als ob man dort Wiſſenſchaft, Kunſt und Verſtand eſſen und trinken könnte. Er habe, ſchließt er, eine Mode ausgedacht, die ſo lange währen könne, bis der menſchliche Leib eine andere Geſtalt bekomme; allein was heiſe es, wenn ſie auch bei harter Strafe geboten würde: wenn es ſich um die Mode handle, ſei auch die härteſte Strafe bei den Weibern unwirkſam.

In der zweiten Satyre: „Von Alemodiſcher Kleider-Dracht", entwickelt er die ganze Derbheit ſeines Humors, und man muß geſtehen, daß die Modethorheiten nicht beſſer, nicht ſchneidender gezüchtigt werden konnten, weshalb man es ihm wohl verzeihen kann, wenn er oft in der Ausführung die Gränzen des Anſtandes überſchreitet. Dieſe Satyre iſt, wie auch die folgenden, durch die glückliche Einſchaltung von witzigen Anekdoten außerordentlich belebt, und das Ganze macht bei der launigen und oft muthwilligen Darſtellung den ergötzlichſten Eindruck; nur muß man ſich die Derbheiten gefallen laſſen, die hier übrigens auch ganz an ihrer Stelle ſind. — Ich kann von den Modethorheiten, heißt es am Anfang, keine andere Urſache finden, als daß die Menſchen ſich jetzt über ihren Stand erheben wollen.

Namentlich wollen die Frauen niederen Standes es immer den adeligen nachthun: da dieſe früher als Nonnen einhergingen, ſeien jene als Beduinen gekommen; jetzt, da ſie offenen Buſen tragen, gehen die Bürgermädchen bald nackt. Dieſe Mode, welche auch dem Logau Stoff zu zahlreichen Epigrammen gibt, erzählt er weiter, ſei folgendermaßen entſtanden. Als es Mode geweſen, die Bruſt zu decken, habe man den Mangel der Natur beim Kaufmann erſetzen können; nun ſeien einſt einer Jungfrau die papiernen Brüſte auf die Erde gefallen, und von da ſei die Sitte aufgekommen, den Buſen zu zeigen, um nicht in Verdacht zu gerathen, ihn bei einem Krämer geholt zu haben. Es ſei gut, wenn es dabei bleibe, aber eine andere Geſchichte, die ſich neulich begeben, könnte weiter führen. Denn ein junger Menſch habe ſich als Mädchen verkleidet und ſei als Zofe in die Dienſte einer Jungfrau getreten, was ſehr ſchlimme Folgen gehabt habe. Seit dieſer Zeit ſtehe jedes Mädchen in Verdacht, ſie möchte ein verkleideter Mann ſein; um die Ruhe wieder herzuſtellen, wäre es daher am beſten, wenn man zur Natur zurückkehrte und wie die Indianer ganz nackt umherginge. Doch was ich im Scherze ſage, fährt er fort, iſt nur zu wahr, denn ſchon hat die Mode den Männern den Bart beinahe ganz weggefreſſen (es ſind nur zwei kleine Knebelchen unter der Naſe geblieben) und den Frauen iſt es nicht beſſer ergangen, da ihnen die Mode tagtäglich mehr von den Kleidern wegfrißt, ſo daß ſie in der That bald ganz nackt gehen werden. Eine eben ſo thörichte Mode ſei das Parfümiren, welches doch nur aus Noth aufgekommen ſei, da ein franzöſiſcher Cavalier es erfunden habe, um den üblen Geruch, den er verbreitete, zu beſiegen. Eben derſelbe habe auch die Perrücken aufgebracht, als ſein Haar von einer ekelhaften Krankheit abgefallen ſei; und was er erfunden habe, um ſeine Schmach zu verbergen, das gelte jetzt für Hoheit und Zierde.

Von dem dritten Gedicht: „Von vormengen der Sprake unde Tituln", das einen damals vielfach bearbeiteten Stoff behandelt, heben wir nur die eigenthümlichſten Stellen hervor. Der Dichter knüpft es an das vorhergehende an, wie das nachfolgende an dieſes. Es hätte am Ende nicht ſo viel zu bedeuten, ſagt er, daß man die Kleider aus der Fremde holt; aber ſchlimmer iſt es mit der Sprache. Wenn Einer eine Frau in einem fremden Kleide ſieht, ſo weiß er doch immer, daß es ein Frauenkleid iſt, aber wenn Jemand die vermengte Sprache hört, ſo weiß er nicht, was er davon zu halten habe. Die deutſche Sprache hat jetzt Schiffbruch gelitten; die franzöſiſche hat ihr die Naſe abgeſchnitten und ihr eine fremde angeflickt. Die alten Niederſachſen haben geſprochen, wie ihre Ahnen, man nannte das Rechte gleich und das Krumme ſchief, aber jetzt heißt eine Hure Curtiſane, und der Diener Page. Die da raubten, nannte man früher Diebe und hing ſie auf; jetzt heißt ſtehlen künſtlich anpacken, davonkaufen heißt retiriren und ein Schlingel iſt ein Cujon. Im Marſch begriffen ſein, war ein unfläthig Wort, jetzt braucht man es von den Soldaten, wenn ſie in Ordnung fortrücken. Hätte man früher den Jungfrauen geſagt: „Gott grüß euch, ſchöne Damen", ſo hätten ſie den Rücken gekehrt und allenfalls geantwortet: „Was bildeſt du dir ein, und was meinſt du, grauer Eſel? Weißt du, Bärendäuter, nicht, wie ich heiße? Mein Name iſt Anuemieken oder Grete. Ich bin keine Dame, deine Mutter, die Hure, war ein ſolch Ding!" Jetzt will Alles Monsieur heißen, Fuhrleute, Stallknechte und Scheerenſchleifer. Die Sucht, die fremde Sprache nachzuahmen, hat die Titelſucht nach ſich geſchleppt, die noch lächerlicher iſt. Jetzt iſt der Hofmeiſter ein Präceptor, der Schreiber ein Secretarius, die Magd eine Jungfer; der Zimmerknecht wird Baumeiſter, und der Quackſalber ein Doctor genannt.

In literariſcher Beziehung iſt die vierte Satyre: „Von Poeſie unde Rym-Gedichten", die wichtigſte, da der Dichter darin ſeine ſchon oben angedeuteten Anſichten über die Dichtkunſt entwickelt. Wir theilen ſie unten mit, brauchen daher nicht ſo ausführlich in dieſelbe einzugehen: auf die Hauptſtellen müſſen wir jedoch aufmerkſam machen, zunächſt auf die, in welcher er über die Menge von Dichtern ſpottet, die zu ſeiner Zeit aufgetaucht waren (S. 228). Jeder will jetzt Verſe machen, läßt er einen reichen Kornhändler ſagen; junge Bengel, die noch kaum leſen können, wollen ſchon Poeten ſein; es werden bei jeder Gelegenheit Gedichte fabricirt, Niemand kann geboren werden, heirathen oder ſterben, ohne daß geearmet und gereimt wird, ja ſelbſt Mädchen legen poetiſche Windeier (235—338). — Es läßt ſich das Unweſen nicht beſſer und anſchaulicher ſchildern, als es in der angegebenen Stelle geſchehen iſt; aber der Dichter hat es nicht eigentlich auf die Dichterlinge abgeſehen, ſondern auf die Chorführer ſelbſt und auf die ganze neue Kunſt. Auch ich bin an jener Seuche krank gelegen, fährt er fort; ich habe Verſe geſchrieben, aber ſie haben mir wenig Gewinn gebracht *), weil ſie ſchlecht und recht geſchrieben waren. Hätte ich gedonnert und in hochtrabenden Worten geſprochen, hätten ſie mir mehr eingetragen; aber ſo gelten meine Verſe Nichts, weil man ſie ohne Commentar verſtehen konnte. Ich könnte freilich eben ſo hoch traben, als Andere, ſo daß Niemand verſtehen ſollte, was ich ſage. Nun führt er einige Beiſpiele ſolch hochtrabender Darſtellung aus irgend einem Dichter an, von denen er eine höchſt ergötzliche Erklärung gibt, worauf er alſo fortfährt: Solch hoch erleuchtete Rede bringt den neuen Poeten einen ewigen Namen, und es iſt jetzt lächerlich, ſo zu ſchreiben, daß es Jedermann verſtehen kann. „Man muß ſeine Federn hoch in die Luft ſchwingen, Und mit poetiſchem Styl durch die Wolken dringen." Ich aber bleibe doch lieber bei den Alten, bei meiner ſimplen Weiſe **). Man tadelt mich, daß meine Verſe nicht nach der neuen Manier gebildet ſind und bald zu viel und bald zu wenig Sylben haben; ich habe aber noch in keinem Geſetzbuch geleſen, wie lang ein deutſcher Vers ſein muß; es iſt noch kein Decret ausgegangen, wie ſchmal, wie dick und breit ſie ſein müſſen. Es ſind darüber noch keine königlichen Mandate verkündet worden, und ich kenne den Herrn nicht, durch deſſen Befehl wir an die

*) V. 374 ff. Daraus ließe ſich ſchließen, daß er früher ſchon gedichtet habe; wir kennen von ihm außer den Scherzgedichten nur noch zwei oder drei Dramen, die er hier doch kaum meinen kann.

**) Noch ausdrücklicher heißt es in dem einleitenden Gedicht:

„Kleder, Sprake, Verſche ſchryven
Endert ſich faſt alle Jahr;
Man ick echt vdt nich een Haer:
By den Olden will ick blyven,
Heger ſchall myn Styll nich gahn,
Als myns Vadees heſft gedaen."

Sylbenzahl gebunden sein müßten, wie der Hund an die Kette. Zwar hat mir ein Freund gesagt, er habe beim Buchbinder den 28. Theil des 12. Bandes eines Grundrisses der deutschen Prosodie gesehen; aber dennoch glaube ich, es sei ziemlich gleichgültig, ob ein Vers kürzer oder länger sei, als der andere. Wenn es den Kritikern nicht gefällt, so dürfen sie ja nur vom langen Etwas abschneiden und dem kurzen zufügen, so ist dem Uebel ja leicht abgeholfen. Auch tadelt man mich, daß ich mich der hochdeutschen Sprache nicht bediene, aber Jedem gefällt seine Muttersprache eben am besten. Uebrigens ziehe ich das Niederdeutsche schon deswegen dem Hochdeutschen vor, weil es beständig und fest bleibt, während sich dieses aller fünfzig Jahre verändert. Auch ist die Bibel früher in niederdeutscher Sprache geschrieben und gedruckt worden, als in der hochdeutschen, und in weitlicher Weisheit ist kein Buch, das mehr Ruhm und Lob verdient, als der „Reinecke Vos", ein schlichtes Buch, in welchem Verständigkeit als ein theurer Schatz verborgen liegt, wie Feuer unter der Asche.

Nachdem wir unsere Leser mit dem Inhalte der „Scherzgedichte" bekannt gemacht haben, aus denen die Stellung des Dichters zu seiner Zeit deutlich genug hervortritt, bleibt uns nur noch übrig, einige Worte über die Ausführung zu sagen. Lauremberg hat einen stets bereiten Witz und er ist, wie überhaupt reich an Gedanken, so insbesondere reich an glücklichen Einfällen voll ächt komischer Kraft. Freilich ist er dabei nicht bedenklich; er sagt alles frei und keck heraus, und schreckt auch vor Ungezogenheiten nicht zurück, aber er bringt selbst die bedenklichsten Dinge mit einer durch und durch kernhaften Natürlichkeit vor, die von aller Lüsternheit oder gemeinen Frivolität weit entfernt ist. Er nennt eben das „Krumme schief", wie es seine Vorfahren gethan. Ein streng logischer Zusammenhang der Gedanken, wie etwa bei Opitz, ist seine Sache ebenfalls nicht; aber wenn er sich auch hie und da Sprünge erlaubt, so diente ihm dies nur dazu, den Hauptgedanken in ein noch lebendigeres Licht zu setzen, und zudem ist seine Plauderei immer geistreich und voll Humor. Seine Darstellung ist durchaus volksthümlich, einfach aber voll Leben und Wahrheit. Er wendet gern Sprichwörter an, wie er überhaupt Ausdrücke, Wendungen und Bilder aus dem gewöhnlichen Leben liebt, ohne daß er jedoch zum Platten herabsänke, vielmehr gewinnt seine Darstellung dadurch an Frische und Beweglichkeit, so wie sie durch die eingeflochtenen Erzählungen oder Gespräche episch anschaulich, oder dramatisch lebendig wird.

Die kleinern Gedichte, welche den Anhang bilden, sind zum Theil ähnlichen Inhalts, wie die Satyren, zum Theil enthalten sie Bilder aus dem Volksleben; auf diese kommen wir später wieder zurück.

Dat veerde Scherz-Gedichte,
Van Allemodischer Poësie un Rymen.

DAt gerne jederman sick sülvest höret löhmen,
Darinne kan man ehn nicht lasteen noch verdömen:
Dat ys nu von Natue een angebarne Lust,
De wy gelagen hebt auth unser Moder-Brust,
Wewol wen wy uns wiln mit unser Maatr meten,
Wy averrüget syn dörch egenes Geweten,
Dat sulckes Leff berümpt uth luter Hücheley,
So laten wy ydt doch passieren quidt un leev,
Un meenen, eenen Mann unbillick Leff the wenden,
Sy beter, als mit Recht un Billigkeiten schenden.

De Titel un de Ehr, de een dem andern gifft,
Wen he en redel an, edrr wenn he an ehn schrifft,
Dacin kan man een Bild der Dögrt hörn un lesen,
De in demsülven ys, edrer in em scholde wesen.
De Zweck nu Richtemahl de Titel allesampt,
Ys dat se eügen an de Hochheit edder Ampt.
Wen schon de Titel feilt in der Persehn offmahlen,
De sülcken Leff un Ehr van wyden nich kan halen
Geinnert he ehm doch, als dat ydt ehm gebührt,
Dat he sick werdig maack den Titel, den he föhrt.
Wol averst allthe sehr mit Titeln sick will klauen,
Un sines Standes Ehr will allthe hoch upbauen,
Glyck als dat Wettee deit, dat mit Gewalt sick streckt,
Hoch gegen synen Dam, als den de Dam dörchreckt,
Un kriggt een groot wyt Lock, nich ahn des Landes Schaden.
Dat ligt de Titel den, un ys nich wol geradun.
Man eehrt jo billig den, de dar ys röhmenswerth,
Un wem dar Ehr gebört, de ward mit Recht gehrt,
Man Mysbruck, de verderfft veel Ting schendlyser Wyse,
De an sick sülvest sind in hegem Lave un Pryse.

Nu möcht ick doch wol wetten geern,
Wat doch dat yoe Lüde geweten weren,
De am eersten sülcke Dorheit beracht,
Un dt Titel hebben so hoch gebracht.
Ick hebbe wol ehr gehört van enem olden Buren,
Dir were een sünderlyke Are van Creaturen,
De mit Spitzhöden un den Bysschwanh tho stryken,
In der ganzen Welt nich hadden ehres glyken,
Mit schmricheln erwerven der Herren Gunst,
Dat were ee Meisterstuck un grötteste Kunst,
Desülven Lüde wurden nu genöhmt Poeten,
Mit dem Namen leten se sick sülvest beten.
Van ehn synd erstlyk gekamen un entsprungen
De hogen Titel nu Reken mit krummen Tungen,
So sede der Buee. Alsebald quam dar een Mann,
De hadde ren groff theflicket Wammes an:
Keene Kues kunde dechten up siner Kappe,
Vör de Knee hat een groot leddern Lappe;
Een Stück vam Hemdde dinck ehm uth de Beost,
Dat nich recht wel nah Rosen rook.
Syn schmeeig Hoot was ganz therten,
De Thöne hadden synr Scho dörch geheten
Ick dachte by my sülvest, ick döchte wedden,
Dat wy hier eenen von den Poeten hebben.
Uth siner Lumme langde he bre een Papiee,
Dat was ganz nett un theeeten schier,
He spraack. „Könne gy Latyn, dat lath my weten."
Ick sede: „Myn Latin hab ick bald vergeten.
Ick hebbe wol ehr in beyden Stylen
Mit Latin my könnt berümmer kielen,
In Ligaten un ock in Prosen,
Dat ys im gebunden Stuel un im losen,
Wat ich nu noch kan, weil my weinig nütte,
Ick kan wedder Speck davöe löyen, noch Grütte."
He sprack „Glyck ys by glyken gekahmen.
Vögel von eener fedder fliegen geern thosamen.
Doch juw ys dat Gelück noch beter gewagen,
Mit eenem golden Kleide sind gy angelagen.
Daenth ick wol kan giffen un ermethen,
Dat gy synd in eenem ehrlicken Stande geseten.
Ick weet nich, wor ick my schall henwenden,
Kuem kan ick bedecken myne nakede Lenden.
Dr Orsake, dat ick geh in sülcken Lumpen,
Ys, dewyl ick nich kan bringen grote Geumpen:
Ick kan nich pludern, schworcken, noch vealen,
Noch andee ovee de Hekel halen.
Denn nu ys mich veel daran gelegen,
Offt eener flutteel hefft the degen,
Kan he man groot spreken und realeren,
So kan he wol kamen the Ehren.
Wol gebruken kan dat grote Messee
De wael wol Rector edder Professer.
Dat Sprickwerd, dat myn Oldervader sprack
Grote Wörre füllen nich den Sack,
Dat will the dyssen Tyden nich gelden
Wt drapt mich in, eder jo gar selden.
De Ilyschniederey un Rodomontade,
De füllen nu den Büdel drade,
Wol kimpel by der Erden will keupen,
De kriegt weder the freten, noch the supen,
He wart nich veele prospereren.
In kenem Anehn kahmen by groten Heeren.
Van ehm waed man tal Orbeel sellen,
Dat ys eener van den schlichten Gesellen,
De kan synen Kraem nich the Markede bringen,
Noch discureeren von Politischen Tingen.
Ilth synem ellfrenkischen Wams kan man verstahn,

Dat ydt wert syn een schlecht Urian.
Man kan den Pracher wol wahnen laten
In eenem olden nerfalleaen Katea,
Darin een Dörp-Schoster sick schulde schemen,
Mit den Knechten syne Residentz tho nehmen.
  Seee, Heer, myns gelyken, so geit ydt hüden,
So spöket de Düvel mit den Lüden,
Dewyl ick mich wil pralea an hoch speeken,
So heb ick kum dat leeve Brod tho breken,
Ua moet wol offtmahls gar schmale byten,
Ua de Kleder ay den tyre neeschlyten.
Man de Poeten, de dar hebben den Nahmen,
Dat se náwlyck vam Parnass synd gekahmen,
Un hebben den ganzen Helicon urgeschlaken,
De konen sick ere Versche wohl tho aütte maken,
De krigea wol ay eenmahl verehrt
Staatlyke Geschenck, wol hundert Daler werth.
Dae gesapene Sap uth der Hipocrene,
Dat kan se setten ap de Bene.
Wy, arme Stümpers, de nich veel dögea,
Wena wy een Carmen schryven na unsen Vermögen,
So goet, als wy ydt hebben gelehrt,
Kriege wy doch seldea, wat darór hört.
Man meent, ydt ichal gode Recompense wesea,
Wen se dree adder veer Regen darvan lesen,
Un köaaen de Arbeit wol verschülden,
Wenn se dem Drücker betahlen eenen Gülden.
Dat süne Gelücke hab ick ock gehat,
Ick hebbe stadeeeet, wat helpt my dat?
Sert hier, ydt Carmen heb ick nüwlych geschreven,
Un eenen Daler danór tho drücken geven.
Wille gy ydt lesea, un stytiq beteachten,
So schöla gy bekennen an erachten,
Dat Apollo mit den Masen alle negen
Ydt hebben entfangen in erem Beegen,
Un dat at ys ath Cyrtha gesunten,
Als ick ydt hebbe willn in de Sedder naten.
Ick weet, gy werdet beter darvon richten,
Als eener deed naa den Bösewichten,
Wan den kalen verbeáveden Giels-Geiellen.
Settet juw wat dael, ick willt jaw vertellen:
Ydt ys ungesehr een Maent adder wat,
Dat ick quam in rene nörnehme Stadt
Up mya Apostel-Parade gereden;
Wyl dat ydt ys eene von den beröhmstea Steden,
So was myne Mening, ick wolde etlyken Heren
Dyl Carmen, dat gy sehn, offereren,
Darmit ick konde een Viaticum erlangea,
Un eea Stücke Geldes van een entfangen.
Erer etlike sick sehr römlick heelden,
Un my eeae ehrlike Gave mitteelden,
Darmit ick myne beede Lener tölde,
Un de Schwarichheit vam Harten spölde.
Etlyke my nichtes gevea wulden
Un my noch dartho de Huet vul schalden.
Under andern quam ick in eea Haß gegahn.
Dat schönste, dat la der Straten möchte stahn,
Ick dachte: Hier waent gewiß een Excellentz,
Ader ys eenes hochgeleerden Residentz;
Thom weynigsten waent hier de Decanna.
Ick makede eene zierlike Baselmanua
Vör twe Megden, de my quamen entgegen,
Un lachendea, so bald als se my segen,
Ich sprack: Jangfern, willet my tho willen wohn,
Un helpen my ther Andientz by dem Patron?
De eene Magd sede: Gode Frund, gy drömet!
Hye ys nemanv, de Patroa werd genöhmet.
De Here hyr int Hues, dar gy na fraget,
Ys etlyke Jahr gewesen eea Baget,
Nu ys he een Koopman, un handelt mit Koren.
(Ick dachte in my sülvest: dat synd spöttliche Horea!)
Ys etwas an juwem Warff gelegen,
So will ick ydt em antögen juwentwegen.
Lange stund ick dar un luerde by der Dör,
Bath endlick de eene Magd quam wedder hervör.
Se sag my gluptich aa nu sede: Unser Baer,
De hefft nu nichts Behoff von juwer Waer;
Wen he waet apt Jahemarckt wandeln,
So wil he juw wol etwas affhandeln.
De Heer sampt de Magd, de weren so alveen,
Un meendea, ick weee een von den Quacksalvern,
Un heede tho kope Kruet vör de Wöemen,
De den jungen Kindern de Büke störmen,
Ader dat ick konde böten de Rupen,
De in dea Gardea ap de Böme krupen.
De andre Magd sede tho er. Gy schaen,
Du bist nich wys, myn gode lille Marn,
Du sühst een vör eenen anrechten an:
Dat ys gewiß dejüne Mann,
De unsen Schwynen plecht uthnehmea ere Saken,
Un van den jungen Bullen kan Ossen maken.
Ick dachte in my sülvest: Gy Schand-Teven,
Dat juw de Bödel den Segea möte geven!
Hed ick juw allene aa eenem Ordt,
Ick wolde juw de Wörme so dryven forth,
Un jaw de Saken so athaehmen,
Gy scholden juw een ganz Jahr dröm gremen.
  Nu dat ys dat. Ick beachte ydt endlyck so fern,
Dat ick ward ingelathen tho dem Hern
In eene Stuve, dar was ydt althomahl
So prächtig, als in eenes Förstea Sael.
Ick bede een geote Reverentze maken,
He satt so stüff, als een Hoppenstalen.
Wol syad gy? sede he, geret juw kund!
Will gy Garsten edder Roggen etlyke Pund?
De köne gy bekahmen hüte edder morgen
Vör baren Gelde ua aich tho borgen.
Ick sprack: Grotgünstiger, hochgeehrter Heer,
Ick scheze my glückseelig der groten Ehr,
Hieher tho kamen aa diffen Orth,
Un mit dem Heren tho wesseln etlyke Woel.
Der Geleheden Patron wert de Heer genöhmt,
Darór ys he in der Welt berühmt:
Em will ick dyl Carmen offereren,
Un in jyne hoge Gunst my recommenderen.
Synes Nahmeas will ick röhmlick gevencken,
Un in den Tempel der Memorie heacken.
Der Heer sat lang an sach my an;
Endlyck sede he. Gode Mann,
Ick weet nich, wat ick scholl uth juw maken;
Gy schnackt wunderlick seltzame Saken.
Belicht werd gy een Magister syn,
Un den Kindern ia de Schole leeeen Latin;
Ader mögen wol gahr een Bakelaers wesea,
Ua ia der Academn den Studenten vörleien.
Laet my ydt hören, wat ick kan weten,
Wo ick jaw schall titeleren ua hetea.
Ick sede: Groetgünstige Heer aa Patroa,
Tyt Carmen wert athwysen myne Profession;
Ock din ick een Poet nan veelen Jahren,
In dee edlen Poësie gelehrt un erfahren.
Hed ick so veel Glücks als Geschicklicheit,
Ydt würde my so nich gahn, als ydt my geit.
Phœbus mit allen Pimpleiden
Ys vam Maree óerwunden im fryden;
Pandora, törnig över de maten,
Hefft ere gaatze Büsse över my uth gegaten:
Darvon bin ick na een tean worden,
Un getreden in der Mendicanten Orden. —
Gy reden tho hoch, sprack de Mann thor stund,
Juwe Wörte synd allsho kakelbant.
Doch so veel als ick daruth nornehmen kan,
Synd gy een Poet aa gelehrder Mann.
Wowol ick nu nich eegentink weet,
Wat dae the saggen ys: Poet,
So hebbe ick doch van andern my inthen berichtea,
Dat ydt de synd, de Versche dichten,
De da könen allerley Ryme schryven,
Darmit se allenthalven eeren Handel dryven,
Up Hochtydeq, Kindtöpea un by Doden,
Un wor se sünst etwas synd vermoden.
Wo gy ock eener von dem sülven sydt,
So kame gy hier nich tho rechter Tydt,
Den gy sehen wol, myn gove Heer,
Dat dyr ys wedee Köne aoch Kindelbeer.
My wundert nich weynig, dat gy synd so geck,
Un bewehren juw mit falcken Dreck.
Dat Handwarck ys yo so gar tho geneeen,
Verse will itzunder schryven yder een.
De jungen Bengels, de kuem köat lesen,
De willen alle Poeten wesen.
In allen Beudlachten dat drütte Gerichl
Ys wißlyck een Hochind-Gedicht,
Darmit gilt de Wien hemn desto sachter,
So kan man lastiq seqgen blanck achter.
Wenn begraven schal werden een Lyck,
Ys ydt geweſen jemand Vörnehm nu Ryck,
Strax möthen nthgedeelet werden Carmen,
Glyck als men Almissen utheelt den Armen,
By ſi bona moeth ein Carmenweiſen,
Dat eene wert gesungen, dat ander wert geleſen;
In bedrövet schwart Papier ys ydt ingebunden,
Dat drysst de Truriqkeit weq thor Stunden,
De Seele wert glyck up nahm Hemmel geföhret,

Troß einem Düvel, de ehr een Heer anföhret,
Dehglyken wenn man wil friſche Wagniers backen,
So werden Carmen uthgedeelet mit ganzen Saken;
In Däniſch, in Düdiſch un Latin
Worth vnt gecarmet un gerymet ſyn;
De geven ſülcke ſtattlyke Reſonanz,
Als ern Fuer in einem Kalverdanz.
De Rymc mögen ſpringen oder dincken,
De Boeckbinder moet etwas hebben tho drincken.
Ja dat noch mehr vs, ick heb my laiten ſegen,
Dat ock Theerens Poetiſche Wind-Eyer leggen
Se maken düdiſche Carmen ſo düpich un ſyn,
Dat vdt mag ern Kunſt tho leſen ſyn.
Darmit wünſchen ſe Glück un Seegen,
Erem Broder, wenn he hefft eene Frauwe gekregen,
Könen alſo ſyne Hochtyot ſchmucken,
Vnt were better, ſe ſniten by den Mucken,
Eder neyeden een lang Hairlaken,
Eder wat ſunſt van andern Jungferliken Saken.
Wowol ick my nich kan vermethen,
Dat ick darvon ſcholde tho richten weten,
Höre ick doch van den, de vdt verſtahn,
Dat ſe gar lofwiſch darmit ümmegahn.
Un dat ſe nich goet ſyndt tho andern Wegen,
Als de achter Porte damit tho ſegen.
Noch ſind etlicke Dageve,
De berümme leyen mit Pracher-Breve,
De heten ſe ock Carmen, als gy ſeggen:
Wat dat vs, mögen de Gelehrden uthleggen.
Se kamen tho den Lüden in de Hüſer gelopen,
Mit nadüniſchen Düdiſch ſangen ſe an tho reyen,
Un lungen ren Stück van eener Schartecken,
Dunör man en ſchal eene Verehringe reken.
Sobald ſe den Lüten de Hiehaſen angetagen,
Un ſr üm ern Stückſchen Geldes betragen,
So ſangen ſe an, ehre dröge Kehle tho ſalven,
Un ſnyen herüm by helen un by halven.
De Tabarrtipe moet darby ſyn ſtracke,
Darmit offern ſe ehrem Gott Bax.
Wenn denn dat Gelecken vs verdoret tho hope,
So muth de fahle Mantel blyven im Lope,
Eder ſchölen eck den Hoet tho Pande laiten.
Un gahn mit eenem Stave langs der Straten.
Denn kümpt Heer Poët mit ſynen Carmen wedrr,
Un benket ſyn falſch betregerich Mundlederr.
Myn günſtiger Heer, ſagt he, de Krieg hefft my geplaget,
Van den Fienden bin ick int Elend verjaget,
Ick bin gefallen vnter mörderiſche Boven,
De my all dat myne hebben willen beroven. —
Se ſeggen de Waerheit mit lögenhafftigen Munde,
Wenn vdt de, de vdt höret, mnn recht verſtunde.
Er gelegerde Vaterlans, dat was de Kroog,
De Kröger was er Fiend, de he ehn den Rock uthtoog;
Se münen ere gode Fründe verlathen,
De dar wanen in Beer-Tunnen nn Wyn-Baten. —
Ach helpet my, ſeggen ſe, dat ick bald wedderkehr
An den Orth, da my den verlanget ſehr! —
Will man wyſen, eder will man wenden,
Se ſchölen etwas hebben in den Händen,
Profoan ſo moet dat ſyn gedahn,
Ehr ſe willen uth dem Huſe gahn.
Doch wat ſegg ick darvan mit verdoret?
Gy weterut ſülveſt am beſten, Herr Poët,
Gy hebben wol offtmals praetiſiert,
Un ſyndt dar meiſterlyck up uth gelehrt.
Nemt hen diſſen Rickſmarck, un darmit thofreden ſyd.
Ich werde ymw doch ſonſt uth dem Huſe nich anyt. —
Wan diſſem Diacours wacht my de Kepf ſo kruch,
My ruwde, dat ick was gekahmen in dat Hues.
Ich konde my nich länger helten, fündern ſede:
Wat ſyndt dat vör fantaſtiſche Rede?
Uth ſowen Wörden kan man wall ermeten,
Dat gy nich vel ſind by den Völern geſeten,
Dewyl gy nnw Orderi dörffien laten gahn;
Aver gy de Dinge gnnz nich verſtahn.
In ſülvern Kannen ſind gy better gelehrt,
Un hebben in Peter Mäfferts Boock längrr ſtuderrt.
De Ehre, de ick ymw hebbe angedahen,
De ys vör my gar ſchlecht geraten.
Vdt ys nich goet, nn plecht nich tho dögen,
Dat men de Parlen werpet vör de Sögen.
Nnwen Rickſmarck möge gy behelden geren,
Stecket en in den Gra, ſo wert he nich verfreren —
Hyrmit ick ungeſegnet nth der Stuven leep,
De erne Magt my nahter naa reep:
Hyr, gy Mann, hebbe gy nie Leder tho ſingen,
Eder ſünſt etwas van andern ſchnachſchen Dingen?
Teſenknöpe, Baljambüſſen, Rettenkruet? —
Ick ſede: Du Heer, een Treck up dyne Schnuet! —
Seht ſo höhniſch werden de Poeten verachtet,
Apollo mit ſynen Süſtern ſchier gantz verſchmachtet.
Darmit ick mich mehr lyde ſülcke Schande,
Will ick weddee reiſen nach mynem Vaderlande:
Ick wil ſehn, dat ick kan werden een Schoelmeſter
In eenem Flecken, eder up eenem Dörpe een Köſter. —
Mit dyſſen Wörden nam de Mann ſyn Affiheet,
Un van my weg up de Poſt tho Fote reet.
Ick ward up velerley Gedancken geföhret;
Syne Worde hadden my dat Hert geröhret.
Wat he ſede vs wol all nich wahr,
Doch will ick vdt nich verwerpen gar.
Idt vs nu een gemeen Avergang,
An derſülven Süke bin ick gelegen krank.
De Verſche, de ick wol eer hebde geſchreven,
Synd my tho leenem groten Profit gebleven;
Gar wenig Ehre hebd ick darmit ingelegt,
Dewyl ſe ſind geſchreven ſo ſchlecht un recht.
Hebd ick gedonnert un ſe ſo hoch erbaren,
So hebde ick wol gekregen grote Garen.
Idt vs myne egene Schuld: ick bringe up de Baen,
Dat man kan ahne Commentarien verſtahn.
Ick konde wol ſo hoch draven, wen ick wolde,
Dat vdt nemand, nls ick alleen, begrlpen ſcholde.
Wan ick als de grote Poet ſchryven würde,
„Die Frau hat abgelegt ihres Leibes reiffe Bürde,
Verſiegelnd ihr Eh-Bett mit einem theuren Pfand,“
Wol würde ergründen diſſes Rätels Verſtand?
Je meent darmit, de Frnw, de hefft ein Kind gekregen,
Welckes im Ehſtand is een edel Gades Segen,
Man eener, dem ſo hüzig nich is ingegaten
Dat hemliſche Licht, würde vdt düden lücker maten,
Als wenn de Frnw ere Kleder van dem Bedde
Genahmen un in Pand verſettet hedde.
Geen ander, der dnr meene, he würd vdt beter weten,
Lede vdt ſo uth, dat Wyff hefft int Bedde geſchertn.
De ſülve Poet, dar he kunſtlick verklaret,
Wo ivn Fründ up den Meer in eenen Scheye fahret,
Syne hechſtegende Flögel mit dyſſen Wörden uthbreidet:
„Auff einem höltzern Pferd das naſſe blaw durchſchneidet,
Spaltend Neptuni Rück mit einem Waldgewachs.“
Een halff Gelehrd, als ick, las dyſſe ſchware Ler,
He ſpindeſeerde lang, ehr he ie kond ergründen;
Endtick ſprack he, de Poet, de eenen ſyner Fennden
Beklagen, dat he muſt upm helten Giel ryden,
Un ſynen natten Ers dar drun nn blau tho ſchniden,
Un dat de ſülve Fründ Neptun um ſyn Verbreken
Up dem Kale mit Roden were uthgeſtrecken.
Sülke becherlüchtede Rede, de nu vs upgekamen,
Bringet den nien Poeten enen ewigen Nahmen.
Vdt vs nu lacherlick, ſchryven, dat jederman,
In ock een Schoeſter edder old Wyff vernehmen kan.
Wnn meet ſine Fedder hoch aver de Lufft uptchwingen
Un mit Poetiſchen Stiel dörch die Wulken dringen.
Dat vs nu de Maneer. Ick blyve by dem olden,
Un wil myne ſimpele Wyſe hernamals behelden.
Ick weet wol, dar ſindt veele hoge Vates-Götter,
Ere egene Römer, aller anderer Beipötter,
De binder mynem Rügen een Adelars Schnnbel dreven,
Under den ick bin als een Ul manck den Kreyen:
Averſt er Spott kan my wedder ſchaden noch bnten.
Nnwlick lemen tho my twe der Parnaſſiſchen Vaten,
Der Rymen Ariſtarche, de ſick leten veel dünchen,
De Rymc ehn uth dem Hals als bröſtich Knufloeck ſtünchen;
Ehr de graue Katte kunne twe Eyer leggen,
Konden ſe dichten un uthwendig herſtaggen
Negen hnndert ſchöne Verſch ſampt negentig nn negen,
All uth des Phœbi Lunge und der Minerve Bregen,
All uth der Muſen-Knee gar künſtlvck uthgebickt,
So ſehr ſubtil, als wenn de Buck ſe heb gelickt.
De eene ſprack tho my: „In einer Campanyen
Hab ick etwas geſehn van ymer Poeſien,
Dr gy vor korter Tyet in dütſche Rym gebracht;
Twar ick bekenne, dat ick ſe wol nich veracht.
Doch lav ick ſe ock nich, als de wol hebbn gedahn,
De ſick nich up de Zier der Poeſi verſtahn.
Gy heet noch nich recht gelehrt ut den Poeten,
Wo men de Verſche ſchal in rechte Forme geten.
Dat rechte Meiſter ſyn, de helden juſt nn even,
Ein jeder Diſtichon moet alſo ſyn gedreven,
Dat in dem eenen Vers nich kamen Sylben mehr,
Als in dem andern ſind: dat vs nu de Maneer.
Man ymwe Rym nn Vers, de gahn al up un dael,
Himphang, de eene, de vs breet, de ander, de vs ſchmal,
De eene vs ſcheef nn krum, de ander lyck un even,

Als wean nth eenem Törp de Schwine werdn gedreven,
By eener vetten Sóy lopen sós maare Farken,
Juw eene Rymś vś groet, als sünt Nielunś Farken,
Te ander vś so kleen, als eenes Beckers Bode,
Dar man thund verkóesft Compendia van Brose.
Dat hefft ganz keenen Schick! Will gy yuw ereereren,
So mochte gy noch wol de rechte Mode leeren,
Un eadlick ock darnórch erlangen eenen Nahmen,
Un mit uns in den Tall gober Poeten kahmen."
Ick untworde em: „Hocherluchtede Heer Poet,
Berómt in aller Welt! Ick wolde, dat were my leet,
Dat gy yuw edle Lydt so óvel angewandt,
Un myne kale Verich genahmen in de Hund,
Ick hebb noch nich gelehrt schriven mit sülker Zier,
Als gy, dem Phœbus hefft geschenket syne Lyr.
Ick bekenne, myne Rym, de sind so schlicht un recht,
Als de enge Mütz, de myne Greetmóme drecht.
Sie sindt nich lyke lanck, noch van eener Statur,
Dat maeckt, ick weet nich recht ere eegentlyke Mensue.
In Bókern der Geliette heb ick noch nicht gelesen,
Wo lanck ern jedeer Dútscher Rym moet wesen.
De Inristen hebben darvan tho seiten vergeten,
Mit welker Ele man detülve schal uthmeten;
Daevan vś noch ther Tydt nt gegahn keen Decret,
Wo schmal se móten syn, wo dick nn ock wo breet.
Wo vele Zéte dar syn, ere vullkómlyke Mate,
Darvan sind keene Königlike Mandate
Publiceret nórch Breve edder Trommeten,
Daemit ick nu een jedeer datsülve konnte weten.
Wol vś doch den de Heer, nórch wes Authoritet,
Commendement, Befehl, un wo de Hochheit bret,
Wy schólen an der Tall der Sylben sin gebunden,
Glyck als men eene Ked anbangt den bósen Hunden?
De wahre Ryme-Kunst nich so gedrücket vś,
Wowol my een gott Fründ geiegt hefft vóe gewis,
Dat de in der Bookbindri geiebn hefft half nn deel
Deś twelfften Tomi dat acht un twintigste Deel
Van Epitome der Dútschen Prosodie:
Dat wert ein Bóchschen syn, gelóvet my man frie,
Darup men kriegen weet tho gnagen nn tho kauen,
Ehr mun datsülve wert in sine Muaq verdaaen.
Ydt vś ock vo altydt gewesen gar gemeen,
Dat een groet Vers vś lenger als een kleen,
Un dat gemeenlick weeniger Sylben hangen
In eenem korten Rym, als in eenem langen.
Wen schon de eene Vers een weeniq lórt rórun,
De korte in eenem Loop em bald inhalen kan.
Gelyck als wenn veele Lúde thosamen wandern,
So sidt men nich den eenen als den andern:
De een vś kleen, de ander vś groot,
Disse vś betee, als yener, tho Foot.
De eene vś als eene Reie, de ander als een Dwarck,
Un bebben eren Ganck nich alle glyke starck.
Wen schon de rene blifft een weeniq bestahn,
Un telh de andern etwas vórutb gahn,
Wen he hefft wat binter dem Thune tho seggen,
Un dae moet syne Schúldicheit afleggen,
So kan he doch daena in eenem Tholore
By syaen Gesellen bald wedder kahmen tho hort.
Wen schon een Vers sick etwas fern uthrecket,
Un syne Mate óver den Schreve strecket,
De under dajegen is getagen un koet,
Als een dróch Sünaen-Koke edder Rúaneken-Fort,
Ick meene, dar sy nich veel angelegen:
Een jeder moet dem andern helpen dregen.
Hefft de eene Vers veer Glen, de ander acht,
So werden doch tweemahl sós thosamen gebracht.
Wolden de Ceetlei man recht richten,
So wehre de Sake balde tho ichlichten.
Laet de langen Vers schniden in Stücken,
Un etlyke Stücke darvan an den Korten flicken,
So kriegen se alle rechte Mensur:
Dat vś vo eene licht un geringe Cur.
Darúm, myn gude Heer, wilt my doch nich verhónen,
Dat myne Ryme gehn up ungelike Beenen:
Dat hindert en gar nichts. Man schal se ock nich singen,
Noch aa eee Gadanz in den Balletten sprinagen.
Synd se nn niche geacht, vellicht na unsem Tode
Wert disse Arth van Rym werden de beste Mode." —
Hyrmit de erne schweeg, un gaff sick syn tho freden;
De ander, een Hochdúdich, fínck alio un tho reden:
„Mein Heer, was ihr geredet, hab ich mit Lust vernemmen,
Kan aber noch nicht recht zu enrer Meynung kommen,
Weil sie verdunckelt wird durch unbekante Wort,
Die nicht gebráuchlich sind an einem Teutschen Oet,
Da man, was Lieblichkeit nnd Zier der Rede beisset,
In steter Ubnng hat nnd sich dureb befleisset.
Eur Rede scheine was grob, die bey uns unbekandt
Un nicht geachtee war in meinem Vatterland.
Darumb was ihr geredet, kan ich nicht wohl außdentun.
Ja selbst in eurem Land, bey euren Landes-Leuttn-
In allen Cantzeleyn ist unire Sprach gemein.
Was Teutsch geschrieben wird, muß alles Hochteutsch seyn;
In Kirchen wird Gotts Wort in unrer Sprach gelehret,
In Schulen, im Gericht wird nur Hochteutsch gehöret.
Eur eigen Mutter-Sprach ist bey euch selbst unwerth;
Wer öffentlich drein redt, den hält man nicht gelehrt.
Bey euer Speach kein Zier, kein Lieblígkeit man spüret,
Ihr selbsten euer Wort wie Eutenschnuttern führet;
An euern Versen mir ganz nichtes mißgefält,
Als nur die lepsche Sprach, die ist zu schlecht bestelt."
Ick inrack: „Myn gode Heer, dat gy alto erheven
Juwe Moderiprack, un er dat Loff vór andere geven,
Dat wert ynw nich verdacht: gy redet, als yuw Vórfahren,
Un als noch redt dat Volck im Lund, dur gy gebahren.
Dattülve vo ick ock: myne Speaeck my wolgefelt,
Keene vś in unsem Land, de nich veel von uns helt,
Meenet gy, dat myne Sprack darúm vś nichtes werth,
Dat gy se nich verstahn: gy schold se hebben leert,
So bed gy se gekont. My gefelt nn so myn Schnack,
Ick spreke, als myns Grot-Vaders Older-Móme sprack.
Wat kan man bur vór Argument un Gründe,
Darmit jemand uan ynw richtig bewisrn kúnde
De Meening, dat yan Hochdúdicher Sprake mehr,
Als unser Neddersdúdschen, tho holen wehr?
Unse Sprake blifft alwydt bestendig un vest;
Als se ersten was, even so vś se ock lest.
Juwe verwundert sich alle vófftig Jahr;
Dat kénen de Scheiften bewysen klar:
Wille gy nich getóven, so móge gy upsóken,
Wat geschreven un gedrücket vś in olden Bóken.
Gener kan mit groter Moy kuem dre Regen lesen
Van der Spraek, de demain vś in Gebruek geweten:
Se vś so lappisch aa so verbrúdisch,
Dat man schier nich weet, off ydt Welsch vś edder Dútdisch;
So buntt vś se nn so veenaten,
Als wenn se in eene nie Form were gegaten.
Ja se vś so jámmerlick verwoeten,
Als were te geweft dynn Babyloaischen Toren.
Wen de Sprake in ganz Nedder-Saren Land
Blyfft unveerúckt nn hefft Bestand:
Dar wert geredt van altbemalen
In Meckelnborg, Pommern nn Westfahlen,
In den andern Landschoppen desgelyken
Geaerley Sprake, darvan se mich wyken.
Averst wen mun reist in juwen Ländern,
So höret man de Spraken sich verändern:
In der Pfalz, Schwaben, Schweitz nn Düringen
Gar underscheedlyck se ere Uthrede bringen.
De eene vś uth eenem halven Vate,
De ander kúmht nich wol the mate,
De andee syne Wort her mummelt nn knüllet,
Als hedde he dat Muel mit beteen Brie gefüllet.
Men kan wol hören an eren Redrn,
Dat en de Kekelrehm nich vś geschneden.
Dat de Neddersachsche Speake nich vś so gemren,
Als de Hochdúdsche, welckes man kan tehn,
Wyl gar weeniq Bóker darin synd geschreven,
Un weniq gebrnket werd dabeaeren
Van den Gelehrden tho Hare un in den Karkea,
Daruth kan man ere Weinicheit marcken.
Den wat gemeen vś an allen Oerden.
Dat vś nich in sülken Brvs un hogen Werden,
Als wat man nich hebben kan alle Faert,
Gen jeder syne hochdydlike Kledee spaert.
De Saren willen ere Speake so nich verhundaten,
Dat se de willen allenthalven henkamen laten.
Veel gemeener synd Buren, als Edellúde,
Groff Laken werd mehr gedragen, als Sammit un Syde
Semmel is nich so gemeen als Rogen-Brood,
Mehr werd gebruckt dat böse, als dat goot.
Wen unse Sprake so gemren were, als yuwe.
Ick wolde dae nich vór upstahn, by myner Truwe!
Doch móge gy weten nn gelóven gewis,
Dat menniq statlick Boeck geschreven vś
In unie Nedderdúdsche Tungen maten,
Daruth men kan Verstand nn Wysheit halen.
Ja, beyde Testament, dat Olde nn dat Nye,
Dat hilge Gades Wort, gelóvet ydt my frye,
Vś erúlick vervolmetschet un gedrücket
In Neddersaxsisch, un alio geschmücket
In eegentlicher Meenmg un Verstande,
Ehe ydt vś nthgegahn im Hochdútschen Lande,

Dat ydt wol ys the Preſſt nu nütte gekahmen,
Un hefft veel Möy nu Arbeit benahmen
Den, de ſick vnderwunden der hogen Sake,
Un ydt ſvergeſettet in der Hochdüdſchen Sprake.
In weltlicker Wyßheit ys kein Boeck geſchreven,
Dem man billick mehr Rohm un Loff kan geven,
Als Reincke Vos, een ſchlicht Boeck, darinnen
Idt ſtehnd ys een Spegel hoger Sinnen;
Verſtendicheit in dem ringen Gedicht
Als een dürbahr Schat verborgen licht,
Glyck als dat Födr ſchnitt in der Arche,
Un gülvne Penninge in ener ſchmierigen Taſche.
Men hefft ſick twar tho marteret, dat Boeck tho bringen.
In Hochdüdſche Sprack, man ydt will ganz nich klingen;
Dat klappert negen dat Original tho reken,
Als wen man plecht een Stücke vul Holt tho breken,
Groter ſchmit teuen olden Pot negen de Wand.
Dat makt, bewyl ydt vnse ys unbekandt
De natürlike Gegenſchoy verſülven Meer,
Welche de angebahrne Zierlichkeit bringt mehr.
Dy könt nich löchnen, dat bald yderman
Dy uns Hochdüdſch verſtahn un reden kan;
Men dy vnse vnder hundert man kuem eenem fünde,
De unſe Spraeck verſtahn, veel weniger reden künde.
Darmit müſte dy unſe Geſchicklicheit röhmen,
Un vnse ſülvest der Dumheit verdähmen:
Vnse Verſtand ys tho ſtump, dy muſten en erſt ſchliven,
Dat he wat ſcharper würd, funn kond dy nich begriven.
Derwegen wy yn ock de Curtoſie ertögen,
Un unſe Höfflicheit na vnser Groſſheit bögen.
Wan in den Kercken wert geprediget Gades Wort,
Edder man ſünſt Rede holt am öffentlichem Ort,
Darmit dy, wat dar werd gehandelt, können weten,
Un ſtahn nich als een Maz dem't Muel ys vul geſchmeten,
So ſind wy negen vnse ſo dormhertich nu fram,
Un reden, dat ydt vnse tho dem Verſtande kamn.
Men darüm ſchöle dy vnse in den Sinn nich nehmen,
Als wenn wy wolden unſr Spraeck beſchremen.
Dy bilden vnse wol in, dat armand reiner ſprockt,
Als dy an engen Orth, ſo myt ſick Düdſchland ſtreckt,
Fruw Rikea meend ock, dat ere Apen-Kinder
Weren ſchöner, als Bruns, edder vnse nich vele minder,
Dem Oſſen dünckes, dat keen better Spyir wus
Drs Winters, als dat How, des Sommers als dat Gras.
Men Reincke ys anders Sins: he ſehe, Fleiſch van Höner
Ys vel geſunder un ſchmeckt nütliker un ſchöner,
Een vder van dem, der he ys tho gewennt,
Un dat van Jöget up de alydt hefft gekennt.
Dy meenen ock, dat vnse Spraek ſchal zierlick ſyn,
Un ſoldn to veel darven, als van den Sternet een Schwyn.
Wat könc dy vör Wörde edder Nahmen herreken,
De wy nich zierlick, als dy, könen uthſpreken?
Ys mich „unſe Wöme" ſo geet als „eure Mutter?"
„Myn Foder" ſchmeckt dem Vieh ſo wol, als „euer Futter."
„Ihr trinckt aus dem Becher;" „wy drincken ut dem Stoyr,"
„Eur Magd ein Leibchen hat," „unſe deren drecht ein Jope,"
De „Plattelſen" by vnse ſchmecken als unſe „Schullen,"
Vnse „Stier" hebben Hörner, als unſe „Bullen."
„Ihr ſchindet ewer Aas," „de Rackers unſe villen,"
„Ihr ſitzet auff Arsbacken," „wy ſitten up den Billen".
Wat eigentliker hefft gerecht van nus beyden,
Darin wert de Pawest uns nich können ſcheiden,
Un welcker Spraeck mehe Zier ys tho tho ſchriven,
Darüm bab ick geſehn twe Buren ſyck dapper kyven.
De eene ſeed. „Gy, mein, was ſprichſtu, lieber Gim?
Du machſt dat Maul ſo krues, daß ich dich nicht vernim.
Ich kan dich nicht verſtehn, du ſchnatterſt, wie ein Gans!"
De ander antworde em: „Brüd dyne Möme, Hans.
Heſtu de Kreck vul Dreck? Du Hundsſot, ſprick nih ver Schnuet!"
Hyrmit greven ſe eenander dichte up de Huet.
Wol nu van diſſen tween heb Overhand getregen,
Darſülve tho ſeggen, lact ick wol underwegen.
Ick ſuchte, dat diſſe Strydt nich ehr weed bygelecht,
Bet dat de Tartar-Cham ſyn Ordeel darvan ſecht."
Mit diſſer Rede wy unſen Discours beſchlöten,
De beiden Heeren nach Complementiſchen gröten
Een nu dem andern tho Hus gingen ſyn ſachten.
Dat moeten ſülvest beſtahn, wat ſe do van my dachten.

Johann Scheffler.

So bedeutend Schefflees lyriſche Dichtungen ſind, ſo haben dieſe doch nicht ſeinen weitverbreiteten Ruhm begründet, er hat ihn vielmehr ſeiner Spruchſammlung zu verdanken, welche er untee dem Titel „Joannis Angeli Sileſii Gheeubiniſcher Wandersmann, oder Geiſtreiche Sinn- und Schlußreime zue göttlichen Beſchaulichkeit anleitende" (Wien 1657; 2. mit dem 6. Buch vermehrte Ausg. Glatz 1674) herausgab*). Das Ganze enthält 1675 in Alexandrinern geſchriebene Sprüche, von denen weitaus die meiſten aus nur zwei Alexandeinern beſtehen. Er hat die ſechs Bücher zu veeſchiedenen Zeiten gedichtet; es iſt aber nicht bloß das ſechſte Buch, das er erſt 17 Jahre nach der Veröffentlichung der fünf erſten herausgab, ſpäteeen Urſpreungs, als dieſe; es iſt wohl auch keinem Zweifel unterworfen, daß ee die beiden erſten und vielleicht einen Theil des dritten früher dichtete, als die andern: und das eeſte, welches er nach ſeiner eigenen Bemerkung in Zeit von vier Tagen niederſchrieb, mag wohl ſchon während ſeines Aufenthalts in Hylland entſtanden ſein, wy ee, wie wie wiſſen, mit Jac. Böhme's Scheiſten bekannt geweoden wae. Es iſt ſüe die Beuetheilung Schefflers keineswegs unwichtig zu wiſſen, wann die einzelnen Theile ſeines Buchs entſtanden ſein mögen, da ſie binſichtlich dee darin herrſchenden Anſchauung ſehe verſchieden ſind, indem nämlich die feüheren uns in das tiefſte Dunkel der Myſtik einführen, wäheend die ſpäteren, namentlich die des ſechſten Buches bei aller Innigkeit und Tiefe des Glaubens doch kaum eine Spur ſeines früheen Myſticismus darbieten, ſondern die lauteeſte Myral in ächt cheiſtlichem Sinne veekünden, oder allgemeine Gedanken übee Welt und Menſchen enthalten, denen zwar dee eeligiöſe Hintergrund nicht fehlt, die aber die gewöhnliche Anſchauungsweiſe nicht veelaſſen, und in jedem gläubigen oder frommen Gemüth entſtehen können (1—8). Doch ſo bedeutend die in dieſem Geiſte gedichteten Speüche ſind, ſo würden ſie doch das außervedentliche Auiſehen nicht hervvegeeacht haben, welches den „Gherubiniſchen Wandersmann" ſeit ſeinem Eeſcheinen ſtets begleitet hat; der Dichter würde durch ſie immerhin eine ſehe ehrenvolle Stellung in der Geſchichte dee deutſchen Poeſie einnehmen, ee würde auch als eeligiöſee Schriftſteller Liebe und Aneekennung gefunden, ſich aber nicht zugleich bei den Einen den Ruf eines gottbegeiſteeten Sehers, bei den Andeen den eines bis zum Unſinn dunklen Schwärmers eeworben haben. Dies hat er nue ſeinen feüheeen Sprüchen zu verdanken. Nun hat er aber gerade diejenigen, welche ſeine Myſtik ausſprechen, höchſt wahrſcheinlich als Proteſtant geſchieben, und es findet ſich biedurch unſere frühere Bemerkung beſtätigt, daß Scheffler aus innerer Nothwendigkeit zum Katholicismus überteat, in welchem er Stoff und Geund füe ſeine im Gedanken entſprungene, abee von der Phantaſie geſäugte und geoßgezogene Anſichtsweiſe fand, während die proteſtantiſche Kirche mit ihrer ſteifen Beſchränkung auf den Buchſtaben mit deeſelben in Wideeſpruch ſtand und ihn deshalb zueückſtoßen mußte. Hatte ihn abee dee Myſticismus in den Schoß der katholiſchen Kieche geführt, ſo mußte ihn dieſe, als er ſich ihe mit allem Feuer dee Uebeezeugung hingab und gläubig unterorduete, bei iheer ſtrengen äußeeen Beſtimmtheit allmählich wiedee vom Myſticismus

*) Wie konnten leider dieſe ältere Ausgabe nicht auftreiben, weshalb wir die neue (München 1827) benutzen mußten.

entfernen, weshalb er auch in der Vorrede zur zweiten Auflage die letzten Ergebnisse seines Mysticismus, die pantheistische Weltanschauung ausdrücklich zurücknahm und die nackt ausgesprochene Göttlichkeit des Menschen (9. 25. 39. 48.) für eine innere, nur durch die Gnade Christi mögliche Vereinigung der Seele mit Gott erklärte (33—36).

Die Sprüche, aus denen der „Cherubinische Wandersmann" besteht, sind nicht nach ihrem Inhalt geordnet, sondern sind bald mehr, bald weniger durch einander gewürfelt, und auch dies ist bezeichnend, da unzweifelhaft daraus hervorgeht, daß der Dichter in ihnen nicht eine streng zusammenhängende Darstellung seiner Ansichten geben wollte, und sie auch gewiß nicht in dieser Absicht, sondern sie so niederschrieb, wie der Augenblick sie ihm eingab, und dies gilt sogar von denen des ersten Buchs, welche er unmittelbar nach einander abfaßte. Dadurch mußte die Darstellung allerdings gewinnen, da jeder einzelne Spruch ein Erzeugniß des innern Drangs ist, der den Dichter antrieb, seinen Gedanken Gestalt zu geben; da er aber auf diesem Wege oft einen einzelnen, hervorragenden Gedanken aus einer ganzen Gedankenreihe herausriß, und ihm somit alle vorhergehende Begründung fehlt, so mußte die Darstellung oft dunkel, ja sogar unverständlich werden, und man wird wohl niemals zum Verständniß mancher einzelnen Sprüche gelangen, da man den Zusammenhang, durch welchen sie hervorgerufen wurden, nicht kennt. In andere wird man vielleicht Licht bringen können, wenn man die Stellen früherer Mystiker auffindet, die ihnen zum Grunde liegen; denn Scheffler hat die meisten deutschen Mystiker von Tauler bis Weigel und Böhme wohl gekannt und benutzt, und auch ausländische Mystiker haben viel zu seiner Entwickelung beigetragen.

So ungeordnet die Sprüche des „Wandersmanns" sind, so lassen sich doch die Hauptgedanken, welche den Dichter beseelten, ohne große Schwierigkeit im Großen zusammenstellen; wir haben es in der nachfolgenden Auswahl versucht, welche freilich viel zu beschränkt ausfallen mußte, als daß sich auch nur annähernde Vollständigkeit hätte erzielen lassen. Doch haben wir diejenigen Sprüche auszuwählen gesucht, welche seine Ansichten am schärfsten aussprechen und seine Darstellungsweise am schlagendsten charakterisiren.

Gott, dessen Wesen sich als die unendliche Liebe bezeichnen läßt, ist ewig, allmächtig, allgütig (9. 10.); der Mensch, ein an sich unbegreifliches Wesen mit doppelter Natur (11—13) ist böse, wenn er von der Welt in Banden gehalten wird (14. 15). Doch kann er sich zu Gott erheben und sich auf das Innigste mit ihm vereinigen (12. 13. 16), aber nicht durch die Wissenschaft, sondern allein durch uneigennützige Liebe (17—19), durch innige Gottesverehrung, Gebet und Demuth, durch Aufgeben seiner selbst, welches zur höchsten Freiheit führt, durch Hingebung an Gott und Losreißen von der Welt (20—26). Damit der Mensch aber zur innigsten Vereinigung mit Gott gelangen könne, muß vor Allem auch sein Gemüth rein sein und er selbst muß göttlich werden (27—29), es muß Christus, der von Ewigkeit ist und sich fortwährend aufopfert, in ihm neu geboren werden, da dessen Gnade allein zu Gott führt (30—36). Wie Christus durch sein Todesopfer zu Gott gelangte, so ist auch für den Menschen keine Vernichtung; der Tod ist nur die Besiegung der die Welt umhüllenden Finsterniß, er ist ein neues Leben in Gott (37. 38).

So weit läßt sich freilich Alles rechtfertigen, und wir können unter der vom Dichter verlangten Vereinigung mit Gott den sogenannten Quietismus, das Versenken in die Anschauung Gottes verstehen, was den Mittelpunkt der Lehre so vieler anderer Mystiker bildet; allein es finden sich auch häufige Stellen, in welchen diese Gottesvereinigung eine ganz andere Gestalt gewinnt, in denen sie das entschiedenste Gepräge des vollkommensten Pantheismus trägt, wenn es heißt, daß Gott ohne den Menschen nicht bestehen könne (39), daß er seine Seligkeit vom Menschen empfangen habe (40), daß der Mensch so groß sei, als Gott, und dieser so klein, als jener (41), daß der Mensch, wie Gott, von Ewigkeit war und sein wird (45), daß zwischen Gott und dem Menschen kein Unterschied sei, als die „Anderheit" (47), welche aber durch die Vereinigung mit Gott sich aufhebe (48) u. s. w. Wir mögen wohl glauben, daß Scheffler in späterer Zeit diese bedenklichen Stellen selbst in dem oben angegebenen Sinne verstand, aber sie sprechen zu deutlich, als daß man sie in der milderen Weise auffassen könnte, und wenn man bedenkt, daß der Uebergang von der mystischen Anschauungsweise einer innigen Versenkung in das göttliche Wesen zum Pantheismus und zur Vergöttlichung des Menschen näher liegt, als von der einfachen kirchlichen Gottesverehrung zu jener Lehre der Mystiker, so wird man kaum einen Augenblick zweifeln, daß es dem Dichter mit jenen Sprüchen vollkommen Ernst war.

Aus dem „Cherubinischen Wandersmann".

1. Das größte Heiligthum. (III, 93.)

Kein größer Heiligthum kan man auf Erden finden,
Als einen keuschen Leib mit einer Seel ohn Sunden.

2. Der Jahres-Beichtuß. (III, 249.)

Es wird das alte Jahr, das sich nun schleußt, gehalten,
Als wenns vergangen wär; und dieß ist wahr, mein Christ.
Wo du ein neuer Mensch in Gott geworden bist;
Ists nicht, so lebst du noch wahrhaftig in dem alten.

3. Den Himmel kann man stehlen. (V, 105.)

Wer heimlich Gutes wirkt, sein Geld nutheilt verhohlen,
Der hat das Himmelreich gar meisterlich gestohlen.

4. Der Seele ist es nie Nacht. (V, 128.)

Mich wundert, daß du darfst den Tag so sehr verlangen;
Die Sonn' ist meiner Seel noch niemals untergangen.

5. Der Reiche ist warhaft arm. (V, 157.)

Der Reiche, wann er viel von seiner Armuth spricht,
So glaub' es ihm nur gern: er lügt wahrhaftig nicht.

6. Die neue und alte Liebe. (V, 210.)

Die Liebe, wenn sie neu, brauft, wie ein junger Wein;
Je mehr sie alt und klar, je stiller wird sie seyn.

7. Der selige Weise. (VI, 11.)

Wie selig ist der Mensch, der alle seine Zeit
Mit anders nicht verbringt, als mit der Ewigkeit,
Der jung und alt allein betrachtet und beschaut
Der Weisheit Schloß, das Gott sein Vater hat gebaut,
Der sich auf seinem Stab, das ew'ge Wort, aufstützt,
Und nicht, wie mancher Thor, in fremden Sande sitzt,
Der nicht nach Haus und Hof, nach Geld und Silber sieht,
Noch seines Lebens Zeit zu zählen sich bemüht!
Ihn wird das blinde Glück nicht hin und her verirren,
Noch etwa eitler Durst zu fremden Wasser führen,
Er weiß von keinem Zank, er liebt nicht Krämerey,
Er trachtet nicht darnach, daß er gesehen sey;

Er iſt der Welt ein Kind, die allernächſte Stadt
Iſt ihm ſo viel bekannt, als die, ſo Japan hat;
Er ſchaue nur über ſich, ſo frei er immer kann,
Sein rechtes Vaterland, den lieben Himmel an.
Sein Alter rechnet er nicht nach der Jahre Zahl;
In Gott vollkommen ſeyn, daß heißt er alt zumal.
Die Sonne leuchtet ihm in ſeinen Acker ein,
Und, wenns gleich Abend wird, ſo bleibt ihm doch ihr Schein.

Er ſieht des Lebens Baum im Geiſt begierlich an,
Und gräbt mit ſtillem Fleiß zu ihm die nächſte Bahn.
Er kümmert ſich um nichts, was neben ihm geſchieht,
Iſt ihm ſo fremd und klar, als was ein Blinder ſiehe,
Doch iſt er ſtark und friſch, er ſcheuet keinen Feind,
Wenn gleich Welt, Teufel, Fleiſch und mehr beiſammen ſeynd.
Ein andrer laufe hin, zerſtreu' ſich mit der Welt;
Dieß iſt das Leben und die Bahn, die mir gefällt.

8. Die Welt muß belacht und beweint werden. (VI, 223.)

Fürwahr, wer dieſe Welt recht nimmt in Augenſchein,
Muß bald Demokritus, bald Heraklitus ſeyn.

9. Gott iſt das, was Er will. (I, 40.)

Gott iſt ein Wunderding, Er iſt das, was Er will,
Und will das, was Er iſt, ohn' alle Maaß und Ziel.

10. Gott weiß Ihm keinen Anfang. (III, 180).

Du fragſt, wie lange Gott geweſt ſey um Bericht?
Ach ſchweig! es iſt ſo lang: Er weiß es ſelber nicht.

11. Man weiß nicht, was man iſt. (I, 5.)

Ich weiß nicht, was ich bin, ich bin nicht, was ich weiß;
Ein Ding und nicht ein Ding, ein Stüpfchen und ein Kreiß.

12. Die Augen der Seele. (III, 228.)

Zwey Augen hat die Seel': eins ſchauet in die Zeit,
Das andre richtet ſich hin in die Ewigkeit.

13. Der Menſch. (IV, 70.)

Das größte Wunderding iſt doch der Menſch allein:
Er kann, nachdem er's macht, Gott oder Teufel ſeyn.

14. Das Böſe entſteht aus dir. (I, 129.)

Gott iſt ja nichts, als gut: Verdammniß, Tod und Pein,
Und was man böſe nennt, muß, Menſch, in dir nur ſeyn.

15. Dein Kerker biſt du ſelbſt. (II, 85.)

Dir Welt, die hält dich nicht, du ſelber biſt die Welt,
Die dich in dir mit dir ſo ſtark gefangen hält.

16. Die Morgenröthe und die Seele. (III, 144.)

Die Morgenröth' iſt ſchön, noch ſchöner eine Seele,
Die Gottes Strahl durchleuchtet in ihres Leibes Höhle.

17. Ohne Warum. (I, 289.)

Die Roſ' iſt ohn Warum: ſie blühet, weil ſie blühet,
Sie acht nicht ihrer ſelbſt, fragt nicht, ob man ſie ſiehet.

18. Die Liebe ſucht nicht Lohn. (II, 47.)

Menſch, liebſt du Gott den Herrn, und ſuchſt Lohn dabei,
So ſchmeckeſt du noch nicht, was Lieb' und Lieben ſey.

19. Der nächſte Weg zu Gott. (V, 320.)

Der nächſte Weg zu Gott iſt durch der Liebe Thür;
Der Weg der Wiſſenſchaft bringt dich gar langſam für.

20. Das Höchſte iſt ſtille ſeyn. (II, 19.)

Geſchäftig ſeyn iſt gut; viel beſſer aber beten,
Noch beſſer ſtumm und ſtill vor Gott den Herren treten.

21. Die gelaßene Schönheit. (I, 288.)

Ihr Menſchen lernet doch vom Wieſenblümelein,
Wie ihr könnt Gott gefallen und gleichwohl ſchöne ſeyn.

22. Wie wird man Gott gleich? (I, 84.)

Wer Gott will gleiche ſeyn, muß allem ungleich werden,
Muß ledig ſeiner ſelbſt und los ſeyn von Beſchwerden.

23. Auch unter Dornen blühen. (III, 86.)

Chriſt, ſo du unverwelckt in Leiden, Kreuz und Pein
Wie eine Roſe blühſt, wie ſelig wirſt du ſeyn!

24. Der Geiſt bleibt allzeit frey. (I, 118.)

Schleuß mich, ſo feſte du willt, in tauſend Eiſen ein,
Ich werde doch ganz frey und ungefeſſelt ſeyn.

25. Wer Gott dient, iſt hoch adlich. (IV, 229.)

Mir dient die ganze Welt. Ich aber dien allein
Der Ew'gen Majeſtät: wie edel muß ich ſeyn!

26. Die Einſamkeit. (II, 117.)

Die Einſamkeit iſt noth: doch ſey nur nicht gemein,
So kannſt du überall in einer Wüſten ſeyn.

27. Was ſein iſt, das beſteht. (I, 1.)

Rein, wie das feinſte Gold, ſtrik, wie ein Felſenſtein,
Ganz lauter, wie Cryſtall, ſoll dein Gemüthe ſeyn.

28. Gott kommt nur in keuſche Herzen. (V, 180.)

Den Bräut'gam meiner Seel verlangt ein zu zirtn:
Blüh' auf! er kommet nicht, biß das die Lilgen blühn.

29. Man muß ganz göttlich ſein. (I, 4.)

Herr, es genügt mir nicht, daß ich Dir ruglich dienr,
Und in Vollkommenheit der Götter vor Dir grune;
Es iſt mir viel zu ſchlecht und meinem Geiſt zu klein:
Wer dir recht dienen will, muß mehr als göttlich ſeyn.

30. Chriſtus iſt geweſen, eh er war.

Daß Chriſtus lang zuvor, eh daß Er war, geweſen,
Iſt klar, weil man ihn aß und trank, daß man geneſen.

31. Gott iſt nicht das erſtemal am Kreuz geſtorben. (V, 103.)

Gott iſt nicht 's erſtemal am Kreuz getödtet worden,
Denn ſchau, er ließ ſich ja im Abel ſchon ermorden.

32. In dir muß Gott geborn werden. (I, 61.)

Wird Chriſtus tauſendmal zu Bethlehem geber'n,
Und nicht in dir, du bleibſt noch ewiglich verlor'n.

33. Die Perlen-Geburt. (III, 218.)

Die Perle wird vom Thau in einer Muſchel-Höhle
Gezeugt und gebor'n, und dieß iſt bald bewieſt.
Wo du's nicht glauben willſt; der Thau iſt Gottes Geiſt,
Die Perle Jeſus Chriſt, die Muſchel meine Seele.

34. Die ewige Gnadenwahl. (I, 147.)

Ach zweifele doch nicht! Sey nur aus Gott geber'n,
So biſt du ewiglich zum Leben auserkor'n.

35. Der Himmel wird zur Erden. (III, 32.)

Der Himmel ſenket ſich, er kommt und wird zur Erden;
Wann ſteigt die Erd' empor, und wird zum Himmel werden?

36. Eins kann nichts ohn das Andre. (II, 48.)

Zwey müſſen es vollziehn ſich kann's nicht ohne Gott,
Und Gott nicht ohne mich), daß ich entgeh dem Tod.

37. Die Welt vergehet nicht. (II, 109.)

Schau, dieſe Welt vergeht. Was? ſie vergeht auch nicht.
Es iſt nur Finſternis, was Gott an ihr zerbricht.

38. Der ewige Tod. (I, 29.)

Der Tod, aus welchem nicht ein neues Leben blühet,
Der iſt's, den meine Seel aus allen Todten fliehet.

39. Gott lebt nicht ohne mich. (I, 8.)

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nun kann leben:
Werd' ich zu nicht, er muß vor Noth den Geiſt aufgeben.

40. Ich habe von Gott und Gott von mir. (I, 9.)

Daß Gott ſo ſelig iſt und lebet ohn Verlangen,
Hat er ſo wohl von mir, als ich von Ihm empfangen.

41. Ich bin wie Gott und Gott wie ich. (I, 10.)

Ich bin ſo groß, als Gott, Er iſt als ich ſo klein,
Er kann nicht über mich, ich unter Ihm nicht ſeyn.

42. Ein Christ so reich, als Gott. (I, 14.)

Ich bin so reich als Gott; es kann kein Stäubtein seyn,
Das ich (Mensch, glaube mir!) mit Ihm nicht hab gemein.

43. Die Rose. (I, 108.)

Die Rose, welche hier dein äußres Auge sieht,
Die hat von Ewigkeit in Gott also geblüht.

44. Die Weite der Seelen. (I, 187.)

Die Welt ist mir zu eng, der Himmel ist zu klein:
Wo wird doch noch ein Raum für meine Seele seyn?

45. Immer dasselbige. (I, 203.)

Ich ward das, was ich war, und bin, was ich gewesen,
Und werd' es ewig seyn, wenn Leib und Seel genesen.

46. Gottes Eigenschaft. (I, 132.)

Was ist Gotts Eigenschaft? Sich ins Geschöpf ergießen,
Allzeit derselbe seyn, nichts haben, wollen, wissen.

47. Der Mensch, der andre Gott. (II, 201.)

Sag zwischen mir und Gott den ein'gen Unterschied:
Es ist mit einem Wort nichts, als die Anderheit.

48. Vom Seligen. (IV, 181.)

Die sel'ge Seele weiß nicht mehr von Anderheit;
Sie ist ein Licht mit Gott und eine Herrlichkeit.

Joachim Rachel.

Joachim Rachel, nächst Lauremberg der bedeutendste Satyriker des Jahrhunderts, wurde am 28. Februar 1648 zu Lunden im Norderdithmarsen geboren. Er besuchte das Gymnasium in Hamburg, dann die Universitäten Rostock und Dorpat, wo er sich vorzüglich mit den alten Sprachen beschäftigte. Nach vollendeten Studien wurde er Hauslehrer bei einem liefländischen Edelmann, kehrte aber im Jahr 1652 in die Heimat zurück; er wurde Rector in Haide, 1660 zu Norden in Ostfriesland und 1667 in Schleswig, wo er am 3. Mai 1663 starb.

Rachel bildet den schärfsten Gegensatz zu Lauremberg, indem er sich eben so entschieden zur Opitzischen Schule bekennt, als jener sich von ihr abwandte, und seine Satyren eben so sehr in der gelehrten Weise des Meisters gehalten sind, als jene nach volksthümlichem Ton streben. Noch verschiedener sind beide Dichter in der Wahl ihrer Stoffe; denn während Lauremberg ganz ausdrücklich die Sitten seiner Zeit geißelt, beschäftigt sich Rachel vorzugsweise mit allgemeinen, stets wiederkehrenden Verhältnissen, ob er gleich selbst sich für die Aufgabe der Satyre erklärt, „die Laster seiner Zeit der Vernunfft entgegenzuhalten" (VIII, 481 ff.); es ist seine Satyre daher mehr gegen die Menschen überhaupt oder gegen die Mängel, die ihnen vermöge ihrer Natur ankleben, als gegen besondere Erscheinungen oder Persönlichkeiten gerichtet. Schon deshalb kann sich bei ihm die kecke, einschneidende Sprache, aber auch die kräftige Zeichnung nicht finden, die Laurembergs Gedichten so viel Leben und Bewegung verleiht. Wie wenig übrigens Rachel die Absicht hatte, mit seinen Satyren zu strafen, geht schon daraus hervor, daß die drei ersten derselben ursprünglich Hochzeitsgedichte waren, in welchen es dem Dichter, so Ernst es ihm auch mit seinen Ansichten sein mochte, doch zunächst nur um einen freundlichen Scherz zu thun war. So bespricht er in der ersten Satyre („Das Poetische Frauen-Zimmer oder Böse Sieben"), sieben Arten von bösen Weibern, denen er am Schluß das Bild einer trefflichen Hausmutter entgegensetzt, welches er in der dritten („Die gewünschte Hauß-mutter") noch weiter ausmalt; in der zweiten („Der vortheilige Mangel") zeigt er, wie der Mann, um mit seiner Frau glücklich zu leben, sich immer daran erinnern solle, daß jeder Fehler seine gute Seite habe; so gefalle die Häßliche keinem Andern und die Unreinliche sei nicht gefallsüchtig. In diesen, wie in den drei folgenden („Die Kinderzucht," „Vom Gebet" und „Gut und Bös"), welche er nach den römischen Dichtern Juvenal und Persius, nach denen er sich überhaupt bildete*), nicht ohne Selbständigkeit bearbeitet hat, spricht sich ein ernster, würdiger Sinn aus; doch tritt in ihnen, wie in den übrigen das didaktische Element zum Nachtheil der poetischen Anschauung zu grell hervor. Er versteht es nicht zu individualisiren, wie Lauremberg, daher auch die Schilderung der Modethorheiten in der sechsten Satyre weit weniger lebendige Wirkung macht, als bei jenen. Statt einzelne, lebensvolle Persönlichkeiten vorzuführen, an welchen er die gerügten Thorheiten und Laster veranschaulichen könnte, faßt er die Erscheinungen in abstrakter Weise auf und zerlegt sie in ihre verschiedenen Gattungen, z. B. in der siebenten Satyre („Freundt"), die er zwar mit Einsicht, Scharfsinn und selbst mit Geist darstellt, aber eben nicht poetisch belebt. Es ist dies selbst in seiner besten, der achten, der Fall („Der Poet"), welche übrigens den andern darin nachsteht, daß sie keinen festgeordneten Gedankengang hat, und die einzelnen Theile nicht lebendig zusammenhängen. Er hat eigentlich die Absicht, die Dichter gegen ihre Ankläger und Verläumder zu rechtfertigen, er verliert aber den Faden und spricht von den tadelnswerthen Richtungen einzelner Poeten, oder von dem Mißbrauch, der überhaupt mit der Kunst getrieben wird, bis er sich zuletzt besinnt, und eben so wieder ohne innere Nothwendigkeit auf den ersten Gedanken zurückkommt, den er jedoch beschränkter auffaßt, indem er lediglich den satyrischen Dichter im Auge behält. Bei alle dem ist dieses Gedicht von mannigfaltigem Interesse, namentlich wenn man es mit dem gleichartigen von Lauremberg vergleicht. Rachel ist ein gelehrter Dichter im Sinne seines Meisters Opitz; ohne Gelehrsamkeit ist für ihn keine Poesie, ohne dieselbe ist ihm nur Posse denkbar, und es ist für ihn und Lauremberg recht bezeichnend, daß er die Gelegenheitsdichterei bei den Ungelehrten findet, jener sie gerade für ein Erzeugniß der pedantischen Gelehrsamkeit hält, worin er wohl im Ganzen mehr Recht haben mag. Eher im Sinne seines ältern Vorgängers ist seine Abneigung gegen dichtende Frauen, aber obgleich dies mit seinen in den ersten Satyren ausgesprochenen Ansichten über die Aufgabe des Weibes übereinstimmt, so scheint es doch, daß er hier mehr als die Frauen, den Stifter der Deutschgesinnten Genossenschaft im Auge hatte, welcher den Frauen sogar den Eintritt in seinen Orden gestattet hatte. Wenigstens kommt er bald darauf auf denselben zu sprechen, indem er seine neue Wortbildung lächerlich zu machen sucht (250—264), ein Gegenstand, der ihm so sehr am Herzen

*) Er sagt selbst ausdrücklich in der kurzen Vorrede, er habe die 4. Satyre aus der 14. des Juvenal, die 5. aus der 4. des Persius übersetzt, „doch mit solcher Freyheit, daß ich sie wol zum Theil mag meine nennen". Noch selbstständiger zeigt er sich in der sechsten, bei welcher ihm die 10. des Juvenal Muster und Vorbild war.

liegt, daß er ohne Noth wieder darauf zurückkommt (370—400), nachdem er von der Sprachmengerei gesprochen, deren Thorheit er in langer Nachahmung des Modenunsinns darstellt (265—309).

Diese Satyren enthalten sämmtlich viele gute und der Beherzigung werthe Gedanken; es lebt in ihnen ein ernster, würdiger Geist; allein die poetische Wärme geht ihnen durchgehends ab. Die Darstellung ist immer, oft sogar bis zur Unverständlichkeit breit; der Ausdruck ist sehr ungleich, oft gehoben und selbst gesucht, oft aber auch niedrig und gemein, auch da, wo der Stoff eine edlere Sprache verlangt. Wie die meisten Dichter der Zeit, und selbst Opitz ist hierin nicht auszunehmen, ist er oft von Reim und Versmaß abhängig.

In einigen Ausgaben von Rachels „Satyrischen Gedichten" finden sich noch zwei weitere Satyren, „Die Jungfern-Anatomie" und „Jungfern-Lob", welche einige Kritiker für untergeschoben halten, und in der That unterscheiden sich diese in Sprache, Versbau und Darstellung von den übrigen so sehr, daß man auf einen andern Verfasser rathen möchte. In der „Jungfern-Anatomie" will der Dichter zeigen, was eine Jungfer sei; sie ist, sagt er, „Ein Thier durchaus gefüttert Mit Falschheit, Wahn und Witz, mit Stolzheit ganz begüttert." Zuerst spricht er von der Tracht, welche er weitläufig beschreibt und mit Bitterkeit verspottet, dann zeigt er, wie sich „die Jungfer" vor dem Spiegel oder auf der Gasse benimmt, und bespricht die Art und Weise, wie sie die Männer beurtheilen. In dem „Jungfern-Lob" entschuldigt er sich, daß er gegen die Weiber geschrieben habe, und fügt dann ein verkehrtes Weiberlob hinzu, das nicht ohne Witz ist. Beide Gedichte sind leichter und leichtsinniger, aber auch lebendiger gehalten, als man es bei Rachel gewohnt ist; doch dürfte dies nicht hinreichen, um sie unbedingt für das Erzeugniß eines andern Dichters zu halten, da sich auch in den übrigen, die unzweifelhaft Rachels Eigenthum sind, Spuren ähnlicher Anschauung finden. Jedenfalls müssen, damit man mit Sicherheit entscheiden könne, noch äußere Gründe zu den innern kommen.

Außer seinen Satyren hat Rachel noch ein niederdeutsches Volkslied verfaßt, das wir leider nicht kennen; wir zweifeln nicht, daß es eher gekannt zu werden verdient, als sein „Christlicher Glaubens-Unterricht oder Gespräch zwischen Vater und Sohn. Meistentheils aus dem Lateinischen Hugonis Grotii." (4. Aufl. Halberst. 1687), welches die gewöhnlichsten Katechismusfragen in den mattesten Reimen vorträgt.

Der Poet.

SO soll ich nicht einmahl empfindlich mich erzeigen,
Und wir ein stummer Fisch dem Midas Brudee schweigen?
Wer hat denn eben ihm zum Schmähen nur vergunt,
Und mir zur Noth und Schutz verschlossen meinen Mund?
Ist dee Poet ein Narr, Verläumdder, kahler Lauser?
Wie theur dee hundert rins' ein guter Brocken Mausee?
Ich sage billig Danck der allzuhohen Ehr,
Drr Reussen Großfürst hae nicht fast drr Titel mehr.
Mein Tscherning, höchster Freund, Ihr Meistee in den richten,
Der Ihr ein trefflich Werck selbst machen kennt und richten,
Den dir getahrte Kunst hat Welt-berühmt gemacht,
Und hoch bei Königen und Fürsten aufgebracht.
Wie, lieber, kommt doch diß, daß solche Himmels Gaben,
Die niemand als von Gott und seinem Geist kan haben,
Die nicht zu kauffen stehn umb Wahren oder Geldt.
Ja die mit Ehren krönt das höchste Haupt der Welt,
Von manchen Rücke-Maul so schimpflich wird verlachet,
So liederlich geschmaht, so höhnisch außgemachet?
Was unter Fünfzigen kaum Fünffen wol geluckt,
Das wird zum Schadernack itzundee außgerückt.
Ich, dee Geringste nur, und würdig nicht zu schätzen,
Den man in dieser Zahl soll neben andre setzen,
Muß nur zu lautrer Schmach auch solches Nahmens seyn,
Sonst ließ ich mich gar nicht zu dieser Antwort ein.
Wie aber gebt es zu? Wer kan es doch errathen,
Daß dieser Nahm unn stinckt, als wie ein Schneidee-braten?
Ich wette, so du wilt, und seh ein gutes Pfand,
Der Ursprung dieses Hohns sey Neid und Unverstand.
Dee schlaue Reucke Fuchs war einmal außgerissen,
Und hatte seinen Schwantz zur Beute lassen müssen:
Drr Schimpf verdroß ihn sehr, dorft kaum sich lassen sehn;
Damit er aber möcht drm Spott entgegen gehn,
Verlachet er zuvor gantz boshch seine Brüder.
„Was traget ihr," sprach er, „das häßlichst aller Gliedrr?
Wozu dient das Geschleep? was bringt der Wedel ein,
Als daß wir so viel ehr drr Jägee Beute seyn?"
So gar kan alle Ding dee Neyd zu nichte machen:
So kan mein Theon auch Poeterey verlachen,
Weil er zu dieser Kunst so gar gerecht ist schirr,
Als eine Sau zur Leyr, der Giel zum Clavier.
Daß aber man so gar das Gute darff beschmeissen,
Daß ein Poet ein Narr, ein Naer Poet muß heissen,
Das thut der Unverstand, weil mancher Buffel zwar
Hat einen groffen Kopf, doch Bregens nicht ein Haar,
Sieht Kupffer an fur Gold, die Ruben fur Granaten,
Die Gantz fur einen Schwan, die Kotel für Muskaten,
Weiß keinen Unterschied, hat keiner Dinge Wahl,
Den Kuckuck preistt er fur einen Nachtigal.
Wahr ist, daß Phoebus Volck fast lustig ist von Herhen,
Und meistentheils gescheut, doch höflich auch in schertzen,
Bevor ab so sie so nur in etwas sind getränckt
Mit dem berühmten Safft, so uns Lyäus schenckt.
Da wissen sie bald eins und anders vorzubringen
Zur angenehmen Lust, jedoch von solchen Dingen,
Die nicht verdrießlich sein. Ist da dee rechte Mann,
Sie machen ihm wol eins, jedoch gar höflich an.
Ihr Stich, der blutet nicht. So thab ich wol gelesen!
Soll aller Feancken Ruhm, der Taubmann, seyn gewesen,
So auch der Buchenau, Minervens liebstes Kind,
Dem wedee Romer, Griech, noch Teutscher abgewinnt.
So war der Venusin, den selbst Augustus ehrte,
Der nach des Pindars Kunst die Reimer trieten lehrte,
Zum Lachen wie gebohrn, im Schertzen außgeübt,
Wie sein berühmtes Buch noch heute Zeugniß gibt.
Wenn nun ein grobes Holtz, ein Eulenspiegels gleichen,
Läst einen Pfuy dich an mit guten Willen streichen,
Bringt kahle Zoten vor, verschluckt ein gantzes Ey,
Und ruhet ins Gelach, und schwätzet in den Brey;
Wann er sich lustig macht mit solchen Bubenpossen,
Die auch kein Hurenwirth solt hören unverdrossen.
Da lacht die Unvernunfft, daß ihr die Luffi entgeht,
Und spricht wohl: „Hey, das ist ein lustiger Poet!"
O all zu theurer Nahm fur solche grobe Hachen,
Kan denn ein fauler Stanck sobald Poeten machen?
Ein unverschämtes Wort? O weit vom Ziel gefehlt:
Es muß ein ander seyn, der mit will seyn gezehlt
In diese wehrte Zunfft, die keuschen Pierinnen
Sind keinen einflath beld, sie hassen grobe Sinnen.
Wer ein Poet will seyn, der sey ein solcher Mann,
Dee mehr als Worte nur und Reimen machen kan:
Der auß den Römern weiß, den Griechen hat gesehen,
Was für gelahrt, beredt und sinnreich kan bestehen,
Der nicht die Zunge nur nach seinem Willen rührt,
Der Vorrath im Gehirn und Saltz im Maudr führt,
Der durch den bleichen Fleiß auß Schrifften hat erfahren,
Was merckliche ist geschrhn vor vielmahl hundert Jahren,
Der guten Wissenschafft mit Fleiß hat nachgedacht,
Mehr Oehl als Wein verzehrt, bemüht zu Mitternacht,
Der endlich auß sich selbst was vorzubringen waget,
Das kein Mensch hat gedacht, kein Mund zuvor gesaget,
Folgt zwar den Besten nach, doch ausser Dieberey,
Daß er drm Höchsten gleich, doch selber Meister sey,
Darzu gemeines Ding und kahle Fratzen meidet,
Und die Erfindung auch mit schönen Worten kleidet,
Der keinen lahmen Vers läst untern Hauffen gehn,
Viel lieber zwantzig wurgt, die nicht für gut bestehn.
Nun, wer sich solch ein Mann mit Recht will lassen uennen,
Drr muß kein Narr nicht seyn, so wol was gutes können,
Als unser Tadelgern, der neugebohrne Held,
Drr nicht geringen Muth und Titul hat für Geldt.

Geh', wie Diogenes, des Tages bey den Flammen,
Und bringe dieser Arth, so viel du kanst zusammen,
Setz gute Brillen auf, für eine zweymahl drey,
Komm dann, und sage mir, wie theur das huneert sey?
Es werden kaum so viel sich finden aller Orthen,
Als Rums Thoren hat und Thebe schone Pforten,
So viel du Finger hast, die Daumen ohngezehlt,
Im Fall dir einer noch von ganzen Hanffen fehlt.
Zwar tausend werden sich und vielmahl tausend finden,
Die obgezahlte Wort' in Reime können binden:
Des Zeuges ist so viel, als Fliegen in der Welt,
Wann auf der heissen Lufft kein Schnee noch Hagel fällt.
Auf einem Hochzeitmahl da kommen offt gestogen
Des künstlichen Papiers bei vier und zwantzig Bogen.
Ein schöner Vorrath, traun! bevorab zu der Zeit,
Wann etwan Heu und Stroh nicht allzu wol gedeyht.
Kein Kindlein wird gebohrn, es müssen Verse fliessen,
Die offt so richtig gehn und treten auff den Füssen,
Als wie das Kindlein selbst, die (wie es ist belant)
Auch haben gleichen Witz und Kindischen Verstand.
Stirbt jemand, so muß auch des Truckers Arbeit sterben,
Wie wohl den Trucker nicht so schädlich, als den Erben:
Bald kommt der Dichter selbst, erwartet bey der Thür
Des Halses sussen Trotz, der Faust und Kunst Gebuhr.
Nun eben diese sind, die guten Ruhm beschmeissen:
Diß Lumpen Volcklein will (mit Gunst) Poeten heissen,
Das nie was gutts gelernt, das niemahls den Verstand
Hat auf was wichtiges und redliches gewandt,
Die nichts denn Worte nur zu Marckte können tragen,
Zur Hochzeit faulen Scherz, bei Leichen lauter Klagen,
Bey Herren eiteln Ruhm, dran keiner Weisheit spuhr,
Kein Salz noch Witz ist, als bloß der Fuchsschwantz nur.
Drumb dürffen sich auch wol in diesen Orden stecken,
Die niemahls was gethan, als nur die Feder leckn.
Ein Schrifftling, der kein Buch, als Teutsch, hat durchgesehn,
Will endlich ein Poet und für gelahrt bestehn:
Es thut ihm eben sanfft, wenn solche Titul fallen,
Warumb nicht? Der im Koy, ja zwischen Feur und Knollen
Hat einen Vers gemacht, in zweyer Tage Zeit
Hat er ein gantzes Buch funff Finger dick bereit.
O Meister Hämmerling, leg ab die Leimenstangen,
Geschwindigkeit taugt nichts, als Flohe nur zu fangen:
Was mit der langen zeit soll wachsen und bestehn,
Das muß nicht ekes bals, wie nuß der Taschen, gehn.
Sieh, des Mecenas Freund, im letzen wol erfahren,
Gibt guten Versen zeit von zwey und sieben Jahren,
Zwölfmahl hat Cynthius durchrennt sein rundes Pfad,
Eh das Eneas Lob das Licht gesehen hat.
Jtzund wenn einer nur kan einen Reim herschwatzen:
„Die Leber ist rom Huhn und nicht von einer Katzen",
Da heißt er ein Poet. Komm, Edler Valatin,
Leg deinen Lorbeer-Krantz zu seinen Fussen hin.
Was mag doch Griechenland Homerus Wercke loben,
Und Welschland den Virgil? O dieser Dreck schwebt oben.
So gar sticht Teutschland nun die andern Völcker aus,
Greifft einen Opitz ehr, als Gedrus eine Laus.
Jn endlich haben wir erlebt die guldne Jahren,
Daß auch das Weiber-Volck läst Spul und Haspel fahren,
Und macht ein Kunstgericht. Sie wenden klüglich für,
Sind nicht die Musen all auch Jungfern, gleich wie wir?
Jst nicht Minerva selbst, die Fürstin kluger Sinnen,
Jn beyeen gleich geübt, in schreiben, wie in spinnen?
War Sappho nicht ein Weib? Jst irgendswo ein Mann,
Der einer Schurmannin sich gleich erweisen kann?
Jhr schlechte Tauben ihr, wo sendeeliche Gaben
Fast wider die Natur sich eingefunden haben,
Was geht euch solches an? Umb aller Welt Gewinn
Bringt ihr mir nimmermehr noch eine Schurmannin.
Was von Minerva wird geschrieben und gelesen,
Jst niemahls in der That geschehen, noch gewesen:
Sie hat so wenig Fleiß an Buchern je verlehrn,
Als sie auß dem Gehirn des Vaters ist gebohrn.
Diß Bild weil mit Verstand alle seyn angenommen,
Daß Kunst und Weisheit nur vom Himmel müsse kommen:
Die Musen alle Neun sind Wissenschafften nur,
Die uns sind abgemahlt in Weiblicher Figur.
Was Sappho nun betrifft, so wirstu ihre Sitten
Sampt aller ihrer Kunst nicht wunschen oder bitten:
Ein ehrlich Weibes bild, ein fromm gewehntes Kind
Wird nimmermehr alte wie Sappho seyn gesinnt.
Die Schrifften seind furwar Gezeugen unrer Hertzen:
Die frucht ist von nnnr, die wird nicht unkensch scherzen.
Das bild ich mir gewiß und ohne zweiffel ein:
Die so wie Thais spricht, die wird auch Thais seyn.
Wär aber irgendwo ein Weib, das geil von Munde
Und in der Feder wär, jedoch sich keusch befnnde.
Die wäre wehrt, daß sie für Allen schan gefahrt,
Und nackend solte stehn mit Purpur außgezehrt.
Man solte billig sie und andre ihres gleichen
(Wo sonsten andre sind) mit guldnen Ruthen streichen.
Wo aber findet man solch Kleinoth in der Welt?
Da weisse Raben sind und schwarzer Hagel fällt.
Drumb wunsche nicht, daß die, so vorsteht deinem Hause,
Wie Versen sich bemüh und in Poeten mause,
Der Weiber Vorwitz ist schon aller Welt bekand,
Sie nehme wol sobald den Daphnis in die Hand,
Als Risten Himlisch Buch. Gelegenheit macht stehlen,
Sie mochte wol dadurch ihr einen Daphnis wehlen,
Jndem du süsse ja läst, der lieber wehr, als du,
Und schreiben den Vertrag ihm in den Versen zu.
Auch setz ich, daß ein Weib, geübt in solchen Sachen
(Wie etwan müglich ist), was treffliches könte machen:
Woher die liebe Zeit? (Mein Urtheil rühret nicht,
Als nur gemeines Volck. Ob schon ein Himlisch Licht
Heldinnen tüchtig macht, was kostliches zu schreiben,
Jn setzen ein Gedicht an statt der Klayrer schreiben,
Das gehet noch nicht an.) Ein Weib, die Flochs, und Woll,
Hauß, Keller, Küchen, Magd und Kind beschicken soll,
Hat mehr, den allzuviel, in allen beyden Händen,
Weiß den Verstand und Zeit viel besser anzuwenden.
Zuletzt kein Männerwitz hat bey den Weibern Art:
Den Männern nur gehört die Feder und der Bart.

Nun hola! wo hinauß? laß uns zurücke kehren!
„Huy, Blinder, hie geh her!" sprach Hans zu seiner Mahren.
Wir lassen nun hinfort die weissen Schurtzen gehn,
Und sorgen, wie uns selbst die Hosen recht anstehn.
Noch sag ich, ein Poet muß seyn von solchen Gaben,
Die nicht ein jedermon, geschweig ein Weib kan haben.
Kunst-übung, steter Fleiß, die machen einen Mann,
Der endlich ein Poet mit Ehren heissen kan.
Ja wer nicht von Natur hiezu ist wie gebohren,
Bey dem ist Kunst und Fleiß und übung auch verlohren.
Hor, was der Romer spricht. „Die Stadt gibt jährlich zwar
Der Bürgermeister zwey, jedoch nicht alle Jahr
Kompt ein Poet hervor." So viel hat das zu sagen,
Wenn jemand will mit Recht das Lorbeer-Kräntzlein tragen.
Doch diß eilt dahin nicht, daß diese Schwürigkeit
Dich lässig machen soll. Der Gaben Unterscheid.
Der hebt nicht alles auff. Kanstu den über-Reichen
An seinem grossen Schatz und Vorrath nicht wol gleichen,
So ist nur wenig gnug. spann' alle Sinnen on,
Wer weiß, was nicht dein Fleiß dir mehr erwerben kan.
Schreib wenig, wo nicht viel, das nach der Arbeit schmecket:
Ein kleines Wercklein hat offt grossen Ruhm erwecket.
Zwey Zeilen oder drey, von Buchnern auff gesetzt
Sein billig mehr, als diß mein gantzes Buch geschätzt.
Nur eine Fliege, wohl nur noch der Kunst gemahlet,
Jst seines Lobes werth und wird so wol bezahlet,
Als nach des Lebens Maß ein grosser Olyphant,
Den nur ein Sudler hat geschlagen von der Hand.
Kanstu kein Opitz sein, kein theurer Flemming werden,
O es ist raum genung vom Himmel biß zur Erden.
Jst schon der Gymer nicht biß an den Henckel voll,
Was dann? die süsse Milch schmeckt darumb eben wohl.
Hat Holland Heins' und Gats? Es finden sich wol minder,
Jst Ronsard Franckreichs Sohn? Es hat wol schlechtre Kinder.
Ob schon die Fichte scheint, die Wolcken anzugehn,
Noch darff ein Rosenbusch sich auch wol lassen sehn.
Alleine meng dich nicht mit den vermeynten Thieren,
Die alles ohn bedacht fort in das Buch hinschmieren;
Auch sieh dich eben für, daß deine Arbeit nicht
Sey allzu sehr genau und sorglich eingericht
Nach Hirsen Priemers Art, wann er also darff setzen:
„Der Ertz-Gott Jupiter, der hatte, sich zu letzen,
Ein Gastmahl angestellt: die Weidinn gab das Wild,
Der Gluttsang den Toback, der Sabl ward angefüllt;
Die Obsin trug zu Tisch in einer vollen Schüssel.
Die Freyse sas und spielt mit einem Liebes-Schlüssel.
Der kleine Liebreiz fang ein Tichtling auf den Schmauß,
Der trincke Heldreich schlug die Tagleuchter auß;
Die Feurinn kam dazu auß ihrem Jungfern-Zwinger
Mit schnäbeln angetan, Apollo ließ die Finger
Frisch durch die Saiten gehn; des Helderichs Wald-Hauptmann
Fing lustig einen Tanz mit den Holdinnen an."

Ja daß ich! je, ſo ſchreib! Diß Elend iſt entſprungen
Vom guten Vorſatz her, weil man mit frembden Zungen
Die edle Mutterſprach zu ſchanden aufgehört,
Und unſre Teutſchen hat das reine Teutſch gelehrt.
Es war ein neu Geſpräch gemählig aufgekommen,
Und hatte mit der Zeit ganz überhand genommen,
Daß eine Zunge nur, ein Teutſcher Mann allein
Auß nüchtern Munde ſprach Franzöſiſch, Welſch, Lotein;
Und daß der ſpäten Welt die Art nicht mag gebrechen,
So hört doch, wie ich ſelbſt hab einen hören ſprechen.
Ein braver Capitain, ein alter Freyers-Mann
Hub ſeinen Mengel-Mueß mit dieſen Worten an:
„Ca maiſtre, mache mir en façon der Frantzoſen
Nur gut contentement ein paar gerammer Hoſen.
Ich ſelber bin mir gramm, mir knort der gantze Leib,
Daß ich junqu'à préſent muß leben ohne Weib.
Was hab ich nicht gethun, was hab ich nicht erlitten,
O Cloris, dein amoor und Schönheit zu erbitten,
Weil dein Gelaß ſo weit die andern übergeht,
Als wenn ein Diamant bey einem Kieſel ſteht?
Soleil de noſtre temps! O Außzug aller Tugend!
O Himmliſcher trésor! O Krone dieſer Jugend!
Was hab ich nicht gewagt, daß ich dein wohler Sinn
Zu meiner Gunſte doch möchte lencken hin?
Und endlich möcht ich wol von einer Damen wiſſen,
Warumb man mich nicht will, wie andre Kerrel kuſſen?
Hab ich nicht Mauls genug? verhindert ſie der Bart?
Hab ich der Rainemains und meines Huts geſpaart?
Wie manche Gaſſe bin ich dir zu Dienſt gegangen,
Wenn man des Abends pflegt die Fladermäus zu fangen!
Wie offtmahl hab ich dir zu ſpäter Mitternacht
Auf meiner Cornemuſe ein Tudelhey gebracht!
Noch gleichwol kan ich nicht, ſelt ich darüber ſterben,
Ein freundliches regard von einer auch erwerben;
Du läſſeſt mir zu Schimpff den jungen Lecker ein,
Ich muß vieillard le gris und ſchwartzer Michel ſeyn.
Und was iſt denn an der ſo ſonderlichs zu freſſen,
Baronche, Rabenaas, daß du ſo gar vermeſſen
Auff mich dich heimlich machſt? Bin ich gleich ziemlich alt,
Doch iſt mir weder Hertz noch Hand, noch Finger kalt.
Der Magen dauet wol, denn geht es an ein ſchwärmen,
Kan ich ein Neſſel Wein, ſechs, ſieben, acht erwärmen,
Die Zähn, ausntez-vous, ſind alle noch geſund:
Verfuchs und ſtecke nur den Daumen in den Mund.
Ich habe manches Land und Herrſchafft durchgereiſet,
Und mich mit Augen-Luſt und Schönheit nur geſpeiſet,
Da war mein ordinair mit Damen umbzugehn,
Da war ich, par ma foy, was beſſer anzuſehn,
Da war ich hoch berühmt im Fechten, Spielen, tantzen,
Bracht Masqueraden an und friſche Mummenſchantzen,
Ich redte Spaniſch, Welſch, Krabatiſch und Latein,
Paris und Orleans lieg mich für Bürger ein,
Iſt irgend ein Banquet, da man mir rufft zu Tiſche,
So ſchneid ich trefflich wol Geflügel oder Fiſche,
Chapons, perdrix, boreauu, Man zeige mir den Mann,
Der ſo genau als ich den Gecken ſtechen kan.
Und eben hier ſoll ich mich laſſen cajoniren
Und meine Renommée auf einmahl gantz verlieren
Bey einer ſchwartzen Haut, die kaum des Odems werth,
Der ſolchem Cavalier auß ſeinem Hindern fährt?
Viel lieber will ich gar meeſetzen mein Verlangen,
Und meine pocelage an einen Nagel hangen,
Wie manche Dame thut, wenn ihrs zu lange fält,
Die Speck und Mäuſefall umbſonſt hat aufgeſtellt."

Diß war die güldne Kunſt zu reden und zu ſchreiben.
Nun denck ihm einer nach, wann dieſes noch ſolt bleiben,
Als wie der Anfang war bey jedermann gemein,
Wilch eine Sprache ſolt in Teutſchland endlich ſeyn!
Su hat die Barbarey das gut Latein zerſtucket,
Und Gutiſch, Wendiſch, Teutſch mit Wucht hinein geflicket:
Dadurch kam allererſt der Mischmaſch auff die Welt,
Den Franckreich, Welſchland ſelbſt und Spanien noch behält.
Der Gentleman hat auch ſein Theil darvon bekommen,
Ein Wörtlein hie und da, von allen was genommen,
Und eben dieſes wehe den Teutſchen auch geſchehn,
Wenn nicht mit allem Ernſt da wehre zugeſehn,
Der Lapperey gewehrt, das reine Teutſch erzwungen,
Das nichts erbetteln darff von frembder Sprach und Zungen.
Es kompt mir eben vor, als wenn man ein Geſicht,
Dem keiner Schönheit Zier noch Lieblichkeit gebricht,
Nach geiler Weiber Art noch will mit Pflaſtern ſchmücken,
Die künſtlich fein gezeichnet als Käffer oder Mücken.
O unbeſonnen Werck! Was hat die ſtoltze Pracht
Nicht wider die Natur gewürckt und aufgemacht!
Kähm irgents auff die Welt ein Kind mit ſolchen Flecken,
Wie ſorglich ſolte man die Mißgeburt verdecken!
Wann offentlich Hans Wueſt will außgeruffen ſeyn,
Su ſteckt er das Geſicht, wie Euch nun iſt gemein.
Nun ſolch ein Narr iſt auch, und würdig ſeiner Kappen,
Der unter ſchönes Teutſch mit der Frantzoſen Lappen
Noch beſſer machen will. Vor vielen Jahren ſchon
Sprach auch ein geiſtlich Mann auß einem hohen Thon:
„Monsieur, ich bin nicht weeth, daß ihr zu meiner Thüren
Und in mein ſchlecht Logis ſolt mit mir hin marchiren.
Da mot! ſprecht nur ein Wort' ich weiß zu dieſer Stund
Ei tout incontinent, ſo wird mein Knecht gefund.
Jwar ich bin nur ein Menſch, und daß ichs gern geſtehe,
Ein ſchlechter Carnlier; noch wann ich einen ſehe
Von meiner Compagnie und ruff ihn zu mir her:
Ca Garçon! er iſt prompt, veeeicht ſein devoir."
Der gute Redner weit des Hauptmanns Wort außſprechen,
Der zu den Herren kam in Nöthen und Gebrechen.
Wie tonſten iſt bekant. Nun aber, Danck ſey GOtt,
Iſt diese Mummerey den Teutſchen nur ein Spott.
Dergegen andre ſind (wie vorgeſagt) zu finden,
Die allzu gar genau uns ſuchen einzubinden,
Sie halten's einen Mord, wenn etwa dem Latein
Ein Wörtlein ohngefehr nur ähnlich ſolte ſeyn.
Ein ſolcher Klügling wird nicht leiden, daß man ſage,
Wie er an ſeinen Kopf auch Maaß und Thoen trage,
Denn beydes iſt Latein; der Fuß ſteht Griechiſch auß,
Der Spiegel iſt nicht Teutſch, noch minder Katz und Mauß.
Nun, Lieber, laß uns auch was gutes doch erdencken,
Und nach der neuen Kunſt die Zunge klinglich lencken,
Was wird man zeitham Werck, was wird man Wunder ſehn'
„Ey, Liebſte, laſſet doch den grauen Murmur gehn,
Nehmt mich in euren Schoß' Der fahle Häckſelmen
Frißt die getruckte Milch. Neigt euer Lüfftleinsfänger
Doch meiner Rede zu. Geht zu dem Gleicher hin,
Der Schnauber iſt euch ſchwartz, ſonſt ſeyd ihr meinem Sinn
Und gutem Urtheil nach mit allen Schönheitswahren
Vollkummlich außgerupt von Scheitel und den Haaren
Biß auff die Teittung zu. Wenn euer Pflantzherr wult
Und eure Senge mir zu zugethan und holdt
Noch heute könte ſeyn, daß ihr, mein liebſtes Leben,
Euch mir zum Eigenthum beſtändig wolten geben,
Su flog ich veller Gluck biß an das blau Gezelt,
Wo Phoebus prächtig ſteht, der Sücht'ling aller Welt."
Wer hat das Zipperlein ſo ſchwer an Händ und Füſſen,
Der dieſes Narren-Werck's nicht ſolte lachen müſſen!
Wer ſo unſichtbar geht, führt ſolche Räpel ein,
Der wird in Warheit auch den Teutſchen unteutſch ſeyn.
Wer welte nicht viel ehr des Wahlen Wort verſtehen:
„Paur, bale mir die Pferd, laſt in der Schuch beſehen!
Allegro macht zu foet' Bezahl die Pinckebanck!
Geh, Moder, in den Stall, der Kuh ſein Kind iſt kranck!"
Zum letzten hilfft auch viel den wahren Ruhm zu ſchmähen,
Weil man nicht ohne Jeen und Lachen zu muß ſehen,
Wie umb ſo ſchlechte Kunſt, doch umb ein ziemlich Lohn
Auff allen Kryſſen pur die geune Daphnis-Krehn.
So leicht ein Rojetus Muſcaten her kan machen,
Sybil ein Kind von Streh, Grüxinus in den Rachen
Ein halbes Stuchen geuſt, ſo leicht ein Gauckelsmann
Auß einem Bauren-Reck Ducaten ſchutteln kan.
So leichtlich als ein Held von etwa ſechszehn Jahren
Mit einer roten Mutz zu Hauſe kommt gefahren,
So leicht ein Moſel-knecht, ein junger Kräutee-Koch
Mit einem Doctor kreucht auß einem Schornſteinsloch,
So leichtlich als die Katz ein Mauslein kan erwitſchen,
Theatyllus auß der Lufft ein Duzet Lügen fiſchen,
So leichtlich als ein Gy iſt in den Sack gebracht,
So leichtlich iſt ein Schock Poeten weg gemacht,
Was Teuſcherey iſt das? Mag doch kein Schiffer beiſſen,
Der keinen Wind verſteht, wer keinen Fiſch kan reiffen,
Der kan kein Koch nicht ſeyn, wer keinen Pechvogel kennt,
Der mag mit Waehrit ja kein Schuſtee ſeyn genennt.
O daß ihr mit dem Kranz auch plötzlich dahneben,
Ihr Heeren von der Pfaltz, Gelahrtheit kontet geben.
Ich hett euch all mein Guth, ich hett euch all mein Geldt
(Ihr wißt noch nicht, wie viel) vorlängſt ſchon zugeſtellt,
Mag aber das nicht ſeyn, iſt jenſeits nichts zu fangen,
Als mit den Titeln nur und groſſen Beiſſen prangen,
So taug der Handel nicht. Man gibt in Zeit der Noth
Kein Speck und Fleiſch darvor, kein Butter oder Brodt.
Doch hieron mehr als gnug' Was ſol ich aber machen

Mit denen, die so gern den Bettelsack belachen?
Wo ein Poete wohnt, da ist ein ledig Haus,
Da hängt ihrsicher Guldengreifft ein armer Teuffel aus.
Geduld! was will man thun? Man muß es zwar gestehen,
Wer zu den Reichthumb eilt, muß anders was ersehen,
Als Versemacher-Kunst. Wer plötzlich reich will seyn,
Der leß umb wenig Geld gestohlne Wahren ein,
Der erage Jungen teil, betrene faule Sachen,
Doch daß er beyde Theil ihm kan zu Freunden machen,
Geb einen Schreiber-knecht und suche sein Gewinn:
Was nicht ins Kästlein fällt, das fält beneben hin.
Wer plötzlich reich will seyn, muß grosse Rente beben,
Und zahlen wenig auß: das kan ihm Bente geben,
Bedient er Vormundschafft, er muß auff sich auch sehn,
Und sollen gleich beenach die Mündlein darfuß gehn.
Wem dieses nicht gefält, der mag ein Kauffmann werden,
So lang es halten wil, mit Kutschen und mit Pferden
Zum Prunck sich lassen sehn, bald gar unsichtbar seyn
Und stellen mit Vertrag sich endlich wieder ein.
Ist das nicht seines Thuns, so kan er Leder stehlen,
Und taffen doppelt theur ihm für die Stieffeln zehlen.
Der Kunste seyn so viel, als wie des Ufers Sandt,
Den Meistern doppelt mehr, als mir, Gott leb, bekant.
Nun aber ein Poet weiß nichts von solchen Sachen,
Es soll die gute Kunst auch keinen Schmutz machen,
Sie dient zu guter Lust, sie dient zu guter Lehr,
Sie dient Verständigen und Gott zu seiner Ehr.
Wer Brodt erwerben will und Mittel zu dem Leben,
Der muß auf anders was hauptsächlich sich begeben,
Das Kuch und Keller fullt. Wer so die Sach angeht,
Der hat, was er bedarf, und bleibt doch ein Poet.
Nach abgelegter Pflicht so mag er sich ergetzen
Und einen guten Trey hin zu den andern setzen.
Der Wechsel machet offt, daß uns kein Werck verdreuß,
Wo sonst die Dinten gern und ungezwungen fleust.
Kommt dann zu rechter Zeit ein guter Freund gegangen,
So läß er wol einmahl ein kahles Trunclein langen,
Sticht einen Vogel an, versucht die kalte Schal:
Ein halber Gulden macht ihm doch kein Capital.
Indem er also sitzt, bedencket er mit lachen,
Wie offt das grosse Gut den Reichen arm kan machen.
Je mehr dem Geitzigen trägt sein Vermogen ein,
Je mehr muß er bescharrt und wol behungert seyn:
So offt er einmahl trinckt, so muß er überschlagen,
Ob seine Zinsen auch die Kosten mag ertragen.
Der Hauptstuhl ist sein Gott, den tastet er nicht an,
Greifft lieber hinter sich, als nach der vollen Kann.
Derogegen mein Poet sagt, daß der Sonntagsbraten
Und sein Gerichtlein Fisch nicht übel mag gerathen,
Singt seinem lieben Gott so freudig, als er mag.
Der weiter für ihn sorgt und für den andern Tag.
Zuweilen sitzet er, hält der Vernunfft entgegen,
Die Laster seiner Zeit, die irgend sich erregen,
Schont aller Menschen zwar, doch keiner Thorheit nicht,
Und ob sein Urtheil selbst ihm ins Gewissen spricht,
So schweigt es mit Gedult, beseufftzt die bösen Thaten,
So kan die Warheit ihm zum höchsten Heyl gerathen.
Ist dieser Eisig scharf, er ist dennoch gesund,
Und beißt das faule Fleisch heraus biß auff den Grund.
Gleich wie Machäon bennut und heilt mit klugen Händen,
So mag doch ein Poet zwar straffen, doch nicht schanden,
Und wer dann solchen Mann zu den Verläumbdern schreibt,
Der wisse, daß ihm selbst der Erzverläumbder treibt.
Es ist Poeten Werck, mit frembden Nahmen spielen,
Und also mit Gelimpf auf wahre Laster zielen.
Nimmt aber jemand selbst sich solcher Laster an,
Wer ist in aller Welt, der solches endern kan?
Hat jemand Cedens Art, der mag den Namen erben,
Wer Hirßen-Pfriemer heißt, mag Hirßen-Pfriemer sterben.
Wenn dem Horatius also geschrieben steht,
Gegen stinckt wie ein Bock, Ruffin riecht nach Zibet,
Da kan es gleiche viel dem guten Dichter gelten:
Wer will, mag sich gergen, wer will, Ruffinus schelten.
Ein Frommer eifert nicht, sein Hertz das spricht ihn los.
Wer schuldig ist, der spricht, und gibt sich selber bloß.
Wem sein Gewissen beißt, mag seine Thorheit hassen,
Hab ich den Geck erzurnt, ich kan es noch nicht lassen.
Ich biete Recht und Trutz dem, der mir solches wehrt.
Wer Laster straft, der hat die Tugend recht gelehrt.

Johann Grob.

Johann Grob, geb. am 6. Sept. 1643 zu Grobenengenschwyl im Toggenburgischen, zeigte schon frühe gute Anlagen, so daß ihn sein Vater auf die Schule nach Zürich schickte, wo er bedeutende Fortschritte machte. Als er 17 J. alt war, trat er in die Kompagnie schweizerischer Hellebardiere, welche Kurfürst Georg II. von Sachsen damals anwerben ließ. Nach Vollendung seiner Dienstzeit (1664) bereiste er Deutschland, Holland, England, Frankreich und wahrscheinlich auch Italien, worauf er in seine Heimat zurückkehrte und einen Leinwandhandel betrieb, den er auch dann noch fortsetzte, als ihn sein Landesherr, der Fürstabt von St. Gallen, zum bischöflichen Commissarius ernannte. Doch sah er sich in der Folge genöthigt, wegen der Religion die Heimat zu verlassen; er begab sich nach Herisau im Canton Appenzell, wo er sich mit Mathematik und Dichtkunst beschäftigte. Später erhielt er auch Gelegenheit, sich auf dem Gebiete der Politik Verdienste zu erwerben. Als im J. 1688 bei der Stellung der französischen und kaiserlichen Heere an der Gränze der Schweiz dieser große Gefahr drohte, ließ er eine mit Freimüthigkeit und Wärme abgefaßte Flugschrift drucken, welche nicht ohne Einfluß auf den Gang der Angelegenheiten blieb und ihm das Vertrauen Kaiser Leopolds erwarb, der ihn in den Adelstand erhob, wovon er jedoch keinen Gebrauch gemacht zu haben scheint, wie er selbst über diese Erhebung scherzt (II, 10). Im J. 1690 schickten ihn die Appenzeller nach Augsburg, wo sich der Kaiser aufhielt, um bei demselben die Aufhebung der für die Schweiz drückenden Getreidesperre zu erwirken, was ihm auch gelang, weshalb er zur Belohnung das Landrecht von Appenzell erhielt und von den Herisauern in den Rath berufen wurde. Bei dieser Gelegenheit scheint er auch zum kaiserlichen Dichter gekrönt worden zu sein. Er starb zu Herisau am 1. April 1697.

Grob war ein durch Studium und Erfahrung vielseitig gebildeter Mann, er kannte fünf Sprachen und schrieb das Lateinische nicht ohne Gewandtheit und Eleganz, wie seine in dieser Sprache abgefaßten Gedichte bezeugen. Ob er gleich selbst nur mit der größten Bescheidenheit von seinem poetischen Talente dachte, wie mehrere Stellen in seinen Gedichten beweisen, so war dasselbe doch keineswegs gering. Wahrscheinlich war er während seines Aufenthalts in Sachsen mit der neueren deutschen Literatur und insbesondere mit Logau bekannt und zu eigenen Versuchen angeregt worden: eine große Zahl seiner Dichtungen scheint sogar in dieser Zeit entstanden zu sein, da sich unter seinen nachgelassenen Papieren eine vollständige und sogar mit der Vorrede versehene Handschrift der „Dichterischen Versuchgabe" vom J. 1665 vorfindet, die er erst viel später (Basel 1678) herausgab. Nach seinem Tode erschien, wahrscheinlich von seinem Sohn herausgegeben, eine zweite Sammlung unter dem Titel: „Reinbolds von Freienkahl Poetisches Spazierwäldlein, Bestehend in vielerhand Ehren- Lehr- Scherz- und Strafgedichten." (O. O. 1700), welche ihm ohne Zweifel zuzuschreiben ist, da in sieben noch vorhandenen, von dem Dichter eigenhändig geschriebenen Heften nicht bloß die Gedichte der „Versuchgabe", sondern auch die des „Spazierwäldleins" aufgezeichnet sind. Beide Sammlungen enthalten Lieder und Epigramme. Seine Lieder (er nennt sie „Stimmgedichte"), die wir schon vorübergehend erwähnt haben (S. 233), gehören zu den besseren der Zeit, und sind bald voll tiefen Ernstes, bald voll

mutbwilliger Laune; die Epigramme, die wir hier allein zu betrachten haben, ſind zum Theil Sprüche, in welchen er ſeine Weltanſchauung niederlegt, oder Lebens- und Klugheitsregeln voll mildeu, aber doch ernſten und würdigen Sinns ertheilt (I, 8. 15—19. II, 1—5), und denen er oft die alte Form der Priamel gibt (I, 24. II, 5, 9). Dieſe Sprüche ſind jedoch nicht, wie bei Logau, in den ihnen eigenthümlichen kurzen Verſen, ſondern, wie auch die übrigen, entweder in Alexandrinern oder achtfüßigen Trochäen geſchrieben. Die größte Zahl ſeiner Epigramme, die er „Aufſchriften" oder „Kurzgedichte" nennt, ſind ſatyriſcher Art und ſpotten entweder in harmloſer, theils auch in ſcharfer Weiſe über allgemeine moraliſche oder körperliche Gebrechen (I, 9—14. II, 7. 8) oder geißeln die Thorheiten und Laſter der Zeit, deren Sitten ihm freilich Anlaß genug zu Spott und Tadel geben (I, 1—8. II, 6). Die Nachäfferei der Franzoſen iſt, wie bei Logau, ſo auch bei ihm, ein beinahe ſtehender Stoff, doch dringt er zuweilen auch tiefer in die öffentlichen Verhältniſſe und ſtellt namentlich die Schlechtigkeit der Rechtspflege dar (I, 1. 5) oder ergeht ſich in witzigem Spott über den Adel und deſſen Nichtigkeit (I, 2. 3. 17. II, 9). Auch die literariſchen Verhältniſſe bleiben nicht unberührt, er verſpottet, wie Lauremberg und Rachel, die Abwege, in welche die Poeten ſeiner Zeit geriethen, namentlich die Gelegenheitsdichterei, an mehr als einem Orte (I, 22. II, 8). So ſind die Hochzeitsreimer auch Gegenſtand eines größern Gedichts, das voll Witz und Bitterkeit gegen jenes Geſindel iſt. Sein Vaterland, das er aufrichtig liebt, gibt ihm auch hie und da Stoff zu ſtrafenden Bemerkungen, beſonders tadelt er die ſchlimme Gewohnheit, fremde Kriegsdienſte zu nehmen, mit aller Kraft der Ueberzeugung, die ihm ſein eigenes Leben hatte aufdringen müſſen (I, 6. 20. 21).

Grob hat ſich zwar offenbar nach der Opitziſchen Schule gebildet, aber er bewahrt dabei eine lobenswerthe Selbſtſtändigkeit, deren er ſich auch bewußt iſt, ſo daß er wohl einmal das allzuſklaviſche „Opitziren" tadelt. Seine Sprache iſt im Ganzen gebildet, ſeine Darſtellung tüchtig und kernhaft, ſein Ausdruck kräftig, manchmal wohl auch ſchneidend, wie die Gedanken, wie er ſelbſt einmal mit Anſpielung auf ſeinen Namen geſteht (I, 23). Jedenfalls iſt Grob einer der beſſern Dichter der Zeit und es verdienten ſowohl ſeine Lieder, als ſeine Epigramme, mit Benutzung ſeiner hinterlaſſenen Handſchriften durch eine neue Ausgabe wieder vorgeführt zu werden.

I. Aus der „Dichteriſchen Verſuchgabe".

1. Verblendete Gerechtigkeit. (I, 25.)

Themis hat ihr angeſicht zwar noch immerzu verbunden,
Nur das alt' und neue band werden nicht gar gleich befunden:
Jenes war von dikem tuche für den augen uberſchlag;
Dieſes iſt von dünnem flore, den ſie wol durchſehen mag.

2. Halber Adel. (I, 40.)

WOl den Alten hieß es vor, manche ritterthat begehen,
Dan ſo mocht ein ſchlechter mann bei dem ſtarken adel ſtehen:
Diß iſt nun in abgang kommen: wer erſchröklich fluchen kan,
Iſt zu dieſen laſterzeiten ſchon ein halber Edelmann.

3. Geſundheiten. (I, 76.)

UNſer Deutſchen redligkeit läßt ſich augenſcheinlich ſehen,
Wan die ſpate rindertrünk' auf geſundheit nmher gehen:
Ach, ich muß der thorheit lachen, iſt es nicht ein feiner ſchwank?
Andre ganz geſund zu machen, ſauffen ſie ſich ſelbſten krank.

4. Frankreich und Africa. (I, 122.)

IN dem innern Africa gibt es ſtets was neus zu ſehen;
Eben ſolches pfleget auch nun in Frankreich zu geſchehen:
Jenes bringet mißgeburten, dieſes an der alten ſtatt
Neue kleider à la mode, die man nie gehöret hat.

5. Rechtshändel machen übung. (II, 49.)

WEr das tanzen lernen wil, darf nicht fort in Frankreich lauffen,
Dieſe kunſt in fremden land' um das Deutſchr geld zu lauffen;
Wer das tanzen ſucht zu lernen, habe nur zu rechten an,
Dieſes gibt ſo vil zu lauffen, daß man endlich tanzen kan.

6. An den Gebhard. (II, 104.)

GEbhard, du beklageſt dich, daß dein ſohn zu Hauſe kommen,
Welchen haubtmann Wenigmuz mit ſich in den krieg genommen,
Doch derſelbe habr leider nichts dan laſter heimgebracht,
Und es werde dir das leben durch ſein leben ſaur gemacht,
Denn dein ganz verderbter ſohn gehe müſſig, freſſe, lauffe,
Lauffe ſchlimmen Dirnen nach, ſpiele, fluche, wüt' und rauffe:
Aber dieſes iſt kein wunder, Gebhard, weil du ſicher weiſt,
Daß er aus dem kriege kömmet, der die laſterſchule heißt.

7. Schneider. (II, 106.)

BIllich wird das ſchneiderhandwerk durch das Deutſche land veracht,
Weil es an die modekleider nicht zugleich auch ſchellen macht.

8. Reiſen brauchen leute von eiſen. (II, 140.)

WAnder wandersmann verderbt auf der reiſe leib und glieder:
Leute, die in Frankreich ziehen, kommen oft aus Frankreich wieder:
Hitz' und kälte, durſt und hunger ſind im reihen gar gemein,
Zulerbäuch und ſeidenmägen mögen nur zu hauſe ſein.

9. Auf den ſchmelzkunſtler Dieterich. (II, 15.)

DU kanſt, o Dieterich, im grunde kunſtlich handeln,
Gold, ſilber, zinn und erz in feuchten wein verwandeln;
Du haſt auch ſehr behend', in dem du ganz erpicht,
Aus deiner naſen blei ein kupfer zugericht.

10. Uber eines Beken neues haus. (II, 88.)

Ihr burger dieſer ſtadt, komt her und nemt in acht,
Wie euer kleines brot ſo groſſe häuſer macht.

11. Von dem Gerolden. (II, 89.)

HErr Gerold hat gewiß ſein' herkunft von den Rieſen:
Daß wird auch ſicherlich durch ſeine naſ' erwieſen,
Denn dieſe zeiget uns die rechte rieſenart,
Ob ſchon ſein andrer leib das wachsthum ſehr geſpart.

12. Auf den Dieterich. (I, 99.)

DIeterich, was führſt du viel über meine hoffart klage,
Weil ich, wo es ſich gebüret, einen kleinen turkis trage;
Führeſt du auf deiner naſen doch ſo manchen edlen ſtein,
Welche theurer, als rubine; ſolſt du dan nicht ſtolzer ſein?

13. Von der Clare. (II, 107.)

CLare will zur hochzeit gehn, jetzund geht es an ein ſchmüken,
Alles muß von ſeiden ſein oder gar von ſilberſtülen,
Ketten, armband, edle ringe, drren ſtekt ſie ſo viel an,
Daß ſie ſchwerlich ihre fuger vor denſelben biegen kan.
Wan ſie dan zur tafel komt, pflegt ſie wol für ſich zu ſehen,
Daß ſie nicht beſchmüzet werd', als oft leichtlich kan geſchehen.
Wie, daß eine ſolche Dame ſo fur ihre kleider ſorgt?
Ach, ſie ſorgt fur andre leute, denn ſie hat ſie nur geborgt.

14. Auf den Alberich. (II, 122.)

JCh vernem, o Alberich, daß du einem viel bezahlet,
Daß er dir den lebenslauf aus dem bimmel furgemahlet,
Was die hoh' und niedre ſterne fur beſtralung zugeſchikt,
Welche zu der ſtunde berichten, als du dieſe welt erblikt.

Lieber, warum haſt du mich nicht zuvar hiervm gefragel?
Meine ſtern erfahrne kunſt hätt es dir umſonſt geſaget:
Vierzig tage kurz vor andern dreuen dir alzeit gefahr,
Denn man treibe das ſtolſiſchoſſen niemals ſteenger durch das jahr.

15. Fleiß bringt zu ehren. (I, 30.)

EIn mle dich, O junges blut, wilt du nicht verachtet liegen,
Niemand iſt durch müſſiggang in der welt empor geſtiegen:
Fleiß ernehret, arbeit ehret, laß nur bald die kinderſchuh;
Müh und tugend hört der jugend, rahi und ruh dem alter zu.

16. Faulheit. (I, 32.)

EIn fauler ſchaffet nichts, und feißt doch in die wette,
Deßwegen ſchade er mehe, als läg er krank zu bette:
Wer dieſe ſeuche hat, dem gebe man ein pfund
Gedörrte ſtabwurz ein, ſo wird er ſtraks geſund.

17. Lebensbemerkung. (I, 73.)

Thu alles mit bedacht, und zäume deinen willen,
Meid' unmuht, ſtolz und neid, laß dir den zaen bald ſtillen,
Dien' andern, wo du kanſt, und ſcherze ſonder ſchmach,
So ſagt kein ehrenmann dir etwas boſes nach.

18. Verſchwiegenheit. (I, 75.)

SChweigen iſt ein hübſche kunſt, ſonderlich zu dieſen
. ingen,
Da es oft gefährlich iſt, auch die warheit aus zu ſingen:
Wer die augen und die ohren weltcltage halten läſt,
Und die zunge ſeiren beißet, thut gewiß das allerbeſt.

19. Jung gewohnt, alt gethan. (II, 5.)

WAn ſol den tugendfleiß nicht in das alter ſparen.
Das ſchönſte lebenswerk gehört den ſchönſten jahren:
Wenn ſich der laſter roſt ſo tief in geiſt geleze,
So wird er nach der zeit gar ſchwerlich ausgewezt.

20. Die Schweiz. (I, 131.)

ES bringt kein hoher berg, noch enger paß zu wegen,
Daß meine leute noch der ſtalzen freiheit pflegen,
Kein ſchneller waſſerſtrohm, kein unergrundtes ſee:
O nein! die einigkeit macht, daß ich noch beſteh'.

21. Von einem Werber. (II, 73.)

WEr iſt doch jener dort, der in dem ſcharlachrocke
Mit ſeinem federbuſch und ſilberreichem ſtoke
So prächtig einher trit, als waren ſeiner drei?
Ich höre, daß er nur ein ochſenhändler ſei.
Soln dieſe dorfche dnn auch federbüſche tragen?
Ja freilich, ſolche wol, die nach den ochſen fragen,
Die nur zweifüſſig feind und die der trommelſchlag
Zu ganzen rotten hin zur ſchlachtung bringen mag.

22. Auf den Melindo. (I, 109.)

DU wäreſt kein Poet, Melindo, wie ich achte,
Wann niemand todt verblich' und keiner hochzeit machte;
Und zwar was wil man mehr? du ſchreibeſt freud und leid:
Doch haben deine verſ' oft wenig unterſcheid.

Selbs antwort.

JCh glaube ſicherlich, du bleibeſt auch dahinten,
Wenn ſich kein kaffee mehe wurd' an den menſchen finden;
Du, Spötter, ſchreibeſt nur, was an uns übel ſteht:
Wär alles tugendrecht, du wäreſt kein Poet.

23. An den Leſer. (II, 132.)

WErwundre dich ja nicht, daß, was ich hier geſchrieben,
Nicht zaee iſt, ſondern hart und gleichſam ungerieben;
Des namen eigenſchaft liegt meinem dichten ob
Es bleibet wol dabei, ich heiß' und ſchreibe grob.

24. Etliche verachte ſtände. (II, 135.)

EIn Weidmann ohne hund', ein Fuhrmann ohne wagen,
Ein Buler ohne geld, ein Zeelee ohn' eefragen,
Ein Schäffer ohne herd, ein Spielmann ohne ſcherz,
Ein Sänger ohne ſtimm', ein Hofmann ohne herz,
Ein Redner ohne euk', ein Peiener ohne ſegen,
Ein Kramer ohne wahr', ein Kriegsmann ohne degen,
Ein Hauptmann ohne volck, ein Reuter ohne pferd,
Seind billich in der welt nicht eines ſperlings were.

II. Aus dem „Poetiſchen Spaziergäldlein".

1. Zänkiſches Chriſtentuhm. (S. 73.)

UNſre zeit bege immer zank, und vergißt der Chriſten pflichten,
Aber Gatt wird auf das tuhn und nicht auf das wiſſen richten:
Wa ſich keine Liebe findet, wo man mehr den Eigenruhm,
Als des Hochſten ehre ſuchet, da iſt wenig Chriſtentuhm.

2. Zorneahten, Reutahlen. (S. 80.)

EJn Mann, bei dem der zaen die meiſterſchaft bekommen,
Iſt einem ſchiffe gleich, wann ihm das ſteur benommen.
Dann ſolches ſtrandet bald und iſt der wellen ſpiel:
So iſt auch reu' und ſpott des Geimmes zoll und ziel.

3. Elende Vorſehung. (S. 81.)

WEr den Feind zum Richter hat, zum Beſchüzer den Soldaten,
Und den Juden Vormund heiſt, o der iſt nicht wol berathen!

4. Grune Haare erinnern der Baurr. (S. 86.)

WAs ſol es ſein, daß ich ſchon kreidenweiſſe Haare
Um meine ſchläff herum und um das kinn gewahre?
Die Kreide deines Haubts ermahnet dich gar fein,
Daß deine jahr hinfort beerchnet wollen ſein.

5. Vier weltverderbliche Mängel. (S. 119.)

DEr Pfaffen zank und haß, die ſchalkheit der Juriſten,
Der ärzte unwiſſenheit, der Gerneweiten tand
Verderbet geiſt und leib, beraubet ſtadt und land,
Zertrennet Gottes Kirch' und macht viel böſe Chriſten.

6. Deutſche Briefe mit Frantzoſiſchen überſchriften. (S. 213.)

WAs für grillen kommen jezt von dem alamodeleben?
Frankreich muß die überſchrift auf die Deutſchen briefe geben,
Die ein Deutſcher einem Deutſchen auf dem Deutſchen boden ſendt,
Und darzu durch Deutſche Boten, die diß narrenwerk oft blendt.
Wann ein Frantzmann gleiches täte innert ſeines landes grenzen,
Würde man mit allerlaub' ihm das blöde haubt bekränzen;
Aber Deutſchland ſcheint beznubert, daß es mit der kleidertracht
Smmt dem gehen, tuhn und ſchreiben ſich zum Frankreichs affen macht.

7. Der einbildiſche Orllieb. (S. 173.)

ORtlieb wär' ein wakeer Kerel und berühmt in aller Welt,
Wan er andern halb gefiele, wie er ſelbſt ſich ganz gefellt.

8. Des Melindo fürtrefflichſte Liebſte. (S. 205.)

MElindo ſchrieb ein lied von ſeiner Phyllis gaaben,
Da wird das ſchönſt Kind ichter himmelan erhaben,
Da wird der augen bliz, der liven raſenpracht,
Der glieder heilaee ſchnee erſtaunlich kund gemacht.
Nachdem ich ſolches lied erwicht und abgeleſen,
Iſt mir diß wundeebild zu kennen nicht geweſen,
Und als ich es zulezt unfehlbarlich eefragt,
War dieſe Tyndaris des Schornſteinfegers magd.

9. Geringheit des aemen Adels. (S. 97.)

WAs ein baum iſt ohne laub, was ein liechtarm ohne glolen,
Was ein keller ohne wein, eine fure ſonder broken,
Was ein ſchiff iſt ohne ſegel, was ein anker ohne grund,
Was ein Schuze ſonder pulver und ein Jäger ohne hund,
Was ein Weber ohne gaen, was ein Schloſſer ſonder eiſen,
Was ein Beker ohne mähl, und ein Gackoch ohne ſpeiſen,
Was ein Fuhrmann ohne wagen und ein Bauer ohne feld,
Dis und zehen mahl noch minder iſt der Adel ohne geld.

10. An den Caſſian. (S. 133.)

JCh gewahr', o Caſſinn, daß du maul und ſtirne rümpfeſt,
Und mich, deinen alten freund, nunmehr hin und wieder ſchimpfeſt

Nur nus unverdientem neide, nemlich weil dich dieſes kränkt,
Daß mir Leopold gewogen und mir Schild und Adel ſchenkt
Wegen meiner Pieris, die ſich mit den Oreaden
Ihm zu ſingen hat erkühnt. nun was wird dir ſolches ſchaden?
Laß mein glük dich nicht verdrieſſen giebt mir gleich der Keiſer ſtand.
Bleiben doch noch zwei zurucke, nemlich geld nud Ritterland.

Friedrich Rudolf Ludwig von Canitz.

Canitz wurde vorzüglich durch ſeine didaktiſchen Gedichte, ſeine Epiſteln und Satyren, bedeutend und einflußreich, weil er in dieſen mehr als in ſeinen lyriſchen Gedichten die franzöſiſche Bildung und Verſtändlichkeit darlegen konnte, welche er der Hoffmannswaldauiſchen Schule entgegenſetzte. Auch hat ee ſich in dieſen Dichtungen auf das Entſchiedenſte dee franzöſiſchen Weiſe angeſchloſſen; Boileau iſt ſo ſehr ſein Vorbild, daß wir den franzöſiſchen Dichtee auch da wiedee erkennen, wo ee ihn nicht ausdrücklich nachahmt; es iſt nicht bloß geiſtreich, ſondern auch wahr, was ein früherer Kritiker (Fr. Jakobs) von ihm behauptet, daß er ſich nämlich auch da, wo er ſelbſtſtändig arbeitete, immer ſelbſt fragte, wie würde hier Boileau geſchrieben haben? würde ihm dieſer Gedanke, dieſer Ausdruck Genüge thun? u. ſ. w. Er kannte zwar auch die Alten, deren hohen Werth ee lebendig fühlte (140 ff.), ee kannte insbeſondere die römiſchen Satyrikee (ſeine zwölfte und dreizehnte Satyre ſind aus Horaz und Juvenal übeeſetzt); abee ſeine ganz franzöſiſche Bildung geſtattete ihm nicht, deren Geiſt auch in ſeine Dichtungen zu übertragen; ee bewunderte die Wahrheit, mit welchee die Alten die Natur daegeſtellt hatten, abee ee ſelbſt vermochte noch nicht, entſchieden natürlich und wahr zu ſein. Dazu fehlte es ihm an ächtem poetiſchem Talent, woein er offenbae ſeibſt ſeinem franzöſiſchen Vorbilde nachſtand; was in Boileaus Satyren beſonders werthvoll iſt, die kräftige Zeichnung der Charakteee, die Daeſtellung des individuellen Lebens, das vermiſſen wie voe Allem in Canitz und nur ſelten gelingt es ihm, die allgemeinen Betrachtungen zu lebensvollen Bildern zu geſtalten, wie z. B. die Schilderung des geeſteeuten Dichters (71—88) in dee deitten Satyre („der Poet"). Selbſt der Stelle, in welchee ee die Gelegenheitsdichterei zum Gegenſtand ſeines Spottes macht (109—190), fehlt es an lebensvollee Geſtaltung, und ee ſteht in dieſee Beziehung dem älteren Lauremberg entſchieden nach. Und doch iſt dieſe Satyre in dieſee Hinſicht bei weitem die beſte; in den übrigen, die erſte etwa ausgenommen („Dee Tod des ungeeechten Geitzhalſes") iſt der Mangel an geſtaltendem Talent noch weit fühlbarer, während ſie jene an Klarheit der Anoednung und dee Entwickelung meiſtens überteeffeu. So liegt Canitzens Verdienſt nicht ſowohl in dem poetiſchen Werth ſeinee Dichtungen, als vielmehr in der Reinheit und Richtigkeit ſeiner Speache, und in der glücklichen und bewußten Vermeidung derjenigen Mängel, welche damals die deutſche Poeſie ſchändeten, in dee ernſteren Auffaſſung des Lebens und dee Kunſt, wovon die zahlreichen, auf Wahrheit und Beobachtung gegründeten Sentenzen Zeugniß ablegen. Das Streben nach Klaeheit und Verſtändlichkeit hat ihn zwae häufig zue Breite verleitet, welche noch lange Zeit ein Charakteezug der deutſchen Poeſie bleibt, allein wir müſſen, um gerecht gegen ihn und ſeine Nachfolgee zu ſein, bekennen, daß die mangelhafte Ausbildung der Sprache einen geoßen Theil dee Schuld an dieſem Uebelſtande trug, und daß derſelbe durch die Nachahmung franzöſiſchee Vorbildee weſentlich gefördert wurde, was aus dem ganz verſchiedenen Charakter der beiden Sprachen leicht zu erklären iſt.

Die dritte Satyre. Von der Poeſie.

Auf! ſäume nicht, mein Sinn, ein gutes Werck zu wagen,
Und aller Dichterey auf ewig abzuſagen:
Gieb weiter kein Gehör, wenn die Syrene ſingt,
Und ſuch ein ander Spiel, das beſſern Nutzen bringt.
Wie? ſprichſt du, ſoll ich ſchon den Zeitvertreib verſchwören,
Dadurch ich bin gewohnt, die Grillen abzukehren,
Der mir in Sicherheit bisher die Stunden kurtz.
Anſtatt, daß mancher ſich aus Luſt in Unluſt ſtürzt,
Und weil ein ſchwartzer Punct in Würffeln ausgeblieben,
Zuletzt aus dem Beſitz der Güter wird getrieben?
Ich thu mir ſchon Gewalt, wenn ich viel Thorheit ſeh,
Die ich beſcheidentlich mit ſchweigen übergeh.
Das aber ding ich aus, nicht zu des Nechſten Schaden,
Nein, ſondern nur mein Hertz der Bürde zu entladen,
Daß ich durch einen Reim, was ich den gantzen Tag
Geduldig angemerckt, mir ſelbſt vertrauen mag.
Da ſchenck ichs keinem nicht, kein Ort iſt, den ich ſchone,
Von ſchlechten Hütten an biß zu des Königs Throne.
Ein bärtiger Heyduck, der, wie ein Cherubim,
Die Streit-Art in der Hand, die Augen voller Grimm,
Der Auserwehlten Sitz verſchlenßt für meines gleichen.
Muß, wie ein ſchuchtern Reh, von ſeiner Macht entweichen,
Wenn mein gerechter Zorn erſt an zu brennen fängt,
Und ſich biß in die Schooß des blinden Glückes drängt,
Die Larve vom Geſicht des Laſters weg zu reiſſen.
Weh dem, der thöricht iſt, und dennoch klug will heiſſen!
Denn wo ſein Name nur ſich in die Verſe ſchickt,
So wird er alſofort dem Mayer beygerückt.
In meinem Schüler-Stand, auf den beſtäubten Bäncken
Hub ſich die Kurtzweil an. Solt ich auf Sprüche dencken,
Die man gezwungen lernt und länger nicht bewahret,
Als biß der Jungе Sohn nach Papageyen-Art

Sie zu der Eltern Troſt dem Lehrer nachgeſprochen,
So ward mir aller Fleiß durch Reimen unterbrochen,
Da mahlt ich ungrubt in meiner Einſalt ob,
Wenn Meiſter und Geſell mir was zu lachen gab,
Biß nach und nach dir Zeit den Vorhang weggeſchoben,
Und mir, was ſcheltens-weeth, hingegen was zu loben,
Was Hof und Kirch und Land und Stadt für Wunder hegt,
Und was mir ſelber fehlt, getreulich ausgelegt.
Das much ich mir zu nutz und durch des Himmels Güte
Werd ich ie mehr und mehr beſtärckt, daß ein Gemuthe,
Wenn es der Tyranney des Wahnes obgeſiegt,
Und ſeine Freyheit kennt, ganz Peru überwiegt:
Das iſts, was offt mein Kiel ſchreibt in gebundnen Sätzen,
Was mich nun vergeſtalt in Unſchuld kan regetzen,
Wozu mich die Natur ..... Hault ein, verführter Sinn,
Denn eben ſtraff ich dich, weil ich beſorget bin,
Es mochte, was itzund noch leicht iſt zu verſtöhren,
Sich endlich unvermerckt in die Natur verkehren.
Wo hat Juſtinian das ſtrenge Recht erdacht,
Durch welches ein Phantaſt wird Vogel-frey gemacht?
Und du ein weiſer Mann diß für was groſſes ſchätzet,
Daß man noch keinen Zoll auf die Gewancken ſetzet,
Iſt wohl der beſte Rath, mun ſeh, und ſchweige ſtill,
Und ſtelle jedem frey zu ſchwärmen, wie er will,
Indem es faſt ſo ſchwer, die rohe Welt zu zwingen,
Als manchrr Prieſterſchafft das Beicht-Geld obzubringen.
Ein Spiegel weiſet uns der Norden Heßlichkeit,
Doch wird er offtermahls deswegen ungepreyt.
Du meinſt zwor, was du ſchreibſt, ſoll nie das Licht erblicken,
Wie bald kan uber diß nach dir eins mißgelücken?
Von deinem ſchönen Zeug entdeck ich, wie mich deucht,
Schon manch geheimes Blatt, das durch die Zechen feucht;
So wirſt du ein Poet, wie ſehr du es verneineſt:
Wer weiß, ob du nicht bald in offnem Druck erſcheineſt?
Vielleicht wird dein Gedicht, des Müſſigganges Frucht,
Noch bey der ſpätrn Welt einmahl hervorgeſucht,
Und mit dem Juuenal in einem Pack gefunden,
Wenn man ihn ohngefehr in Löſchpapier gewunden —
Schreibt dir dein beſter Freund, der deinen Rath begehrt,
So ſcheints, als hielteſt du ihn keiner Antwort weeth;
Bringt ſemand ein Gewerb, das auf dein Wohlergehen,
Auf Ehr und Vortheil zieht, du läßt ihn drauſſen ſtehen;
Trifft du Geſellſchafft an, die rin Geſpräch ergötzt,
Wo der Bekummerſte ſein Leyd beyzeit ſetzt,
So runzelſt du die Stirn in ſo viel hundert Falten,
Daß du offt für ein Bild des Cato wirſt gehalten.
Ein jeder wolte gern erfahren, was dich quält;
Indeſſen ſchleichſt du fort, weiſt ſelbſt kaum, was dir fehlt.
Dein Hauß wird zugeſperrt, die Schlöſſer abgeſpannet,
Wie rs ein Zauberer macht, wenn er die Geiſter bannet;
Und da dieſelbe Welt nun aller Arbeit ruht,
Weckſt du den Nachbar auf, den des Kamines Glut
Und ſpäte Lampe ſchreckt, die dich im Finſtern zeigen,
Als woltſt du Thurm und Dach aus Mond-Sucht überſteigen.
Warum? Was ficht dich an? Was iſts? Was macht dich toll?
Ein Wort! Was für ein Wort? Das hinten reimen ſoll.
Verdammte Poeſie! Mein Sinn, laß dich bedeuten,
Eh ich dir Nieſe-Wurtz darff laſſen zubereiten.
Greiff erſt die Fehler an, die du ſelbſt an dir ſiehſt,
Eh du der andern Thun durch deine Hechel ziehſt;
Denn ſolt' ich hier die Muh, dich zu erforſchen, nehmen,
Wir muſten, iſts nicht wahr? uns vor einander ſchämen.
Kurtz! Wer das Richter-Ammt auf ſeine Schultern nimmt,
Der ſeh ob ſein Geſetz mit ſeinem Wandel ſtimmt.
Wird doch die Cantzel reth, wann ein erhitzter Mayer)
Der geilen Heerde ſchwetzt von Sodom, Rach und Feuer
In Cloris Gegenwart, die noch verwichnen Tag
In dem verliebten Arm des treuen Hirten lag.
Iſts möglich? kan dir noch die Tichter-Kunſt gefallen?
Gib Achtung, bitt ich dich, wie unſre Liedre ſchallen,
Und was für eine Brut man allenthalben heckt,
So weit ſich das Gebieth des Teutſchen Bodens ſtreckt.
Durch Opitz ſtillen Bach gehn wir mit trocknen Fuſſen;
Wo ſteht Hofmanns Bronn und Lohnſteins Ströhme flieſſen?
Und nehm ich Beſſern nus, wem iſts wohl mehr vergönnt,
Daß er den wahren Quell der Hypocrene kennt?
Wer itzt aus Pfützen trinckt, tritt in Poeten-Orden,
So bap der Helikon ein Blocksberg iſt geworden,
Auf welchem das Gehenl des wilden Pans ertönt,
Der ſeine Sänger-Zunfft mit Haſen-Pappeln krönt.
Vor olters, wo mir recht, ward nie ein Held beſungen,
Wenn er nicht durch Verdienſt ſich in die Höh geſchwungen;
Und eine Redens-Art, die Göttlich ſolte ſeyn,
Ward zu derſelben Zeit den Sclaven nicht gemein.
Wo lebt itzt ein Poet, der diß Geheimniß ſchonet?
So bald er einen merckt, der ihm die Arbeit lohnet,
Wird ſeinem Pegaſus der Sattel aufgelegt,
Der ein erkauffies Lob biß an den Himmel trägt,
Den wir mit ſolcher Poſt ſo offt zum Zornr reitzen,
Und öffter noch vielleicht, als ſich die Strene ſchmutzen.
Daß groſſen Theils die Welt in träger Luſt verdirbt,
Und ſich um wahren Ruhm ſo ſelten mehr bewirbt,
Iſt der Poeten Schuld. Der Weyrauch wird verſchwendet,
Und manchem Leib und Seel um die Gebuhr verpfändet,
Daß die Unſterblichkeit ihm nimmer fehlen kan,
Der, wir ein Erden-Schwamm, ſich kaum hervor gethan,
Und den doch anders nichts vom Pöbel unterſcheidet,
Als daß ein blöder Fürſt ihn an der Seite leidet.
Da er für jedes Loth, das ihm an Tugend fehlt,
Ein Pfund des eitlen Glücks und ſchnöden Goldes zehlt. —
Man denckt und ſchreibt nicht mehr, was ſich zur Sache ſchicket,
Es wird noch der Vernunfft kein Einfall ausgedrücket,
Der Bogen iſt gefullt, eh man an ſie gedacht,
Was groß iſt, das wird klein, was klein iſt, groß gemacht.
Du doch ein irder weiß, daß in den Schildereyen
Allein die Aehnlichkeit das Auge kan erfreuen,
Und eines Zwerges Bild die Artigkeit verliehrt,
Wenn er wird in Geſtalt des Rieſen aufgeführt.
Wir leſen ſo mit Luſt des Aeneas Abentheuer:
Warum? Stößt ihm zur Hand ein grimmig Ungeheuer,
So hat es ſein Virgil ſo glücklich vorgeſtellt,
Daß uns, ich weiß nicht wie, ein Schrecken überfällt.
Und hör ich, Dido, dich von Lieb und Undanck ſprechen,
So möcht ich deinen Hohn an den Trojanern rächen.
So künſtlich trifft itzund kein Tichter ihr Natur,
Sie iſt ihm viel zu ſchlecht, er ſucht ſich neue Spur,
Geußt ſolche Thränen aus, die Lachens-würdig ſcheinen,
Und wenn er lachen will, ſo möchten andre weinen.
Ein Teutſcher iſt gelehrt, wenn re ſolch Teutſch verſteht:
Kein Wort kömt für den Tag, das nicht auf Stelzen geht.
Fällt das geringſte vor in dieſen Krieges-Zeiten,
So, dunckt mich, hör ich ſchon die Wetter-Glocke läuten:
Ein flammen-ſchwangrer Dampf beſchwärzt das Lufft-Revier,
Der Strahl-beſchwantzte Blitz bricht überall herfür,
Der grauſe Donner brüllt und ſpielt mit Schwefel-Keilen,
Der Leſer wird betrübt, beginnet, fort zu eilen
Biß er ins Trockne kommt, weil doch ein Wolcken-Guß
Auf ſolchen ſtarcken Knall nothwendig folgen muß,
Und läßt den armen Tropff der Welt zur Straffe reimen,
Wie ein Beſeßner pflegt, in ſeiner Angſt zu ſchäumen.
Geht wo ein Schul-Regent in einem Flecken ab,
Mein GOtt, wie raſen nicht die Tichter um ſein Grab!
Der Tod wird ausgeſilzt, daß er dem theuren Leben
Nicht einr längre Friſt als achtig Jahr gegeben,
Die Erde wird bewegt, im Himmel Lerm gemacht;
Minerva, wenn ſie gleich in ihrem Herzen lacht,
Auch Phöbus und ſein Chor, die muſſen wider Willen
Sich traurig ohne Troſt in Flor und Boy verhüllen.
Mehr Götter ſieht man offt auf ſolchem Zettel ſtehn,
Als Bürger in der That mit zu der Leiche gehn.
Ein andrer, von dem Pfeil des Liebens angeſchoſſen,
Eröffnet ſeinen Schmertz mit hundert Gaukel-Poſſen,
Daß man geſundern Witz bey jenem Tänzer ſpührt,
Den die Tarantuln mit ihrem Stich berührt,
Was er von Kindheit an aus Büchern abgeſchrieben,
Das wird mit Müh und Zwang in einen Vers getrieben.
Die Seufftzre, wie er meint, erweichen Kirſelſtein,
Die voll Gelehrſamkeit und wohlbeleſen ſeyn.
Des Artna Feuer-Klufft muß ſeiner Liebe gleichen,
Und alles Alpen-Eis der Liebſten Kälte weichen.

Indessen aber wird das arme Kind beweet,
Und weiß nicht was sie fühlt, wann sie dergleichen hört;
Ja, wenn ihr Coridon, gebückt zu ihren Füssen,
Der Klage Bitterkeit ein wenig zu versüssen,
Nichts anders als Zibeth und Ambra nun sich haucht,
Und sie kein Bibergeil zum Gegenmittel braucht.
So mag des Mordes Hand, was ihm von seinen Tichten
Noch etwan übrig bleibt, auf ihre Grab-Schrifft richten.

Christian Wernicke.

So großes Aufsehen auch Christian Wernicke während eines ziemlich langen Zeitraums in der Literatur erregte, so sind doch die Nachrichten über sein Leben im Ganzen sehr dürftig. Wir wissen nicht einmal genau, wie er geheißen hat, denn während er in den Meisten Wernicke genannt wird, heißt er bei Morhof, der den rechten Namen freilich wissen konnte, Wernigk und Andere nennen ihn Warneck und Warnecke. Von seinen früheren Lebensverhältnissen gibt er selbst in seinen Gedichten gelegentliche Andeutungen; so sagt er in der Note zu einem Epigramm des zweiten Buchs, in welcher er den Gebrauch eines in Preußen gewöhnlichen Ausdrucks in Schutz nimmt, daß er von Geburt ein Preuße, sein Vater ein Sachse und seine Mutter eine Engländerin gewesen sei, und in der Vorrede zu seinen Epigrammen erwähnt er, daß man ihn der „Aufsicht und Unterweisung Morhofs anvertrauet habe", als er im J. 1685 die Universität Kiel besuchte. Durch Morhof wurde er auch auf die Epigrammendichtung geführt, indem eine Aeußerung des berühmten Mannes, daß es unmöglich sei, im Deutschen gute Epigramme zu machen, ihn anspornte, darin mit den Römern zu wetteifern. Seine Versuche erwarben ihm die Freundschaft der Herzogin von Mecklenburg, an deren Hof er drei Jahre zubrachte, ohne jedoch eine feste Anstellung erhalten zu können. Hierauf reiste er nach Frankreich und später nach England, wo er Anstellung bei einer Gesandtschaft fand und Gelegenheit erhielt, sich Verdienste zu erwerben, die aber die gehoffte Belohnung nicht fanden, weil er heimliche Feinde hatte. Daher verließ er seine Stellung und ging vermuthlich vor 1697 nach Hamburg, wo er sich schon früher einmal aufgehalten hatte. Wie lange er dort lebte, ist unbekannt; jedenfalls verließ er es erst nach 1704; ob erst nach 1710, ließe sich vielleicht aus der in diesem Jahre erschienenen Ausgabe seiner Ueberschriften ermitteln, die uns leider nicht zugänglich ist. Während seines Aufenthalts in Hamburg war man auf seine politischen Talente aufmerksam geworden, und da er zudem nicht bloß die alten Sprachen kannte, sondern auch die französische und englische vollkommen gut sprach und schrieb, und wenigstens auch Italienisch und Spanisch verstand, so ernannte ihn der König von Dänemark zu seinem Staatsrath und sandte ihn als Residenten nach Paris, wo er wahrscheinlich vor 1720 starb.

Wir haben schon erwähnt, was ihn darauf brachte, sich in der Abfassung von Epigrammen zu versuchen; eine große Anzahl derselben dichtete er während seines Aufenthaltes am Hofe der Herzogin von Mecklenburg, welche, wie er selbst sagt, „wenig Tage vorbey streichen ließ, in welchen sie nicht einige kurtze Poetische Gedancken" von ihm gefordert hätte. Mehrere derselben sind an die Herzogin selbst gerichtet, welche er „Amarillis" nennt. Zuletzt wurde die Anzahl dieser kleinen Dichtungen so groß, daß er sie in sechs Bücher eintheilte. Als er nach Frankreich und dann nach England reiste, übergab er sie nebst andern Schriften einem Freunde in Hamburg; nach seiner Rückkehr ließ er einen Theil gleichsam zum Versuche drucken (Amsterd., wahrscheinlich aber Hamb., 1697), worauf er 1701 eine zweite (8 Bücher) und 1704 eine dritte (10 Bücher) vermehrte Ausgabe veröffentlichte. Ob die vierte (1710) von ihm selbst besorgt wurde, vermögen wir nicht zu bestimmen. In der dritten Ausgabe scheint er übrigens mehrere Epigramme nicht aufgenommen zu haben, welche in den früheren standen, wenigstens theilt Bartd. Feind, welcher ihn hoch schätzte, eines mit, das nicht in der Ausgabe von 1704 steht *). Wernicke, der die Natur des Epigramms vollkommen richtig aufgefaßt hatte (10. 11), theilt die seinigen selbst in historische und satyrische ein; die erstern, sagt er, habe er meistens in der ersten Jugend, und seien mit mehr Hitze und Witz geschrieben, die satyrischen seien meistens in reiferen Jahren und „mit mehr Nachdenken, mit mehr Verstand und Absehen verfaßt; in jenen habe er die Laster eifrig und gleichsam mit der Peitsche in der Hand verfolgt, in diesen die Thorheiten der Welt mit lächelndem Munde aufgezogen". Diejenigen, welche er als historische bezeichnet, haben für uns weniger Bedeutung; wenn ihm auch Witz und Reichthum an sinnreichen Einfällen nicht abgesprochen werden kann, so kann er doch weder mit Logau, noch mit Grob zusammengestellt werden, denen er auch in Sprache und Darstellung nachsteht, was wohl zum Theil seinen Grund darin hat, daß er durch den langjährigen Gebrauch der fremden Sprachen (wahrscheinlich hatte er Englisch schon von Jugend auf gesprochen) die Leichtigkeit des Ausdrucks in der Muttersprache verloren haben mochte **). Bei alledem sind auch in dieser Gattung viele gute zu finden, die entweder als Sprüche oder als geistreiche Einfälle vollkommen befriedigen (2—5), und unter welchen wir besonders die herausheben, welche seine warme Vaterlandsliebe beurkunden (6. 9). Denn ob er sich gleich in seiner poetischen Thätigkeit vorzugsweise die Franzosen zum Muster nahm, so ließ er sich keineswegs, wie so viele seiner Zeitgenossen, zu Mißachtung der eignen Sprache und Literatur verleiten oder durch den äußeren Schein blenden (6) und wußte die unverschämte Anmaßung eines Bouhours und Genossen mit der gebührenden Schärfe zu züchtigen (7). Wie tief er die selbstverschuldete Erniedrigung des Vaterlandes fühlte, spricht er in

*) Es ist keines der schlechtesten, wie schon daraus zu entnehmen ist, daß Feind sein Urtheil durch dasselbe begründen wollte. „Es ist ein gelahrter und wohlbesonner Mann", sagt er; „er läßt einen ungemein hohen Geist, grosse Scharfsinnigkeit und Bescheidenheit sehen, welches nach meinem Urtheile alle Härte wiederum vergütet, und weiß ich niemand, der dem Herrn von Lohenstein jemals näher gekommen." Eine merkwürdige Zusammenstellung, aus der erhellt, daß Feind die späteren Epigrammen Wernickes nicht kannte, während er ihn doch unter dem ihm beigelegten Spitznamen „Narweck" anführt, den er übrigens gewiß für den wahren hielt. Im Register steht jedoch die Form Warneck, und aus allen diesen Umständen möchte man schließen, daß ein Theil der Gedichte Feinds, welche 1708 erschienen, schon vor 1704 gedruckt gewesen sei.

**) Er hat Epigramme auf den König von England selbst ins Lateinische, Französische und Englische übersetzt, und es ist nicht zu läugnen, daß die Uebersetzungen viel fließender sind, als das deutsche Original und in ihnen namentlich die geistreiche Spitze viel kräftiger und verständlicher hervortritt.

mehrern Epigrammen kräftig und eindringlich aus (8. 9), bei welchen wir gern vergessen, daß er seiner eigenen Ansicht vom Epigramm untreu geworden ist, daß er nicht bloß „zur Ader kitzelnd läßt" (10), sondern tief ins Fleisch einschneidet.

Von größerer Wichtigkeit sind diejenigen Epigramme, welche sich auf die deutsche Poesie beziehen; es haben dieselben sogar historische Bedeutsamkeit gewonnen, da sich an dieselben die literarische Bewegung am Ende des Zeitraums anknüpft. Wernicke war zwar, wie beinahe alle seine Zeitgenossen in früherer Zeit, ein entschiedener Bewunderer Lohensteins und Hoffmannswaldaus (12), später aber, als er mit der französischen und englischen Literatur und den besten lateinischen Dichtern vertrauter geworden war, konnte ihm die unnatürliche Manier der Schule nicht länger behagen, und er setzt in der Anmerkung zu einem andern Epigramm aus seinen früheren Jahren, in welchem er Hoffmannswaldaus Ruhm verkündigt hatte (13), weitläufig auseinander, wie sehr sich Hoffmannswaldau gegen die Wahrheit versündigt hat, und wie seine besten Gedanken durch den gesuchten Ausdruck schief und sogar falsch werden, so wie er in dem Epigramme „Auf gewisse Trauerspiele" (14) Lohensteins „Gelahrtheit" und „grosse Worte" verspottet. Je höher im Verlauf der Zeit seine Forderungen an die Dichter stiegen, und je richtiger seine Ansichten von dem Wesen und dem Zwecke der Poesie wurden (15), desto strenger wurde sein Urtheil gegen die Schlesier, deren auf äußeren Glanz gerichtete Manier er in vielen Epigrammen tadelt (16—19). Diesen sind meist Anmerkungen beigefügt, in welchen er seine Ansichten weitläuiger entwickelt, und die nebst den in der Vorrede ausgeführten Bemerkungen schon als der erste Versuch kritischer Beurtheilung von Wichtigkeit sind, auf welche er durch den Vorgang der Franzosen geführt worden war, da er während seines Aufenthalts in Frankreich die Ueberzeugung gewonnen hatte, „daß, was die Französische Schreib-Art zu der heutigen Vollkommenheit gebracht hat, meistentheils daher rührt, daß sobald nicht ein gutes Buch ans Licht kommt, daß nicht demselben eine sogenannte Critique gleich auf den Fuß nachfolgen solte, worinnen man die von dem Verfasser begangene Fehler sittsamlich und mit aller Höflichkeit und Ehrerbietung anmerke, sintemahl dadurch ohne alle Aergernüß dem Leser der Verstand geöffnet und der Verfasser in gebührenden Schrancken gehalten werde." Daß aber eine solche Kritik der Zweck seiner hiehergehörigen Ueberschrifften, der Anmerkungen und der Vorrede sei, fügt er ausdrücklich hinzu. Dieser weitere Gesichtskreis brachte es natürlich mit sich, daß er nicht bloß die Schlesische Schule in ihren Häuptern und deren Nachahmern, sondern auch die übrigen poetischen Bestrebungen der Zeit der kritischen Betrachtung unterwarf, so die Wortspielerei der Pegnitzschäfer (20), bei welcher Gelegenheit er das Unwesen verspottet, das mit den Dichterkrönungen getrieben wurde*). In jenen oben angeführten Epigrammen meinte er übrigens mehr die geistlosen Nachahmer Hoffmannswaldaus und Lohensteins, als diese selbst, deren Talent er oft genug rühmt, wenn er auch ihre Mängel an das Licht zieht. Dies fühlten jene recht wohl, und bald machten sie ihrer Wuth Luft, unter ihnen besonders der Operndichter Postel, der ein Sonett gegen Wernicke veröffentlichte, in welchem er sich freilich den Schein gab, als ob er Lohensteins Andenken in Schutz nehmen wollte. Er verglich darin diesen mit einem todten Löwen, auf welchem der Hase Wernicke herumspringt. Auf dieses Sonett erwiederte Wernicke nicht bloß mit einem Epigramm (2), sondern bald darauf auch mit einer größeren Satyre „Ein Helden-Gedichte, Hans Sachs genannt" (Altona 1703), in welchem der alte treffliche Nürnberger Meister, den Wernicke freilich als das Urbild aller schlichten Reime darstellt, den armseligen Postel (er nennt ihn Steipo) zu seinem Nachfolger in der Pritschmeisterei im Opernhause zu Hamburg feierlich krönt. So unbedeutend dieses Gedicht auch ist, so fühlte sich Postel doch durch dasselbe so getroffen, daß er von nun an schwieg. Dagegen trat der Vielschreiber Hunold (Menantes) in verschiedenen Schriften gegen ihn auf, am schärfsten oder vielmehr am gröbsten in der Comödie „Der thörigte Pritschmeister oder der schwermende Poete", welche jedoch ohne allen Witz und von der höchsten Gemeinheit war. Wernicke erscheint darin als Pritschmeister unter dem Namen „Wecknarr" und als lustiger Bedienter unter dem Namen „Narrweck", und diese Verdrehung seines Namens ist vielleicht das Witzigste im ganzen Stück. Die literarische Beziehung tritt beinahe gar nicht hervor, und das Ganze dreht sich eigentlich bloß darum, daß Wernicke viele niedersächsische Ausdrücke gebrauche und daß er eine übertriebene Meinung von sich habe. Um aber dem Ganzen mehr Saft zu geben, springt Hunold bald in die pöbelhafteste Gemeinheit über, indem er die Sitten seines Gegners angreift (ob mit Recht, bezweifeln wir), den er als den Ausbund aller Liederlichkeit darstellt. Wernicke war Anfangs Willens, ihm mit einem zweiten Theile des Hans Sachs zu antworten, doch unterließ er es nach näherer Ueberlegung und begnügte sich, den elenden Scribler durch einige scharfe Epigramme zu züchtigen*). So kleinlich dieser ganze Streit auch war, so wird er doch dadurch bedeutend, daß er der erste dieser Art war und daß ihm bald wichtigere und einflußreichere nachfolgten.

1. Auf Hänsgen.

Als ich nechst nach Hänsgen fragte,
Hört ich, daß die Mutter sagte:
„Hänsgen läßt sich gar nicht zwingen,
Denn er machet kunter Schlingen,
Schlingen, daß er Vögel fange,
Schlingen, daß er Fische lange,
Schlingen, daß er Frösche schinde,
Schlingen, daß er Mäuse finde,
Schlingen, daß er Mücken kriege,
Schlingen, daß er Leut betriege."

*) Zu der Zeile: „Wo snallernd alle Gänß' in Schwanen sich verkehren", fügt er folgende Anmerkung bei: „Durch Hülffe eines Lateinischen Pfaltz-Grafen, welcher, wie die unechte Kinder Echt, also auch einen Dudenkopff zu einem gekrönten Poeten machen kan; so das folgends einige dieser Pfaltz-Grafen ihre Macht so weit mißgebraucht, daß sie ganze Gesellschaften gestiftet, welche den schönen Pegnitz-Strand verunehret, und den Ruhm einiger geschickten Leute, die sich drunter befunden, durch die Anzahl und den Schwaem der andern verdunckelt haben." (Ausg. v. 1704. S. 143.)

*) Leider ließ er sich auch zu einer unwürdigen Rache verleiten, indem er den Hunold wegen eines Gedichts auf den verstorbenen König von Spanien bei dem spanischen und französischen Gesandten denuncirte, welche den Hamburger Rath um Bestrafung des Dichters angingen, der er auch nur durch eine klug ausgesonnene List entging.

So ſchling und ſchlinge! fiel mir ein,
Muß Häusgen nicht ein Schlingel ſeyn?

2. Cornelius Tacitus. (I. Buch, S. 56.)

Wie deuten jedes Wort mit viel Verſtand und Müh,
Die Leſer machen ihn gelehrter, als er ſie.

3. Auf die unnütze Klagen über die itzige Zeiten. (IV, 106.)

Man klagt, daß alte Lieb' und Treue ſey verlohren,
Daß aller Seegen ſich verkehrt in einen Fluch;
Allein wenn ich die Zeit, die vorbergeht, durchſuch',
So dank ich GOtt, daß ich in dieſer bin gebohren.

4. Uneigennützige Liebe. (V, S. 167.)

Lieb' iſt der Großmuth Frucht, und die ſich darin üben,
Die ſchlagen in den Wind der Liebe Wiederſchein:
Du kanſt, ſey, wie du wilt, geliebt, unglücklich ſein,
Sey, wie du wilt, unglücklich, dennoch lieben.

5. Verfloſſene und gegenwärtige Zeit. (V, 186.)

Wenn man der alten Zeit Geſchichte fleiſſig lißt,
Und, was jetzt im Gebrauch, nicht läßt aus ſeiner Hutt,
So iſt die alte Zeit, ſo wie die Neue, gut:
Man kennt, wenn man bedachtſam iſt,
Den jener, was am beſten glücket,
Von dieſer, was ſich beſtens ſchicket.

6. Auf die Menge Frantzöſiſchee Bücher. (I. S. 24.)

Daß ein Frantzöſcher Bel-Esprie
Manch artlich Buch vergüldt im Schnitt
In Holland uns beſchert,
Daß er uns nicht ſein Pfund verbehlt,
Daß Jahr durch Monat-Bücher zehlt,
Iſt nicht Verwunderns wehrt;
Er macht kaum ſeine Feder naß,
Und kunſtelt ohne Müh':
Wahr iſt's, er ſchreibt, ich weiß nicht wie,
Doch auch ich weiß nicht was.

7. Auf den witzigen Burrhon. (VI, S. 197.)

Wann Burrhon fraget, ob es müglich
Vor einem Teutſchen ſey, ein Bel esprit zu ſein,
So antwort' ich, wie er, mit einem klugen Nein,
Und ſetz' hinzu, doch unnachzuglich,
Daß uns ein Bel-esprit, ein Greiff und Elephant
Auf gleiche Weiſe ſind bekant.
Denn wenn man einen Bel esprit
Aus Franckreich in Perſon auf Teutſchem Boden ſieht,
So glaubt man allezeit, daß er ein Antichriſt,
Ein Gnuckler oder Gaudieb iſt.

8. Auf die Frantzöſiſche Dannerworte: *Car tel est notre plaisir.* (VII, S. 229.)

Zu Regenſpurg fünf kurtze Fragen,
Auf welche mancher Mund muß ſeine Meinung ſagen,
Und zu Verſailles ſo viel Wort',
Die manche Hand ausführt, an mehr als einem Ort,
Die machen, daß uns Franckreich drücket,
Und die verſtellte Kron' offt unſern Adler pflücket:
Bey uns heiſt's: „Ob? Wie? Wenn? Was? Wer?"
Und dort in einem Zug: „Denn das iſt mein Begehr."

9. Auf die Bubſerey der Teutſchen in Franckreich. (VIII, 266.)

Daß Franckreich uns pflegt zu verwunden
Durch Pulver, welches wir erfunden,
Daß es in Büchern uns verlacht,
Nachdem uns Drucken wir erdacht;
Daß wir dort unſer Geld verſchwenden,
Mit dem es uns beenach beſtieht;
Daß es durch unſre Länder bricht
Mit Pferden, die wir ihnen ſenden,
Gebt eh' in meinen Kopf hienein,
Als daß wir dort die Krafft verlieren,
Daß ihre Weiber wir verführen,
Und unſrer Feinde Bätter ſein.

10. Beſchaffenheit der Uberſchrifft. (I, S. 3.)

DEun läßt die Uberſchrifft kein Leſer aus der Acht,
Wenn in der Kürtz' ihr Leib, die Seel' in Witz beſtehet,
Wenn Sie nicht allzutief mit ihrem Stachel gehet,
Und einen Abriß nur von einer Wunde macht,
Wenn Thränen ſie allein den Lachenden ausprefſt,
Und dem, der's nöthig hat, zur Ader kitzelnd läßt.

11. Helden-Gedichte und Uberſchrifften. (II, 33.)

EIn Heldenmäßiges Gedicht
Iſt gleich der ſteten Glut, die aus dem Etna bricht;
Die Uberſchrifften ſind hergegen
Wie Funcken, die aus Stahl zerſtreut zu ſpringen pflegen.

12. Urſprung und Fortgang der Teutſchen Poeſie. (VII, 257.)

Den Teutſchen Pegaſus ſetzt' Opitz erſt in Lauf,
Und Gryph verbeſſerte, was an ihm ward getadelt;
Hernach trat Lohenſtein mit Hoffmanswaldau auf,
Die unſre Dichter Kunſt und ſich durch die geadelt:
Die jetzten Zierd und Pracht zu jenes Eigenthum;
Der hat den erſten zwar, doch die den gröſten Ruhm.

13. Auf die Schleſiſche Poeten. (V, S. 170.)

Der ſich durch falſchen Wahn entehret,
Und Teutſchlands Urtheil wiederſtrebt,
Der dort, wo Cicero gelebt,
Von keinem Redner hat gehöret,
Demſelben iſt auch kein Poet,
Der jedes Dings Natur verſteht
Und ſinnlich die vorſtellt, bekant
In Hoffmanswaldaus Vaterland.

14. Auf gewiſſe Trauerſpiele. (IX, S. 325.)

An ſtat Mitleiden oder Schrecken
In ſeinen Hörern zu erwecken,
Sa fällt Archombrotus mit viel
Gelahrtheit ſeine Trauerſpiel'.
Er hält nach mehr an allen Orten
Von groſſen als geſchickten Worten,
So daß man alle Helden ſieht,
Die er auf ſeinen Schauplatz zieht,
Statt Römſcher Tracht in ſammtnen Pelzen
Und ſtat der Socken gehn auf Stelzen.

15. Fabeln und Hiſtorien oder Gedichte und Geſchichte. (VI, 205.)

Sucht nach der Warheit in Gedichten,
Und nach den Lügen in Geſchichten,
Daß die Gedicht' euch nützlich ſein,
Und die Geſchicht' euch nicht betrugen;
Denn jene zeigen uns die Warheit unter'm Schein
Der Lügen; unter'm Schein der Warheit dieſe Lügen.

16. An unſre Teutſche Poeten. (II, S. 47.)

Ihr Dichter, wenn ein Vers aus eurer Feder quillt,
Um eure Phillis zu bedienen,
So zeigt ſich gleich ein Marmor-Bild,
Ihr Aug' iſt von Achat, die Lippen ſind Rubinen,
Die Adern aus Saphier gemacht,
Und eure Buhlſchafft wird, weil ihr ſie preißt, verlacht.
Die Welſchen ſind zwar auch nicht klug,
Weil ſie in einem weiten Flug
Mit einer Göttin ſtets biß an die Sterne ſliegen;
In Franckreich macht man ſie von lauter Geiſt und Witz,
Der Freundſchafft fähig und verſchwiegen,
Kueh, ein Geſäß ohn' eine Nitz;
In Engaland, wa ſie ſchalt- und walten,
Da werden ſie von nichts als Wint und Fleiſch gehalten:
Ihr aber wollt verkehrt Pigmalions ſein,
Denn eure Phillis iſt ein Bild, und Bild von Stein.

17. Auf Artemons Teutſche Gedichte. (III, 73.)

Artemon hat gelernt an mehr als einem Ort,
Ein unverſtändlich Nichts durch aufgeblaſne Wort
In wolgezehlte Reim' ohn' allen Zwang zu bringen;
In jedem Abſchnitt hört man klingen
Schnee, Maemor, Alabaſt, Muſkt, Biſam und Zibebt,
Sammt, Purpur, Seid' und Gald, Stern, Sonn' und Morgenröht',
Die ſich in Unverſtand verſchantzen,
Und in geſchloßner Reihe tantzen.
Zwar leſ' ich ſelten ſie vom Anfang biß ans End',
Doch klapf' ich lachend in die Händ',
Und denck', es ſind nicht ſchlechte Sachen,
Aus Schell'n ein Gincken ſpiel zu machen.

18. Ueber gewiffe Gedichte. (VI, S. 108)

Der Abſchnitt? gut. Der Vers? fließ wohl. Der Reim? geſchickt.
Die Wort? in Ordnung. Nichts, als der Verſtand verruckt.

19. Blumenreiche Gedichte. (IX, S. 319)

Man findt, wenn man mit Fleiß die Roſen und Narziſſen,
Die unſer Deutſche Vers' anfüllen oder ſchlieſſen,
Mit dem Verſtand des Lichtes überlegt,
Daß ein unfruchtbar Land die meiſten Blumen trägt.

20. Auf Astolph, den hochtrabenden Poeten. (IX, 329.)

Astolph beſchreibt ein Thier, das in den Wäldern wohnt,
Und in der hohlen Eich' als ſeinem Neſte lebet;
Das um unwegſame Geburge brummend ſchwebet,
Und offt auch nicht des Bluts des nuden Pilgrims ſchont;
Merck' aber, wie er dich durch falſchen Pracht betruge.
Du denckſt, es ſey ein Löw', und es iſt eine Fliege.

21. Auf das Wörter-Spirt. (V, 143.)

Das keine ſchlechte Wort' ein Pegnitz-Schäffer ſpricht,
Daß er dir Freud' und Luſt der Sinnen Sonne nennet,
Und vor ein Stirn-Geſtirn der Phillis Aug' erkennet,
Verwundert mich im Minſten nicht.
Denn wenn an dieſem fruchtbarn Ort,
Wo ſnatternd alle Ganſ' in Schwanen ſich verkehren,
Parnassus ſchwanger iſt, ſo pflegt er zu gebähren,
Stat einer Mauß ein Zwillings-Wort.

22. Auf ein gewiſſes Sonnet. (IX, 307.)

Es ſchreibt Phrecles ein Sonnet,
In welchem der Verſtand in ſteter Irre geht,
In welchem nach der letzten Zeilen
Die dreyzehn erſtere, wie in ihr Wirthshauß eilen,
Denn iſt gleich weder falſch, was vorhergeht, noch wahr,
So iſt der Endſpruch dennoch klar:
Er ſchleußt durch ein grob Wort fein dunckeles Gedichte,
Und ſpritzt die Feder aus dem Leſer ins Geſichte.

Benjamin Neukirch.

Wie ganz ſich Benjamin Neukirch nach Canitz und durch dieſen nach Boileau gebildet hatte, erſehen wir vornämlich aus ſeinen Satyren und Epiſteln, welche zwar ihr Vorbild keineswegs erreichen, aber wenigſtens in der Compoſition denen des Canitz vorzuziehen ſind, wie er dieſen auch in der Leichtigkeit und Glätte des Styls übertrifft. Er hat mit einem Worte größere techniſche Fertigkeit, als jener und man ſieht es ſeinen hiehergehörigen Dichtungen an, daß er ſich früher ſchon vielfältig in der poetiſchen Darſtellung geübt hatte. Darin beſteht freilich ihr größter Werth, und ſie haben die große Anerkennung, die ſie zu ihrer Zeit gefunden, vorzüglich ihrer äußern Rundung und gefeilten Glätte zu verdanken. An dichteriſche Auffaſſung und poetiſchen Schwung iſt freilich bei Neukirch eben ſo wenig zu denken, als bei Canitz, und er iſt auch wohl weniger reich an Geiſt und an Gedanken, als dieſer, dagegen iſt er mannigfaltiger an Stoff und den Mangel an eigenen Gedanken weiß er durch Benutzung fremder oft glücklich genug zu verdecken. Seine Epiſteln, oder „poetiſche Sendſchreiben", wie er ſie nennt, ſtehen den Satyren unbedingt nach; er verfällt in ihnen ganz beſonders in die unerquickliche Breite, welche ihn und ſeine Nachahmer überhaupt charakteriſirt; ein glücklicher Einfall, der bei Logau oder Wernicke die Form eines kurzen Epigramms angenommen hatte, wird bei ihm zu einem langen Gedicht, wodurch der Gedanke an ſeiner Kraft und Wirkung verliert, wie z. B. in dem „Schreiben der Aurora an den König von Preuſſen". Aber freilich war es ihm in dieſen Epiſteln vorzüglich darum zu thun, Lob und Schmeichelei in der größtmöglichſten Fülle auszuſpenden, und dazu bedurfte er natürlich eines umfaſſenden Rahmens. Unter den Satyren, deren erſte („Wider die Wolluſt") und zweite („Wider die falſche Ehrſucht"), ſowie die vierte („Wider die heutige Erziehung der Jugend") die Sitten der Zeit geißeln, hat namentlich die ſechſte „Wider unwiſſende Richter" für uns Intereſſe, weil ſie ſeine Stellung zur Literatur und ſeine Anſichten über die Poeſie beſpricht. Sie iſt an einen Freund gerichtet, den er abmahnt, ſich der Dichtkunſt hinzugeben, weil ſie doch nur „auf den Weg der Hungerwieſen führe", wie er aus eigner Erfahrung wiſſe*). Denn die Kunſt gehe zu Grabe, wogegen das Wespenheer der Dichterlinge täglich zunehme, welche bei den Großen beliebter ſeien, als die wahren Dichter. Ueberhaupt fel der Geſchmack der Deutſchen ganz ungebildet; „ein halb mit Pickelſcherz vermengtes Operettchen, ein ſtinkender Roman, ein geiles Myrthenlied, ein lügenvolles Lob, ein rohes Trauerſpiel, ein Brief Adams an Eva, welche beide doch hatten weder ſchreiben noch leſen können, ein kreißendes Sonnett", würde für das „größte Meiſterſtück" gehalten. So lange er in dieſer Weiſe gedichtet und die Schleſier nachgeahmt, ſo lange er „dem Bilde der Natur die Schmincke vorgezogen, der Reime dürren Leib mit Purpur ausgeſchmückt und abgeborgte Kraft den Wörtern angeflickt" habe, ſei er für einen großen Dichter gehalten worden; man wolle aber nichts mehr von ihm wiſſen, denn ſeitdem er der Vernunft folge, gelte er nichts mehr. Zwar könne er wohl auch noch, wenn er wolle, ein Jammerlied drechſeln, allein er habe die alte Thorheit ein für allemal aufgegeben. Am Vernünftigſten ſei es, ruft er dem Freunde am Schluſſe zu, wenn er Nichts ſchreibe, die Bavius und Genoſſen nach Herzensluſt reimen laſſe, ſich aber mit griechiſcher Vernunft und ſittlichem Latein über das Elend der Zeit tröſte und den Geiſt der Alten zu ergründen trachte, dann werde er finden, was er ſuche und was uns mangle. Jücke ihn aber das Dichterſalz in den Adern, ſo ſolle er der Jugend alten Graus ſammeln, ein Buch daraus machen, und dann ſterben, ſo würde die Welt glauben, es ſei an ihm mehr verloren worden, als an Homer und Virgil.

Die ſechſte Satyre. Wider unwiſſende Richter.

Laß doch Lyſander ab, mit Reimen dich zu plagen,
Und einer Bettelkunſt halb raſend nachzujagen.
Die zwar die Phantaſie durch ſüße Träume rührt,
Dich aber auf den Weg der Hungerwieſen führt,
Und endlich, wo du dich läßt ihre Grillen treiben,
Mit Meiſterſängern wird in eine Rolle ſchreiben.
Das eben iſt das Gifft, das wie die Miſſethat,
Gleich mit der Muttermilch mir ins Geblüte trat.
Wie glücklich wär ich doch, wenn mich zu rechter Stunden,
Ein kluger Arzt davon durch Kräuterſaft entbunden,
Und alles, was ich nun von Verſen angeflickt,
Durch bebend Antimon hätt in die Luft geſchickt;
So durft ich nicht wie itzt in Kummerwinkeln ſitzen,
Und bey geborgter Luſt von langen Sorgen ſchwitzen.
So hät ich auch vielleicht den Wuchergriff erlernt,
Wie man durch Ränke ſich von der Vernunft entfernt;

*) Daß er hier die veltſte Wahrheit ſpricht, haben wir eben geſehen (S. 323); ſeine traurige Lage während ſeines Aufenthalts in Berlin, ſchildert er in der 7. Satyre „Wider ſich ſelbſt" in den lebendigſten Farben; es iſt dieſelbe, als poetiſches Werk betrachtet, wohl ſeine beſte, und ſie läßt uns zudem einen Blick in den jammervollen Zuſtand der zahlreichen Gelegenheitsdichter jener und der unmittelbar folgenden Zeit werfen.

Den Trieb der Redlichkeit mit Silberzäumen lenket;
Den Geiſt der Gottesfurcht in klugen Schlaf verſenket,
Ein reiches Laſterweib zu ſeinem Willen beugt;
Durch höflichen Betteng auf Ehrenbänke ſteigt,
Und endlich, wenn die Kraft der Jugend uns verlaſſen,
Bey voller Tafel kann von fremdem Gute praſſen.
So hab ich manchen Tag, und manche Nacht verreimt,
Und oft ein großes Lied von Zwergen hergeträumt;
Verliebten ihre Luſt in Zucker zugemeſſen;
Betrüger reich gemacht; mich aber gar vergeſſen,
Und ob mich endlich gleich mit der verjährten Zeit,
Ein kurzer Sonnenblick bey Hofe noch erfreut,
Und Preuſſens Salome, den ich mit Recht geprieſen,
Mir zu der Ehrenburg den Vorhof angewieſen,
Ward doch durch ſeinen Tod, der alles umgekehrt,
Mein Glück und auch zugleich mein ganzer Ruhm verzehrt.
Nun lacht die Wuchrerſchaar bey ihren Judengriffen,
Daß ich der Tugend Lob auf Hoffnung hergepfiffen,
Die Jungendreicherey den Muſen nachgeſetzt,
Und wahre Weisheit mehr als Geld und Gut geſchätzt,
Und daß ich, da der Hof zum Laufen mich gezwungen,
Nicht auch zu rechter Zeit in Schulenſtaub geſprungen,
Die matte Dürftigkeit in Mäntel eingehüllt,
Mit leerer Wiſſenſchaft die Jugend angefüllt;
Die Kinder gegen Lohn den Todten vorgetrieben,
Und wochentlich ein Lied für Thaler hingeſchrieben.

Hiebey verbleibt es nicht. Die ſchwärmende Vernunft
Der von der Hungerſucht bethörten Dichterzunft,
Die ſich durch falſche Kunſt auf den Parnaß geſchlichen,
Von der geſetzten Bahn der Alten abgewichen,
Mit frecher Hurtigkeit gefüllte Bogen ſchmiert,
Und alle Meſſen faſt ein todtes Werk gebiert,
Wird ſo verwegen ſchon, daß ſie Geſetze ſtellet,
Der Griechen Zärtlichkeit das Todesurtheil fället,
Des Maro klugen Witz in Kinderelaſſen weiſt,
Horazens Dichterbuch verrauchter Grillen heißt,
Und alles, was ſich nur nach alter Kraft beweget,
Auf luſterndem Papier mit Dinte niederſchläget.
Da nun das Weſpenheer von Tag zu Tage wächſt,
Und jeder Knabe ſchon nach Narrenwaſſer lechzt,
Was Wunder iſt es denn, wenn Ruhm und Ehre ſtirbet,
Die Kunſt zu Grabe geht, die Tugend gar verdirbet?
Es iſt nicht mehr die Zeit, da noch Auguſtens Hand
Die Nebenſtunden ſelbſt zum Dichten angewandt,
Da Kaiſer und Poet an einer Tafel ſaßen,
Und beyde doch dabey nicht ihre Pflicht vergaßen.
Die Tage ſind vorbey, da Barbaroſſens Hof
Bey vollen Gläſern noch nicht den Verſtand verſoff;
Da kluge Frauen noch auf Tugendlieder hörten,
Und halbe Reime oft mit großen Preiſen ehrten.
Wir ſind nicht zu Paris, wo man nicht Tag aus Nacht,
Und gleich Abgötterey aus jedem Wurme macht;
Wo man, was Sudery, was Chapelain geweſen,
Ohn alle Farben kann in Stachelſchriften leſen.
Viel Große lieben wohl noch Alexanders Schwert,
Nicht aber auch die Koſt die ſeinen Geiſt ernährt.
Sie jauchzen wohl mit ihm, wenn ihre Drommel klingel,
Nicht aber, wenn Homer von weiſen Sitten ſinget.
Das Frauenzimmer haßt, was ihr Gewiſſen ſchreckt,
Und das Geblüte nicht zu ſteter Luſt erweckt;
Und wer den Thoren itzt die Wahrheit wollte ſagen,
Der müßte ſeyden erſt um ſeine Meynung fragen.

So viel als Reimen ſind, ſo viel und mancherley
Wirkt in der Preſſe nun auch die Phantaſey.
Ein halb mit Pickelſcherz vermengtes Operettchen,
Ein ſtinkender Roman vom raſenden Chryſettchen,
Ein geiles Myrrthenlied, und ein nach dem Abon
Des üppigen Marin erbauter Venusthron,
Der der Geliebten Schooß bis auf den Grund entdeckel,
Und Büſch und Brennen drous, und Vogelneſter heckel;
Ein Lugenvolles Lob, das uns ins Angeſicht
Den Laſtervollen Ruf der Todten widerſpricht;
Ein rohes Trauerſpiel in dem die Regeln fehlen,
Und ſo viel Schnitzer faſt, als Sylben ſind zu zählen;
Ein Brief, den Adam ſchrn der Eva zugeſandt,
Da beyde dazumahl noch keine Scheiſt gekannt;
Ein kreiſſendes Sonett, das mit dem Tode ringet,
Und der Gedanken Rath ſo wie die Reime zwinget;
Und ein nach Pöbelart gereimter Bublerblick,
Iſt oft bey dieſer Zeit das große Meiſterſtück.
So lang ich meinen Vers nach gleicher Art gewogen,
Dem Bilde der Natur die Schminke vorgezogen,
Der Reime dürren Leib mit Purpur ausgeſchmückt,
Und abgehergte Kraft den Wörtern angeflickt,
So war auch ich ein Mann von hohen Dichtergaben;
Allein ſo bald ich nur der Spure nachgegraben,
Auf der man zur Vernunft beſchämt zurücke kreucht,
Und endlich nach und nach nur den Parnaß erreicht,
So iſt es aus mit mir: Se kömmt von ſeinem Sitzen
Ein mit Ehräerwitz geſtickter Philomuſagen,
Klaubt ihm ein Jugendwerk in meinen Schriften aus,
Und untergräbt damit mein ganzes Ehrenhaus.

Was ſoll ich Aermſter thun? Soll ich noch einmal raſen,
Und durch mein Haberrohr zum Federſturme blaſen?
Nein, mein Lyſander nein! Ich will zurücke ſtehn,
Und der erlauchten Schaar nur aus den Augen gehn
Ernſt wirft der Schwindelgeiſt der klugen Weiſſaner
Mich endlich auf die Bank der reimenden Dvintaner;
Und ſagt mich, ob ich gleich halb Notenmäßig bin
Ins Re, Mi, Fa, Sol, La der Hübneriſten hin,
Die ſich doch ehnedem an Odenmuſen reiben,
Studentenzungen nun zu Mammelucken ſchreiben,
Und alles was durch Kunſt der Pleiſſe nicht geſchehn,
Von Eigenliebe kaum mit halben Augen ſehn.
Zwar weich ich darum nicht, als ob ich, wenn es brennte,
Nicht auch ein Jammerlied im Tanze verchleln könnte,
Und ob der Trippelact der leichten Reimerey
In Vereliindens Schooß allein zu Hauſe ſey.
Mir iſt ja wohl bekannt, wie man den Schädel ſeifen,
Und ſolche Spotter kann mit Lauge wieder täufen:
Wie mancher ohne Bart in Phobus Aaea ſpringt,
Und wie ein kollernd Pferd ſich auf den Pindus ſchwingt.
Allein ich hab einmal die Thorheit aufgegeben.
Es erime wer da will, ich will im Friede leben.

Haſt du, Lyſander, Witz, ſo folge meinem Rath:
Der iſt der klugſte Mann, der nichts geſchrieben hat.
Laß einen Kirchenſchwan Bär, Schaf und Rinder reimen,
Laß einen Bavius von Heldenthaten träumen;
Vertrag im Madrigal Hirſchfeldiſchen Verſtand,
Erheb den Schäferton von Kärndt- und Bayerland;
Und wenn ein Nordenhals mit rauher Kehle knaſtert,
So ſprich, daß er den Weg zum Muſenberge pflaſtert,
Und daß er doch dabey mehr ſüße Lieblichkeit,
Als Heſmonswaldan kannn und Opitz ausgeſtreut.
Gib alles willig zu, und laß die blinden Schützen
Um ihren Lorbeerkranz mit eignem Lobe blitzen.
Inzwiſchen tröſte dich bey deiner klugen Pein,
Mit griechiſcher Vernunft, und ſittlichem Latein,
Und trachte, den Verſtand der Alten zu erqrunden,
So wirſt du, was du ſuchſt, und was uns mangelt, finden.
Dann geh, und werde klug, und ſetze dich zur Ruh,
Und ſieh der Kinderluſt mit Männeraugen zu;
Er haſt du, wenn du willſt, bey täglich neuen Sachen
Papiere zum Toback, und Zeug genug zum kochen.
Doch wo das Dichterſalz dich in den Adern jückt,
Und dich ein böſer Geiſt aus deinem Gickel rückt,
Der dich im Sprunge will zum Flötenritter ſchlagen,
So fang es endlich an mit halber Furcht zu wagen:
Verſammle, wo du kannſt, der Jugend alten Graus,
Und pflanze Stück auf Stück, und mach ein Buch daraus.
Dann ſtirb, ſo glaubt die Welt, daß mehr mit dir verderben,
Als am Homer Athen, Rom am Virgil, geſtorbyn.
Schau, dieſes iſt der Weg, der dir bisher gefehlt,
Und dennoch deines Geiſt auch nicht zu Tode quält.
Schieb andern Müh und Schweiß in ihren Jammerbuſen:
Ein ausgeführtes Werk iſt nur für Beutelmuſen,
Und der hat wahrlich mehr als mancher Furſt getban,
Der ſeinen Unverſtand mit Kunſt verbergen kann.

Volksmäßige Sprüche.

Hatte man im vorigen Zeitraume Sammlungen von Sprichwörtern angelegt, veränderte ſich dieſer Geſchmack im vorliegenden wenigſtens in ſo fern, als man mehr darauf ausging, Sprüche und Sentenzen zu ſammeln, wobei man zwar auch das Volksthümliche vorzüglich beachtete, daher man auch gern gereimte Sprichwörter ſammelte, aber keine Rückſicht darauf nahm, ob die mitgetheilten Sprüche im Volke ſelbſt entſtanden waren, oder von Kunſtdichtern ſtammten. In den näher zu bezeichnenden Sammlungen ſtehen daher viele, welche beſtimmten Dichtern angehören, aber es ſind dann doch immer ſolche, welche wegen ihres Inhalts oder auch wohl ihrer Form mehr oder weniger in das Eigenthum des Volks übergegangen waren.

Von den hiehergehörigen Sammlungen ist Lehmanns schon früher bei Gelegenheit des Sprichworts (S. 189) berührter „Politischer Blumengarten" (o. O. 1630) auch jetzt zu erwähnen, weil derselbe eine nicht geringe Anzahl von Sprüchen und Sentenzen enthält. Es stammen die meisten freilich wohl aus den früheren Zeiten, wie z. B. einer der mitgetheilten (10) schon bei Freidank vorkommt, allein dies mag auch zum großen Theil bei den späteren Sammlungen der Fall sein, und hier können wir daher nur auf die Zeit der Veröffentlichung Rücksicht nehmen. Lehmanns „Blumengarten" zeichnet sich durch die treffliche Auswahl aus, und würde, wie W. Grimm schon vor Jahren anregte, eine neue Ausgabe verdienen.

Eine zweite Sammlung ist das „Teutsche Stamm-Buch" welches im Jahr 1647 erschien und den uns schon bekannten J. H. Schill zum Herausgeber hat. Die 300 Sprüche, aus denen das Büchlein besteht, stammen zum größten Theil aus früherer Zeit, daher es in der Vorrede heißt, man dürfe sie „nicht vff den heissen Probirstein der heutigen Teutschen Poesie streichen, denn sie seynd gut, natürlich, einfältig Teutsch, wissen von anstreichung und schön machung mit andern Farben gar nichts". Doch hat er auch gleichzeitige Dichter, insbesondere, wie schon bemerkt wurde (S. 345), Logaus Epigramme benutzt.

Noch weit mehr hat Hans Rudolf Grimm, Buchbinder in Burgdorf, in seinem „Poetischen Lustwäldlein" (Bern 1703) die Dichter des 17. Jahrhunderts benutzt, wahrscheinlich hat er sogar Manches unmittelbar aus Schills „Stammbuch" (so lt, 1. 6. 7), und aus Lehmanns „Blumengarten" (I, 15) entnommen; aber viele Sprüche und Prameln hat er gewiß aus älteren Dichtern gezogen, oder im Munde des Volkes vorgefunden; es ist daher auch diese Sammlung für die Kenntniß der volksthümlichen Sprüche und Sentenzen von Werth, und jedenfalls wird sie dadurch von Bedeutung, weil wir aus ihr erkennen, welche Sprüche der kunstmäßigen Dichter im Laufe der Zeit zum Allgemeingut geworden sind.

I. Aus „Lehmanns-Blumengarten".

1. Offt scheint ein Mann schlecht und gering,
Und Gott wirkt durch ihn große Ding.
2. Wer will haben Gemach,
Der bleib' unter seinem Dach;
Wer will haben Ruh,
Der bleib bei seiner Kuh.
3. Wo ist ein Mann und kein Weib,
Da ist ein Haupt und kein Leib;
Wo ein Weib ist ohne Mann,
Da ist ein Leib und kein Haupt dran.
4. Wer in Frieden will walten,
Der muß leiden und still halten.
5. Glaub' nicht bald!
Das Dein' behalt!
Was weg ist, laß fahren!
Thu nicht häßlich dich gebahren!
6. Ists nicht gut gemacht,
So ists doch gut gedacht.
7. Der Frommen Hoffnung fehlet nicht,
Denn was sie glauben, das geschicht.
8. Selig sind die Reichen,
Recht und Wahrheit muß ihnen weichen.
9. Fromme Leute lobt jedermann
Und laßt sie doch betteln gan.
10. Frauen haben lange Haare, kurze Sinne,
Wer es nicht glaubt, der werd' es inne.
11. Ich lebe, weiß nicht, wie lang,
Ich sterbe, weiß nicht, wann,
Ich fahre, weiß nicht, wohin —
Mich wundert, daß ich noch so fröhlich bin.
12. Hast du Lust zu Tugend und Ehren,
So wird sich die Trägheit von dir kehren;
Denn welcher liebt der Tugend Schein,
Der mag nicht faul und schläfrig seyn.
13. Viel sehen, wenig sagen,
Das gehört zu guten Tagen.
14. Welt, wie du wilt!
Gott ist mein Schild.
15. Langsam zum Seckel, hurtig zum Hut,
Hilfft manchem jungen Blut.

II. Aus J. H. Schills „Teutschem Stamm-Buch".

1. Grosse Wind und starker Regen
Ist mir offtermals entgegen;
Ich duck mich, laß fürüber gahn,
Das Wetter will sein Fortgang han.
2. Wenn wir thäten, was wir solten,
So thät auch Gott, was wir wolten.
3. In Leid und Scherz,
In Freud und Schmerz
Mein Seel und Herz
Gedenckt auffwärts.
4. Fremd bie, Fremd dort, an allem Ort!
Wenn ich nichts hab, wer hilfft mir fort?
5. So bauen alle Feste
Und sind doch fremde Gäste;
Und da sie solten ewig sein,
Da bauen sie gar wenig ein.
6. Acht dich klein, halt dich rein,
Sei gern allein, mach dich nicht gemein!
7. Trinck ich Bier, so werd' ich faul,
Trinck ich Wasser, hängt's Maul,
Trinck ich Wein, so werd' ich voll,
Weiß nicht, was ich trincken soll.
8. Auf zwei und nicht einen Mund,
Baut die Warheit ihren Grund;
Drumb kan der nicht gelten viel,
Der sich selber loben wil.

III. Aus Grimms „Poetischem Lust-Wäldlein".

1. Wer allzeit hinter dem Ofen sitzt,
Macht Grillen und die Ohren spitzt,
Und fremde Länder nicht beschawt,
Der ist ein Aff in seiner Haut.
2. Es flog kein Vogel nie zu hoch,
Er sucht sein Speisen auff Erden doch.
3. Die bösen nach viel guten Tagen
Sind desto schwerer zu ertragen.
4. Wer bey Lugen will bestahn,
Der muß ein gut Gedachtnuß han.
5. Wer gern will wissen, wer er sey,
Der schelt nur seiner Nachbauen drey.
6. Da die Treue ward geborn,
Flog sie in ein Jäger-Horn,
Der Jäger bließ sie in den Wind,
Daher man sie jetzt selten findt.
7. Der liebe Schencker ist gestorben,
Der Gibewider ist verderben,
Der Leyh-mie hat nicht viel erwoeben.
8. Nach dem Krachen, nach dem Knallen,
Nach dem Donneen, nach dem Schallen,
Kommt dee helle Sonnenschein,
Man muß durch das Wetter dringen;
Will es heute nicht gelingen,
Wird es dennoch morgen seyn!
9. Heimlich hublen kann ich nicht,
Freundlich jeden hilfft mir nicht,
Gelt, das hilfft, das hab ich nicht.
10. Frisch, frölich, ehrlich, fromm und leey:
Das ander Gott befohlen sey!

III. Epische Poesie.

Am traurigsten steht es in diesem Jahrhundert um die epische Poesie, wie denn keine Dichtungs-

art ſo genau mit der Thatkraft eines Volks zuſammenhängt, als eben dieſe, und wenn Opitz über die Möglichkeit des Epos in ſeiner Zeit Zweifel äußerte*), ſo hatte er wohl eine Ahnung dieſes Zuſammenhangs, ohne daß er ihm freilich zum klaren Bewußtſein gekommen wäre. Mit dem erſtorbenen Nationalgefühl war auch die letzte Erinnerung an das alte Volksepos und die deutſche Sage verſchwunden, zwar nicht ganz bei dem Volke, das immer noch an den alten Volksbüchern mit treuer Liebe hing, um ſo mehr aber bei den Gelehrten, welche erſt anfangen mußten, ſich auf dem Wege der Gelehrſamkeit wieder mit der alten Bildung und der alten Kunſt bekannt zu machen. Ein lebendiger Zuſammenhang mit derſelben war gar nicht mehr vorhanden, und von älteren Gedichten wird nur Wirnts von Graoenberg „Wigalois" erneuert, aber bezeichnend genug in der ſchon früher erwähnten jüdiſch-deutſchen Ueberſetzung (I, 405). Am meiſten Beachtung fand noch der „Reineke Vos", der nicht bloß mehrmals wieder gedruckt, ſondern auch in das Hochdeutſche überſetzt wurde, und der „Theuerdank", von welchem Matth. Schultes eine ſchlechte Umarbeitung herausgab (Ulm 1679). Aber dieſe Erneuerungen alter Gedichte blieben ganz ohne Einfluß auf die Entwickelung der Poeſie. Wie ſehr der Sinn für die epiſche Dichtung verloren gegangen war, erhellt auch daraus, daß ſelbſt der Schwank kaum mehr erſcheint, welcher doch im vorigen Zeitraume noch ſo ſchöne und zahlreiche Bearbeitungen gefunden hatte. Nur einige von den Gedichten, welche Lauremberg ſeinen Satyren angehängt hat, können den Schwänken beigezählt werden. Aber ob ſich derſelbe gleich die Aufgabe ſtellte, das volksthümliche Element dem gelehrten entgegenzuſetzen, ſo ſind doch auch ſeine komiſchen Erzählungen nicht ganz frei von der didaktiſchen Richtung des Zeitraums. Trotzdem verdienen ſie, ſo wie auch die in ſeine Satyren eingeſchalteten kurzen Geſchichtchen ſchon deswegen Erwähnung, weil ſie ſo ganz allein daſtehen. In „Matz beſſt de Kiepe kregen" wird erzählt, wie Matz freien will, aber nicht weiß, wie er es anfangen ſoll, daher ein altes Weib zu Hülfe nimmt, das ihn betrügt, worauf er es ſelbſt probirt, aber eitel dummes Zeug macht. Aehnlichen Inhalts iſt „De betragene Jan Gatt". Dagegen behandelt die dritte Erzählung „Eene luſtige Geſchicht thom Beſchluth" wahrſcheinlich eine wirkliche Begebenheit. Hans John, ein geborner Hühner- und Eierdieb, wird bei einer Hochzeit zugelaſſen, er will die Gelegenheit benutzen, ſein altes Handwerk zu treiben, wird erwiſcht und tüchtig durchgeprügelt. So unbedeutend der Stoff an ſich iſt, ſo hat ihn der Dichter doch nicht ohne Geſchick und mit vielem Humor behandelt. Daß Wernickes „Hans Sachs", der ebenfalls den epiſchen Gedichten komiſchen Inhalts beizuzählen iſt, weder in Anlage noch in Ausführung befriedigt, haben wir ſchon oben berichtet (S. 368). Hatte ſchon im vorigen Zeitraume der Schwank zuweilen die allerkürzeſte Form angenommen, wie z. B. bei Lazarus Sandrup (S. 106), ſo kommt dies jetzt noch viel häufiger vor und er erſcheint ſehr oft in der Form des Epigramms. Einzelne Beiſpiele finden ſich ſchon bei Logau und Scherffer, noch mehr bei Grob, und das zehnte Buch von Wernickens Ueberſchriften beſteht ſogar nur aus ſolchen epigrammatiſchartigen Schwänken, bei welchen aber freilich das epiſche Element vollſtändig verſchwindet, und ſie konnten auch ſchon deswegen nicht zur epiſchen Poeſie gezählt werden, weil es den Dichtern hiebei nicht ſowohl auf die Darſtellung der Begebenheiten, als auf die Hervorhebung der epigrammatiſchen Spitze ankommt.

Man hätte erwarten ſollen, daß die während des ganzen Zeitraums vorherrſchende Nachahmungsſucht die Dichter hätte anſpornen ſollen, es den neuen Italienern nachzuthun, welche zudem durch Dietrichs von Werder Ueberſetzungen der großen Gedichte Taſſos und Arioſts näher gerückt worden waren, aber der Sinn für epiſche Darſtellung, beſonders für die Sagenwelt war ſo ganz erſtorben, daß nicht nur kein einziger Verſuch gemacht wurde, ähnliche Dichtungen zu ſchaffen, ſondern auch der Vorgang Dietrichs v. Werder ſelbſt ohne Nachahmung blieb. Erſt gegen das Ende des Zeitraums wurden wieder Verſuche in Ueberſetzungen epiſcher Gedichte des Auslands gemacht, aus welchen wir nur Poſtels „Liſtige Inno" nach dem vierzehnten Buch der Iliade, die Ueberſetzung von Marinos „Kindermord" von Brockes und Neukirchs gereimte Bearbeitung von Fenelons „Telemach" erwähnen.

Es hat allerdings auch nicht an Verſuchen zu größeren oder kleineren epiſchen Dichtungen gefehlt, aber unter allen iſt auch keine einzige, welche auch nur den beſſeren Erzeugniſſen der lyriſchen und didaktiſchen oder dramatiſchen Poeſie an die Seite geſtellt werden könnte. Den Stoff nahmen die Dichter meiſtens aus den Zeitereigniſſen, wodurch ſie ſich an das hiſtoriſche Volkslied anlehnen, von dem ſich ihre Dichtungen in der That auch nur durch die gelehrte und mehr kunſtmäßige Behandlung unterſchieden. Wie ſchon Weckherlin den großen Schwedenkönig beſungen hatte (S. 44), ſo wurde er auch jetzt noch öfters zum Gegenſtand der epiſchen Darſtellung gewählt, ſo von Joſ. Sebaſtian Wieland, einem gekrönten Poeten in Heilbronn („Der Held von Mitternacht" Heilbr. 1633). Der berühmte Philolog Joh. Freinsheim aus Ulm (1608—1668) ſuchte in ſeinem „Teutſchen Tugend-Spiegel, oder Geſang von den Stammen und Thaten des Alten und Newen Teutſchen Herkules" (Straßb. 1634) den Herzog Bernhard zu Weimar zu verherrlichen. Das Gedicht erhält dadurch einige Bedeutung, daß man in ihm das Beſtreben durchblicken ſieht, es den Alten in Compoſition und Darſtellung nachzuthun, und es finden ſich einzelne beſchreibende Stellen, welche für die Zeit als gelungen bezeichnet werden können; im Ganzen iſt aber auch ihm die noch unbeholfene Sprache hinderlich. Andere verſuchten ſogar den ganzen dreißigjährigen Krieg dichteriſch zu bearbeiten, doch war der Stoff bei dem ganz unentwickelten Sinn für epiſche Darſtellung viel zu ſchwierig, auch lag er viel zu nahe, als daß er wirklich poetiſche Geſtaltung hätte gewinnen können. So erhebt ſich ſelbſt Greflinger, der jedenfalls mehr Talent hatte, als die eben genannten Dichter, in ſeinem größeren Gedichte „Der Deutſchen dreißigjähriger Krieg, poetiſch erzählt"

*) Im 8. Cap. ſeines Büchleins „Von der Deutſchen Poeterey" ſagt er: „Ob bey uns Deutſchen ſo bald jemand kommen möchte, der ſich eines vollkommen Heroiſchen Werkes unterſtehen werde, ſtehe ich ſehr im Zweiffel, und bin nur der Gedancken, es ſey leichter zu wünſchen, als zu hoffen."

(Hamb. 1657) nicht über die gewöhnlichste Reimerei, und es ist nicht ohne Grund, wenn ein neuerer Bearbeiter der deutschen Literatur behauptet, daß Greflinger in diesem Gedichte mehr historisches als poetisches Talent an den Tag lege.

So wenig erfreulich diese Dichtungen auch sind, so stehen sie doch immer noch viel höher, als ähnliche epische Darstellungen aus der Zeitgeschichte, welche in der zweiten Hälfte des Zeitraums erschienen. Es sind dieselben durchgehends noch viel weniger von epischem Geiste erfüllt, und da Dichter meistens nur die Absicht haben, irgend eine fürstliche Persönlichkeit zu loben, so ist ihnen jeder Stoff, auch der bedeutungsloseste, genehm, wenn er ihnen nur Gelegenheit gibt, ihre Helden mit Schmeicheleien aller Art zu überhäufen, und es ist dies überhaupt so ganz allein ihr Zweck, daß ihnen die Darstellung der Begebenheiten nur ein Anhaltepunkt ist, an den sie ihre Lobeserhebungen knüpfen, welche sie meistens in so übertriebener Weise darstellen, mit so knechtischer Gesinnung ausführen, daß uns diese Gedichte schon deshalb anwidern mußten, selbst wenn sie mit größerem Talente ausgeführt wären. Solcher Art sind die heroischen Gedichte Besslers, unter welchen sich das unvollendete „Lobgedicht" auf den großen Kurfürsten zu seiner Zeit eines ganz unverdienten Beifalls erfreute. Noch bedeutungsloser sind die ziemlich zahlreichen Lobgedichte des Wiener Hofdichters K. Gustav Heräus, der von dem „Hispanischen Feldzug" und dem Sieg bei Saragossa (1710) eine „mehr Historische, als Poetische Erzählung" gab, die Wahl Karls VI., den „Rastädtischen Frieden" (1714) und andere mehr untergeordnete Begebenheiten in breiten, langweiligen Versen besang, welche Gedichte er in einer für jene Zeit prachtvollen Ausstattung veröffentlichte (Wien 1715. 4. und Nürnberg 1721. 8.). Einen größeren Ruf erwarb sich Joh. Valentin Pietsch durch einzelne „Helden- und Lobgedichte", ja er stand in so hohem Ansehen, daß ihn Gottsched zu denjenigen Dichtern zählte, welche das goldene Zeitalter der deutschen Poesie herbeigeführt hätten; doch war auch er ohne alles poetisches Talent, und sein berühmtestes Gedicht „Karls VI. im J. 1717 erfochtener Sieg über die Türken" ist von einer ermüdenden Breite und trotz den zahlreichen, weitschweifig ausgeführten Gleichnissen ohne alle Anschaulichkeit. Aehnlicher Art sind die Gedichte Joh. Ulrichs von König, der auch darin seinem Vorbilde Besser gleicht, daß es ihm an Kraft fehlte, größere Dichtungen zu Ende zu bringen; er hatte sich in dem ersten Gesange seines Heldengedichts „August im Lager", welches aus sechs Gesängen bestehen sollte, so ganz erschöpft, daß er nie im Stande war, es fortzusetzen. Der erste Gesang, welcher bei seinem Erscheinen das höchste Aufsehen erregte, ist nichts als eine trockene Erzählung der Zusammenkunft des Königs von Polen und von Preußen in dem Lustlager zu Radewitz, welcher in Form einer Episode eine geschmacklose und lächerliche Allegorie von der Eintracht und der Zwietracht beigefügt ist. Außer diesen könnten noch eine ziemlich große Zahl ähnlicher historischer Dichtungen genannt werden, allein es sind dieselben noch viel schlechter als die erwähnten, welche schon vollkommen hinreichen, den traurigen Zustand der epischen Dichtkunst zur Anschauung zu bringen.

Höher als diese „Lob und Helbengedichte", welche ebensosehr von allem Mangel und poetischem Talent, als von der knechtischen Gesinnung, namentlich der späteren Dichter zeugen, stehen einige andere epische Dichtungen, welche schon durch die Wahl des Stoffs mehr Beachtung verdienen. Namentlich begreifen wir darunter den „Habsburgischen Ottobert" von Wolf Helmhard von Hohenberg, und den „Wittekind" von Christian Heinr. Postel, von denen zwar weder der Eine noch der Andere hervorragendes Talent hatte, die aber schon deshalb vor den übrigen Dichtern der Zeit auf besondere Auszeichnung Anspruch machen können, weil sie ihren Stoff der ältern Geschichte Deutschlands entnahmen. Die Sage und Geschichte des Alterthums, die namentlich im Drama vielfache Bearbeitung fand, wurde seltener in epischer Weise dargestellt; es sind von dahin gehörigen Gedichten nur die „Unvergnügte Proserpina" von Hohenberg und die „Lucrezia" von Joh. Peter Titz zu nennen. Ohne allen Werth sind dagegen G. Neumarks poetische Erzählungen aus dem Alterthum („Kleopatra", „Sophonisbe" u. a.), die er zum Theil dem Holländischen nachbildete. Bei seiner entschieden religiösen Richtung sollten wir erwarten, daß ihm der Bibel entnommene Stoffe besser gelungen wären, allein auch diese („Der siegbafte David", „Die verständige Abigail") sind trocken, matt und langweilig erzählt. Kaum besser ist die in breiten Alexandrinern abgefaßte Geschichte des „Königs David von Juda", welche der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig in Form einer Episode seinem Roman „Octavia" einverleibte. Die größeren, dem Holländischen des J. Cats nachgebildeten Erzählungen „Cyrus und Aspasia" (Lpz. 1654) und „Spanische Zigeunerin" (Eb. 1656) von J. Rist sind in dessen breiter Manier abgefaßt, die oft an Unbeholfenheit gränzt, so daß er z. B. ohne es zu wollen und sich bewußt zu sein, die schmutzigsten Dinge sagt. Die „Spanische Zigeunerin" gewinnt höchstens dadurch einiges Interesse, daß sie die durch P. A. Wolfs und M. v. Webers Oper bekannt gewordene Geschichte der „Preziosa" erzählt. — Eigenthümlicher Art ist Schefflers „Sinnliche Betrachtung der vier letzten Dinge zu heilsamen Schröcken und Auffmunterung aller Menschen" (Schweidnitz 1675), welche in vier Abschnitten vom Tod, dem jüngsten Gericht, der ewigen Pein der Verdammten und den ewigen Freuden der Seligen handelt. Mit Ausnahme des ersten einleitenden Abschnitts ist das Ganze beschreibend; aber die erklärte Absicht des Dichters, die Menschen durch seine Schilderungen zu schrecken, verleitet ihn zu den geschmacklosesten, ja selbst widrigsten Ausschweifungen, er führt uns im dritten Abschnitt Bilder des Entsetzens vor, vor welchen selbst die Inquisition zurückschaudern müßte und es ist hier Alles zusammengestellt, was die ausschweifendste Phantasie an Gräßlichem und Ekelhaftem nur ersinnen kann, so daß man das Gedicht wohl eine Fundgrube des Häßlichen und Abscheulichen nennen kann. Ist auch Alles mit der lebendigsten Anschaulichkeit ausgemalt, so fühlen wir doch bald, daß Solches kein Gegenstand der Kunst sein kann und sein darf, ebensowenig als die plastische Darstellung ekelhafter Krankheiten.

Außer den „Schäfereien", welche wir bei der Prosadichtung zu besprechen haben, finden sich auch einzelne kleinere, in Reimen abgefaßte Idyllen

oder Eclogen, ſo in den frühern Jahren von Joh. Riſt, in den ſpätern von Wernicke, deſſen „Schäffer-Gedichte" freilich wenig oder nichts mit der Idylle der Alten gemein haben, aber doch in Erfindung, Anlage und Ausführung Riſts „Schäfer-Geſpräche" weit übertreffen, und ſchon als gelungene Gelegenheitsgedichte Lob verdienen; in den beiden erſten nämlich („Daphnis" und „Damon") wollte der Dichter ſein „Mittleiden" über den Hinſchied zweier hohen Perſonen, in den zwei andern („Gentiana" und „Argenis") ſeine „Vergnügung" über eine Geburt und ein Beilager poetiſch darſtellen.

Die Fabel, welche noch im vorigen Zeitraume ſo vielfach und zum Theil mit Glück bearbeitet worden war, verſchwindet in dem vorliegenden beinahe ganz, was wider beweiſt, wie ſehr ſich der Trieb für epiſche Dichtung verloren hatte. In der erſten Hälfte der Periode findet ſich die gereimte Fabel gar nicht mehr, es müßte denn Hulbrich Wolgemuths „Newer vollkommener Eſopus, darinnen allerhand luſtige, newe und alte Fabeln, Schimpfreden u. ſ. w." (Frankf. 1613. 2 Thle.) dergleichen enthalten, den wir ebenſowenig, als andere Literarhiſtoriker aufzutreiben im Stande waren. Dagegen finden ſich einzelne Verſuche von Fabeln in Proſa, auf welche wir, ſowie auf die proſaiſchen Parabeln ſpäter zurückkommen werden. Erſt gegen das Ende des Zeitraums tauchte die Liebe zu den Fabeln wieder auf; zwar wurden nur wenige in ſelbſtſtändiger Weiſe gedichtet, von Mencke, Hunold und einigen andern, und dieſe tragen nur in entfernter Weiſe den eigentlichen Charakter der Fabel; dagegen wurden die Fabeln des Aeſop und des Phädrus, ſo wie die franzöſiſchen von Lafontaine und Lamotte häufiger bald in Proſa, bald in Verſen, bald ganz und bald nur in einzelnen Proben überſetzt, (ſo die des Aeſop von J. Fr. Riederer, und die des Lafontaine von Balthaſ. Nickiſch, Brockes u. A.), wodurch die ſpätere Vorliebe für die Fabeldichtung wenigſtens ſchon vorbereitet erſcheint.

Wir haben von den erwähnten epiſchen Dichtern nur wenige näher zu betrachten, und auch dieſe meiſt nur wegen ihrer vergleichungsweiſe höhern Bedeutung.

Dietrich von dem Werder.

Dietrich von dem Werder, geb. zu Werdershauſen bei Köthen am 17. Jan. 1587, erhielt als Leibknabe des Landgrafen von Heſſen zu Marburg eine ſorgfältige Erziehung, bereiſte hierauf Frankreich und Italien, und trat nach ſeiner Rückkehr in die Dienſte des Landgrafen von Heſſen, von dem er zum Geh. Rath und Aufſeher der neu errichteten Erziehungsanſtalt in Marburg ernannt und zu mancherlei Geſandtſchaften verwendet wurde. Im Jahr 1622 gerieth er trotz ſeiner zahlreichen Verdienſte in Ungnade; er zog ſich auf ſein väterliches Gut zurück und widmete ſich den Wiſſenſchaften, bis er nach der Schlacht bei Leipzig von Guſtav Adolf berufen wurde, der ihm ein Regiment anvertraute, an deſſen Spitze er ſich vielfältig durch Muth und militäriſche Talente auszeichnete. Im Jahr 1635 nahm er ſeinen Abſchied, und widmete ſeine Zeit theils dem Dienſte des Fürſten von Anhalt, theils den Wiſſenſchaften, denen er ſelbſt im Getümmel des Kriegs treu geblieben war. Er ſtarb auf ſeinem Gute Reinsdorf am 18. Dec. 1657.

Dietrich von dem Werder hatte ſich ſchon früh mit der Dichtkunſt beſchäftigt, und ſich ſolches Lob erworben, daß er im Jahr 1620 unter dem Namen des „Vielgekörnten" in die Fruchtbringende Geſellſchaft aufgenommen wurde. Auch hat er im Verlauf ſeines langen Lebens ziemlich viel gedichtet, z. B. „Hundert Klinggedichte vom Krieg und Sieg Chriſti, da in einer jeden Reimzeile die Wörter Krieg und Sieg zum wenigſten einmal befindlich". Seinen wohlverdienten Ruhm hat er aber zunächſt den Ueberſetzungen von Taſſo's „Befreitem Jeruſalem" („Glücklicher Heerzug in das heylig Landt", Frankf. 1626; 2. verb. Aufl. „Gottfried, oder erlöſetes Jeruſalem", Frankf. 1651) und der dreißig erſten Geſänge von Arioſt's „Raſendem Roland" die er nach einander erſcheinen ließ *), zu verdanken. Taſſo's Jeruſalem iſt in der italieniſchen Stanze, Arioſts Roland dagegen in achtzeiligen Strophen mit gepaarten Reimen überſetzt, beide in Alexandrinern, welche ſchon damals ſo allgemein geworden waren, daß ſich ſelbſt Werder nicht von ihnen befreien konnte, welcher doch durch ſeine Ueberſetzungen hinlänglich beurkundet, daß er Sinn für die ſchöne Form hatte, und die größten Schwierigkeiten zu bewältigen im Stande war. Er wäre ſchon den bedeutendſten Dichtern der Zeit beizuzählen, wenn wir auch nur dieſe Seite ſeiner Ueberſetzungen ins Auge faßten, aber es iſt auch die Ausführung ſelbſt, wenn wir uns die Zeit vergegenwärtigen, in welcher der Dichter lebte, ohne zu übertreiben, meiſterhaft zu nennen, und wir müſſen namentlich bewundern, wie tief er in die Anſchauungsweiſe ſeiner beiden Vorbilder eingegangen iſt, und mit welchem Geſchick er ihre ganz verſchiedene Natur, den religiöſen Ernſt des Einen und den muthwilligen Humor des Andern wiedergegeben, wodurch er glänzend beurkundet hat, daß er nicht bloß Ueberſetzer, ſondern ein Dichter im vollen Sinne des Wortes war, der nicht nur die Schönheiten ſeiner Vorbilder mit empfänglichem Geiſte auffaßte, ſondern dieſelben mit ſchaffender Kraft in die noch raube und unbeholfene Mutterſprache übertrug, welcher vor Allem die Mängel zuzuſchreiben ſind, die ihn an höherer Vollkommenheit hinderten.

Aus dem 1. Geſ. des „Raſenden Rolands".

33. Sie (Angelica) flencht durch dick vnd dünn vnd durch gar finſtre Wälder,
Durch manchen rauhen Ort vnd vnbewohnte Felder;
Bewegen kunten ſich die Aeſt' und Felder kaum
An einem Elm- vnd Buch- Eich- oder Fichtenbaum,
So ward ſie ſo entferbt vnd ſo erſchrecken druber,
Daß ſie gleichſam verblendt rant vber Gruben nuber;
Sie fürchte ſich, wann ſie nur einen Schatten ſah,
Als ob Rinaldo ſchon wer' jhrem Rucken nah.

34. Gleich wie ein jnnges Reh vnd Hindin iſt bemühet,
Wann zwiſchen Buſchen ſie in einem Walde ſihet,
Daß jhre Mutter gleich ein Leopard ergreifft,
Vnd ſie zureißt vnd jhr das Fell vom Leibe ſtreifft,
Daß ſie von Wald zu Wald dann möge reiß' ans geben:

*) „Drey Geſänge vom Raſenden Rolandt, aus dem Italieniſchen Poeten Arioſto zu Prob vnd Anfang vbergeſetzt. 4. Lpz. 1632. „Ferneer Verlauff der Hiſtory vom Raſ. Roland" Gb. 1634. (4—10. Geſ.) „Noch weiterer Verlauff der Hiſt. u. ſ. w." Gb. 1634. (11—20. Geſ.) „Folge der Hiſtory u. ſ. w." Gb. 1636. (21—30. Geſ.) Die erſte Abth. ſcheint im Jahr 1636 wieder aufgelegt worden zu ſein, wenn ſie nicht etwa bloß mit einem neuen Titel verſehen wurde.

Sie zittert, vnd jhr Leib vnd alle Glieder beben;
Wann sie ein Stamm anrührt, in des sie laufft vorbey,
Meynt sie, wie sie im Maal des wilden Thieres sey.

35. Denselben Tag vnd Nacht vnd noch den andern Morgen
Rant dirses Frewlein fort in solcher Angst vnd Sorgen,
Vnd weiß doch nicht, wohin, biß sie ein Wäldlein find,
Im selben wehet gleich ein lieber, sanffter Wind;
Zwey kleine Bächlein da mit sanfften rauschen flossen,
Es stunden da vmbher vil Blümlein auch entsprossen;
Der Vöglein waren da vmbher so mancherley,
Vnd stimten sa mit ein mit jhrer Melodey.

36. Vnd weil sie meynt, sie sey nun vom Rinaldo feene,
Vnd wolt' auch ohne das einmal nun ruhen gerne,
Denn sie war abgematt vom Weg' vnd von der Hitz,
Also erwehlet sie jhr einen grunen Sitz.
Vnd stieg ab von dem Roß vnd ließ es ledig gehen,
Daß es sich ohne Zaum nach Weyde möcht vmbsehen:
Dasselbe gieng beeamb an dieses Bache Strand,
Da es denn frisches Land vnd Graß genugsam fand.

37. Nun schaw, in kurtzen drauff sa sihet sie da Fernen
Der rothen Rosen Meng' auff einen Busch von Tönen,
Der für dem Wasser, gleich als auff einem Spiegel, stund,
Vnd da für Baumen nicht die Sonn' einscheinen kunt:
Derselbe walt jhr da ein solchen Platz verstatten,
Der frisch vnd kuhle war vnd wohl verwehret vom Schatten;
Die Blätter vnd die Aest', die waren also dicht,
Daß kein Schein kam hinein, ja im geringsten nicht.

38. Daß jung vnd geune Graß darein ein Bette machte,
Das einen gleichsam recht mit seiner Ruh anlachte;
Das schone Fewlein, sich setzt in die Mitt' herein,
Vnd legte sich vnd schlieff allda allmählich ein.
Sie aber hatte noch nicht lange hier geschlaffen,
Da dünckt jhr, wie sie hört ein gehn, vnd klang der Waffen,
Sie richtet sächtiglich sich auff, vnd sihet dar,
Vnd sihet, daß dahin ein Ritter kommen war.

39. Obs Freund sey oder Feind, kan sie annoch nicht wissen;
Forcht, Hoffnung jhr das Hertz bey nah in Stucken rissen,
Sie wil erwarten da der Abenthewre End,
Drumb keinen Seufftzer sie noch Athem von sich sendt.
Am Vfer dieses Baches der Ritter nunter steiget,
Er legt sich, vnd den Korff auff einen Arm nah neiget,
Vnd fengt zu dencken an sa tieff in seinem Sinn,
Alsa daß einem Stein er vnbeweglich schien.

40. Der hochbetrubte Held an dieses Vfers Grunde
Tieffsinnig so verblieb bey einer gantzen Stunde;
Darnach so fieng er an gar trawr- vnd angstiglich
Mit einem hellen Thon sa sehr zu klagen sich,
Daß wohl ein Felsen hett drab mögen gar zerspringen,
Vnd sich ein Tieger selbst zur Gute lassen bringen;
Mit seufftzen weinet er, daß sein Gesicht bey nah
Dem Bach, vnd seine Brust dem Fewer ähnlich sah.

41. „Gedencke jsaget er), der du mein Hertze brennest,
Vnd es sac grosser Pein schier in zwey Stücke trennest,
Was mach ich nun, da ich zu langsam kommen bin?
Ein ander abee hat die Frucht genommen hin!
Kaum hab' ich Wörter nur vnd das Ansehn bekommen,
Ein ander abee ganz den reichen Raud genommen.
Ich kriege wedee Frucht noch Blat vmb meine Muh;
Ey, was sall ich mich denn mehe kräncken noch vmb sie?

42. Dem Jungfräwlein es gleich, wie einer Rosen, gehet,
Die frisch im Garten sesht auff jheem Stengel stehet;
So lang als sicher sie vnd wol bewaet allein
Für Menschen vnd dem Vieh als noch kan ruhig seyn,
So ist schier keine Lufft, kein Wasser sampt der Erde,
Ja nichtes auch, daron sie nicht geliebet werde,
Verliebte Jungfräwlein vnd der Junglinge Schaar,
Die lieben sie zur Zier im Busen vnd im Haar.

43. So bald sie aber ist vom Stiel' herab gebeechen,
Vnd drauff von diesem hier, von andern da beeochen,
So ist verschwunden schon die Schonheit, Gunst vnd Gnad',
Die sie bey Menschen sonst vnd bey dem Himmel hatt'!
Alsa die Jungfraw auch, wann sie hat hier gegeben,
Die Blumen, die sie mehe galt hegen, als jhr Leben,
So wird jhr Ruhm vnd Preis vnd jheer Schonheit Pracht
Von denen, die sie eest hochliebten, gantz veracht.

44. Den andern ist sie schlim, vnd von dem hochgeliebet,
Dem sie sich gand vnd gar hin vnd zu eigen giebet,
Das Glück vnd Vnglück ist alleine mein Verderb,
Ein ander sieht, vnd ich aus lauter Mangel sterb!
Hat sie mir jhre Gunst dann gantz vnd gar versaget?
Kan ich verlassen dann, was mir allein behaget?
Vielmehr wolt ich nicht selbst seyn meinem Leben hold,
Eh sie mich nicht, vnd ich sie auch nicht lieben sall."

45. Wann in vertrawen mich allhier der Leser fraget,
Wee der doch sey, der sich so sehr am Flusse klaget,
Sa sag' ich, daß es sey der König Sacripant,
Ein jehr verliebter Printz, Heer im Circasser Landt;
Ich sagt' auch, wann man mich mit Fragen weiter treibe,
Daß seiner Pein Vrsach alleine sey die Liebe;
Darzu so liebt er die, die jetzt nah ist bey ihm,
Vnd sie kant jhn auch wal, am Wesen, an der Stim.

Johann Peter Titz.

Obgleich weit weniger reich an ächt poetischem Talent, als Dietrich von dem Werder, nimmt doch auch Joh. Peter Titz unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, und zwar um so mehr, als die ganze Zeit an epischen Dichtungen so ganz unfruchtbar ist. Er hat zwei größere erzählende Gedichte verfaßt. Das erste, „Leben aus dem Tode, oder Grabesheirath zwischen Gaurin und Rhoden" (Danzig 1644), berichtet die öfters erzählte Geschichte von einer durch den Geliebten aus dem Grabe erretteten jungen Frau mit einigen nicht unglücklichen Abweichungen von der gewöhnlichen Ueberlieferung. Das zweite „Lucrezia" (Danz. o. J.) enthält die Erzählung der bekannten Geschichte, wobei sich der Dichter so streng und beinahe sclavisch an die römischen Berichte hält, daß sein Gedicht oft nur eine gereimte Paraphrase desselben ist. Von künstlerischer Anordnung ist im ganzen Verlauf keine Spur; Alles geht den einfachsten, chronologischen Gang. Der Dichter beginnt mit der Erzählung von der Thronbesteigung Tarquins und führt uns, Schritt vor Schritt, seinen Gewährsmännern folgend, bis zum Tode der Lucrezia und der Vertreibung des Königs aus Rom. Die Charaktere haben wenig oder nichts Individuelles; dem Dichter, der doch mit dem Alterthum genau bekannt war (S. 267), gelingt es namentlich nicht, uns auf lebendige Weise in die Verhältnisse einzuführen, unter welchen sich die erzählten Begebenheiten entwickeln. Dagegen schildert er einzelne allgemein menschliche Zustände des äußern und innern Lebens nicht ohne Glück, und einzelne Stellen sind von lebendiger Anschaulichkeit und tiefer Empfindung, die sich freilich oft, besonders wenn er die Personen sprechen läßt, in rhetorische Breite auflöst.

Wolf Helmhard Freih. v. Hohenberg.

Es darf der Dichter, den wir jetzt zu erwähnen haben, als eine seltene Erscheinung bezeichnet werden, zwar nicht wegen der Trefflichkeit seiner Dichtungen, sondern weil er der einzige Repräsentant der neuen Kunst im südöstlichen Deutschland ist und er, wenn auch nicht in der Ausführung, doch in der Wahl seiner Stoffe glücklich war. Wolf Helmhard, Freiherr von Hohenberg (Hohberg oder Hochberg) stammte aus Lengenfeld in Nieder-Oesterreich, wo er im J. 1612 geboren wurde. Er widmete sich der militärischen Laufbahn und diente dem Kaiser von 1632 an 11 Jahre lang, ohne die wissenschaftlichen Beschäftigungen aufzugeben, zu denen er schon in frühen Jahren hingezogen worden war, und denen er seine ganze Muße widmete, als er sich seit dem Jahre 1643 von dem Kriegsdienste zurückgezogen hatte. Seine Liebe zur Poesie und heimatlichen Dichtkunst erwarb ihm schon im

J. 1652 die Aufnahme in die Fruchtbeingende Geſellſchaft, in welcher er den Namen des „Sinnreichen" erhielt. Als die proteſtantiſche Religion in Oeſtreich immer mehr unterdrückt wurde, verkaufte er ſeine Güter und begab ſich nach Regensburg, wo er im Jahr 1686 ſtarb.

Wie die meiſten Dichter der Zeit, verfaßte auch er geiſtliche Gedichte; doch iſt es nicht ſeine Ueberſetzung der Pſalme, „Luſt- und Arzney-Garten, oder die mit deutſchen Saiten überzogene Cronharfe des königl. Propheten Davids", Regensb. 1675), die ſeinen Namen erhalten hat, ſondern ſeine freilich eben ſo wenig geleſenen epiſchen Dichtungen. Die erſte derſelben, „Die unvergußte Proſerpina" (Regensb. 1661) verdient desbalb Erwähnung, weil ſie eines der wenigen Gedichte iſt, welches die altgriechiſche Sage behandelt. Bezüglich der Anlage und Ausführung verdient es übrigens ebenſowenig Lob, als ſein zweites Epos „Der habsburgiſche Ottobert" (Erf. 1664), das in beinahe 40000 Alexandrinern den Stammvater des Habsburgiſchen Hauſes, den Kaiſer Rudolf, beſingt, aus welchem er freilich im Geiſte der Proſaromane der Zeit einen abenteuerlichen Helden bildet, in welchem man den geſchichtlichen Grafen und König nicht wieder zu erkennen vermag, weshalb auch von verſchiedenen Seiten behauptet wird, es habe der „Ottobert" mit K. Rudolf Nichts gemein. Das Gedicht, deſſen Sprache und Verſe raub, ungefüg und ſchwerfällig ſind, ermangelt bei der erdrückenden Menge von Begebenheiten, die ohne alle künſtleriſche Anordnung durcheinander geworfen ſind, aller Bewegung und Anſchaulichkeit; es iſt überhaupt nur die vaterländiſche Geſinnung daran zu rühmen, die ſich ſchon in der Wahl des Stoffs ausſpricht.

Nach einer Andeutung im Anfange des „Ottobert" muß Hohenberg ſchon in früheren Zeiten „Hirtenlieder" gedichtet haben; es iſt uns unbekannt, ob ſie noch vorhanden oder verloren ſind, oder ob ſie überhaupt jemals gedruckt wurden.

Chriſtian Heinrich Poſtel.

Chriſtian Heinrich Poſtel, den wir ſchon oben als Gegner Wernickes kennen gelernt haben (S. 368) und dem wir ſpäter als dramatiſchen Dichter wieder begegnen werden, wurde am 11. Okt. 1658 zu Freiburg im Lande Hadeln geboren. Er beſuchte das Gymnaſium in Hamburg, und 1680 die Univerſitäten Leipzig und Roſtock, um die Rechte zu ſtudiren. Nachdem er im J. 1683 die Würde eines Licentiaten beider Rechte erworben hatte, bereiſte er Holland, England, Frankreich, Italien und Deutſchland, worauf er ſich als Advokat in Hamburg niederließ, für deſſen Bühne er eine große Zahl Opern ſchrieb. Im J. 1700 unternahm er eine zweite Reiſe durch Deutſchland und die Schweiz nach Italien, kehrte ſodann nach Hamburg zurück, wo er am 22. März 1705 ſtarb.

Poſtel hatte ſich durch ſeine Opern, in denen er ſich der Manier der Schleſier angeſchloſſen hatte, einen großen Ruf erworben, der nicht einmal durch Wernickes Satyre erſchüttert werden konnte. Noch größeren Ruhm erwartete er wohl von ſeinem Heldengedichte „Der große Wittekind", an deſſen Vollendung ihn jedoch der Tod hinderte. Sein Verehrer Weichmann gab es, wie er es vorfand (10 Geſänge, von denen der letzte noch nicht abgeſchloſſen iſt) im J. 1724 heraus, in der Ueberzeugung, Deutſchland mit einem Meiſterwerk zu beglücken, in welchem es, wenn es vollendet wäre, nach ſeiner Meinung einen Taſſo und einen Marino zugleich erhalten hätte. Freilich können wir nicht einmal den letzteren darin finden, und der „Wittekind" hat nur wie der „Ottobert von Hohenberg", inſofern Anſpruch auf Berückſichtigung, als er einen nationalen Stoff behandelt, den er übrigens auch verſtändiger auffaßt, als jener, indem er die geſchichtliche Grundlage bewahrt. Aber abgeſehen davon iſt der Wittekind ein durchaus ungenügendes Machwerk, das hinſichtlich der Erfindung ſo wie der Ausführung des Einzelnen aus den verſchiedenſten Dichtern des Alterthums und der neuern Völker zuſammengeſtoppelt iſt, und zwar mehr, als der Dichter ſelbſt eingeſteht. Denn ob er gleich an unzähligen Orten die Gedichte anführt, aus denen er ſeine Gedanken, ſeine Gleichniſſe und Bilder, ja ſogar die Erfindung entnommen hat, ſo finden ſich noch zahlreiche Stellen, die er ſelbſt aus deutſchen Dichtern, (z. B. Beſſer und Brockes) gezogen hat, ohne dieſelben zu erwähnen. Dem Gedicht iſt eine Ueberſicht der darin vorkommenden Schilderungen und Gleichniſſe beigefügt; wir wiſſen nicht, ob ſie vom Dichter oder von ſeinem Herausgeber herrührt; aber iſt Letzteres der Fall, ſo hat dieſer ganz im Sinne des Dichters gehandelt, denn es erſcheint nur zu deutlich, daß ihm die Fabel nur untergeordnet und ein Mittel war, die aus Homer und Virgil, aus Taſſo und Silvelea, aus der Scudery und Spenſer und hundert andern Dichtern zuſammengeſuchten Gleichniſſe, Schilderungen und Sentenzen anzubringen, die er übrigens theils falſch anwendet, theils geſchmacklos erweitert. Namentlich ſind ſeine Schilderungen von der breiteſten Weitläufigkeit, was ihn nicht ſelten zu der abgeſchmackteſten Uebertreibung verleitet, wogegen er in der Erzählung der Thatſachen kurz und unklar iſt. Seine große Beleſenheit und vertraute Bekanntſchaft mit den beſten Dichtern der alten und neuen Zeiten blieb ohne Einfluß auf ſeine Darſtellung; Sprache und Vers ſind gleich unbeholfen; er iſt arm an Ausdrücken und Wendungen, die ſich ſtets wiederholen, nicht zu erwähnen, daß die beſten meiſtens Lohenſteins Eigenthum ſind.

IV. Dramatiſche Poeſie.

Unter allen Gattungen der Poeſie wurde keine durch den verderblichen Einfluß des Krieges ſo ſehr herabgedrückt, ſo ſehr aus ihrer Entwickelung herausgeworfen, als die dramatiſche, da zu den allgemeinen, ſchon oben beſprochenen Gründen noch der weitere kam, daß vor Allem Ruhe und Wohlſtand eine Grundbedingung theatraliſcher Vorſtellungen iſt. Gedichte, die für das Leſen oder den Geſang beſtimmt ſind, finden auch in den traurigſten Zeiten noch einzelne Freunde, Dramen, die nicht ſowohl eine Veröffentlichung durch den Druck, als eine mit Koſten und Zeitaufwand verbundene Aufführung vor einem möglichſt zahlreichen Publikum erheiſchen, können in Zeiten des Elends nicht gedeihen. Und ſo hören nicht allein die theatraliſchen Darſtellungen während des ganzen 30jährigen Kriegs beinahe überall auf, es verſchwinden mit dem Publikum zugleich auch die Dichter (von dieſer ganzen Zeit ſind kaum einige Dutzend Stücke bekannt) und,

was die traurigste Folge davon war, es verschwindet allmählich auch der Zusammenhang mit dem alten Drama, so daß, als der Friede auch die Lust nach theatralischen Aufführungen wieder erwachte, weder die alten Spiele mehr der geistigen Entwickelung des Volks angemessen waren, noch die neuen Dichter an dieselben anknüpfen konnten.

Obgleich das volksmäßige Schauspiel keineswegs ganz verschwindet, sondern vielmehr nach dem Frieden in ziemlich reicher Fülle wieder auftaucht, so erscheint es nicht mehr in seiner reinen Form, wie wir es im 16. Jahrh. verlassen haben, sondern mit einer Menge von Zuthaten, die es theils vom Ausland, theils von den gelehrten Dichtern entlehnte. Der Einfluß des Auslandes hatte sich schon im vorigen Zeitraume geltend gemacht; die englischen Komödianten und ihre Dramen hatten sich nicht allein in Deutschland selbstständige Bahn gebrochen, sie waren auch Muster und Vorbilder der bedeutendsten Dichter am Ende der Periode geworden. Es hat alle Wahrscheinlichkeit für sich, daß diese englischen Komödien auch während des Krieges in einzelnen Städten, die von den Gräueln desselben weniger zu leiden hatten, aufgeführt wurden, wenigstens spricht dafür, daß noch im J. 1670 eine dritte Ausgabe veranstaltet wurde, was auf eine fortgesetzte Bekanntschaft mit denselben bindeutet, während ursprünglich deutsche Dramen des 16. oder beginnenden 17. Jahrhunderts mit Ausnahme von zwei Fastnachtspielen des Hans Sachs („Von eines Bawren Sohn, der zwei Weiber haben will", und „Vom schwangern Bawern" Frankf. 1628) im vorliegenden Zeitraum keine Abdrücke veranstaltet wurden. Als daher nach dem Kriege die dramatischen Vorstellungen wieder begannen, wandte man sich zu denjenigen Stücken, die am längsten in der Erinnerung geblieben waren, und zwar um so mehr, als das Volksschauspiel nunmehr von den Höfen und Gelehrten ganz sich selbst überlassen wurde und es hiedurch ausschließlich in die Hände der wandernden Komödianten gerieth. Es wurden daher entweder die alten „englischen Komödien" wieder aufgeführt, oder neue in dem Sinne derselben geschriebene Dramen auf das Theater gebracht. Und diese sind nichts Anderes, als die vielgenannten „Haupt- und Staats-Actionen", welche lange Zeit zur höchsten Ergötzung des schaubegierigen Publikums von den Bühnen beinahe ausschließlich Besitz ergriffen. Daß diese eine Fortsetzung der „englischen Komödien" sind, geht sowohl aus ihrem Inhalt, als aus ihrer Darstellung und Form hervor. Sie behandeln nämlich, wie jene, vorzugsweise Stoffe aus der alten Geschichte oder Sage, seltener aus der Geschichte oder Sage des Mittelalters, noch seltener aus der Gegenwart. Dieser Nachahmung der alten englischen Komödien ist es allerdings auch zum Theil zuzuschreiben, daß nur selten vaterländische Stoffe behandelt wurden; doch rührte dieses wohl zum größern Theil von der gänzlichen Vernichtung des Nationalbewußtseins her; es war das nationale Selbstgefühl so gänzlich verschwunden, daß man heimische Verhältnisse der theatralischen Darstellung nicht für fähig hielt, weil man gewohnt war, das Große und Bedeutsame nur in der Fremde zu suchen. Der rohe Sinn, der in den englischen Komödien geherrscht hatte, blieb auch jetzt noch vorherrschend; war doch das Gefühl des Volks durch die entsetzlichen Gräuel des Kriegs noch mehr abgestumpft worden. Es hatten die gräßlichsten Scenen, die ihm auf der Bühne vorgestellt wurden, und die er zum Theil vielleicht in noch höherem Maße erlebt hatte, in seinen Augen noch das Verdienst der Wahrheit, und es mußte ihm zugleich die Darstellung derselben eine eigene Lust gewähren, weil es die Segnungen des Friedens tiefer fühlte. Aus diesem Grunde erschienen die mit Gräueln aller Art überfüllten englischen Komödien als ganz zeitgemäß, und es mußte ihre Auffassungsweise daher auch in die neuern, ihnen nachgebildeten Dramen übergehen. Dies konnte aber um so leichter stattfinden, als jene Komödie in den lustigen Personen und komischen Episoden eine Art Gegengift gegen die blutigen Scenen darboten und die Zuschauer sich an den ausgelassenen Späßen des Pickelhärings, Hanswurstes, Harlekins, oder wie der Lustigmacher immer hieß, von dem Entsetzen wieder erholen konnte, das die Haupthandlung in nur zu reicher Fülle über sie ausgegossen hatte. Zudem war die lustige Person, wie wir uns erinnern, eine ächt deutsche Figur, in welcher das Volk Jahrhunderte lang schon Lust und Erholung, zugleich aber auch einen Bundesgenossen gegen die Unterdrückung der höhern Stände gefunden hatte, da es im Charakter dieser lustigen Person lag, die Mängel und selbst die Verbrechen jener Stände rücksichtslos mit Witz und Spott zu verfolgen.

Da die englischen Komödien sich in Deutschland vollständig eingebürgert hatten, so kann man allerdings die „Haupt- und Staatsactionen" als eine organische Entwickelung und Ausbildung des deutschen volksthümlichen Dramas ansehen, und da sie alle Elemente einer künstlerischen Entwickelung in sich trugen, so hätte sich auch jetzt noch aus ihnen ein deutsches Drama entfalten lassen, wenn ihnen von den gelehrten Dichtern die Beachtung zu Theil geworden wäre, die sie jedenfalls verdienten. In der That finden wir in den Stücken der Art, die in letzter Zeit bekannt gemacht worden sind *), viele, die an dramatischer Anlage, Reichthum der Entfaltung und glücklicher Entwickelung der Charaktere Alles übertreffen, was die gelehrte Poesie des Zeitraums geleistet hat, und es sind die erhaltenen Stücke vielleicht nicht einmal die besten. Die Verfasser dieser Stücke sind unbekannt geblieben, denn sie wurden nicht gedruckt, vielmehr hielten die Directoren der wandernden Komödientrupps damit aus leicht begreiflichen Gründen zurück; sie wollten nämlich nicht, daß sie in andere Hände kamen, weil ein großer Theil ihres Rufs sich darauf gründete, daß sie beliebte Dramen besäßen, die außer ihnen Niemand zur Darstellung bringen konnte. Wahrscheinlich sind manche der hiebergehörigen Dramen von einzelnen Directoren oder Schauspielern selbst gedichtet worden; wenigstens haben Veltheim und Stranitzki, sowie die Schauspieler J. G. Ludovici und Wezel einzelne Haupt- und Staatsactionen abgefaßt. So selbstständig diese Dramen in Auffassung, Anlage und Entwickelung erscheinen, und in dieser wichtigsten Beziehung die dramatischen Dichtungen der gelehrten Dichter wenig oder gar keinen Einfluß auf sie ausgeübt haben, so ist ein solcher betreffs der Darstellung dagegen nicht ganz ausgeblieben, und in manchen derselben macht

*) Karl Weiß, die Wiener Haupt- und Staatsactionen. Wien 1854.

ſich das Streben ſichtbar, die hochtrabende Sprache der ſchleſiſchen Dichter nachzuahmen, und „die Glorreiche Marter Joannes von Nepomuck" enthält Stellen, welche dem Lohenſtein und ſelbſt dem A. Gryphius abgeborgt zu ſein ſcheinen. Im Allgemeinen blieben aber dieſe Dramen von jeglichem Einfluß unberührt, und erſt gegen das Ende des Zeitraums machte ſich der Einfluß der gelehrten Poeſie auf dieſelben geltend, oder vielmehr ſie wurden von derſelben ganz zurückgedrängt. Schon Veltheim begann, um auch die höheren Stände an ſich zu ziehen, franzöſiſche Stücke auf die Bühne zu bringen, und als ſpäter Gottſched den Hanswurſt feierlich auf der Bühne verbannen ließ, war das Publikum ſchon an die regelmäßigeren Stücke gewöhnt*).

Schon deshalb, weil die „Haupt- und Staatsactionen" keinen Einfluß auf die weitere Entwickelung des deutſchen Dramas hatten, kann hier eine weitere Betrachtung derſelben keinen Platz finden; es gehört dieſelbe in die beſondere Geſchichte der dramatiſchen Kunſt; für uns genügt eine allgemeine Charakteriſtik dieſer Gattung, und der Nachweis, daß ſie als letzter Ausläufer des volksthümlichen Dramas zu betrachten ſei, ſo wie die weitere Bemerkung, daß ſie ſich, als ſie von den Bühnen verbannt wurden, in die Marionettentheater flüchteten, auf welchen ſie noch lange zum Ergötzen des Volkes dargeſtellt wurden.

Neben den Haupt- und Staatsactionen wurden aber von den wandernden Komödianten noch viele andere größere und kleinere Stücke aufgeführt, deren Stoffe ſich zum Theil an die Faſtnachtſpiele der früheren Zeit anlehnten, als deren Fortſetzung ſie überhaupt angeſehen werden müſſen. Sie behandelten einfache Verhältniſſe aus dem gewöhnlichen Leben oder auch wohl ſagenhafte Stoffe, wie z. B. die Geſchichte des Doctor Fauſt, in welchem Falle aber ſie ſich dann meiſtens ſchon der Behandlungsweiſe jener größern Dramen anſchloſſen. Daß in dieſen Stücken die luſtige Perſon nicht fehlen durfte, bedarf kaum der Erwähnung; ſie nahm mit der Zeit ſogar eine immer bedeutendere Stellung ein, ſo daß ſie endlich der Mittelpunkt des Spieles wurde, und die reine „Hanswurſtkomödie" entſtand, die namentlich in Wien durch einige ausgezeichnete Schauſpieler lange zur beinahe ausſchließlichen Herrſchaft gelangte. Auch in dieſen Stücken lag ſehr oft ein tüchtiger Kern, aus welchem ſich bei kunſtreicherer Behandlung ein tüchtiges volksthümliches Luſtſpiel hätte entwickeln laſſen. Freilich beſtand die komiſche Kraft dieſer Stücke, wie Paullini („Erbauliche Luſt" I, 697) berichtet, in „ungeſalzenen Scherzen und unflätigen Poſſen des Pickelhärings"; aber wenn ſolche auch in den meiſten Spielen der Art anzutreffen ſind, ſo war in manchen doch neben einer tüchtigen Anlage und Durchführung auch viel ächter Witz und Humor zu finden. Zu den beſten gehören diejenigen, in welchen alte Schwänke und Anekdoten dramatiſch bearbeitet wurden, wie z. B. der „Bierliche Exorcista" (Rappersweil 1675), in welchem der früher auch ſchon dramatiſch bearbeitete Schwank von einer Frau dargeſtellt wird, die zweien Mönchen den Heuboden zur Lagerſtatt anweiſt, um ihren Buhlen in Abweſenheit ihres Mannes ungeſtörter empfangen zu können, worauf dieſe bei der unvermutheten Rückkehr des Mannes die Frau durch Angabe der verſteckten, für den Buhlen bereiteten Leckerbiſſen u. ſ. w. zur Verzweiflung bringen. Obgleich in Sprache und Darſtellung äußerſt roh und unbeholfen, ſo iſt das Stück, abgeſehen von den zahlreichen witzigen Einfällen, doch ſchon deswegen wichtig, weil es recht deutlich zeigt, daß das volksthümliche Drama im Vergleich zu den früheren Faſtnachtſpielen ſchon eine breitere innere Entwickelung gewonnen hatte. Aber es gilt von dieſen Poſſenſpielen daſſelbe, wie von den Haupt- und Staatsactionen: ſie blieben ohne Einfluß auf die weitere Ausbildung des Dramas und verloren ſich, wie jene, in das Puppentheater.

Es haben allerdings auch mehrere gelehrte Dichter Dramen mit mehr volksthümlicher Haltung geſchrieben: allein obgleich einzelne Dichtungen derſelben wirklich vortrefflich ſind, z. B. von A. Gryphius, ſo ſind dieſelben doch ſo ganz ohne allen Einfluß auf das Volksſchauſpiel ſelbſt geblieben, daß wir ſie füglicher bei dem Kunſtdrama erwähnen, zu deſſen Betrachtung wir ſogleich übergehen werden, nachdem wir noch einige Worte über die Schuldramen vorangeſchickt haben, die auch in dieſer Periode häufig gedichtet und vorgeſtellt wurden. Man hielt ſie auch jetzt noch für ein treffliches Bildungsmittel, geeignet namentlich die Knaben und die Jünglinge in das geſellſchaftliche Leben einzuführen und ihre Scheu und furchtſame Schamhaftigkeit vor älteren Leuten oder größeren Zuſammenkünften zu beſiegen. Am häufigſten finden ſich Schulkomödien in Mitteldeutſchland, in Thüringen, Sachſen und dann in Schleſien; doch ſind die meiſten derſelben durchaus unbedeutend und laſſen ſich nicht einmal mit denen des vorigen Zeitraums zuſammenſtellen, welche, wenn auch keinen künſtleriſchen Werth, doch hiſtoriſche Bedeutung hatten. Wir erwähnen nur der Vollſtändigkeit wegen den „Unglückſeligen Soldaten" von J. Seb. Mitternacht (Lpz. 1662), der außerdem noch viele, meiſtens ungedruckte Dramen geſchrieben, den „Gekreuzigten Jeſus" (1680) von J. Jacobi, einem Mitgliede des Schwanenordens, die „Charmoſyne" (1692) von Sam. Groſſer, Rector in Görlitz, und die geiſtlichen Opern von J. Chriſtoph Wenzel, Schuldirector in Zittau. Nur die Schulkomödien von Chr. Weiſe verdienen nähere Erwägung; wir werden ſpäter ausführlicher von ihnen berichten. In den katholiſchen Ländern wurde das Schuldrama vorzüglich von den Jeſuiten gepflegt, von welchen es ſchon im vorigen Zeitraum mit großer Vorliebe aufgenommen worden war (S. 109). Freilich waren dieſe Schulkomödien beinahe ausſchließlich in lateiniſcher Sprache abgefaßt, aber wenn das ſchauluſtige Publikum dadurch abgeſtoßen werden mochte, ſo wurde es andrerſeits durch den Glanz der Darſtellungen wieder mächtig angezogen, auf welche die Jeſuiten großes Gewicht legten, und wodurch ſie Einfluß auf die Ausbildung der theatraliſchen Darſtellungen gewannen; denn was ſie begonnen hatten, wurde auf den fürſtlichen Theatern oder auf denen der größeren Städte bald

*) Allerdings entlehnten die Dichter der „Haupt- und Staatsactionen" auch ſchon früher ihre Stoffe aus der Fremde, namentlich aus holländiſchen, ſpaniſchen und franzöſiſchen Dramen, wie auch aus den deutſchen Romanen der Zeit, allein die Behandlung dieſer Stoffe iſt ihnen durchaus eigenthümlich, und aus der bloßen Entlehnung der Stoffe kann man noch nicht auf einen directen Einfluß ſchließen.

Digitized by Google

nachgeahmt. Die Stoffe ihrer Dramen waren äußerst mannigfaltig; sie entnahmen sie aus der alten und neuen Geschichte, aus dem alten und neuen Testamente, vorzüglich gerne aus den Legenden und dem Leben der Märtyrer. häufig waren es auch allegorische Spiele, in denen nicht selten die tiefsten Gedanken mit dem krassesten Unsinn Hand in Hand gingen.

Indem wir nun zur Betrachtung des von den Gelehrten gepflegten Kunstdramas übergehen, brauchen wir kaum die Bemerkung vorauszuschicken, daß dasselbe, wie die ganze Dichtung der Zeit überhaupt, mit Vernachlässigung der volksthümlichen Elemente und der bisherigen Entwickelung auf Nachahmung beruhte. Zunächst wies Opitz, der auch auf die Ausbildung des Dramas bestimmend einwirkte, auf die Alten. Er selbst wagte sich zwar nicht an eigene Schöpfungen, aber seine Uebersetzungen der „Antigone" des Sophokles und namentlich der „Trojanerinnen" des Seneca wurden für die ganze Folgezeit in sofern maßgebend, als er durch sie zur Nachahmung der antiken Tragödie leitete. Wie er in Seneca den höchsten Gipfel der tragischen Kunst verehrte, so wurde dieser der Führer der späteren Dramatiker, wozu noch der Umstand wesentlich beitrug, daß auch die neueren Völker, welche sich die Deutschen jener Zeit stets zu Vorbildern nahmen, die Franzosen (Jodelle) und, diesen nachstrebend, die Holländer (Joost van den Vondel) ihr Drama nach dem römischen Tragiker ausbildeten. Die späteren Dramatiker Frankreichs fanden zwar in diesem Zeitraum mancherlei Uebersetzungen; so wurde schon 1650 Corneille's „Cid" von G. Greflinger in deutsche Verse übertragen, und gegen das Ende des Jahrh. mehrten sich die Uebersetzungen in auffallender Weise: allein das neuere französische Drama blieb bei alle dem noch ohne wesentlichen Einfluß auf das deutsche, es machte sich derselbe erst im folgenden Zeitraum geltend. Eben so wurden auch hie und da spanische Dramen übersetzt, z. B. von Harsdörffer, G. Greflinger („Der verwirrte Hof" aus Lopez de Vega, Hamb. 1652), Mart. Kempe („Prinz Turbino, ebenfalls nach Lopez, 1674); allein ein durchgreifender Einfluß des spanischen Theaters läßt sich doch wohl nicht nachweisen. Außer den genannten antiken Tragödien übersetzte Opitz auch zwei Singspiele aus dem Italienischen, die „Daphne", wahrscheinlich aus der gleichnamigen Oper des Ottavio Rinuccini, und die „Judith", dessen Original unbekannt ist. Dadurch wurde er nicht nur der Begründer der Singspiele und Opern, so wie der Schäferspiele, sondern er wurde zugleich auch die erste Veranlassung, daß in diesen Gattungen die italienische Anschauungs- und Auffassungsweise vorzüglich maßgebend wurde. Diese beiden Richtungen nun, welche Opitz vorgezeichnet hatte, die römische, welche bald nach ihm den französisch-holländischen Typus annahm, und die italienische, blieben während des ganzen Zeitraums vorherrschend, und erst gegen das Ende desselben wurde, namentlich von Chr. Weise, der Versuch gemacht, sich von dem drückenden Einflusse des Auslandes zu befreien. Im Uebrigen drückt sich auch im Drama der Charakter der verschiedenen Schulen aus, welche im Laufe des Zeitraums der Poesie ihr besondres Gepräge aufdrückten: in den Dichtern der ersten Schlesischen Schule, von welcher das Drama jedoch im Ganzen nicht häufig bearbeitet wurde, erkennt man den ernsteren Sinn, der sie erfüllte; in den dramatischen Arbeiten der Pegnitzschäfer begegnet man den gewohnten Spielereien kaum weniger, als in ihren übrigen Dichtungen, und die Dramen der späteren Schlesier sind in Auffassung und Darstellung eben so schwülstig, gesucht und widernatürlich, als deren lyrische Poesien. Doch haben diese besonderen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Schulen, wenn sie sich auch kräftig genug aussprechen, im Allgemeinen keinen solchen Einfluß auf die Gesammtbehandlung des Dramas gehabt, daß die Uebersicht der dramatischen Erzeugnisse des Zeitraums nach denselben zu bestimmen wäre, es erscheint vielmehr zweckmäßiger, diese nach den besondern Gattungen folgen zu lassen.

Es waren die Begriffe, wie von dem Wesen des Dramas überhaupt, so auch von den einzelnen Arten desselben, höchst unbestimmt und man begnügte sich, einige äußerliche Kennzeichen festzustellen, wie schon Opitz in seiner „Poeterei" den Unterschied der Tragödie von der Komödie darin legt, daß in ersterer fürstliche oder königliche Personen, in der andern dagegen Leute niedern Standes auftreten, daß die Tragödie von „Todschlägen, Verzweiflungen, Kinder- und Vättermorden, Brande, Blutschanden, Kriege und Auffrudr, Klagen, Heulen, Seufftzen" handelt, die Komödie dagegen von „Hochzeiten, Gastgedotten, Spielen, Betrug und Schalckheit der Knechte, ruhmräthigern Landsknechten, Buhlersachen, Leichtfertigkeit der Jugend, Geitze des Alters, Kupplerey und solchen Sachen redet, die täglich unter gemeinen Leuten verlauffen", weshalb er auch diejenigen tadelt, welche „Keyser und Potentaten" in den Komödien eingeführt haben, weil „solches den Regeln derselben schnurstracks zu wieder laufe". Offenbar hatte er bei letzterer Bemerkung die Volksspiele im Auge, die sich freilich um solche willkürliche Gesetze wenig bekümmerten und das Lächerliche überall darstellten, wo es sich darbot; die angegebene Abgränzung hatte er dagegen seinem Gewährsmanne Scaliger (S. 227) entlehnt, und sich, wie dieser, dabei von den in den antiken Dramen behandelten Stoffen leiten lassen. In ähnlicher Weise sprechen sich auch Andre aus, nur fügen die Nürnberger noch eine dritte Gattung, das „Waldgedicht" oder „Schäferspiel", dessen Personen aus dem bäurischen Nährstand zu nehmen seien, wie das „Freuden- und Lustspiel" dem bürgerlichen Mehrstand, und das Trauerspiel dem fürstlichen Ehrstand entsprächen. Die „Endursache" des Trauerspiels findet Harsdörffer in dem „Nutzen und dem Belust"; „der Nutzen aber", sagt er, „bestehet in Bewegung der sonst unbeweglichen Gemüther, gestelt auf das scharffsinnige Machtwort, gleichsam als ein schneller Pfeil, der Zuhörer Hertzen durchschneidet, und einen Abscheu vor den Lastern, dingegen aber eine Begierde zu der Tugend eindrucket."

Die Form des kunstmäßigen Trauerspiels wurde durch Opitz begründet und durch A. Gryphius festgestellt. Es zerfiel wohl ohne Ausnahme in fünf Acte und schloß sich dadurch an das antike Drama und die französische Nachbildung desselben, daß die Acte mit Chören schlossen, welche auch „Reien" hießen und in denen entweder allegorische Personen, Götter und Göttinnen aus der griechischen Fabelwelt, Geister, oder auch wirkliche, mithandelnde

Personen ihre Gefühle in lyrischen Weisen aussprachen oder sangen. Seltener kamen Reien auch in der Mitte der Acte vor. Schon Gryphius führte sogenannte stille Vorstellungen ein, die von einigen späteren Dichtern häufiger nachgeahmt wurden. Sie wurden auf einer zweiten kleineren, im Hintergrunde angebrachten Bühne aufgeführt, und bestanden darin, daß einzelne Scenen, die nicht zur eigentlichen Handlung gehörten, pantomimisch dargestellt wurden; besonders liebte man es, Visionen, Träume und dergleichen, von welchen die sprechende Person berichtete, durch solche pantomimische Gemälde auch den Zuschauern zur Anschauung zu bringen. Die Trauerspiele waren ausschließlich in Alexandrinern mit gepaarten Reimen geschrieben, doch wurden, abgesehen von den Reien oder Chören, die stets in lyrischen Strophen abgefaßt waren, auch in einzelnen Stellen, welche besonders hervorgehoben werden sollten, z. B. in den Prologen, in Monologen, Gedeten u. s. w. freiere Versmaße gebraucht.

Die Stoffe der Trauerspiele waren meistens aus der Geschichte entnommen, besonders häufig aus der griechischen und römischen, dann aber auch aus der orientalischen, seltener aus der Geschichte der neueren europäischen Völker, am seltensten aus der deutschen. Außerdem findet man auch geistliche Trauerspiele, und solche, die ihren Stoff aus bekannten Romanen und Novellen, namentlich der Italiener, entlehnt hatten, und endlich einige wenige, die zum sogenannten bürgerlichen Trauerspiel zu rechnen sind.

Neben A. Gryphius und im Allgemeinen nach seinem Vorgange hat vorzüglich C. H. v. Lohenstein das Trauerspiel bearbeitet; außer diesen beiden größten Dichtern sind jedoch noch einige andere zu erwähnen. Mich. Johannsen, ein Prediger in der Nähe von Hamburg, schrieb ein „Christliches Trauerspiel von Cain dem Brudermörder" in Versen mit Chören (Hamb. 1652). Im Geschmack und Sinn Lohensteins dichtete Joh. Christian Hallmann aus Breslau (1650—1716) mehrere Trauerspiele, unter denen „die beleidigte Liebe oder die großmüthige Marianne" (1670) durch ihre bis zum Unsinn gesteigerte schwülstige Sprache, und „die himmlische Liebe oder die beständige Märterin Sophia" (1671) durch ihre unzüchtigen Keckheiten am lebendigsten an sein Vorbild erinnern. Ueberhaupt fehlte es ihm nicht an Erfindungsgabe und Phantasie, dagegen, wie schon Feind bemerkte, an Scharfsinn und gesundem Urtheil. Obgleich auch unverkennbar Lohenstein nachahmend, ist A. A. von Haugwitz, ein Lausitzer Edelmann, im Ganzen doch selbstständiger; namentlich ist er, wenn auch oft gesucht, doch weit weniger übertrieben, und besonders vermeidet er das Allzugräßliche in der Darstellung. So wird zwar in der „Maria Stuart" (Dresden 1683) die Handlung bis zu dem Augenblicke der Hinrichtung geführt, aber dieselbe wurde durch das Herabfallen eines innern Vorhangs den Augen der Zuschauer entzogen. Die „Maria" ist, wie der „Soliman" (Ebend. 1684) in Alexandrinern geschrieben; in beiden Stücken fehlen die Reien nicht, und im Soliman, den er ein „Mischspiel" nennt, sind die und da Arien eingemischt. Auf größere Selbstständigkeit macht Joh. Ludw. Prasch ausdrücklich Anspruch. Er schrieb nämlich eine „Getreue Alceste" (Regensb. 1681), welche er zwar im Sinne und in der Form des Gryphius verfaßte und mit einem Chor nach Art der Alten versah, aber zugleich einen „Christenchor" einführte, der, außerhalb der Handlung stehend, christlich moralische Betrachtungen über die religiöse und sittliche Anschauungsweise der Griechen anstellte und das Christenthum dem Heidenthum mit allem Ernst entgegensetzte. Eigenthümlicher Art sind die Dramen des Pegnitzer Joh. Klai (geb. 1616 in Meißen, nach längerem Aufenthalt in Nürnberg als Pastor in Kitzingen gestorben 1656), welche schon vor denen des Gryphius erschienen, weshalb Harsdörffer sie ausdrücklich als die Anfänge des Trauerspiels in Deutschland bezeichnet. In der That sind seine Stücke nichts Anderes als eine Nachbildung der älteren Mysterien im Geschmacke der Zeit; auch wurden sie unter Musikbegleitung in der Kirche aufgeführt. Was die dramatische Behandlung betrifft, so stehen sie noch unter den Mysterien. Eine Hauptperson zweier dieser Stücke („Engel- und Drachen-Streit", Nbg. o. J. und „Höllen- und Himmelfahrt Christi", Ebend. 1644) ist der Poet, welcher vor oder auf der Bühne stehend, eine Art Chor repräsentirt und Alles berichtet, was nicht vorgestellt werden kann, auch wohl die Reden der einzelnen Personen einleitet, indem er andeutet, was sie nun sprechen werden, und oft auch beschreibt, welchen Eindruck das Vorhergehende auf sie gemacht hat und wie sie diesen Eindruck durch Gebärdenspiel bezeichnen sollen. In „Herodes, dem Kindermörder", wird Alles dies zwischen den Reden der handelnden Personen in prosaischer Erzählung berichtet, ohne daß bemerkt wäre, ob der Poet oder irgend ein anderer Schauspieler dies vorzutragen habe. Die Entwicklung entspricht ganz dieser abenteuerlichen Form; weder die Thatsachen, noch die Gedanken stehen in irgend einer Verbindung und der Dichter überläßt sich durchgehends so ganz seiner wild herumspringenden Phantasie, daß er oft das Fremdeste herbeizieht. Wenn z. B. im „Herodes" die Bethlehemitischen Weiber nach dem Kindermorde den Tyrannen wegen seiner Grausamkeit fluchen, fällt es dem Dichter bei, daß auch in Deutschland der Bluttaten viele geschehen seien, und sogleich läßt er das personificirte Deutschland auftreten und über den Jammer der Zeit „ihr Mütterliches Herz brechen", womit das Stück schließt. Die Sprache endlich ist gesucht und geschraubt, wie wir es bei den Pegnitzern gewöhnt sind, dabei aber auch von einer Plattheit und oft von einer Gemeinheit, die sich kaum bei Bänkelsängern vorfindet. An Spielereien aller Art fehlt es natürlich nicht.

Das Lustspiel hielt sich im Ganzen mehr frei von den äußeren Einflüssen, welche das Trauerspiel beherrschten, und bewahrte auch, wie schon oben bemerkt wurde, mehr von der volksthümlichen Art und Auffassung; denn obgleich viele Dichter ihre Stoffe aus dem Auslande entlehnten, und theils nach fremden Novellen und Romanen, theils selbst nach ausländischen Dramen arbeiteten, so eigneten sie sich das Fremde im Ganzen ziemlich selbstständig an, und mit Ausnahme der eigentlichen Uebersetzungen tragen die hiebergehörigen Stücke entschieden volksthümliches Gepräge. Aber sie können auch die Zeit nicht verläugnen, in der sie entstanden sind; sie sind meistens roh in Sprache und Darstellung und künstlerische Anordnung ist nur in wenigen wahrzunehmen. Dies gilt namentlich auch von den Lustspielen

der Gelehrten, und es wird aus diesen Stücken recht ersichtlich, wie wenig sie in der That durch die Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum und durch die Bekanntschaft mit den Literaturen und Sitten der neueren Völker zu feinerer Bildung gehoben worden waren. Was sie und die höheren Stände dadurch gewonnen hatten, beschränkte sich auf einen äußern Firniß, der jedoch sogleich verschwand, sobald die Natur wieder in ihre Rechte trat. Aber obgleich das Lustspiel an äußerer Glätte dem Trauerspiel entschieden nachsteht, so ziehen wir es diesem im Allgemeinen doch unbedingt vor, weil sich in ihnen mehr Wahrheit und natürliches Leben ausspricht; es hat aber auch, abgesehen von der poetischen Seite, schon deshalb größeren historischen Werth, weil es meistens deutsche Lebensverhältnisse darstellt und uns in die damaligen Sitten und Anschauungsweisen der verschiedenen Stände, namentlich aber des Mittelstandes einführt. Das Lustspiel, zu welchem wir auch die Possen und kürzeren Zwischen- und Nachspiele rechnen, deren es eine große Anzahl gab, war beinahe ausschließlich in Prosa geschrieben, was schon auf größere Selbstständigkeit und Befreiung vom fremden Einflusse hinweist; oft wurden aber auch Lieder und größere Gesangstücke eingefügt.

Einer der ältesten Lustspieldichter der Zeit war der Altdorfer Professor Daniel Schwenter aus Nürnberg (1585—1630), der die bekannte Episode aus Shakspeares „Sommernachtstraum" wahrscheinlich nach einer selbstständigen englischen Bearbeitung zu Altdorf auf das Theater brachte. In wie weit er das englische Vorbild benutzte, ist nicht bekannt, da sich seine Arbeit nicht erhalten hat; wir wissen nur, daß sie späterhin von A. Gryphius benutzt wurde, der, wie im Trauerspiel, so auch im Lustspiel eine hervorragende Stelle einnimmt, weshalb wir ihn auch in dieser Beziehung näher zu besprechen haben. Von Hans Wilmsen Laurenberg haben sich zwei Komödien erhalten („Aquilo" und die „Harpyen") und vielleicht ist auch das niederdeutsch geschriebene Lustspiel „Teweschen Hochtiet" von ihm; sie sind uns aber nicht zu Gesicht gekommen, was wir um so mehr bedauern, als sich von der eigenthümlichen Natur des Dichters erwarten läßt, daß er sich auch hier in selbstständiger Weise bewegt haben wird. Bekannter ist Joh. G. Schoch's „Comoedia vom Studenten-Leben" (Lpz. 1658) geworden, in welcher er uns „den Anfang, Mittel und Ende eines Studenten, sowol in Bösen als Guten, vor Augen stellt". So sehr seine Absicht dabei Anerkennung verdient, denn er wollte vor dem traurigen Unwesen warnen, das damals auf den deutschen Universitäten herrschte, und die unglücklichen Folgen desselben in anschaulicher Weise vorführen, und so wertvoll seine „Comödia" für die Kenntniß der damaligen Zustände ist, denn es werden auch andere Lebensverhältnisse behandelt, so gering ist ihr Kunstwerth; und der Dichter, wenn man ihn überhaupt so nennen darf, versteht sich so wenig auf dramatische Behandlung, daß er gar Vieles bloß pantomimisch darstellen läßt, und daß ganze lange Stellen in Erzählung von dem bestehen, was die Personen auf der Bühne thun, ohne daß dabei auch nur Ein Wort gewechselt würde. Eine Hauptperson ist der Pickelhäring, den der Dichter übrigens zu nicht geringem Vortheil seiner Arbeit aus dem Volksschauspiel bewahrt hat, weil die bedeutendsten Situationen durch ihn herbeigeführt oder gehalten werden. Auch ist die Sprache roh und unbeholfen, und der Dichter befleißigt sich, das Gemeine der Handlung auch in den gemeinsten, oft widrigsten Ausdrücken darzustellen. Es fehlt dem Stück nicht an guten Einfällen, aber nicht wenige sind geborgt, und es ist uns sogar nicht unwahrscheinlich, daß Schoch Manches aus Ayrers Spielen gezogen hat.

Von weit größerem Talente zeugen die Lustspiele, welche zum Theil unter dem Namen „Fritidor" erschienen sind und gemeiniglich dem Jacob Schwieger zugeschrieben werden, und wie im Drama überhaupt, so nimmt auch insbesondere im Lustspiel Chr. Weise eine bedeutsame Stellung ein, wogegen Fr. Christian Henriel (Picander) in seinen Lustspielen („der akademische Schlendrian", „der Erzsäufer" und „die Weiberprobe"), wie man sich schon aus den Titeln überzeugt, roh und gemein ist.

Ehe wir zur Oper übergehen, welche neben dem Trauer- und Lustspiele diejenige dramatische Form ist, welche am häufigsten bearbeitet wurde, ja die übrigen Gattungen zuletzt vollständig überflügelte, haben wir noch einige besondere Arten des Dramas zu erwähnen, welche im Laufe des Zeitraums zum Theil mit großer Vorliebe bearbeitet wurden. Unter diesen tritt uns schon der Zeit nach das Schäferspiel entgegen, welches, wie wir schon wissen, durch Opitz und dessen „Daphne" eingeführt wurde. Dieselbe, die uns als Uebersetzung oder wenigstens sehr sklavische Nachbildung eines fremden Vorbildes (S. 380) nicht näher berührt, rief bald Nachahmungen hervor. Schon im J. 1638 gab Herm. Heinr. Scheren in Hamburg eine „Schäferei von der Liebe Daphnis und Chryssilla" heraus, in welche eine „Waldkomödie" von „einem Schaafdiebe" eingeschoben war, und Chr. Homburg im J. 1643 seine „Tragikomödie von der verliebten Schäferin Dulcimunde", welche eben nichts Anderes als ein Schäferspiel ist. Ob Zesens „Waldspiel Roselieb" hieher gehört, wissen wir nicht, wohl aber ist „Hochbetrübt verliebter Held Pyrtillus" (Königsb. 1649) von G. Neumark, der auch „politische Gesprächspiele" (Weimar 1662) geschrieben hat, hieherzuzählen. Aber weder diese, noch der Sibylla Schwarz halb erzählende, halb dramatisirte „Daphne" oder Const. Fr. Dedekinds „Filareto" oder des Göttingers Heinr. Tolle „Kundegis" (1670), „Wahrgilt" (1672) und „Willibald" (1673) erheben sich über die allergewöhnlichste Mittelmäßigkeit, und erreichen in keiner Weise die italienischen Vorbilder, welche daher vielfach übersetzt wurden, so Tassos „Amyntas" von Mich. Schneider und der „Treue Schäfer" des Guarini von Hoffmannswaldau und später, aber bedeutend besser von Aßmann von Abschatz. Eine nicht kleine Anzahl von Schäferspielen wurde zur Feier besonderer Verhältnisse abgefaßt und aufgeführt, namentlich waren sie an den Höfen beliebt, wo man sich wenigstens im Spiele mit den untern Ständen vertraut machte. Doch findet man dergleichen auch zur Verherrlichung gewöhnlicher bürgerlicher Verhältnisse, Hochzeiten, Taufen u. s. w. Weder die einen noch die andern haben jedoch literarischen Werth, und dies gilt auch zum größten Theil von den zahlreichen Schauspielen anderer Gattung, welche zur Feier

mehr oder weniger bedeutender Begebenheiten, oder bei Hof- und andern Feſten aufgeführt wurden. Sehr häufig hatten dieſe Feſt- und Gelegenheitsſpiele eine allegoriſche Anlage, welche nicht ſelten mit den Verhältniſſen, die ſie verherrlichen ſollten, in keiner Beziehung, ja wohl ſogar in lächerlichem Widerſpruche ſtanden. Alle kommen aber beinahe ohne Ausnahme darin überein, daß ſie zu ihrer meiſtens ziemlich inhaltsleeren Entwickelung eine Menge von ſprechenden und ſtummen Perſonen brauchen und je nach dem Inhalt den ganzen Olymp oder eine zahlreiche Reihe von allegoriſchen Geſtalten oder wirklicher Menſchen aufbieten, welche die Dichter aber begreiflich nicht zu beherrſchen vermögen. So klein der Sib. Schwarz „Trawer-Spiel wegen einäſcherung jhres Freudenorts Fretow" iſt (es umfaßt nicht einmal volle acht Seiten), ſo läßt ſie doch darin neun Götter und Göttinnen, und Chöre der Muſen, der Schäfer und der Freunde auftreten, die aber die einfache Begebenheit ſo wenig leiten können, daß ihnen der „Autor" mit einer verhältnißmäßig langen Schilderung nachhelfen muß. In dieſer rohen, unbeholfenen Weiſe ſind die Gelegenheitsſtücke meiſtens gehalten, ja ſelbſt beſſere Dichter haben ſich in ihren Allegorien nicht von Geſchmackloſigkeit fern zu halten gewußt. In der „Sorbuiſa" von Sim. Dach, einem Feſtſpiele, das 1644 bei dem hundertjährigen Jubelfeſte der Univerſität Königsberg aufgeführt wurde, wird dargeſtellt, wie „Sorbuiſa (Preußen) von Wuſtlieb (der preußiſchen Barbarei) befreit wird, da Pruſſiarch (Albrecht I.) Apollo und die Muſen anführt. Als ſich Wuſtlieb durch Hülfe des Wurſchkavtes, eines heidniſchen Götzenpfaffen, in die Geſtalt des Saberius (Sadinus hieß der erſte, durch ſeine Zankſucht bekannte Rector in Königsberg) verwandelt, und Uneinigkeit unter die Gelehrten bringt, wird auch das entdeckt und beide, Wuſtlieb und Wurſchkavtes, räumen das Land, worüber Sorbuiſa herzlich erfreut und getröſtet wird". Eine große Anzahl von Gelegenheitsſtücken hat der allzeit fertige J. Riſt geſchrieben, der, wenn wir ſeinem Worte trauen dürfen, nicht nur von Fürſten, was ſehr glaublich iſt, da theatraliſche Aufführungen an den Höfen immer mehr zur Mode wurden, ſondern auch von Schauſpielertruppen zur Abfaſſung paſſender Stücke aufgefordert wurde. Allerdings erinnern ſeine uns bekannten Dramen in Anlage und Darſtellung an das volksthümliche Schauſpiel, wie ſie denn auch in Proſa geſchrieben ſind, aber der wahre Humor, der im Volksſchauſpiel auch dann noch Lachen erregt, wenn er in Unſinn ausartet, geht ihm ganz ab; ſein Witz iſt geſucht und froſtig. An Allegorien fehlt es ihm natürlich auch nicht, denn dieſe Art der Erfindung iſt die bequemſte, wohlfeilſte und jedem erreichbar, der nur etwas Beleſenheit beſitzt. Am bekannteſten ſind ſein „Friedewünſchendes" und „Friedejauchzendes Teutſchland"; beide ſind ohne alle eigentliche Handlung und erſcheinen als eine geſchmackloſe Häufung aller damals bekannten theatraliſchen Mittel: Tänze, Gaſtmähler, Trompetengeſchmetter, Zwiſchenſpiele, ſtille Vorſtellungen, Engel und Götter, mit Einem Worte Alles, was nur an ſolchen Dingen in andern Dramen mehr oder weniger zerſtreut gefunden wird, das iſt bei ihm zu einem verwirrenden Ganzen vereinigt; aber es läßt ſich auch daraus erklären, daß ſie wegen des Effects Beifall gefunden haben. Merkwürdig und literariſch intereſſant iſt das „Friedejauchzende Teutſchland" wegen des Zwiſchenſpiels, in welchem er den ihm ſo ſehr verhaßten Jeſen lächerlich zu machen ſucht, was ihm auch bis zu einem gewiſſen Grade gelingt. Der 30jährige Krieg, die Sehnſucht nach dem Frieden und die endliche Verkündigung deſſelben gab ſehr häufig den Stoff zu allegoriſchen Dramen oder Feſtſpielen. Solcher Art iſt Enoch Gläſers „Friedeerlangendes Deutſchland" (Wittenberg 1649), in welchem der Dichter alle möglichen Versmaße und Reimarten zuſammenbringt, „nicht allein aus luſt zu dehrer übung, ſondern vielmehr weil dieſer Perſon dieſe, eine andre einer andern beſſer bequem zu ſein geſchienen". Auch Klaj's „Geburtstag deß Friedens", und „Irene" gehören hieher, zwei formloſe Dichtungen, in welchen epiſche Erzählung oder Beſchreibung und dramatiſche Behandlung in roher Willkürlichkeit mit einander abwechſeln und zunächſt die Feier des Friedens in Nürnberg darſtellen, daher ſelbſt das Bankett des damals dort verſammelten Reichstags geſchildert und in „Kupferſtücken" abgezeichnet wird. Denſelben Gegenſtand behandelt der ſchon oben (S. 282 und 383) erwähnte „Teutſche Kriegs Ab- und Friedens Einzug" (Nbg. 1650) von Sigm. von Birken, und auch hier bewegt ſich das ganze Stück in einer verunglückten Allegorie und Benutzung der griechiſchen Fabel. Die Zwietracht entſetzt ſich, daß der Friede in Deutſchland eingezogen ſei, ſie will, um den Krieg wieder herbeizuführen, einen „Goldapfel" auswerfen, auf welchem geſchrieben ſteht, „dem Stärkeren", wird aber durch die Eintracht daran gehindert, die ſie zu Boden reißt und mit Füßen tritt; der Frieden und die Gerechtigkeit kommen dazu und mit vereinten Kräften ſchleppen die drei, zu denen ſich, luſtig genug, drei Teufel geſellen, ihre Feindin in ein „Feuerwerkſchloß, allda ſie unter den Mittelthurn geſetzet und zuletzt mit verbrant wird". Damit aber ſchließt das Stück keineswegs, ſondern wird mit Hülfe eines Soldaten fortgeführt, der in „macaroniſcher", d. h. in der alamodiſchen Miſchſprache ſeinen Verdruß über den Frieden zu erkennen gibt, und eines Schäfers, der ſich über denſelben freut, des Mars, der von Deutſchland Abſchied nimmt, der Venus und des „gantz nakend" umhergebenden Cupido, welche auf friedliche Eroberungen denken. Zuletzt wird ein „koſtbares Feuerwerk verbrennet und nimmt dieſes Fürſtliche Freudenmahl mit unerſinlicher Luſt ein ergetzliches Ende". In dem allegoriſchen Schauſpiel „Margenis", das ſchon 1651 in Nürnberg „von einem jungen Baron und 21 jungen Patriziern recht preislich vorgeſtellt", aber erſt 1679 gedruckt wurde, iſt „die Geſchichte von damaligem Teutſchen Frieden als der Kern in der Schale verborgen". Das Stück, das in Proſa mit untermiſchten Liedern und andern gereimten Stücken geſchrieben iſt, wird durch ein Vorſpiel eröffnet, welches nach einem ähnlichen in Harsdörffers Geſprächsſpielen „abgeſehen" iſt, aber nur in ſofern mit dem eigentlichen Drama in Verbindung ſteht, als nach langen Reden der darin auftretenden Perſonen eine derſelben, Mercurius, endlich den Inhalt des Ganzen mittheilt, was von der dramatiſchen Unbeholfenheit des Verfaſſers hinlänglich zeugen mag. Die Hauptperſonen ſind Schäfer, denn, heißt es im Vorbericht, „der Friedens Stand kan durch nichts bäſſer, als durch das

ruhige Schäfer- und Feld-Leben gebildet werden." Aber was er auch vom Schäferleben rühmt, er hat es damit, wie die meisten alten und neuen Dichter von Schäfereien, es ist ihm mit dieser Vorliebe nicht so ernst, als er thut, daher sind seine Personen auch keine eigentlichen Schäfer, sondern Prinzen und Prinzessinnen, und da sie zugleich allegorische Personen sind, so haben wir in der „Margenis" eine Vereinigung der beliebtesten dramatischen Gattungen: sie ist zugleich ein Festspiel, eine Schäferei und eine Allegorie. Unter den zahlreichen ähnlichen Spielen, welche die Zeitverhältnisse in allegorischer Weise darstellen, erwähnen wir nur noch „die wieder errungene Freyheit oder Gabile und Salibert, Heldenspiel", von Alexander Romanus (1674), welcher den Krieg Hollands gegen Ludwig XIV. dramatisch behandelt. Die allegorische Auffassung beschränkte sich aber keineswegs auf die Darstellung der Zeitgeschichte, sie ergriff vielmehr ohne Unterschied alle möglichen Lebensverhältnisse und hatte bald moralische, bald wissenschaftliche Zwecke, wie Tollens obenerwähnte Schäfereien (S. 382), welche „des menschlichen Verstandes Wissen-Unwissenheit" und „des menschlichen Willens Verführung zur Untugend" veranschaulichen wollten, oder, wie Casp. v. Stielers „Willmut", das die Irrfahrten des Jünglings, wie die „Psyche" von Birken, welche die Geschaffung, den Abfall und die Erlösung der Menschen sinnbildlich darstellt und des uns schon bekannten Chr. Knorr von Rosenroth (S. 309) „Geistliches Lust-Spiel", das „die Vermählung Christi mit der Seelen sinnbildlich darstellt, ein Stück, das immer noch mehr inneren Grund hat, als des nämlichen „Coningium Phoebi et Palladis, oder die durch Phoebi und Palladis Vermählung erfundene Fortpflanzung des Goldes" (1677).

Die Opern und Singspiele, welche, wie schon bemerkt, durch Opitzens „Daphne" und „Judith" eingeleitet wurden, erscheinen im Anfang des Zeitraums nur einzeln, vermehren sich aber nach dem Frieden allmählich in solcher Weise, daß sie endlich beinahe alle übrigen dramatischen Gattungen zurückdrängen. Nach Gottsched's Berechnung kommt gegen den Anfang des 18. Jahrh. nur ein Schauspiel auf zwanzig und mehr Opern. Zuerst von den Höfen begünstigt, deren Prachtliebe in dieser Art der theatralischen Darstellungen am besten Befriedigung fand, gewannen sie allmählich auch Eingang auf den Theatern der größten Städte, unter welchen namentlich Hamburg eine blühende Pflanzstätte derselben wurde. Wie später Gottsched, so müssen auch früher schon sich Stimmen gegen die Oper erhoben haben, man muß namentlich dieselbe als unnatürlich dargestellt haben; darauf scheint die Bemerkung Barth. Feinds in den „Gedanken von der Opera" zu deuten, welche er seinen Gedichten vorgesetzt hat. „Was ist wohl das Singen anders," sagt er, „als die Erhöhung der Rede und Stimme mit der höchsten Kraft und Nachdruck? Eine erhöhete Rede aber bleibt darum doch eine Rede, ob sie gleich in einem andern Thon recitirt wird, und gar nicht etwas unnatürliches." In diesen wenigen Worten, denen er noch die Bemerkung beifügt, daß das Unnatürliche von den schlechten Schauspielern herrühre, ist die Berechtigung der Oper glücklich vertheidigt. Wenn er auch nicht geradezu erklärt, daß er nur solche Opern für berechtigt halte, in welchen das poetische Element nicht hinter dem musikalischen zurücktritt, sondern nur diejenigen, welche auch ohne musikalische Begleitung ein in sich abgeschlossenes, vollendetes Kunstwerk bilden, so geht dies schon aus seiner mitgetheilten Aeußerung hervor, noch entschiedener aber aus andern Bemerkungen, die wir hier nicht mittheilen können. Nur ist dies im vollen Umfange freilich von keiner einzigen Oper der Zeit zu rühmen, und es sind deren sogar nur sehr wenige, welche sich diesen Anforderungen nur einigermaßen nähern. Wie das Trauerspiel der 17. Jahrh. keine organische Entwickelung des volksthümlichen Dramas war, sondern in seiner schon bestimmten Form aus der Fremde nach Deutschland verpflanzt wurde, so geschah es auch mit der Oper. Der Keim einer deutschen Oper, wie er in den Singspielen Ayrers (S. 116 u. 138) und zum Theil auch in den geistlichen Spielen der früheren Jahrhunderte zu finden war, blieb gänzlich unbeachtet; Opitz führte durch seine „Daphne" die Form ein, wie sie sich in Italien ausgebildet hatte; und wie dieses erste Singspiel, so waren die meisten Opern der Zeit entweder aus dem Italienischen übersetzt, oder einem italienischen Vorbilde bald mehr, bald weniger frei nachgebildet, jedenfalls blieb die italienische Behandlungsweise vorherrschend, und es läßt sich sogar die stufenweise Entwickelung der italienischen Oper auch an der deutschen nachweisen.

Es lassen sich füglich zwei Perioden in der Geschichte der deutschen Oper im vorliegenden Zeitraum nachweisen, eine frühere, in welcher das poetische Element noch kräftig neben dem musikalischen besteht, oder vielmehr der Text immer als wesentlich und bestimmend gilt, die Zeit des Singspiels, während in der späteren die dichterische Ausführung ganz untergeordnet erscheint, die Zeit der eigentlichen Oper. Die Singspiele wurden meistentheils für Hoffeste abgefaßt (doch sind nicht wenig Singspiele und selbst auch Opern für Schulen geschrieben worden), und nahmen ihre Stoffe entweder aus der griechischen Mythologie oder aus der Schäferwelt; häufig bestanden sie auch in allegorischen Erfindungen. Unter den Dichtern solcher Singspiele ist zunächst David Schirmer in Dresden zu nennen, welches überhaupt lange ein Hauptsitz für musikalische Dramen blieb. Er schrieb das Ballet „Paris und Helena" (1650), welches von Gottsched als die erste Dresdner Oper genannt und als die bezeichnet wird, welche die Anregung zu allen nachmaligen Opern gegeben habe, außerdem noch mehrere andere („der triumphirende Amor" 1652, „das Ballet der Glückseligkeit" 1655 u. s. w.). Auch A. Gryphius und Filidor dichteten Singspiele, welche wir weiter unten berühren werden, während wir die „Sophia" von Sig. von Birken (1662) nur zu erwähnen brauchen.

Die eigentliche Oper bildete sich vorzüglich an dem Bedürfnisse der Höfe aus, welche, an Schaugepränge aller Art gewöhnt, dieses nun auch von den theatralischen Aufführungen verlangten, um so mehr, als die Fürsten und Höflinge oft persönlich an denselben Theil nahmen. Es mußte sich in ihnen Alles vereinigen, was die Sinne nur ergötzen, woran man Pracht und Aufwand an den Tag legen konnte, und so begnügte man sich nicht mehr mit der einfachen Vereinigung von Poesie und Musik, es mußten auch die andern Künste, es mußte die Malerei

und die Architektur das Ihrige zur Erhöhung des Genusses beitragen; es mußten Tänze, Auszüge jeglicher Art, Feuerwerke angebracht, und vor Allem mußte das Auge durch die prachtvollsten Decorationen ergötzt werden und, um eines der wichtigsten Dinge nicht zu vergessen, es durften gesalzene Hanswurstiaden und Pickelhäringspossen nicht fehlen, an welchen die hohen Herrschaften in den Hoftheatern eben so große Freude hatten, als der Pöbel in den städtischen Bühnen. So waren die Dichter gezwungen, sich nach den Wünschen der hohen Zuschauer und Mitspieler, nach den Bedürfnissen nicht nur der Componisten, sondern auch der Tanzmeister, der Decorationsmaler, der Maschinisten, der Geremonienmeister und unzähliger anderer Personen zu richten, welche alle bei der Anordnung des Festes betheiligt waren. Wie die Höfe, so verlangten auch die größeren Städte Glanz und Pracht, und so ist es erklärlich, daß die Opern zu wahren Ungeheuern wurden, in denen von Poesie nicht mehr die Rede sein konnte, aber es ist eben so begreiflich, daß bald ein Gegenstoß erfolgen mußte, welcher die Oper endlich beinahe ganz von der Bühne vertrieb. So traurig es aber auch im Ganzen mit der Oper als Dichtung steht, so müssen wir doch der Vollständigkeit wegen die Männer erwähnen, welche zu ihrer Zeit in dieser Gattung als hervorragend genannt wurden, woran sich zugleich ein Ueberblick der Stoffe knüpfen wird, welche dabei behandelt wurden. Constantin Friedrich Dedekind, ein kaiserl. gekrönter Poet und Mitglied des Schwanenordens, als welcher er „Concord" hieß, dichtete mehrere geistliche Opern, darunter „den siegenden Jesus" (1670), ein „Spektakelstück der wildesten Art, in welchem die Teufel in der offenen Hölle schreckliche Arien singen". Eben so platt in der Darstellung, aber gemäßigter, ist die Oper „Liebe krönt Eintracht" (1664) von Dav. Elias Heidenreich, Consistorialrath in Weißenfels und Secretär der Fruchtbringenden Gesellschaft, während der Memminger Student Mich. Schuster in seiner „Lavinia", welche bei dem Einzug der neuvermählten Herzogin von Würtemberg (1674) in Stuttgart aufgeführt wurde, alle verfügbaren Maschinen und Decorationen in Bewegung setzte und zwischen den Acten geschmacklose Sinnbilder mit aller möglichen Pracht aufstellen ließ, deren Erklärung von Waldnymphen abgesungen wurde. „Die siegende Großmuth" (Gött. 1693) von Joach. Meyer (Prof. am Gymnasium zu Göttingen) behandelt die Liebes- und Brautgeschichte des Prinzen Heinrich, des Sohnes Heinrichs des Löwen; das Stück ist nicht gerade übel angelegt, aber geistlos ausgeführt, und in einer harten, pedantischen Sprache geschrieben, die sich in den gemeinsten Ausdrücken bewegt. Mich. Kongehls Stücke „Innocenzia" und „Phönizia" (1680), die er Misch-Spiele nennt, stehen in der Mitte zwischen Schauspiel und Oper, wie es ihm überhaupt vorzüglich um Schaugepränge zu thun war. Von Chr. Adam Negelein (S. 240), der in Wien als Hofpoet angestellt war und die Aufgabe hatte, die Opern seines italienischen Collegen Cuoeda „zu verteutschen, auch dann und wann teutsche Theatralia zu inventiren", ist nur der „Abraham" bekannt geworden. Paul Thiemich, Schulcollege in Leipzig, welchen Neumeister wegen der Anmuth seiner Sprache in den Arien und Chören außerordentlich rühmt, schrieb mehrere Opern, darunter die nach dem Italienischen des Aureli bearbeitete „Alceste" (1693), die sich jedoch nach Wielands ausführlicher Mittheilung zu urtheilen („Ueber einige ältere deutsche Singspiele") weder in Anordnung und Gehalt, noch in der Sprache über das gewöhnliche Maß der damaligen Zeit erhebt. Das Hamburger Theater, auf welchem die Oper, wie schon erwähnt, vor allen übrigen Gattungen bevorzugt wurde, hatte in dem uns schon bekannten Chr. H. Postel (S. 377) einen fruchtbaren Dichter, der nicht weniger als 25 Opern verfaßte, die er theils nach fremden Mustern, theils selbstständig bearbeitete. Sein berühmtestes Werk der Art ist „die Iphigenia" (1699), welche er nach der gleichnamigen Tragödie des Euripides bearbeitete, von dem er nur darin abweicht, daß er eine Liebesgeschichte zwischen Achilles und Deidamia einflocht, die sich beim griechischen Dichter begreiflicher Weise nicht findet. Wenn auch die Lobeserhebungen, die er von seinen Zeitgenossen Weichmann und Feind erhielt, sehr übertrieben sind, so gebührt ihm doch jedenfalls der Ruhm, die Oper in würdigerer Weise aufgefaßt zu haben, als seine Vorgänger, wobei er freilich oft in Uebertreibungen aller Art verfiel. Weit tiefer stehen die Vielschreiber August Bohse (Talander), dessen Schüler, der uns schon bekannte Christian Fr. Hunold (Menantes), die wir beide später als Romanschreiber nochmals zu nennen haben, F. C. Bressand aus Durlach und Nic. v. Postel aus Stade (1670—1704), die beide vorzüglich nach äußerem Effect strebten. Wie diese, schrieben auch J. U. v. König, Joach. Beccau, Rector in Neumünster, und Barthold Feind für die Hamburger Bühne; es verdient aber nur dieser nähere Berücksichtigung, der überhaupt ein sehr merkwürdiger Mann war*) und sich durch Kenntnisse, Erfahrung, Geschmack und Tiefe des Geistes auszeichnete. Seine fünf Opern, darunter „Masaniello", in welchen auch italienische Arien eingemischt sind, zeigen ein überlegtes Bestreben, in Anlage und Ausführung den ihm vorschwebenden Gesetzen der Kunst zu genügen, und wenn er darin auch nicht immer glücklich ist, so finden sich doch im Einzelnen häufig gute und kräftige Gedanken, besonders in den Arien, die zudem nicht ohne Wohllaut sind. Wichtiger als seine Opern und seine übrigen Gedichte (zusammen Stade 1708) ist die Vorrede „Von dem Temperament und Gemüthsbeschaffenheit eines Poeten und Gedancken von der Opern", welche höchst interessant ist, und nicht bloß von physiologischen und psychologischen Einsichten, sondern auch von Scharfsinn, von Welt- und Menschenkenntniß, so wie von großer Belesenheit, namentlich in der schönen Literatur der Alten und Neueren zeugt. Sein Urtheil über die deutschen Dichter seiner und der unmittelbar vorhergehenden Zeit ist gut und begründet, wobei man freilich den damaligen Zustand der Literatur und der Kritik nicht übersehen darf. Wie er übrigens in seinen eigenen Dichtungen weni-

*) Er war im J. 1678 zu Hamburg geboren, wo er sich auch nach vollendeten Universitätsjahren eine Zeitlang aufhielt, aber durch einige satyrische Schriften in Verwickelungen gerieth, in Folge deren dieselben öffentlich durch Henkershand verbrannt wurden. Nachdem er hierauf Italien und Frankreich bereist hatte, trat er in schwedische Dienste, wurde aber, weil er gegen die dänische Regierung geschrieben hatte, bei einem Besuch in Schleswig (1717) verhaftet und bis zu seinem Tode (1721) in Rendsburg gefangen gehalten.

ger Dichtergabe, als kernhaften, gedankenreichen Geist zeigt, so zieht ihn auch bei den andern Dichtern mehr der Gedanke, als die poetische Erfindung und Darstellung an. Wir haben im Verlaufe der Darstellung schon einige Mal Gelegenheit gehabt, von seinen Ansichten über die Kunst zu sprechen; wir wollen hier nur noch erwähnen, daß er ein Gegner der lustigen Person in den Dramen war, die er aber durch komische Scenen zu ersetzen suchte, und daß er, tiefer eingehend, als Gottsched, sich gegen die beschränkten und beengenden dramatischen Gesetze der Franzosen auf das Entschiedenste erklärte, namentlich dagegen, daß dieselben in der Tragödie die wichtigsten Begebenheiten nur erzählen und nicht vor den Augen des Zuschauers darstellen lassen, was für die Entwickelung des deutschen Dramas von bedeutsamen Folgen gewesen wäre, wenn man es beherzigt hätte.

Waren die einfacheren Singspiele der früheren Zeit von den Fürsten und ihren Umgebungen selbst aufgeführt worden, so konnte dies bei der in jeder Beziehung zusammengesetzteren Oper nicht mehr Statt finden; da die Lust an eigener Bethätigung bei Gesellschaften und Festen aber nicht verschwand und die Aufführung der Opern zudem mit solchen großen Kosten verbunden war, daß sie nur in längeren Zwischenräumen wiederholt werden konnten *), so wurden mit der Zeit wieder einfachere Darstellungen eingeführt, welche man Wirthschaften nannte und die besonders an den Höfen von Wien und Berlin beliebt waren. Sie bestanden in festlichen Aufzügen, bei welchen die Theilnehmer mythologische, historische oder allegorische Personen, Nationen, Stände und Gewerbe in glänzenden Costümen, aber meistens ohne Gesichtsmaske darstellten, und gewöhnlich Verse hersagten, welche von den Hofdichtern dazu abgefaßt wurden. Wenn die hohen Personen es liebten, bei diesen Gelegenheiten von ihrer Höhe herabzusteigen und sich in gewöhnliche Menschenkinder zu verwandeln oder wenigstens umzukleiden, so muß man gestehen, daß es ihnen mit Hülfe ihrer Hofdichter vortrefflich gelang, denn was der Hanswurst der Haupt- und Staatsactionen an Possen, besonders aber an schlüpfrigen und geradezu unzüchtigen Reden darbot, das findet man auch in den Wirthschaften, und nicht einmal mit feineren Wendungen wieder. Als Verfasser solcher Wirthschaften sind vorzüglich die Hofdichter v. Canitz, v. Besser („Der Scheerenschleifer") und v. König zu nennen.

Es mußten schon im Verlauf der Darstellung einzelne Andeutungen über das Theaterwesen während des Zeitraums gegeben werden; wir haben noch Einiges hinzuzufügen. Im Allgemeinen verhielt es sich damit am Anfang der vorliegenden Periode wie am Ende der vorigen; d. h. es waren nur an wenigen Orten wirkliche Theater und so gab es der Schauspieler von Beruf auch nur wenige. Allmählich gestaltete sich aber Alles ganz anders; es wurden immer mehr neue Theater erbaut, so daß gegen den Anfang des 18. Jahrh. wohl nur wenige größere Residenzen ohne Theater waren, und auch die andern bedeutenderen und reicheren Städte solche hatten. Nach Feinds Bemerkung (Vorrede S. 89) hatte zu seiner Zeit Leipzig das pauvreste, Hamburg das weitläuftigste, Braunschweig das vollkommenste und Hannover das schönste. Eben so vermehrten sich die Schauspielertruppen von Jahr zu Jahr. Anfangs wurden die meisten Dramen noch von Schülern, Studenten oder Bürgern, und an den Höfen von den Fürsten und ihren nächsten Umgebungen aufgeführt. Zwar bestehen theatralische Aufführungen an den Schulen durch Schüler noch lange fort, allein es treten dieselben doch immer mehr zurück und erhalten einen immer mehr beschränkten Charakter, namentlich im protestantischen Deutschland, während sie sich freilich in den katholischen Ländern bis zur Aufhebung des Jesuitenordens fortwährend in steigender Blüthe erhalten. Die früheren wandernden Schauspielertruppen hatten sich, wie leicht denkbar, während des Kriegs ganz verloren, und erst nach dem Frieden kommen deren wieder zum Vorschein. Zuerst mögen dieselben freilich vorzugsweise oder ausschließlich aus Abenteurern und wirklichem Gesindel bestanden haben, später schlossen sich immer häufiger verdorbene Studenten an dieselben an*); aber so roh das Universitätsleben damals auch war, so brachten diese doch eine gewisse geistige und ästhetische Bildung mit, welche nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung der theatralischen Kunst bleiben konnte. Ob Joh. Veltheim aus Leipzig zu denen gehörte, welche, durch eigene Verschuldung oder auch wohl durch äußere unglückliche Umstände aus ihrer Laufbahn gerissen, ihre Zuflucht zum Theater nahmen, wissen wir nicht; dies ist aber sicher, daß er als Jüngling die Universität seiner Vaterstadt besuchte und später die Wissenschaften mit dem Berufe des Schauspielers vertauschte. Er gründete mit der Zeit, meistens aus Studenten, eine eigene Gesellschaft, welche bald alle übrigen überstrahlte, und sich sowohl durch anständiges Benehmen, was damals allerdings eine seltene und auffallende Erscheinung war, als durch ihre künstlerischen Leistungen auszeichnete, was ohne Zweifel nur seiner tüchtigen Persönlichkeit zu verdanken war, denn Veltheim war, nach Allem zu schließen, ein kenntnißreicher und wahrhaft gebildeter Mann, dem die Kunst am Herzen lag, wie er denn auch das Repertorium der deutschen Bühne durch Aufführung französischer und anderer Stücke bereicherte, und auch Molieresche Lustspiele übersetzte. Dabei blieb er jedoch dem volksthümlichen Wesen des Dramas getreu und namentlich hielt er am Liebling des Publicums, dem fröhlichen Hanswurste, fest, den er mit großem Geschick auch in solche Stücke einfügte, in denen er an sich nicht vorkam. Nach seinem Tode (wahrscheinlich 1704) leitete seine Wittwe noch eine Zeitlang die von ihm herangebildete Gesellschaft, aber freilich ohne ihn zu ersetzen, und so löste sie sich endlich vollständig auf, nachdem sie viele Jahre hindurch viele Städte, namentlich im nördlichen Deutschland, mit früher unbekanntem Kunstgenuß erfreut hatte. Von den Schauspielern, die sich unter Veltheim ausgebildet hatten, erwarb sich vor Allen Jos. Ant. Stranitzky aus Schlesien großen Ruf. Als er die Veltheimsche Gesellschaft verließ, wendete er

*) „Unter Karl VI. wurden, nach Reißler, am Wiener Hofe nur zwei Opern jährlich, aber jede mit einem Aufwande von 60,000 Gulden gegeben". Gervinus.

*) Die Frauenrollen wurden lange, ja bis gegen das Ende des 17. Jahrh., von Männern gespielt, wenigstens muß es nach einer Stelle in Paullini's „Erbaulicher Lust", welche 1695 erschien, noch in diesem Jahre allgemeiner Gebrauch gewesen sein. „Bey solchen Schau-Spielen müssen Männer in Weibs-Kleidern sich verstellen, was dem HErrn ein Greuel ist" (I, 628).

sich nach Wien, wo er eine eigene Gesellschaft gründete. Er erwarb sich durch sein komisches Talent bald großen Beifall, und führte, was übrigens schon Veltheim versucht hatte, das Extemporiren ganzer Scenen ein, so wie er die eigentliche Posse begründete, welche sich, wenn auch in mancherlei Umgestaltungen, bis auf den heutigen Tag in Wien erhalten hat. Mit Ausnahme dieser und einiger wenigen andern Truppen waren die übrigen meistens in jeder Beziehung erbärmlich und das höchst unsittliche Leben, welches die herumwandernden Komödianten führten, erregte solchen Anstoß, daß man den Umgang mit Schauspielern immer entschiedener floh. Dazu kam, daß auch die Geistlichkeit ihre Stimme gegen die theatralischen Aufführungen erhob, dieselben als gotteslästerlich darstellte, die Schauspieler für verdammt erklärte, ihnen sogar den Genuß des Abendmahls verweigerte, und verschiedene Versuche machte, Verbote gegen die dramatischen Vorstellungen zu erwirken, was ihnen freilich nicht gelang, da weder die Fürsten, noch das Volk ihre Lieblingsbelustigung entbehren wollten. Aber wenn man auch fortfuhr, das Theater zu besuchen, und die Schaulust sogar von Tag zu Tag zunahm, so wurden die Schauspieler doch allgemein als verächtliche, von Gott verabscheute Menschen angesehen, mit denen kein rechtlicher und in bürgerlichen Ehren stehender Mann Umgang pflegen dürfe, was natürlich unter denselben eine noch größere Entartung herbeiführte.

Andreas Gryphius.

Opitz hat allerdings durch seine schon erwähnten Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen (S. 380) den Weg vorgezeichnet, den die dramatische Literatur nehmen sollte, aber A. Gryphius war der erste, der diesen in eigenen Schöpfungen betrat, und in so fern kann er der Vater, wenn auch nicht, wie früher allgemein gesagt wurde, des deutschen Dramas, doch jedenfalls der gelehrten Behandlung desselben genannt werden. Früh schon wendete er sich der dramatischen Poesie zu; er schrieb als fünfzehnjähriger Knabe ein Trauerspiel, den „Kindesmörder Herodes", der zwar 1634 gedruckt wurde, aber gänzlich verloren gegangen zu sein scheint; und als er in Leiden über dramatische Poesie Vorlesungen hielt (S. 270), that er dies sicherlich nicht ohne bestimmte Rücksicht auf seine eigenen Arbeiten, die ihn schon damals beschäftigten. Gryphius hat Trauerspiele und Lustspiele geschrieben, in beiden aber ganz verschiedene, ja entgegengesetzte Richtungen befolgt, so daß dieselben in der Betrachtung ganz auseinander gehalten werden müssen, und wir beginnen daher mit der Darstellung seines Wesens und Charakters als tragischer Dichter.

Wie Opitz, nahm auch er die Alten, insbesondere den Römer Seneca zum Muster; doch blieben die Holländer nicht ohne großen Einfluß auf ihn, und namentlich war es Vondel, der sein Vorbild wurde, von welchem er auch ein Trauerspiel „die Gibeoniter" und zwar wahrscheinlich noch während seines Aufenthalts in Leiden übersetzte. Wir müssen diese Anlehnung an Seneca und die Holländer um so mehr bedauern, als aus derselben alle Fehler hervorgegangen sind, welche sich in seinen Trauerspielen finden, während alles Tüchtige in ihnen sein unbestrittenes Eigenthum ist. Dadurch, daß er, wie jene, die Zeit der Handlung auf 24 Stunden beschränkte, sah er sich gezwungen, die Handlung selbst auf die kleinste Zahl von Vorgängen zurückzuführen, und nicht bloß die vorangehenden Verhältnisse, sondern auch einen großen Theil der die eigentliche Handlung bildenden Begebenheiten durch Erzählungen zur Kenntniß des Zuhörers zu bringen. Ist aber dadurch eine kunstmäßige Exposition unmöglich gemacht, so ist eine durch den Gegensatz der Vorgänge herbeigeführte Verwickelung noch weniger möglich; in den mittleren Acten (Gryphius nennt sie Abhandlungen) kann sich daher die Handlung nicht weiter bewegen, weil alle oder doch die meisten Begebenheiten, die darin hätten entwickelt werden sollen, schon in dem ersten erzählenden Acte mitgetheilt worden sind. Um diese Lücken auszufüllen, blieb ihm kein anderer Ausweg übrig, als der, welchen er auch bei seinen Vorbildern fand, nämlich sich in breiten Betrachtungen über die Verhältnisse zu ergehen, und diese bald in Monologen, die er überhaupt sehr liebte, bald in Gesprächen zwischen den verschiedenen Personen des Dramas zu ergehen. Je länger diese Betrachtungen sind, desto mehr müssen sie sich in allgemeine Phrasen verlieren, so daß sie meistens nicht mehr als Gedanken der handelnden Personen, sondern als Reflexionen des Dichters erscheinen. Wie schädlich dies auf die Zeichnung der Charaktere wirken muß, leuchtet von selbst ein, da auf diese Weise alle Individualität verloren gehen muß. So tritt an die Stelle dramatischer Entwickelung rhetorische Darstellung, die der Dichter durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zu heben und zugleich zu verbergen sucht, namentlich durch Häu-

fung von Schilderungen, von Gleichnissen, durch gewaltige und sentenzenreiche Sprache. Im letzten Act soll nun auf einmal aller dramatische Effect vereinigt erscheinen; aber es wird derselbe vorzüglich durch Häufung alles Gräßlichen und Schrecklichen hervorgebracht, den die Phantasie des Dichters erfinden kann, und worin er sein Vorbild Seneca nur zu getreu nachahmt. In dem Vorhergehenden liegt schon ausgesprochen, daß Gryphius die Charaktere nicht zu zeichnen versteht; seine Personen sind zu allgemein gehalten, es spricht sich in ihnen weder die Eigenthümlichkeit der Zeit aus, in welcher sie leben, noch des Volks, dem sie angehören, noch endlich eine besondere Individualität, oder, wenn er doch darnach ringt, so sucht er es durch Uebertreibung in der Charakteristik zu erreichen, ein Fehler, der sich auch in seinen Lustspielen nicht verkennen läßt. Meistens beschränkt er sich aber in Charakteristik auf Anhäufung einzelner Züge, die ihm seine reiche Belesenheit an die Hand gibt. Eben so wenig versteht er, die dargestellten Begebenheiten zu motiviren; selten erscheint die Katastrophe als nothwendige Folge der ihr vorangehenden Ereignisse, und wenn er auch, wie z. B. im Carl Stuart, eine Ahnung von retardirenden Motiven hat, so weiß er sie nicht zu benutzen.

Wie Seneca hat auch Gryphius den Chor in das Trauerspiel eingeführt (er nennt ihn nach Vorgang der Holländer „Reyen"), aber er hat dessen Wesen eben so wenig verstanden, als jene; bei dem Deutschen, wie bei dem Römer steht der Chor außer allem Zusammenhang mit dem Drama; die Betrachtungen, die er in übrigens meist schönen Gesängen ausspricht, sind durchaus allgemeiner Natur und stehen mit dem Inhalt des Trauerspiels in keiner innern oder nothwendigen Beziehung. Ja es hat Gryphius die Natur des Chors noch weniger erkannt, als Seneca; denn während dieser dazu Gestalten wählt, welche für Zeit und Verhältnisse der Handlung passen, ist der deutsche Dichter in dieser Wahl meistens eben so unglücklich, als geschmacklos. Schon daß er am liebsten allegorische Personen zum Chor benutzt (die Tugenden, den Tod, die Liebe, die Jahrzeiten, die Rasereien), ist der Natur des Dramas ganz zuwider, aber daß er auch mythologische Gestalten, wie die Syrenen, bei einem Stoffe aus der Zeitgeschichte, in dem „Carl Stuart", gebraucht, zeugt von gänzlicher Verkennung der allerersten und einfachsten dramatischen Gesetze, eine Verkennung, die bei dem gelehrten Dichter nicht, wie bei Hans Sachs, ihre Entschuldigung in der naiven Auffassung hat. Auch Geister gebraucht er gern als Personen des Chors, jedenfalls mit größerem Recht, als die allegorischen oder mythologischen Figuren, da er selber an Geister und Gespenster glaubte, über welche er sogar ein eigenes Büchlein geschrieben hat. Geister und Gespenster waren für ihn wirkliche Erscheinungen, und sie haben sich daher der dramatischen Behandlung weit besser gefügt, als jene haltlosen allegorischen Wesen.

Auch in der Sprache zeigt sich Senecas Einfluß; der rhetorische Schmuck und das Unnatürliche im Ausdruck, welches vorzüglich durch das Bestreben nach einer gewaltigen und effectvollen Sprache hervorgebracht wurde, die gesuchten Bilder und Gleichnisse, alles dies sind Nachahmungen seines Vorbildes, wie er selbst darin von Lohenstein nachgeahmt und freilich überboten wurde. Bei allen Mängeln ist jedoch der ächte Dichter nicht zu verkennen und oft ist die Darstellung wirklich trefflich, und zeugt auch in ihrer Ausartung von der gewaltigen und stets schaffenden Phantasie des Dichters.

Wie in seinen lyrischen Gedichten, liegt auch in seinen Trauerspielen die Idee zum Grunde, daß alles Irdische eitel und vergänglich sei (S. 271); wie aber neben seinen eigenen Erfahrungen vorzüglich die Betrachtung des Elends, in welchem sein Vaterland schmachtete, diese Idee in ihm erzeugt und ausgebildet hatte, so gewann sie eben hiedurch in seinen Trauerspielen eine eigenthümlich ausgeprägte Form. Er stellt in ihnen nämlich nicht sowohl den Kampf der Menschen mit einem gewaltigen Schicksal dar, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt", sondern vielmehr das sich selbst aufgebende, in thatenloser Geduld hinsterbende Leiden; es spricht sich in ihnen beinahe durchgehends das Verzweifeln am Sieg des Bessern und die aus der Erfahrung gewonnene Ueberzeugung aus, daß das Gute der Gewalt des Bösen unterliegen muß. Daher webt durch seine Trauerspiele ein düsterer, trüber Geist, der den Leser oder Zuschauer eher niederbeugt, als daß er ihn erhöbe, und selbst die Hinweisung auf eine bessere Zukunft kann diese Stimmung nicht besiegen, weil diese doch außer allem Zusammenhang mit dem im Drama dargestellten irdischen Leben steht.

Seine Stoffe wählt Gryphius meistens in der Geschichte vergangener Zeiten; nur im „Carl Stuart" behandelt er eine gleichzeitige Begebenheit. Dagegen findet sich kein einziges Trauerspiel, in welchem er einen nationalen Gegenstand behandelt hätte, worin er den Holländern und Franzosen seiner Zeit nachfolgt; es ist dies aber auch ein Beweis, wie sehr das nationale Bewußtsein und der Zusammenhang mit der größeren Vergangenheit des Volks selbst bei Gryphius verschwunden war, dem doch tief vaterländische Gesinnung nicht abzusprechen ist. Nur in einem Trauerspiel, „Henricus der Fromme, oder Schlacht der Christen und Tartaren vor Liegnitz", das er bis auf die Chöre und Anmerkungen vollendet hatte, das aber von seinem Sohne nicht herausgegeben wurde, und jetzt verloren gegangen ist, hat er einen Stoff behandelt, der nationale Grundlage hatte; allein es ist schon aus dem Titel, vorzüglich aber aus dem Charakter und der überwiegend religiösen Richtung des Dichters anzunehmen, daß er weniger die nationale, als die allgemein christliche Bedeutung des Stoffs wird hervorgehoben haben.

Nach dieser ausführlicheren Charakteristik seiner Trauerspiele im Allgemeinen, können wir die einzelnen Stücke in rascherer Uebersicht betrachten. Das erste ist der „Leo Arminius", den er im J. 1646 vollendete. Im ersten Acte läßt der Kaiser seinen Feldherrn Michael, dem er den Thron verdankt, der sich nun aber gegen ihn verschworen hat, gefangen nehmen; im zweiten wird Michael verhört und verurtheilt, und die Kaiserin bittet für ihn um Gnade, ohne jedoch etwas Anderes zu erreichen, als daß die Hinrichtung wegen des Christtags verschoben wird. Nun bleibt aber die Handlung stehen; der dritte und vierte Act werden mit nichtssagenden Geistererscheinungen und überflüssigen Besprechungen ausgefüllt, und im fünften Acte werden wir durch die Nachricht überrascht, daß Alles schon vorbei ist, daß die Verschworenen sich empört und den Kaiser ermordet haben, was denn Alles in breiter Erzählung berichtet

wird. Besser ist ohne Zweifel „Gardenio und Celinde", deren Geschichte ihm in Italien erzählt worden war. Zwar ist auch hier des Dichters Schwäche in der dramatischen Composition störend, ja noch mehr, als in andern Stücken, weil er reicheren Stoff hatte, und er denselben nicht zu benutzen verstand; zum großen Theil wurde er jedoch offenbar durch die von ihm angenommene Beschränkung der Zeit auf 24 Stunden an besserer Benutzung des Stoffes verhindert. Aber wenn auch viel zu viel bloß erzählt wird, was bei besserer Anlage hätte dramatisch entwickelt werden können, so ist darin im Ganzen doch weit mehr Handlung, als in den übrigen Stücken, auch ist eine recht gute Verwickelung bemerkbar, die sonst kaum anzutreffen ist. Gardenio, dies ist im Kurzen der Inhalt des Trauerspiels, liebt die ihm durch unwürdige List Lysanders entrissene Olympia; er will sie um jeden Preis wieder erwerben, und er schaudert selbst nicht vor dem Morde Lysanders, ihres Gatten, zurück. Zu gleicher Zeit ist Celinde in Gardenio verliebt, und will dessen Gegenliebe zuletzt durch Zaubermittel gewinnen. In diesen Gegensätzen liegt nun die Verwickelung. Als Gardenio dem Lysander auflauert, erscheint ihm ein Gespenst in Gestalt Olympias; da er es für die Geliebte hält, folgt er ihm, und so wird Lysander gerettet. Gardenio war mit dem Gespenste in einen Lustgarten gekommen; als er aber die Geliebte zu umarmen gedenkt, wird sie zu einem Todtengerippe, worauf Lysander entflieht und auf den Kirchhof gelangt, wo eben Celinde mit Zaubereien beschäftigt ist; auch diese hat sich in Folge der beschworenen Erscheinungen bekehrt (!), und nun gehen beide zu Lysander und Olympia, denen sie ihre Reue mittheilen. Bei allen Mängeln dieses Stücks halten wir es doch für das beste Trauerspiel des Dichters, der hier das Leben mehr als in andern auf sich wirken läßt und sich in einer einfacheren Darstellung bewegt, denn ob er gleich dieses für einen Nachtheil des Dramas ansieht, wie er in der Vorrede ausdrücklich bemerkt, so ist es doch gerade der wesentlichste Vorzug desselben; und hätte er mehr dergleichen Stoffe behandelt und die beschränkte Form mehr überwunden, würden wir wohl die Geschichte der deutschen Tragödie bei ihm beginnen können*). Die „Catharina von Georgien" ist durch die Häufung gräßlicher Scenen geradezu abschreckend; man kann sich kaum denken, wie der Dichter auf den Gedanken kommen konnte, die gefolterte und halbzerrissene Catharina wieder auf der Bühne erscheinen zu lassen, wo ihr der Todesstoß gegeben wird, und eben so wenig läßt sich denken, wie solches wirklich aufgeführt werden konnte. Die „Ermordete Majestät oder Carolus Stuardus" schrieb der Dichter unter dem ersten Eindruck der Nachricht von der Hinrichtung Karls I. (1649) und er war so sehr von seinem Stoff erfüllt, daß er das Stück in einem Zeitraum von wenigen Tagen vollendete. Doch arbeitete er es später (1663) wieder um, und wir kennen es nur in dieser letzten Gestalt. Trotz dieser neuen Bearbeitung ist der „Carl Stuard" doch eins der schwächsten Stücke, gewährt aber schon dadurch Interesse, daß es uns zeigt, wie sehr der Glaube an das göttliche Recht der Könige bei den Gelehrten der damaligen Zeit eingewurzelt war, denn das Ganze ist in der That nichts als eine Beweisführung dieses Rechts, wobei freilich der Dichter die Geschichte in so fern verletzt, als er auch zugleich den König als in jeder Beziehung trefflich darzustellen sucht. Auch in diesem Stücke lag der Keim zu einer ächt dramatischen Verwickelung; der General Fairfax beschließt nämlich auf die eindringliche Vorstellung seiner männlich gesinnten Gemahlin den König zu retten, aber ob sich ihm gleich verschiedene Mittel darbieten, läßt er den günstigen Augenblick vorübergehen, ohne auch nur das Geringste zu wagen, so daß alle dahingehörigen Scenen als durchaus überflüssig erscheinen, während das Ganze bei gehöriger Benutzung des Gedankens zu lebendigem Interesse hätte gesteigert werden können. So verflüchtigt sich Alles in nutzlosem Hin- und Herreden auch zwischen den andern Personen, und das Ganze entbehrt beinahe aller Handlung, was auch von dem „Sterbenden Papinian" gilt, das, wie das letzte, so auch das schwächste seiner Trauerspiele ist. Wie die schon genannten „Gibeoniter" (S. 387), so erwähnen wir die ebenfalls übersetzte „Felicitas" nicht (aus dem Lateinischen des Jesuiten Caussinus), und schließen die Betrachtung seiner Trauerspiele mit der Bemerkung, daß außer den schon berührten „Herodes" (S. 387) und „Heinrich der Fromme" (S. 388) noch zwei andere, die er nicht ganz vollendet hatte, verloren gegangen sind, eine selbstständige Bearbeitung der „Gibeoniter" und „Ibrahim".

So verfehlt seine Trauerspiele sind, in denen zwar wirkliches Talent nicht verkannt werden kann, die aber bei der mangelhaften Entwickelung desselben nur mit Rücksicht auf die immer männliche und kräftige, freilich auch oft schwülstige und übertriebene Darstellung, so wie auf die Menge von guten und starken Gedanken zu loben sind; so erfreulich sind dagegen seine Lustspiele, die sowohl in der Wahl des Stoffs, als in Anlage und Ausführung gleich tüchtig sind. Wenn in seinen Trauerspielen die Charaktere verschwimmen, und sich in allen so genau gleichsehen, daß sie nur durch den Namen und die Kleidung unterschieden werden können, haben seine Personen in den Komödien ausgeprägte Eigenthümlichkeit; und bei aller Uebertreibung, die auch hier nicht fehlt und wohl sogar bis zur Carricatur gesteigert wird, dennoch innere, lebensvolle Wahrheit, so daß er offenbar Personen und Charaktere seiner Zeit geschildert hat. Auch übertreffen sie die Trauerspiele darin, daß sich in ihnen eine bestimmte Handlung fortschreitend bewegt, und endlich, was seinen Beruf zum Lustspieldichter außer allen Zweifel setzt, seine Sprache ist volksthümlich und dem heitern Spiele so ganz angemessen, daß er sich nicht scheut, bei Gelegenheit auch die derbsten Ausdrücke zu gebrauchen. So entfernt er in seinen Trauerspielen von Allem ist, was auf nähere Bekanntschaft mit dem Volk und mit der volksmäßigen Literatur schließen ließe, so viele Andeutungen sind in seinen Lustspielen*), daß er jenes und diese kannte und sich daran freute, würden wir sagen, wenn nicht die „Absurda Comica oder

*) Es haben auch zwei neuere Dichter, Achim von Arnim („Halle und Jerusalem") und Immermann („Gardenio und Celinde") den nämlichen Stoff nach Gryphius behandelt; sind diese Dramen aber auch äußerlich gelenkter, als das des ältern Dichters, so stehen sie ihm an wahrhaft poetischer Auffassung doch gewiß nach.

*) Um nur Eines zu erwähnen, verfehlt Bullabut im „Peter Squenz" immer den Reim, gerade wie die Bewerber um die Schultheißenstelle in den „Schildbürgern".

Herr Peter Squenz" eine unverkennbare Satyre auf die Dichter und Schauspieler des Volks wäre. Indem er aber die Volksschauspiele lächerlich macht, bedient er sich hiezu aller Mittel desselben, und erreicht gerade dadurch, ohne daß er sich dessen bewußt würde, weit Bedeutenderes, als in seinen Trauerspielen. Neben jenen Seiten des deutschen Lebens persiflirt er aber auch noch andere, das kleinstädtische Leben mit seiner Titelsucht und ganz besonders die Scheingelehrsamkeit gelehrter Schulmeister, denn wie die Gelehrten in pedantischer Nachahmung des Alterthums, die gebildeten Stände in der des Auslandes befangen waren, so äfften die Schulmeister und ähnliche Leute die Gelehrten nach, was diesen überaus komisch erschien, weil sie die Unzulänglichkeit dieser Nachäffung verstanden. Der Inhalt des „Peter Squenz" ist sehr einfach; die ehrsamen Bewohner von Rumpelskirchen wollen die Durchreise des Fürsten durch ein Schauspiel verherrlichen; es wird ein solches gedichtet und vorgetragen. Dichtung und Vortrag fallen elendiglich aus, gewähren aber gerade dadurch dem Fürsten und seiner Begleitung großes Vergnügen. Die Ausführung ist voll Witz, Leben und Wahrheit und die Charaktere sind mit meisterhafter Sicherheit gezeichnet.

Von noch größerer komischen Kraft ist der „Horribilicribrifax oder der wehlende Liebhaber", in welchem er das bramarbasirende Wesen der Söldner und überhaupt die Sitten der verschiedenen Stände nach dem 30jährigen Kriege in ihrer ganzen Ehrlosigkeit und Verdorbenheit schildert. Wir sehen in lebendig anschaulicher Darstellung, wie Treue und Glauben aus dem Leben verschwunden, wie Alles auf den Schein gerichtet ist, und Jeder nur dahin strebt, die Andern zu betrügen. Dies führt die lustigsten Verwickelungen herbei und der Dichter führt uns zugleich eine große Reihe von Charakteren vor, wie sie die Zeit hervorgebracht hatte, prahlerische, aber feige Söldner (2), Pedanten, Intrigante Frauen und Mädchen, Kupplerinnen; er gibt uns das lebhafteste Bild der traurigen Sprachmengerei, die damals herrschte; der Schulmeister Sempronius spricht mehr lateinisch, als deutsch, und selbst griechische Brocken fehlen nicht; der Hauptmann Horribilicribrifax von Donnerkeil auf Wusthausen mischt immer italienische, und der Capitain Daradiridatumtaridos Windbrecher von Tausendmord fortwährend französische Wörter und Redensarten ein (2), und der Jude Isaschar gebraucht sogar holländische und südische Ausdrücke. Freilich hält der Dichter auch hierin das Maß nicht, er verfällt selbst in den Fehler, den er verspottet, und es wird durch die übertriebene Anhäufung von Wörtern und ganzen Sätzen in fremden Sprachen das Ganze unverständlich, wenigstens für die Masse der Zuschauer. So gut und sinnreich jede Sentenz gewählt ist, welche Sempronius bald dem Virgil, bald dem Cicero oder andern Römern entlehnt, so komisch die Mißverständnisse sind, die aus dem Gebrauch der fremden Sprache der alten Kupplerin gegenüber entstehen, so wird die ewige Wiederholung am Ende langweilig, während die bloße Andeutung, wie in Shakspeares „lustigen Weibern", den höchsten Effect hervorbringt. Bei alle dem ist das Lustspiel bedeutend; der Dichter beweist darin eine große Erfindungsgabe und wahrhaft dramatisches Talent, denn es ist nicht allein reich an komischen Situationen, die Schlag auf Schlag auf einander folgen, es ist auch die Anordnung derselben durchaus zweckmäßig, so daß die Wirkung stets gesteigert ist, und wo der Stoff den Dichter nicht zu Uebertreibungen verleitet, wie in den Unterredungen zwischen den beiden armen adelichen Fräulein und ihren Müttern (2), erscheint Gryphius den größten Dramatikern ebenbürtig.

Ganz anderer Natur, als die beiden eben genannten Lustspiele, ist die „Geliebte Dornrose", die in das Singspiel „Verliebtes Gespenste" verschlungen ist, so daß je auf einen der vier ersten Acte des Singspiels ein Aufzug des Scherzspiels folgt. Nur am Schluß vereinigen sich die „Reyen der Verliebten" aus dem Gesangspiel und die „Reyen der Bauren" aus dem Scherzspiel, um das Glück der Liebe zu besingen, denn das Ganze war ein Festspiel zu Ehren des Herzogs Georg von Liegnitz und seiner Braut, der Herzogin Charlotte von Bayern. Das „Verliebte Gespenst", welches in Alexandrinern abgefaßt ist, hat keinen Werth, und wenn man auch in der Anlage einzelne gute Gedanken nicht verkennen kann, so ist dagegen die Entwickelung gewöhnlich, ja sie zeigt zum Theil offenbaren Mangel an Ueberlegung. Den vollkommensten Gegensatz bildet die „Dornrose" dazu, und schon der Gedanke, zwei Liebesgeschichten, die eine aus den höhern Ständen, die andre aus dem Bauernstande in zwei an sich unabhängigen, aber auf die angegebene Weise durch einander geschlungenen Stücken neben einander geben zu lassen, ist eben so neu als sinnreich. Der Dichter hat ohne Zweifel dadurch den unermeßlichen Abstand zwischen den Vornehmen und Gebildeten einerseits und den einfachen Dorfbewohnern andrerseits zeigen, er hat den Vorzug zeigen wollen, der jenen gebühre, und deshalb auch die Personen des Singspiels in der hochtrabenden Sprache seiner Trauerspiele reden lassen, während sich die Bauern des Scherzspiels der schlesischen Mundart bedienen, mit Ausnahme des Amtmanns und der Dornrose, welche „städtisch", d. h. hochdeutsch, spricht, weil sie bei allen übrigen Vorzügen auch den der höheren Bildung vor den andern Bauern haben soll. Aber für uns ist gerade die Wirkung umgekehrt, indem wir an den schlichten, natürlichen Bauern weit mehr Vergnügen empfinden, als an jenen gezierten Wesen des Singspiels. Auch ist die „Dornrose" nicht allein wenigstens eben so gut in der Anlage, als das „Gespenst", sie steht in der Ausführung ohne Vergleich höher. Die Exposition ist besser, als in allen seinen Trauerspielen; sie versetzt uns nicht nur in lebendiger Weise in die Verhältnisse beim Beginne der Handlung, sie ist selbst schon ein Theil dieser Handlung und der Dichter benutzt sie mit sicherem Griff, um uns mit dem Charakter eines Theils der bedeutendsten Personen bekannt zu machen (3). Diese sind überhaupt scharf und richtig gezeichnet, nur der Amtmann Wilhelm von Hohen Sinnen ist etwas schwankend aufgefaßt, doch nicht in solcher Weise, daß sich dieses Schwanken nicht auch poetisch rechtfertigen ließe, und man daher nur größere Sicherheit der Auffassung vermißt. Dagegen sind die Bauerncharaktere vortrefflich gezeichnet, die streitsüchtigen Jockel Dreweck und Bartel Kletzmann mit ihrem Geldstolz, der gutmüthige Gregor Kornblume, der rohe Matz Aschewedel, durch den wir auch an die Sittenlosigkeit und die Gewaltthätigkeiten des Kriegs erinnert werden, die alte Frau Salome, welche die Gemeinheit, aber auch die durchtriebene Pfiffigkeit des Bauerweibes glücklich reprä-

ſentirt, während wir in der „Dornroſe" die tief poetiſche Natur des Landmädchens erkennen. Ueberhaupt hat der Dichter an ihr die vollendetſte Meiſterſchaft bewährt, dadurch nämlich, daß er ſie ſchon in ihrer Sprache über alle andern Perſonen gehoben und ihr doch den Charakter des Landmädchens vollſtändig bewahrt hat. Aeußerſt glücklich iſt auch der Gegenſatz zwiſchen dem Amtmann und der Dornroſe; obgleich beide hochdeutſch reden, ſo iſt ihre Sprache doch durchaus verſchieden; der Amtmann ſpricht pedantiſch, geſchraubt und geſucht, bringt gern, aber ohne widerliche Uebertreibung, fremde Wörter vor, die er verunſtaltet, und dabei hat ſeine Sprache immer die Färbung des Dialekts, wodurch ſeine mangelhafte, affectirte Bildung recht lebendig hervortritt, während Dornroſe in durchaus reinem, aber höchſt einfachem und ſchlichtem Hochdeutſch ſpricht. Solche Feinheit der Auffaſſung aber iſt nur einem großen Dichter möglich. Wir halten die „Dornroſe" für die gelungenſte Arbeit des Dichters, der darin nicht nur ſeinen gewöhnlichen Fehler, die Uebertreibung, vermieden, ſondern auch einen höchſt einfachen Stoff durch die einfachſten Mittel zu wahrhaft dramatiſchem Leben gehoben hat; wir möchten ihr unter allen Luſtſpielen der Deutſchen nur H. von Kleiſts „Zerbrochenen Krug" gleichſtellen, mit welchem ſie überhaupt vielfache Aehnlichkeit darbietet.

Von ſeinen andern Luſtſpielen iſt eines, „die Fiſcher", verloren gegangen, die zwei andern ſind Ueberſetzungen, „der ſchwermende Schäfer" aus dem Franzöſiſchen des jüngern Corneille, „die Säugamme" aus dem Italieniſchen des Hieronymus Razzi. Endlich hat er auch zwei Sing- und Feſtſpiele gedichtet, welche aber ſeinen übrigen Werken in jeder Beziehung nachſtehen. Die „Majuma", ein freſtiges Schäferſpiel, welches er zur Feier des Friedens geſchrieben, iſt die geſchmackloſeſte von allen ſeinen Arbeiten, gelehrt und voll mythologiſcher Anſpielungen. Den Inhalt des „Piaſtus", den er zu Ehren des Herzogs Chriſtian von Liegnitz dichtete, bildet die Sage von dem Bauern Piaſt, der von den Fürſten ſeines Landes zum König von Polen erhoben wurde; er ſchließt mit Prophezeihungen über den Ruhm und die Fortdauer des Piaſtiſchen Stammes.

1. Aus „Cardenio und Celinde".

(IV. Abhandlung.)

Cardenio. Das Geſpenſt in Geſtalt Olympiens.

Der Schau-Platz verwandelt ſich in einen Luſt-Garten.

Card. Mein Troſt' wir gehn ſo fern und wechſeln keine Worte!
Treugt mich das Auge nicht, ſo ſind wir an dem Orte,
Den Sie bey miller Nacht zu trauren ihr erwehlt!
Mein Engel! reſſen Grimm mein renend Hertze quält,
Iſt Ihr gerechter Zorn denn nicht zu uberbitten?
Ich hab, es iſt nicht ohn, weit auſſer Pflicht geſchritten,
Mehr aus verzweiffeln, denn aus Abgunſt gegen Ihr!
Sie, Göttin, Sie verzeih'! Die Seel' erquickt in mir,
Wofern Sie, Schönſte, nicht hir wil den Haß ablegen,
Den meine Schuld entdeckt. Sie laſſe Sich bewegen
Der heiſſen Thranen-Fluß! Der ſanffte Weſten-Wind,
Der durch die Sträuchee rauſcht, beſeuffzet und entfindt
Die unausſprechlich Angſt, die meine Seele drucket.
Diane, die beſturzt und tunckel uns anblicket,
Bejammert meine Noth, und bittet, wie es ſcheint,
Vor diſen, der fur Ihr auff ſeinen Knien weint.
Sie gonne mir doch nur Ihr liblich Angeſichte.
Das Mond und Steenen trotzt und mach' in mir zu nichte
Durch einen ſuſſen Kuß, wo etwas allhir lebt.
Das nicht Olympen holt! Die Nacht, ſo umb uns ſchwebt,
Sey Ihr ſtatt einer Wolck der zart-gewirckten Seiden!
Mein Engel, Sie wird ja von Ihrem Diner leiden,
Daß er, dafern ihr Haß beſtändig zurnen wil,
Doch nur die Hull' abzih, und recht das blitzen fühl,
So aus den Augen ſteale — — — —

Der Schau-Platz verändert ſich plötzlich in eine abſcheuliche Einöde, Olympie ſelbſt in ein Todtengerippe, welches mit Pfeil und Bogen auf den Cardenio zilet.

O Himmel, ich verſchwinde!

Ol. Schau an, ſo blitzt mein Stral, dein Lohn, die Frucht der Sünde.

Lyche (Zauberin). Celinde. Cleon (Kirchen-Bewahrer).

Der Schau-Platz ſtellet einen Kirchhof mit einer Kirchen vor.

Lyche. Der Mond iſt ziemlich hoch, der kalte Wandel-Stern
Läſt ſich Nord-Oſtlich ſehn, das Licht iſt gleich ſo fern,
Als uns der Abend ſieht, die munteren Geiſter lehren
Ein ihn verknürffte Seel, indem ſie ſchnarchen hören,
Die irrdiſch ſind geſinnt, biß ſich der Vogel regt,
Der unſerm Thun ein Zil durch ſeine Stimme legt.
Nunmehr iſt keine Zeit, O Schönſte, zu verliren,
Wo wir entſchloſſen ſind, das Werck recht außzufuhren.
Sie ſuche denn das Pfand der unerſchöpfften Luſt,
Der immer-feſten Trew in Ihres Liebſten Bruſt,
Indem ich ſeine Seel in jenem That erweiche,
Daß ſie uns willig ley zum Darlehn ihrer Leiche,
Sie ſtell' Ihr Sorgen ein und zage ferner nicht'
Vor alles Schrecken din' Ihr diß geweyhte Licht.
Cel. Ach ſoll ich diſer That allein mich unterfangen?
Lyche. Umb immer-feſte Luſt und Ruhe zu erlangen!
Cel. Allein, in diſem Ort? Lyche. Steht Cleon nicht bey Ihr'
Cl. Steht Ihr ein Vnglück vor, ſo widerfahr es mir'
Cel. Allein, den heilgen Ort die Stunde zu betreten!
Cl. Diß thn ich für und fne, es ſey, daß ich zu beten
Geſetzte Zeichen geb', es ſey, daß man bedacht,
Zu fördern diß und das, worzu die ſtille Nacht
Will angenehmer ſcheint. Cel. Diß Stück iſt nie gewaget'
Lyche. Von diſer mehr, denn offt, die Sie umb Rath gefraget.
Cel. Die leider mehr, denn ich, auff ſolchen Fall beherzt.
Lyche. Der Anfang furchtet offt, wormit das Ende ſcherzt.
Cl. Was fürchten wir uns doch! es iſt ein eitel Schwatzen,
Wormit man Einfalt ſucht, in Traum und Wahn zu ſetzen,
Meynt mnn, daß ſich ein Geiſt umb Bein und Grab beweg,
Daß hir ſich ein Geſpenſt, dort ein Geſichte reg,
Vnd eifer umb ſein Aich? Greffnet nicht die Grüfte
Aegypten ſonder Scheu und beingt in freye Lufte
Sein balſamirtes Fleiſch, das ubee die verſchickt
Ein abgekrancktes Hertz im Siechbett' offt erquickt?
Entgildern nicht die Aertzt' ohn Gnred und Bedencken
Voll Cörper, die man wolt in ihre Ruh einſencken,
Vmb andern darzuthun, woher die Seuch entſteh?
Wo greifft die Kunſt nicht hin? Hat man der Menſchen Weh
Nicht offt durch Menſchen-Blutt, Fleiſch, Glidee und Gebeine
Vnd feiſtes Marck geſtillt? Durch todter Nieren Steine
Bricht der, der in uns wachſt. Man gibt nichts neues nn,
Doch ſucht man hir bey Nacht, indem der Tag nicht kan
Bedecken derer Neid, die ſich auff uns entzunden.
Weil wir zu aller Noth weit ſchneller Mittel finden,
Als ihre Kunſt vermag, die ſo manch weites Land
Vor mehr denn Menſchlich hält: Haß rühet nus Vuerſtand.
Cel. Man kan ja jedes Bild mit ſchoner Farb anſtreichen.
Lyche. Ich geh', Ihr, fördert euch, laſt nicht die Zeit hinſchleichen,
Die keinmal wider kommt! Cel. Es ſey gewagt! Cl. Die Thür
Iſt offen, was wir thun, bleibt zwiſchen Ihr und mir.
Sie folg', ich wil die Grufft des Ritters leicht entſchlieſſen.
Cel. Wohin verfallt ein Weib, die ſo vil leiden muſſen!

Cardenio (kommt).

Card. Ach! tödtlich Anblick! Ach' abſcheulichſtes Geſicht!
Ach grauſamſtes Gepenſt! umb ringt mich noch das Licht?
Wie? oder iſt der Geiſt bereits der Laſt entbunden,
Vnd hat die Frucht der Schuld, der Sünden Sold gefunden?
Wo bin ich? faul ich ſchon in einer finſtern Grufft?
Trägt mich die Erden noch? Zih' ich noch friſche Lufft
In die erſchreckte Bruſt? Ich ſchaw den Himmel zittern,
Ich ſchaw der Sternen Heer Blutt-rothe Straten ſchittern!

Wo bin ich? Iſts ein Traum? beiſcht mich der Richter vor?
Klingt ſeine Rechts-Poſaun durch mein erſchälltes Ohr?
Wie? oder geh ich wol durch dunckel granſe Wege
So einſam, ſo allein durch ungebahnte Stege,
Wo des Gewiſſens Wurm ſtets die Verbrecher nagt,
Wo ein verdammter Geiſt, der von ſich ſelbſt verklagt,
Vnd durch ſich überzeugt in ewig-neuem Schrecken
Sucht ſeine Miſſethat vergebens zu verſtecken?
Ach Gott! der Götter Gott! geh ich noch in der Zeit?
Beſchleuſt mich ſchon das Zil der langen Ewikeit?
Ich fühle ja, daß ich mit Gliedern noch umbgeben!
Iſts möglich, daß ich lan nach ſolchem Anblick leben?
Doch ja! du groſſer Gott, du trägſt mit mir Gedult
Vnd gönnſt mir etwas Friſt, die übermaſte Schuld,
In die ich mich vertäufft, dir weinend abzubitten.
Ich, HErr, bin von der Bahn der Tugend abgeglitten;
Ich bins, der in dem Koth der Laſter ſich gewältzt,
Mehr vihiſch als ein Vih, der nimmermehr gefühlt
(Wie hart du angekloppft) dein innerlich anſchreyen,
Der mehr, denn lebend, tod (ob ſchon du wilſt befreyen)
Doch an der Sünden Joch die ſchwere Ketten zeucht,
Der vor dir, Heil der Welt! in ſein Verderben flencht.
Mein Vater, ich kehr' umb! ich knie vor diſe Thüren,
Vor dein geweyhtes Hauß. — Was aber mag ſich rühren?
Was poltern hör ich an? mir ſtehn die Haar empor!
Verfolgt mich diß Geſpenſt biß an die heilgen Thor?
Hat ſich der gantze Styx die Nacht auff mich verbunden?
Hat ſich Cocytus Heer in diſe Stadt geſunden?
Mein Gott! ich muß von hir! halt inn! was gibſt du an?
Halt inn, Cardenio! Ob auch ein Rauber kan
Sich an den ſtillen Ort bey ſtillem Dunckel wagen
Vnd an gewehrtes Gold die frechen Hände ſchlagen?
Was weiß ich, ob nicht Gott mich an den Tempel führ,
Zu retten ſeine Kirch? wie fein, daß ich verlir
Gelegenheit, das Schwert einmal vor Gott zu zucken,
Vnd Mördern aus der Fauſt den ſchweren Raub zu rucken!
Iſt diß mein groſſer Mutt? Ach nein! die Kling iſt frey.
Der ſteh', auff den ichs wag, dem guten Vorſatz bey!
Die Thüre, wie ich fühl, gibt nach und iſt entſchloſſen:
Diß zeigt nichts redliches an! die Rigel weggeſchloſſen!
Gewiß ſind Rauber hir! Wie komm ich auff die Spur?
Dort hängt von oben ab an Gold gewürckter Schnur
Ein köſtlich hell Criſtall, in dem die Flamme lebet,
Die, durch ein Tacht ernährt, auf reinem Oele ſchwebet,
In reiches Silberwerck vor Anſtoß eingeſenckt.
Wie daß die Rauber nicht den ſchönen Schmuck gekränckt,
Der ſich doch ſelbſt entdeckt? Was kan ich hieraus ſchlüſſen?
Es geh nun, wie es geh, ſo muß ichs dennoch wiſſen!
Werumb entzünd ich nicht die Kertze vom Altar
Bey diſer Ampel Glantz und ſuche, wo die Schar
Sich zu verbergen tucht? Hir iſt noch nichts entwendet;
Doch haben ſie villeicht das Stuck nicht recht vollendet.
Was aber ſind ich hir? Wie? Ein entſeelte Leich,
Gelehnt an diſe Maur, von Fäule blau und bleich?
Verſtelltes Todten-Bild! weit eingekrumpffte Lippen!
Was ſind wie Arme doch? Sobald man an den Klippen
Des Todes ſcheitern muß, verſchwindet die Geſtalt,
Die vorhin friſche Haut wird vor dem Alter alt,
Vnd Stanck vnd Staub und nichts! Was aber hir zu ſagen?
Ob nicht der Corper wol aus ſeiner Grufft getragen,
Indem man Sarg zebricht und mit erhitztem Mutt
Durchſtanckert Aſch und Bein, umb das verfluchte Gutt?
Wer rennt der Thuren zu, ſo lang, ſo ſchwartz bekleidet?
Halt an! — Er iſt dahin! Der frembde Fall beneidet
Die nie erſchreckte Fauſt! Doch einer wird allein
Zu diſem Kirchen-Raub nicht außgeruſtet ſeyn!
Vnd recht! Dort ſtralt ein Licht aus dem entdeckten Grabe!
Wol, daß ich in dem Neſt das Wild ergriffen habe!
Was habt ihr Mörder vor? Cel. Weh! weh mir! ich bin todt!
Card. O Gott! was ſind ich? Cel. Ach! ich ſterb in höchſter Noth!
Card. Iſt diß Celinde? Wil mich ein Geſpenſt erſchrecken?
Cel. Wil mich Cardenio aus diſer Grufft erwecken?
Card. Celinde! ſchau ich Sie? Cel. Schicke Ihn der Himmel mir?
Card. Zu Ihr in diſe Grufft! Cel. Mein Herr, ich ſtirb allhir!
Card. Iſts möglich, daß ich Sie, Celind', allhir ſoll ſchauen?
Cel. Er ſchau't mich hir verteufft in unerhörtes Grauen.
Card. Wer führt Sie in ein Grab? Cel. Verzweiffeln, Herr, und Er!
Card. O grauſes Wunderwerck! Cel. Mir leider vil zu ſchwer!
Wofern Sein Haß auff mich noch, wie vorhin, erbittert,
So ſchaw Er auff ein Hertz, das in der Angſt erzittert,
In die es ſich geſtürtzt, mein Herr, umb ihn allein,
Vnd ſtoſſe ſeinen Stahl, zu enden diſe Pein,
Durch die entblößte Bruſt! Dafern Er mit mir Armen
Mitleiden tragen mag, ſo woll' Er ſich erbarmen
Vnd führe mich von hir! Card. Iſts? oder iſts ein Schein?
Soll Sie Celinde denn in lauter Warheit ſeyn?
Nein, das Geſpenſt, das durch Olympen mich gefället,
Hat in Celinden ſich den Augenblick verſtellet,
Vnd läſt, wofern ich ſie mit einer Hand berühr,
Ein ſchändlich Todten-Bild, gleich als vorhin, für mir.
Cel. Er rette, wo er kan, Er rette mich Betrubte,
Er rette diſes Herz, das Ihn ſo hertzlich libte!
Card. Sie ſteige zu mir auff! Cel. Es hält mich etwas an,
Doch ſchaw ich nichts, als Ihn! Er reiche (wo er kan)
Mir den beherzten Arm! O Gott! laſt uns von hinnen!
Card. Celinde, mocht ein Menſch ſo frembden Fall erſinnen?
Wie komt Sie an den Ort bey ungeheurer Nacht?
Cel. Mein Herr, Er forſche nicht! Wenn ich von hir gebracht,
Will ich mein Elend Ihm ohn Vmbſchweiff glatt außlegen.
Mein Herr, von hir! Card. Schau ich den Todten ſich bewegen?
Er eilt dem Grabe zu, die Glider zittern mir,
Die Schenckel ſind erſtarrt! Cel. Mein Herr, mein Herz, von hir!

Das Geſpenſt des Ritters.

Des Höchſten unerforſchliches Gerichte,
Schreckt eure Schuld durch diſes Traur-Geſichte,
Die ihr mehr todt, denn ich! O ſeliq iſt der Geiſt,
Dem eine Todten Grufft den Weg zum Leben weiſt!

2. Aus „Horribilicribrifax" (1. Auffzug 2. Scene).

Antonia (Mutter der) Selene (eine hochmüttige, doch arme Adeliche Jungfrau).

Ant. Liebes Kind, es iſt nicht ohn, ich bin deine Mutter, und wolte bey dir thun, was einer ehrliebenden Frauen und Mutter zuſtehet; Du bleibeſt aber auff deinem Kopff, und wilſt gutem Rathe nicht folgen. Du weiſſeſt, unſere Mittel ſind in dem Kriege zerronnen, wir ſtecken in Schulden, und ſo es entdeckt wird, verlieren wir unſer übriges Credit. Die Kleider, Perlen und Geſchmeide, in welchen du herein geheſt, gehören meiner Schweſter, welche ſie eher wird abzufordern wiſſen, als uns vielleicht lieb ſeyn möchte. Du weiſſeſt, daß wir über zwey gantze Hembde nicht in unſerm Vermögen haben. Wer dich von oben beſtehet, ſolte wol meinen, wir hätten den gantzen Spitze Kram von Brüſſel erb-eigen. Wer aber etwas genauer auff uns acht giebet, wird wol erkennen, daß nicht alles Gold, was gleiſſet. Du biſt nicht die jüngſte: unter den Schönſten wird man dich nicht verlieren, und ich weis auffs beſte, was hin und wider an dir zu meiſtern. Auff Fürſten darffſt du nicht hoffen, das Kuh- und Schaaff-Fleiſch gilt iht ſchier mehr, als Jungfeen-Fleiſch. Drumb ſihe vor dich, und hilff dir und mir durch eine glückliche Wahl.

Sel. Frau Mutter, wol bedacht, hat Niemand Schaden bracht. Ich muß mit dem Manne leben, nicht Ihr. Es iſt bald genommen, aber nicht ſo leicht, davon zu kommen.

Ant. Was mangelt Poſſidonio? Er iſt reich, von hohem Anſehen, im blühenden Alter, hat vornehme Freunde, ſtehet wol zu Hofe und liebet dich von gantzer Seele.

Sel. Ha, Frau Mutter, ſolt ich meine Zeit mit dem wunderlichen Kopffe zubringen? lieber hettet ihr mich in dem erſten Bade ertrenckt.

Ant. Man wird dir mahlen müſſen, was dir tügen ſolle. Cleandor, der vor dich begehret, du er in geringerm Stande, wil dich ieht nicht, da er geſtiegen, durch einen zubrochenen Zaun anſehen. Was werden wir an Palladio zu tadeln haben? Du ſteheſt, wie deſſen Glücke zu blühen beginnet.

Sel. Wol, Frau Mutter! weil es blühet, ſo mag es

Digitized by Google

reiff werden! Gelehrte: Verkehrte. Ein Gebündlein Bücher und ein Packetlin Kinder iſt ihre gantze Verlaſſenſchafft. Was kan eine Dame von Qvalität vor contentament haben bey einem ſolchen Meaſchen? Des Morgens umb nier, oder auch eher, ous dem Bette und unter die Bücher, von daanen auf den Hoff, in die Kirche oder zu den Krancken. Sie traumrn an der Taffel oder belegen die Teller wol gar mit Brieffen. Den gantzen Tag ſteckt ihnen der Kopff voll Mäuſeneſter, und ſwns der Teuffel gar iſt) wenn ſie amb 12 Vhr widerumb zu Bette kommen, ſo ſchlagen ſie ſich mit tollen gedancken, machen Verſe oder ſchicken die fünff Sinne gar in Oſt Indien. Vnſere alte wuſche Magd, die ſchwartze Dorabelle, welche lange bey einem Königlichen Rath in Dienſten geweſen, hat mich mit Eyd und Thränen verſichert, voß eine Bauer-Greta viel beſſer ſich auf den Strohſack befinde, als des gelehrteſten Mannes Frau auff Schwanen Federn.

Ant. Sie ſind nicht alle ſolche Träumer. Vnſere Schwägerin, Frau Sulpitia, hat ſich noch niemals beklogt; ſie hat die Kaſten voll, das Hauß beſchicket, die Schüttboden verſehen, die Kellre ſonder Mangel, die Küchen ſtets lenchtend; dahergegen Frau Gertend, die den reichen Wucherer geheyrathet, hungrr ſtirbt und mehr Maul Taſchen als Krametz Vogel non ihren Mann auffreſſrn muß.

Sul. Dem ſey ſo! ich wil nor mich von keinem Gelehrten wiſſen. Ein Land-Jancker ſtünde mir beſſer an.

Ant. Der ſeine Hande lieber ſtehet, und die groſſe Vieh Magd öffter kuſſet, als ſein redlich Weib. Ich weis, daß dir das Maul aach dem Narrenfreſſer, dem Aaffiſchneider, Capitain Lügner von der Bernhäuterey ſtincke.

Sel. Warumb, Frau Mutter, daß ſie den redlichen Cavaliee nerkleinert? Ich ſehe nicht, warumb ich ihm aicht günſtig ſeyn ſolle: er vermag bey 30000 contenten, weis ſeine Perſon za peæsentiren, iſt bey vornehmen Lenten berühmt aad beliebet. Ee — — —

Ant. Er hat dir nielleicht Brieff und Siegel über ſein Vermögen gegeben?

Sel. Was ſolt ee vor urſach haben, ein mehrers von ſich anßzageben, als ſich in der That befinden mochte?

Ant. Wer auf der Baler vorgebenes Reichthum trvaet, befindet ſich in dem Eheſtande mit leeren Händen.

Sel. Nechſt als er uns in den Garten tractiret, war ja der gantze Tiſch mit Gold nad Silber beſetzet. Er ſtreuete Ducaten aus, als wärens Stroh-Thaler. Die Diamantene Hutſchnur und das Gehencke ſind allein ein zehn oder zwölffionſend Reichsthaler werth.

Ant. Tochter, Tochter! ich ſehe dein Verderben vor Augen.

Sel. Frau Mutter! könnet ihr mir nicht helffen, ſo hindert mich auffs wenigſte nicht aa meiaem Glück. Ihr werdet onderwerts erfahren muſſen, wos ench nicht lieb iſt.

Ant. Wehe den Eltern, die ihre Töchterlin zu ſehr in der Jugend verzärteln!

Sel. Wehe den Töchtern, die nicht ſelber ihr beſtes ſuchen, nnd es anff dee wunderlichen Matter Vorſorge aakommen laſſen! (Beide ab.)

(3. Scene). Flaccilla (Mutter der) Sophia (Eine keuſche, doch arme Adeliche Jungfrou).

Flac. Ach, meia Kind! wenn ich dich entweder nie gebohren hette, oder wenn du in meiner Schooß geſtorben wereſt, wie vielem Hertzleid weren wir beyde zeitlich entkommen! Was nützet, ous hohem Geſchlecht entſproſſen ſeyn, wenn mnn nicht nur den Stand nicht führen, ſoadern nnch das Leben nicht eehalten kan?

So. Fran Matter, es gehe ſo harte zn, als es wolle, man bleibet dennoch nicht von GOtt verlaſſen.

Flac. Was wollen wir anfaagen? womit wollen wir aas erhalten? alle Mittel ſind hinweg! Dein Mannbares Alter erfordert einen Bräutigam, der Mongel aller Hülffe ſchneidet dir olle Hoffnnng ab, deine Tugenden ſind aa dieſem Orte nugangbare Münze. Die groſſen Verſprechungen, dich zu befördern, werern zu Waſſer: der Princeſſin, die dich in ihren Hoff vor dieſem anznnehmen geſtaaet, iſt bereits eine andere auffgedrungen.

So. GOtt ſorget dennoch fur ans, nnd hat mehr als ein Mittel, die Seinigen zu erhalten.

Flac. Dieſe Worte füllen den Magen nicht, nad tügen weder zu ſieden noch zu braten. Wenn da ſenem Edelmann wereſt etwas beſſer an die Hand gegangen, oder noch gehen wollteſt, es ſtunde bequemer nmb mich nnd dich.

So. Ha, Fran Mutter, liebee das Lebea verlohren, als die Ehre! lieber Hunger geſtorben, als die Keuſchheit hindon geſetzt!

Flac. Man muß aus der Noth eine Tugend machen. Solche groſe Worte ſtehea reichen Damea, nicht verlaſſenen Kindern, an. Wir haben zwey Tage ſonder Kirchea Gebot gefaſtet, nnd wiſſen noch heate weder Brodt noch Zugemüſe. Wir habea nichts zu verkauffen, nichts zu verſetzen, habea beyde kein gutes Kleid, und alles, was du aa dem Leibe träqeſt, iſt mit Nadeln zuſammen geſtecket, als die Schindeln anff einem Kirchen Dache mit dea Nägeln. Wo du an den Wind kommeſt, ſo wehet er dir alle Flecke von der Haat. Was Rath bey dieſem Zuſtand?

So. Ach meine Mutter! warumb mir nicht eher ein Meſſer durch die Bräſte geſtecket, als mich ermahnet, von der Tugend abzuſetzen? Iſt kein ander Mittel za leben, ſo loſſet aas dienea! Duncket euch diß in dieſem Ort zu ſchändlich, ſo laſſet aus einen unbekandten ſuchen!

Flac. Fleug Vogel ſonder Federn! Wo wollen wir uns hinmachen ſonder Zehrung? Werden wir ſobald für Magde angenommen werden, wena wir uns nar anmelden? Wer wird nicht dein Geſicht in Verdacht ziehen, und genau noch unſerm Zuſtand forſchen? Ich weiß wol, mein Kind, daß ich wider GOtt and Stand und dich thue, indem ich aaff ſolche Gedancken gerathe; aber der, dem das Waſſer biß an die Lippea laufft, muß leenen ſchwimmen. Hetten wir indeſſen nar auff einen oder zwey Tage Vorrath, ſo könnten wir verſachen, ob und wie deinem Vorgeben aachzukommen.

So. Wir haben nichts, als aas ſelbſt, zu verſetzen oder zu verkauffea.

Flac. Auff dieſes Pfand pflegt niemand nichts za leihen, es verſtehet ſich zu geſchwinde.

So. Wolan, ich habe noch etwas, das ich auffer meiner Ehre wagen kan.

Flac. Da haſt vielleicht einen verborgenen Schatz gefunden, wie die Goldmacher, die in höchſter Armuth von viel Tonnen Goldes zu reden wiſſen?

So. Der Schatz iſt offenbahr, ob ee wol aicht viel werth. Schneidet mir dieſe Hoare von dem Haupt, aad verkauffet ſie irgend einer Hoff Damea.

Flac. Der Gewinn voa dieſee Kaaffmanſchafft wird ſo greß nicht ſeyn.

So. Geringe Handels Leate müſſen nicht gar za groſſen Gewinn hoffen. Löſet mir die Flechten auff! laſſet nns hiaein, denn die Noth leidet keinen Aufſchub. (Beide ab.)

(V. Aufzug. 9. Scene.) Daraldantumtarides. Hoerlbillieribrtfax.

Hoe. Vnd wean du mir biß in den Himmel entwicheſt, nnd ſchon aaff dem Lincken Fus des groſſen Beeren ſeſſeſt, ſo wolte ich dich doch mit dem rechten Sporn-leder erwiſchea aad mit zweyen Fingern in den Berg Aetna werffen.

Dar. Gardez vous, Follusteau! meineſt du, daß ich nor dir gewichen? und wenn da des groſſea Carola Bruder, der groſſe Roland ſelbſt, aad mehr Thaten verrichtet hätteſt, als Scanderbeck, ſa in die Hant von Tamerlanes gekrochen wereſt, ſolteſt dn mir doch keiae Furcht einſagen.

Hoe. Ich? ich wil dir keiae Furcht einſagen, ſondern dich ja zwey und ſiebentzigmal hundert tauſend Stücke zerſplitteen, daß du in einer See von deinem eigenen

Blute erſticken ſolleſt. Io ho visto l'inferno e tutti i Diavoli.

Dar. Ich will mehr Stücker von dir hauen, als Sternen ietzund an dem Himmel ſtehen, und will dich abtractiren, daß das Blut von dir flüſſen ſoll, biß die oberſte Spitze des Kirchturnes darinnen verſunken.

Hor. Per non lasciar piu oltre passar questa superba arrogaoza, will ich die ganze Belägerung von Treja mit dir ſpielen.

Dar. Vnd ich die Zerſtörung von Conſtantinopel.

Hor. Io spiro morte e furore! Doch laſſe ich dir noch ſo viel Zeit, beſiehl deine Seele und bete ein Vater unſer!

Dar. Syrich einen Engliſchen Gruß, und damit ſtirb!

Hor. Du wirſt zum wenigſten die reputation in deinem Tode haben, daß du von deſſen unüberwindlichen Fauſt geſtorben, der den Konig in Schweden niedergeſchoſſen.

Dar. Tröſte dich mit dem, daß du durch deſſen Hand hingerichtet wirſt, der dem Tylli und Pappenheim den Reſt gegeben.

Hor. So hab ich mein Schwerd außgezogen, in der Schlacht vor Lutzen.

Dar. Morbieu, me voyla en colere! mort de ma vie! je suis faschè, par ma foy! So hab ich zur Wehre gegriffen in dem Treffen vor Nerglingen.

Hor. Eine ſolche poſitur machte ich in der letzten Niederlage vor Leipzig.

Dar. So lieff ich in dem Waal Graben, als man Gleqan hat einbekommen.

Hor. Ha! ha! Iſt Er nicht questo capitaino, mit dem ich Kugeln wechſelte bey der Gala?

Dar. O! iſt Er nicht der junge Signeur, mit dem ich Brüderſchafft machte zu Schlichtiqheim?

Hor. Ha, mon signeur, mon Frère!

Dar. Ha, Fratello mio illustrissimo!

Hor. Behüte GOtt, welch ein Unglück hätte bald geſchehen ſollen!

Dar. Welch ein Blutvergieſſen' Massacre et strage, wenn wir einander nicht erkennet hätten!

Hor. Magnifici et Cortesi Heroi können leicht unwiſſend zuſammen gerathen.

Dar. Les beaux Espeits lernen einander durch dergleichen rencontre erkennen.

3. Aus der „Gelibten Dornroſe" (I. Aufzug).

Gregor Kornblume (verliebt in Dornroſen), Bartel Klotzmann (Kornbl. Vetter) bringet einen Hahn unter dem Arme mit ſich, welchem der Fuß entzwey geſchmiſſen.

Bart. Ja es gleebts ke Menſch uffm lichten breiten Gots Boden, wus das für a Kreitze iſt, wen me en falſchen leechtfertigen Ihrvargaſſenen Nookber hott.

Greg. O ſis Klotzmann, mey Vetter! Ha wird wider uff Durnroſes Nanne*) raſen. Ich will a biſſeln hie hinger da Boom traten unde hüren, waſſe draus warden wird.

Bart. O mey Haan! O mey Haan! O du armer Haan, ſis key Haan in dam gaahe Furſtenthum, dar dam Hahne die woge halt.

Jockeldrencke (Dornroſen Vater) kommet von der andern Seiten und träget einen mit ſiedendem Waſſer verbrandten Hund.

Jockel. Hulß der hänger! Ihe kans nimme leiden, ha macht mer dar Paffen de läage ze vill. Ich ſteche noch e mehl e Meſſer in Bauch, dos em der dräck zur Wunde rans fährt!

Greg. Nu ſabt, wos der Teufel kon! Da brenget e Durnroſens Vetter och har. Wu ſe nu enander begähnen, ſe wirds an gihn.

Jockel. Meine arme Luſche! O du arme Luſche! Se han dich verbrand, äſe wenn de e Pulewreſſer werſt.

Bart. O mey armer Haan! dan Schaden verwingeſt du ande iche nimmer mir!

Jockel. Du arme Luſche! hett ich doch garne weln behandeln unde bezahlen, was de gefraſſen huſt, wenn dich dir heelluſen Leute nich ſu getribeliret hetten. Nu ich ſchwere, ſe hans nicht dihre, oder wull mir gethan.

Bart. O du armer Han! Ich ſchwere, ich will nich ruhn, biß ich Jockels Guatzens Been wider e zwir geſchlain ha.

Jockel. Ich ſchweer! Ich will mäy Häult nich ſanffte lecn, biß ich Bartels Gritte wider da Kupff verbruht ha, das er de Wulle ſtüben ſoll.

Bart. War raſet de fürne?

Jockel. War macht ſich dorte hingen ſo breet?

Bart. O ſis Jockel ſalber!

Jockel. Do kumt Bartel! Wos gilts, wir weln mit enander an ſchneiden?

Greg. Nu warn Handel über Handel warden! Iſs wird noch a Krig aus dam Dinge intſtihn, der grüſſer als der Tartariſche und Türckiſche.

Jockel. GOtt gruß ich, Nuckber, und ga ich ſu vill Gluck, aß ihr ward ſeid!

Bart. Unde ruch ſo vill, aß er verdinet hat!

Jockel. Wu ſtahn? Ich dencke allezeet, ich verdine beſſer Glücke, aſſa du.

Bart. De wees mey Haan derven ze kreen! Was hat der dar arme Karle gethen, das em dey Kuntze e ſ' Been e zwer geſchmiſſen hott?

Jockel. Do ſoll meine Luſche druff antwertten! Se hott der erne e Hünle der traten, das ſe deine Grute ſu zagericht hott, aß wen ſe der Dibs Hänger bald geſchungen hätte. Ich will der gar balde de Guiche ſu verbrämen, das der dar Baart ausfahn ſol, wie menner Luſchen Saal.

Bart. De darfſt mer nich gar vill, ſe will ich der alle beede Beene in kleene drümer ſchlon, das de uff den bots Fingern hem kriechen ſalſt. Mey orm Haan ging in meim egene Hofe, und kreete uff ſeime Miſte, ſe ſchmuß ihm dey Knecht Gunze ohne Schelt und Urſach, das e ſchrie, aſſe wen a raſend worden. Sich ock, wie em der Kamp hengel!

Jockel. Unde meine Luſche hatten ſe in deinen Hoff eingelockt, die böſe Buben! Se kumt deine Bettel, de Grütte, unde ſchmeeſt er de Topp noch, daß gar krachtr.

Greg. Ja ſu gibts! Hie gebeicht me Töppe, de Krüge. S' giht ock alles über da orme mich aus.

Jockel. Wen ſich meine Luſche von beeleren Dinge verbrandt hette, welde ichs nich gruß achten, de Hoore würden er vü wider wachſen.

Bart. Wen mey Hahn ſchlächt wäg das Been gebrochen hätte, müſte ich mich och zu ruhe gahn, und welde nicht e ſulch Laben machen.

Jockel. Ich ſchiſſe dir uff den Hahn! Wos iß um en Hahn? Saht olle har! Meine Luſche, och! Se wedelte ſu mit em Zahle, wen ich heem kam aus der Stodt oder von Hofe. Se hüppte, ſe ſprang, ſe heuchelte mer, ſe that, aß wenn ſe mich welde willkummen heſſen. S war ock ſchade, daſſe key deutſch redea kunde. Se biß ſich mit olle Hunden im Durfſe rüm. Se vertrug ſich ſu wubl mit e Katzen; ſe wachte ze nachte beſſer aße zahn Mußkätenier. S kunde ſich nich e Meuſele rerp; ſe gabſe e zeechen. O ſe baal ſu ſchine! Wen ihrer noch dreyzehn wern gewaſt, ande mey Kater hatte myte ey geſtimmet, 's hette beſſer geklungen, aße eene kleene Vrgel, die nicht genß iſt.

Bart. O mey Hahn! e hotte muh Verſtand im Gehirne, aſſe manch Kolender macher; e hettels Watter ſu guſt im Kuppe, a krete ſtracks, wens aaders waren ſulde. Key Hahn im gantzen durfſe nams mit em an. S' wer ock anne Luſt, wen e ſmurgens de Leute uff weckte. Ho! de andern Haane kreeten weet weet hingerm har, und wea je ſu de wette mit enander kreeten, ſe wars nicht anders, aſſe wen der Levermann unde der Balpfeefer mit enander enß uffmachten; er ſuchte mit allen Hahnen uff der Ow. Unde wen a gleich zehackt unde bluttig wor,

*) Vater.

wie eene Saw, ſe ſeitha doch de andern olle ze winckel. O wer' ock me Hahn noch friſch unde geſundt! Ich ſchiffe dir uff dn reutigen Hund.

Jockel. De haſt nill ze ſcheiffen! Wirds ock nusbraichen, das dey Soy junge meene Vinſtöcke derbrochen hett? de wirſt wuhl ſaha, wiß gihn wird.

Bart. War wer dar, dar mer yeßmahl de junge Beume unden obgeſcheelet hotte, daß ſe verdorren müſten? wers nicht de gruß Knaicht? he?

Jockel. War wer dar, dar am Jemtige em Juncker de Krabſe nus der Krufe geſtolen hette, aud hotte ſe in der Stodt verkaufft, unde alle Haller verſuffen? Wars nicht deue Mittelmeid? he?

Jockel. Wor war dar, dar mir alle Moralien geſtehlrn hotte unde hotte ſes Junckern Weide gebrocht? Worß nicht deene Vihmeid? he?

Bart. War wer dar, dar merß Kurn auffem Sacke uff der Mühle geſtaulrn hotte? Worß nicht dey Mittel Knaicht? he?

Jockel. Ju, ha iß nicht ſu geetzig, wie dey Gänſe Mäidelu, die milckt mer de Kuh aus, wen ſe uffm Acker giht, und friſt die Milch, das ſe dron derſticken möchte.

Bart. O de iß lange nich ſu klug, aß dey Schaffer: e driſcht mers nachts de Weeze Garben uffm Fälde nus, und läſt Chriſt Stritzel derven backen, daß he dran derwurgen möchte.

Jockel. Hatte dey Pfarde Junge nicht menn Pfarden de Schwäntze ausgeroſſt, unde Hütſchnüre dreß gemacht, daß e dran muſte gehangen werden?

Bart. Hotte deine Kafemutter nich Kalck ins Junckern Fiſchtreq gewurffen, dnß em der gruſſe Haicht derven war geſtorben? he?

Jockel. He? Woß worn doß ſer Nachtraben, de mer snachts, as key Monſchein wor, die Birndeime ſchittelirn? he?

Bart. Weß wurn doß für Gäſte, die mir ſeßmehl, aß e ſu reinte, die Pflnamen auffem Backuſen froſſrn? he?

Jockel. Uade die, die uben uffm Schlüttboden meene Täuben mit em Schlaggarn fingen? he?

Greg. O des Dinges wird wider Ende noch uffbüren, wider zohl noch Schwantz. Ich muß ock hin aihn. O, ſie kriegen enander ſchune bem Kuppe! Halt inne! halt inne! Friede! Gott grüß eich olle beede!

Bart. Ne fich' ſe wos haſt du hie zu ſcheffrn?

Jockel. Wu führt dich der lutzel hie har?

Greg. Ich kumme in Fride und Frindſchafft. Ihr ſeed mer alle beede lieb: S iß ſchade, daß ihrch ſu mit enander kiſelt. Inner iſt mey Vetter, der ander könde noch wull mey Voter warden, weuns'e mohl gluckte. Und ihr ſchandfleckt und bollupyert enander hie, wie die kleine beſchiſſene Kinder.

Bart. Dey Voter ſoll e warden? daß geſtih ich nu nnd nimmer nich! e magß hängers nndß büttels Voter warden!

Jockel. Weß? ich ſolde dey Voter warden? ie wälde ich meene Tochter labendig ſchinden, undß lader eem Weißgarber verkauffen, aſſe me Kind in rene ſütte Frindſchifft hi gahn.

Greg. Je, thütl ock nich a ſn! Thütt ock nich a ſu! Iß doch der Schede nich e ſu ſchrecklich! Vetter, ich will in andern Hahn gnhn; und ihr, Nuckber, ſeed ze ſeide! der Hund wird ſu wider beelen. Ich ſoich ich zu, ſu wohr, aß ich ihrlich by, ſtirbet Laſche, ſe will ich eich ennen beſſern ſchaffen, von enres Hundes Voter Muttern Bruders Subnes Swaſter Kinde oder Zucht, wie meß beiſt, und ſelde ich mern neu Hütt und dru lündiſchen Nauck druff ſetzen.

Bart. Sich doch, du Schleiluß, de daſt gewaltig vill ze verſchencken, du battelbund, du! Gib ausn Ogen, ſu weet dich reene Beine train. Wos mach ich, das gibt nochem Schaulze zu; wos gilts, der Hahn ſol mer thener genung bezohlet warden? (Geht ab.)

Jockel. Gih, gih, ſe me dich die träet! Ich will dich ſüſt e ſu zurichten, das dich der Bader ſchmeeren ſoll!

Greg. Je doß derborme, dans derbormen ſon! Je ney, Jockel, wir ſein jmmer gnde Frinde gewäſt: ie, wie kümmts den, daß wir itzt olle Tage Händel kriegen nad Streit bobn?

Jockel. War ſon länger Ruh han, aß der Nuckber wil? Wos bet a mich mit meenem Huade ze nücken?

Greg. Siß zins wie z' ench! Sabt, eure Leute hetten aach wul unſen Hahn künn zufride laſſen. Ihr wüſt wul, alde Leute ſeen wünderlich unde grämlich.

Jockel. Is ha wünderlich, ie ſu bi ich ſeltzem. Gis ims ander! Verſtihſt de mich wull?

Greg. Mey eefältiger Roth were, wer machten Fride. Schaff ihr eure Grüte wäeq, ich will men Vetter bereden, ha ſol Cunzen ech obſchaffen: die zwee ſpinnen doch ollen ekroet on, nnd — —

Jockel. Was nnd?

Greg. Und — — — Gy, ich kons nicht ſeyn.

Jockel. Gy ſey har, du Narr — — — ich he ze thun.

Greg. O ney! Ihr möcht buſe warden.

Jockel. Nu ney' ſoy inde har!

Greg. Wen er mer wölt — — —

Jockel. Was?

Greg. Wen er mer wölt — —

Jockel. Was ſoll ich denn wöllen?

Greg. Wen er mer wölt Cuee — — —

Jockel. Je nu, wos den? Woß eure den?

Greg. Wen er mer wöll — — Gnre — — O, ich wees niſchte, wie mer iß!

Jockel. Ney ſich, wirſt de doch ruhl, wie enne tudte Leeche. Na hurtig, ſeyß raaß!

Greg. Ja, wen er mers vor welt zu ſeyn.

Jockel. Nu ju, wu ſiche ol thun läſt.

Greg. Nu, de Hand druff!

Jockel. Nu ſich, do buſt du ſe! was welſt de den nu?

Greg. Wen ee mer wöllt — — wenn er mer wellt — — wen er mer wellt — — Gnre — — Tochter gahn!

Jockel. Ju doch! Gy buret doch' O doß iß ger e ander Wärck. Das Diag bo ich der nicht zugeſeyt. Ney'

Greg. Ir bett mer ſa de Hand gegahn!

Jockel. Niſchte! ney! uff doß Ding nicht!

Greg. Je, bedenckt ich och recht! Sabt, ich heeſſe Kornblume unde ſie heeſt Turnruſe: ewürde ſu en ſchönen Krantz gahn, blow und Fleeſchfarbe, ewächſt och ſu hübſch zeiammen, ewürde och — —

Jockel. Wag, wng! ziß wider gebobn, noch geſtechen! — — Schlag der ock de Grillen offem Heete, nnd iß enne Mehre in der glünde Aſche gebroten, ſe wird dich der Schwingel wul vergehn. (Jockel Dreyecke gebet ab.)

Greg. Nu das iß enß, dar ſeen nicht zwee. Die Stadter heeſſeus an Kurb: ß' mag mer wul enne zimliche Side wanne ſeyn. Nu weeß ich bey meener treu nich, wie ichs ſoll anfangen. Ich mus worten, biß de Jungfer kümmt. Se bet mirs wull a ſu bold unde bolb e biſſeln zugeſeyt. Oder woß iß? ſiß der Teuffel! Iche bo kin Zeugen, iche be och kin guten Frind — — O mey Laben iß ſu vul Elendes, aß e beladen Miſtwahn vull Unreinkeet.

Bart. (indem er wiederkommet, zu Kornbl.) Hürſt duß, du ſunger Nexleffel! Wer biß dich vor kummen und deine Noſe in unſern Dräck ſtecken? Siß Schande und Sünde vor dan ihrlichen Leuten, doß ſittene junge Schlingel den alden alle Ogenblick wälln übers Maul ſchären.

Greg. Ney, ſabt ock, Vetter, ich thu ſu alles ims beſten willen. Ich weeß die liebe Zeet nach wull, do ihr pflaite ze ſayn, ß' ſtunde alten Leuten hubſch an, wen ſie ſich frindlich mit enander beginqen.

Bart. Siß dir in Hals geſchiſſen! Ich weeß wull, wn dirß ſitzt: s iß die um die Meid ze thun, unde nicht um unſe Frindſchafft.

Greg. Je nu, Vetter, werß denne e ſu buſe gemeent? Liſe Turnraſe iß jung, ſe iß ſchine, ſe iß reech, ſe iß frum, ſe ſiht mich och nicht nngern. Ich meene, wir konnen mit Gott und ehren noch wull e paar warden.

Bart. E paar warden? Doß muß nicht geſchahn,

weil mer de Ogen uffstihn. Ich wil ie men alden Hels dran setzen.

Greg. Ey Vetter, bedenckt ich! Ihr word mich doch syst verliren: wu ich de Jungfer nicht kriege, se mus ich starben.

Bart. Je stirb inde die! Ich war mich doch och gruß drum hermen ümme eene lnlche ungerothene busse Blutter.

Greg. Nu Vetter, ir wards wull sahn!

Bart. Sahn? Sich, ich soy dirs mit nuchternem Maute: wo ich dich noch e mohl be Durnrusen finge, oder derfohre, daß de och e enig Wort mit er gered hast, se solst de nicht e brückeln vun mir erben. Ich wölde ih mey Vermügen ins Hnndstoch warffen, aß deß ich wissen wälde, daß mey Gutt de hie gerothen satte.

Greg. Vetter, macht mit mer, was er wällt, s' iß mir unmüglich. Ich kons nicht lussen; ihr künnt nicht gleuben, welch e Dings üm die Liebe ist. Denckt og, wie euch war, do er nach ze nachte immer über de parchen stiget unde ze Mnhme Bäschen uff de Buhlschafft gingt, wen eur older Nanne meenete, ihr helt schune drei Stunden in Bette gelahn.

Burt. Je, du leichtfertiger, trotziger Vogel! Salst du mir mit sittenen Pussen uffgegenn kummen? Gih mir oussen Ogen! reume mers Haus, kumm mer dey tattige nicht wider ney! Dos dich bols geyr, bols raabe! Warde ich dich noch emoll hie antraffen, se muß ich zrm urme Sünder an dee werden! (Gebt ab.)

Greg. Je, wos dünckt ich, ihr tibe Freunde, wie eime seyn mus, wen e sich muß a su zehudeln lussen? Ich muß schune vu meime Vetter sterben. Wen ich ock wüste, wu ich erne de Kiuß eibrächte, die e mir unterhalten soll! Nu, eiß ja zu allen Dingen roth, affe ok wider de tudt, s wird ju och ern e Mittel seyn. (Geht ab.)

Filidor.

Unter den Komödiendichtern der Zeit wird auch allgemein Jacob Schwieger genannt, und es werden ihm außer dem Lustspiele „der vermeinte Prinz", welcher den ersten Theil von „Filidors Trauer-, Lust- und Mischspielen" (Jena 1665) bildet*), noch einige andere in Rudolstadt gedruckte Dramen zugeschrieben, welche zwar ohne Namen erschienen sind, aber höchst wahrscheinlich von dem nämlichen Dichter stammen, welcher jenes erstgenannte Lustspiel geschrieben hat, was zum Theil wenigstens dadurch bewiesen werden mag, daß alle für den Rudolstädter Hof, in dessen Diensten der Dichter gewesen zu sein scheint, bearbeitet und von demselben ausgeführt wurden. Uns scheint es, daß Jac. Schwieger mit Unrecht für den Verfasser dieser Dramen gehalten wird**), und ziehen es daher vor, diesen mit dem Namen „Filidor" zu bezeichnen, unter welchem er wenigstens eines derselben herausgegeben hat.

Die sechs Stücke, die ihm zugeschrieben werden dürfen, haben zwar sämmtlich ihre Stoffe aus dem Ausland entnommen, doch hat der Dichter keineswegs „übersetzt", wie er selbst bescheiden genug auf dem Titel des „Vermeinten Prinzen" sagt, sondern nach Romanen gearbeitet, und es erscheint daher die dramatische Behandlung als sein alleiniges Eigenthum. Zwar hat er ohne Zweifel das italienische Theater gekannt, und dasselbe nach mancher Richtung hin benutzt; er gibt z. B. den lustigen Personen die bekannten italienischen Namen „Skaramuz" und „Pantalon", und was noch wesentlicher ist, seine Dramen sind Intriguenstücke, wie sie in Deutschland bis dahin unbekannt waren, das italienische Theater aber schon in reicher Entwickelung besaß; aber er hat sich die fremde Auffassung des Dramas mit der vollsten Freiheit angeeignet, und er ist in der Aneignung seiner italienischen Vorbilder weit selbstständiger geblieben, als A. Gryphius und Lohenstein in der Nachbildung Senecas und der Holländer, und so sind seine Personen, wenn sie auch fremde Namen führen, doch durchaus deutsch, wie die Lebensverhältnisse, die er darstellt, und deren südliche Färbung durch den überlieferten Stoff bedingt war. Der „Vermeinte Prinz" ist nicht aus dem Italienischen des Pallavicini übersetzt, wie der Titel angibt, sondern es hat der Dichter den Stoff nur aus einem Roman dieses Italieners entnommen und ihn mit Geschick dramatisch bearbeitet. Orimantes, König von Sicilien, hat seine Tochter als Sohn erziehen lassen, um ihr den Thron zu sichern; sie selbst hält sich für einen Jüngling, und es werden hiedurch höchst ergötzliche Verwickelungen herbeigeführt, deren Wirkung durch die Späße und Witze des kurzweiligen Raths Pantalon noch erhöht wird. Das Mischspiel „Ernelinde, oder die vermeil Braut" und das Lustspiel „Der betrogene Betrug", dessen Stoff aus einer Novelle in Scarrons berühmtem „komischen Roman" entlehnt ist, enthalten nicht weniger glückliche Züge; weniger bedeutend sind „Die Wittekinde, ein Singe- und Freudenspiel von des hochlöbl. Gräfl. Schwartzburgischen Uhralten Hauses Aufnehmen, Fortwachsen und Christenthum", das freilich ganz Gelegenheitsgedicht ist, während sich der Dichter in den übrigen, welche, wie dieses, bei festlichen Anlässen aufgeführt wurden, von dem Drucke der Gelegenheit dadurch zu befreien suchte, daß er ihnen kleine Zwischenspiele beigab, welche, wie des Gryphius „Dornrose", zwischen die Akten des Hauptstückes vertheilt waren und die Beziehungen zum Fest darstellten. In diesen Zwischenspielen ist der Dichter ganz das Kind oder vielmehr das Opfer seiner Zeit, und er bringt in ihnen eben so geschmacklose Dinge zum Vorschein, als irgend ein anderer Hofdichter. So stellt er in dem Zwischenspiele zum „betrogenen Betrug", welches die Taufe eines „jungen Grafen und Herrleins" verherrlichen sollte, die griechische Sage von dem Liebeshandel Jupiters mit Danae

*) Ein Exemplar dieses Buchs enthält außer dem „vermeinten Prinzen" auch noch die „Ernelinde" und „die Wittekinde", und es scheint beinahe, als ob die Exemplare, welche nur jenes eine Stück enthalten, unvollständig seien.

**) Der einzige Grund, auf den man sich, so viel wir wissen, hiebei stützt, ist der, daß Schwieger auch den Beinamen „Filidor" führte. Nun kommt aber dieser Dichtername auch sonst noch vor: so hieß z. B. der gekrönte Dichter Laur. Wolfg. Woyll, Pfarrer zu Pibra und Mitglied des Blumenordens als solches ebenfalls Filidor, und es kann die Uebereinstimmung des Beinamens allein durchaus keinen Beweis für die Richtigkeit jener Ansicht abgeben. Gegen dieselbe aber spricht der Umstand, daß Schwieger im Norden lebte (S. 300) und uns keine einzige Andeutung vorliegt, aus welcher sich auch nur eine entfernte Vermuthung schöpfen ließe, daß er in späteren Jahren nach Thüringen gezogen wäre und am gräflichen Hofe von Rudolstadt gelebt hätte. Vielmehr ist das Gegentheil leichter wahrscheinlich zu machen, da gerade zu der Zeit, wo die Dramen des Rudolstädter Filidor erschienen (1665—1667), ein (uns übrigens unbekanntes) Buch des Altenaer Filidor in Kopenhagen gedruckt wurde („Filidors entflammte Jugend" 1667), und wir ihn nach demjenigen, was wir von Schwiegers Lebensumständen wissen, eher in Kopenhagen als in Rudolstadt suchen dürfen.

dar, und verfehlt nicht, der Ueberlieferung selbst in soweit treu zu bleiben, daß Jupiter als goldner Regen in den Schooß der Danae herabträufelt; noch geschmackloser aber ist es, daß Apollo und die neun Musen dem Neugetauften ein Wiegenlied singen. Doch wie gesagt, der Dichter gab hierin nur der Geschmacksbildung seiner Zeit und seiner fürstlichen Gönner nach, die sich ein Festdrama ohne mythologische Anspielung nicht denken konnten; er hat daher nicht ohne bestimmte Absicht in den Drucken seiner Werke die Zwischenspiele von den Hauptstücken getrennt, während sie bei der Aufführung in das Hauptspiel verflochten waren, wie bei Gryphius, bei welchem jedoch, wie man sich erinnern wird, die beiden Spiele durch den Gegensatz in Beziehung zu einander standen, was bei Filidor nicht der Fall ist. In dem Lustspiel „Basilene" wird das Zwischenspiel ein „stummes" genannt, und es wurde wirklich unter Begleitung von Musik ganz pantomimisch dargestellt.

Daniel Caspar von Lohenstein.

Die Art des Trauerspiels, welche A. Gryphius angebahnt hatte, wurde von Daniel Caspar von Lohenstein nachgebildet, ohne daß er irgend einen Fortschritt in der dramatischen Behandlung gemacht hätte. Die Trauerspiele des jüngern Dichters tragen ganz den Charakter, den wir in den Werken des ältern haben kennen lernen, und ihre dramatischen Dichtungen unterscheiden sich nicht in künstlerischer Beziehung, sondern nur insofern, als die Natur der beiden Männer ganz verschieden war. In denen des Gryphius spiegelt sich seine sittliche Reinheit, seine tiefe Religiosität ab und wir erblicken selbst in seinen Mißgeburten ein ernstes Streben; in den Trauerspielen des Lohenstein dagegen spricht sich die rohe und doch gesuchte Sinnlichkeit, die lüsterne Richtung der spätern Schlesier in ihrer ganzen Nacktheit aus, so wie das Bestreben, Effekt zu machen, und durch äußern Glanz zu bestechen. Formell stehen die Trauerspiele der beiden Dichter auf derselben Stufe; Lohenstein hat von Gryphius die ganze Einrichtung mit „Chören oder Reyen" entnommen und führet, wie jener, gern Geister und Gespenster ein. Tieferes Verständniß der dramatischen Composition geht dem Lohenstein eben so ab, als dem Gryphius, er weiß eben so wenig von kunstmäßiger Anlage und Entwickelung, als dieser, seine Dramen haben eben so wenig Handlung, eben so wenig Charakterzeichnung; nur darin übertrifft er seinen Vorgänger, daß er das Gräßliche noch mehr häuft, und seine Sprache noch gesuchter und hochtrabender ist, daß er noch weit mehr rhetorisches Beiwerk anbringt, noch häufiger nach Gleichnissen und Schilderungen hascht, und seine Gelehrsamkeit noch in geschmackloserer Weise an den Tag legt, so daß seine Trauerspiele ohne die beigegebenen gelehrten Anmerkungen mit Citaten aus allen Dichtern und Prosaikern aller Zeiten und Nationen in allen möglichen Sprachen der alten und neuen Völker wirklich oft nicht zu verstehen wären. Seine Stoffe wählt er entweder aus der römischen Geschichte („Sophonisbe", „Cleopatra", „Agrippina", „Epicharis") oder aus der türkischen („Ibrahim Bassa", „Ibrahim Sultan"), weil ihm diese die meisten Gelegenheiten geben, sein Haschen nach dem Auffallenden und Schrecklichen zu befriedigen, wie auch wiederum die Scenen des Gräßlichen und Unnatürlichen seiner gesuchten und hochtrabenden Darstellung am besten entsprechen. Es ist nicht zu verkennen, daß er im Einzelnen reich an glücklichen Gedanken ist, und dieselben oft in gewandter und ächt poetischer Sprache darstellt, wie z. B. in der „Cleopatra" in den Reden der Geister, welche dem Antonius im Schlafe erscheinen, Stellen vorkommen, deren sich der größte Dichter nicht zu schämen hätte, so tief und wahr sind sie empfunden und so treffend sind sie dargestellt. Aber diese einzelnen Schönheiten verschwinden im Schwall der Unnatürlichkeiten und Uebertreibungen, die sich in den meisten seiner Trauerspiele einander jagen, und selbst in der angeführten Stelle der Cleopatra finden wir neben der durchaus glücklichen Rede des Antigonus, die bei aller ihrer schneidenden Schärfe in den Gränzen der Wahrheit und Mäßigung bleibt, in der Rede des Jamblichius alles Gräßliche und Unnatürliche gehäuft. (2)

Sein erster Versuch, „Ibrahim Bassa", den er mit 15 Jahren dichtete, ist ohne Zweifel rücksichtlich der dramatischen Behandlung auch das Geungenste, was er gedichtet, denn er ist auch darin seinem Vorgänger Gryphius ähnlich, daß er in der kunstmäßigen Auffassung keine Fortschritte gemacht hat, ja eher zurückgegangen ist. Im „Ibrahim Bassa" ist mehr Handlung und mehr dramatische Entwickelung, als in allen seinen nachfolgenden Stücken, es sind die Charaktere natürlicher gehalten, und der spätere Schwulst bricht nur hier und da durch. Zwar fehlt es auch da nicht an Hinrichtung und Gräuelscenen, doch ist er darin, gegen spätere gehalten, noch sehr mäßig, wie z. B. in der „Epicharis", wo alle möglichen Greuel mit einer wahrhaft henkermäßigen Lust auf einander gehäuft werden, wo zu Dutzenden gepeitscht, gefoltert, geköpft und erwürgt, wo Zungen ausgerissen, und Adern geöffnet werden, wo die Martern, mit welchen der Geist des Jamblichius in der oben erwähnten Stelle nur droht, vor den Augen der Zuschauer wirklich ausgeführt werden, so daß es als eine wahre Wohlthat erscheint, wenn der Tod

nur im Giftbecher lauert. Beinahe eben ſo arg geht es im „Ibrahim Sultan" zu, aber das Empörendſte führt er in der „Agrippina" vor, in welcher die Blutſcenen vor den ſcheußlichſten Unzuchtsſcenen zurücktreten, die der Dichter mit der ausgeſuchteſten Breite ſchildert. Nicht genug, daß Otho ſein Weib Poppäa dem Nero ſelbſt überliefert, zeigt uns der Dichter, wie Neros Mutter Agrippina, aus Furcht ihren Einfluß zu verlieren, die Begierden des Sohnes auf ſich zu leiten ſucht, wie ſie ihn durch die unzüchtigſten Worte und Gebärden reizt, und nur zufällige Störung die Vollendung des Gräßlichen ſtört. Unter allen ſeinen Stücken beleidigt die „Sophonisbe" am wenigſten, wozu freilich der edlere Stoff das Meiſte beitrug; in der dramatiſchen Behandlung ſteht ſie aber vielleicht noch tiefer, als andere, da alle Begebenheiten in bunter Verwirrung durch einander laufen und die Charaktere, namentlich der der Heldin, im Verlauf des Stücks alle möglichen Geſtaltungen durchlaufen. (1)

Bei allem dem iſt ein großes Talent in Lohenſtein nicht zu verkennen; ein Talent, das an der mangelhaften, oder beſſer geſagt, verkehrten Kunſtbildung ſeiner Zeit und, was eine Folge davon war, daran zu Grunde ging, daß er ſeine Phantaſie nicht zu zügeln wußte, die daher lauter Ungeheuer hervorbrachte, die zwar ſeine mächtige Schöpfungskraft, aber auch ſeinen völligen Mangel an Geſchmack, an tieferem Sinn für Schönheit und Wahrheit beurkunden.

1. Aus der „Sophonisbe" (5. Abhandlung).

Sophonisbe. Adherbal, Herba (ihre Sehne), Tychaeus, Himileo, Micipsa. Das Frauenzimmer.

Soph. Vertrautſte, nunmehr iſt der güldne Tag erſchienen
Des Glücks, der Eitelkeit, der tauſend Seelen dienen,
Ihr Joch zu werffen ab, dir Larve wegzuziehn
Geſpenſtern, die mit nichts ſich uns zu ſchrecken mühn.
Der Todes-Schatten ſchafft nur blöden Augen ſchrecken,
Verwehnten Lippen will nun Aloe nicht ſchmecken.
Ein Helden-Geiſt gleicht ſich Gefaſſen, die Zubeth
Und Ambra hat durchwürckt. Was in denſelben ſteht,
Feucht den Geruch an ſich, und ärgſte Bitterkeiten
Verzuckert die Geduld. Himileo. O fremder Lauf der Zeiten!
Sol unſers Reiches Sonn' itzt ſchon im Grabe ſtehn?
Soph. Die Sonnen ſind erſt ſchon, wenn ſie zu Golde gehn.
Mic. Was wird an uns für Schuld durch ſo viel Kwal gerochen?
Soph. Wir haben mehr, als nun der Himmel ſtrafft, verbrochen.
Himil. Des Maſaniſſen Schuld und Untreu bleibt verſchont.
Soph. Sein Meyneid wird zur Zeit, wie meiner, ſein belohnt.
Die Sünd' iſt auf die Sünd' ein Werckzeug gleichee Straffen.
Tiefpitzer ſchärft Keil' auch wenn er ſcheint zu ſchlaffen,
Führt wieder Erd und Welt mit dieſem Schwefel Krieg.
Der aus der Erde vor als Dunſt zum Sternen ſtieg.
Die Unteen ſchlagrt mich umb meines Sychar willen,
Dem ich vor untreu ward. Auf! laßt uns nun erfüllen,
Was das Verhängnus wil und Maſaniſſa ſchafft!
Kommt und entbindet mich, wahrhafftes Freyheits-Saft!
Mic. Durchlauchtigſte Königin, wie, wil Sie dem zu liebe,
Der nichts nicht lieber wünſcht, als daß er Sie betrübe,
Zu ſeiner grimmen Luſt aufopfern Geiſt und Blut?
Soph. Dis Opfer iſt mehr mir als Maſiniſſen gut.
Tych. Der ſie blutt-durſtig fript, als wie Saturn, die Kinder?
Soph. Ich leide zwar von ihm, doch er vom Ueberwinder,
Drum harten Stirne. Tychaeus, Iſt es der Römer Knecht?
Soph. Obſiegender Gewalt iſt alles Unrecht recht.
Tych. Kont' er Sie nicht befreyn, ſolt' er Sie ſelbſt nicht tödten?
Soph. Der Tod iſt ein Geſchenk in ſolchen Freyheits-Nöthen.
Tych. Ein Greuel der Natur, der Rach und Ehrſucht Kind.
Soph. Glaubt, daß in dieſem Gifft auch Oel der Liebe rinnt.
Himil. Ihr Ehherr baut ſein Glück auf Ihre Todten-Beine.
Soph. Wir finden in der Gruft die ſchönſtrn Edelſteine.
Mic. Des Körpers ſcharffen Schmertz, der Feinde gröſtes Leid.
Soph. Dem Schmerz hilft ab der Tod, das Leid verſüßt die Zeit.
Himil. Die Götter haben noch nicht allen Troſt verſchrencket.
Soph. Die Römer uns bereit Halß-Eiſen angehencket.
Mic. Der Himmel kan aus Band- und Eiſen machen frey.
Soph. Wenn man den Lebens Trat ſelbſt herzhafft reißt entzwey.
Himil. Rom wird auf ſolch hoch Blutt nicht ſolch ſcharf Urthel ſprechen.
Soph. Rom wird den Regulus in Sophonisben rächen.
Mic. Mißt Rom der Königin mit Fug zu fremdre Schuld?
Soph. Das Recht liegt, wo man ſiegt, und ſchafft mir Ungeduld,
Saßt mir nicht ferner zu, macht meinen Geiſt nicht irre,
Es muß geſtorben ſein. Dis giftige Geſchirre
Bewirthet unſer Heil, und macht zur Göttin mich.
Ward doch Amilcar auch vergöttert, weil er ſich
Des Gelo Hand entzog, das Leben ihm verkurtzte,
Und in die Opffer-Glutt ſich ſelbſt zum Opffer ſtürtzte.
Ich ſterb', Eliſſa nimm mich zur Geſpielin an!
Meleartheo, weil ich dir kein Erſtling ſchlachten kan,
Verwirff mich Todte nicht, Tychaus, nicht mein Bitten
Erw auff dein Heil bedacht, entfleuch aus Cyrthens Hütten,
Zeuch deinen Helden-Arm nicht von Gaeheden ab.
Tych. Ich wil ihr Beyſtand ſein, dein Pritter bis ins Grab.
Soph. So ſterb' ich hoch vergnügt. Dis kummerhafte Leben,
Kan uns mehr keine Luſt, die Zeit kein Heil mehr geben.
Mit meinem Syphar ging mir meine Glücks-Sonn auf,
Itzt ſinkt ſie auch mit ihm, und rennt mit ſchnellem Lauf
Aufs Meer des Unglücks zu, aus dem nur Dünſte ſteigen,
Die übern Haupte Blitz, in Augen Thränen zeugen,
Mein Hertze ſchon mehr Blutt, als jenes Waſſer weint.
Nicht, daß der Himmel mir mit ſchwartzen Sternen ſcheint,
Nicht, daß man Perl' und Gold von unſer Scheutel ſcheidet,
Nicht, daß für Purpur uns ein Sterbekittel kleidet:
Nein nur der Kinder Fall, der Freunde Leid und Schmertz
Verwundet meine Bruſt, durchſchneidet Seel und Hertz.
Ach! daß mein Feſſel euch die Freiheit könt' erwerben!
Mein Blut ſei euer Heil! Wir wolten froher ſterben,
Mit Luſt der Römer Joch den Achſeln legen an.
Ach! aber ſchnöder Troſt! Nichts, als der Tod nur kan
Der Freyheits Ancker ſein, des Elends Hafen werden.
Spar't, liebſten Freunde ſpart, die ängſtigen Gebehrden.
Ein ſteiler Felß und Geiſt bricht Sturm und Glücke nicht.
Die Eiche trotzt den Wind, der weiche Pappeln bricht.
Herzliebſte Kinder kommt, kommt laßt euch mich umbarmen,
Den letzten Kuß gewehrn. Die Götter weil's erbarmen
Daß ich, ihr Freund', euch Troſt und Hülffloß laſſen muß.
Kommt und geſegnet uns auch noch durch einen Kuß.
Himileo, hier nimm hin den Ring mit unſerm Siegel
Dir zum Gedächtnus hin, und Euch zu einem Spiegel,
Daß des Verhängnuſſes Hand alle Siegel bricht.
Oft uns ein Augenblick verleichet Glück und Licht.
Miciſpſa hier empfing zu ſüſſem Angedencken
Der Sophonisbe Bild. Die Steine, dir umbſchrencken
Mit Sternen dellem Glantz ihr Antlitz, deutet an,
Daß auch ein Diamant zum Kieſel werden kann.
Orxntbie nimm hin dis Kleinod; Gleniſſe
Dis Halsband. Agathe den Ring, und ſo viel Küſſe
Als ein itzt ſterbend Mund euch zu gewehren weiß.
Erynth. Mein Hertze wird mir kalt, und alle Glieder Eiß.
Soph. Nehmt mie die Perlen ab, Eliſſens Ohrgehencke,
Behalte dieſe dir, Elgada, zum Geſchenke.
Mein itzt zertrummert Stand bringt dir den Urſprung bey,
Warum ein locherecht Ohr des Adels Merkmal ſey.
Elgada. Der Himmel weil' ihr Heil und ihr Geluck ergänzen:
Soph. Gar recht, es wird geſchehn. Drumb mögen wir mit Kräntzen.
Die welck und irrdiſch ſind, nicht langee treiben Pracht,
Drumb ſagen wir der Erd' und Schatten gutte Nacht.

Gliffe rufft mir zu, ich währe frey gebohren.
Mein Schutz-Geist zupffet mich an den durchbohrten Ohren
Und sagt, so zeichne man zu Rom jedweden Knecht.
Allein ein herthafft Tod erwerb' ein kräfftig Recht
Uns zu der Ewigkeit. Elgad. So mögen unsere Leichen
Ihr heilig Verdrieb sein. Elenisa. Laßt uns zuerst erbleichen;
Eh' als die Königin beherzt sich opfert auf.
Soph. Nein, liebsten Kinder, nein! hemmt euren Unmuths-Lauf,
Ermuntert Seel und Geist! Rom hat auf euch zu wüten
Nicht Ursach, wie auf uns. Elenisa. Sollt wir die Stirne bieten
Des Unglücks crafftem Grimm, das grosse Riesen fällt,
Gekrönte Häupter schlägt? Der Blitz den Stamm erschellt,
Zermalmt die schwachen Aest'. Soph. Er schont der kleinen Hecken.
Wenn er die Zedern trifft. Laßt euch den Fall nicht schrecken,
Noch in Verzweifeln ziehn. Ich wünsch' euch Heil und Trost,
Des Himmels Held und Gunst, der sich auf Uns erboost.
Was aber wird itzt euch, hertzliebsten Kinder, lassen
Die Mutter, die der Schluß der Götter heißt erblassen?
Die das Verhängnus schon umbs Erbquitt hat gebracht,
Eh als ihr Tod das Recht zu erben lebend macht?
Ihren, Purpur, Kron und Reich ist in des Feindes Händen.
Zwey Schwerdter sind noch hier, die hat des Syphar Lenden,
Die die beherzte Faust des Adrubals geziert.
Die sollen das Erb-Gutt sein. Wo eure Seelen rührt
Der Tugend reger Geist, der Väter groß Gemütte,
Wo euch in Adern steckt ein Tropffen vom Geblütte,
Das Barchens Stamm gehegt, wird mit der Zeit der Stahl
Noch unser Rächer sein. Kommt, laßt zum letzten mahl
Die Mutter, die itzt stirbt, die Schwerdter umb euch gürten.
Jedoch, was schwermen wir? Die Lybier bewirthen
Nicht Drachen, die so wild' als unsre Feinde sind.
Wenn Rom ein Haupt abstimmt muß des gestürtzten Kind
Auch auf die Fleischbanck fort. Ihr würdet doch erbleichen,
Durch dieser Löwin Grimm. Mit euren todten Leichen
Wärd' ihm Rom Kurtzweil-Spiel, uns ärgstes Leid stellin an.
Der sterbe nur, der unschimpfflich leben kan!
Auf! laßt uns nun den Trauck von Maßmissen schmecken'
Die Gifft ist uns kein Gifft. Denn Heil und Freyheit stecken
In dieses Glaß vermischt. Euch Kindern trinck ich's zu.
Adherb. Sie glaube, daß ich Ihr vergnugt bescheiden thu',
Hierba. Ich lechze, dieses Gifft als Nectar zu genussen.
Soph. Es schmeckt, weil Noth und Muth den bittern Trauck versüssen.
Hiemps. Sie reiche mir die Glaß nun auch, Frau Mutter, her!
Soph. Macht unser Unglücks-Faß mit diesim Glase leer.
Himil. Micipsa, lassen wir der Fürsten Fall geschehen?
Hierba. Wollt ihr uns lieber nicht todt, als in Fesseln sehen?
Micipsa. Die Hülffehand ist ja noch den Göttern nicht verkürtzt.
Hiemps. Wer nicht guttwillig weicht, wird mit Gewalt gestutzt,
Wenn das Verhängnus stößt. Laßt mich das Glaß nun fassen,
Indem du, Bruder, mir zu wenig hast gelassen.
Soph. Recht so: wer herthafft stirbt, lacht Feinde, Glück und Zeit;
Verwechselt Ruh und Ruhm mit Angst und Eitelkeit.
Kommt laßt, ihr Kinder, euch den Abschieds Kuß gewehren.
Auf Euch die Sterbende das Mutter-Herz ausleeren.
Die Augen flaren mir schon, ihr Licht verdustert sich.
Die Glieder werden kalt. Hiemps. Umb-arme Sie und Mich
Mein Bruder, daß allhier bei unzertrennten Leiben
Die Seelen unzertrennt auch nach dem Tode bleiben.
Hierba. Ein Himmel schleußt die Seeln, ein Sarch drey Leichen ein.
Soph. Sol euer erste Wieg' auch eure Baare sein?
Orynth. Hilf Himmel! sie vergehn! sie sincken zu der Erden!
Sopb. Wir sterben, sgutte Nacht!) mit uns Angst und Beschwerden.
Elenisa. Uns geht der Unglücks-Stern auf, nun die Sonnen fallu.
Himil. Sol über uns allein der Römer Zornsturm knallu?
Micipsa, laß uns auch durch ein beherztes Sterben
Schimpf und Gefängnus fliehn, Ruh, Ehr und Ruhm erwerben!
Micip. Micipsa lobt den Schluß. Laß unser edles Schwerdt,
Eh als durch unsern Hals ein knechtisch Messer fahrt,
Uns selbst durch tapfern Kampff und Purpur schone Wunden
Den Fürsten, denen wir bis auf den Tod verbunden,
Großmüttig opffern auf. Ein Knecht hat's höchste Gutt
Der Treu und Ehr' erreicht, der durch verspritztes Blutt
Des Herren Leiche salbt. Agathe. Ihr unbarmhertz'gen Götter!
Was schüttet ihr auf uns nicht für ergeimmte Wetter,
Nun sich itzt Afrika durch eignen Stahl aufreibt,
Der Helden Faust das Schwerdt durch eigne Därme treibt.
Sie fallu; ach Himmel hilf! itzt falln des Reiches Säulen.
Laßt Schwestern uns nun auch zu der Erlosung eilen,
Der Brüste reine Milch bepurpern durch die Schwerdt.

2. Aus der „Cleopatra" (3. Abhandlung).

Des Antigonus, Artabazes und Jamblichus Geister. Antonius auf einem Bette schlaffend. Eros, gleichfals, zu seinen Füssen.

Antig. Geist. Die Erde bricht, der Abgrund reißt entzwey,
Die Rache tagt mich aus den finstern Hölen,
Wo die mit Mord und Blutt besprutzte Seelen
Sich laben durch ihr Angst-Geschrey.
Du Mörder, den stets Mord und Brand gelüstet,
Schau' an mein Schatten-Bild, den Nebel meiner Faust,
Mit Flamm' und Fackel ausgerüstet!
Dis Pech, die Glutt, für der dir grauft,
Sind deines Untergangs ergrimmte Blut-Cometen,
Die deines Hertzens schwarze Nacht
Mit bebend-banger Furcht und stetem Ach erröthen.
Dein Gewissens-Wurm erwach't,
Und mein beschimpftes Bild gibt einen Spiegel dir,
Tarinnen du kanst deine Laster schauen,
Für denen dir itzt selbst muß grauen.
Schau' an, erhitzter Low', erbostes Tygerthier,
Wie du gewerbten Zepter Henckers-Hand zerbrechen ließ'st,
Und mit knecht'schen Peitsch' und Ruthen der Gesalbten
Leib zerrissest!
Wie du mein gekröntes Haupt Sklaven machtest unterthan,
Und an ein verdammtes Holtz nagelt'st die Glieder an.
Erzitterstu, wildes Unthier, so
Für deines ermordeten Koniges Schatten?
Dis kommet, Tyrannen, euch billich zustatten,
Daß euch ein Espen-Laub, ein Rauch, ein raschelnd Stroh,
Ein schlichendes Gerpenst, ein irrend Licht erschrecket,
Und mit blutrothen Purpur-Farben
Euch abmahlt die Gewissens-Narben,
Daß ihr die Natter selbst in eurem Busen hecket,
Die euch beist, sticht und necket,
Ja, nicht nur schreckt, auch wol bezwinget;
Daß ihm ein Blut-Hund selbst verzagt sein Licht auslöscht,
Und sein ergrimmte Klau' im eignen Blutte wäscht,
Indem es ihm noch nicht so gutt gelinget,
Daß ihn ein fremder Dolch, ja nicht sein Knecht umbbringet.
Jedoch! schau her! ich will dir gnadig seyn,
Und dir den Dienst noch thun, den Sklaven dir versagen,
Die doch für deine Brust Schild, Helm und Harnisch tragen,
Zu fincken dir dis Schwerdt in Bruan der Adern ein,
Indem du doch wirst lernen müssen,
Wo nicht zuvor schon wissen,
Daß der Tirannen Sarg und Mantel stets sey roth,
Ihr bluttig Ende sey keinmal ein teeckes Teot,
Und daß sie aufs Busiris Mord-Altaren
Zue gelben Zeres schwarzem Grydam fahren.
Artabaz. Geist. Halt, halt! verzieh! halt Stahl und Stoß zurücke!
Der Blutt-Hund ist nicht frembder Schwerter wehrt!
Recht ist's, daß der durch eigne Faust erstücke,
Der sich von Schweiß' und andrer Blutte nehr't.
Jamblich. Geist. Der Wutterich muß vor sich sterben fühln.

Denn ein geſchwinder Tod iſt Gnade, keine Strafe.
Der Henker mag zwölff Tage mit ihm ſpielen,
Daß jein gekrümmter Leib nur auf dem Pferde ſchlaffe.
Sein Rücken fuhle Peitſch und Bley!
Ein eiſern Kamm zerkratze ſeine Glieder!
Die Schraube zwetſch' ihm Arm' und Bein entzwey!
Die Wirbe liff' auf Nadeln ihn fall'n nieder,
Man ſchneid' ihm ab die Zung' und brech' ihm aus die Zähne!
Die Fuß-Sohln ſchlagt ihm ohne Zahl,
Die Nagel ſchnurt biß auf das Blutt mit einer Seeae!
Reiß't alle Haar' ihm aus, doch eines auf ein mal.
Tropft Schwefel, ſiedend Ertzt und Oel ihm auf die Bruſt,
Schmiert ihn mit Honig ein, daß ihn ſtets Wespen ſtechen,
Bereitet ihn zu einer Mäuſe-Koſt,
Und laßt das Rad die Schienbein' ihm zerbrechen!
Wenn nun nach dieſem Kurtzweil-Spiel'
Anton nicht länger tauern will,
So ſterbe ja der Hund, der mich hat tod gepeinigt!
Doch thut ihm hundert Tod' auf einmal immer an!
Er werd' in einen Sack mit Schlang' und Hund gethan!
Er werde, doch nicht todt, geroſtet und geſteinigt!
Man wind' ihm ſeine Därmer aus dem Bauche,
Tränckt ihn mit Krötten-Safft, ſpeiſt ihn mit Hutten-Rauche!
Recht ihn in Bären-Häut und werft ihn Hunden für,
Denn er war wuttender, als kein gebeiſſig Thier.
Setzt ihn auf einen Stuhl aus Stahl,
Kront ihn mit einem Helm' aus gluend heiſſen Eiſen,
Denn bratet ihn in Ochſen und am Pfal',
Und endlich mag ſein Fleiſch ſo Aas, als Geyer ſpeiſen.
Die Beine brennt zu Aſch', und ſtreut ſie in die See!
Kratz ſeinen Nahmen aus, ſein ganzes Hauß vergeh'
Antig. Geiſt. Erſchrecklicher Pallaſt, da ſo viel Geiſter irren,
Du ſo viel Zimmer nichts als Todten-Grüffte ſein,
Was für Geſpenſte ſpielen ſich durch die Pfoſten ein?
Was hör' ich und den Leib für gulone Ketten ſchwirren?
Die Häupter kronet Gold, die Füſſe tragen Stahl,
Und ihr entbloſſ'ter Hals ein blutig Wunden-Mahl.
Artab. Geiſt. Das Haupt Armeniens hat dieſem Mörder muſſen
Auch Fuß und Bügel küſſen;
Der Räuber ſamlete den Schweiß der Völcker ein,
Daß er durch meiner Londar'n Feſſeln Zierde
Bezeugt ſeine Mord-Begierde,
Nebſt der metzt ein Tieaun verſchwand'riſch pfleget ſein,
Biß endlich er von Brunſt und raſend-blinoem Lieben
Ward durch ein wutend Weib getrieben,
Daß er doch ohne Schuld mir einen Blut-Spruch ſchrieb,
Kraufft deſſen mir das Beil den Kopf abhieb.
Jedoch, du Wutterich, den Drach und Molch geſänget,
Der du den Purper haſt durch ſo viel Blutt beſleck't,
Der doch für Stab und Stahl die Erdens-Götter deckt,
Haſt dir nur Gluth in's Haus, Würm' in die Bruſt gezeuget,
Und dein Blutt-feites Schwerd gewetzt,
Das dein verzweifelnd Arm dir ſelbſt ans Hertze ſetzt.
Auch trifft der Donner nicht nur dich,
Die Schlangen werden dir auch Gifft und Geiſt ausſaugen,
Die als ein Baſilisk' aus den entflammten Augen
Sprütz't eitel Mord und Tod um ſich.
Du zaubernde Medea dieſer Zeit!
Egyptens Helena! zwar durch dein lodernd Kleid,
Durch dem gebiſamt Gifft fällt der in Mördriſch raſen,
Der dich als ſeinen Abgott ehrt.
Jedoch Sie, die dis Feuer aufgeblaſen,
Erſtickt auch in dem Rauch, une wirſt aebſt ihm verſehr't.
Erwache, grimmer Fürſt, weil du dir durch dir Bruſt,
Wie das Verhängnuß heiſt, dis Eiſen treiben muſt!
Antig. } Wache, Tyeanne! denn Donner und Rache
Jambl. } Reachet! Erwache, Verräther! erwache!

3. Aus der „Epicharis".

Reyen der Tyber und der ſieben Berge in Rom.

Die Tyber.

Su muß ich ewig blutig flieſſen?
Hat Rom ſein ſieben-bergicht Haupt
Sonſt niegends hin zu legen wiſſen?
Euch andern Stromen ſey erlaubt,
Das Haupt der Welt euch zu vermählen.
Ich wünſch', ein Ufer, wo die Flut
Nicht wandelt ihre Cryſtall in Blut,
Mit meinen Nymphen zu erwählen.

Die Berge.

Fleuch, edler Fluß, biß an des Taurus Kluffte,
Fleuch hin, biß wo der Nil entſpringt!
Verbirg dich gar in Calpens finſtre Grufftr,
Uno wo der Anas ſich verſchlingt;
Du wirſt doch nur dein ſilbern Kleid beflecken,
Weil alle Klippen in der Welt,
Seit Nero Schwerdt und Zepter halt,
Geronnen Blut und dinſſe Erichen decken.

Die Tyber.

Der Blutbrunn muß nach Rom geſetzet
Durch das Verhängnip worden ſeyn,
Eh' es auff fremdde Stuhl gewetzet,
Weicht es durch Bruders-Blut ſich ein.
Ja, wo hat jonſt ſich dis begeben,
Was Tullia dem Vater thut?
Vom Nero treufft der Mutter Blut,
Der Prieſter bleibt an Tempeln kleben.

Die Berge.

Ihr Schutzherrn, ihr, ihr ſieben Irrgeſtirne,
Schlagt ihr zu ſehr aus aus der Acht?
Greffnet doch, daß euer Eifer zurne,
Wenn uns der Blut-Fürſt fleckigt macht.
Laßt lieber uns die Adern gar verſeugen,
Als daß aus ihnen Blut-Schaum quillt;
Wenn gleich kein Purpur uns umbhüllt,
So wollu wir euch doch ſittſam Ehr erzeigen.

Die Tyber.

Diana, Mutter alles Feuchten,
Nicht floſſe deinen Thau mir ein!
Laß mir nicht mehr dem Antlitz leuchten,
Weil ſelbſt durch meinen Wiederſchein
Die weiſſen Ochſen ſich beflecken.
Wo nicht, ſo regne Tag und Nacht,
Daß meiner Stürmen Wellen Macht
Den Bluthund moge gar erſtecken!

Die Berge.

Stopff immer auff die Alabaſter Rohren,
Du heilger Vater Apenain,
Und laſſe ſich der Tyber Wellen mehren,
Daß ſie den Bluthund reiſſen hin,
Den unſre Schultern kaum mogen tragen:
Denn wo verſpielt der Menſchen Witz,
Da muſſen Berge, Flüſſe, Blitz,
Ja Sternen ſelbſt Tyrannen niederſchlagen!

Chriſtian Weiſe.

Unter allen dramatiſchen Dichtern der Zeit hatte Chriſtian Weiſe vielleicht das bedeutendſte Talent, und wenn ſeine zahlreichen Spiele (er hat deren wohl gegen hundert geſchrieben, von denen bei weitem nicht die Hälfte gedruckt worden iſt) zum großen Theil nicht mit ſeinem Talent übereinſtimmen, ſo iſt dies aus den äußeren Verhältniſſen zu erklären, unter welchen er ſchrieb. Er verfaßte nämlich ſeine Dramen zunächſt für ſeine Schule, und zwar nicht bloß, um dem in Zittau herrſchenden Gebrauch zu genügen, ſondern weil er ſelbſt hohen Werth auf theatraliſche Uebungen legte, und dieſelben für ein geeignetes Mittel hielt, die Schüler zur Fertigkeit der Rede und zum äußeren Anſtand heranzubilden, weshalb er denn auch einzelne Spiele mit ganz beſondern pädagogiſchen Zwecken verfaßte, wie die „Complimentir-Comödie", in welcher alle möglichen Arten von mündlichen und körperlichen Höflichkeitsbezeigungen angebracht ſind. Dieſe ausſchließliche Berückſichtigung der Schulzwecke blieb natürlich nicht ohne einflußreiche Wirkung auf ſeine Dramen, und nächſt der Wahl der Stoffe und den Arten ſeiner Dramen iſt aus jener Rückſicht namentlich die überaus große Menge der Perſonen zu erklären, welche in den meiſten Spielen vorkommen (ſo ſind in der „Verkehrten Welt" 103 Perſonen), denn er wollte vor Allem auch alle Schüler beſchäftigen, und ſelbſt kleineren Kindern die Möglichkeit

geben, auf der Bühne zu erſcheinen, weshalb er viele Perſonen und Scenen anbrachte, welche bei vorwaltender künſtleriſcher Rückſicht unbedingt hätten wegbleiben müſſen *). Was die Stoffe und die Gattungen ſeiner Dramen betrifft, ſo hat er ſich ſelbſt darüber erklärt. „Weil es auch eingeführet iſt (heißt es in der Vorrede zu „Luſt und Nutz der ſpielenden Jugend"), daß man drey Tage nach einander was neues hat ſehen wollen, ſo machte ich bald im Anfange die Eintheilung, daß erſtlich etwas Geiſtliches aus der Bibel, darnach was Politiſches aus einer curiöſen Hiſtorie, letzlich ein freyes Gedichte, und in ſolchen allerhand nachdenkliche Moralia die Zuſchauer bei dem Appetit erhalten möchten." Wenn wir nun noch von ihm erfahren, daß er ſeine Stücke nur in Erholungsſtunden verfaßte und ſie, um ſchneller fertig zu werden, ſeinem Amanuenſis in die Feder dictirte, ſo müſſen wir geſtehen, daß nur ein wirkliches Talent alle dieſe und noch mancherlei andere Beſchränkungen ſo glücklich zu beſiegen vermochte, als es bei ſeinen beſſeren Stücken in der That der Fall iſt, und es hat unter ſolchen Umſtänden der Dichter den vollſten Anſpruch darauf, daß man bei Beurtheilung deſſelben nur die beſſeren Stücke in Betrachtung ziehe.

Weiſe beſaß die meiſten Eigenſchaften, welche den dramatiſchen Dichter bilden: er war reich und glücklich in der Erfindung, und hatte ein großes Talent, den Stoff dramatiſch zu conſtruiren, worin ihm vielleicht Shakſpeare Vorbild war. Namentlich gelang es ihm, eine Reihe von Scenen verſchiedenen Inhalts und verſchiedener Färbung unmittelbar auf einander folgen zu laſſen, die ſich dann glücklich zu einem Geſammtbilde vereinigen, und ſo verſtand er es auch, die Charaktere ſeiner Perſonen, ſo viele ihrer auch waren, mit Sicherheit zu zeichnen; und er verdient ſchon deswegen Anerkennung, daß er im Stande war, eine ſo große Maſſe von Perſonen in ſo weit zu beherrſchen, daß oft ſelbſt untergeordnete Erſcheinungen einen feſt ausgeprägten Charakter darbieten. Zu dieſem glücklichen Erfolg trug aber nicht bloß ſeine Menſchenkenntniß bei, die er durch fortgeſetzte Beobachtung ſelbſt an Wirthstiſchen, auf den Märkten und in Werkſtätten zu vermehren und zu ſchärfen befliſſen war, ſondern auch der in anderer Weiſe nachtheilige Umſtand, daß er „das Spiel nach den Perſonen und nicht die Perſonen nach dem Spiele richten mußte"; indem er die Charaktere der Eigenthümlichkeit der Spielenden anpaßte, damit dieſe ihre Rollen gut vortragen mußten, war er eben dadurch zu ſcharfer und richtiger Zeichnung der Charaktere geleitet und gezwungen; und ſo hatte die Nothwendigkeit, viele Perſonen anzubringen und eben deshalb auch mancherlei Epiſoden einzuflechten, die weitere Folge, daß ſeine Dramen lebendige Abwechſelung erhielten und mannigfaltiges Intereſſe darboten. Freilich müſſen wir ſogleich hinzufügen, daß wenn die Anlage ſeiner Dramen im Allgemeinen das eben ertheilte Lob im hohen Maße verdient, die Ausführung dagegen jene Vorzüge zum Theil wieder aufhebt und der Geſammteindruck daher ſelten erfreulich iſt. Oft iſt namentlich die Entwickelung ungenügend, und ſie iſt ſo mager und unbeholfen, als die Schürzung des Knotens reich und geſchickt angelegt iſt. Der Dialog iſt zwar, obgleich häufig zu breit, doch im Ganzen untadelhaft, aber die Darſtellung läßt dagegen ſehr viel zu wünſchen übrig. Bei ſeiner auch im Drama vorherrſchenden Abſicht, dem Lohenſteiniſchen Schwulſt die Sprache der Natur und Wahrheit entgegenzuſetzen, weshalb er auch mit Ausnahme eines Singſpiels alle ſeine Stücke in Proſa ſchrieb, iſt ſeine Darſtellung allerdings klar und verſtändig, aber auch nüchtern und ſelbſt trivial; weil er gegen die Ausſchweifungen der Phantaſie, an der es ihm keineswegs fehlte, ſtets auf ſeiner Hut war, blieb er immer kalt, und dieſe übermäßige Ruhe verließ ihn auch in den leidenſchaftlichſten Momenten nicht. Wie ſehr ihm vor Allem die Natürlichkeit am Herzen lag, geht ſchon aus der Bemerkung in der ſchon angeführten Vorrede zu „Luſt und Nutz der ſpielenden Jugend" hervor, daß die Spielenden bei der Aufführung, obgleich er die Dramen im reinen Hochdeutſch geſchrieben hat, ihre Mundart entweder ganz beibehalten oder das Hochdeutſch mundartiſch färben ſollten, wodurch ſich Alles lebendiger und natürlicher geſtalten würde. Bloß bei fürſtlichen Perſonen könne man das „gezwungene Hochdeutſche" paſſiren laſſen, weil ſich die Zuſchauer, die noch keine Fürſten hätten reden hören, ſich „etwas ungemeines" dabei einbilden könnten. Trotz dieſen weſentlichen Mängeln hätte das deutſche Drama doch mit Weiſen eine geſunde Entwickelung beginnen können, wenn ihm nicht durch Gottſched die franzöſiſche Weiſe entgegengeſetzt und das volksthümliche Element, das in Weiſens Spielen unverkennbar durchbricht, vernichtet worden wäre.

Unter den verſchiedenen dramatiſchen Gattungen, welche Weiſe bearbeitete, ſtehen die bibliſchen Stücke am tiefſten, und es ſind auch nur wenige derſelben gedruckt worden. Nicht mit Unrecht glaubte er, daß ſich die bibliſchen Stoffe, unter welchen er jedoch die aus dem Neuen Teſtamente aus religiöſen Gründen vermied, zur dramatiſchen Bearbeitung deswegen vorzugsweiſe eigneten, weil ein Jeder ſchon im Voraus wiſſe, worauf er zu achten habe; aber gerade dieſe Stoffe gelangen ihm am wenigſten, weil er in ihnen aus zu großem Streben nach Natürlichkeit unnatürlich wurde, da er, um Perſonen und Zuſtände treu nach der Wahrheit zu ſchildern, dieſelben aus ſeiner Zeit entnahm, und hiedurch die hiſtoriſche Wahrheit in allzugreller Weiſe verletzte. Dies gilt auch zum Theil von ſeinen hiſtoriſchen Dramen, bei welchen wir nur zu bald gewahr werden, daß er die größere Welt nicht kannte, was er übrigens ſelbſt lebhaft fühlte; denn was er in der Vorrede zu ſeinem „Zittauiſchen Theatrum" zunächſt mit Rückſicht auf die adelige Jugend ſagte, daß „die Schule ein ſchattichter Ort ſei, da man dem rechten Liechte ſelten nahe komme", bezog er ohne Zweifel auch auf ſich und ſeine dramatiſchen Arbeiten. Dieſem Mangel an Kenntniß der größeren Welt iſt es denn auch vorzüglich zuzuſchreiben, daß ſeine Helden und fürſtlichen Perſonen, wenn ſie auch „gezwungen hochdeutſch" reden, doch den rechten Ton nicht recht treffen können, der ihrem Stande oder den wichtigen Verhältniſſen zukommt, in welchen ſie auftreten. Dazu kam, daß er, was

*) „Was auch von Schäfern und Engeln deswegen eingemiſchet iſt, daß rechtſchaffene Leute ihre kleine Kinder dabey wiſſen und anziehen mögen, daß kan nach Belieben ohne Abgang einiger Action ausgelaſſen werden. Ja wenne es an mehreren Perſonen ermangeln möchte, der könnte in der mitten manche Scene weniger machen." (Vorrede zu „Jacobs doppelter Heyrath".)

ſchon angedeutet wurde, durch ſein Streben nach Natürlichkeit eingeengt, die Höhe der Tragödie nicht erreichen konnte. Bei alle dem gehören ſeine hiſtoriſchen Stücke zu den beſſeren der Zeit und unterſcheiden ſich durch die Wahl der Stoffe ſehr zu ihrem Vortheil von denen ſeiner Vorgänger Gryphius und Lohenſtein, welche, wie wir wiſſen, beinahe ohne Ausnahme nur Stoffe aus der römiſchen, byzantiniſchen oder türkiſchen Geſchichte bearbeiteten, während Weiſe ſie aus der näher liegenden Zeit entnahm und z. B. die Geſchichte des Maſaniello, der Marſchälle Biron und d'Ancre, des böhmiſchen Königs Wenzel, des ſpaniſchen Miniſters Olivarez dramatiſch behandelte. Wie überhaupt, ſo ſtrebte er ganz beſonders in ſeinen geſchichtlichen Stücken nach vielſeitiger Handlung, und er bildete auch darin den entſchiedenſten Gegenſatz zu Gryphius und noch mehr zu Lohenſtein, daß er die langen Reden und rhetoriſchen Abſchweifungen vermied und nicht bloß einerſeits die antiken Chöre wegließ, ſondern auch andrerſeits nach der Weiſe des Volksſchauſpiels ſelbſt in die rein tragiſchen Stücke komiſche Perſonen und Scenen einflocht. Die luſtige Perſon behielt er jedoch nicht bloß deswegen bei, weil ſie ſich auch in den antiken Dramen vorfand („die leichtfertigen Sklaven waren doch nichts Anderes als leibhaftige Pickelhäringe"), ſondern auch aus dem Grunde, damit „die ſatyriſchen oder auch klugen Bemerkungen der Zuſchauer während des Spiels ein Organ hätten". Das tüchtigſte von ſeinen Trauerſpielen iſt das „Von dem Neapolitaniſchen Haupt-Rebellen Masaniello", in welchem ſich, wie Leſſing ſagt, „des pedantiſchen Froſtes ungeachtet, der darin herrſcht, hin und wieder Funken von Shakſpeariſchem Genie finden", ein Urtheil, das übrigens auch mehr oder weniger von allen ſeinen beſſeren Stücken, und nicht bloß von dem „freien Shakſpeariſchen Gang" in der Anlage, ſondern auch von der Ausführung einzelner Scenen gilt.

Weiſens Talent tritt aber in den Dramen, die er „freie Stücke" nennt, am entſchiedenſten hervor. Dieſe mußten ihm ſchon deswegen am beſten gelingen, weil er in ihnen weniger aus den gewöhnlichen, ihm bekannten Lebensverhältniſſen heraustrat, und die Natürlichkeit der Darſtellung und Sprache den Stoffen und Perſonen angemeſſen iſt. Unter dieſen Stücken ſind, wie übrigens kaum angedeutet zu werden braucht, das gereimte Singſpiel („die betrübte und getröſtete Galathee") und die allegoriſchen Stücke*) am unbedeutendſten und werden von den Luſt- und Poſſenſpielen weitaus übertroffen, in denen der Reichthum an Erfindung im Allgemeinen und an heiteren Einfällen insbeſondere gleich rühmenswerth iſt. Um wie viel reicher er in dieſer Hinſicht ſelbſt als Gryphius iſt, beweiſt die Vergleichung ſeines Nachſpiels von Peter Squenz mit der bekannten Poſſe ſeines Vorgängers. Es war ſchon ein gewagtes Unternehmen, mit einem der beſten Stücke des berühmten Dichters wetteifern zu wollen; aber man muß geſtehen, daß Weiſe den Wettkampf glücklich beſtanden und in Erfindung und Ausführung gleiche Selbſtſtändigkeit bewahrt hat. Schon darin unterſcheidet ſich ſein Peter Squenz von dem des Gryphius und von dem Zwiſchenſpiele des Shakſpeare, daß ein Concurs für das darzuſtellende Schauſpiel eröffnet wird, wozu ſich nicht weniger als dreizehn Mitbewerber einfinden. Die von ihnen gewählten Stoffe ſind nicht weniger ergötzlich, als die Gründe, die ſie bei der Wahl geleitet haben. Der Blaſebalgtreter Steffen Thats hat ein Geſpräch zwiſchen den vier Winden aufgeſetzt, die dem Wandersmann den Mantel nehmen wollten; ein ehemaliger Landſtreicher, Meicher Tummernix, hat die Geſchichte vom verlornen Sohn in ein Spiel gebracht, weil dieſer bei ſeiner Schweintreiberei nicht viel beſſer geweſen ſei als ein Vagabund; der Sackpfeifer und Vogelſteller Detlef Ziegenſchwanz hat eine muſikaliſche Opera von der verliebten Schäferin verfaßt, die er mit ſieben Perſonen auf ſeine eigne Hand ohne Adjuvanten in ſeine Sackpfeiffe agiren könne; dagegen hat dem Todtengräber Kilian Schwalbenneſt die Geſchichte vom Daniel in der Löwengrube am beſten zugeſagt, weil er die Grube ohne alle Hülfe ſelbſt zu machen im Stande ſei. Der Otterfänger Alexander Wunderlich hat die Legende von dem Ritter St. Georg gewählt, weil er am beſten wiſſe, wie der Drache zu tödten ſei, und der Kirchſchreiber Bonifacius Lautenſack hat wegen ſeiner Profeſſion ein geiſtliches Stück erwählt, nämlich die Geſchichte von dem alten Tobias und der Schwalbe u. ſ. w. Auch die Art und Weiſe, wie die Wahl des Stücks vor ſich geht*) und die Rollen vertheilt werden, iſt luſtig und trotz der größeren Anlehnung an Gryphius doch ſelbſtſtändig genug (1). Ehe die Aufführung vor ſich geht, kommt noch manche ergötzliche Scene wegen der Rollenvertheilung vor; bald macht ſich ein Schauſpieler aus dem Staube, bald melden ſich neue, die doch auch eingereiht werden müſſen, und der arme Bonifacius, deſſen Stücke die Ehre der Aufführung zu Theil geworden war, und dem daher die Leitung des Ganzen zukam, geräth ſchon vor der Aufführung in Verzweiflung, noch mehr aber bei der Aufführung ſelbſt, die nicht ſelten durch Prügeleien der Schauſpieler unterbrochen wird, ſo daß ſie gar nicht zu Ende kommen kann. Damit ſchließt der dritte Act, und der Dichter hätte auch das ganze Stück damit ſchließen ſollen, denn die zwei folgenden Aufzüge bewegen ſich um unbedeutende, zum Theil nur ganz äußerlich mit der Hauptſache zuſammenhängende Dinge, welche leicht in einer oder zwei Scenen hätten zuſammengedrängt werden können.

Das Luſtſpiel „Von der verkehrten Welt" iſt, obgleich es an Perſonen und mannigfaltigen Situationen überaus reich iſt, doch mit großer Sicherheit durchgeführt. Den Gedanken hat der Dichter aus den, auch jetzt noch vorkommenden, die verkehrte Welt darſtellenden Bildern entnommen, und er hat den Stoff, der jeder dramatiſchen Behandlung zu widerſtreben ſcheint, mit vielem Glücke verarbeitet. Auch hier iſt er reich an glücklichen Einfällen und heiterem Witze, und einige Situationen ſind durchaus ergötzlich, z. B. wenn ſich der Großvater in die Wiege legen muß und ihn der kleine Enkel ſchaukelt, oder ein Dieb den Richter ins Gefängniß ſtecken läßt, und Entſchädigung verlangt und erhält, weil

*) Außer der ſchon erwähnten „Complimentir-Komödie" das Spiel „Vom dreyfachen Glück", welches das allmählige Wachsthum der Stadt und Univerſität Leipzig darſtellt, und ein Zwiſchenſpiel im „Niederländiſchen Bauern", das den eigenthümlichen Entwickelungsgang des Herzogthums Burgund veranſchaulichen ſoll.

*) S. unten. Dieſe Stelle iſt gewiß eben ſo gut als das berühmte: „Monsieur Josse, vous êtes officier etc." von Molière, der den deutſchen Dichter nur durch die freilich weit gebildetere Sprache übertrifft.

dieser ihn nicht an dem durch das Urtheil festgesetzten Tag hat henken lassen. — Das bedeutendste Stück dieser Gattung ist aber ohne zweifel der „Bäurische Machiavellus“, in welchem er, wie er selbst an einer Stelle der Absurda Comica sagt, „unter einem geringen Bilde Alles vorstellen wollte, wie man zu Hof und sonsten in der Welt einander um das politische Glücke zu betriegen pfleget“. Noch näher entwickelt er seine Absicht im ersten Aufzug oder eigentlich dem Vorspiel. Die Tugendhaften und Redlichen klagen dem Apollo, daß Treue und Wahrheit aus der Welt verschwunden sei, seitdem Machiavelli sein berüchtigtes Buch vom Fürsten geschrieben habe. Dieser rechtfertigt sich, er behauptet, sein Buch sei eine Satyre und von den Leuten missverstanden worden; übrigens sei das, was man jetzt Machiavellistisch zu nennen pflege, zu allen Zeiten in der Welt gewesen, und werde auch bei Leuten angetroffen, die sein Buch gewiß nicht gelesen hätten. Apollo beschließt deshalb, Commissarien auszusenden, welche untersuchen sollen, ob es sich wirklich so verhalte. Nun führt uns der Dichter in den Flecken Querlequitsch, wo die Stelle eines Pickelhärings erledigt ist. Bei der Wiederbesetzung derselben werden die mannigfaltigsten Intriguen gespielt, an denen alle einflußreichen Bewohner des Fleckens mehr oder weniger Theil nehmen, deren Seele aber der Cantor, Schulmeister und Consulent Scibilis ist. Die Intriguen durchkreuzen sich, und bald ist dieser Mitbewerber und sein Anhang, bald jener im Vortheil, bis wieder neue Ränke die Sache völlig umgestalten. Alles wird in Bewegung gesetzt, Bestechung, Kuppelei, Lügen, Verläumdungen, Schmeicheleien, selbst der Einfluß der Frauen, des Geistlichen und des regierenden Junkers; und wir haben ein vollständiges Bild des Unwesens an den damaligen kleinen und größeren Höfen mit ihren Intriguen, oder auch in den Reichsstädten mit ihren Kabalen, obgleich der Dichter keinen Augenblick aus den engen Verhältnissen von Querlequitsch mit der Wahl des Pickelhärings herausfällt. Am Ende dringt Scibilis mit seinem Candidaten, der seine Tochter zu heirathen versprochen hat, durch, weil es ihm gelingt, allen Schlingen zu entgehen, die ihm gelegt werden, und seinen Gegnern Fallen zu legen, in denen sie sich endlich fangen. Wir stehen nicht an, auszusprechen, daß dieses Lustspiel, welches mit der Freisprechung Machiavellis von der gegen ihn erhobenen Anklage schließt, in Anlage, Erfindung, Composition und Lebendigkeit der Entwickelung wenig zu wünschen übrig läßt, und jedenfalls eine der besten deutschen Komödien ist, die mit geringen Veränderungen noch heut zu Tage mit Glück auf die Bühne gebracht werden könnte. Dies ist wirklich mit einem andern Stücke des Dichters geschehen, mit der „Triumphirenden Keuschheit“, welche von Halling unter dem Titel „Fioretto“ neu bearbeitet worden ist. Ohne den „Bäurischen Machiavell“ zu erreichen, hat dieses Lustspiel einzelne vortreffliche Stellen, die dem größten Dichter zur Ehre gereichen würden, und in ernsten, wie in komischen Situationen sprühen uns öfters, um mit Lessing zu reden, Funken von Shakspearischem Genie entgegen*). Freilich stehen solche Stellen oft mitten unter andern, welche wegen ihrer gehäuften und gesuchten Bilder eher von Lohenstein eingegeben zu sein scheinen, wie denn dieses Stück auch eines seiner ältesten ist, da es schon im J. 1668 gedruckt erschien. Zu seinen besseren Stücken gehört endlich auch das Lustspiel vom „Niederländischen Bauern“, welches die allbekannte, von orientalischen und abendländischen Schriftstellern, unter Andern auch von Shakspeare als Vorspiel zu der Kaiserin Zähmung bearbeitete Geschichte nicht ohne Eigenthümlichkeit und Geschick selbstständig behandelt.

*) So sagt die Gräfin Clarissa, als sie den freudenden Fioretto durch den Anblick ihrer Schönheit besiegen will: „Was der unbeeedte mund nicht hat vollbringen können, solt dieser schneeweiße Leib durch seine stumme wohlredenheit bey dir verrichten. Schickt euch, ihr verliebten gliedmassen, zu aller ersinnlichen annehmlichkeit! ihr verliebten minen, ihr entzuckten vorstellungen, spielt eure keafft zusammen und begeistert mein vornehmen duech eine liebzeuge empfindlichkeit! Ach, Fioretto, wo verzeuchst du?“

Unter den vielen teefflichen Reden des Pickelhärings wollen wir nur folgende anführen. Als er aus dem Gefängnisse gehelt wird, grüßt er die Zuschauer: „Ihr ehrlichen leute, seyd ihr noch da? ich erfreue mich einer guten gesundheit. Gehts euch noch wohl dadrunen? O ich bin ganz entzückt, als wenn ich aus einer andern welt käme. Furwahr, wann ich nicht so eben wuste, daß ich im bunde-loche gesteckt hätte, ich meynte, ich wär gar im nebij-keuge gewesen. Es ist keine krote und schlange auf dem erdboden, die nicht beuderschafft mit mir gemacht hat. Die eyderen haben untee meinee hals-krause junge ausgebeut, und die widhoffe baute mie das neil gae ins maul, ich habe die steumpfe stets mit einer blind-schleiche zugebunden, und wann mir ein hosen-nestel fehlte, rieß ich nur einer groffen ratte den schwanz ab. Die fledermäuse waren meine schu-reien, und um die hosen hingen mir lautee ottergezuchte, als wann es französisch mobehand war.“

Aus der „Absurda Comica“.

Erster Handlung Funffzehnder Auffzug.

Robert, Siegbart, Gräfliche Hoff-Räthe: Bonifacius Lautenjack, Kirchschreiber zu Beetelecde; Pancratius, sein Sohn. Veit Habermuß, Avisen-Tänzee und Zeitungs-Scheeiber zur Hahnenbeiffe, ein langer Keele mit einem groffen Bart; Detlef Ziegenschwantz, Sack-Pfeiffee und Vogelsteller zu Plumpenau; Stephen Thats, Blasebalg-Treter zu Lemmerswalde, ein kleiner Kerle; Melcher Tummernix, Cantor zu Querlequitsch; Cosimus Wetterhahn, Glockenleuter zu Rumpelklieche. Kilian Schwalbennest, Todtengräber zur Gselswiese, redet als ein Bauer. Peter Meffeet, Kaetenmacher zum Jachandelberge, Alexander Wundeelich, Otteefänger und Thyriacks-Krämer zu Purlewitz; Merten Fuchs, Sternqucker, Galendermacher und Wein-Visiteer zu Ochsenfurt, Nicodemus Levermann, wolverdienter Siegelgeber, Bildschnitzer, Korb- und Sandseigeemachee auff dee Laufche, ein alter Kerl im grauen Barte, Fabianus Fabiani, Toblæ Fillus, Pædeverii Zitzschdorfensia Collega Prima; Curæ, drr Gangley Diener.

Rob. Nun ihr lieben Freunde, ihr seyd alle insonderheit verhöeet worden, und es ist an dem, daß ein jedweder eine Wunder-schöne Comœdie geschrieben hat: Allein weil mein gnädigster Herr nur eine Comœdie zu sehen veelanget, so wird es uns schwer fallen, daß wir eben die beste Comœdie erwehlen.

Bon. Ihr wolweise Magnificentzen werden noch wol wissen, was ich gesagt hab; so hier geredet und niemanden was zu Leide nachgesaget, ich bin wol der beste, und also wird meine Erfindung nicht die schlimste seyn.

Veit. Derowegen können wir uns eben so viel mit unsern Künsten einbilden: wenn wir unsere Briefe auf die Wage legten, wer weiß, wer die schwersten Buchstaben gemacht hat.

Dee. Ihr lieben Leute, stellt doch alles dem gnädigen Herrn anheim; so lange wir streiten, so wird ein jedee Schäfer seine Keule loben.

Rob. Nun, wißt ihr einen Vorschlag, wie wir aus der Sache kommen sollen?

Det. So weit kömmts. Ein jedweder wil das beste Lob verdienet haben.

Rob. Das wissen wir ohn dem wol. Ihr sollet einen Vorschlag thun, wie die beste Comœdie durch eine gute Probe könte ausgelesen werden.

Bon. Ich halte davor, man gebe sie dem gnädigsten Herrn hin: er ist ein verständiger Herr, und er dürffte die Sache nur einmahl lesen, so dürffte sichs bald weisen, wer sich am besten dürffte sehen lassen.

Steph. Ey! so ein vornehmer Herr hat eben Zeit, daß er die Briefe durchlieset; es wäre besser, wir nehmen einen Blasebalg, und bliesen drunter; wenn das leichte weggeflogen wäre, so würde das beste wol liegen bleiben.

Veit. Ich dachte, wie solten eine Wurffschauffel oder eine Futterschwinge nehmen; seht, welche am besten geschrieben ist (bleibt gewiß darinnen).

Meleh. Ich habe mein Tage viel Narren-Possen gesehen, die zierlich geschrieben sind. Hengt die Comœdien alle an die Lufft; die der Wind am ersten wegführet, die ist gewiß die schlimste.

Geol. Ich dächte, wenn man eine Comœdie nach der andern an den Glockenstrang bindete, und liesse hernach läuten, bey welcher die Glocke am schönsten klänge, die müste auch wol die schönste seyn.

Kil. Ich, als ein Todtengräber, gedachte so: wen man den Plunder in die Erde verscharrete, welche hernach am ersten versanlete, die müste wol die schlimste seyn.

Pet. Gebt eine Karte her, wir wollen drum spielen: wer den blaumäntlichten Scherwentzel kriegt, dessen Comœdie sol die beste seyn.

Alen. Gebt mir nur die Zettel zusammen: von welchen meine Ottern sterben, die werden gewißlich die kräfftigsten seyn.

Mert. Wir wollen im Kalender sehen: welche Comœdie im besten Zeichen gemacht ist, die wird unserm Herrn auch am gesündesten seyn.

Nic. Ich habe meinen Sandseiger bey mir, da last ein groß Glaß herum gehen, wer es am geschwindesten austrincket, daß im Seiger drr meiste Sand drinnen bleibet, der mag den Vogel abgeschossen haben.

Fab. Wir wollen darnach sehen, wer am meisten Latein eingemenget hat.

Cura. Ihr Herren, wenn ich einen Vorschlag thun darff, so wil ich mit einem guten Rathe darzwischen kommen. Ich habe einen Hund, der hat einen so subtilen Geruch, daß er flugs errathen kan, welches Mann vornehmer ist, als der andere. Denn wenn unser Gerichts-Schultze kömt, so wedelt er allemahl mit dem Schwantze zehn mahl; aber wenn der Thürwäter kömt, so liesse er sich eher todt schlagen, ehe er mit dem Schwantze mehr als zwey mahl wedelte. Legt die Sachen auch einander hin: bey welcher Comœdie er am meisten wedeln wird, dieselbe mag unstreitig die beste seyn.

Rob. Der Vorschlag ist nicht ungeben; wo der Hand da ist, so wird der Art bald ein Stiel gefunden werden.

Fab. Ich sage mich loß. Der Hund verstehet nicht lateinisch. Ja wenn es Lycisca wäre apud Virgilium, so wüste ich wol, wer die andern abstechen solte.

Nic. Ey, die Hunde haben nur eine Sprache. Denn wie die Sprachen sind verwieret worden, da blieben die Hunde bey ihrer Stimme, einmahl wie das andere.

(Die Comœdien werden hingelegt, an dieselbe, die Bonifacius gemacht hat, wird ein Stucke Fleisch gebunden.)

Cura. (Bringt den Hund und locket ihn, biß er des Fleisches gewahr wird, und die Comœdie damit aufhebet, also nimt er ihm das papierne Zeug.) Meine Herren, der Hund hat nicht alleine gewedelt, sondern hat auch den Brief mit dem Munde selber aufgehoben.

Rob. Es ist ein verständiger Hund; ich halte immer, es ist einmahl ein Schatzgräber darein verbannt worden. Doch es bleibe darbey: Herr Bonifacius Lastensack, wol-bestallter Kirchschreiber zu Bettelrode, sol seine Comœdie von Tobia und der Schwalbe noch heute diesen Tag vor der gnädigsten Herrschafft præsentiren.

Bon. Ihr wolweise Magoliscentzen haben ja großen Danck, daß sie mir durch ein so gnädiges Urtheil zu statten kommen. Aber sol ich die Personen anderswo herbestellen?

Rob. Nein, es sollen die andern ehrlichen Leute nicht ausgeschlossen seyn; schreibet alle Personen auff einen Zettel und loset drum: wer eine kriegt, der sol sie auch behalten bey Vermeidung eines schweren Einsehens.

Bon. Die Personen dürffen nicht abgeschrieben werden; ich wil mir meinen Zettel da zerreissen. Aber die Personen möchten nicht zum reichen, darff ich hernach etliche Adjovanten nehmen?

Rob. Das stehet euch frey; nur nehmet solche Leute, davon die andern keinen Schimpff haben.

Bon. Ach nein, es sind alle gar ehrlicher Leute Kinder: einer ist dabey, dem ist der Vater 14 Tage zuvor gehangen worden, ehe er ist auff die Welt kommen. Aber ich will nicht hoffen, daß er deßwegen an einer solchen Sache könte gehindert werden. Aber darff ich mir nicht eine Person auslesen? Ich bin der vornehmste, und also wäre ich gegen der König zu Ninive.

Rob. Durchaus nicht! ihr habt Ehre genung, daß eure Comœdie gespielet wird: nun muß allerdings drum gelöset werden.

Bon. So wil ich nur die Personen zuvor ablesen. Erstlich zwey Leuchter anstatt der Prologum und Epilogum.

Rob. Warum sollen sie die Leuchter seyn?

Bon. Es ist doch auff dem Theatro finster, so setzen sie die Lichter auff die Köpffe, und kommen zuerst heraus, gehen zuletzt hinein, so bleibet es immer lichte.

Rob. Nun, es mag seyn! leset weiter!

Bon. Zwey Musicalische Schäfer, der König zu Ninive, der alte Tobias, seine Frau, der junge Tobias, der Engel, die Leiche, die Wand, die Banck.

Sigb. Sind das alle Personen?

Bon. Man verachte mir meine taxeotlos nicht, biß sie an das Tagelicht kömt! Ferner die Schwalbe, die Ziege, der Hund; nebst diesen die Musicanten von Vocalibus und Instrumentalibus.

Sigb. Wer sol nun die Zettel austheilen?

Bon. Ich habe meinen Sohn draussen, der ist anparchevisch. Paacratien komm herein, du kriegst was zu thun!

Panc. (komt) Was sol ich thun, mein Vatre?

Bon. Da hastu Zettel, gehe herum und theile sie aus! Von den übrigen magstu nach einen behalten.

Panc. Ich verstehe es schon, was ich thun soll. (Er geht zu Robert) Gestrenger Herr, einen Zettel!

Rob. Ich bedancke mich, ich spiele nicht mit.

Bon. Da kammer Scheim, machste doch eine Sau, ehe die Personen ausgetheilet werden. Komm doch, und mache bey mir den Anfang!

Panc. Der Herr verzeihe mir zwar! (Er theilet sie mit grossen Reverentzen aus. Sie machen die Zettel auff, einer nach dem andern tritt mitten auff den Platz und nennet seine Person.)

Bon. Ich kriege eine Haupt-Person, ich bin drr Leuchtrr.

Steph. Ich bin auch kein Narr, ich kriege den alten Tobias.

Velt. Was werd' ich machen? ich bin des alten Tobiß seine Frau.

Meleh. Ich bin drr andre Leuchtrr.

Det. Ich habe keine Haupt-Person: ich bin die Banck, da setzt sich wol keiner mit dem Kopffe drauff.

Geol. Und ich bin die Wand. Macht mir nur das Schwalbennest nicht zu schwer, sonst werffe ich den garstigen Vogel aus dem Neste.

Pet. Nun mit Züchten zu melden, ich bin die Schwalbe. Herr Bonifacius mags verantworten, wo meine Action was mit bringt.

Kil. Je nein, je nein! kömt dir Person an mich? sr, daß mir nicht die Ehre weq kömt: ich bin der Engel.

Alex. Ich bin ein singender Schaffer.

Mert. Ach, ich armer Mann, wie komme ich zu dem Unglucke? ich bin der König! Wer wird mir einen Scepter leyhen? Ich muß doch die Kuh-Hirtin bitten, daß sie mir ihr Ueberrucke in die Hände giebt.

Nic. Nun das Glücke theilt seine Gaben wunderlich aus: ich bin der junge Tobias.

Fab. Ich habs am besten! meine Person hat gewiß nicht viel zu reden, denn ich bin die Leiche.

Panc. So viel als ich aus dem Zettel sehe, so bin ich die Ziege.

Bon. So fehlt uns noch der Hund und ein Schäfer, die wollen wir schon zusammen kriegen.

Rob. Wegen der Kleider werdet ihr nun wissen, Anstalt zu machen; heute auf den Abend geht dir Comœdie fort.

Sigh. Doch das sey euch bei Straffe eingebunden, daß keiner zum Zancke Anlaß giebt, noch viel weniger, daß einer den Herrn Directoe beschimpfft oder verachtet! Es heißt eine Comœdie, das ist, es sol friedlich zu gehen. (Geht ab.)

Nic. Ich wil gerne sehen, wo wir alle Kleider werden her kriegen.

Bon. Ey, zum S. Velten, es geschicht bey Lichte, da nimt man alles nicht so genau. Man sieht wol ehe einen Esel vor ein Carnickelgen an. Den Leuchter wil ich schaffen.

Steph. Aber was hat der alte Tobias?

Boo. Einen feinen Schlaff-Pelz, und auff dem Kopffe eine Schlaff-Mutze. Denn alte Leute halten sich gerne warm.

Veit. Wo krieg ich denn Weiber-Kleider?

Bon. Die ganze Welt ist voller Weiber: da wil ich schon Rath schaffen.

Dec. Aber wo krieg denn ich Kleider, daß ich ausstehe, wie eine Banck? Ich werde mich nimmeemehr lassen mit Bretern verschlagen.

Bon. Es ist die Banck, da der alte Tobias drauff geschlaffen hat: wickelt euch in einen Teppicht, und legt euch dahin, so seyd ihr fertig.

Grol. Und ich bin die Wand; ich werde mich wol beym Mäuer weissen lassen.

Bon. Ach nein, der König besuchte den Tobiam; er hat wol die Vorhänge von dem Bette genommen und um die Wand gehangen. Ich wil schon sehen, daß ich euch putzen lasse; um das Schwalben-Nest dürfft ihr auch nicht sorgen.

Pet. Aber wie lange sol ich mich in den Federn herum weltzen, biß ich zur Schwalbe werde?

Bon. Zwey Gebund Federwische thun nil. Die Leutr wissens doch wol, daß ihr nicht dir rechte Schwalbe seyd.

Kil. Wenn ich der Engel bin, so werd ich wol mein schwartz Ehren-Kleid anziehen?

Bon. Die gutrn Engel gehen auch in schwarzen Kleidern. Ein weiß Hembde, ein roth Band, ein geneht Schnupptuch um den Halß, eine gestrickte Haube vors Gesichte, und einen Kranz auff dem Kopff, einen grünen Zweig in der Hand, so gehen sie in unsern Doeffe, wenn S. Merten und S. Andres zum Kindern kömt. Aber ich wil alles schaffen, was der Schäfer, was der König und was die andern haben sollen. Ich wil die Ziege schicken, und wenn ich ihr ein Kalbfell um den Leib wickeln solte. Dem Hunde geb ich einen alten Besen, daß er damit wedelt. es ist alles gut. Komt nur und schreibt die Personen ab, daß wir mit dem Außwendiglernen zurechte kommen: die Zeit ist kurtz und der Sorgen sind viel.

Det. Das weiß ich wol; ohne Ferckel wirds nicht abgeben. Wer die Comœdien gemacht hat, der mag uns Einschlag geben, wie wir zurecht kommen.

Zweiter Abschnitt: Prosa.

Was der poetischen Sprache des vorliegenden Zeitraums den größten und sehr oft den alleinigen Werth verleiht, die Reinheit, das fehlt der Prosa beinahe durchgängig; sie erhebt sich nicht nur nicht aus dem Verfall, in den sie schon gegen das Ende der vorigen Periode gesunken war, sie sinkt vielmehr immer tiefer herab, so daß sie endlich in die vollständigste Auflösung geräth. Die fremden Wörter und Redeweisen, auf deren allmähliches Eindringen am Ende des 16. Jahrh. und am Anfange des 17. wir schon aufmerksam gemacht haben, wurden nun massenhaft in die Sprache eingemischt, und es wurde dies so sehr zur Mode, oder vielmehr zur andern Natur, daß selbst solche Schriftsteller, welche die Reinheit der Sprache in der Poesie mit aller Entschiedenheit verfochten, sich in der Prosa die geschmackloseste Mischsprache erlaubten, und nur Wenige, unter diesen Zesen, sahen auch mit lobenswürdiger Eifersucht, aber in der schon bezeichneten unpassenden und nicht weniger geschmacklosen Weise (S. 223) auf die Reinheit der prosaischen Sprachdarstellung. So traurig und verderblich aber diese Unsitte schon an sich war, so hatte sie noch weitere höchst nachtheilige Wirkungen. Denn da durch die Einmischung der fremden Wörter der Sinn für den Wohllaut der Sprache allmählich vernichtet wurde, so verschwand endlich auch alles Gefühl für die rhythmische Bewegung des Satzes, und man verirrte sich nun in geschmacklose Nachahmung des lateinischen Periodenbaues, wodurch die Darstellung breit, weitschweifig, unbeholfen und unklar, ja oft völlig unverständlich wurde, besonders wenn man sich zugleich bestrebte, die galanten Redeformen der Franzosen nachzuahmen, was mit einer solchen Plumpheit und Geschmacklosigkeit geschah, daß man sich nichts Entsetzlicheres denken kann, und sich der damalige Styl, namentlich in Staatsschriften und Briefen, mit nichts Anderem vergleichen läßt, als mit dem Styl unserer neuen philosophischen Schriftsteller.

In einer solchen Sprache mußte begreiflich der beste Gedanke rettungslos verloren gehen, er mußte sich ausnehmen, wie ein Apollo in einer Allongeperücke oder eine Venus in einem Reifrocke; das leichte Spiel des Witzes wurde, in dieser Sprache ausgedrückt, steif und matt, der edelste oder tiefste Gedanke wurde roh und dunkel, die phantasiereichste Auffassung erstarb in der widrigen Form, in die sie gehüllt wurde. So ist es nicht zu verwundern, daß die ganze Zeit uns wenig Erfreuliches darbietet, und daß das wenige Bessere, das wir zu erwähnen haben, in der Masse von Wust beinahe ohne allen Zusammenhang erscheint. Am schlimmsten steht es mit der didaktischen Prosa. In den wissenschaftlichen Werken ist beinahe ohne Ausnahme der Gebrauch fremder Wörter, namentlich lateinischer und französischer, bis auf den höchsten Punkt getrieben, und auch in den Satzformen erkennt man kaum mehr die Natur der deutschen Sprache. Selbst die Schriften, welche sich mit der Sprache beschäftigen, sind davon nicht ausgenommen, und es gibt sogar wohl auch einzelne Schriftsteller, welche in der alamodischen Mischsprache vor derselben warnen. Erst gegen das Ende der Periode erhob sich die didaktische Prosa, wenn auch nicht sehr bedeutend, doch in einer für die Zukunft viel versprechenden Weise aus ihrer

Digitized by Google

tiefen Versunkenheit, was vorzüglich dem Vorgange des Thomasius zu verdanken ist, der es zuerst entschieden wagte, den Gebrauch der Muttersprache in wissenschaftlichen Forschungen und Schriften zu verlangen. Eben so traurig steht es um die rhetorische Prosa, welche freilich keine Gelegenheit hatte, sich lebenskräftig zu entwickeln. Wenn auch die historische Prosa nicht ganz so tief gesunken ist, und einzelne Schriften eine vergleichungsweise große Reinheit der Sprache darbieten, so können doch auch die besten Erzeugnisse mit den Leistungen der vorigen Periode in keiner Weise verglichen werden, und besonders ist auch hier über den beinahe durchgängigen Gebrauch undeutscher Satzbildungen, über Breite und Unbehülfenheit des Styls zu klagen. Der Roman und die übrigen Prosadichtungen haben sich unter allen prosaischen Sprachdarstellungen am reinsten erhalten; aber auch diese zeigen viele der erwähnten Mängel, und zwar um so mehr, je entschiedener die Schriftsteller nach kunstmäßiger Behandlung strebten, die sich in der Prosa noch mehr, als in der Poesie von der Natürlichkeit und Wahrheit entfernte.

I. Prosadichtungen.

Der Uebergang der Literatur zu den Gelehrten brachte auch in die Prosadichtungen einen großen, einflußreichen Umschwung; an die Stelle der kleineren Erzählungen und Novellen, wie wir sie im vorigen Zeitraum haben kennen lernen, traten nun größere Romane, und die sogenannten Schäfereien, welche zahlreich bearbeitet wurden. Zwar verschwanden die Volksbücher, die volksmäßigen Novellen und Schwänke keineswegs ganz, wie wir weiter unten noch näher besprechen werden; allein sie treten hinter jenen größeren Dichtungen doch ganz zurück und werden zudem von den eigentlichen Trägern der Poesie in dieser Periode, von den Gelehrten, nur selten bearbeitet.

Die Romane beruhten, wie alle Dichtungen der Zeit, auf Nachahmung insbesondere französischer Vorbilder, unter welchen vor Allem der „Amadis aus Gallien" und die eben so zahl- als bändereichen Romane des Fräulein Madeleine von Scudery erwähnt werden müssen. Der „Amadis", über dessen Ursprung wir hier nicht einzugehen haben, war zwar schon im 16. Jahrh. in Deutschland bekannt geworden (Frankf. 1583), allein seine Wirkung zeigte sich erst jetzt in vollem Maße, und zwar sowohl auf die gesellschaftliche Bildung, als auf die Literatur. Es war schon im J. 1593 zu Straßburg eine aus dem „Amadis" gezogene „Schatzkammer schöner Orationen, Sendbriefen, Gesprächen" u. s. w. gedruckt worden, weil der in diesem Roman herrschende Styl in solchen Darstellungen für unübertrefflich und für das wahre Muster der feinen und eleganten Rede gehalten wurde, und so läßt noch Grimmelshausen die „Landstörtzerin Courage" erzählen, daß man ihr den Amadis in die Hände gegeben habe, „um Complimenten daraus zu ergreifen". Wenn sich die vornehme Welt nach diesen Mustern bildete, verfehlten die Dichter von Romanen nicht, ebenfalls in diesem gesuchten und geschraubten Style zu schreiben und ähnliche Reden, Gespräche und Briefe zu drechseln. In anderer Weise entfernten sie sich freilich von ihrem Muster, aber in der That nur scheinbar, und nur in so fern es die Scudery gethan hatte, welche nämlich an der Stelle der Rittergeschichten des Amadis Geschichten aus der alten Welt bearbeitete, dabei zwar die Verhältnisse, Sitten und die gesellschaftliche Bildung, ja selbst die Charaktere nach denen ihrer Zeit ummodelte, so daß zugleich auch sogenannte Schlüssel erschienen, in welchen nachgewiesen wurde, daß die Personen ihrer Romane eigentlich Zeitgenossen seien, aber auch die Auffassungs- und Darstellungsweise des Amadis noch vielfältig bewahrte, so daß die Römer (Clelia), die Perser (Artamene oder Cyrus) oder die Türken (Ibrahim) sich von den Rittergestalten des Amadis wesentlich nicht unterscheiden. Es erschienen nicht nur Uebersetzungen ihrer Romane, sondern sie wurden auch vielfach nachgeahmt, und die deutschen Nachbildungen tragen ganz den oben bezeichneten Charakter. Sie sind beinahe alle von einer abschreckenden Breite, sie wählen ihre Stoffe aus der alten und orientalischen Geschichte (wie das Trauerspiel), schildern aber ebenfalls unter den fremden Zuständen und Personen häufig Verhältnisse und Charaktere der Zeit, und sie haben daher auch zugleich die Absicht, zu belehren, eine Absicht, die oft in breiten Auseinandersetzungen jeglicher Art nur zu deutlich hervortritt. Aehnliche Werke, die zum Theil durch die der Scudery hervorgerufen worden waren, finden sich auch bei andern Völkern, und auch diese wurden den Deutschen durch Uebersetzungen zugeführt, und es ist als stets bereiter Uebersetzer der schon erwähnte Freiherr J. W. von Stubenberg (S. 235) zu nennen, der eine große Zahl französischer und italienischer Romane in die Muttersprache übertrug („Eromena", 4 Thle. „Clelie", 8 Thle. u. s. w.). Diese Gattung, welche man gewöhnlich unter dem Namen der Heldenromane begreift, wurde vorzüglich, wenn auch nicht ausschließlich, in der ersten Hälfte des Zeitraums bearbeitet; in der zweiten Hälfte wurden sie aber durch die politischen und galanten Romane verdrängt, die theils wirkliche, theils erdachte Staatsverhältnisse darstellten, in welche seltsame und willkürlich erfundene Liebesgeschichten eingeflochten waren. Aber auch in diesen Romanen wurden nur selten deutsche Zustände geschildert; das Ausland hatte für männiglich so viel größeren Reiz, daß die Dichter mit Rücksicht auf die Wünsche ihrer Leser die Scenen gewöhnlich in fremde Länder verlegten, nach Spanien, Italien, Frankreich, Ungarn, ja selbst nach Asien und Afrika. So wenig künstlerischen Werth die Heldenromane auch haben, so stehen sie im Ganzen doch weit höher, als die politischen und galanten Romane, und die bessern Dichter Philipp von Zesen, Andr. Heinr. Bucholtz, Hans Jak. Christoffel. Grimmelshausen, Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig, Dan. Casp. von Lohenstein und Heinr. Anselm von Ziegler und Kliphausen haben beinahe ausschließlich die erstgenannte Gattung bearbeitet. Unter den übrigen Romanendichtern haben wir noch folgende zu erwähnen: Der uns schon bekannte Dietrich von dem Werder übersetzte im J. 1644 die „Diana", von Loredano, welche jedoch dadurch einige Selbstständigkeit erhielt, daß er ihr in Form einer Episode die Geschichte des 30jährigen Kriegs einfügte. Christian Wilhelm Hagdorn, Oberst in dänischen Diensten und 1670 Gesandter in Spanien, schrieb einen zur Zeit beliebten Roman unter dem Titel:

„Acyquan, oder der große Mogul, eine Chinesische Raths- Kriegs- und Liebs-Geschichte" (Amst. 1670), welcher jedoch nichts Anderes ist, als eine Uebersetzung der Cassandra von Calprenede; und beinahe die einzige Veränderung, die Hagdorn vorgenommen, besteht darin, daß er die Begebenheiten aus der griechisch-macedonischen in die chinesische Geschichte verlegt. Weit berühmter als diese und als die „Makarie" von H. Arn. Stockfleth (im Blumenorden „Dorus") wurde der unermüdliche Vielschreiber Eberhard Werner Happel (aus Marburg 1648—1690), dessen zahlreiche Romane große Verbreitung gehabt zu haben scheinen, und der alle möglichen Zeitverhältnisse, ja selbst Reisebeschreibungen, in meistens dickleibigen Büchern zu Liebes- und Heldengeschichten verarbeitete. So war damals durch die Jesuiten die Aufmerksamkeit auf China gezogen worden; daher schrieb er den „Asiatischen Onegambo, darin der jetztregierende große finesische Kaiser Kunchius als ein umschwelfender Ritter vorgestellet, dessen und anderer asiatischen Liebesgeschichten, Königreiche und Länder beschrieben werden" (Hamb. 1673), und im „Insulanischen Mandorell" (Ebd. 1682) gab er eine „geographisch-historische und politische Beschreibung aller Insulen in einer Liebes- und Heldengeschichte". Ja er verfiel sogar darauf, die merkwürdigen Begebenheiten der einzelnen Jahre in Geschichtsromanen darzustellen, und so sind der „Italienische Spinelli", der „Spanische Quintana", der „Französische Cormantin", der „Ottomanische Bajazet", der „Deutsche Carl", der „Engelländische Eduard", der „Bayerische Max", der „Sächsische Wittkind" und der „Schwäbische Arioviſt" nichts Anderes als Erzählungen der Zeitgeschichte in den Jahren 1685—1693, in welche seltsame, aber auch langweilige Liebesbändel roh und willkürlich eingeflochten sind. Einigen Werth hat nur sein „Akademischer Roman" (IIIm 1690), theils weil er darin allerlei Züge aus dem akademischen Leben seiner Zeit mittheilt, theils aber und vorzüglich deswegen, weil er viele einzelne Volkssagen und Schwänke erzählt, welche durch ihn der Vergessenheit entrissen wurden. Manche derselben mag er aus dem Munde des Volks entnommen haben, die meisten derselben hat er aber ohne Zweifel aus älteren Büchern geschöpft, wie er denn eine nicht geringe Kenntniß der älteren Literatur, namentlich der volksthümlichen, gehabt haben mag, wie wir denn schon zu bemerken Gelegenheit gehabt haben, daß er sogar einzelne Schriften Fischarts kannte (II, 87). Von noch geringerem Werth sind die Romane von Joachim Meier, dessen „Durchlauchtige Römerin Lesbia alle Gedichte des berühmten Poeten Catullus in einer anmuthigen Liebesgeschichte vorstellt" (Lpz. 1690), und von August Bohse aus Halle, zuletzt Professor in Liegnitz (1661—1730), der unter dem Namen „Talander" an 20 Liebes- und Heldengeschichten theils selbst verfaßte, theils übersetzte, die einander an Geschmacklosigkeit übertreffen, was auch von den Romanen des uns schon bekannten Menantes, oder vielmehr Christian Fr. Hunold (S. 368) gilt, die ein getreues Abbild seines zwar vielbewegten, aber zerrissenen und zum Theil in Gemeinheit zugebrachten Lebens geben. Am berühmtesten wurde sein „Satyrischer Roman" (Hamb. 1705), in welchem er ärgerliche Liebesgeschichten und Anekdoten der angesehensten Hamburger und Hamburgerinnen und anderer bedeutenden Personen erzählt, was so großes Aufsehen und Aergerniß erregte, daß das Buch von der Polizei confiscirt wurde und er sich sogar genöthigt sah, Hamburg zu verlassen, weil er seines Lebens dort nicht mehr sicher war. So schlecht diese Machwerke alle sind, so sind sie doch noch die besten unter den zahlreichen Romanen, die in der zweiten Hälfte des Zeitraums erschienen; höchstens können nur noch die von G. Christian Lehms (Pallidor) aus Liegnitz (1684—1717) und Joh. Leonh. Rost (Meletaon) aus Nürnberg (1688—1727) erwähnt werden.

Neben diesen Heldengeschichten, politischen und galanten Romanen wurden vorzugsweise die sogenannten Schäfereien mit großer Vorliebe bearbeitet, besonders von den Nürndergern, wie übrigens kaum erwähnt zu werden braucht. Auch diese Schäfereien sind ein fremdes, auf deutschen Boden verpflanztes Gewächs. Von dem Portugiesen Montemayor, der jedoch in spanischer Sprache dichtete, durch die vielberühmte „Diana" eingeführt, und von dem Italiener Sannazaro in der „Arcadia", sowie von dem Engländer Sidney, der gleichfalls eine „Arcadia" dichtete, mit Glück nachgeahmt, gewann der Schäferroman durch Honoré d'Urfé große Verbreitung, dessen „Astrea" vielfach nachgebildet und übersetzt wurde. In Deutschland wurde der Schäferroman durch Opitz eingeführt, dessen „Hercynie" fortwährend als das höchste Erzeugniß der Gattung angesehen und verehrt wurde. Er ahmte seine fremden Vorbilder nicht bloß darin nach, daß er die von ihm geschilderten Begebenheiten in eine phantastische Schäferwelt versetzte, die mit der Wirklichkeit wenig oder gar keinen Zusammenhang hatte; er ahmte auch die ganz eigenthümliche Form der fremden Schäfereien nach, in welchen die prosaische Erzählung nur als ein Mittel erschien, die mannigfaltigsten Arten von Gedichten, und mit diesen abwechselnd, Schilderungen oder auch Gespräche anzubringen, in welchen allerlei mehr oder weniger interessante Lebensverhältnisse besprochen wurden. Selbst darin endlich hat Opitz seine Vorgänger nachgeahmt, daß die „Hercynie" den besondern Zweck hat, das adelige Geschlecht der Schaffgotsch zu verherrlichen. Bei allem Aufwand von dichterischen Mitteln ist die Dichtung jedoch unbedeutend, und es verdient weder die Antage, noch die Ausführung, noch die Sprache das übertriebene Lob, welches ihm von den Zeitgenossen und von den Nachfolgern des Dichters zu Theil wurde. Aber es erhält dadurch historische Wichtigkeit, daß es eine große Anzahl von Nachahmungen hervorrief, welche sämmtlich jedoch noch weniger Werth haben, als die „Hercynie", was selbst von Zesen's „Götter- und Nymfen-Lust" und eben so von Schwiegers „verführten Schäferin Cynthia" (Glückstadt 1660) gilt, die jedoch wegen ihrer Einfachheit (sie besteht beinahe nur aus der Klage der Cynthia über ihren ungetreuen Verführer) den Schäfereien der Nürnberger vorgezogen zu werden verdient. Diese haben nämlich die von Opitz festgestellte Form nicht bloß reichlich benutzt, sondern bis zur geschmacklosesten Uebertreibung erweitert, indem sie in ihren Schäfereien nicht bloß die willkürlichsten Allegorien und die gesuchtesten Schilderungen aubäuften, sondern auch alle möglichen metrischen Formen anzubringen suchten, welche ihnen um so werthvoller erschienen, je abenteuerlicher sie waren. Bei solcher

Behandlungsweise verschwindet die Einheit der Dichtung beinahe vollständig, die sich in lauter geschmacklosen Einzelnheiten auflöst. Doch lag freilich den Dichtern dieser Schäfereien wenig oder gar nichts an der epischen Ausführung; wenn sie auch eine Art Begebenheit zu Grunde legten, welche die einzelnen Abschnitte zu einem Ganzen zusammenfassen sollte, so war diese wenigstens nichtsbedeutend und ohne alles Interesse. Das erste Gedicht dieser Art, welches von den Nürnbergern verfaßt wurde, ist das „Pegnesische Schäfergedicht in den Berinorgischen (Nürnbergischen) Gefilden angestimmet von Strefon und Klajus" (Nbg. 1644. 4.) d. i. Harsdörffer und Klaj, den beiden Stiftern des Blumenordens. Wie wenig Ernst es ihnen (und so auch den übrigen deutschen und ausländischen Dichtern von Schäferelen) mit der Schilderung der Schäferwelt war, geht aus dem kurzen Vorbericht hervor. „Man möchte einwenden, heißt es, daß die Schäfer dergleichen Unterredungen nicht führen, ja solche zu verstehen nicht jähig weren: Hierauf wird geantwortet, daß bey Beschreibung ihrer Bäurischen Gespräche und groben Sitten mehr Verdrus als Belustigung zu befahren: und diese Schäfer durch die Schafe ihre Bücher, durch derselben Wolle ihre Gedichte, durch die Hunde ihre von wichtigen Studieren müssige Stunden bemerket haben." So waren denn diese Schäfereien von vornherein auf geschmackloser Allegorie begründet, aus der alles Leben, alle Wahrheit, aber auch alle Poesie verschwinden mußte. Das „Pegnesische Schäfergedicht" erhält dadurch historisches Interesse, daß es den poetischen Wettstreit darzustellen sucht, welcher die Veranlassung zur Stiftung des Blumenordens wurde *). Wir theilen daher den Inhalt desselben ausführlicher mit, da dies uns zugleich eine vollständige Charakteristik der ganzen Gattung gewähren wird. Das Kriegselend, so beginnt das Gedicht, vertreibt den Schäfer Klajus aus seinem Vaterlande Sesemin (Meissen); er gelangt nach vielen Unglücksfällen an den Pegnitzfluß, den er, so wie die altadelige Neronsburg (Nürnberg) mit „Klingreimen" begrüßt. Er theilt hierauf mit seinem treuen Hund den letzten Brodvorrath, was ihm ein Klagelied über den Jammer seines Vaterlandes entlockt; doch wird er durch den Gesang eines nahen Schäfers unterbrochen, der das Glück des Schäferlebens besingt; es ist dies Strefon, der ihn einladet, ihm in seine Hütte zu folgen. Bald wurden sie aber von nahem Wehklagen unterbrochen; als sie dem Geschrei nachgingen, fanden sie die Schäferin Pamela, welche sich einbildete, „das arme und in letzten Zügen ligende Teutschland" zu sein, und in einem langen Lied ihr Elend beklagte. Umsonst suchen jene sie zu beruhigen, worauf sie von ihr scheiden und auf dem Heimwege zu einer Drath- und dann zu einer Papiermühle gelangten, welche ihnen Gelegenheit zu neuen Gedichten geben, so dem Klajus zu einem Sonett, in welchem er das Getöse der Drathmühle durch den Laut der Worte nachzubilden suchte, dem Strefon zu einem Gedichte „in Form eines Amboßes". Hierauf gingen sie weiter, bestiegen eine Anhöhe, von der sie die Gegend und die Stadt überschauen konnten, da kam „das geflügelte Gerüchte zuen in einer Wolken entgegen". Als es sie erreicht, zeigte es ihnen eine Fahne, auf welcher ein Lorbeerkranz mit der Ueberschrift „Dem Ueberwinder" eingewirkt war, dann führte es die Schäfer zum „Tempel der Ehrengedächtnis", in welchem sie eine Reihe von Bildsäulen (bedeutender Nürnberger) mit Inschriften sahen; dann brachte sie das Gerücht in einen Garten, wo es dem von ihnen einen Preis zu geben verhieß, der das beste Hochzeitsgedicht auf ein von jenen Männern im Tempel abstammendes junges Ehepaar machen würde. Sie entsprechen dem Verlangen und versuchen sich nach und nach in verschiedenen Reimarten und über verschiedene Gegenstände (so dichtet Strefon ein Ringelgedicht über die Ringelblume). Ohne daß ein Urtheil gefällt wurde, erreichen „die wohlgemeinten Dichtungen ein erfreuliches Ende". So inhaltsleer dieses Gedicht ist, sind es auch die andern, die sich nur dadurch unterscheiden, daß sie noch mehr geschmacklose Spielereien anhäufen; so schon die „Fortsetzung der Pegnitz-Schäferey, behandlend unter vielen andern rein-neuen freymuhtigen Lust-Gedichten und Reimarten derer von Anfang des Teutschen Krieges verstorbenen Tugend-berümtesten Helden Lob-Gedächtnisse: abgefasset von Floridan (Birken) und Klajus (Klaj). die Pegnitz-Schäfer mit Beystimmung ihrer andern Weidgenossen", (Nbg. 1645), noch mehr aber Montanos, oder Joh. Hellwigs (1609—1674) „Nymphe Noris, in zweyen Tagzeiten vorgestellet; darbey mancherley schöne Gedichte und warhafte Geschichte, nebenst unterschiedlichen lustigen Räzeln, Sinn- und Reimbildern, auch artigen Gebäuden mit angebracht durch einen Mitgenossen der Pegnitz-Schäfer" ꝛc. (Nbg. 1650), in welcher der Dichter, wie er selbst in der Vorrede berichtet, „die Beschreibung seines lieben Vatterlands (Nürnberg) vorstellt, indem er nicht allein desselben von Gott reich gesegnete Landsart mit Poetischem Grieffel abreisset, sondern auch zugleich dessen hochrühmliche Regimentsform, benebenst denen Adelichen Geschlechten, denkwürdigsten Begebenheiten und namhaftesten Gebäuen lebhaft abmahlet". Die in der „Nymphe Noris" gebrauchten metrischen Formen haben wir schon oben erwähnt (S. 231). Endlich hat auch Sigm. von Birken mehrere Schäfereien gedichtet, die „Friedenfreute Teutonia" (Nbg. 1652) zur Feier des Westphälischen Friedens, den „Ostländischen Lorbeerdain" (Nbg. 1657), in welchem er das Haus Oesterreich verherrlicht, und endlich „die Guelfis oder den Niedersächsischen Lorbeerhain" (Nbg. 1669) zum Preise des Herzogs von Braunschweig. Alle diese Dichtungen haben den Gang und die Form der uns schon bekannten Schäferein, nur unterscheiden sie sich von jenen zu ihrem Vortheil dadurch, daß sie mehr Inhalt haben, indem der Dichter seinen Schäfern an die Stelle der langweiligen Schilderungen von Mühlen und Gebäuden die Erzählung geschichtlicher Verhältnisse oder einzelner Fabeln aus der griechischen Mythologie in den Mund legt.

Während sowohl die großen Heldengeschichten und die politischen oder galanten Romane, als auch

*) Bei einem Hochzeitsfest, an welchem die beiden Stifter Theil nahmen, wurden sie aufgefordert, das junge Ehepaar durch ein Lobgedicht zu verherrlichen, wobei zugleich demjenigen, der das beste liefern würde, ein Blumenkranz zur Belohnung ausgesetzt wurde. Da aber Niemand zu entscheiden wagte, wem der Preis gebühre, nahm sich jeder der beiden Dichter eine Blume aus dem Kranz; diese aber wurde auf Harsdörffers Vorschlag das „Merkmal einer Gesellschaft von Blumenhirten".

die Schäfereien in das Gebiet der phantaſtiſchen Dichtungen gehören (ſo wenig Phantaſie die Dichter auch haben) und weder die erzählten Begebenheiten, noch die dargeſtellten Perſonen auf Wahrheit beruhen, haben wir jetzt eine freilich nicht große Reihe von Proſadichtungen zu erwähnen, welche auf Beobachtung des wirklichen Lebens beruhen und uns Verhältniſſe und Perſonen der damaligen Zeit vorführen. Auch dieſe Gattung iſt allerdings aus der Fremde auf deutſchen Boden verpflanzt worden, aber ſie mußte ihrem ganzen Weſen nach einen nationalen und ſelbſt volksthümlichen Charakter annehmen, als man anfing, deutſche Verhältniſſe zu ſchildern. Doch ehe wir auf dieſe früheren Erzeugniſſe übergehen, müſſen wir einige Worte der ganzen Gattung vorausſchicken. Als das Ritterthum aus dem Bewußtſein der Völker verſchwunden war und die Ritterromane daher die Lebendigkeit des Intereſſes verloren hatten, war doch die Liebe zum Abenteuerlichen, welches das eigentlichſte Weſen jener Werke bildete, keineswegs verſchwunden. Man ſuchte daher allmählich dieſe Vorliebe auf andere Stoffe zu übertragen. Wie dies bei den großen Heldenromanen geſchehen war, haben wir ſchon oben geſehen, aber dieſe Geſchichten waren viel zu ſehr und beinahe ausſchließlich für die höheren Stände berechnet, als daß ſie ein größeres Publikum hätten erfreuen können, und ſelbſt die vornehme Welt mußte bei den gedehnten und langweiligen Erzählungen oft wider Willen ein leicht erklärliches Mißbehagen fühlen, weil Geiſt, Gemüth und Phantaſie doch gar zu wenig in Anſpruch genommen wurde. Jene Rittergeſchichten, welche durch die neuen Heldenromane erſetzt werden ſollten, ſtanden bei all ihrer Abenteuerlichkeit der Wirklichkeit in der That doch näher, als die neueren Erzählungen, deren höchſtes Verdienſt in einer vielen Leſern unverſtändlichen Allegorie beſtand, die meiſtens nur durch einen beigegebenen Schlüſſel vorübergehendes Intereſſe erhielten oder die Neugier befriedigten. Als daher beinahe um dieſelbe Zeit eine neue Gattung von Romanen auftauchte, welche einerſeits die immer noch vorherrſchende Liebe zum Abenteuerlichen befriedigten, andrerſeits aber Begebenheiten und Verhältniſſe aus der Zeit darſtellten, konnte dieſen eine allgemein günſtige Aufnahme nicht fehlen, und in der That ſehen wir, wie ſie ſich bald von Spanien aus, wo ſie zunächſt entſtanden, nach Italien und Frankreich und von da nach Deutſchland verbreiteten. Wir begreifen unter dieſer neuen Gattung nicht ſowohl die abenteuerlichen Liebesgeſchichten, obgleich auch dieſe hiebergehören, als vielmehr die zahlloſen Lebensbeſchreibungen von Landſtreichern aller Art, welche nun den Ritterromanen mit der ausgeſprochenen Abſicht entgegengeſtellt wurden, dieſelben, als nicht mehr zeitgemäß, zu verdrängen, wie es in der Einleitung des „Durchlauchtigſten Pilgrams" (12. O. O. u. J.) ausdrücklich geſagt wird. Was früher die irrenden Ritter waren, heißt es daſelbſt, das ſind jetzt die Pilgrime: die äußere Erſcheinung abgerechnet, ſind dieſe jenen ganz ähnlich; die Pilgrime gehen auf Abenteuer aus, wie früher die Ritter, und namentlich ſind es Liebesabenteuer, die ſie aufſuchen und finden, daher der Reim:

„Es iſt kein Frau / Maad ſo wild, die nit in Lieb entzücket
Ein Pilgram, wenn ſie nur den Pilgramſtab erblicket,
Kein Würthin ſo verboſt, daß ſie ihn ſchlag hinaus,
Sie nimmt ihn auf, ſie gibt ihm Herberg in dem Haus"*).

Nächſt den Pilgrimen wurden Abenteurer anderer Art, Landſtreicher, Schelme und Räuber die Helden dieſer Gattung Romane, die zum Theil wirkliche Erlebniſſe darſtellten, jedenfalls aber das Leben und die Menſchen mit weit mehr Wahrheit auffaßten, als die phantaſtiſchen Heldengeſchichten und auch eine viel natürlichere Darſtellung gewährten, als jene, was ſelbſt noch in den meiſtens mißlungenen und beinahe rohen Ueberſetzungen ſichtbar blieb. Wir erwähnen von denſelben nur die erſte, weil ſie die Gattung in Deutſchland einführte; es iſt dies der „Landſtörzer Guzman von Alfarache"**), welchen Aegidius Albertinus (1560—1620) aus dem Spaniſchen des Aleman überſetzte (München 1615). Vielleicht durch die fremden Vorbilder angeregt, die er jedenfalls kannte, aber in höchſt erfreulicher Selbſtſtändigkeit beſchrieb Hans Jakob Chriſtoff von Grimmelshauſen das Leben eines deutſchen Abenteurers während des 30jährigen Kriegs unter dem Titel: „Der abentheuerliche Simpliciſſimus", welches ſo großen Beifall gewann, daß es nicht bloß in kurzer Zeit vielfache Auflagen erlebte, ſondern auch eine lange Reihe von Nachahmungen hervorrief, welche aber zum Theil, wie der „Franzöſiſche" (1682) und der „Ungariſche Simpliciſſimus" (1683), wie der „Türkiſche Vagant" (1683) wieder fremde Lebensverhältniſſe ſchilderten und ſich alſo gerade darin von ihrem Vorbilde entfernten, wodurch daſſelbe verdienſtvoll geworden war. Im Simpliciſſimus und andern ähnlichen Werken des nämlichen Verfaſſers, die wir ſpäter zu erwähnen haben, müſſen wir die höchſte Blüthe des deutſchen Romans im 17. Jahrh. erkennen und ſie ſind ſchon deshalb von hoher Bedeutung, weil ſie in einem volksthümlichen Ton und Geiſt gehalten ſind, durch deſſen Bewahrung und Entwickelung der deutſche Roman eine dem engliſchen ähnliche Blüthe hätte erreichen können. Von allen übrigen Erſcheinungen iſt ihm keine andere ebenbürtig, und es verdienen neben denſelben kaum noch zwei andere vorübergehende Erwähnung. Nicht ohne einige gute Einzelnheiten iſt der „Güldne Hund", die Geſchichte eines böhmiſchen Cavaliers, der in einen Hund verwandelt worden war***), erzählt. Es iſt dies eine nicht ſehr glückliche Nachahmung des goldenen Eſels von Lucian und Apulejus, die aber ſchon darin das Ungeſchick des Verfaſſers zeigt, daß er der eigentlichen Erzählung einen zweiten Theil folgen ließ, in welchem er theils einzelne Begebenheiten des erſten ausführlicher darſtellte, theils neu hinzufügte, wodurch das Ganze alle Einheit verliert, die bei einem ſolchen Werke gerade ein Haupterforderniß iſt. In dieſer Beziehung iſt der „Schelmufsky" (1696) von einem unbekannten Verfaſſer bedeutender; ſein

*) Dieſer kleine Roman, vermuthlich eine Nachbildung aus dem Italieniſchen oder Spaniſchen, enthält viele gut angelegte Verwickelungen, die nur breit und unbeholfen ausgeführt ſind, was wahrſcheinlich dem deutſchen Bearbeiter zur Laſt zu legen iſt.

**) Der Held hieß eigentlich Picaro (d. h. Schelm), daher die Romane dieſer Gattung auch „picariſche" oder „Schelmenromane" heißen.

***) Ob dieſer kleine Roman wirklich, wie auf dem Titel ſteht, aus dem Böhmiſchen überſetzt worden iſt, möchten wir bezweifeln, wahrſcheinlich wollte der Verfaſſer durch dieſe Angabe nur ſeine deutſchen Leſer anziehen, welche damals, wie jetzt, die fremden Erzeugniſſe den heimatlichen vorzogen.

höchster Werth liegt aber darin, daß er unter dem Scheine, die Geschichte eines Landstreichers zu erzählen, in der That die Scheimenromane persiflirt und er also zu diesen einen Gegensatz bildet, wie sie selbst früher sich den Rittergeschichten entgegengestellt hatten.

Wir haben endlich noch eine weitere Gattung von Abenteuerromanen zu erwähnen; wir meinen die sogenannten „Robinsonaden". Wie der Name schon bezeichnet, wurden sie durch den „Robinson Crusoe" des Engländers Daniel Defoe hervorgerufen, von welchem im J. 1720 eine deutsche Uebersetzung erschien. Zwar findet sich der Hauptgedanke schon viel früher in deutschen Schriften. Die Abenteuer des Simplicissimus schließen damit, daß er auf eine Insel verschlagen wird, und sich auf derselben durch Nachdenken und Thätigkeit ein zufriedenes Leben bereitet, so daß er sie auch dann nicht verläßt, als ihm durch ein dahin verschlagenes Schiff die Möglichkeit gegeben wird, nach Europa zurückzukehren; auch in Happels „Insulanischen Mandarell" (1682) und in dessen „Spanischem Quintana" (1686) kommen ähnliche Geschichten vor; es ist aber kaum anzunehmen, daß Defoe jene deutschen Werke gekannt und aus ihnen die Anregung zu seinem Roman geschöpft habe. Dieser fand in Deutschland nicht bloß die größte Verbreitung, er rief auch eine Unzahl von Nachahmungen hervor; in einem Zeitraume von 40 Jahren erschienen gegen 60 Romane, die sich entweder selbst als Robinsone bezeichneten oder doch demselben nachgebildet waren, und es war bald kein europäisches Land, keine deutsche Provinz, kein Stand und Beruf, von denen nicht ein „Robinson" oder eine „Robinsonin" geschrieben worden wäre*). Freilich waren die meisten Nachahmungen ohne Werth oder geradezu schlecht, keine einzige erreichte das gemeinsame Vorbild, weder rücksichtlich der Erfindung noch der Ausführung und es können unter jener großen Menge höchstens zwei oder drei als besser gelungen bezeichnet werden, unter den früheren „Der schlesische Robinson" (Breslau 1723) von einem unbekannten Verfasser, der vermuthlich zugleich auch den „Simplicissimus" im Auge hatte, und unter den späteren „die sogenannte Insel Felsenburg"**) von Ludw. Schnabel, so wie der „Schweizerische Robinson" von J. R. Wyß (4 Th. Zür. 1812), welche beide jedoch nicht mehr hieher gehören.

Neben den größeren zusammenhängenden Romanen der verschiedenen Gattungen findet sich auch eine Anzahl von Sammlungen kleinerer Novellen, Schwänke, Geschichten, Erzählungen und Anekdoten, welche jedoch denen des vorigen Jahrhunderts keineswegs an die Seite gesetzt werden können, und welche ihnen namentlich in der Darstellung bedeutend nachstehen, da die meisten in der pedantisch weitläufigen Weise ihrer Zeit geschrieben sind. Für die Geschichte des deutschen Schwanks und der Volkserzählung mögen sie zwar alle, die Einen mehr, die Andern weniger von Bedeutung sein, doch da wir uns hier mit denselben nicht besonders zu beschäftigen haben, wird es genügen, die bedeutendsten einfach zu erwähnen. Zu den besten gehört „S. Dach's kurzweilige Zeitvertreiber" (O. O. 1666 5. Aufl. 1700), eine gar nicht dürftige Sammlung, die nur in der Darstellung den älteren weichen muß. Wie schon von Anderen bemerkt wurde, ist „des Ihratten Lever-Maß Lustiger Correspondenz-Geist" u. s. w. (O. O. 1668) für die Geschichte des gesellschaftlichen Witzes in Deutschland besonders bemerkenswerth. Große Verbreitung gewannen die hieher einschlagenden Schriften des Matthias Abele von und zu Lilienberg (in der Fruchtbringenden Gesellschaft der „Entscheidende"), von denen jedoch weniger seine „Seltsamen Rechtsfälle" als die „Künstliche Unordnung" (Nbg. 1670) hier zu erwähnen ist. Auch Harsdörffer gab ähnliche Sammlungen heraus, nämlich den „Großen Schauplatz Lust- und Lehrreicher Geschichten" (Nürnberg 1648), den „Großen Schauplatz jämmerlicher Blut- und Mordgeschichten (Ebd. 1652) u. a. m.; am fruchtbarsten war aber Erasmus Finx gen. Franciscі, dessen zahlreiche Werke jedoch eine weitere Anführung nicht verdienen. Die meisten der in diesen Sammlungen mitgetheilten Geschichten sind kurz und ohne alle Entwickelung; die Verfasser begnügen sich beinahe immer damit, den rohen Stoff in eben so roher Darstellung mitzutheilen, und haben selten oder nie eine Ahnung davon, daß der einfachste Stoff durch künstlerische oder geistreiche Darstellung gehoben werden könnte. Es finden sich freilich auch wohl Sammlungen, in welchen die einzelnen Geschichten mehr entwickelt und lebendiger dargestellt werden, allein es sind dies meistens oder vielleicht alle Uebersetzungen aus fremden Sprachen, wie z. B. „Die Seltzamen Liebes-Händel" (2 Thle. Lpz. 1691), welche zum großen Theil die Novellen des Scarron mittheilen, die jedoch dem Bearbeiter nicht unmittelbar vorgelegen zu haben scheinen.

Während die Fabel im poetischen Gewande kaum bearbeitet wurde, finden sich einzelne Versuche derselben in prosaischer Darstellung, so wie der verwandten Parabel, die auch Gleichniß oder Gleichnißrede genannt wurde, und die man zum Theil wohl mit besserem Rechte Allegorien nennen könnte. Es wurden dergleichen kleine Stücke öfters in größere Werke eingefügt, so von Moscherosch in dessen „Gesichten". Einige verfaßten aber auch eine größere Zahl solcher Fabeln oder Parabeln, die sie dann zu selbstständigen Sammlungen verbanden, oder mit andern kleineren Stücken verschiedenen Inhalts und verschiedener Form herausgaben, so Harsdörffer, Christian Serviver und Samuel von Butschky, auf welche wir weiter unten zurückkommen werden. Neben ihnen verdient vor allem noch Justus Gottfried Rabener (gest. 1699 als Rector in Meißen), der sich in seinen „Nützlichen Lehrgedichten" (Dresden 1691) zwar den Harsdörffer zum Muster nahm, denselben aber rücksichtlich der Erfindung oft übertrifft, erwähnt zu werden.

Wie die Fabel und Parabel, so wurde auch die Satyre vorzugsweise in Prosa geschrieben, und es sind die prosaischen Werke dieser Gattung den gereimten im Ganzen weit vorzuziehen. Sie behandeln die nämlichen Gegenstände, wie die gereimten

*) So erschienen ein deutscher, italienischer, französischer, schwedischer, holländischer, dänischer, böhmischer, isländischer und biscayischer, ein sächsischer, schlesischer, niedersächsischer, thüringischer, schwäbischer, brandenburgischer, churpfälzischer, westphälischer, fränkischer, ostfriesischer und Leipziger, ein jüdischer, ein geistlicher, medizinischer, gelehrter, poetischer und ein Buchhändler Robinson, ein unsichtbarer und eine Jungfer Robinson.

**) „Wunderliche Fata einiger Seefahrer, absonderlich Alberti Julii von Gisander" 4 Thle. Nordh. 1731—43.

Satyren, das heißt, sie schildern und geißeln die Sitten und Zustände der Zeit, die ihnen nur zu vielen Stoff darbot. Oft nimmt die prosaische Satyre die von den Spaniern entlehnte Form von Visionen und Träumen an, die in Deutschland vorzüglich durch Joh. Michael Moscherosch eingeführt wurde, doch sind auch sehr viele so ganz bloß abhandelnd, daß sie nur hie und da in das Gebiet der Dichtung streifen, oder sie nehmen, wie bei Chr. Weise und P. v. Winkler, die Form des Romans an, wobei die von Opitz aus dem Lateinischen des J. Barclay übersetzte „Argenis" (Breel. 1626) zum freilich unerreichten Vorbilde diente. Nächst Moscherosch sind vorzüglich noch Joh. Balthasar Schupp, Grimmelshausen und Abraham a Sancta Clara ausführlicher zu betrachten, andere nur vorübergehend zu nennen. Balthasar Kindermann aus Zittau (1636—1706) schrieb „Neue Gesichte" (1673) in Nachahmung Moscheroschs, welche zu ihrer Zeit viel gelesen wurden. Interessanter ist der „Edelmann" (1696) von Paul v. Winkler, als Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft „der Geübte" genannt, dem wir auch eine Sammlung von deutschen Sprüchwörtern verdanken (1685). Ohne auf stylistischen, überhaupt künstlerischen Werth Anspruch machen zu können, ist er durch die auf Wahrheit beruhende Darstellung der Versunkenheit des Adels bedeutend und für die Sittengeschichte wichtig. Der Merkwürdigkeit wegen führen wir endlich noch den Jesuiten Franz Callenbach an, dessen Sittengemälde (z. B. Ul ante hac: „Auff die alte Hack"), unter welchen einige auch eine Art dramatischer Form haben („Wurmland, nach Landesart, Religion, Sitten und Lebenswandel"), zwar nicht ohne Witz, aber in einer durchaus rohen Sprache geschrieben sind, und den vollkommensten Gegensatz zu den geschraubten und vornehm thuenden Schriften des protestantischen Nordens bilden.

Philipp von Zesen.

Wenn Zesen auch in seinen Romanen die Bedeutung nicht erreicht, die er als lyrischer Dichter hat, und wenn er namentlich kein hervorragendes Talent für die epische Poesie an den Tag legt; so sind seine hiehergehörigen Schriften doch immer der Beachtung werth und können den meisten seiner Zeitgenossen füglich an die Seite gesetzt werden. Am tiefsten steht unter allen seinen Romanen eine Art Schäferei, „Poetischer Rosen-Wälder Vorschmack, oder Götter- und Nymfen-Lust" (Hamb. 1642), die hauptsächlich aus langweiligen Schilderungen in gesuchtem Style besteht, da die eigentliche Erzählung sich so zu sagen in ein reines Nichts auflöst. Auch die eingestreuten Lieder sind matt und stehen tief unter seinen übrigen. Größeres Aufsehen dagegen machte die „Adriatische Rosamund" (Amst. 1645), die er unter dem Namen „Ritterhold von Blauen" herausgab, ohne daß sie in der That viel größeren Werth hätte. Seine Gegner warfen ihm vor, daß er darin ein Leipziger Wäschermädchen habe verherrlichen wollen, und knüpften daran die ungereimtesten Beschuldigungen; seine Anhänger erblickten dagegen in der „Rosamund", die er die adriatische nennt, weil sie auf dem adriatischen Meer geboren worden, einen überaus gelungenen Versuch, welcher ihn den besten Romanendichtern des Auslan-

des gleich stelle. Zesen hat darin ohne Zweifel die Liebesgeschichten der romanischen Völker, namentlich der Italiener nachahmen wollen, welche nicht sowohl durch den Stoff und die Verwickelung derselben zu gefallen suchen, als sich vielmehr bestreben, durch die geistreiche Entfaltung der einzelnen Situationen Interesse zu erregen und durch eine gewisse lebendige Schwatzhaftigkeit leichte Unterhaltung zu gewähren; allein er verfiel hiebei ins Uebermaß: aus den anmuthigen oder neckischen Gesprächen wurden pedantische Discurse, die kein Ende finden konnten, die Schilderungen wurden zu großen topographischen Beschreibungen; und die geistreichen, mit Kunst in die Erzählung eingewebten Bemerkungen der Italiener verwandelten sich auch bei ihm in langweilige Abhandlungen. Es scheint, daß die „Rosamund" viel früher geschrieben wurde, als sie im Druck erschien; wir dürften daher beinahe annehmen, daß der ganze Ballast, mit dem sie überladen ist, erst später eingefügt wurde, als der Dichter die großen Heldengeschichten der Franzosen kennen lernte, die ihn, wie seine ganze Zeit, in die Irre führten. Er übersetzte selbst einen Roman des Scuderv („Ibrahims oder der durchlauchtgen Bassa in der beständigen Isabellen Wundergeschichte" 2 Th. Amst. 1645), in deren Vorwort „Schutzräde an die unüberwindlichste Deutschinne" er seine Ansichten über Reinheit der Sprache und Rechtschreibung kurz entwickelt; und später schrieb er zwei Romane nach diesem Vorbild. Die „Assenat" (Amst. 1670) ist eine Erweiterung der Geschichte Josephs, wozu er den Stoff aus verschiedenen Werken des Auslands entlehnte. Das gelehrte Beiwerk, eine unerläßliche Zugabe der damaligen Dichtungen, fehlt auch hier nicht; es werden die Alterthümer Aegyptens weitläufig besprochen und in angefügten Noten mit Beweisstellen aus zahlreichen Schriftstellern belegt. Der „Simson" (Nbg. 1679) bildet einen ziemlich dicken Band, doch hätte er nach der ersten Anlage noch viel größer werden sollen;

allerlei Umstände, von denen der Verfasser in der Vorrede Rechenschaft gibt, bewogen ihn jedoch, das Werk in engere Gränzen zu bringen. Diese Vorrede ist überhaupt wichtig, weil sie uns zeigt, wie Zesen bei der Bearbeitung seiner Romane verfuhr. Da er, heißt es, bei der Entwickelung des Stoffs auf das Wenige beschränkt war, was das Buch der Richter und Flavius Josef in seinen „Altheiten der Jüden" mittheilen, und selbst Ferrant Pellavizini's Lebensgeschichte des Simson (welche auch von Stubenberg übersetzt wurde) nur wenig darbot, so sei er „gezwungen worden, viel Dings nicht allein anderwärts her und aus andern Geschichten, sondern auch selbst aus eigner Erfindung, wie man sonst in dergleichen Heldengeschichten oder vielmehr Gedichten zu tuhn gewohnet, miteinzufügen." So habe er, fährt er fort, die ganze Riesengeschicht mit eingefüget, Anderes dagegen sei ganz von seiner eigenen Erfindung. Aber weder die abgeborgten, noch die selbst erfundenen Theile können befriedigen und das Ganze wird durch die gedehnten Betrachtungen, die überall eingeflechten sind, unüberwindlich langweilig. Nur die Darstellung darf insofern gelobt werden, als er sich von der breiten Manier der nachfolgenden Romanschreiber entfernt und statt der lang ausgesponnenen Phrasen meistens nur kleinere, oft freilich nur zu sehr abgebrochene Sätze darbietet.

Andreas Heinrich Bucholtz.

Der uns als lyrischer Dichter ebenfalls schon bekannte A. H. Bucholtz führt uns in die Reihe der dickleibigen Romane ein, bei welchen wir nicht wissen, ob wir mehr die Geduld derer, die sie schrieben, oder derer, die sie lasen bewundern sollen, denn Beides mußte wahrlich im Schweiße des Angesichts geschehen. Es wäre vergebliches Bemühen, eine kurze Inhaltsangabe seiner zwei Romane zu geben, und auch eine längere würde den Zweck nicht erreichen, da übersichtliche Entwickelung doch nicht möglich wäre. Ist es die Aufgabe des Romans, das Leben und die Welt darzustellen, so hat Bucholtz sowohl in „Herkules und Valiska" (Braunschw. 1659. 4.) als in „Herkuliskus und Herkuladisla" (Ebd. 1661. 4.) dieser mühevoll nachgerungen, denn es ist kaum ein zur Zeit der erzählten Geschichte (im 3. Jahrh. nach Christus) bekanntes Land zu finden, in welches der Dichter uns nicht führte. Schnell hintereinander versetzt er uns von Deutschland nach Schwaben, von da nach Italien, nach Griechenland und Syrien, nach Palästina, Medien, Persien u. s. w., wo überall die blutigsten Schlachten geliefert werden, in denen die Besiegten selten weniger als 300000 Mann verlieren. So reich die beiden Romane auch an Begebenheiten sind, so arm ist der Dichter an Erfindung und an Motiven. Er kennt beinahe kein anderes Mittel, der Geschichte einen Umschwung zu geben, als Räuber einzuführen, welche in Italien, wie in Persien, auf dem Land und auf dem Meere die Heldin gefangen nehmen, wodurch neue Verwickelungen, oder vielmehr neue Verwirrungen entstehen, so daß es wirklich eine schwere Aufgabe ist, dem Dichter zu folgen, wie es für ihn nicht weniger schwierig gewesen sein muß, den Faden der Geschichte zu behalten, namentlich wenn man die zahllosen Personen bedenkt, die er nach und nach auftreten läßt. Denn wie wir aus den Namensverzeichnissen entnehmen, die der Verfasser voranschickt, kommen in jedem der beiden Romane mehr als 400 handelnde Personen vor. Freilich sind viele darunter, die nur vorübergehend erscheinen, aber der wichtigeren bleiben noch so viele, daß es nur mit Anstrengung gelingt, sich dieselben stets wieder zu vergegenwärtigen, wo es nöthig ist.

Bucholtz schrieb seine Romane vorzüglich mit der Absicht, sie dem „Amadis" entgegenzusetzen, und den Leser „auf der Bahn der rechtschaffenen Gottseligkeit zu erhalten", daher er denn auch, wie Thomasius von ihm rühmt, „fast die ganze Theologie und Philosophie hin und wieder in erbaulichen Discursen fürgebracht" hat, und so findet sich der abenteuerliche Geist der alten Ritterromane, die er doch in Bezug auf die Erfindung und Entfaltung der Begebenheiten nachahmte, mit dem düsteren und pedantischen Sinn der damaligen Gottesgelehrten zu einer seltsamen und höchst unerquicklichen Mischung vereinigt.

Georg Philipp Harsdörffer.

Wir erwähnen den Gründer des Blumenordens hier nicht wegen seines schon angeführten „Schauplatzes jämmerlicher Mordgeschichten", oder seines „Heraklitus und Demokritus", einer Sammlung von „hundert traurigen und fröhlichen Geschichten", die er zudem nach dem Französischen bearbeitete, sondern wegen seiner Fabeln und Parabeln, oder vielmehr Allegorien, welche er unter dem Titel: „Nathan und Jotham, d. i. geistliche und weltliche Lehrgedichte samt einer Zugabe, genennet Simson, begreiffend hundert vierzeilige Räthsel" (2 Thle. Nbg. 1650. 2. Aufl. 1650) herausgab. Daß er unter Lehrgedichten nichts Anderes als Gleichnisse im Sinne der Bibel versteht, setzt er in der langen Vorrede weitläufig aus einander; als Beispiel führt er die bekannten Parabeln Nathans (2 Sam. 12.) und Jothams (Richter 9.) an, nach welchen er auch sein Buch nannte und eintheilte, so daß jeder Band (die Zugabe ungerechnet) in zwei Abschnitte zerfällt, von denen der erste (Nathan) die religiösen, der zweite (Jotham) die moralischen Lehrgedichte enthält. Waren auch die Parabeln des alten und neuen Testaments sein Vorbild, so hat er sie doch keineswegs erreicht; die schlichte und doch so bedeutungsvolle Sprache der heiligen Schrift lag dem Pegnitzschäfer zu entfernt, als daß er sie mit Glück hätte nachahmen können. Denn wenn er sich auch redlich bemüht hat, nach der größten Einfachheit der Darstellung zu streben, so ist es ihm dagegen doch nicht gelungen, derselben auch den poetischen Schwung und die tiefe Innigkeit zu verleihen, die uns an jenen trefflichen Parabeln der Bibel so wunderſam berührt. Unter den sechshundert Stücken, welche die Sammlung enthält (worunter jedoch auch mehrere Lieder gerechnet sind), finden sich freilich sehr viele, welche als durchaus mißlungen bezeichnet werden müssen; im Ganzen darf dem Verfasser eine gewisse Gabe der Erfindung nicht abgesprochen werden, wie es ihm nicht an glücklichen Gedanken fehlt, die wohl auch von Späteren benutzt wurden, wie er selbst kein Hehl daraus machte, daß er sich Fremdes aneignete, wenn es seinen Zwecken entsprach.

Wir erwähnen hier zugleich Harsdörffers „Gesprächspiele", ob sie gleich nur zum Theil hieher gehören, da sie im Ganzen einen ganz ausgesprochenen didaktischen Zweck haben. Da manche Abschnitte derselben jedoch in das Gebiet der Prosa-

dichtung fallen, ziehen wir vor, sie hier zu berühren, um nicht noch einmal auf den Verfasser zurückkommen zu müssen. Diese „Gespräch-Spiele" oder „Frauenzimmer-Gespräch Spiele" (8 Bde. 12. Nbg. 1642—49) waren zu ihrer Zeit sehr beliebt, und nicht bloß Kuhlmann*), sondern auch Schupp**), der sonst den Nürnbergern nicht eben gewogen war, stellt ihn außerordentlich hoch. Es sind, wie der Titel besagt, Gespräche, welche unter sich nur in einem losen oder gar keinem Zusammenhang stehen, und bei welchen der Verfasser die Absicht hat, alle möglichen Dinge zu berühren, welche das Leben angenehm machen, oder ihm Bedeutung geben können; sie geben uns zugleich ein Bild von dem, was in den gebildeten Gesellschaften der Zeit Stoff und Gegenstand der Unterhaltung war, so wie sie uns mit den Ansichten der Nürnberger über Poesie und bildende Kunst genauer bekannt machen, als selbst die von ihnen geschriebenen Poetiken, weil sie oft ausführlicher ins Einzelne eingehen. Sie sind ferner durch die verschiedenen Zugaben (Lieder, längere Gedichte u. s. w.) nicht ohne Wichtigkeit, dagegen sind sie in formeller Beziehung sehr unbedeutend, da sie kaum auf mehr hinaus laufen, als auf Fragen und Antworten nach Art des Katechismus.

Aus „Nathan und Jotham".

1. **Der Glaub komme aus dem Gehör.**

Ein Schäfers-Jung höte einen Wandersmann auf der Laute, aber wie die Spanischen Schäfer pflegen, auf der Cither spielen, und verwunderte sich sehr über den lieblichen und süssen Klang, weil er dergleichen zwar niemals gehöret hätte. Es fügte sich aber, daß dieser Wandersmann unter einem Baum entschliefe und seine Laute neben sich liegen lieffe. Der Knab schilche hinzu, kniet für der Laute nider, und will den Ton sehen, welchen er zuvor mit Verwunderung angehöret, kan aber nichts finden, als ein leeres rundes Holz, über welches etliche Fäden (Säyten) gespannet. Indeme er nun die Laute anrühret, gibt sie einen Klaag von sich, der den Wandersmann auffweckt und den Knaben, was er dar zu thun, befraget. Der Knab bate, er solte ihn doch sehen lassen, was er zwar angehört und vermeine er, daß alter Vögelein wollklingende Stimme in diesem Holz verborgen seyn müsse, u. s. w. Der Wandersmann lachte ab diesem Kindischen Wahn, spielte ihme zu Gefallen auf der Laute und berichtete ihn, daß der Ton, welchen man mit den Ohren vernehme, mit den Augen nicht könne gesehen werden.

Also kommet der Glaub durch das Gehör (Röm. 10, 17), was man sehen und fühlen kan, bedarff keines Glaubens, dann der Glaub ist eine gewisse Zuversicht dessen, das man nicht sihet, aber doch als wesentlich gegenwärtig glaubet. Hebr. 11, 1.

2. **Die Veränderung.** (I, 1, 125.)

Die Pinien verlachten die dürren Reben, daß sie sehr langsam sich begründeten, von den Menschen gedungt, umgehacket, gebunden und beschnitten würden, welches ohne grossen Schmerzen und Verdruß nicht könne zugehen, da sie hingegen gnug zu trinken hätten und von niemand berührt würden. Es fügte sich aber, daß die Pinsen von dem Viehe vertretten, und ihr Bach von der Sonnen Hitze ausgetrettrn wurde, da hingegen dem Reben seine Thränen abgewischet und mit breitgespitztem Laub umhänget, seine Trauben zeitigten. Deßwegen die Pinsen sehr klagten, daß sie sich einem stinckenden Wasser vertrauet, auß Furcht des Rebenmessers, welches Schärffe doch so heerliche Früchte verursachte: geben deßwegen allen, die in Wollüsten lebten, eine solche Lehre, sie sollen sich dem Creutz-last nicht entziehen, sondern mit Gedult der Frucht zeite erwarten, und inzwischen alles über sich gehen lassen. Die Reben aber freuten sich nicht allein, die Frucht zu verlieren, sondern auch selbe in der Kelter auspressen zu lassen, dem Menschen zu dienen und sein Herz zu erfreuen. Ein Poet, der dieses theils gehöret, theils gesehen, hat darüber solche Gedanken verfasset:

Christen sollen, gleich den Reben
ihren Nechsten Früchte geben
und im Creutz gedultig leben.

Johann Michael Moscherosch.

Johann Michael Moscherosch, geboren am 5. März 1601 zu Wilstädt in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg im Elsaß, stammte aus einem ursprünglich aragonischen Rittergeschlecht, dessen eigentlicher Name Musenrosch lautete. Im J. 1612 brachte ihn sein Vater nach Straßburg, wo er zuerst die lateinische Schule und dann seit 1620 die Universität besuchte. Nachdem er 1624 die Magisterwürde erlangt, reiste er nach Frankreich, da er aber weder an dem Volke, noch an dessen Sitten Gefallen fand, kehrte er bald wieder in die Heimath zurück (1625), und nahm eine Hofmeisterstelle an, die er mit Erfolg bekleidete, worauf er 1630 Amtmann des Grafen von Crichingen wurde. Im J. 1636 mußte er mit den Seinigen vor den Franzosen flüchten, die seinen Wohnort plünderten; doch fand er bald darauf neue Anstellung als Rath und Amtmann bei dem Herzog von Croy. In Binstingen an der Saare,

*) „Die Gespräch-spile des Harsdörffers vergleichen sich mit einem Blumen-garten, darinnen die auserlesensten Weiß-heit Lehr- Hoff- und Tugend-blumen der Welschen, Franzosen, Spanier und Holländer gepflantzet werden. Die Nachwelt sihet si mit Ergetzen und gebrauchet si mit höchsten Nutzen" (Tugendblumen S. 15).

**) „Wenn du von deiner ordentlichen Arbeit müde bist, so suche deine recreation in — — — tugendhaften Spielen, darzu der Hoch-Edle Nürenbergische Rathsherr, der sinnreiche und arbeitsame Harßdörffer gute Anleitung gibt, welchem du einmal in meinem Namen aufwarten und sagen solt, daß er mit seinem Spielen mehr außgerichtet habe, als ein ganz Regiment Pedanten und Schulfüchse mit ihrem Arbeiten, Schlagen und Plagen." (Lehrreiche Schrifften S. 294.

wo er nunmehr lebte, hatte er neuerdings viel Unglück zu bestehen. Er wurde wiederholt vollständig ausgeplündert, gerieth öfters in Lebensgefahr, und da ihm zudem seine Stelle viele Feinde zugezogen hatte und endlich auch die Pest ausbrach, flüchtete er zum zweiten Male nach Straßburg, von wo er bald als schwedischer Kriegsrath nach der kleinen Festung Benfalden in Elsaß berufen wurde. In dieser Stelle erwarb er sich so großen Ruf, daß man sich von mehreren Seiten um seine Dienste beward; er entschloß sich, die ihm angedotene Stelle eines Sekretärs und Fiskals der Stadt Straßburg anzunehmen, die er bis zum J. 1656 mit Auszeichnung verwaltete, doch erfuhr er trotz seiner treuen und gewandten Geschäftsführung so vielen Undank, daß er einem Rufe des Grafen von Hanau folgte, der ihn zu seinem Geh. Rathe ernannte. Seine Amtsführung fand Anerkennung und Belohnung, er wurde Präsident der Kanzlei und Kammer, so wie des Kriegs- und Kirchenraths; allein auch hier hatte er heimliche Feinde, die ihm durch allerlei Ränke das Leben so verbitterten, daß er seine Stellen niederlegte. Seine Geschäftstüchtigkeit war jedoch so allgemein anerkannt, daß ihn bald darauf der Kurfürst von Mainz und die Landgräfin von Hessen-Cassel zu ihrem „Rath von Haus" ernannten, als welcher er zugleich die Raths- und Oberamtsstellen bei dem Grafen Cratzen und dem Rheingrafen zu Dhaun verwaltete. Als das Alter, noch mehr aber die Folgen seiner früheren Unglücksfälle ihm seine Amtsführung erschwerten, dachte er daran, sich ganz von den Geschäften zurückzuziehen; allein der Tod ereilte ihn, ehe er seinen Entschluß ausführen konnte; er starb auf einer Reise zu Worms am 4. April 1669. Er war schon im Jahr 1646 unter dem Namen des „Träumenden" in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen worden.

Von den zahlreichen Schriften Moscheroschs in deutscher und lateinischer Sprache haben wir hier nur sein näher zu bezeichnendes Hauptwerk ausführlicher zu besprechen; sein „Christlich Vermächtniß, oder schuldige Vorsorg' eines treuen Vaters" (Straßb. 1643), welches vier Auflagen erlebte und sogar ins Dänische übersetzt wurde, sowie seine Uebersetzung von Wimphelings „Deutschland" sind nur als Zeugen seiner tüchtigen, Familie und Vaterland mit gleicher herzlicher Liebe erfassenden Gesinnung zu erwähnen. Das Werk, durch welches er berühmt wurde, und welches allerdings der größten Auszeichnung werth ist, da es nur wenige Bücher des Zeitraums gibt, die ihm an die Seite gesetzt werden dürften, führt den Titel: „Wunderliche und warhafftige Gesichte Philanders von Sittewald, d. i. Straff-Schrifften." (Straßb. 1645. 2 Thle.) Er nahm darin die Visionen des Spaniers Quevedo zum Vorbilde, die er in den älteren Stücken häufiger, in den spätern kaum mehr benutzte, daher diese, abgesehen davon, daß sie auch ihrem Inhalte nach bedeutender sind, für uns wegen ihrer Selbstständigkeit größeren Werth haben. Die sieben ersten „Gesichte" schrieb er in den Jahren 1639 und 1640, die sieben folgenden zwischen 1641 und 1644, also in den Zeiten, in welchen er am meisten mit dem Unglücke zu kämpfen hatte, oder bald nachher, als sich in Straßburg das Leben zwar glücklicher für ihn zu gestalten begann, er aber noch die traurigen Ereignisse, die ihn an den Rand des Verderbens gebracht hatten, in ihrer ganzen Kraft fühlte, was nicht ohne Einfluß auf seine Darstellung blieb, in welcher die Macht der Wahrheit und der Erfahrung noch jetzt mit der größten Lebendigkeit zu uns spricht.

Moscherosch hatte die Absicht, bei seinen „Gesichten" die Verhältnisse und Zustände des damaligen Lebens in ihrer ganzen Nichtigkeit und Blöße zu zeigen, wobei er den strengsten sittlichen und vaterländischen Standpunkt einnahm, denn dies ist eine Hauptseite seines Wesens, daß er mit aller Entschiedenheit und aller Liebe ein Deutscher war und stets dahin trachtete, das schon in auffallender Weise absterbende Nationalgefühl wieder zu beleben. Wie von vaterländischem Sinn, so ist er auch von der tiefsten Frömmigkeit durchdrungen, die jedoch den entschiedensten protestantischen Charakter annimmt, denn in den Zeiten des Kampfs hatte er bei seinem festen männlichen Charakter auch entschiedene Parteistellung genommen.

Wir können nicht alle seine „Gesichte" genauer besprechen*); es wird aber, um ein vollständiges Bild seines schriftstellerischen Charakters zu geben, vollkommen hinreichen, in zwei oder drei derselben ausführlicher einzutreten. Während er in den meisten Abschnitten besondere Seiten, Zustände und Gebrechen oder Laster behandelt, hat er in dem sechsten Gesicht, den „Höllen-Kindern", das ganze Leben seiner Zeit geschildert; es ist in diesem auch schon die Vorrede wichtig, in welcher er den Standpunkt bezeichnet, den er bei seinen Satyren einnahm. Er will nicht, sagt er, besondere Erscheinungen oder bestimmte Personen darstellen, sondern die Sitten und Zustände in ihrer allgemeinen Erscheinung. Er behandelt seinen Gegenstand daher in ähnlicher Weise, wie früher Seb. Brant und andere Satyriker, nur mit dem Unterschied in der Ausführung, daß er die Verhältnisse schärfer auffaßt und die einzelnen Erscheinungen so zu individualisiren weiß, daß man allerdings leicht auf die Vermuthung gerathen konnte, er habe bestimmte Persönlichkeiten im Auge gehabt. Wie allseitig und tief zugleich sein Blick war, zeigen die „Höllen-Kinder" am schlagendsten, die uns in einem verhältnißmäßig kurzen Raume ein lebendiges und klares Bild der damaligen Zustände geben. Die Einleitung erinnert uns an die so beliebte Einbildung der älteren allegorischen Gedichte (Welschgattung, die Mörin u. a.), die auch noch bei Hans Sachs so häufig wiederkehrt. Der Dichter geht spazieren, geräth in unbekannte Gegend, in der sich ihm bald zwei Wege zeigen, von denen der eine rauh, steil und kaum betreten ist, während sich auf dem andern unzählige Menschen hindrängen, da Wirthshäuser und Erholungsörter aller Art die Reise erleichtern und angenehm machen. So kann er in großer Gesellschaft weiter gehen, mit der er uns nach und nach bekannt macht. Es ist dies aber der Weg zur Hölle, welche er endlich mit seinen Gefährten erreicht und dann nach allen Richtungen durchkreuzt, um ihre Bewohner sämmtlich kennen zu lernen. Diese werden uns dann nach und nach vorgeführt, und wir sehen alle die Gestalten, die uns Brant als Narren darstellt, hier als Diener und Eigenthum des Teufels. Daß er daher bei

*) Schergen Teuffel, Welt-Wesen, Venus-Narren, Todten Heer, Letztes Gesicht, Höllen-Kinder, Hof-Schule, A la mode Kehrauß, Hanß hinüber, Hanß herüber, Weiber-Lob, Thuenne, Pfantze wider das Podagram, Soldaten-Lob, Reformation.

der Schilderung der einzelnen Stände und Verhältnisse kräftiger ins Fleisch einschneidet, als der Dichter des Narrenschiffs, geht aus der verschiedenen Anlage von selbst hervor. Wir können seinem Gange nicht folgen, nur so viel können wir bemerken, daß es vorzüglich die höheren und gelehrten Stände sind, die er in der Hölle antrifft, und von den niedern nur diejenigen, welche an dem Verderben der Sitten mehr oder weniger Antheil hatten, so die Schneider, weil sie der Modelust dienten. Ueberhaupt ist Moscherosch nicht bloß vaterländisch gesinnt, er ist auch ein Demokrat im wahren Sinne des Wortes: er liebt das Volk als solches schon deshalb, weil er in demselben mehr nationale Gesinnung fand, als bei den höhern Ständen.

Das erste Gesicht des zweiten Theils „A la mode Kehrauß" spricht seine vaterländische Gesinnung, seinen Haß gegen das Fremde am entschiedensten aus. Wir theilen den Gedankengang auch von diesem Gesichte in kurzen Zügen mit. Der Verfasser kommt in das Schloß Geroldseck, „von dem man vor Jahren hero viel Abenthewer erzehlen hören, daß nemblich die vralte Teütsche Helden, die Könige Arioüistus, Arminius, Witichindus, der Fürnin Siegfried vnd vnsere andere in demselben Schloß zu gewisser Zeit deß Jahres gesehen werden, welche, wan die Teütsche in den höchsten Nöthen vnd am vndergang sein werden, wider da herauß vnd mit etlichen alten Teütschen Völckern denselben zuhülff erscheinen solten". Arioviſt, der wirklich dort hauste, hält ihn wegen seiner Kleidung und seiner überhöflichen Sprache für einen Welschen, und droht ihm, weil sein alter Haß gegen die Römer durch die Schändlichkeiten der welschen Soldaten in den letzten Kriegen noch gesteigert worden ist. Am folgenden Tag wird er vor das Gericht gelaben, welchem die Könige beiwohnen. Er soll beweisen, daß er ein Deutscher sei, wie er behaupte; denn damit stimme weder sein Name (Philander), noch seine Tracht, sein welscher Bart, seine Perücke. Philanders Entschuldigung, daß man sich nach der herrschenden Mode richten müsse, zieht ihm Spott und Hohn zu; aber die alten Helden finden noch mehr an den neumodischen Deutschen zu tadeln, die alle ihre Eigenthümlichkeiten aufgeben, um den Welschen nachzuahmen. Die alte Treue und Redlichkeit, sagen sie, habe der Heuchelei und dem Fuchsschwänzen Platz gemacht, man thue es den Fremden in wollüstigen Gastereien nach, am schlimmsten gehe man mit der Sprache um, die auf das Schmählichste verdorben werde. Diese Mißachtung der Sprache künde gänzliches Verderben und Auflösung des mächtigsten Reichs an. Nachdem er von allen Seiten wegen dieser und anderer Dinge hart getadelt worden, wird er endlich entlassen, doch nicht eher, als bis er ein schriftliches Versprechen ausgestellt, daß er künftighin in deutscher Weise leben, deutsche Tracht anziehen und vor Allem „die Muttersprach rein vnd vnverfälscht reden, mit keinen fremden Wörtern beschmitzen, noch verunehren wolle". Während des Essens unterhält sich Philander mit einigen Personen vom Hofe, welche in demselben Sinne reden, wie die Fürsten; sie sind namentlich unerschöpflich in der Verhöhnung der neumodischen Kleidertracht, deren Ursprung sie auf ähnliche Gründe zurückführen, wie Lauremberg (S. 349).

Im „Soldaten-Leben" erzählt Philander, wie er unter eine Rotte Soldaten gerathen sei, die noch viele andere Leute gefangen hatte. Denen, welche sich um theures Geld loskaufen konnten, wurde die Freiheit versprochen, die andern, denen es unmöglich war, sich zu lösen, wurden auf das Entsetzlichste mißhandelt. Die Gräuelthaten, von welchen er berichtet, und die damals an der Tagesordnung waren, sind so entsetzlich, daß es widerstrebt, sie nur wieder zu erzählen. Philander traf zum Glücke einen alten Bekannten, der sich seiner annahm und ihn vor Mißhandlungen schützte; doch mußte er mit der Bande weiterziehen, die auf eigene Faust Krieg führte, aber nur gegen die armen Bauern und unbewehrte Reisende, welche alle geplündert und auf das Grausamste gefoltert wurden, um noch mehr von ihnen zu erpressen. Kamen sie auf ihren Streifzügen in die Nähe feindlicher Parteien, so lebten sie im besten Einvernehmen mit denselben; sie kamen überein, sich gegenseitig in Ruhe zu lassen, vielmehr einander ungestört das Land ausplündern zu lassen, das ihrem Schutz anvertraut war. Indem nun Philander von allen den Streifzügen berichtet, die er mit jener Schaar machte, entwirft er uns das lebendigste Bild des Soldatenlebens zu jener Zeit, dem nur die ausführlichere Schilderung desselben im Simplicissimus an die Seite gesetzt werden kann.

Die Darstellung Moscheroschs ist lebendig, sicher, mannigfaltig und voll Witz, nicht zwar von jenem Witz des Verstandes, der das Lachen erregt, sondern von dem schneidenderen Witz des Gefühles, der sich tief ins Herz bohrt und blutende Wunden zurücklässt. Freilich blieben seine Worte unbeachtet; die Krankheit, die er bekämpfte, die Sucht, mehr oder anders scheinen zu wollen, als man in der That war (selbst die Soldaten waren es, wie wir gesehen haben, nur dem Scheine nach), war zu tief eingewurzelt, als daß sie durch bloße Worte hätte geheilt werden können. In den früheren Gesichten ist die Darstellung mit Anführungen fremder Schriften überfüllt, und die Sprache nähert sich der alamodischen, aber wie der Verfasser selbst in einem späteren Gesicht sagt, hat er dies mit Absicht gethan, theils um leichteren Eingang zu finden, theils um jene Mischsprache zu verhöhnen. In den späteren Gesichten ist die Darstellung dagegen beinahe durchgehends von untadelhafter Reinheit, und wenn er Stellen anderer Schriftsteller anführt, so sind es vaterländische, auch aus der älteren Literatur, die er kannte und liebte. Selbst die höfischen Dichter waren ihm nicht unbekannt (so führt er aus Reinmar von Zweter und aus dem Windsbecken die von uns mitgetheilten Stellen an I, 118 die Ehe, und I, 172); von den spätern sind ihm namentlich Seb. Brant und Ringwaldt gegenwärtig, aus denen er oft passende Stellen anführt. Fischart wird von ihm nicht erwähnt, aber er hat ihn ohne Zweifel gekannt und vielleicht auch benutzt, wie außer andern der unten mitgetheilte Abschnitt vermuthen läßt, der an die Stelle im Gargantua erinnert, die wir ebenfalls mitgetheilt haben (I, 162).

So wenig Moscheroschs „Gesichte" auf die Dauer wirkten, so wurde doch ihre Bedeutsamkeit schon bei ihrem ersten Erscheinen anerkannt. Sie wurden nicht nur gesammelt, ehe der Verfasser, der sie zuerst einzeln herausgegeben hatte, eine Gesammtausgabe veranstaltete; es enthalten die unächten Sammlungen (Frankf. 1645, 6 Th. Leiden 1646, 8 Thle.) auch eine Anzahl „Gesichte", die von Andern herrühren, wenn sie auch seinen Na-

men tragen, aber freilich sind sie bei ihrem geringeren Gehalt und ihrer unbeholfenen Darstellung von den ächten Arbeiten Moscheroschs leicht zu unterscheiden.

Aus dem „A la mode Kehrauß".

König Atroueſt hieß mich beſſer hinzu eretten. „Vnd höreſtu," ſprach er, „Ich bin auff meiner geſtrigen meynung, je länger ich dich anſehe vnd höre, geſtärcket, daß du nicht rin geboener Teütſcher, ſondern ein Walſcher ſeyſt vnd als ein Kundſchaffter hieheo kommen. Dann es darumb nicht nelget, weil dir dir Teütſche Sprach bekant, daß du deßwegrn ein Geborner Teutſcher ſeyeſt vnd ein Teutſch Gemüth vnd Hertz habeſt."

„Gnädigſter Herr Konig", ſprnch ich, „wir könte ich doch einem Walſchen im Hertzen jr vnd immer hold ſeyn, da ich doch alles Creutz vnd Ellend, alle Noth vnd Zwang non Jhnen bißhero habe dulden und erleidrn muſſen?"

„Warumb dann, ſo du ein Geborner Teutſcher biſt, haſtu nicht auch rinen Teütſchen Namen? Was ſoll dir ein Grichiſchee vnd Hebreiſcher Name im Teutſchland? was iſt Philander für ein Gefräß? biſtu von Sittewaldt, warumb haſtu dann ein Wälſchen Namen? was? Hm? was meynſtu? Hä?"

„Gnädigſter Herr König," ſprach ich, „es ſind ſolche Namen gemeyn bey vns!" „Gemeyn? ja, wie die Wälſche Laſter auch. Was habt ihr vermeynter Teutſche dan für Trew in ewren Hertzen gegen ewrem Vatterland, wann ihr bedächtet, wie durch dir Römiſche Tyrannen, inſonderheit den Caesar, vnd durch die Wälſche Vntrew alles in Zerrüttung kommen, daß ihr gleichwol ihre Namen zu gebrauchen eüch noch gelüſten laſſrt? haben dann dir Teütſche Namen nicht luſts vnd zierdr genug, euch zunennen? Ewere Tugenden vnd Thaten antag zugeben? Jſt euch dan das liebe Teütſche ſogar erleydet, daß Jhr Erman, Gehardt, Manholdt, Adelhardt, Baldfried, Karl, Kunrath, Degrnbrecht, Girrlieb, Frirderich, Gothfeied, Adelhoff, Hartwert, Reichhart, Ludwig, Landshuld, Ottbrecht, Ruhprecht, Redewitz, Sigfeied, Thenrdanck, Volckhart, Wihreich, Wolrath ꝛc. vnd andere Liebe, Schönklingende Teutſche Namen nur über Achſel anſehet vnd verlachet? Muß eüch dann in eweren Bocks-Ohren das Grichiſche Philander, Philippus, Adolphus, Nicolaus, Theophilus, Theodorus etc. vnd andern beſſer lautten? Ja, ſo der ärgſte iſt, ſo von Gott jr einem ein Teütſcher Namr widerfehret, als Adeloff oder Adulff vnd dergleichen, daß er ſich doch vor riteler Wahnwitz vielmehr belirben laſſet, ſolche von drm Grichiſchen *Ἀδελφὸς* herzuerzwingen, als von drm warhnfftigen Teutſchen Brſprung Adelhoff, Giner, der in den Adel hofft, Adelhuff oder Adelhülff, Giner, der dem Adel hulfft oder dem Adel huft, herzunehmru? Oder ſeinen angebornen Teütſchen Nach-Namen mit wälſchem Näyp, Kalchy vnd Kath (als dem Hoffärtigen, Armuſerligen, Einbildigen De) Zuüberzuckern, Einzubeitzen vnd Einzuſalzen, damit der Vnflat nicht ſtinckend werde? Schämet ihe eüch denn ewrer frideſt vnd ewerer redlichen Vorfahrrn? — Schäme dich für dem Teüffel, wann du ein ehrlich Teütſche Ader in deinem Leib haſt, daß dn einen andern Namen, einen Außländiſchen Namen, nnd den du nielleicht ſelbſt weder verſteheſt, noch weiſſeſt, ſolſt rinem verſtändlichen, bekanten Teutſchen Namen vorziehen, oder mit Wälſchen Farben anſtreichen, mit De vnd Di futtern wollen."

Wer ſim unererbten Namen
Flickt mit wälſchem Näy zuſamen,
Vnd wär gern ein Junckerlein,
Der hat mangel an eim ſparren,
Vnd gehört ins Buch der Narren.
Solt rr ſonſt ein Doctor ſrin.

„Kum hieher!" ſprach Herr Teutſch Meyr; vnd als ich nahe zu jhm kam, „Solſtu ein Teutſchee ſein?" ſprach er; „dein gantze grſtalt gibt vns viel ein anders zu rrkennen. Vnr glaub ich gewiß, daß du darumb deinen Hut (drn rr mir mit groſſem gelächter ließ vorweyſen, dann ſie hatten jhn zum ſchauſpiel in den Saal an ein Hirſchgewicht hencken laſſen) vnderwegs von dir geworffen, nur daß man dir närriſche Form nicht ſehen ſoltr. Denn ſo bald kan nicht ein Wälſche närriſche gattung auffkommen, daß jhr, vngerathrnr Nachkömlinge, nicht ſo bald dirſelbe muſt nachaffen vnd faſt alle virrtel Jahr ändern, nach darfur haltet, wo ein Ehrlicher gewiſſenhafter Mann bey ſeiner alten ehrlichen Tracht bleibe, daß er ein Hndler, ein Halnnck, rin Alber, ein Gſel, ein Tölpel ſein müſſe."

„Wie viel gattungen von hüten habt jhr in wenig Jahren nicht nachgetragen? Jetzt ein Hut, wir ein Anckenhaffen, dann wie ein Zucker-Hut, wie ein Cardinals-Hut, dann wie ein Schlapp-Hue, da ein ſtily Ehlen breit, dort ein ſtily fingers breit; dann von Griffenhaar, dann von Kameelshaar, dann von Biberhaar, von Affenhaar, von Narrenhaar; dann ein Hut, als ein Schwartzwälder Käß, dann wie rin Schweitzer-Käß, dann wir rin Holländer-Käß, dann wir ein Münſter-Käß. Vnd das iſt heüt dir newe närriſche Tracht; bald komt ein andere in geſtalt eines Fingerhuts hernnch, die närriſcher iſt, vnd dieſe allr wolt jhr rllende leütte nach machen, alſo das erſcheinet, all ewer Reichthum vnd Mittel ſeyen nllein mit newen Trachtrn zuverſchwenden rrworben worbrn.

Dann trägt man kurtz, dann langr Röck,
Dann groſſe Hut, dan ſpitz, wie Wrck,
Dann Grmel lang, dan weit, dann eng,
Dann Hoſen mit viel farb vnd ſpreng.
Ein Hund dem andern kaum entweicht,
Dann Teutſch Gemuth iſt alſo leicht:
Das zeigt, was in dem Hrrtzrn leyt.
Ein Narr hat ändrung allezeit.

Vnd das zu lachen iſt, wo jrgend ein König, ein Fürſt, ein Herr, ein Reyſendrr vmb des reyſens, vmb des jagens willen rin ſolchen Hut, ein ſolchen Mantel, ein ſolchen Rock, rin ſolch Kleyd jhm zu ſeinrm nutzen und Vortheil machen läſt, vnd rin Newſüchtiger Monatsnaer, rin Schneider bey der Andrl, ein Schnſter bey dem Knipprn, ein Student bey den Buchern ſolches ſirhet, der doch wohl ſein lebtag nicht auff ein Meil wegs reyſet, noch weiter hinauß kompt, nls zeinrr Mutter Fülle; nrder reittet, noch jaget, weder bätzet, noch beyßet, drnnoch es will nachäffen, einen ſolchrn Mantel tragen, daß jhm der Regen dey Hauſes die Knye nicht ſoll zerſchlagen; ein chnpenn de ſoyart auffhaben, damit er jhm nicht abfalle, wan er davon will trabrn; ein par Stiffel biß an Latzen anziehen, damit jhm das Waſſer nicht oben einlauffe, wenn er in den Regen des Weinfaß gerathet oder durch den Rhein ſeiner Stubrn rritet.

Vnd wie zu unſerer zeit der Hut ein Zeichen war der Freyheit, alſo iſt es nun in eweren zriten dahirn gerathen, daß der Hut iſt ein Zeichen der Dienſtbarkeit; dann waelich mit ſolchen nrwen Trachten halten die Wälſche ewre Hrtzen gefangen vnd gebunden, vnd lencken ſie, wohien ſie wollen.

Du trägſt ein Wälſchen Hut:
Dir Wälſche deiner lachen,
Vnd zwacken dir dein Gut
Vnd dich zum Narren machen.
Drumb wer hat Teutſchen Muth
Hab Sorg zu ſeinen Sachen!

„Laſt jhn rin wenig ſonſt beſehen!" ſprach Herr Kalkofelß; vnd nls ich zu jhm trat, und Er mich bey drn Haaren nahme, „Jſt dann das ein Teutſchrs Haar?" ſprach er. „Biſt du ein Teütſcher, warumb dann muſtn ein Wälſches Hanr trngen? warumb muſtn ein Wälſches Hnar tragen? warumb mnß es dir alſo über die Stirne herunder hungen, als einem Dirb? Man ſoll jn rinen Ehrlichen Mann aus der Stirne erkennen, welche gnten theils ſeines Gemnths Zeügnuß iſt; vnd wer ſrine Stirnr alſo verhüllet, das anſehen hat, als er ſich vor rtwas muſſe ſchämen, daß er ein Schelmenſtuck begangrn habe. Warumb muß dir das Haar alſo lang über die Schultern herab hangen, als einem Weibe? warumb läſt du es nicht, ſo du es länger tragen wolteſt, auff Teütſche weiſe überm Kopff einſchürſſen, als bey vns her brauch

ist? Komm her, laß vns sehen, hastu auch noch drine Ohren?"

„Ist das nicht ein lose Leichtfertigkeit! Diese lange Haare, also herundter hangend, sind rechte Diebs-Haar, und von den Wälschen, welchen umb einer Missethat oder Diebs-stucks willen jrgend ein Ohr abgeschnitten, erdacht worden, damit sie mit den Haaren es also bedecken möchten, vnd man es nicht sehen oder mercken könte. Vnd jhr, die jhr Teütschen Ehrlichen Namens vnd vnsere Nachkommen sein wollet, wolt solchen Lasterhafften Leuten in jhrer Butugend, in deren sie sich selbst schämen, vnd die sie zu bemäntelung jhrer Schelmenstucke erfunden haben, nachäffen, und darin noch als in köstlichen schönen Dingen prangen? ja offt ewrer eignen Teütschen Haar euch beschämen, da doch ein Römischer Keyser, wann er in seinem Pomp gehen vnd gar Heerlich sein wollen, ein Teütsches Haar für eine sonderr Zierde hat auffgetragen? Ihr aber wolt hiengegen liebrr eines Diebs oder Galgen-Vogels Haar rück auff den Kopff setzen lassrn! Adrr

Wer sich seiners Eigurn Haares schämet, der ist nicht werth, daß er einen Kopff hat."

„Solteſtu ein Teütscher sein?" sprach Herr Friedmeyr; „fihe, was für einen Wälschen närrischen Bart hastu dann? Vnd da deine Ehrliche Vorfahren (wann du andrrst eines Teutschen Mannes Sohn bist) es für die gröste Zierde gehalten haben, so sie ein rechtschaffenen Bart hatten, so wollet jhr den Wälschen unbeständigen Narren nach alle Monat, allr Wochen ewre Bärte beropffen und bescheren, brstümmlen, destutzen, ja alle Tag und Morgen mit Eysen und Fewr peinigen, foltern und marteln, ziehen und zrren lassen? jetzt wie ein Zirckel-Bärtel, jetzt ein Schnecken-Bärtrl, bald ein Jungfrawen-Bärtel, ein Deller-Bärtel, ein Spitz-Bärtel, ein Meykäfer-Bärtel, ein Entenwädele, ein Schmal-Bärtel, ein Zuckrr-Bärtel, ein Türckisch-Bärtel, ein Spannisch-Bärtel, ein Jtalienisch-Bärtel, ein Sontags-Bärtel, ein Oster-Bärtel, ein Lill-Bärtel, rin Spill-Bärtel, ein Deill-Bärtel, ein Schmutz-Bärtel, rin Stutz-Bärtel, ein Trutz-Bärtel ꝛc. Vnd indem jhr euch drr rechten Bärt vnd Knebel schämet, noch gar zu Bengeln werdrt.

Zu vnsern zeiten hat man an den Federn erkennen lernen, was es für ein Vogel war, nm Bart, was für ein Mann da war, vnd wurde ein Mann nicht snr Ehrlich gehalten, wann er mit geschornem Bart vnder die leüttr kam. Wie wolt rs heut immer müglich sein, da, je älter rinrr wird, jemehr er srinen Bart stutzen vnd stimmlen lasset, und also die Wrlt vnd das Jugend-liebende frawenzimmrr überreden und bethören will, ob er rin Junggesell oder ein Jüngling wäre. Hat nicht jrner vnser Teütscher Schweitzer redlicher gethan, als er gefragt worden, warumb er einen so langrn Bart hältr, vnd gesprochen: „damit, wan ich diese Haar ansehe, ich gedencke, daß ich ein Mann seye vnd kein Weib, vnd mich Mannes-Thatrn üben vnd befleissigrn solle." Dann der Bart zieret den Mann vnd soll jhn anreitzen, daß er sich in allem Thun rechtschaffen, dapffer vnd als ein Mann verhaltr. Wie hoch hat rs der Hebräer König David empfunden, als jhm Hannon die Knechte bescheren ließ an jhren Bärten; dann sie waren geschändet vor Jsrael vnd allem Volck. Nun ist ewre meiste sorge, so bald jhr Morgens auffgestanden, wie jhr den Bart rüsten vnd zuschneiden möget, damit jhr vor Jungr Narren vnd Lapprn könter durchwischen. O jhr Weibrr-Männler! Jhr vnbäarige! Jn den Löffel-Jahren gebet jhr zuzapffen, zutrillen, zuropffen, biß die Ganchs-Haar heraus wollen; und wan jhr durch gunst der Natur dieselbige endlich erlanget habt, so wist jhr jhnen nicht martrr gnug anzuthun, biß jhr sie widrr vertreibet! Jhr Bart-Stimmler! Jhr Bart-Räuber! Jhr Bart-Schinder! Jhr Bart-Schneider! Jhr Bart-Stutzer! Jhr Bart-Zwacker! Jhr Bart-Felterer! Jhr Bart-Wipper! Jhr Bart-Marteln! Jhr Bart-Peiniger! Jhr Bart-Abtreiber! Jhe Falsche Bart-Müntzer! Jhr Bart-Vrdrrber! Jhr Bart-Narren! Jhr Bart-Mörder!

Wälsch Bart, Weiber Art,
Lappen Bart nimmer gut ward.

Vor zriten

„Ein Ehr wars etwan, haben Bärt:
Das war gar mannlich, schon vnd wert,
Da wued man auch billig geehrt.
Jetzt hand die Wybschen Gluch gelehrt,
Vnd schaben alle tag die Backen,
Sie waschens, daß sie sollen schmacken,
Vnd schmiren sich mit Affenschmalz
Biß an die Augen vnd den Halß (D. Brand)."

„Solteſtu ein Trütscher seyn?" sprach Hrrzog Herman. „Man sehe deine Kleider an: was vor ein Wambst ist das? was für Hosen vnd Strimpff? Jch glaub, daß du allrerst mit von Pariß kommest. Ein Wohlthörichter Tausch, den jhr da thut gegen solche Newe dinge! Das altr Teutsche Gelt wird hässlich vmbgrtauscht! Aber Recht: dir Wälsche können es jhnen frin zu Nutz machen! Meynt jhr, wann der Teutschen saurerworbnrs Gut nicht alles nach Pariß für solche närrische newe Trachten übermacht wirde, rs könte sonst nicht verthan wrrden? Habt jhr Teutsche (wan du je einer von vnseen ungeschlachten Nachkömmlingen bist) nicht in drr Erfahrung, daß, welchen Völckeen Jhr euch in Kleidung alsogleich stellet, vnd sie nachäffet, daß dieselbige drrmahlen Euch und ewre Hertzen brzwingrn, Euch undertrucken und zur Dienstbarkrit zwingen werden? Dann sie ja schon Ewre Hertzen, das beste Bollwerck, die Schantzen der Augen vnd Aufsenwerck der Sinne vndergraben, eingenommen vnd gewonnen haben. Jst euch dan nimmermehr ichtwas gut genug, daß auß ewrem Vatterland kommet? Man spüret wol, daß Jhr Verächtrr Ewres Vatterlands seit vnd dessen Verräther. Wo ist ein Volck vnder der Sonnen, als die ungerathene Teütsche jetzt sind, in jhrem Kleidertragen so vnbeständig, so Eckel, so Närrisch? Wo stehet man deßgleichen bey Eweren Nachbauren geschehen?

Jch lob dir Poln in jhrer Zier,
Sie blribn bey der altrn Monir,
Bekleiden sich nach Landes-brauch,
Wie Türck vnd Moſeowitter auch.

Aber Jhr in dem Teütschen-Land
Jn Kleidung haltet kein bestand,
Daran man euch mit wahrem grund
Wie andre Volcker kennen kund.

Sondern Jhr seit recht, wir Affen,
Nach Wälschen vnd Frantzosen gaffen,
So wohl nach Böhmen vnd dergleichen,
Die Jhrer Lande Grentz rrreichen.

Was dir nn Rüstung, Roß vnd Wagen,
Gebrauchen vnd am Leibr tragen,
Das müssen Jungfrawen, Mann vnd Knaben
Auch allenthalben vmb sich haben.

Mit welcher Tracht vnd losen Dingen
Sie sich nur vmb dir Hellrr bringen,
Vnd machen, wir mans wohl rrfind,
Daß alles Gelt im Land verschwind.

Ja wan sie noch bey einem blieben,
Vnd nicht so offtrr Wechsel trieben
Jn Rocken, Wämbsen, Stiffel, Hut,
So gieng es hien, vnd wär noch gut.

Aber eh dann man sich vmbsicht,
So wird was Newes auffgericht,
Darauff so falln sir in gemein:
Wir solt jhr dann vermüglich sein?

Bedenckt doch diß in allem Stand,
Jhr liebe Leut im Teütschen-Land,
Auff daß jhr nicht von ewrer Haab
Durch alamode nemmrt ab!

(B. Ringwaldt, Lautrre Warheit.)

O solte Keyser Karl der Grossr, Keyser Ludwig vnd Otto, die solchr frembde Trachten einzubeingen mit Ernst vnd Eyffer hochstrafflichen verbotten, deine a la moda Hosen vnd Wambest sehen, sie wirden dich als einen Wälschen Lasterbalg auß dem Lande jagrn!" — — — —

Vnd Herr Kalkofelß, wrist du nicht mehr, was vulängst dein Frommer Herr Vrter-Genst von Krichingen dem Herzog Heinrich von Lottringen geantwortet, als er jhn

gefragt, warumb er in Kleidung nicht auch so köstlich auffzöge, als andere Herren und Edele, sprach: „Genädigster Fürst! Ich bin schwaches Leibs und nicht so starck, als diese, deren Einer eine ganze Muht, Einer ein Meyerhoff, Einer ein ganz Dorff am Holze trägt: das ist mir unmüglich zu tragen. Ich will heut tragen, daß ich morgen wider tragen kan. Was sollen mir die Lumpen, die man höher achtet, als den Mann selbsten, die den Mann eines guten theils seiner Ehre berauben?"

„M. junge," sprach Herr Teutschmeyer ferner, „das Kleid werde dich zum Manne machen? Sind schon derer, wie ihrer dann viel sind, die solches darfür halten, so seind sie desto mehr zu schelten, weil sie sonn nichts ruhmliches an sich selbsten, sondern alle ihre Hoffnung auff das Augenmerk gesetzet haben."

„Genädigste Herren," sprach ich, „so siehet man gleichwohl, daß ohn ein gut Kleid keiner geachtet wird, er seye so Geschickt, als er immer wolle. Hingegen, wan ein Kerl ichen nichts weiß oder gelernet hat, gleichwohl wann er brav dahee geschritten kommet, wie andern herfur gezogen wird, geehret und geliebet und wohl heisset:

Vir bene vestitus pro vestibus esse peritus
Creditur a multis, quamvis idiota sit ille.

Ein Mann, der schöne Kleider hat,
Geachtet wird eins Fürsten Rath,
Und für ein Gelehrten angesehn,
Dafur er doch nicht kan bestehn.
Ja einen übel angethan,
Den mag kein Lob bey Leuten han.
Und wann er gleich wust alle Kunst,
Noch hat er bey der Welt kein gunst;
Man gibt dem Weisheit und gewalt,
Der sich mit Kleidung macht gestalt."

(J. Scouß, Kleider-Teuffel.)

Johann Balthasar Schupp.

Noch mehr als Moscherosch neigt sich Schupp zur vollständigen Lehrprosa, und manche Schriften desselben greifen kaum mehr in das Gebiet der Prosadichtung; doch ist bei den wenigsten der rein belehrende Verstand allein thätig, bei den meisten, ja selbst in den Predigten, entfaltet sich poetischer Humor, und es ist diese Seite häufig so ganz vorherrschend, daß wir kein Bedenken tragen, ihn im vorliegenden Abschnitte näher zu betrachten.

Johann Balthasar Schupp, im Jahr 1610 zu Gießen geboren, entwickelte sich schnell und früh, so daß er schon im 15. Jahre die Universität Marburg beziehen konnte, wo er eine für seine Jugend und die damalige Zeit bewundernswürdige Selbstständigkeit in der Behandlung der Wissenschaften zeigte. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß nicht allein die Bücher, sondern auch und vorzüglich das Leben den Menschen bilden, begab er sich auf Reisen, auf denen er wegen der Kriegsunruhen manches Abenteuer zu bestehen hatte. In Rostock, wo er sich eine Zeitlang aufhielt, erwarb er sich die Würde eines Magisters der Philosophie, worüber er sich selbst in seiner heiteren Weise lustig macht*). Als Rostock von den Schweden belagert wurde, flüchtete er nach Lübeck, von da nach Hamburg und Bremen, später über Köln nach Holland. Auf den Wunsch seines Vaters kehrte er 1635 in die Heimat zurück; er wurde noch in demselben Jahre Professor der Geschichte und Beredtsamkeit, als welcher er 1645 die Würde eines Doctors der Theologie erhielt. Seit 1646 Hofprediger des Landgrafen von Hessen-Darmstadt erwarb er sich durch sein eben so kluges als freimüthiges Wesen dessen Achtung in solchem Maße, daß er ihn 1647 zu den Friedensunterhandlungen nach Münster schickte, wo ihm die allgemeinste Anerkennung von Seiten der dort versammelten Gesandten zu Theil wurde. Im J. 1649 folgte er einem Ruf als Prediger nach Hamburg. Seine volksthümliche Beredtsamkeit gewann ihm bald die Liebe seiner Gemeinde, aber gerade dies erweckte ihm Neider und Feinde, und es erschienen allerlei Schmähschriften, die ihn und seine Predigten mit Bitterkeit angriffen; besonders warf man ihm vor, daß er in seinen Vorträgen und Schriften Geschichten und Fabeln einflechte, welche der Würde seines Standes nicht geziemten. So wenig er sich dadurch in seinen Bestrebungen irre machen ließ, hatten die fortgesetzten Kränkungen doch den Erfolg, daß er sich immer mehr von den Menschen abschloß, und sein Mißmuth stieg zur Grämlichkeit, als eine zweite Ehe unglücklich ausfiel. Er starb den 26. October 1691.

Unter den ziemlich zahlreichen, aber meist kleinen Schriften Schupps**) gehört genau genommen nur „Coriana, die erbare und scheinheilige Hure" (1660) den Prosadichtungen an, in welcher er in scharfen Zügen das Leben und das Ende einer von ihrer eigenen Mutter zur Unzucht verführten Dirne darstellt; doch können, wie schon gesagt, auch seine übrigen

*) „Zum andern bin ich extraordinari hoffärtig gewesen, da ich zu Rostock Magister wurde und primum locum hatte. Wann ich damals einen hoffärtigen Kerl auff der Strassen sahe, da dachte ich: du magst die einbilden, was du wilt, so bist du dennoch kein Magister! O wie spitzte ich die Ohren, wann nach der promotion bey dem angestelltem convivio mein Promotor und grosser Freund, der Edle Petrus Lancemberg, ein Glaß mit Wein nahme und sagte: Salve, Here Magister! Da dachte ich alsbald, das gilt mir! Der Mann bin Ich! Zwey ganzer Tage übte ich mich, biß ich ein schönes M. mahlen konte. Mein Pitschafft muste alsbald geändert werden, und bey meinem Namen ein M. stehen. Wann mein Jung, der mich zuvor Philandee genannt hatte, hernach nicht sagte: Herr M. Philandee, so bekame er Ohrfeigen." („Secund ia der Noth" in s. Schriften. Fr. 1684. S. 268.)

**) Er hat sie zum Theil unter dem angenommenen Namen Antaeus, Ehrenhold oder Metlambius herausgegeben.

Schriften mit Recht hier besprochen werden, da alle von poetischem Humor und ächt satyrischem Witze erfüllt sind, die meisten zudem Geschichten aller Art enthalten, die theils kurz berichtet, theils ausführlicher erzählt, immer glücklich dargestellt sind. Er brachte solche Erzählungen, Anekdoten, Gleichnisse und Allegorien selbst in seinen Kanzelvorträgen an, denn er wollte vor Allem auf seine Zuhörer wirken, und es erschien ihm jedes Mittel passend, durch welches er diesen Zweck erreichen konnte. Es war seine ganze Darstellung daher auch im vollsten Sinne des Wortes populär, und er bediente sich der kräftigen, bilderreichen Sprache des Volks, und scheute sich nicht, die kräftigsten Ausdrücke zu gebrauchen, die er bei dem Volke vorfand. Doch war es nicht allein die Rücksicht auf das Volk, welches ihn zu dieser populären Darstellung führte; der Trieb dazu lag in seinem eigenen Wesen, das alles Gesuchte, Geschraubte und Unwahre haßte, weshalb er eben so entschieden gegen das Ueberwuchern des Fremden, als gegen die affectirte Deutschthümelei auftrat; und wenn er einerseits ein erklärter Gegner aller Schulweisheit und des zu seiner Zeit herrschenden gelehrten Pedantismus war, so war ihm die Uebertreibung der Zeßianer nicht weniger zuwider, und diesen zum Trotz bediente er sich sogar mehr als billig der von ihnen verdammten fremden Ausdrücke und Redensarten. Man erkennt daran den praktischen Sinn des Mannes, der sich überhaupt in allen seinen Schriften kund gibt. Unter diesen zeichnen sich durch Fülle der Gedanken und lebendige Mannigfaltigkeit der Darstellung der „Salomo oder Regenten-Spiegel" aus, in welchem er nach Anleitung des ersten Buchs der Könige das Staatsleben in allen seinen größeren und kleineren Verhältnissen bespricht. Höchst eigenthümlich, voll ächt populärer Beredtsamkeit ist die „Cathechismus-Predigt von dem Dritten Gebot oder Gedenck daran, Hamburg", in welcher er die lebhaftesten Schilderungen der Sitten seiner Zeit entwirft, aber dieselben freilich auf eine Art bespricht, die uns mit der Würde der Kanzel unvereinbar erscheint und wohl an den Pater Abraham erinnert, obgleich zwischen beiden der mächtige Unterschied waltet, daß Schupp bei seiner Darstellungsweise keinen andern Zweck hat, als den Teufel zu malen, wie er ist, und sich hiezu aller ihm dienlichen Farben bedient, während Abraham wirklich die Absicht hat, durch Possen das Gelächter seiner Zuhörer zu erregen. Der „Freund in der Noth" ist ein treffliches Zeugniß von der tiefen Menschenkenntniß des Verfassers, der darin die schönsten und besten Lehren entwickelt, wie sich der junge Mensch in der Welt zu benehmen habe. Nicht weniger inhaltreich sind die beiden Schriften „Von der Einbildung" und „Die Kunst reich zu werden"; doch können wir nicht näher in dieselben eintreten, dagegen müssen wir noch zwei andere seiner wichtigsten besprechen. Seine wohlbegründete Abneigung gegen den gelehrten Pedantismus mußte ihn reizen, die Quelle desselben aufzusuchen, und er fand bald, daß die verfehlte Schulbildung seiner Zeit wenn auch nicht der einzige, doch ein Hauptgrund jener Erscheinung sei. Er ließ sich deshalb angelegen sein, das Schulwesen in seiner falschen Richtung darzustellen und auf bessere Zustände zu wirken. Dies that er vorübergehend in mehrern Schriften, z. B. im „Salomo", in der „Kraft der Einbildung", ausschließlich aber in dem „Ambassadeur Zipphusius, auß dem Parnaß wegen des Schulwesens abgefertiget, an die Chur-Fürsten und Stände deß heil. Röm. Reichs". Schon die Vorrede ist wegen der geschichtlichen Darstellungen merkwürdig und wichtig. Die eigentliche Schrift erzählt, wie Apollo nach wiederhergestelltem Frieden darüber mit den Musen und berühmtesten Gelehrten sich berathen habe, woher die Verdorbenheit in der Welt und namentlich in der Gelehrten-Republik herrühre, und wie ihr abzuhelfen sei. Unter allen Mitteln, welche nach und nach vorgeschlagen werden, gefällt der Vortrag der Polymnia dem Apollo am besten, welche auseinandergesetzt hatte, daß jede Verbesserung der menschlichen Zustände von den Schulen ausgehen müsse, worauf Comenius ein Bild von den damaligen Schulen entwirft. „Die erste Plage, sagt er, womit die zarte Jugend in den Schulen gequälet wird, ist, daß man sie mit unendlichen weitläufftigen, tunckeln und verwirten, auch meistentheils unnützen Grammaticallischen Reguln etlich Jahre auffhält. Darnach wird sie mit vielen Vocabulen oder Wörtern der Dinge, die sie niemals gesehen haben oder verstehen können, gleichsam außgepropffet, wird ihnen aber nicht zugleich dabey gezeiget, wie die Wörter zusammengefügt, und also auß dieser Zusammenfügung eine Rede erwachsen könne." Eben so wenig ist er damit einverstanden, daß man mit den Knaben lateinische Schriftsteller lese, welche weit über ihrem Gesichtskreise seien. Die Aufgabe der Schule sei es, zunächst den Verstand zu entwickeln, dies würde aber vollständig vernachlässigt. Es müsse vor Allem den Lehrern eingeschärft werden, sagt nun „Joh. Heermann, ein berühmter Prediger und Poet auß Schiesien", was sie thun sollten, denn die wenigsten wüßten es. Die meisten glaubten, fügt ein Anderer hinzu, „wie sie seyen geprügelt und geplaget worden, also müßten sie ihre Schüler wieder prügeln und plagen, und müßten ihnen die Sprache auß des Aristotelis posterioribus Analyticis herauß klopffen". Und in demselben Sinne sagt Apollo später: „Wenn man ungefehr an einem Ort vorbeygehet, da ein solcher Scholastischer Tyran sein Reich hat, ubi plus nocet, quam docet, hört man daselbst ein jämmerliches Heulen und Winseln, eben als ob Phalaris daselbst Hof halte, und daß es mehr eine Wohnung der Furien als der freyen Künste sey." Es werden noch mehr Meinungen vorgebracht, die wir nicht alle anführen können, und wir bemerken nur, daß sich manche Ansichten ausgesprochen finden, die später wirklich verwirklicht wurden. Endlich faßt Apollo selbst die Berathung zusammen. Man müsse zu allererst für gute Schulmeister sorgen, dieselben aber auch anständig bezahlen, denn „daß sich heutiges Tages kein generoses und tugendreiches Ingenium zum Schulwesen will gebrauchen lassen, rühret daher, daß man den Schul-Bedienten Zeißgen-Futter gibt und Esels-Arbeit auffleget", deßhalb solle man eine Gesandtschaft an die Stände des Reichs abschicken, um ihnen die Nothwendigkeit einer Verbesserung des Schulwesens vorzutragen.

In der zweiten noch zu besprechenden Schrift „Der Teutsche Lehrmeister, oder ein Discurs von Erlernung und Fortpflantzung der freyen Künste und Wissenschaften in Teutscher Sprache" tritt Schupp dem Pedantismus noch schärfer entgegen und erhebt sich namentlich mit Entschiedenheit für den Gebrauch der Muttersprache in den Wissenschaf-

ten, wodurch er das schon anbahnte, was später Thomasius mit größerem Erfolg begann. Doch da wir unten die wichtigsten Stellen dieser lesenswerthen und auch durch ihre lebendige und witzige Darstellung ausgezeichneten Schrift mittheilen, wäre es überflüssig, sie weiter zu besprechen; nur so viel sei bemerkt, daß sie in Form eines „Discurses mit dem edlen Daphnis aus Cimbrien" (Rist) abgefaßt ist.

Wir fügen endlich unserem Bericht nur noch hinzu, daß Schupp auch einige Satyren gegen seine Verläumder schrieb: „Calender" (Wuiffenb. 1659), „Deutscher Lucianus" (1659), „Eyfertiges Sendschreiben an den Calenderschreiber zu Leipzig" (Altona 1659), welche eben so witzig als scharf und schneidend sind.

Aus dem „Teutschen Lehrmeister".

— — Daphnis empfing den Antenor sehr freundlich. Antenor dancte ihm höchlich und sagte: Hochgeliebter Bruder Daphnis, seine schöne und geistreiche meditationes von der verschmäheten Eitelkeit und verlangten Ewigkeit haben mich über alle Maß wol contentirt. — — Ich bitte, er wolle darinn fortfahren, und sonderlich alle occasion suchen, auß der Graecorum und Latinorum Patrum herrlichen Schrifften ein und ander geistreiches Liedlein in Teutscher Sprach zu machen. Alles, was in ganz Teutschland Verstand und ein gesundes Iodicium hat, wird erkennen, daß ihm Gott sonderbahre Gaben in der Teutschen Poesi mitgetheilet habe. Als nach Kayser Constantini des Grossen Zeiten sich gute Leute übten in Poësi und eloquentia sacra, machten allerhand schöne geistreiche Lieder, bewegten das gemeine Volck mit schönen geistlichen Orationen, da stund es um die Kirche Christi wol. Als hernach die Scholastici kamen und mit ihrem Darapti, Felapton, mit ihrer scala praedicamentali in den Himmel steigen wollten, da kam unter Grossen und Kleinen eine Confusion nach der andern. Mein hochgeehrter Herr thue es Gott zu ehren, und gebe der Christlichen Jugend ferner Anlaß, sich in Eloquentia und Poesi Sacra zu üben. — — — Ich bitte ihn, er mache ein Compendium Theologicum, das da bestehe in lauter Liedern. Das ist gewiß, daß man besser im Gedächtniß behalte, was gesungen wird. D. Saccus schreibet, daß Chur-Fürst Joachim von Brandenburg zu ihm gesagt habe, Er habe das meiste Stück seiner Theologischen Wissenschafft geschöpfft auß den Kirchen-Gesängen, als: „durch Adams Fall ist ganz verderbt ꝛc.", „Es ist das Heyl uns kommen her ꝛc." Cicero saget, daß zu seiner Zeit die Leges XII Tabb. seyen gesungen worden, damit sie das gemeine Volck besser behalten möge. Umb eben dieser Ursachen willen haben die alten Teutschen ihrer Helden Thaten in Lieder gefaßt und gesungen. Daher sind die Meister-Singer kommen, welches Teutsche Poeten gewesen sind. Sonst bitte ich, er wolle die hochlöbliche fruchtbringende Gesellschafft nach Stands-Gebühr in meinem Namen salutiren und sagen, daß ich dafür halte, daß die intention der hochlöblichen Stiffteen dieser Gesellschaft gut gewesen sey. Allein sie sollen selbst erwegen, ob die Mittel, die sie bißhero gebraucht haben, die Teutsche Sprache zu befördern, allenthalben dienlich seyen? Der tapffere Kriegs-Held, der von N., hat seinen esprit genugsam an Tag gegeben in Versetzung des verfolgten Davids und anderer Schrifften. Allein, daß er alle frembde Wörter, welche die Bauern nicht mehr vor fremd halten, hat wollen Teutsch geben, darüber hab ich offtmals unter dem Lesen den Kopff geschüttelt. Unter andern nennet er sich an einem Ort (wo ich mich recht erinnere) Obergebietiger in Rostock. Wan ich damals alle Bauern in ganz Mechlenburg gefragt hätte: „Wer ist Obeegebietiger in Rostock?" so würde es mir ergangen sein, wie jenem Superintendenten, der einen einfältigen Schulmeister fragte, wer der Kinder Noa, Sem, Cham und Japhets Vater gewesen sey? Da erschrak der Schulmeister und konte nicht ein Wort antworten. Deß Abends kam er zu seiner Frauen und sagte: „Hör, liebes Weib, was mich doch der hoffärtige Pfaff fragte. Er fragte mich, wer der Kinder Noa, Sem, Cham und Japhets Vater gewesen sey: wer wil mir das Ding sagen? Meynet er, daß ich zehen Jahre auff Universitäten gewesen seye, daß ich habe können Doctor werden, wie er? Ich diene hier für keinen Doctor, für keinen Superintendenten, sondern für einen Schulmeister." Die Frau hörte ihm zu und sagte: „Lieber Mann, seyd ihr denn so einfältig, daß ihr auf diese Frage nicht habt antworten können? Unser Müller hat drey Söhne; der erste heisset Jochim, der zweite Hanß, der dritte Peter. Wer ist nun Lauren deß Müllers Kinder, Jochim, Hansen und Peteen ihr Vater?" Da antwortet der Schulmeister: „Wer wil mir das sagen?" Die Frau antwortete; „Lieber Mann, Laur der Müller ist es!" Deß andern Tages kam der Schulmeister wieder zum Superintendenten und sagte: „Herr Superintendent, er fragte mich gestern etwas von den Kindern Noa; er frage mich jetzo, so wil ich ihm antwort daraufF geben." Der Superintendent fragte: „Wer ist denn nun der Kinder Noa, Sem, Cham und Japhets Vater?" Da antwortet er: „Laur der Muller." Eben also würde es mir ergangen seyn, wenn ich die Bauern in Mechelnburg gefragt hätte, wer Obergebietiger zu Rostock sey? Da würden sie sich verwundert und gesagt haben: „Obergebietiger? Obergebietiger? was ist das vor ein Ding?" Allein wenn ich gesagt hätte: „Wer ist Commendant in Rostock?", so wuede jedermann geantwortet haben: „N. von N., der ehrliche, tapffere Cavallir, ist Commendant."

Ich versichere meinen hochgeehrten Herrn, daß darinn die Zierligkeit der Teutschen Sprache nicht bestehe; und wenn sie auch schon darin bestände, so frage ich die hochlöbliche fruchtbeingende Gesellschafft, was mit disen Grammaticalischen Dingen, sonderlich mit der Teutschen Orthographia, damit sich etliche Leute wollen groß machen, dem Römischen Reich und der Teutschen Nation gedienet seye? Ich frage, wie die alten Teutschen geredet haben zu der Zeit, als Kayser Carol der Grosse das Schwerdt in Händen geführet und die Sachsen bezwungen hat? Im Hessenland ist ein Procurator gewesen, genannt der dicke Lorentz, welcher sich der Zierlichkeit im Teutschen Reden sonderlich hatte befleissigen wollen. Einsmals hatte er zu seinem Jungen sagen wollen: „Jung, hole mir mein Messer!" Damit er nun kund mache, daß ein Unterscheid sey zwischen ihm und einem gemeinen Hessischen Bauren, hatte er gesagt: „Page, bringe mir mein Brodschneidendes Instrument!" Eins mals hatte er zu seiner Frauen sagen wollen: „Frau, es hat nenn geschlagen; gehe zu Bett, ich habe noch etwas zu thun." Damit nun die Frau wisse, daß er ein Hessischer Cicero sey, hatte er gesagt: „Du Helffte meiner Seelen, du mein ander Ich, meine Gehülffin, meine Augenlust! das gegossene Erz hat den neundten Thon von sich gegeben; erhebe dich auff die Seulen deines Cörpers, und verfüge dich in das mit Federn gefüllte Eingeweide! ꝛc." Jener Phantast wolte zu seinem Jungen sagen, daß er ihm die Stieffeln ausziehen solte; da sagte er: „Du, der du geringer bist, als ich, entledige meinen Untertheil deß Leibes von der übergezogenen anatomirten Haut!" Ich muß solcher Phantasten offt von Hertzen lachen. Ich habe noch jüngst einen Tractat gelesen eines hochgelehrten Kaninichens, daß sich einbildete, daß es alle Philosophische und Philologische Weißheit mit Löffeln gefressen habe; das saget an einem Ort: „Die bunte Lufft-Kinder fingen an zu musiciren"; das sol so viel heissen: „Die Vögel fingen an zu singen." Es hat eine jegliche Sprache ihren eignen Genium; daher der weise Kayser Carol der Fünffte sagt, wenn er mit dem Frauenzimmer reden wolle, so wolle er Französisch reden, denn das sey eine liebliche Sprache; wenn er mit Königen reden wolle, so wolle er Italiänisch oder Spanisch reden, denn es seyen Majestätische Sprachen; wenn er mit seinen Feinden reden wolle, so wolle er

Teutsch reden ꝛc. Es lautet offtmals in Frantzösischer Sprache etwas sehr wol, wenn man es aber von Wort zu Wort in die Teutsche Sprache versetzen wil, so klingt es eben, wie ein Instrument, das nicht gestimmt ist. Non verbum verbo curavit reddere fidus Interpres.

Es sind Narren, welche das Magnificat und Lutheri Version der Bibel corrigiren wollen. Lutherus hat gesehen auff den Sensam, und was die Art der Teutschen Sprache mit sich bringe. Einsmals begehrte ein vornehmer Herr, der eine grosse Rechts-Sache hatte, daß ich ihm eine Teutsche Schrifft ins Latein bringen solle. Als sie vertiert war, liesse ich sie dem Herrn überliefferen. Da wurde geantwortet auß der Cantzeley, daß sie sich mit dem Lorein zwar contentirten, allein es sey nicht von Worten zu Worten vertirt. Ich schrieb wiederumb, wenn sie es wolten von Worten zu Worten vertirt haben, so solten sie es einem Knaben in der Schul geben; ich hätte betrachtet, was die Indoles und der Genius der Lateinischen Sprache mit sich bringe. Derjenige, welcher die Argenidem Barclaji in die Teutsche Sprach gebracht und die erste Wort Barclaji also vertirt hat: „Nondum orbis adoraverat Romam.“ „Die Welt hatte Rom noch nicht angebetet,“ wolle mir verzeihen, daß ich dieser Wort halben eine Erinnerung thue. „Nondum orbis adoraverat Romam“ sol soviel heissen: „Es war noch kein Pobst zu Rom.“ Lutherus ist ein rechter Teutscher Cicero gewesen. Und wer recht gut Teutsch lernen wil, der lese fleissig die Teutsche Bibel, die Tomos Lutheri und die Reichs-Abschiede: Ich sage, daß man auß der Bibel zierliche teutsche Phrases sammlen könne. Sol derjenige, der den Menschen erschaffen und ihm die Zunge gegeben hat, nicht zierlich reden können?

Die junge Maul-Affen, welche mit Liebs-Gedancken umbgehen und mit der Leimstange zu lauffen pflegen, suchen eine sonderliche Zierligkeit in der affectaten Rede, und meynen, das Frauenzimmer müsse ihnen deßwegen hold seyn. Ich war einsmals auff einer Gasterey, und als ich wieder nach Hause gehen wolte, stunde ein junger Phantast bey einem Mägdlein in einer Ecken und toffelte mit ihr, brauchte unter andern diese Worte: „Allerschönste Jungfrau, indem ich verliere, gewinne ich, und indem ich gewinne, verliere ich. Indem ich verliere, achtet meine vorige Gesellschafft, gewinne ich eure längst erwündschte Gegenwart, und indem ich eure Gegenwart gewinne, verliere ich meine Libertät. Eure Schönheit, welche weit über den Horizont der Vollkommenheit gestiegen, hat mein Hertz und Verstand so gefangen, daß, ob ich wol hiebevor die scharffe Pfeile deß Cupidinis verlachet, so muß ich doch jetzo vor dem Altar eurer Extraordinari Qualitäten niederknyen, und euch mein inbrünstiges Hertz in tiefster Demuth aufopffern. Ja, ich schwere euch bei dem höchsten Gott Jupiter, daß der kleine Knabe Cupido mein Hertz dermassen verletzet, daß es mir in meinem Leibe thut, als wolte es Capreol schneiden. O ihr allerschönste Braut, die ihr viel schöner seyd, als die Braut auß Cypern, was vor Superlativos sol ich doch jetzo brauchen, damit ich euch bezeugen könne, wie hoch ich eure perfection venerire? Ach Mademaiselle, die ihr so schön seyd, als unbarmhertzig, und so unbarmhertzig, als schön, ich könte euch billich vergleichen mit dem Käyser Nerone, welcher seine Lust daran hatte, daß er von einem Thurn die Stadt Rom brennen sahe. Denn ihr sehet auch von dem Thurn eurer hohen Meriten brennen nicht allein die Stadt und Vorstadt meines zu gar verliebten Hertzens, sondern auch die Kirche, so ich euch darinn gebauet habe. Es stehet in eurer Macht, mich in dieser Flamme zu salniren. Und warlich, werdet ihr mich in desperation bringen, und werdet euch nicht als eine schöne Rose lassen abbrechen von mir, der ich aus dem funte nympharum caballino so manchen Trunck haeuticos gethan, so wil ich den Phobam bitten, daß er euch in eine Distel verwandeln solle, damit ihr endlich den Sieln zur Speise werdet. O ich klage gleichsam die Natur an, daß sie in einen solchen schönen Leib ein so steinernes Hertz gesetzet hat, daß sichs weder mit Thränen oder Seufftzen wil bewegen lassen. Wenn ihr euch nicht über mich erbarmen wollet, so wil ich die Eumenides und die Furias, auch alle Götter und Göttinnen, die nur Rache üben können, bitten, daß sie euch mit gleicher Plage verfolgen sollen.“ Ich konte dem Narren nicht länger zuhören, und maste über diese und andere harte Bedrauungen, die er auß dem Amadis hervor brachte, von Hertzen anfangen zu lachen. Ich meyne bekennen, daß solche Reden im Frantzösischen nicht uneben klingen. Aber diejenigen, welche dergleichen Bücher ins Teutsche übersetzen, betrachten nicht, daß die Frantzösische Sprache eine andere Art und Genium habe, als die Teutsche Helden-Sprache. — — — — —

Ich frage, wo die Tyranney herkomme, daß heutiges Tages neue Petriciani in Teutschland aufstehen, welche als Feld-Marschälle im Teutschen Bello Grammaticali wollen Ordre geben, wie man dieses oder jenes Wort schreiben solle? Worzu dienet die Sprache dem Menschen, als daß er seinen Willen, seine Meynung einem andern offenbahre, also daß er es verstehen könne? Da süngst der Fürst Ragozky zu der Kön. Majestät in Schweden kommen, wird der hochweise Koniz wenig darnach gefragt haben, ob Ragozky wisse, wie Bibo im præterito habe? ob man solt sagen bibi, bipsi oder bapsi? Sondern er wird gesehen haben, wie seine Reuterey und Infanterey beschaffen seye? Ich bin in meiner Jugend ein hundert Mal oder etwas weiter durch Polen gereyset, da mancher arme Jung in einem geringen Dorffe mir begegnete, und besser mit seinem Kechen-Latein zurecht helffen konte, als wenn Cicero bey mir gewest wäre. Es sagte einsmals ein Sack-Pfeiffer in Polen zu mir: „Quid mihi Grammatica? Musica dat mihi glebu, i. e. panem.“ Was ist das für eine Thorheit, daß man in Erlernung der Sprachen so viele Jahre zubringe? Und hergegen die wenigste Zeit anwendet in Erlernung derer Dinge, damit man Gott und dem Nechsten dienen und ein Stuck Brod erwerben kan? Was wäre mir damit gedienet, wenn ich bellen könte, wie ein Hund, oder schreyen, wie ein Hirsch oder Pferd? Und was ist manchen Stadt, manchem Lande damit gedienet, wenn der Bürgermeister oder der Fürst Frantzösisch oder Italiänisch reden kan, und weiß im übrigen nicht, wie er die Stadt oder das Land regiren und in gutem Wolstande erhalten solle? Der unvergleichliche Mantuanische Poet saget lib. VI. Aeneid.

„Excudent alii spirantia mollius æra,
Orabunt causas melius cœlique meatus,
Describent radio et surgentia sidera dicent:
Te regere imperio populos, Romane, memento!“

In Hessenland ist ein Fürstlicher Statthalter gewesen, Burchard von Gramm, welcher in seiner Jugend keine Last gehabt zu dem Grammaticalischen Kriege, und hat von dem Feld-Marschall Priscianо seinen Abschied und Paßport begehret, nachdem er eine geringe Zeit für einen Musquetirer gedienet hatte. Als er hernach in seinem hohen Ehren-Ampte gesessen, und mit vielen Obristen und Rittmeistern auß dem bello Grammaticali umbgehen müssen, sol er einsmals gesagt haben, er wolle hundert Goldst. drumb geben, daß alle desinentia in A generis formiali wären, und daß er in den Lateinischen Wörtern mit der letzten syllabe könne zurecht kommen. Alleine er hat seinem Fürsten so wol gedienet, und dem Lande so wol fürgestanden, daß ihn Herr und Knechte mehr geliebet, und mehr Nutzen von ihme gehabt, als von andern, welche den Syntax und das Corpus Juris mit Löffeln gefressen hatten.

Es ist die Weißheit an keine Sprach gebunden, warumb solte ich nicht in Teutscher Sprache eben so wol lernen können, wie ich GOTT erkennen, lieben und ehren solle, als in Lateinischer? Warumb solte ich nicht eben so wol in Teutscher Sprache lernen können, wie ich einem Krancken helffen könne auf Teutsch, als auff Griechisch oder Arabisch? Die Frantzosen und Italianer lernen und lehren alle Facultäten und freye Künste in ihrer Mutter-Sprache. Es ist mancher Cardinal, mancher grosse Prälat in Italien, welcher nicht Latein reden kan.

Digitized by Google

Als ich zu Leyden in Holland studirte, kam einsmals auff die Cantzel in der Lutherischen Gemeinde ein Mann, welcher ein Färber gewesen war. Viel Baranen, Edelleute und andere Candidaten Juris trieben davon ein grosses Gespött, daß der Kerl sich erkühne, auff die Cantzel zu treten, da er doch das Latein nicht verstehe. Allein er verstunde die heilige Schrifft wol, und ich bekenne, daß ich durch seine Predigt mehr seye erbauet worden, als durch zehen Postill-Reuter-Predigten. Wie manche Frau aber Jungfer ist in Franckreich, welche in ihrer Mutter-sprache von Philosophischen Wissenschaften, von allerhand Historien besser reden kan, als mancher Magister in Teutschland, welcher primum locum bey der Promotion gehabt hat? Ich muß an meinen hochgeehrten Herrn eine Frage thun, und bitte, er wolle die Fürnehmsten in der Frucht-bringenden Gesellschafft bitten, daß sie neben ihm darauff antworten wollen. Ich frage, worzu die Lateinische Sprache einem in Ober-Teutschland nutz seye? Wer predigen wil, muß in Teutscher Sprach predigen. Ich bin zehen Jahr Professor Eloquentiae und Historiarum auff einer fürnehmen Universität gewesen, und viel grosse Leute haben mir hiebevor theils schrifftlich, theils mündlich suttirt, und mich überreden wollen, daß ich auff die Opinion gerathen solte, ich seye werth, daß ich nicht nur Rittmeister, sondern Obrist-Lentenant in dem Grammatical-Seyn möge. Allein ich habe immer an einen Licentiaten gedacht, welcher, als er par raison d'Estat pro licentia disputirt hatte, und nach der Disputation Gratias agiren solte, sagte: „Quandoquidem nunc studiis mea finem imponat etc.“, „Ha, ho!“ sagte darauff ein vornehmer Professor, „Ich bin Doctor gewesen, ehe der Kerl auff die Welt kommen ist, und kan doch nicht sagen: Studiis meis finem imponi. Ich kenne mich selbst, und weiß gar wol, was mir mangelt.“

Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen.

Weder in Moscherosch, noch in Schupp ist entschieden volksthümlicher Sinn zu verkennen, doch so kräftig dieser auch war, so vermochte er doch noch nicht in ihren Schriften eine ihm ganz entsprechende Gestaltung anzunehmen. Sie waren immer noch von den Fesseln des herrschenden Geistes so gebunden, daß sie sich nicht in der Freiheit bewegen konnten, nach der sie strebten; und selbst Schupp, der doch ein so entschiedener Gegner des gelehrten Pedantismus ist, kann denselben in seiner Darstellung nicht ganz überwinden, so daß derselbe oft in der nächsten Verbindung mit dem sprudelnden Humor und der kräftigen, ächt volksthümlichen Ausdrucksweise erscheint. Um so bewunderungswürdiger muß uns daher der Schriftsteller erscheinen, dessen volksthümlicher Sinn so kräftig war, daß er ihn auch in seine Darstellung zu übertragen vermochte; es ist dies Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen, der eben deshalb als der beinahe alleinige, jedenfalls als der hervorragendste Träger der volksthümlichen Poesie in diesem Zeitraum erscheint. Obgleich seine Schriften eine seltene Verbreitung erhielten, und eine Lieblingslectüre seiner Zeitgenossen waren, wie die vielfachen Auflagen derselben beweisen, so fand er wegen seines volksthümlichen Wesens und seiner natürlichen Sprache und Darstellung begreiflich bei den eigentlichen Gelehrten wenig Beifall, und es ist auch daraus zu erklären, daß wir von seinen Lebensverhältnissen wenig wissen, ja daß selbst sein wahrer Name erst in der neuesten Zeit entdeckt wurde, denn da er, wie Fischart, beinahe in jeder Schrift einen andern Namen gebrauchte, welchen er freilich durch Buchstabenversetzungen aus seinem wahren gebildet hatte*), und er einmal mit ganz ernsthafter Miene einen dieser Namen (Samuel Greifenſohn von Hirſchfeld) für den wahren erklärt, so konnte man sich freilich leicht dadurch täuschen lassen und andrerseits auch wohl glauben, daß die verschiedenen Schriften von verschiedenen Verfassern herrührten.

Grimmelshausen wurde spätestens im J. 1625 zu Gelnhausen geboren; er ward als Knabe im J. 1635 von den Hessen aufgegriffen und wurde selbst Soldat. Wahrscheinlich hatte er vorher wenig oder gar keinen Unterricht genossen, und während seiner kriegerischen Laufbahn mochte sich ihm auch nur selten Gelegenheit darbieten, sich mit den Wissenschaften zu beschäftigen. Dagegen lernte er das Leben und die Menschen in einer Weise kennen, wie es aus Büchern, namentlich aus Büchern seiner Zeit, unmöglich gewesen wäre, und er bildete auf diesem Wege seinen Geist so kräftig aus, daß es ihm leicht werden mußte, die versäumte Schuldildung nachzuholen, als ihm später eine solche nothwendig wurde. Daß er sich aber in der That gelehrte Kenntnisse aneignete, geht aus seinen Schriften hervor, die seine Bekanntschaft mit dem klassischen Alterthum und der Literatur der neuern Völker außer Zweifel setzen; und auch seine spätere Anstellung als bischöflich Straßburgischer Schultheiß in Renchen (Großherzogthum Baden), das er nach seiner Weise durch Buchstabenversetzung Rheinnec, Gernheim und Hercinen nennt, beweist wohl, daß er die zu einer solchen Stelle erforderliche Bildung besaß. In Renchen ist er auch am 17. Aug. 1676 gestorben. Daß er katholisch gewesen, bezeugt außer dem Umstande, daß nur ein Katholik die Stelle eines bischöflichen Schultheißen bekleiden konnte, auch sein noch vorhandener Todtenschein; doch möchte man aus verschiedenen Gründen vermuthen, daß er Anfangs ein Protestant gewesen sei und sich erst später, wie sein Simplicius, zur katholischen Confession gewendet habe, ohne daß er jedoch in die bei Neubekehrten so häufige Uebertreibung gefallen wäre.

Ist uns Grimmelshausens Leben auch nur in dürftigen Umrissen bekannt, so können wir ihn dagegen aus seinen zahlreichen Werken als Schriftsteller genau beurtheilen. Wie einer der gründlichsten Kenner derselben (Passow) ganz richtig bemerkt, zerfallen diese in drei Klassen, die zum Theil weit von einander abstehen. Zur ersten gehören die Romane „Der keusche Joseph“, „Dietwald und Amelinde“ und „Proximus und Lympida“, Werke, welche sich von den gewöhnlichen Helden- und Liebesgeschichten der Zeit nicht unterscheiden, welche, wie die Romane der Buchholtz und Anton Ulrich von Braunschweig, in Sprache und Entwickelung gleich gesucht und unwahr sind. Wir haben sie daher nicht

*) So nannte er sich: Germann Schleiffheim von Sulzfort (im Simplicissimus), Seigneur Mumahl (Teutscher Michel), Philarchus Grossus van Trammenheim (Springinsfeld und Trutzsimpler), Michael Rechulin von Schmidorff (Vogelnest, erster Theil), A e ee ff g hh ll mm nn oo rr ss t uu (Vogelnest, zweiter Theil), Samuel Greiffin-Sohn von Hirschfeld (Joseph und Pilgram), Erich Stainfels von Grufenshelm (Rathstübel Plutonis), Simon Lengtrich (eigentlich und passender Langfrisch) von Hartenfels (Verkehrte Welt), Israel Fromschmidt von Hugenfelß (Galgen-Männlein), Melchior Sternfels von Fugshain (Ewigwährender Calender). Seinen wahren Namen behält er nur in drei Schriften bei (Dietwald, Proximus und Ratio status), einige andere sind ohne seinen Namen erschienen.

näher zu betrachten, zumal sie selbst zu ihrer Zeit keine große Anerkennung gefunden zu haben scheinen, was vielleicht aus ihrem geringen Umfange zu erklären ist, der damals ein wesentliches Erforderniß war, wenn der Roman den französischen Vorbildern ebenbürtig gehalten werden sollte. Jene Schriften Grimmelshausens gehören übrigens theilweise zu seinen frühesten, und er mag sie verfaßt haben, ehe er sein eigenthümliches Talent selbst erkannt hatte und sich bewußt geworden war, daß das Leben des eigenen Volkes auch die Aufgabe der poetischen Darstellung sein könne. Die Romane, in denen er sich diese Aufgabe stellt, bilden die zweite Reihe, welche auch bei weitem die bedeutendste ist und seinen Ruhm begründete. Diese Romane nehmen aber nicht bloß durch ihren aus dem Leben des Volks geschöpften Inhalt eine hervorragende Stellung ein, sondern auch durch die entsprechende volksthümliche Darstellung, in welcher er die herrschende Manier auf das Vollständigste vermeidet, und sich der einfachen und klaren, aber zugleich auch kräftigen und lebendigen Sprache des Volks bedient, die er mit großem Geschick zu behandeln weiß. Dadurch steht Grimmelshausen in der prosaischen Darstellung eben so ganz allein da, als Lauremberg in der poetischen; aber eben daraus erklärt sich auch, warum er auf die Entwickelung der Literatur ohne allen Einfluß blieb, welche ja ganz in den Händen einseitiger und pedantischer oder dem Volke und nationaler Gesinnung ganz entfremdeter Gelehrter lag. Zwar gebraucht er auch oft fremde Wörter, aber entweder sind es nur solche, die allgemein verständlich und sogar in das Bewußtsein des Volks gedrungen waren, oder er legt sie Pedanten oder andern Leuten in den Mund, die sich ihrer gewöhnlich bedienten, so daß die Charakteristik derselben dabei nur gewinnen konnte.

Der erste und zugleich auch bedeutendste dieser Volksromane Grimmelshausens ist der treffliche „Simplicissimus" (zuerst 1669), den wir unbedingt für einen der besten deutschen Romane und zwar nicht bloß des 17. Jahrhunderts ansehen, und der sich den besten Erzeugnissen der Spanier und Franzosen und selbst der Engländer an die Seite stellen darf. Der „Simplicissimus" vermeidet nicht bloß die Fehler der Romane seiner Zeit (es wäre dies nach dem über dieselben gefällten Urtheil nur ein sehr geringes Verdienst), er ist auch von denen frei, welche die späteren Werke dieser Gattung mehr oder weniger entstellen, und unter welchen wir namentlich die formlose Vermischung epischer Darstellung mit didaktischen Zwecken hervorheben, ein Mangel, welcher vornämlich dadurch entsteht, daß die Dichter die psychologische Entwickelung der Charaktere nicht auf dem Wege äußerer Gestaltung, sondern durch ein sogenanntes philosophisches Eindringen in die Seelenzustände der Personen erstreben. Im „Simplicissimus" treten uns die Charaktere mit der lebensvollsten Wahrheit entgegen, indem uns der Dichter die Begebenheiten und Thatsachen vorführt, in welchen diese Charaktere zur Erscheinung gelangen, und weit entfernt, sein Buch mit philosophischen Gesprächen und sonstigen Betrachtungen über Verhältnisse des innern Lebens anzufüllen, mit Tagebüchern und wie alle diese unkünstlerischen Mittel heißen, durch welche eine psychologische Entfaltung der Charaktere erstrebt wird, werden bei ihm selbst die Gespräche seiner Personen zu Thatsachen und Begebenheiten (3), wie bei dem ächten dramatischen Dichter. Endlich ist der „Simplicissimus" unverkennbar mit großer Kunst angelegt und zu einem abgerundeten, in sich abgeschlossenen Ganzen ausgeführt, in welchem uns der Dichter das Leben seiner Zeit in seinem vollsten Umfange, in allen seinen wesentlichen Richtungen darstellt, und sie alle im Leben seines Helden zu einem gelungenen Gesammtbilde vereinigt. Die Darstellung haben wir schon besprochen; wir müssen jedoch noch eine wesentliche Seite erwähnen, die Grimmelshausens sämmtlichen Schriften, namentlich aber seinen volksthümlichen Romanen, eine ganz eigenthümliche, in dem vorliegenden Zeitraum kaum sonst noch vorkommende Färbung gibt; wir meinen den eben so gemüthlichen als witzigen Humor, mit welchem er Zustände und Personen schildert, und durch den er einerseits seine lebendige Theilnahme, ja man könnte sagen seine Liebe zu den Charakteren, die er zeichnet, andrerseits seine höhere geistige Bildung und seine sittliche Ueberlegenheit beweist. Dieser Humor, den wir in solcher Fülle und solcher Wahrheit nur bei wenigen deutschen Schriftstellern, am entschiedensten bei den Engländern ausgeprägt finden, und der von Schnyds ironischer oder sarkastischer, von Moscherosch's rein satyrischer Weise sehr zu unterscheiden ist, trägt nicht wenig dazu bei, der Darstellung Leben, Beweglichkeit und zugleich auch volksthümliches Gepräge zu geben; er verbreitet auch über dieselbe eine freundliche Heiterkeit, die uns zu dem Schriftsteller, als der Quelle derselben, unwiderstehlich hinzieht, weil sie in diesem Maße nur in einem edlen Gemüthe erscheinen kann, das zur vollsten innern Ruhe und zur Versöhnung mit der Welt gelangt ist.

Wir lassen eine kurze Darstellung des Inhalts folgen, aus der sich die Richtigkeit des oben ausgesprochenen Urtheils über die künstlerische Anlage und Ausführung ergeben wird. Simplicissimus, der Sohn eines vornehmen Kriegsmanns, wurde nach seiner Geburt, welche seiner Mutter das Leben kostete, von einem armen Bauern im Spessart erzogen (1), wohin sich die unglückliche Frau nach der Schlacht bei Höchst geflüchtet hatte. Als er zehn Jahre alt war, wurde die einsam stehende Wohnung seines Pflegevaters von einer hereingebrochenen Reiterschaar verheert; er selbst entfloh und gelangte zu einem Einsiedler (2. 3), der ihn väterlich aufnahm und ihn zur Frömmigkeit erzog. Nach dem Tode desselben wurde er von Schweden aufgegriffen und zum Commandanten von Hanau gebracht, der ihn als Page annimmt, als er erfährt, daß jener Einsiedler sein Schwager gewesen, der sich von der Welt zurückgezogen hatte. Da sich Simplicius bei allem seinem gesunden Verstand in den neuen Verhältnissen nicht zu bewegen weiß, und deßhalb seiner Umgebung bewußt und unbewußt allerlei Streiche spielt, hält ihn sein Herr für einen Tölpel und will sich seiner als Narr bedienen; Simplicissimus stellt sich so, wie man ihn wünscht, ohne daß sein Herr und die Seinigen bemerken, wie er sie eigentlich zum Besten hat, und er spielt ihnen, durch seine Rolle geschützt, manchen argen Possen, oder sagt ihnen die derbsten Wahrheiten, welche sie oft mit Mißbehagen und Zorn erfüllen. Nicht lange hernach geräth er den Kroaten in die Hände, denen er jedoch bald wieder entwischt; er verbirgt sich in einem Walde, lebt dort eine Zeitlang als Einsiedler, ernährt sich aber von Diebstahl. Von jetzt an wird er mit Bewußtsein

ein Abenteurer. In Magdeburg, wohin er bald darauf gerieth, und bei einem Obersten wieder den Narren spielte, lernte er zwei Personen kennen, die großen Einfluß auf sein Schicksal hatten, Olivier, einen durchtriebenen Bösewicht; Herzbruder, mit welchem er Freundschaft schloß, eine ehrliche Seele, der ihm oft die weisesten Lehren gab. Nach vielen Irrfahrten wird Simplicissimus endlich selbst Soldat, und zeichnet sich auf den Streifereien durch Kühnheit und Gewandtheit aus und wird unter dem Namen des Jägers rings herum bekannt. Die Schilderung dieser Periode seines Lebens ist eine der schönsten und lebendigsten im Buch, und der ganze Abschnitt reich an buntem Wechsel der kühnsten und muthwilligsten Abenteuer. Simplicissimus ist nun das Muster eines Soldaten der damaligen Zeit, für den der Krieg keinen andern Zweck hat, als ihm Gelegenheit zu Plünderungen und Räubereien aller Art zu geben. Bei alle dem bewahrt er einen gewissen Adel der Seele, der ihn selbst im wildesten Strudel nicht ganz untergehen läßt. Indem der Dichter in diesem Abschnitt auch das unsägliche Elend schildert, das sich damals über ganz Deutschland ergossen hatte, und dessen Quelle er wohl erkannte, mußte es ihn drängen, auch auf die Mittel hinzuweisen, wie das Vaterland aus seiner Erniedrigung gerettet werden könne; aber indem er seinem Drange nachgibt, zeigt er sich wieder als wahren Dichter, indem er seine Ansichten in das Gewand eines Abenteuers einkleidet, das seinem Helden zustößt; und zugleich gibt er seine Hoffnungslosigkeit zu erkennen, indem er seine Vorschläge einem Narren in den Mund legt, der sich für den Gott Jupiter hält. Und doch waren sie gewiß sehr verständig und tief begründet; sie beruhten auf der klarsten Erkenntniß der deutschen Geschichte und der Entwickelung des deutschen Volks, dessen geistige und praktische Kraft ihren Mittelpunkt so lange in den Städten gehabt hatte. Freilich war dies zur Zeit des 30jährigen Kriegs schon geraume Zeit nicht mehr der Fall; die Reformation hatte den Fürsten das entschiedenste Uebergewicht gegeben; aber es konnte sich selbst ein scharfer Blick damals durch den noch bestehenden äußeren Schein leicht täuschen lassen und den Städten eine größere Lebenskraft zuschreiben, als sie in der That besaßen. Daher beruhen auch Grimmelshausens Vorschläge vor Allem auf einer Verbindung der Städte zu einer großen, geordneten Macht mit republikanischer Verfassung und Aufhebung aller aus der Adels- und Fürstenherrschaft entstandenen Beschränkungen der persönlichen Freiheit und des Eigenthums. Der Rückblick auf das, was die Städte einst gewesen, und was sie in ihren nun ganz beschränkten Vereinen geleistet hatten, konnte leicht die Ueberzeugung in ihm hervorbringen, daß ein allgemeiner Bund derselben sogar die Weltherrschaft erringen und eine Weltreligion schaffen könne (4. 5).

Was Simplicissimus in seinen Verhältnissen nur wünschen konnte, das hatte er damals: Ansehen bei Freunden und Feinden, die Achtung seiner Vorgesetzten und die Liebe seiner Kameraden oder Untergebenen und vor Allem viel Geld, das er eben so großmüthig wieder ausgab, als er es auf seinen Streifzügen leicht erwarb. Doch sollte er das Unglück auch im vollen Maße kennen lernen. Er ward von den Schweden gefangen. Anfänglich führte er in der Gefangenschaft ein ganz behagliches Leben, da ihm ein großer Schatz, den er gefunden, die Gelegenheit verschaffte, die Rolle eines vornehmen und reichen Herrn zu spielen. Er suchte sich nun die Weltbildung zu verschaffen, die ihm bis dahin abgegangen, er las Romane und knüpfte Liebschaften an, fing sich jedoch dabei in ein ihm gestelltes Netz und sah sich zu einer ihm gar nicht angenehmen Heirath gezwungen. Bald darauf reist er nach Cöln, weil der Kaufmann, bei dem er seinen Schatz niedergelegt hatte, schlecht stand. Da seine Angelegenheit nur langsam betrieben wurde, benutzt er die Zeit, mit zwei jungen Adeligen nach Paris zu reisen, wo er eine Reihe verliebter Abenteuer hatte. Auf der Rückreise wurde er krank, er bekam die Blattern, die ihn auf das Schrecklichste verunstalteten; das Schlimmste aber war, daß ihm auch all sein Geld entwendet wurde. Theils bettelnd, theils Quacksalbereien verkaufend, gelangte er über den Rhein, wo er wieder Kriegsdienste that, dann mit jenem Schurken Olivier zusammentraf, der ein gemeiner Räuber geworden war und ihn beredete, sein Spießgeselle zu werden. Doch erwachte das Gewissen in ihm, und als Olivier in einem Scharmützel mit Soldaten erschlagen ward, verließ er den Unglücksort. Nach vielen andern Abenteuern will er sich endlich zur Ruhe begeben; er kauft ein Bauerngut, heirathet zum zweitenmale, aber die Ehe läuft nicht zum Besten aus, und so entschließt er sich, nachdem er mit seinem Pflegevater wieder zusammengekommen war und von diesem erfahren hatte, daß jener Einsiedler sein Vater, und die Schwester des Commandanten in Hanau seine Mutter gewesen, wieder auf neue Abenteuer auszuziehen. Denn noch hat er die innere Ruhe nicht gefunden, welche ihm allein die äußere kann genußreich finden lassen. Aber nun kann ihm Deutschland Nichts mehr darbieten; er durchzieht Europa und Asien, und kommt mit der Ueberzeugung in die Heimat zurück, daß das wahre Glück nur im eigenen Busen zu finden sei, weshalb er sich entschließt, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen und als Einsiedler ein frommes, Gott geweihtes Leben zu führen.

So weit ging die erste Ausgabe des Buchs, und hier schließt es auch in der That vollkommen ab. Es hat daher der Verfasser, als er eine Fortsetzung hinzufügte, die künstlerische Einheit gestört. Auch steht diese Fortsetzung dem früheren Theil bedeutend nach, und es sind die darin mitgetheilten Begebenheiten in ihrer großen Mehrheit nur willkürlich erfunden und zusammengestellt, während die des eigentlichen Buchs als nothwendige und organisch zusammenhängende Bestandtheile des Ganzen erscheinen. Interessant bleibt es freilich immer, daß er seinen Helden auf eine einsame Insel bringt, die er allein bewohnt, so daß wir, wie schon oben erwähnt (S. 410), im Simplicissimus zugleich die älteste Robinsonade besitzen. Da der Held sein Leben auf der Insel beschließt und selbst eine Gelegenheit, in die Heimat zurückzukehren, nicht benutzt, erscheint die Fortsetzung nur als eine Variation oder höchstens als eine Erweiterung des letzten Abschnitts im Hauptwerk.

Viel glücklicher war er in drei späteren Romanen, die nur äußerlich als Fortsetzungen des Simplicissimus erscheinen, an den sie sich anschließen, in der That aber durchaus selbstständig sind und uns mit andern Seiten des damaligen Lebens, so wie mit andern Arten von Abenteurern bekannt machen. Im

„Syringinsfeld" führt er uns einen „Landstörzer" und Bettler vor, im „Trutz Simplex" oder der „Lebensbeschreibung der Erzbetrügerin Courage" eine weibliche Abenteurerin, wie sie im Gefolge der Heere damals wohl nicht selten zu finden waren; im „Wunderbarlichen Vogelnest" endlich Bilder aus dem beschränkteren bürgerlichen Leben, das freilich an Gemeinheit dem der Lager oft nicht nachsteht, dagegen aber des poetischen Scheins des Abenteuerlichen entbehrt. In allen diesen Romanen erkennen wir, wenn sie auch den „Simplicissimus" an Vollendung nicht erreichen, den geistreichen Maler der Sitten und Zustände, den geübten epischen Dichter, dem sich jede Erscheinung zum lebensvollen Bilde gestaltet, weil er das innere Leben mit Klarheit erkennt und ihm die entsprechende äußere Form zu geben weiß. Im ächtesten volksthümlichen Tone ist endlich auch die Sage vom „Ersten Bernhäuter", welche Brentano nachgebildet, Ed. v. Bülow neu erzählt hat.

Die dritte Reihe der von Grimmelshausen verfaßten Schriften würde eine nähere Darlegung verdienen, wenn nicht seine Volksromane den Mittelpunkt seines literarischen Wirkens bildeten; neben diesen erscheinen aber jene untergeordnet, wenn sie auch an sich nichts weniger als unbedeutend sind. Dieselben sind sämmtlich didaktischer Natur, auch da, wo sie die Form der Erzählung annehmen, aber sie unterscheiden sich darin von einander, daß die Einen in dem volksthümlichen Ton des „Simplicissimus", andere dagegen, (der „Satyrische Pilgram" und die „Zweikörffige Ratio Status") in der geschraubten und gesuchten Weise und Sprache seiner Zeit geschrieben sind, weshalb wir auf diese nicht näher eingehen. Eben so wenig berühren wir die in der Weise Moscheroschs behandelten Schriften (die „Verkehrte Welt", der „Fliegende Wandersmann", die „Traumgeschichte von Dir und mir" und die „Reisebeschreibung nach der neuen Mondswelt"), so trefflich sie auch an sich sind; dagegen erwähnen wir auch die übrigen Schriften, in welchen er ausschließlich nationale Fragen behandelt, weil sie seinen vaterländischen Sinn von einer neuen Seite bezeugen. Der „Stolze Meicher" und das „Rathstübel Plutonis" besprechen die Erniedrigung Deutschlands durch die sclavische Nachahmung der Franzosen, der „Teutsche Michel" insbesondere die Herabwürdigung der Muttersprache durch die Sprachmengerei. Es ist dies eine der bedeutendsten Schriften der Zeit, wenn nicht die bedeutendste, über diesen Gegenstand, den der Verfasser mit klarem Blicke und Geschmack anschaut, und der ihm so sehr am Herzen lag, daß er auch in andern Schriften denselben berührt, wie im „Satyrischen Pilgram", in welchem er unter Anderm auch den Schwulst der früheren Schlesier mit eben so viel Witz als Bitterkeit geißelt. Wie sehr es ihm mit seiner Liebe zum Volk und dessen Hebung Ernst war, ersehen wir am deutlichsten aus dem „Ewig währenden Calender", einer für jene Zeit wirklich bedeutenden Erscheinung, welche neben Erzählungen aus der Geschichte des Kriegs, Anekdoten, trefflich erzählten Schwänken u. s. w. eine Reihe treffender Bemerkungen über Hauswesen und Betreibung der Wirthschaft, und endlich Belehrungen über das Kalenderwesen und alles, was man zu jener Zeit damit verband, enthält, und dies in einem durch und durch populären, allgemein faßlichen Tone, den wir in dieser Meisterschaft erst über ein Jahrhundert später bei Hebel wieder antreffen. Der „Calender" und die andern oben genannten Schriften enthalten mit einem Worte den vollständigsten Kommentar der im „Simplicissimus" in epischer Weise veranschaulichten Ideen und Ansichten, die von einem Dichter, der sich künstlerisch weniger zu mäßigen gewußt hätte, ohne Zweifel in den Roman selbst eingeflochten worden wären.

Aus dem „Simplicissimus".

1. Das Erste Capitel (des 1. Buchs) vermeldet Simplicii Bäurisch Herkommen und grichförmige Auferzihung.

Es eröffnet sich zu dieser unserer Zeit (von welcher man glaubt, daß es die letzte seye) unter geringen Leuten eine Sucht, in deren die Patienten, wann sie daran kranck ligen und so viel zusammen gerapelt und erschachert haben, daß sie neben ein paar Hellern im Beutel ein närrisch Kleid auf die neue Mode mit tausenderley seidenen Bändren antragen können, oder sonst etwan durch Glückfall mannhaft und bekant worden, gleich Rittermässige Herren und Adeliche Personen von uraltem Geschlecht seyn wollen, da sich doch offt befindet, daß ihre Vor-Eltern Taglohner, Karchetziehe und Lastträger, ihre Vettern Eselstreiber, ihre Brüder Büttel und Schergen, ihre Schwestern Huren, ihre Mütter Kupplerin oder gar Heren und in Summa ihr ganzes Geschlecht von allen 32 Ahnichen her also befindelt und befleckt geweten, als des Zuckerbastels Zunft zu Peag immer seyn mögen, ja sie, diese neue Nobilisten seynd oft selbst so schwarz, als wann sie in Guinea geboren und erzogen wären worden.

Solchen närrischen Leuten nun mag ich mich nicht gleich stellen, ob zwar, die Warheit zu bekennen, nicht ohn ist, daß ich mir oft ringebildet, ich müsse ohnfehlbar auch von einem grossen Herrn oder wenigst einem gemeinen Edelmann meinen Ursprung haben, weil ich von Natur geneigt, das Junckern-Handwerck zu treiben, wann ich nur den Verlag und den Werckzeug darzu hätte. Zwar, ohngescheut, mein Herkommen und Aufferziehung läßt sich noch wol mit eines Fürsten vergleichen, wenn man nur den grossen Unterschied nicht ansehen wolte. Was? Mein Knan (denn also nennet man die Bätter im Spessert) hatte einen eignen Palast, sowol als ein anderer, ja so artlich, dergleichen ein jeder König mit eigenen Händen zu bauen nicht vermag, sondern solches in Ewigkeit wol unterwegen lassen wird; er war mit Laimen gemahlet und anstatt des unfruchtbaren Schifers, kalten Bley und roten Kupffers mit Stroh bedeckt, darauff das edel Getreid wächst; und damit er, mein Knan, mit seinem Adel und Reichthum recht prangen möchte, ließ er die Maner umb sein Schloß nicht mit Mauersteinen, die man am Weg findet oder an unfruchtbaren Orten auß der Erden gräbt, viel weniger mit liederlichen gebachenen Steinen, die in geringer Zeit verfertigt und gebrändt werden können, wie andere grosse Herren zu thun pflegen, aufführen, sondern er nam Eichenholtz darzu, welcher nutzliche edle Baum, als worauff Bratwürste und fette Schuncken wachsen, biß zu seinem vollständigen Alter über 100 Jahr erfordert. Wo ist ein Monarch, der ihm dergleichen nachthut? Seine Zimmer, Säal und Gemächer hatte er inwendig vom Rauch ganz erschwarzen lassen, nur darumb, dieweil diß die beständigste Farb von der Welt ist und dergleichen Gemähld biß zu seiner Perfection mehr Zeit brauchet, als ein künstlicher Mahler zu seinen trefflichsten Kunststücken erfordert. Die Tapezereyen waren das zarteste Geweb auf dem ganzen Erdboden, denn die jenige machte uns solche, die sich vor Alters vermaß, mit der Minerva selbst umb die Wett zu spinnen; seine Fenster waren keiner andern Ursachen halber dem Sant Nitglaß gewidmet, als darumb, dieweil er wuste, daß ein solches vom Hanf oder Flachssamen an zu rechnen, biß es zu seiner vollkommenen Verfer-

tigung gelangt, weit mehrere Zeit und Arbeit kostet, als das beste und durchsichtigste Glas von Muran; dann sein Stand macht ihm ein Belieben zu glouben, daß alles dasjenige, was doch viel Mühe zu wegen gebracht würde, auch schatzbar und deste köstlicher sey; was aber köstlich seye, das seye auch dem Adel am ersten ständigsten. An statt der Pagen, Lagaeyen und Stallknecht hatte er Schaf, Böcke und Säu, jedes sein ordentlich in seine natürliche Liberey gekleidet, welche mir auch offt auff der Waid aufgewartet, bis ich sie heim getrieben. Die Rüst- oder Harnischkammer war mit Pflügen, Kärsten, Aexten, Haaen, Schaufeln, Mist- und Heugabeln genugsam versehen, mit welchen Waffen er sich täglich übet; dann backen und reuthen war seine disciplina militaris, wie bei den alten Römeen zu Friedens-Zeiten; Ochsen anspannen war sein hauptmannschafftliches Commando, Mist ausführen sein Fortificationwesen und Ackern sein Feldzug, Stall-ausmisten aber seine Adeliche Kurtzweil und Turnierspiel. Hiermit bestritt er die gantze Weltkugel, so weit er reichen konte, und sagte ihr damit all Grnd ein reiche Beute ab. Dieses alles setze ich hindan, und überhebe mich dessen gantz nicht, damit Niemand Ursach habe, mich mit andern meines gleichen neuen Nobilisten außzulachen, denn ich schätze mich nicht besser, als mein Knan war, welcher diese seine Wohnung an einem sehr lustigen Ort, nemlich im Spessert ligen hatte, allwo die Wölff einander gute Nacht geben. Daß ich aber nichts außführliches von meines Knans Geschlecht, Stammen und Namen vor dißmal docirt, beschihet umb gelichter Kürtze willen, vornehmlich weil es ohne das allhier umb keine Adeliche Stiftung zu thun ist, da ich soll auff schwören; genug ists, wenn man weiß, daß ich im Spessert geboren bin.

Gleichwie nun aber meines Knans Hauswesen sehr Adelich vermerckt wird, also kan ein jeder Verständiger auch leichtlich schlieffen, daß meine Aufferziehung derselben gemäß und ähnlich gewesen, und wer solches davor hält, findet sich auch nicht betrogen, denn in meinem zehenjährigen Alter hatte ich schon die principia in obgemeldten meines Knans Adelichen Exercitien begriffen; aber der Studien halber konte ich neben dem berühmten Ampliatidi hin passiren, von welchem Suidas meldet, daß er nicht über Fünffe zehlen konte; denn mein Knan hatte vielleicht einen viel zu hohen Geist und folgte dahero dem gewöhnlichen Gebrauch jetziger Zeit, in welcher viel vornehme Leute mit studiren, oder, wie sie es nennen, mit Schulpossen sich nicht viel bekümmern, weil sie ihre Leut haben, der Blackscheifferei abzuwarten. Sonst war ich ein trefflicher Musicus auff der Sackpfeiffen, mit deren ich schöne Jalemy-Gesäng machen konte. Aber die Theologiam anbelangend, laß ich mich nicht bereden, daß einer meines Alters damals in der ganzen Christenwelt gewest seye, der mir darinn hätte gleichen mögen, dann ich kennete weder GOtt noch Menschen, weder Himmel noch Höll, weder Engel noch Teuffel, und wuste weder Gutes noch Böses zu unterscheiden, dahero ohnschwer zu gedencken, daß ich vermittelst solcher Theologiæ wie unsere erste Eltern im Paradis gelebt, die in ihrer Unschuld von Kranckheit, Tod und Sterben, weniger von der Aufferstehung, nichts gewust. O edels Leben (du mögst wol Eselsleben sagen), in welchem man sich auch nichts umb die Medicin bekummert! Eben auf diesen Schlag kan man meine Erfahrenheit in dem Studio legam und allen andern Künsten und Wissenschafften, soviel in der Welt seyen, auch ersteken; ja ich war so perfect und vollkommen in der Unwissenheit, daß mir unmöglich war zu wissen, daß ich so gar nichts wuste. Ich sage noch einmal. O edles Leben, das ich damals führete! — — —

2. Das sechste Capitel (des I. Buchs) Ist kurz und so Andächtig, daß dem Simplicio darüber ohnmächtig wird.

Kaum hatte ich mich zum Schlaff accomodiret, da hörete ich folgende Stimm: „O grosse Liebe gegen uns undanckbare Menschen! Ach mein einiger Trost, mein Hoffnung, mein Reichtham, mein GOtt!“ und so dergleichen mehr, das ich nicht alles mercken noch verstehen können.

Dieses waren wol Wort, die einen Christenmenschen, der sich in einem solchen Stand, wie ich mich dazumal befunden, billich auffmuntern, trösten und erfreuen hätte sollen. Aber, O Einfalt und Unwissenheit! es waren mir nur Böhmische Dörffer und alles ein gantz unverständliche Sprach, aus deren ich nicht allein nichts fassen konte, sondern auch ein solche, vor deren Seltzamkeit ich mich entsetzte. Da ich aber hörete, daß dessen, der sie redete, Hunger und Durst gestillt werden solte, riethe mir mein ohnerträglicher Haager, mich auch zu Gast zu laden; derowegen fasste ich das Hertz, wieder aus meinem holen Baum zu gehen und mich der gehörten Stimm zu nähern. Da wurde ich eines groffen Mannes gewahr, in langen schwartzgrauen Haaren, die ihm gantz verworren auff den Achseln herumb lagen; er hatte einen wilden Bart, fast formirt wie ein Schweitzer-Käß, sein Angesicht war zwar bleich-geib und mager, aber doch ziemlich lieblich, und sein langer Rock mit mehr als 1000 Stückern von allerhand Tuch überflickt und auff einander gesetzt; umb Hals und Leib hatte er ein schwere eiserne Ketten gewunden wie S. Wilhelmus, und sahe sonst in meinen Augen so scheußlich und förchterlich auß, daß ich anfienge zu zitteren wie ein nasser Hund; was aber meine Angst mehret, war, daß er ein Crucifix ungefähr 6 Schuh lang an seine Brust druckte; und weil ich ihn nicht kennete, konte ich nicht anders ersinnen, als dieser alte Greiß müste ohn Zweiffel der Wolff seyn, davon mir mein Knan kurtz zuvor gesagt hatte. In solcher Angst wischte ich mit meiner Sackpfeiff herfür, welche ich als meinen einigen Schatz noch vor den Reutern salvirt hatte; ich bließ zu, stimmte an und liesse mich gewaltig hören, diesen greulichen Wolff zu vertreiben, über welcher geblingen und ohngewöhnlichen Music an einem so wilden Ort der Einsidel anfänglich nicht wenig stutzte, ohn Zweiffel vermeynende, es seye etwan ein teuffisch Gespenst hin kommen, ihne, wie etwan dem grossen Aethonio wiederfahren, zu tribuliren und seine Andacht zu zerstören. So bald er sich aber wiedre erholete, spottet er meiner als seines Versuchers im holen Baum, wo hinein ich mich wieder retirirt hatte; ja er war so getrost, daß er gegen mir gieng, den Feind des menschlichen Geschlechts genugsam auszuhöhnen.

„Ha!“ sagte er, „du bist ein Gesell darzu, die Heiligen ohne göttliche Verhängnus ꝛc.“

Mehrers habe ich nicht verstanden, denn seine Näherung ein solch Grausen und Schrecken in mir erregte, daß ich des Ampts meiner Sinne beraubt wurde und dorthin in Ohnmacht nider sanck.

3. Das achte Capitel (des I. Buchs) Wie Simplicius durch hohe Reden seins Vortrefflichkeit zu erkennen gibt.

Einsidel: Wie heissestu? Simplicius: Ich heisse Bub. Eins. Ich sihe wol, daß du kein Mägdlein bist, wie hat dir aber dein Vatter und Mutter geruffen? Simp. Ich habe keinen Vatter oder Mutter gehabt. Eins. Wer hat dir dann das Hemd neben? Simp. Gy, mein Meuder. Eins. Wie heisset dich dann dein Meuder? Simp. Sie hat mich Bub geheissen, auch Schelm, ungeschickter Dölpel und Galgenvogel. Eins. Wer ist denn deiner Mutter Mann gewest? Simp. Niemand. Eins. Bey wem hat dann dein Meuder des Nachts geschlaffen? Simp. Bey meinem Knan. Eins. Wie hat dich denn dein Knan geheissen? Simp. Er hat mich auch Bub genennet. Eins. Wie hieße aber dein Knan? Simp. Er heist Knan. Eins. Wie hat ihm aber dein Meuder geruffen? Simp. Knan, und auch Meister. Eins. Hat sie ihn niemals anders genennet? Simp. Ja, sie hat. Eins. Wie dann? Simp. Rüpy, grober Bengel, volle Saa, und noch wol anders, wann sie baderte. Eins. Da bist wol ein unwissender Treyff, daß du weder deiner Eltern noch deinen eigenen Namen nicht

weiß. Simp. Gye, weiß das doch auch nicht. Einf. Kanstu auch beten? Simp. Nain, unsee Ana und mein Meuder haben als das Bett gemacht. Einf. Ich seage nicht hiernach, sondern ob du das Vatter unser kanst? Simp. Ja ich. Einf. Nu so spricht dann. Simp. Unser lieber Vatter, der du bist Himel, hailiget werde nam, zukommes dReich, dein Will schee Himmel ab Erden, gib ans Schuld, als wie unseen Schaldigern gebn, fuhr uns nicht in kein boß Veesuche, sondern erlöß ans von dem Reich, und die Krafft, und die Heerlichkeit, in Ewigkeit, Ama. Einf. Bistu nie in die Kirchen gangen? Simp. Ja, ich kan wackee steigen, and hab als ein ganzen Basen vell Kirschen gebrochen. Einf. Ich sage nicht von Kirschen, sondern voa der Kiechen. Simp. Haha, Kriechen? gelt, es seyn so kleine Pflaumlein? gelt da? Einf. Ach daß Gott walte! weist da nichts voa unserm HERR Gott? Simp. Ja, er ist daheim an unserer Stubenthur gestandea aaff dem Helgen, mein Meader hat ihn von der Kürbe mitgebracht and hingekleibt. Einf. Ach gütiger GOtt, nun eekenae ich erst, was vor grosse Gnad und Wolthat es ist, wem du deine Erkantnus mittheilest, and wie gar nichts ein Mensch seye, dem du solche nicht gibst! Ach HErr, verleihe mir, deinen heiligen Namen also zu ehren, daß ich würdig werde, umb diese hohe Gnad so eyfrig zu danckea, als freygebig du gewest, mir solche zu eerleyhen. Höre du, Simplici (denn anderst kan ich dich nicht nennen), wann da das Vatter unser betest, so mustu also speechen. „Vatter unser, der du bist im Himmel, geheiliget werde dein Nahm, za kemme uns dein Reich, dein Will geschehe auff Erden, wie im Himmel, unser täglich Bred gib uns heut, und" — Simp. Gelt da, auch Käß darza? Einf. Ach liebes Kind, schweige und leene' Solches ist dir viel nötiger, als Käß. Du bist wol angeschickt, wie dein Meuder gesagt hat; solchen Buben, wie du bist, stehet nicht an, einem alten Mann in die Red zu fallen, sondern za schweigen, zazuhören aad za lernen. Wuste ich nur, wo deine Elteen wohneten, so wolte ich dich gerne wieder hin bringen, und sie zugleich lehren, wie sie Kindee erziehen solten. Simp. Ich weiß nicht, wo ich hin soll; unser Hauß ist verbrennet, and mein Meuder hinweg gelossea und wieder kommen mit dem Ursele, und mein Knan auch und unser Magd ist kranck gewest aad ist im Stoll gelegen. Einf. Wer hat denn daß Hauß verberant? Simp. Ha, es sind so eiseene Männer kommea, die seyad so auff Dingern gesessen, groß wie Ochsen, haben aber keine Hörner; dieselbe Männer haben Schafe und Kuhe nnd Sän gestochen, and da bin ich aach weggeloffen, und da ist daenach das Hauß eerbrennt gewest. Einf. Wo war dann dein Knan? Simp. Ha, die eiseene Männer haben ihn ongebanden, da hat ihm unser atte Gaiß die Fuß geleckt, da hat mein Knan lachen müssen, nad hat denselben eisernen Männern eiel Weißpfennig geben, große nad kleine, aach hadsche gelbe, und sonst schöne klizeerchte Diager and hübsche Schnür voll weisse Kügelein. Einf. Wann ist diß geschehen? Simp. Gy, wie ich der Schaf had hüten sollen; sie haben mir auch mein Sackpfeiff wollen nemmen. Einf. Wann hastn der Schaf sollen hüten? Simp. Gy, hörstus nicht? da die eiseene Männer kommen sind; nnd daenach hat unstr Ann gesagt, ich soll auch weg lauffen, sonst würden mich die Krieger mit nehmen; sie hat aber die eiserne Männer gemeynet; nnd da seyn ich weggeloffen und seyn hieher kommen. Einf. Wo hinauß wilst da aber jetzt? Simp. Ich weiß weger nit, ich will bey dir hier bleiben. Einf. Dich hier zu behalten, ist weder mein noch dein Gelegenheit; esse, alsdann will ich dich wieder zu Leuten führen. Simp. Gy, so sag mir donn auch, was Leat eor Diager seyn? Einf. Leut seynd Menschen, wie ich und du; dein Knan, dein Meuder nnd euer Ann seynd Menschen, nnd wann deren viel bey einander seynd, so werdeu sie Leat genennt. Simp. Haha! Einf. Nun gehe nnd esse!

Diß war unser Discurs, unter welchem mich der Einsidel offt mit den allertiefsten Seafftzen anichauete; nicht weiß ich, ob es darumb geschahe, weil er ein so groß Mitleiden mit meiner Einfalt and Unwissenheit hatte, oder aus der Ursach, die ich erst übee etliche Jahr hernach erfahr.

4. Das dritte Capitel (des 3. Buchs) Der grosse Gott Jupiter wird gefnugen und eröffnet der Göttee Rathschläg.

— — — — — — — — — — — —

Ich sasse einsmals mit 25 Feur-Röhren nicht weit von Dorsten und poste einer Convey mit etlichen Fuhrleatten auff, die nach Dorsten kommen solte. Ich hielte meiner Gewonheit nach selbst Schildwacht, weil wir dem Feind nahe waern; da kom ein einziger Mann daher, fein ehrbar gekleidet, der redte mit ihm selbst, nnd hotte mit seinem Meer-rohr, das er in Händen trug, ein seltzam Gefecht. Ich konte nichts anders verstehen, als daß er sagte: „Ich will einmal die Welt straffen, es wolle mirs dann das grosse Numen nicht zngeben!"

Woraaß ich muthmassete, es möchte etwan ein mächtiger Fürst seyn, der so verkleidter Weis beramb gienge, seiner Underthanen Leben nnd Sitten zu erkundigen, nad sich nun norgenommen hätte, solche (weil er sie vielleicht nicht nach seinem Willen gefunden) gebührend zu straffen. Ich gedachte: „Ist dieser Maan vom Feind, so setzte ein gute Ranzion; wo nicht, so wilta ihn so höflich tractiren and ihm dardurch das Herz dermassen abstehlen, daß es dir künfftig dein Lebtag wol bekommen soll."

Sprang derhalben vor, präsentirt mein Gewehr mit auffgezogenem Hanen and sagte: „der Herr wird ihm belieben lassen, vor mir hin in Busch zu gehen, wofern er nicht als Feind tractirt seyn will."

Er antwortet sehr ernsthafftig: „Solcher Tractation ist meines gleichen nit gewohnt."

Ich aber dammelt ihn höflich fort nnd sagte: „Der Herr wird ihm nicht zuwider seyn lassen, sich vor diß mal in die Zeit zu schicken."

Und als ich ihn in den Busch za meinen Leuten gebracht and die Schildwachen wieder besetzt hatte, fragte ich ihn, wer er seye. Er antwortet gar großmütig, es würde mir wenig dran gelegen seyn, wenn ichs schon

wüste; Er sey auch ein grosser GOtt. Ich gedachte, er möchte mich vielleicht kennen und etwan ein Edelmann von Soest seyn und so sorgen, mich zu hetzen, weil man die Soester mit dem grossen Gott und seinem güldenen Fürtuch zu vexiren pflegt, wurde aber bald innen, daß ich an statt eines Fürsten einen Phantasten gefangen hätte, der sich überstudirt und in der Poeterey gewaltig neesliegen. Denn da er bey mir ein wenig erwarmte, gab er sich vor den Gott Jupiter auß.

Ich wünschte zwar, daß ich diesen Fang nicht gethan: weil ich den Narren aber hatte, muste ich ihn wol behalten, biß wir von dannen rückten; und demnach mir die Zeit ohne das ziemlich lang wurde, gedachte ich, diesen Kerl zu stimmen und mir seine Gaben zu nutz zu machen, sagte derowegen zu ihm: „Nun dann, mein lieber Jove, wie kompts doch, daß deine hohe Gottheit ihren himmlischen Thron verläßt und zu uns auff Erden stigt? Vergebe mir, ô Jupiter, meine Frag, die du vor fürwitzig halten möchtest, dann wir seynd den himmlischen Göttern auch verwandt und eitel Sylvani, von den Faunis und Nymphis geboren, denen diese Heimlichkeit billich ohnverborgen seyn solle."

„Ich schwöre dir beim Styx," antwortet Jupiter, „daß du hiervon nichts erfahren solltest, wann du meinem Mundschencken Ganymede nicht so ähnlich sehest, und wenn du schon Pans eigener Sohn wärest; aber von seinet wegen communicire ich dir, daß ein groß Geschrey übrr der Welt Laster zu mir durch die Wolcken gedrungen, darüber in aller Götter Rath beschlossen worden, ich könte mit Billichkeit, wie zu Lycaons Zeiten, den Erdboden wieder mit Wasser außtilgen; weil ich aber dem menschlichen Geschlecht mit sonderbarer Gunst gewogen bin und ohne das allezeit lieber die Güte, als eine strenge Verfahrung, brauche, vagire ich jetzt herum, der Menschen Thun und Lassen selbst zu erkündigen, und obwol ich allrs ärger finde, als mirs vorkommen, so bin ich doch nicht gesinnt, alle Menschen zugleich und ohne Unterschied außzureuten, sondern nur die jenige zu straffen, die zu straffen sind, und hernach die übrige nach meinem Willen zu ziehen."

Ich muste zwar lachen, verbisse es doch, so gut, als ich konte, und sagte: Ach, Jupiter, deine Mühe und Arbeit wird besorglich allerdings umbsonst seyn, wenn du nicht wirdst, wie vor diesem, die Welt mit Wasser oder gar mit Feur heimsuchest. Dann schickest du einen Krieg, so lauffen alle böse, verwegene Buben mit, welche die friedliebende, fromme Menschen nur quälen werdrn; schickst du eine Theurung, so ists ein erwünschte Sach vor die Wucherer, weil alsdann denselben ihr Korn viel gilt; schickst aber ein Sterben, so habrn dir Geizhäls und alle übrige Menschen ein gewonnen Spirl, in dem sie hernach viel erben; wirst derhalben die gantze Welt mit Butzen und Stil außrotten müssen, wann du anders straffen wilt.

5. Das vierte Capitel (des 3. Buchs) Von dem Teutschen Helden, der die gantze Welt bezwingen und zwischen allen Völckern Frid stifften wird.

JUpiter antwortet: „Du redest von der Sach, wie ein unnatürlicher Mensch, als ob du nicht wüstest, daß uns Göttern unmöglich sey, etwas anzustellen, daß nur die Böse gestrafft und die Gute erhalten werden. Ich will einen Teutschen Helden erwecken, der soll alles mit der Schärffe deß Schwerds vollenden; er wird alle verruchte Menschen umbbringen und die fromme erhalten und erhöhen."

Ich sagte: „So muß ja ein solcher Held auch Soldaten haben, und wo man Soldatrn brnucht, da ist auch Krieg, und wo Krieg ist, da muß der Unschuldig so wol als der Schuldig herhalten."

„Seyd ihr irdische Götter denn auch gesinnt, wie die irdische Menschen," sagte Jupiter hierauff, „daß ihr so gar nichts verstehen konnet? Ich will einen solchen Helden schicken, der keiner Soldaten bedarff und doch dir gantze Welt reformiren soll. In seiner Gebart-Stund will ich ihm verleyhen einen wolgestalten und stärcken Leib, als Hercules einen hatte, mit Fürsichtigkeit, Weisheit und Verstand überflüssig gziert. Hierzu soll ihm Venus geben ein schön Angesicht, also daß er auch Narcissum, Adonidem und meinen Ganymedem selbst übertreffen sollr; sir soll ihm zu allen seinen Tugenden eine sonderbare Zierlichkrit, Auffsehen und Anmütigkeit vorstrecken und dahrro ihn bei aller Welt beliebt machen, weil ich sie rben drr Ursachen halbrr in seiner Nativität desto freundlicher anblicken werde. Mercurius aber soll ihn mit unvergleichlich-sinnreicher Vernunft begaben, und drr unbeständige Mond soll ihm nicht schädlich, sondern nützlich seyn, weil er ihm eine unglaubliche Geschwindigkeit einpflanzen wird. Die Pallas soll ihn auff dem Parnasso aufferziehen, und Vulcanus soll ihn in Hora Martis seine Waffrn, sondrelich aber ein Schwerd schmidrn, mit welchem er die gantze Welt bezwingen und alle Gottlosen nider machen ohne fernere Hülff rines einigen Menschen, der ihm etwan als ein Soldat brystehen möchte. Er soll keines Beystands bedörffen; eine jede grosse Statt soll von seiner Gegenwart erzittern, und ein jede Vestung, die sonst unüberwindlich ist, wird er in der rrsten Viertelstund in seinem Gehorsam habrn. Zuletzt wird er den grösten Potentaten in der Welt befehlen und die Regierung über Meer und Erden so löblich anstellen, daß beydes, Götter und Menschen, ein Wolgefallen darob haben sollen."

Ich sogte: „Wir kan die Nidermachung aller Gottlosen ohne Blutvergiessen, und das Commando über die gantze weite Welt ohn sonderbaren grossen Gwalt und starcken Arm brstehen und zuwegen grbracht werden? Ô Jupiter, ich bekenne dir unverholen, daß ich diese Ding weniger als ein sterblicher Mensch begreiffen kan."

Jupiter antwortet: „Das gibt mich nicht Wunder, weil du nicht weist, was meines Helden Schwerd vor eine seltene Krafft an sich haben wird. Vulcanus wirds auß denen Materiallen verfertigen, darauß rr mir mein Donnerkeil macht, und dessen Tugenden dahin richten, daß mein Held, wenn er solches entblosset und nur einen Streich damit in die Lufft thut, riner gantzen Armada, wenn sie gleich hinder einem Berge eine gantze Schweitzer-Meilwegs weit von ihm stünde, auff einmal dir Köpff herunder hauen kan, also daß die arme Teuffel ohne Köpff da ligen mussen, ehe sie rinmal wissen, wie ihnen geschehen! Wenn er denn nun seinem Lauff den Anfang macht und vor eine Statt oder Vestung kompt, so wird er deß Tamerlani Manier beauchrn und zum Zeichen, daß er Friedens halber und zur Beförderung aller Wolfahrt vorhanden seye, rin weisses Fähnlein auffstecken. Kommen sir dann zu ihm heraus und bequemen sich, wol gut; wo nicht, so wird er von Leder ziehrn und durch Krafft mehrgedachten Schwerts allen Zauberern und Zauberinnen, so in der gantzen Statt seyn, die Köpff heranter hauen und ein rothes Fähnlein auffstecken. Wird sich aber dennoch niemand einstellrn, so wird er alle Mörder, Wucherer, Dieb, Schelmen, Ehebrecher, Huren und Buben auff dir vorige Manier umbbringen und ein schwartzes Fähnlein sehen lassen. Wosern aber nicht so bald die jenige, so in der Statt übeig blieben, zu ihm kommen und sich demütig einstellrn, so wird er die gantze Statt und ihre Inwohner als rin halsstarrig und ungehorsam Volck ausrotten wollen, wird abrr nur die jenige hinrichten, die den andren abgewehrt haben und ein Ursach gewesen, daß sich das Volck nicht ehe ergeben. Also wird rr von einer Statt zur andern ziehen, einer jeden Statt ihr Theil Landes, umb sie her gelegen, im Frieden zu regieren, übergeben, und von jeder Statt durch gantz Teutschland zween von den klügsten und gelehrtesten Männrrn zu sich nemmrn, auß denselben ein Parlament machen, die Stätt mit einander auff ewig vereinigen, die Leibeigenschafften sampt allen Zöllen, Acciscn, Zinsen, Guiten und Umgeltrn durch gantz Teutschland auffheben und solche Anstalten machen, daß man von keinem Frohnen, Wachrn, Contribnitren, Gelt geben, Kriegen, noch

einiger Beschwerung beim Volck mehr wissen, sondern viel seeliger als in den Elysischen Feldern leben wird. Alsdann (sagt Jupiter ferner) werde ich offtmals den ganzen Chorum Deorum nehmen und herunder zu den Teutschen steigen, mich unter ihren Weinstöcken und Feigenbäumen zu ergetzen. Da werde ich den Helicon mitten unter ihre Grentzen setzen und die Musen von neuem darauff pflantzen, ich werde Teutschland höher segnen mit allem Uberfluß, als das glückseelige Arabia, Mesopotamiam und die Gegend umb Damasco; die Griechische Sprache werde ich alsdann verschwören und nur Teutsch reden, und mit einem Wort mich so gut Teutsch erzeigen, daß ich ihnen auch endlich, wie vor diesem den Römern, die Beherrschung über die ganze Welt zu kommen lassen werde."

Ich sagte: „Höchster Jupiter, was werden aber Fürsten und Herrn dazu sagen, wenn sich der künfftige Held unterstehet, ihnen das Ihrig so unrechtmäßiger Weis abzunehmen und den Stätten zu underwerffen? werden sie sich nicht mit Gewalt widersetzen oder wenigst vor Göttern und Menschen darwider protestiren?"

Jupiter antwortet: „Hierumb wird sich der Held wenig bekümmern. Er wird alle Grosse in drey Theil unterscheiden, und die jenige so obaexemplarisch und verrucht leben, gleich den Gemeinen straffen, weil seinem Schwerd kein irdischer Gewalt widerstehen mag; denen übrigen aber wird er die Wahl geben, im Land zu bleiben oder nicht. Was bleibt und sein Vatterland liebet, die werden leben massen, wie andere gemeine Leut; aber das Privat-Leben der Teutschen wird alsdann viel vergnügsamer seyn, als jtzund das Leben und der Stand eines Königs, und die Teutsche werden alsdann lauter Fabricii seyn, welcher mit dem König Pyrrho sein Königreich nicht theilen wolte, weil er sein Vatterland neben Ehr und Tugend so hoch liebte, und das seyn die zweyte. Die dritte aber, die Ja-Herren bleiben und immerzu herrschen wollen, wird er durch Ungarn und Italiu in die Moldau, Wallachey, in Macedoniam, Thraciam, Græciam, ja über den Hellespontum in Asiam hinein führen, ihnen dieselbe Länder gewinnen, alle Kriegsgurgeln in gantz Teutschland mit geben und sie alldort zu lauter Königen machen. Alsdenn wird er Constantinopel in einem Tag einnehmen, und allen Türcken, die sich nicht bekehren oder gehorsamen werden, die Kopff vor den Hindern legen; daselbst wird er das Romische Kaiserthumb wieder aufrichten und sich wieder in Teutschland begeben und mit seinen Parlaments-Heeren (welche er, wie ich schon gesagt habe, auß allen Teutschen Stätten paurweis sumblen und die Vorsteher und Vätter seines Teutschen Vatterlands nennen wird) eine Statt mitten in Teutschland bauen, welche viel grosser sein wird, als Manoah in America, und Goldreicher, als Jerusalem zu Salomons Zeiten gewesen, deren Wäll sich dem Tyrolischen Geburg und ihre Wassergräben der Breite des Meers zwischen Hispania und Africa vergleichen soll. Er wird einen Tempel hinein bauen von lauter Diamanten, Rubinen, Smaragden und Saphirren, und in der Kunst-Kammer, die er uffrichten wird, werden sich alle Raritäten in der gantzen Welt versamblen von den reichen Geschencken, die ihm die Könige in China, in Persia, der grosse Mogor in den Orientalischen Indien, der grosse Tartar Cham, Priester Johann in Africa und der grosse Czar in der Moscau schicken, der Turckische Kaiser würde sich noch fleissiger einstellen, wosern ihm bemeldter Held sein Kaiserthum nicht genommen und solches dem Römischen Käiser zu Lehen gegeben hätte."

Ich fragte meinen Jovem, was dann die christlichen Könige bei der Sach thun würden. Er antwortet: „Der in Engelland, Schweden und Dannemark werden, weil sie Teutschen Geblüts und Herkommens, der in Hispania, Franckreich und Portugall aber, weil die alte Teutschen selbige Läder hiebevor auch eingenommen und regiert haben, ihre Kronen, Königreich und incorporirte Länder von der Teutschen Nation aus freyen Stücken zu Lehen empfahen, und alsdenn wird, wie zu Augusti Zeiten, ein ewiger beständiger Fried zwischen allen Völckern in der gantzen Welt seyn."

Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig.

Selbst zu seiner Zeit weniger und von einem kleineren Publikum gelesen, als Grimmelshausen, gewann Anton Ulrich, Herzog von Braunschweig, theils wegen seines Standes, theils weil er in seinen Romanen die Moderichtung befolgte, eine viel größere Berühmtheit, als jener. Er war am 4. Oct. 1633 zu Hitzacker, einem Städtchen im Herzogthum Lüneburg, geboren; sein Vater, Herzog August der jüngere, ließ ihm eine gelehrte Erziehung geben und wählte unter Andern zu seinen Lehrern zwei in der Geschichte der deutschen Literatur bedeutende Männer, Schottel und Birken, die ihm vornämlich die Liebe für die Muttersprache und die Dichtkunst einflößten, welche ihn auch dann nicht verließ, als er zur Regierung des Landes gelangte. Wie groß die Erwartungen waren, die man in dieser Hinsicht von ihm hegte, beweist vielleicht der Name, den er in der Fruchtbringenden Gesellschaft erhielt („der Siegprangende"), als er im J. 1659 in dieselbe aufgenommen wurde. Sein älterer Bruder, Herzog

Rudolf August, nahm ihn im J. 1685 zum Mitregenten an, und als dieser 1704 ohne Erben starb, wurde er dessen Nachfolger. Politische Gründe bewogen ihn, sich im J. 1710 öffentlich zur katholischen Religion zu bekennen, zu welcher er übrigens schon seit längerer Zeit im Geheimen übergetreten war. Er starb am 27. März 1714 im 81. Jahre seines Alters.

Anton Ulrich, den wir schon als lyrischen und dramatischen Dichter haben kennen lernen (o. S. 239 und 274), erwarb sich bei seinen Zeitgenossen vorzüglich durch seine Romane einen großen Ruf, der sich sowohl auf den Inhalt, als auf die Darstellung gründete. Diese bewegt sich nämlich in der damals beliebten Manier, welche elegant und leicht sein sollte, aber steif, pedantisch und gesucht war, und eben dadurch die durchgreifende Geschmacklosigkeit um so greller hervortreten ließ. Hinsichtlich des Inhalts und wenn man von der künstlerischen Gestaltung absah, hatte man allerdings einigen Grund, seine Werke anzupreisen; denn da ihm der Roman vor Allem ein Mittel war, seine Ansichten über Welt, Leben und Politik mitzutheilen, und er ohne Zweifel ein Mann von vielem Geist und tiefen Einsichten war, wie er auch eine große Gelehrsamkeit und eine für seine Zeit große Feinheit der Bildung besaß, so enthalten seine Romane eine Menge von Stellen, die wirklich gehaltvoll genannt werden können und, bei größrer Freiheit der Darstellung, besonders aber in einem andern Rahmen noch jetzt Anerkennung finden müßten. Die Behandlung des Romans ist bei Anton Ulrich, wie bei Buchholtz, wie bei allen Nachahmern der französischen Helden- und Liebesgeschichten; sie sind breit angelegt und noch breiter ausgeführt. Die „Durchlauchtige Syrerin Aramena" (5 Thle. Nbg. 1669) führt uns in die Zeiten der Patriarchen zurück, aber freilich sind Sitten, Begebenheiten und Charaktere nichts weniger als patriarchalisch, sondern ein Gemisch von ritterlichem und modernem Schäferwesen; dazu herrscht eine solche Ueberfülle von einzelnen Begebenheiten, die sich willkürlich durchkreuzen, es werden dieselben mit einer so großen Ausführlichkeit erzählt, sie sind mit einer so großen Menge von langen Gesprächen oder Betrachtungen angefüllt, daß es rein unmöglich ist, den Inhalt zu beherrschen und einen Gesammteindruck zu gewinnen. Eben so verhält es sich mit der „Römischen Octavia" (Nbg. 1685—1707. 6 Thle., umgearbeitet und vermehrt, Braunschweig 1712. 6 Thle.), deren Grundlage die römische Geschichte von Claudius bis Vespasianus ist, die aber eine große Anzahl (48) Episoden enthält, welche weder unter sich, noch mit der Hauptgeschichte in irgend einem innern oder künstlerischen Zusammenhang stehen. Doch sind es nur diese Episoden, welche auch jetzt noch dem Roman einigen Werth leihen; sie erzählen nämlich verschiedene, zum Theil geschichtlich merkwürdige, zum Theil poetisch interessante Begebenheiten aus der Zeit des Verfassers; und obgleich man nur von einer den Schlüssel*) kennt (denn Personen und Localitäten sind unter erdachten Namen verborgen), so werfen sie doch auf das Leben und Treiben an den damaligen Höfen nicht geringes Licht. Diese Episode, „Geschichte der Prinzessin Solane" (in der 2. Ausgabe „Rhodegune") behandelt die bekannte Geschichte der unglücklichen Prinzessin Sophia Dorothea von Celle. Die Weitschweifigkeit auch dieser Erzählungen gestattet nicht, eine Mittheilung aus denselben zu machen, da ein kleineres Bruchstück vollkommen inhaltlos sein, ein größerer Abschnitt zu viel Raum einnehmen würde.

*) Ein vollständiger Schlüssel soll in Wien sein.

Christian Scriver.

Weniger von den Gelehrten und Literarhistorikern als vom Volke gekannt, zieht gerade deshalb Christian Scriver unsere Aufmerksamkeit auf sich. Am 2. Jan. 1629 zu Rendsburg im Holsteinischen geboren, hatte er schon früher mit Unglücksfällen aller Art zu kämpfen; als er 7 Jahre alt war, hatte er schon seinen Vater und einen liebreichen Stiefvater verloren, so daß seine und seiner Geschwister Erziehung der Mutter allein anvertraut blieb, welche bei den schweren Kriegszeiten, in welchen sie auch ihr Vermögen verlor, mit den drückendsten Sorgen zu kämpfen hatte. Glücklicherweise nahm sich ein Bruder seiner Großmutter des Knaben an und ließ ihn studiren. Im J. 1647 bezog er die Universität Rostock, und wurde, nachdem er eine Zeitlang als Hofmeister bei einer angesehenen Familie in Lübeck zugebracht hatte, im J. 1653 nach Stendal, und 1664 nach Magdeburg zum Prediger berufen, wo er auch Consistorialassessor und Inspector wurde. Sein Ruf als Kanzelredner und Seelsorger verbreitete sich weit hin, und er erhielt Einladungen nach Halberstadt, Berlin und selbst als Hofprediger nach Stockholm; doch schlug er diese aus, und erst im J. 1690 nahm er einen Ruf nach Quedlinburg als Oberhofprediger der Herzogin Anna Dorothea an. Aber die Ortsveränderung war seiner Gesundheit nicht günstig, er fing an zu kränkeln und starb in Folge eines Schlagflusses am 5. April 1693.

Unter mehreren erbaulichen und moralischen Schriften, die er verfaßt (z. B. einen „Christlichen Seelenschatz" 2 Bde. Fol.), ist vor Allem seine Parabelsammlung zu erwähnen, welche außerordentliche Verbreitung gewann und ein wahres Volksbuch geworden ist. Sie erschien unter dem Titel: „Gottholds zufälliger Andachten Vier Hundert" (zuerst Leipzig 1667 mit 300 Andachten; 12. Aufl. 1704). Er nahm darin die Gleichnißreden Jesu zum Muster, indem er seine Betrachtungen an irgend eine äußere Erscheinung knüpft, „nicht allein an die mancherley Geschöpffe Gottes, in welcher grossen Schöne und Geschäffte derselbigen Schöpffer als im Bilde kan erkennet werden, sondern auch an allerley Wercke der menschlichen Hände und dann auch an die mancherley Zufälle, Begebenheit, Händel und Geschäffte des menschlichen Lebens"; denn, fährt er fort (Vorrede zur 2. Aufl. 1671), „was sind die theils benahmte Wercke der Kunst und Natur anders als lebendige Sinnbilder? Was sind die Schickungen Gottes, die mancherley Fälle, die vielfältigen Geschäffte im menschlichen Leben anders, als wie der h. Augustinus redet, Verba visibilia, sichtbare Reden, oder wie der unvergleichliche Verulamius saget, Characteres reales, die uns in der That und würcklich viel guter Lehren, Trost, Ermahnungen und Warnungen vorstellen?" So sieht er, um mit Herder zu sprechen, „rings um sich her der Welt Allegorie", jede Erscheinung der Welt und des Lebens wird ihm zur „sichtbaren Rede"

Gottes, die er in schlichter, aber begeisterter Sprache und mit tiefpoetischer Auffassung den Menschen verkündigt. So einfach die epische Grundlage dieser Parabeln ist, meistens wird sie in wenigen Zeilen zusammengedrängt, so sehr die Deutung der angeschauten Erscheinungen und die daran geknüpfte moralisch-religiöse Betrachtung vorwiegt, so ist doch selbst diese weniger ein Ausfluß des überlegenden Verstandes als ein Erzeugniß der gestaltenden Phantasie, und gerade dieser ächt poetische Charakter der „Andachten" erklärt es, warum sie das Gemüth des Volks so mächtig anregen und befriedigen konnten.

1. Die Kirchthürme. (I, 9.)

GOttholt sahe in einer guten Stadt die Kirch-Thurme biß an die Wolcken ragen und verwunderte sich über den grossen Fleiß und Kosten der Alten, so sie auf solche Gebäu gewandt, welche doch, so viel er erachten könte, zu nichts als übrigen Pracht und äußerlichen Ansehen dieuten. „Doch," sprach er, „kan ich die Hoffnung haben, daß die Alten hiemit, als mit einem grossen aufgereckten Finger an einer jeden Kirchen uns haben den Himmel zeigen und andeuten wollen, daß die Lehre, so in derselben gepredigt wurde, der Weg zum Himmel wäre, und wir demnach, so offt wir einen solchen Thurm ansehen, gedencken sollen, daß wir hie keine bleibende Stadt haben, sondern die zukünfftige im Himmel suchen mussen." (Hebr. XIII, 14.)

2. Das spielende Kind. (I, 16.)

EJn kleines Kind lieff in der Stuben umher und machete ihm viel Spielens und kindlicher Lust: sein Geld waren Scherben, sein Hauß etliche Klötzlein, sein Pferd ein Stecken, sein Tractamenten ein Apffel, sein Sohn eine Puppe, und so fortan. Der Vater saß am Tisch, hatte wichtige Sachen vor, die er verzeichnete und in gute Richtigkeit brachte, damit sie vermahleins eben diesem Spiel-Vöglein nutzen möchten, zu welchem das Kind offt hinnn lieffe, viel Kindliche Fragen thäte und viel zu Beförderung seines Spiels begehete. Der Vater beantwortete das wenigste, fuhr indessen in seiner Arbeit fort und hatte doch immer ein wachendes Auge auff das Kind, damit es nicht gefährlich fallen und Schaden nehmen möchte. Gotthold sahe solches und gedachte: „Das ist eine artige Abbildung der väterlichen Vorsorge GOttes! Wir arme Kinder lauffen in der Welt umher und spielen offt thörichter als die Kinder; wir samlen und zerstreuen, wir hauen und brechen, wir pflantzen und reissen aus, wir reiten und fahren, wir essen und trincken, wir singen und spielen, und meynen, wir thun grosse Dinge, die GOtt sonderlich in Obacht nehmen musse. Indessen sitzt der allwissende GOtt und schreibet unsere Tage auff sein Buch, er ordnet und schaffet, was wir vor oder hernach thun, er richtet alles zu unserm Besten und unser Seligkeit, und hat dabei stets ein wachendes Auge auff uns und unser Kinderspiel, damit wir keinen verderblichen Schaden nehmen. Mein Gott, solches Erkäntniß ist mir zu wunderlich und zu hoch; ich kans zwar nicht begreiffen, aber doch will ich dich davor allezeit loben und preisen! Laß mich, mein Vater! auß deiner Acht und Aufsicht nicht, zuforderst dann, wann ich etwa, wie ein solch Kind, thöricht handle!"

3. Die Schnecke. (I, 69.)

GOttholt sahe eine Schnecke, mit ihrem Hause ihrer Art nach beladen, daher kriechen in grosser Behutsamkeit, mussen sie dann ihre lange Hörner oder Ohren stets voraus streckte, und wann sie nur ein Lufftlein empfand oder ein Hälmlein ihr entgegen vermerckte, sich zusammen und in ihr Hauß zog. „Hier ists wohl wahr," sprach er, „daß einem nirgend besser ist, als in seinem Hause, darum denn dieses Thierlein mit dem seinigen lieber stets will beläßtiget, als dessen beraubt seyn. Ich wündsche von Hertzen, daß wir Christen, wenn wir mit weltlicher Gesellschaft umbgehen, dieses Thierleins Art an uns haben mochten, daß wir behutsam und fürsichtiglich wandelten, und keiner Lust und Ergetzlichkeit allzuviel traueten. Mein GOtt, meiner Seelen Hauß ist deine Gnade und Gute, und nirgend ist mir besser, als wann ich in stiller Andacht derselben nachdencken und mich gantz drinn verbergen und verschlieffen mag. Da sind ich Ruhe vor meiner Seele, da red ich in geheim und vertraulich mit dir, da tränckestu mich mit deiner Süssigkeit, daß ich trunken werde und in deinem Gnaden-Schoß unter dem Schatten deiner göttlichen Vorsehung sanfft und sicher schlaffe. Mit dieser meiner Wohnung will ich mich allezeit tragen, und wenn mir in der Welt Leid und Leid widerfähret, zu derselben meine Zuflucht nehmen, su werd ich wohl gesichert seyn."

4. Der fruchtbare Baum. (II, 65.)

EJn schöner Obstbaum war mit seinen vielen Früchten su sehr beläßtiget, daß er seine Zweige sämtlich zur Erden gekrümmet und gleichsam mit vollen Händen den Menschen seine Aepffel zubiete. Gotthold sahe ihn mit grosser Belustigung an, persete GOttes Segen, aber weil sie fast zeitig, gieng er hinnn und wolte einen abbrechen. Wie er aber denselben ein wenig zu starck ubriffe, und den schwancken Zweig zu sehr regte, fielen ihm viel andere entgegen. „Ey!" sagt er, „du liebes Bäumlein, wie milde bist du! Gibst du mir noch mehr, als ich begehre. Mein GOtt, dieser Baum erinnert mich deiner unbegreifflichen und unverdienten Gute, die uns auch ihre Wohlthaten als fruchtbare Zweige zuwendet und sagt: Hie bin ich! Hie bin ich! (Es. 65, 1) Ja die da mehr thut, als wir bitten oder verstehen. (Eph. 3, 20) Hannn, das betrubte Weib, bittet nm ein Kind und erhalt sechse, (1 Sam. 1, 20. 2, 21) Salome bittet um Weißheit, damit er seine Unterthanen löblich regieren möchte, und erhält sie nicht allein, sondern soviel Ehre und Reichthum dazu, als nicht leicht ein under gehabt (1 Kon. 3, 12. 13.). Wir bitten offt nur um einen Apffel zum täglichen Brodt, und deine unerschöpffte Gute, mein Vater, gibt uns wohl 5 oder 10. Doch wie diese Aepffel mir so häufig entgegenfallen, weil sie fast zeitig stnd, also thust du auch mehr, als wir bitten, wenn es uns nutz und selig ist. Was soll ein Kind mit einem (ich geschweige mehr) unzeitigen Apffel? Also dienets mir nicht zu erlangen, wenn ich etwas bitte, daß meine Seele gefähren kan. Wir Menschen nber solten auch also seyn, und die Früchte des Glaubens allen, die ihrer benöthigt, anbieten, unsere gesegnete Zweige zu den Dürfftigen wenden und im Segen mit Uebersluß willig geben. Weil aber solches so selten geschiehet, muß man befürchten, daß in Gottes Gnrten viel unfenchtbure Bäume stehen, die nur das Land hindern und also nichts als der Art und des Feuers zu erwarten haben (Luc. 13, 7—9). Mein GOtt, mache mich fruchtbar und willig, meinem Nechsten zu dienen, wie mir alle deine Geschöpfe dienen!"

Samuel von Butschky.

Samuel Butschky, der Sohn eines protestantischen Geistlichen in Breslau, wurde daselbst im J. 1612 geboren; in seinem 20. Jahre bezog er die Universität Wittenberg, wo er bis 1637 die Rechtswissenschaft studirte. Doch widmete er sich, wie es scheint, keinem gelehrten Berufe; wenigstens finden wir ihn im J. 1654 als Besitzer einer Druckerei, und später, da er mehrere Güter erworben, scheint ihn die Verwaltung derselben beschäftigt zu haben. Um 1658 ging er zur katholischen Kirche über, und bald darauf wurde er von Kaiser Leopold I. geadelt, der ihm auch nach und nach verschiedene Aemter und zuletzt auch den Titel eines Röm. Kais. Raths verlieh. Er starb als K. K. Manngerichts-

und Landes-Aeltster des Fürstenthumes Breslau und Neumarktschen Weichbildes am 13. März 1678.

Butschky hat sehr viel geschrieben; seine Hauptwerke sind: „Fünf Hundert Sinnen- Geist- und Lehr-Reiche Reden" (Bresl. 1666), „Puthmos, enthaltend: Sonderbare Reden und Betrachtungen" (Leipz. 1677) und „Wohl-Bebauter Rosen-Thal in sechs hundert Sinnreichen, ungemeinen Reden und Betrachtungen", welches erst nach seinem Tode (Nbg. 1679) erschien. Er zeigt sich in seinen Schriften als einen seinem großen Landsmann Angelus Silesius verwandten Geist; doch hielt ihn, so mystisch seine Richtung war, sein mehr praktischer Sinn ab, in das Ueberschwängliche zu verfallen, wie jener: er liebt zwar das Symbolische, aber er setzt es nicht an die Stelle dessen, was es bedeuten soll. Seine Reden und Betrachtungen berühren die wichtigsten Verhältnisse des inneren und äußeren Lebens, Glauben und Natur, Liebe und Ehe, Freundschaft, Poesie, Politik, überhaupt Alles, was den denkenden Geist beschäftigen und das tief fühlende Gemüth in Anspruch nehmen kann. Erscheinen seine Schriften auch auf den ersten Anblick als Erzeugnisse des überlegenden Verstandes, der über diese Zustände der Welt mit sich zu Rathe geht, so bemerkt man bei der Darstellung doch die durchgreifende Einwirkung der poetischen Anschauung. Es ist nämlich nicht nur seine Sprache voll Schwung und poetischer Lebendigkeit; er ist nicht nur reich an bedeutsamen und höchst glücklich gewählten Bildern; er neigt sich überhaupt zum Parabolischen, und nicht wenige Betrachtungen sind zu vollkommenen Parabeln geworden, einer Gattung, die er mit entschiedenem Glück behandelt, und in der sich seine tiefe Innigkeit und sein gläubiger Sinn im schönsten Lichte zeigt. Seine Schriften verdienen endlich auch schon darum Anerkennung, weil sie in einer für jene Zeit sehr reinen Sprache geschrieben sind, welche weder durch die gesuchte Anhäufung fremder Wörter, noch durch schleppende und endlose Sätze entstellt wird.

Die besten Freunde.

Der Welt Liebhaber (lieset man in Barlaams Leben) ist einem Menschen gleich, der drei Freunde hatte, und den einen mehr als sich selbst, den andern als sich selbst, den dritten aber weniger als sich selbst liebete. Als er nun eine böse That begangen, und deßwegen für den König zu erscheinen erfordert ward, ging er mit traurigem Gemüthe zu dem ersten Freunde und bat beweglichst um Hulfe und Beystand, indem er ihn jederzeit mehr geliebet hätte als sich selbst, bekam aber zur Antwort, er kenne sein nicht, doch wolle er ihm ein Tuch zur Decke geben lassen.

Folgends erhub er sich zu dem andern Freunde, suchte gleichmäßige Hülfe bey ihm; der selbe entschuldigte sich, er hatte in seiner eigenen Angelegenheit allzuviel zu verrichten, könnte sich nicht abmüßigen, doch wollte er ihm das Geleite bis an den königlichen Hoff geben. Endlich eilete er zum Dritten und sprach: „Ich darff dich nicht wol unreden, denn ich habe dich nicht recht geliebet, wie ich billig hätte thun sollen; aber doch, Lieber, verlaß mich nicht, leiste mir Beystand, weil mich männiglich verlassen!"

Dieser dritte Freund antwortete mit fröhlichem Angesichte: „Du bist mir ein lieber Freund; ich wil mit dir zum Könige willigst gerne gehen, fur dich um Gnade bitten."

Durch den ersten Freund wird bedeutet das Reichthum, wovon der Mensch viel Gefahr ausstehet; aber zur Zeit des Todes hat er ein mehrers nicht davon zu gewarten, als ein verächtliches Todtenleylach oder Tuch.

Durch den andern Freund wird verstanden Weib und Kinder, Blutsfreunde und Verwandten; die geben uns aur bis Geleite zum Grabe und gehen wieder in ihre Geschäffte.

Der dritte Freund ist der Glaube, Hoffnung und Liebe; denn das Almosen und die christlöblichst guten Wercke geben bey unserem Abscheiden auß dieser Welt vor uns her, bitten GOtt für uns und helffen uns auß deß Teuffels Gewalt in Christo erretten. Und dieses sind die rechten, wahren Freunde, die wir erwehlen sollen!

Daniel Caspar von Lohenstein.

Die Anerkennung, welche Daniel Caspar von Lohenstein durch seine lyrischen Dichtungen gefunden (S. 307), der weitverbreitete Ruhm, den ihm seine Dramen erworben (S. 397), genügte ihm noch nicht; er wollte ihn noch durch Leistungen auf einem andern Gebiete der Dichtkunst vermehren, in dem Gebiete nämlich, welches in der zweiten Hälfte des Zeitraums am meisten und nach der Meinung der Zeitgenossen auch so glücklich bearbeitet worden war. Und es gelang ihm in der That, sich neue Anerkennung, neuen Ruhm zu erringen; kaum erwarb sich ein Roman größeren und allgemeineren Beifall als sein „Arminius und Thusnelda", der freilich erst nach seinem Tode erschien (von Neukirch herausgegeben. Leipz. 1689. 2 Thle. 4.), wie er ihn denn nicht einmal ganz vollendet hatte, denn das letzte Buch ist von anderer Hand verfaßt *). Dieser Beifall, den die ganze gebildete und gelehrte Welt der Zeit dem „Arminius" zollte, weiset schon darauf hin, daß er in der stehenden Manier des damaligen Kunstromans geschrieben ist, was übrigens auch aus dem ungeheuern Umfange desselben entnommen werden kann, denn er umfaßt in der neuen von dem gelehrten Gebauer veranstalteten Ausgabe (Leipzig 1731. 4 Thle.) nicht weniger als 2868 Quartseiten mit Doppelspalten. Dieser übermäßige Umfang konnte aber nur dadurch erreicht werden, daß der Dichter den künstlerischen Zweck mit andern verband, und diese sogar in ungebührlichem Maße hervortreten ließ. Er hatte nämlich, sagt sein Herausgeber Neukirch, bei der Abfassung seines Werks „ein dreyfaches Absehen"; er wollte darin nicht nur eine Liebes-Geschichte erzählen, die zugleich den Mittelpunkt des Ganzen bilden sollte, „auf welchen alle Linien, so in dem Umkreiß dieses weitläufftigen Buchs befindlich seynd, sich beziehen", sondern er wollte zugleich auch eine allgemeine Geschichte der Deutschen geben, namentlich aber darthun, daß alles Große in der Welt wenigstens mittelbar von Deutschen aufgeführt worden sei, weshalb er z. B. die ganze römische Geschichte weitläufig erzählt, und überall Verhältnisse hinzudichtet, welche die Bedeutsamkeit des deutschen Volks nachweisen sollen. Noch würde die Ausführung dieser Absicht künstlerisch zu rechtfertigen sein, namentlich wenn sie nur nicht einen so übermäßigen Umfang einnähme; allein der Verfasser wollte nach Neukirchs ausdrücklicher Versicherung (und daß dieser vollkommen Recht hatte, beweist der Roman selbst auf das Unzweifelhafteste) auch noch „eine klügliche Anwen-

*) Wahrscheinlich ist dasselbe von Lohensteins Bruder Hans Caspar begonnen und vom Leipziger Pfarrer Chr. Wagner vollendet; nach Einigen hat es der letzte allein bearbeitet.

dung seiner so weitläuftigen Gelehrsamkeit geben. Denn bloß erdichtete Dinge zu schreiben, war vor ihn eine allzuschlechte Bemühung. Vielmehr musten diese Gedichte ein Blendwerck nothwendiger und ernsthaffter Wissenschafften seyn, um diejenigen auch wider ihren Vorsatz gelehrt, klug und tugendhafft zu machen, welche daselbst nichts als verliebte Eitelkeiten suchen würden. Dannenhero schweifft er in seinen Unterredungen aus, bald auf den Ursprung, Glauben und Gebräuche aller frembder Völcker, bald auf die Geschichte unterschiedener beschriebener Weltweisen, bald auf die Beschreibung aller Tugenden, Laster und Gemüths-Regungen des Menschen, bald auf wichtige Staats-Händel und die hierüber entstandene Streit-Fragen, bald auf die gröten Wunder der Naturkündiger und Aertzte". So war dem Verfasser die künstlerische Behandlung in der That nur etwas ganz Untergeordnetes, sie war ihm nur ein Mittel für seine didaktischen Zwecke, und es leuchtet von selbst ein, daß es bei dem auf diesem Wege gewonnenen übermäßigen Umfange des Romans nicht möglich ist, eine vollständige Uebersicht seines Inhalts zu geben, weil eine solche selbst zu einem Buche werden müßte*). Wollte man aber nur eine Uebersicht der den Mittelpunkt bildenden Liebesgeschichte mittheilen, würde man wiederum ein ganz ungenügendes, ja selbst ein falsches Bild des Werkes geben. Wenn wir daher billiger Weise Beides unterlassen, müssen wir dagegen doch die Bemerkung machen, daß Lohenstein die verschiedenen Zwecke seines Romans mit viel größerem Tact verbunden hat, als die meisten Romanendichter seiner Zeit, und daß das Ganze mit unverkennbarem Geschick angelegt ist. Nur darin steht er auf derselben Stufe, wie jene, daß er der Darstellung der einzelnen Begebenheiten und Verhältnisse nicht die angemessene Färbung zu geben versteht, indem er Wichtiges und ganz Untergeordnetes mit der nämlichen Weitläufigkeit, mit der nämlichen „Wichtigthuerei" behandelt, und zum Beispiel die gegenseitigen Besuche vornehmer Personen mit der Genauigkeit schildert, als ob er aus den hinterlassenen Papieren eines ehemaligen Hofceremonienmeisters geschöpft hätte. Darin aber wurde er von dem Geiste seiner Zeit beherrscht, deren Pedantismus sich auch auf die vollständigste Weise in seinem Romane abspiegelt; überall, in jedem Satz, in jedem Wort erkennen wir den steifen, gezierten Höfling und Gelehrten des 17. Jahrhunderts, bei dem selbst die Leidenschaft einen abgemessenen, abgezirkelten Ausdruck haben mußte. Und so ist Lohenstein in seinem Arminius das vollste Widerspiel des Dramatikers Lohenstein; und wenn er in seinen Trauerspielen die Gränzen des Natürlichen überschreitet, so schnürt er dagegen in seinem Roman die Natur in die steifen Formen der deutschen Höfe seiner Zeit ein, daher Alles in einem und demselben Tone vorgetragen wird, dem man allerdings eine gewisse Würde, die Würde des Menuetschritts, nicht abstreiten kann, dem aber auch alle Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit der Bewegung abgeht.

Aus „Arminius und Thusneida". (2, 3.)

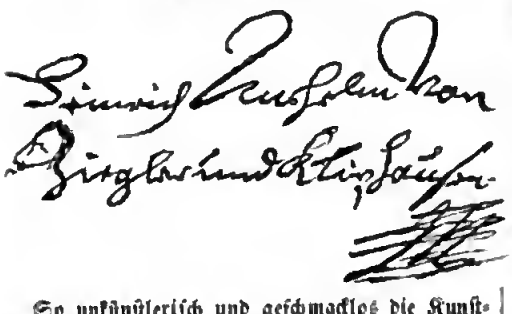
117. Gleichwohl nahm Segestes und Thusnelda auf des Keysers eigene Erinnerung den zehenden Tag nach Hertzog Herrmanns Abreise zu Rom Abschied, und segelte von Ostia mit gutem Winde geraden weges auf Gallien zu, allwo Segestes in den Rhodan einzulauffen und so ferner nach Deutschland zu reisen fürhatte. Sie kriegten den vierten Tag bey auffgehender Sonne allbereits das Vorgebirge von dem Eylande Ilva ins Gesichte, als sie zugleich zwey Schiffe recht auf sich und zwar von beyden Seiten zusegeln sahen, welches dem Segestes verdächtig fürkam und er deßwegen mit seinen Leuten sich auf allen Fall zur Gegenwehre rüstete. Demnach aber der Wind gerade Ost war, rieth der Steure-Mann nach Corsica in den Fluß Tavola, an welchem Marius die Stadt Nicäa mit Römischem Volcke besetzt hätte, einzulauffen, weil es sonst in diesem wilden Eylande gefährlich wäre, ja vermuthlich diese zwey Raub-Schiffe Corsen aufhätten. Die Schiff-Leute thaten ihr bestes, sonderlich als sie die zwey andern Schiffe ungeachtet des veränderten Lauffs ihnen folgen und alle Segel auffspannen sahen. Allein diese waren so wohl besegelt und in zweyen Stunden dem Segestes so nahe, daß die Schiffer Nicäa zu erreichen nicht getrauten, sondern gerade an dem Corsischen Ufer, wo das berühmte Schutz-Altar zu sehen ist, zu stranden riethen. Diß billigte die Fürstin, weil sie aus einer gleichsam heimlichen Eingebung oder in Ansehung dieses Altars daselbst aus der Gefahr zu entrinnen hoffte. Die Räuber ereilten sie dennoch zwey Stunden für Abends drey Meilen vom Lande, und jetzten auf beyden Seiten ihnen hefftig zu, also daß, ob zwar Segestes auf einer und die gerüstete Thusnelde auf der andern Seiten durch ihre und der übrigen tapfere Gegenwehr die Enterung hinderten, sie dennoch von denen so häufftigen Pfeilen fast alle verwundet wurden. Endlich erreichten sie bey dem Schutz-Altare in der daselbst sich ausgüssenden Bach das Land. Allein die dieser Gegend bessre kundige Räuber setzten auf Corsica so geschwinde Fuß, als die Flüchtigen, ungeachtet diese jene mit dem hinterlassenen Schiffe und der darinn befindlichen Beute zu sättigen gedachten. Diesemnach sich denn der Schiffs-Streit nunmehr in eine Feld-Schlacht verwandelte, wiewohl Segestens Theil hier alsobald den kürtzern gezogen haben würde, indem der Räuber über hundert, ihr Gegentheil aber nicht dreissig streitbare Männer, das übrige ohnmächtige Weiber weren, wenn nicht anfangs diese an einem Felsen den Rücken frey gehabt, hernach aus dieser sich gleichsam zu ihrer Errettung zerspaltenden Stein-Klippe einen unvermutheten Entsatz bekommen hätten, und zwar zu der Zeit, als schon über zwölff Mann erlegt waren, die hertzhaffte und von Blut triffende Thusnelda zwar noch Hertzens genug, aber keinen Athem, Segestes auch sich ganz verblutet und entkräftet hatte. Als die Noth dergestalt recht an mann kommen war, drang ein in einem güldenen Harnische gerüsteter Held mit noch zwantzig streitbaren Kriegs-Leuten aus dem Munde einer Hölen herfür, welcher denen Bedrängten nicht nur Lufft machte, und den auf den Segestes von dem obersten Räuber gezückten Streich auffing, sondern auch die ebenfalls abgematteten Räuber so hertzhafft anfiel, daß sich der Streit alsofort ungeachtet der ungleichen Zahl in ein gleiches Gefechte, bald darauff aber, weil schon dreissig der kühnesten Räuber ins gras gebissen hatten, ihrer seits in die schimpflichste Flucht auf ihre Schiffe verwandelte, und dergestalt nicht nur Segestes mit seinem überbliebenen Volcke, sondern auch das Schiff, darauff das zurück gebliebene Frauenzimmer beynahe für Angst Seele und Geist verlohren hatte, errettet wurden.

118. Es war allbereit ziemlich dunckel, als dieser Kampf sich endigte, und also die Personen schwerlich zu erkennen. Gleichwohl aber waren die glänzenden Waffen Thusnelden, weil Segestes inzwischen für Mattigkeit zur Erde gesuncken war, ein genungsames Kennzeichen, das Haupt dieser ihnen gleichsam vom Himmel gefallenen Helffer zu erkiesen. Diesemnach sie denn sich ihm näherte und nach abgezogenem Helme ihm mit der tieffsten Ehr-Erbietung nicht sowohl als einem Erretter,

*) Der Herausgeber hat dem Werke eine solche Inhaltsanzeige vorangestellt; sie umfaßt 97 enggedruckte Quartseiten.

dann einem Schutz-Gotte für solche Gelösung danckte, iedoch zugleich als ein Unglück entschuldigte, daß sie demselben die ihe anständige Demüthigung nicht erzeigte, welche sie wegen so seltzamer Erscheinung und unvergleichlicher Tapferkeit nicht wohl für einen Menschen halten dörfte. Diese hingegen verkleinerte seinen geringen Dienst, den er in Verjagung der Räuber ihnen geleistet hätte, als welche Menschen schon wegen der in ihrem Hertzen steckenden Bosheit auch die derselben anklebende Zaghaftigkeit im Busen trügen. Ueberdieß hätte er ihnen vielleicht mehr, als sie ihm zu dancken, indem er durch ihre Hülffe von diesem gefährlichen Raub-Ufer, an welchem sein von Ostia abgelauffenes Schiff füe sieben Tagen gestrandet hätte, an einen sichern Ort zu entrinnen hoffte. Thusnelda hörte dieser annehmlichen und ihr in etwas kenntbaren Stimme sorgfältig zu; diese letztere Erzehlung aber löste ihr vollends das Räthsel auf; und weil sie diesen ihren Schutz-Gott füe den wahrhafften Hertzog Herrmann erkennte, fiel sie ohne einige fernere Antwort ihm mit beyden Armen, ihn küssende und sein Gesichte mit tausend Freuden-Thränen netzendr, umb den Hals. Dieser, weil er ihm der Fürstin Thusnelda Reise von Rom nicht träumen lassen, noch sie aus der angenommenen männlichen Sprache erkennen konnte, stand wie ein unbewegliches Marmel-Bild und wuste ihm diese zwischen Helden ungewöhnliche Liebkosungen nicht auszulegen, bis Thusnelda endlich selbst anfing: „Hast du denn, mein liebster Herrmann, zwischen diesen rauen Felsen ihre unempfindliche Unart angenommen, daß du von deiner geliebten Thusnelda die wenigste Regung nicht empfindest?" Herrmann, der sich gleichsam von einem Meere der gröster Glückseeligkeit überschwemmt befand, wuste ihr mit nichts anders, als eben so viel Küssen, seine Freude auszudrücken, und hatten sie hierüber beynahe Segestens ganz vergessen.

Heinrich Anselm von Ziegler und Kliphausen.



So unkünstlerisch und geschmacklos die Kunstromane waren, die wir bis jetzt haben kennen lernen, so werden sie doch hierin von einem andern weit übertroffen, der sich zu seiner Zeit des jubelndsten Beifalls erfreute. Der Verfasser dieses Romans ist Heinrich Anselm von Ziegler und Kliphausen, geboren am 6. Januar 1653 zu Radmeritz in der Oberlausitz. Er entwickelte sich so frühzeitig, daß er schon im J. 1670 die Universität zu Frankfurt an der Oder beziehen konnte, nachdem er vorher das Gymnasium in Görlitz drei Jahre lang besucht hatte. Neben der Rechtswissenschaft studirte er die alten und neuen Sprachen, mit besonderer Vorliebe aber die schönen Wissenschaften und die deutsche Dichtkunst. Da er der Erbe eines ansehnlichen Vermögens war, bewarb er sich um kein öffentliches Amt und er nahm nur die Stelle eines Stiftsraths zu Wurzen an, weil ihn dieselbe nicht so sehr in Anspruch nahm, daß er seine Studien und literarischen Beschäftigungen hätte aufgeben müssen. Von Natur schwächlichen Körpers, verfiel er schon frühe in Hypochondrie, und er starb am 8. Sept. 1697 im 44. J. seines Alters.

Der Roman, der ihm so großen Beifall erwarb, „Asiatische Banise, oder muthiges, doch blutiges Pegu, in historischer und mit dem Mantel einer Helden- und Liebesgeschichte bedeckten Wahrheit beruhend" (Leipz. 1688), hatte für das größere Publikum den nicht kleinen Vorzug, daß er einen nur mäßigen Umfang hatte und daher leichter zu bewältigen war, als jene bändereichen Geschichten, die an der Tagesordnung waren. Zudem lag der Stoff näher, als der in den deutschen, altorientalischen und altrömischen Romanen des Bucholtz, Anton Ulrich und Lohenstein; denn wenn die Geschichte auch im tiefen Asien und in einer längst vergangenen Zeit (dem Ende des 15. Jahrh.) spielt, so war man doch durch die zahlreichen Reisebeschreibungen und Wundergeschichten, welche von Asien handelten, mit diesem Welttheile vertrauter, als mit den Zuständen, welche jene Romane vorführten, und machte um so mehr bleibende Wirkung, als man sich die in der Banise geschilderten Verhältnisse als noch im vollen Umfang bestehend dachte. Die Darstellung „der wundersamen Gewohnheiten und Gebräuche der barbarischen Asiaten bey Heyrathen, Begräbnissen und Krönungen" erregte daher größeres Interesse, als die ähnlichen Schilderungen aus längst verflossenen Zeiten, bei welchen der Leser gleichgültig blieb. Man hatte hier eine Liebesgeschichte, eine Robinsonade und eine Art Reisebeschreibung zu gleicher Zeit. Der geringere Umfang des Werks hatte endlich noch die unausbleibliche Wirkung, daß die hier, wie dort gehäuften Abenteuerlichkeiten Schlag auf Schlag folgten, und eine leidenschaftliche Stimmung erregen mußten, was bei den lang gedehnten Romanen der Andern nicht der Fall war. „Es treten darinnen Helden auf," sagt der Verfasser der Vorrede zu einer späteren Ausgabe*), „die sich durch Muth und erhabene Tugenden auszeichnen, Tyrannen, die durch Mord, Grausamkeit und unmenschliche Leidenschaften den höchsten Abscheu erregen; die Heldin leuchtet als ein Bild vollkommener Keuschheit hervor und nie werden die Leser mit wollüstigen oder unfläthigen Liebesgeschichten unterhalten." Dieses Alles mußte Wirkung machen, welche durch die über alle Maßen schwülstige und hochtrabende Darstellung nicht wenig erhöht wurde, ohne welche damals kein Roman bei dem gelehrten oder gebildeten Publikum laute Anerkennung gefunden hätte, und so galt namentlich der Anfang des Romans als ein Muster vollendeten Styls**). So bot die „Ba-

*) Königsb. u. Leipz. 1764. Es erschienen deren sieben oder acht, und im J. 1721 fügte J. G. Hamann einen zweiten Theil hinzu. Auch wurde die „Asiatische Banise" im Jahre 1710 als Oper bearbeitet, und in der „deutschen" und „anglischen" „Banise" nachgenahmt.

**) „Blitz, donner und hagel, als die gerechten werckzeuge des gerechten himmels, zerschmettere den pracht deiner gold-bedeckten thurme, und die rache der Götter verzehre alle besitzer der stadt, welche den untergang des Königlichen hauses befördert oder nicht solchen nach äusserstem vermögen, auch mit darsetzung ihres blutes gebührend verhindert haben. Wollten die Götter, es könten meine augen zu donner-schwangren wolcken, und diese meine thränen zu grausamen sündfluthen werden. Ich wollte mit tausend leuten als ein feuerwerck rechtmäßigen zornes nach dem heerzen des vermaledeyten blut-hundes werfen, und dessen gewiß nicht verfehlen; ja es sollte alsbald dieser treanne sammt seinem Götter- und menschenverhaßten anhange überschwemmet und hingerissen werden, daß nichts als ein verächtliches andencken übrr-

nisse" Alles dar, was der Geschmack der Zeit nur verlangen konnte, und selbst die Unwahrscheinlichkeit der darin erzählten Ereignisse war den Lesern erfreulich.

Der Beifall, den die „Banise" erhielt, munterte den Verfasser auf, die „Helden-Liede der Schrifft Alten Testaments in 16 anmuthigen Liebes-begebenheiten" herauszugeben, deren Vorrede vom J. 1691 datirt ist, von der wir aber keine frühere Ausgabe als die von 1708 (Leipzig) nachweisen können. In diesen Liebesgeschichten nahm er sich Hoffmannswaldau zum Muster, und fügte jeder derselben auch „Poetische Wechsel-Schrifften" (Heroiden) bei, welche eben so unzüchtig sind, als die seines Vorbildes, deren Gedanken und Bilder sich bis zum Ekel wiederholen. So widerlich sie daher auch sind, kann man sich doch des Lachens nicht enthalten, wenn man unter Andern den Briefwechsel zwischen der Bäckinerin Sara und Abraham, oder gar zwischen Adam und Eva zu Gesicht bekommt. Die prosaischen Erzählungen sind schwerfällig und pedantisch und mit den abgeschmacktesten Betrachtungen angefüllt, z. B. ob Adams Rippe, aus welcher Gott die Eva erschaffen, ein überflüssiges oder nothwendiges Bein gewesen sei.

Abraham a S. Clara.

Einer der wenigen Schriftsteller aus dem südlichen Deutschland, welche die Geschichte der deutschen Literatur berücksichtigen darf, verdient Abraham a S. Clara um so mehr nähere Betrachtung, als wir in seinen Schriften zugleich ein vollgültiges Zeugniß von dem Bildungszustand der katholischen Länder am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrh. erhalten. Ulrich Megerle, geb. am 4. Juni 1642 zu Krähenheimstetten unweit Möskirch in Schwaben, trat 1660 in seinem 18. Jahr zu Mariabrunn in Oesterreich in den Orden der Augustiner-Barfüßer, wo er den Klosternamen Abraham a S. Clara annahm, unter welchem er berühmt wurde. Er studirte hierauf in Wien Theologie und Philosophie, wurde Priester und Doctor der Theologie und darauf Prediger in verschiedenen Klöstern seines Ordens, zuerst im Kloster Taxa in Bayern, dann in Wien und Grätz. Als solcher erwarb er sich einen so hohen Ruf, daß ihn Kaiser Leopold I. im J. 1669 als Hofprediger nach Wien berief, wo er während der großen Pest im J. 1679 durch seinen unermüdlichen und furchtlosen Eifer als Seelsorger die größte Anerkennung und Liebe bei Hohen und Niedern gewann. Im J. 1689 wurde er zum Provincialen seines Ordens in Deutschland gewählt; er starb zu Wien am 1. Dec. 1709.

Wir haben gesagt, daß seine Schriften ein vollgültiges Zeugniß von dem Bildungszustande der katholischen Länder zu seiner Zeit gäben, und in der That sind dieselben nicht bloß eine Schöpfung seines eigenen Wesens, sie sind eben so sehr aus der Nothwendigkeit hervorgegangen, sich in Sprache, Darstellung und Form nach dem Publikum zu richten, auf welches er wirken wollte. Sagt er doch selbst in seinem „Judas" (1. Th. 5. Cap.): „So lang ein Prediger ein schöne, zierliche, wolberedte, ein auffgeputzte, mit Fabeln vnd sinnreichen Sprüchen vnderspickte Predig macht, da ist jedermann gut Freund. Vivat der Pater Prediger! ein wackerer Mann! ich hör ihm mit Lust zu ꝛc. Wann er aber ein scharpffen Ernst anfangt zu zaigen, wann er anfangt, grossen Herrn, denen hohen Ministris vnd Räthen, den Edl-Leuthen, den Gaistlichen, den Soldaten, dem Magistrat vnd Obrigkeiten, den Zimmerleuthen, Becken, Gartnern, Wirthen, den Bauren und Kindern, dem Frauen-Zimmer die Warheit zu sagen, so bringt ihm solches Reden Rädern, so dringen ihm solche Wörter Schwerdter, so bringt ihm solches Sagen Klagen. Er verfeindt sich allenthalben, sein Auditorium wird bald die Schwindsucht leyden, die Kirchenstüel werden bald lauter Quartier der alten Weiber werden, die Kirchen wird bald werden, wie ein abgebrochener Jahrmarkt, an allen Orthen wird man hören: Was kev ich mich vmb den Prediger." Seine Schriften entsprechen allerdings den Anforderungen, die, wie er sagte, an einen Kanzelredner gemacht wurden, wenn er gefallen sollte; Alles ist darauf berechnet, das Lachen zu erregen und durch den komischen Effect die Aufmerksamkeit zu fesseln, wodurch auch eine tiefere Wirkung herbeigeführt werden sollte. Die Darstellung ist daher im höchsten Grade burlesk und mit Wortspielen und Gleichnissen überfüllt, an denen er freilich unerschöpflich war und die sich ihm meistentheils ungesucht und in überraschender Menge darboten (2). Aber auch an eigentlichen Witzen ist er außerordentlich reich; stets ergreift er mit sicherem Blicke die lächerlichen Seiten der menschlichen Verhältnisse und Zustände und seine Schilderungen derselben beweisen, daß er eine seltene Beobachtungsgabe hatte. Eben so unerschöpflich ist er an Fabeln, Geschichten und Anekdoten jeglicher Art, die er bei jeder Gelegenheit anzubringen und wenn es nöthig ist, auch nach dem Bedürfniß umzugestalten weiß. Nicht selten sind sie mit wirklicher Meisterschaft, meistens

bliebe". — An gesuchten und geschmacklosen Wendungen ist Ziegler eben so reich, als irgend Einer, so werden bei ihm „die Nachtlampen ihres Amtes entlassen", und man kann „die Buchstaben der Liebe in den Augen lesen".

mit bewundernswürdiger Lebendigkeit erzählt; denn wie er Alles auf den Augenblick berechnet, so läßt er sich hinwiederum von dem augenblicklichen Eindruck beherrschen. Wenn ihm daher irgend eine Geschichte gefällt, so erzählt er sie mit eben derselben Behaglichkeit (3), als ob die Mittheilung derselben seine eigentliche Aufgabe wäre, und wenn sich ihm im Laufe der Rede irgend ein Gedanke darbietet, der eine glückliche Entwickelung verspricht, so verfolgt er denselben bis zu seinen letzten Folgerungen, mag auch der Zusammenhang des Ganzen dadurch unterbrochen werden. Sprache und Styl entsprechen dem Inhalt und der Auffassungsweise auf das Vollkommenste. Abraham a S. Clara spricht die Sprache des Volks, und sein Styl hat alle die Vorzüge, die daraus erwachsen können; er ist klar, lebendig, anschaulich, und von natürlichem Wohllaut; an Mannigfaltigkeit und Abrundung der Satzbildungen wird ihn kaum ein anderer Schriftsteller der Zeit, selbst nicht einmal Grimmelshausen, übertreffen. Reich an treffenden Ausdrücken, scheut er sich auch vor den kräftigsten nicht, wie er auch keinen Anstand nimmt, Possen und Zoten zu reißen. Zwar ist die Sprache im Ganzen hochdeutsch, aber mit einer Menge von österreichischen Provinzialismen versetzt, was den burlesken Charakter noch erhöht. Und so sind Megerles Schriften das ächteste Urbild von dem, was man gewöhnlich unter Capucinaden versteht, wie ihn denn Schiller in seiner Capuzinerpredigt in „Wallensteins Lager" nicht allein nachgeahmt, sondern wesentlich benutzt, aber freilich zur bewußten künstlerischen Einheit gehoben und die Redensarten und Wortspiele Abrahams nicht selten besser und angemessener, obgleich ganz in dessen Sinn gestaltet hat, abgesehen davon, daß er manche neue schafft, die Abraham nicht besser hätte sagen können.

Unter seinen zahlreichen Schriften ist „Judas, der Erz-Schelm" (4 Thle.), der oft gedruckt und nachgedruckt wurde, die bedeutendste, und diejenige, weshalb wir ihn hier behandeln. Es bildet nämlich die sagenhafte und wol von ihm auch noch erweiterte Geschichte Judas Ischarioths den Rahmen des Werks, das auf diese Weise zu einer Art von Roman wird. Freilich ist es dem Verfasser nicht darum zu thun, einen solchen zu schreiben, sondern er benutzt die einzelnen Züge, die er Kapitel für Kapitel erzählt oder auch nur andeutet, gleichsam als Text zu einer Predigt, und so spricht er in seiner Weise nach und nach über die Träume, den Ehestand, das Hofleben, die Kinderzucht (1), die böse Gesellschaft, die Undankbarkeit (3) u. s. w., und das Ganze würde eine durchaus didaktische Haltung gewinnen, wenn er nicht wiederum durch seine oben schon berührte Gewohnheit, Alles durch Geschichten aus der Bibel und aus der Geschichte aller Zeiten und Völker, so wie durch Fabeln und Anekdoten, die er häufig dem Volksleben entnimmt, zu erläutern, in das Gebiet der Erzählung und selbst der Dichtung einlenkte. Aus demselben Grunde könnten daher auch seine Predigten, von denen er übrigens mehrere in den „Judas" eingeschaltet hat, hiehergezogen werden, da dieselben durchschnittlich ganz in derselben Weise gehalten sind, und von einer Predigt nichts als die äußere Form und den lebhaft rhetorischen Vortrag haben, der übrigens auch im „Judas" nicht zu verkennen ist, wie denn Abraham ein wahrhaft rednerisches Talent hatte, mit welchem er Großes hätte erreichen können, wenn er eine geschmackvollere Bildung (an vielseitigen Kenntnissen fehlte es ihm keineswegs) und vor Allem ein gebildeteres Publikum gehabt hätte. Aber dem Wiener Hof hätte wahrscheinlich der würdige Ernst eines Bossuet oder Fenelon, Abrahams Zeitgenossen, weniger behagt, als der possenhafte Vortrag seines Hofpredigers *).

Aus „Judas dem Erz-Schelm".

1. (Die Kinderzucht. 1. Th. 6. Kap.)

Ihr Eltern thut zu vil, vnd thut zu wenig: ihr thut zu wenig straffen, ihr thut zu vil lieben eure Kindee. Ihr habt zweiffels ohne öffters vernommen auß der H. Scheifft, wie einst die Bäumer seynd zusammenkommen vnd auff ihrem hültzernen Reichstag einen König erwählt; die meheste Stimmen seynd gefallen auff den Oelbaum, auff den Feigenbaum, auff den Weinstock ꝛc.; vom Birckenbaum geschicht keine einige Meldung. Meines theils, wann ich wäre gegenweetig gewesen, vnd als ein Mitglid auch ein freye Waht hätte gehabt, so hätte ich vnfehlbar den Bieckenbaum zum König erkisen; dann niemand glaubts, wie ruhmwädig disee regieret, absonderlich in dee Kinderzucht. Alle heilige Engel gefallen mie wol, einen außgenommen. Dee Kostherr des Daniel war ein Engel, dee gefallt mir wol. Dee Artzt des Tobiæ wae ein Engel, dee gefallt mir wol. Dee Abgesandte der Muttee GOttes wae ein Engel, der gefallet mie wol. Deß Lotha sein Salvo-Conduct war ein Engel, der gefallt mir wol. Die Schildwacht vee dem Paeadeyß ist ein Engel, der gefallt mie wol ꝛc.; abee einer will mir schier nit gefallen, der jenige, welcher dem gehoesamen Patriarchen Abeaham in den Säbel gefallen, vnd auffgeschreyen: „Non extende manum tuam super puerum! Strecke dein Hand nicht auß übee den Knaben, vnd thue ihm nichts!" Ich weiß gar wol, daß solches der Befelch deß Alleehöchsten war vnd dessenthalben hieeinfalls keines Fehlees zu beschuldigen. Wann ein Vatter, ein Mutter mit dee Ruthen wird ein Streich führen über den Knaben, bin versicherl, daß ihm kein Engel den Steeich wird auffhatten, wie dem Abeaham; ja die Engel werden ihn noch anfrischen mit ernstlichen Worten: „Extende manum tuam super puerum! Strecke dein Hand auß über den Knaben.

Ich schneid, ich schneid, ich schneid: was aber? ich schneid ab: was? die Nasen? nein, nein! Constantinus Pogonatus hat beeden seinen Beüdeen Heraclio vnd Tiberio die Nasen abgeschnitten, damit sie nur nicht zue Eren vnd Regieeung gelangen möchten. Das ist erudel vnd tyrannisch: das thue ich nit. Ich schneid, ich schneid, ich schneid: Was aber? ich schneid ab: was? die Ohren? nein, nein! Petrus hat dem Böswicht Malcho das Ohr abgehaut, welchen schmertzlichen Schaden der gebenedeyte JEsus wiedee geheilt hat. Das thue ich nit. Ich schneid, ich schneid, ich schneid: Was abee? ich schneide ab: was? die Zungen? nein, nein! Den streitbaren Blutzeugen Christi Hilario vnd Florentio seynd die Zungen außgeschnitten worden, nichts desto wenigee haben sie gleichwol geredet vnd JEsum Christum gebenedeyet. Das thue ich nit. Ich schneid, ich schneid, ich schneid: was aber? ich schneide allen Eltern die Fingee ab. Adonibexec, ein stoltzer vnd tyrannischer König, hat 70 andeeen gefangenen Königen die Fingee abgeschnitten: das wae erschröcklich. Disem folge ich nach vnd möchte gern denen mehresten Eltern die Finger abschneiden, damit sie nit mehr so starck ihren Kinderen durch die Finger sehen, sondern dieselbige von Jugend auff straffen. So lange Moyses die Ruthen in Händen gehabt, ist sie ein schöne Ruthen verblieben, so bald ees abee auß der Hand fallen lassen,

*) Von den übrigen Schriften eewähnen wir nur „Meecks Wienn" (Schildeeung dee Pest), „Auf, auf ihr Christen" (eine Turckenpeedigt, aus welchee insbeeondere Schiller geschöpft hat, „Ganz neu ausgeheckles Narrennest", „Etwas für Alle", „Huy und Pfuy der Welt", „Heltsames Gemisch Gemäsch" u. s. w.

versa est in columbam, da ist gleich ein Schlangen daraus worden. Also auch, meine liebste Eltern, so lang ihe die Ruthen in Händen habt, und ein gute scharpffe Zucht fahret unter denen Kindern, so bleibt alles gut; wann ihr aber die Ruthen fallen lasset, so wird gleichförmig ein Schlang darauß: ich will sagen, es ist lauter schädliches Gifft denen Kindern, so man die Ruthen nicht in die Hände nimbt.

Die Erd bringt kein Frucht, sondern Distl, wann man sie nit mit scharpffen Pflug-Eysen durchgrabt: die Jugend thut kein gut, wann man sie nit scharpff haltet. Das Eysen, so erst auß dem knopperten Beegweck gebrochen, ist nichts nutz, es komme dann der harte Hammerstreich darauff. die Jugend bleibt nichts nutz, so man der Streichen verschonet.

Der Weinstock wird nit tragen, sondern verfaulen, so nit ein Stecken darbey stehet: die Jugend wird nit fleissig seyn, sondern faul, wann nit die Ruthen darneben steckt.

Die Muste wird auff Katzen-Arth ungereimbt verbleiben, wann der Tact-Streich des Capell-Meistees abgehet: die Jugend wird sich mehrist ungereimbt verhalten, wann der Tact der Elteen oder deß Præceptors manglet.

Die Leinwath des Mahlers wird kein schöne Bildnuß vorstellen, wann er den Sterich-Pembsel nit an die Hand nimbt: die Jugend wird denen Eltern keine Zierde bringen, wann sie nicht wol mit dem birckenen Streich-Pembsel auff die Leib-Faeb anhalten.

Wie nennet Clemens Alexandrinus die Kinder? er nennt sie Flores Matrimonii, Blumen des Ehestands. Gut, gut! die Blumen müssen vmbzeunt seyn mit Ruthen vnd Stecken, sonst kombt ein jede Sau daruber. Wie nennt der H. Vatter Augustinus die Kinder? er nennt sie Naviculas fluctuantes, kleine wanckende Schifflein. Gut, gut! zu disen Schifflein muß man Ruder brauchen, die der Besenbinder feil hat. Wie nennt der H. Gregorius Nazianz. die Kinder? Oculos suorum parentum, Aug-Apffel ihrer Eltern. Gut, gut, aber denen Aug-Apffel hat die Natur Augbraun gesetzt, welche wie die Ruthen gestellt seyn. Wann man aber die Ruthen spart, so kombt Schand vnd Schad über die Kinder. Nero wär kein solcher Böswicht worden, wann ihn sein Mutter Agrippina hätt schärpffer gehalten. Jener Sohn hätte bey dem Galgen der Mutter das Ohr nicht abgebissen, wann sie ihn hätte besser gezüchtiget in seiner Jugend. Derselbe Bub wäre wol nit schlimm worden, welchen der Beichtvatter befraget, ob er das Vater vnser könne, der antwortet mit nein, woraff der Pater widersetzt: „Ey, das ist nichts nutz!" „Eben daeumben," sagt der schlimme Schelm, „hab ich es nicht gelehenet." Dieser wäre bei weiten nit so böß worden, wann seine Eltern öffters hätten die Ruthen gebraucht. Ein anderer ist drey Jahr in einer Schul wegen seiner Faulheit vnd Unfleiß sitzen bliben, welches ihm der Vatter hart verwisen, deme aber der Sohn zngeerdet: „Mein Vatter, verwundert euch doch nit so sehr über diß; ist doch mein Professor schon das vierdte Jahr in dieser Schul." Dieser Mauß-König wäre nicht so träg vnd faul gewesen, dafern er in der Jugend die Ruthen mehrer gekostet hätte.

2. (Die Jungfrau. 1. Th. 9. Kap.)

Ein rechte Jungfrau soll seyn vnd muß seyn, wie die Glocken am Gharfreytag, muß sich nit vil hören lassen; die Männer können Vocales seyn, die Weiber Consonantes, die Jungfrauen aber müsten Mute seyn. Ein rechte Jungfrau soll seyn vnd muß seyn wie eine Orgel; so bald disc ein wenig angetastet wird, so schreyt sie; ein rechte Jungfrau soll seyn vnd muß seyn, wie der Palm-Gul, der last sich im Jahr nur einmahl sehen; ein rechte Jungfrau soll seyn vnd muß seyn, wie ein Spittel-Supven, die hat nit vil Augen, auch soll sie auch wenig vmbgaffen ꝛc.; ein rechte Jungfrau soll seyn vnd muß seyn, wie ein Nacht-Gul, die kombt sein wenig ans Taglicht; ein rechte Jungfrau soll seyn vnd muß seyn, wie ein Spiegel, wann man disem ein wenig zu nahen kombt vnd anhauchet, so macht er ein finsteers Gesicht; ein rechte Jungfrau soll seyn vnd muß seyn, wie ein Liecht, welches verspcrrter in der Latern vil sicherer ist, als ausser derselben. Insonderheit aber soll seyn vnd muß seyn ein rechte Jungfrau, wie ein Schildkrott, diese ist allezeit zu Hauß, massen sie ihre Behausung mit sich tregt, also eine rechte Jungfrau sich mehresten soll zu Hauß aufhalten zur Meidung aller böjen Gelegenheiten; denn gleichwie jener gute Saamen deß Evangelischen Ackermanns, so auff den Weeg gefallen, von den Vogten ist verzehrt worden, also seynd die Ehrsame Jungfrauen, welche immerzu auff Weeg vnd Gassen sich sehen lassen, von den Ehrz-Vöglen gar nicht sicher. Wäre die Dina, deß Jacobs saubere Tochter, zu Hauß geblihen, so wäer sie niemahlens so spöttlich vmb ihe Ehr kommen.

3. (Der Bauer, die Schlange und der Fuchs.) (1. Th. 16. Kap.)

Ein Bauer wollte einest etwas in die nechst entlegene Statt tragen zu verkauffen; vnderwegs aber wegen deß schwären Lasts thät er bey einem Felsen rasten, in welchem Felsen ein grosse Schlangen versperrter gelegen. Wie diß den Bauren wahrgenommen, so fanget sie an inständig zu bitten, er wolle sich doch ihrer erbarmen. „Ich bitte dich vmb Gottes willen, welcher dem Moysi in dem alten Testament von dem Ehr- vnd Glocken-Speiß auff eine hohe Säulen mich zu setzen befohlen; ich bitt, ich bitt vnd bitt dich tausend vnd tausendmahl, hilff mir doch auß disem Loch, dann ich wegen des schwären Stains nicht kan herauß kriechen." „Wie wirst du mich aber belohnen?" frage der Baur. „O mein hertzallerliebster Mann, ich will dir den Danck geben, mit welchem die Menschen die gröste Gutthaten pflegen zu bezahlen." „So seys dann!" Der Baur weltzet den grossen Stein hinweck, daß also die Schlangen in freyen Lufft kommen vnd deß langen Kercffs entlediget worden. Wie sie sich nun in der Freyheit befunden, so will sie mit grossem Gewalt den Baurn vmbbringen. „Holla!" schreyt der Baur, „was ist das? ist das der Welt-Danck?" „Ja!" spricht die Schlangen, „die Menschen pflegen in der Welt das Gute mit dem Bösen zu vergelten, vnd solchen Welt-Danck hab ich dir versprochen." „Waist du was, mein Slangen", entschuldiget sich der Baur, „ich bin ein einfältiger Mann vnd nit schrifftgelehrt; ich will mich mit dir ohne gelehrte Zeugen in kein Disputation einlassen, sondern wir wollen andeer suchen, welche hierinnfalls verständig urthlen werden. Ist es Sach, daß ich vnrecht habe, so will ich geen sterben." Begeben sich demnach beede, der Baur vnnd die Schlangen, auff den Weeg, vnd treffen bald an einen alten Schimmel, welcher nichts als Haut vnd Bain tragte. Diser hatte sein Wayd auff einem dürren Feld vnd waer allebereits schon dem Schindophilio übergeben. „Willkomb, Herr Schimmel! Wie kombt es, daß ihr euch gantz alleinig auff disem öden Feldt auffhaltet? Auß was Vrsachen ist der Herr nit zu Hauß im Stahl bey einer guten Haberkost?" „Ach, meine Herrn," antwort der Schimmel, „ihr dörfft euch deßwegen nit so starck verwundern: es ist schon allbereits der Welt ihr Brauch. Ich bin 30 Jahr bey einem Edelmann gewest, dem dieses Geschleß vor enren Augen zugehörig, habe ihme gedienrt, wie es einem redlichen Pferdt zustehet: Ich waiß mich wol zu erinnern, daß ich ihn in dem vorigen Türcken-Krieg bey Comoren etlich mahl hab vom Todt errettet. Jetzt daß ich nit, schädig vnd gantz krafflos bin, so hat er mich dem Schinder übergeben." „Siehst du es, Baur? hast es vernommen, wie die Welt das Gute mit dem Bösen belohnet?" „Alle! jetzt bring ich dich vmb!" sagt die Schlangen. „Gemach!" bittet der Baur, „gemach! die Sach muß durch einen allein nicht geschlichtet werden. Wann mehrere dieses Urthls werden seyn, alsdann will ich mich gantz erbietig ergeben." Gut! die zwey beurlauben sich von dem Schimmel vnd nemmen seeners ihren Weeg fort. Bald aber trasfen sie einen Hund an, welcher an einem alten Strick an einem Zann angebunden. „Willkomb, Herr Melampas! wie so melancholisch? Ihr müst ein schlechte Kost haben, weil ihr

so Bainträrlerilch außschauet? Wie kombt es, daß euer Hundhrit also bey disem Zaun sich befindet?" „Ach!" senfftzet der Hnnd, „das ist mein Lohn, daß ich meinem Herrn so getren gedient hab. Was Strapaze hab ich in mancher Jagd vnd Höz außgestanden! wie vil Haasen hab ich meinem Herrn gefangen vnd ihme also mit eignen Zähnrn manches Schnappdissel erhaschet! Will geschweigen, daß ich Schelmen vnd Dieb mit meinem wachen vnd bellen Nachtlicher Weil hab abgetrüben. Anjetzo da ich alt, matt, müd vnd verdrossen bin, hat er mich an den Zann binden lassen, vnd wird bald einer kommen, der mich erschiessen wird." „Alle!" sagt die Schlang; „Baur, halt her! dein handel ist nun verlohren: zwey haben dich schon überstritten." „Gy, nit so gäh, mein Schlang! Dasern drr dritte nach solcher Meinung wird seyn, so will ich mich nachmahlens keinesweegs waigern." In wehrendem Zanck last sich ein Fuchs sehen, welcher sich selbst freymüthig für einen Richter bey disen streitenden Partheyen auffgeworffen, rufft dahero den Baurn ein wenig beyseits vnd fragt denselben, ob er mit Hennen versehen seye, vnd wie vil er ihme wolle spendiren, waan rr ihne auß diser änssersten Erbens-Gefahr salvire. „Ich schencke dir allr Hennen, mein guldner Fuchs!" sagt der Baar. Uebre solches fangt der Fuchs mit besondrer Wolredenheit die Sach vorzutragen, alle Umbständ reifflich zu erwegen. „Damit aber hierinnfals keinem ein Unbild oder unrecht geschehe," sagt der Fuchs, „also ist nothwendig, drn Augenschein einzunehmen, wie sich der Handl hat zugetragen." Begeben sich dahero alle drey zu dem Felsen. Der Fuchs schüttlet den Kopff vnd last sich nerlanten, als komme es ihme unmöglich vor, daß die grosse Schlang in disem Loch srye gestecket. „Mein Schlangen! gehe her vnd zeig mirs: wir bist du darinnen gewest?" Die schliefft hinein, der Baur müste den Stain furweitzen: alsdann fragt mehrmalen der Fuchs: „Mein Schlang, ist es also gewest?" „Ja, ja! ganz natürlich ist es also gewest!" „Nun, nun", antwortet der arge Fuchs, „ist es also gewest, so solle es also verbleiben!" Dergestalten ware der Baur auß seiner Gefahr rrrettet, vnd vollre Freuden dem Fuchsen versprechen, rr solle frühe Morgens vmb 7 Uhr im Hnuß anff ein gute Hennensuppen erscheinen. Der Banr kombt etwas spatt nach Hauß, wessenthalbrn das Weib das Gestien schon mit trutzigen Runtzien außgelpaliert, vnd drn nrmen Mann mit rauhrn Worten bewillkombt. „O mein Weib," sagt der Bauer, „wann du solt wissen, wie es mir ergangen, du wurdest weit anderst reden. Meia guldene Urschel! du hättest bey einem Haar dein Mann nrrlohren. Gedencke, was mir für ein Unsteen begegnet in augenscheinlicher Lebens-Gefahr bin ich gewest," vnd rrzehlt ihrs mit allen Umbständen. „Doch hat der Himmel einen ehrlichen Fuchsen zu mir geschicket, der hat mich dnrch seinen Witz wunderbarlich erlediget, dessentwegen ich ihme anß schuldigster Danckbarkeit all vnsere Hennen nerisprochen, rnd Morgen, wills GOtt, in drr Frnhe vmb 7 Uhr wird rr dieselbige abhellen." „Was? hollen?" sagt sie, „Hennen hollen? meine Hennen hollen? soll dich der Teu! Was hast du mit meinem Gestugweech zu schaffen, da Schmarotzer? Wer wird dir nachmahls die Avr legen? Du Pengi! Du Piffel! Komb mir nnr der Fuchs, ich will ihm schon einen holzernen Vergeltgott zu verkosten geben!" Der arme Fuchs wuste vmb all diss Bosheit nichts, dahero ist er in der Frnhe in gnter Sicherheit vnd Bretrauen in das Haaß kommen, hoffte denselbigen Tag ein absonderliche Mahlzeit. Kaum aber daß er ein gnten Morgen abgelegt, hat ihm die Bäurin mit ein Scheitholtz den Rückgrad eingeschlagen, daß also der nrme Fuchs in disen seinen Todtsnothen nichts mehrers lamentiert, als die Undanckbarkeit der Welt, wie solche das Gute mit dem Bösen so vilfaltig vergelte vnd bezahle.

Christian Weise.

Die Romane von Christian Weise, den wir noch zu erwähnen haben, haben freilich alle bestimmt didaktische Zwecke, die er auch entschieden genug in den Vorreden ausspricht; allein er weiß dieselben in der epischen Behandlung aufgehen zu lassen, und er vermeidet namentlich die gelehrten und rhetorischen Abschweifungen gänzlich, welche den Kunstroman seiner Zeit charakterisirten. Seiner früher schon geschilderten Eigenthümlichkeit gemäß (S. 320) sind auch seine Romane einfach und natürlich: er will weder große Verhältnisse oder wunderbare Abenteuer darstellen, noch ist ihm an endlosen Verwickelungen gelegen, und so ist auch die Sprache eher trivial als gesucht oder schwülstig. Der didaktische Zweck tritt am offensten in den „Drei Hauptverderbern", die er im J. 1671 unter dem Namen „Siegismund Gleichviel" herausgab, hervor; es ist dies ein Gesicht in der Weise Moscheroschs, in welchem er die drei Hauptgebrechen des deutschen Volks (kirchliche Unduldsamkeit bei höchster Gleichgültigkeit in Sachen des Glaubens, Machiavellistische Grundsätze bei Hohen und Niedern neben Unzufriedenheit und blinde Modesucht) nicht ohne Kraft und treffenden Witz darstellt. Der zweite Roman: „Die drei ärgsten Narren durch Catharinum Civilem" 1672, hat schon einen entschiedener epischen Gang, obgleich auch hier die didaktische Absicht schon in der Art und Weise der Einkleidung deutlich hervortritt. Einer soll nämlich in Folge testamentarischer Verfügung die drei ärgsten Narren malen lassen und er unternimmt daher eine Reise, um diese aufzusuchen. Da trifft er nun die verschiedensten Menschen mit den verschiedensten Mängeln und Gebrechen an; die mannigfaltigsten Charaktere und Zustände entrollen sich vor unsern Augen und zwar um so lebendiger und anschaulicher, als der Verfasser sie entweder handelnd auftreten läßt oder er wenigstens bedeutende Züge aus ihrem Leben erzählt. Dadurch erscheint das Ganze als eine Sammlung von Geschichtchen aller Art, die er zum Theil aus bekannten deutschen und französischen Schriftstellern entlehnt, und die meistens recht gut und lebhaft erzählt sind. Besonders gut sind die Schilderungen einzelner Personen und Charaktere, z. B. des Deutsch-Franzosen (im 4. Kap.), und es fehlt ihnen nichts als eine im Ganzen geschmackvollere und gebildetere Haltung, um denen des La Bruyere an die Seite gestellt werden zu können. Indem er so Bild auf Bild an einander reiht, schildert er, was seine nächste Absicht war, die Thorheiten der Menschen überhaupt und die seines Zeitalters insbesondere, unter welchen er weder die Alamode-Mischsprache, noch die neuen Wortbildungen des Zesen (7. Kap.) vergißt. Der Beifall, den dieser Roman erhielt (er erlebte fünf Auflagen), munterte den Verfasser auf, ein Gegenstück zu demselben in den „Drei klügsten Leuten von Cath. Civilis" (1673) erscheinen zu lassen. Die bekannte Episode des Arioste ist zum Rahmen benutzt. Florindo, der nämliche, der die drei Erznarren gesucht hatte, trifft seine Frau, von der er eben Abschied genommen hatte, mit einem fremden Manne an, und als er darauf an den Hof gereist, findet er, daß auch die Fürstin einen Buhlen habe. Er entdeckt es dem Fürsten, und beide begeben sich auf Reisen, theils um die Ungetreuen zu vergessen, theils um die drei klügsten Leute aufzusuchen. Später ergibt es sich, und darin weicht Weise von Ariost ab, daß die beiden Frauen keineswegs untreu gewesen, sondern Florindo sich durch einen trügerischen Schein hatte täuschen lassen. Die

Frauen waren nämlich den Männern, die unterdessen allerlei Mißgeschick erfahren, nachgereist, hatten sie nach vielen zum Theil unglücklichen Irrfahrten wirklich aufgefunden, und ihnen solche Erklärungen gegeben, daß sie an der Treue ihrer Gattinnen nicht mehr zweifeln konnten. In diesen Rahmen werden, wie beim vorigen Roman, allerlei Gespräche über mannigfaltige Lebensverhältnisse und auch wohl Geschichten zur Veranschaulichung derselben eingefügt, aber keineswegs mit solchem Glück als in den „Drei Erznarren", indem das belehrende Element weit mehr vorwiegt. Noch mehr ist dies bei dem „Pollitischen Näscher von J. R. O." (1676) der Fall, in welchem die Geschichte, welche zur Einkleidung dient, nicht einmal abgeschlossen ist, weil der Verfasser die Gedankenreihen, deren Entwickelung als sein eigentlicher Zweck erscheint, schon ausgeführt hatte, ehe die Erzählung beendigt war.

Das Hauptverdienst der Weise'schen Romane liegt, wie schon aus der gegebenen Darstellung erhellt, nicht sowohl in der künstlerischen Behandlung, sondern vielmehr darin, daß er, wie im Drama, wie in der Lyrik, so auch in dieser Gattung zur Wahrheit und Natürlichkeit zurückführte, daß er Menschen von Fleisch und Blut und nicht bloße Phantasiegebilde schilderte, daß er mit Einem Worte das wirkliche Leben und zwar in der engen Begränzung darstellte, in welchem er selbst lebte und wirkte. Und so waren auch die didaktischen Theile seiner Romane von ganz anderer Natur, als die der früheren Schriftsteller; während diese eine dem Volke fernliegende Gelehrsamkeit zur Schau trugen, lehrte er eine einfache, wenn man will hausbackene Moral, die aber dem größeren Publikum eben so mundgerecht war, als seine Sprache und sein Styl, und es ist daher leicht erklärlich, daß seine Romane bald eine Lieblingslectüre wurden und zahlreiche Nachahmer fanden, von denen aber keiner den ernsten und ächt pädagogischen Sinn hatte, der sein ganzes literarisches Wirken belebte. Durch seine Romane insbesondere wollte er belehren, bilden, aufklären und er strebte in ihnen nach demselben Ziele, das später Justus Möser in seinen Zeitungsartikeln auf so allseitige und unübertreffliche Weise erreichte. Es läßt sich dem älteren Schriftsteller wohl kein größeres Lob geben, als wenn man ihn einen Vorläufer jenes großen Mannes nennt; daß er es aber, wie im Ganzen, so auch im Einzelnen war, beweist das hier mitgetheilte Bruchstück, das einen später auch von Möser bearbeiteten Gegenstand behandelt.

Aus den „Drey ärgsten Erz-Narren in der ganzen Welt". (Cap. XXVI.)

Uber dem Essen gedacht Gelanor an den alten gänseglauben, welchen er an dem schweiner observirt, und belustigte sich trefflich mit der einfalt deß menschen, doch höete er, daß dergleichen aberglauben so wohl bey vornehmen, als gemeinen leuten in dem schwange giengen. Dann da war ein fremder von Adel, der erzehlte Folgendes. „Mein Herr", sagt er, „wird hier zu laude nicht viel bekannt seyn, dann sonst würde er von solchen alberäten etwas erfahren haben, indem die leute auf die eitelen einbildungen mehr halten, als auff GOttes wort. Da geht mancher und will GOttes befehl zur schuldigen beige in die kiche gehen, doch weil ihm ein alte frau begegnete, so muß GOttes befehl nachbleiben. Warum? Es ist nicht gut! Da lieffe sich mancher eher reichlagen, ehe er durch zwey weibes-personen durchgienge. Ein ander zeucht sein weiß hembde am montage an, und gienge lieber nackend, als daß er sich am sonntage solte weiß anziehen. Etliche halten den tag, auff welchen der ehrliche Sanct Velten gefallig ist, durch das gantze jahr vor fatal, und nehmen an demselben nichts vor. Ich kenne leute, die stehn in der meynung, wenn sie nicht an der ascher mittwoch gelbe muß, am grünen Donnerstage ein grün kraut von neunerley kräutern, an der pfingstmittwoche schollen mit kaoblooh frässen, so würden sie noch dasselbe jahr vor Martini zu esein. Und was soll ich sagen von braut und bräutigam, was sie mehrentheils vor sachen merckes müssen? Da sollen sie dicht zusammer treten, wann sie sich trauen lassen, daß niemand durchsehen kan; da sollen sie den zapffen vom ersten bier- oder weinfasse in acht nehmen, da sollen sie zugleich zu bette steigen; ja, was das possirlichste ist, da soll sich der bräutigam wohl gar in einer badeschütze trauen lassen. Mit einem worte, der bändel sind so viel, daß man ein groß buch davon beschreiben könte."

Gelanor fragte, was doch solche aberglauben müsten vor einen ursprung haben. Dieser sagte: „Ich habe den sachen offt mit verwunderung nachgedacht, und befinde zwar, daß etliche aus bloßen possen vorgebracht, und hernach von einfältigen leuten im ernste verstanden werden. Da nähme mancher nicht viel geld und wischte das maul an das tischtuch, denn es heist: Wer das maul an das tischtuch wischt, der wird nicht satt. Ja wohl möchte ein nare hundert jahr wischen, er solte doch vom wischen nicht satt werden. Ingleichen sprechen sie, es sey nicht gut, wenn man das kleid am leibe sticken lieffe; und manchre lieffe lieber nacht ein leuer, als daß er sich lieffe einen stich am leibe thun. Doch ist es nicht thorheit? wenn es gut wäre, dürffte man es nicht sticken. Was vor bändel geglaubt werden, die nun thun solle, wann ein wolff oder ein haase über den weg läufft, ist verhoffentlich bekannt; denn wenn der wolff davon läuft, ist es ein besser zeichen, als wenn er dort bleibt. Aber läufft der haase davon, so ist es ein böses zeichen, daß er nicht soll in der schuffel liegen. Ingleichen ist an etlichen orten der brauch, daß sie das brod, welches zuletzt in den backofen geschoben wird, sonderlich zeichnen und es den wirth nennen; da halten sie davor, so lange der wirth im haufe sey, mangele es nicht an brode, glauben derwegen, wenn das gezeichnete brod vor der zeit angeschnitten wurde, so müste thener zeit erfolgen. Doch es sind thorheiten: so lange das brod da ist, mangelt es nicht. Wie jener lieffe sich einen zweyer in die hosen einnehen und rühmte sich, er hätte stets geld bey sich. Doch darff man alle aberglauben auff solche possirliche auslegungen nicht führen. Das meiste kommt meines erachtens daher, weil die eltern ihren kindern ein und ander Morale haben wollen beybringen, und haben ihrem kindischen verstande nach eine ursache beygefüget, welche doch hernachmahls vor wahr genommen und in die welt als eine sonderliche weisheit fortgepflantzet worden. Zum exempel, es steht nahefftlich, wann man auff alles mit den fingern weiset. Drum hat ein vatter ungefehr wider sein kind gesagt: Bey leibe weise nicht mit dem finger, du erstichst einen Engel! Solches ist von dem kinde auffgefangen und auff die nachkommen gebracht worden, daß jetzund mancher nicht viel geld nähme und wiese mit den fingern in die höhe, wenn es auch die höchste noth erforderte. Ingleichen weiß ein jedweder, wie gefährlich es ist, wenn man das meffer auff den rücken legt, denn es kan ein ander leicht drein greiffen und sich schaden thun; drum hat der vater gesagt: Liebes kind, lege das messer nicht so, die lieben Engel treten sich hinein! Nun ist der aberglauben so eingerissen, daß ich einen Priester in einer vornehmen stadt kenne, der in einem gastgebot öffentlich gesagt, wenn nun zugleich ein kind im feuer und ein messer auff dem rücken liegen sähe, solte man eher dem messer als dem kinde zulauffen. Hätte nun ein solcher kerl nicht verdient, daß man ihn mit bloßem rücken in die heisse asche legte, und lieffe ihn so lange zappeln, biß man ein messer zur ruh gelegt hätte? Noch eines zu gedencken: Es ist nicht

sein, daß man die becher oder kannen überspannt, denn es kan dem nachbar ein eckel entstehen, wenn man alles mit fänsten betastet; so hat der vater gesagt: Mein kind, thue es nicht; wer darauß trinckt, bekömmt das hertzgespann. Nun sind die leute so sorgfältig darbey, daß auch keine magd im schenren über die kanne spannen darff. Mehr kont ich anführen, wenn es vonnöthen wäre."

II. Historische Prosa.

Die schöne Zeit der Geschichtschreibung ist vorüber, kaum treten uns schwache Nachklänge der früheren Blüthe entgegen. Die geschichtlichen Werke des Zeitraums sind beinahe ohne Ausnahme rücksichtlich der Form und der Darstellung verfehlt, ja sogar wahre Ungeheuer, und es beginnt die Zeit der trockenen, oft geistlosen Geschichtsforschung, die ihren Ruhm in der Masse der angehäuften, mit Mühe und unter Schweiß aus dem Staube der Archive und Bibliotheken zusammengetragenen Thatsachen sucht, aber von deren künstlerischen Behandlung keine Ahnung hat, und nicht weiß, daß der göttliche Geist, der durch die Geschichte zieht, nur durch die schöpferische Wiedergestaltung derselben zur Anschauung gebracht werden kann. Daher stehen unsere alten Chronisten, welche die Begebenheiten einfach auf sich wirken ließen, und sie der größeren oder geringeren Wirkung gemäß, welche dieselben auf sie machten, wieder abspiegelten, unendlich höher, als die neueren Historiker, da diese die Wichtigkeit der Thatsachen lediglich nach der Anstrengung zu bemessen scheinen, welche ihnen die Erforschung derselben verursacht hat. So bietet uns der vorliegende Zeitraum kein einziges geschichtliches Buch, das auch nur entfernt den Anforderungen entspräche, welches man von einem historischen Kunstwerk zu verlangen berechtigt ist, und es tritt gerade darin wieder recht lebendig hervor, wie wenig bildend die bloß gelehrte Beschäftigung mit dem Alterthum ist. Denn obgleich die Historiker die Meisterwerke der Griechen und Römer ihr ganzes Leben lang lasen und wieder lasen, so ging die großartige Auffassung der Alten sowohl, als deren vollendete Form in der Darstellung spurlos an ihnen vorüber; selbst die Uebersetzungen jener großen Geschichtschreiber wurden unter ihren Händen zu geschmacklosen und pedantischen Zerrbildern und von allen in diesen Zeitraum fallenden Uebertragungen macht nur Wilhelm von Kalchums, Freiherrn von Lohausen Uebersetzung von Sallusts „Catilinarischer Rottirung und Jugurthischem Kriege" (1629) eine Ausnahme, die ihm auch billiger Weise vielfache Anerkennung und die Aufnahme in die Fruchtbringende Gesellschaft zuzog, in welcher er „der Feste im Stande" hieß. Aber Kalchum war kein Gelehrter von Profession, sondern ein Kriegsmann und lebte zudem am Anfange der Periode, wo das Andenken an die besseren Historiker der früheren Zeiten noch nicht ganz verschwunden war. Obgleich von Neumark gelobt, ist die Uebersetzung des Tacitus von Carl Melchior Grotnitz von Grodnaw (Frankf. 1657) doch weit weniger bedeutend.

Im Verhältniß zu andern Sprachdarstellungen, namentlich zur didaktischen Prosa, ist die Sprache in den Geschichtswerken zum Theil rein zu nennen, aber an sich verdient sie dieses Lob keineswegs; und die Sprachmengerei, die sich schon am Ende des vorigen Zeitraums eindrängte (S. 148), nimmt auch in der historischen Prosa immer mehr zu und erreicht in einzelnen Werken den höchsten Grad, während einige andere sich freier davon erhalten. Die Satzbildung ist aber beinahe durchgängig pedantisch steif, und wird durch die damals beliebten langathmigen Perioden verwirrt und schwerfällig.

Bei diesem allgemeinen Charakter der Geschichtschreibung haben wir dieselbe nur in ihren allgemeinsten Umrissen zu besprechen und zwei oder drei Schriftsteller hervorzuheben, deren Werke theils durch den Inhalt, theils auch durch die etwas bessere Form Auszeichnung verdienen.

Die allgemeine Geschichte fand in diesem Zeitraum wenig Bearbeiter, und dies auch erst gegen das Ende desselben; wir nennen nur die „Historische Chronik oder Beschreibung der fürnehmsten Geschichte von Anfang der Welt bis 1619" (Ff. 1630 und öfter) des Straßburger Joh. Philipp Abelin (gest. 1646), der unter dem Namen Joh. Ludwig Gottfried oder Godofredus schrieb, und des gelehrten Hiob Ludolf aus Erfurt (1624—1704) „Schaubühne der Welt" (Ff. 1699). Häufiger und vergleichungsweise auch besser wurde die Zeitgeschichte behandelt, und manche hieher gehörige Werke sind als Sammlungen von Urkunden noch jetzt brauchbar, so Martin Mayers aus Schiesien (Philemerus trenicus Elisius) „Diarium Europaeum" (Ff. 1659—83, in 45 Bden) und das von Abelin begonnene, von Andern fortgesetzte Theatrum Europaeum (Ff. 1635—1738, in 21 Bden.), das, wie die „Chronik" des Nämlichen, auch durch die vortrefflichen Kupfer Merians berühmt geworden und jedenfalls werthvoller ist, als der „Historische Schauplatz der Zeit" (Lpz. 1695—1700) von H. A. v. Ziegler und Klivhausen. Einflußreich durch die verständige Methode wurde Samuels von Pufendorf „Einleitung zu der Historie der vornehmsten Reiche und Staaten in Europa" (Ff. 1682). Die gesammte Geschichte Deutschlands wurde erst gegen das Ende des Zeitraums bearbeitet, am besten von J. J. Mascou, und neben ihm von dem Grafen Heinrich von Bünau aus Weißenfels (1697—1762), dessen „Deutsche Kaiser- und Reichshistorie" (4 Thle. Lpz. 1728—43) den praktischen Staatsmann durch die klare Auffassung und den einfachen, klaren Styl erkennen läßt. Nicht ohne Werth sind im Ganzen die Geschichten der einzelnen Staaten, die zum Theil an den älteren Chroniken vortreffliche Muster hatten, welche sie jedoch lange nicht erreichten. Die besseren Werke dieser Art und der Vorgänger nicht ganz unwürdig sind Michael Stettlers aus Bern (1580—1642) „Annales oder Beschreibung der vornehmsten Geschichten, so sich in Helvetia zugetragen haben" (Bern 1626. 2 Thle.), so wie die „Pommersche Chronik" (Stettin 1639) von Joh. Micrälius aus Cöslin (1597—1658). Ihnen reiht sich Sigm. von Birken an, dessen „Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich" (3 Bde. Fol. Ndg. 1668) jedoch nur eine Bearbeitung des älteren Werks von Jac. Fugger ist (S. 167), welches schon dadurch verlieren mußte, daß der Verfasser genöthigt war, seine Arbeit einer Censur zu unterwerfen und Alles zu tilgen, was den Pabst und die Geistlichkeit oder sogar auswärtige Staaten hätte beleidigen können. Von geringerem Werthe ist die „Schlesische Chronik" (Jena 1625) von Jac.

Schickfuß von Neudorf (1574—1636). Als Bearbeiter einzelner Perioden der deutschen Geschichte, namentlich des 30jährigen Kriegs sind besonders zwei zu nennen: Bogislav Philipp von Chemnitz aus Stettin (1605—1678), und Friedr. Frisius aus Leipzig (1619—1680). Chemnitz, welcher zuerst Kriegsdienste that, dann von der Königin Christine von Schweden zum königl. Rath und Historiographen ernannt und zugleich geadelt wurde, schrieb den „Königlich schwedischen in Deutschland geführten Krieg" nach den ihm zugänglichen Quellen mit Geist und Scharfblick, aber in einer breiten und durch den häufigen Gebrauch fremder Wörter verunstalteten Sprache, wodurch selbst wirklich lobenswerthe Stellen beinahe ungenießbar werden, unter denen namentlich die Schilderungen der Charaktere (z. B. Gustav Adolfs) hervorzuheben sind*). Von Frisius haben wir eine „Erzählung der Eroberung Magdeburgs" (geschrieben um 1660, aber erst 1731 gedruckt), welche durch ihre Einfachheit und Anschaulichkeit anspricht (der Verfasser hatte die Schrecknisse, die er berichtet, selbst erlebt). In wie weit Harsdörffers „Geschichtsspiegel oder hundert denckwürdige Begebenheiten" (Nbg. 1654) hieher gehören mag, vermögen wir nicht zu bestimmen. Die zahlreichen Geschichtswerke des Vielschreibers Erasmus Franciscі (eigentlich Finx, geb. 1627 in Lübeck, gest. zu Nürnberg 1694) können auf nähere Erwähnung keinen Anspruch machen. Die Kirchengeschichte fand in Gottfr. Arnold einen ebenso gelehrten als tiefdenkenden Bearbeiter. In der Biographie versuchten sich der obengenannte Erasmus Franciscі („Hoher Trauer-Saal grosser Herren" Nbg. 1665; „Leben und Thaten berühmter Seehelden". Ebd. 1681) und J. U. v. König, welcher die von ihm besorgten Ausgaben der Gedichte von Canitz und Besser mit Lebensbeschreibungen der Dichter begleitete, die freilich ohne höhern Werth sind. Viel besser ist die Selbstbiographie der Johanne Eleonore Petersen (1718), welche im Blumenorden den Namen „Phöbe" führte. Als äußerste Gränze der Geschichtschreibung sind endlich noch die Sammlungen von Reden, Sprüchen und geschichtlichen Anekdoten zu erwähnen, unter denen außer der bedeutendsten von Zinkgref auch die zu erwähnen ist, welche Zacharias Lundt seinen Gedichten (S. 275) als Anhang beigefügt hat, so wie Quirinus Kuhlmanns „Ledrdoff in sich haltend schöne Tugend-Blumen Geistlicher und Weltlicher Moral-Discursen ꝛc." (Jena 1672).

Von den allgemeinen geographischen Werken, deren eine nicht kleine Anzahl erschien, kann keines den früheren gleichgesetzt werden; wir begnügen uns, Happels „Wunderbare Welt" zu erwähnen (Ulm 1687), in welcher er besonders darauf ausgeht, die von alten und neuen Reisebeschreibern erzählten Wunderberichte zusammenzustellen. Auch an Reisebeschreibungen ist kein Mangel; und wenn auch die Deutschen im Verhältniß weniger reisten, namentlich in andere Welttheile, als die Engländer und Franzosen, so haben Einzelne doch die entlegensten Theile von Asien bis nach Indien und China hin, auch wohl Afrika und Amerika besucht, und manche Schilderungen dieser Reisen sind nicht ohne vielfältiges Interesse, namentlich solcher, welche von einfachen Bürgern und Handwerkern unternommen worden waren, z. B. des Oberbarbierers J. Merklein aus Windsheim „Reisebeschreibung nach Japan, Siam und Corea" (Nbg. 1672 und des Gärtners G. Meisters aus Sondershausen „Orientalisch-indianischer Kunst- und Lust-Gärtner" (Dresd. 1692). Aber von allen diesen zahlreichen Reisebeschreibungen zeichnen sich nur wenige durch lesbare Darstellung aus, so die „Orientalische Reisebeschreibung des Brandenburgischen Adelichen Pilgers Otto Friedrich von der Gröben" (Marienwerder 1694), und Michael Heberers von Bretten „Beschreibung einer dreyjährigen Dienstbarkeit und nachherigen Reisen in Böhmen, Polen, Schweden, Dänemark ꝛc." (Heidelb. 1610), welche später unter dem Titel „Pfälzischen Rodinsons und Creuzbruders Heberer Reisen" (Frankf. 1747) herauskam, woraus schon hervorgeht, daß die darin geschilderten Abenteuer bei Weitem das Wesentlichste des Buchs ausmachen. Als wirklich bedeutendes Werk der Gattung ist nur die Reisebeschreibung von Adam Olearius zu erwähnen, welcher nur die „Morgenländische Reisebeschreibung" seines Reisegefährten Joh. Albrecht von Mandelslo (1616—1644) nahe kommt, der von Persien aus noch nach Indien gereist war.

*) Der 1. Th. (Stett. 1648) geht bis zum J. 1632, der 2. (Stockh. 1653) bis 1636. Ob die früher ausgesprochene Behauptung, daß dieser zweite Theil nicht von Chemnitz herrühre, obgleich dessen Name auf dem Titel steht, sondern von dem Kanzler Oxenstierna herrühre, begründet sei oder nicht, vermögen wir nicht zu entscheiden; doch scheint ihr die andere Nachricht zu widersprechen, daß weitere Theile des Chemnitzischen Werks im Archiv zu Holm handschriftlich aufbewahrt würden.

Julius Wilhelm Zinkgref.

Julius Wilhelm Zinkgref wurde am 3. Juni 1591 zu Heidelberg geboren, wo er auch seine Bildung erhielt. Nach vollendeten Studien bereiste er von 1611 an fünf Jahre lang die Schweiz, Frankreich und die Niederlande; in die Heimat zurückgekehrt, wo er sich die Würde eines Doctors der Rechte erwarb und mit Opitz und andern bedeutenden jungen Männern bekannt wurde, lebte er dort in freundlichen Verhältnissen, bis ihn die Eroberung der Stadt durch Tilly dieselbe zu verlassen zwang (1623). Er war nämlich Generalauditeur der dortigen Besatzung geworden, und sah sich daher genöthigt, diese auf ihrem Abzug zu begleiten. Bei dieser Gelegenheit verlor er beinahe sein ganzes Besitzthum. Da sich ihm in Frankfurt, wohin er sich zuerst gewendet hatte, keine Aussichten für die Zukunft darboten, ging er nach Straßburg und trat dort in die Dienste des französischen Gesandten Maresrot, mit dem er als Secretär und Dolmetscher verschiedene deutsche Höfe besuchte; doch löste sich dieses Verhältniß bald wieder auf, da ihn eine Krankheit, die ihn in Stuttgart befallen hatte, an weiteren Reisen hinderte. Als er wieder gesund geworden, ging er wieder nach Straßburg und von da nach Worms, wo er Anstellung fand und die 1626 blieb. In diesem Jahre wurde er zum Landschreiber in Kreuznach ernannt, und kurze Zeit darauf in der nämlichen Eigenschaft nach Alzei berufen. Die in Folge der Nördlinger Schlacht zunehmenden Unruhen veranlaßten ihn 1634 Alzei zu verlassen; auf der Reise zu seinem Schwiegervater nach St. Goar wurde er von streifenden Parteien des Herzogs von

Weimar überfallen, verwundet und ausgeplündert, und kaum hatte er sich im Schooße der Seinigen von diesen Schrecknissen erholt, als ihn am 1. Nov. 1635 die Pest hinwegraffte.

Zinkgreſs wohlverdienter Ruhm begründet sich hauptsächlich auf seine Sammlung von Geschichten, Anekdoten und Sprüchen, die er unter dem Titel „Der Teutschen scharpffsinnige kluge Sprüch, Apophthegmata genannt" (Straßb. 1626. 2. Th. 1631 und oft, der 1. Th. schon 1628 wieder gedruckt*), herausgab. Den Inhalt dieser Sammlung, welche Zinkgref aus einer großen Menge anderer Bücher zog, die er hinter der Vorrede namentlich anführt, gibt er in einem zweiten ausführlicheren Titel genau an; dieser lautet: „Teutscher Nation Klug-ausgesprochene Weißheit, d. i. deren auß Teutschen Landen erwehlten vnd erbornen Päbst, Bischoff, Keyser, König u. s. w. vnd jedes Standes wolbenahmter Personen Lehrreiche Sprüch, geschwinde außschläg, artige Hoffreden, denckwürdige Schertz-Fragen, antworten, gleichnussen u. s. w. Sampt einem Anhang weiser Spruchreden der vbraiten Teutschen." Diese Sammlung zeugt nicht bloß von dem Fleiße und der großen Belesenheit des Verfassers, sie hat auch durch die von demselben getroffene Auswahl bleibenden Werth erhalten, denn er hat uns in derselben nicht allein einen reichen Schatz von trefflichen Sentenzen mitgetheilt, die sich über alle Lebensverhältnisse verbreiten, es sind auch die zahlreichen Persönlichkeiten, die er nach und nach vorführt, und unter denen man kaum ein paar bedeutendere Männer vermißt, durch die von ihnen berichteten Züge, Anekdoten oder Reden so scharf und bestimmt gezeichnet, daß uns ihr Charakter in lebendiger Klarheit entgegentritt. Das Ganze wirkt zudem wohlthätig durch den freien Geist und die innigste Vaterlandsliebe, überhaupt aber durch die kernhafte und edle Gesinnung, die den Verfasser bei seiner Arbeit leitete, deren gedrängte, aber klare und kräftige Darstellung ihren Werth nicht wenig erhöht. Daß diese Sammlung unter Andern auch Opitzens vollen Beifall fand, wissen wir aus dem oben (S. 344) mitgetheilten Gedichte desselben, welches er bei Erscheinung des Buchs an seinen Freund gerichtet hatte.

Aus „Der Teutschen Scharpffsinnigen Sprüchen".

1. Keyser Heinrich der erste, genandt der Vogler.

Als er gewehlet worden, vnd ihn der Papst ermahnet, vnch von ihm die Salbung vnd die Krönung zu empfangen, hat er drauff geantwortet: „Wir schlagen diß begeren nit vuß; aber weil es vnsere vorfahren nicht gepflegt zu empfangen, als ist es vns genug, daß wir auß Gottes gnaden vnd der Teutschen Fürsten Frombkeit zu einem König erkoren sein. Wir achten vns grosser ehren nicht, lassen dise Salbung seyen zu, welche begeren, frömmer zu sein, vnd sein an vnserem Titul benugt." Andere erzehlen es also: Als ihn Hetiger, Bischoff zu Mentz zum Keyser salben vnd krönen wolt, schlug ers ab vnd sagt: „Es ist ohne daß mehr dann zu vil, daß ich andern, die mehr sind, als ich, fürgezogen vnd für ihnen ein Koaig genant werde. Ich dancke Gott für solche wohlthat; die Krönung vnd Salbung wollen wir auff einen andern sparen, welcher deren besser würdig ist, als ich."

2. Keyser Otto der erst, genant der Groß.

Als Berengarius sampt seinem Weib vor Hugo dem Capler auß Italien in Teutschland zu Keyser Otten geflohen, vnd Hugo dem Keyser durch Gesandten ein grosse Summe Gelds angebotten, das er ihm den flüchtigen Berengarium liefern solte, gab ihm der Keyser diese antwort: „Die Teutschen pflegen mit Eysen vnd nicht mit Gold zu kriegen, dem jenigen, der bey ihnen zuflucht sucht, vnd sich vuff trew vnd glauben in ihren schutz vnd schirm ergibt, ihr obdach vnd Herberg nicht zuversagen, viel weniger denselben zuverachten, oder seinen Feinden zu vbergeben."

3. Keyser Friderich der erst, genant der Rothbarth.

Als die Abgesandten der Statt Rom in einer Glückwünschungsrede, damit sie den ankommenden Keyser empfingen, die wider vuffrichtung ihrer alten Obrigkeitlichen ämpter, ihrer sitten, gewalt vnd freyheiten, vnd dann eine freygebige außspendung vor die gemeine Burger, wie etwan bey den alten Heydnischen Keysern zu Rom bräuchlich gewesen, fast vnverschämpt begerten, antwortet ihnen der Keyser also: „Wir begeren das Keyserthumb nit zu kauffen, vnd wann es auch verkaufft werden köndte, so wüsten wir es mit keinem andern Kaufschilling als mit Tugend an vns zu lösen. So kommen wir auch nicht mit Gelt vnd Gut, sondern mit einem löblichen Nomen. Dann ein recht Teutsch Herz trachtet nicht nach Reichthumb, sondern nach Ehr vnd Glimpff, vnd strebt nicht, wie es viel Gold vnd Silber gewinne, sondern wie es die jenigen vberwinde vnd beherrsche, die dasselbige in gresser menge besitzen. Ihr begert weiter, ich soll dem alten Recht vnd herkommen gemeß ein verehrung vnder ewere Bürger außtheilen lassen, vnd zwar eine Summe von 5000 Pfundt. Ist es nun ein Recht, so ist es kein verehrung; ist es aber ein verehrung, soll es nichts vorgeschriebenes, sondern ein freywilliges seyn, gestalt alle Fürstliche Gaben dergleichen seyn sollen, daß sich darüber der geber mehr, als der nemmer selbst zuerfrewen habe."

4. Keyser Maximilian der Erste.

Als er ein Bündvuß mit den Venedigern auffgericht, soll er gesagt haben, der König in Frankreich sey ein König der Esel, denn was er seinen Vnderthanen auffsege, dvs müssen für thun; der König in Engellvnd ein König der Leut, denn was er ihnen aufferlegte, das theten sie gern, hetten ihren Herren lieb. Er selbst aber, dee Keyser, were ein Konig der Köaig; wann er seinen Fürsten etwas befehle, so theten sie es, wann es ihnen gefiele.

5. Conrad Engelhard von Zürich.

Dieser lag im belägerten Novvra. Als nun der Ort von den Frantzosen tag vnd nacht hefftig beschossen ward, schickt er einen Herold zu der Frantzosen Feldobersten hinauß vnd ließ ihm sagen, er könne disen grossen Kosten wol erspuren, erst ein loch in die Maurra zu schiessen, denn er hab von ihm selbst der Stuttbor eröffnen lassen; wann sie so geen hinein weren, möchten sie kommen, er sey ihrer gewärtig.

6. Doctor Johan Geiler von Keysersberg.

Drey Ding sagt er, seyen nicht zu ermüden: Ein Knab auff der Gassen, ein Meydlin am Tantz, ein Priester im Opffer. Drey Ding können alles tragen, was man ihnen auffladc: Eins Weibsbilds Kopff, eins Esels Ruck, eines Münchs Gewissen.

7. Philippus Melvnthon von Bretten.

D. Luther klagte, er hab so gar ein schwache stimm; dem vntwortet Philippus. „Aber man höret sie gar weit."

Adam Olearius.

Das Jahr, in welchem Adam Olearius (eigentlich Oelschläger) aus Aschersleben gebo-

*) Sein Schwager J. L. Weidner gab sie mit einem dritten Theil vermehrt, neu heraus (Leiden 1644) und später erschien eine neue mit noch zwei Theilen vermehrte Ausgabe zu Amsterdam 1653.

ren wurde, ist nicht mit Sicherheit ausgemittelt. (die Angaben schwanken zwischen 1599, 1600 und 1603); eben so wenig ist Näheres über seine Jugend bekannt. Er studirte in Leipzig, wo er auch Assessor der philosophischen Facultät wurde, trat aber später, durch die Kriegsunruhen vertrieben, in die Dienste des Herzogs von Holstein-Gottorp als Hof-Mathematikus und Bibliothekar. Im J. 1633 begleitete er die Gesandtschaft, welche der Herzog an den Czar von Rußland sendete, als herzoglicher Rath und Secretär, und in der nämlichen Eigenschaft nahm er 1635 auch an einer zweiten Gesandtschaft Theil, die über Rußland nach Persien ging, wobei er sich die größten Verdienste erwarb, da er die eigentliche Seele der Gesandtschaft war, die wichtigsten Geschäfte leitete, und die edleren Kräfte des bedeutenden Personals, unter welchem auch Flemming war, um sich schaarte und sie auch wohl vor den Anmaßungen des Gesandten Brüggemann schützte. Nach vierjähriger Abwesenheit kam er im August 1639 in Gottorp wieder an, wo er seine Mußestunden zur Verarbeitung seiner auf der Reise niedergeschriebenen Bemerkungen benutzte. Im J. 1651 wurde er unter dem Namen „Der Vielbemühte" in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, was ihn veranlaßte, den „Gulistan" des persischen Dichters Sadi, von welchem er schon eine lateinische Uebersetzung verfertigt hatte, in deutscher Sprache herauszugeben. Er starb am 22. Februar 1671.

So tüchtig und für ihre Zeit bewundernswerth die sorgfältige und treue Uebersetzung des „Gulistan" ist, die schon darum das höchste Lob verdient, daß sich Olearius nicht verleiten ließ, sich hiebei der damals gewöhnlichen hochtrabenden Manier zu bedienen, sondern sie in reiner und einfacher, aber kräftiger, den Sinn des Vorbilds treu bezeichnenden Sprache zu schreiben, so hat ihm doch sein Reisewerk noch größeren Ruhm erworben, das er unter dem Titel „Moskowitische und Persianische Reisebeschreibung" (Schleswig 1647, und vermehrt 1656, 1663 und 1671) herausgab. Es zerfällt in 6 Bücher, von denen das erste die Schilderung der ersten Gesandtschaftsreise, die folgenden die der zweiten enthält, und zwar führt er uns im zweiten Buch bis nach Moskau, schildert im dritten Rußland und dessen Einwohner, beschreibt im vierten die Reise von Moskau nach Jspahan, handelt im fünften ausführlich von Persien, seiner natürlichen Beschaffenheit, Geschichte, politischen Verfassung und von den Sitten der Einwohner und erzählt endlich im sechsten die Rückkehr in die Heimat, Alles mit großer Genauigkeit und Gründlichkeit. Das Werk des Olearius ist schon wegen seiner Zuverlässigkeit höchst bedeutend, weil er uns Verhältnisse schildert, die sich seitdem zum Theil wenigstens vollständig umgestaltet haben, wodurch es eine schätzbare Quelle für die Kenntniß der damaligen Zustände in Rußland und Persien wird; doch ist es nicht diese Rücksicht, die ihm eine Stelle in der Geschichte der Literatur sichert, es ist vielmehr die Darstellung, die durch ihre ungeschmückte Einfachheit, ihre schlichte Würde und Kraft zu jeder Zeit Anerkennung finden mußte, aber für die Zeit, in welcher er schrieb, erhöhte Bewunderung verdient, wie er denn auch in dieser Beziehung beinahe ganz allein dasteht. Es hat sich endlich Olearius auch dadurch ein nicht geringes Verdienst erworben, daß er uns in seinem Werke mehrere treffliche Gedichte seines jungen Freundes Flemming aufbewahrt hat, wie er auch an der nach dem Tode des Dichters veranstalteten Sammlung seiner Dichtungen thätigen Antheil nahm.

Aus der „Moscowitischen und Persianischen Reisebeschreibung".

Von Kleidung der Perser (5. Buch 14. Capitel).

Was der Peesee Kleidung betrifft, und wie sie sich darinn stellen, beschreibet Ammianus Marcellinus zwar gar kurtz, aber sehr recht und wol, wenn er spricht: „Persæ adeo dissoluti sunt, ut actuum laxitate, vagoque incessu jactantes se, ut effœminatos exlalimes, cum tamen sint celeberrimi bellatores." Die Kleider hangen jhnen loß und schludrig vmb den Leib, seynd in denselben von ferne als Weiber anzusehen, gehen und wanden als wie die Gänse von einer seiten zur ander, am allermeisten jhre Weiber, vnd habe ich wenig Peeser gesehen, welche einen graviteticschen und ansehnlichen Gang gehabt. Ich hatte, daß es von jhrer Art zu sitzen herkomme, denn sie alle wie die Schneider in Franckerich mit übereinander vnd vnter sich geschlagenen Beinen auff der Erden sitzen, vnd also von Kindesbeinen an die Schenckel nicht gerade gewehnen. Wehee aber die Perser zu solcher hath Weibischen Tracht gekommen, gibt Diodorus nacheicht, lib. 2. p. 94. daß sie nemblich von der Semiramis eingeführet sey, vnd hatte sich also zugetragen: Als der König Ninus einsten Krieg wieder die Baetrianer geführet, vnd die Hauptstadt Bactra belägert, hatte ee unter andeen fürnehmen Officieeen auch den Menones, einen Administratoren über Syrien, bey sich gehabt. Dieser hatte eine ubeeausschöne vnd fürtrefflich kluge Feaw, Nahmens Semieamis (welche beenach des Königes Ninus Gemahl wurde vnd die Maueen zu Babylon erbawete) und als die Belägerung länger, als man wol vermutet, antieff, verscheibe Menones, amoris impatiens, seine Feaw zu sich ins Lager zu lommen. Damit sie nun die Reise, welche etliche Tage erforderte, sicher duechkommen möchte, läßet sie jhr ein sondertich Kleid machen, aus welchem man nicht erkennen kunte, ob sie ein Mann oder Weib wäre. Als sie also ins Lager kam, vnd durch jhren klugen Anschlag die belägerte Stadt bald erobert wurde, kam sie, zu mahl weil sie sehr schön, in ein groß Ansehen, vnd weil sie vermeinten, daß diese Kleidung wol

zierete, begunten die Meder vnd Perser auch sie darinnen nachzuaffen. Tantaqua vestis gratia erat, spricht er: ut Medi postea et Persae Asia potiti, Semiramidis stolam gestatent. Der König Cyrus hat jhm hernach aus gewissen Vrsachen solche Tracht auch gefallen lassen vnd seinen Leuten zu tragen gerathen, denn man hatte in solchen Röcken ein schön vnd groß Ansehen, konten auch die Mängel des Leibes darunter fein verborgen seyn, wie hievon Xenophon lib. 8. pag. 163. mit mehrem zu lesen.

Wir wollen jhre Tracht ordentlich besehen. Die Männer tragen auff dem Kopffe geosse dicke von Gattun oder seiden Binden über einander gewundene Bunde, Mendil genandt, seynd gemeiniglich bundstreifficht gewircket, deren etliche mit güldenen Faden durchgezogen, seynd gemeiniglich 16 vnd 18 Ellen lang. Der Geistlichen, sunderlich der Hasis jhre Bunde seynd in gemein weiß, wie auch jhre andere Kleider. Etliche lassen an den Mendilen hinten einen Zipffel von einer halben Ellen herunter hangen, etliche auch nicht. Dir Seid, das ist, die sich von Mahumets Geschlecht rühmen, von dessen Nachkommen seyn wollen, tragen an jolchen Zipffel nur geune Farbe, oder sollen sie doch tragen, wiewol es etliche aus Hoffahrt unterlassen. Etliche Perser, auch grosse Heeren, tragen rauhe Mützen, inwendig vnd außwendig von krause Bucharischen Schaff Fellen überzogen: An den Vmbschlägen hänget die Wolle über Fingers lang herunter, ist weich als Seide anzugreiffen, vnd werden solche Mützen so hoch, als bey uns die Castor Hute beliebet, muß auch eine, wenn sie schön ist, 50 Marck Lubich oder über 16 Reichsthl. gelten. Solche Mendilen vnd Mützen tragen sie Winter vnd Sommer, und ist zu verwundern, wie sie des Sommers in so grosser Hitze den Kopff in jolchen Mendilen vnd Mützen so warm halten können. Weil die Köpffe also gewehnet, bleiben sie weichlich, vnd können nicht lang bloß bleiben, vnd gantz keine kühle Lufft vertragen. Hiebey erinnere ich mich was Herodotus lib. 3. schreibet, daß nach dem die Perser mit den Egyptiern einsmahl ein hart Treffen gethan, daß auff beyden theilen viel auff der Wahlstadt geblieben, die Gebeine der Erschlagenen seynd jegliche Nation auff einen besondern Ort gelegt worden, vnd als nach der Zeit etliche Hirnscheitel ohngefähr vnter einander geworffen worden, hat man sie daran zu vnterscheiden wissen, daß der Perser Köpffe so weich vnd mürbe gewesen, daß man sie mit einen kleinen Scherben durchbohren, vnd leicht zermalmen können, der Egyptier Köpffe aber seynd so hart gewesen, daß man sie mit einem groffen harten Steine kaum zerschlagen können. Die hat Herodotus selbst gesehen, vnd von den Einwohnern des Ortes die Vrsache vernommen, daß nemblich die Egyptier starck von Jugend auff jhre Köpffe bescheren lassen, vnd also bloß in der Sonne giengen, daher wurden sie durch der Sonnen Hitz also gehärtet. Der Perser Köpffe wären aber daher so weich vnd zerbrechlich, weil sie immer in heissen Liarts oder Mendilen vnd Mützen stecken. Solche Mützen vnd Bunde nehmen sie nicht ab, weder wenn sie beten, noch wenn sie vor Fürnehme, ja dem König selbst erscheinen. Ist also jetzt nicht mehr im Gebrauch, was Eustachius in Dionys. de situ orbis schreibet, daß, wenn die Perser einen grüssen wollen, sie den Bund vom Kopff ziehen solten, an statt dessen aber neigen sie sich, vnd legen die Hand ans Hertze. Sie tragen lange Röcke die jhnen biß auf die Waden gehen, seynd entweder von Gattun oder Seiden, alle bundgefärbet; die Gattune Röcke seynd in gemein mit bunten auffgedruckten vnd gemahleen Blumen gezieret, vnd also recht, wie Ammianus redet Iadumenta lumina colorum fulgentia vario p. 280, seynd mit Baumwoll durchgenehet, gleich vnsere Mahratzen, werden lorne über einander geschlagen, vnd unter den lincken Arm zugebunden. Vmb die Hufften werden sie mit einer Binde, so Taackesi heiffet, weil sie viee Ellen lang, vmbwunden. Vnd wenn sie etwas Beemegent seynd, haben sie nbee selbe noch eine andere schöne seidene Binde, Schal genandt; diese, wie auch die Binde zum Mendil, werden von den Indianern, welche besser, vnd an Farben daurhaffter als der Perser seynd, gekaufft. Ein Molla oder Pfaffe aber, wenn er solche seidene Binde träget, muß sie, wenn er vor den Mehern stehen vnd bitten will, aus Demuth gegen Gott, ablegen. In selbigen Binden tragen sie bißweilen einen Dolch Messer Schnupftücher, Geld, ist er ein Schreiber, sein Schreibzeug vnd Wetstein, auch Briefe, gleich die Russen in jhren Stieffeln. Ueber diesem Rocke tragen die, so etwas fürnehm, auch der König selbst, eine kurtze Kappe, Kurdi genandt, so jhnen auch nur biß auff die Hufften gehet, ist ohne Ermel, hat forn herunter Aufschläge mit Zobeln besetzet oder behanget, wie bey uns die Schauben der Weiber. Wenn sie außgehen oder reiten wollen, hangen sie über solche Kleider noch einen Rock, so gemeiniglich von Seiden, vnd mit güldenen Blumen durchgewircket; dieser wird genandt Jakob Chaul von einem Könige selbiges Nahmens, der sie zu tragen erst auffgebracht. Jhre Hosen von Gattun, gehen untern Kniehe fritzig zu, reichen biß auff die Knöchel, werden auff bloster Haut getragen, vnd mit einer Schnur in Falten geschoben, übee welches jhre Hembden, die gemeiniglich roth streifficht, hangen. Jhre Strümpffe sind von Tuch unförmlich geschnitten, gehen gleich nus, vnd schlodern umb die Beine; jhrer viel tragen sie von grunem Tuche, welches den Türckel ein Grewel anzusehen, vnd auch ein stücklein ist der Zweytracht in jhrer Religion. Dann sie sagen, das Mahumed seine Mütze von grünen Tuch getragen, welche Farbe die Perser verunehren, vnd an den Füssen tragen. Jhre Schuhe, Keks, gehen vorn fritz zu, haben niedeige Hacken, daß sie dieselbigen, gleich wie vnsere Pantoffel strack drein vnd wieder heraustreten können. Dann wenn sie in jhren Gemächern gehen oder sitzen wollen, lassen sie allezeit die Schuhe vor dee Thüre stehen. Ich habe es offt mit verwunderung angesehen, wir ich in Schamachin zum Chan gehen wollen, wenn er im Gericht gesessen, wie viel paar Schuhe vor der Thür gestanden: war wie ein Schuster-Kram anzusehen. Es wird denn gemeiniglich ein Auffseher über die Schuhe bestellet, welcher mit einen Stecken, in Form einer Gabel, den Leuten, wenn sie wieder herausgehen, die Schuhe zulanget.

Die Kleidung der Weiber seynd noch dünner als der Männer, werden auch vmb den Leib nicht gebunden; sie tragen Hosen vnd Hembden nach art der Männer, jhre Strümpffe seynd gemeiniglich von rothen vnd grünen Sammet, auff den Köpffen tragen sie keinen sonderlichen Zierath, lassen die Haare in viel Flechten forne vnd hinten herunter hangen. Vmb die Wangen vnd Kinn lassen sie eine oder zwey Reihen Perlen oder Spangen rund herumbgehen, daß also das gantze Angesicht in Perlen vnd Spangen stehet, wie solches alles neben der andern Persischen Tracht in beygefugter Figur abgebildet ist. Ich sehe das dieses eine gar alte Orientalische Tracht ist, denn im Hohen Lied Salomonis solche auch angedeutet wird, wenn da stehet: „Deine Backen stehen lieblich in den Spangen vnd dein Halß in den Ketten." Die Jungfern tragen auch in den rechten Nasenlochern guldene Ringe mit Edelgesteinen, gleich die obenwehnte Tartaen. Sie zieren auch jhre Finger mit gulden Ringen, vnd die Arme mit silbernen breit geschlagenen Blechbändern. Die Ringe aber, so die Mannes Peesonen an Fingeen tragen, mussen vermoge des Mahumedischen Gesetzes nicht von Golde, sondern nur silber seyn, daher der Reichs Cantzler Sarn Taqqi, als jhm von vnsern Gesandten ein schöner Diamant in Gold eingefasset verehret wurde, ließ den Stein alsbald außnehmen, in Silber setzen vnd verehret jhn also dem König. Die Weibes Peesonen, wann sie auff den Straßen gehen, lassen sich nicht untern Angesicht sehen, seynd mit langen, vom Kopff biß auf die Waden herunter hangenden weissen Tuchern bedecket, halten beym Gesichte nur einen Schlitz offen, durch welchen sie kaum sehen können. Hierunter seynd offt schöne, auch wol in schönen Kleidern beßliche Bilder verborgen. Was mir

einſt mit ſolch einer zu Andebil begegnet, habe ich in meinem Perſiſchen Roſenthal bey dem 66. Sprichworte im achten Buch erzehlet. Der fürnehme Perſiſche Poet Schich Saadi gebrauchet ihm dieſes zum Gleichnüß in Beſchreibung eines Menſchen, welcher in Reden und Geberden zwar einen guten Augenſchein von ſich gibt, aber wenn man ſein Leben und Wercke beſehen ſolte, wurde man viel anders befinden. Seine Verſe und Reime ſeynd hiervon dieſe:

Viel ſchätzt man ſchön, wenn ſie im Tuch verhullet gehn
Tie doch, wenn ſie entblöſſt, als alte Mutter ſehen.

Das iſt an den Perſern zu loben, daß, wie ſie ihre Gemächer, alle auch ihre Kleider ſehr reinlich und ſauber halten. Wenn fürnehmer Leute Kleider ein wenig beſchmutzet oder beflecket ſeynd, müſſen ſie alsbald abgeleget werden; die gemeine Leute aber laſſen ſie faſt wöchentlich wieder auswaſchen, welches der Ruſſiſchen art gar entgegen lauffet, denn bey ihnen ſihet man mehr beſchmierte, und von Teſt glänzende, als reine Kleider, gleich auch der gemeinen Ruſſen Stuben nicht ſo wol als der Perſer Pferdeſtälle ausgeputzet ſeynd.

Gottfried Arnold.

Gottfried Arnold, geb. den 5. Sept. 1666 zu Annaberg, bezog, nachdem er in den Schulen ſeiner Vaterſtadt ſeine erſte Bildung erhalten hatte, im J. 1682 das Gymnaſium in Gera, und 1685 die Hochſchule Wittenberg, wo er mit gleichem Eifer Philoſophie, Philologie und Theologie ſtudirte und ſchon im folgenden Jahre die Magiſterwürde erhielt. Bald darauf ging er als Hauslehrer nach Dresden, wo er mit Spener bekannt wurde, der auf ihn und ſeine weitere Entwickelung mächtigen Einfluß übte, und dem er mit ſo großer Treue zugethan war, daß er lieber ſeine Stellung, als den Umgang mit dem väterlichen Freunde aufgegeben hätte. Er lebte nun eine Zeitlang in Frankfurt a. M., wo er in einer Buchdruckerei Beſchäftigung als Corrector gefunden hatte und von 1693 an als Hauslehrer in Quedlinburg. Im J. 1697 zum Profeſſor der Geſchichte nach Gießen berufen, legte er dieſe Stelle ſchon nach einem Jahre nieder, weil ihn die Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften zu ſehr von der religiöſen Beſchaulichkeit abzog und dies ſein Gewiſſen beunruhigte. Er wendete ſich wieder nach Quedlinburg, wo er im Hauſe des Paſtors Sprögel lebte, deſſen Tochter er bald darauf heirathete. Nach dem Tode ſeines Schwiegervaters, der unterdeſſen zum Prediger und Inſpector nach Werben in der Altmark berufen worden war, erhielt er deſſen Stelle, die er 1707 mit der ähnlichen zu Perleberg in der Priegnitz vertauſchte. Er ſtarb dort in Folge eines Schreckens während des Gottesdienſtes am 30. Mai 1714.

Unter ſeinen zahlreichen Schriften, deren er mehr als 40 herausgegeben hat, iſt er vorzüglich durch ſeine „Unpartheiſche Kirchen- und Ketzerhiſtorie" (2 Thle. in 4 Bden. Fol. Ff. 1699—1700) berühmt und einflußreich geworden, da er nach Seb. Frank (S. 172) es zuerſt wieder wagte, die Meinungen der von der Kirche verdammten Ketzer zu prüfen und gegen die falſchen Beſchuldigungen zu vertheidigen, die von der herrſchenden Partei gegen ſie vorgebracht worden waren. Namentlich wollte er in ſeinem Werke darthun, daß die Verfolgungen der gottterleuchteten Chriſten meiſtens von der höhern Geiſtlichkeit ausgegangen waren und daß die Kirchenverſammlungen ſchon deswegen keine Ergebniſſe im Geiſte Chriſti hätten haben können, weil auch ſie nur aus hohen Geiſtlichen beſtanden hätten, die von Selbſtſucht, aber nicht vom heiligen Geiſt erfüllt geweſen wären. Allerdings iſt Arnold, von ſeiner eigenen pietiſtiſchen Richtung befangen, in ſeinen Urtheilen nicht ſelten ungerecht; aber bei allen daraus fließenden Mängeln ſeiner Geſchichte iſt dieſelbe doch in ihrer Geſammtheit von hohem und bleibendem Werth und man muß nicht nur die freie Auffaſſung anerkennen, ſondern auch den Muth bewundern, mit welchem er der Kirchengewalt entgegenzutreten wagte. Es iſt zu bedauern, daß die „Kirchenhiſtorie" nicht in einer beſſeren Sprache geſchrieben iſt; denn iſt die Darſtellung auch bei weitem nicht ſo barbariſch, als die ſeiner meiſten Zeitgenoſſen, ſo iſt ſie doch immerhin unrein und ſchwerfällig, während einige unter ſeinen didaktiſchen Schriften auch in Bezug auf die Darſtellung erfreulich ſind.

Aus der „Kirchen- und Ketzer Hiſtorie".

Caspar Schwenckfeld.

Dieſer hat mit ſeinem völligen namen Caspar Schwenckfeld von Oſſig geheiſſen, gebohren in dem Schleſiſchen Hertzogthum Liguitz, 3 meilen von dieſer ſtadt, aus einem uhralten vornehmen Adelichen Geſchlecht, das aber nun ausgeſtorben, und iſt von der Welt dieſer ſein ſtand mit ſo viel ſchmach verdunkelt worden. In ſeiner jugend hat er unter andern 2 jahr zu Cöln ſtudiret, und etliche jahr lang hernach auf andern univerſitäten, worauf er ſehr lange an unterſchiedlichen Fürſten-Höfen ſonderlich Hertzog Carls zu Münſterberg geweſen und einen Hoffmann abgegeben, in welcher Zeit und nach der damahligen art der auferziehung, er freylich nicht alles nöthige von den Sprachen und andern Dingen ſo gründlich gefaſſet, ſondern erſt hernach die Griechiſche Sprachen von Valentino Krautwald gelernet, davon man auch viele merckmahle in ſeinen ſchrifften findet, daß ers wol verſtanden, und ſonderlich in denen alten Griechiſchen Patribus geübet geweſen. Nach dieſer Zeit ſeiner unwiſſenheit, hat ihm Gott (wie man berichtet) ſein Hertz geruhret, daß er nicht allein zum erkänntnuß ſeiner ſelbſt, und vornehmlich Gottes und ſeines Sohnes, ſondern auch des allgemeinen verderbens in der Chriſtenheit gelanget, und ſich mit groſſem ernſt nach etwas beſſers umgeſehen. In ſolchem verlangen, als dazumal ohne dem alles in Teutſchland rege und wach war, hat er ſich anfänglich zu den Proteſtanten wider die Papiſten gehalten, und zu dem ende ſchon anno 1524 im januario ein buch herausgegeben, und dem Biſchoff von Breßlau, Jakobe, zugeſchrieben, ihn auch darinn nachdrücklich vermahnt, daß er die reine lehre des evangelii nachdrucken und befördern ſollte. Dahero die leſenden anmercken, daß ers dazumahl mit Luthero gehalten, und ihn und deſſen leher, oder die allgemeine ſache des evangelii öffentlich vertheidiget habe. Er hat aber gleichwohl in eben ſelbem jahr gleich im Janio dranff eine andere ſchrifft herausgegeben von dem mißbrauch des evangelii zur ſicherheit des fleiſches, und es dem Hertzog von Liguitz, Friderico, zugeſchrieben, womit er ohne zweiffel bei vielen beerits ſeinen danck verdienet hat, ſondern nur widerwillen, weil die damaligen änderungen den meiſten wegen des freyen fleiſchen lebens anſtunden, und angenommen wurden. Eben dieſes zeiget aber beerits an, daß es dieſem mann ein groſſer ernſt um die rechtſchaffene fruchte des evangelii war, und er ſich ſo bald durch ſein bekanntnuß und ermahnungen von den heuchlern abſonderte, in welchem vorhaben er auch willich zu unterhalten und zu ſchützen geweſen wäre, nachdem man ſeiner auffrichtigkeit und treue gegen Gott und menſchen, reinem gemüthnuß nach, verſichert geweſen; alſo daß man ihn freylich auch hätte in liebe und ſanfftmuth tragen ſollen, woferne man ja rein und andere meynung nicht alsbald begriffen können.

Johann Jakob Mascou.

Johann Jakob Mascou oder Mascov, geb. zu Danzig am 26. Nov. 1689, erhielt seine erste Bildung in den Schulen seiner Vaterstadt, worauf er 1708 die Universität Leipzig bezog. Auf den Rath einiger ihm befreundeten Männer vertauschte er das Studium der Theologie, der er sich zuerst gewidmet hatte, mit dem der Rechtswissenschaft und der Geschichte, und der Erfolg zeigte, daß jene seinen wahren Beruf erkannt hatten. Nachdem er 1711 Magister geworden, besuchte er als Begleiter einiger Adelichen zuerst Deutschland und die Niederlande, dann England, Frankreich und Italien. Im J. 1714 kehrte er zurück und wurde Docent in Leipzig, 1719 außerordentlicher Professor der Rechte, und Rathsherr, 1723 Beisitzer des Oberhofgerichts, 1730 Kanonikus des Stiftes Zeitz, 1732 erhielt er den Titel eines Hofraths und wurde 1737 zum Stadtrichter, sowie 1741 zum Proconsul gewählt. Er starb nach einem äußerst thätigen Leben und vielseitiger Wirksamkeit am 22. Mai 1761.

Mascou gehört zu den bedeutendsten Geschichtsforschern der Zeit, aber auch als Geschichtschreiber verdient er Erwähnung, und zwar schon wegen seiner Darstellung, da er sich redlich und nicht ohne glücklichen Erfolg bemühete, die hergebrachte Schwerfälligkeit des Styls, in welcher man damals ein Zeichen der Würde und Erhabenheit erblickte, zu besiegen und die durch ihre unabsehbare Länge ermüdenden Perioden mit kürzeren, leicht verständlichen Satzbildungen zu vertauschen. Außer diesem höchst bedeutenden Vorzug, den man erst recht schätzen lernt, wenn man seine Sprache mit der vergleicht, welche in den meisten übrigen Geschichtswerken der Zeit vorherrscht, hat er auch das nicht geringere Verdienst, in seiner „Geschichte der Teutschen" (2 Bde. Lpz. 1726—37), die er leider nur „bis zu Abgang der Merovingischen Könige" fortführte, darnach gestrebt zu haben, den bis dahin gebräuchlichen Reichs- und Kaiserhistorien eine Geschichte des Volkes entgegenzusetzen und es sind in seinem Werke vorzüglich die Darstellungen der verschiedenen Zustände und der politischen Entwickelung der deutschen Völkerschaften rühmenswerth, da er in denselben neben gründlicher Kenntniß des Gegenstandes auch einen scharfen und vorurtheilsfreien Blick beurkundet.

Aus der „Geschichte der Deutschen".

Attilae Geschlecht, Hof und Ehaeneter.

Dieser ist der Attila, der eine Zeitlang das Schrecken von Europa gewesen. So weit auch damals sein Name in der Welt erschollen, so dunckel ist jetzond seine Historie. Einige antoees, so die alten Lieder von seinen Thaten, welche bey den Hunaen und Teutschen im Gebrauch geblieben, und vielleicht lange nach ihm erst gemacht worden, bey ihren Erzehlungen zum Grunde geleget, oder wohl gar allerhand Umstande selbst erdichtet, haben sie fast in einen Roman verwandelt. In gutem Glück sind noch einige Stücke aus PRISCI (der an Attilae Hof als Gesandter vom Käiser Theodosio gewesen) Gothischen Historie übrig geblieben, aus welcher wir die zuverlässigste Nachricht nehmen können. Was sein Geschlecht anbetrifft, so rühmt er desselben Adel und Hoheit bey PRISCO. Die Hunnische Macht war noch seines Benders Tod unter ihm vereiniget worden, und erstreckte sich über die Ost-Gothen, und viele andere Teutsche und Sarmatische Volcker, die vermahls unter derselben Herrschaft gestanden, von der Donau und dem Schwartzen-Meer ziemlich tief gegen Norden. Doch hatte er noch einen grossen Strich Landes zur Lincken des gedachten Flusses: PRISCUS giebt die Länge an, von der Sau bis an Nouï in Thracien; die Breite aber 15 Toge-Reisen: und berichtet ferner, daß Naissus, jetzo Nissa in Serbien, der letzte Ort gewesen, darinnen die Unterthanen des Römischen Reichs, und die Hunnen mit einander Handlung treiben können. Aus diesem Unterscheid der ihm unterworffenen Völcker ist es entstanden, daß an seinem Hofe, nuser der Hunnischen, auch die Gothische Sprache, und ein verderbtes Latein geredet worden. Der Hauptsitz seines Reichs war in den Ländern der Rechten der Donau. Aus der Beschreibung, die PRISCUS von der Reise, so er als Gesandter dahin gethan, uns hinterlassen, erhellet, daß Attilae Lager damals zur Rechten der Donau gegen das jetzige Widin über, gestanden: und die Gesandschafft von dannen noch 15 Tage-Reisen bis zu seiner Residentz gehabt. Sein Hof-Lager bestand aus vielen von Holtz zusammengefügten Gebäuden, und war so weitläufftig, so ordentlich, und so reinlich, daß es manche Stadt beschämen konnte. PRISCUS hat uns viel besondere Umstände von selbigem Hofe hinterlassen. Er thut dabey Meldung, von Attilae zweyen Gemahlinnen, denen er beyden onfgewartet, und von den verschiedenen Söhnen, die sich damahls um den König befunden.

Auf den Münzen, die man von Attila erdichtet, hat man ihm fast keine menschliche Gestalt gegeben. Und was die Gemüths-Beschaffenheiten anbetrifft, stellen ihn die neuern ins gemein so wild vor, als wenn er sich selbst aus seiner Grausamkeit Ehre gemacht, und sich unter anderen seltsamen Titeln auch eine Geissel Gottes genennet. Diesen setzen wir die Abbildung entgegen, welche uns IORNANDES, vielleicht aus PRISCI Historie entlehnet, hinterlassen. Er war kurtz von Person, hatte breite Schultern, einen grossen Kopf, kleine Augen und eine gestutzte Nase. Die Begierde zu herrschen, machte bey ihm den mächtigsten Trieb; dabey war er so gütig gegen die, welche er einmahl in Schutz genommen, als schrecklich gegen die Feinde. Wie die Beschreibung seiner Gestalt mit dem, was von dem äusserlichen Wesen der Hunnen überhaupt bekannt ist, eintrifft, so kömmt auch die Bezeichnung seiner Gemüths-Eigenschafften, mit den Thaten, die der sicherste Spiegel des menschlichen Gemuths sind, überein. PRISCUS beschreibet ihn durchgehends als einen Herrn von ernsthafftigem Wesen, und tauffen einige Umstände mit unter, die etwas grausames zeigen. Wie bey feurigen Gemütheen insgemein die Bewegungen von Liebe und Zorn gleich hefftig sind; so haben bey Attila die letztern desto weiter gehen müssen, je nöthiger die Strenge, so wilde Völcker im Zaum zu halten, gewesen. Zum Kriege trieb ihn sein Ehrgeitz, und die gemeine Neigung der Nation, welche kein ander Mittel Ruhm zu erwerben kennete. Er bediente sich dabey des Aberglaubens seiner Unterthanen, um dem Volck desto mehr Vertrauen zu seinen Waffen zu machen: indem er ausbringen lassen, er habe das Schwerdt, ich weiß nicht, was für eines Helden, den damals die Nachwelt als einen Gott des Krieges verehrete, in seine Hände bekommen. Wie man aber von denen, die große Reiche gestiftet, allemal vermuthen kann, daß sie ihr Glück nicht bloß der Faust zu danken gehabt, so finden wir auch bei Attila viel andere Gemüths-Gaben, welche, wenn sie bey den Scythischen Helden angetroffen werden, desto mehr Hochachtung und Vergnügen erwecken, weil das bey ihnen bloß eine Wirkung der Natur ist, was bey den Griechen und Römern vielmahl erst durch eine sorgfältige Erziehung herausgebracht worden. Er war nicht so wild, daß man nicht einige Funcken der natürlichen Religion, die sich unter den rohesten Heyden finden, in seinem Thun und Lassen hervor scheinen sähe. PRISCUS erzehlet, daß er unter seinen Söhnen den Jüngsten deswegen am liebsten gehabt, weil die Wahrsager prophezeyet, daß der Himmel demselben allein die Nachfolge zugedacht. Er wußte mitten unter dem Geräusche der

Waffen auch die übrigen Künste des Friedens wohl zu gebrauchen. PRISCUS beschwehret sich fast, daß er gar zu viel Gesundtschafften geschicket. Er führte nicht allein sein Volck selbst im Kriege an, sondern saß auch in Person zu Gerichte. Und wer solte wohl vermuthen, daß, wenn Attila öffentliche Tafel gehalten, die Poeten dabey ihre Aufwartung gehabt, und die Gedichte, so sie auf seine Feldzüge gemacht, mit eine der Belustigungen des Hofes gewesen? Unerachtet er große Schätze zusammen gebracht, und seine Unterthanen viel von der Verschwendung und Pracht der Römer annahmen, so hielt er zwar einen Hof, der einem so großen Könige gemäß war, für seine Person aber blieb er bey der alten Sparsamkeit. Er hatte an seiner Kleidung, Gewehr und Pferde-Zeug nichts besonders; und PRISCUS schreibet an obgedachtem Ort, daß, da die Tafel mit güldenen und silbernen Gefässen besetzet gewesen, er doch vor sich nur einen hölzernen Becher, und ein Gerichte Fleisch in einer hölzernen Schüssel gehabt. Bey solcher Beschaffenheit konnte Attila vielleicht wol einen löblichen Regenten mitgeben, wenn er es nicht für rühmlicher gehalten, fremde Völcker zu bezwingen, als die seinigen wohl zu regieren. Da aber die Eigenschaften der Fürsten ihren wahrhafften Preis dahee bekommen, nachdem sie dem menschlichen Geschlecht zum Vortheil oder Schaden gereichen, so erneuert auch Attilae Andencken allemal zugleich den Vorwurff, daß seine Größe die Verwüstung so vieler Länder gekostet.

III. Didaktische Prosa.

In den einleitenden Bemerkungen (S. 405) wurde schon berührt, daß es in diesem Zeitraume um die didaktische Prosa am schlimmsten stand und daß in derselben namentlich die Sprache in unverantwortlicher Weise durch übermäßiges Einmischen fremder Wörter und Redeformen bis zur vollständigsten Verzerrung verunstaltet wurde; ja selbst die Werke, die es sich zur Aufgabe machten, auf Reinheit der Sprache zu dringen, sind nicht frei davon. Erst gegen das Ende des Zeitraums tritt auch hier eine Besserung ein. Wir werden daher auch in diesem Gebiete nur einen kurzen Ueberblick der Leistungen während des vorliegenden Zeitraums zu geben und nur wenige Schriftsteller einer nähern Prüfung zu unterwerfen haben.

Wie im vorigen Zeitraume, so war auch in diesem die lateinische Sprache Anfangs beinahe ausschließliches Darstellungsmittel für wissenschaftliche Gegenstände; daß gegen das Ende desselben auch die Muttersprache Eingang fand, haben wir zunächst den Pietisten und neben ihnen dem trefflichen Thomasius zu verdanken. Allerdings haben auch schon vorher Versuche dieser Art stattgefunden, und dies wohl zunächst in Folge der durch die Sprachgesellschaften, namentlich der Fruchtbringenden Gesellschaft gegebenen Anregung; allein diese Versuche bezogen sich meist ausschließlich auf Sprache und Verskunst (und von diesen wird weiter unten noch die Rede sein); von Schriften, welche andere Gegenstände behandelten, erschienen dagegen nur wenige, und von diesen wenigen erheben sich nur ein Paar, die wir im Verlauf der Darstellung anführen werden, über die gewöhnlichste Mittelmäßigkeit. Die Pietisten nahmen in dieser Zeit eine ähnliche Stellung ein, wie die Reformatoren im 16. Jahrh. Wie diese kämpften sie gegen die in der Kirche eingerissenen Mißbräuche und gegen die Starrheit, in welche der Protestantismus verfallen war. Ihre Gegner waren daher gerade diejenigen Stände, welche bis dahin im ausschließlichen Besitze gelehrter Bildung waren, außer der Geistlichkeit die Fachgelehrten überhaupt, und zum Theil auch der Adel; sie mußten sich daher zunächst ein eigenes Publikum bilden und dieses unter den Ungelehrten suchen. Die Nothwendigkeit führte sie, wie einst die Reformatoren, zum Gebrauch der Muttersprache, und ihre ersten Versuche bezeichneten schon einen erfreulichen Fortschritt in der Behandlung derselben, da sie auch in ihrem Styl die Einfalt der Bibel und der Reformatoren nachzubilden strebten, so daß sie, vielleicht ohne es sich mit Bestimmtheit bewußt zu sein, hiedurch zugleich dem auf Schwulst und Bombast beruhenden falschen Geschmack der Zeit mächtig entgegenarbeiteten. Wie ihre Schriften auch bezüglich ihres Inhalts und ihrer Richtung wirkten, indem sie die Gemüthlichkeit anregten, die in dem ungemessenen Streben nach kunstgerechter Form und geistreicher oder auch bloß witziger Behandlung völlig untergegangen war, haben wir schon früher angedeutet (S. 226), so wie auch berichtet wurde, daß die Pietisten bald selbst in die Fesseln des dogmatischen Zwangs geriethen, die sie anfänglich bekämpft hatten, weshalb auch nur die ersten Verkündiger der Richtung, Spener und Arnold, zu nennen sind, da zudem ihre späteren Nachfolger auch in Bezug auf die Darstellung entarteten und sich in eine süßliche, gesuchte und sich stets gleichbleibende Manier verirrten, bei welcher die Einfalt nur scheinbar und im Uebermaße affektirt war. Philipp Jakob Spener, der später als Kanzelredner noch zu erwähnen ist, hat mehrere belehrende Schriften erbaulichen Inhalts geschrieben, in welchen sich sein sanftes und frommes Wesen in der vollsten Innigkeit abspiegelt. Am bedeutendsten sind darunter die „Pia desideria oder hertzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche" (1675), so wie die „Theologischen Bedencken" (4 Thle. Halle 1700—1702), eine Sammlung von Briefen und anderweitigen Schreiben über die mannigfaltigsten religiösen und kirchlichen Verhältnisse, wobei er auch oft Gelegenheit nimmt, über bedeutende in der Geschichte der Kirche hervorragende Männer sein Urtheil auszusprechen, das immer mild, wenn auch bezeichnend und tief eindringend ist. Sein jüngerer Freund Gottfr. Arnold, den wir schon als bedeutenden Geschichtschreiber haben kennen lernen, hat einige religiös-philosophische Werke geschrieben, deren tiefgefühlter Inhalt von der edlen Sprache in würdiger Weise getragen wird; es sind dies namentlich die „Göttlichen Liebesfunken" (Leipz. 1697), „Das Geheimniß der göttlichen Sophia" (Lpz. 1700), und die „Wahre Abbildung der ersten Christen nach ihrem lebendigen Glauben und heiligen Leben" (Frankf. 1696), welches Werk jedoch eine historische Grundlage hat.

Einen weiteren Schritt wagte Christian Thomasius, welcher den Gebrauch der Muttersprache in Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände und für den gelehrten Unterricht dringend anempfahl, ja geradezu verlangte, ein Schritt, der nicht nur auf die wissenschaftlichen Bestrebungen selbst, so wie auf die allgemeine Bildung den heilsamsten Einfluß ausübte, sondern zunächst für Sprache und Darstellung höchst bedeutsam wurde, da mit der umfassenderen Aufgabe auch die bis dahin verborgenen Mittel hervorgezogen wurden und die Sprache allmählich einen immer größern Reichthum in Ausdruck und Satzbil-

dung, und eine stets wachsende Beweglichkeit gewann. Doch blieb auch jetzt noch das Lateinische als Sprache der Wissenschaft vorherrschend und nur wenige Fachgelehrte brachten es über sich, dem pedantischen Herkommen zu entsagen; auch hätten es viele wohl selbst bei dem besten Willen nicht vermocht, ihre Gedanken mit Klarheit in deutscher Sprache darzustellen, weil sie ihnen nur als Mittel der gewöhnlichsten Unterhaltung bekannt war. So sind unter den Philosophen nur Gottfried Wilhelm von Leibnitz, und dieser nur in sehr beschränktem Maße, und sodann Christian von Wolff als solche zu nennen, welche sich in der Behandlung theils des Gesammtgebiets der Philosophie, theils einzelner philosophischen Gegenstände der deutschen Sprache bedienten. Schon vor ihnen hatte übrigens der Wolfenbüttelsche Hof-, Consistorial- und Kammerrath Justus Georg Schottel in der Fruchtbringenden Gesellschaft „der Suchende" (1612—1676) einen recht glücklichen Versuch im Gebrauch der Muttersprache für philosophische Erörterung gemacht; in seiner „Ethica, Sitten- oder Wollebenskunst" (Wolfenb. 1669) strebt er nicht ohne Erfolg, der Moral eine wissenschaftliche Begründung zu geben, so daß ihm bis auf Wolff herab kein Anderer an die Seite gesetzt werden kann; es ist das Werk auch in einer so reinen und kräftigen Sprache geschrieben, wie lange nachher kein wissenschaftliches Buch mehr aufwies. Die wissenschaftliche Theologie wurde nur von Spener in deutscher Sprache behandelt, das Staatsrecht zuerst und beinahe allein von Veit Ludwig von Seckendorf („Teutscher Fürsten-Staat". Frankf. 1665. „Christen-Staat". Lpz. 1706). Dagegen wurden wissenschaftliche Fragen allgemeinerer Natur oder einzelne Gegenstände aus dem Gebiete der verschiedenen Wissenschaften ziemlich häufig in deutscher Sprache erörtert, und es sind namentlich Schriften moralischen und religiösen Inhalts in nicht geringer Anzahl vorhanden. Hieher gehören außer Harsdörffers schon erwähnten „Gesprächspielen" (S. 412) auch ganz oder zum Theil einige schon früher berührte Männer, wie Moscherosch, Schupp, Grimmelshausen, Butschky und Abraham a S. Clara, deren Schriften wir jedoch ungeachtet ihrer belehrenden Absicht wegen ihrer Form bei einem andern Abschnitt behandelt haben. Neben diesen werden aber außer Christian Scriver nur noch zwei Mystiker zu erwähnen sein, nämlich J. G. Gichtl aus Regensburg (1638—1710), einer der bedeutendsten Schüler Jac. Böhme's, dessen „Theologia Practica. Halten und Kämpfen ob dem heiligen Glauben" öfters gedruckt wurde, und der uns schon bekannte Quirinus Kuhlmann („Neubegeisterter Böhme, begreiffend hundert funfzig Weissagungen ꝛc. und mehr als 1,000,000,000 Theosophische Fragen" Leiden 1674).

Der Vorgang Alb. Dürers, auch die Kunst in deutscher Sprache zu behandeln, fand erst spät Nachahmung, und auch da ist nur Joachim von Sandrart aus Frankfurt (1606—1688) zu erwähnen, dessen „Teutsche Akademie der edlen Bau-Bild- und Mahlerey-Kunst" (2 Bde. Fol. Nbg. 1675 ff.) jedoch mehr wegen ihrer vortrefflichen Kupfer und des tüchtigen Inhalts, als wegen der Darstellung berühmt geworden ist. Sehr zahlreich sind dagegen die Schriften über die Poesie und zwar zunächst über die deutsche Dichtkunst, welche sämmtlich aber beinahe nur die äußerliche Gestaltung, die Versbildung ausführlicher behandeln, während das eigentliche Wesen der Poesie und ihrer verschiedenen Gattungen nur oberflächlich und meistens mit großer Unklarheit berührt wird. Daß die „Deutsche Poelerey" von Opitz die erste und einflußreichste Schrift dieser Art war, haben wir schon früher bemerkt (S. 227); auch Aug. Buchners ausführlichere Behandlung der Opitzischen Grundsätze wurde schon erwähnt (S. 239). In demselben Sinne schrieben ferner J. Peter Titz („Von der Kunst hochdeutsche Verse zu machen. Danzig 1642), Justus G. Schottel („Deutsche Vers- oder Reimkunst" Frankf. 1656), und And. Tscherning („Unvorgreiffliches Bedencken über etliche misbräuche in der Schreib- und Sprachkunst, insonderheit der edlen Poeterey" Lüb. 1659). Seine eigenthümlichen Ansichten trug Phil. von Zesen in dem „Hochdeutschen Helikon" (Wittenb. 1640) vor, den Schwanenorden repräsentirt Balth. Kindermann („Kurandors deutscher Poet" Wittenberg 1664) und die Ansichten der Pegnitzschäfer wurden von G. Ph. von Harsdörffer („Poetischer Trichter" 2 Thle. Nbg. 1647—48) Sigm. v. Birken („Deutsche Rede- bind- und Dicht-Kunst" Nbg. 1679) und zum Theil von Magnus Dan. Omeis (Anleit. zur deutschen accuraten Reim- und Dichtkunst" Alt. 1704) vertreten. Unter den Späteren ist wieder vor allen Chr. Weise zu nennen („Curiöse Gedancken von deutschen Versen" Lpz. 1691), der den Gegenstand in dem schon besprochnen Geiste darstellte; und von dessen Nachfolgern verdient Dan. Georg Morhofs „Unterricht von der Deutschen Sprache und Poesie" Kiel 1682, der zugleich auch einen der ersten Versuche einer Literaturgeschichte enthält, rühmliche Erwähnung, während in Chr. Hunolds Machwerk („Die allerneueste Art zur reinen und galanten Poesie zu gelangen" von Menantes), zu welchem übrigens Erdm. Neumeister die Grundlage gegeben hatte, die Bestredungen Weises nach Natürlichkeit bis zur plattesten Gemeinheit verzerrt werden.

Alle diese Anweisungen zur Poetik wie zur Rhetorik waren, wie schon gesagt, nur auf das rein Aeußerliche der Darstellung gerichtet, von einem tiefern Eindringen in das Wesen der Kunst war nirgends eine Spur, kaum wurde der Gegenstand vorübergehend berührt, und wenn dies doch der Fall war, so geschah es mit ängstlicher Scheu in der hastigsten Eile und in den allgemeinsten Ausdrücken. Aber auch in dieser Beziehung wurde gegen das Ende des 17. Jahrh. durch die Gründung kritischer Zeitschriften in deutscher Sprache ein großer Schritt gethan, den wir wiederum dem trefflichen Thomasius zu verdanken haben, von dessen Thätigkeit in dieser Richtung wir unten ausführlicher berichten werden. Sein Vorgang fand bald Nachahmung, aber es erreichten ihn weder J. J. v. Ryssels „Freymüthige Gedancken über allerhand Bücher" (Halle 1690), noch Wilh. Ernst Tenzels „Monatliche Unterredungen von allerhand Büchern" (Lpz. 1689—1698), noch selbst J. G. Eccards „Monatlicher Auszug aus allerhand Büchern" (Hannover 1701—03), welchen sogar Leibnitz durch Beiträge unterstützte. Am besten und einflußreichsten waren die von dem späteren Halleschen Professor, Geheimenrath Nic. Hieron. Gund-

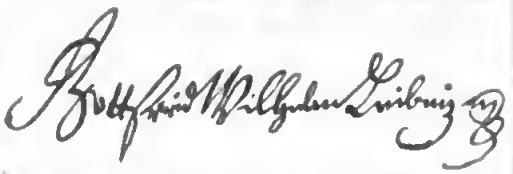
ling noch als Student herausgegebenen „Neuen Unterredungen, darinnen über allerhand Bücher raiſonniret wird" (Lützen 1702), der ſpäter auch die von W. Türck unter dem Titel „Neue Bibliothec" begonnene Fortſetzung von Tetzels „Unterredungen" vom 13. Thle. an übernahm.

Der Anleitungen zur ſchönen Darſtellung in Proſa im Allgemeinen und zur Beredtſamkeit insbeſondere erſcheinen weit weniger, und dieſe ſtehen auch im Allgemeinen tiefer als die Anleitungen zur Verskunſt. Das Bedeutendſte iſt von Chr. Weiſe („Politiſcher Redner" Lpz. 1677. „Neu erläuterter polit. Redner" Ebd. 1685), der ſich jedoch in zu viel pedantiſche und geſchmackloſe Einzelnheiten verliert, die ihm aber guten Theils von der Zeit aufgedrungen waren. Am häufigſten erſcheinen die Anleitungen zum Briefſchreiben, unter denen die von Caſpar von Stieler („Der allzeit fertige Secretarius" Nbg. 1680) eine der früheſten, die von Chr. Weiſe („Curieuſe Gedancken von deutſchen Briefen" Dresden 1691), die von Benj. Neukirch („Unterricht von deutſchen Briefen" Lpz. 1707) die berühmteſten, die verſchiedenen Briefſteller von Aug. Bohſe (Talander) und Chr. Fr. Hunold (Menantes) die geſchmackloſeſten waren.

Weitaus bedeutender ſind die mannigfaltigen Arbeiten über die Sprache, welche zum Theil von der Fruchtbringenden Geſellſchaft angeregt wurden, was jedenfalls ihr höchſtes, aber auch beinahe einziges Verdienſt iſt. Zu dieſen gehören namentlich die Werke des Rectors Chr. Gueintz in Halle (1592—1650), welcher im Palmenorden „Der Ordnende" hieß („Deutſcher Sprachlehre Entwurf" Köthen 1641; über ſeine Rechtſchreibung S. 222) und von Juſt. G. Schottel, neben deſſen umfangreichem Werk („Ausführliche Arbeit von der deutſchen Haupt-Sprache" Braunſchw. 1663), das lange in hohem Anſehen ſtand und hiſtoriſch auch jetzt noch von Wichtigkeit iſt, endlich noch die gründliche Arbeit Joh. Bödikers („Grundſätze der deutſchen Sprache" Cöln an der Spree 1690) zu nennen iſt. Sehr häufig wurden einzelne Theile der Grammatik behandelt, insbeſondere die Orthographie, wobei freilich jeder neue Grundſätze vorbrachte, die natürlich nur beſchränkte oder vorübergehende Aufnahme und Nachahmung fanden. Die bedeutendſten Werke dieſer Art ſind die von Ph. von Zeſen („Hochdeutſche Sprachübung" Hamb. 1643; „Roſen-mand" Ebd. 1651, in welchem er ſich auch über den Urſprung der Sprache in ſeiner wunderlichen Weiſe verbreitet. Dieſen Beſtrebungen iſt ferner der erſte Verſuch zu einem Wörterbuch der deutſchen Sprache in größerem Maßſtabe anzureihen, welchen Caſpar von Stieler, im Palmenorden „der Spate", unternahm („Der Teutſchen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder Teutſcher Sprachſchatz" Nbg. 1691), ein Werk voll des ſorgfältigſten Fleißes, das aber bei ſeiner willkürlichen Anordnung nur ſchwer zu gebrauchen iſt. Endlich haben wir noch von J. Auguſtin Egenolf (1683—1726) eine „Hiſtorie der deutſchen Sprache" (2 Thle. Lpz. 1716—1720), welche freilich ſehr unvollkommen iſt, aber doch von fleißiger Forſchung zeugt.

Gottfried Wilhelm Freiherr v. Leibnitz.

Während die bedeutendſten philoſophiſchen Schriftſteller der Engländer (Bacon, Hobbes, Locke, Reid, Shaftesbury), der Franzoſen (Montaigne, Charron, Bodin, Descartes, Pascal, Condillac, Malebranche, Bayle, Helvetius und überhaupt die Encyklopädiſten, Couſin) und ſelbſt der Italiener (Vico, Romagnoſi) ſich zugleich als ausgezeichnete Styliſten um die Hebung ihrer Mutterſprache verdient gemacht haben, müſſen wir tief beklagen, daß die unſrigen entweder in fremder Sprache ſchrieben oder, daß ſie, wenn ſie ſich der Mutterſprache bedienten, dieſelbe in unverantwortlicher Weiſe verunſtalteten. Dies gilt namentlich von unſern Tagen, jenes war beſonders in den früheren Zeiten der Fall, und ſo kann die Geſchichte der deutſchen Literatur, welche vor allem auf die Schönheit der Darſtellung Rückſicht zu nehmen hat, nur die Namen weniger Philoſophen aufnehmen, und wo ſie es thut, geſchieht es weniger darum, weil deren Werke wegen der vollendeten Form ausgezeichnet zu werden verdienen, als weil ſie durch die darin niedergelegten Ideen Einfluß auf die weitere Entwickelung der Literatur hatten, oder weil es unter den angegebenen Umſtänden ſchon als ein großes Verdienſt erſcheint, wenn ſie überhaupt nur in der Mutterſprache geſchrieben haben. Beides iſt bei dem großen Manne der Fall, den wir jetzt zu beſprechen haben, denn beinahe die geſammte Literatur des 18. Jahrhunderts iſt von ſeinem Geiſte durchdrungen, was ſich bis auf einzelne Gedichte nachweiſen läßt, und er hat wenigſtens Einzelnes in der Mutterſprache geſchrieben.



Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibnitz, geboren den 3. Juli 1646 in Leipzig, wo sein Vater Professor der Rechte war, erhielt seine erste Bildung in den Schulen seiner Vaterstadt, deren Universität er schon in seinem 15. Jahre bezog, die er zwei Jahre darauf mit der zu Jena vertauschte. Er hatte die Jurisprudenz als Berufswissenschaft gewählt, sich zugleich aber neben andern vielseitigen Studien vorzüglich dem der Philosophie mit dem feurigsten Eifer gewidmet. Da man ihm in Leipzig, wohin er 1664 zurückgekehrt war, wegen seiner zu großen Jugend die Doctorwürde nicht ertheilen wollte, ging er nach Altorf, wo er nicht nur unter großem Beifall promovirte (1666), sondern sogar das Anerbieten eines Lehrstuhls erhielt, welches er jedoch ausschlug. Er machte jetzt größere Reisen, zum Theil in Staatsangelegenheiten, und hielt sich namentlich längere Zeit in Paris und London auf. Im J. 1676 zum Bibliothekar und Rath des Herzogs von Hannover ernannt, entwickelte er in dieser Stellung die vielseitigste und erfolgreichste Thätigkeit. Da er beauftragt worden war, die Geschichte des Hauses Braunschweig zu schreiben, reiste er im J. 1687 nach Wien und Italien, um Archive und Bibliotheken zu benutzen. Von den lateinisch geschriebenen Werken, welche die Frucht seiner unablässigen Forschungen waren, erwähnen wir nur die Sammlung von Schriftstellern zur Aufhellung der Geschichte Braunschweigs, weil sich darin auch ältere deutsche Schriftsteller aufgenommen finden, die er zum Theil der Vergessenheit entriß. Im J. 1700 wurde er zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften in Berlin ernannt, deren Gründung ihm zu verdanken ist, und überhaupt war sein Ruf so hoch gestiegen, daß ihm von allen Seiten die ehrenvollste Anerkennung zu Theil wurde und er von mehreren Fürsten, selbst ausländischen, Pensionen und Ehrenbezeigungen erhielt, unter welchen wir nur die erwähnen, daß er 1711 vom Kaiser zum Freiherrn und Reichshofrath ernannt wurde. Er starb an einem Gichtanfall zu Hannover am 14. Nov. 1716.

Es liegt außerhalb unserer Aufgabe, die umfassende Wirksamkeit des in beinahe allen Zweigen des Wissens hervorragenden Mannes zu schildern, der an Umfang der Gelehrsamkeit, Gründlichkeit der Forschung, Tiefe und Schärfe des Denkens wenige seines Gleichen hat, und der zudem mit der feinsten Weltbildung einen an den Mustern der Alten und Neuern gereisten Geschmack besaß. Wir haben nur das tiefe Bedauern auszudrücken, daß er diese großartigen Eigenschaften, die sich auf glänzende Weise in seinen zahlreichen lateinischen und französischen Schriften kund geben, nicht auch in einer größeren Reihe von deutschen Werken niedergelegt hat. Wie mächtig sein Vorgang hätte werden müssen, wenn er seine größeren Werke in der Muttersprache geschrieben hätte, können wir schon aus den wenigen deutschen Schriften ahnen, die wir von ihm besitzen und die zum größten Theile erst nach seinem Tode gedruckt wurden, so daß also auch diese wenigen auf die Entwickelung der deutschen Sprache von keinem Einfluß sein konnten. Es wäre zu wenig gesagt, wenn man bloß behaupten wollte, daß sie Alles, was seine Zeitgenossen geschrieben, an Klarheit und Bestimmtheit weit übertreffen, und daß sie zum Theil von einer überraschenden Reinheit sind (in einigen, namentlich in den Briefen läßt er sich offenbar von der damaligen Manier hinreißen); was wir an seiner Darstellung bewundern, und worin er noch jetzt als Muster gelten kann, ist die Lauterkeit und Kraft des Sprachgefühls, das uns den sichersten Beweis gibt, daß Leibnitz nicht nur aus den dessern Schriften der früheren Zeiten, sondern auch unmittelbar aus der lebendigen Sprachquelle, aus dem Volke schöpfte, was wiederum ein bedeutsames Licht auf den seltenen Mann wirft. Wie allseitig er die Muttersprache erforscht hatte, ersehen wir aus seinem vortrefflichsten und bekanntesten Aufsatz „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache", welchen er um das J. 1697 schrieb, wo er unter andern die Bemerkung macht, daß die deutsche Sprache, soweit sie vom Volke habe ausgebildet werden können, keiner andern nachstehe, daß dagegen die Seiten derselben, welche nur von dem Gelehrten oder dem Hofmanne entwickelt werden konnten, das heißt die Sprache der Wissenschaft und die des gesellschaftlichen Tons im Zustande der Rohheit verblieben seien, weil der Gelehrte und der Hofmann sich fast nur des Lateins oder anderer fremden Sprachen bedient hätten. Was das Volk erreicht habe, das wäre aber auch jenen sehr wohl möglich gewesen, wenn sie anders gewollt hätten. Die „Unvorgreiflichen Gedanken" sind freilich selbst in einer noch ziemlich steifen Sprache abgefaßt, was wohl der Eile zugeschrieben werden muß, in welcher sie geschrieben wurden (Leibnitz hatte sie nach seiner eigenen Aeußerung in ein paar Tagen entworfen), und wahrscheinlich hatte er den Aufsatz nicht wieder des Styles wegen durchgesehen, was er sonst wohl that; dagegen sind andere Aufsätze, denen er offenbar auch weit mehr Aufmerksamkeit widmete, durchaus vortrefflich, und wir tragen kein Bedenken, die mitgetheilte Abhandlung „Von der Weisheit" als ein Muster philosophischer Darstellung zu empfehlen, aus dem recht ersichtlich wird, wie auch die tiefsten Gedanken in faßlicher, klarer und abgerundet schöner Sprache dargestellt werden können.

Von der Weisheit.

Weisheit ist nichts anders, als die Wissenschaft der Glückseligkeit, so uns nemlich zur Glückseligkeit zu gelangen lehret.

Die Glückseligkeit ist der Stand einer beständigen Freude. Wer glückselig ist, empfindet zwar seine Freude nicht alle Augenblicke, denn er ruhet bisweilen vom Nachdenken, wendet auch gemeiniglich seine Gedanken auf unständige Geschäfte. Es ist aber genug, daß er in Stand ist, die Freude zu empfinden, so oft er daran denken will, und daß inzwischen daraus eine Freudigkeit in seinem Thun und Wesen entstehet.

Die gegenwärtige Freude macht nicht glücklich, wenn kein Bestand dabei, und ist vielmehr derjenige unglückselig, der um kurzer Freude willen, in lange Traurigkeit verfällt.

Die Freude ist eine Lust, so die Seele an ihr selbst empfindet. Die Lust ist die Empfindung einer Vollkommenheit oder Vortreflichkeit, es sey an uns oder an etwas anders, denn die Vollkommenheit auch fremder Dinge ist angenehm, als Verstand, Tapferkeit und sonderlich Schönheit eines andern Menschen, auch wohl eines Thieres, ja gar eines leblosen Geschöpfes, Gemäldes oder Kunstwerkes.

Denn das Bild solcher fremden Vollkommenheit in uns eingedrücket, macht, daß auch etwas davon in uns selbst gesinnet und erwecket wird, wie denn kein Zweifel, daß wer viel mit treflichen Leuten und Sachen umgehet, auch davon vortreflicher werde.

Und obschon bisweilen fremde Vollkommenheiten uns

mißfallen, als zum Exempel, der Verſtand oder die Tapferkeit eines Feindes, die Schönheit eines Mitbuhlers oder Glanz einer fremden Tugend, die uns verdunkelt oder beſchämet, ſo geſchieht es noch nicht aus der Vollkommenheit an ihr ſelbſt, ſondern wegen des Umſtandes, dadurch uns Ungelegenheit entſtehet, und wird alsdann die Suſſigkeit der erſten Empfindung einer fremden Vollkommenheit durch den Erfolg und die Bitterkeit des Nachdenkens ausgethan und verderbet.

Man merket nicht allezeit, worin die Vollkommenheit der angenehmen Dinge beruhe, oder zu was für einer Vollkommenheit ſie in uns dienen, unterdeſſen wird es doch von unſerm Gemüthe, obſchon nicht von unſerm Verſtande, empfunden. Man ſagt ins gemein: es iſt, ich weiß nicht, was, ſo mir an der Sache gefället, das nennet man Sympathie, aber die der Dingen Urſache forſchen, finden den Grund zum öftern, und begreifen, daß etwas darunter ſtecke, ſo uns zwar unvermerket, doch wahrhaftig zu ſtatten kommt.

Die Muſik giebt deſſen eines ſchönes Beyſpiel. Alles was klinget, hat eine Bebung oder hin und her gehende Bewegung in ſich, wie man an den Saiten ſiehet, und alſo was klinget, das thut unſichtbare Schläge; wenn ſolche nun nicht unvermerkt, ſondern ordentlich gehen, und mit gewiſſen Wechſel zuſammentreffen, ſind ſie angenehm, wie man auch ſonſt eines gewiſſen Wechſel der langen und kurzen Sylben und Zuſammentreffen der Reimen bei den Verſen beobachtet, welche gleichſam eine ſtille Muſik in ſich halten, und, wenn ſie richtig, auch ohne Geſang angenehm fallen. Die Schläge auf der Trommel, der Takt und die Cadenz in Tänzen und ſonſt dergleichen Bewegungen nach Maaß und Regel haben ihre Angenehmheit von der Ordnung, denn alle Ordnung kommt dem Gemüthe zu ſtatten, und eine gleichmäßige, obſchon unſichtbare Ordnung, findet ſich auch in den nach Kunſt verurſachten Schlagen oder Bewegungen der zitternden oder bebenden Saiten, Pfeiffen oder Klocken, ja ſelbſt der Luft, ſo dadurch in gleichmäßige Regung gebracht wird, die denn auch ferner in uns vermittelſt des Gehörs einen mitſtimmenden Wiederſchall machet, nach welchem ſich auch unſre Lebensgeiſter regen. Daher die Muſik ſo bequem iſt, die Gemüther zu bewegen, obgleich insgemein ſolcher Hauptzweck nicht genugſam beobachtet noch geſucht wird.

Und iſt nicht zu zweifeln, daß auch im Fühlen, Schmecken und Riechen die Suſſigkeit in einer gewiſſen, obſchon unſichtbaren, Ordnung und Vollkommenheit oder auch Bequemlichkeit beſtehe, ſo die Natur darein geleget, uns und die Thiere zu dem, ſo ſonſt nöthig iſt, zu reichen und daß alſo aller angenehmer Dinge rechter Gebrauch uns wirklich zu Statten komme, obſchon durch Mißbrauch und Unmäßigkeit anderwärts ein weit größerer Schaden daraus zum öftern entſtehen kann.

Vollkommenheit nenne ich alle Erhöhung des Weſens, denn wie die Krankheit gleichſam eine Erniedrigung iſt und ein Abfall von der Geſundheit, alſo iſt die Vollkommenheit etwas, ſo über die Geſundheit ſteiget; die Geſundheit aber ſelbſt beſtehet in Mittel und in der Waage, und leget den Grund zur Vollkommenheit.

Gleichwie nun die Krankheit herkommet von verletzter Wirkung, wie ſolches der Arzneierſtändige wohl bemerket, alſo erzeiget ſich hingegen die Vollkommenheit in der Kraft zu wirken, wie denn alles Weſen in einer gewiſſen Kraft beſtehet, und je größer die Kraft, je höher und freier iſt das Weſen.

Ferner bei aller Kraft, je größer ſie iſt, je mehr zeiget ſich dabei Viel aus einem und in einem, indem Eines viele außer ſich regieret, und in ſich vorbildet. Nun die Einigkeit in der Vielheit iſt nichts anders, als die Uebereinſtimmung, und weil eines zu jenem näher ſtimmet, als zu jenem, ſo fließet daraus die Ordnung, aus welcher alle Schönheit herkommt, und die Schönheit erwecket Liebe.

Daraus ſiehet man nun, wie Glückſeligkeit, Luſt, Liebe, Vollkommenheit, Weſen, Kraft, Freiheit, Uebereinſtimmung, Ordnung und Schönheit an einander verbunden, welches von Wenigen recht angeſehen wird.

Wenn nun die Seele in ihr ſelbſt eine große Zuſammenſtimmung, Ordnung, Freiheit, Kraft oder Vollkommenheit fühlet, und folglich davon Luſt empfindet, ſo verurſachet ſolches eine Freude, wie aus allen dieſen und obigen Erklärungen abzunehmen.

Solche Freude iſt beſtändig und kann nicht betrügen, noch eine kunftige Traurigkeit verurſachen, wenn ſie von Erkenntniß herrühret, und mit einem Licht begleitet, daraus im Willen eine Neigung zum Guten, das iſt die Tugend entſtehet.

Wenn aber die Luſt und Freude ſo bewandt, daß ſie zwar die Sinnen, doch aber nicht den Verſtand vergnüget, ſo kann ſie eben ſo leicht zur Unglückſeligkeit, als zur Glückſeligkeit helfen, gleichwie eine wohlſchmeckende Speiſe ungeſund ſein kann.

Und muß alſo die Wolluſt der Sinnen nach den Regeln der Vernunft, wie eine Speiſe, Arzaei oder Stärkung gebraucht werden. Aber die Luſt, ſo die Seele an ſich ſelbſt, nach dem Verſtand, empfindet, iſt eine ſolche gegenwärtige Freude, die uns auch vors Kunftige bei Freude erhalten kann.

Daraus denn folget, daß nichts mehr zur Glückſeligkeit diene, als die Einleuchtung des Verſtandes und Uebung des Willens, allezeit nach dem Verſtande zu wirken, und daß ſolche Erleuchtung ſonderlich in der Erkenntniß derer Dinge zu ſuchen, die unſern Verſtand immer weiter zu einem hohen Licht bringen können, dieweilen daraus ein immerwährender Fortgang in Weisheit und Tugend, auch folglich in Vollkommenheit und Freude entſpringet, davon der Nutzen auch nach dieſem Leben in der Seele bleibet.

Was das für Dinge ſeien, deren Erkenntniß einen ſolchen glücklichen Fortgang verurſachet, erfordert eine eigene Ausführung; inzwiſchen kann man ſagen, daß Niemand leichter zu einer hohen Staffel der Glückſeligkeit ſteigen könne, als hohe Perſonen, und doch Niemand in der That, wie Chriſtus uns ſelbſt geſaget, ſchwerlicher dazu gelange, als eben ſie. Deſſen Urſache iſt, daß ſie zwar viel Gutes thun können, aber ſelten ihre Gedanken darauf richten.

Denn weilen ſie ſtets Gelegenheit zu ſinnlichen Ergötzungen haben, ſo werden ſie gewohnt, ihre Freude meiſt in der Wolluſt zu ſuchen, ſo vom Leib herrühret, und wenn ſie ſich hoch ſchwingen, ſo ſuchen ſie doch mehr Lob und Ehre bei Andern, als eine wahre Vergnügung bei ſich ſelbſten. Daher wenn die Wolluſt des Leibes durch Krankheiten, und der Ruhm durch Unglücksfälle abgehet, da höret der Selbſtbetrug auf und ſie finden ſich unglücklich.

Sie haben von Jugend auf dem Trieb äußerlicher Dinge gefolget, wegen der Luſt, ſo ſie dabei gefunden, zumal weil es Anfangs etwas beſchwerlich iſt, dieſem Strom zu widerſtehen, haben alſo großen Theils die Freiheit des Gemüths verloren.

Daher es ein Großes, wenn eine Perſon ſich ſelbſt auch in Krankheit, Unglück oder Verachtung vergnüget; und zwar, wenn ſie ſich zufrieden geben kann nicht nur aus Noth, weil man ſiehet, daß es ſo ſeyn muß, welcher Troſt nichts anders iſt, als wenn man einen Schlaftrunk einnimmt, um die Schmerzen nicht zu empfinden, ſondern durch Erweckung in ſich ſelbſt eine große Freude, ſo dieſe Schmerzen und Unglücksfälle überwindet. Solche Freude, welche der Menſch ſich allezeit ſelbſt machen kann, wenn das Gemüth wohl beſchaffen, beſtehet in Empfindung einer Luſt an ihm ſelbſt, aus ſeinen Gemüthskräften, wenn man in ſich eine ſtarke Neigung und Fertigkeit zum Guten und zur Wahrheit fühlet, ſonderlich vermittelſt der grundlichen Nachricht, die uns ein erleuchteter Verſtand darſtellet, alſo daß wir den Hauptquell, Lauf und Endzweck aller Dinge, und unglaubliche Vortrefflichkeit der Alles in ſich begreifenden, höchſten Natur erfahren, und dabei über die Unwiſſenden empor gehoben werden, gleich als ob wir aus den Sternen herab

in die irdischen Dinge unter unseren Füßen sehen könnten. Zumal wir endlich daraus gar erlernen, daß wir Ursach haben, über alles, so bereits geschehen, und auch das noch geschehen soll, uns zum höchsten zu freuen, doch, daß wir gleichwohl suchen, was noch nicht geschehen, so viel an uns, anz das Beste zu richten. Denn das ist eines der ewigen Gesetze der Natur, daß wir der Vollkommenheit der Dinge und der daraus entstehenden Lust nach Maaß unsrer Erkenntniß, guter Neigung und vorgesetzten Beitrags genießen werden.

Wenn nun eine hohe Person dieses erlanget, also daß sie auch mitten in allem Ueberfluß und Ehren dennoch ihre große Vergnügung findet in den Wirkungen ihres Verstandes und ihrer Tugend, die halte ich doppelt für hoch. Wer sich, wegen dieser ihrer Glückseligkeit und wahren Freude, für Andere aber, weil ganz gewiß, daß diese Person wegen ihrer Macht und Ansehens kann und wird auch vielen andren Licht und Tugend mittheilen, indem eine solche Mittheilung eine Rückzahlung an sie selbst machet, und die, so dergleichen gemeinzamen Zweck haben, ja Untersuchung der Wahrheit, Erkenntniß der Natur, Vermehrung menschlicher Kräfte und Beförderung ihres gemeinen Besten einander helfen und neues Licht geben können.

Erscheinet also die hohe Glückseligkeit hoher und dabei erleuchteter Personen daraus, daß sie zu ihrer Glückseligkeit so viel thun können, als wenn sie tausend Hände und tausend Leben hätten, ja als wenn sie tausendmal so lange lebten, als sie thun. Denn so viel ist unser Leben zur ein wahres Leben zu schätzen, als man darin wohlthut. Der nun viel wohlthut in kurzer Zeit, der ist dem gleich, so tausendmal länger lebet; welches bei denen statt findet, so machen können, daß tausend und aber tausend Hände mit ihnen wirken, dadurch in wenig Jahren mehr Gutes geschehen kann zu ihrem höchsten Ruhm und Vergnügen, als sonst viel hundert Jahre nicht bringen könnten.

Die Schönheit der Natur ist so groß, und deren Betrachtung hat eine solche Süßigkeit, auch das Licht und die gute Neigung, so daraus entstehen, haben so herrlichen Nutzen bereits in diesem Leben, daß, wer sie gekostet, alle andern Ergötzlichkeiten gering dagegen achtet. Thut man aber noch dazu, daß die Seele nicht veregehet, so daß jede Vollkommenheit in ihr Bestehen und Frucht bringen muß, so siehet man erst recht, wie die wahre Glückseligkeit, so aus Weisheit und Tugend entstehet, ganz übeschwenglich und unermeßlich sey über alles, das man sich davon einbilden möchte.

Christian Thomasius.

Obgleich in jeder Beziehung dem großen Leibnitz weit untergeordnet, hat Christian Thomasius für die deutsche Literatur doch eine weit höhere Bedeutung erlangt, weil er das rechte Wort zur rechten Zeit aussprach und das Mittel angab, welches allein zum Zwecke führen konnte. Christian Thomasius oder eigentlich Thomas, wie er sich selbst schrieb, wurde am 12. Januar 1655 zu Leipzig geboren. Von seinem Vater, welcher Rector der Thomasschule war, in seinen Studien geleitet, bezog er schon im 15. J. die Universität seiner Vaterstadt und wurde im 17. Baccalaureus, im 18. Magister. Weil Leipzig wenig für die Rechtswissenschaft darbot, welcher er sich gewidmet hatte, ging er 1675 nach Frankfurt a. d. O., wo er jedoch seine Erwartung, bessere Lehrer anzutreffen, betrogen fand, weshalb er sich entschloß, selbst als Docent aufzutreten. Nachdem er im J. 1679 Doctor der Rechte geworden war und eine Reise nach Holland gemacht hatte, kehrte er nach Leipzig zurück, wo er sich zuerst der juristischen Praxis widmete, dann aber an der Uni-

versität Vorlesungen zu halten begann. Da er aber dem herrschenden Unwesen und geiehrten Pedantismus mit aller Entschiedenheit entgegentrat und er sich zugleich die orthodoxe Geistlichkeit dadurch zu Feinden machte, daß er sich den Pietisten anschloß, griff diese zu den unwürdigsten Mitteln, um ihn zu verderben, und erwirkte nicht nur ein Verbot seiner Vorlesungen, sondern sogar auch einen Verhaftsbefehl gegen ihn, dem er sich durch die Flucht entzog. Er fand in Berlin Schutz und Anerkennung; der Kurfürst ernannte ihn zum Rath und ertheilte ihm die Erlaubniß, in Halle Vorlesungen halten zu dürfen (1690). Als 4 Jahre später die Universität gegründet wurde, erhielt er die Ernennung zum Professor der Rechte; 1709 ward ihm der Titel eines Geheimenraths zu Theil, und 1710 wurde er Director der Universität. Er starb am 23. Sept. 1728.

Wenn Leibnitz durch seinen Geist groß war, so wurde es Thomasius durch seinen Charakter. Sein ganzes Leben war nämlich „dem Kampf mit der Barbarei der Schulen, der Gesetze und der Gerichte gewidmet", wie er denn unter Anderm auch gegen die Hexenprocesse erfolgreich auftrat. Er verlangte daher vor Allem freie Bewegung in der Wissenschaft, wie in der Kirche und im Staat*); und wenn er sich mit den Pietisten verband, so geschah es vornämlich deshalb, weil er auch sie gegen die Gewalt der Kirche im Kampf begriffen sah. Später, als diese aus Unterdrückten Unterdrücker wurden und die Philosophie verfolgten, trennte er sich wieder eben so entschieden von ihnen. Schon frühe hatte er erkannt, daß wenn „die Gelahrtheit als ein geschlossen Hand-

*) „Dieses einzige (die Freiheit der Bewegung) ist es, das denen Holländern und Engelandern, ja denen Franzosen selbst (vor der Verfolgung der Reformirten) so viel gelehrte Leute gezogen, da hingegen der Mangel dieser Freyheit die Scharfsinnigkeit der Italiäner und den hohen Geist der Spanier unterdrückt." (Neue Erfindung, andere Menschen Gemüther zu erkennen, in d. kl. Schriften S. 421.)

werck" behandelt würde, „die Wahrheit ihre Zweige nicht weit austreiben könne" und daß die Abgeschlossenheit der Gelehrten und der Wissenschaft durch Nichts so sehr befördert werde, als durch den ausschließlichen Gebrauch der lateinischen Sprache in gelehrten Büchern und bei dem höhern Unterrichte. Daher verlangte er, daß die deutsche Sprache in ihre Rechte eingesetzt werde, und bewies die Nothwendigkeit davon in einem „Discours, welcher Gestalt man denen Frantzosen in gemeinen Leben und Wandel nachahmen solle" (Lpz. 1687). Es erregte ungeheueres Aufsehen, als er dieses Programm an das schwarze Brett der Leipziger Universität anschlagen ließ, „welches noch nie durch die deutsche Sprache entweiht worden war", wie Luden in der Biographie des trefflichen Mannes sagt; noch mehr, als er die Vorlesungen, welche er durch dasselbe angekündigt hatte, in deutscher Sprache hielt. Sein Hauptbeweis lag in der Vergleichung der deutschen Gelehrten mit den französischen, der deutschen mit der französischen Bildung, indem er zeigte, daß auf der Einen Seite der geistlose Pedantismus der Gelehrsamkeit allen Werth und Nutzen raube, während sie auf der andern durch geschmackvolle Behandlung in der Muttersprache in weite Kreise sich verbreite. Daher räth er denn an, hierin die Franzosen nachzuahmen, statt ihnen in Kleidung, Sitten und andern Aeußerlichkeiten nachzuäffen. Das Programm ist zwar in einer breiten und geschmacklosen Sprache, aber mit Scharfsinn, Witz und mit Kraft der Ueberzeugung geschrieben, und es gewann hiedurch auch andere Gelehrte für die, wir möchten sagen, heilige Sache, während der größte Theil derselben die revolutionäre Neuerung mit einer bis zur Wuth gesteigerten Bitterkeit anfeindete. Noch größeres Entsetzen erregte es aber, als Thomasius im folgenden Jahre (1688) auch eine gelehrte Zeitung in deutscher Sprache erscheinen ließ („Monats-Gespräche" 1688—90), in welche er das ganze Feuer, die ganze Unerschrockenheit, die freie Gesinnung seines Wesens niederlegte. Die Absicht, die er bei der Herausgabe dieser Zeitung hatte, geht schon aus der Vorrede hervor, in welcher er dem Pedantismus, der Heuchelei und den gelehrten Gesellschaften unumwunden den Krieg erklärt; und in diesem Sinne sind die „Monatsgespräche" fortgesetzt. Zwar ist auch in ihnen die Sprache noch sehr mangelhaft, dagegen sind sie mit viel Laune und Witz geschrieben. Die Form, die für die Zeit wunderbar gut gehalten ist, gibt dem Verfasser Gelegenheit, die verständigsten Ansichten über die wichtigsten literarischen Fragen auszusprechen, und man muß oft erstaunen, wie gesund er über einzelne Gegenstände, z. B. über den Roman urtheilt, dessen künstlerische Bedeutung er tiefer fühlte, als mancher Kritiker der späteren Zeiten. Als die „Monatsgespräche" namentlich wegen seiner Uebersiedelung nach Halle eingegangen waren, ließ er später andere Zeitschriften erscheinen, aber sie blieben weit hinter der ersten zurück, und auch von den mancherlei Nachahmungen, die diese hervorriefen, ist ihr keine an Gehalt und Tüchtigkeit zu vergleichen. Der Funke aber, den Thomasius in sein Programm und seine Monatsgespräche gelegt hatte, erwuchs immer mehr und mehr zur erwärmenden und belebenden Flamme, und Thomasius wird immer als der würdige Vorläufer Lessings zu verehren sein.

Aus dem „Discours, welcher Gestalt man denen Frantzosen nachahmen solle?"

Was aber die Gelehrsamkeit betrift, so ist wohl kein Zweiffel, daß es heut zu tage unter denen Frantzosen mit denen Gelehrten auf das höchste kommen, in Ansehen dieselbigen durch die Magnificentz des Königs und die Hochachtung derer Grossen bey Hofe angefrischet, insgesamt embsig bemühet sind, unnutzbige und nützliche Wissenschaften fortzupflantzen, und die unnöthigen Grillen derer Schulfüchse auszutilgen und aus dem Lande zu jagen. Petrus Ramus scheinet von den ersten mit gewesen zu seyn, der den Grund hierzu legen helffen. Und ob er wohl in seinem Haß wider den Aristotelem ein wenig die Gräntzen überschritten, auch seine Schriften eben für die vollkommesten nicht zu achten sind, so ist doch nicht zu läugnen, daß er zuerst das Hauptstück der Weltweißheit, welches einen Menschen anweiset, wie er seine Vernunft recht gebrauchen soll, von dem Unflat und Narrenpossen derer Schullehrer in Franckreich gesäubert, und so viel an ihm gewesen, sich äusserst bemühet, daß die Philosophie als ein taugliches Werckzeug derer höhern Wissenschaften gebraucht werden könne; wiewohl mit seiner grösten Gefahr, ja mit Verlust seines Lebens. Ihme sind hierinne andere kluge Köpffe nachgefolget, und muß ich, nur eines einzigen Buchs zu erwehnen, gestehen, daß des Port Royal l'Art de penser, ob sie gleich durch und durch gantz Cartesianisch ist, dennoch sehr viel gute Sachen in sich begreiffe, und wohl verdiene, daß sie von einem, der in seinem Kopf ein wenig aufräumen will, mit Bedacht gelesen werde. Und was müßte ich für Zeit und Gelegenheit haben, wenn ich alle die gelehrten Frantzösischen Scribenten, welche die Mathematic, die Physic, die Sittenlehr und die hohen Facultäten mit vielen unvergleichlichen Schriften ausgeputzet haben, nur erzehlen wolte.

Dieses kan ich nunmehro nicht lassen, daß sie aus einem überaus klugen Absehen nicht allein ihre Wercke mehrentheils in Frantzösischer Sprache herausgeben; sondern auch den Leuten von denen Lateinischen, Griechischen, ja auch nach Gelegenheit Teutschen Autoren in ihre Mutter-Sprache übersetzen, denn dadurch wird die Gelahrsamkeit unvermerckt mit grossen Vortheil fortgepflantzet, wenn ein jeder dasjenige, was zu einer klugen Wissenschaft erfordert wird, in seiner Landessprache lesen kan, und es sich nicht erst umb frembde Sprachen zu erlernen sauer werden lassen muß. Absonderlich ist an ihnen zu loben, daß hierzu sich Leute gebrauchen lassen, welche von männiglich für gelehrt und klug passiret werden müssen, auch beyder Sprachen, sowohl der Frantzösischen als der Griechischen oder Lateinischen, recht mächtig gewesen; und endlich nicht ohnbin, wie die Schüler die argumenta zu machen pflegen, die Autores übersetzet, sondern mit guten Bedacht und scharffen Nachsinnen, so gar, daß mancher, der seine version öfters und fleißig übersehen, auch wohl in die zwantzig Jahr damit zugebracht, sich nicht verdriessen lassen, alles zu zerreissen und von vornen anzufangen, wenn ihm eine bessere methode gezeiget worden. — — — — — — — — — — —

Aber wir müssen uns auch unter uns umsehen, was es mit denen Gelehrten für eine Bewandniß habe. Es giebt ja noch in Teutschland gelehrte Leute, aber nicht so häuffig als in Franckreich, weil sich sehr viel von denen unnützen auf die Abstractionen Metaphysicas derer Schullehrer befleissigen (durch welche nun weder dem gemeinen besten was nutzet, noch seiner Seelen Seligkeit befördert, und bey Welt-klugen Leuten mehr verhaßt als beliebt sich machet,) oder die nöthigen Wissenschaften nur obenhin und ohne gründlichen Verstand, wie die Nonnen den Psalter lernen, und ist nichts neues, daß wenn zum Exempel ein gut Ingenium an statt der Trebern seinen Verstand mit vernünfftigen Speisen nähren, und den Durandum de S Porciano etc. nicht für einen Heiligen passiren lassen, oder dem, was ihm in der Jugend fürgesungen werden, nicht nachpfeiffen will, selbiges in ja so scharffe Inquisi-

tionas fällt, als Petrus Ramus zu seiner Zeit, der sich für Königlichen Commissarius nachdrücklich defendiren mußte, daß er gelehret, man müßte die Logic definiren, und doch mit Mühe und Angst von derselben Inquisition erlediget wurde: oder wohl gar verketzert und aus heitigem jedoch unzeitigem Eyfer mit denen schimpflichsten Schelliworten beleget wird, wie etwan ein Geistlicher in Franckreich zu gedrichten Rami Zeiten, der noch des Rami Lehre an statt Kikkis, Kankam, mischi; quisquis, quamquam, mihi etc. pronunciele, von der Sorbone zu Paris als einer, der eine Grammaticalische Ketzerey begangen hätte, seiner benefficien beraubet wurde. So ist auch offenbahr, daß wir in Teutschland unsere Sprache bey weiten so hoch nicht halten, als die Frantzosen die ihrige. Denn an statt, daß wir uns befleißigen sollten, die guten Wissenschaften in Teütscher Sprache geschickt zu schreiben, so sollen wir entweder auf die eine Seite aus, und bemühen uns die Lateinischen oder Griechischen Terminos Technicos mit dunckeln und lächerlichen Worten zu verhunzen, oder aber wir kommen in die andere Ecke, und bilden uns ein, unsere Sprache sei nur zu denen Handlungen in gemeinen Leben nützlich, oder schicke sich, wenn es aufs höchste kömmt, zu nichts mehr, als Historgen und neue Zeitungen darinnen zu schreiben, nicht aber die Philosophischen aber deren höhern Facultäten Lehren und Grund-Regeln in selbigen vorzustellen. Denn wie viel sind unter uns, die do meynen, es sey die Wissenschaft der Lateinischen Sprache ein wesentliches Stücke eines gelehrten Mannes, und wer selbige nicht gelernet habe, der könne ohnmöglich gelehrt seyn; ja ich wette wetten, daß unter denen, so diesen meinen Discours lesen werden, fast die Helffte dieses ihre erste censur werden seyn lassen, daß ich unnöthig gehandelt, weil ich solchen nicht in Lateinischer Zunge verfertiget: so gar wird unter uns selbst der verächtlich gehalten, der nur im geringsten in diesem Stück zu Beförderung guter Künste etwas in unserer Sprache versuchen wolte. Dannenhero auch kein Wunder ist, wenn es bey uns in Teutschland an guten Uebersetzungen mangelt. Zwar so viel die Frantzösischen Schriften betrift, dürffen wir eben die Exempel geschickter versionen so gar weit nicht holen, so von berühmten Männern nur bey ihren müssigen Nebenstunden verfertiget worden. Denn wer achtet die Dollmetschung Mosis Amyraldi von Unterscheid der Religionen, und Jean d'Espagne von allgemeinen Irrthümern, nicht für ein Meisterstück? Des Mollnaei Seelen-Friede und anderer mehr onitzo zu geschweigen. Aber was Lateinische und Griechische Scribenten betrift, werden wir auch wohl einen einigen finden können, den wir ohne Pealerey dem Vangelas oder d'Ablancourt können dagegen setzen? Sind gleich unter uns einige, die hierzu nicht ungeschickt wären, so wäre es doch denenselben höchst vor übel zu holten, wenn sie mit so grossen Fleiß, als jene gethan, eine recht nette version ausarbeiteten, da man es ihnen doch kaum dank wissen, oder mit Mühe und Neid die Uebersetzung ungetadelt lassen würde. Die meisten Uebersetzungen derer Autoram Classicorum sind von Schulleuten verfertiget worden, die entweder aus izt erwehnten Mangel guter Belohnung und daß sie öfters mehr famis sedandae als famae acquirendae gratia die Feder ergreiffen müssen, oder aber aus Mangel eines reinen und hochdeutschen Styll, als welchen man nicht in Schulen, sondern in Gesellschaft anderer Leute und Lesung anderer Bücher begreiffet, uns keine anmuthige version geben wollen oder können.

Christian Freiherr von Wolff.

Christian Wolff wurde am 24. Jan. 1679 zu Breslau geboren. Sein Vater, ein unbemittelter Bäckermeister, scheute keine Opfer, um dem talentvollen Sohne eine gute Erziehung zu Theil werden zu lassen; er ließ ihn das Gymnasium besuchen, wo sich schon seine Neigung zur Philosophie und

Mathematik entwickelte. Nachdem er von 1699 an in Jena studirt hatte, ging er 1702 nach Leipzig, wo er im folgenden Jahre Magister wurde und Vorlesungen über seine Lieblingsfächer zu halten begann. Im J. 1707 als Professor der Mathematik und Naturlehre nach Halle berufen, erwarb er sich durch seine Vorträge, wie durch seine Schriften so großen Ruhm, daß er die ehrenvollsten Anträge nach Wittenberg, Leipzig und selbst St. Petersburg erhielt, die er jedoch ablehnte, weshalb er von dem Könige von Preußen zum Mitglied der Akademie in Berlin ernannt wurde und den Titel eines Hofraths erhielt. Aber nun begann der Neid einiger Collegen und die Unduldsamkeit der Pietisten sich zu regen; auf heimliche Verdächtigungen folgten öffentliche Anklagen, die mit so großer Geschicklichkeit und Ausdauer geführt wurden, daß sie endlich durchdrangen und Wolff als Religionsverächter, Ketzer, Gotteslängner, und wie die Beschuldigungen alle lauteten, von seiner Stelle entsetzt wurde, und er den Befehl erhielt, Halle und die preußischen Staaten bei Strafe des Strangs binnen 48 Stunden zu verlassen. Er fand jedoch Schutz bei dem Landgrafen von Hessen-Kassel, der ihn zum Hofrath und Professor in Marburg ernannte, und das Ausland beeiferte sich, ihm die ehrenvollste Anerkennung zu beweisen: er wurde Mitglied der Akademien in London, Paris und Stockholm; Peter der Große wollte ihn als Vicepräsident der Akademie von St. Petersburg dahin ziehen, und man suchte sogar, ihn wieder für Halle zu gewinnen; erst als Friedrich II. den Thron bestiegen hatte, ging er (1740) als Geheimerath, Professor des Naturrechts und Vicekanzler der Universität dahin zurück. Im J. 1743 wurde er zum Kanzler ernannt und 1745 von dem Kurfürsten von Bayern als Reichsvikar in den Freiherrnstand erhoben. Er starb den 9. April 1754.

Wolffs große Verdienste um die Philosophie sind hier nicht weiter zu berühren, nur so viel sei erwähnt, daß seine strenge, der Mathematik abgeborgte Methode einen weitgreifenden Einfluß auf die Behandlung sämmtlicher Wissenschaften hatte, da auch

sie nach der Ordnung, Klarheit und Bestimmtheit streben mußten, die den Werth seiner Schriften so außerordentlich erhöhten. Was ihm aber auch eine bleibende Stelle in der Geschichte der deutschen Literatur sichert, das ist, daß er einen Theil seiner philosophischen Werke in deutscher Sprache schrieb, und diese mit der Klarheit und Bestimmtheit behandelte, die ein Grundzug seines Geistes war. Dieser seltenen Eigenschaft haben wir es auch zu verdanken, daß er sich bestrebte, für die Deutschen als solche und ohne Rücksicht darauf, ob sie gelehrt seien oder nicht, deutlich und verständlich zu schreiben und er daher die lateinischen Kunstwörter durch deutsche zu ersetzen suchte, was ihm in hohem Grade gelang, indem er hiebei eben so viel Einsicht als Geschmack bewies. Seine in deutscher Sprache geschriebenen Werke sind „Vernünftige Gedancken von den Kräften des menschlichen Verstandes" (Logik). Halle 1712; „Vernünftige Gedancken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen" (Metaphysik). Frankf. u. Leipz. 1719; „Vernünftige Gedancken von der Menschen Thun und Lassen" (Moral). Halle 1720, und „Vernünftige Gedancken von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen" (Halle 1721), welche sämmtlich vielfach aufgelegt wurden.

Aus den „Vernünftigen Gedancken von der Menschen Thun und Lassen".

Eine Regel darnach wir verbunden sind, unsere freye Handlungen einzurichten, heisset ein Gesetze. Derowegen da wir verbunden sind nach der allgemeinen Regel der freyen Handlungen dieselben einzurichten; so ist auch diese Regel ein Gesetze.

Insonderheit aber wird eine Regel ein Gesetze der Natur genennet, wenn uns die Natur verbindet, unsere freye Handlungen darnach einzurichten: gleichwie wir auch ein göttliches Gesetze heissen eine Regel, nach welcher uns GOtt unsere freye Handlungen einzurichten verbindet, und wiederum ein menschliches Gesetze eine Regel, darnach uns Menschen unsere freye Handlungen einzurichten verbinden.

Also entstehet der Unterscheid der Gesetze hauptsächlich aus der Verbindlichkeit, nachdem sie daher, oder dorther kommet. Derowegen wenn wir mehr als eine Verbindlichkeit haben, unsere freye Handlungen nach einer gewissen Regel einzurichten, z. E. wenn uns die Natur, GOtt und Menschen dazu zugleich verbinden, so ist diese einige Regel zugleich ein natürliches, göttliches und menschliches Gesetze.

Weil uns die Natur verbindet zu thun, was uns und unseren Zustand vollkommener machet, und zu unterlassen, was uns und unseren Zustand unvollkommener machet; so ist die Regel, thue, was dich und deinen Zustand vollkommener machet, und unterlaß, was dich und deinen Zustand unvollkommener machet, ein Gesetze der Natur. Da nun diese Regel sich auf alle freye Handlungen der Menschen erstrecket, so hat man kein anderes Gesetze der Natur mehr nöthig, sondern alle besondere Gesetze müssen daraus erwiesen werden auf die Art und Weise, wie schon erinnert worden. Und also ist diese Regel ein vollständiger Grund aller natürlichen Gesetze.

Wiederum, weil diese Regel wegen der Verbindlichkeit ein Gesetze wird, die Verbindlichkeit aber von der Natur kommet: so ist das Gesetze der Natur durch die Natur festgestellet worden, und würde stat finden, wenn auch gleich der Mensch keinen Oberen hätte, der ihn dazu verbinden könnte; ja es würde stat finden, wenn auch gleich kein GOtt wäre.

Und also irren diejenigen, welche ihnen einbilden, ein Atheist möge leben, wie er wolle, und werde auch alle Schandthaten und Laster in der That begehen, wenn er nur von bürgerlichen Strafen frey ist: denn dieses trifft nur ein, wenn ein Atheist unverständig ist, und die Beschaffenheit der freyen Handlungen nicht recht einsiehet, dahe bringet ihn eigentlich nicht die Atheisterey zum bösen Leben, sondern seine Unwissenheit und sein Irrthum von dem Guten und Bösen, aus welcher Quelle auch bey andern, die keine Atheisten sind, ein unordentliches Leben und unrichtiger Wandel entspringet.

IV. Rhetorische Prosa.

In einer Zeit, da das Volk entweder von den gräßlichsten Drangsalen eines langen mit Barbarei geführten Kriegs heimgesucht, oder von seinen Fürsten in entwürdigender Knechtschaft gehalten wurde, und die Theilnahme des Volks oder auch nur der bevorrechteten Stände an der Regierung der Staaten von den großen und kleinen Herrschern, die sich im Gefühl ihrer jungen Souverainetät Alles erlaubten, mit Gewalt zurückgedrängt wurde, konnte die Beredtsamkeit keine Blüthen treiben. Daß unter diesen Umständen die weltliche Rede nicht gedeihen konnte, ist an sich begreiflich, aber auch die geistliche Beredtsamkeit blieb von den unglücklichen Verhältnissen nicht unberührt, weil sie sich überhaupt nur an der Seite der weltlichen und von dieser getragen zur künstlerischen Vollendung erheben kann. Denn da die Beredtsamkeit ihrer ganzen Natur nach nur im lebendigen Kampfe der geistigen Kräfte erwachsen kann, ein solcher Kampf aber der kirchlichen Rede abgeht, so wird diese nie zu der Lebendigkeit und Beweglichkeit gelangen, die für einen mündlichen Vortrag unerläßlich ist, es wird ihr an Feuer, eindringlicher Kraft, selbst an wirksamer Vertheilung und Anordnung der Gedanken, mit einem Worte an allen den Eigenschaften fehlen, welche das eigentlichste Wesen einer Rede ausmachen, wenn sie sich nicht an der weltlichen Rede herausbilden kann. Dazu kam, daß die Träger der kirchlichen Beredtsamkeit, die Geistlichen, in ihrer überwiegenden Mehrheit entweder eine nur ganz mangelhafte oder gelehrt beschränkte Bildung hatten, welche sie vom Volke abschloß, und ihnen daher auch alle Möglichkeit raubte, die geistigen Bedürfnisse desselben wahrhaft zu erkennen. Daher waren die meisten Predigten der Zeit trockene und leblose Abhandlungen über irgend einen Glaubensartikel, über irgend einen Satz der christlichen Sittenlehre, deren geistloser Inhalt noch durch die rohe, geschmacklose Form und die oft gemeine *), beinahe aber immer unreine Sprache herabgedrückt wurde, denn die Kanzel war von dem allgemeinen Verderbniß der Sprache, namentlich von der Sprachmengerei, keineswegs frei geblieben. Nur einige Wenige waren von dem Geiste und dem Vorbild Joh. Arndts getragen, so daß ihre Predigten, so wenig sie auch das Gepräge ihrer Zeit verläugnen können, doch von größerem Geiste und namentlich von tieferer Gemüthlichkeit zeugen, so Joachim Lütkemann (1608—55),

*) „Selbst die bessern und beliebtern Prediger bedienten sich oft einer Sprache, daß man glauben sollte, sie hätten es eher auf einen komischen, als auf einen ernsten Effect abgesehen. Valerius Herberger (dessen wir schon als einen der spätern Liederdichter des vorigen Zeitraums gedacht haben S. 7) verglich den Sünder mit einem trunkenen Bauer: hebt man ihn von der Einen Seite in den Sattel, so purzelt er von der andern wieder herunter. Ein Anderer verglich die Sünder mit einem Loch im Strumpf, das Anfangs klein sei, hernach immer größer werde." (Hagenbach, Vorlesungen über Wesen und Gesch. d. Reformation 4, 503.)

Generalsuperintendent in Wolfenbüttel, dessen in verschiedenen Sammlungen herausgegebene Predigten voll Salbung sind, und seine beiden Schüler, die von uns schon erwähnten Heinrich Müller und Christian Scriver, die beide auch als Liederdichter bekannt wurden. Eine eigenthümliche Stellung nimmt J. Balth. Schupp auch als Kanzelredner ein, indem er in seinen Predigten die nämliche freie und volksthümliche Darstellungsweise bewahrte, die wir bei seinen satyrischen Schriften haben kennen lernen. Von den spätern Kanzelrednern sind noch Lassenius und Cober zu nennen. Joh. Lassenius, geb. am 26. April 1636 zu Waldau in Pommern, wurde vorzüglich durch seine merkwürdigen Schicksale berühmt *). Als Kanzelredner ist er der vollkommenste Gegensatz aller seiner Zeitgenossen, deren breiter Darstellung und endlosen Perioden er die übertriebenste Kürze und die Anhäufung von lauter einfachen, beinahe ohne alle äußere Verbindung an einander gereihten Sätzen entgegensetzte („Stonitische Erquickstunden"). Aehnlicher Art ist Gottlieb Cober aus Altenburg, welcher im J. 1717 noch jung als Candidat der Theologie zu Dresden starb („Der aufrichtige Cabinets-Prediger". Ff. u. Lpz. 1715). Einen wirklichen und ausgesprochenen Einfluß auf die Entwickelung der geistlichen Beredtsamkeit hatten erst die Pietisten, oder vielmehr deren Häupter Spener und Francke, welche mit Bewußtsein auf das Gemüth der Zuhörer zu wirken und durch ihre Vorträge zur Andacht und Erbauung zu führen strebten. Auf den ersteren werden wir zurückkommen; dagegen können wir von dem zweiten hier schon das Nöthige anbringen. August Hermann Francke, geb. am 23. März 1663 zu Lübeck, hatte schon in Leipzig, wo er Vorlesungen hielt, von Seiten der Orthodoxen Verfolgungen zu erdulden, wobei Thomasius muthig für ihn eintrat. Als er später in Erfurt Prediger war, mußte er den Umtrieben der Katholiken weichen. Seit 1692 war er als Professor der orientalischen Sprachen und der Theologie, so wie auch als Prediger angestellt, wo er sich durch die Gründung des Waisenhauses und der damit verbundenen Erziehungsanstalten unsterbliche Verdienste erwarb, aber durch sein hartes und unchristliches Benehmen gegen Wolff gerechten Tadel zuzog, zu dessen Vertreibung er wesentlich und durch unwürdige Mittel beitrug. Er starb den 8. Juni 1727. In seinen Predigten, deren er eine große Zahl verfaßte, spricht sich ein lebendiger und tief gefühlter Glauben aus; die Darstellung ist einfach, ungesucht, ohne rhetorischen Schwung, aber voll Innigkeit und Wärme.

Bei den Katholiken sinkt die geistliche Beredtsamkeit immer mehr, und verirrt sich entweder in unerquickliche Polemik gegen die Protestanten, oder verfällt in die mannigfaltigsten Abgeschmacktheiten, unter welchen die übertriebenen Schilderungen der Heiligen und ihrer Wunder, nebst den lächerlichsten Allegorien noch die erträglichsten waren. Trauriger und unwürdiger waren die bis zur heillosesten Gemeinheit herabsinkenden Kapuzinaden, in denen Alles bloß auf den augenblicklichen Effect berechnet war, den zu erreichen der Prediger selbst die gemeinsten Mittel nicht verschmähte. Anekdoten, Wortspiele, geschmacklose Bilder und Gleichnisse, selbst Zoten machten den wesentlichsten Bestandtheil der damaligen Predigten aus, und Alles dies wurde zudem in einer gemeinen, pöbelhaften Sprache vorgetragen, in welcher die jedesmalige Mundart der Redner vorherrschte. Am höchsten steht noch unter Allen der schon genannte Abraham a S. Clara (S. 435), bei welchem zudem eine große Kraft populärer Beredtsamkeit nicht zu verkennen ist.

Die weltliche Beredtsamkeit hatte, wie wir schon bemerkt haben, keine Gelegenheit sich zu entwickeln, da sich das ganze Staatsleben auf die Fürsten vereinigt hatte und die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit bei dem vollständigen Siege des römischen Rechts über das heimatliche auch aus den Gerichtssälen verbannt war. So blieben der Rede nur noch die festlichen Gelegenheiten an den Höfen oder in vornehmen Häusern übrig, in denen sie jedoch auch nur als Dienerin des Festes erschien, zu dessen Verherrlichung sie beitragen sollte. So fehlte ihr aber nicht nur der oben näherbezeichnete Boden, sie mußte auch bei ihrer beschränkten Aufgabe den mangelnden Gehalt durch äußere Mittel zu ersetzen suchen, und da sie sich naturgemäß vorzugsweise derjenigen bediente, welche die damalige Kunst aufgestellt hatte, so trägt auch sie den Charakter des Unnatürlichen und der Geschmacklosigkeit, der sich namentlich darin kund gibt, daß die Redner mit ihrer Gelehrsamkeit prahlten und das Fremdartigste herbeizogen, sich in den gesuchtesten Bildern und Vergleichungen ergingen und die unpassendsten Beiwörter anhäuften. Daß um so mehr fremde Wörter aus allen möglichen Sprachen eingeflickt wurden, daß der Styl um so geschraubter, die Perioden um so verwickelter und endloser waren, je vornehmer und gelehrter der Redner erscheinen wollte, braucht kaum hinzugefügt zu werden, und so sind die meisten Reden der Zeit wahre Ungeheuer von Geschmacklosigkeit und Pedantismus. Noch widriger aber werden sie durch die sclavische Gesinnung, die sich in ihnen ausspricht, und die so sehr zur Natur geworden war, daß sie, wenn auch im Ausdruck etwas gemäßigt, doch selbst in denjenigen Reden erscheint, welche nicht Fürsten oder andere große Herren, sondern den allergewöhnlichsten Adel oder untergeordnete Beamte betrafen. Es sind unter solchen Verhältnissen somit keine Redner im wahren Sinne des Wortes anzuführen, wir müssen uns vielmehr darauf beschränken, diejenigen Männer zu bezeichnen, welche den herrschenden Ungeschmack repräsentiren und zu ihrer Zeit im Sinne derselben als Muster der Beredtsamkeit galten. Es sind dies vor Allem die Schlesier Hoffmann von Hoffmannswaldau und Lohenstein. Des ersteren „deutsche Redeübungen, ein Werk, darinnen allerhand Abdanckungs- Hochzeit- Glückwunsch- Bewillkommungs- und andere vermischte Reden enthalten sind" u. s. w. (Lpz. 1702) zeigen uns wenigstens den Umfang der damaligen Beredtsamkeit. Wie schon von Andern bemerkt wurde, beweisen die Reden im „Ar-

*) In früherer Jugend soll er ein wandernder Schauspieler gewesen sein; erst später der Wissenschaft zugewandt, machte er große Reisen, erwarb sich die Gunst Ludwigs XIV. und Mazarins, zugleich aber auch den Haß der Jesuiten, gegen die er mit solcher Heftigkeit schrieb, daß sie ihn auf einer Reise auffangen ließen und lange Zeit gefangen hielten, worauf man ihn nach der Türkei schleppte, um ihn dort als Sclaven verkaufen zu lassen; doch gelang es ihm, sich zu befreien, als er schon in der Nähe der Gränze war. Als er nach Deutschland zurückkam, wurde er wegen seines Märtyrerthums mit großer Auszeichnung empfangen, er erhielt sogleich ehrenvolle Anstellung und wurde zuletzt Hofprediger in Copenhagen, wo er am 29. Aug. 1692 starb.

minius", daß Lohenstein bedeutende Anlagen zur Beredtsamkeit hatte, dagegen ist seine „Leichen- und Lob-rede auf Hoffmannswaldau" (1670) „fast das Aeußerste von Schwulst und aberwitziger Geschmacklosigkeit". Berühmt wurde ferner Veit Ludwig Freiherr v. Seckendorff (geb. 20. Dec. 1626, gest. 18. Dec. 1695 als Kurfürstl. Brandenburg. Geheimerath und Kanzler der Universität Halle), welcher in der Fruchtbringenden Gesellschaft „der Hülfreiche" hieß; er verdiente diesen Ruhm jedoch mehr wegen seiner schon erwähnten religiös-staatsrechtlichen Werke (S. 448) und seiner gründlichen, lateinisch geschriebenen Geschichte und Vertheidigung des Lutherthums, als wegen seiner „Deutschen Reden" (Leipzig 1686). So machte auch Samuels von Königsdorf*) „Lobrede auf Kaiser Leopold den Großen" (1705) zu ihrer Zeit großes Aufsehen, die zwar in reiner, aber hochtrabender Sprache geschrieben ist, die um so widriger wirkt, als sie oft von den vomhaftesten Ausdrücken in die gemeinsten Redeweisen herabsinkt; auch verfällt er bei dem Lobe des Kaisers nach Sitte der Zeit so sehr in die maßloseste Uebertreibung und widerlichste Schmeicheiei, daß, um mit seinen eigenen Worten zu reden, „selbst die stärksten Mägen es nicht verdauen können". Eben so sind Fr. Rud. L. Freih. von Canitz und Benj. Neukirch wegen der reinen Sprache, deren sie sich in Reden befleißigten, zu loben. Canitz hat in seiner „Klagrede über das frühzeitige Absterben der Kurprinzessin Elisabeth Henriette" (1683) ohne Zweifel die großen französischen Kanzelredner zu Mustern genommen, allein so gewandt er auch den übrigen Nrdnern gegenüber erscheinen mag, so ist die feine Schmeichelei der Franzosen in seinem Munde doch plump geworden, was auch von Neukirchs „Lobrede auf die Königin von Preußen Sophia Charlotte" gilt (1707), deren höchstes und wohl auch einziges Verdienst in der schon erwähnten Reinheit der Sprache liegt. Dagegen sind die Reden des Brandenburgischen Staatsministers Paul Frrih. von Fuchs (geb. 1640 zu Stettin von bürgerlichen Eltern, gest. in Berlin 1704), die in J. Chr. Lünigs „Reden grosser Herren, vornehmer Minister und berühmter Männer" (12 Thle. Leipz. 1719 ff.) abgedruckt sind, in der galanten Mischsprache der Zeit geschrieben, und wenn man in ihnen auch den Staats- und Weltmann nicht verkennen kann, so tritt doch auch oft der gelehrte Pedant (Fuchs war früher Professor der Rechte in Duisburg) in seiner ganzen Unbeholfenheit und Geschmacklosigkeit hervor. Eine edlere Haltung bewahrt der Hallesche Geheimerath und Professor Nic. Hier. Gundling in seiner „Rede auf den König Friedrich Wilhelm" (1714), in welcher sich, wie in seinen übrigen Schriften, der klare Geist seines Lehrers Thomasius beurkundet. Daß auch sie von allerunterthänigsten Gefühlen überwallt, und im Lobe das gerechte Maß überschreitet, was bei dem sonst freimüthigen Manne allerdings auffallen muß, ist wohl mehr der Zeit und der äußern Nothwendigkeit, als ihm selbst zuzuschreiben.

Wir haben endlich noch einige Worte über die Briefe dieses Zeitraums beizufügen. So zahlreich die Anweisungen zur Abfassung von Briefen auch waren (449), so wenig wurden doch von den Vornehmen und Gelehrten Briefe in deutscher Sprache geschrieben, und wenn es auch geschah, so waren sie eben in dem Geiste jener Anweisung abgefaßt, d. h. pedantisch und geschmacklos. Als bessere Erzeugnisse des Briefstils sind allein die Briefe von Leibnitz, so wie die schon oben erwähnten Briefe Speners in dessen „Pia desideria" und „Theologischen Bedencken", und endlich noch abgesehen von der Sprache, auch die der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, geb. Prinzessin von der Pfalz, die jedoch erst in jüngster Zeit gedruckt erschienen (Stuttg. 1851), zu erwähnen.

*) Er hieß eigentlich Sam. Reains und verdeutschte seinen Namen, als er in den Adelstand erhoben wurde. Er wurde im J. 1662 zu Breslau geboren und starb daselbst 1719 als Obersyndikus und Kais. Rath.

Philipp Jacob Spener.

Philipp Jacob Spener

Philipp Jacob Spener, geb. den 13. Jan. 1635 zu Rappoldsweiler im obern Elsaß, wurde schon bei seiner Geburt von seinen Eltern für die Kirche bestimmt, und nahm die ihm gegebene Richtung schon früh mit begeistertem Gemüthe auf. Er erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium zu Colmar und seit 1651 auf den Universitäten Straßburg und Basel, worauf er nach Genf ging. In das praktische Leben trat er 1663 als Freiprediger in Straßburg, von wo er 1666 einen Ruf als erster Pfarrer nach Frankfurt a. M. erhielt, wo er sich durch seine einfachen und gemeinfaßlichen Predigten die Liebe seiner Gemeinde erwarb, und durch die besondern Andachtsübungen, die er in seinem Hause hielt, höchst wohlthätig wirkte, aber zugleich den Grund zu den spätern theologischen Streitigkeiten legte, welche die protestantische Kirche eine Zeitlang erschütterten. Im J. 1686 wurde er als Oberhofprediger nach Dresden und 1691 als Probst an der Nikolaikirche, Inspector und Consistorialrath nach Berlin berufen, wo er am 5. Febr. 1705 starb.

Das groſſe Verdienſt Speners beſtehet darin, daß wie Thomaſius die Wiſſenſchaft überhaupt, ſo er die Theologie vom Schulzwange befreite und die ſcholaſtiſche Behandlung derſelben namentlich von der Kanzel entfernte. Es ſollten Alle, auch die Ungebildetſten, in die tiefſten Wahrheiten des Chriſtenthums eingeführt werden, daher verbannte er zunächſt aus ſeinen Predigten das todte dogmatiſche Formelweſen und ſuchte durch Kräftigung des Glaubens den Menſchen fähig zu machen, das Beiſpiel Chriſti auch im Leben zu befolgen. Seine Kanzelvorträge entſprachen auch in vollem Maße ſeiner Abſicht: in einfacher und natürlicher Sprache entwickeln ſie die Pflichten der chriſtlichen Sittenlehre oder die Grundſätze des Glaubens mit eben ſo viel Wärme des Gefühls als Klarheit der Darſtellung, durch welche er ſich nur zu oft zu einer allzugroßen Breite hinreißen läßt. Seine Anſichten von der Aufgabe des Predigers hat er in ſeinen öfters erwähnten „Pia desideria“ ausführlich und nach allen Seiten hin entwickelt und es ſind namentlich die Stellen zur Beurtheilung ſeiner eigenen Predigten von Wichtigkeit, in welchen er ſich über die Beredtſamkeit als Kunſt ausſpricht. Nach ſeiner ganzen Natur konnte er die Kunſt nur als etwas ſehr Untergeordnetes anſehen, und er bedauert es ausdrücklich, daß „die Homiletik zu einer nrs oratoria gemacht werde“; aber freilich konnte er auch keine andere Anſicht von der Kunſt haben, als diejenige, welche zu ſeiner Zeit auf Lehrſtühlen und in den oben erwähnten Anweiſungen vorgetragen wurde, und die ſich auf übertrieben pedantiſche Aeußerlichkeiten beſchränkte, durch welche alle freie Bewegung unmöglich gemacht wurde. Daher vergleicht er auch diejenigen, welche ſich am meiſten bemühen, „das Predigen zu einer Rednerkunſt zu machen und in gewiſſe Regeln der Methode einzuſchränken“, den Leuten, „die Muſter und Leiſten zu zierlichen Schuhen ſich anſchaffen, und denen es dann an Leder mangelt, aus dem ſie Schuhe zuſchneiden ſollen, und die ſie auch nicht nach jeglichen Fußes Bequemlichkeit einzurichten wiſſen“. Daher erklärt er auch an einer andern Stelle, daß er keine beſtimmte Methode befolge.

Aus der Predigt über Joh. 3, 17.

Wir geben jetzo zur Haupt-Lehre, daß Chriſti Ampt nicht ſeye zu richten, ſondern ſelig zu machen: Solches muſſen wir aber recht verſtehen.

1. Wird nicht geſagt, daß Chriſtus gar nicht richten werde. Denn wir bekennen ja ſelbſt in unſerem Apoſtoliſchen Glaubens Bekandtnuſſ: Er werde kommen zu richten die Todten, und wie ſeine erſte Zukunfft in das Fleiſch geweſen iſt eine Gnaden-Zukunfft bey denen welche ſich nicht bekehret und ſeine Gnade angenommen haben leyn eine Geeichtliche und Zornes Zukunfft. Darvon heiſſet es Joh. 5, 27. Der Vatter hat dem Sohn macht gegeben, das Gericht zu halten: Darumb, daß Er deß Menſchen Sohn iſt. So wird Matth 25, v. 31. ſeq ſolche gerichtliche Zukunfft, wie auch etliche mahl in der Offenbarung Johannis und ſonſt hin und wieder in der Schrifft beſchrieben. 2. Wird auch nicht geſagt, daß Er nicht richte, in dem Verſtand, daß nicht das Gericht deß Geſetzes Moſis ſein Gericht ſeye. Dann Er iſt der einige Geſetz-Geber, Jacob. 4, 12. Und alſo iſt Er der, welcher ſelbſt Moſi das Geſetz gegeben. Iſt demnach Moſis Geſetz eben auch Chriſti Geſetz, und alſo wo Moſes und ſein Geſetz den Menſchen richtet, ſo richtet Chriſtus den Menſchen durch Moſen. 3. Sagen wir auch nicht, daß Chriſtus das Geſetz in ſeinem Ampt gar nie gelehret habe, als der frevlich ſolches getrieben und in vielen Stücken ausgelegt hat; wie wir hin und wieder in ſeinen Predigten ſehen, ſonderlich Matthei 5. Wo er deutlich ſaget, daß er nicht gekommen ſeye, das Geſetz auffzuheben, ſondern zu erfüllen. Daher wo es heiſſet: Chriſtus ſeye nicht gekommen die Welt zu richten, ſollen wir ja nicht auff die Gedancken kommen, als müſſe deswegen in der Chriſtlichen Kirche das Geſetz, als welches zum Gericht gehöret, nicht getrieben, ſondern allein das Evangelium, als die Lehre Chriſti vorgetragen werden. Dann Geſetz muß allemahl neben dem Evangelio ſtehen, und dieſem den Weg bereiten. Ja, es muß behalten werden nicht nur bey denen noch Unwiedergebohrnen, ſondern noch ſelbſt bey den Wiedergebohrnen, wegen deß bey ihnen übrigen ſündlichen Fleiſches. Sondern dieſes iſt die Meynung, wo wir ſagen, daß Chriſtus nicht gekommen ſeye, daß Er die Welt richte: Nemlich 1. Er habe kein neue Geſetze gegeben in ſeinem Mittler-Ampt. 2. Solch ſein Mittleramt beſtehe nicht darinnen, daß er einem jeglichen gebe nach deme er verdienet hat und wie ers vor ſich würdig iſt. Damit widerſpricht der HERR zweyerley Irrthumen. 1. Da einige meynen, daß Chriſtus darzu gekommen ſeye, daß Er aus GOttes Befelch habe ein neuer und vollkommener Geſetz gegeben, dannuß die Leute beſſee und gewiſſer ſelig werden möchten, wo ſie daſſelbige hielten, als durch Moſis Geſetz. Wie nicht allein ſolches der Türcken und Mahomets vorgeben iſt, der da gelehret, daß unſer JEſus ein groſſer Prophet geweſen, der einen vollkommnern Weg zur Seligkeit geſetzt als Moſes. Hingegen er Mahomet habe nachmal einen noch beſſeen und leichteen Weg gewieſen. Sondern ſelbſt in den Chriſtlichen Kirchen findet ſich bey den Papiſten, Arminianern, Socinianern dieſer Irrthum, daß dieſes zu Chriſti Ampt gehöre, daß Er zu den Geboten Moſis noch neue Geſetz gethan habe. Dann damit würde Chriſtus zum Richter gemacht; denn wer eigentlich Geſetze giebt, derſelbe muß auch nach ſolchen Geſetzen urtheilen und richten, die jenige zu abſolviren, die nach ſolchem Geſetz thun, die jenige zu verdammen, welche ſie übertretten. Weil aber der HErr nicht zu richten in ſeinem Mittleramt kommen iſt, ſo kann er auch in demſelben keine neue Geſetz gegeben haben. Muß deswegen das Geſetz der Liebe, ſo Er ſeinen Jüngern gegeben und erneuert hat, nicht ein ſolch neu Geſetz geweſen ſeyn, welches er damahl zu aller erſt gegeben, ſondern es war eben ſelbſt das alte Moſaiſche Geſetz, ſo Er den Seinigen auffs neue nachtrücklicher vorgelegt, und ſie deſſen erinnert. 2. Meynen auch etliche und bilden ihnen das Mittleramt Chriſti alſo ein, daß Er jeglichem gebe nachdem er verdienet, und beſtehe ſeine Gnade nicht ſo wol darinnen, daß in unſerer Rechtfertigung nicht auff die Wercke geſehen werde (welches die Gnade deß Evangelii iſt) als darinnen, daß der HErr Chriſtus uns die Gnade und Geiſt gegeben habe, das Geſetz zu halten, ſo wir ſonſt nicht hätten halten können, aber nunmehr wegen Hülffe der Gnaden zu halten vermöchten, und daher nuß haltung deſſelben ſelig werden müſten. Welches aber wiederumb hieſſe, daß der HERR wäre kommen zu richten. So Er hier verneinet.

Sondern dieſes iſt eigentlich der Zweck und die Summa deß Mittleramptes Chriſti, daß Er kommen ſeye, weil wir das Geſetz, an deſſen ſtatt, weil es die ewige unwandelbare Wahrheit Gottes iſt, kein anders gegeben werden kan, nicht halten konnten, daſſelbe vor uns zu halten und uns ſolchen ſeinen Gehorſam zu ſchencken, daß er vor Göttlichem Gericht angeſehen würde, gleich ob hätten wir ihn in eigener Perſon geleiſtet: Und alsdann in ſolchem Glauben uns die wahre Gerechtigkeit, ohn Anſehung einiges Werck, zu geben, ja uns nur ſolchem Glauben allein ſelig zu machen.

Wie dieſe Lehre herrlich in den Schriften Pauli außgeführet iſt, ſonderlich Röm. 3. Wir werden ohne Verdienſt gerecht auß Gnaden, dus iſt ein ſolch ſeligmachen,

das dem Gericht grad entgegen ſtehet. Dann im Gericht ſihet man nn, was der jenige, welcher gerichtet wird, gethon und verdienet hat, nachdem gehet es ihm wal oder nbel. Hingegen in der Art wie Chriſtus in ſeinem Mittlerampt nns ſelig mochet, ſolle gar darauff nicht geſehen werden, was wir gethan und verdirnet haben, und ab ſolches im Glauben unſer werde. Dns heiſt, er ſeye nicht kommen zum Gericht: Weil Er die jenige, ſo ſie zu dem Glouben bekehret werden, ſelig machet, bey denen ollerdings keine eigene Würdigkeit noch Verdienſt ſich findet. Weil oder, do der Menich glaubig worden, derſelbe Glaube nicht müſſig ſeyn ſoll noch konn, ſondern ſich in ollerhond guten Wercken hervorthun muß: So iſt abermoht in ſolchem Werck Chriſtus kein Richter, daß er ſolche Wercke nach der Schärffe des Geſetzes examinirte und urtheilte, wa er in nllen Wercken nach großen Manget würde finden, und ſie in dem Gerichte verwerffen müſte; Sondern, weil die Wrecke auß Glauben mit einfältigem Hertzen geſchehen ſind, ſo erſetzet Er olle Mängel on denſelben, mit ſeiner eygenen vollkommenſten Gerechtigkeit, und laſſt ihm dieſelbige umb ſein ſelbſt und umb deß Glonbens willen watgefallen, nimbt ſie ols gut nn, ſihet in Gnoden das jenige daron on, wos wahrhafftig gut daron iſt, und hingegen teaget er mit Gedult die daran klebende Gebrechen. Das heiſt, daß Chriſtus kein Richter ſeye in ſeinem Mittlerampt, ſondern, daß dieſes darinnen beſtehe, nns die Seligkeit ohne einige Würdigkeit umb ſeiner uns geſchenkten Gerechtigkeit willen zu geben, und folgends unſere unvollkommene Wercke, da ſie im Glauben geſchehen, mit Gnaden anzunehmen, als Früchten deß Heyls und der Gerechtigkeit. Dieſes iſt alſo die Lehre, wie Chriſtus kein Richter ſeye.

Aber hie loſſet uns meine Geliebte wol vorſehen, daß wir uns derſelben nicht mißbrnuchen: Daß wir gedächten, weil Chriſtus kein Richter iſt, und uns ſelig mochet ohne Abſicht onff unſere Werck und Leben, als welches Er nicht in das Gericht führen, ſondern den bloſſen Glauben annehmen wil, ſo möchten wir nach unſerm wolgefallen leben. Moſes ſolle uns alſo zufrieden laſſen mit ſeinem Geſetz, unſere Prediger ſollen deß Geſetzes und deſſen Trohungen ſchweigen gegen uns; dann was bedarff es derſelben, da Chriſtus uns nicht richten wil. Sind leider Gedancken ſehr vieler Leuth, die ouch wal zuweilen in die Wort außbrechen, daß mnn auch monche Predigten, wo onff den thätigen Glauben getrieben wird, durchzeucht, ſolche ſchmäckten nach dem Pabſtthum, wieſen die Leuthe auff ihre Wercke. Unſer Heylnnd Chriſtus ſeye nicht ſo ſtreng, daß er ſolchen Fleiß von ſeinen Chriſten erfortere, wie die Prediger ſagten: dieſe müſten das Evangelium nnd ihres HERRN Chriſti Ampt ſelbſt nicht recht verſtehen, oder ſanſt Luſt haben, die Leuthe ferchtsam zu machen. Auch bey vielen, die ſich eben mit Worten deſſen nicht vertonten laſſen, zeigt das gantze Leben, daß ſie in dem Verſtond Chriſtum nor keinen Richter halten, daß es nichts ſchade an ihrem Heyl, ſie thun was ſie wollen, wo ſie nur ſogen, ſie glauben on Chriſtum, und können ihnen daruber tröſtliche Einbildungen machen. Es iſt aber ſolches ein grauſamer Betrug deß leidigen Teuffels, der uns der ſchönſten nnd lieblichſten Blum deß Mittlerampts Chriſti als eine giftige Spinne das ärgſte Gifft mochet.

Sechſter Zeitraum.

Vom zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts bis ungefähr 1770.

Glücklicher, als in dem vergangenen Zeitraume beginnt nun die deutſche Literatur ſich zu entwickeln; es werden nicht bloß die traurigen Irrthümer vollſtändig beſiegt, in welche das 17. Jahrh. verfallen war, es entfalten ſich auch die ſchwachen Keime des Beſſeren, die wir gegen den Ausgang der vorigen Periode wahrgenommen haben, mit ſo großer Schnelligkeit und ſolcher Kraft, daß wir nach drei oder vier Jahrzehnten ſchon ganz veränderte Verhältniſſe erblicken, und die Literatur bezüglich der Form ſowohl als des Gehalts und der behandelten Stoffe eine mächtige Umgeſtaltung darbietet, daß zwiſchen ihr und der der vorigen Periode beinahe ganze Jahrhunderte zu liegen ſcheinen. Wir haben bis jetzt öfters zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß die Literatur in enger Wechſelbeziehung zu den politiſchen Verhältniſſen ſtand, und daß ihr allmählicher Verfall mit dem des Reiches Schritt hielt. Der glückliche Aufſchwung, den ſie im vorliegenden Zeitraume nimmt, iſt jedoch keineswegs den beſſeren Zuſtänden weder des Reiches im Ganzen, noch der einzelnen Staaten insbeſondere zu verdanken, und wenn die öffentlichen Verhältniſſe auch nicht ganz ohne glücklichen Einfluß blieben, ſo iſt die Verjüngung der Literatur und insbeſondere der Poeſie doch hauptſächlich ganz andern Gründen zuzuſchreiben. Denn was Deutſchland als politiſche Macht betrifft, ſo ging es immermehr ſeiner Auflöſung entgegen und ſelbſt die Umſtände, welche das Nationalgefühl aus ſeinem todesähnlichen Schlummer wieder erweckten, trugen weſentlich dazu bei, das Reich als ſolches immer mehr zu ſchwächen. Wir haben geſehen, daß es nicht ſowohl der 30jährige Krieg war, welcher Deutſchland der Lebenskraft beraubte, denn ſo ſchrecklich die Wunden auch waren, die ihm durch denſelben geſchlagen wurden, ſo hätten alle doch mit der Zeit wieder geheilt werden und das Reich hätte ſich zu neuer Kraft emporheben können; es

war vielmehr die unglücklichste Folge des Kriegs, der traurige westphälische Friede, welcher Deutschland eine unheilbare Wunde schlug, indem das Reich durch die Verleihung der Souverainetätsrechte an die einzelnen Fürsten gesetzlich und thatsächlich aus der Reihe der politischen Mächte gestrichen wurde. Es war das Reich von nun an nur noch ein Schatten dessen, was es früher gewesen, und der Kaiser war nicht mehr als solcher mächtig und angesehen, sondern nur insofern, als er zugleich souverainer Fürst eines an sich mächtigen Landes war. Der unglückliche Umstand, daß seit einer langen Reihe von Jahren der Kaiser aus einem Fürstengeschlecht gewählt wurde, dessen Hauptmacht in nicht deutschen Ländern ruhte, und daß das Kaiserhaus deshalb immer mehr aufhörte, in seiner Politik die deutschen Verhältnisse als maßgebend zu betrachten, mußte die Kluft immer mehr vergrößern. Am entschiedensten zeigte Karl VI. durch die sogenannte pragmatische Sanction, daß er nur seine Dynastie im Auge habe, nicht aber das Wohl des deutschen Reiches, indem er durch dieselbe die Erbfolge in seinen sämmtlichen Staaten, die hiedurch zum ersten Mal als selbstständige Gesammtheit angesehen und zur einheitlichen Monarchie erhoben wurden, seiner Tochter Maria Theresia sicherte. Freilich wurden die deutschen Fürsten, welche sich nach dem Tode des Kaisers gegen die pragmatische Sanction erhoben und den sogenannten österreichischen Erbfolgekrieg begannen (1740—1748), hiebei nicht weniger von selbstsüchtigen und rein dynastischen Interessen geleitet, allein sie hatten doch den Schein für sich, als ob sie für die „deutsche Freiheit" kämpften, ein Ausdruck, der sich von nun an öfters vernehmen läßt, und der selbst auf das Volk Eindruck machte, ob man gleich nichts Anderes, als die unbeschränkte Souverainetät der Fürsten darunter verstand. Wenn unter diesen schon damals Friedrich II. von Preußen die öffentliche Meinung für sich hatte, so war dies im nachfolgenden siebenjährigen Krieg (1756—1763) noch viel mehr der Fall, und obgleich auch hier der Kampf vorzugsweise zwischen deutschen Völkerschaften geführt wurde, so sah doch das Volk den Krieg als einen solchen an, der einerseits für deutsche, andrerseits für fremde Interessen geführt wurde, so sehr war man schon daran gewöhnt, Oesterreich als eine fremde Macht zu betrachten. Diese Anschauungsweise mußte noch viel allgemeiner und bestimmter sich ausprägen, als während des Krieges die rohen und räuberischen Kroatenhorden und andere slavische Schaaren als die Stützen der österreichischen Macht erschienen, ganz vorzüglich wurde sie dadurch gekräftigt und erhielt wirkliche Bedeutung, als auch die Russen, die Schweden und ganz besonders als die Franzosen an dem Kriege Theil nahmen. Friedrich II. erschien unter diesen Umständen allgemein als der Vorkämpfer für die Selbstständigkeit des gesammten Deutschlands und er gewann dadurch das deutsche Volk in seiner weitaus größten Mehrheit so sehr für sich, daß selbst diejenigen Völkerschaften über den glänzenden Sieg jubelten, den er bei Roßbach gegen die Franzosen erfocht (5. Nov. 1757), deren Heere gegen ihn kämpften. Wenn also einerseits die Erfolge Friedrichs eben so viel Wunden waren, die er dem Reiche schlug, denn es nahm auch dieses als solches an dem Kriege Theil, so hatten sie andrerseits die gute, nicht genug zu preisende Wirkung, daß das schon während des österreichischen Erbfolgekriegs erwachte Nationalgefühl immer mehr erstarkte, und die Männer, welche die heimatliche Literatur auf nationaler Grundlage verjüngen wollten, einen fruchtbaren Boden für ihre Bemühungen fanden, wie auf der andern Seite nicht übersehen werden darf, daß eben diese Bemühungen jener Männer, unter welchen vor Allen Klopstock hervorleuchtet, wesentlich dazu beitrugen, daß sich das Nationalbewußtsein schon damals so lebendig und entschieden aussprach.

Der eben erwähnte Gewinn, der aus jenen Bürgerkriegen erwuchs, war auch der einzige, den die öffentlichen Verhältnisse überhaupt und insbesondere darboten; und zudem lag dieses Ergebniß keineswegs in der Absicht der kriegführenden Fürsten, die je länger je mehr das Reich verläugneten und die ihnen unterworfenen Völkerschaften der alten Rechte und Freiheiten beraubten, so daß die Regierungen der einzelnen Staaten immer despotischer, immer willkürlicher und tyrannischer wurden. Es liegt nicht in unserm Zwecke, ein ausführliches Bild der traurigen, und oft wahrhaft gräßlichen Zustände in den einzelnen deutschen Staaten zu geben; wir müssen aber wenigstens Einiges andeuten, weil sich einzelne Erscheinungen in der Literatur nur aus jenen Zuständen gründlich erklären lassen.

Die Höfe blieben auch jetzt noch ihrem früheren Charakter getreu; neben der ungemessensten Prachtliebe zeigt sich zugleich die gemeinste Rohheit, die sich am häufigsten in Trinkgelagen kund gab. Die Fürsten, deren Einkünfte den Aufwand, den sie machten, nicht decken konnten, erlaubten sich die schreiendsten Erpressungen, und in manchen Staaten wurden selbst die öffentlichen Stellen verkauft. Noch drückender und zugleich zerstörender waren die willkürlichen Eingriffe, die sich die kleinen, wie die großen Herrscher in die Rechtsverhältnisse erlaubten, indem sie die Entscheidungen der Gerichtsbehörden willkürlich veränderten, nach Laune bald milderten, bald schärften, bald ganz aufhoben, so daß von Sicherheit des Eigenthums, der Freiheit und des Lebens in der That nicht mehr die Rede sein konnte. Die öffentlichen Angelegenheiten wurden entweder von nichtswürdigen Günstlingen, oder von pedantischen Gelehrten geleitet, welche das Leben nicht kannten und selbst bei dem besten Willen das Elend nur vermehrten, denn bei den Einen, wie bei den Andern bestand die ganze Staatskunst darin, den Unterthanen Geld zu erpressen. Selbst die Beziehungen zum Auslande wurden durch die niedrigste Habsucht geregelt; während des siebenjährigen Kriegs standen die meisten deutschen Fürsten im französischen Solde. Noch verderblicher als dies war aber, daß an allen Höfen französische Sprache und Sitte vorherrschte und alles Deutsche lächerlich erschien und verhaßt war. Es war überhaupt nur am preußischen Hofe (vor Friedrich II.), der hierin eine ehrenvolle Ausnahme macht, vaterländischer Sinn zu finden, und wie schon früher der große Kurfürst den Schweden und Franzosen gegenüber die Ehre Deutschlands gerettet hatte, so zeigte sich auch Friedrich Wilhelm I. bei aller Rohheit und seinem willkürlichen Despotismus, worin er sich von den übrigen Fürsten in Nichts unterschied, als warmer Freund deutscher Sitte und deutscher Selbstständigkeit.

Beinahe der einzige Fürst in der ganzen Periode, welcher wissenschaftliche Bildung besaß und Sinn

für die schönen Künste und namentlich für die Poesie hatte, war Friedrich II., aber es ist nur zu bekannt, daß er, der einzige, welcher fähig gewesen wäre, die deutsche Kunst zu fördern, in ausschließlich französischer Bildung befangen, die größte Verachtung gegen die vaterländische Poesie hegte. Wir machen ihm daraus keinen Vorwurf, denn in seiner Jugend hatte Deutschland noch eine Literatur, die jeden strebenden und geschmackvollen Geist anwidern mußte, und als das neue Leben in der deutschen Poesie zu erwachen begann, nahmen ihn Regierungsgeschäfte und Kriege so sehr in Anspruch, daß ihm die neue Bewegung leicht entgehen konnte, und dies mußte um so nothwendiger der Fall sein, als die ersten Anfänge der Wiedergeburt unserer Literatur entweder noch sehr schwach und unbeholfen, oder ihm, der ganz französische Bildung hatte, ganz ungenießbar erscheinen mußten. Dazu kam, daß er selbst nur ein barbarisches Deutsch sprach und schrieb, und deshalb schon die deutsche Sprache für unfähig hielt, geistreiche oder poetische Gedanken in schöner Form darzustellen. Als er endlich auf seinen Lorbeern ruhte, war er schon zu alt, als daß er die herrlichen Schöpfungen der deutschen Poesie hätte verstehen können, selbst wenn sie ihm zu Gesicht gekommen wären, was bei den meisten nicht der Fall war. Wie wenig er noch im J. 1780 von der vaterländischen Literatur kannte, beweist seine französisch geschriebene Abhandlung „Ueber die deutsche Literatur, über ihre Gebrechen und über die Mittel zu ihrer Verbesserung", in welcher er weder die preußischen Dichter Gleim, Kleist und Ramler, noch Lessing und Klopstock, oder Wieland und Herder mit einer Sylbe erwähnt, wie er überhaupt von der deutschen Literatur in solcher Weise spricht, daß man nur zu deutlich sieht, wie spurlos die großartige und rasche Entwickelung der vaterländischen Poesie an ihm vorübergegangen war, indem er sie noch ganz nach dem Zustande beurtheilte, in welchem sie zu seiner Jugend gewesen. Und von diesem Standpunkt aus sind seine Bemerkungen allerdings wohl begründet, und manche sind sogar von überraschender Tiefe und Umsicht. Wenn aber Friedrich II. die deutsche Kunst weder erkannte noch ermuthigte, so hat er dagegen in anderer Weise, wenn auch ohne Absicht und unbewußt, auf die glückliche Entwickelung derselben eingewirkt, wie sich im Verlauf der Darstellung ergeben wird.

Wir kehren zur Beleuchtung der äußeren Verhältnisse zurück. In den Reichsstädten stand es nicht besser, als in den monarchischen Staaten; die frühere Regsamkeit, die tüchtige bürgerliche Gesinnung war verschwunden, und mit ihr die Kraft des Widerstrebens gegen die Anmaßungen der Fürsten. Selbst die größeren und mächtigeren Städte erhielten sich in ihrer Unabhängigkeit nur durch die Eifersucht der Fürsten, die sich einander so bedeutenden Zuwachs nicht gönnen mochten; aber um desto anmaßender behandelten sie diese von ihnen verachteten Bürgerstaaten, die auch jede Herabwürdigung demüthig hinnahmen. Die Regierungsgewalt lag überall in den Händen der aristokratischen Geschlechter, welche gegen die Bürgerschaft ungefähr ebenso verfuhren, wie die Fürsten gegen ihre Unterthanen.

Bei solchen trostlosen Zuständen war die Wiederbelebung des abgeschwächten Reichs zur vollständigen Unmöglichkeit geworden, und eben so unmöglich war ein glücklicher und erhebender Einfluß der öffentlichen Verhältnisse auf die Literatur. Aber auch die besondere Lage und Stellung der einzelnen Stände gewährte für diese keine Hoffnung. Es wirkte schon die traurige Abgeschlossenheit der einzelnen Stände höchst nachtheilig, weil nur die rege Theilnahme des gesammten Volkes Großes und Bleibendes hervorzubringen vermag, wenn sich nicht ein einzelner Stand durch innere Tüchtigkeit oder durch hervorragende Bildung und thätiges Streben zum Träger der gesammten geistigen Kraft aufschwingt. Dies war aber jetzt keineswegs der Fall, vielmehr waren die Zustände auch in dieser Beziehung höchst erbärmlich. Der Adel war eben so roh, oder vielleicht noch roher, als im vorigen Jahrhundert. Die meisten Adeligen, namentlich die ärmeren und diejenigen, die nicht zu den vornehmeren Geschlechtern gehörten, verdauerten auf ihren Schlössern, wo sie ihre „Unterthanen" nach dem Vorbilde der Fürsten bedrückten. Die reicheren und diejenigen, die zum höheren Adel gehörten, dienten den Fürsten in jeder möglichen Form, und nicht immer in der anständigsten. Diese boten durch ihre französische Bildung freilich eine etwas glänzendere Seite dar, allein auch diese beruhte im Ganzen nur auf Schein, und es brach die angeborene Rohheit beinahe immer unwiderstehlich hervor.

Was endlich die Gelehrten betrifft, so blieb trotz des Vorgangs eines Thomasius und Wolff die oft erwähnte pedantische Abgeschlossenheit immer noch in ihrer ganzen Schroffheit, und die Wissenschaft wurde immer noch in dem beschränkten Kastengeist behandelt, den man von den früheren Jahrhunderten ererbt hatte. Die Verachtung gegen Alles, was nicht lateinisch und griechisch war, erfüllte noch die meisten Gelehrten und es waren bis in die Mitte des Jahrhunderts und später im Ganzen nur noch wenige, welche sich der deutschen Sprache bedienten; ja viele erklärten geradezu, der Gebrauch der Muttersprache in wissenschaftlichen Dingen führe unbedingt zur Seichtigkeit und drohe die wahre Gelehrsamkeit mit unvermeidlichem Verderben. Freilich waren die meisten derselben in der That auch nicht im Stande, das, was sie in zum Theil zierlichem Latein schrieben, in deutscher Sprache auch nur in halbweg verständlicher oder gar geschmackvoller Weise auszudrücken. Die Theilnahmlosigkeit der Gelehrten für die vaterländische Literatur war so groß, daß noch im J. 1761 Abbt schreiben konnte, in Rintein sei Niemand, der die Namen Ramler, Moses Mendelssohn und Lessing kenne, und es zeigte sich eine wirklich regere Theilnahme der Gelehrten erst dann, als sie hierin schon von den ungebildeteren Ständen des Volks überflügelt worden waren. Zwar ist die Wiedergeburt unserer Literatur von Gelehrten ausgegangen, und einer der einflußreichsten Männer, wenn nicht der einflußreichste der ganzen Zeit, der große Lessing, war sogar ein Gelehrter im vollsten Umfange des Worts und jedem seiner Zeitgenossen an Tiefe und Reichthum des Wissens ebenbürtig, die meisten ohne Zweifel sogar weit überragend; aber was er, was die andern in Bezug auf deutsche Literatur wirkten, das wirkten sie eben nicht als Gelehrte von Beruf und nicht in ihrem Beruf als Gelehrte, sondern gerade im Gegensatze zu der scholastischen Gelehrsamkeit, indem sie sich entschieden von ihren Zunftgenossen abwandten und sich an das größere Publi-

kum lehnten. Und so unterscheiden sich diese Männer wesentlich von den Dichtern des vorhergehenden Zeitraums, welche vor Allem auch als Dichter Gelehrte sein wollten.

Das größere Publikum war freilich im Beginn des Zeitraums noch wenig fähig, den Bestrebungen einzelner hervorragender Männer zur Stütze zu dienen, es fehlte dem größten Theil an Geschmack und an der gewöhnlichsten Bildung, und in den wohlhabenderen Kreisen des Volks, welche an geistige Beschäftigung gewöhnt waren, namentlich in Handelsstädten, herrschte französische Bildung vor, welche die Theilnahme für die deutsche Literatur eher hinderte, als förderte. Doch war bei der gänzlichen Theilnahmlosigkeit der Fürsten, des Adels und der Gelehrten, bei der entschieden feindseligen Gesinnung der Fürsten gegen Alles, was deutsch war und hieß, bei der Rohheit oder Verbildung des Adels, bei dem steifen und geistigbeschränkten Pedantismus der Gelehrten der Bürgerstand der einzige, auf welchen man seine Hoffnung setzen konnte, und welcher schon deswegen am empfänglichsten erscheinen mußte, weil in ihm noch vaterländischer Sinn lebte, und das Nationalgefühl sich in ihm zuerst wieder in erfreulicher Weise zu heben begonnen hatte. Aber freilich mußte vor Allem seine Empfänglichkeit für vaterländische Dichtung und Kunst geweckt und gekräftigt, es mußte allmählich herangebildet und höherer Anschauungen fähig gemacht werden, und so erscheint der gegenwärtige Zeitraum wesentlich als eine Zeit der Erziehung und zwar nicht bloß mit Rücksicht auf das Publikum, sondern, wie wir sehen werden, selbst auf Seiten der voranschreitenden Persönlichkeiten, die sich selbst durch die mannigfaltigsten Mittel auf eine immer höhere Stufe zu bringen suchen, bis endlich die hervorragendste Gestalt unter diesen Erziehern, Lessing, die Zeit der Erziehung abschließt und das nachfolgende Geschlecht in den Stand setzt, das Gängelband abzuwerfen und sich frei und selbstständig zu bewegen.

Durch diese Umstände waren Gang und Mittel der Entwickelung eigentlich vorgeschrieben. Die Literatur hatte bis dahin vorzüglich aus zwei Gründen keinen höhern Aufschwung nehmen können: erstens weil sie nicht auf nationaler Grundlage beruhte und sich deshalb an die Nachahmung der Fremden verirrt hatte, und zweitens weil man nur sehr oberflächliche und meistentheils sogar falsche Ansichten vom Wesen der Poesie im Allgemeinen und ihrer einzelnen Gattungen hatte. Es mußte daher nach diesen zwei Richtungen hin gewirkt werden. Da aber die bisherige Literatur ausschließlich auf Nachahmung der Fremden beruhte, konnte diese Grundlage nicht sogleich weggeworfen werden, weil sie doch der einzige Boden war, auf dem man fußen und weiter schreiten konnte; es durfte eine vollständige Befreiung vom Joche des Auslandes um so weniger versucht werden, als ein großer und zwar der bedeutsamste Theil des Publikums, das man gewinnen mußte, so ganz in französischer Bildung erstarrt war, daß es für Alles unempfänglich gewesen wäre, das sich nicht an diese Bildung angelehnt hatte*). Wir erinnern uns zudem, daß die Anlehnung an die französische Literatur schon einen wesentlichen Fortschritt begründete, und daß durch sie die Schlesische Schule, wenn auch noch nicht völlig überwunden, doch in ihrem Ansehen schon bedeutend erschüttert war. Es mußte daher der Weg, den Ganitz und Besser eingeschlagen hatten, weiter verfolgt werden, um die Literatur vollständig von der Unnatur und dem falschen Prunk zu befreien, der sie bis dahin beherrscht hatte. Allein da die Schlesier in der That größeres Talent besaßen, als jene Männer, so würden die Bestrebungen derselben um so weniger von nachhaltigem Erfolge gewesen sein, als selbst bedeutendere Erscheinungen, wie z. B. Günther, nicht entschieden wirken konnten. Es mußte daher zu dem Mittel gegriffen werden, das schon Wernicke angedeutet und in den Anmerkungen zu seinen Epigrammen selbst versucht hatte, das heißt, man mußte auf dem Wege der kritischen Forschung zu belehren, gesundere Ansichten zu verbreiten und den Geschmack zu bilden suchen. Wir werden, wenn wir von der Poesie insbesondere sprechen, den Gang der Kritik näher beleuchten und auseinandersetzen, wie sie zwar Schritt für Schritt, im Ganzen aber doch mit bewundernswürdiger Raschheit in einem kurzen Zeitraume von ihren ersten schwachen Versuchen bis zur höchsten Vollendung gedieh; hier können wir nur ihren Gang im Allgemeinen angeben, und die Bemerkung anknüpfen, daß beinahe Alles, was während der vorliegenden Periode hervorgebracht wurde, als Erzeugniß oder Wirkung der kritischen Bemühungen angesehen werden muß.

So bedeutend der Fortschritt war, der durch den Sieg des französischen Elements errungen worden war, so war man andrerseits doch auf demselben Standpunkt der Nachahmung geblieben, der seit dem Anfang des 17. Jahrh. die deutsche Literatur beherrschte, und man war eigentlich nur auf den Standpunkt zurückgekommen, auf dem schon Opitz stand, wie denn die Kritik in ihren Anfängen stets auf diesen Dichter hinwies und ihn zum Muster und Vorbild hinstellte. Der einzige Unterschied, und er war freilich nicht unbedeutend, bestand darin, daß man auch den Fortschritten gefolgt war, welche die französische Literatur selbst seit Opitz gemacht hatte, und daß man nicht Ronsard, sondern Racine, Boileau und die andern großen Dichter aus der Zeit Ludwigs XIV. nachzuahmen suchte. Aber sollte die deutsche Literatur zu eigenthümlicher Selbstständigkeit gelangen, so mußte auch dieser Standpunkt überwunden werden. Und indem dieses geschah, bemerken wir einen ähnlichen Gang, wie im vorigen Zeitraum, denn die Bildung war noch nicht so weit gediehen, daß man jetzt schon eine selbstständige Stellung hätte erringen können. Wie daher die Nüchternheit der französischen Manier in der Opitzischen Schule durch Nachahmung der Italiener, und wie die schwülstige Uebertreibung der italienisirenden Schlesier durch Anlehnung an die neuere französische Literatur überwunden worden war, so konnte diese wiederum auch nur durch Anlehnung an andere Literaturen zurückgedrängt werden. Aber obgleich der nämliche Grund auch jetzt wieder gegen die Herrschaft des französischen Elements in der

*) Noch im J. 1750 schrieb Voltaire aus Potsdam an einen Freund „Ich befinde mich hier in Frankreich. Man spricht nur unsere Sprache. Das Deutsche ist nur für die Soldaten und die Pferde, man hat es nur auf der Reise nöthig. Ich finde Leute, die in Königsberg erzogen worden sind und meine Verse auswendig wissen."

Literatur geltend gemacht wurde, wie ein Jahrhundert früher, nämlich der, daß dieses die Wirksamkeit der Phantasie zu sehr beschränke; so gerieth man zum Glück nicht mehr an die Italiener, als man einen neuen Führer brauchte, sondern an die Engländer, was schon deswegen von unermeßlichem Vortheil war, weil diese vermöge ihrer germanischen Abstammung in Sitten und Anschauungsweise den Deutschen bedeutend näher stehen, als die romanischen Völker, und die Nachahmung der englischen Literatur nicht bloß die Befreiung von den französischen Elementen nach sich zog, sondern in der That selbst ein Schritt zur volksthümlicheren Gestaltung der deutschen Poesie und Kunst war. Beinahe zu gleicher Zeit begann auch ein ernsteres und geschmackvolleres Studium der alten Literatur, die man bald auch in ihren künstlerischen Formen nachzubilden strebte; und auch dies war ein glücklicher Umstand, denn dies bewahrte vor Einseitigkeit, an der die deutsche Kunst bis jetzt eigentlich immer untergegangen war. Obgleich sie auf diese Weise immer noch auf Nachahmung und nur auf Nachahmung beruhte, war sie jetzt schon in so fern zu einer Art von Selbstständigkeit erwachsen, daß sie nicht bloß mehr dieser oder jener einzelnen Literatur nachstrebte, sondern sich mit einer gewissen Freiheit bald dieser, bald jener zuwandte. Dadurch erstarkte sie in formeller Hinsicht so bedeutend, daß sie bald auch fähig wurde, einen bedeutenderen Inhalt zu fassen und zugleich zur Trägerin des im Volke wieder erwachten Nationalgefühls zu werden. Durch Gottsched und die Leipziger wurde die phantastische Unnatur der Schlesier überwunden; der von ihnen zur Herrschaft gebrachten nüchternen Regelmäßigkeit der französischen Kunst brachten Bodmer und Breitinger, auf das Vorbild der Engländer sich stützend, die Rechte der Phantasie wieder zur Anerkennung und der Nämliche, der zuerst in entschiedener Weise die künstlerischen Formen des Alterthums in die deutsche Poesie einführte, Klopstock, war auch der, welcher das Vaterland und die Liebe zu demselben zum Gegenstand der Dichtung machte und durch seinen begeisterten Vorgang nicht nur der Poesie eine nationale Richtung gab, sondern auch dem sich im Volke regenden Nationalbewußtsein einen festen Halt sicherte, an dem er immer mehr erstarken konnte, bis es durch die Siege Friedrichs II. neue Nahrung erhielt und an Umfang, wie an innerer Kraft gewann.

War auch durch Bodmer und Breitinger Gottscheds persönlicher Einfluß vernichtet worden, so war doch der Einfluß der französischen Literatur, wenn auch nicht mehr ausschließlich vorherrschend, doch immer noch mächtig, und hatte schon dadurch an Kraft gewonnen, daß Friedrich II. ihr unbedingt huldigte, und durch seine offen ausgesprochene Verachtung der deutschen Poesie die Wiedergeburt derselben wenn auch nicht zweifelhaft machte, doch jedenfalls in ihrer Entwickelung einigermaßen aufhielt. Da trat endlich Lessing mit seinen unsterblichen Meisterwerken auf, und vollendete den Kreislauf der Erziehung, den die deutsche Literatur zu durchwandeln hatte, ehe sie sich zur Selbstständigkeit erheben konnte. Wie seine Vorgänger stellte er den Franzosen zunächst die Engländer und die Alten entgegen, aber während man sich bis dahin nur an untergeordnetere Erscheinungen gehalten hatte, an Anakreon oder höchstens Horaz bei den Alten, und bei den Engländern an Milton und Glover, stellte ihnen Lessing dagegen die gewaltigsten Dichterkräfte entgegen, welche das Alterthum und England hervorgebracht hatte, Homer und Shakspeare. Und weil die Anhänger der französischen Regelmäßigkeit sich vorzüglich darauf beriefen, daß die Gesetze der französischen Kunst auf der Vernunft und zugleich auf den Ansichten des großen griechischen Kunstkenners Aristoteles beruhten, so zeigte er in überzeugender Weise, daß die von Aristoteles aufgestellten Gesetze der Kunst allerdings aus dem tiefsten Verständniß derselben hervorgegangen seien, und sich an den großen Dichtern der Alten und Neuen bewährten, daß aber die Franzosen den griechischen Kunstrichter vollständig mißverstanden hätten, und daß eben deshalb ihre so sehr bewunderten Kunstwerke nicht nur den griechischen und englischen nicht ebenbürtig seien, daß sie sogar auch manche ihnen ganz eigenthümliche Mängel darböten, die bis dahin von den Deutschen in gutem Glauben nachgeahmt worden seien. Da er zugleich in die Tiefen der Kunstschöpfung eindrang, und in eben so klarer als überzeugender Weise das Wesen und die Gesetze der Kunst zum allgemeinen Bewußtsein brachte, und zugleich nachwies, daß diese ewigen Gesetze in einer dem Charakter der Deutschen angemessenen Weise zur künstlerischen Erscheinung gebracht werden könnten, und daher zuerst in entschiedener Weise eine nationale Literatur forderte, so war die bloße und sklavische Nachahmung des Fremden mit völligem Aufgeben aller nationalen Grundlage von nun zur Unmöglichkeit geworden und es trat die Zeit der Selbstständigkeit und der Blüthe ein, die wir im folgenden Zeitraum zu betrachten haben.

Nachdem wir in obigen Bemerkungen einerseits das Erwachen des Nationalgefühls und andrerseits die kritische Forschung, mit welcher die Production stets Schritt hielt, als Ursachen der Wiedergeburt der deutschen Literatur angegeben haben, müssen wir auch die Mittel andeuten, welche die Erreichung des Zwecks möglich machten. Einige und zwar sehr wesentliche sind schon im Verlauf der Darstellung erwähnt worden, namentlich das tiefere Eindringen und die geschmackvollere Behandlung der klassischen Literatur und das Anlehnen an die Engländer. Hieher gehört auch der Umstand, daß man nun auch begann, sich ernstlicher mit der älteren deutschen Poesie zu beschäftigen und der erste Grund zur wissenschaftlichen Behandlung derselben gelegt wurde. Es wurden nicht bloß ältere Denkmäler aus der Vergessenheit hervorgezogen, wie es schon im vorigen Zeitraum geschehen war, und vorübergehende Bemerkungen über deren Werth gemacht, sondern mit tiefer gehender Einsicht die innere und äußere Bedeutsamkeit derselben hervorgehoben. Zwar erhielt die Beschäftigung mit der älteren Literatur erst während des folgenden Zeitraums größere Wichtigkeit und Einfluß auf die Poesie, als man eine umfassendere Kenntniß der Sprache und der Denkmäler, so wie der künstlerischen Bedeutsamkeit derselben erlangt hatte, aber sie blieb auch damals schon nicht ohne glücklichen Einfluß. Unter den Männern, welche sich in dieser Beziehung Verdienste erwarben, sind vorzüglich Gottsched, Bodmer, Breitinger und Lessing zu nennen, neben welchen auch Klopstock, Justus Möser, Gleim und Wieland, dann neben den ersten besonders

als Herausgeber älterer Werke namentlich der Berliner Chr. Heinrich Müller Erwähnung verdienen *).

Eines der wesentlichsten Förderungsmittel zur Wiedergeburt der Literatur war der Journalismus, der einen höchst merkwürdigen Aufschwung nahm und einen außerordentlichen Einfluß auf die glückliche Entwickelung der Literaturzustände gewann, da die bedeutendsten Männer der Zeit weit ihre besten Kräfte an die von ihnen herausgegebenen Zeitschriften wandten, unter welchen wiederum Lessing oben an steht. Unter den früheren sind Gottsched und Bodmer, unter den späteren vor Allem der rüstige und gewandte Kämpfer Fr. Nicolai, sodann Chr. Felix Weisse als Herausgeber kritischer Zeitschriften, als Mitarbeiter aber Abbt, Mendelssohn und Chr. Garve vorzüglich zu nennen. Was die einzelnen Zeitschriften betrifft, deren Zahl sehr groß ist und die sehr verschiedener Art waren, so werden sie am besten im Verlauf der Darstellung näher bezeichnet werden.

Wir haben gesehen, daß die äußeren Verhältnisse im Reiche, wie in den einzelnen Staaten von so traurigter Art waren, daß sie einen lebendigen Aufschwung nicht nur verhinderten, sondern beförderten, daß ferner weder die Fürsten, noch der Adel, noch die Gelehrten fähig waren, die Literatur wieder zu beleben, und daß endlich das größere Publikum zwar für das Bessere an sich empfänglich war und sogar durch das in ihm wieder erwachende Nationalbewußtsein die Richtung andeutete, welche die Literatur zu nehmen habe; aber da es im Ganzen einer höheren Bildung und besseren Geschmacks entbehrte, und zudem die Volkspoesie entweder gänzlich vernichtet, oder in diejenigen Schichten des Volks zurückgedrängt war, welche außer allem Zusammenhange mit der geistigen Bildung standen: so ist es klar, daß eine neue Bewegung in der Literatur nur von einzelnen Persönlichkeiten ausgehen konnte, die nicht, wie in früheren Zeiten, als Repräsentanten irgend eines bestimmten Standes erscheinen, sondern die sich vielmehr, wie schon gesagt wurde, von dem Stande, dem sie angehören, recht eigentlich ablösen und ihm sogar feindlich entgegen treten. Als solche bestimmende, den Gang der Literatur leitende Persönlichkeiten haben wir am Anfang des Zeitraums zunächst Gottsched und Bodmer nebst Breitinger zu nennen, in der Folge werden Klopstock, Lessing und zuletzt Wieland einflußreich, neben welchen noch Gleim und Nicolai zu erwähnen sind, von denen der letztere hauptsächlich durch die von ihm geleiteten kritischen Journale, der erstere dadurch bedeutend wurde, daß er der Literatur gegenüber eine Stellung einnahm, die gewöhnlich als ein den Fürsten und Großen zukommendes Vorrecht erachtet wird, indem er nämlich manche strebsame Männer, welche vom Glück weniger begünstigt waren, mit anerkennenswerther Großmuth unterstützte, wodurch er sie in den Stand setzte, ihre Talente der vaterländischen Poesie zu widmen.

Während die hervorragenden Gestalten der Periode, Klopstock, Lessing und Wieland, bei der Macht ihres Talents schon durch sich und ihre Erzeugnisse die gewaltigsten Wirkungen hervorbrachten, und nicht nöthig hatten, sich an Andere zu lehnen, vereinigten sich untergeordnetere Persönlichkeiten, um in gemeinschaftlicher Thätigkeit das zu erreichen, was sie allein nicht hätten erreichen können, und so entstanden Vereine verschiedener Art, die für die Entwickelung der Literatur von großer Bedeutung wurden, weil von ihnen aus die weitere Verbreitung des großen und umgestaltenden Gedanken ausging, die von den eigentlichen Leitern der neuen Bewegung theils auf dem Wege der Forschung, theils in ihren eigenen poetischen Erzeugnissen ausgesprochen worden waren. Diese Vereine waren ganz anderer Natur als die Sprachgesellschaften des vorigen Jahrhunderts, mit denen sie nicht einmal in äußerer Beziehung standen, da jene mit Ausnahme des sich in dunklem Dasein hinschleppenden Blumenordens sämmtlich untergegangen waren. Selbst die deutschen Gesellschaften blieben ohne Einwirkung, da sie entweder noch vom Geiste des vorigen Zeitraums erfüllt waren und die neue Bewegung nicht erkannten oder ihre besten Kräfte als Nachfolger der Sprachgesellschaften in kindischen Ceremonien vergeudeten. Nur die deutsche Gesellschaft in Leipzig entwickelte mehr Leben und erfolgreichere Thätigkeit, von der jedoch wahrscheinlich eben so wenig zu berichten wäre, als von den übrigen, wenn nicht Gottsched an ihrer Spitze gestanden hätte, denn die übrigen Mitglieder wurden nur durch ihn in Bewegung gesetzt, und zudem sind die wichtigsten Leistungen der Gesellschaft eigentlich nur von ihm persönlich ausgegangen.

Die Vereine, welche jetzt wichtig wurden, hatten eine im Ganzen viel freiere und allgemeinere Grundlage, als die Gesellschaften des 17. Jahrhunderts, indem sie mit den literarischen Zwecken auch den Zweck gesellschaftlicher Unterhaltung verbanden; sie beruhten aber andrerseits auch wieder auf engerer Verbindung, indem nur Gleichgesinnte und Freunde sich darin zusammenfanden. Den ersten Verein dieser Art gründeten im J. 1721 Bodmer und Breitinger in Zürich. Die Mitglieder (außer den beiden Stiftern noch Zellweger, Zollikofer, Heinrich Meister und Keller von Maur) versammelten sich an bestimmten Tagen, um sich über moralische und literarische Gegenstände zu unterhalten. Da sie ihre Verhandlungen aufzeichneten, kamen sie bald auf den Gedanken, ein dem englischen „Zuschauer" (von Addison) ähnliches Wochenblatt unter dem Titel „Discurse der Maler" herauszugeben, von welchem später ausführlicher die Rede sein wird. Uebrigens war Bodmer und

*) So verdienstlich auch seine Ausgabe der „deutschen Gedichte des Mittelalters" war, weil sie eben zuerst auf dieselben aufmerksam machte, so war sie doch nur ein so ganz roher und deshalb oft unverständlicher Abdruck der Handschriften, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn Friedrich II., der überhaupt für das romantische Element keinen Sinn hatte, in einem Briefe an den Herausgeber, der ihm sein Buch überschickt hatte, mit der bittersten Verachtung spricht. Wenn wir aber seine Ansicht von der deutschen Dichtkunst des Mittelalters begreifen und seine Ausfälle gegen dieselbe erklären und entschuldigen können, so ist dagegen die Art und Weise, wie er den fleißigen Gelehrten behandelt, unverzeihlich. Sein Brief lautete: „Hochgelahrter, lieber Getreuer, Ihr urtheilt viel zu vortheilhaft von denen Gedichten aus dem 12. 13. u. 14. Seculo, deren Druck ihr befordert habt und zur Bereicherung der deutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver werth, und verdienen nicht, aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Büchersammlung wenigstens wurde Ich solches elendes Zeug nicht dulden, sondern heraus schmeissen. Das mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksal in der dortigen grossen Bibliothek abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber demselben nicht Ew. sonst gnädiger König."

nebst ihm Breitinger der belebende Mittelpunkt des Vereins, und ihrer unermüdlichen Thätigkeit ist es namentlich zuzuschreiben, daß die literarische Verbindung zwischen der Schweiz und Deutschland, welche seit der Reformation beinahe vollständig aufgelöst war, wieder hergestellt wurde und die Schweiz sogar bei der neuen Entwickelung der Literatur einen mächtigen und eine Zeitlang sogar überwiegenden Einfluß gewann. Namentlich entstand ein lebendigee Verkehr zwischen Zürich und dem nördlichen Deutschland theils durch regen Briefwechsel, theils dadurch, daß jüngere Freunde Bodmers (Sulzer, Hirzel, Chr. H. Müller, Zimmermann u. A.) nach Deutschland gingen, und dort die Ansichten ihres Lehrers und Führers verbreiteten. Sie konnten recht eigentlich als seine Apostel angesehen werden, wie Bodmer es in einem Briefe an Hirzel ausdrücklich bezeichnet. Noch wichtiger beinahe erscheint der Einfluß Bodmers auf Deutschland dadurch, daß Klopstock und Wieland, von seinem Geiste angezogen, zu ihm reisten und längere Zeit in seinem Hause lebten.

Ein zweiter Verein, der als solcher von noch größerer Bedeutsamkeit wurde, als der Zürcher, entstand im J. 1744 in Leipzig. Die jungen Männer, die ihn bildeten, waren schon früher in genauerer Verbindung gestanden, und hatten sich, von Gottsched angeregt, durch ihre auf die deutsche Literatur gerichteten Bestrebungen zusammengefunden; auch hatten sie zum Theil an den von Schwabe, einem Anhänger Gottscheds, herausgegebenen „Belustigungen des Verstandes und Witzes" thätigen Antheil genommen. Da jedoch die Fortschritte der Kritik in den Weeken der Schweizer nicht ohne Einfluß auf sie geblieben waren, und die ganz im Sinne und Geiste Gottscheds gehaltene Zeitschrift ihren bessern Einsichten nicht mehr zusagte, entschlossen sie sich, derselben eine andere entgegenzusetzen, und gründeten zugleich zur Ausführung ihrer Absicht einen engeren Verein. Der erste Gedanke hiezu ging von Karl Christian Gärtner aus, der bald seine jüngeren Freunde J. Adolf Schlegel, Andr. Cramer und Chr. Mylius dafür gewann, denen sich nicht lange darauf Konr. Arn. Schmid, Joh. Arn. Ebert, Gottlieb Wilh. Rabenee, Justus Friedr. Wilh. Zachariä und Joh. Elias Schlegel, so wie Straube aus Breslau anschlossen, obgleich diese nicht in Leipzig wohnten. Erst spätee traten auch Christian Fürchtegott Gellert, Nicolaus Dietrich Gliseke und Gottlieb Fuchs hinzu, so auch Klopstock, dessen größte Wirksamkeit jedoch außerhalb des Vereins zu suchen ist. Einige andere, wie der jung verstorbene Spener, Olde, der Langensalzer J. Christoph Schmidt und Heinrich Gottlob Rothe, wurden weniger durch ihre Leistungen (nur Spener soll wirkliches Dichtertalent gehabt haben) als durch ihre freundschaftlichen Beziehungen namentlich zu Klopstock (dessen Fanny Schmidts Schwester war) bekannt, der sie auch in seinen Dichtungen (Wingolf) verherrlicht hat. Der Zweck des Vereins war zunächst die Herausgabe der neuen Zeitschrift, welche den erwähnten Belustigungen entgegengesetzt werden sollte, und welche unter dem Titel „Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" in Beemen erschien (daher sie auch bald den Namen „Bremer Beiträge" erhielt). Während der Zürcher Verein in seiner Zeitschrift vor Allem belehren wollte, gründeten die Mitglieder des Leipziger Vereins, welche man gewöhnlich unter dem Namen der Sächsischen Schule begreift, ihre Zeitschrift mit der vorwiegenden Absicht, ihre poetischen Erzeugnisse darin zu veröffentlichen, was freilich zum Theil schon in den ältern „Belustigungen" von Schwabe der Fall gewesen war. Allein dieser hatte Alles aufgenommen, was ihm zugeschickt wurde, sobald es nur gereimt war, oder wenn er etwa einmal eine Art Kritik übte, so war diese so ganz im Sinne Gottscheds, daß die vorwärtsstrebenden Kräfte dadurch zurückgestoßen wurden, die namentlich darüber ihr Mißvergnügen äußerten, daß so viele reine Streitschriften aufgenommen wurden, welche keinen innern Werth und keine größere Tragweite hatten. Die Mitglieder des Vereins dagegen (und hierin offenbart sich zunächst und am entschiedensten der Einfluß Bodmers) hatten als obeestes Gesetz aufgestellt, daß Nichts in die „Beiträge" aufgenommen weeden dürfe, was nicht zuerst in ihren wöchentlichen Zusammenkünften zur strengen Beurtheilung vorgelegt und von den meisten Stimmen gebilligt worden wäre; es mußte jeder Einzelne sich dem Urtheil der Mehrzahl unterwerfen, und die getadelten Stellen ändern oder ganz streichen, widrigenfalls die Arbeit ebenfalls nicht aufgenommen wnide. Diesem Gesetz war der Herausgeber Gärtner eben so gut unterworfen, als jedes andere Mitglied; allein es war von großem Vortheil für die Zeitschrift, daß gerade dieser, dessen Urtheil am gereiftesten war, nur wenig schrieb, weil dadurch sein Einfluß auf die übrigen größer werden mußte, da sie in ihm keinen Nebenbuhlee in ihrer Thätigkeit erblickten *). Unter solcher Leitung und bei solcher tüchtigen Grundlage erwarben sich die „Beiträge" bald allgemeine Anerkennung, und die darin veröffentlichten Arbeiten, durch welche die meisten Mitgliedee des Vereins ihren Ruf gründeten, wirkten außerordentlich wohlthätig, indem sie Liebe und Sinn für die vaterländische Literatur in weiten Kreisen verbreiteten und manche jüngere Kräfte anregten **).

Schon früher als in Leipzig war in Halle von Samuel Gotthold Lange ein ähnlicher Verein zur Beförderung der deutschen Sprache, Poesie und Beredtsamkeit gegründet worden (1734), welcher den Mitgliedern die Gelegenheit geben sollte, sich in poetischen und prosaischen Arbeiten zu üben; außer dem Stifter und dessen innigsten Freunde Jakob Immanuel Pyra scheint jedoch kein einziger Theilnehmer des Vereins in demselben etwas Höheres gesucht zu haben, wenigstens sind nur diese zwei in der Folge durch ihre Leistungen bekannt geworden, und als sie schon im J. 1737 Halle vee-

*) Die unparteiische Strenge, mit welcher die Mitglieder bei ihrer Beurtheilung der vorgelegten Gedichte verfuhren, erhellt am besten aus folgender Anekdote. Zachariä glaubte Grund zu haben, über das Urtheil seiner Freunde unzufrieden zu sein. Um sich darüber Klarheit zu verschaffen und, wie er hoffte, seinen Freunden ihre Parteilichkeit mit Grund vorwerfen zu können, ließ er einst ein Gedicht auf Umwegen an sie gelangen, indem er es unter falschem Namen von Hamburg aus an sie schicken ließ. Doch jene merkten die Falle und behandelten das eingesandte Gedicht mit noch weit mehr Strenge, als die frühern.

**) Vom fünften Bande an übernahm der Hamburger J. M. Dreyer die Redaction der „Beiträge", welche aber unter seiner Leitung bald zur Nichtswürdigkeit herabsanken, da sie meistens nur obscene Dichtungen ohne poetischen Werth enthielten.

ließen, scheint die Gesellschaft eingegangen zu sein. Bald darauf aber brachte ein günstiges Geschick drei strebsame Jünglinge dort zusammen, welche, von gleicher Liebe zur Poesie beseelt, einen innigen Freundschaftsbund schlossen und durch gemeinschaftliches Lesen griechischer und römischer Dichter, so wie durch Nachbildungen derselben ihren Geschmack zu bilden suchten. Es waren dies Joh. Wilh. Ludw. Gleim, Joh. Peter Uz und Joh. Nikol. Götz. Sie schlossen zwar keinen formellen Verein, wie die Leipziger, aber ihre auf treue Freundschaft gegründete Verbindung hörte auch dann nicht auf, als sie nach Vollendung ihrer Studien von einander getrennt wurden, wie sie stets den strebenden Sinn bewahrten, der sie als Jünglinge zusammengeführt hatte. Man begreift sie gewöhnlich unter dem Namen der „Hallischen Dichter", sie und einige andere jedoch auch unter dem der „Preußischen Dichterschule". Als nämlich Gleim nach seinem Abgang von Halle nach Berlin kam, wurde er mit Ewald Christian von Kleist und später mit Pyra, der ebenfalls nach Berlin gekommen war, so wie mit Karl Wilh. Ramler bekannt, zu denen er in ein ähnliches Verhältniß trat, wie früher zu seinen hallischen Freunden, wie sie auch in dem nämlichen Geiste dichteten, wie jene, und insbesondere auch, was namentlich von Ramler gilt, das klassische Alterthum zum Muster und Vorbild nahmen. Endlich trat auch die Dichterin Anna Luise Karschin zu ihnen in ein näheres Verhältniß.

Wie schon diese Verbindungen Nichts von dem Wesen eines in sich abgeschlossenen Vereins hatten, so sind noch mehrere derselben Art zu erwähnen, welche für die Geschichte der Literatur doch von hervorragender Bedeutung sind, weil das Zusammenleben der für die neue Bewegung begeisterten Männer diese Begeisterung immer mehr kräftigte, und zudem mancher tiefwirkende Gedanke, manches einflußreiche Wort, das die Zeitgenossen in seiner Vollendung überraschte, in den trautlichen Gesprächen oder in dem Briefwechsel der befreundeten Schriftsteller angeregt oder groß gezogen wurde. Die Männer, die sich in Berlin zusammengefunden hatten, blieben nicht lang mit einander vereinigt, aber es traten wiederum Andere hinzu, so daß die durch sie nach Berlin gebrachte geistige Regsamkeit sich immer kräftiger entwickelte. An die schon Genannten schlossen sich zuerst Joh. Georg Sulzer und J. Joach. Spalding, so wie auch Aug. Fr. Wilh. Sack an. Später wurde Lessing mit den Zurückbleibenden und durch diese auch mit denen, die sich schon wieder entfernt hatten, bekannt, so daß denn auch dessen nähere Freunde Moses Mendelssohn und Nicolai mit allen diesen Männern in ein genaueres Verhältniß traten. Daß seit Lessing in Berlin lebte und mit den dort wohnenden literarischen Größen bekannt geworden war, er der Mittelpunkt des geistigen Lebens wurde, das geht schon aus dem hervor, was bisher über den bedeutenden Mann gesagt wurde.

Als Gleim nach Halberstadt übersiedelte, blieb er in regem freundschaftlichem und literarischem Verkehr mit seinen bisherigen Freunden, und da ihm sein neuer Wohnort in beiden Beziehungen Nichts darbot*), dehnte er seinen Briefwechsel noch weiter aus; er benutzte jede Gelegenheit, mit den bedeutenderen Männern seiner Zeit, älteren und jüngeren, in ein näheres Verhältniß zu treten. So war er durch Sulzer mit den Schweizern bekannt geworden, und durch diese mit Wieland; eine Reise nach Leipzig hatte ihn mit Klopstock und den noch dort wohnenden Mitgliedern der Sächsischen Schule zusammengebracht, und mit allen führte er einen mehr oder weniger lebhaften Briefwechsel, der sich beinahe ausschließlich auf die Förderung der vaterländischen Literatur bezog. Ohne daß er auf diese zum Theil weitaus bedeutenderen, zum Theil älteren Männer einen eigentlichen Einfluß ausgeübt hätte, wurde er doch hiedurch der Mittelpunkt der gemeinsamen Bestrebungen. Seine Begeisterung für die vaterländische Literatur war bald so allgemein bekannt geworden, daß sich auch jüngere Talente zu ihm wandten, um durch ihn in das literarische Leben eingeführt zu werden, oder wohl auch weil von ihm äußere Unterstützung zu erwarten war, da er als einzelner Mann ohne Familie ein verhältnißmäßig reiches Einkommen hatte und er ein theilnehmendes, der Aufopferung fähiges Herz besaß. So schlossen sich unter den jüngern Dichtern vorzüglich Joh. G. Jacobi, Klamer Ebert, Karl Schmidt, Joh. Benj. Michaelis und zuletzt Wilh. Heinse an ihn, die zum Theil längere Zeit in seinem gastfreundlichen Hause lebten, deren Talente er mit Liebe pflegte und wenn auch nur in untergeordneter Weise in ihrer Entwickelung leitete und bestimmte.

Wie Gleim in Halberstadt, so hatte schon früher S. G. Lange in Laublingen bei Halle, wo er seit 1737 als Pfarrer lebte, einen Kreis von Männern um sich versammelt, die sämmtlich für die Förderung der Literatur begeistert waren. So verweilte außer seinem Jugendfreunde Pyra und seinem Lehrer, dem Halleschen Professor Meier, auf den wir später zurückkommen werden, auch Gleim oft in seinem Hause. Durch Sulzer, der ihn ebenfalls oft besuchte, trat er den Schweizern näher, welche dadurch mit ihren Ansichten immer mehr Boden in Deutschland gewannen. Seine Frau, Anna Dorothea, geb. Gnüge, deren Dichtungen unter den Freunden große Bewunderung erregten, trug durch geistreiche Unterhaltung nicht wenig bei, den Kreis, der sich um ihn sammelte, zu beleben.

Von den Theilnehmern an den „Bremer Beiträgen" waren nur Gellert und Rabener in Leipzig zurückgeblieben und auch der letztere hatte es endlich verlassen; dagegen fanden sich einzelne derselben im spätern Leben wieder zusammen, die Einen in Braunschweig, so Gärtner, Zachariä, K. A. Schmid, Ebert, andere in Kopenhagen, so J. E. Schlegel, Cramer und Klopstock, und obgleich beinahe alle diese Männer den Höhepunkt ihrer Wirksamkeit bei ihrer Wiedervereinigung schon überschritten hatten, so konnte doch ihr Aufenthalt an jenen Orten nicht ohne mannigfache Anregung bleiben, und es erhielten dieselben daher in literarischer Beziehung nicht unbedeutende Wichtigkeit, zumal später auch andere bedeutende Männer dahin kamen, so Hans Wilhelm von Gerstenberg nach Kopenhagen, J. Fr. Wilh. Jerusalem und J. Joach. Eschenburg nach Braunschweig, mit

*) Sucro, der durch Gleims Vermittlung als zweiter Domprediger nach Halberstadt gekommen war, und der dort lebende Lichtwehr konnten ihm, nach dem Bericht seines Biographen Korte, kein rechtes Vertrauen abgewinnen.

welcher Stadt endlich auch Lessing von Wolfenbüttel aus in vielfacher Berührung und mit den obgenannten Männern in freundschaftlichem Verkehr stand.

Obgleich der große Albr. von Haller schon seit 1736 in Göttingen verweilte, wurde diese Stadt doch erst im folgenden Zeitraume durch den „Hainbund" für die deutsche Literatur wichtig, der zwar als Dichterverein einerseits und durch seine ausgesprochene Anlehnung an Klopstock andrerseits mit der vorliegenden Periode in genauem Zusammenhange steht, aber doch erst später Einfluß gewann. Vor der Gründung des Haindundes war dagegen Göttingen für die vaterländische Literatur ohne Bedeutung; so ehrenvolle Stellung die meisten Lehrer an der erst vor Kurzem (1737) gestifteten Hochschule auch in der Wissenschaft einnahmen, so hatten sie dagegen beinahe ohne Ausnahme keinen Sinn für die deutsche Kunst und eben so wenig für nationale Entwickelung überhaupt. Wenn dies auch von Haller selbst nicht gilt, so hatte sich dieser doch seit seiner Anstellung in Göttingen ganz von der Theilnahme an den literarischen Bestrebungen zurückgezogen. Zwar wurde daselbst im J. 1740 eine „Deutsche Gesellschaft" nach Muster der Leipziger gestiftet, und es stand sogar der als Dichter bekannte Kästner eine Zeitlang an ihrer Spitze, allein dieser konnte bei seiner Eigenthümlichkeit weder durch Umgang noch durch Schriften anregend wirken.

Ein regeres Leben entwickelte sich in Hamburg. Dort hatte schon im vorigen Zeitraum eine große literarische Thätigkeit begonnen; manche von den damals bedeutenden Männern lebten jetzt noch und es hatten sich an ihnen jüngere Kräfte herangebildet, unter denen jedoch nur Einer höhere Bedeutung erhielt, Friedrich von Hagedorn, der als Knabe schon mit Wernicke, Brockes und Richey in Berührung kam, die nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf die Entwickelung seines poetischen Talents blieben. Obgleich Klopstock sich erst später in Hamburg bleibend niederließ, war er doch während des vorliegenden Zeitraums öfters dort und hatte schon den Kreis zu bilden begonnen, der sich in der Folge um ihn sammelte. Wichtiger wurde der Aufenthalt Lessings, der auf die Entwickelung der Schauspielkunst und der dramatischen Poesie von dem folgenreichsten Einfluß war, wie denn das Hamburger Theater, welches schon in der vorhergehenden Periode zu großer Bedeutung gelangt war, und namentlich die Oper zu hoher Blüthe gebracht hatte, auch in diesem Zeitraum alle übrigen durch seine Leistungen weit überragte.

Indem wir in obiger Darstellung eine Uebersicht der Vereine und Kreise gegeben haben, welche für die Förderung der Literatur thätig waren, haben wir zugleich die Länder und Städte angegeben, in welchen das neue Leben sich entwickelte. Wie im vorigen Zeitraume, ist es auch jetzt das protestantische Deutschland, von welchem die Fortbildung ausgeht; nur treten gerade die Provinzen und Oerter zurück, welche früher am einflußreichsten waren, so Schlesien, die Rheinländer und Nürnberg. Dagegen bleibt Sachsen ein Hauptmittelpunkt der Bildung, und es verbreitet sich dieselbe namentlich von Leipzig aus über den übrigen Norden, und zunächst nach Preußen, wo Halle und Berlin wichtige Vereinigungspunkte bedeutender und einflußreicher Männer werden. Der protestantische Süden ist nur durch einzelne Männer, namentlich Wieland, repräsentirt, welche jedoch in ihrer Heimat keinen Boden hatten und auch meistens außerhalb derselben lebten und wirkten. Endlich tritt nach langer Unterbrechung die Schweiz wieder in die geistige Bewegung und zwar in durchaus bedeutender Weise, so daß sie eine Zeitlang die Entwickelung der Literatur geradezu bestimmt.

Im katholischen Deutschland steht es dagegen im Ganzen noch sehr erbärmlich, und es bietet höchstens Wien einige Lichtpunkte, welche jedoch sämmtlich auf den Norden hinweisen, von welchem die Anregung ausgegangen war. So fand Gottsched im katholischen Süden, namentlich in Wien, einigen, wenn auch schwachen Anhang; doch wurde einer seiner Bewunderer deshalb einflußreich, weil er trotz der ungünstigen Verhältnisse mit der Bewegung fortschritt. Es ist dies Joseph von Sonnenberg, der nicht nur viel für Hebung des Theaters that, sondern auch im J. 1761 eine „Deutsche Gesellschaft" gründete, die wenigstens für ihre Mitglieder von bildendem Einflusse war, wenn sie auch keine größere Bedeutung nach Außen erhielt. Später drang sogar Klopstocks Einfluß nach Wien; nach ihm und Ramler bildeten sich die bedeutendsten österreichischen Dichter der Zeit, Denis und Mastaller; allein auch diese fanden in der That im Norden mehr Anklang, als in der Heimat. Am einflußreichsten wurde Wieland, doch trat dessen Einfluß erst im folgenden Zeitraume kräftiger hervor. Ohne Zweifel würden diese vereinzelten Bestrebungen zu größerer Bedeutsamkeit erwachsen sein, wenn Josephs II. kühne Reformen hätten durchgeführt werden können; aber da er in seinem Kampf gegen den Jesuitismus, durch welchen er in ganz Deutschland große Hoffnungen erweckte, den einzigen Bundesgenossen, der ihm zum Siege hätte verhelfen können, das Volk, nicht beizog, mußte er der selbst einem mächtigen Monarchen gefährlichen Macht unterliegen. Mit der Vernichtung seiner Reformen trat der frühere Geist der Finsterniß wieder mächtig und das gesammte Leben der östreichischen Staaten beherrschend hervor, von welchem jede geistige Regung leicht niedergehalten wurde. In Bayern herrschte der Jesuitismus jetzt, wie früher, und ließ natürlich Nichts aufkommen, was die Geister hätte aufklären und beleben können; und er stemmte sich dem Eindringen der neuen Regung im Gebiet der deutschen Literatur um so entschiedener entgegen, als dieselbe auf dem Geiste der Aufklärung und der Freiheit beruhte.

Daß dies aber der Charakter der vorliegenden Periode ist, geht zum Theil schon aus den obigen Bemerkungen hervor, und kann durch noch weitere Gründe bestätigt werden. Es trafen nämlich mehrere Umstände zusammen, welche der Literatur diesen Charakter aufprägen mußten. Wie der Geist der Kritik und Forschung, den wir als das leitende Prinzip der Zeit haben kennen lernen, selbst aus der Freiheit hervorgegangen ist, so führt er auch wiederum zur Freiheit, indem er die dem Menschen von Außen her aufgedrungenen Fesseln vernichtet, und die Gesetze der Natur an deren Stelle setzt. Nun kann aber der Geist unmöglich bloß nach Einer Richtung und Beziehung hin frei werden, und so führte das Bestreben nach Befreiung von den bisherigen Fesseln im Gebiete der Kunst nothwendig

auch zu ähnlichen Bestrebungen in andern geistigen Verhältnissen. Die ästhetischen Kämpfe Lessings sind auch zugleich Kämpfe für die Befreiung der Wissenschaft überhaupt von den beschränkten und engherzigen Gränzen, die ihr die pedantische Fachgelehrsamkeit gezogen hatte; und die freiere, geistigere Behandlung der Philologie, der Theologie, der Geschichte, selbst der Rechtswissenschaft wurde zum Theil durch ihn verbreitet oder wirklich angebahnt. Am deutlichsten tritt dieser Geist der Freiheit aber in Sachen der Religion hervor: die Bewegung auf diesem Gebiete war außerordentlich groß und wirksam, indem sie den ausgearteten Pietismus, wenn auch nicht ganz vernichtete, doch mächtig zurückdrängte, und eben so der flachen und pedantischen Rechtgläubigkeit, die, alles tiefern und lebendigen Glaubens entbehrend, nur am todten Buchstaben festhielt, tödtliche Wunden schlug. Dieser Kampf gegen den Glaubenszwang wurde freilich durch Friedrichs II. Theilnahme an demselben mächtig unterstützt, und es wurde daher auch vorzugsweise Preußen und mit ihm das nördliche Deutschland überhaupt der Sitz der Aufklärung; doch würde diese auch ohne ihn, selbst ohne den mächtigen Einfluß der französischen Encyklopädisten durchgedrungen sein, wenn vielleicht auch nicht in dem Umfange und in der Schnelligkeit, wie es unter diesen günstigen Umständen der Fall war. Im Süden dagegen, wo die ästhetische Bildung weniger Eingang fand, blieb die pietistische Richtung vorherrschend, und in der protestantischen Schweiz hielt man an der religiösen Ueberlieferung fest, weil diese in ihrer Entwickelung mit dem Begriffe der Freiheit nicht im Widerspruche stand, da sie vielmehr aus derselben hervorgegangen war. Endlich wurden auch in diesem Zeitraume die ersten Grundlagen zur politischen Bildung des deutschen Volks gelegt, und zwar ausschließlich durch die Männer, welche die geistige Bildung überhaupt leiteten. Denn wenn auch Friedrich II. manche hochherzige Ansichten aussprach, z. B. daß ein Fürst nur der erste Diener des Staats sei, so konnten diese schon deshalb nicht fruchtbar werden, weil er in dem Staate nur eine abstrakte, todte Maschine erblickte, über welcher er den lebendigen Geist derselben, das Volk, vollständig übersah. Und wenn er daher auch in Bezug auf Einzelnheiten der Staatseinrichtung und Verwaltung freie Besprechung erlaubte, und im Anflug guter Laune selbst eine gegen ihn gerichtete Schmähschrift tiefer aufkleben ließ, damit man sie bequemer lesen könne, so trat er doch bald mit gewaltiger Hand dazwischen, sobald die freie Besprechung sich über wesentlichere Dinge, über eigentliche Lebensfragen, verbreiten wollte. Denn in der That war er ein eben so entschiedener Despot, als seine übrigen Standesgenossen*). Er stützte sich in seinen Kriegen nur nothgedrungen und gegen seinen Willen auf das Volk, das er in den spätern Jahren seiner Regierung um so tyrannischer behandelte. So war die freie Anschauung in Sachen der Politik nur ein Ergebniß der kritischen Forschung, die sich freilich in dieser Beziehung nur schüchtern hervorwagen durfte, aber nichtsdestoweniger mächtige Fortschritte machte, so daß, wenn man den politischen Standpunkt, auf den der vorliegende Zeitraum gekommen war, mit dem der nachfolgenden Periode, namentlich seit dem Anfang des 19. Jahrh. vergleicht, man jenem eine weitaus höhere politische Bildung zuerkennen muß, als diesem, und man wird kaum Bedenken tragen, auszusprechen, daß sie eine entschieden republikanische Färbung angenommen hatte. Unter den Männern, welche diesen Geist der Freiheit und der republikanischen Gesinnung wesentlich förderten, sei es mehr unbewußt, wie Klopstock, oder mit vollem Bewußtsein, wie Lessing, sind außer diesen Männern noch vorzüglich Bodmer, Fr. K. v. Moser, Abbt, Justus Möser, Sonnenfels und Wieland zu nennen.

Um das Bild von dem Gang und dem Charakter der Literatur im vorliegenden Zeitraum zu vollenden, haben wir noch hinzuzufügen, daß in demselben die Poesie und die Prosa gleichzeitig aufblühten, was bis dahin noch nie der Fall gewesen war, und daß der gegenseitige Einfluß, den beide Formen der Darstellung auf einander übten, für beide von höchst wohlthätiger Folge war. Im Verhältniß zum vorangehenden Zeitraum erhob sich namentlich die Prosa zu einer außerordentlichen Höhe der Ausbildung, die sie seitdem wieder verloren hat, denn wenn man einige wenige bedeutende Schriftsteller der folgenden Zeit ausnimmt, namentlich Göthe, der in der prosaischen Darstellung nebst Lessing das Höchste erreichte, so steht die nachfolgende Periode der vorliegenden in dieser Beziehung bedeutend nach, und diese kann mit jener auf keine Weise zusammengestellt werden, und zwar schon kaum mit Rücksicht auf die künstlerische Entwickelung der prosaischen Darstellungsformen, noch viel weniger aber in Bezug auf die Sprache.

Was aber die Sprache überhaupt betrifft, so sind die Fortschritte, welche sie in ihrer Ausbildung machte, wahrhaft bewundernswürdig; wir treffen schon nach einem kurzen Zeitraum von wenigen Jahrzehnten eine so große Umgestaltung, daß man sie für das Ergebniß eines vollen Jahrhunderts halten möchte. Beim Beginn der Periode ist die Sprache

*) Lessing erkannte dies mit seinem scharfen Blick und seinem unbestechlichen Gefühl für die Wahrheit. Er spricht es in dem bekannten Briefe an Nicolai (v. 25. Aug. 1769) so entschieden aus, daß wir nicht umhin können, die betreffende Stelle mitzutheilen. „Wien mag seyn, was es will, der deutschen Literatur verspreche ich doch noch immer mehr Glück, als in eurem französirten Berlin. Wenn der Pharon in Wien confiscirt ist, so muß es bloß geschehen seyn, weil er in Berlin gedruckt worden, und man sich nicht einbilden kann, daß man in Berlin für die Unfreeblichkeit der Seele schreibe. Sonst sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja Nichts. Sie reduzirt sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieser Freiheit muß sich der redliche Mann nun bald zu bedienen schämen. Lassen Sie es aber doch einmal Einem in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat; lassen Sie es ihm versuchen, dem vornehmen Hofpöbel die Wahrheit so zu sagen, als dieser es ihm gesagt hat; lassen Sie Einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht; und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste Land in Europa ist." Selbst das, was Lessing hier von dem Verhältnisse Wiens und Berlins zur deutschen Literatur sagt, so unbegründet es damals scheinen mußte, zeugt von seinem in die Zukunft blickenden Geist. Wie richtig aber seine Ansicht von der gerühmten Freiheit in Preußen war, geht aus der Darstellung von Preuß („Friedrich der Große". 3. Band, S. 248 ff.) unwiderleglich hervor, so sehr sich derselbe bemüht, das Gegentheil zu beweisen.

der Poeſie entweder ſchwülſtig und unnatürlich, oder platt und trivial, je nachdem wir Bücher aus der Schleſiſchen oder Weiſe'ſchen Schule leſen; mit der Sprache der Proſa ſteht es noch ſchlechter, da ſie neben jenen Gebrechen auch noch ſteif und pedantiſch und zudem durch den überhäuften Gebrauch fremder Wörter entſtellt war. Im Norden war dabei zwar das Hochdeutſche Grundlage der Darſtellung, im Süden herrſchte dagegen die Mundart vor, und in den katholiſchen Ländern wurde das Hochdeutſche ſogar abſichtlich zurückgedrängt, weil man in ihm eine Wirkung und ein Erbtheil der Reformation erblickte. Der erſte Schritt, welcher zur Verbeſſerung der Sprache gethan wurde, ging von Gottſched aus, der vor Allem Klarheit und Deutlichkeit der Darſtellung verlangte, eine Forderung, die um ſo unerläßlicher war, als das affectirte Streben der frühern Schriftſteller nach gelehrtem Periodenbau, deſſen Weſen ſie zudem gar nicht verſtanden, die Sprache unklar und geſchmacklos gemacht hatte. Nebſt dem verlangte Gottſched auch Reinheit und angemeſſene Würde des Ausdrucks, gegen welche ſich namentlich Weiſe bei ſeinem Streben nach Natürlichkeit verſündigt hatte. Aber bei allen dieſen Verdienſten um die Sprache ſchnürte er ſie andrerſeits in neue Feſſeln, indem er die Anſicht, die ſich ſchon ſeit einiger Zeit, namentlich bei den Gegnern der Schleſier geltend gemacht hatte, daß die Schriftſprache ſich in dem beſchränkten Kreiſe des Meißniſchen bewegen müſſe und daß Schriftdeutſch mit Sächſiſch gleichbedeutend ſei, nicht nur theilte, ſondern auch andern Beſtrebungen gegenüber hartnäckig verfocht, und ſelbſt die Schweizer für dieſe Anſicht gewann. Dieſe wirkten aber gerade, von ihrer reichen Mundart unterſtützt, in anderer Weiſe auf die Sprache, indem ſie zu den von Gottſched aufgeſtellten Forderungen noch die der ſinnlichen Anſchaulichkeit in der Darſtellung verbanden, wodurch ſie ihr tieferes Verſtändniß der Eigenthümlichkeit kundgaben, welche unſere Sprache von der franzöſiſchen unterſcheidet. Die Mitglieder der Sächſiſchen Schule behandelten die Sprache im Ganzen wie ihr erſter Führer Gottſched, doch blieb der Vorgang Hagedorns und Hallers nicht ohne erfreulichen Einfluß auf ihre Darſtellung, von denen der erſte vorzüglich nach geſchmackvoller Zierlichkeit, der andere nach Kürze und Kraft des Ausdrucks geſtrebt hatte. Noch entſchiedener gab ſich dieſer Einfluß bei den Halleſchen Dichtern kund. Dieſe beiden Richtungen fanden jedoch erſt in Klopſtock und Wieland ihren höchſten Ausdruck; und durch Leſſing endlich wurden alle dieſe Beſtrebungen zu künſtleriſcher Einheit und Vollkommenheit verbunden, was beſonders von ſeiner proſaiſchen Darſtellung gilt, auf welche er überhaupt weit mehr Gewicht legte, als auf die poetiſche, wie er denn irgendwo ſagt, daß es ihm weit weniger Mühe mache, in Verſen zu ſchreiben, als in Proſa, und in der That würde ſeine Proſa das Höchſte ſein, was die deutſche Literatur darbietet, wenn nicht ſpäter Göthe gezeigt hätte, daß das Höchſte in der Darſtellung nur durch lebendige und künſtleriſche Behandlung der Volksſprache erreicht werden könnte. Von großem Einfluß auf die Ausbildung der Sprache waren endlich die vielfachen Ueberſetzungen, welche von den beſten Schriftſtellern der Alten und Neuen gemacht wurden; es wurde durch dieſelben Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks und auch ein größerer Reichthum der Satzbildungen und Satzformen gewonnen; doch machte ſich dieſer Einfluß erſt im folgenden Zeitraum in vollem Maße geltend, wo die Ueberſetzungskunſt die zur höchſten Meiſterſchaft gedieh. Es iſt freilich nicht zu verkennen, daß die Sprache durch dieſe Aneignung fremder Formen in ihrer Eigenthümlichkeit und Reinheit oft getrübt wurde; allein auch dies trat mit allen ſeinen üblen Folgen erſt in der ſpäteren Zeit kräftiger hervor, da man in der vorliegenden noch lange nicht ſo willkürlich mit der Sprache umging, als es ſpäter geſchah.

Erſter Abſchnitt: Poeſie.

Die Bemerkungen über den Gang der Literatur im Allgemeinen, welche wir oben mitgetheilt haben, beziehen ſich zugleich ganz vorzugsweiſe auf die Poeſie; von dieſer gilt vor Allem, wie ein geiſtreicher Darſteller der vorliegenden Periode (Manſo) recht bezeichnend ſagt, daß ſie „aus der Kritik geboren und unter Kampf und Fehden groß gezogen wurde". Es liegt uns nun ob, jene allgemeinen Grundzüge hier weiter auszuführen.

Die erſten, freilich nur ſchwachen Verſuche kritiſcher Beurtheilung gingen zunächſt von den beiden Zürchern Bodmer und Breitinger aus, welche hiezu wohl von den Beſtrebungen der ſpäteren Dichter im vorigen Zeitraum, von Canitz, Beſſer, Weiſe und vor Allem von Wernicke angeregt worden waren. Auch beſchränkte ſich ihre kritiſche Thätigkeit zuerſt darauf, daß ſie einerſeits auf jene Dichter, namentlich aber auf Opitz hinwieſen, und deren Natürlichkeit dem falſchen Prunk der Schleſier entgegenſetzten, welche ſie jedoch weniger mit Gründen, als mit den Waffen des Witzes angriffen. Dies geſchah in der von ihnen ſeit 1721 herausgegebenen Wochenſchrift „Die Discourſe der Maler", doch nur gelegentlich; denn ſie hatten mit dieſen „Discourſen" vorzüglich die Abſicht, ſittliche Zuſtände zu ſchildern, wie ſie ihnen denn auch in einer neuen Ausgabe (1746) den paſſenderen Titel „Die Mahler der Sitten" gaben. Sie fanden neben bedeutendem Widerſpruch von Seiten der zahlreichen Dichterlinge, die ihre Armuth unter dem weiten Mantel Lohenſteiniſcher Phraſen leicht verbergen konnten, bald auch Anerkennung, und unter den Männern, welche ſich zu ihren Anſichten bekannten, nahm Gottſched die erſte Stelle ein. Dieſer gab ſeit 1725 ebenfalls eine Wochenſchrift „Die vernünftigen Tadlerinnen" heraus, in welcher er ſich mit aller Entſchiedenheit zu den Grundſätzen bekannte, welche die Schweizer ausgeſprochen hatten, und er vollendete, was jene begonnen, das heißt, er vernichtete das Anſehen der Schleſier, für welche ſich von nun an keine Stimme mehr erhob.

Es konnte jedoch bei aller Aehnlichkeit der Anſichten dem tieferen Beobachter nicht entgehen, daß zwiſchen den Schweizern und Gottſched ein weſentlicher Unterſchied beſtehe, der mit der Zeit zur Entzweiung führen mußte. Dieſer lag im Weſen dieſer Männer begründet. Während Gottſched alle die Poeſie berührenden Fragen nur von der äußerlichen Seite und ganz formell auffaßte, drangen jene zugleich tiefer in die Natur und das Weſen der Kunſt, und bemühten ſich, durch immer tieferes Erfaſſen ihrer Erſcheinung ſie auf ihre letzten Gründe zurück-

Digitized by Google

zuführen, und ein vollständiges, in sich abgeschlossenes Lehrgebäude der Kunst aufzustellen. So lang Gottsched und die Schweizer nur polemisch gegen die Schlesier auftraten, und ihre kritischen Bemerkungen mehr negativer Natur waren, als daß sie bestimmte Grundsätze entwickelt hätten, konnte sich der berührte Unterschied noch nicht geltend machen; als sie aber begannen, ihre Ansichten systematisch zu entwickeln, trat er sogleich lebendig und in feindlichem Gegensatze hervor. Es ist hier sogleich zu bemerken, daß die Zürcher seit ihrem ersten Auftreten mit der Wolffischen Philosophie genauer bekannt geworden waren, und daß sie aus dieser zunächst die Gründlichkeit der Methode schöpften, welche in ihren weiteren Schriften sichtbar wird, so wie sie auch durch sie auf den Zusammenhang der Kunst mit der Natur aufmerksam gemacht wurden. Gottsched war zwar ebenfalls durch die Wolffische Philosophie gebildet, aber wie in Allem, so fand er auch in ihr nur das rein Aeußerliche.

Das erste bedeutendere Werk, in welchem die Zürcher ihre zu festerer Ausbildung gelangten Ansichten niederlegten, war die Untersuchung „Von dem Einfluß und Gebrauche der Einbildungskraft zur Ausbesserung des Geschmacks" (Zf. u. Lpz. 1727), welchen sie als den ersten Theil eines vollständigen Lehrgebäudes der Dichtkunst ankündigten. Doch ehe sie ihr Unternehmen vollenden konnten, ließ Gottsched, der sich durch manche freimüthige Aeußerungen in jener Abhandlung verletzt gefühlt, und sich darüber in ziemlich derber Weise in dem „Biedermann" ausgesprochen hatte, einer Zeitschrift, die seit 1727 an die Stelle der „Tadlerinnen" getreten war, seine „Kritische Dichtkunst" (Lpz. 1730) erscheinen, durch welche er jede andere Arbeit der Art unmöglich gemacht zu haben wähnte, worin er sich freilich mächtig täuschte. Denn wenn seine Dichtkunst auch das große Verdienst hatte, alle von ihm, den Schweizern und Andern gemachten einzelnen Bemerkungen über die Poesie zu einem wohlgeordneten und zusammenhängenden Ganzen zu vereinigen, so war diese Ordnung und dieser Zusammenhang in der That doch nur äußerlich, und sein Buch bestand nur aus einer Vereinigung von einzelnen und zufälligen Kunstregeln. Zwar stellte er den Grundsatz an die Spitze, daß die Poesie in der Nachahmung der Natur bestehe, aber genau betrachtet, wurde dieser Grundsatz durch den andern wieder aufgehoben, oder wenigstens wesentlich beschränkt, daß die Vernunft den Künstler in seiner Thätigkeit ausschließlich leiten müsse, einen Grundsatz, der sich historisch vollkommen erklären läßt, weil er aus der Opposition gegen die Schlesier hervorgegangen war, den aber Gottsched so schroff hinstellte, daß er nothwendig zur Plattheit führen, die Poesie in das Bereich des gemein Verständlichen herabziehen und die übrigen, bei dem dichterischen Schaffen thätigen Seelenkräfte, namentlich die Phantasie, gänzlich zurückdrängen mußte. So war ihm in der That die Vernunft das leitende Prinzip aller Kunst, und es war daher eine nothwendige Folge, daß sie ihm nun nicht mehr als Zweck, sondern nur als Mittel erscheinen konnte, einen höheren Zweck zu erreichen, den nämlich, die Menschen durch Grätzen zu belehren. So war Gottsched eigentlich auf den Standpunkt der Opitzischen Schule zurückgekommen, und er war ihr auch darin ähnlich, daß er die Franzosen als Muster und die Nachahmung derselben anempfahl. Nur darin unterschied er sich von jenen früheren Dichtern, daß er die Franzosen nicht an sich, nicht weil sie die oder jene dichterischen Vorzüge hätten, nicht weil sie in ihren Werken Anmuth oder Eleganz oder würdige Haltung und Maaß bewiesen, sondern weil ihre Dichtungen innerhalb der Schranken des Verständigen sich bewegten. War ihm also in der That die Vernunft, und nicht die Nachahmung der Natur der leitende Grundsatz, so ergab es sich von selbst, daß die Gesetze der Kunst nicht aus der Beobachtung der Natur, noch weniger aus den Werken der großen Dichter zu schöpfen seien, sondern nur von der Vernunft selbst vorgeschrieben werden könnten, und daß man, um ein Dichter zu sein, Nichts weiter bedürfe, als diese Gesetze in Anwendung zu bringen, wie er es denn wirklich aussprach, daß seine „Kritische Dichtkunst" vor allen übrigen Werken der Art den Vorzug habe, daß man aus ihr Gedichte zu machen lernen könne.

Dies war nun der wesentliche Punkt, in welchem die Schweizer von Gottsched abwichen. Sie blieben zunächst dem Grundsatze treu, daß die Poesie in der Nachahmung der Natur bestehe, und verwarfen dagegen die von Gottsched gepredigte Alleinherrschaft der Vernunft. Da sie nun in der Malerei eine Kunst vorfanden, welche unverkennbar auf der Nachahmung der Natur beruhte, so stellten sie die weitere Behauptung auf, daß die Poesie im Wesen mit der Malerei übereinstimme, daß beide Künste nur in dem Stoffe unterschieden seien, da sich die eine der Sprache, die andere der Farben bediene, daß die Verschiedenheit ihrer Erscheinung lediglich durch die Verschiedenheit dieser Mittel bedingt sei. Jenen obersten Grundsatz von der Nachahmung der Natur entwickelten sie aber noch nach einer andern, bedeutsameren Seite. Sie behaupteten nämlich ferner, daß nicht die Befolgung der von der Vernunft aufgestellten Kunstregeln den Dichter mache, daß der Dichter vielmehr eine der schöpferischen Kraft der Natur ähnliche Kraft besitzen müsse, als welche sie die Phantasie erkannten. Diese Kraft sei eine von der Vernunft gänzlich unterschiedene Thätigkeit, und es ergebe sich daraus, daß die Vernunft die Gesetze der außer ihrem Bereich liegenden Kunst nicht auffinden oder geben könne, vielmehr müßten diese aus den Werken der größten Dichter abgezogen werden, welche einerseits jene schöpferische Kraft im vollsten Maße besessen und andrerseits die Natur, deren Nachahmung ja die beste Aufgabe der Kunst sei, am tiefsten erfaßt hätten. Man sieht daraus, daß die Schweizer zum Theil schon auf dem Wege waren, den Lessing später mit so bewundernswürdigem Erfolg einschlug; allein sie ließen sich von der vorgefaßten Meinung, daß die Poesie nichts Anderes als Malerei sei, einer Meinung, die den allgemeinsten Anklang fand und erst von Lessing als falsch nachgewiesen wurde, so sehr irre führen, daß sie einen großen Theil der gewonnenen Resultate wieder verloren. Dazu trug der weitere Umstand bei, daß sie sich auch nach der frühern Ansicht von dem Nutzen der Poesie nicht befreien konnten, obgleich dieselbe mit ihrer ganzen Anschauungsweise eigentlich in Widerspruch stand.

Wenn nun Gottsched seinem Hauptsatze gemäß die Franzosen als Muster aufstellte, weil ihre Dichtungen vorzugsweise verständig seien, so konnten diese dagegen den Schweizern nicht genügen, und sie stellten ihnen die Engländer, namentlich Milton mit

ſeinem „Verlornen Paradies" entgegen, an welchem allerdings die Phantaſie großen Antheil hatte und die Welt des Wunderbaren, die Gottſched nur als Mittel, die Neugierde zu reizen, anſah, zu ſelbſtſtändigem Leben entwickelt war. Das Lob, welches die Schweizer dem Gedichte Miltons in hohem Maße und bei allen Gelegenheiten ertheilten, wurde nun der äußere Anlaß zu dem Streit zwiſchen Gottſched und den Zürchern, welcher gegen zehn Jahre lang mit der größten Bitterkeit geführt wurde und bald alle diejenigen in Anſpruch nahm, welchen die deutſche Literatur am Herzen lag. Wir können hier in die Einzelnheiten dieſes Streites nicht eingehen; es genügt, die wichtigſten Umſtände deſſelben anzugeben. Gottſched ſtand damals auf dem höchſten Gipfel ſeines Ruhms, und die Schweizer hatten den übrigen bis jetzt zum Theil ihm und ſeinen anerkennenden Aeußerungen über ihre Leiſtungen zu verdanken. Er lebte im Mittelpunkte der literariſchen Beſtrebungen, war hochangeſehener Profeſſor an einer der berühmteſten Hochſchulen Deutſchlands und ſtand in den mannigfaltigſten Beziehungen zu den berühmteſten Gelehrten ſeiner Zeit, während die Zürcher in weit untergeordneteren Verhältniſſen und in großer Entfernung von dem Mittelpunkte des literariſchen Treibens lebten. So kam es, daß Gottſched bei dem Beginne des Streits auf viele Anhänger und Freunde rechnen konnte, während die Zürcher allein ſtanden, da ſogar die deutſchen Geſellſchaften in Bern und Baſel ſich auf die Seite ihres Gegners ſtellten. Um ſo übermüthiger begann Gottſched den Kampf. Als Organ dienten ihm zunächſt die von J. Joachim Schwabe (geb. in Magdeburg 1714, geſt. als Profeſſor in Leipzig 1784) herausgegebenen „Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes" (Leipz. 1741—45), an denen vorzüglich Gottſcheds Schüler Theodor Lebrecht Ritſchel (1716—1743), J. Andr. Cramer und Chriſtlob Mylius und eine Zeitlang auch J. E. Schlegel, Rabener, Gellert, Käſtner und Straube, die damals in Leipzig waren, ſo wie Gärtner, J. A. Schlegel, Zernitz, Zachariä, Ebert, K. A. Schmid, Utz und E. v. Kleiſt vorzugsweiſe Antheil nahmen. Aber auch die in Halle herausgegebenen „Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geſchmacks" (1742—1747) nahmen in entſchiedener Weiſe die Partei Gottſcheds, und gleich Anfangs trat der auch als Dichter genannte Arzt Dan. W. Triller aus Erfurt (1695—1782) gegen die Schweizer in die Schranken, welche ſeine Fabeln hart mitgenommen hatten. Doch machte ſich die Macht der Wahrheit bald geltend, die Gegenſchriften Bodmers und Breitingers fanden immer lebendigeren Anklang, und ſchon im J. 1742 bekamen ſie an dem ſchon ſehr vortheilhaft bekannten Satyriker Chriſtoph Fr. Liscow einen mächtigen Bundesgenoſſen, der es geradezu ausſprach, daß „Gottſched und ſeine Bewunderer die Ehre des deutſchen Witzes ſchlecht bebaupteten". Um dieſelbe Zeit war Gottſched, der ſich auch die Oberherrſchaft über das deutſche Theater anmaßte, um welches er ſich allerdings mancherlei Verdienſte erworben hatte, mit der Schauſpielerin Reuber, welche ihn zuerſt in ſeinen Bemühungen, die deutſche Bühne zu reformiren, mächtig unterſtützt hatte, in einen unerquicklichen Streit gerathen und hatte denſelben mit ſolcher Leidenſchaftlichkeit und mit ſo unwürdigen Waffen geführt, daß die Neuber, um ſich zu rächen, ihn ſogar in einem ſatyriſchen Vorſpiele „Der allerkoſtbarſte Schatz" auf die Bühne brachte. Die Wirkung dieſer Rache wurde noch dadurch erhöht, daß Joh. Chriſtoph Roſt die Geſchichte des zwiſchen dem Profeſſor und der Schauſpielerin obwaltenden Streits in einem epiſchen Gedicht „Das Vorſpiel" erzählte und darin den lächerlichen Hochmuth Gottſcheds auf das Bitterſte geißelte. Nicht weniger Eindruck machte eine Schrift des uns ſchon bekannten Pyra, der damals in Berlin lebte, deren Titel „Erweis, daß die Gottſchediſche Secte den Geſchmack verderbe" (Hamb. u. Lpz. 1743) ſchon die vollſtändigſte Kriegserklärung enthielt. Weniger entſchiedener trat in dieſem Kampfe die deutſche Geſellſchaft zu Greifswalde auf, und ſie ſuchte in den von einigen ihrer Mitglieder herausgegebenen „Verſuchen zur Aufnahme der deutſchen Sprache" (1741—1746) eine Art Vermittelung zu erſtreben; doch ſo behutſam ſie gegen Gottſched verfuhren, ſo blieb der wahre Sinn ihrer Aeußerungen den Zürchern nicht verborgen, welche dann nicht zögerten, ihn der Welt aufzudecken. Auch die Verfaſſer der „Bremiſchen Beiträge" ſprachen ſich nicht ausdrücklich und entſchieden für die Schweizer aus, aber es war ſchon genug, daß ſie ſich von den Schwabe'ſchen „Beluſtigungen" trennten und ihnen die eben genannten „Beiträge" entgegenſetzten, um auch ihrer Seits das Anſehen Gottſcheds zu ſchwächen. Zwar nahmen ſie in denſelben keinen direeten Antheil an dem kritiſchen Streit, allein der Einfluß der von den Schweizern aufgeſtellten Anſichten war in allen ihren poetiſchen Erzeugniſſen ſo ſichtbar, daß Gottſched keinen Augenblick an dem entſchiedenen Abfalle dieſer jungen rüſtigen Männer zweifeln konnte, die er noch vor Kurzem zu den Seinigen gerechnet hatte.

Bald erſtand den Schweizern noch eine neue, unerwartete Hülfe. Wir haben ſchon erwähnt, daß dieſe, wie auch Gottſched, ſich in ihren kritiſchen Bemühungen an die Wolffiſche Philoſophie lehnten; doch hatten die Schweizer mehr den Geiſt dieſer Philoſophie auf ihre Forſchungen übergetragen, und Gottſched hatte ſich nur die formelle Seite derſelben angeeignet; die Werke des Einen wie der Andern konnten daher zwar als Ausflüſſe der Wolffiſchen Philoſophie, aber nicht als Entwickelung des Syſtems betrachtet werden. In dieſem Sinne faßte aber der Halleſche Profeſſor Alex. Gottlieb Baumgarten (geb. 1714 zu Berlin, geſt. 1762 zu Frankfurt a. d. O.) die Frage vom Weſen des Schönen auf, die er ſchon in einer 1735 lateiniſch geſchriebenen Abhandlung nach rein philoſophiſchen Grundſätzen zu begründen und die von den Schweizern entwickelten Grundſätze mit dem Wolffiſchen Syſtem in Einklang zu bringen geſucht hatte. Dadurch wurde er der Gründer der Wiſſenſchaft des Schönen, die nach ſeinem Vorgange von nun an „Aeſthetik" genannt wurde, und die er in einem größeren, ebenfalls lateiniſch geſchriebenen Werke (Aesthetica, Ff. a. d. O. 1750) ausführlicher darſtellte. Doch früher, als dieſes erſchien, hatte ſein Schüler G. Fr. Meier (1718—1777) die neue Lehre durch ein deutſches Buch „Anfangsgründe aller ſchönen Wiſſenſchaften" (Halle 1748—50) in weitere Kreiſe verbreitet, und ihr dadurch praktiſche Bedeutſamkeit verliehen, daß er die darin entwickelten Grundſätze auf die deutſche Literatur bezog.

wobei ihm seine jungen Freunde, die schon genannten S. G. Lange und Pyra, namentlich der erste, behülflich waren. Daß er aber darin den Gottschedischen Ansichten feindlich gegenüber stand, wenn er sie auch nicht direct bekämpfte, erhellt schon daraus, daß er ihr 1746 eine „Untersuchung einiger Ursachen des verdorbenen Geschmacks der Deutschen" hatte vorangehen lassen, in welcher er geradezu auf Gottsched als auf die hauptsächlichste Quelle dieses Verderbens hinwies, und um ihn ganz zu vernichten, hatte er im J. 1747 eine ausführliche Beurtheilung der Gottschedischen Dichtkunst herausgegeben, welche freilich vor der kritischen Beleuchtung nicht bestehen konnte.

Während des ganzen Streits hatten die Schweizer stets die Gedichte Albrechts von Haller, welche schon gegen den Anfang des Zeitraums erschienen waren, den schalen Reimereien Gottscheds und seiner Anhänger entgegengesetzt; allein die allerdings öfters harte und bei ihrer Kürze und Kernhaftigkeit oft dunkle Sprache derselben hatten jenen eine Waffe gegeben, deren sie sich auch mit aller Leidenschaftlichkeit und nicht ganz ohne Erfolg bedienten. Zudem nahm Haller keinen thätigen Antheil an dem Streite, eben so wenig als Hagedorn, den übrigens beide Parteien, als das ohne Zweifel bedeutendste poetische Talent, das seit dem Beginne der Periode erstanden war, gleichmäßig als den Ihrigen beanspruchten, ob er gleich durch seine Freundschaft mit den Verfassern der „Bremer Beiträge" deutlich genug zeigte, daß er sich eher zu den Schweizern, als zu Gottsched hinneige. Die Zürcher selbst aber und ihre Anhänger waren eben so wenig fähig, als Gottsched, ein poetisches Gebilde aufzustellen, das durch innere Tüchtigkeit fähig gewesen wäre, ihre Ansichten thatsächlich zu rechtfertigen. So lang aber kein solches ihnen zu Hülfe kam, mußte der Streit als rein theoretisch und ohne wesentlich praktischen Nutzen unentschieden bleiben, da keine Partei die andere vom Schlachtfelde zu verdrängen im Stande war. Es war daher für diese der vollkommenste Triumph, als Klopstock im J. 1748 in den drei ersten Gesängen des „Messias" ein Gedicht bekannt machte, welches die Ansichten der Schweizer glänzend rechtfertigte und zugleich den allgemeinsten Jubel erweckte. Gottsched hatte in seiner Feindseligkeit gegen die Zürcher und den von ihnen hochgepriesenen Milton mit verletzendem Hohne ausgesprochen, daß der englische Dichter in Deutschland nie Anerkennung, noch viel weniger Nachahmung finden würde, weil die Deutschen den Lohensteinischen Schwulst und die widernatürliche Uebertreibung der Schlesier auf ewige Zeiten besiegt hätten (ein klarer Beweis, wie wenig er begriff, was die schaffende Phantasie sei, da er Milton und die Schlesier in Eine Linie stellte); ja es hatten die Zürcher selbst angefangen, daran zu zweifeln, ob sich Milton wirklich noch ein Publikum in Deutschland gewinnen könne, wie denn Bodmer in der Vorrede zu seiner Abhandlung „Von dem Wunderbaren" (Zürich. 8. 1740) selbst gesagt hatte, die Deutschen philosophirten zu viel, als daß sie „für die Lustbarkeiten der Einbildungskraft empfindlich sein könnten; und nun erschien von beiden Seiten unerwartet ein Gedicht, das sowohl die Zweifel der Einen, als die übermüthigen Behauptungen des Andern auf das Entschiedenste niederschlug. Gottsched fühlte auch bald, welch gefährlicher Feind ihm in dem „Messias" erwachsen sei; denn seine ganze „Critische Dichtkunst", alle in derselben niedergelegten Grundsätze, die er mit so großer Hartnäckigkeit gegen die Schweizer vertheidigt hatte, waren in diesem Gedicht auf das Gröblichste verletzt, es stand in Bezug auf die Form, auf den Inhalt, auf die Sprache und Auffassung im vollkommensten Gegensatz zu seinen Ansichten, und wenn es doch dem Publikum gefiel, so mußte auch Alles, was er in seinem ganzen Leben erstrebt hatte, nothwendig als falsch und irrthümlich zusammenfallen. Daher ließ er auch kein Mittel unversucht, den großen Eindruck zu vernichten, den es hervorgebracht hatte: er schrieb und ließ gegen Klopstock schreiben; er versuchte sogar, in dem „Hermann" des Freiherrn v. Schönaich dem Messias ein episches Gedicht entgenzusetzen, das er auf jede mögliche Weise und bei jeder Gelegenheit anpries, und dessen Verfasser er sogar die poetische Lorbeerkrone verschaffte. Aber Alles war vergeblich; das Talent, das er bis dahin immer als Nebensache, als nicht unumgänglich nothwendig für das poetische Schaffen angesehen hatte (gab ja seine Dichtkunst die Regeln an, welche man nur genau zu befolgen habe, um Gedichte machen zu lernen), das Talent vernichtete ihn auf das Vollständigste; von nun an war seine lang behauptete Alleinherrschaft auf dem Gebiete der deutschen Literatur unwiederbringlich verloren, ja man vergaß sogar die großen und mannigfachen Verdienste, die er sich um dieselbe erworben hatte, und auf die wir später zurückkommen werden, so vollständig, daß sein Name seitdem lange Zeit hindurch beinahe bis auf unsere Tage herab nur mit Verachtuug ausgesprochen wurde.

Klopstocks „Messias" war aber nicht bloß deshalb von Wichtigkeit, weil er den langen Streit zwischen den Ansichten der Schweizer und Gottscheds zum Abschluß und zur Entscheidung brachte, wodurch erst die Möglichkeit gegeben war, in den angebahnten Forschungen weiter zu gehen, sondern auch und ganz vorzüglich deshalb, weil es eigentlich das erste größere Gedicht war, in welchem der deutsche Geist sich selbstständig bewegte. Denn so bedeutend die Fortschritte auch waren, welche die Dichtkunst während der letzten Zeit gemacht hatte, so sehr die Poesien der jüngeren Dichter in Sprache, Form nnd Gehalt die Erzeugnisse des vorigen Zeitraums, selbst die der besseren Dichter, wie Canitz, Besser und Weise, überragten, so waren doch auch diese nicht über die Nachahmung des Fremden hinausgegangen, und sie hatten dieselben nur mit mehr Selbstständigkeit und mit mehr Geschmack, und was noch von größerer Bedeutung war, mit mehr Berücksichtigung des deutschen Geistes und der heimatlichen Verhältnisse nachgeahmt. Wir haben schon angedeutet, wie diese Nachahmung von den Franzosen zu den Engländern, von diesen zu den Alten, namentlich den Römern, fortschritt; hier haben wir nur noch beizufügen, daß sie vorzugsweise formeller Natur war, was zum großen Theil dem Einfluß der Gottschedischen Dichtkunst zuzuschreiben ist. Diese gab ja eine genaue Anleitung, wie man die verschiedensten Formen der Poesie zu behandeln habe, und so führte sie die Dichter ausdrücklich dazu, dieselben zu bearbeiten. Doch war es zugleich auch ein gewisser Drang, sich in den verschiedenen Gattungen zu versuchen, welche namentlich talentvollere Dichter dazu bewegte. Die Sprache war in einem kur-

zen Zeitraum zu ſo ungeahnter Ausbildung gelangt. man bewegte ſich in ihr ſchon mit einer im Verhältniß zum vorigen Zeitraum ſo großen Sicherheit und Gewandtheit, daß eine allſeitige Luſt erwachte, die mannigfaltigſten Formen nachzubilden; und ſo kindiſch man ſich zum Theil hiebei geberdete, ſo hatte dies doch die wohlthätige Folge, daß die Sprache immer abgerundeter, gebildeter und beweglicher wurde, daß man immer tiefer in die Eigenthümlichkeiten der fremden Vorbilder eindrang und endlich, daß auch zugleich der Geſchmack immer mehr geläutert wurde. Und ſo erſcheint auch von dieſem Punkte aus die vorliegende Periode als eine Zeit der Erziehung, und man wird die meiſten poetiſchen Erzeugniſſe bis zu Klopſtock herab am richtigſten beurtheilen, wenn man ſie als Uebungen anſieht, bei welchen es vor Allem auf Mannigfaltigkeit ankommt. So ſchritt man von dem leichten, den Franzoſen nachgeahmten Liede und der Fabel nebſt der poetiſchen Erzählung zu den größeren didaktiſchen Dichtungen und zum komiſchen Epos, bei welchem die Engländer nicht weniger benutzt und nachgeahmt wurden, als die Franzoſen; dann verſuchte man ſich im anakreontiſchen Liede und in der horatiſchen Ode, ja ſelbſt in der Dithyrambe, in der Epiſtel und Elegie, in der Kantate und in der Idylle, im ernſten und komiſchen Drama, und gab ſich der kindiſchen Freude hin, zu glauben, daß man in allen dieſen Gattungen und Formen die großen Vorbilder erreicht habe, die man nachzubilden geſucht. So ſprach man bald von einem deutſchen Anakreon, einem deutſchen Tyrtäus (beide in Gleim vereinigt), einem deutſchen Theokrit (Geßner), einem deutſchen Horaz (Ramler) und es fehlte in dem großartigen Verzeichniſſe nur noch an einem deutſchen Homer, der endlich nach dem Ausſpruche der Zeitgenoſſen in Klopſtock erſchienen war.

Wir kehren zur Darſtellung der kritiſchen Beſtrebungen zurück. Schon vor dem Erſcheinen des „Meſſias" hatte J. Elias Schlegel in einer längeren Abhandlung „Von der Nachahmung", die er im J. 1742 ſchrieb, den Grundſatz, daß die Poeſie in der Nachahmung der Natur beſtehe, dadurch beſchränkt und zugleich tiefer begründet, daß er die Nachahmung nicht als Zweck, ſondern nur als ein Mittel der Kunſt darſtellte und den Zweck derſelben in die Erregung des Vergnügens ſetzte. Dieſe Anſicht war allerdings ein Fortſchritt, allein Schlegels Abhandlung, die zuerſt in einer Zeitſchrift erſchien, erhielt erſt größere Bedeutung, als das Werk des franzöſiſchen Kunſtrichters Batteux in Deutſchland bekannt geworden war. J. A. Schlegel überſetzte es nach der erſten Geſtalt („Einſchränkung der ſchönen Wiſſenſchaften auf einen einigen Grundſatz". Lpz. 1751) und Ramler nach der ſpäteren Umarbeitung („Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften". Ebend. 1758). Auch durch dieſes Werk wurde ein weſentlicher Schritt in der Unterſuchung von dem Weſen des Schönen und der Poeſie gethan, da es den oft erwähnten Grundſatz nach einer Seite näher beſtimmte, indem es das Weſen der Kunſt nicht in die Nachahmung der Natur überhaupt, ſondern in die Nachahmung der ſchönen Natur ſetzte. Dadurch war die Kunſt dem rein Mechaniſchen entzogen und das Idealiſiren, das heißt das ſelbſtſtändige Schaffen des Künſtlers, begründet. Auch fand der nun ſo ausgeſprochene Grundſatz den lebhafteſten Anklang und das Werk des Batteux wurde um ſo entſchiedener als Geſetzbuch in Fragen der Poeſie angeſehen, als es zugleich auch die einzelnen Gattungen derſelben in das Bereich der Unterſuchung zog und mit Anwendung jenes oberſten Prinzips behandelte, was weder Breitinger, noch Meier gethan hatten. Alle kritiſchen Unterſuchungen, die von nun an bis zu Leſſings Auftreten angeſtellt wurden, nahmen Batteux' Werk zum Führer, und es ſchrieben und wirkten namentlich die beiden Ueberſetzer deſſelben, dann auch Klopſtock und Sulzer in dieſem Sinne, ja ſelbſt Moſes Mendelsſohn, der mit verſtändiger Benutzung der engliſchen Philoſophen und Kritiker Einzelnes im Syſteme des Franzoſen erweiterte und tiefer begründete.

Endlich erſchien Leſſing, welcher die bisherigen Unterſuchungen zum Abſchluſſe brachte. Wir werden ſeine Anſichten über das Weſen des Schönen und der Poeſie erſt ſpäter bei der Beſprechung ſeiner hiehergehörigen Werke näher erörtern, da dieſe zugleich auch Muſter der ſchönen Darſtellung ſind: für jetzt genügt es, den Gang ſeiner kritiſchen Forſchungen in allgemeinen Zügen anzugeben. Es ſind zwei Hauptperioden ſeiner Thätigkeit zu unterſcheiden, die erſte, in welcher er nur einzelne Ideen und Anſichten, wie der Zufall es mit ſich brachte, bei Gelegenheit von kritiſchen Anzeigen neuer Bücher in verſchiedenen Zeitſchriften veröffentlichte; die zweite, in welcher er umfaſſendere Fragen in zuſammenhängenden Schriften behandelte. Er begann ſeine kritiſche Laufbahn, als er im J. 1751 die Redaction der gelehrten Artikel der Voſſiſchen Zeitung und bald darauf eines dazu gehörigen Beiblattes (das „Neueſte aus dem Reiche des Witzes") übernahm. Er zeigte ſchon in dieſen Anfängen eine große Selbſtſtändigkeit der Anſchauung, und wenn er ſich auch im Ganzen den Anſichten der Schweizer zuneigte, ſo war er doch keineswegs ſo befangen, daß er nicht auch die Mängel in der Lehre derſelben erkannt und freimüthig ausgeſprochen hätte. Seine Beurtheilungen neu erſchienener Dichtungen und anderer Schriften zeugten von Wahrheitsliebe und Scharfſinn, vorzüglich aber von einem ſchon ſehr ausgebildeten Geſchmack, und es iſt nicht zu verkennen, daß er nicht bloß durch gründliches Forſchen, ſondern auch durch ſeine eigene praktiſche Beſchäftigung mit der Poeſie den höheren Standpunkt eingenommen hatte, der ihn ſchon damals auszeichnete. So freudig er auch die großen Vorzüge des „Meſſias" und insbeſondere den glücklichen Einfluß deſſelben auf die weitere Entwickelung der deutſchen Literatur anerkannte, ſo ſah er doch deſſen Mängel und die mannigfaltigen üblen Nachwirkungen deſſelben ein und zögerte nicht, ſie aufzudecken.

Die bedeutendſte, wenn auch nicht die erſte Frucht von Leſſings publiciſtiſcher Thätigkeit waren die in ſeinem Sinne geſchriebenen und zum Theil aus ſeinen zerſtreuten Aufſätzen hervorgegangenen „Briefe über den jetzigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften in Deutſchland" von Fr. Nicolai (1755), in welchen dieſer eine verſtändige Ueberſicht der bisherigen Entwickelung gibt, die Verdienſte der Schweizer um die Literatur lobend anerkennt und insbeſondere an ihnen rühmt, daß ſie die Nachahmung der Griechen empfohlen und ſich bemüht hätten, die ächte Einfalt in die Poeſie zurückzuführen. Doch hebt er zugleich auch ihre Mängel ſcharf hervor. Am ſchärfſten eifert er aber gegen Klopſtocks Nachahmer.

besonders gegen die sogenannten Patriarchaden Bodmers und Wielands, und setzt mit eben so viel Gründlichkeit als Witz auseinander, zu welcher traurigen und alle wirkliche Poesie vernichtenden Einseitigkeit die frömmelnde und empfindelnde Richtung dieser aus der Bibel gezogenen epischen Gedichte führen müsse. Der günstige Eindruck, den diese Briefe hervorbrachten, ermunterte den Verfasser, eine der Kritik gewidmete Zeitschrift herauszugeben, die er zunächst unter Mitwirkung von Mendelssohn, Winckelmann, dem bekannten Archäologen, Lippert (1702—1785) und Chr. L. v. Hagedorn unter dem Titel „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" seit dem J. 1757 herausgab, welche schon dadurch wichtig wurde, weil es die erste literarische Zeitschrift von Bedeutung war, die sich nicht in Gottscheds Händen befand. Sie enthielt nicht bloß Anzeigen und Beurtheilungen, sondern auch größere Aufsätze über einzelne die Kunst berührende Fragen, die um so wohlthätiger wirkten, als sie zugleich durch ihre schöne Darstellung den Sinn für dieselbe schärften und allgemeiner machten.

Lessing nahm nur geringen Antheil an der „Bibliothek", da er unterdessen Berlin verlassen hatte; als er aber 1758 dahin zurückkehrte, und die Bibliothek bald darauf in andere Hände überging, verband er sich mit Nicolai und Mendelssohn zur Herausgabe einer neuen Zeitschrift, welche ausschließlich der Besprechung der neuesten Erscheinungen im Gebiete der deutschen Literatur gewidmet werden sollte. So entstanden die „Briefe, die neueste Literatur betreffend", gewöhnlich die „Literaturbriefe" genannt, welche in kurzer Zeit zum höchsten Ansehen gelangten, und auf die Entwickelung der deutschen Literatur von ausgezeichnetem Einflusse waren. Lessing und seine Freunde verkannten keineswegs, daß in den letzten 20 oder 30 Jahren bedeutende Fortschritte gemacht worden waren, aber sie fürchteten nicht ohne Grund, daß die Entwickelung stehen bleiben möchte. Denn die übertriebene Begeisterung, mit welcher selbst untergeordnete Erscheinungen aufgenommen wurden, die bis zum Ekel getriebene Ueberhebung der neueren Dichter, die man mit den größten Gestalten der Griechen und Römer zusammenstellte, ja wohl über dieselben erhob, war Beweises genug, daß es noch an ausgebildetem Geschmack fehle. Dem sollten vor Allen die Literaturbriefe entgegentreten, und sie stellten es sich zur hauptsächlichen Aufgabe, nachzuweisen, wie weit man noch in Deutschland davon entfernt sei, eine Literatur zu haben. Sie zeigten daher vor Allem, daß der immer noch betretene Weg der Nachahmung der Alten oder der Neueren nicht zur selbstständigen Entwickelung führen könne, und daß es der Poesie eben so wenig mit frömmelnden Phrasen und matten Moralitäten, als mit breiten Beschreibungen zu thun sei, welche beinahe in jedem Gedichte zur Hauptsache geworden waren, seitdem die Schweizer den Grundsatz aufgestellt hatten, daß die Poesie nichts Anderes als Malerei sei. Schonungslos bekämpften sie sodann das Mittelmäßige, wo und in welcher Weise es sich zeigte, und eben so entschieden geißelten sie alle einseitigen Richtungen, für die sich die Deutschen von jetzt nur zu leicht begeistern lassen. Je bedeutender die Talente waren, die sie auf falschen Wegen erblickten, desto schärfer traten sie ihnen entgegen und dies hatte zum Theil, wie z. B. bei Wieland den Erfolg, daß solche Männer nach und nach von der falschen Bahn ablenkten und eine ihren Talenten angemessene Richtung einschlugen.

Die Literaturbriefe wurden auch dann noch fortgesetzt, als Lessing 1760 Berlin verließ; doch so rüstig und tüchtig auch Nicolai und Mendelssohn daran arbeiteten, so war doch mit Lessings Abgang die eigentlich belebende Kraft verloren, die keiner von den neuen Mitarbeitern Fr. Gabr. Resewitz (1725—1806), Sulzer, Fr. Grillo (1737—1802), welche beide übrigens nur wenige Briefe lieferten, noch auch der sonst in anderer Beziehung tüchtige Abbt ersetzen konnte. Lessing aber hielt sich von nun an von den kritischen Zeitschriften entfernt; so nahm er keinen Theil an der von Nicolai im J. 1764 gegründeten „Allgemeinen deutschen Bibliothek", die sich über die ganze, auch die rein wissenschaftliche Literatur erstreckte, vielmehr begann er jetzt, die zum Theil durch seine publicistische Thätigkeit zur Reife gediehenen Ansichten in selbstständigen Schriften zusammenzufassen, welche wir später zu betrachten haben und von denen wir für jetzt nur im Allgemeinen bemerken, daß sie entweder einzelne Gattungen der Poesie beleuchteten (Epigramm, Fabel, Drama), oder daß sie die Kunst im Ganzen betrafen (Laokoon), so wie daß er in diesen Schriften das Wesen der Poesie, über welches man immer noch im Dunkeln war, mit sicherer Hand bestimmte, indem er die Verschiedenheit der einzelnen Künste nachwies und den moralischen Zweck entfernte, den auch er lange Zeit für wesentlich gehalten, oder den er zu bestreiten noch nicht gewagt hatte. Ein wesentlicher Punkt von Lessings Wirksamkeit war endlich der, daß er theils durch seine kritischen Schriften, theils durch seine eigenen Dichtungen die Zeit der Nachahmung abschloß, indem er nachwies, wie man der Poesie mit verständiger Aneignung des Fremden einen nationalen Charakter geben könne und müsse.

Um die nämliche Zeit, als Lessing seine kritischen Meisterwerke schrieb, trat Wieland mit seinen neuen Dichtungen, poetischen Erzählungen und Romanen auf. Dieser hatte sich früher der Bodmerisch-Klopstockischen Richtung hingegeben; er hatte mehrere größere Gedichte im Sinne und Geiste des Messias geschrieben, und war überhaupt so sehr von der Ueberzeugung durchdrungen gewesen, es sei das religiöse und moralische Element die einzige Grundlage aller Poesie, daß er alle Ausbrüche heiterer Lust aus derselben verbannt wissen wollte und in seiner frömmelnden Leidenschaft ein Inquisitionsgericht gegen die Anakreontiker heraufbeschworen hatte. Die Macht seines eigenthümlichen Talents, das ihm bis dahin nicht zum Bewußtsein gekommen war, und das ihn selbst zur Darstellung des heiteren, ja muthwilligen und bis zu einem gewissen Grade sogar frivolen Lebens drängte, mußte ihn endlich aus dieser durch übertriebene Verehrung Bodmers und Klopstocks in ihm begründeten Befangenheit reißen: der vollständigste Umschwung in seinen Ansichten über die Kunst erfolgte um so rascher und so entschiedener, noch während er mit Bodmer in der nächsten Beziehung stand, als er, wie oben erwähnt, durch Lessings scharfe und vernichtende Kritik auf die Unhaltbarkeit seiner bisherigen Anschauung aufmerksam gemacht wurde.

Dadurch aber, daß ſich Wieland nunmehr ſeinem eigenthümlichen Talente hingab, gewann er höchſt bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung der deutſchen Poeſie, die ſich in die Einſeitigkeit Klopſtockiſcher Sprache und Klopſtockiſcher Auffaſſungsweiſe verfangen hatte. So groß nämlich Klopſtocks Verdienſte in beiden Beziehungen waren, weil er der Sprache Kraft, Kürze und poetiſches Leben eingehaucht, überhaupt eine poetiſche Sprache geſchaffen, und weil er der nüchternen Verſtändlichkeit Begeiſterung entgegengeſetzt, endlich der Poeſie durch Einführung vaterländiſcher und religiöſer Stoffe einen Gehalt gegeben hatte, den ſie bisher nicht gehabt; ſo war doch nicht zu verkennen, daß er andrerſeits der Sprache einen harten und ſtarren Charakter aufgeprägt hatte, bei dem die Darſtellung heiterer und anmuthiger Gegenſtände, ja ſelbſt der gewöhnlichſten Lebensverhältniſſe zur Unmöglichkeit geworden war. Es war daher von hohem Werth, daß noch zur rechten Zeit ein Mann erſchien, welcher den vollkommenſten Gegenſatz zu Klopſtock bildete und durch ſeine Dichtungen zeigte, daß die deutſche Sprache auch fähig ſei, heitere Stoffe darzuſtellen, daß ſie ſich dem leichten Scherz eben ſo leicht und wirkſam anſchließen könne, als dem würdevollen Ernſt. Freilich überſchritt Wieland in ſeinen neueren Dichtungen nicht ſelten die Gränzen des Schicklichen, ſie ſind oft leichtſinnig und ſelbſt frivol. Aber wie immer, ſo mußte auch hier der Gegenſatz, falls er zu Einfluß gelangen wollte, ins Uebermäßige greifen; es iſt dies eine in der menſchlichen Natur liegende Nothwendigkeit; ſie war aber im gegebenen Falle um ſo weniger zu vermeiden, als die höheren Stände, welche ſich immer noch von der deutſchen Literatur abgewendet hielten, nur dadurch für dieſelbe geweckt werden konnten, daß endlich ein Dichter auftrat, in deſſen Poeſien ſie die leichte Anmuth und die liebliche Beweglichkeit wiederfanden, für welche allein ſie bei ihrer franzöſiſchen Bildung Sinn haben konnten, und wie die äſthetiſche Erziehung der übrigen Theile des deutſchen Volkes durch Klopſtock und Leſſing vollendet worden war, ſo hatten die höheren Stände die ihrige Wielanden zu verdanken, durch den ſie auf die großartigen Erſcheinungen des folgenden Zeitraums vorbereitet und fähig gemacht wurden, dieſelben mit Liebe und Anerkennung aufzunehmen.

Wie wir ſchon anzumerken Gelegenheit hatten, wurden im vorliegenden Zeitraum alle einzelnen Gattungen der Poeſie behandelt, ja es iſt ſogar, wie ebenfalls ſchon geſagt wurde, ein charakteriſtiſches Merkmal der Periode, daß man Gewicht darauf legte, ſich in allen Gattungen zu verſuchen (S. 473). Da aber die Anſicht immer noch feſtgehalten wurde, daß die Poeſie nebſt der Ergötzung auch Belehrung zum Zwecke haben ſolle, eine Anſicht, die erſt durch Leſſing vollſtändig vernichtet wurde, ſo war es natürlich, daß die didaktiſche Poeſie vielfach und mit Vorliebe bearbeitet wurde, ſo wie auch, daß die übrigen Gattungen häufig einen didaktiſchen Charakter annahmen, und daß ſelbſt ſolche Dichtungen, bei denen das größere Talent oder die größere Gewandtheit des Dichters die didaktiſche Abſicht verbarg, doch urſprünglich aus einer ſolchen hervorgingen. Dieſe Einſeitigkeit hatte aber namentlich für die lyriſche Poeſie den außerordentlichen Nutzen, daß ſie ſich von der früheren Ausartung zum Gelegenheitsgedicht vollſtändig losriß, und daß dieſelbe eine verhältnißmäßig große Mannigfaltigkeit von Stoffen und Formen entwickelte. Die epiſche Poeſie nimmt einen ungeahnten Aufſchwung und wird in ihren verſchiedenen Gattungen mit überraſchendem Glück behandelt, was ebenfalls von der dramatiſchen Poeſie gilt, welche ſich zwar Anfangs nur langſam und ſchwerfällig entwickelt, aber gegen das Ende des Zeitraums eine ſehr bedeutende Höhe erreicht und ſich ſo ſicher und lebenskräftig geſtaltet, daß ſie die vollgültigſte Hoffnung auf noch größere Blüthe verſpricht.

Wie in den verſchiedenen Gattungen der Poeſie, ſo wurden auch in Bezug auf die äußere Form der poetiſchen Darſtellung mancherlei Verſuche angeſtellt, und es bewährt ſich auch hierin der Ausſpruch, daß die Periode eine Zeit der Uebung und der Erziehung war; und wenn auch viele unter dieſen Verſuchen noch ſehr unbeholfen blieben, ſo waren dieſelben in ihrer Geſammtheit doch von dem wohlthätigſten Einfluß auf die Sprache, welche dadurch immer beweglicher, lebendiger und biegſamer wurde und außerordentlich an Mannigfaltigkeit und Reichthum gewann, aber freilich oft auch verunſtaltet wurde, weil man ſie in Formen zwang, welche ihrer Natur widerſtrebten. Dies hatte aber den großen Nachtheil, daß das Sprachgefühl immer mehr getrübt wurde, eine unglückliche Wirkung, welche jedoch erſt im folgenden Zeitraume in ihrem ganzen Umfange erſcheint. Der von Opitz und ſeiner Schule durchgeführte Grundſatz der Versmeſſung nach Längen und Kürzen behält auch jetzt noch ſeine volle Geltung, ja er wird ſogar immer entſchiedener durchgeführt. Doch fühlte man ſchon bald, daß er den Verſen einen ſteifen und einförmigen Charakter aufdrücke, weshalb ſich auch ſchon im Anfang des Zeitraums Stimmen gegen dieſelben erhoben; ſo Bodmer und Drollinger, welche die Unzulänglichkeit des ganzen Syſtems witzig verſpotteten*). Auch Breitinger behandelte den Gegenſtand in ſeiner „Critiſchen Dichtkunſt" in der ihm eigenthümlichen klaren und verſtändigen Weiſe, er zeigte, wie wenig die herkömmliche Verſsmeſſung mit dem Charakter der deutſchen Sprache übereinſtimme und wie viel harmoniſcher und wohllautender die alte Behandlungsweiſe der Verſe geweſen ſei. Leider war dieſelbe in ihrem eigentlichen Weſen damals viel zu unbekannt, als daß man auf ſie wirklich hätte Rückſicht nehmen können, und man verfiel daher auf die Nachahmung der Versmaße des Alterthums. Es hatte ſich zwar ſchon Gottſched in der Behandlung des griechiſchen Hexameters verſucht, doch war ſein Vorgang ohne unmittelbare Nachfolge geblieben; erſt etwas ſpäter wurde derſelbe von Uz und Kleiſt wieder nachgebildet, freilich nicht in ſeiner reinen Form, da ſie ihm eine Vorſchlagſylbe ga-

*) In einem „Poetiſchen Sendſchreiben an Speeng" ahmt Drollinger Boileaus Klage über die Tyrannei des Reims nach, den er nur für Gelegenheitsgedichte „als Suſanna ſtaeb" oder „als Johannes Magiſtee wurde" für paſſend hält: der Reim, ſagt er, ſei namentlich für den deutſchen Dichter eine Qual, weil es gegen die Engländer, welche ſich Wörter aus allen Sprachen aneignen dürften, dem an Ausdrücken ſei und noch dazu durch die Feſſeln der Verszählung gebunden werde.

„Der Deutſche ſteckt in ſteter Peeß;
Es muß die Sylben ängſtlich wägen,
Der leichte Franzmann hüpft dagegen,
Und lacht unſers Tohumäſſes."

ben, welche seinen Charakter nicht wenig trübte, weshalb Klopstock dieselbe in seinem Messias wieder entfernte. Die lyrischen Versmaße der Alten wurden vorzüglich von Klopstock und Ramler nachgeahmt und ersterer versuchte sogar, ihnen neue nachzubilden, jedoch ohne besonderes Glück.

Der Gebrauch der antiken Versmaße führte nothwendig zur Verwerfung des Reims, der sich seiner Natur nach allerdinge nicht zu jenen Rhythmen eignete. Uebrigens hatte sich Bodmer schon früher (in den „Discoursen", Bl. 21) gegen den Reim erklärt, weil er dem Dichter Fesseln anlege, denen er manchen guten Gedanken opfern müsse und er zudem Eintönigkeit hervorbringe; Breitinger theilte diese Ansicht, welche überhaupt vielfachen Anklang fand, namentlich sprachen sich Drollinger, Meier, Lange und Pyra dafür aus, ja die zwei letzten dichteten selbst in reimfreien Versen, wie auch die jüngeren hallischen Dichter, Gleim, Götz und Uz, die jedoch später beinahe durchgängig zum Reim zurückkehrten. Am meisten wirkte Klopstock gegen den Gebrauch des Reims, der freilich dessen Natur eben so wenig erkannte, als Bodmer und Breitinger. Zur Verdrängung des Reims trug übrigens der Glaube wesentlich bei, daß die deutsche Sprache gegen andere Sprachen arm an Reimen sei, ein Glaube, der so allgemein verbreitet war, daß sich die Klagen über diesen Mangel bei vielen Dichtern wiederholen, und in der That zeigt sich in den Dichtungen der Zeit selbst bei den bessern Dichtern eine auffallende Armuth des Reims. Gottsched sprach sich nicht bloß, um den Schweizern zu widersprechen, für den Reim aus: er hatte in der That hierin ein richtigeres Gefühl, als seine Gegner, weshalb er gereimte und reimfreie Verse für gleich berechtigt hielt und jene um so mehr in Schutz nahm, als er die Unzulänglichkeit der nicht gereimten Verse bei den Dichtern seiner Zeit anerkannte. Eben so sicher fühlte Lessing, daß der Reim volle Berechtigung habe, ohne daß er jedoch in das Wesen desselben tiefer eingedrungen wäre. So gewichtig die Stimmen auch waren, die sich gegen den Reim erklärten, so wurde derselbe doch von den meisten Dichtern der Zeit gebraucht; jedoch gewann er erst dann wieder allgemeine Anerkennung, als Wieland durch glückliche Behandlung desselben unwiderleglich zeigte, daß er zur Erhöhung des künstlerischen Eindrucke wesentlich beitragen könne. Doch erhielten sich auch die reimfreien Verse, und allmählich bildete sich das Gefühl aus, daß die verschiedenen Gattungen von Gedichten auch verschiedene Form verlangten. So wurde das singbare Lied in Reimen, die Ode vorzugsweise in den rhythmischen Maßen der Alten gedichtet; eben so wendete man den Reim bei den komischen oder romantischen Epopöen, so wie bei den kleineren epischen Erzählungen an, während bei dem ernsten Heldengedicht der Hexameter vorzugsweise gebraucht wurde; in dem Drama endlich gebrauchte man den fünffüßigen ungereimten Jambus, der jedoch erst im folgenden Zeitraume durchgreifende Anwendung fand. Der Alexandriner, der im Anfang der Periode noch allgemeines Maß für die größeren Dichtungen war, verlor sich immer mehr und fand nur noch in kleineren Poesien oder im Lehrgedichte Anwendung. Schon früh hatten die Schweizer erkannt, wie wenig dieser Vers der deutschen Sprache angemessen sei, namentlich wegen der durch die Opitzische Prosodie herbeigeführten Eintönigkeit, welche der französische Alexandriner keineswegs besitzt *).

Indem wir nun zur Darstellung der einzelnen poetischen Gattungen übergehen, müssen wir die Bemerkung voranschicken, daß eine nicht kleine Anzahl von Dichtern, die hier zu nennen sind, zwar noch weit in den künftigen Zeitraum hinüberragen, daß wir sie aber in ihrer ganzen Erscheinung in dem vorliegenden behandeln, nicht bloß um die Darstellung nicht zu trennen, sondern auch und ganz hauptsächlich deshalb, weil ihre ganze Wirksamkeit, als auch ihre spätere, den Charakter der vorliegenden Periode trägt.

I. Lyrische Poesie.

Schon in den ersten Jahren des Zeitraums treten uns zwei Dichter entgegen, die eine schönere Zukunft verkündigen und in denen sich die weitere Entwickelung der lyrischen Poesie nach ihren zwei Hauptseiten schon vorgezeichnet findet. es sind dies Friedrich von Hagedorn und Albrecht von Haller, von denen der erste die heitere, der zweite die ernste Seite der Poesie schon in ihrer ersten Entfaltung, wie auch Hagedorn den französischen und Haller den englischen Einfluß auf die Literatur repräsentirt. Obgleich also ganz in ihrer Anschauungsweise einander gegenüberstehend, kamen sie dagegen

*) Drollinger hat die Unbeanehmbarkeit des Alexandriners in einem kleinen Gedicht recht witzig verspottet; wir theilen dasselbe hier mit, da wir auf den Dichter, der mehr wegen seiner geltenden Ansichten über die Poesie, als wegen seiner eignen Leistungen bedeutend wurde, nicht ausführlicher zurückkommen können.

Ueber die Tyranney der deutschen Dichtkunst.

Ihr Musen, helft' Der Verse Tyranney
Ist allzu schwär' O macht uns endlich frey'
Uns plagt ja schon mit seinem Schellenklang
Der Feind von Geist und Witz, der Reim, zu lang.
Der, von den rauhen Barden ausgeheckt,
Die strenge Herrschaft bis auf uns erstreckt.
Was schreibt doch noch der brütsche Dichter-Chor
Für eine Versart sich zur Strafe vor;
Ein Doppelvers, erdacht zu unsrer Pein,
Zu groß für Einen und für Zween zu klein.
Je mehr er hat, je mehr ihm stets gebricht,
Zweiff Füsse helfen ihm zum Lauffen nicht.
Ihn macht dem Ohr kein Wechsel angenem,
Und kein geschicktes Maß dem Sinn beauem.
Er trabt betrübt daher mit schwarem Schritt,
Ein gleicher Tact bestimmt ihm jeden Tritt.
Beim Sechsten stellt auch, wenn er lauffen will,
Das strenge Reimgesatz ihn immer still.
Vernunft und Witz entweicht vor seinem Zwang,
Und findt ihn bald zu kurz, und bald zu lang;
Und wenn sein Tic und Tac beständig schallt,
Gleich einer Glocke, so entschläft man bald.
Schau, wie so oft ein Dichter ängstlich ringt,
Bis nach den Regeln ihm ein Vers gelingt'
Er martert sich, verdreht, versetzt, verschränkt,
Der Sinn wird schwach, die Sprache wird gekränkt.
Ein Einfall stieht, doch kan er nicht bestehn,
Warum? Zween Füsse fehlen noch zu Zehn.
Was ist zu thun? Ein Flickwort kommt herbey,
Daß die geschworne Zahl nur richtig sey.
Die Zahl ist ganz. Das Werk will doch nicht fort,
Der Abschnitt fällt nicht recht auf seinen Ort.
Nach langer Müh gebührt man eine Brut,
Von Wind und Luft erfüllt, für Geist und Blut.
Und sie ist nicht an Kraft und Geiste leer.
So setzt ihr Leib den Zwang nur desto mehr.
Was Wunder, daß der Britten feiner Ohr
Ein Reimgebände sich verlängst erkohr,
Das, nicht so sehr vom Regelzwang beschränkt,
Sich nach des Dichters Wunsch beauemer lenkt,
Bald hier, bald dort den Abschnitt wechselnd stellt,
Und, wie die Regung will, so läufft, als hält.

darin überein, daß sie die Natur und die Beziehung derselben zum Menschen dichterisch behandelten, was bei Hagedorn zum Theil als eine Wirkung des von seinem Landsmanne Brockes auf seine dichterische Bildung ausgeübten Einflusses erscheint. Beide, Hagedorn und Haller, wirkten mächtig auf die ihnen unmittelbar folgenden Dichter und wir erkennen ihren oft gemeinsamen Einfluß in den nachfolgenden Dichterschulen. Besonders ist dies bei der Leipziger der Fall, welche überdies, wie schon oben bemerkt wurde (S. 471), von den Ansichten Gottscheds, ihres Lehrers und ersten Führers in der Poesie, zu denen der Schweizer, wenn auch nur stillschweigend, übergegangen war. Diese Stellung zwischen den entgegengesetzten, ja sogar feindseligen Richtungen, brachte in ihre poetische Haltung ein gewisses Schwanken, welchem eine charakteristische Entwickelung in der That unmöglich war, daher weder die Schule als solche einen ausgeprägten Charakter darbietet, noch die einzelnen Dichter, Cramer etwa ausgenommen, zu einer festen und ausgesprochenen Eigenthümlichkeit gelangten, in so fern sie nämlich lyrische Poesien dichteten, um welche es sich hier zunächst allein handelt. Sie ragten weder durch Neuheit der poetischen Gedanken, noch durch neue Behandlung älterer Stoffe hervor, und es fehlte den meisten an lebendiger Erfindungsgabe, weshalb sie ihre Dichtungen theils unmittelbar fremden Mustern, namentlich den Franzosen nachbildeten, theils im Sinne derselben bearbeiteten. Auch sind ihre Dichtungen größtentheils mehr Ergebniß des überlegenden Verstandes, als der dichterischen Phantasie, und es haben daher selbst ihre lyrischen Poesien einen didaktischen Anstrich, abgesehen davon, daß sie diejenigen Gattungen am liebsten behandelten, die sich, wie z. B. die Epistel, dem rein Didaktischen annäherten. Bei alle dem hatte die Schule, wie im Allgemeinen, so insbesondere auf die lyrische Poesie einen höchst wohlthätigen Einfluß dadurch, daß sich die Dichter bemühten, die von ihren kritischen Führern verkündigten Lehren praktisch anzuwenden. Namentlich erwarben sie sich durch das Bestreben nach korrecter, klarer und natürlicher Darstellung große Verdienste um die Hebung der Sprache, welche durch sie zwar keineswegs noch einen höheren Schwung, aber eine große Gewandtheit erhielt, und darin liegt namentlich der Fortschritt, der ihnen den Bestrebungen eines Canitz und Besser gegenüber zu verdanken ist.

Einen ausgeprägteren Charakter haben die Dichter der Halleschen Schule, welche sich entschiedener an Hagedorn anlehnten und das heitere Lied in dessen Geist nachzuahmen suchten, zugleich aber, wie jener, sich den Römer Horaz und dann ganz besonders den Griechen Anakreon zum Muster nahmen, der von ihnen übersetzt und vielfältig nachgeahmt wurde, weshalb man sie und ihre Nachahmer auch Anakreontiker nennt. Auch Petrarca war eine Zeitlang ihr bewundertes Vorbild; alle diese Nachahmungen blieben ganz äußerlicher Art. Zwar waren, wie bei ihren Vorbildern, Wein und Liebe der unerschöpfliche Inhalt ihrer Dichtungen, aber da sie keine besondere Neigung zu dem erstern hatten und auch ihre Liebesgedichte nicht sehr ernsthaft gemeint waren, so fehlte ihren Liedern meistentheils die innere Wahrheit. Die Dichter zwangen sich mehr zu den von ihnen besungenen Empfindungen, als daß sie dieselben wirklich gefühlt hätten. Dadurch wurden ihre Gedichte geziert und gesucht, und der Mangel an wahrer Empfindung führte sie sogar auch dann zu einer gewissen Uebertreibung und Ziererei, wenn sie wirkliche Gefühle besangen, zum Beispiel die Freundschaft, die sie gegen einander hegten. Demungeachtet waren diese Männer nicht ohne wahre dichterische Begabung und ihre Dichtungen können als poetische Spiele immer noch auf Anerkennung Anspruch machen. Sie würden ein größeres Recht darauf haben, wenn die Dichter sie wirklich als solche behandelt hätten; aber der größte Mangel ihrer Dichtung besteht eben darin, daß sie das Kleinliche und Tändelnde mit dem größten Ernst behandelten, wodurch ein unauflösbarer Widerspruch zwischen dem Gehalt und der Auffassung desselben entstand. Gleim und sein jüngerer Freund J. G. Jacobi waren die Hauptrepräsentanten dieser süßlichen, mit den Gefühlen spielenden Richtung, wie denn ihre Briefe mit der bis zum Ekel getriebenen tändelnden Schwärmerei den Höhepunkt derselben bezeichnen. Sie ergriff übrigens auch ernstere Männer, und selbst Klopstock war keineswegs von ihr frei geblieben. Und doch war es auf der andern Seite eben Klopstock, der ihr mächtig entgegenarbeitete. Seine lyrischen Gedichte wurden nämlich nicht bloß deshalb mächtig, weil sie der bisher ausschließlich vorherrschenden leichten, spielenden Form eine ernste, in kräftigen und würdevollen Maßen sich bewegende Darstellung entgegensetzte, und er überhaupt eine poetische Sprache schuf, welche durch die Bestrebungen Weise's und seiner Schule nach Natürlichkeit und der rein verständigen Auffassungsweise Gottscheds und seiner Anhänger, vollständig vernichtet worden war; er gewann vorzüglich dadurch einen bleibenden und erfolgreichen Einfluß auf die Poesie, und namentlich die lyrische, daß er ihr einen würdigen Gehalt gab. Religion und Vaterlandsliebe waren die zwei Ideen, die seine kräftige Seele erfüllten, und die er in seinen Poesien mit begeisterten Tönen aussprach, welche bald den mächtigsten Anklang fanden, denn er hatte gerade diejenigen Saiten angeschlagen, welche allein fähig waren, das größere Publikum zu ergreifen. Das religiöse Element war von jeher im deutschen Mittelstand vorherrschend und war durch die Pietisten in den letzten Zeiten des vorigen Jahrhunderts wieder lebendig angeregt worden; das lang unterdrückte Gefühl für das Vaterland war, wie oben schon erwähnt wurde, im Mittelstande wieder rege geworden und bedurfte nur eines Anstoßes, um sich kräftiger zu gestalten. So traf Klopstock gerade den rechten Moment, um seinen Ideen allgemeinen Eingang zu sichern, und der Literatur eine neue und bestimmte Richtung zu geben. Daß aber namentlich die vaterländische Seite seiner Dichtung reichen Nachhall fand, hatte auch darin seinen Grund, daß um die nämliche Zeit die Siege Friedrichs II. ganz Deutschland mit Jubel und Begeisterung erfüllten, und es waren daher auch besonders die preußischen Dichter, welche Klopstocks Vorgang in Behandlung vaterländischer Gegenstände nacheiferten, den bewunderten Meister in so fern übertrugen, als sie der allgemeinen Idee eine spezielle Unterlage gaben, indem sie die großen Thaten ihres Königs besangen (Gleim, Ramler, Kleist). Klopstock hatte wohl gefühlt, daß ihm eine solche fehle und daher dieselbe dadurch zu gewinnen gesucht, daß er den Cherusker Hermann zum Gegenstande seiner Dichtung machte,

freilich mehr in dramatischen Schilderungen als in lyrischen Gedichten, aber auch jene wurden für die Entwickelung der lyrischen Poesie wichtig. Er glaubte nämlich, daß bei den ältesten Deutschen eine Sängerkaste gewesen sei, Barden genannt (I, 4), deren Gesänge zwar untergegangen seien, die er aber bis auf einen gewissen Grad nach den Ansichten, die er sich von denselben gebildet, nachzuahmen versuchte. Jene dramatischen Stücke, in welchen er die Thaten und Schicksale Hermanns verherrlichen wollte, nannte er daher Bardiete, so wie auch die darin eingelegten lyrischen Gesänge. Diese fanden nun um so lebhafteren Anklang, als der gänzliche Mangel an wirklicher Unterlage den Dichtern die größte Freiheit der Behandlung in Stoff und Form gewährte. So entwickelt sich eine eigenthümliche Art der Lyrik, die sogenannte Bardenpoesie, in welcher man vorzugsweise, obgleich nicht ausschließlich nach dem Vorgange Klopstocks Bilder aus den früheren Zuständen des deutschen Volks darstellte, wie die Dichter sich dieselben dachten. Daß solche Dichtungen aber eben deshalb allen Boden verlieren mußten, ist begreiflich, und daß das Bardenunwesen, wie es Wieland nennt, zuletzt auf gehaltlose Schwärmereien hinauslief, war eine unvermeidliche Folge dieses Mangels an aller realen Wahrheit. Noch ungenießbarer wurden diese Poesien, daß sie auch nach dem Vorgange Klopstocks die griechische Mythologie mit der skandinavischen vertauschten. Es war ein allerdings ehrenwerthes Gefühl, durch welches sich Klopstock verleiten ließ, die nordische Mythologie einzuführen, allein es war immerhin ein unglückliches Unternehmen, denn abgesehen davon, daß sie Niemand kannte, und die Namen der skandinavischen Götter daher eher verwirrten, als lebendige Anschaulichkeit hervorriefen, fehlte es der nordischen Sage auch an jener ruhigen Klarheit und künstlerischen Abrundung, durch welche sich die griechische, von der Poesie selbst groß gezogene Mythologie so ganz zum dichterischen Gebrauche eignet. Auf diese Bardenpoesie hatten zudem die Gedichte Ossians, die unbedingt für ächt gehalten wurden, und gleich bei ihrem Erscheinen auch in Deutschland den höchsten Enthusiasmus erregten, einen mächtigen Einfluß, der gerade die eigenthümlichsten Seiten derselben, die in Nebel verschwimmenden historischen Beziehungen, die empfindsamen Naturschilderungen und überhaupt der sentimentale Charakter, der in ihnen vorherrschte, in der deutschen Poesie keineswegs mehr fremd war. Denn die Begeisterung Klopstocks war bei dem Mangel an realem Stoff oft in Schwärmerei, diese sogar in Sentimentalität übergegangen, besonders wenn er die Liebe und die Freundschaft besang; er war hierin mit den Halleschen Dichtern zusammengetroffen, und es hatte sich ein wechselseitiger Einfluß entwickelt, in Folge dessen das sentimentale Element in der Lyrik einen außerordentlichen Aufschwung nahm und bis weit in die folgende Periode hinüberragte. Doch wurde es auch schon im vorliegenden Zeitraum mit großem Glück überwunden, und zwar gerade von solchen Dichtern, welche früher in demselben mehr oder weniger befangen waren, wie Uz und J. G. Jacobi.

Unter den verschiedenen lyrischen Gattungen wurden das Lied am häufigsten bearbeitet, und zwar sowohl das weltliche, als das geistliche. Die Stoffe, welche das weltliche Lied behandelte, waren nicht mannigfaltig: Liebe und Freundschaft, gesellschaftliche Heiterkeit und Natur bilden beinahe ausschließlich den Gegenstand aller Lieder dieses Zeitraums, und zudem werden sie durch die sich fast immer gleichbleibende Auffassungsweise oft eintönig, denn nur wenige Dichter verstanden es, ihren Stoffen neue lebensvolle Seiten abzugewinnen, wie denn auch nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Liedern Ergüsse einer tiefgefühlten Empfindung oder eines lebhaften, wahren Gefühls sind, während die meisten durch sorgfältige Behandlung der Sprache und der Form Lob verdienen. Neben dem heitern und scherzhaften Liede (Liebes-, Trink- und Gesellschaftslieder), wurde auch das ernste, wenn auch in geringerem Umfang und mit weniger Glück behandelt. Außer Hagedorn, dem bedeutendsten Liederdichter der Zeit, sind noch vorzüglich Gleim, Kleist, Uz, Götz, Weisse, Gerstenberg und J. G. Jacobi zu nennen. Auch Lessing würde durch seine heitern und geistreichen Lieder eine hervorragende Stelle unter den lyrischen Dichtern seiner Zeit einnehmen, wenn sie nicht von seinen späteren Meisterwerken vollständig verdunkelt würden, und sie müssen schon deshalb hervorgehoben werden, weil in ihnen das Leichte, oft sogar Frivole des den Franzosen nachgebildeten Liedes von einem ächt deutschen Humor verdrängt wird, der sich besonders in seinen Trinkliedern („Der Tod", „Die drei Reiche der Natur"), kund gibt. Andere, namentlich die kleineren, zeichnen sich durch witzige oder geistreiche Gedanken, im Sinne des epigrammatischen Liedes aus. Auch Haller, Gbr. Fr. Zernitz, J. E. und J. A. Schlegel, Gellert, Cronegk, Zacharia, Cramer, Creuz, Ramler, Michaelis und Willamow sind weniger durch ihre Lieder, als durch ihre übrigen Dichtungen bekannt geworden; doch sind manche derselben unter die besseren Liederdichter der Zeit zu zählen. Ebert hat nur wenige selbstständige Lieder gedichtet, sich jedoch durch einige recht hübsche Trink- und Gesellschaftslieder, so wie ganz vorzüglich durch wohlgelungene Uebersetzungen griechischer „Skolien", die lange Zeit dem Hagedorn zugeschrieben wurden, wohlverdienten Ruf erworben. Von den übrigen Liederdichtern, deren Zahl nicht klein ist, haben wir folgende besonders hier noch zu erwähnen. Die uns schon bekannten Samuel Gotthold Lange (S. 465) aus Halle (1711—1781), und Jac. Immanuel Pyra (S. 465) aus Cottbus (1715—1744), welche zuerst Gottscheds Anhänger waren, sich aber später von ihm abgewendet hatten, schlugen in ihren vereinigt herausgegebenen Gedichten („Thyrsis und Damons Freundschaftlichen Liedern" (Zürich 1745 und Halle 1749), zuerst den Ton an, den die „Anakreontiker" bald darauf in übermäßiger Fülle hören ließen. Ihre Gedichte waren zum Theil reimlos, wozu wahrscheinlich Pyra, welcher überhaupt der talentvollere von beiden war, den Anstoß gegeben hatte. Lange erwarb sich auch dadurch Anerkennung, daß er es zuerst wagte, den römischen Dichter Horaz in deutsche Verse zu bringen (Halle 1752); freilich wurde der ihm daraus erwachsene Ruhm bald durch eine scharfe Kritik Lessings, den er mit nicht ganz würdigen Waffen angegriffen hatte, vernichtet, und seine Uebersetzung galt seitdem als ein elendes Machwerk; allein es ist doch nicht zu läugnen, daß manche Oden mit Geist und poetischem Sinn wiedergegeben sind.

Vorher hatte er ſchon „Horaziſche Oden" (Halle 1747) herausgegeben, die, ohne von großem Werth zu ſein, in der Geſchichte der Literatur immerhin Bedeutung haben, weil ſie die unmittelbaren Vorläufer der Klopſtockiſchen Dichtungen ſind. Auch ſeine Frau, von ihren Freunden Doris genannt, welche zwar keineswegs ein bedeutendes poetiſches Talent hatte, aber in dem Laublinger Kreiſe (S. 466) dennoch ſehr angeſehen war, verſuchte ſich in allerhand Dichtungen, die in verſchiedenen Werken ihres Gatten gedruckt ſind. Joh. Joach. Ewald (geb. 1727 zu Spandau; ſein Todesjahr iſt unbekannt), gefiel zu ſeiner Zeit durch ſeine leichten, witzigen und in gewandter Sprache geſchriebenen Lieder; weniger genügend waren die „Zeitlichen Lieder und anakreontiſchen Scherze" (Hamb. 1751) von J. Fr. Löwen, dem wir ſpäter wieder begegnen werden. Endlich erwähnen wir noch zwei Dichter, von denen der Eine, Gottlieb Fuchs, mit dem Leipziger Dichterkreiſe, der zweite, Ki. Eb. K. Schmidt, mit den Halberſtädtern, namentlich mit Gleim in freundſchaftlicher Beziehung ſtand. Gottlieb Fuchs aus Lippersdorf im Erzgebirge († 1720—1799), der Sohn eines armen Bauern, welcher durch die wohlthätige Theilnahme Hagedorns in den Stand geſetzt worden war, in Leipzig Theologie zu ſtudiren, bildete ſich vorzüglich nach ſeinem Wohlthäter, ohne ihn freilich zu erreichen; doch ſind einige demſelben nachgebildete Lieder, z. B. „Der zufriedene Bauer" leicht und natürlich. Berühmter wurde Klamer Eberhard Karl Schmidt aus Halberſtadt (1746—1824), der ſich in vielen Gattungen der lyriſchen Poeſie verſuchte. Zwar gehört er der Zeit nach, in welcher ſeine Gedichte erſchienen, in die folgende Periode; da er jedoch ganz im Geiſte ſelbſt der früheren Dichter dieſes Zeitraums dichtete, erſcheint es geeigneter, ihn ſchon hier zu erwähnen. Wieland erkannte ſchon früher, daß er höchſtens Talent zum Nachahmen habe (Briefe 3, 75), aber von Gleim gehoben, der freilich in ihm einen ſeiner getehrigſten Schüler erkannte, machte er eine Zeitlang ziemlich viel Aufſehen, wozu ſeine allerdings gewandte und gebildete Sprache viel beitrug. Seine Lieder ſind meiſtens in der anakreontiſchen Manier, oder auch nach Petrarca gedichtet, deſſen Gefühlstiefe ſich bei ihm jedoch in weinerliche Sentimentalität verwandelte. Unter ſeinen vielen Sammlungen erwähnen wir nur die „Fröhlichen Gedichte" (Quedl. 1769) und die „Phantaſien nach Petrarcas Manier" (Lemgo 1772). Endlich nennen wir noch zwei Dichterinnen, Anna Luiſe Karſch, die eine nähere Erwägung verdient, und Joh. Charlotte Unzer, geb. Ziegler aus Halle (1722—1782), eine gekrönte Dichterin und Ehrenmitglied der deutſchen Geſellſchaft in Göttingen, deren ſcherzhafte Lieder zu ihrer Zeit Beifall erhielten.

Das geiſtliche Lied, welches auch in dieſem Zeitraum meiſt nur von lutheriſchen Dichtern bearbeitet wurde, erfuhr den Einfluß der vorherrſchenden Geiſtesrichtung in hohem Maße; an die Stelle des einfachen, mit reinem Gottesvertrauen ſich hingebenden Glaubens trat die verſtändige Auffaſſung der religiöſen Verhältniſſe; das dogmatiſche und kirchliche Element verſchwindet vor der ſtreng moraliſchen Richtung immer entſchiedener, und wenn auch das Kirchenlied der Zeit hiedurch vielleicht an praktiſchem Nutzen gewonnen hat, ſo hat es dagegen unendlich an poetiſchem Werth verloren, und ſo ſteht es auch hinſichtlich der Sprache tief unter dem älteren Kirchengeſang mit ſeiner kernhaften Bibelſprache, die ſchon an ſich poetiſch war. Es ſind vorzüglich zwei Richtungen zu unterſcheiden, die jedoch mehr äußerlich, als im Weſen verſchieden ſind; die Eine, deren Chorführer Gellert iſt, ſucht hauptſächlich durch klare, auf den Verſtand berechnete Darſtellung zu wirken; die andere, die in Klopſtock ihren Begründer und Höhepunkt anerkennt, verlor ſich einerſeits in weichliche, ſentimentale Auffaſſung und andererſeits in ein dem Volke fern ſtehendes Pathos, wodurch das Lied ſeiner eigentlichen und nächſten Beſtimmung entzogen wurde. Neben dieſen zwei Richtungen dauerte zwar auch die pietiſtiſche fort (S. 240); ob ſie gleich aber namentlich in der erſten Hälfte des Zeitraums noch in zahlreichen Dichtern und Liedern hervortritt, wurde ſie doch allmählich immer mehr zurückgedrängt, und in der Literatur wenig oder gar nicht mehr anerkannt. Die Dichter der Gellertſchen Schule befleißigten ſich einer populären Darſtellung, die aber keineswegs volksthümlich war, da ihr die tiefere poetiſche Anſchauung fehlte, welche vor Allem die Grundlage des Volksgeſangs bildet. Vielmehr war dieſe populäre Richtung ſo unpoetiſch, daß ihr die ſchönen und von wahrem Dichtergeiſte durchwebten Kirchenlieder der früheren Zeit unverſtändlich wurden, und man nun dieſelben, an denen das Volk mit treuer Liebe hing, und die man ihm nicht entreißen konnte und durfte, nach den herrſchenden beſchränkten Anſichten zu verändern begann, wodurch dieſelben einen großen Theil ihres Werthes und ihres erhebenden Eindrucks verloren. Zu den vorzüglichſten Dichtern der Gellertſchen Richtung gehörten außer Giſeke, Weiſſe, Uz und Gleim, auf die wir zum Theil auch mit Rückſicht auf ihre geiſtlichen Lieder wieder zurückkommen werden, noch die folgenden, von denen mehrere auch in anderer Beziehung ſpäter nochmals zu erwähnen ſind. Joh. Fr. v. Cronegk hat mehrere geiſtliche Lieder im Geiſte ſeines Lehrers Gellert geſchrieben, von denen einige noch in den Geſangbüchern ſtehen („Herr, es geſchehʼ dein Wille"); mit noch größerem Glück hat der Deſſauiſche Regierungsrath Benj. Fr. Köhler, aus Döbeln in Sachſen (1730—1796), jenen nachzuahmen geſucht („Du Herr, haſt aus Barmherzigkeit"). Auch Zachariä hat einige gute Kirchenlieder gedichtet („Allmächtiger, der ſeinen Thron"), von denen das gelungenſte („Wenn ſich mein Geiſt, Allmächtiger") eine Nachbildung aus dem Engliſchen des Addiſon iſt. Joh. Sam. Dieterich, Probſt und Conſiſtorialrath in Berlin († 1721—1797), hat unter vielen matten Liedern, deren er im Ganzen an 200 verfaßte, auch mehrere treffliche gedichtet („Es iſt noch eine Ruh' vorhanden"); im J. 1787 gab er ein „Geſangbuch für häusliche Andacht" heraus, in welchem er viele ältere Lieder willkürlich und nicht zu ihrem Vortheil veränderte. Ein eigenes Intereſſe bilden die geiſtlichen Lieder von J. Chriſtian Krüger, welche wie ſeine moraliſchen Gedichte ein ſchönes Zeugniß von ſeinem religiöſen Sinne geben, weil er ſie zur Unterweiſung einer Schauſpielerin im Chriſtenthum dichtete („Wie mächtig ſpricht in meiner Seele"). Auch ſein Freund J. Friedr. Löwen verfaßte mehrere Lieder voll edler Einfachheit und faßlicher Sprache, was auch von denen gilt, welche der Magdeburger Profeſſor Joh. Sam. Patzke (aus Se-

low bei Frankfurt a. d. O. 1727—1787) dichtete, in denen zudem das kräftig ausgesprochene innige Vertrauen auf Gottes Güte an Gerhard und Neumark erinnert („Der du das Loos von meinen Tagen", „Lobt den Herrn, die Morgensonne"). Unter die fruchtbarsten Liederdichter der Zeit gehört ferner Balthasar Münter aus Lübeck, Hauptpastor in Kopenhagen (1735—1793), der sich jedoch öfters zu der von Klopstock gegebenen Richtung neigte, mit weichem, so wie mit Cramer er in freundschaftlichen Beziehungen stand. Seine Lieder haben auch mehr poetischen Gehalt, als die Gellertschen, und suchen überhaupt mehr auf das Gemüth, als auf den Verstand zu wirken („Der letzte meiner Tage", „Mein Glaub' ist meines Lebens Ruh"). Endlich gehört noch der als Fabeldichter berühmte Gottlieb Konrad Pfeffel hieher, der seine geistlichen Lieder für Schulzwecke („Lieder für die Kolmarsche Kriegsschule") und meist auf französische Operntexte verfaßte. Mehr in altgläubigem Sinne dichteten dagegen Carl Fr. Drollinger aus Durlach (1688—1742) und J. Adolf Schlegel, auf welchen wir unten zurückkommen werden, nebst ihnen der Baseler Professor J. J. Spreng (1699—1768), ein Kais. gekrönter Poet, dessen „Geistliche und weltliche Gedichte" (Zür. 1748) jedoch eben so wenig als seine Uebersetzung der „Psalmen Davids" (Bas. 1741) bedeutenderen Werth haben, so hoch sie auch von seinem Freunde Drollinger gehalten wurden.

Unter den Dichtern der Klopstockischen Richtung haben wir außer Cramer und Ramler, von denen später ausführlicher zu sprechen ist, noch Hermes und Sturm zu nennen. Joh. Timotheus Hermes, dem wir als Romanendichter wieder begegnen werden, schrieb eine ziemlich große Anzahl von geistlichen Liedern (112), unter welchen die Himmelfahrtslieder am besten sind; von größerem Werthe sind jedoch diejenigen, die er in seinen Roman „Sophiens Reise" eingeflochten hat („Bist du noch fern, gewünschte stille Stunde"). Von weit größerer Bedeutung ist der durch seine Erbauungsschriften in weiten Kreisen bekannte Christoph Christian Sturm (geb. 1740 zu Augsburg, gest. 1786 als Hauptpastor in Hamburg), unter dessen zahlreichen Liedern (300) sich diejenigen durch eigenthümliche Behandlung auszeichnen, in welchen er, was auch in seinen Andachtsbüchern der Fall ist, durch die Anschauung der Natur zur Erkenntniß Gottes führen wollte. („Erwacht zum neuen Leben"), wie er denn eine größere „Sammlung geistlicher Gesänge über die Werke Gottes in der Natur" (Halle 1774) und sogar ein „Gesangbuch für Gartenfreunde und Liebhaber der Natur" (Hamb. 1781) herausgab.

Zahlreicher ist die pietistische Richtung vertreten. Die größere Einfalt und Natürlichkeit der früheren Pietisten geht aber schon früh in Ueberspannung und zum Theil in süßliche Empfindelei über, und die Liebe zur allegorischen Darstellung, zur Anhäufung von Bildern, die bis zur Spielerei ausartete, und die im Ganzen gesuchte und schwülstige Ausdrucksweise erinnert bei den frühern Dichtern noch an die zweite Schlesische Schule. Am höchsten steht noch Karl Heinrich von Bogatzky aus Schlesien (1690—1774); seine Lieder sind voll Wärme und ächter Glaubenstreue, wie die der älteren Dichter, nur sind sie oft in einer dunkeln Sprache abgefaßt und es fehlt ihnen die dem Kirchenliede so nothwendige volksmäßige Haltung („Wach auf, du Geist der ersten Zeugen"). Joh. Ludw. Konrad Allendorf aus Josbach bei Marburg, (1693—1773) schlägt in seinen 132 „Liebesliedern auf Christum, das Lamm Gottes und den Bräutigam der gläubigen Seelen" den süßlich spielenden Ton der Herrnhuter an („In den Auen jener Freuden Sollst du weiden") und mit ihm seine Geistesverwandten Leop. Franz Fr. Lehr (1709—1744) aus Kronenberg bei Frankfurt a. M. („Der schmale Weg führt doch gerad' ins Leben") und Ernst Gottlieb Woltersdorf aus Friedrichsfelde bei Berlin (1725—1761), dessen Lieder zwar voll innigen Gefühls, aber viel zu lang sind, als daß sie beim Gottesdienste gesungen werden könnten (eins besteht sogar aus 263 Strophen („Bleibt, Schäflein, bleibt"). Einen fruchtbaren Boden fand die pietistische Richtung in Würtemberg, wo sie sich schon im vorigen Zeitraume namentlich durch den Einfluß des berühmten Prälaten Bengel weit verbreitet hatte. Unter den zahlreichen Dichtern des Landes zeichnete sich vor Allen Phil. Friedr. Hiller aus, dem wir eine weitere Besprechung widmen werden; nächst ihm sind noch folgende zu erwähnen. Christoph Karl Ludw. von Pfeil aus Tübingen (1712—1784), der mehrere hohe Staatsämter bekleidete, ein Freund Bengels, dichtete eine große Zahl von geistlichen Liedern, in denen die pietistische Ansicht oft in das Schwärmerische übergeht („Evangelischer Liederpsalter" Stuttg. 1747 und „Apokalyptische Lieder von der offenbarten Herrlichkeit und Zukunft des Herrn" Tüb. 1753). Magdalena Sibylla Riegerin, Tochter des ebenfalls als Liederdichter bekannten Klosterpräreptors Phil. Heinr. Weissensee (1707—1786), war nicht ohne poetisches Talent und ihre Lieder, die sie oft während der größten körperlichen Leiden dichtete, denen sie von ihrer ersten Kindheit an ausgesetzt war, erfreuen durch die fromme Ergebung, die sich in ihnen ausspricht. Ihr von dem als Gottscheds Anhänger uns schon bekannten Arzt und Professor D. W. Triller herausgegebener „Versuch einiger geistlichen und moralischen Gedichte" (Frankfurt 1743) erhielt so großen Beifall, daß sie sogar von der Universität Göttingen zur kaiserlichen Dichterin gekrönt wurde. Von Herrnhuttischem Gepräge sind die Lieder des später zu besprechenden Fr. K. von Moser („Holdselig mit verjüngter Klarheit"). Neben ihm nennen wir endlich noch den Obersten Ph. Fr. Rieger aus Stuttgart (1723—1782), der wie J. J. Moser, Huber und Schubart lange Zeit im Gefängniß schmachtete*).

Von der Thätigkeit der Katholiken im Gebiete des geistlichen Lieds haben wir nur wenig zu sagen, auch beschränkt sie sich hauptsächlich auf einige Liedersammlungen oder Uebersetzungen. Unter diesen nehmen die aus den römischen Tagzeiten und dem Meßbuch von dem Jesuiten Franz Xaver Riedel übersetzten „Lieder der Kirche" (Wien 1773) den ersten Rang ein; als selbstständiger Dichter ist allein Michael Denis zu nennen, der jedoch nur durch seine übrigen Poesien berühmt geworden ist.

*) Sein Leben hat Schiller in dem „Spiele des Schicksals" erzählt. Als er nach seiner Befreiung selbst zum Kommandanten von Hohenasperg ernannt wurde, und der Dichter Schubart dort gefangen saß, behandelte er ihn trotz der eigenen Erfahrung mit großer Härte.

Außer den oben genannten Dichtern haben noch manche Andere religiöse Poesien geschrieben, da diese aber nicht eigentlich für die gemeinschaftliche Erbauung, sogar nicht einmal für den Gesang gedichtet sind, so werden sie besser bei den übrigen Gattungen erwähnt, zu denen sie formell gehören.

Neben dem Lied ist die Ode diejenige lyrische Gattung, welche am häufigsten und zugleich mit dem meisten Glück bearbeitet wurde. Zu den glücklichen Erzeugnissen sind freilich die nicht zu rechnen, welche Gottsched verfertigte, wie er denn überhaupt ohne wahre poetische Begabung war; er erhebt sich höchstens durch die reinere und einigermaßen gewandtere Sprache über seinen Lehrer Pietsch (S. 231), den er stets für einen großen Dichter hielt; was aber seine Oden insbesondere betrifft, so sind dieselben noch ganz im Sinn und Geschmack des früheren Gelegenheitsgedichts. Die hiehergehörigen Dichtungen Lange's, welche derselbe denen Gottscheds entgegensetzte, haben wir bereits oben erwähnt. Vor ihm hatten schon Haller, Drollinger und Hagedorn Oden gedichtet, die zu ihrer Zeit große Bewunderung erregten, und allerdings auch theils wegen der Gewandtheit in der Form, theils wegen ihres kernhaften Inhalts alle gleichzeitigen Dichtungen der Art weit übertrafen. Am höchsten stehen aber ohne Vergleich, theils wegen der kunstvolleren Behandlung der Form, theils wegen des Gedankenreichthums oder des höheren poetischen Schwungs Ramler, Uz und Klopstock, denen sich zunächst E. von Kleist in den zwei oder drei Gedichten dieser Art, die er verfaßt, würdig anreiht. Ohne eigentlichen poetischen Werth zu haben, bieten die wenigen Oden, welche Lessing geschrieben, doch durch die kunstvolle Behandlung großes Interesse dar. Auch Cramer, der in der Ode, wenn auch nicht formell, doch rücksichtlich der Auffassungsweise Klopstock nacheifert, verdient, ehrenvolle Auszeichnung. Wie er, so haben auch noch einige andere Dichter vorzüglich religiöse Beziehungen zum Gegenstande ihrer Oden gewählt; so Creuz, J. A. Schlegel, Cronegk, Giseke und beinahe ganz ausschließlich Konrad Arnold Schmid, so wie auch viele Dichtungen der Karschin zu dieser Gattung gehören. Eberhard Friedrich Freiherr von Gemmingen, würtembergischer Geheimerath und Regierungspräsident (1726—1791), sprach seine Liebe zur Natur in mehreren Oden aus, die, ohne höheren Schwung zu haben, doch voll Innigkeit und Gefühl sind („Poetische Blicke in das Landleben" Zürich 1752). Auch Gleim machte einige nicht unglückliche Versuche in der Ode; von höherem Werth sind jedoch die hiehergehörigen Dichtungen der Wiener Denis und Mastalier, so wie von Kretschmann und Willamow, und besonders des tiefgefühlenden J. G. Jacobi.

Wir führen hier am füglichsten die vaterländischen und politischen Dichtungen an, welche ihrer Form nach theils zum Lied, theils zur Ode gehören. Klopstock war der erste, welcher das Vaterland zum Gegenstande der Dichtung machte; seine dahin gehörigen Oden behandelten freilich meist nur allgemeine Fragen und Beziehungen, allein diese mit wahrhafter Begeisterung, welche den Mangel an realer Grundlage soweit ersetzt, als dies überhaupt möglich ist. Später trat er durch seine Oden auf die französische Revolution in die Reihen der eigentlichen politischen Dichter, worin ihm Gleim, Kleist, Ramler und selbst Lessing (in einigen, zum Theil nur skizzirten Oden) vorangegangen waren, welche den Helden des Jahrhunderts, Friedrich II., theils in populären, theils in kunstvollen Weisen besungen hatten. Unter diesen Dichtungen erwarben sich Gleims „Lieder eines preußischen Grenadiers" den allgemeinsten Beifall und riefen mehrfache Nachahmungen hervor (wir nennen nur Weisse's „Amazonenlieder"), und wie Klopstock, so dichtete in späteren Jahren auch Gleim politische Gedichte im engern Sinne. Wie die preußischen Dichter deren großen König, so besangen die österreichischen, Denis und Mastalier, jene zum Theil nachahmend, die Kaiserin Maria Theresia und ihren großen Sohn Joseph II. Unter den Dichtern, welche nebst Klopstock die Idee der Freiheit besangen, ragt vor Allen der treffliche Uz hervor. Wir erwähnen hier sogleich die Bearbeiter der sogenannten Bardenpoesie, die ja zunächst auf vaterländischer Gesinnung beruhte; unter diesen waren Denis und Kretschmann die fruchtbarsten, Gerstenberg der talentvollste.

Die Hymne wurde am glücklichsten von Klopstock und nächst ihm von E. v. Kleist bearbeitet, der leider nur zwei, aber durchaus vortreffliche Gedichte dieser Gattung geschrieben hat; auch Cramer verdient erwähnt zu werden, dagegen sind die Versuche, welche Wieland in seinen früheren Jahren in Nachahmung Klopstocks machte, keineswegs als gelungen zu bezeichnen.

Die Elegie wurde meistentheils in dem beschränkten Sinne eines Klageliedes aufgefaßt, und bezogen sich daher meist auf Todesfälle geliebter Personen. Die hiehergehörigen Gedichte Hallers gehören zu seinen besten. Aus der Leipziger Schule können nur Giseke und Cramer hier genannt werden; von den preußischen Dichtern zeichnen sich vorzüglich Uz, Kleist, Ramler und die Karschin durch gefühlvolle Elegien aus, am freiesten hat aber Götz diese Dichtungsart aufgefaßt, der sie zuerst im umfassenderen Sinne der Griechen behandelt hat. Klopstock hat die Gattung formell zwar mit Glück behandelt, dagegen verirrt er sich gerade in diesen Dichtungen nur zu sehr in weichliche Sentimentalität, was auch bei Gleim und ganz besonders bei Kl. Eberh. Schmidt und auch in den älteren Versuchen J. G. Jacobi's der Fall ist, während spätere Dichtungen durch ihre wahre und kräftige Empfindung erfreuen. Endlich kommen auch noch Gemmingen, Kretschmann, Weisse und Denis in Erwähnung.

In der Heroide versuchte sich nur Wieland, der sie in der Klopstocklich sentimentalen Weise behandelte; dagegen fand die Cantate häufigere Bearbeitung, und einige Dichter haben hierin Bedeutendes geleistet, so vorzüglich Ramler und Gerstenberg, denen J. E. Schlegel, Giseke, Creuz, Wieland und Jacobi am nächsten stehen. Daniel Schiebeler, der später auch als Romanzen- und Operndichter zu erwähnen ist, dichtete mehrere Cantaten, die zwar von der poetischen Seite betrachtet, ohne besonderen Werth, dagegen wohllautend und überhaupt der musikalischen Behandlung fähig sind. In den kleinen, dem Französischen nachgebildeten lyrischen Formen, dem Madrigal, Ringelgedicht und Triolet zeichnen sich nebst Hagedorn noch Gleim, vorzüglich

aber Götz und Lessing aus, welche beide vollendete Muster in dieser Gattung gedichtet haben. Das Sonett wurde dagegen immer weniger bearbeitet; es war durch den Unfug, den die Schlesier mit dieser schönen Form getrieben hatten, gänzlich in Mißachtung gerathen; unter den wenigen Dichtern, welche Sonette schrieben, nennen wir nur Droilinger, der einige recht gelungene gedichtet hat („An Brockes", „An Spreng", „Auf einen verstiegenen Poeten").

Das Volkslied verschwindet von nun an ganz, kaum erhalten sich noch die alten Gesänge; selbst diese werden immer entschiedener zurückgedrängt, je mehr sich die Kunstpoesie an das Volk wendet und von diesem aufgenommen wird. Noch haben zwar die Dichter der Zeit das tiefpoetische Wesen des Volksgesanges nicht erkannt, das erst später von Herder eröffnet wird, und wenn sie, wie z. B. Gleim in seinen „Liedern für das Volk", oder in seinen Romanzen sich unmittelbar an das Volk zu wenden beabsichtigen, so verwechseln sie noch das gemein Populäre mit dem ächt Volksthümlichen, und es konnten daher ihre Dichtungen, denen alle Poesie fehlte, beim Volke mit seinem tief poetischen Sinn keinen oder nur sehr vorübergehenden Eingang finden. Dagegen drangen andere Dichtungen, die an sich gar nicht für das Volk in der weiteren Bedeutung bestimmt waren, bis in die weitesten Kreise, so namentlich die Fabeln von Gellert, aber auch einzelne Lieder anderer Dichter.

Albrecht von Haller.

Albrecht von Haller, geboren in Bern den 8 October 1708, zeichnete sich schon in seiner frühesten Jugend durch Lernbegierde, Fleiß, Verstand und Gedächtnißkraft aus und machte daher auch bewundernswürdige Fortschritte in den Wissenschaften, namentlich in den alten Sprachen. Eben so früh erwachte der Trieb zu dichten in ihm; er soll schon in seinem 10. Jahre eine lateinische Satyre geschrieben haben; sicher ist es, daß er in seinem 15. Jahre schon Tragödien und Komödien, und ein episches Gedicht von 4000 Versen über den Ursprung des Schweizerbundes verfaßte, in welchem er den Virgil nachzuahmen versuchte. Als jedoch sein Geschmack zu größerer Reife gelangt war, verbrannte er im J. 1729 alle seine bisherigen Dichtungen und nur wenige derselben haben sich erhalten, indem sie aus fremden Abschriften in eine gegen seinen Willen veranstaltete Ausgabe seiner Gedichte aufgenommen wurden. Im J. 1723 hatte er, erst 15 Jahre alt, die Universität Tübingen bezogen, um Medizin zu studiren; von da war er 1725 nach Leiden gegangen, wo er sich besonders mit Anatomie und Botanik beschäftigte und sich 1727 die Würde eines Doctors der Medizin erwarb. Hierauf reiste er nach London und Paris, und hielt sich auf der Rückreise eine Zeitlang in Basel auf, um sich in den mathematischen Wissenschaften zu vervollkommnen. In die Heimat zurückgekehrt (1729), wurde er eine Zeitlang Bibliothekar, in welcher Stelle er den Grund zu seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit legte, da er alle die durch die ihm anvertraute Sammlung vertretenen Zweige der Wissenschaft in den Kreis seiner Studien zog; jedoch beschäftigte er sich vorzüglich mit Botanik und dichterischen Arbeiten. Als 1736 die Universität Göttingen gestiftet wurde, erhielt er den Ruf als Professor der Anatomie, Chirurgie und Botanik. Bei seinem Einzug in den neuen Wohnort zerbrach der Wagen auf den damals ungepflasterten Straßen, und seine erste Frau, Anna Maria, geb. Wyß, wurde bei dem Sturze tödtlich verwundet. Ihrem Andenken widmete er die berühmte „Trauerode" (2), die zu seinen besten Gedichten gehört. In Göttingen entwickelte Haller eine bewundernswürdige Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller (außer seinen zahlreichen Schriften schrieb er über 12000 Artikel in die „Göttingischen Anzeigen"); auch fand dieselbe freudige Anerkennung; er wurde zum beständigen Präsidenten der königlichen Gesellschaft ernannt, an deren Errichtung er den größten Antheil gehabt hatte, 1739 wurde er zum Leibarzte und 1747 zum Hofrath ernannt, 1749 erhob ihn der Kaiser in den Adelstand und nach und nach war er Mitglied oder Vorsteher von 24 gelehrten Gesellschaften geworden. Doch freute ihn von allen den ihm zu Theil gewordenen Ehrenbezeigungen keine so sehr, als die Ernennung zum Mitglied des großen Raths seiner Vaterstadt *) (1745), wohin er auch wegen geschwächter Gesundheit im J. 1753 zurückreiste. Doch war er auch dort keineswegs unthätig. Er bekleidete nach und nach mehrere Aemter, in welchen er den nämlichen hohen Geist entwickelte, der seine wissenschaftlichen Arbeiten auszeichnete, von denen er mehrere der bedeutendsten erst jetzt vollendete. Kurze Zeit vor seinem Tode ehrte Joseph II. sich und ihn durch einen freundschaftlichen Besuch, der um so mehr Aufsehen machte, als er bei seiner Durchreise durch Ferney Voltairen nicht hatte be-

*) Die merkwürdigste Ehrenbezeigung, die ihm zu Theil wurde, ist wohl die, daß ihm der Fürst Radziwil, Commandant der polnischen Conföderirten, aus Freude über seine Gedichte, ein Brevet als General-Major überfandte.

suchen wollen. Haller starb nach längeren Körperleiden am 12. Dec. 1777.

Haller gehörte zu den gelehrtesten Männern aller Zeiten, der Umfang seiner Kenntnisse war riesenhaft; so schrieb er mit gleicher Geläufigkeit und selbst Zierlichkeit Deutsch, Lateinisch und Französisch, er verstand nicht bloß Griechisch und ein paar orientalische Sprachen, sondern auch die meisten europäischen, namentlich Italienisch und Englisch vollkommen gut; er war endlich auch groß als Anatom, Physiolog, Botaniker, Literator und Historiker, abgesehen davon, daß er in vielen andern Wissenschaften, z. B. in der Theologie, in der Numismatik u. s. w. umfassende Kenntnisse besaß.

Als Dichter nimmt er eine hervorragende Stelle ein, nicht sowohl wegen der höheren Bedeutsamkeit seiner Poesien, als vielmehr, weil er einer der ersten war, welcher die herrschende Geschmacklosigkeit der Lohensteinischen Schule verließ, sich einer natürlichen und dabei kräftigen Darstellungsweise befleißigte und weil er endlich eine Kernhaftigkeit und einen Reichthum der Gedanken entfaltete, der von der Inhaltlosigkeit der meisten Poesien der ihm vorangehenden Dichter mächtig abstach. Uebrigens darf nicht vergessen werden, daß Haller seine Dichtungen, einige Geleggenheitsgedichte ausgenommen, vor seinem 30. Jahre verfaßte (später entzogen ihn die wissenschaftlichen Beschäftigungen oder seine Berufsgeschäfte der Poesie ganz), und daß er bei seinem unverkennbaren Talent gewiß noch Bedeutenderes geleistet haben würde, wenn er sich der Poesie länger gewidmet hätte. Zur Beurtheilung seiner dichterischen Arbeiten ist ein Brief an Gemmingen von großer Wichtigkeit, in welchem er sich mit Hagedorn vergleicht und sich mit eben so viel Bescheidenheit, als Einsicht selbst beurtheilt. Wir erfahren daraus, daß er sich in seiner Jugend nach Brockes, vorzüglich aber nach Lohenstein bildete (das einzige Gedicht, das er aus dieser Zeit aufbewahrt, „Morgedanken", trägt noch sichtbare Spuren dieser Nachahmung), daß der Aufenthalt in England, wie auf Hagedorn, so auch auf ihn bedeutsam einwirkte, indem er von den englischen Dichtern lernte, „daß man in wenigen Wörtern weit mehr sagen könne, als man in Deutschland bis hieher gesagt habe, und daß philosophische Begriffe und Anmerkungen sich reimen ließen". Obgleich der „wässerichten Dichtkunst" eben nicht günstig, heißt es weiter, und mit Bodmer in Freundschaft lebend, habe er an dem Streit zwischen diesem und Gottsched keinen Antheil genommen, ob er gleich von Anhängern des letztern vielfältig hart beurtheilt worden sei. Wie Hagedorn sei er dem Reime treu geblieben, weil er stets geglaubt habe, daß die reimfreien Verse keineswegs der deutschen Sprache, am wenigsten dem philosophischen Gedicht angemessen seien. Die wichtigsten Bemerkungen sind aber unzweifelhaft die, daß er von Natur mit einem überaus starken Gefühl, er nennt es „Empfindlichkeit", begabt gewesen, und daß er, an die Mundart seines Vaterlands gewöhnt, nur mit Mühe in reinem Hochdeutsch geschrieben habe; beides sei aber seinen Dichtungen nachtheilig gewesen, denn einerseits seien ihm bei der Lebendigkeit seines Gefühls die Ausdrücke der Empfindungen sehr theuer zu stehen gekommen, theils habe der Kampf der Mundart mit dem Hochdeutschen eine Armuth des Ausdrucks erzeugt, die von dem Reichthum der Sprache bei Hagedorn mächtig absteche. Diese Aeußerung Hallers über den störenden Einfluß der Mundart auf seine Darstellung ist zuerst wohl von Gottsched und seinen Anhängern ausgegangen und hatte theils ihren Grund in dessen Feindschaft gegen Alles, was aus der Schweiz kam, theils aber auch darin, daß er der wirklichen Ueberzeugung war, es müsse die Schriftsprache ein durchaus beschränkt Meißnisches Gepräge haben. Diese Ansicht machte sich aber so allgemein geltend, daß selbst Haller, ja sogar Bodmer und Breitinger, so sehr diese auch zu widerstreben schienen, dieselbe theilten und diese wie jener, sich in der Folge bestrebten, ihre Sprache nach der rein Sächsischen zu modeln. Darin haben vorzüglich die vielen Veränderungen ihren Grund, welche Haller bei jeder neuen Auflage seiner Gedichte vornahm, (es erschienen während seines Lebens deren eilf, die erste Bern 1732, die letzte Lb. 1777), und nur in der zweiten und dritten waren es hauptsächlich die letzten Spuren des Lohensteinischen Geschmacks, die er ausmerzte. Allein seine Gedichte gewannen hierdurch keineswegs, die Sprache wurde zwar der Obersächsischen näher gebracht, aber sie wurde in der That nicht einmal correcter, jedenfalls aber verlor sie viel an ihrer Frische und Kernhaftigkeit, wie man sich aus der Vergleichung der verschiedenen Ausgaben überzeugen kann, weshalb wir auch vorgezogen haben, die unten mitgetheilten Gedichte nach der dritten oder vierten Auflage zu geben. Diese Abweichung von der Meißnischen Schriftsprache zog, wie gesagt, dem Dichter den Vorwurf der Härte und Unbeholfenheit zu, und es ist dieser Vorwurf bis heute oft wiederholt worden; aber wenn ihn auch Haller selbst als gerecht anerkennt, so ist er doch in der That nicht ganz richtig, wenigstens insofern er durch den Einfluß der Mundart begründet werden will. Zwar ist dieser Vorwurf, was die Unbeholfenheit der Sprache betrifft, allerdings oft richtig; aber diese theilte er mit allen seinen älteren Zeitgenossen (den einzigen Hagedorn etwa ausgenommen) und rührte daher, daß die Sprache selbst noch unausgebildet und unbeholfen war. Aber wie hoch steht er doch gerade bezüglich der Darstellung über den Dichtern, die ihm unmittelbar vorangingen; denn es ist eben dies eines der größten Verdienste Hallers, daß er zuerst der Sprache wieder Kraft und Kernhaftigkeit, und dem Ausdruck bei großer sinnlicher Fülle wieder Natur und Wahrheit zurückgegeben hat. Der Vorwurf der Härte endlich, der ihm ebenfalls gemacht wird, ist keineswegs durchgängig wahr; vielmehr ist eine große Anzahl seiner Gedichte von wirklich überraschendem Wohllaut, der freilich von der Lieblichkeit und Anmuth der Hagedornschen Gesänge weit entfernt, aber dem hohen Ernst der in ihnen dargestellten Gedanken und Empfindungen vollkommen angemessen ist, und einzelne Dichtungen, z. B. „die Sehnsucht nach dem Vaterlande" (1), sind hierin wirklich musterhaft.

Ein zweites, nicht weniger großes Verdienst Hallers besteht darin, daß er der Poesie zuerst wieder einen tieferen Gehalt gab, daß er, wie er sich ausdrückt, den Deutschen zeigte, „wie man auch philosophische Begriffe reimen, und in wenigen Wörtern viel sagen könne". Dies führte ihn natürlich zum Lehrgedicht, und er wird daher vorzüglich auch zu den didaktischen Dichtern gerechnet, ja man hat sogar behauptet, es herrsche bei ihm der Gedanke so mächtig, ja so ausschließlich vor, daß selbst in seinen lyrischen Gedichten nicht sowohl die Empfin-

dung, als die Reflexion über die Empfindung zur Erscheinung gelange; so Schiller in seiner bekannten Beurtheilung der Hallerschen Gedichte (in dem Aufsatze „Ueber naive und sentimentale Dichtung") und ihm nachsprechend die meisten Literarhistoriker. Allein es ist auch diese Ansicht durchaus unrichtig, und es tritt nicht bloß in Hallers lyrischen Gedichten die Empfindung kräftig und unmittelbar hervor, wo sie nicht durch die oben berührte Unbeholfenheit der Sprache einen schiefen Ausdruck erhält, es ist auch sein berühmtes beschreibendes Gedicht „Die Alpen", es sind selbst seine didaktischen Poesien, namentlich die bedeutendste, das Gedicht „Ueber den Ursprung des Uebels" von einer rein lyrischen Empfindung ausgegangen, das erste von der innigen Liebe zu seinem schönen Vaterland, das zweite von dem tief in seinem frommen Gemüth wurzelnden Glauben an Gottes unendliche Güte, und es haben diese Gedichte gerade dadurch verloren, daß er sie aus dem Gebiet der Empfindung in das der Reflexion oder der epischen Schilderung geführt hat. Weniger störend ist dies zwar in dem didaktischen Gedicht, weil er die Wahrheit des Gefühls durch dessen Uebereinstimmung mit dem Verstande bekräftigen wollte, so daß der Uebergang in das Lehrgedicht von selbst gegeben war; dagegen sind die „Alpen" nicht zur künstlerischen Einheit gelangt, wie man denn diesem Gedichte von jeher Mangel an geschicktem Plan vorgeworfen hat. So schön und wahr die Schilderungen auch sind, welche den mittleren Theil des Gedichts bilden, und so sehr sie von der lebendigen und begeisterten Anschauung der großartigen Natur zeugen, so stehen sie doch in keinem Verhältniß zur lyrischen Anlage der Anfangs- und der Schlußstrophen.

Wenn daher auch gerade diese Gedichte zur Zeit ihres Erscheinens und noch lange nachher weit größeren Eindruck machten, als seine lyrischen, und auch wegen ihrer Sprache und Inhalts machen mußten, diese daher auf die Entwickelung der Poesie bedeutenderen Einfluß hatten, und aus diesem Grunde vom historischen Standpunkt aus eine größere Bedeutsamkeit hatten, die Literaturgeschichte somit dieselben hervorheben muß; so sind dagegen seine lyrischen Dichtungen von weit höherem poetischen Werth, wie sie auch der besonderen Richtung seines Talents mehr entsprechen. Besonders groß ist Haller in der höheren Lyrik, in der Ode, für welche er bei der Tiefe und Kraft seines Gefühls, bei seiner ernsten Lebensanschauung und seinem Gedankenreichthum vorzüglich geschaffen war. Wir haben außer der frühesten „Sehnsucht nach dem Vaterland" (1) und einer der spätesten „Trauer-Ode" (2), welche beide von einer überwältigenden Tiefe der Empfindung sind, noch die „Unvollkommene (d. h. unvollendete) Ode auf die Ewigkeit" (3) mitgetheilt, die voll großer und erhabener Gedanken ist und in einem antiken Versmaße geschrieben, gewiß noch mächtigeren Eindruck hervorbringen würde*). Neben diesen verdient noch die Ode „Ueber die Ehre" ausgezeichnet zu werden, in welcher der Dichter die Nichtigkeit des Nachruhms nach dem Tode in seiner großartigen Weise schildert, und eine andere „Die Tugend", in welcher er zuerst wieder wagte, ein antikes lyrisches Versmaß (die sapphische Strophe) einzuführen, welches freilich durch den Gebrauch des Reims an seiner ursprünglichen Schönheit verliert.

*) Zum Verständniß dieses Gedichts theilen wir die von Haller beigefügte Anmerkung mit: „Auf daß sich Niemand an den Ausdrücken ärgere, worin ich von dem Tode, als von einem Ende des Wesens oder der Hoffnung spreche, so ist es nöthig zu berichten, daß alle diese Reden Einwürfe haben seyn sollen, die ich würde beantwortet haben, wenn ich fähig wäre, diese Ode zu Ende zu bringen."

1. Sehnsucht nach dem Vaterlande.

Beliebter Wald! beliebter Kranz von Büschen!
Der Hafels Hob' mit grünem Schatten schwärzt,
Wann werd' ich mich in deinem Schooß erfrischen,
Wo Philomel' auf schwanken Zweigen scherzt?
Wann werd ich mich auf feuen Hügel legen,
Dem die Natur das Moß zum Teppich schenkt,
Wo alles ruht, wo Blätter nur sich regen,
Und jener Bach, der öde Wiesen tränkt?

Ach Himmel! laß mich doch die Thäler küssen,
Wo ich den Lenz des Lebens zugebracht;
Und beym Geräusch von kleinen Wasser-Güssen,
Auf einen Reim für Sylvien gedacht,
Wo schwaches Land, belebt vom Westen-Winde
Die matte Seel in sonste Wehmuth bringt,
Und in dem Frost noch nie bestrahlter Gründe,
Kein Leid mehr bleibt, das nicht die Stille zwingt.

Hier muß ich mich mit stätem Kummer schlagen,
Die Ruh ist mir ein unbekanntes Gut;
Mein Geist versinkt in immer neuen Plagen,
Ich weiß noch nicht, wie Ruh und Freude thut.
Entfernt vom Land, wo ich begann zu leben,
Von Eltern bloß, und fremd für jedermann,
Dem blinden Rohr der Jugend übergeben,
Gefährlich frey, eh ich mich führen kan.

Bald schleicht ein Weh durch meine matten Glieder,
Das selbst der Trieb, nach Ruhm und Wahrheit dämpft;
Bald fällt der Bau der schwachen Hoffnung nieder,
Die athemlos mit Gram und Ohnmacht kämpft;
Bald bricht die Flut den Schutt von mürben Dämmen,
Womit der Tod an unsre Wälle schwimmt;
Bald will uns Mars mit Flammen überschwemmen,
Davon der Tacht schon in der Asche glimmt,

Doch nur getrost, es kan nicht immer währen,
Des Wetters Macht nimmt ab bey jedem Streich:
Vergangnes Leid muß Wohlseyn fühlen lehren,
Wer nie gedarbt, ist ohne Freude reich.
Ja, ja die Zeit trägt auf geschwinden Flügeln
Mein Unglück weg, und meine Ruh heran;
Beliebte Luft auf väterlichen Hügeln,
Wer weiß, ob ich dich einst nicht schöpfen kan.

Ach daß ich dich schon itzund küssen könnte,
Beliebter Wald! und angenehmes Feld!
Ach daß das Glück die stille Luft mir gönnte,
Die sich bey euch in öder Ruh erhält:
Doch endlich kömmt, und kömmt vielleicht geschwinde
Auf Sturm die Sonn' und nach den Sorgen Ruh.
Ihr aber grünt indessen, holde Gründe!
Biß ich zu euch die letzte Reise thu.

2. Trauer-Ode beim Absterben seiner geliebten Mariane.

Soll ich von Deinem Tode singen?
O Mariane! welch ein Lied!
Wann Seufzer mit den Worten ringen,
Und ein Begriff den andern flieht.
Die Luft, die ich an Dir gefunden,
Vergrössert jetzund meine Noth;
Ich öffne meines Herzens Wunden
Und fühle nochmahls Deinen Tod.

Doch meine Liebe war zu heftig,
Und Du verdienst sie allzuwohl.
Dein Bild bleibt in mir viel zu kräftig,
Als daß ich von Dir schweigen soll.
Es wird, im Ausdruck meiner Liebe,
Mir etwas meines Glückes neu:
Als wenn von Dir mir etwas bliebe,
Ein zärtlich Abbild unsrer Treu.

Nicht Reden, die der Witz gebieret,
Nicht Dichter-Klagen sang ich an;
Nur Seufzer die ein Herz verlieret,
Wann es sein Leid nicht fassen kan.
Ja, meine Seele will ich schildern,
Von Lieb und Traurigkeit verwirrt,

Wie ſie, ergetzt an Tramer-Bildern,
In Kummer-Labyrinthen irrt.

Ich ſeh Dich noch, wie Du erblaßteſt,
Wie ich verzweifelnd zu Dir trat,
Wie Du die letzten Kräfte faßteſt,
Um noch ein Wort, das ich erbat.
O Seele voll der reinſten Triebe!
Wie ängſtlich warſt Du für mein Leid?
Dein letztes Wort war Huld und Liebe,
Dein letztes Thun Gelaſſenheit.

Wo flieh ich hin? in dieſen Thoren
Hat jeder Ort, was mich erſchreckt!
Das Haus hier, wo ich Dich verlohren,
Der Tempel dort, der Dich bedeckt,
Hier Kinder - - - Ach! mein Blut muß lodern
Beym zarten Abdruck Deiner Züge,
Wann ſie Dich ſtammelnd von mir fodern,
Wo flieh ich hin? ach! gern zu Dir!

O ſoll mein Herz nicht um Dich weinen!
Hier iſt kein Freund Dir nah, als ich.
Wer riß Dich aus dem Schooß der Deinen?
Du lieſſeſt ſie, und wähltest mich.
Ein Vaterland, das Dir gewogen,
Verwandtſchaft, die Dir liebreich war,
Dem allem hab ich Dich entzogen.
Wohin zu eilen? auf die Baar.

Dort in den bittern Abſchieds-Stunden,
Wie Deine Schweſter an Dir hieng,
Wie, mit dem Land gemach verſchwunden,
Sie unſerm letzten Blick entgieng;
Sprachſt Du zu mir, mit holder Güte,
Die mit gelaßner Wehmuth ſtritt;
Ich geh mit ruhigem Gemüthe,
Was fehlt mir? Haller kömmt ja mit.

Wie kann ich ohne Thränen denken
An jenen Tag, der Dich mir gab;
Noch jetzt, miſcht Luſt ſich mit dem kränken,
Entzuckung löſt mit Wehmuth ab.
Wie zärtlich war Dein Herz im lieben,
Das Schönheit, Stand und Gut vergaß,
Und mich, ſo arm ich mich beſchrieben,
Allein nach meinem Herzen maß.

Wie bald verlieſſeſt Du die Jugend,
Und ſtohſt die Welt, um mein zu ſeyn.
Du miedſt den Weg gemeiner Tugend,
Und wareſt ſchön für mich allein.
Dein Herz hieng ganz an meinem Herzen,
Und ſorgte nicht für Dein Geſchick;
Voll Angſt bei meinem kleinſten Schmerzen,
Entzückt auf einen frohen Blick.

Ein nie an eiteln feſter Wille,
Der ſich nach Gottes Fügung beg;
Vergänglichkeit und ſanfte Stille,
Die weder Muht noch Leid bewog,
Ein Vorbild kluger Zucht an Kindern,
Ein ohne Blindheit zartes Herz,
Ein Herz, gemacht mein Leid zu lindern,
War meine Luſt, und iſt mein Schmerz.

Ach! herzlich hab ich Dich geliebet,
Weit mehr als ich Dir kund gemacht,
Mehr als die Welt mir Glauben giebet,
Mehr als ich ſelbſt vorhin gedacht.
Wie oft, wann ich Dich innigſt küßte,
Erzitterte mein Herz, und ſprach:
Wie! wann ich ſie verlaſſen mußte!
Und heimlich folgten Thränen nach.

Ja, mein Betrübniß ſoll noch währen,
Wann ſchon die Zeit die Thränen hemmt:
Das Herz kennt andre Arten Zähren,
Als die die Wangen überſchwemmt.
Die erſte Liebe meiner Jugend,
Ein innig Denkmahl Deiner Huld,
Und die Verehrung Deiner Tugend,
Sind meines Herzens ſtäte Schuld.

Im dickſten Wald, bei finſtern Buchen,
Wo niemand meine Klagen hört,
Will ich Dein holdes Bildnuß ſuchen,
Wo niemand mein Gedächtnuß ſtört.
Ich will Dich ſehen, wie Du gienge,
Wie traurig, wann ich Abſchied nahm,
Wie zärtlich, wann Du mich umfiengeſt,
Wie freudig, wann ich wieder kam.

Auch in des Himmels tiefſten Fernen,
Will ich im Dunkeln nach Dir ſehn,
Und forſchen jenſeits allen Sternen,
Die unter Deinen Füſſen drehn.
Dort wird jetzt Deine Unſchuld glänzen,
Vom Licht verklarter Wiſſenſchaft
Dort ſchwingt ſich, aus den alten Gränzen,
Der Seele neu entbundne Kraft.

Dort lernſt Du Gottes Licht gewohnen,
Sein Rahl wird Seligkeit für dich;
Du miſchеſt mit der Engel Tonen,
Dein Lied, und ein Gebet für mich.
Du lernſt den Nutzen meines Leidens,
GOtt ſchlägt des Schickſals Buch Dir auf,
Dort ſieht die Abſicht unſers Scheidens,
Und mein beſtimmter Lebens Lauf.

Vollkommenſte, die ich auf Erden
So ſtark und doch nicht genug geliebt,
Wie liebenswürdig wirſt Du werden,
Nun Dich ein himmlisch Licht umgiebt!
Mich überfällt ein brünſtig Hoffen,
O! ſprich zu meinem Wunſch nicht nein!
O! halt die Arme für mich offen!
Ich eile, ewig Dein zu ſeyn.

3. Unvollkommnes Gedicht über die Ewigkeit.

Ihr Wälder! wo kein Licht durch finſtre Tannen ſtrahlt,
Und ſich in jedem Buſch die Nacht des Grabes mahlt,
Ihr hohen Felſen dort! wo im Geſträuch verieret,
Ein traurigs Geſchwärm einſamer Vögel ſchweeret.
Ihr Bäche! die ihr matt in dürren Angern fließt,
Und den verlohrnen Strom in öde Sumpfe gießt,
Erſtorbenes Gefild' und Grauſen volle Gründe!
O daß ich doch bey euch, des Todes Farben fünde!
O nähret mit kaltem Schaur, und ſchwarzem Gram mein Leid!
Seit mir ein Bild der Ewigkeit!
Mein Freund iſt hin!
Sein Schatten ſchwebt mir noch vor dem verwirreten Sinn,
Mich dunkt ich ſeh ſein Bild, und höre ſeine Worte;
Ihn aber hält am ernſten Ort,
Der nichts zurücke läßt,
Die Ewigkeit mit ſtarken Armen feſt.
Kein Strahl vom künftigen verſtörte ſeine Ruh,
Er ſah dem Spiel der Welt noch heut beſchäftigt zu,
Die Stunde ſchlägt, der Vorhang fällt,
Und alles wird zu nichts, was ihm ſo wirklich ſchien.
Die dicke Nacht der oden Geiſter Welt,
Umringt ihn itzt, mit Schrecken-vollen Schatten,
Und die Begier iſt, was er noch behält,
Von dem, was ſeine Sinnen hatten.
Und ich? bin ich von höherm Orden?
Nein, ich bin, was er war, und werde, was er werden.
Mein Morgen iſt vorbey, mein Mittag rückt mit Macht;
Und eh der Abend kommt, kan eine frühe Nacht,
Die keine Hoffnung mehr zum Morgen wird verſüſſen,
Auf ewig meine Augen ſchlieſſen.
Furchtbares Meer der ernſten Ewigkeit!
Uralter Quell von Welten und von Zeiten!
Unendliches Grab von Welten und von Zeit!
Beſtändigs Reich der Gegenwärtigkeit!
Die Aſche der Vergangenheit
Iſt dir ein Keim von Künftigkeiten.
Unendlichkeit! wer miſſet dich?
Bey dir ſind Welten, Tag' und Menſchen Augenblicke.
Vielleicht die tauſendſte der Sonnen wälzt itzt ſich,
Und tauſend bleiben noch zurücke;
Wie eine Uhr, beſeelt durch ein Gewicht,
Gilt eine Sonn', aus GOttes Kraft bewegt:
Ihr Trieb läuft ab, und eine andre ſchlägt,
Du aber bleibſt, und zählſt ſie nicht.
Der Sterne ſtille Majeſtät,
Die uns zum Ziel befeſtigt ſteht,
Gilt vor dir weg, wie Gras an ſchwülen Sommer-Tagen;
Wie Roſen, die am Mittag jung,
Und weik ſind vor der Dämmerung,
Iſt gegen dich der Angelſtern und Wagen.
Als mit dem Unding noch das neue Weſen rung,
Und kaum noch reif die Welt ſich aus dem Abgrund ſchwung,
Eh als das Schwere noch den Weg zum Fall gelernet,
Und auf die Nacht des alten Nichts,
Sich goß der erſte Strom des Lichts,
Warſt du, ſo weit als itzt, von deinem Quell entfernet,
Und wann ein zweytes Nichts wird dieſe Welt begraben;

Wann von dem Alles ſelbſt, nichts bleibet als die Stelle,
Wann mancher Himmel noch, von andern Sternen helle,
Wird ſeinen Lauf vollendet haben,
Wirſt du ſo lang als Izt, von deinem Tod gleich weit,
Gleich ewig künftig ſeyn, wie heut.

Die ſchnellen Schwingen der Gedanken,
Wogegen Zeit, und Schall, und Wind,
Und ſelbſt des Lichtes Flügel langſam ſind,
Ermüden aber dir, und hoffen keine Schranken.
Ich häufe ungeheure Zahlen,
Gebürge Millionen auf;
Ich welze Zeit auf Zeit, und Welt auf Welt zu Hauf,
Und wann ich, von der grauſen Höhe,
Mit Schwindeln wieder nach dir ſehe,
Iſt alle Macht der Zahl, vermehrt mit tauſend mahlen,
Noch nicht ein Theil von dir,
Ich zieh ſie ab, und du liegſt ganz vor mir.
O GOtt! Du biſt allein des Alles Grund,
Du Sonne biſt das Maaß der ungemeßnen Zeit,
Du bleibſt in gleicher Kraft, und ſtetem Mittag ſtehen,
Du giengeſt niemahls auf, und wirſt nicht untergehen,
Ein einzig Izt in dir iſt Ewigkeit.
Ja, konnten nur bey dir die feſten Kräfte ſinken,
So würde bald mit aufgeſperrtem Schlund
Ein allgemeines Nichts des Weſens ganzes Reich,
Die Zeit und Ewigkeit zugleich,
Als wie der Ocean ein Tröpfgen Waſſer trinken.

Vollkommenheit der Größe!
Was iſt der Menſch, der gegen dich ſich hält!
Er iſt ein Wurm, ein Sandkorn in der Welt.
Die Welt iſt ſelbſt ein Punct, wann ich an dir ſie meſſe.
Nur halb gereiftes Nichts, ſeit geſtern bin ich kaum;
Und morgen wird in Nichts mein halbes Weſen kehren;
Mein Lebens-Lauf iſt, wie ein Mittags Traum,
Wie hoft er dann, den deinen auszuwähren?

Ich ward, nicht aus mir ſelbſt, nicht weil ich werden wollte:
Ein etwas, das mir fremd, das nicht ich ſelber war,
Ward auf dein Wort mein Ich. Zuerſt war ich ein Kraut.
Mir unbewußt, noch unreif zur Begier;
Und lange war ich noch ein Thier,
Da ich ein Menſch ſchon heißen ſollte.
Die ſchöne Welt war nicht für mich gebaut,
Mein Ohr verſchloß ein Fell, mein Aug ein Staar,
Mein Denken flieg nur noch bis zum Empfinden,
Mein ganzes Kenntnüß war, Schmerz, Hunger und die Winden.
Zu dieſem Wurme kam noch mehr von Erdenſchollen,
Und etwas weiſſer Saft,
Ein inn'rer Trieb fing an, die ſchlaffen Sehnen
Zu meinen Dienſten auszudehnen,
Die Füſſe lernten gehn durch Fallen,
Die Zunge reifete zum Lallen,
Und mit dem Leibe wuchs der Geiſt.
Er prüfte nun die angebte Kraft,
Wie Mücken thun, die, neu der Wärme dreiſt,
Halb Wurmer ſind, und fliegen wollen.
Ich ſtaunte jedes Ding, als fremde Wunder, an,
Ward reicher jeden Tag, ſah vor und hinter heute,
Maaß, rechnete, verglich, erwählte, liebte, ſcheute,
Ich irrte, fehlte, ſchlieff, und ward ein Mann.

Jezt fühlet ſchon mein Leib, die Näherung des Nichts
Des Lebens lange Laſt erdrückt die muden Glieder;
Die Freude flieht von mir, mit flatterndem Gefieder,
Der ſorgenfreyen Jugend zu.
Mein Ekel, der ſich mehrt, verſtellt den Reiz des Lichts
Und ſtreuet auf die Welt den Hofnungsloſen Schatten.
Ich fühle meinen Geiſt in jeder Zeit ermatten,
Und keinen Trieb als nach der Ruh.

Friedrich von Hagedorn.

Um dieſelbe Zeit, als Haller von der Schweiz aus der deutſchen Poeſie einen neuen Geiſt einhauchte, wurde ſie im hohen Norden in anderer Weiſe von einem Dichter neu belebt, der noch weit größeres Talent hatte, als jener, und deſſen Einfluß auf die deutſche Literatur daher auch viel unmittelbarer und bedeutender war. Friedrich von Hagedorn, geboren am 23. April 1708 zu Hamburg, erhielt eine treffliche Erziehung, in Folge deren ſich ſeine

natürlichen Anlagen leicht und ſchnell entwickelten. Zu der glücklichen Entwickelung ſeines poetiſchen Talents trug aber der Umſtand weſentlich bei, daß ſein Vater, ſelbſt geſchmackvoll gebildet, die damals in Hamburg lebenden Dichter Feind, Amthor, Richey, Wernicke und Brockes öfters in ſeinem gaſtlichen Hauſe verſammelte. Zwar verlor er denſelben ſchon in ſeinem 15. Jahre, doch ſorgte die Mutter verſtändig für ſeine und ſeines jüngeren Bruders Chriſtian Ludwig, dem wir ſpäter wieder begegnen werden, weitere Ausbildung. Nachdem er das Gymnaſium in ſeiner Vaterſtadt beſucht und ſich daſelbſt nicht nur tüchtige Kenntniſſe erworben, ſondern auch durch ſorgfältiges Studium der alten und neuen Dichter ſeinen Geſchmack ſo weit ausgebildet hatte, daß er die Unzulänglichkeit der Dichter ſeiner Zeit erkannte, ging er 1726 nach Jena, um die Rechte zu ſtudiren, widmete ihr aber weniger Zeit, als den Freuden des Studentenlebens, ſo daß er, wie Leſſing berichtet, wegen Schulden ein halbes Jahr auf dem Carcer ſitzen mußte, eine Zeit, die er jedoch ſehr gut zubrachte. Als er nach vollendeten Studien in die Heimat zurückgekehrt war, hielt er ſich nur kurze Zeit daſelbſt auf; er reiſte nach London, wo er ſich als Privatſecretär beim däniſchen Geſandten aufhielt. Er benutzte die Zeit ſeines Aufenthalts, ſich mit der engliſchen Sprache und Literatur vertraut zu machen, was nicht ohne günſtigen Einfluß auf ſein poetiſches Talent blieb. Nach zweijähriger Abweſenheit kehrte er 1731 in die Heimat zurück, wo er im J. 1733 die Stelle eines Secretärs bei dem engliſchen Court, einer angeſehenen Handelsgeſellſchaft, erhielt, die ihm ein ſorgenfreies, bequemes Daſein ſicherte und ihm zugleich Muße genug gewährte, der Dichtkunſt und dem geſellſchaftlichen Umgange zu leben, für welchen er Neigung und vielſeitige Gaben hatte, und aus dem er Anlaß und Stoff zu ſeinen Dichtungen ſchöpfte, wie denn der gebildete und in geiſtreicher

Heiterkeit sich bewegende Kreis, in welchem er lebte, die ihm angeborene Liebenswürdigkeit immer mehr zu entfalten und die geschmackvolle Richtung auszubilden und zu befestigen geeignet war, zu der er sich als Jüngling gewandt hatte. Nachdem er längere Zeit an der Gicht gelitten hatte, starb er am 28. Oct. 1754 an der Wassersucht, als er sein 47. Jahr noch nicht vollendet hatte.

Hagedorn hatte kein großartiges, aber doch ein bedeutendes und vielseitiges Talent; denn er nimmt nicht bloß als Lyriker, sondern auch als didaktischer und namentlich als epischer Dichter in seiner Zeit eine hervorragende Stellung ein. Wir werden auf diese beiden Seiten seiner dichterischen Thätigkeit zurückkommen, hier haben wir es nur mit seinen lyrischen Poesien zu thun. Obgleich er während seines Aufenthalts in England, wie schon berührt, die englische Literatur mit Eifer studirte und diese nicht ohne großen Einfluß auf sein poetisches Talent blieb, so war seine Natur doch so ganz der heitern Lebensanschauung zugewendet, daß er nach wie vor die Franzosen zu seinen Vorbildern wählte, und das leichte Lied in ihrem Sinne bearbeitete. Nur bewahrte ihn sein sicherer Geschmack, den er an den Alten, namentlich an seinem Liebling Horaz, und an den Neuern gebildet hatte, vor der ängstlichen Nachahmung, in welche die ihm vorangehenden Dichter verfallen waren, und seine Weltbildung, die viel freier und selbst feiner war, als die der ceremoniösen Hofdichter des vorigen Zeitraums, ließ ihn eine Selbstständigkeit der Bewegung erreichen, welche seine Zeit in Erstaunen setzte. Er entlehnte nämlich zwar Formen und Stoffe meistens den Franzosen, aber er verstand es zuerst, die Schönheiten seiner Vorbilder in ein wirklich deutsches Gewand zu kleiden und in Ausdruck, Wendung, Vers und Reim die Leichtigkeit und Anmuth zu erreichen, die man an jenen bewunderte.

Hagedorns erste Versuche, die er im J. 1729 herausgab, ließen noch kaum ahnen, was er später werden sollte; sie waren noch ganz in der zwar correcten, aber steifen Weise der niedersächsischen Dichter, und wenn auch öfters sein heiteres Wesen durchschimmerte, so konnte es sich in den schweren Fesseln der unbeholfenen Sprache nicht bewegen; aber schon in den folgenden Sammlungen (1738 u. 1747) zeigte sich der glückliche Einfluß seiner Reisen und seines geschmackvollen Studiums der alten und neuen Dichter; er hatte alle früheren Mängel glücklich abgestreift, und sich eine Sprache gebildet, die an Beweglichkeit, Anmuth, Natürlichkeit und Wohllaut Alles überstrahlte, was die besten Dichter vor ihm und zu seiner Zeit geleistet hatten, und die lange Jahre unerreicht blieb. Hierin unterscheidet er sich wesentlich von Haller. Während wir in dessen späterer Sprache einen wirklichen Fortschritt nicht finden, ja vielmehr der Ansicht sind, daß seine Gedichte durch die Veränderungen, die er an ihnen vornahm, zwar an äußerer Correctheit, und dies auch nur in einem beschränkten Sinne, gewonnen, aber an Frische und Natürlichkeit verloren haben, müssen wir bei Hagedorn nicht bloß einen Fortschritt, sondern eine vollständige Umgestaltung und Veredlung seiner Sprache bewundern, wobei er die größte Selbstständigkeit bewahrte, und sich weder von der Gottschedischen Schule, noch von den Schweizern bestimmen ließ, ob er gleich deren Bemühungen mit aufmerksamem Blicke folgte und seine Theilnahme an den Bestrebungen der letztern, so wie der älteren Hallischen Dichter nicht verhehlte.

So gefällig die Form der Hagedornschen Lieder, die schon deswegen große Verbreitung fanden, weil sie sich leicht der musikalischen Behandlung fügten, so anziehend war auch ihr Stoff und ihre Ausführung. Von der heitersten Lebenslust und fröhlichen Laune empfangen, besingen sie dieselbe in den mannigfaltigsten Weisen, bald gemüthlich scherzend, bald mit jugendlichem Uebermuth neckend, oder vom Gefühl der Lust überschwellend, bald endlich auch tiefen Ernst unter dem heiteren Scherze verbergend. Hagedorn ist vor Allem der Dichter der Freuden des geselligen Lebens, und seine Wein- und Gesellschaftslieder „An die Freude" (2), „Der Wein" (3) u. a. m. gehören zu den besten der Gattung, zu welchen wir auch die rechnen, in welchen er die damaligen Lebenszustände in ihrer ganzen Erbärmlichkeit, aber mit heiterem Sinne darstellt, wie im „Lauf der Welt" (1), oder sie mit glücklicher Ironie verspottet, wie im „Lob unserer Zeiten" (9), oder wo er einzelne Thorheiten mit heiterem Humor belächelt, wie in dem hübschen Gedicht „Die Alte" (6). Auch im Liebeslied ist er glücklich. Zwar schildert er nicht die tiefe Empfindung, die den ganzen Menschen erfaßt, und seinem Wesen eine höhere poetische Weihe gibt; er kennt nur die heitere Seite des Gegenstands, selbst da, wo er das Glück der Liebe besingt und es jedem andern entgegenstellt, wie in „Hoheit und Liebe" (7), und sein leichter Sinn gefällt sich auch da im heiteren Scherze, aber wenn er auch oft muthwillig wird (wie im „Verliebten Bauer"), so hält er sich von der frivolen Lüsternheit der Schlesier weit entfernt. Heiter und lieblich sind endlich auch die Lieder, in welchen er die Schönheiten der Natur besingt; aber obwohl Brockes seinen Sinn für dieselben geweckt haben mochte, so zeugen seine Dichtungen doch von ganz selbstständiger Auffassung und Behandlung. Denn während jener die Natur und ihre einzelnen Erscheinungen an sich bewundert, so bringt sie Hagedorn stets mit dem fröhlichen Lebensgenusse in Verbindung, so in der „Landlust" (5), selbst da, wo er sich in Schilderungen und Malereien ergeht („Der Morgen", „Die Alster"), welche Gedichte übrigens durch ihre anschauliche Wahrheit erfreuen, wie denn Hagedorn stets natürlich und wahr ist und stets den rechten Ton trifft. Wir würden, um auch diese Seite seines Talents recht anschaulich hervorzuheben, gern noch das „Leichencarmen auf Herrn Jost", in welchem er den Bänkelsänger köstlich nachahmt, und noch lieber das treffliche Gedicht „Der Wein" mittheilen, welches die bacchantische Lust eines Trinkgelages mit wahrer Meisterschaft schildert; allein der Raum gestattet uns nicht, diese zwei großen Gedichte noch aufzunehmen, und wir müssen uns begnügen, auf dieselben aufmerksam zu machen; dagegen theilen wir ein kleineres, eben so vortreffliches, das „An den verlohrnen Schlaf" (4) mit, aus welchem hervorgeht, daß Hagedorn auch tief gemüthlich sein konnte, und das liebliche Triolett „Der erste May" (8) als Beweis, wie glücklich er auch die kleineren den Franzosen entlehnten Formen behandeln konnte, wie ihm auch das Refrain des französischen Liedes gut gelang (1).

1. Der Lauf der Welt.

Unzählich ist der Schmeichler Haufen,
Die jeden Großen überlaufen,

So lang er sich erhält.
Doch gleitet er von seinen Höhen;
So kann er bald sich einsam sehen:
Das ist der Lauf der Welt.

Ein Dürftiger sucht seine Freunde,
Doch alle meiden ihn als Feinde;
Allein er erbet Geld.
Sogleich erscheinen zehn Bekannten
Und zehn entbehrliche Verwandten.
Das ist der Lauf der Welt.

Ein Schulfuchs bofft, mit dürren Gründen
Den Beyfall aller Welt zu finden;
Allein er wird geprellt.
Mein Mädchen macht oft falsche Schlüsse.
Doch überzeugt sie mich durch Küsse:
Das ist der Lauf der Welt.

Ein freyes Weib von zwanzig Jahren
Ist zwar in vielen unerfahren:
Doch was sie sagt, gefällt.
Geht ihr noch zwanzig Jahre drüber,
So hört man ihre Tochter lieber:
Das ist der Lauf der Welt.

Leander stimmet süße Töne,
Und singt und seufzet seiner Schöne,
Bis ihr das Ohr fast gellt.
Allein, eh er recht ausgesungen,
Hat schon ein andrer sie bezwungen:
Das ist der Lauf der Welt.

Star sucht am Montag Doris Küsse:
Am Dienstag findt er Hindernisse.
Am Mittwoch siegt der Held.
Am Donnerstag vergehn die Triebe;
Am Freytag sucht er neue Liebe.
Das ist der Lauf der Welt.

Sephise schwört, sie will ihr Leben
Der stillen Einsamkeit ergeben,
Und hohnt, was sich gesellt.
Drauf will sie sich durch Heirath meln
Und spricht zu allen, die sie tadeln.
Das ist der Lauf der Welt.

Ein Mädchen voller Weisheits-Gründe
Hält jeden Kuß für eine Sünde,
Bis ihr ein Freund gefällt.
Hat dieser sie dann überwunden,
So sagt sie selbst in freyen Stunden:
Das ist der Lauf der Welt.

Wenn junge Wittwen traurig scheinen,
Und in dem Mann sich selbst beweinen:
So ist es unerstellt.
Doch keine sieht den Trauer-Schleyer
Mit größrer Lust als einen Freyer:
Das ist der Lauf der Welt.

2. An die Freude.

Freude, Göttinn edler Herzen!
Höre mich!
Laß die Lieder, die hier schallen,
Dich vergrößern, dir gefallen:
Was hier tönet, tönt durch dich.

Muntre Schwester süßer Liebe!
Himmels-Kind!
Kraft der Seelen! Halbes Leben!
Ach! was kann das Glück uns geben,
Wenn man dich nicht auch gewinnt?

Stumme Hüter todter Schätze
Sind nur reich.
Dem, der keinen Schatz bewachet,
Sinnreich scherzt und singt und lachet,
Ist kein kaeger König gleich.

Gieb den Kennern, die dich ehren,
Neuen Muth,
Neuen Scherz den regen Zungen,
Neue Fertigkeit den Jungen,
Und den Alten neues Blut.

Du erheiterst, holde Freude!
Die Vernunft.
Flieh auf ewig die Gesichter
Aller finstern Splitter-Richter,
Und die ganze Heuchler-Zunft.

3. Der Wein.

Aus den Reben
Fleußt das Leben:
Das ist offenbar.
Ihr, der Trauben Kenner!
Weingelehrte Männer!
Macht dieß Sprichwort wahr.

Niemals glühten
Rechabiten,
Edler Most, von dir!
Aber, Wein-Gründer,
Noah, deine Kinder
Zechten so, wie wir.

Ueberzogen
Regenbogen
Gleicht das Firmament.
So ward deiner Freude
Mehr als Augenweide.
Ihr ward Wein gegönnt.

Deinentwegen
Kam der Segen,
Wuchs der edle Wein.
Nach den Wasser-Fluthen
Konnte nichts den Guten
Größern Trost verleihn.

4. An den verlohrnen Schlaf.

Wo bist du hin, du Tröster in Beschwerde,
Mein güldner Schlaf,
An dem ich sonst die Größesten der Erde
Weit übertraf?
Du hast mich oft in Wassern und in Büschen
Sanft übereilt,
Und konntest mich mit bessrer Kust erfrischen,
Als mir voritzt der weiche Pfühl ertheilt.

Allein bedeckt vom himmlischen Gewölbe,
Schlief ich dann ein.
Die stolze Themse, die Saal und Hamburgs Elbe
Kann Zeugin seyn.
Dort hab ich oft in längstvergrünten Jahren
Mich hingelegt
Und hoffnungsreich, in Sorgen unerfahren,
Der freyen Ruh um ihren Strand gepflegt.

Wie sänfelten die Lüfte so gelinde
Zu jener Ruh!
Wie spielten mir die Wellen und die Winde
Den Schlummer zu!
Mich störte nicht der Ehrsucht arger Kummer,
Der vielen droht;
Ich war, vertieft im angenehmsten Schlummer,
Für alle Welt, nur nicht für Phyllis, todt.

Sie eilte dort in jugendlichen Träumen
Mir immer nach,
Bald in der Flur, bald unter hohen Bäumen,
Bald an den Bach.
Oft stolz im Putz, oft leicht im Schäfer-Kleide,
Mit offner Brust,
Stets lächelnd hold im Ueberfluß der Freude
Schön von Gestalt, noch schöner durch die Lust.

Mein alter Freund, mein Schlaf, erscheine wieder!
Wie wünsch ich dich!
Du Sohn der Nacht, o breite dein Gefieder
Auch über mich.
Verlaß dafür den Wucherer, ihn zu strafen,
Den Trug ergetzt.
Hingegen laß den wachen Codrus schlafen,
Der immer reimt und immer übersetzt.

5. Die Landlust.

Geschäfte, Zwang und Grillen
Entweiht nicht diese Trift:
Ich finde hier im Stillen
Des Unmuths Gegengift.
Ihr Schwätzer, die ich meide,
Vergißt mir nachzuziehn:
Verfehlt den Sitz der Freude,
Verfehlt der Felder Grün.

Es webet, wallt und spielet
Das Land um jeden Strauch,
Und jede Staude fühlet
Des lauen Zephyrs Hauch.
Was mir vor Augen schwebet,
Gefällt und dürft und singt;
Und alles, alles lebet
Und alles ist verjüngt.

Ihr Thäler und ihr Höhen,
Die Lust und Sommer schmückt,

Euch, ungeſtört, zu ſehen
Iſt, was mein Herz erquickt.
Die Reizung freyer Felder
Beſchämt der Gärten Pracht
Und in die offnen Wälder
Wird ohne Zwang gelacht.

Die Saat iſt aufgeſchoſſen
Und reizt der Schnitter Hand;
Die blättervollen Sproſſen
Beſchatten Berg und Land;
Die Vögel, die wir hören,
Genießen ihrer Zeit:
Nichts tönt in ihren Chören,
Als Scherz und Zärtlichkeit.

Wie thront auf Moß und Raſen
Der Hirt in ſtolzer Ruh!
Er ſieht die Herde graſen
Und ſpielt ein Lied dazu.
Sein muntres Lied ergetzet
Und ſcheut die Kenner nicht;
Natur und Luſt erletzet,
Was ihm an Kunſt gebricht.

Ans Dorf und Buſchen drnget
Der Jugend Kern hervor
Und tanzt und ſtimmt und ſinget
Nach ſeinem Haber-Rohr.
Den Reihen-Tanz vollenden
Die Hirtea, auf der Hat,
Mit treu-vereinten Händen,
Mit Sprüngen voller Muth.

Wie manche friſche Dirne
Schminkt ſich aus jenem Bach;
Und giebt an Bruſt and Stirne
Doch nicht den ſchönſten nach.
Geſundheit und Vergnügen
Belebt ihr Aug and Herz,
Und reizt in ihren Zügen
Und lacht in ihrem Scherz.

Zu jährlich neuen Schätzen
Zeigt ſich des Landmanns Glück,
Und Freyheit und Ergetzen
Erheitern ſeinen Blick.
Verleumdung, Stolz and Sorgen,
Was Städte ſclaviſch macht,
Das ſchwärzt nicht ſeinen Morgea,
Das drückt nicht ſeine Nacht.

Nichts darf den Weiſen binden,
Der alle Sinnen übt,
Die Anmuth zu empfinden,
Die Land and Feld umgibt.
Ihm prangt die fette Weide
Und die bethaute Flur;
Ihm grünet Laſt und Freude,
Ihm malet die Natur.

6. Die Alte.

Zu meiner Zeit
Beſtand noch Recht und Billigkeit.
Da wurden auch aus Kindern Leute;
Da wurden auch aus Jungfeen Bräute.
Doch alles mit Beſcheidenheit.
Es ward kein Liebling zum Verräther,
Und unſre Jungfern freyten ſpäter:
Sie reizten nicht der Mütter Neid.
O gute Zeit!

Zu meiner Zeit
Beſtiß man ſich der Heimlichkeit.
Genoß der Jüngling ein Vergnügen,
So war er dankbar und verſchwiegen.
Und itzt entdeckt es ungeſcheut.
Die Regung mütterlicher Triebe,
Der Fürwitz und der Geiſt der Liebe
Fährt oftmals ſchon ins Flügel-Kleid.
O ſchlimme Zeit!

Zu meiner Zeit
Ward Pflicht und Ordnung nicht entweiht.
Der Mann wacht, wie es ſich gebühret,
Von einer lieben Frau regieret
Trotz ſeiner ſteifen Männlichkeit!
Die Fromme herrſchte nur gelinder'
Uns blieb der Hut und ihm die Kinder.
Das war die Mode weit und breit.
O gute Zeit!

Za meiner Zeit
War auch in Ehen Einigkeit.
Itzt darf der Mann uns faſt gebieten,
Uns widerſprechen and uns hüten,
Wo man mit Freunden ſich erfreut.
Mit dieſer Neuerung im Lande,
Mit dieſem Fluch im Eheſtande
Hat ein Comet uns längſt betraut.
O ſchlimme Zeit!

7. Hoheit und Liebe.

Monarch im Reiche ſtolzer Thoren,
Dich, hohes Glück, verehr ich nicht!
Mir ward in Phyllis mehr geboren,
Als alles, was dein Tand verſpricht.
Der Traum der Wachenden, die Ehre,
Der Sklaven-Stand der Eitelkeit
Schließt dein Geſetz an Höf' and Heere,
Bis es der letzte Schlaf befreyt.

Das Recht, mein Herze zu entzücken
Und meiaer Wünſche Ziel zu ſeyn,
Räum ich nur meiner Phyllis Blicken,
Nur ihrer ſeitnen Schönheit ein.
Wie ſtolz war ich, ſie zu gewinnen!
Auch dieſer Ruhm verewigt ſich.
Beneidet ſie, ihr Königinnen!
Und, Könige! beneidet mich.

O Phyllis, Seele meiner Lieder!
Mich reizt kein himmelhoher Flug.
Mich liebeſt Du, Dich lieb ich wieder.
Sind wir nicht beyde froh genug?
An treuer Bruſt, an treuer Seitea
Macht uns die Liebe groß und reich.
Ach ſey, an wahren Zärtlichkeiten,
Unendlich jener Taube gleich!

Der Adler ſah die Turteltaube,
Die in der Stille girrt and liebt,
Wie ihn Gewalt und Muth zum Raube
In königlichen Thaten übt.
Sie ſah ihn Sieg und Ehre finden,
Dem Kraaich ſtolz entgegen ziehn,
Sich heben, kämpfen, überwinden,
Und alle Vögel von ihm fliehn.

Sie ſprach: Ich will dich nicht beneiden.
Sey immer groß und fürchterlich.
Gerüſter Liebe ſüße Freuden!
Nur ihr allein beglücket mich.
Mir will ich keinen Sieg erwerben,
Als den mein Gatte mir gewährt.
Mit ihm zu leben und zu ſterbea,
Iſt alles, was mein Wunſch begehrt.

8. Der erſte May.

Der erſte Tag im Monat May
Iſt mir der glücklichſte von allea.
Dich ſah ich und geſtand dir frey,
Den erſten Tag im Monat May,
Daß dir mein Herz ergeben ſey.
Wenn mein Geſtändniß dir gefallea,
So iſt der erſte Tag im May
Für mich der glücklichſte von allen.

9. Lob unſrer Zeitea.

Ihr Tadler, ſchweigt! ich will der Welt
Den Vorzug unſrer Zeiten melden.
O wißt, wohin mein Blick nur fällt,
In jedem Stand entdeck ich Helden.
Ich will der Menſchen Lob beſingen,
Und ſchenke meiner Lieder Schall
Dem tondegiergen Wiederhall:
Der Plaudrer mag ihn weiter bringen.

Du tauſendzüngiges Gerücht,
Ermüde nie im Ruhm der Zeiten:
Verſchweige ja von ihnen nicht
Die hundert tauſend Trefflichkeiten!
Der Prieſter lebt nach ſeiaer Lehre;
Der Pabſt iſt noch der Knechte Knecht.
Der Feldherr ſuchet nichts als Recht:
Der Handelsherr nur Treu und Ehre.

Nichts übertrifft die ſtarke Zahl
Gewiſſenhafter Advocaten,
Die alle Jahre kaum einmal
Die Rechte der Partey verrathen.
Wer wollte nicht die Aerzte preiſen?

Stets bleibts der Kranken Eigenschaft,
Daß allr der Receyte Kraft,
Lebendig oder todt, beweisen.

Wie reich ist die gelehrte Welt
An Wissenschaft und großen Geistern!
Der Dank, den ihr Bemühn erhält,
Darf Momus, unberufen, meistern.
Er will sich an Scribenten reiben,
Nur weil er selbst kein Lob gewinnt,
Und sagt, daß sie zu sittsam sind,
Zu spät und viel zu wenig schreiben.

Was grünt euch für ein Lorbeer-Hain,
Monarchen, Herrscher, Sieger, Retter!
Ach könntet ihr unsterblich seyn,
Durchlauchtge Fürsten, ihr wärt Götter.
Wer kann doch eurer Tugend fassen,
Und eurer Gaben Wechsel-Streit?
Ihr habt nichts als die Dankbarkeit
Und die Geduld uns überlassen.

Der Staatsmann, der an Würden groß,
Doch ungleich größer an Verstande,
Sitzt jedem König in dem Schooß
Und findet sich in jedem Lande.
Regenten wissen zu regieren;
Die Kunst zu herrschen lernt sich bald:
Denn alles steckt in der Gewalt
Der Hände, die den Scepter führen.

Der Britte, der die Fremden schätzt,
Will einem jeden sich verbinden;
Der stille Franzmann übersetzt,
Wir muntern Deutschen, wir erfinden.
Lobt in Iberiens Provinzen
Scherz, Freyheit, Wahrheit, Demuth, Fleiß.
Lobt auch der Belgier steten Schweiß
Und edlen Umgang mit den Münzen.

Wie groß und vielfach ist der Ruhm,
Mit dem der Europäer prangt,
Der vor der Ehre Heiligthum
Auf so viel Wegen angelangt!
Ich will kein Lob den Türken schenken,
Doch lernen sie uns ähnlich sehn:
Sie künsteln Frieden, trinken Wein,
Und reden immer, wir sie denken.

Ist unsre Zeit so vorzugsreich:
Was wird denn künftig nicht geschehen?
Ihr Enkel, lebt und brütet euch,
Ihr sollt noch größre Wunder sehen.
Nur eines bitt ich von euch allen:
Laßt euch (sofern ihr jemals hört,
Wie sehr ich unsre Zeit verehrt)
Dieß eurer Väter Lob gefallen.

Christian Fürchtegott Gellert.

Wie Hagedorn das leichte Lied schuf, so hat der Dichter, zu welchem wir übergehen, dem geistlichen Lied eine Richtung gegeben, welche lange Zeit und noch bis in die folgende Periode herab den Kirchengesang beinahe ausschließlich beherrschte. Christian Fürchtegott Gellert, geb. am 4. Juli 1715 zu Hainichen bei Freiberg, hatte schon als Knabe mit der Kränklichkeit zu kämpfen, die ihn sein Lebenlang nicht verließ. Nachdem er seit 1729 sich auf der Fürstenschule in Meißen auf die Hochschule vorbereitet hatte, ging er 1734 nach Leipzig, um Philosophie und Theologie zu studiren. Sein Fleiß und sein sittsames, bescheidenes Betragen erwarben ihm die Liebe seiner Lehrer, und er kehrte nach vier Jahren mit den besten Zeugnissen versehen in die Heimat zurück, um seinen Vater, der daselbst Prediger war, in seinem Amte zu unterstützen. Allein der erste Versuch mißlang und von nun an begleitete ihn eine so große Schüchternheit auf die Kanzel, daß er seine Vorträge nur mit Mühe und Anstrengung zu Ende bringen konnte. Im J. 1739 übernahm er eine Hofmeisterstelle und begleitete 1741 einen Sohn seiner Schwester auf die Univer-

Gellerts Denkmal in Leipzig.

sität Leipzig, um die Aufsicht über ihn zu führen. Damals lernte er die jüngeren Dichter Gärtner, Cramer, Rabener, Zachariä u. A. kennen, und nahm an der Herausgabe der „Bremer Beiträge" thätigen Antheil, welche an ihm eine Hauptstütze erhielten, da seine Fabeln und Erzählungen, die er schon in den ersten Stücken mittheilte, den allgemeinsten Beifall erhielten. Im J. 1744 wurde er Privatdocent und 1751 außerordentlicher Professor, doch mit so geringem Gehalt (100 Thaler), daß er in sehr beschränkter Weise leben mußte. So groß sein Einfluß als Schriftsteller wurde, so wohlthätig wirkte er als Lehrer, indem er namentlich in seinen Vorträgen über Poesie und Beredtsamkeit, später in seinen „moralischen Vorlesungen" in seinen Zuhörern „mit dem Geschmack am Schönen zugleich die Neigung für das Gute" hervorzurufen sich bemühte und er durch sein mildes und freundliches Betragen, so wie durch seinen wohlthätigen und frommen Sinn, am meisten aber durch sein eigenes musterhaftes Leben die Liebe und Hochachtung der studirenden Jugend gewann. Sein Ruf verbreitete sich bald über ganz Deutschland, selbst das katholische nicht ausgenommen, und er erhielt die unzweideutigsten Beweise der Anerkennung von Personen aus allen Ständen, von Hohen und Niedern, selbst von Friedrich II., der ihn in Leipzig besuchte. Die Beförderung zum ordentlichen Professor schlug er 1761 aus Bescheidenheit aus und weil seine Kränklichkeit immer mehr zunahm, die ihm in seinen letzten Jahren so sehr allen Lebensmuth nahm, daß er oft von unüberwindlicher Niedergeschlagenheit ergriffen wurde. Er starb nach langen und schmerzhaften Leiden am 13. December 1769.

Die Bedeutsamkeit Gellerts liegt nicht sowohl in seinem poetischen Talent, denn es mangelte ihm an schaffender Kraft, als vielmehr in seinem schönen und liebenswürdigen Charakter, der sich in allen seinen Dichtungen ausspricht, und der uns nicht

ſelten die Mängel derſelben vergeſſen läßt. Er beſaß weder Tiefe der Empfindung, noch einen großen Reichthum von Gedanken, aber ſein Gefühl war rein und unverfälſcht, und ſeine Gedanken wahr und edel, und beſaß die Gabe, das, was er fühlte und dachte, in einer klaren, Allen verſtändlichen Sprache darzuſtellen, die ſich zwar nie zu größerem Schwung erhob, aber doch nicht ohne Leben und Mannigfaltigkeit war. Beſonders war ſeine Darſtellung correct und dem beſchränkteren Kreiſe ſeiner Gedanken und Stoffe vollkommen angemeſſen; ſie hatte einen natürlichen Wohllaut, und endlich behandelte er den Vers und Reim nicht ohne Geſchick. Er wurde namentlich durch ſeine Fabeln und ſeine geiſtlichen Lieder berühmt; auf jene werden wir ſpäter zurückkommen, die letztern haben wir hier näher zu betrachten.

Gellert hatte ſeine höhere Bildung der Wolffiſchen Philoſophie mit ihrer mathematiſchen Methode und verſtandesmäßigen Richtung zu verdanken, und ob er gleich an der geoffenbarten Religion mit unerſchütterlichem Glauben hing, ſo hielt er doch die chriſtliche Moral für den Höhepunkt derſelben und war zugleich der Anſicht, daß es die höchſte Aufgabe des Gottesgelehrten ſei, die Menſchen durch verſtandesmäßige Beweiſe von der Göttlichkeit des Chriſtenthums zu überzeugen. Dieſe Aufgabe ſuchte er auch in ſeinen geiſtlichen Liedern zu erfüllen, und daher vereinigt ſich in denſelben der Ausdruck des feſteſten Glaubens und die Abſicht zu belehren. Dieſe tritt namentlich in der Sprache lebendig hervor, welcher er die größtmöglichſte Verſtändlichkeit zu geben ſuchte, ja er ſtrebte geradezu nach populärer Darſtellung. Dieſe überwiegt freilich bei vielen Liedern ſo ganz, und es ſind dieſelben ſo ganz allein auf den Verſtand berechnet, daß ſie ſich von ſeinen moraliſchen Vorleſungen nur durch den Reim unterſcheiden („Der Wolluſt Reiz zu widerſtreben"); aber bei einer großen Anzahl herrſcht doch das religiöſe Gefühl unbedingt vor, wenn auch die moraliſche oder belehrende Seite nicht gänzlich zurücktritt. Gerade dieſe, wir möchten ſagen, mittlere Haltung bildet den Werth der Gellertſchen Lieder, und hat ihnen die allgemeine Verbreitung eröffnet, deren ſie ſich ſo lange erfreuten. Die Zeit, in welcher er lebte, hatte den Sinn für das Lutheriſche Glaubenslied verloren, und ſelbſt Gerhard hatte für ſie einen viel zu kirchlichen Charakter. Die Pietiſten begannen ſchon den früheren Einfluß zu verlieren, der zudem immer nur beſchränkt geweſen war, und ſo war es ein Glück, daß gerade damals ein Mann auftrat, der im Sinne und Geſchmack ſeiner Zeit eine neue Seite des geiſtlichen Lieds begründete, welches zudem dadurch den höchſten praktiſchen Nutzen gewährte, daß es für die häusliche und beſondere Erbauung angemeſſen war, weil es den rein kirchlichen Charakter abgeſtreift hatte. Sie wurden bald nach ihrem Erſcheinen („Geiſtliche Oden und Lieder". Lpz. 1757) in die Geſangbücher aufgenommen und haben ſich zum großen Theil darin erhalten.

1. Die Güte Gottes.

Wie groß iſt des Allmächtgen Güte!
Iſt wer ein Menſch, den ſie nicht rühret?
Wer mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank erſtickt, der ihm gebühret?
Nein, ſeine Liebe zu ermeſſen,
Sey ewig meine größte Pflicht!

Wer hat mein noch nie vergeſſen;
Vergiß, mein Herz, auch ſeiner nicht.

Wer hat mich wunderbar bereitet?
Der Gott, der meiner nicht bedarf.
Wer hat mit Langmuth mich geleitet?
Er, deſſen Rath ich oft verwarf.
Wer ſtärkt den Frieden im Gewiſſen?
Wer giebt dem Geiſte neue Kraft?
Wer läßt mich ſo viel Glück genießen?
Iſts nicht ſein Arm, der alles ſchafft?

Schau, o mein Geiſt! in ſines Leben,
In welchem du erſchaffen biſt;
Wo du, mit Herrlichkeit umgeben,
Gott ewig ſehn wirſt, wie er iſt.
Du haſt ein Recht zu dieſen Freuden,
Durch Gottes Güte ſind ſie dein.
Sieh, darum mußte Chriſtus leiden,
Damit du könnteſt ſelig ſeyn.

Und dieſen Gott ſollt ich nicht ehren?
Und ſeine Güte nicht verſtehn?
Er ſollte rufen, ich nicht hören?
Den Weg, den er mir zeigt, nicht gehn?
Sein Wille iſt mir ins Herz geſchrieben,
Sein Wort beſtärkt ihn ewiglich.
Gott ſoll ich über alles lieben,
Und meinen Nächſten gleich als mich.

Dieß iſt mein Dank, dieß iſt ſein Wille.
Ich ſoll vollkommen ſeyn, wie er.
So lang ich dieß Gebot erfülle,
Stell ich ſein Bildniß in mir her.
Lebt ſeine Lieb in meiner Seele,
So treibt ſie mich zu jeder Pflicht.
Und ob ich ſchon aus Schwachheit fehle,
Herrſcht doch in mir die Sünde nicht.

O Gott! laß deine Güt' und Liebe
Mir immerdar vor Augen ſeyn!
Sie ſtärk in mir die guten Triebe,
Mein ganzes Leben dir zu weihn.
Sie tröſte mich zur Zeit der Schmerzen;
Sie leite mich zur Zeit des Glücks;
Und ſie beſieg' in meinem Herzen
Die Furcht des letzten Augenblicks.

2. Morgengeſang.

Mein erſt Gefühl ſey Preis und Dank,
Erheb ihn, meine Seele!
Der Herr hört deinen Lobgeſang;
Lobſing ihm meine Seele.

Mich ſelbſt zu ſchützen, ohne Macht,
Lag ich und ſchlief im Frieden;
Wer ſchafft die Sicherheit der Nacht
Und Ruhe für die Müden?

Wer wacht, wenn ich von mir nichts weiß,
Mein Leben zu bewahren?
Wer ſtärkt mein Blut in ſeinem Fleiß,
Und ſchützt mich vor Gefahren?

Wer lehret das Auge ſeine Pflicht,
Sich ſicher zu bedecken?
Wer euft dem Tag und ſeinem Licht,
Die Seele zu erwecken?

Du biſt es, Herr und Gott der Welt;
Und dein iſt unſer Leben.
Du biſt es, der es uns erhält,
Und mirs itzt neu gegeben.

Gelobet ſeyſt du, Gott der Macht,
Gelobt ſey deine Treue!
Daß ich nach einer ſanften Nacht
Mich dieſes Tags erfreue.

Laß deinen Segen auf mir ruhn,
Mich deine Wege wallen
Und lehre du mich ſelber thun
Nach deinem Wohlgefallen.

Nimm meines Lebens gnädig wahr;
Auf dich hoff meine Seele.
Sey mir ein Retter in Gefahr,
Ein Vater, wenn ich fehle.

Gieb mir ein Herz voll Zuverſicht,
Erfüllt mit Lieb und Ruhe,
Ein weiſes Herz, das ſeine Pflicht
Gekennt und willig thue.

Daß ich als ein getreuer Knecht
Nach deinem Reiche ſtrebe,
Gottſelig, züchtig und gerecht
Durch deine Gnade lebe.

Daß ich, dem Nächſten beyzuſtehn,
Nie Fleiß und Arbeit ſcheue,
Mich gern an andrer Wohlergehn
Und ihrer Tugend freue.

Daß ich das Glück der Lebenszeit
In deiner Furcht genieße,
Und meinen Lauf mit Freudigkeit,
Wenn du gebeutſt, beſchließe.

3. Preis des Schöpfers.

Wenn ich, o Schöpfer! deine Macht,
Die Weisheit deiner Wege,
Die Liebe, die für Alle wacht,
Anbetend überlege:
So weiß ich, von Bewunderung voll,
Nicht, wie ich dich erheben ſoll,
Mein Gott, mein Herr und Vater!

Mein Auge ſieht, wohin es blickt,
Die Wunder deiner Werke.
Der Himmel, prächtig ausgeſchmückt,
Preiſt dich, du Gott der Stärke!
Wer hat die Sonn an ihm erhöht?
Wer kleidet ſie mit Majeſtät?
Wer ruft dem Heer der Sterne?

Wer mißt dem Winde ſeinen Lauf?
Wer heißt die Himmel regnen?
Wer ſchließt den Schooß der Erden auf,
Mit Vorrath uns zu ſegnen?
O Gott der Macht und Herrlichkeit!
Gott, deine Güte reicht ſo weit,
So weit die Wolken reichen!

Dich predigt Sonnenſchein und Sturm,
Dich preiſt der Sand am Meere.
Bringt, ruft auch der geringſte Wurm,
Bringt meinem Schöpfer Ehre!
Mich, ruft der Baum in ſeiner Pracht,
Mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht!
Bringt unſerm Schöpfer Ehre!

Der Menſch, ein Leib, den deine Hand
So wunderbar bereitet;
Der Menſch, ein Geiſt, den ſein Verſtand,
Dich zu erkennen, leitet;
Der Menſch, der Schöpfung Ruhm und Preis,
Iſt ſich ein täglichee Beweis
Von deiner Güt und Größe.

Erheb ihn ewig, o mein Geiſt!
Gehebe ſeinen Namen!
Gott, unſer Vater, ſey gepreiſt,
Und alle Welt ſag Amen!
Und alle Welt fürcht ihren Herrn,
Und hoff auf ihn, und dien ihm gern!
Wer wollte Gott nicht dienen?

4. In Krankheit.

Ich hab in guten Stunden
Des Lebens Glück empfunden,
Und Freuden ohne Zahl:
So will ich denn gelaſſen
Mich auch in Leiden faſſen;
Welch Leben hat nicht ſeine Quat?

Ja, Herr, ich bin ein Sünder,
Und ſtets ſtraft du gelinder,
Als es der Menſch verdient.
Will ich, beſchwert mit Schulden,
Kein zeitlich Weh erdulden,
Das doch zu meinem Beſten dient?

Dir will ich mich ergeben,
Nicht meine Ruh, mein Leben,
Mehr lieben, als den Herrn.
Dir, Gott, will ich vertrauen,
Und nicht auf Menſchen bauen,
Du hilfſt, und du erretteſt gern.

Laß du mich Gnade finden,
Mich alle meine Sünden
Erkennen und bereun.
Izt hat mein Geiſt noch Kräfte,
Sein Heil laß mein Geſchäffte,
Dein Wort mir Troſt und Leben ſeyn.

Wenn ich in Chriſto ſterbe:
Bin ich des Himmels Erbe.
Was ſchreckt mich Grab und Tod?
Auch auf des Todes Pfade
Vertrau ich deiner Gnade;
Du, Herr, biſt bei mir in der Noth.

Ich will dem Kummer wehren,
Gott durch Geduld verehren,
Im Glauben zu ihm flehn.
Ich will den Tod bedenken.
Der Herr wird alles lenken;
Und was mir gut iſt, wird geſchehn.

Philipp Friedrich Hiller.

Einer der bedeutendſten Repräſentanten der pietiſtiſchen Richtung im Kirchenlied, verdient Philipp Friedrich Hiller wegen der großen Verbreitung ſeiner Geſänge nähere Beachtung. Derſelbe wurde am 6. Jan. 1699 zu Mühlhauſen an der Enz geboren. In ſeinem 8. Jahre mußte er bei dem Einfall der Franzoſen, welche Alles plünderten und niederbrannten, mit den Seinigen die Flucht ergreifen, was den Gedanken an die Vergänglichkeit der irdiſchen Dinge, von der er ſpäter ſo rührend ſang, zuerſt in ihm erweckte. Im J. 1714 bezog er die Kloſterſchule Denkendorf, wo er unter der Leitung Bengels (S. 480) die pietiſtiſche Richtung erhielt, der er nur vorübergehend, als er ſpäter (1716) in die Kloſterſchule Maulbronn kam, untreu wurde. Im J. 1719 trat er in das theologiſche Seminar zu Tübingen und wirkte nach vollendeten Studien (1724) einige Jahre als Vicar an verſchiedenen Orten, worauf er eine Hofmeiſterſtelle annahm. Als er im J. 1731 in die Heimat zurückkehrte, wurde er bald zum Pfarrer in Neckargröningen ernannt, von wo er 1736 nach ſeinem Geburtsorte und 1748 auf die Pfarrei Steinheim bei Heidenheim berufen wurde, in dieſelbe Gegend, wohin er als Knabe vor den Franzoſen geflohen war, wo ihn viele Unglücksfälle betrafen, unter welchen der Verluſt ſeiner früher ſchönen Stimme ihn am meiſten bekümmerte. In dieſer Zeit ſchrieb er ſeine ſchönſten Lieder. Drei Jahre vor ſeinem Tode, der am 24. April 1769 erfolgte, ſoll er ſeine Stimme wieder erhalten und ſein Amt wieder verſehen haben.

Hiller war ein ſehr fruchtbarer Dichter; er hat über 1000 Lieder verfaßt. Schon ſeine erſten Verſuche fanden Anerkennung („J. Arnd's Paradiesgärtlein geiſtlicher Gebete in Liedern". Nbg. 1720—1731), aber ſein Ruf ward doch erſt durch ſein „Geiſtliches Liederkäſtlein" (2 Thle. Stuttg. 1762—1767) gegründet. Die Lieder dieſer Sammlung tragen zwar ganz das pietiſtiſche Gepräge, aber ſie haben Nichts von der ſüßlichen Schwärmerei der Herrnhuter und ſpäteren Pietiſten, vielmehr ſind ſie kernhaft und in volksthümlichem Tone gehalten, was vornämlich zu ihrer weitern Verbreitung beigetragen hat. Wenn er von den Anhängern ſeiner Richtung dem P. Gerhard gleichgeſtellt, ja demſelben ſogar zum Theil vorgezogen wird, ſo iſt dies eben ſo begreiflich, als unbegründet; doch wird der Unbefangene gern in dem Lobe einſtimmen, das ihm gezollt wird, und die Klarheit und Einfalt ſeiner Lieder um ſo mehr lobend anerkennen, als dieſe in den Dichtern der pietiſtiſchen Schule ſo ganz allein da ſteht. Am höchſten ſteht er in den Liedern, in welchen er Gottes ewige Liebe preiſt, ein Stoff, den er oft und mit wahrhaft dichteriſcher Begeiſterung behandelt, ſo daß ſich die tief religiöſe Empfindung

und der poetiſche Schwung zu wohlthuender Eintracht verbinden.

(Gott iſt die Liebe.)

Abgrund weſentlichee Liebe,
Gott, du allerhöchſtes Gut,
Das aus unerforſchtem Triebe
Uns ſo gerne Gutes thut:
Unergründlich Meer der Gnaden,
Sonne wahrer Freundlichkeit,
Quell des Troſtes in dem Leid,
Arzt für unſrer Seele Schaden!
Meine Seele flehet dich.
O du Liebe, liebe mich!

Huldreich Weſen, laß dir danken,
Preiſen dich von Herzensgrund!
Deine Huld iſt ohne Schranken,
Unausſprechlich für den Mund,
Wunderherzlich für die Sünder,
Für uns Kleine übergroß,
In der Größe grenzenlos,
Väterlich für alle Kinder.
Meine Seele flehet dich.
Große Liebe, liebe mich!

Du hörſt mein Gebet und Sehnen;
Was mir noth, beſorgeſt du,
Zählſt und ſammelſt meine Thränen,
Siehſt meinem Seufzee zu,
Weißt und ſchaffeſt mein Betrüben,
Schickſt und lindereſt meinen Schmerz,
Prüfſt, erfährſt und kennſt mein Herz,
Meinen Glauben und mein Lieben,
Meine Seele flehet dich.
Süße Liebe, liebe mich!

Sünden willſt du mir vergeben,
Gnade, Hilfe, Troſt und Licht,
Ja ſogar ein ewig Leben
Iſt es, was dein Wort verſpricht.
Schenkſt uns deinen Sohn der Liebe,
Auch zum Bürgen meiner Schuld,
Er ward Menſch aus freier Huld,
Starb für mich aus heißem Triebe.
Meine Seele flehet dich
Wunderliebe, liebe mich!

Dieſe Liebe ſoll mich lehren,
Daß ich ſei ſein Eigenthum;
Dieſe Liebe ſoll ich hören
Duech ſein Evangelium,
Und ſein Beiſpiel ſoll auf Erden
Meines Wandels Richtſchnur ſein,
Ja auch in der höchſten Pein
Mir zum ſteten Vorbild werden.
Meine Seele flehet dich.
Heil'ge Liebe, liebe mich!

Dieſe Liebe hat durch Sterben
Meinen Tod zunicht gemacht,
Mir das Leben vom Verderben
Durch ihe Auferſteh'n gebracht;
Ja mir ſteht der Himmel offen
Durch der Liebe Himmelfahrt,
Denn ein Glaube rechter Art
Darf ein himmliſch Erbtheil hoffen.
Meine Seele flehet dich
Sohn der Liebe, liebe mich!

Du haſt mir den Geiſt gegeben,
Daß er mich erleuchten ſoll,
Dieſer heiligt unſer Leben,
Macht die Herzen Troſtes voll,
Lehrt die Thoren, ſäuft die Müden,
Er erquickt, die elend ſind,
Und verſiegelt deinem Kind
Seinen Himmelstheil durch Frieden.
Meine Seele flehet dich
Geiſt der Liebe, liebe mich!

Nicht nur gibſt du mir im Leben
Was man irgend Wohlthun heißt:
Du haſt mir dich ſelbſt gegeben,
Dich mit deinem Sohn und Geiſt!
Here wee kann genugſam danken?
Deiner Liebe großes Licht
Faſſen Erd und Himmel nicht,
Denn ſie hat nicht End' noch Schranken!
Meine Seele flehet dich:
Gott der Liebe, liebe mich!

Wie die Väter ſich erbarmen,
Wenn ſie Kinder weinen ſehn,
Alſo läſſeſt du uns Armen
Dein Erbarmen offen ſtehn.
Gib mir doch ein ſolch Gemüthe,
Das in deiner Liebe ſteht,
Wacht und ſchlummert, liegt und geht,
Und nur lebt von deiner Güte!
Meine Seele flehet dich
Treue Liebe, liebe mich!

Schließ mein Leben und mein Streben
Nur in deine Liebe ein,
Laß mich einſt mit deinen Geben
Auferſtehn und ſelig ſein.
Denn dein Lieben iſt das Leben
Und die ewig ſüße Ruh',
Ewig kann man nichts dazu
Außer deinee Liebe geben.
Meine Seele flehet dich
Sel'ge Liebe, liebe mich!

Johann Adolf Schlegel.

Johann Adolf Schlegel, der jüngere Bruder des als dramatiſcher Dichter vorzugsweiſe bekannten Johann Elias, und der Vater der berühmteren Söhne Auguſt Wilhelm und Friedrich Schlegel, wurde am 18. Sept. 1721 zu Meißen geboren. Er erhielt, wie ſein Bruder, eine vortreffliche Erziehung, indem der Vater die Thätigkeit der begabten Söhne ſelbſt noch dann leitete, als ſie ſeiner unmittelbaren Aufſicht entzogen waren. Auch wurde er durch die liebevolle Theilnahme ſeines älteren Bruders weſentlich gefördert, mit dem er eine Zeitlang auf der Schulpforte und dann wieder in Leipzig zuſammen lebte, wohin er 1741 gegangen war, um Theologie zu ſtudiren. Er lernte daſelbſt Gellert, Gärtner, Rabener u. A. kennen (ſ. o.) und ward thätiger Mitarbeiter an den „Bremer Beiträgen". Während ſeines Aufenthalts in Leipzig hatten verſchiedene Unglücksfälle ſeinen trefflichen Vater beinahe ſeines ganzen Vermögens beraubt, und Schlegel mußte ſich oft ſehr kümmerlich durchhelfen; auch wurde er einmal gefährlich krank, und wurde nur durch die liebevolle Pflege ſeines Bruders gerettet.

Aber Nichts konnte seinen Gleichmuth und seine Festigkeit erschüttern, und wenn er oft darben mußte, suchte er Erheiterung bei der Poesie. Nachdem er seine Studien vollendet hatte, wurde er eine Zeitlang Hauslehrer, zog aber 1748 zu seinem Freunde Cramer, der Pfarrer in Crellwitz geworden war, bei welchem er anderthalb Jahre verblieb, die er mit literarischen Arbeiten zubrachte, unter welchen die Uebersetzung des bekannten Werkes von Batteux die bedeutendste war, da er derselben auch selbstständige Abhandlungen beifügte, die von seinem sicheren Urtheil und gutem Geschmacke zeugten, und von denen die „von dem höchsten und allgemeinen Grundsatze der Poesie" und die „von der Harmonie des Verses" nicht ohne Einfluß blieb. Im Jahre 1751 wurde er zum Lehrer und Diakonus an der Schulpforte angestellt, und 1754 wurde er nach Zerbst als Oberpfarrer und Professor der Theologie am dortigen Gymnasium berufen. Doch waren diese Stellen nur sehr kärglich besoldet, so daß er oft mit Noth und Mangel zu kämpfen hatte, und es eröffnete sich ihm erst im J. 1759 ein sorgenfreieres Leben, als er zum Pfarrer nach Hannover berufen wurde. Seine große Rednergabe, wie überhaupt seine erfolgreiche Thätigkeit erwarben ihm 1775 die Ernennung zum Consistorialrath und Generalsuperintendenten des Fürstentbums Calenberg und zum ersten Prediger an der Neustädter Hofkirche, in welcher Stellung er sich ebenfalls bedeutende Verdienste erwarb. Er starb den 16. Sept. 1793, zwei Tage vor seinem Geburtstage.

Als Schlegel nach Leipzig kam, war der Einfluß Gottscheds schon zum großen Theile vernichtet, und er trat durch die Theilnahme an den „Bremer Beiträgen" in Gegensatz zu ihm. Doch blieb er in seinen ästhetischen Ansichten ziemlich selbstständig, und er ließ sich namentlich nicht verleiten, mit Bodmer und Klopstock den Reim für barbarisch zu erklären, vielmehr vertheidigte er ihn in der oben angeführten Abhandlung „Von der Harmonie des Verses" mit triftigen, aus der Natur der verschiedenen Sprachen hergenommenen Gründen, wie er denn selbst nur wenige Gedichte in reimfreien Versen verfaßt hat. Als Dichter hat J. A. Schlegel nur ein mittelmäßiges Talent, und er würde zu einer andern Zeit kaum genannt worden sein; zu der seinigen aber erhielt er als einer der thätigsten Apostel der neuen ästhetischen Bildung, die sowohl durch seine eigenen Gedichte, als vorzüglich durch seine Uebersetzung des Batteux befördert wurde, einen ehrenvollen Platz unter der strebenden jungen Generation. Seine didaktischen und epischen Gedichte werden später erwähnt werden; unter seinen lyrischen Poesien stehen die geistlichen am höchsten. Seitdem er in Hannover lebte, hatte er dem Kirchengesang seine vollste Aufmerksamkeit zugewendet; er studirte die alten Lieder mit Eifer und geschmackvollem Urtheil und suchte dieselben wieder einzuführen, weshalb er viele bearbeitete, wobei er jedoch verständige Behutsamkeit an den Tag legte, um den kräftigen Geist in der geschmeidigeren Form nicht untergehen zu lassen. Seine eigenen Lieder sind meist in dem Sinne jener älteren Gesänge geschrieben, und er hat sich, wie ein älterer Beurtheiler sehr richtig bemerkt, mit gleichem Geschick von dem feuervollen Schwung Klopstocks und Cramers und von dem didaktischen Ausdrucke Gellerts fern gehalten, wodurch seine Lieder bei ihrer edlen Festlichkeit und einfachen, aber doch würdevollen Haltung den wahren Ton des Kirchenlieds getroffen haben. Er hat dieselben, so wie seine Ueberarbeitungen älterer Gesänge in drei „Sammlungen geistlicher Gesange" (Lpz. 1766. 70. 72) herausgegeben. In seinen „Vermischten Gedichten" (2 Bde. Hann. 1787—89) finden sich einige psalmenartige Oden, in denen er offenbar Cramer nachzuahmen strebt. Die darin aufgenommenen weltlichen Lieder können, wie auch viele Poesien anderer Dichter, nur als Studien angesehen werden. Die meisten derselben sind nach einem und demselben Zuschnitt gearbeitet; sie bestehen nämlich aus einer Anhäufung verschiedener Bilder oder Beobachtungen, welche in mehr oder weniger witziger Darstellung je eine Strophe bilden und dadurch eine gewisse Einheit erhalten, daß der wiederkehrende Schlußvers eine allgemeine Betrachtung enthält, die auf alle einzelnen Bilder ihre Anwendung findet. Daß diese Form, welche auch Hagedorn öfters gebraucht (S. 487), dem französischen Liede eigenthümlich ist und diesem nachgebildet wurde, darf als bekannt vorausgesetzt werden.

1. (Vertrauen auf Gott.)

Was zagst du? Gott regiert die Welt;
Und der ist ja allmächtig.
Den Arm, der alles Fleisch erhält,
Was macht dir den verdächtig?
Wenn Meeresfluth,
Schwert, Feuersglut,
Uns schon ereilet hätten,
Da kann doch er noch retten.

Was zagst du? Gott regiert die Welt;
Und der ist der Allweise.
Stets dient der Weg, der ihm gefällt,
Zum Heil dir, ihm zum Preise.
In Finsterniß
Führt er gewiß
Oft aus der Nacht der Leiden
Ins heilste Licht der Freuden.

Was zagst du? Gott regiert die Welt,
Ist stets allgegenwärtig;
Wenn sich dein Herz verlassen hält,
Dir nah, zu helfen fertig.
Sein Odem nur
Trägt die Natur,
Trägt, wo auch jeder walle,
Doch allenthalben Alle.

Was zagst du? Gott regiert die Welt,
Und der ist ein Erbarmer,
Dir sagt's ein theures Lösegeld
Auch Sündern ein Erbarmer.
Auf! Fasse Muth!
Des Sohnes Blut
Sagts dir bei jedem Harme,
Wie gern er sich erbarme.

Was zagst du? Gott regiert die Welt;
Und er ist auch geduldig.
Zwar wenn er ins Gericht uns stellt,
Sind selber Fromme schuldig.
Doch sein Gesicht
Trifft Fromme nicht;
Drum sei gewiß, er schone
Auch dein in seinem Sohne.

Nun, Gott, da du die Welt regierst,
Wie dürft ich ängstlich zagen?
Ein Leid, in welches du mich führst,
Soll nie mich niederschlagen.
Ich hoff auf dich,
Du lässest mich
Bald deine Hülfe schauen,
Dir, dir will ich vertrauen.

2. Der Geschmack andrer.

Muffel singt zu ganzen Tagen,
Doch bei seines Nachbars Plagen
Lacht der alte Schadenfroh.
Tadelt ihn! Die Stirn bleibt heiter,

Und er lacht, und betet weiter:
Sein Geschmack ist einmal so.

Das hüpft zum Frauenzimmer,
Hüpft weg, und wechselt immer,
Und wählt wieder, die er floh.
Iris glaubt, ihn treu zu machen,
Morgen wird er ihrer lachen
Sein Geschmack ist einmal so.

Mädchen, warnt Gäril Cleonen;
Sieh mir nicht nach Mannspersonen!
Doch er warnt, bittt und droht!
Sie, sie schielt mit freien Mienen,
Noch indem er warnt, nach ihnen:
Ihr Geschmack ist einmal so.

Das leicht und geht gebücket;
Wenn er Mädchen kaum erblicket,
Brennt sein Herz gleich lichterloh.
Von Catheinen abgewiesen,
Schleicht er an dem Stock zu Lisen.
Sein Geschmack ist einmal so.

Ihr Gregang unsrer Thränen
Flicket Bav in alle Scenen
O und Ach, und Ach und O.
Lieber läßt er sich beschämen,
Als sein O und Ach sich nehmen:
Sein Geschmack ist einmal so.

Baldus gähnt bei Molieren,
Ungerührt liest er Voltairen,
Und schläft ein beim Marivaux.
Retrn, Documente, Rügen,
Urthel liest er mit Vergnügen:
Sein Geschmack ist einmal so.

Hört' Amythaonen erzählet,
Dieß Jahr ward Ovid vermählet,
Jenes Jahr starb Cicero.
Beide läßt er ungelesen,
Weiß er nur, wer sie gewesen:
Sein Geschmack ist einmal so.

Lykas wäre längst vergessen,
Schrieb er nicht noch alle Messen
Einen Band in Folio.
Wie soll er die Zeit vertreiben?
Nicht zu schlafen, muß er schreiben
Sein Geschmack ist einmal so.

Possen werden Deutsche rächen,
Straft sie gleich mit Satiren
Ein verwegner Teisreaur.
Die bei einem Haller gähnen,
Werden sich nach Stoppen sehnen
Ihr Geschmack ist einmal so.

Friedrich Karl Kasimir Freiherr von Creuz.

Unter den Dichtern, bei welchen der Einfluß der Engländer sichtbar ist, haben wir vor Allen den Freiherrn Friedrich Karl Kasimir v. Creuz zu nennen. Derselbe wurde am 24. Nov. 1724 zu Homburg v. d. Höhe geboren. Er verlor seinen Vater sehr früh, und es konnte wegen beschränkter Vermögensumstände, wie es scheint, wenig auf seine Erziehung verwendet werden. Nur kurze Zeit erfreute er sich der Leitung eines Hauslehrers oder des Rectors an der Homburger Schule; als dieser gestorben war, sah er sich ganz auf die eigene Thätigkeit beschränkt, aber es war diese so groß und der Knabe von so regem Eifer, daß er sich bei allerdings seltenen Anlagen in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit in den alten und neuen Sprachen, so wie später in Geschichte, Philosophie und Jurisprudenz die gründlichsten Kenntnisse erwarb, und er schon in seinem 22. J., ob er gleich keine Universität besucht hatte, vom Landgrafen von Hessen-Homburg zum Hofrath mit Sitz und Stimme ernannt wurde. In dieser Stellung erwarb er sich die Achtung des berühmten Fr. K. v. Moser, welcher an der Spitze der gesammten Geschäfte stand, und als dieser von denselben zurückgetreten war, und Creuz noch eine Zeitlang die wichtigsten Angelegenheiten geleitet hatte, wurde er zum ersten Staatsrath ernannt. Seine Hauptaufgabe bestand darin, die Rechte des Homburgischen Hauses gegen den Darmstädter Hof zu vertechten, was er mit solchem Eifer that, daß er sich den Haß des Landgrafen von Darmstadt zuzog, und von diesem ein Jahr auf einer Festung gefangen gehalten wurde. Doch gelang es ihm endlich, den Frieden zwischen den beiden Häusern wieder herzustellen, und seine Verdienste auch von Darmstadt anerkannt zu sehen, nachdem er schon vorher vom Landgrafen von Homburg zum Geheimenrath, so wie vom Kaiser zum Reichshofrath ernannt worden war und ihn die Akademien zu Berlin, Mannheim und München zu ihrem Mitgliede gewählt hatten. Er starb in Folge seiner durch zu angestrengte Arbeiten geschwächten Gesundheit am 6. Sept. 1770.

Man hat bis auf die neueste Zeit Creuz nur als didaktischen Dichter geschätzt, seine lyrischen Poesien dagegen kaum beachtet. Es ist allerdings wahr, daß auch in diesen die Reflexion vorherrscht, und daß sie mehr Gedanken, als Empfindungen darstellen; allein wenn der Dichter auch von der verstandesmäßigen Ueberlegung ausgeht, so sucht er doch durch Anwendung poetischer Mittel vorzugsweise das Gemüth zu ergreifen, und seine Gedichte wirken in dieser Weise oft in weit höherem Maße, als solche, die unmittelbar aus der Empfindung hervorgegangen sind. In Sprache und Form ist Creuz vorzüglich mit Haller verwandt, mit dem er auch darin Aehnlichkeit hat, daß er seine meisten Gedichte in der Jugend und vor seinem 30. Jahre verfaßte. Sie fallen somit zum größten Theile in das vierte Zehent des Jahrhunderts, was auch seine oft noch der Bewegung ermangelnde Sprache beweist. In einem großen Theile seiner Oden, die zuerst gesammelt im J. 1760 zu Frankfurt erschienen, preist er das Glück des Weisen, unter welchem er den versteht, welcher, über den Freuden und Leiden des Lebens erhaben, sich vom Getümmel und den Geschäften der Welt in die Einsamkeit zurückzieht, um sich der ruhigen Betrachtung der menschlichen und göttlichen Dinge zu widmen, und solchen Betrachtungen ist ein anderer Theil seiner lyrischen Gedichte gewidmet. Der Einfluß der englischen Literatur und ganz insbesondere der „Nachtgedanken" von Young ist, wie gleich Anfangs vorausgeschickt wurde, nicht zu verkennen; allein Creuz würde doch auch ohne diese Einwirkung geworden sein, was er wurde, da er von Natur und durch das Leben zu der wehmüthigen und oft beinahe düsteren Lebensanschauung geleitet wurde, die in Young ihren berühmtesten Repräsentanten hat.

1. Neujahrs-Gedanken.

1. Nacht, die mein Herze haßt und liebet!
Wo meine tiefe Schwermuth klagt!
Die mir die Ruhe nimmt und giebet!
Den Sorgen winkt und sie verjagt!
Du bringst den Schlaf den Thälern wieder,
Und selten den Palästen Ruh!
O Mutter sanfter Trauerlieder,
O höre meinen Klagen zu!

2. Wie stirbt die Zeit, in der wir währen,
In der wir fliehn! ihr Spiel! ihr Raub!
Sie fällt zugleich mit reifen Aehren,
Schmelzt mit dem Schnee; welkt mit dem Laub;
Und sie verweht mit unsern Leichen,
In unsrer Wiege wird sie jung;
Sie stürzt mit Thronen und mit Reichen,
Und jeder Fall ist ihr ein Schwung.

3. Das Glück mit ſeinem Zauberſpiegel,
Mit dem es Könige verblendt,
Flieht mit der Zeit auf gleichem Flügel,
Und bleibt den Thoren unerkennt:
Schnell hat ihr Ring ſie unſerm Blicke,
Und dem Saturn vorbei geführt;
Die Thräne ruft ſie nicht zurücke,
Die Valierens Aug verliert.

4. Ich ſehe, wie kaum aufgegangen,
Schon unſer Heut ein Geſtern iſt.
Das ſchönſte Roth der ſchönſten Wangen
Deckt nur des Todes Hinterliſt.
Ich ſah manch eiſernes Geſchicke
Schon über meine Scheitel gehn,
Und hinter manchem falſchen Glücke
Den Unfall, ſich verbergend, ſtehn.

5. Gleich vollen Segeln fliehn die Jahre
Mit ihren Augenblicken fort,
Der Sommer iſt des Frühlings Bahre,
Und nichts behauptet ſeinen Ort.
Wie ein Gewölk das andere treibet;
So iſt kein Ding, das Dauer hält.
So wie kein Strohm derſelbe bleibet.
So ändern wir uns und die Welt.

6. Wie Rom im ſtolzen Siegsgepränge
Verheerter Städte Bilder trug:
So zeigt des größten Lebens Länge
Der Tod in einem Aſchenkrug.
Der eitle Stolz der Erdengötter
Wird tauſenden zum frühen Grab:
So werfen Cedern ihre Blätter
Verachtend in das Thal herab.

7. Wer ſchläft und iſt von Sorgen freyer?
Der Tod belauſcht die ſtille Nacht:
So wie des Nilſtroms Ungeheuer
Des Ufers Schilf unſicher macht.
Er ſpielt mit Pflügen und mit Kronen
So wie das Meer, das ewig trinkt,
Des Wilden Kahn und Gallionen
Als gleiche Laſten in ſich ſchlingt.

8. Oft, eh ſich Nichts und Weſen trennen,
Empfinden wir ſchon ſeine Macht.
Eh wir das Licht gewöhnen können,
Umringt uns eine blinde Nacht.
Sein Name leut in allen Zonen,
Und ſeiner kunten Tirannei
Sind ungeheure Patagonen,
Und Grönlands Zwerge einerlei.

9. Wer zählt die Kämpfe, die dort liegen?
Den feigen Flüchtling und den Held,
Den ſchnell im Fliehn, den ſchnell im Siegen,
Vermengt der Wahlſtatt rothes Feld.
So ſah ich Wünſche, die ſich drängen,
Im Wirbel der Vergeſſenheit,
Und Scherze ſich mit Thränen mengen,
Im Strudel der Vergänglichkeit!

10. Jahrhunderte, verſchwelgt im Glücke,
Wer zählt ſie in der Ewigkeit?
Träumt nicht in einem Augenblicke
Uns eine ganze Lebenszeit?
So wird in jenem Nachtgefilde
Einſt unſer Schatten einſam gehn,
Und ſo, wie eine Schlacht im Bilde,
Die Fälle dieſes Lebens ſehn.

11. Wer hat des Weltlaufs Sinn erlernet,
Und ſtrebt noch nach Vollkommenheit?
Die Scene iſt zu weit entfernet,
Die unſerm Glanz die Strahlen leiht.
Die Gruft hört nicht der Nachwelt Töne;
Der Nachwelt, die uns leicht vermißt.
Und ſo, wie eine ſpröde Schöne,
Auch ihren Buhlern grauſam iſt.

12. Welch Schikſal ſtellt die Uhr des Lebens,
Und rükt den Zeiger unſrer Zeit?
Der Kindheit Sorgen ſind vergebens,
Des Alters Sorgen Eitelkeit.
In dieſem Reich der Flüchtigkeiten
Sind wir, wenn Unglüksſtürme wehn,
Und Wellen, wider Wellen ſtreiten,
Wie Büſche, die am Ufer ſtehn.

13. Was wirſt du uns, o Zukunft! bringen?
Welch Umfall folgt dem Abendſtern?
O Zeit! ſoll alles dir gelingen?
Iſt, Welt! dein Ende nicht mehr fern?
Flieht, Menſchen! heut vor künftigen Wettern;
Ein jeder Morgen gleicht dem Tag,
Der in Sibyllens drohnden Blättern
Prophetiſch eingehüllet lag.

14. Wie räthſelhaft ſind unſre Tage,
Im Aufgang und im Untergang?
Zu kurz ſind ſie des Thoren Klage;
Dem Wunſch des Weiſen oft zu lang.
Welch Fabelwerk iſt unſer Leben?
Halb iſt's ein Weſen, halb ein Schein;
Zu kurz, nach eitlem Glük zu ſtreben,
Zu lang, ohn eitles Glük zu ſeyn.

15. Es blühn der Tugendhaften Stunden;
Wie Nachtgewächſe traurig blühn,
Der Morgen kommt; ſie ſind verſchwunden.
Wie Vögel, die verm Winter fliehn.
Es fliehn der Luſterhaften Tage
Gleich Dünſten aus der Erde Schoos,
Der reinen Lüfte ſchwehre Plage,
Ihr Bliz und des Gerechten Loos.

16. Wo flieh ich hin? Welch ein Geſchicke
In meiner Zukunft erſieh'n?
Ach! ſoll dann nur für Bubenſtücke
Die heilge Freiſtadt offen ſtehn!
Kein holder Traum teuſcht meinen Kummer,
Der nirgends eine Zuflucht findt;
Des Pilgrims Troſt, kein ſanfter Schlummer
Kehrt ein, wo meine Sorgen ſind.

17. Wohlan, den Unmut zu zerſtreuen,
Flieh ich der Trape Kerker zu,
Doch ach, umſonſt! auch Wüſteneien
Sind, wie die Städte, leer an Ruh.
Die Jahre, die mir ſchon verſchwunden,
Sind öd wie ein zerſtörtes Reich,
Die meinem Grum noch künftge Stunden
Sind unbekannten Ländern gleich.

18. Geſcheine bald, geliebter Morgen,
Wo ewig einſt mein Auge wacht!
Hold, wie ein Kind, das ohne Sorgen
Im ſichern Arm der Unſchuld lacht.
Ich zähle ſchon die Augenblicke,
Als Schritte zu der Ewigkeit,
Und meinem Wunſch gefällt kein Glükr,
Das reinre Geiſter nicht erfreut.

2. An das Glük.

1. Hier ſeh ich ferne dir zu, in den verlaßnen Gründen,
Wo ich, o Glük! dich ohne Reu verlohr!
Du ſtürzeſt Felſen herab, und gleich den Wirbelwinden
Hebſt du oft noch den kleinſten Staub empor.

2. Du ſtöhrſt dem Helden, der ſich in blutgen Siegesmälern
Verliebt beſieht, die Cirkel ſeiner Ruh,
Und gleich verrätheriſch ſiehſt du in des Todes Thälern
Der Fürſten und der Bettler Ankunft zu.

3. Wer, wenn du lächelſt, dir traut, ſchläft unter falſchen Schatten,
Und Schlangen ſchaun erbeut auf ihn herab;
Die Mörder ſieht er nicht, die auf dem Zweig ſich gatten,
Der unter ihm Schlaf, Ruh und Schatten gab.

4. Der Weg zur Ehre geht fort bis in die Labyrinthen
Der Gräber, wo er dunkel ſich verliert;
Der Wolluſt Wünſche drehn ſich rin in Meeres Gründen,
Wo jede Luſt auf Sund und Klippen führt.

5. Ein unerbittlich Geſchik lenkt unſichtbar von oben,
Den leichten Wagen unſrer Lebenszeit;
Kein Weiſer wird einen Tag noch vor dem Abend loben,
Kein Leben vor der Nacht der Ewigkeit.

6. Was noch kein Vorwiz erforſcht, noch kein Columb entdecket;
Wohin kein Gold die Gallionen ruft;
Was kein Architas noch muß, kein Kriegsvolk noch erſchrecket;
Das iſt das Land jenſeits der ſtillen Gruft.

7. Wer weiß, wie bald ich dahin die kurze Reiſe thue!
Wir eilt mir, o Glük! vor deinem Spiel!
Dort iſt ein ſichres Geſtad; der niedre Sitz der Ruhe,
Die nie, o Glük! von deinen Sproſſen fiel.

Nikolaus Dietrich Giſeke.

Nikolaus Dietrich Giſeke, geb. am 2. Apr. 1724 zu Günz in Niederungarn, verlor ſeinen Vater,

der dort lutherischer Pfarrer war, schon wenige Tage nach seiner Geburt. Seine Mutter zog bald darauf nach Hamburg zu ihren Verwandten, wo er, als er das nöthige Alter hatte, die Schulen besuchte, und sich durch Talent und Fleiß so auszeichnete, daß er sich später die Freundschaft der Dichter Brockes und Hagedorn erwarb. Im J. 1745 bezog er die Universität in Leipzig, wo er mit Schlegel, Gellert, Gärtner u. A. vertraute Bekanntschaft schloß und an den „Bremer Beiträgen" Antheil nahm, die namentlich in den zwei letzten Bänden mancherlei Arbeiten von ihm enthalten. Nachdem er Ende 1748 Leipzig verlassen hatte, lebte er in Hannover und dann in Braunschweig als Hauslehrer, wo er sich durch seinen liebenswürdigen Charakter viele Freunde erwarb, unter Andern den Abt Jerusalem, der ihm selbst einen Sohn anvertraut hatte, und durch dessen Einfluß er 1753 zum Prediger nach Trautenstein berufen wurde, wo er jedoch nicht lange blieb, da er schon im folgenden Jahre den Ruf als Oberhofprediger nach Quedlinburg erhielt. Im J. 1760 berief ihn der Fürst v. Schwarzburg-Sondershausen zum Superintendenten und Consistorialassessor, als welcher er bis zu seinem Tode segensreich wirkte, der ihn nach einer Krankheit von einigen Monaten am 23. Febr. 1765 hinraffte.

In Giseken's Dichtungen lassen sich zwei scharf ausgeprägte Richtungen unterscheiden, welche jedoch keineswegs in der Zeit auseinanderstehen, da vielmehr beide gleichzeitig erscheinen, wenigstens seit Ende der vierziger Jahre. Seine didaktischen Gedichte und seine Fabeln, dann aber auch ein Theil seiner Oden und Lieder tragen das Gepräge der Sächsischen Schule, und er theilt alle Vorzüge und alle Mängel derselben: die Gedanken sind einfach und nicht eben neu, aber immer natürlich und voll Wahrheit; die Sprache ist weder sehr reich' noch hat sie besondern Schwung, aber sie ist correct, klar und ungesucht; dazu ist der Vers rein, leicht und fließend, der Reim ungezwungen und nicht ohne Geschick behandelt. Eine größere Anzahl seiner lyrischen Dichtungen sind dagegen ganz in der Klopstockischen Weise gedacht und ausgeführt, und in manchen derselben ist die äußere Erscheinung der Oden Klopstocks in Bau und Sprache so glücklich nachgeahmt, daß man auf den ersten Anblick diesen für den Dichter halten könnte. Bei näherer Betrachtung verschwindet diese Aehnlichkeit freilich immer mehr; denn wenn Giseke auch unzweifelhaft von tiefem Gefühl war und eine nicht gewöhnliche Gewandtheit der Sprache besaß, so steht er doch in beiden Beziehungen tief unter Klopstock, und es fehlt ihm namentlich die schaffende Kraft, welche jenen so mächtig über seine Zeitgenossen erhob. In Klopstock ist der Ausdruck durchgängig aus der Empfindung hervorgegangen. In Giseke dagegen ist er von seinem Vorbild entlehnt und stimmt in der That nicht mit der zwar wahren und tiefen, aber weniger kräftigen Empfindung überein. Solcher Art sind die meisten Oden, welche der Dichter seiner geliebten Braut und Gattin widmete und unter dem besondern Titel „Geschenk an meine Daphne" vereinigt sind, aber auch andre haben diesen Charakter. Aus dieser doppelten Richtung des Dichters (man könnte vielleicht sogar noch eine dritte nachweisen, indem mehrere Lieder im Sinne und Geist der Anakreontiker gedichtet sind) ergibt sich aber, daß er bei allem Talente, das ihm nicht abgesprochen werden kann, eigentlicher Selbstständigkeit ermangelte und er sich den Einflüssen der Zeit oder größerer Talente nur allzuleicht hingab. Er gehört daher vor Allen zu denen, welche die Aufgabe zu haben schienen, durch ihre Thätigkeit das neue poetische Leben fester zu begründen und in weitere Kreise zu verbreiten, eine Aufgabe, die er auch vollkommen erfüllt hat, theils durch seine Gedichte, theils durch Herausgabe zweier Wochenschriften, von denen er die eine („Sammlung einiger Schriften zum Zeitvertreibe des Geschmacks" Lpz. 1746) mit J. E. Schlegel, die andere („Der Jüngling" 1747) mit Rabener besorgte.

1. Aus dem „Geschenk für meine Daphne".

Erste Ode.

1. Du weinest, Daphne? Was für Zähren,
Durch dir aus dir die Liebe spricht'
Laß sie mir ganz dein Herz erklären,
Und schäme dich der Zähren nicht.
Nicht eine seh ich zärtlich fließen,
Bey der mein Blick nicht gern verweilt,
Der nicht mein Mund, sie aufzuküssen,
Entzückt entgegen eilt.

2. Als mir ein Wort aus deinem Munde
Zuerst mein ganzes Glück versprach,
(Erinnerst du dich noch der Stunde?)
Da folgten auch ihm Thränen nach.
Ich segne noch mit dankbarm Triebe
Euch, theure Pfänder meines Glücks,
Gewisse Bürgen ihrer Liebe,
Und Zeugen ihres Blicks.

3. Als mich das Schicksal, das uns trennte,
In eine Gegend hingeschickt,
Wo niemand deinen Namen kennte,
Und nichts, was ich sah, dich erblickt:
Da hat dein Herz mit meinem Herzen
In gleicher Wehmuth sich vereint,
Und einen Theil von seinen Schmerzen,
Den kleinsten zwar, verweint.

4. Die Thränen, die dir heut entflossen,
Sind nicht mit stillem Gram vermischt,
Sind von der Liebe nur vergossen,
Und auch von ihr nur abgewischt.
Sie dienen mir statt aller Schwüre,
(Die Liebe braucht's nicht, daß sie schwört,)
Daß ich dein Herz nun nie verliere,
Das einmal mir gehört.

5. Soll ich nicht deinen Thränen glauben?
Auch ohne Thränen glaub ich dir.
Du schenkst mir nichts, um es zu rauben,
Selbst meine Liebe sagt es mir.
Nur laß mich jeden Tag dich fragen,
Ob auch dein zärtlichs Herz mich liebt,
Ich weiß nichts wichtigers zu sagen:
Wer weiß das, wenn er liebt?

Dritte Ode.

1. Wenn der festliche Strahl dieses beglückten Tags
Um dein ruhendes Haupt lächelt, und nun verliebt
Deine blühende Wange
Dein sanft schlummerndes Auge küßt:

2. Wacht dein zärtliches Aug' ihm denn auch lächelnd auf,
Meine Daphne? Begrüßt ihn dein empfindend Herz
Mit der Freude der Liebe,
Daß er mir dich gebohren hat?

3. Wäre dieser Tag nicht, Daphne, was würd' ich seyn,
Wenn du, Daphne, nicht wärst? — Welch ein entsetzlicher
Schnellgedachter Gedanke!
Meine Daphne, wenn du nicht wärst!

4. Sey mir ewig ein Fest, o du beglücktester
Aller Tage! Sey stets dankbar von mir begrüßt,
Sey stets dankbar gefeyert,
Der du Daphnen gebohren hast!

2.

Lange sehr lange, Damon,
Hat dein junger Fuß sich geübt, dornigte, wüste Pfade
Einsam zu wandeln! Lange
Floh mit abgewandtem Gesicht, feindlich und unerbittlich,

Ferne von dir die Freude.
Also wollt es Gott, der allein jedes Erschaffnen Laufbahn
Jeglichem vorgezeichnet!
Auch die Hoffnung, welche doch sonst über ein weinend Antlitz
Lächelnde Ruhe breitet,
Und den müden Rudersknecht stärkt, unter den schweren Fesseln
Tränmend sich frey zu dünken,
Auch die war entflohn! Wie betäubt standest du da, und bebtest!
Dunkel und schwer von Stürmen
Hieng der Himmel über dein Haupt. Nirgends wohin dein Auge
Aengstlich sich wandte, nirgends
Brach die Nacht ein schimmerndes Licht. Ueberall Donnerwolken!
Ehe die ausgedonnert,
Werden jene, welche schon dort wartend von Feene dräuen,
Himmel und Erd' erschüttern.
Doch wie schön entwölkt, wie verklärt lächelt der Himmel wieder,
Deinem erstaunten Auge!
Denn die wilden Donner sind längst wieder hinaufgewandelt,
Ueber die hohen Felsen,
Oder übers Meer, wo sie jetzt ihren vergebenen Eifer
Ueber die Fluten schütten.
Und die Thäler, welche von dir lange nur Klagen lernten,
Hören jetzt, und erstaunen,
Hören ein entzückend Gespräch zärtlicher froher Herzen,
Welche sich plötzlich finden,
Hören ein beredtes Gespräch wiedergegebener Küsse,
Hören nur Lieb und Feende.
Denn in dem verwandelten Thal wohnet mit dir die Liebe!
Unter dem Fuß des Frühlings
Sprossen junge Veilchen empor. Aber der Blick der Liebe
Schaffet ihn selbst, den Frühling!
Oede Felsen werden beseelt, traurige Wüsten lächeln!

Konrad Arnold Schmid.

M. Conrad Arnold Schmid.

Von geringerem persönlichen Einflusse, als J. A. Schlegel, und daher in der Literaturgeschichte weniger genannt oder hervorgehoben, hatte sein Freund Konrad Arnold Schmid ein entschiedenes Talent für die lyrische Dichtkunst, namentlich für die religiöse Ode. Derselbe wurde am 23. Febr. 1716 zu Lüneburg geboren, wo er auch das Gymnasium, an dem sein Vater als Rector wirkte, mit glücklichem Erfolge besuchte. Er studirte hierauf in Kiel, Göttingen und zuletzt in Leipzig, wo er zuerst an den Schwabe'schen „Belustigungen", später an den „Bremer Beiträgen" Theil nahm, zu denen er jedoch nur Weniges lieferte. Als sein Vater gestorben war, wurde er im J. 1746 dessen Nachfolger, und er erwarb sich nicht nur durch die treffliche Leitung der ihm anvertrauten Anstalt, sondern auch durch einige gelungene gelehrte Arbeiten große Anerkennung, besonders durch glückliche Uebersetzungen aus dem Griechischen, in welchen er eine große Gewandtheit der Sprache und Darstellung entwickelte. Als Rector hatte er die Aufgabe, jährlich zur Feier des Weihnachtsfestes Kirchenlieder oder „Kantilenen", wie man sie nannte, zu verfertigen, die sodann in Musik gesetzt und von den Schülern gesungen wurden. So entstanden die „Lieder auf die Geburt des Erlösers", die erst später von seinen Freunden gesammelt und herausgegeben wurden (Lüneburg 1761). Im J. 1760 erhielt Schmid den Ruf als Professor der Theologie und der römischen Literatur am Carolinum in Braunschweig, den er um so lieber annahm, als er dort seine alten Universitätsfreunde Gärtner, Ebert und Zacharia wiederfand. Auch führte er dort ein recht glückliches Leben, das durch die engeren Beziehungen zu Lessing, Jerusalem und seinem nachmaligen Schwiegersohn Eschenburg einen steigenden Reiz erhielt. Er starb, nachdem er im J. 1777 zum Canonicus des Cyriakstifts und 1786 zum Consistorialrath ernannt worden war, am 11. Nov. 1789.

Die wenigen weltlichen Lieder, welche Schmid in den „Belustigungen" bekannt machte (in die „Bremer Beiträge" hat er, so viel wir wissen, nur die Idylle „Silen" einrücken lassen), lassen zwar ein poetisches Talent hie und da durchblicken, doch erheben sie sich im Ganzen nicht über die gewöhnlichen Dichtungen der damaligen Zeit, deren Gepräge sie nicht verläugnen können, da in ihnen mehr der Verstand und, wenn man will, der Witz, als die Empfindung den Dichter leitete. Von weit größerer Bedeutung sind dagegen seine schon erwähnten „Lieder auf die Geburt des Erlösers", welche, obgleich für den Kirchengesang bestimmt, und auch in der That von musikalischer Wirkung, dennoch mehr Oden als eigentliche Lieder sind und nicht bloß von religiöser, sondern auch von ächt poetischer Begeisterung, so wie von großem Reichthum der Sprache und Gewandtheit des Ausdrucks zeugen. Ohne nach auffallenden Worten und Wendungen zu haschen und durch den Reiz der Neuheit bestechen zu wollen, ist seine Darstellung doch feierlich, würdevoll und erhaben und zugleich gibt die stets neue Auffassung des nämlichen Gegenstands ein unwiderlegbares Zeugniß von der Gedankenfülle und der schaffenden Kraft des Dichters. Merkwürdiger Weise hatte sie Cramer in seine Gedichte aufgenommen, von wo sie unter dessen Namen in die Gesangbücher übergegangen waren, weshalb sich Schmid veranlaßt sah, sein Recht auf dieselben öffentlich in Anspruch zu nehmen.

1. Die verlangende Sulamith.

1. Nacht voll Heil, voll ewger Wonne,
Freher als der Strahl der Sonne,
Der im ersten Morgen graut,
Wenn sein Roth das Feld bethaut,
Deine Wunder auszubreiten,
Hemmet die Natur den Lauf!
Unerschaffen geht den Zeiten
Nun der Steen aus Jakob auf.

2. Durch das Heer der lichten Sterne,
Das in unbegrenzter Ferne
Ehefurchtsvoll um ihn sich dreht,
Heerichet seine Majestät.
In noch nie gehörten Kreisen
Oefnet jeder Stern den Mund,
Und ein Kreis thut andern Kreisen
Jauchzend seinen Aufgang kund.

3. Aller Himmel Frendenchöre
Rufen: Seele, komm und höre!
Nicht umsonst tönt Gottes Zelt
Von der Harmonie der Welt!
Dieser Steen, der Gottheit Flamme,
Seele, strahlt für dich herfür,
Dir geht er aus Jakobs Stamme
Herrlich auf und leuchtet dir!

4. Stark vom Glauben sieht die Seele
Durch die Schatten dieser Höhle,
Wo der Kummer einsam weint,
Ihren Gott, der ihr erscheint,
Von den Wohnungen der Fülle,
Von dem Meere jener Ruh,
Fließen ihr in heiger Stille
Ströme milder Hofnung zu.

5. Kömmst du von des Seirs Geklüften,
Von den Klüften scheuer Hinden,
Zions König, in der Nacht,
Groß an Stärke, reich an Pracht?

Steigſt du von des Kaemels Hohen
Schön, vom Morgen feuch dethaut,
Deine Sulamith zu ſehen,
Deine Freundinn, deine Braut?

6. Seele, welch ein ſüß Entzücken
Will dich unſere Welt entreüden?
Schon hat dich kein Gebalt mehr,
Schon umringt dich Gottes Heer,
Wo der Engel Harfen klingen;
Ueber allen Sonnen Bahn,
Hebt die Lieb auf mächtigen Schwingen
Dich zu deinem Freund hinan!

7. Ach, wo iſt er, den ich liebe?
Kehrt zurück, entflammte Triebe!
Seele, der dich liebt, iſt hier,
Seine Liebe bringt ihn die.
Such ihn in den armen Krippen,
In der ſterblichen Natur,
Gott! Hier ſchweigen meine Lippen,
Und die Thränen reden nur.

2. Der Siegesfürſt.

1. Erhöhet die prächtigen Pforten der Siege!
Erweitert mit Jauchzen die Thore der Welt.
Das Reich iſt nun Gottes, nun ruhen die Kriege!
Er naht ſich, der König, der Held!

2. Er naht ſich: der ſiegende Tod wird zu Schanden,
Er weiht uns vergeblich ſein drohendes Grab.
Es fallen den Knechten des Todes die Banden
Von zitternden Händen herab.

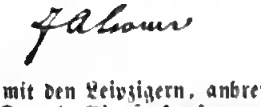
3. Sie tragen, für Keſſel, ſanft ſeibliche Palmen,
Und Hoffnung umſtrömet für Seufzer die Bruſt.
Das Henken der Kerker verkehret ſich in Pſalmen,
Den Kummer verjaget die Luft.

4. Die Boten der ewigen Heerlichkeit eilen,
Sie bringen Verſöhnung und himmliſche Pracht.
Wie Blitze die ſchüchternen Wolken zertheilen,
Zertheilt ſich die trauernde Nacht.

5. In ſtiller Empfindung dringt, nahe den Schmerzen,
Unſagliche Wolluſt in Thränen hervor;
Voll mildeſter Zärtlichkeit ſchwingen die Herzen
Sich hie, o Geliebte, empor.

6. Dich, Heiland, Dich ſuchet der Frommen Verkehren
Wie Efeu an den Ulmbaum der Weinſtock ſich ſchlingt.
Dir folget die Liebe durch Tod und durch Leben,
Die Liebe, die Alles bezwingt.

Johann Andreas Cramer.



Einerſeits mit den Leipzigern, anderſeits mit ſeinem großen Freunde Klopſtock zuſammenhängend, jene beinahe ohne Ausnahme an Talent, dieſen wenigſtens an Vielſeitigkeit übertreffend, iſt Cramer eine der bedeutendſten Erſcheinungen aus der erſten Hälfte der vorliegenden Periode, und wenn er in der Geſchichte der Literatur keine ſo einflußreiche Stellung einnimmt, als manche andre, weniger begabte Zeitgenoſſen, ſo iſt dies namentlich dem doppelten Umſtande zuzuſchreiben, daß er ſich zuerſt vorzüglich mit gelehrten Arbeiten beſchäftigte, und daß ſeine Gedichte erſt ſpät geſammelt erſchienen.

Johann Andreas Cramer, geb. zu Jöbſtädt im Erzgebirge, bezog, nachdem er ſich auf der Fürſtenſchule in Grimma gut vorbereitet hatte, die Univerſität Leipzig, um Theologie zu ſtudiren. Da ſein Vater um dieſe Zeit geſtorben war und ihm kein Vermögen hinterlaſſen hatte, lebte er eine Zeitlang in ſehr dürftigen Umſtänden, bis er ſich endlich Beſchäftigung als Corrector und dann auch als Ueberſetzer und durch Privatunterricht den nöthigen Lebensunterhalt verſchaffte, ohne jedoch ſein Studium zu vernachläſſigen. Auch er nahm Antheil an den Schwabe'ſchen Beluſtigungen, ſo wie ſpäter an den „Bremer Beiträgen", zu deren Hebung er durch die große Zahl und die Tüchtigkeit ſeiner Dichtungen nicht wenig beitrug. Im J. 1745 wurde er Magiſter und er fing an Vorleſungen zu halten, doch nahm er 1748 die Ernennung zum Prediger in Crellwitz bei Halle an, wo er zum Theil in Verbindung mit ſeinem Freunde J. A. Schlegel, der ſich eine Zeitlang bei ihm aufhielt, mehrere Werke überſetzte (Boſſuets Weltgeſchichte, des Chryſoſtomus Homilien). So wenig ihm ſeine kleine Dorfgemeinde Gelegenheit zu geben ſchien, ſich als Kanzelredner auszubilden, ſo gelang es ihm doch in hohem Grade, weil er bei der verſtändigſten Rückſicht auf die Bildungsſtufe ſeiner Zuhörer doch ſtets bemüht war, ſeine Vorträge nach den Geſetzen der Kunſt zu bearbeiten. Als er 1750 zum Oberhofprediger und Conſiſtorialrath nach Quedlinburg berufen wurde, ſetzte er ſeine Bemühungen mit ſo glänzendem Erfolge fort, daß ſein Ruf ſich immer weiter verbreitete und er im J. 1754 durch die Verwendung ſeines Freundes Klopſtock zum Hofprediger des Königs von Dänemark nach Kopenhagen berufen wurde. Auch in dieſem neuen Wirkungskreiſe erwarb er ſich die allgemeinſte Anerkennung, die noch höher ſtieg, als er, ſeit 1765 zum Profeſſor der Theologie an der Univerſität in Kopenhagen ernannt, eine umfaſſende Gelehrſamkeit und große Lehrgabe entwickelte. Zugleich war er auch als Schriftſteller thätig; er ſetzte die Bearbeitung des Boſſuet fort, gab eine Zeitſchrift („Der nordiſche Aufſeher" 3 Bde. 4. Kopenhagen 1757—1770) heraus, an welcher auch Klopſtock Theil nahm, ſo wie eine poetiſche „Ueberſetzung der Pſalmen" 4 Thle. Lpz. 1755 ff.), und mehrere Sammlungen von Gedichten und Predigten. Die däniſche Revolution machte jedoch auch ſeine Stellung unangenehm, ja unhaltbar, weshalb er 1771 den Ruf als Superintendent in Lübeck annahm. Doch ſchon 1774 gewann man ihn wieder für Dänemark; er wurde zum Prokanzler und erſten Profeſſor der Theologie an der Univerſität in Kiel, und 1784 zum Kanzler und Curator derſelben ernannt, in welcher Eigenſchaft er ſich vielfache Verdienſte um die ihm anvertraute Anſtalt und insbeſondere um die theologiſche Facultät erwarb. Er ſtarb, von Allen tief betrauert, am 12. Juni 1788.

Cramers Vielſeitigkeit erhellt ſchon aus der obigen Darſtellung: er beſaß eine gründliche und ausgebreitete Gelehrſamkeit, er war, was zu jenen Zeiten bei Gelehrten ſelten gefunden wurde, zugleich ein tüchtiger Lehrer und hatte überhaupt einen ächt praktiſchen Sinn, durch den es ihm gelang, mehrere wohlthätige oder nützliche Einrichtungen zu ſchaffen (eine Wittwenkaſſe, eine Anſtalt zur Uebung junger Theologen im Predigen u. ſ. w.); endlich hatte er ein ſeltenes Rednertalent, das er durch ſorgfältiges Studium und unausgeſetzte Bemühung zur künſtleriſchen Vollendung ausgebildet hatte. Auch als Dichter war er begabter, als die meiſten ſeiner Leipziger Freunde, und nur weil ſeine Gedichte in verſchiedenen Sammlungen zerſtreut und meiſt ohne ſeinen Namen erſchienen waren, gewann er ſich weniger Einfluß und Bedeutung, als jene untergeordneteren Talente; als ſie aber geſammelt erſchienen (1762), war ſchon die Zeit vorüber, in welcher er hätte wirken können; er war eigentlich ein Vorläufer Klop-

stocks und doch wurde er erst später bekannt, als dieser *).

Seine „Uebersetzung der Psalmen" erregte bei ihrem Erscheinen die höchste Bewunderung, weil er, wie keiner vor ihm, die besondere orientalische Färbung mit eben so viel Glück, als den Sinn seines Vorbildes wiedergegeben hatte, und nebst der Treue auch die poetische Kraft des Ausdrucks als eine neue Erscheinung begrüßt wurde. Vorzüge, welche er dem fleißigen Studium Luthers und seiner Sprache zu verdanken hatte. Seitdem haben freilich die Fortschritte der Wissenschaft und die umfassende Ausbildung der poetischen Sprache (wozu auch Cramer beigetragen hat) es möglich gemacht, seine Uebersetzung in jeder Rücksicht zu übertreffen; aber legen wir, wie billig, den Maßstab seiner Zeit an sein Werk an, so müssen wir dem ihm von seinen Zeitgenossen ertheilten Lob unbedingt beistimmen, welche vor Allem die edle und würdige Sprache, die feurige Begeisterung des Dichters und die Mannigfaltigkeit seines Strophenbaues bewunderten.

Seine eigenen geistlichen Lieder, die er zuerst in verschiedenen Sammlungen veröffentlichte („Andachten in Betrachtungen, Gebeten und Liedern" Kopenh. 1764 ff.; „Neue geistl. Oden und Lieder" Lüb. 1775) und dann mit den Oden und Lehrgedichten in den „Sämmtlichen Gedichten" (3 Tble. 8. Lpz. 1782. 83) vereinigte, erreichen seine Psalmen nicht, und sind zudem in Haltung und Werth sehr verschieden. Während in den einen das moralische Element, welches Gellert in das Kirchenlied gelegt hatte, noch entschiedener hervortritt, als bei diesem, so daß sie zur gereimten Prosa herabsinken (z. B. „Aller meiner Brüder Rechte", „Groß ist, ihr Aeltern, eure Pflicht"), nehmen andere einen dem Kirchenlied unangemessenen Schwung, durch welchen er theils den hebräischen Psalmen, theils seinem Freund Klopstock nachzustreben suchte, welchen er jedoch in der musikalischen Behandlung weit übertraf. Diese Lieder, zu welchen die größte Zahl gehört, sind bei weitem besser als jene, und abgesehen davon, daß Bilder, Ausdrucksweise und Ton der volksthümlichen Haltung zu fern stehen, welche der Kirchengesang vor Allem haben soll, und daß manche oft in das Rhetorische übergreifen, sind sie durch ihre tiefe Innigkeit und ihre feurige Begeisterung und die Klarheit und Kraft ihrer Darstellung den besten religiösen Gedichten beizuzählen („Gott, wer ist dir zu vergleichen?", „Tief im Abgrund erklang").

Das lyrische Talent Cramers war vorzüglich für die Ode und Hymne geschaffen, und wie seine besten religiösen Dichtungen ganz eigentlich zu dieser Gattung gehören, so sind auch die Gedichte, die er selbst Oden benennt, das Beste, was er gedichtet, und unter diesen ragen besonders die auf die beiden großen Reformatoren Luther und Melanchthon hervor, in denen sich eine glühende Vaterlandsliebe kundgibt, die an seinen Freund Klopstock erinnert. Freilich artet auch hier öfters die Begeisterung in rhetorische Formeln aus, ja es tritt zuweilen gerade an solchen Stellen sogar eine Art Ermattung ein; und diese Mängel wurden später dem Dichter namentlich von Lessing mit großer Bitterkeit vorgeworfen, welche freilich zum Theil in der wohlbegründeten Abneigung gegen die „seraphische Poesie", wie man die religiös sentimentale Richtung und die oft übel angebrachte oder nur gemachte Begeisterung Klopstocks und seiner Freunde oder Nachahmer charakteristisch bezeichnete, zum Theil aber auch in dem Umstande ihren Grund hatte, daß Cramer in seinem „Nordischen Aufseher" für Kirche und Geistlichkeit eine Stellung zu verlangen schien, welche Bedenken erregen mußte.

*) So schreibt ihm Gellert schon im J. 1754: „Wegen Deiner Oden und Lehrgedichte sey von mir auch im neuen Jahre ermahnet. Du mußt sie zusammen drucken lassen, und Deinen Namen vorsetzen, so gut als vor die Psalmen. Wer liest die „Beyträge", und wer weis, daß Du dieses oder jenes darinnen gedichtet hast?"

Luther.

1. Du freyes Volk, das keinen Nationen,
Zumal nicht stolzen, weichet, das du darfst
Hochaufsehn, und herab von ihren Thronen
Viel Beiniger der Völker warst,
Thuiskons Volk, Tyrannenbändiger,
Du Arm der Freyheit, du Erschütterer
Der Weltbezwingerin, an deren Wagen
Schon Gallien und Lydia,
Iberien und Asia
Zu Seinen angekettet lagen.

2. Du Donner, der sie niederwarf, du Retter
Der Völker, als aus Lust zur Tyranney
Roms Wahn und List der Erde neue Götter
Erfand zur neuen Sclaverey:
Thuiskons Volk, fromm, redlich, frey und hoch,
Gleich deinen Bergen, einem jeden Joch
Ein Feind, der muthig weiß sich loszuringen.
Wer will von deinen Sängern, kann
Den Mann, ders that, den deutschen Mann
In alten Baedenliedern singen?

3. Nehmt euer Telyn; denn der Lieder Spiele
Verstand er, schlug die Harfe selbst, und sang
Ins Herz der Deutschen göttliche Gefühle,
Daß weit umher ihr Hall erklang!
Es hätten, wie er spielte, durch sein Lied
Von einer himmelvollen Glut geglüht
Selbst Hermanns Barden hätten ihm geschwiegen,
Mit Licht umstrahlt in ihrer Nacht,
Vergessen dich Gesang der Schlacht,
Und dich Wardit von seinen Siegen.

4. Wer fleugt voran? Wen will der hohen Lieder,
Die er verdient hat, führen sein? Soll ich?
Soll ich? Ich wills. Fliegt, Barden, meine Brüder,
Mir nach und übertönet mich.
Noch glänzt sein Ruhm nur durch sein eignes Licht,
Nicht in des Lieds; auch haben Fürsten nicht
In Maemor ihn und ewig Erz gegraben.
Deß mögen sich Grobrer freun!
Sie werden doch vergessen seyn,
Wie viel sie Ehrenbogen haben!

5. Mehr ist der Wahrheit Kämpfer, als wer Schlösser,
Wer Welten durch sein dürftig Schwert gewinnt.
O Luther, Luther! Hehre Name, größer,
Als aller Helden Namen sind!
Als Hermanns auch, und der besiegte doch
Die Völkerplager und zerbrach ihr Joch!
Denn er zerbrach des Aberglaubens Ketten,
Schon trugen wir sie, sträubend zwar,
Doch trugen wir sie, keiner war
Noch weis' und kühn genug, uns zu retten.

6. O Finsterniß, wir jene wae, o Oede,
Die in dem ersten Chaos dich umfloß,
Eh sich noch auf des Weltenschaffers Werde
Sein Lichtquell über dich ergoß,
Daß deine Nächte flohn! o Finsterniß,
O neue greuelvolle Finsterniß,
Viel schwärzer; (der Gedank an dich erschreckel')
Verhüllt in deine Dunkel lag
Ein neues Chaos ohne Tag
Mit Mitternachtgraun überdeckel!

7. Als hätt' Abaddon aus des Abgrundspfuhle
Sich hergestürzt und seiner Plagen Strom!
Ein Donner scholl von eines Menschen Stuhle
Aus deinen Schatten her, o Rom,
Als wär es Gottes. Wie aus Lalium
Die Donner schollen, stürzten Thronen um
In Staub zermalmt, und Feuerflammen schossen
Umher gleich Blitzen, wo ein Mann

Nicht betete die Götzen an,
Aus Silber oder Gold gegoſſen.

8. Wie alle zittern, durch den Blitz geblendet,
Vom Blut, das raucht, vom Feuerberg, der glüht!
Wie jedes Volk vernunftlos liegt, geſchändet,
Vor Bildern, vor Gebeinen kniet!
Wo biſt du, Gott? Wo du, Religion?
Ach! auf der Wahrheit Trümmern ſteht der Thron
Des Schreckens! die ihr Knie nicht beugen, ſterben!
Wer zählt ſie, die, o Blutgericht,
In deinen Kerkern nie das Licht
Des Tags mehr ſehen und verderben!

9. Erhebt vom Staub euch! Bringt nicht länger Gaben
Dem Götzen, deſſen Lügen ihr vertraut!
Das, Völker, iſt nicht Gottes Thron! den haben
Betrug und Tyranney erbaut!
So ſchallts aus halberhellten Thälern her;
Ein Laut der Wahrheit Gottes! Aber er
Wird kaum gehört: ſo flammen neue Glinten.
In Klüft und Felſen flüchten ſich,
Die ihn verſtehn, und Wahrheit, dich,
Geheim nur ehren, oder bluten!

10. Umſonſt iſts, daß die Nationen klagen,
Verſammelt klagen, und das fremde Joch
Und ſeiner Schande Laſt unwillig tragen:
Wie fühlen ſies und tragens doch!
Muthloſer Klagen lacht das ſtolze Rom,
Und ſendet Räuber aus, des Reichthums Strom
Rauſcht hin aus Deutſchland in den Strom der Tiber.
Und Rom durch ſeine Beut' entzückt,
Verſchwelgt der Einfalt Raub, und ſchickt
Der frechen Räuber mehr herüber.

11. Wie biſt du, Vatikan, vom Raube trunken!
Vom Zeugenblut! Und o, Teutonen, ihr,
Wie tief, wie tief ſeyd ihr herabgeſunken!
Sind wir die freyen Deutſchen? Wir?
Uns ſchreckt kein Schwertſtrahl, und wir beten an
Nicht einen Zevs, ach! Götzen, die der Wahn
Vergöttert, meinen, daß ſies ſind, und liegen
Vor ihrem Altar Sclaven gleich?
O du, des ſieben Hügel Reich,
Wer gleicht dir? Wagts mit dir zu kriegen?

12. Da kämpft er ſchon der Mann, der Wahrheit Rächer,
Und ſtralet, ein Polargeſtirn, umglänzt
Von andern, die auch funkeln, aber ſchwächer,
Durch einen engern Kreis begränzt,
Stürzt um die Wechslertiſche' Stürzt ſie um'
Mit uns iſt Gottes Evangelium'
Der Himmel iſt nicht feil für Geld! der Sünden
Vergebung iſt nicht feil für Gold!
Zu Gott bekehrt euch, wenn ihr wollt
Vergebung und den Himmel finden!

13. Geſang, ertöne ſtärker! Hallt, ihr Lieder,
Die Stimme: Feil iſt nicht für Gold
Die Wonne der Vergebung, hallt ſie wieder:
Der Himmel iſt nicht feil für Gold!
Sie ſchallt! Wie weit! Der Freiheit Odem kehrt
Zurück in uns, in jeden, der ſie hört
Und aufmerkt! Aber Latium erzittert,
Fragt ängſtlich, weß die Stimme ſey,
Und fühlet ſeine Tyranney
In ihren tiefſten Grund erſchüttert!

14. Nicht ſorgſam, daß auch ihn ſein Bannblitz tödte,
Forſcht er, ſieht heller, ſieht die Wahrheit ganz,
So folgt der Dämmerung die Morgenröthe
Und ihr des Tages voller Glanz.
O Evangelium! o Wort des Herrn,
Wie ſtrahlſt du wieder! Und wer iſt ſo fern,
Den nicht die ſtrahlenvolle Sonn' erhelle?
Es iſt dein Glanz, wir irren nicht;
Es ſchöpft die Welt ihr himmliſch Licht
Nun wieder aus der reinſten Quelle.

15. Nicht Zauberworte ſind es, die wir hören,
Mit unſrer Zunge ſpricht die Lehrerin
Vom Himmel, und nun ſtrömen ihre Lehren
Von ihren Lippen in den Sinn.
Germanien, frohlocke! denn ſie ſpricht
Die Sprache, welche dein iſt, welche nicht
Sich mit dem Raub undeutſcher Zungen brüſtet.
Durch keine Barbarey entweiht,
Reich durch ſich ſelbſt, und ſtets zum Streit
Auch mit den Edelſten gerüſtet.

16. Wie ſie, daß er nicht ſeines Zieles fehle,
Auch aller ihrer Feſſeln Zwang beſiegt,
Und frey den hohen Flug mit ſeiner Seele
Geflügelten Gedanken fliegt.
Bald Donner und bald ſanftre Melodey,
Und was er will! des Wahnes Barbarey
Bethört nicht mehr mit fremden Zaubertönen!
Der Geiſt iſt feſſellos und ſucht
Die Wahrheit ſelbſt, zwingt ihn zur Flucht,
Nicht feig mehr! Mag er doch ergrimmen!

17. Heil dem, der Gott will dienen! Deß verwundert
Europa ſich und glaubts kaum! Er iſt da,
Der Tag der Freyheit, den ſich manch Jahrhundert
Erſeufzt hatt', aber ihn nicht ſah'
Zürn' oder traure; denn man wird nicht mehr
Gebein zu kaufen, als ob's heilig wär',
O Rom, zu deinen Katakomben wallen!
Wo iſt nun, Völkerkönigin,
Dein Bann und Wucher und Gewinn?
Es iſt die Königin gefallen!

18. Geſtürzt! Obgleich in ihren Finſterniſſen
Gewitter brauſen, und auch Fürſten ſich,
Weil ſie nicht deinen Werth, o Wahrheit, wiſſen,
Zu Hauf verſammeln wider dich'
Da ſteht der Mann des Herrn, ein Fels im Meer,
Ragt über ſeine Wogen um ſich her,
Und, Volk Thuiskons, über deine Fürſten;
Verleugnet nicht, wie Rom auch droht,
(Sein Trotz iſt Gotts und ſein Gebot,)
Laßt ſie nach ſeinem Blute dürſten.

19. Er ſteht, ein Fels, und ſpricht, die ihn verdammen,
Vom Joche frey, der edle deutſche Mann!
Die Thronen ſtehn, und ſtürzen nicht zuſammen
Vom Interdict aus Rom, vom Bann!
Der Glaub' erhebt noch ſtrahlender ſein Haupt:
Germanien wird immer heller, glaubt
Und mit ihm glaubt der freye Bruderwerben.
Du biſt nicht mehr des Wahnes Hohn,
Biſt wieder, o Religion,
Der Tugend Licht und Troſt geworden.

20. Nicht mehr des Aufruhrs Fackel, der Empörer
Panier nicht, nur der Völker Sicherheit
Giebſt du den Königen, den Bürgern Lehren
Der Treue, der Gerechtigkeit;
Zu deinen Füßen krümmt das Laſter ſich:
Der Tugenden Gefolg umringet dich
Und fleugt mit dir herab von deiner Höhe!
Nun iſt nur fromm, was Gott gebeut,
Und Völkern nützt! Auch iſt der Eid
Feſt, heilig! Heilig iſt die Ehe!

21. Noch irren in den erſten Finſterniſſen
Der Völker viel und ſehn die Sonne nicht:
Doch freyer ſind auch da ſchon die Gewiſſen
Und fürchten weniger das Licht!
Und werden heller! Leichter wird das Joch
Des Wahns, das ſie belaſtet, das ſie noch,
Als wär' es durch ſein Alter heilig, ehren!
Das haſt du, edler deutſcher Mann,
Das hat der Herr durch dich gethan,
Durch Wunder nicht, durch deine Lehren!

22. Auch durch dein Leben! Nie haſt du geheuchelt!
Mit Glauben deine freye Bruſt gefühlt,
Haſt keinem Fürſten je um Schutz geſchmeichelt,
Daß du ein Menſch warſt nie verhehlt!
Warſt Vater, Mann und Freund und Unterthan,
Der Armen Tröſter, gienge die hohe Bahn
Des himmliſchen Gebots mit feſtem Scheitte,
Bliebſt arm und deine Luſt war Gott,
Dein Glück hier trotz des Wahnes Spott,
Ein keuſches Weib und eine Hütte!

23. Wer hatte mehr als du der hohen Gaben?
Wer flammte mehr fürs Evangelium?
Wie du, voll Selbſtgefühl, und doch erhaben
Hoch über Stolz und Eigenruhm?
Mehr war als Eifrer? Mehr des Irrthums Feind?
Mehr kein Verfolger, und mehr Menſchenfreund?
Wer kämpfte ſo, wie du, der Wahrheit Kriege?
Doch kämpfteſt du für ſie allein,
Und wollteſt gern vergeſſen ſeyn,
Vergeſſen gern in ihrem Siege.

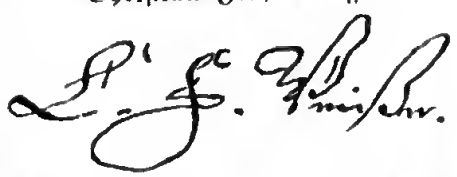
24. Er wirds nicht ſeyn, er ſolls, er kanns nicht werden!
Sein Name trotzet der Vergänglichkeit,
Wo noch ein Deutſcher iſt, ein Gheilt auf Erden,
Der frey und fromm zu ſeyn ſich freut.
Thuiskons Volk ſpricht keinem Fremden Hohn,
Reich ohne Stolz, ehrt jede Nation,

Digitized by Google

Wenn auch der Neid von seinem Werthe schweiget;
Doch einen seevern, edlern Mann,
Als Luther war, der edle Mann,
Hat keine Nation gezeuget.

25. Sein Name sey dir heilig, ewig theuer;
Fluch Volk, das Sclaverey mehr hapt, als Tod,
Des Spottes Frevel; flench dies Ungeheuer,
Das neue härtre Ketten beobt!
Italien gebahrs, und Gallien
Hats ausgeläugt, und ach! Britannien,
Es waren Britten, die ihm Waffen gaben!
Zermalmt hätt' er sie, würd, entbrannt
Vom Himmel, dich, mein Vaterland,
Vor seiner Pest beschirmet haben!

Christian Felix Weisse.



Christian Felix Weisse wurde am 28. Jan. 1726 zu Annaberg geboren, und nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters von seiner vortrefflichen Mutter sorgfältig erzogen; als er 10 Jahre alt war, schickte ihn dieselbe auf das Gymnasium nach Altenburg, von wo er im J. 1746 die Universität Leipzig bezog, um Philologie und Theologie zu studiren. Hier hatte er das Glück, Lessing kennen zu lernen, durch dessen Umgang er außerordentlich gefördert wurde. Beide waren von gleicher Leidenschaft für das Theater erfüllt, und da sie beide zu unvermögend waren, um es so oft, als sie es wünschten, besuchen zu können, verschafften sie sich dadurch freien Eintritt, daß sie für dasselbe zu übersetzen anfingen, worauf sie auch mit eigenen Versuchen hervortraten. Nach vollendeten Studien nahm Weisse im J. 1750 die ihm angetragene Stelle eines Hofmeisters bei dem Grafen von Generesberg um so lieber an, als ihm dadurch die Möglichkeit gegeben wurde, in Leipzig zu bleiben; seine Stelle benutzte er aber zu seiner eigenen weiteren Ausbildung, indem er seinen Zögling in alle Vorlesungen begleitete, die dieser zu besuchen hatte, und die Folge davon war, daß er endlich die Theologie ganz aufgab. Um diese Zeit wurde er mit Rabener und Gellert genauer bekannt, was für ihn von um so größerem Werth war, als Lessing kurz vorher Leipzig verlassen hatte. Im J. 1759 reiste er mit seinem Zögling nach Paris, wo er die Kunstschätze fleißig studirte und mit vielen bedeutenden Männern Bekanntschaft schloß. Nach seiner Rückkehr wurde er eine Zeitlang Gesellschafter des Grafen von Schulenburg in Thüringen und im J. 1761 erhielt er die Stelle eines Obersteuersecretairs in Leipzig, eine Stelle, die ihm hinlängliche Muße zu literarischen Arbeiten ließ. Nachdem ihm 1790 das Rittergut Stötteritz bei Leipzig durch Erbschaft zugefallen und er dadurch zu großem Wohlstande gelangt war, starb er, 79 J. alt, am 16. Dec. 1804.

Weisses schriftstellerische Thätigkeit war außerordentlich groß. Von seinen dramatischen Arbeiten und seinen Kinderschriften wird später die Rede sein, hier erwähnen wir außer seinen lyrischen Dichtungen nur, daß er seit 1759 von Nicolai die Redaction der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" übernahm, die er lange Zeit allein, dann in Verbindung mit seinem Verleger Dyk besorgte, welchem er sie zuletzt ganz überließ. Die „Bibliothek" erhob sich zwar nicht zu der Höhe der Kritik, welche die „Literaturbriefe" entwickelten, so lange Lessing an denselben Theil nahm, und sie folgte auch den unermeßlichen Fortschritten nicht, welche die deutsche Kunst in den drei letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts machte; aber man kann den redlichen Ernst des Herausgebers nicht verkennen, und sie trug durch ihre anständige Haltung und einzelne gelungene Aufsätze und Kritiken nicht wenig zur Verbreitung der Liebe zur vaterländischen Literatur bei. Sie förderte zwar nicht weiter, ja sie hielt, wie gesagt, nicht einmal Schritt mit den Ergebnissen der fortschreitenden Kritik, aber sie verbreitete und befestigte die besseren Ansichten, die bis zu ihrem Erscheinen gewonnen worden waren, und insbesondere kämpfte sie nicht ohne glücklichen Erfolg für die Rechte des Natürlichen in der Poesie, das durch Bodmer und Klopstock wieder zurückgedrängt worden war. Sie hatte endlich, was gerade in unserer Zeit als hoher Ruhm gelten muß, keinen geringen Einfluß auf die Verbreitung einer schönen und klaren Darstellung, da alle oder doch die meisten in denselben mitgetheilten Aufsätze von Seite des Styls durchaus tüchtig waren.

Wir erwähnen endlich noch, um keines von den vielseitigen Verdiensten zu übergehen, die sich Weisse um die deutsche Literatur erwarb, daß derselbe auch nebst mancherlei Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen die Werke zweier seiner Freunde herausgab, nämlich ausgewählte Briefe von Rabener, die er mit einer gelungenen Lebensgeschichte des interessanten Mannes begleitete, und die sämmtlichen Gedichte von Uz.

Was aber von der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" gesagt wurde, läßt sich im vollsten Maße auch auf Weisse's dichterische Leistungen anwenden, auf seine dramatischen, wie auf seine lyrischen, von denen hier allein die Rede ist. Auch diese bezeichneten keinen eigentlichen Fortschritt, aber sie förderten in so fern, als sie nach langer Zeit wieder die ersten waren, welche in das Volk drangen und in demselben große Verbreitung fanden, theils weil sie ganz vorzüglich zum Gesange paßten, wie denn auch viele von bedeutenden Componisten, namentlich Hiller, in Musik gesetzt wurden, theils aber auch weil sie meistens sehr kurz waren und sich daher dem Gedächtniß einprägten, eine Eigenschaft, die so überaus nothwendig und bei deutschen Liedern im Ganzen doch so selten ist. Am bekanntesten wurden freilich diejenigen Lieder, welche er seinen Singspielen einverleibt hatte, weil sie zugleich an den dramatischen Genuß erinnerten; und viele derselben („Ohne Lieb' und ohne Wein", „Schön ist das Feld zur Frühlingszeit", „Was noch jung und artig ist" u. a. m.) blieben noch lange Lieblingslieder gesellschaftlicher Kreise. Allein auch andre, die er unter dem Titel „Scherzhafte Lieder" (zuerst Lpz. 1758) herausgab, fanden großen Beifall. Sie gehören alle zur Gattung des leichten Liedes, dessen Charakter er glücklich aufgefaßt hatte. Ohne sich durch Tiefe der Gedanken oder Empfindungen auszuzeichnen, gefallen sie durch ihre heitere, oft muthwillige oder naive Behandlung, so wie durch einen großen Reichthum an neuen Wendungen oder glücklichen Einfällen, welche um so mehr ansprechen, als er oft dem Liede eine epigrammatische Form zu geben weiß, was er wohl seinem Freunde Lessing abgelauscht hat.

Einen höheren Ton hat Weisse in den „Amazo-

nenliedern" (Lpz. 1760) angeſchlagen und in der That auch, ſo viel ſich gegen dieſelben auch vordringen läßt, doch ein reicheres Talent entwickelt, als in ſeinen Trink- und Liebesliedern. Man hat ſie oft für eine Nachahmung der „Lieder eines Preußiſchen Grenadiers" von Gleim ausgegeben; das können ſie ſchon deswegen nicht ſein, weil einzelne derſelben ſchon vor Erſcheinen jener Lieder gedichtet waren, aber ohne Zweifel haben dieſelben doch in ſo fern auf Weiſſe gewirkt, als ſie ihn veranlaßt haben mögen, den früheren Gedichten noch eine größere Zahl ähnlicher Art folgen zu laſſen. Man hat ſchon bei ihrem Erſcheinen getadelt, daß es ihnen an realer Grundlage fehle, und ſie ſich nicht an beſtimmte Verhältniſſe knüpfen; und allerdings verlieren ſie dadurch an ſinnlichem Leben, und man muß dies um ſo mehr bedauern, als der Dichter die zu Grunde gelegten allgemeinen Beziehungen, auf die er bei ſolcher Anlage beſchränkt war („Bei Eröffnung des Feldzugs", „Beim entfernten Getöſe der Schlacht" ꝛc.), mit großer Anſchaulichkeit ausgeführt hat. Auch die Sprache iſt reich, voll Leben und oft von großer poetiſcher Wirkung. Der zweiten Auflage der „Amazonenlieder" (Leipz. 1762) gab Weiſſe eine Ueberſetzung der „Kriegslieder" des Tyrtäus bei, welche zu ihrer Zeit großen Beifall erhielt und ihn auch wirklich verdiente, da ſie den Sinn der ſchönen Gedichte ziemlich getreu, wenn auch etwas moderniſirt, wiedergab.

Endlich ſind noch ſeine „Kinderlieder" (Leipz. 1766) zu erwähnen. Dieſe haben zwar am wenigſten poetiſchen Werth, ob er gleich einzelnen nicht abgeſprochen werden kann, und man könnte ihnen ſogar den Namen „Kinderlieder" ſtreitig machen, weil ſie nicht darauf ausgehen, im Sinne des kindlichen Gemüths deſſen Freuden und Leiden auszuſprechen, da ſie vielmehr meiſtens moraliſirende Ueberlegungen enthalten, welche dem Kinde nur von Außen beigebracht werden können. Allein weil dieſe Ueberlegungen doch den Verhältniſſen des Kindes angemeſſen ſind, und ſie in demſelben auf klare und auch dem ſchwächſten Verſtande faßliche Weiſe mit Vermeidung aller pedantiſchen Strenge die Liebe zum Schönen und Guten zu erwecken oder zu befeſtigen ſuchen, ſo haben ſie einen pädagogiſchen Werth, den die Kinderlieder der neueren Zeit wohl nur ſelten erreichen.

1. An die Muſe.

1. O Muſe, die du dich in Scherzen
Und jugendlichen Spielen übſt,
Mehr zärtliche, als ſtolze Herzen,
Und Schäfer mehr als Fürſten liebſt.
Laß dich in Büchen und in Gründen
Von deinem frohen Jünger finden,
Der noch den Reiz der Jugend fühlt,
Und gern mit Frühlingsblumen ſpielt.

2. Er will ſich nicht unſterblich ſingen:
Was heißt der Dichter Ewigkeit?
Sein Lied ſoll nicht von Waffen klingen;
Du, Muſe, haſſeſt Blut und Streit.
Hier, unter ſchattenreichen Bäumen,
Will er von Fried' und Freude träumen,
Mit einem Scherz von Lieb' und Wein
Der Freund' und Mädchen Herz erfreun.

3. So ſtimme denn zu ſüßen Tönen,
O Göttinn, ſelbſt ein kleines Lied'
Wied ihn auch nicht der Lorbeer krönen,
Der für die Heldendichter blüht:
Iſt doch ein Strauß, den Chloe bindet,
Ein Kranz, den ihm Thamire windet,
Ein Händedruck, ein ſüßer Blick
Von Lalagen ſein Troſt und Glück.

2. Die Geſellſchaft.

1. Umringt von Scherz und Fröhlichkeiten
Verſammelt uns die Freundſchaft hier.
Entweicht ihr Klagen böſer Zeiten,
Dem Gott der Freuden feyern wir.
Auch Liebe, du laß uns alleine:
Wir feyern itzt dem beſten Weine.

2. Zwar deine Freuden ſind auch ſüße,
Und durch ſie wird kein Herz entehrt:
Denn junger Schönen ſanfte Küſſe
Sind unſrer beſten Stunden werth.
Doch itzt wirſt du uns träge finden,
Wir aber fürchten uns der Sünden.

3. Komm, holde Freyheit, laß dich nieder!
Du biſt die Freundinn von dem Wein.
Ertönt, ihr Chöre froher Lieder,
Ihr muntern Scherze miſcht euch ein!
Hier trinkt, hier ſcherzt man fern vom Neide
Wo Bachus wohnt, da wohnt die Freude.

3. Liebe und Wein.

1. Ohne Lieb' und ohne Wein,
Was wär unſer Leben?
Alles, was uns kann erfreun,
Müſſen dieſe geben.
Wann die Großen ſich erfreun,
Was iſt ihre Freude?
Hübſche Mädchen, guter Wein,
Einzig dieſe beyde.

2. Helden, die des Sieges ſich freun,
Fragen nichts nach Kränzen,
Sie erholen ſich beym Wein
Und bey ſchlauen Tänzen.
Uns drückt oft des Lebens Pein,
Doch nur, wann wir dürſten.
Aber gebt uns Lieb und Wein:
O! ſo ſind wir Fürſten!

4. Die Linde.

An Chloen.

1. Ach Chloe! von der ſchönen Linde,
Die unſrer Lieb' oft Schatten gab,
Fällt bleich, getödtet von dem Winde,
Das Laub, der Stolz des Frühlings, ab.

2. Doch wird nach trüben Wintertagen
Für ſie ein neuer Frühling blühn,
Und dieſer Schmuck, den wir beklagen,
In voller Pracht ſie überziehn.

3. Uns aber, liebe Chloe, blühet
Ein Frühling, Einer nur allhier.
Je öfter uns der Lenz entfliehet,
Ach! deſto älter werden wir.

4. O Kind! er blüh uns nicht vergebens,
Laß uns durch Liebe glücklich ſeyn!
So darf uns doch im Herbſt des Lebens
Des Lebens Frühling nicht gereun.

5. Preis der Lieder.

Amor und der Dichter.

Amor.

1. Guter Dichter! ſinge mir
Doch zu Ehren kleine Lieder!
Fodre kühnlich von mir wieder,
Was du willſt, ich geb' es dir.

Der Dichter.

2. Schmerzen hab' ich nur von dir:
Soll für die mein Lied dich ehren? —
Aber laß doch einmal hören:
Welchen Lohn verſprichſt du mir?

Amor.

3. Meine Mutter hat ein Paar
Allerliebſte Turteltauben:
Sieh, ich will ihr eine rauben,
Thu' ich es gleich mit Gefahr.

Der Dichter.

4. Wie? zwey Täubchen, welche ſich
So getreu und zärtlich lieben,
Durch die Trennung zu betrüben!
Harter Räuber, ſchäme dich.

Amor.

5. Aber einen ſtolzen Schwan
Von Cytherens Wolkenwagen?

Wagst du den wohl auszuschlagen?
Er fliegt mit dir Himmelan.

Der Dichter.

6. Einen Schwan? was hätt' ich da?
Niemals fuhr ich durch die Sphären.
Und wie wollt' ich ihn ernähren?
Fehlt mir doch Ambrosia.

Amor.

7. Nimm hier meiner Augen Band!
Fühl' wie weich' — Macht dieß dir Freude?
Von der allerfeinsten Seide
Webt' es meiner Mutter Hand.

Der Dichter.

8. Nehm es, wer es nöthig hat!
Wozu brauch ich Augenbinden?
Immer seh' ich nach Selinden,
Und noch seh' ich mich nicht satt.

Amor.

9. Nun sieh meinen Köcher hier!
Von den wohlbefiederten Pfeilen,
Die der Mädchen Herz ereilen,
Geb' ich meinen schnellsten dir.

Der Dichter.

10. Und er trifft? O welch ein Lohn!
Gieb ihn! ... Himmel! wie geschwinde
Traf er! Mein, mein ist Selinde! —
Guter Gott! ich singe schon.

6. Lied der Amazone bey der Flucht der Feinde.

1. Ha! die Trompete schallt! mit Macht
Schallt sie: Triumph ist da!
Der Ruhm ertönt! mein Muth erwacht!
Der Feind — dort flieht er ja! —

2. Umsonst verbergen Wolken Staub
Sein bleiches Angesicht:
Des Adlers Blick entgeht der Raub
Gescheuchter Tauben nicht.

3. Er flieht! doch stukt er noch im Fliehn,
Ihm donnert nach mein Held!
Rauscht über Sterbende dahin
Und sät' ein Leichenfeld.

4. Er flieht! so flieht der Wolken Heer,
Der Sturmwind hinter drein.
Sie sind zerstreut! sie sind nicht mehr!
Und bald lacht Sonnenschein.

5. Noch bengt er sich hoch übers Pferd,
Wirft seine Donner noch:
Auf ihren Rücken trieft sein Schwerdt. ...
Ihr Feind', entflieht ihm doch!

6. Seht eure Helden schlägt er ab,
Und Völker bluten hin! ...
Ihr kämpft aufs neu'? um Euer Grab?
So kämpft und reizet ihn!

7. Ein fählicen Ungewitter blitzt
Auf Eure Scheitel her:
Du ist kein Gott, der Euch beschützt,
Kein Gott, kein Held, wie Er!

8. Der Boden gleitet unter Euch,
Er glänzt vom Blute roth:
Ihr fallt, und Mann und Roß zugleich,
Und überall ist Tod.

9. O Jüngling' wenn ein Augenblick
Sich deine Wuth vergipt:
Schau auf die Bahn des Ruhms zurück,
Die du durchlaufen bist.

10. Ah! welche lange Straße Blut
Mit Leichen überschwemmt!
Sie steht, die schreckensvolle Fluth,
Ein See, vom Tod gedämmt. —

11. Was wühlt von Roß und Mann bedeckt
Sich winselnd dort hervor?
Ach! ein zerrißner Leichnam streckt
Arbeitend sich empor:

12. Ruft röchelnd dem zerspaltnen Haupt
Des Freunds: „erbarme Dich!"
Und wenn es Dir Dein Schmerz erlaubt,
Ach! tödte, tödte mich! —

13. Ein schöner Jüngling! ach! vielleicht
Sanft fast so schön, wie Du.
Ein tapfrer Jüngling! sonst vielleicht
So tapfer fast, als Du!

14. Vielleicht, daß am verschwiegnen Bach
Sein zärtlich Mädchen weint,
Und sich mit Philomelens Ach!
In dunkler Nacht vereint! ...

15. Halt ein! o Held! Gnug der Trophä'n
Auf Deiner Ehrenbahn!
Der Streiter weite Wunden flehn
Dein Mitleid blutend an;

16. Und tief in Staub getreten küßt
Dein siegreich Schwerdt der Feind.
Von Schweiß und Blut gebadet fließt
Dein Busen selbst, o Freund!

17. Dem Krieger wird das Schwerdt zu schwer,
Matt seufzt sein Arm nach Rast,
Es schnaubt sein Roß, und fühlt nunmehr
Des mächt'gen Renters Last.

18. Zurück! — die kriegrische Musik
Gebeut! — Auf Leichen her
Versammelt sich vor Dir der Krieg
Und fleht! — O! sieh nunmehr! —

19. Wie? Jüngling! hast Du sie gezählt?
Auch den, der itzt noch fällt? —
Sieh' wo ein einz'ger Mann Dir fehlt,
Du fehlt Dir auch ein Held!

20. Du weinst? ja, ja, mein immerhin!
Fließt, edle Thränen, fließt!
Ein Mensch! itzt größer als vorhin,
Wo Du nur Sieger bist!

21. Sald' ihre Wunden! salbe sie
Mit diesem Balsam ein:
Wenn Du nicht weinen könntest, nie
Nennt' ich Dich ferner mein.

22. Doch wein' auch über Deinen Feind,
Auch er fiel als ein Held!
Wer den Besiegten nicht beweint,
Ist werth, daß er so fällt!

23. Er seufzt nach Trost: auf! eil' ihm zu
Und lindre seine Qual:
So segnet er den Sieger; Du
Siegst dann zum zweytenmal! —

24. Ruhm! setze die Posaunen an,
Durchschüttre weit die Welt!
Sag ihr, dieß hat der Held gethan,
Und mich, mich liebt der Held!

7. Der junge Baum.

1. Das liebe kleine Bäumchen hier
Ist, wie man sagt, gleich alt mit mir,
Und trägt, so jung und zart
Schon Früchte von der besten Art.

2. Es lohnt dem Gärtner, dessen Hand
So vielen Fleiß darauf verwandt:
Wie wird es ihn erfreun,
Wird es zum Baum erwachsen seyn!

3. O! bin ich nicht dem Bäumchen gleich?
Zwar itzt nur noch an Blüten reich.
Doch giebt mir Gott Gedeyhn:
So will ich's auch an Früchten seyn.

8. Der Aufschub.

1. Morgen, morgen, nur nicht heute!
Sprechen immer träge Leute,
Morgen (heute will ich ruhn),
Morgen jene Lehre fassen,
Morgen diesen Fehler lassen,
Morgen dieß und jenes thun!

2. Und warum nicht heute? morgen
Kannst du für was anders sorgen!
Jeder Tag hat seine Pflicht.
Was geschehn ist, ist geschehen;
Dieß nur kann ich übersehen:
Was geschehn kann, weis ich nicht.

3. Wer nicht fortgeht, geht zurücke;
Unsre schnellen Augenblicke
Gehn vor sich, nie hinter sich.
Das ist mein, was ich besitze,
Diese Stunde, die ich nütze,
Die ich hoff', ist die für mich?

4. Jeder Tag, ist er vergehens,
Ist im Buche meines Lebens,

Nichts, ein unbeſchriebnes Blatt!
Wohl denn! Morgen, ſo wie heute,
Sieh' darinn auf jedee Seite
Von mir eine gute That.

Friedrich Gottlieb Klopſtock.

Klopſtock.

Wir gelangen nunmehr an die erſte von den drei großen Perſönlichkeiten, durch welche die deutſche Literatur zur Selbſtſtändigkeit und zur künſtleriſchen Entwickelung geführt wurde, und die in ſo fern als die Begründer der neuen Blüthe unſerer Poeſie angeſehen werden müſſen, als ohne ſie die bisherigen Fortſchritte, ſo bedeutend ſie auch an ſich waren, doch fruchtlos geblieben wären, ungefähr wie die vereinzelten Bemühungen der beſſeren Talente des 17. Jahrhunderts, und wir lediglich von einer Wiederholung der Erſcheinungen zu berichten hätten, welche den vorigen Zeitraum charakteriſiren. Wir würden auch jetzt noch eine auf bloßer Nachahmung beruhende Poeſie haben; und wenn dieſe auch weniger beſchränkt war, als die der Opitziſchen Schule, und geſchmackvoller, als die der ſpäteren Schleſier, ſo würde ihr doch ohne jene drei Männer, zunächſt ohne Klopſtock, Alles fehlen, was ſie ſpäter zu einer volksthümlichen geſtaltete und ſie deshalb auch fähig machte, eine Stelle in der Weltliteratur einzunehmen. Denn, um es hier gelegentlich auszuſprechen, eine kosmopolitiſche Literatur, wie man ſie geträumt hat, und wohl noch träumt, iſt ein Unding, das nie verwirklicht werden kann oder nur dann erſt verwirklicht werden könnte, wenn die Menſchheit aufhörte, ſich in Völker zu trennen und die ganze Erde nur Ein Klima und nur Eine Bodengeſtaltung darböte.

Friedrich Gottlieb Klopſtock, geb. am 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, brachte ſeine erſte Jugend auf dem Lande zu, was nicht ohne bleibenden Einfluß auf die Entwickelung ſeines poetiſchen Talents blieb. Später beſuchte er das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, und vom 16. Jahre an die Schulpforte, wo er eine gediegene Vorbildung erhielt, und mit dem klaſſiſchen Alterthum vertraut wurde, deſſen Meiſterwerke er mit lebendiger Seele erfaßte. Schon damals faßte er den Entſchluß, ein großes epiſches Gedicht zu ſchreiben, und es iſt bezeichnend, daß er einen vaterländiſchen Stoff, Heinrich den Vogler, wählte, mit dem er ſich auch lange herumtrug, bis ihn endlich ein anderer, der Meſſias, zurückdrängte, deſſen erſte Geſänge er in Jena entwarf, wohin er 1745 gegangen war, um Theologie zu ſtudiren. Als er im folgenden Jahre nach Leipzig kam, lernte er die Herausgeber der „Bremiſchen Beiträge" kennen, von denen mehrere ſeine vertrauteſten Freunde wurden. Da jedoch die meiſten derſelben nach und nach Leipzig verließen, gewährte ihm der Aufenthalt in dieſer Stadt keine Befriedigung mehr, und er übernahm daher 1748 eine Hauslehrerſtelle in Langenſalze, wo er die Schweſter ſeines Freundes A. L. K. Schmidt kennen lernte, die er unter dem Namen „Fanny" in mehreren ſchönen Oden beſang. Da ſeine leidenſchaftliche Liebe keine Erwiederung fand, folgte er 1750 der Einladung Bodmers, welcher in dem „Meſſias" die ſchönſte Verwirklichung ſeiner Ideen erblickte. Bodmers Freundſchaft erkaltete zwar bald, da Klopſtocks jugendlich heiteres Benehmen ihm mit dem Charakter eines heiligen Sängers in Widerſpruch zu ſtehen ſchien; allein nichtsdeſtoweniger verlebte der junge Dichter ſchöne Tage in der gaſtfreien und von der Natur ſo geſegneten Stadt, wo ſich Alles beſtrebte, ihm den Aufenthalt angenehm zu machen. Nur der Gedanke, daß ihn die Verhältniſſe zwingen würden, das freie, in heiterm Genuß und poetiſcher Thätigkeit ſich bewegende Leben mit einer beengenden Lehrerſtelle zu vertauſchen, wozu er ſchon Schritte eingeleitet hatte, konnte ihm den Aufenthalt verkümmern. Doch ſah er ſich bald von dieſer Angſt befreit, da er bald darauf auf die Verwendung des Miniſters Bernſtorff die Einladung erhielt, mit einem Gehalte von 400 Thalern nach Kopenhagen zu kommen, um daſelbſt ſeinen „Meſſias" zu vollenden. Auf der Reiſe dahin (1751) lernte er in Hamburg ſeine ſpätere Gattin Margaretha (Meta) Moller kennen, die er in mehreren Oden unter dem Namen „Cidli" feiert. In Kopenhagen fand Klopſtock die freundlichſte Aufnahme, und er lebte dort ganz der Poeſie und der Freundſchaft, namentlich im Umgange mit Cramer, der durch ſeine Vermittlung dahin berufen worden war. Im J. 1754 zog er nach Hamburg, um ſich mit ſeiner geliebten Meta zu verbinden; doch wurde ſie ihm ſchon nach 4 Jahren durch den Tod entriſſen. Seit 1759 lebte er abwechſelnd in Braunſchweig, Quedlinburg und Brandenburg, und erſt 1763 ging er wieder nach Kopenhagen, das er jedoch nach dem Sturze Bernſtorffs mit dem Titel eines däniſchen Legationsraths und einer Penſion im J. 1771 wieder verließ. Von jetzt an lebte er bis zu ſeinem Tode in Hamburg, mit Ausnahme des J. 1776, das er in Karlsruhe zubrachte, wohin ihn der Markgraf Friedrich von Baden eingeladen hatte, der ihn ungern wieder entließ und ihm als Zeichen ſeiner Achtung nebſt dem Titel eines Hofraths eine nicht unbeträchtliche Penſion ſicherte. Noch in ſeinem höhern Alter vermählte er ſich mit ſeiner langjährigen Freundin, Johanna Eliſabeth von Winthem, geb. Dimpfel, die ihm ſeine letzten Lebensjahre durch

Digitized by Google

ihre treue Liebe erheiterte. Er ſtarb am 14. März 1803 und wurde am 22. unter den größten Feierlichkeiten in Ottenſen neben ſeiner geliebten Meta beerdigt.

Klopſtock wurde nach zwei Seiten hin bedeutend und einflußreich, durch ſeine Sprache und durch die Stoffe, die er behandelte. Wir müſſen ihn in dieſen beiden Beziehungen genauer betrachten.

Die Sprache, welche er antraf, war zwar durch Gottſched und die Leipziger in erfreulicher Weiſe gefördert worden; ſie war nunmehr rein und gebildet, ſie hatte durch Hagedorn anmuthige Bewegung und durch Haller Kernhaftigkeit gewonnen, aber ſie war im Ganzen doch immer noch ziemlich ſteif und keineswegs fähig, eine große Mannigfaltigkeit von Ideen und Gefühlen in entſprechender Weiſe darzuſtellen, es fehlte ihr vornämlich an ſinnlich anſchaulicher Kraft, und die Sprache der Poeſie unterſchied ſich von der Proſa nur äußerlich durch Silbenmaß und Reim. Klopſtock hat es zuerſt mit ſicherem Bewußtſein erfaßt, daß eine erhöhete Stimmung auch eine höhere Darſtellungsweiſe verlange, und was er in dem kleinen Aufſatze „Von der Sprache der Poeſie" (im „Nordiſchen Aufſeher" 1759) durch innere Gründe zu beweiſen ſucht, das hatte er ſchon längſt in ſeinen Dichtungen praktiſch ausgeführt. Nur ging er dabei von der falſchen Anſicht aus, als ob die Sprache des Volks an ſich unpoetiſch ſei (ob er gleich an andern Stellen auf dieſelbe verweiſt) und ſo kam er auf den Satz, daß die poetiſche Sprache ſich durch einen ungewöhnlichen Ausdruck von der proſaiſchen unterſcheiden müſſe. Er hätte bei dieſem Grundſatz leicht in den Fehler der Lohenſteiniſchen Schule verfallen können, und Gottſched macht ihm ſogar dieſen Vorwurf, allein mit Unrecht, denn ſein beſſerer Sinn hielt ihn von dieſem Abwege fern, und beſonders bewahrte ihn vor demſelben ſein treues Studium der älteren Sprache in ihren beſten Quellen, namentlich in Luther, durch welchen er übrigens unbewußt zur Volksſprache geführt wurde. Kraft und Neubeit waren nach ihm die erſten Eigenſchaften der poetiſchen Sprache, und um dieſe zu erreichen, zog er veraltete Ausdrücke wieder hervor und ſchuf neue Wörter, namentlich durch glückliche Zuſammenſetzungen, die durch ſinnlich anſchauliche Kraft erfreuten. Ein beſonderes Gewicht legte er auf den Gebrauch der in der deutſchen Sprache ſo zahlreichen Partikeln, welche der Darſtellung die mannigfaltigſte Färbung geben können; er war in Anwendung derſelben ſo glücklich und fruchtbar, daß er hierin nur von Göthe übertroffen wurde, der freilich in dieſer, wie in anderen Beziehungen die Volksſprache mächtig auf ſich wirken ließ. Endlich bediente er ſich auch ungewöhnlicher Wortformen oder gab den gewöhnlichen eine neue Bedeutung, wobei er ſich freilich oft von dem Gebrauche fremder Sprachen leiten ließ, und dadurch die deutſche in ihrer Eigenthümlichkeit verletzte. Nicht bloß im einzelnen Ausdrucke aber ſollte ſich die poetiſche Sprache von der Proſa unterſcheiden, ſondern auch durch ungewöhnliche Wortſtellung, die er mit Recht als die angemeſſenſte Form der erhöheten leidenſchaftlichen Stimmung anſah, abgeſehen davon, daß ſie zum Wohlklang viel beitragen kann. Wie er durch die Wahl des Ausdrucks der Darſtellung Adel und Würde, Kraft und Sinnlichkeit, ſo gab er ihr durch die ungewöhnliche Wortſtellung Feuer und Schwung, und endlich erhielt ſie durch ihn gedankenvolle Kürze, indem er ſich beſtrebte, die Gedanken und Begriffe auf den möglich kleinſten Umfang des Ausdrucks zurückzuführen. Durch dieſe Mittel gelang es Klopſtock eine poetiſche Sprache zu gründen, welche durch ihre großartige Kühnheit und ihre Bildſamkeit die begeiſterte Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen erweckte und ſo gewaltig wirkte, daß Alles von der Sucht, ſeine ſchwungvolle Darſtellung nachzuahmen, ergriffen wurde, und Gottſched ſeinen ganzen Einfluß und den ſeiner Schüler und Freunde vergeblich aufwandte, um die neue Bewegung zu unterdrücken. Freilich verfiel Klopſtock in mancherlei Fehler; der Ausdruck war oft geſucht, die Darſtellung geſchraubt und in Folge des übermäßigen Strebens nach gedrängter Kürze oft dunkel und geradezu unverſtändlich, und namentlich leiden ſeine ſpäteren Dichtungen an dieſem Fehler, ſeitdem er ſeine Ideen über die Sprache zu einem abgeſchloſſenen Syſtem ausgebildet hatte. Allein ſo anſtößig dieſe Mängel auch in den einzelnen Fällen ſein mögen, verſchwinden ſie doch vor dem unermeßlichen und höchſt wohlthätigen Erfolg ſeiner Beſtrebungen, da dieſe eine Gährung in der Behandlung der Sprache hervorbrachten, durch welche die matte Regelmäßigkeit Gottſcheds vollſtändig überwunden und der Grund zu einer künſtleriſchen Entwickelung der Sprache gelegt wurde. Er hat ſein hohes Verdienſt um die Sprache, das nicht genug gewürdigt werden kann, in männlich ſtolzem Bewußtſein, aber auf würdige Weiſe in der Ode „An Freund und Feind" (1785) ſelbſt in ſeiner kernhaften Art glücklich geſchildert: „Die Erhebung der Sprache, — Ihr gewählter Schall, — Bewegterer, edlerer Gang, — Darſtellung, die innerſte Kraft der Dichtkunſt, — haben mein Mal errichtet."

Dieſe kräftige Sprache voll begeiſterten Schwungs konnte ſich aber der bisher gangbaren Formen der poetiſchen Darſtellung nicht mehr fügen; weder das „hölzerne Hackbrett von Alexandrinern", wie ſich Herder bei Gelegenheit der Beſprechung von Klopſtocks Verdienſten ausdrückt, noch die eintönigen gereimten Jamben und Trochäen hätten, abgeſehen von den Gedanken, die ſchwungvolle Kraft des Ausdrucks tragen können, welchen Klopſtock geſchaffen hatte. Er mußte ſich hiefür auch eine neue Form bilden. Zwar waren ſchon vor ihm Verſuche in Nachbildung antiker Verſe gemacht worden (ſelbſt Gottſched hatte ja Hexameter gedichtet), aber dieſe waren ſo vereinzelt geblieben und hatten ſo wenig Eindruck auf Klopſtock hinterlaſſen, daß der Gedanke, die rhythmiſchen Gebilde der Griechen und Römer auf die deutſche Poeſie zu übertragen, als ſein volles Eigenthum erſcheinen muß. Als er einſt in Jena auf einem Spaziergange über die Form, die er ſeinem „Meſſias" geben ſollte, nachdachte, und er voll Unmuth die damals gebräuchlichen Versmaße mit dem wohllautenden Hexameter Homers und Virgils verglich, der ſich bei ſeiner beweglichen Mannigfaltigkeit den verſchiedenſten Darſtellungen ſo leicht anſchmiegte, da tauchte plötzlich der Gedanke in ihm auf, einen Verſuch in dieſer antiken Form zu machen, und da er ihm gerieth, faßte er den Entſchluß, das ganze Gedicht, deſſen erſte Geſänge er ſchon in Proſa entworfen hatte, in dieſem Versmaß zu ſchreiben. Dies führte ihn weiter und er begann auch, den lyriſchen Strophenbau der Alten nachzubilden. Seine erſten Verſuche waren begreiflicherweiſe noch ziemlich unbeholfen, aber er

gelangte durch unermüdliches Studium bald zu größerer Sicherheit und zu einer für die damalige Zeit großen Gewandtheit der Behandlung*). Er verſuchte ſelbſt, neue Strophenformen im Sinne der Alten zu ſchaffen, freilich ſelten mit Glück; es fehlt ihnen die harmoniſche Symmetrie und die vollendete Einheit, welche die griechiſchen Maße bei ihrer beweglichen Mannigfaltigkeit beſeelt. Am beſten ſind ihm noch die einfacheren Formen gelungen, z. B. in der „Sommernacht" (12) u. a. m. Die Einführung der antiken Versmaße hatte die nothwendige Folge, daß er zugleich auch den Reim verließ, der ſeit Otfried unerläßliche Form der Dichtung geweſen war; ja er erklärte ſich mit aller Entſchiedenheit gegen den Gebrauch deſſelben, und wollte ihn höchſtens nur für das Kirchenlied gelten laſſen. Klopſtock ging hierin freilich viel zu weit, und ſeine Abneigung gegen den Reim iſt nur daraus zu erklären, daß er deſſen innerſtes Weſen nicht erkannte**). Es war daher ein wahres Glück, daß ſich ſelbſt unter ſeinen Bewunderern Vertheidiger dieſer ſchönen und naturgemäßen Form fanden, und daß ſie durch Wielands glückliche Behandlung für immer gerettet wurde; allein nichts deſto weniger war Klopſtocks Oppoſition von glücklicher Wirkung; denn nunmehr mußten ſich die Dichter bemühen, den Mangel des muſikaliſchen Reizes, welchen der Reim unweifelhaft gewährt, durch größere Kraft oder Mannigfaltigkeit der Gedanken und des Ausdrucks zu erſetzen, und das poetiſche Leben einer Dichtung mehr in deren Inhalt, als in ihre Form zu legen.

Klopſtock hat allerdings mehr durch die neuen gewaltigen Formen gewirkt, die er ſchuf oder einführte, als durch die innere Beſchaffenheit ſeiner Poeſie; aber auch in dieſer Beziehung iſt er bedeutend und einflußreich geworden, und zwar ſowohl hinſichtlich der Stoffe, die er wählte, als der Art und Weiſe, wie er ſie behandelte. Denn, um dieſe zunächſt zu bezeichnen, unterſcheidet ſich Klopſtock von ſeinen Zeitgenoſſen weſentlich darin, daß er ſeine Stoffe aus ſich ſelbſt herausnahm, und nicht erſt, wie jene, mühſelig von Außen zuſammenſuchte. Wie er die Sprache der Poeſie ſchuf, ſo ſchuf er auch, um mit Herder zu reden, „die Poeſie des Herzens und der Empfindung", während die bisherige Dichtung mit wenigen Ausnahmen eine Dichtung des Geiſtes und des Witzes war. So iſt Klopſtock ganz vorzüglich Lyriker, und ſeine lyriſchen Poeſien ſind das getreueſte Abbild ſeines innerſten Weſens, ſo daß man jene nur aus der genaueren Kenntniß ſeines eigenthümlichen Charakters richtig verſtehen kann. Er hatte nämlich einen feſt ausgeprägten Charakter, allein es fanden ſich in demſelben ſeltſame Widerſprüche vereinigt. Er verband die höchſte Kraft und Energie der Seele mit einer gewiſſen Weichheit, die oft zur ſchwächlichen Sentimentalität ausartete, und neben dem männlich ernſten Sinn zeigt ſich oft eine auffallende Vorliebe zum Spielenden und ſelbſt zum Kindiſchen*), das ſich nicht ſelten unter dem Pathos der Darſtellung zu verbergen ſuchte. Seine Sentimentalität erreicht oft den höchſten Grad und wird ſogar widerlich, wenn er über Verhältniſſe weint, welche eigentlich gar nicht vorhanden ſind, wie z. B. in der Ode „Die künftige Geliebte" (2). Wenn auch nicht in dieſem Maß, haben doch ſeine übrigen Liebesoden eine zu große Neigung zur Weinerlichkeit, ja es findet ſich dieſe ſelbſt in anderen ſonſt trefflichen Gedichten, z. B. in der „Frühlingsfeier", oder in mehreren ſeiner dem Andenken der Freunde gewidmeten Oden und Elegien. Die nämliche Ueberſchwänglichkeit findet ſich in vielen ſeiner religiöſen Dichtungen, und es ſpottete Leſſing ſchon im J. 1751 über die „ſeraphiſche" Poeſie Klopſtocks. Aber ſo ſehr dieſe ſentimentale Richtung an ſich der ächten Poeſie widerſtredt, ſo erhält ſie nicht bloß dadurch hiſtoriſche Bedeutung, daß ſie ſich ſpäter weiter und einflußreich verzweigte, ſondern auch und ganz beſonders dadurch, daß ſie doch aus dem Innern des Dichters hervorging und eben ſo gut, wie ſeine kräftigeren Dichtungen zur Begründung einer Poeſie der Empfindung beitrugen. Dieſe Innigkeit iſt ein Grundzug der Klopſtockſchen Lyrik, und es mußte dieſelbe bei den Zeitgenoſſen um ſo größere Wirkung hervorbringen, als man eine ſo ergreifende Sprache des Gefühls, wie ſie Klopſtock darbot, noch nie vorher vernommen hatte.

Neben dieſer Weichheit des Gemüths beſaß Klopſtock aber auch, wie ſchon erwähnt, einen hohen Adel und eine ſeltene Kraft der Seele, und dieſe beurkundet ſich in ſeinen Dichtungen auf eine meiſt erfreuliche Weiſe. Sie gab ihm den edlen und gewaltigen Ausdruck ein, der uns erhebt und erſchüttert; ihr entquollen die hohen und großartigen Gedanken, die ſeinen Dichtungen unvergänglichen Reiz geben, und ſie befähigte die moraliſchen und geiſtigen Verhältniſſe mit wunderbarer Energie zu ergreifen und zu ſchildern.

Klopſtock würde ſchon höchſt bedeutend geworden ſein, wenn er nur die damals gewöhnlichen Stoffe der Poeſie in ſeiner eigenthümlichen Weiſe behandelt hätte, weil ſie unter ſeinen Händen eine ganz neue Geſtaltung erhielten; man vergleiche nur die Oden, in denen er die nicht erwiederte oder die glückliche Liebe (3. 5), die Freundſchaft (1. 10. 12), die geſellſchaftlichen Freuden (7) oder diejenigen beſingt, welche die Natur gewährt (16), mit ähnlichen Gedichten ſeiner auch der talentvollſten Zeitgenoſſen, welche mehr oder weniger der hergebrachten Anſchauungsweiſe treu blieben. Aber den großartigſten Einfluß erwarb er ſich dadurch, daß er neue Stoffe ins Bereich der poetiſchen Behandlung zog, und durch dieſe eine Fülle von Gedanken ausſprach und verbreitete, welche auf die Entwickelung der Literatur wie des Volks von unermeßlicher Wirkung waren. Es waren dies die Ideen des Vater-

*) Klopſtock legte mit Recht großes Gewicht auf eine möglichſt vollendet ſchöne Form, und er unterwarf daher ſeine früheren Dichtungen, die er der Aufbewahrung werth hielt, einer ſcharfen Kritik, mit Rückſicht auf das Versmaß. Aber ſo ſehr alle auch hinſichtlich der Form gewonnen haben, ſo ſehr haben ſie meiſtens auch mit Rückſicht auf den Ausdruck und den Gedanken verloren, und einzelne Stellen (z. B. in den „Fragen" u. a. m.) ſind durch die neue Bearbeitung ganz unverſtändlich geworden, weshalb die älteren Lesarten gewöhnlich den Vorzug verdienen.

**) Statt des Wohllauts und des Sylbenmaßes der Alten, ſagt er in der „Ode an J. H. Voß" vom Jahr 1782, iſt in die ſpäteren Sprachen „ein böſer Geiſt mit plumpen Wörtergepolter, der Reim, gefahren", deſſen „ſchmetternder Trommelſchlag", deſſen „Gewirbel, lärmend und lärmend mit Gleichgetöne" leer und nichtsſagend ſei.

*) Man wird dieſen Ausdruck gerechtfertigt finden, wenn man ſich z. B. an die Strafen in ſeiner „Gelehrtenrepublik" erinnert.

lands und der Freiheit. Zwar waren dieselben auch schon von früheren Dichtern besungen worden, aber ohne irgend einen Eindruck zu hinterlassen, während Klopstocks Gesänge den ganzen gebildeten Theil der Nation, in so fern er nicht in französischer Bildung befangen war, mit Begeisterung erfüllten und noch bis in das 19. Jahrh. hinein wirkten. Der Gedanke an das Vaterland war bei ihm schon in der Jugend mit damals ungewöhnlicher Lebhaftigkeit rege geworden, was schon daraus erhellt, daß er die Absicht hatte, ein vaterländisches Epos zu dichten; und obgleich, wie schon oben berichtet wurde, der „Messias" ihn später davon abzog, dessen Verherrlichung er sich zur Lebensaufgabe machte (4), so blieb seine vaterländische Gesinnung nicht weniger kräftig, und es scheint namentlich der Aufenthalt in der Schweiz seine patriotische Gesinnung genährt und zu lebendigerem Bewußtsein entwickelt zu haben. Aber leider fehlte es dieser eben so schönen, als lebendigen Gesinnung in der That an einem bestimmten Gegenstand; denn wenn er sich auch noch so feurig und begeistert als Deutscher fühlte, so fand er noch nirgends ein Deutschland, auf das er sich hätte beziehen können. Von Friedrich II., dem einzigen Lichtpunkte der Zeit, wandte er sich ab, theils weil ihm dessen despotisches Treiben nicht behagte, theils weil es ihn schmerzte, daß der deutsche König mit verachtender Hintansetzung der vaterländischen Kunst die französische Bildung ausschließlich bevorzugte, und oft sprach er seinen Unmuth gegen ihn, wie gegen die übrigen deutschen Fürsten aus, welche in der „Deutschen Dichter Haine Fremdlinge" waren, so in den Oden „An Gleim" (6), und „Unsere Fürsten" (13), „Kaiser Heinrich" u. a. m. Der Mangel an einer realen Grundlage nöthigte ihn, sich selbst eine zu schaffen, und er flüchtete daher aus der Einöde der Gegenwart in die reichere Vergangenheit. Es zeigte sich aber wiederum, wie sehr das deutsche Volk den Zusammenhang mit seiner früheren Geschichte verloren hatte, da er nur in den entferntesten Zeiten, in den Kämpfen der Deutschen mit den Römern einen Punkt fand, der zu seinen dichterischen Absichten paßte. Hermann wurde der Held, den er seinem Volk als leuchtendes Muster aufopfernder Vaterlandsliebe darstellte. Aber freilich waren die geschichtlichen Nachrichten über jene Zeit viel zu sparsam und zu dunkel, als daß er sich auf diese allein hätte stützen können, daher bildete er sich aus den Schilderungen des römischen Geschichtschreibers Tacitus mit Hinzuziehung der Skandinavischen Edda, eine eigene Ansicht von den alten Deutschen, welche bald allgemein wurde, und, wie sie selbst aus einer gewissen Schwärmerei hervorgegangen war, auch wieder, namentlich unter der Jugend, Schwärmerei hervorbrachte, die sich erst später zu ernsterer Gesinnung entwickelte. Klopstocks Vaterlandsliebe war, wie es damals auch kaum anders sein konnte, mehr abstrakter Natur, und sie bezog sich daher auch vorzugsweise auf geistige Verhältnisse. Deutsche Volksthümlichkeit („Mein Vaterland"), Sprache („Teutone" (14)) und Poesie („Die beiden Musen", „Kaiser Heinrich"), waren ihre vorzüglichsten Hebel, und seine dichterische Thätigkeit wandte sich daher auch weit weniger der Geschichte als jenen Verhältnissen zu. Das Bewußtsein, daß die deutsche Volksthümlichkeit durch die fremde, namentlich durch die französische Bildung gefährdet sei, begeisterte ihn zum Kampf gegen dieselbe, und es besteht eines seiner größten, ja sein unsterbliches Verdienst darin, daß er sich zuerst mit männlicher Entschiedenheit gegen die Nachahmung des Fremden erhob; er zuerst mahnte die Deutschen, sich nicht länger zu verkennen, nicht allzugerecht gegen das Ausland zu sein, nicht mehr nachzuahmen, wo sie selbstständig sein könnten („Fragen", „Der Nachahmer" (9), „Ueberschätzung der Ausländer" und noch viele andere Oden). Auch hier überschritt er freilich das Maß, indem er die nordische Mythologie einzuführen suchte, über deren Unzweckmäßigkeit wir schon oben (S. 478) das Nöthige gesagt haben*).

Nebst dem Vaterlande begeisterte ihn das reinste Gefühl für Freiheit und edle Menschlichkeit, ja es traten diese Ideen bei ihm noch lebensvoller hervor, weil sie weit eher einen bestimmten Gegenstand hatten. Seine männliche, freie Gesinnung zeigt sich schon in seiner Beziehung zu den Höfen, durch deren Glanz er sich nicht blenden ließ; sie zeigte sich noch mehr in seiner Begeisterung für den amerikanischen Freiheitskrieg und für die französische Revolution, deren spätere Gräuel ihn freilich abkühlten, ohne daß er jedoch, wie manche andere seiner ältern und jüngern Zeitgenossen, seiner freien Gesinnung untreu geworden wäre; beruhte ja diese auf der festen Ueberzeugung, daß Freiheit allein zur wahren Humanität führe, auf der Ueberzeugung, daß die Freiheit endlich jedem, und so auch dem deutschen Volke erblühen müsse (15), wie er denn sogar einen „Schlachtgesang" für das Heer dichtete, welches einst die Freiheit erobern sollte (tt).

Seine lyrischen Dichtungen gehören beinahe ausschließlich ins Gebiet der höhern Lyrik. Er hat die einzelnen Gattungen derselben, die Ode, den Hymnus und die Elegie in ihrer höhern, den Alten abgelauschten Auffassungsweise in Deutschland begründet. Seine Oden sind beinahe ohne Ausnahme von musterhafter Anlage und sind eben so glücklich durchgeführt. Reich an trefflichen und tiefen Gedanken, von dem sittlichsten Ernst erfüllt, voll Kraft und Schwung, eignen sie sich ganz vorzüglich für die gereiftere Jugend, der auch schon deshalb keine passendere Nahrung gegeben werden kann, weil diese Gedichte, mehr als die aller andern Dichter, die Art von bildender Kraft besitzen, welche mit Allem verbunden ist, was nur mit größerer Schwierigkeit und durch ernsteres Nachdenken überwunden werden kann. Doch sind nicht alle Oden von gleicher Trefflichkeit; die späteren sind zwar brausender und schäumender, aber es ist in ihnen weit weniger wahre Begeisterung, als in den früheren, es sind Gedanken und Sprache weit mehr gesucht; und es herrscht beinahe durchgehends eine gewisse Ueberspannung, die leider bei späteren Dichtern vielfachen Anklang fand. Was von den Oden gesagt wurde, findet auch seine Anwendung auf die Hymnen, in denen man den Einfluß der Psalmen nicht verkennen kann, deren großartige Auffassung dem hohen Geiste Klopstocks so ganz entsprach; wir finden in ihnen

*) Seitdem er, wahrscheinlich durch Gerstenberg angeregt, die nordische Mythologie der griechischen entgegenzusetzen entschlossen war, vermied er diese nicht bloß gänzlich, er arbeitete auch frühere Gedichte in diesem Sinne, so die Ode „An meine Freunde" (1), die er „Wingolf" nannte, aber nicht zu ihrem Vortheil um, weshalb wir auch die frühere Bearbeitung mitgetheilt haben.

dieſelbe Innigkeit des religiöſen Gefühls, dieſelbe Kraft des Ausdrucks, die nämliche Kühnheit der Bilder, die nämliche Tiefe und die nämliche Einfalt der Gedanken, wie bei den Pſalmen (8). Endlich ſind ſeine Elegieen, was den Plan und die formelle Behandlung betrifft, von der größten Vortrefflichkeit, und manche können noch jetzt als unübertroffene Muſter der Gattung geprieſen werden, ſo die „An Ebert" und „An Bodmer", oder „Petrarka und Laura"(3); nur wird der Grundton der Elegie, die ſanfte Wehmuth, wie wir ſchon oben erwähnt, zur überſpannten Sentimentalität, ſo daß man, wie ſchon Leſſing äußerte, vor lauter Empfindung nichts mehr empfindet, und das Ganze um ſo mehr in einen Nebel verſchwimmt.

Neben ſeinen höheren lyriſchen Dichtungen hat er auch geiſtliche Lieder verfaßt, ein Unternehmen, das er, wie er ſelbſt in einem Briefe ſagt, für ſeinen zweiten Beruf hält. Doch hat er den rechten Ton des Kirchenlieds nicht getroffen; er hat zu viel von dem Pathos ſeiner Oden hineingetragen und ſich dadurch zu weit von dem einfachen Kirchenſtyle entfernt; ſeine Begeiſterung iſt oft zu gekünſtelt, und endlich ſind viele ſeiner geiſtlichen Lieder von jener geſuchten Sentimentalität erfüllt, welche keinen rechten innern Grund hat. Zwar hat er in dieſen Dichtungen den Reim bewahrt, allein er behandelt ihn nur mit Mühe und ſo wird bei der beinahe durchgängig harten Sprache die Darſtellung ſchwer und ungelenk. Bei alle dem iſt jedoch Tiefe des religiöſen Gefühls unverkennbar, einige dieſer ſind wahrhaft ergreifend und ſind ſo ganz aus der Fülle des Herzens hervorgegangen, daß ſelbſt die Sprache wohllautend und der Reim ſich leicht darbietet und wirkungsvoll wird.

1. An meine Freunde.

Erſtes Lied.

1. Wie Hebe kühn, und jugendlich ungeſtüm,
Wie mit dem goldnen Köcher Latonens Sohn,
Unſterblich ſing' ich meine Freunde,
Feuernd in mächtigen Dithyramben.

2. Willſt du zu Strophen werden, o Lied, oder
Ununterwürfig, Pindars Geſängen gleich,
Gleich Zeus erhabnem, trunknem Sohne,
Frei aus der ſchaffenden Seele taumeln?

3. Die Waſſer Hebras wälzten ſich Adler ſchnell
Mit Orpheus Leier, welche die Haine zwang,
Daß ſie ihr folgten, die den Felſen
Taumeln und himmelab wandeln lehrte.

4. So floß der Hebrus: großer Unſterblicher,
Mit fortgeriſſen, folgte dein ſtrebend Haupt,
Blutig mit todter Stirn, der Leier,
Hoch im Getöſe genußer Wogen.

5. So fließ der Fluß des Oceans Sohn, daher;
So fließt mein Lied auch, ernſt und gedankenvoll.
Laß ſpott' ich, der es unbegeiſtert,
Richteriſch und philoſophiſch höret.

6. Den ſegne, Lied, ihn ſegne mit feſtlichen,
Entgegengeh'nden hohen Begrüßungen,
Der dort an dieſes Tempels Schwellen
Göttlich, mit Reben umlaubt, hereintritt.

7. Dein Prieſter wartet, Soha der Olympier,
Wo bleibſt du? Kommſt du von dem begeiſternden
Pindus der Griechen? oder kommſt du
Von den unſterblichen ſieben Hügeln?

8. Wo Zeus und Flaccus neben einander
Mit Zeus und Flaccus Cicero donnerte;
Wo Marc mit dem Capitolr
Um die Unſterblichkeit göttlich zankte?

9. Stolz mit Verachtung ſah er die Ewigkeit
Von Zeus Palästen. Einſt wirſt du Trümmer ſeyn,
Dann Staub und dann des Sturms Gespiele,
Du Capitol und du Gott der Donner!

10. Wie? oder kommſt du von der Britannier
Eiland herüber? Liebe ſie, Ebert, nur!
Sie ſind auch deutſchen Stammes, Urſöhne
Jener, die kühn mit den Wogen kamen.

11. Sey mir gegrüßet! Mir kommſt du ſtets gewünſcht,
Wo du auch herkommſt, Sohn der Olympier,
Lied vom Homer, und lieb vom Mare,
Lied von Britanniens Göttereiland.

12. Allein geliebter, trunken und weisheitsvoll,
Von Weingebirgen, wo die Unſterblichen
Taumelnd herumgehn, wo dir Menſchen
Unter Unſterblichen Götter werden.

13. Da kommſt du jetzt her. Schon hat der Rebengott
Sein hohes, geiſtervolles Horn über dich
Reich ausgegoſſen, Evan ſchaut dir,
Ebert, aus hellen, verklärten Augen.

14. Dir ſtreut, Freund, mein Genius Rebenlaub,
Den unſern Freunden rufet, damit wir uns,
Wie in der Elyſäer Feldern,
Unter den Flügeln der Freud' umarmen.

Zweites Lied.

1. Sie kommen; Cramern geht Polyhymnia
Mit ihrer hohen, tönenden Leier vor.
Sie geht und ſieht auf ihn zurücke,
Wie auf den hohen Olymp der Tag ſieht.

2. Sing, Freund, noch Hermann! Jupitees Adler weckt
Dein Lied von Hermann ſchon zu Entzücken auf;
Sein Fittig breitet ſich, der Schlummer
Wölkt ſich nicht mehr um ſein feurig Auge.

3. Die deutſche Nachwelt, wenn ſie der Barden Lied —
Wir ſind die Barden — künftig in Schlachten ſingt,
Die wird dein Lied hoch im Getöſe
Eiterner Kriege gewaltig ſingen.

4. Schon hat der Geiſt den Donnerer ausgehaucht;
Schon wälzt ſein Leib ſich blutig im Rheine fort;
Doch bleibt am leichenvollen Ufer
Horchend der eilende Geiſt noch ſchweben.

5. Jetzt reißt dich Gottes Tochter, Urania,
Allmächtig zu ſich, Gott der Erlöſer iſt
Dein heilig Lied. Auf! ſegn' ihn, Muſe,
Segn' ihn zum Liede der Auferſtehung!

6. Doch Freund, du ſchweigſt, und ſtehſt mich weinend an?
Ach, warum ſtarbſt du, göttliche Radikin?
Schön wie die junge Morgenröthe,
Heilig und ſtill wie ein Sabbath Gottes.

7. Nimm dieſe Roſen, Gisekr; Lesbia
Hat ſie mit Zähren heute auch ſanft benetzt,
Als ſie dein Lied mir von den Schmerzen
Deiner Geſpielin der Liebe vorſang.

8. Du lächelſt? Ja, dein Auge voll Zärtlichkeit
Hat dir mein Herz ſchon dazumal zugewandt,
Als ich zum erſtenmal dich ſahe,
Als ich dich ſah und du mich nicht kannteſt.

9. Wenn einſt ich todt bin, Freund, ſo beſinge mich!
Dein Lied voll Thränen ſoll den entfliehenden
Dir treuen Geiſt noch um dein Auge,
Das mich beweint, zu verweilen zwingen.

10. Dann ſoll mein Schutzgeiſt, ſchweigend und unbemerkt,
Dreimal dich ſegnen! Dreimal dein ſinkend Haupt
Umfliegen, und nach mir, der ſcheidet,
Dreimal noch ſehn und dein Schutzgeiſt werden.

11. Haſſer der Thorheit, aber auch Menſchenfreund,
Allzeit gerechter Rabner, dein heller Blick,
Dein froh und herzenvoll Geſicht iſt
Freunden der Tugend und deinen Freunden

12. Stets liebenswürdig; aber dem Thor biſt du
Stets furchtbar! Lach' ihn ohne Barmherzigkeit
Tort! Laß kein unterwürfig Lachen,
Freund, dich im ſtrafenden Zorne ſtören.

13. Stolz und demüthig iſt der Thor lächerlich.
Sei unbekümmert, wüchſ' auch der Narren Zahl
Stets, wenn zu ganzen Völkerſchaften
Auch Philoſophen die Welt bedecken.

14. Wenn du nur einen jedes Jahrhundert nimmſt
Und weiſen Völkerſchaften ihn zugeſellſt,
Wohl dir! wir wollen deine Siege,
Die wir prophetiſch ſehn, feierlich ſingen.

15. Der Nachwelt winkend, ſeh' ich dein heilig Bild
Zu Lucianen hin und zu Swiften hin.

Hier sollst du Freund den Nahmen (wenig
Führeten ihn) des Gerechten führen'

Drittes Lied.

1. Lied, werde sanfter, fließ' gelinder fort,
Wie auf die Rosen hell aus Aurorens Hand'
Der Morgenthau träuft; denn dort kommt er
Heiter mit lächelnder Stirn, mein Gellert.

2. Dich soll der schönsten Mutter gelehrteste
Und schönste Tochter lesen, und reizendre
Im Lesen werden, dich in Unschuld,
Sieht sie dich etwa wo schlummern, küssen.

3. Auf meinem Schooß, in meinen Umarmungen
Soll einst die Freundin, welche mich lieben wird,
Dein süß Geschwätz mir oft erzählen,
Und es zugleich an der Hand der Mutter

4. Die kleine Fanny lehren. Die Tugend, Freund,
Zeigt auf dem Schauplatz niemand allmächtiger,
Als du. Da die zwo edlen Schönen,
Voll von gesetzter und stiller Seelmuth,

5. Euch unnachahmbar, welchen nur Schönheit blüht,
Sich in die Blumen setzten, du weint' ich, Freund,
Da flossen ungesehne Thränen
Aus dem gerührten entzückten Auge.

6. Da stand ich betend, ernst und gedankenvoll.
O Tugend! rief ich, Tugend, wie schön bist du!
Welch göttlich Meisterstück sind Seelen,
Die sich hinauf bis zu dir erheben!

7. Der du uns auch liebst, Olde, komm näher hee,
Du Kenner, der du, edel und feuervoll,
Unbiegsam beiden, beiden furchtbar,
Stümper der Tugend und Schriften hassest!

8. Du, der bald Zweifler, und Philosoph bald war,
Bald Spötter aller menschlichen Handlungen,
Bald Miltons und Homerus Priester,
Bald Misanthrope, bald Freund, bald Dichter.

9. Viel Zeiten, Kühnerl, hast du schon durchgelebt.
Von Eisen Zeiten, silberne, goldene!
Komm, Freund, komm wieder zu des Millen,
Und zu der Zeit des Homer zurücke.

10. Noch zween kommen. Den hat vereintes Blut
Unsrer Voreltern zärtlich mir zugesellt,
Und den des Umgangs süße Reizung,
Und der Geschmack mit der hellen Stirne.

11. Schmidt, der mir gleich ist, den die Unsterblichen
Höhern Gesängen nahen mir anerziehn!
Und Rothe, der sich freier Weisheit
Und der vertrauteren Freundschaft heiligt.

Viertes Lied.

1. Ihr Freunde fehlt noch, die ihr mich künftig liebt!
Wo seyd ihr? Eile, säume nicht, schöne Zeit!
Kommt, auserwählte süße Stunden,
Da ich sie seh', und sie sanft umarme!

2. Und du, o Freundin, dir du mich künftig liebst,
Wo bist du? Dich sucht, Fanny, mein einsamer,
Mein fühlend Herz in dunkler Zukunft,
Durch Labyrinthe der Nacht hin sucht's dich!

3. Hält dich, o Freundin, hält dich die zärtlichste
Von allen Frauen mütterlich ungenom;
Wohl dir! auf ihrem Schoße lernst du
Tugend und Liebe zugleich empfinden.

4. Wie, oder ruhst du, wo dir des Frühlings Hand
Blumen gestreut hat, wo dich sein Säuseln kühlt?
Sei mir gesegnet! Dieses Auge,
Ach, dein voll Zärtlichkeit volles Auge.

5. Dieser von Zähren schwimmende süße Blick,
An Allmacht, Fanny, gleicht er der Himmlischen,
An Huld, an süßen Zärtlichkeiten
Gleicht er dem Blick der noch jungen Frau.

6. Dies Antlitz, voll von Tugend, von Großmuth voll,
Dies vor Empfindung bebende sanfte Herz!
Dies, o, dir du mich künftig liebest,
Dies ist mein, doch du selber lebst mir!

7. Du, Fanny, fehlst mir! Einsam und wehmuthsvoll
Und bang und weinend irr' ich und suche dich,
Dich Freundin, die mich künftig liebet,
Ach, die mich liebt und mich noch nicht kennet.

Fünftes Lied.

1. Siehst du die Thräne, welche mein Herz vergießt,
Freund, Ebert? Weinend ihn' ich mich auf dich hin,
Gieb mir den Becher, diesen vollen,
Welchem du winkst, daß ich froh, wie du, sey!

2. Doch seht auf einmal wird mir das Auge hell,
Scharf zu Gesichten, hell zur Begeisterung.
Ich sehe dort an Grans Altar,
Tief in dem wankenden Opferrauche,

3. Da seh' ich langsam heilige Schatten gehn!
Nicht jene, die sich traurig von Sterbenden
Loshüllen, nein, die in der Dichtkunst
Stund und der Freundschaft um Dichter schweben!

4. Euch bringt die Dichtkunst oftmals im reichen Schoß
Zu Freunden! Kein Aug unter den Sterblichen
Entdeckt sie, du nur, seelenvolles
Trunknes poetisches Auge siehst sie!

5. Drei Schatten kommen! neben den Schatten tönt's,
Wie Dindymene hoch aus dem Heiligthum
Allgegenwärtig niederrauschet,
Und mit gewaltiger Cymbel lönet;

6. Oder wie aus den Götterversammlungen,
Mit Apolls Leiern, himmelab
Und taumelnd hin auf Weingebirgen
Satzungenlos Dithyramben donnern.

7. Der du dort wandelst, ernstvoll und heiter doch,
Das Auge voll von weiter Zufriedenheit,
Die Lippe voll von feinem Scherz; ihm
Horcht die Aufmerksamkeit deiner Freunde.

8. Ihm horcht entzückt die feinere Schäferin.
Schatten, wer bist du? Ebert, itzt neigt er sich
Zu mir und lächelt. Ja, er ist es,
Siehe, der Schatten, der ist mein Gärtner!

9. Du deinen Freunden, liebster Quintilius,
Der unverstellten Wahrheit Vertraulichster,
Ach kehre, Gärtner, deinen Freunden
Ewig zuruck! Doch du fliehst und lächelst!

10. Flieh nicht, mein Gärtner! Flieh nicht! Du siehst ja nicht,
Als wir an jenem traurigen Abende,
Um dich voll Wehmuth still versammelt,
Da dich umarmten und Abschied nahmen!

11. Die letzten Stunden, da du uns Abschied nahmst,
Der Abend soll mir festlich und heilig seyn!
Da lernt ich, Freund, wie sich die Edeln,
Wie sich die wenigen Edeln lieblen!

12. Viel Abendstunden fassen die Nachwelt noch:
Lebt sie nicht einsam, Enkel, und heiligt sie
Der Freundschaft, wie sie eure Väter
Heiligten und euch Exempel wurden!

Sechstes Lied.

1. In meinem Arme, trunken und weisheitsvoll,
Sang Ebert: Gran, Gree, Hagedorn!
Da kommt er über Rebenblättern
Muthig einher, wie Lyäus, Jens Sohn!

2. Mein Herze bebt mir. Stürmend und ungestüm
Zitterst du, Freude, durch mein Gebein dahin!
Gran mit deinem schweren Thyrsus,
Schone mit deiner gefüllten Schale!

3. Dich deckt' als Jüngling eine Lyäerin,
Nicht Orpheus Feindin, weislich mit Reben zu!
Und dies war allen Wasserstrinkern
Wunderbar, und die in Thälern wohnen,

4. Wo Wasserbäch und Brunnen die Fülle sind,
Von Weingebirgeschatten unabgekühlt,
So schliefst du sicher vor den Schwätzern,
Nicht ohne Götter, ein muth'ger Jüngling.

5. Mit seinem Lorbeer hat dir auch Patareus
Und mit gemischter Myrthe das Haupt umkränzt!
Wie Pfeile von dem goldnen Köcher,
Tönet dein Lied, wie des Jünglings Pfeile

6. Schnellrauschend klangen, da der Unsterbliche
Nach Penrus Tochter durch die Gefilde flog!
Oft wie der Satyrn Hohngelächter,
Als sie den Wald noch nicht laut durchlachten.

7. Zu Wein und Liedern wähnen dich Priester nur
Allein geboren. Denn dem Unwissenden
Sind die Geschäfte groser Seelen
Unsichtbar stets und verdeckt gewesen.

8. Dir schlägt ein männlich Herz auch! Dein Leben ist
Viel süßgestimmter als ein unsterblich Lied,
Du bist in unsekat'schen Zeiten
Wenigen Freunden ein theures Muster.

Siebentes Lied.

1. Er ſprachs. Jetzt ſah ich über den Altar her,
Auf Opferwolken, Schlegeln mit dichteriſchem
Geweihtem Lorbeerſchatten kommen,
Und unerſchöpflich, vertieft und ernſthaft,
2. Um ſich erſchaffen. Werdet' Da wurden ihm
Lieder. Die ſah ich menſchliche Bildungen
Annehmen. Ihnen haucht er ſchaffend
Leben und Geiſt ein und gieng betrachtend
3. Unter den Bildern, wie Bereeynthia
Durch den Olympus hoch im Triumphe geht,
Wenn um ſie ihre Kinder alle
Ringsum verſammelt ſind, lauter Götter.
4. Noch eins nur fehlt dir. Werd' uns auch Deſpreaux.
Tag, wenn ſie etwa zu uns vom Himmel kommt,
Die goldne Zeit, der Muſen Hügel
Leer von unrichtrichem Pöbel daſteh'.

Achtes Lied.

1. Komm, goldne Zeit, komm, die du den Sterblichen
Selten beſuchſt, komm, laß dich, o Schöpferin,
Laß, beſtes Kind der Ewigkeiten,
Dich über uns mit verklärtem Flügel!
2. Tief voll Gedanken, voller Entzückungen
Geht die Natur dir, Gottes Nachahmerin,
Schaffend zur Seite, große Geiſter,
Wenige Götter der Welt zu bilden.
3. Natur, dich hör' ich im Unermeßlichen
Wandeln, ſo wie mit ſyhärtiſchem Silberton
Geſtirne, Dichtern nur vernommen,
Niedrigen Geiſtern unhörbar, wandeln.
4. Aus allen goldnen Altern begleiten dich.
Natur, die großen Dichter des Alterthums.
Die großen neuern Dichter! Sequend
Seh' ich ihr heilig Geſchlecht hervorgehn.

2. Die künftige Geliebte.

Dir nur, liebendes Herz, euch, meine vertraulichſten Thränen,
Sing' ich traurig allein, dies wehmüthige Lied.
Nur mein Auge ſoll's mit ſchmachtendem Feuer durchirren,
Und, an Klagen verwöhnt, hör' es mein leiſeres Ohr'
Ach warum, o Natur, warum, unzärtliche Mutter,
Gabeſt du zum Gefühl mir ein zu biegſames Herz,
Und in das biegſame Herz dir unbezwingliche Liebe,
Donnernd Verlangen, und, ach, keine Geliebte dazu?
Die du künftig mich liebſt (wenn anders zu meinen Thränen
Einſt das Schickſal erweicht eine Geliebte mir giebt,)
Die du künftig mich liebſt, o du uns allen erlohren,
Sag, wo dein fliehender Fuß ohne mich einſam jetzt irrt?
Nur mit Einem verrathenden Laut, mit einem der Töne,
Die der Freuden entfliehn, ſag' es, einſt Glückliche, mir'
Fühlſt du, wie ich, der Liebe Gewalt, verlangſt du nach mir hin,
Ohne daß du mich kennſt: o ſo verbeel' es mir nicht'
Sag' es mit einem durchdringenden Ach, das meinem Ach gleicht.
Das aus innerſter Bruſt Klage ſeufzet und fliebt.
Oft um Mitternacht wehklagt die bebende Lyre,
Daß, die ich liebe, du mir immer unſichtbar noch biſt.
Oft um Mitternacht ſtreckt ſich mein zitternder Arm aus
Und umfaſſet ein Bild, ach das deine vielleicht!
Wo, wo ſuch' ich dich auf? wo werd' ich endlich dich finden?
Du, die meine Begier ſtark und unſterblich verlangt?
Jener Oet, der dich hält, wo iſt er? wo fließet der Himmel,
Welcher dein Auge umwölbt, heiter und lächelnd vorbei?
Werd' ich mein Auge zu dir einſt, ſegnender Himmel, erheben,
Und umarmet ſie ſeh'n, die aufblühen du ſahſt?
Aber ich kenne dich nicht! es gieng die fernere Sonne
Meinen Thränen daſelbſt niemahls unter und auf.
Soll ich jene Gefilde nicht ſehn? Führt mir dort im Frühling
Meine zitternde Hand ſie in ein blühendes Thal?
Sinkt ſie, von ſüßer Gewalt der mächtigen Liebe bezwungen,
Nie mit der Dämmerung Stern mir an die bebende Bruſt? —
Ach, wie ſchlägt mir mein Herz' wie zittern mir durch die Gebeine
Freud und Hoffnung, dem Schmerz unüberwindlich, dahin'
Unbeſiegbare Luſt, ein ſüßer begeiſternder Schauer,
Eine Thräne, die mir ſtill den Wangen entfiel,
Und, o ich ſehe ſie! mitweinende, weibliche Zähren,
Ein mir lispelnder Hauch und ein erſchütterndes Ach!
Ein zu ſeguender Laut, der mir rief, wie ein Schatten dem Schatten
Liebend ruft — weiſſagt dich, die mich hörete, mir. — —
O du, die du ſie mir und meiner Liebe gebareſt,
Hältſt du ſie, Mutter, umarmt, dreimahl geſegnet ſei mir!
Dreimahl geſegnet ſei dein gleich empfindendes Herz mir,
Da der Tochter zuerſt, weibliche Zärtlichkeit gab!
Aber laß ſie jetzt frei! Sie eilt zu den Blumen, und will du
Nicht von Irugen beherrſcht, will geſehen nicht ſein.
Eile nicht ſo! — — Doch mit welchem Namen ſoll ich dich nennen,
Du, die unausſprechlich meinem Verlangen gefällt?
Heißeſt du Laura? — Laura beſang Petrarca in Liedern,
Zwar dem Bewunderer ſchön, aber dem Liebenden nicht, —
Wirſt du Fanny genannt? iſt Gidli dein feil'rlicher Name?
Singer, die Joſeph und den, welchen ſie liebte, beſang?
Singer? Fanny? — Ach Gidli! ju Gidli nennet mein Lied dich.
Wenn im Liede mein Herz bald geſagt dir gefällt. — —
Eile nicht ſo, damit nicht vom Dorn der verpflanzten Roſe
Blute, wenn du ſo ritſt, dein zu flüchtiger Fuß,
Du mit zu ſtarken Zügen den Duft des Lenzes nicht trinkeſt,
Und um den blühenden Mund ſanfter die Lüfte nur wehn.
Aber du geheſt denkend und langſam, das Auge voll Zähren,
Und jungfräulicher Ernſt deckt das verſchönte Geſicht.
Täuſchte dich jemand? und weinſt du, weil der Geſpielinnen eine
Nicht, wie du von ihr geglaubt, redlich und tugendhaft war?
Oder liebſt du, wie ich? erwacht mit unterblicher Sehnſucht,
Wie ſie das Herz mir empört, dir die ſtarke Natur?
Was ſagt dieſer ſeufzende Mund? Was ſagt mir dies Auge,
Das mit verlangendem Blick ſich zu dem Himmel erhebt?
Was entdeckt mir dies tiefere Denken, als ſähſt du ihn vor dir?
Ach, als ſänkſt du aus Herz dieſes Glücklichen hin?
Ach, du liebeſt! So wahr die Natur kein edleres Herz nicht
Ohne den heiligſten Trieb derer, die ewig ſind, ſchuf!
Ja, du liebeſt, du liebeſt! Ach wenn du den doch auch kennteſt,
Deſſen liebendes Herz unbemerket dir ſchlägt,
Deſſen Wehmuth dich ewig verlangt, dich bang vom Geſchicke
Fodert, von dem Geſchick, das unbeweglich ſie hört. —
Webeten doch ſanftranſchende Winde ſein innig Verlangen,
Seiner Seufzer Laut, ſeine Geſänge dir zu!
Winde, wie die in der goldenen Zeit, die, vom Ohre des Schäfers,
Hoch zu der Götter Ohr flog mit der Schäferin Ach.
Eilet Winde mit meinem Verlangen zu ihr in die Laube,
Schauert hin durch den Wald, rauſcht und verkündet mich ihr:
„Ich bin redlich! Mir gab die Natur Empfindung zur Tugend,
Aber mächtiger war, die ſie zur Liebe mir gab,
Zu der Liebe, der ſchönſten der Tugenden, wie ſie den Menſchen
In der Jugend der Welt ſtärker und edler ſie gab.
Alles empfind ich von dir; kein bald begegnendes Lächeln,
Kein unvollendetes Wort, welches in Seufzer verflog,
Keine ſtille, mich flehende Thräne, kein leiſes Verlangen,
Kein Gedanke, der ſich mir in der Ferne nur zeigt,
Kein halbſtummelnder Blick voll unausſprechlicher Reden,
Wenn er den ewigen Bund ſüßer Umarmungen ſchwört,
Auch der Tugenden keine, die du mir ſittſam verbargeſt,
Eilet mir unerforſcht und unempfunden vorbei.
Ach, wie will ich, Gidli, dich lieben! Das ſagt uns kein Dichter,

Und selbst wir im Geschwätz tenukner Beredtsamkeit nicht.
Kaum, daß noch die unsterbliche selbst, die fühlende Seele
Ganz die volle Gewalt dieser Empfindungen faßt!

3. Petrarca und Laura.

Anderen Sterblichen schön, kaum noch gesehn von mir,
Gieng der silberne Mond vorbei.
Thränend wandt' ich von ihm mein melancholisches,
Müdes Auge dem Dunkeln zu.
Dreimahl schlug mir mein Herz, dreimahl erbebtest du,
Tochter des ewigen Hauchs, ja mir,
Seele, zur Liebe gemacht, dreimahl erschreckte dich
Deiner Einsamkeit bang Gefühl.
Hätte die dich gesehn, welchee du zitterte st,
Der du seufzend, Unsterbliche,
Thränen weintest, wie sie wehmuthsvoll Edlere
Weinen — wäre vielleicht sie nicht
Durch die Thränen gerührt? Hätte vielleicht sie nicht
Eine Thräne mit dir geweint?
Aber süßeee Ruh deckte mit Fittigen
Ihres seidsamen Schlummers sie;
Und ihr göttliches Herz, über mein Herz erhöht,
Hub gelinder des Mädchens Brust.
Mich nur floh die Ruh, und, mein Gespiele sonst,
Mein gefälliger, sanfter Schlaf,
Gieng dem Auge vorbei, und dem geteubteren
Ihm zu wachen und bangen Blick.
Tief in die Dämmerung hin sah es, und suchte dich,
Seiner Thränen Genossin, ani,
Dich, des nächtlichen Hains Sängerin, Nachtigall!
Doch du sangest mir jetzo nicht.
Dein mitweinender Ton, dein melancholisch Ach,
Selbst die Linderung fehlte mir.
Endlich schlummert' ich ein, und ein Unsterblicher
Schloß mitleidig das Auge mir.
Hast du mich weinen gesehn, o du Unsterblicher,
Der mitleidig mein Auge schloß:
O so sammle sie ein, sammle die heiligen
Thränen in goldene Schalen ein,
Bring sie, Himmlischer, dann zu den Unsterblichen,
Denen zärtlich ihr Herz auch schlug:
Zu der göttlichen Rowe, oder zur Radikin,
Die im Frühlinge sanft entschlief,
Oder zu Doris hinauf, die noch ihr Haller weint,
Wenn er die jüngere Doris sieht,
Daß dann eine vielleicht, hat sie mein Schmerz bewegt,
Aus den holden Versammlungen
Niedersteige, das Herz jenee, die inniger
Mein unsterblicher Geist verlangt,
Zu erweichen, und sie zu den Empfindungen
Gleicher Zärtlichkeit einzuweihn.
Also dacht' ich und schlief. Und der Unsterbliche
Gab mitleidig mir einen Traum.
Laura sah ich im Traum, bei ihr den fühlenden,
Liebervollen Petrarca stehn.
Sie war jugendlich schön; nicht wie das leichte Volk
Rosenwangichter Mädchen ist,
Die gedankenlos blühn, nur im Vorübergehn
Von der Natur, und im Scheez gemacht,
Leer an Empfindung und Geist, leer des allmächtigen
Triumphirenden Gotterblicks,
Laura war jugendlich schön, ihre Bewegungen
Sprachen olle die Gottlichkeit
Ihres Herzens, und werth, werth der Unsterblichkeit,
Trat sie hoch im Triumph daher,
Schön wie ein festlicher Tag, feei wie die heitre Luft,
Voller Einfalt, wie du, Natur,
An ihr klopfendes Herz legte Petrarca sich;
Also sagte der Glückliche:
„Ach, dein klopfendes Herz, was vor Empfindungen
Schlägts mir in den bewegten Geist'
Jeder wallende Hauch deiner beseelten Brust
Hebt mich zu den Unsterblichen!
Ach, wie ruh' ich so süß' Lag mich! Die Seele faßt
Deiner Liebe Gewalt nicht mehr.
Laura, Laura! mein Geist bebt sich, voll hoher Lust,
Auf die Hügel der Seligen,
Auf die Hügel der Ruh, wo's von Entzücknngen
Taumelnd schwebt um mein trunknes Haupt.
Singet, Söhne des Lichts, meinee Empfindungen
Unaussprechliche, süße Luft!
Singt sie, ich weine sie nur, ja die Unsterblichkeit
Weih' ich froh von der Liebe durch." —
„Mein Petrarca!" — Sie sprachs, aber nun redeten
Frohe Seufzer und Thränen nue:
„Ach, wie fließt ihr so sanft, unter Umarmungen,
Ewigkeiten voll Ruh, vorbei!
Daß wir dort uns geliebt, ach! wie belohnt uns dies
Unsrer Namen Unsterblichkeit
Auf der unteren Welt! Unserer Zärtlichkeit
Folgt dort Enkel und Enkelin.
Enkel, die ihr uns folgt, euch soll die goldne Zeit
Lächelnd Blumen und Kränze streun.
Ihr sollt glücklicher sein, als es die Herrscher sind,
Diehe, als siegende Könige.
Euch gehorche das Spiel, das von der Leier tönt,
Singet würdig der Ewigkeit,
Würdig der, die euch liebt, gebt sie den folgenden
Späten Tagen zum Muster hin!
Enkelinnen, die ihr Laura's Empfindung habt,
Euch verstieße die goldne Zeit,
Wie ein ewiger Mai, wie ein gefei'rter Tag,
Unter süßen Umarmungen!
Ihr sollt glücklicee sein, als des Eroberers
Braut, die Tochter des Siegenden.
Euch nur singe das Spiel, das von dee Leier tönt;
Seid unsterblich, wie Laura ist!"

4. Dem Erlöser.

1. Der Seraph stammelts, und die Unendlichkeit
Bebts durch den Umkreis ihrer Gefilde nach,
Dein hohes Lob, o Sohn! Wer bin ich,
Daß ich mich auch in die Jubel dränge?

2. Vom Staube Staub! Doch wohnt ein Unsterblicher
Von hoher Abkunft in den Verwesungen,
Und denkt Gedanken; daß Entzückung
Dnech die erschütterte Nerve schauert.

3. Auch du wirst einmahl mehr wie Verwesung sein,
Der Seele Schatten, Hutte, von Erd' eebaut,
Und andeer Schauer Trunkenheiten
Werden dich dort, wo du schlummerst, wecken.

4. Der Leben Schauplatz, Feld, wo wir schlummerten,
Wo Adams Enkel wird, was sein Vater war,
Als er sich jetzt der Schöpfung Armen
Jauchzend entriß und ein Leben dastand!

5. O Feld vom Aufgang bis, wo sie untergeht,
Der Sonnen letzte, heiliger Todten voll,
Wenn seh ich dich? wenn weint mein Auge,
Unter den tausendmahl tausend Thränen?

6. Des Schlafes Stunden, oder Jahehunderte,
Fließt schnell vorüber, fließt, daß ich auferstehe!
Allein sie säumen, und ich bin noch
Dieffeit am Grabe! ... O helle Stunde,

7. Der Ruh Gespielin, Stunde des Todes, komm!
O du Gefilde, wo der Unsterblichkeit
Dies Leben reift, noch nie betuchtee
Acker für ewige Saat, wo bist du?

8. Laßt mich dort hingehn, daß ich die Stäte seh!
Mit hingesenktem, trunkenem Blick sie seh!
Der Aernte Blumen drüber streue,
Unter die Blumen mich leg', und sterbe! —

9. Wunsch großer Aussicht, aber nur Glücklichen,
Wenn du, die süße Stunde der Seligkeit,
Da wir dich wünschen, kämst, wee gliche
Dem, dee alsdann mit dem Tode ränge?

10. Dann mischt' ich kühnee unter den Thronqesang
Des Menschen Stimme, sänge dann heiliger
Den meine Seele liebt, den Besten
Allee Gebohrnen, den Sohn des Vaters.

11. Doch laß mich leben, daß am erreichten Ziel
Ich sterbe; daß erst, wenn es gesungen ist,
Das Lied von dir, ich triumphirend
Ueber das Grab den erhab'neu Weg geh!

12. O du mein Meister, der du gewaltiger
Die Gottheit lehrtest, zeige die Wege mir,
Die du da gingst, woranf die Seher,
Deine Verkündiger, Wonne sangen.

13. Dort ist es himmlisch! Ach, aus der Ferne Nacht
Folg' ich dee Spur nach, welche du wandeltest;
Doch fällt von deiner Strahlenhöhe
Schimmer hecab, und mein Auge sieht ihn.

14. Dann hebt mein Geist sich, dürstet nach Ewigkeit,
Nicht jener kurzen, die auf der Erde bleibt,
Nach Palmen ringt ee, die im Himmel
Für der Unsterblichen Rechte sprossen.

15. Zeig mir die Laufbahn, wo an dem fernen Ziel
Die Palme webet! Meinen erhabenſten
Gedanken, lehr ihn Hoheit; führ ihm
Wahrheiten zu, die es ewig bleiben!

16. Daß ich den Nachhall derer, die's ewig ſind,
Den Menſchen ſinge, daß mein geweihter Aem
Vom Altar Gottes Flammen nehme.
Flammen ins Herz der Erlöſ'ten ſtröme!

5. An Gleim.

Unerforſchter, als ſonſt etwas den Forſcher täuſcht,
Iſt ein Herz, das die Lieb' empfand,
Sie, die wirklicher Werth, nicht der vergängliche
Unſers dichtenden Traums gebar,
Jene trunkene Luſt, wenn die erweinete,
Faſt zu ſelige Stunde kommt,
Die dem Liebenden ſagt, daß er geliebet wird,
Und zwo beſſere Seelen nun
Ganz, das erſtemahl ganz, fühlen, wie ſehr ſie ſind,
Und wie glücklich, wie ähnlich ſich!
Ach, wie glücklich dadurch! Wer der Geliebten ſpricht
Dieſe Liebe mit Worten aus?
Wer mit Thränen! und wee mit dem verweilenden
Vollen Blick und der Seele drin!
Selbſt das Trauern iſt ſüß, das ſie verkündete,
Eh die ſelige Stunde kam.
Wenn dies Tränen umſonſt eine verkündete,
O dann wählte die Seele falſch,
Und doch würdig' Das webt keiner der Denker auf,
Was vor Irren ſie damahls ging,
Selbſt der kennt ſie nicht ganz, welcher ſie wandelte,
Und verſteht ſich nur weniger.
Leiſe redets darin: „Weil du es würdig warſt,
Daß du liebteſt, ſo lebeten wir
Dich die Liebe. Du kennſt alle Verwandlungen
Ihres mächtigen Zauberſtabs.
Ahm den Weiſen nun nach, Haudle! Die Wiſſenſchaft,
Sie nur, machte nie Glückliche." —
Ich gedenke. — Das Thal, (Oden nur ſchattete,
Wie es ſchattet,) der Lenz im Thal
Weilt dich; Lüfte, wie die, welche die Himmliſchen
Sanft umathmen, umathmen dich.
Roſen knoſpen dir auf, daß ſie mit ſüßem Duft
Dich umſtrömen; dort ſchlummerſt du.
Wach', ich werfe ſie dir leiſ' in die Locken hin,
Wach vom Thaue der Roſen auf!
Und (noch bebt mir mein Herz, lange darum verwöhnt,)
Und o wache mir lächelnd auf!

6. An Gleim.

1. Der verkennet den Scherz, hat von den Grazien
Keine Miene belauſcht, der es nicht faſſen kann,
Daß der Liebling der Freude
Nur mit Sokrates Freunden lacht.

2. Du verkenneſt ihn nicht, wenn du dem Abendſteen,
Nach den Pflichten des Tags, ſchnellere Flügel giebſt,
Und dem Ernſte der Weisheit
Deine Blumen entgegen ſtreuſt.

3. Laß den Lacher, o Gleim, lauter dein Lied entweihn,
Deine Freunde verſtehns. Wenige kenneſt du;
Und manch lesbiſches Mädchen
Straft des Liedes Entweihungen,

4. Lacht dem Jünglinge nicht, welcher den Flatterer
Zu buchſtäblich erklärt, weiß es, wie ſchön ſie iſt;
Zürnt ihn weiſer und lehrt ihn,
Wie ihr Lächeln, dein Lied verſtehn.

5. Nun verſteht ers, ſie mehr. Aber ſo ſchön ſie iſt;
So empöret auch ihr Herz deinem Geſange ſchlägt,
O ſo kennt ſie doch Gleimen
Und ſein feuriges Herz nicht ganz;

6. Seinen brennenden Durſt, Freunden ein Freund zu
ſein;
Wie er auf das Verdienſt deß, den er liebet, ſtolz,
Edel ſtolz iſt, vom halben,
Kalten Lobe beleidiget,

7. Liebend Liebe gebeut, hier nur die zögernde
Sanfte Mäßigung haſt, oder, von Friederichs,
Wenn von Friederichs Preiſe
Ihm die trunkuere Lippe trieft,

8. Ohne Wünſche nach Lohn, aber auch unbelohnt!
Sprich nur wider dich ſelbſt edel und ungerecht!
Dennoch beuget, o Gleim, dir
Ihren ſtolzeren Nacken nicht

9. Deutſchlands Muſe. In Flug eilend zum hohen Ziel,
Das mit heiligem Sproß Barden umſchatteten,
Hin zum höheren Ziele,
Das der Himmliſchen Palm' umweht,

10. Sang die Zürnende mir. (Tönend entſchlüpfete
Mir die Laute, da ich drohend die Prieſterin,
Und mit fliegendem Haar ſah,
Und entſcheidendem Ernſt.) Sie ſang.

11. Lern des innerſten Hains Anſpruch, und lehre den
Jeden Günſtling der Kunſt, oder ich nehme dir
Deine Laute, zerreiße
Ihre Nerven und haſſe dich!

12. Würdig war er, uns mehr, als dein beglückteſter
Freiheitshaſſer, o Rom, Octavium zu ſein,
Mehr als Ludewig, den uns
Sein Jahrhundert mit aufbewahrt.

13. So verkündigte ihn, als er noch Jüngling war,
Sein aufſteigender Geiſt. Noch, du der Lorbeer ihm
Schon von dem Blute der Schlacht treff,
Und der Denker gepungert ging,

14. Floß der dichteriſche Quell Friedrich entgegen, ihm
Abzumaichen die Schlacht. Ihre er wandte ſich,
Ströme' in Hoime, wohin ihm
Heinrichs Sänger nicht folgen wird.

15. Sagts der Nachwelt nicht an, daß er nicht achtete,
Was er werth war, zu ſein! Aber ſie hört es doch.
Sagts ihr traurig, und fordert
Ihre Söhne zu Richteen auf!

7. Der Rheinwein.

1. O du, der Traube Sohn, der im Golde blinkt,
Den Freund, ſonſt niemand, lud' in die Kühlung ein.
Wir drei ſind unſer werth und jener
Deutſcheren Zeit, da du, edler Alter,

2. Noch ungekeltert, aber ſchon feuriger
Dem Rheine zubingſt, der dich mit auferzog
Und deiner heißen Berge Füße
Sorgſam mit grünlicher Woge kühlte.

3. Jetzt, da dein Rücken bald ein Jahrhundert trägt,
Verdieneſt du es, daß nun den hohen Geiſt
In dir verſtehen lern', und Cato's
Ernſtere Tugend von dir entglühe.

4. Der Schule Lehrer kennet des Thiers um ihn,
Kennt aller Pflanzen Seele. Der Dichter weiß
So viel nicht, aber ſeiner Roſe
Weibliche Seele, des Weines ſtärkre,

5. Den jene kränzt, der flötenden Nachtigall
Gefindungsvolle Seele, die ſeinen Wein
Mit ihm beſingt, die kennt er beſſer,
Als der Erweis, der von Folgen trieſet.

6. Rheinwein, von ihnen haſt du die edelſte,
Und biſt es würdig, daß du des Deutſchen Geiſt
Nachahmſt, biſt glühend, nicht aufflammend,
Taumellos, ſtark, und von leichtem Schaum leer.

7. Du duftеſt Balſam, wie mit der Abendluft
Der Wieſe Blume von dem Geſtade dumpft,
Daß ſelbſt der Krämer die Gerüche
Athmender trinkt und nur gleitend fortſchifft.

8. Freund, laß die Hall' uns ſchließen; der Lebensduft
Verſtrömet ſonſt, und etwa ein kluger Mann
Möcht' uns beſuchen, dreit ſich ſetzen,
Und von der Weisheit wohl gar mitſprechen.

9. Nun ſind wir ſicher. Eugere Wiſſenſchaft,
Den hellen Einfall lehr' uns des Alten Geiſt!
Die Sorgen ſoll er nicht vertreiben!
Haſt du geweinte, geliebte Sorgen,

10. Laß mich mit dir ſie ſorgen. Ich weine mit
Wenn dir ein Freund ſtarb. Nenn ihn: er ſtarb er mir.
Das ſprach er noch, nun kam das letzte,
Letzte Verſtummen, nun lag er todt du!

11. Von allem Kummer, welcher des Sterblichen
Kurzſichtig Leben nervenlos niederwirft,
Wärſt du, des Freundes Tod, der taubſte,
Wär ſie nicht auch, die Geliebte, ſterblich.

12. Doch wenn dich, Jüngling, andere Sorg' entflammt,
Und dirs zu heiß wird, daß du der Barden Gaug
Im Haine noch nicht gingſt, dein Name
Noch unerhöht mit der großen Fluth ſtenſt,

13. So red'! In Weisheit wandelt ſich Ehrbegier,
Wählt jene. Thorheit iſt es, ein kleines Ziel

Das würdigen, zum Ziel zu machen,
Nach der unsterblichen Schelle laufen.

14. Noch viel Verdienst ist übrig. Auf, hab' es nur;
Die Welt wirds kennen. Aber das edelste
Ist Tugend. Meisterwerke werden
Sicher unsterblich, die Tugend fehlen.

15. Allein sie soll auch Lohn der Unsterblichkeit
Entbehren können. Athme nun auf und trink.
Wir reden viel noch, eh des Aufgangs
Kühlungen wehen, von großen Männern.

8. Dem Unendlichen.

1. Wie erhebt sich das Herz, wenn es dich,
Unendlicher, denkt! wie sinkt es,
Wenns auf sich herunterschaut!
Elend schants wehklagend dann, und Nacht und Tod.

2. Allein du enfst mich aus meiner Nacht, dee im Elend, dee im Tod hilft!
Dann denk' ich es ganz, daß du ewig mich schufst,
Herrlicher! den kein Preis, unten am Grab', oben am Thron,
Herr, Herr, Gott, den dankend entflammt, kein Jubel genug besingt.

3. Weht, Bäume des Lebens, ins Harfengetön!
Rausche mit ihnen ins Harfengetön, krystallner Strom!
Ihr liepelt und rauscht, und, Harfen, ihr tönt
Nie es ganz! Gott ist es, den ihr preist!

4. Donnert, Welten, in feierlichem Gang, in der Posaunen Chor!
Du, Orion, Wage, du auch!
Tönt, all' ihr Sonnen auf der Straße voll Glanz
In der Posaunen Chor!

5. Ihr Welten, donnert,
Und du, der Posaunen Chor, hallest
Nie es ganz, Gott — nie es ganz, Goll,
Gott, Gott ist es, den ihr preist.

9. Der Nachahmer.

1. Schrecket noch andrer Gesang dich, o Sohn Tentons,
Als Griechengesang: so gehören dir Hermann,
Luther nicht an, Leibniz, jene nicht nun,
Welche der Hain Braga's verbarg.

2. Dichter, so bist du kein Deutscher! Ein Nachahmer,
Belastet vom Joche, verkennst du dich selber.
Keines Gesang ward dir Marathons Schlacht!
Nächt' ohne Schlaf hattest du nie.

10. Die frühen Gräber.

1. Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährt der Nacht!
Du entfliehst? Eile nicht, bleib, Gedankenfreund!
Sehet, er bleibt, das Gewölk wallte nur hin.

2. Des Maies Erwachen ist nur
Schöner noch, wie die Sommernacht,
Wenn ihm Thau, hell wie Licht, aus der Locke träuft,
Und zu dem Hügel herauf röthlich er kömmt.

3. Ihr Edleren, ach, es bewächst
Eure Maale schon ernstes Moos!
O wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe sich röthen den Tag, schimmern die Nacht!

11. Schlachtgesang.

1. Wie erscholl der Gang des lauten Heers
Von dem Gebirg' in das Thal herab,
Da zu dem Angriff bei dem Waldgrom das Kriegslied
In der verklingenden Schlacht und dem Siege den Befehl rief!

2. Mit herab zu großer Thaten Ernst!
In der unsterblichen Rettung Ruhm!
Die am Gebirg aus bei dem Strom stolz erwarten,
Und im Gefilde der Schlacht mit dem Donner in dem Arm stehn,

3. O Tyrannenknechter sind sie nur!
Und vor dem Trohn des gelenkten Stahls,
Vor dem Herannahn und dem Ausspruch der Freien,
Die sich dem Tode gelassener heiligen, entstehn sie.

12. Die Sommernacht.

1. Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab
In die Wälder sich ergießt, und Gerüche
Mit den Düften von der Linde
In den Kühlungen wehn,

2. So umschatten mich Gedanken an das Grab
Der Geliebten, und ich seh' in dem Walde
Nur es dämmern, und es weht mir
Von der Blüthe nicht her,

3. Ich genoß einst, o ihr Todten, es mit euch.
Wie umwehten uns der Duft und die Kühlung,
Wie verschönt warst du von dem Monde
Du, o schöne Natur!

13. Unsere Fürsten.

1. Von der Palmenhöhe, dem Hain Siona's,
Kommen wir her, wir, des Harfengesangs
Geweihte, daß Christen noch einst
Wir entflammen mit dem Feuer,

2. Das zu Gott steigt. Hier in dem Hain, wo Eichen
Schatten, erschallst schöner, Trin, auch du,
Wenn Schöne des Herzens voran
Vor der Schönheit des Gesangs fleugt.

3. Mit Entzückung wall' ich im Hain der Palmen,
Dichter, mit Lust, hier, wo Eich' und ihr Grann
Uns dämmert, das Vaterland euch,
Mich hinauf rief, ihm zu singen.

4. O bekränzet froh euch das Haupt, Thuiskons
Enkel! empfangt Braga's heiliges Laub!
Er bringt es den Hügel herab:
Wie es glanzvoll von dem Quell tränft!

5. Mit des Stolzes Tönen erschallt (ihr wurdet,
Dichter, sein Stolz!) Braga's freudiges Lied,
Ihr tranket mit ihm aus dem Quell
Der Begeistrung und der Weisheit.

6. Und ihr sämmt noch? Singet ihm nach! „Ihr siegtet
Ueber die Zeit! Deutschlands Fürsten .. sie rief
Kein Stolz, euch zu leiten, herzu;
Und allein schwangt, was auch obstand,

7. Ihr mit edlee Kühnheit euch auf. So weede
Euch denn allein auch unsterblicher Ruhm!
Der Name der Fürsten verweh,
Wie der Nachhall, wenn der Ruf schweigt.

8. Aus dem Hain Thuiskons entfieh kein sanftes
Silberegetön hin zum paetischen Maal,
Das keinee besucht, und das bald
In den Staub sinkt der Gebeine."

9. O wie festlich rauschet dee Hain! Ich sehe
Fliegenden Tanz; Braga führt den Triumph.
Unsterblichkeit! rufet das Chor,
Und der Hain rufts in den Schatten.

10. „Pyramiden sanken: der Wandree findet
Trümmer nur noch; Lobschrift, welche die Burg
Des Fürsten nur kannte, sie schläft
In dem Goldsaal, wie im Grabe.

11. Pyramiden, liegt ihr! und schlaf, des Schmeichlers
Werk, in des Saals Gruft, nicht weckbae. Uns macht
Unsterblich des Genius Flug,
Und die Kuhnheit des Entschlusses,

12. Von des Lohns Verachtung entflammt. Einst konntet,
Fürsten, ihrs thun. Baut von Marmor euch jetzt
Die Maale, vergessen zu ruhn!
Denn es schweigt euch in dem Haine."

14. Teutone.

1. An der Höhe, wo der Quell der Barden in das Thal
Sein fliegendes Getöne, mit Silber bewölkt,
Stürzet, da erblickt' ich, Göttin, dich
Noch Einmahl; du kamst zu dem Sterblichen herab.

2. Und mit Hoheit in der Miene stand sie, und ich sah
Die Geister um sie her, die, den Liedern entlockt,
Tänschen, ihr Gebild. Die Wurdi's Volch,
Unschuldige, traf, die begleiteten sie fern,

3. Wie in Dämmerung; und die Seuldn's mächtigeree Stab
Erectete, die schwebten umher in Triumph,
Schimmernd, um die Göttin, hatten stolz
Mit Laube der Eiche die Schläfe sich bekränzt.

4. Den Gedanken, die Empfindung treffend und mit Kraft,
Mit Wendungen der Kühnheit zu sagen, das ist,
Sprache des Thuiskon, Göttin, dir,
Wir unseren Helden Eroberung, ein Spiel.

5. O Begeistenng! Sie erhebt sich, feurigeres Blicks
Ergießet sich ihr Auge, die Seel' in der Gluth!
Ströme! denn du schenest deß umsonst.
Der, leer des Gefühls, den Gedanken nicht erreicht.

6. Wie ſie herſchwebt an des Quells Fall! Mächtiges Getön,
Wie Rauſchen im Beginne des Walds, iſt ihr Schwung.
Draußen um die Felſen brauſt der Sturm,
Gern höret der Wandrer das Rauſchen in dem Wald.

7. Wie ſie ſchwebet an der Quelle! Sanfteres Getön,
Wie Wehen in dem cieferen Wald' iſt ihr Schwung.
Draußen um die Felſen brauſt der Sturm,
Gern höret im Walde der Wanderre das Wehn.

8. Die der Fremdling nicht entweiht, (Teutonien erlag
Nur Siegen, unerobert') o Freiere, dich
Wagte der Geſchreckten Feſſel nicht
Zu feſſeln. Die Adler entflogen, und du bliebſt,

9. Die du wareſt. An dem Rhodan klirret ſie noch laut,
Die Kette des Eroberers, laut am Iber!
Alſo, o Britanne, ſchallt dir nach
Der Angel und Sachſe mit herſchendem Geklirr.

10. So bezwang nicht an des Rheins Strom Romulus Geſchlecht.
Entſcheidungen, Vergeltungen ſprachen wir aus,
Rache, mit des Deutſchen Schwert und Wort!
Die Kette verſtummte mit Varus in dem Blut.

11. Die dich damahls mit erhielten, Sprüche, da im Forſt
Der Weſer die Erobererkette verſank,
Schweigend in der Legionen Blut
Verſank, ſie verhüllt die Vergeſſenheit mit Nacht!

12. Ah, die Geiſter der Barditte, welche ſie zur Schlacht
Ertönten dem zürnenden Vaterlandsheer,
Folgen mit der Todeswunde dir!
Ha, Norne, dein Dolch! Wirſt auch dieſen, ſo ſie klagt,

13. Die Vertilgten, du vertilgen? Bilder des Geſangs,
Ihr Geiſter, ich beſchwör' euch, ihr Genien, lehrt,
Führet mich den ſteilen kühnen Gang
Des Haines, die Bahn der Unſterblichkeit hinauf!

14. So erſcholl's mir von der Telin wieder in dem Hain.
Mir däuchte, daß Teutona mit Lächeln auf mich
Blickte, du durchſtrömt' es all mein Blut
Mit Feuer, und Röthe, wie jugendlichem Tanz,

15. In dem Frühlinge getanzt, glüht, flammte mir herauf
Die Wange. Ihr Begleiter, ihr Geiſter! ſo rief
Eiliger ich aus, ihr ſaht den Blick
Der Göttin, ſie lächelte! Genien, ihr ſaht's!

16. O des Zaubers, den ſie ſcheidend zauberte! Sie rief:
Und Geiſter der Geſänge, geſungen durch mich,
Kamen, ihr Gebild, und hatten ſtolz
Mit heiligem Laube die Schläfe ſich bekränzt,

17. Mit dem jüngſten aus dem Haine. Hebe denn, o Dolch
Der Norne, dich: du fehlſt ſie! Die Göttin hat ſie
Schirmend, auf der Bahn des ſteilen Gangs,
Des kühnen, hinauf zur Unſterblichkeit geführt.

15. Weiſſagung.

1. An der Eiche Sprößling gelehnt, von hellen
Düften umhüllt, ſtand die Telin, und ſchnell
Erſcholl ſie von ſelbſt: doch ich ließ
Unerweckt ſie mir erſchallen.

2. Da entſtrömt' ihr raſcher Verdruß, da zürnte
Wirbelnd ihr Ton. Eilend ging ich, und nahm
Die Drohende, daß ſie dereinſt
Zum Vergelt nicht mir verſtummte.

3. Auch des Roſſes Auge, des Hufs Erhebung,
Stampfen des Hufs, Schnauben, Wiehern und Spenn
Weiſſagten die Barden, auch mir
Iſt der Blick hell in die Zukunft.

4. Ob's auf immer laſte? Dein Joch, o Deutſchland,
Sinket dereinſt! Ein Jahrhundert nur noch,
So iſt es geſchehen, ſo berſcht
Der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht!

5. Denn im Haine brauſet' es her gehobnes
Hufes, und ſprang, flog die Mähne, dahin
Das heilige Roß, und ein Spott
War der Sturm ihm und der Strom ihm.

6. Auf der Wieſe ſtand es, und ſtampfte', und blickte
Wiehernd umher; ſorglos weidet' es, ſah
Voll Stolz nach dem Reiter nicht hin,
Der im Blut lag an dem Grenzſtein.

7. Nicht auf immer laſtet es! Frei, o Deutſchland,
Wirſt du dereinſt! Ein Jahrhundert nur noch,
So iſt es geſchehen, ſo berſcht
Der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht.

16. Winterfreuden.

Alſo muß ich auf immer, Kryſtall der Ströme, dich meiden?
Darf nie wieder um Fuß ſchwingen die Flügel des Stahls?
Waſſerkothurn, du wareſt der Heilenden einer, ich hätte,
Unbeſeelet von dir, weniger Sonnen geſehn.
Manche Roſe hat mich erquickt, ſie verwelkten, und du liegſt,
Auch des Schimmers beraubt, liegeſt verroſtet nun da!
Welche Tage gabeſt du mir! Wie begannen ſie, wenn ſich
In der Frühe Glanz färbte noch bleibender Reif,
Welche Nächte, wenn nun der Mond mit der Heiere des Himmels
Um der Schönheit Preis ſiegend ſtritt und beſiegt.
Dann war leichter der Schwung, und die Stellung unkünſtlicher, froher
Dann der Rufenden Laut, blinkete heller der Weiß,
Und wie war der Schlaf der endlich Ermüdeten eifern,
Wie unerwecklich! Wer ſchlief jemahls am Baume, wie wir?
Aber es kam mit gebotnem Gepolter der Knecht; und wir ſahen
Wieder den farbigen Reif, wieder den Schimmer der Nacht.
Der du ſo oft mit der labenden Gluth der gefühlten Geſundheit
Mich durchſtrömeteſt, Quell längeres Lebens mir warſt.
Wenn ich vorüberglitt an hellbeblütheten Ulmen:
(Schnee war die Blume) der Bahn warnende Stimme vernahm
Mit nachherchendem Ohr; auch wohl hinſchwebt' an der Oſtſee
Zwiſchen der Sonne, die ſank, und dem Monde, der ſtieg;
Oder wenn die Flecken zu tauſenden in ſich verhüllten,
Und den ſchwindelte, Sturm auf das Geſtade mich warf.
Ach, einſt wurdeſt du mir, Kothurn, zum tragiſchen, führteſt
Mich auf ſüngeres Eis, welches dem Eilenden brach.
Bleich ſtand da der Gefährt; mein Schutzgeiſt gab mir Entſchluß ein,
Jenes bebte nicht mehr, und die Gerettung gelang.
Als ſie noch ſchwankend ſchien, da rührte mich innig des Himmels
Lichtere Bläue, vielleicht bald nun die letzte für mich!
Dank dir noch Einmahl, Beinderf, daß du mich rette teſt! Dir kam
Lang ſchon die letzte, mir macht ſie die Erde noch ſchön.

17. Unſterblichkeit.

1. Selig ſind des Himmels Erben,
Die Todten, die im Herren ſterben,
Zur Auferſtehung eingeweiht!
Nach den letzten Augenblicken
Des Todesſchlummers folgt Entzücken.
Folgt Wonne der Unverblichkeit!
In Frieden ruhen ſie,
Los von der Erde Müh'!
Hoſſanna!
Vor Gottes Thron
Zu ſeinem Sohn
Begleiten ihre Werke ſie!

2. Dank, Anbetung, Preis und Ehre,
Macht, Weisheit, ewig, ewig Ehre
Sei dir, Verſöhner, Jeſu Chriſt!
Ihr, der Ueberwinder Chöre,
Bringt Dank, Anbetung, Preis und Ehre,
Dem Lamme, das geopfert iſt!
Er ſank, wie wir, ins Grab.
Wicht unſre Thränen ab,
Alle Thränen.
Er hat's vollbracht.
Nicht Tag, nicht Nacht
Wird an des Lammes Throne ſein.

3. Nicht der Mond, nicht mehr die Sonne
Scheint uns alsdann, er iſt uns Sonne
Der Sohn, die Herrlichkeit des Herrn.
Heil, nach dem wir weinend rangen,
Nun biſt du, Heil, uns aufgegangen,
Nicht mehr im Dunkeln, nicht von fern'.
Nun weinen wir nicht mehr;
Das Alt iſt nun nicht mehr.
Halleluja!
Er ſank hinab,
Wie wir, ins Grab.
Er ging zu Gott, wir folgen ihm!

18. Morgenlied.

1. Wenn ich einſt von jenem Schlummer,
Welcher Tod heißt, anerſteh,
Und von dieſes Lebens Kummer
Frey, den ſchönern Morgen ſeh:
O dann wach ich anders auf,
Schon am Ziel iſt dann mein Lauf!
Träume ſind des Pilgers Sorgen,
Großer Tag! an deinem Morgen.

2. Hilf, daß keiner meiner Tage,
Geber der Unſterblichkeit,
Jenem Richtenden einſt ſage,
Er ſey ganz von mir entweiht!
Auch noch heute wacht ich auf:
Dank dir, Herr! Zu dir hinauf
Führ' mich jeder meiner Tage,
Jede Freude, jede Plage. -

3. Daß ich gern ſie vor mir ſehe,
Wenn ihr letzter nun erſcheint,
Wenn zum dunkeln Thal' ich gehe,
Und mein Freund nun um mich weint:
Lindre dann des Todes Pein,
Und laß mich den Stärkſten ſeyn,
Mich, der ihn gen Himmel weiſe,
Und dich, Herr des Todes, preiſe!

Ewald Chriſtian von Kleiſt.

Eine der liebenswürdigſten und zugleich ſelbſtſtändigſten Erſcheinungen der vorliegenden Periode iſt Ewald Chriſtian von Kleiſt, welcher am 3. (nach Andern am 5. oder am 7.) März 1715 zu Zeblin in Pommern geboren wurde. Zuerſt im väterlichen Hauſe von gewöhnlichen Hofmeiſtern erzogen, wurde er im 10. Jahre in die Jeſuitenſchule zu Gran in Groß-Polen, und im J. 1729 auf das Gymnaſium zu Danzig gebracht, worauf er 1731 die Univerſität Königsberg bezog, um die Rechte zu ſtudiren. Da ſich nach vollendeten Studien keine Ausſicht auf baldige Anſtellung zeigte, ging er im J. 1736 nach Dänemark, wo er nahe Verwandte hatte, welche ihn bewogen, in däniſche Kriegsdienſte zu treten, die er jedoch auf Befehl Friedrichs II. im J. 1740 wieder verließ. Im Regiment des Prinzen Heinrich, das ſich in Potsdam befand, als Lieutenant angeſtellt, gerieth er bei ſeinem geringen Vermögen bald in eine bedrängte Lage, welche durch die Rohheit ſeiner Kameraden noch unangenehmer gemacht wurde. Eine Wunde, die er in einem Zweikampf erhielt, wurde die Veranlaſſung, daß ihn Gleim aufſuchte, mit welchem er bald eine innige Freundſchaft ſchloß, die nur der Tod trennte. In den Jahren 1744 und 1745 wohnte er dem Feldzug in Böhmen bei, kehrte nach Abſchluß des Dresdener Friedens 1746 nach Potsdam zurück, wo er ſich wieder vorzüglich mit den Wiſſenſchaften und der Poeſie beſchäftigte und in Berlin Ramler kennen lernte. Nachdem er 1751 zum Stabskapitän befördert worden war, erhielt er den Auftrag, in der Schweiz zu werben, wo er Bodmer, Breitinger und Wieland kennen lernte und die ſchon in Potsdam geſchloſſene Freundſchaft mit Hirzel erneuerte. Nach ſeiner Rückkehr 1756 zum Major ernannt, marſchirte er bald darauf mit ſeinem Regiment nach Leipzig, wo er das Glück hatte, mit Leſſing und Weiſſe bekannt zu werden. Er wohnte hierauf den Feldzügen von 1758 und 1759 bei, wo er mannigfache Gelegenheit erhielt, ſich auszuzeichnen. In der Schlacht bei Kunnersdorf wurde er, als er an der Spitze ſeines Bataillons eine feindliche Batterie ſtürmte, an der rechten Hand verwundet; er nahm den Degen in die Linke, wurde aber bald darauf von einer Kartätſchenkugel niedergeworfen, welche ihm das rechte Bein zerſchmetterte. Als ſich die Seinigen zurückziehen mußten, blieb er auf dem Schlachtfelde liegen, wo er von Koſacken ausgeplündert und in einen Sumpf geworfen wurde. Erſt am folgenden Tage wurde er nach Frankfurt gebracht, wo ihm in dem Hauſe des Profeſſors Nicolai eine ſorgſame Pflege zu Theil wurde; aber eilf Tage nach der Schlacht trennten ſich die zerſchmetterten Knochen und zerriſſen eine Pulsader, worauf er am 24. Auguſt 1759 an einer Verblutung ſtarb.

Kleiſt hatte ſchon als Jüngling gelegentliche Verſuche in der Dichtkunſt gemacht; doch wurde er erſt durch Gleim zur Pflege ſeines Talents veranlaßt, in deſſen Sinn und Geiſt er auch einige anakreontiſche Lieder ſchrieb. Als er jedoch bald darauf die Nachricht erhielt, daß ſeine Jugendgeliebte, die er im J. 1738 hatte kennen lernen, zu einer reichen Heirat gezwungen worden ſei, machte dies einen ſo überwältigenden Eindruck auf ihn, daß ihn ſeine bisherige ſorgenloſe Heiterkeit verließ und ſich in ihm der wehmüthige Ernſt entwickelte, der von nun an ſeine Poeſien erfüllte; und es mußte ſich dieſer Ernſt um ſo entſchiedener in ihm ausbilden, als er auch noch durch andere Verhältniſſe bedingt wurde. Kleiſt war eigentlich nur durch die äußeren Umſtände veranlaßt Soldat geworden, ſein wenn ſchon männlich kräftiges, doch zugleich auch mildes Gemüth mit ſeiner tiefen Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur (2), für Liebe und Freundſchaft, für Poeſie und Freiheit, war mehr für das ruhigere Leben geſchaffen, als für die Unruhe des Feldlagers, oder die geiſttödtende Unthätigkeit einer Garniſon. In ſeinen früheren Jahren ließ der jugendliche Leichtſinn, mit welchem er ſich den Vergnügungen hingab, den Widerſpruch zwiſchen ſeiner Natur und dem Leben in ihm nicht zum Bewußtſein gelangen; um ſo mächtiger mußte er ihn fühlen, als er in dem Verluſt ſeiner Geliebten eine Folge ſeines verfehlten Be-

rufs erblickte. Mußte ihn deshalb schon Mißmuth über das Schicksal ergreifen, so wurde dieser noch in hohem Maße dadurch gesteigert, daß er so lange Zeit ohne Gelegenheit blieb, sich hervorzuthun. Denn abgesehen davon, daß er eine solche schon deshalb herbei wünschen mußte, weil er wegen seiner Beschäftigung mit der Poesie und seines freundschaftlichen Zusammenlebens mit Dichtern und Gelehrten bei seinen roheren Standesgenossen die Meinung erweckt hatte, als ob er kein rechter Soldat sei; so hatte er auch den Beruf des Kriegers trotz seiner ursprünglichen Abneigung mit solcher Energie erfaßt, daß es ihn drängte, wie in Allem, so auch hierin Großes zu leisten. Und mit welcher kräftigen Entschiedenheit er diesen Entschluß verfolgte, zeigt sein eben so besonnener, als unerschütterlicher Muth auf dem Schlachtfeld, als er zum ersten Male Gelegenheit erhielt, seiner Aufgabe als Offizier zu genügen, weshalb denn auch Lessing bei der Nachricht von seines Freundes Tod ihm im ersten Schmerz den Vorwurf machte, daß er den Tod absichtlich gesucht habe.

Wenn aber auch der Widerspruch zwischen dem Leben und seinem innersten Wesen nicht ohne mächtigen Eindruck auf sein Gemüth bleiben konnte, so vermochte er doch seine männliche Kraft nicht zu brechen, oder jene krankhafte Sentimentalität hervorzurufen, welcher sich Klopstock bei gleich kräftiger Seele hingab; ihn bewahrte davor das ernste und bewegte Kriegerleben, während Klopstock in den äußeren Verhältnissen keine Anregung zu männlicher Thatkraft fand. Dagegen gelangte Kleist durch die Vereinigung aller der genannten Umstände zum Bewußtsein seines dichterischen Talents, und von nun an wurde die Poesie seine stete Begleiterin, wie er denn nicht bloß in der größeren Ruhe des Garnisonslebens oder auf einsamen Spaziergängen, sondern selbst in dem Getümmel des Feldlagers und selbst auf mühseligen Märschen mit dichterischen Gedanken und Schöpfungen beschäftigt war. In allen spricht sich die ernste, männliche Wehmuth aus, welche, wie wir gesehen haben, der Hauptzug seines Charakters wurde, durch alle, selbst durch die der gesellschaftlichen Freude gewidmeten Lieder (4. 5), zieht sich ein elegischer Ton, der das Gemüth zu ernsten Betrachtungen stimmt, ohne ihn der Thatkraft zu berauben, der ihn vielmehr über die Nichtigkeit des Lebens erhebt und ihn eben deshalb befähigt, den Kampf mit demselben muthig aufzunehmen, wo ein solcher nothwendig wird, aber auch dessen Freuden mit erhöhter Seele zu genießen, wenn sie sich in reiner, ächt menschlicher Gestalt darbieten. Die Bekanntschaft mit dem Leben und der Welt bewahrte Kleist nicht nur vor nebelhafter Sentimentalität, sondern überhaupt vor jeglicher poetischer Willkür und Schwärmerei, und er ist eben deshalb einer der objectivsten Dichter der Zeit, wie er sich denn auch im Drama versuchte, vorzüglich aber als epischer Dichter hervorglänzt (denn der „Frühling", der seinen Ruf zunächst begründete, gehört, wie wir später ausführlicher sehen werden, unbedingt zu dieser poetischen Gattung. Aber selbst seine lyrischen Dichtungen tragen diesen Charakter der Objectivität. Wir beziehen uns hiebei nicht bloß auf solche Gedichte, welche wie das „Lied eines Lappländers" (3), oder „Damöt und Lesbia", „Einladung aufs Land" (2) und einige andere mehr, an sich schon epische Grundlage haben, sondern selbst auf seine rein lyrischen Dichtungen, unter welchen wir außer der mitgetheilten „Ode auf die Preußische Armee" (1) und der vortrefflichen Hymne „Lob der Gottheit" (6), noch die Ode an Ilz („Der Vorsatz"), die „Hymne" („Groß ist der Herr!"), die „Sehnsucht nach Ruhe" und die tiefgefühlte Elegie „An Doris" erwähnen, welche alle auf reeller Grundlage beruhen und von bestimmten äußeren Verhältnissen hervorgerufen worden sind, die der Dichter mit sicherem Takt und feinem Geschmack gestaltet hat, und zwar nicht bloß im Ganzen und Großen, sondern auch bis in die einzelnsten Verhältnisse herab, denn er war auch ein Meister in der poetischen Farbengebung. Sein Ausdruck ist stets glücklich gewählt, und den dargestellten Empfindungen angemessen, voll Kraft und Würde in den Oden und Hymnen, lieblich, mild und heiter in dem leichteren Lied.

1. Ode an die Preußische Armee.

1. Unüberwundnes Heer! mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde dringt,
Um das dee frohe Sieg die goldnen Flügel schwingt,
O Heer! bereit zum Siegen oder Sterben.

2. Sieh' Feinde, deren Last die Hügel fast versinken,
Den Erdkreis beben macht,
Ziehn gegen dich und drohn mit Qual und enger Nacht,
Das Wasser fehlt, wo ihre Rosse trinken.

3. Der dürre, schiele Neid treibt niederträcht'ge Schaaren
Aus West und Süd heraus,
Und Nordens Höhlen speyn, so wie des Ofts, Barbaren,
Und Ungeheue, dich zu verschlingen aus.

4. Verdopple deinen Muth! Der Feinde wilde Fluthen
Hemmt Friedrich, und dein starker Arm,
Und die Gerechtigkeit verjagt den tollen Schwarm.
Sie blizt durch dich auf ihn, und seine Rücken bluten.

5. Die Nachwelt wird auf dich, als auf ein Muster, sehen;
Die künft'gen Helden ehren dich,
Ziehn dich den Römern vor, dem Cäsar Feiederich,
Und Böhmens Felsen sind dir ewige Trophäen.

6. Nur schone wie bisher, im Lauf von großen Thaten,
Den Landmann, der dein Feind nicht ist!
Hilf seiner Noth, wenn du von Noth entfernet bist;
Das Rauben überlaß den Feigen und Croaten.

7. Ich seh, ich sehe schon — — freut euch, o Preußens Freunde! — —
Die Tage deines Ruhms sich nahn.
In Ungewittern ziehn dir Wilden stolz heran;
Doch Friedrich winket dir, wo sind sie nun, die Feinde?

8. Du eilest ihnen nach, und drückst mit schwerem Eisen
Den Tod tief ihren Scheeren ein,
Und kehrst voll Ruhm zurück, die Deinen zu erfreun,
Die jauchzend dich empfahn, und ihre Retter preisen.

9. Auch ich, ich werde noch, — — vergönn es mir, o Himmel! — —
Einher vor wenig Helden ziehn.
Ich seh dich, stolzer Feind! den kleinen Haufen fliehn,
Und find' Ehr' oder Tod im easenden Getümmel.

2. Einladung aufs Land.

1. Der Westwind flehet Flur und Weiden,
Die nicht mehr blühn:
O Thyrsis! sollen Scherz und Freuden
Mit ihm entfliehn?

2. Nein, der Orkane wildes Blasen,
Die um mein Gut
Itzt heulend, ausgeschlossen, rasen,
Hemmt nicht den Muth.

3. Komm mit mir in der öden Fluren
Bereistes Gras;
Verfolg mit mir des Wildes Spuren
Im Wald von Glas.

4. Und hör des Hains Gewölbe schallen,
Wenns Horn erwacht,
Und sieh von hohen Bergen fallen
Die schnelle Jagd.

Digitized by Google

5. Dann eil in meine Wohnung wieder,
Müd aus dem Hain,
Und ſinge mit mir ſüße Lieder
Bey frohem Wein.

6. Und Chloris, die durch ihre Saiten
Dein Herz entwandt,
Soll Lalagens Geſang begleiten
Mit kluger Hand.

7. Sieh hin, die Sterne ſind erſchienen,
Und Luna winkt;
Sie ſtreiten gleichſam, wer von ihnen
Am beſten blinkt.

8. Den Scherz mit Küſſen zu verſchwiſtern,
Und, fern vom Neid,
Den langen Abend zu verflüſtern,
Iſts itzo Zeit.

9. Komm! Laß uns unſern Geiſt erheitern!
Wen Gold ergötzt,
Mag in der Fluth an Felſen ſcheitern,
Der ſich entſetzt.

10. Ruhm, Reichthum, Pracht, des Hofs Beſchwerde,
Vom Volk verehrt,
Iſt Wahn, und nicht des Herrn der Erde,
Des Weiſen werth.

3. Lied eines Lappländers.

1. Komm, Zama, komm! Laß deinen Unmuth fahren,
O du! Der Preis
Der Schönen! Komm! In den zerſtörten Haaren
Hängt mir ſchon Eis.

2. Du zürnſt umſonſt. Mir giebt die Liebe Flügel.
Nichts hält mich auf!
Kein tiefer Schnee, kein Sumpf, kein Thal, kein Hügel
Hemmt meinen Lauf.

3. Ich will im Wald auf hohe Bäume klimmen,
Dich nutzuſpähn;
Und durch die Fluth der tiefſten Ströme ſchwimmen,
Um dich zu ſehn.

4. Das dürre Land will ich vom Strauche pflücken
Das dich verdeckt;
Und auf der Wieſ' ein jedes Rohr zerknicken,
Das dich verſteckt.

5. Und ſollteſt du, weit übers Meer, in Wüſten
Verborgen ſeyn:
So will ich bald an Grönlands weiſſen Küſten
Nach Zama ſchreyn.

6. Die lange Nacht kömmt ſchon. Still mein Verlangen,
Und eil zurück!
Du kömmſt, mein Licht! Du kömmſt, mich zu umfangen
O, welch ein Glück!

4. Liebeslied an die Weinflaſche.

1. O Flaſche, voll vom Saft der rheiniſchen Traube,
Du Schmuck der Welt!
Beglückt iſt der, der in der Roſenlaube
Im Arm dich hält!

2. Nun du mich liebſt, iſt gut und ſchlimm Geſchick
Mir ganzlich gleich.
Du biſt mein Troſt, mein Leben, Ruh und Glücke,
Und Himmelreich.

3. Wenn andre ſich in Grauſame vergaffen,
O' wie lach ich
Der Thoren! Du biſt für mein Herz erſchaffen,
Und ich für dich.

4. Du ſtärkſt den Muth, und führeſt Himmelsfreude
In meine Bruſt,
Des Waſſers Feeund muß Pein und Schwermuth leiden,
Und miſſen Luſt.

5. Fiel Adam wohl, der Trauben gnug verſchlucket,
Dadurch in Noth'
Der Biß in Frucht, aus dem man Eider drucket,
Verdiente Tod.

6. Bleib mir fortbin, was du mir ſtets geweſen,
Mein Ruhm und Heil'
Dich hab ich mir aus einer Welt erleſen
Zum beſten Theil.

7. Und ſterb ich einſt; ſo wein auf meine Aſche,
Und ſchlucke betrübt.
Hier ruhet der, der mich, gekränkte Flaſche,
Getreu geliebt.

5. Dithyrambe.

1. Freund! verträume nicht zu leben:
Denn die Jahre fliehn,
Und es wird der Saft der Reben
Uns nicht lange glühn!

2. Lach der Aerzt' und ihrer Ränke!
Tod und Krankheit laurt,
Wenn man bey dem Feſtſchgetränke
Seine Zeit vertaurt.

3. Moſelerwein, der Sorgenbrecher,
Schafft geſundes Blut.
Trink aus dem bekränzten Becher
Glück und frohen Muth!

4. So! — — Noch eins! — — Siehſt du Lyäen
Und die Freunde nun?
Bald wirſt du auch Amorn ſehen,
Und auf Roſen ruhn.

6. Lob der Gottheit.

1. Tauſend Sternenheere loben meines Schöpfers Pracht und Stärke;
Aller Himmelskreiſe Welten preiſen ſeiner Weisheit Werke;
Meere, Berge, Wälder, Klüfte, die ſein Wink hervor gebracht,
Sind Poſaunen ſeiner Liebe, ſind Poſaunen ſeiner Macht.

2. Soll ich dann allein verſtummen? Soll ich ihm kein Loblied bringen?
Nein, ich will des Geiſtes Flügel auch zu ſeinem Throne ſchwingen;
Und wenn meine Zunge ſtammelt, o! ſo ſollen nur allein
Dieſer Augen wilde Bäche Zeugen meiner Ehrfurcht ſeyn.

3. Ja ſie ſtammelt; ſieh, o Schöpfer, meines Herzens Altar rauchen!
Könnt ich gleich den blöden Pinſel in der Sonne Flammen tauchen:
Würde doch von deinem Weſen noch kein Riß, kein Strich gemacht;
Dir wird ſelbſt von reinen Geiſtern nur ein ſchwaches Lob gebracht.

4. Wer heißt Millionen Sonnen prächtig, majeſtätiſch glänzen?
Wer beſtimmt dem Wunderlaufe zahlenloſer Erden Gränzen?
Wer verbindet ſie zuſammen? Wer belebet jeden Kreis?
Deines Mundes ſanfter Athem, Herr, dein mächtigſtes Geheiß.

5. Alles iſt durch dich. Die Schaaren ungeheurer Sphären liefen,
Auf den Ton von deinen Lippen, durch die ewig leeren Tiefen.
Fiſche, Vögel, zahme Thiere, Wild, das Feld und Hain durchſtrich,
Und vernünftige Geſchöpfe ſcherzten drauf und freuten ſich.

6. Du giebſt den entzückten Blicken zwiſchen kräutereichen Auen
Wälder, die ſich in den Wolken faſt verlieren, anzuſchauen.
Du machſt, daß darin durch Blumen ſich ein helles Naß ergießt,
Das zum Spiegel wird des Waldes, und durch Muſcheln rieſelnd fließt.

7. Um des Sturmes Macht zu hemmen, und zugleich zur Luſt der Sinnen,
Thürmen Berge ſich, von ihnen läſſeſt du Geſundheit rinnen.
Du tränkſt mit der Milch des Regens, und mit Thau die dürre Flur,
Kühlſt die Luft durch ſanfte Winde, und erfreueſt die Natur.

8. Durch dich ſchmückt die Hand des Frühlings mit Tapeten unſre Gränzen;
Durch dich muß das Gold der Aehren und der Trauben Purpur glänzen.
Du erfüllſt die Welt mit Freude, wenn die Kälte ſie beſiegt,
Wenn ſie eingehüllt in Flocken, wie in zarten Windeln liegt.

9. Durch dich kann des Menſchen Seele in der Sterne Kreiſe dringen,
Durch dich weiß ſie das Vergangne, hat Begriffe von den Dingen,
Scheid der Sachen Aehnlichkeiten von den Sachen ſelber ab,
Urtheilt, ſchließt, begehrt und ſcheuet, durch dich ſieht ſie Tod und Grab.

10. O! wer kann dir Wunderwerke deiner Liebe gnug erheben!
Selbſt das Unglück iſt uns nützlich, und befreiget unſer Leben
Zweifler rühret euch nicht die Liebe: o! ſo fürchtet ſeine Macht;
Zittert wie verſchenchte Sklaven, wenn des Herren Grimm erwacht!

11. Schaut! Der Mittag wird verfinſtert: es erwacht ein Schwarm von Gnien.
Schrecken überfällt die Lüfte, hört ihr ängſtlich heles Heulen!
Schaut! wie doet der Sturm die Klippen, als zerbrechlich Glas zerſchmeißt,
Ganze Wälder wirbelnd drehet, und die Fäden ſie zerreißt.

12. Finſtre Wolken, Bergen ähnlich, ſtoßen ungeſtüm zuſammen!
Schaut! aus ihren ſchwarzen Klüften brechen Meere wilder Flammen;
Wald und Fluren ſtehn in Feuer, Stürme ſchenn nur ſtehn das Land,
Krokodill, und Löw und Tiger bebt, und eilt aus Dampf und Brand.

13. Wälder ſtarker Maſten ſtürzen vor der Wuth der Waſſerwogen;
Auf zerſtückten Beetten kommen Kriegesheere angeflogen,
Die der Sturm nebſt Steur und Segeln zu der Wolken Höhe ſchwingt,
Bis ſie ſchnell der ſchwarze Rachen des ergrimmten Meers verſchlingt.

14. Sagt, wer donnert in den Wolken? Sagt, wer brauſet in den Stürmen?
Zweifler, ſprich, wer wälzt dir Fluthen, die ſich wie Gebirge thürmen?
Donner, Meer und Stürme rufen dir mit holem Brüllen zu:
O verwegenes Geſchöpfe! Dieß iſt Gott! Was zweifelſt du?

15. Herr! in meinem Munde ſollen deine Thaten ewig ſchallen,
Aber laß dir nur die Schwachheit eines Wurmes wohl gefallen.
Du, der du das Innre prüfeſt, ſieh der Serten Regung an,
Die ſie ielber zwar empfinden, aber nicht beſchreiben kann.

16. Werd ich einſt vor deinem Throne mit gekröntem Haupte ſtehen:
Dann will ich mit edlern Liedern deine Majeſtät erhöhen.
O ihr längſt erwünſchten Zeiten, eilt mit ſchnellem Flug herbey;
Gilet, daß ich bald der Freude ſonder Wechſel fähig ſey!

Johann Wilhelm Ludwig Gleim.

Ohne ein überwiegendes Talent zu haben, nimmt Johann Wilhelm Ludwig Gleim doch eine ſehr hervorragende und einflußreiche Stellung in der deutſchen Literatur ein, weil er, wie kein Anderer, durch ſeine perſönliche Theilnahme die Entwickelung der neuen Beſtrebungen förderte, indem er den engeren Zuſammenhang einer großen Anzahl der bedeutendſten Männer der Zeit vermittelte, und aus Begeiſterung für die vaterländiſche Poeſie jüngere, vom Schickſal nicht begünſtigte Dichter mit väterlicher Liebe unterſtützte, ſo daß ſie ſich der Pflege ihres Talents widmen konnten, weshalb er denn auch lange Zeit von dem jüngeren Geſchlecht als der „Vater Gleim" verehrt wurde.

Am 2. April 1719 zu Ermsleben im Fürſtenthum Halberſtadt geboren, bezog er nach vollendeten Gymnaſialſtudien im J. 1738 die Univerſität Halle, um ſich der Rechtswiſſenſchaft zu widmen. Durch Baumgarten, der überhaupt den größten Einfluß auf ſeine Bildung hatte, auf die geiſtreicheren Anſichten von der Poeſie aufmerkſam gemacht, welche ſich von der Schweiz aus verbreitet hatten, erwachte in ihm die Luſt zur dichteriſchen Production, welche ihn auch im höchſten Alter nicht verließ. Ein glücklicher Zufall machte ihn mit dem trefflichen Uz bekannt, der zur nämlichen Zeit in Halle ſtudirte und von gleicher Liebe zur Poeſie beſeelt war. Bald ſchloß ſich ihnen der liebenswürdige Götz an, und endlich ein vierter, Namens Rudnick aus Danzig, welcher großes Talent gehabt zu haben ſcheint, aber leider zu früh ſtarb. Sie laſen gemeinſchaftlich die Dichter der Alten und Neueren, unter jenen namentlich den Anakreon, übten ſich in Ueberſetzungen aus denſelben und theilten ſich ihre eigenen Verſuche zur Beurtheilung mit. Sie wurden die Begründer der ſogenannten anakreontiſchen Richtung, welche lange Zeit ſelbſt neben Klopſtock Geltung und bewundernde Anerkennung fand. Als Gleim 1740 Halle verließ, wandte er ſich nach Berlin, wo er jedoch nur kurze Zeit blieb, da er bald darauf Hauslehrer bei dem Obriſten von Schulze in Potsdam wurde, wo er (1743) Kleiſt kennen lernte und ſchon damals die treue Liebe und Aufopferungsfähigkeit an den Tag legte, die er ſein ganzes Leben lang bewahrte (S. 466). Um dieſelbe Zeit wurde er auch mit Pyra, und als dieſer bald darauf ſtarb, mit Ramler und Sulzer, ein Jahr ſpäter mit Spalding bekannt. Beim Ausbruch des zweiten ſchleſiſchen Kriegs folgte er dem Prinzen Wilh. von Schwedt ins Feld, der ihn ſchon vorher zu ſeinem Secretär ernannt hatte, und trat, als dieſer bei Prag fiel (1745), in ähnlicher Eigenſchaft in die Dienſte des Fürſten Leopold von Deſſau, den er jedoch bald wieder verließ. Er hielt ſich nun zwei Jahre lang in Berlin auf, wo er die alten Bekanntſchaften erneuerte, neue anknüpfte und ſich beſonders mit Poeſie beſchäftigte. Lange waren ſeine Bemühungen um eine paſſende Stellung vergeblich; endlich wurde er 1747 zum Domſecretär in Halberſtadt ernannt, und da er in der Folge auch ein Kanonikat am nahen Stifte Walbeck, und hierdurch ein ziemlich bedeutendes Einkommen erhielt, ohne daß ſeine Arbeit vermehrt wurde, konnte er ſich nun ſeiner Liebe zur Poeſie und ſeiner Neigung zur Wohlthätigkeit ganz

Digitized by Google

hingeben. Bis in die letzten Jahre seines langen Lebens dichtend und Wohlthaten verbreitend, starb er, nachdem er einige Zeit vorher erblindet war, als beinahe 84jähriger Greis am 18. Febr. 1803.

Wir haben, wie aus dem Obigen hervorgeht, in Gleim nicht bloß den Dichter, sondern ganz insbesondere auch den Beförderer der deutschen Poesie zu schildern, was wir nicht besser als mit den Worten Göthe's thun können. Nachdem dieser in seiner Selbstbiographie (Werke 25, 293) über Klopstock geäußert, daß er persönlich andere Strebende im Leben und Dichten kaum gefördert habe, fährt er fort: „Ein solches Fördern junger Leute im literarischen Thun und Treiben, eine Lust, hoffnungsvolle, vom Glück nicht begünstigte Menschen vorwärts zu bringen, und ihnen den Weg zu erleichtern, hat einen deutschen Mann verherrlicht, der in Absicht auf lebendige Wirkung als der erste genannt werden darf. Niemanden wird entgehen, daß hier Gleim gemeint sey. Im Besitze einer zwar dunkeln, aber einträglichen Stelle fühlte er einen lebhaften produktiven Trieb in sich, der jedoch bei aller Stärke ihm nicht genügte, deswegen er sich einem andern, vielleicht wichtigern Triebe hingab, dem nämlich, Andere etwas hervorbringen zu machen. Beide Thätigkeiten flochten sich während seines ganzen Lebens unabläßig durcheinander. Er hätte eben so wohl des Athemholens entbehrt, als des Dichtens und Schenkens, und indem er bedürftigen Talenten aller Art über frühere oder spätere Verlegenheiten hinaus und dadurch wirklich der Literatur zu Ehren half, gewann er sich so viele Freunde, Schuldner und Abhängige, daß man ihm seine breite Poesie gern gelten ließ." Eine der Haupttugenden Gleims war außerdem die, daß er für alles, was auf dem Gebiete der vaterländischen Poesie gethan wurde, empfänglich und von jeder kleinlichen Eifersucht oder gewöhnlichem Dichterneide weit entfernt war. Jede neue Erscheinung erfüllte ihn mit jugendlichem Entzücken, dem er sich mit dem ganzen Gemüthe hingab, daher es auch erklärlich ist, daß es ihn drängte, mit allen den Persönlichkeiten in nähere Beziehung zu treten, welche ihn durch ihre Werke mit Achtung und Liebe erfüllt hatten, wie denn auch diese Beziehungen meistens den Charakter der zärtlichsten, freilich oft auch einer kindisch-empfindsamen und mit den Gefühlen spielenden Freundschaft annahmen, der sich selbst Wieland hingab, wie man aus seinen Briefen ersehen kann, ob er gleich damals schon die sentimentale Periode vollständig überwunden hatte. So trat Gleim nach und nach mit Klopstock, der ihn, wie viele Andere, in Halberstadt besuchte, mit Lange, mit Bodmer, Geßner und Wieland, mit den Leipzigern Gellert, Rabener, Cramer und J. A. Schlegel, mit Ebert und Zachariä, mit Weisse, mit Lessing und Mendelssohn, mit Herder, Voß, Jean Paul Fr. Richter, Joh. von Müller und noch vielen Andern in nähere Verbindung, und unterhielt mit ihnen, so wie mit seinen früheren Bekannten, einen zum Theil lebhaften, freilich oft auch gehaltlosen Briefwechsel *). Unter den jüngeren Dichtern, welche er in Halberstadt um sich versammelte und die er zum Theil väterlich unterstützte, nennen wir J. G. Jacobi, Kl. Eberh. K. Schmidt, Joh. Benj. Michaelis, Göckingk, W. Heinse, Tiedge, mit denen er sich an poetischen Spielereien ergötzte; auch die Karschin hatte Antheil an seiner Wohlthätigkeit. Allerdings hatte er bei seiner wirklichen Begeisterung für die deutsche Literatur höhere Absichten, er wollte, wie sein Biograph Körte berichtet, eine Art vorbereitender Akademie in Halberstadt gründen, welche durch die Vereinigung aller, namentlich der poetischen Talente der Zeit den Namen seines Helden Friedrich mit neuem Glanze umgeben und das allgemeine Vaterland verherrlichen sollte. Denn dies ist eine weitere Seite im Charakter des trefflichen Mannes, die wir hervorheben müssen, daß er von der treuesten Liebe zu seinem engern und weitern Vaterland und von der lebendigsten Bewunderung für seinen großen König durchdrungen war, für welchen er auch stets fort seine Freunde zu begeistern sich bemühte. Dies war aber auch beinahe der einzige directe Einfluß, den er auf sie auszuüben sich erlaubte. So wohlthätig er nämlich auf die oben angegebene Weise wirkte, so gering war sein Einfluß auf die Thätigkeit seiner ältern und auf die Entwickelung seiner jüngeren Freunde. Theils aus der herzlichsten Gutmüthigkeit, die ihm nicht erlaubte, irgend einem Menschen, geschweige einem geliebten Freunde weh zu thun, theils in Folge einer gewissen Allseitigkeit, die ihn für die verschiedensten Werke der Poesie, für das größte Epos, wie für das kleinste Liedchen empfänglich machten, theils aber auch aus Mangel an sicher ausgebildetem Geschmack nahm er Alles, was ihm vorgelegt wurde, mit der gleichen Liebe und Bewunderung auf, und statt daß er in bestimmter Weise angeregt hätte, wurde er selbst zur Nachbildung der Werke seiner Freunde angeregt. Sein Talent war überhaupt mehr reproductiver Natur, als daß er selbstständig geschaffen hätte; und ein großer Theil seiner Dichtungen geben sich sogleich als solche Reproductionen zu erkennen. Schon seine ersten Versuche „Scherzhafte Lieder" 2 Bücher (Berl. 1744. 45), welche er meistens schon in Halle gedichtet hatte, waren Nachbildungen Anakreons, und noch entschiedener war dies der Fall in den „Liedern nach dem Anakreon" (Berl. 1766). So dichtete er auch „Petrarchische Gedichte (Eb. 1764), „Gedichte nach den Minnesingern" (Eb. 1773) und „Gedichte nach Walther von der Vogelweide" (Eb. 1799). Alle diese Sammlungen enthalten scherzhafte Gedichte und Tändeleien, für welche er ein recht hübsches Talent hatte, denn er besaß die Gabe, jeden Gedanken, eigenen oder fremden, in leicht fließende, meistens wohlklingende Verse, und selbst eine und die nämliche Idee mit Glück in verschiedene Formen zu bringen. Diese kleineren Stücke sind geistreich, oft von ächter Naivetät, liebenswürdigem Humor und wahrer Herzlichkeit; am besten sind darunter die Gesänge der Fröhlichkeit, unter welchen mehrere Trinklieder, z. B. „An einen Wassertrinker" („Trink, betrübter, Todtenblasser"), „Befehl an die Erben" („Es lassen sich die todten Fürsten balsamiren"), „Der Pabst und der Sultan" (4), sich bis auf den heutigen Tag im Munde der Jugend erhalten haben. Doch finden sich auch unter den Liebeständeleien manche recht hübsche Gedichtchen, voll wirklicher Empfindung, wie das Lied „An ihre Blumen" (4), oder mit einem Anflug Anakreontischer Heiterkeit, wie „Die Lockpfeife" (6). Sind die meisten von seinen zahlreichen Liedern, namentlich unter den früheren, in der

*) Ein großes Zimmer in seiner Wohnung war mit den Bildnissen seiner Freunde und nähern Verwandten (118 an der Zahl) ausgeschmückt.

tändelnden oder lebensfrohen Weiſe der genannten, ſo finden ſich doch auch viele von ernſterem Sinne, wie „Der Greis“ (7). Am berühmteſten ſind jedoch die „Preuſſiſchen Kriegslieder eines Grenadiers“ (Berl. 1758) geworden, welchen ſelbſt Leſſing, der ſie mit einer Vorrede begleitete, einen ſehr hohen Werth beilegte. Sie hatten allerdings für ihre Zeit eine große Bedeutung, die nämlich, daß es die erſten Gedichte waren, welche auf dem Leben fußten und ſich an das Volk als ſolches wandten, weshalb denn Leſſing auch ganz beſonders ihrer populären Darſtellung großes Lob zollte. Auch läßt ſich nicht verkennen, daß ſie von einer wirklichen Begeiſterung für die Heldenthaten Friedrichs und ſeines tapfern Heeres eingegeben waren, und zur Zeit ihres Erſcheinens auch wieder Begeiſterung erregen mußten. Ihr größter Fehler (und er iſt ſehr weſentlich) beſteht darin, daß ſie meiſtens zu breit gehalten ſind und der Dichter kein Ende finden kann, ein Fehler, der um ſo unangenehmer berührt, als er mit Gleims dichteriſchem Charakter in Widerſpruch ſteht, da er ſonſt das Epigrammatiſche liebte. Es ſind daher auch ohne allen Vergleich diejenigen unter ihnen die beſten, welche dieſe Breite vermeiden (1. 2). Ob er gleich bis in die letzten Jahre ſeines Lebens poetiſch thätig war, (ſo ſchrieb er noch in den Jahren 1795 und 1796 eine Reihe von kleinen Bildern, die er „Mein Hüttchen“ betitelte, in welchen ſich oft viel wahres Gefühl kund gibt, und ſeit 1785 eine Reihe von vaterländiſchen und politiſchen Liedern, die ſpäter unter dem Titel: „Zeitgedichte“ (Lpz. 1811) geſammelt erſchienen) ſo ſind doch nur ſeine im J. 1772 erſchienenen „Volkslieder“ hiſtoriſch wichtig, in welchen er das Leben des Landvolks dichteriſch zu ſchildern ſuchte. Auch dieſe gewannen, ſo wenig poetiſchen Werth ſie an ſich haben, Leſſings Beifall, weil er in ihnen, wie in den „Kriegsliedern“ das volksthümliche Element ſchätzte, deſſen hohe Bedeutſamkeit er von Tag zu Tag mehr ahnte. Wir können aber unſere Beſprechung des edlen und liebenswürdigen Mannes nicht beſſer ſchließen, als indem wir auf die gelungene Schilderung aufmerkſam machen, welche uns Klopſtock in dem ihm gewidmeten Gedicht („An Gleim“ S. 513) von ihm gibt.

1. Bey Eröffnung des Feldzugs 1756.

1. Krieg iſt mein Lied! Weil alle Welt
Krieg will, ſo ſey es Krieg!
Berlin ſey Sparta! Preußens Held
Gekrönt mit Ruhm und Sieg!

2. Gern will ich ſeine Thaten thun
Die Leyer in die Hand,
Wenn meine blutgen Waffen ruhn,
Und hangen an der Wand.

3. Auch ſtimmt ich hohen Schlachtgeſang
Mit ſeinen Helden an,
Bey Paukea- und Trompeten-Klang,
Im Lärm von Roß und Mann.

4. Und ſtreit, ein tapfrer Grenadier,
Von Friedrichs Muth erfüllt!
Was acht ich es, wenn über mir
Kanonen-Donner brüllt?

5. Ein Held fall ich; noch ſterbend droht
Mein Säbel in der Hand!
Unſterblich macht der Helden Tod,
Der Tod fürs Vaterland!

6. Auch kommt man aus der Welt davon
Geſchwinder, wie der Blitz;
Und wer ihn ſtirbt, bekommt zum Lohn,
Im Himmel hohen Sitz!

7. Wenn aber ich als Held,
Dir Mars nicht ſterben ſoll,
Nicht glänzen ſoll im Sternenzelt:
So leb ich dem Apoll!

8. So werd ans Friederichs Grenadier,
Dem Schutz der Ruhm des Staats,
So lern er deutſcher Sprache Zier,
Und werde ſein Horaz.

9. Dann ſinge Gott und Friederich
Nichts kleiners ſtolzes Lied!
Dem Adler gleich erhebe dich,
Der in die Sonne ſieht!

2. Schlachtgeſang bey Eröffnung des Feldzuges 1757.

1. Auf! Brüder, Friedrich, unſer Held,
Der Feind von fauler Friſt,
Auf uns nun wieder in das Feld,
Wo Ruhm zu holen iſt.

2. Was ſoll, o Tolpatſch und Pandur,
Was ſoll die teure Raſt?
Auf, und erfahre, daß du nur
Den Tod verſpätet haſt.

3. Aus deinem Schädel trinken wir
Bald deinen ſüßen Wein,
Du Ungar! Unſer Feldpanier
Soll ſolche Flaſche ſeyn.

4. Dein ſtarkes Heer iſt unſer Spott,
Iſt unſer Waffen-Spiel,
Denn was kann wider unſern Gott
Thereſia und Brühl?

5. Was helfen Waffen und Geſchütz
Im ungerechten Krieg?
Gott donnerte bey Lowoſitz,
Und unſer war der Sieg.

6. Und bot uns in der achten Schlacht
Franzos und Ruſſe Trutz,
So lachen wir doch ihrer Macht;
Denn Gott iſt unſer Schutz.

3. Vorzüge der Klugheit.

1. Herr Euler mißt der Welten Größe:
O welch ein Thor iſt das!
Ich bin doch klüger, denn ich meſſe
Den Eimer Wein auf meinem Faß.

2. Wolf zählt die Kräfte ſeiner Seele.
O welch ein Thor iſt das!
Ich bin doch klüger, denn ich zähle
Die Tropfen Wein im Deckelglas.

3. Herr Maver macht nur immer Schlüſſe:
Wie thöricht iſt auch das!
Ich Klügerer, ich trink und küſſe,
Ich küß und trink ohn Unterlaß.

4. Herr Haller ſucht Gras, Kraut und Bäume
Auf mancher rauhen Bahn:
Ich Klügerer, ich ſuche Reime,
So wie es jenſten auch gethan.

5. Herr Bodmer führt gelehrte Kriege;
O warum führt er ſie?
Denn durch noch tauſend ſeiner Siege
Bezwingt er doch die Dummheit nie.

6. Es mögen ihn die Enkel preiſen
Und ſagen: So ein Mann
Iſt doch itzund nicht aufzuweiſen,
Was gehen mich die Enkel an?

4. Ermahnung zur Weisheit.

1. Laßt uns weiſe ſeyn,
Beym Geruch der Nelken,
Freunde, zieht ihn ein,
Ehe ſie verwelken.

2. Laßt uns weiſe ſeyn,
Weil uns Luſt und Leben
Weil uns Durſt und Wein
Noch die Götter geben.

5. Der Pabſt und der Sultan.

1. Der Pabſt lebt heerlich in der Welt,
Es fehlt ihm nicht an Ablaßgeld;
Er trinkt den allerbeſten Wein,
Drum möcht' ich auch der Pabſt wohl ſeyn.

2. Doch nein! er iſt ein armer Wicht;
Ein deutſches Mädchen küßt ihn nicht,
Er ſchläft in ſeinem Bett allein,
Drum möcht' ich doch der Pabſt nicht ſeyn.

3. Der Sultan lebt in Saus und Braus,
Bewohnt ein wunderſchönes Haus
Voll allerliebſtes Mägdelein,
Drum möcht' ich wohl der Sultan ſeyn.

4. Doch nein! er iſt ein armer Mann;
Er lebt nach ſeinem Alkoran:
So trinkt er keinen Tropfen Wein,
Drum möcht' ich auch nicht Sultan ſeyn.

5. Vereint wünſcht' ich mir Beider Glück,
Das wär' ein goldnes Geſchick!
Den Vorſchlag, Brüder, geh' ich ein:
Halb möcht' ich Pabſt, halb Sultan ſeyn.

6. Drum, Mädchen, gieb mir einen Kuß!
Denn jetzt bin ich der Sultanus.
Kommt, Brüder, ſchenkt recht fleißig ein!
Damit ich auch der Pabſt kann ſeyn.

6. An ihre Blumen.

1. Euch, ſchönſte Kinder der Natur,
Euch, liebe Blümchen dieſer Flur,
Euch preiſ' ich, daß ihr ſchöner blüht,
Wenn meine Doris euch beſieht.

2. Daß ihr für ſie mit ſtärkerm Duft
Durchbalſamt friſche Frühlingsluft,
Euch ihr harmoniſch Lob erwerbt,
Und gern in ihren Händen ſterbt.

3. Denn, auf der ganzen weiten Welt
Lebt keine, die euch höher hält,
Und in dem ganzen Blumenreich
Iſt ihrer Schönheit keine gleich.

7. Lockſpeiſe.

Meinem Vater in der Grube
Dank ich noch für ſeine Liebe.
Er hat einſt durch ſeine Lehren
Dis mein junges Herz gebildet;
Er gab mir, durch ſeine Lehren
Liebe zu den ſchönſten Künſten,
Und ein Herz voll Lehrbegierde.
Laßt uns doch die Väter loben,
Die uns nicht mit haaren Worten,
Die uns mit Vernunft und Schmeicheln
Klug und Lehrbegierig machen!
Laßt uns künftig unſern Kindern
Luſt und Liebe größer machen,
Laßt uns unſre lieben Väter
In der Lehrart übertreffen!
Ja! ich will ſchon meine Kinder
Stärker zu den Künſten reizen,
Als mich einſt mein Vater reizte.
„Knabe," ſprach er: „Lerne ſchreiben,
Denn ſonſt kannſt du bey dem Fürſten
Künftig keine Schätze ſammlen."
Hurtig lernt ich alles ſchreiben,
Denn ich liebte Kuſch und Schätze.
Aber, wahrlich, meine Knaben
Sollens doch noch ſchneller lernen;
Denn ich will ſie beſſer reizen.
„Liebſte," ja! ſo will ich ſagen,
„Liebſte Knaben, lernt doch ſchreiben,
Denn ſonſt könnt ihr einſt im Alter
Keine Liebesbriefe wechſeln!"
O! wie werden ſie dann lernen.
„Lerne tanzen," ſprach mein Vater,
„Denn es macht geſchickte Glieder!"
Und ich lernte hurtig tanzen,
Aber bald er nur geſprochen:
Lieber Sohn! man kann beym Tanzen
Manche ſchöne Hände drücken,
Die ſich ſonſt nicht drücken laſſen,
Und man kann im ſanften Drücken
Klugen Schönen alles ſagen,
Was wir ſonſt nicht ſagen dürfen;
Drum, ſo rath ich, lerne tanzen.
O! ſo würd ich jetzt im Tanzen
Dich, o Lani! übertreffen.
O! wir will ich meine Kinder
Zu den Wiſſenſchaften reizen!
O! was für gelehrte Knaben
Werden meine Lehren ziehen.

8. Der Greis.

1. Hin iſt alle meine Kraft!
Alt und ſchwach bin ich.
Wenig nur erquicket mich
Scherz und Rebenſaft.

2. Hin iſt alle meine Zier,
Meiner Wangen Roth
Iſt hinweggeflohn! Der Tod
Klopft an meine Thür!

3. Unerſchreckt mach ich ihm auf;
Himmel, habe Dank!
Ein harmoniſcher Geſang
War mein Lebenslauf!

Johann Peter Uz.

Von weit größerem Talente und größerer Tiefe des Gemüths, als Gleim, war ſein Jugendfreund Johann Peter Uz, deſſen gefühlvolle und zum Theil ſchwungreiche Dichtungen einen ausgezeichneten Rang unter den Erzeugniſſen der damaligen Zeit einnahmen und auch jetzt noch wegen ihrer ſittlich edlen Haltung Liebe, wegen ihrer gefälligen und wohllautenden Sprache Anerkennung verdienen. Uz wurde am 3. Oct. 1720 zu Ansbach geboren. Er entwickelte ſchon früh Talent zur Malerei und zur Poeſie, und ob er ſich gleich ſpäter ausſchließlich der letztern hingab, ſo blieb jene doch nicht ohne bedeutſamen Einfluß auf ſeine Dichtungen. Schon als Schüler machte er manchen Verſuch in der Poeſie, wobei er Anakreon und Horaz, die auch ſpäter ſeine Vorbilder und Lieblinge blieben, eifrig und mit Geiſt und Gefühl ſtudirte. Als er 1739 die Hochſchule in Halle bezog, um ſich der Rechtswiſſenſchaft zu widmen, lernte er Gleim und Götz kennen, mit welchen er ſich fortwährend in poetiſchen Productionen übte, namentlich überſetzte er mit Götz gemeinſchaftlich die Gedichte Anakreons, welche jedoch erſt 1746 und zwar ohne ſein Vorwiſſen im Druck erſchienen. Er verließ Halle im J. 1743, bald nach dem Abgange Gleims, um in die Heimat zurückzu-

kehrrn, wo er im J. 1748 zum Secretär beim Justizcollegium ernannt wurde. Wie vor seiner Anstellung, so blieb er auch jetzt der Dichtkunst getreu, und so konnte Gleim, dem er Alles, was er schrieb, zur Beurtheilung übersandte, schon im J. 1749 ein Bändchen „Lyrischer Gedichte" (Berlin) zum Druck befördern. Später brachte Uz zwei Jahre (1752 u. 1753) in Rombild zu, wohin er mit einer kaiserlichen Commission geschickt wordrn war; diese Zeit war eine der glücklichsten in seinem Leben, da Freundschaft, Liede und die schöne Natur ihm den Aufenthalt verschönerten; auch war er damals dichterisch sehr thätig. Im J. 1763 wurde er Assessor des kaiserlichen Landgerichts des Burggrafthums Nürnberg und gemeinschaftlicher Rath der Markgrafen von Anspach und Kulmbach. Doch war er seinem Landesherrn, dem Markgrafen Alexander, unbekannt geblieben, und als dieser auf einer Reise nach Rom beim Pabste Clemens XIV. unerwartet freundliche Aufnahme fand, weil er das Glück habe, einen so großen Dichter, wie Uz, in seinen Staaten zu besitzen, so erstaunte dieser nicht wenig darüber, und er ließ sogleich nach seiner Zurückkunft den bescheidenen Dichter vor sich kommen, um ihm seine Achtung zu bezeigen. Auch übertrug er ihm im J. 1780 die Stelle eines burggräflichen Directors und wollte ihm zugleich den Titel eines Geheimen Raths ertheilen, welchen sich Uz jedoch verbat. Als in Folge der Resignation des Markgrafen dessen Länder an Preußen fielen, wurde er zum Geh. Justizrath und Landrichter zu Anspach ernannt; die Nachricht dieser ehrenvollen Ernennung erhielt er jedoch wenige Stunden vor seinem Tode, drn 12. Mai 1796.

Uz hatte schon mehrere Jahre vor Klopstock, noch während seines Aufenthalts in Halle, einen Versuch in reimlosen Versen gemacht und denselben („der Frühling", in abwechselnden Hexametern und kurzen daktylischen Versen mit einer Vorschlagssylbe) in den Schwabe'schen Belustigungen bekannt gemacht, allein später wandte er sich wieder dem Reim zu und erklärte sich entschieden gegen die Nachahmung der antiken Veremessung, so wie er seine Mißbilligung gegen die überschwänglichen Dichtungen Klopstocks und Bodmers, deren Verdienste er übrigens lebhaft anerkannte, in seinem komischen Epos „Sieg des Liebesgottes", so wie in einem poetischen „Brief an den Hofrath B**" offen aussprach. Dies erregte einen gewaltigen Sturm gegen ihn, und es wurde der liebenswürdige Dichter von Dusch und besonders von Wieland hart angegriffen, der ihm geradezu vorwarf, daß seine Liedeslieder Unsittlichkeit predigten. Uz antwortete mit großer Mäßigung, aber siegreich, indem er zeigte, daß weder die Frömmelei zur wahren Frömmigkeit, noch der Schwulst und die Uebertreibung zur ächten Poesie führe. Wieland, der sich später einer seiner früheren Richtung ganz entgegengesetzten zuwandte, und den heitern Scherz, drn er damals in Uz verdammt hatte, weit überbot, erkannte sein Unrecht an und suchte es auf alle mögliche Weise wieder gut zu machen. Uzens Dichtungen aber hatten trotz jenem Sturm die allgemeine Anerkennung nie verloren. Uebrigens war jene Verdächtigung durchaus unbegründet; denn wenn Uz auch manches heitere Lied gedichtet hatte und in dem „Sieg des Liebesgottes" allerdings einige muthwillige Schilderungen vorkamen, so hatte er sich doch nie zur Frivolität erniedrigt, dagegen aber hatte er viele Lieder und Oden gedichtet, in denen sich die edelste Sittlichkeit und eine großartige Lebensansicht kundgab.

Seine ersten Versuche bewrgten sich beinahe ausschließlich in dem engeren Kreise des anakreontischen Liedes, nnd mehrere Gedichte dieser Gattung sind ihm ausnehmend wohl gelungen. Doch war sein Talent mehr für die höhere Lyrik geschaffrn, in welcher er auch Meisterwerke schuf, die in Anlage und Ausführung, durch Tiefe der Gedanken, poetischen Schwung und männlichen Wohllaut der Rede gleich auszuzeichnrn sind. „Er traf den Ton," sagt Herder, „in dem die Lehre, Jedermann verständlich, in feurigen oder sanften Sylbenmaßen unser Gemüth durchdringet, und es in süßer Begeisterung mit sich fortziehet oder fortreißet. Seine besten Oden sind ein Lehrbuch der liebenswürdigsten Moral in süßen Gesangweisen. Kehre der Klang derselben, die ein bizarrer Geschmack verdrängt hat, ins Ohr der Jünglinge wieder!" Und in der That, was Uz von der Macht der Dichtkunst sang (4), das erwahrte sich an seinen eigenen Gesängen; sie öffnen unser Herz den hohen Wahrheiten, die sie in einer Sprache voll Kraft und Wohllaut verkündigen, mögen sie die „wahre Größe" (3), den „wahren Muth" oder das wahre Glück (2) besingen oder das „Lob des Höchsten" (6) preisen. Ob er gleich, wie sein Freund Gleim, die Größe Friedrichs II. bewunderte, sicherte ihn sein männlicher Geist vor der Uebertreibung, in die jener verfiel; er erkannte und fühlte, welches Elend mit den Siegen des gepriesenen Helden verbunden war, und scheute sich nicht, seinen gerechten Abscheu gegen den Ehrgeiz der Fürstrn auszusprechen (5). Allein es war nicht bloß allgemeines menschliches Gefühl, welches ihn hiebei leitete, noch viel weniger die beleidigte Dichtereitelkeit, welche sich an dem Preußenkönig zu rächen suchte, daß er die fremde Kunst der deutschen vorzog; ihn begeisterte vor Allem zu seinen Anklagen grgen die Fürsten seiner Zeit die lebendigste Vaterlandsliebe, welche in den unseligen Bürgerkriegen den Untergang des Reichs und die Entwürdigung des Volks erblickte (1); ihn begeisterte die Liebe zur Freiheit, welche er von der wahren Vaterlandsliebr nicht getrennt denken konnte, daher auch nicht Alexander, nicht Friedrich II., nicht der siegreiche Eroberer, sondern der „Patriot", der edle Korinther Timoleon der Held war, den seine Gesänge feierten (3). Seine geistlichen Lieder, welche das fünfte Buch seiner lyrischen Gedichte bilden, treffen zwar den einfachen Ton des Kirchenliedes nicht, aber bei aller dichterischen und religiösen Begeisterung, die sie beseelt, und so gewählt und schwungreich die Sprache auch ist, bewahren sie doch eine angemessene Verständlichkeit, so daß sie sich, wenn auch nicht für den Kirchengesang, doch für die häusliche Andacht vorzüglich eignen (6). Uebrigens sind mehrere derselben noch jetzt in den Gesangbüchern beibehalten („Ich will, ich muß von Jesu singen"; „O Vater, kindlich bitten wir").

1. Das bedrängte Deutschland.

1. Wie lang zerfleischt mit eigner Hand
Germania sein Eingeweide?
Besiegt ein unbesiegtes Land
Sich selbst und seinen Ruhm zu schlauer Feinde Freude?

2. Sind, wo die Donau, wo der Mayn
Voll sauter Leichen langsam fließet,
Wo um den rebenreichen Rhein
Sonst Bachus fröhlich gieng, und sich die Elb' ergießet,

3. Sind nicht die Spuren unſrer Wuth
Auf jeder Flur, an jedem Strande?
Wo ſtrömte nicht das deutſche Blut?
Und nicht zu Deutſchlands Ruhm, nein meiſtens ihm zur Schande.

4. Wem iſt nicht Deutſchland unterthan?
Es wimmelt ſtäts von zwanzig Heeren.
Verwüſtung zeichnet ihre Bahn,
Und was die Armuth ſpart, hilft Uebermuth verzehren.

5. Vor ihnen her entflieht die Luſt,
Und in den Büſchen, in den Auen,
Wo vormals an geliebter Bruſt
Der ſatte Landmann ſang, herrſcht Einſamkeit und Grauen.

6. Der Adler ſteht entſchlafen zu,
Und bleibt bey ganzer Länder Schreyen
Stäts unerzürnt in träger Ruh,
Entwaffnet und gezähmt von ſüßen Schmeicheleyen.

7. O Schande! ſind wir euch verwandt,
Ihr Deutſchen jener beſſern Zeiten,
Die ſeiger Knechtſchaft eiſern Band
Mehr, als den härteſten Tod, im Arm der Freyheit ſcheuten?

8. Wir, die uns kranker Wolluſt weihn,
Geſchwächt vom Gifte weicher Sitten,
Wir wollen deren Enkel ſeyn,
Die ruhn, doch furchtbar frey für ihre Wälder ſtritten?

9. Die Wälder, wo ihr Ruhm noch itzt
Um die bemoosten Eichen ſchwebet,
Wo einſt, von Eintracht unterſtützt,
Ihr ehrner Arm geſiegt, und Latium gebebet?

10. Wir ſchlafen, da die Zwietracht wacht,
Und ihre bleiche Fackel ſchwinget,
Und, ſeit ſie uns den Krieg gebracht,
Ihm ſtäts zur Seite ſchleicht, von Furien umringet.

11. Ihr Natternheer ziſcht uns ums Ohr,
Die deutſchen Herzen zu vergiften,
Und wird, kömmt ihr kein Hermann vor,
Zu Hermanns Vaterland ein ſchmählich Denkmahl ſtiften.

12. Doch, Muſe, wage nicht zu viel!
Verlaß bey ſo verderbten Zeiten
Alcäens kriegriſch Saitenſpiel,
Das die Tyrannen ſchalt, und ſcherz' auf ſanftern Saiten!

2. Die Wolluſt.

1. Hier im Geſträuch an Florens weichem Buſen,
Die Balſam haucht, geruhig hingeſtreckt,
Erwart' ich ſie, die göttlichſte der Muſen,
Die ſich im Buſch vor meinem Wunſch verſteckt.
Sie kömmt, ſie kömmt: ich höre ſchon von weiten
In ſtiller Luft die Stimme güldner Saiten.

2. Ihr Sterblichen, die ihr dem Schickſal fluchet,
Wenn euern Arm gewünſchte Ruhe flieht,
Und ihr umſonſt ſie unter Dornen ſuchet,
Wohin euch oft ein finſtrer Weiſer zieht,
Was quält ihr euch? Die holde Wolluſt winket,
Und denk euch an, was euch ſo ſchätzbar dünket;

3. Die Wolluſt nicht, die auch der Pöbel kennet,
Die niehiſch raſ't, nicht ſich vernünftig freut,
Von Lieb' und Wein, umkränzt mit Epheu, brennet,
Und Lieb' und Wein durch Uebermaß entweicht,
Nein, die zugleich Natur und Weisheit preiſen,
Der Weisheit Kind, die Königin der Weiſen.

4. Ich ſehe ſie, und Morgenroſen ſchmücken
Die heitre Stirn', und glänzen um ihr Haupt:
Wie ruhig ſtrahlt aus ihren ſüßen Blicken
Die reine Luft, die kein Verhängniß raubt!
Durch ſie wird ſelbſt Lyäus zahm gemachet,
Der hinter ihr mit einer Muſe lachet.

5. Die Freude ſchwingt um ſie die güldnen Flügel
Zu aller Zeit, auch wann das Glück entflieht,
So öde ſcheint kein dürrverbrannter Hügel,
Wo nicht für ſie noch manche Blume blüht,
Und rings umher ſchwatzt unter Laub und Zweigen
Ein ſanfter Weſt, und rauhe Stürme ſchweigen.

6. Wie ſollte dir nicht alles dienen müſſen,
Du, die allein die Sterblichen beglückt?
Gefeſſelt liegt, o Göttin, dir zu Füßen
Der bleiche Gram, der ſchwache Seelen drückt:
Du bändigeſt die hungrigen Begierden,
Die ohne dich verderblich herrſchen würden.

7. Wie, wann der Süd ein ſchwarz Gefieder ſchüttert,
Und auf der See ſich als Tyrann erhebt,
Der Ocean, bis an den Grund erzittert,
Und weiß beſchäumt hoch in die Lüfte ſtrebt:
Indem kein Stern die bange Nacht erheitert,
Verirret ſich das kranke Schiff, und ſcheitert;

8. So wüthen auch die zügelloſen Triebe,
Die uns Natur mitleidig eingeſenkt:
Sie brechen los, und Recht und Menſchenliebe,
Was heilig iſt, wird unberent gekränkt,
Nicht ungeſtraft; der Frevelthaten Menge
Beſtraft in uns ein Richter voller Strenge.

9. Die Furien, in deren blut'gen Händen
Stäts fürchterlich die Dornenpeitſche braus't,
Verfolgen ihn, wann zwiſchen Marmorwänden
Der Lüne Sclav errandtes Gut verſchmaus't;
Sein Aug' entſchläft: ſein wachendes Gewiſſen
Stört ſeinen Schlaf mit gelber Nattern Biſſen.

10. Unſelig Glück! o ungeliebtes Leben!
Dergleichen Qual bezahlt kein Schatz der Welt.
Der Weiſe muß nach ächten Freuden ſtreben,
Die Klugheit würzt, und Reue nicht vergällt:
Bin ich geſund am Leib und um Gemüthe,
So dank' ich froh des Himmels milder Güte.

11. Wie thöricht iſt's, ſich Vieles nöthig machen,
Da die Natur nur Weniges verlangt!
Ich werde ſatt, und kann mit Freuden lachen,
Obgleich mein Tiſch nicht fürſtenmäßig prangt;
Muß edler Wein, den Blut und Seele fühlen,
Den eklen Durſt allein uns Golde kühlen?

12. Gold giebt das Glück, und giebt es auch den Thoren:
Die Weisheit lehrt auch ſchimmernd Gold verſchmähn,
Und fröhlich ſeyn, wann, die das Glück erkoren,
Sich unvergnügt in ſeinem Schooße blähn.
Das wahre Glück iſt nicht, was Thoren meinen:
Sey in der That, was tauſend andre ſcheinen!

3. Die wahre Größe.

An Herrn Gleim.

1. In meinen Adern tobt ein jugendliſch Feuer,
Der Unmuth reichet mir die ſcharfgeſtimmte Leyer:
Maßt ſich des Pöbels Wahn
Das Urtheil nicht von großen Seelen an?

2. Sey Richter, liebſter Gleim! der Pöbel ſoll nicht richten,
O Du, der jedes Herz mit reizenden Gedichten
Nach Amors Willen lenkt,
Der ſchalkhaft ſcherzt, und frey und edel denkt!

3. Ein Mann, der glücklich kühn zur höchſten Würde flieget,
Und, weil er Sclaven gleich, vor Großen ſich geſchmieget,
Nun, als ein großer Mann,
Auch endlich ſelbſt in Marmor wohnen kann;

4. Der heißt bey'm Pöbel groß, da ihn ſein Herz verdammet,
Und wenn der Bürger Gold auf ſeinem Kleide flammet,
So ſieht die Schmeicheley
Vor Schimmer nicht, wie klein die Seele ſey.

5. Soll ſeines Namens Ruhm auf ſpäte Nachwelt grünen?
Dem Staate dient er nur, ſich Schätze zu verdienen:
Bereichert ein Verrath,
So, zweifle nicht, verräth er auch den Staat.

6. Der Abſicht Niedrigkeit erniedrigt große Thaten:
Wem Geiz und Ruhmbegier auch Heereuls Werke rathen,
Der heißt vergebens groß:
Er ſchwingt ſich nie vom Staub des Pöbels los.

7. Zeuch, Alexander, hin bis zu den braunen Scythen!
Irr' um den trägen Phrat, wo heißre Sonnen wüthen,
Und reiß dein murrend Heer
Zum Ganges hin, bis an's entfernte Meer!

8. Du kämpfeſt überall, und ſiegeſt, wo du kämpfeſt,
Bis du der Barbarn Stolz, voll größern Stolzes dämpfeſt,
Und die verheerte Welt
Vor ihrem Feind gefeſſelt niederfällt.

9. Verkenne Menſchlichkeit und menſchliches Erbarmen!
Von deinem Haupte reißt auch in des Sieges Armen
Der Tugend rauhe Hand
Die Lorbeern ab, die Ehrſucht ihr gewandt.

10. Mit Lorbeern wird von ihr der beſte Held bekränzet,
Der für das Vaterland in furchtbarn Waffen glänzet,
Und über Feinde ſiegt,
Nicht Feinde ſucht, nicht unbeleidigt kriegt;

11. Der Weiſe, der voll Muths, wann Aberglaube ſchrecket,
Und Wahn die halbe Welt mit ſchwarzen Flügeln decket,
Allein die Wahrheit ehrt,
Und ihren Dienſt aus reinem Eifer lehrt;

12. Der ächte Menſchenfreund, der bloß aus Menſchenliebe
Die Völker glücklich macht, und gern verborgen bliebe,
Der nicht um ſchnöden Lohn
Rein, göttlich liebt, wie du, Timoleon!

13. In dir ſchrie Syracus, als unter Schutt und Flammen
Und Leichen, die zerfleiſcht in eignem Blute ſchwammen,
Der wilde Dionys
Sein eiſern Joch unleidlich fühlen ließ.

14. Du kamſt und ſtürzteſt ihn zum Schrecken der Tyrannen,
Wie, wann ein Wintersſturm die Königin der Tannen
Aus ſtarken Wurzeln hebt,
Von ihrem Fall ein weit Gebiege bebt.

15. Durch dich ward Syracus der Dienſtbarkeit entzogen,
Und ſichrer Ueberfluß und heitre Freude flogen
Den freyen Mauern zu;
Held aus Corinth! was aber hatteſt du?

16. Allein die edle Luſt, ein Volk beglückt zu haben
Belohnung beſſrer Art, als reicher Bürger Gaben!
Du Stifter güldner Zeit,
Der Hoheit werth, erwähltest Niedrigkeit.

17. Doch dein gerechtes Lob verewigt ſich durch Lieder,
Nachdem die Ehre dich auf glänzendem Gefieder
Den Muſen übergab:
Noch ſchallt ihr Lied in Lorbeern um dein Grab.

4. Die Dichtkunſt.

1. Ich liebe Feld und Bach, der Sonne Morgenſtrahl,
Ein ſchwarzbeſchattet einſam Thal
Und jenen ſtillen Lorbeerwald,
Wo keuſcher Muſen Flöte ſchallt:
Ich miſche mich in ihre Chöre;
Sie weihen mich zum Prieſter ein,
Und fellten Wünſche mindrer Ehre
Mein ruhig Herz entweihn?

2. Entzeuch, o Dichtkunſt, mir dein glänzend Angeſicht,
O du, der Liebe Tochter, nicht!
Denn in der erſten Schäferwelt,
Die uns im Bilde noch gefällt,
Gebahr dem Gotte freyen Weines
Die Liebe dich, ihr ähnlich Kind,
In dunkeln Schatten eines Hains,
Die die noch heilig ſind.

3. Wie ſchön erzogen dich die Unſchuld und Natur
Auf Triften und beblümter Flur!
Noch nicht um ſtolzen Schmuck bemüht,
Ertönte hier dein ſanftes Lied.
Es hörten die erſtaunten Hirten
Den ungekünſtelten Geſang,
Der öfters um geheime Myrthen
Und oft bey'm Wein erklang.

4. Die Weisheit brachte alsdann dich, junge Schäferin,
Zum unbewohnten Hämus hin,
Und lehrte dich der Dinge Grund,
Und wie die ſchöne Welt entſtund,
Warum der Frühling grüne Hügel
Und lauen Weſt und Floren liebt,
Und was den Winden ihre Flügel,
Dem Donner Kräfte giebt.

5. Sie lehrte dich, was gut und groß iſt, nicht bloß heißt.
Uns adelt nur ein edler Geiſt
Und nicht ein ſchimmernd hoher Stand,
Nicht ein vergoldetes Gewand,
Noch daß man groß genennet werde
Von Lippen feiger Schmeicheley,
Und einem Winkel weiter Erde
Bekannt und furchtbar ſey.

6. Die Aue ſchwieg von dir, als du vom Hämus kamſt,
Und eine kühne Leyer nahmſt:
Es wallte junger Hirten Blut;
Sie fühlten ungefühlte Gluth,
Als dein erhabnes Lied ertönte,
Das feuriger die Tugend pries
Von rauher Wildheit ſie entwöhnte,
Und Menſchen werden hieß.

7. Du ſangſt: es riſſen ſich bemooſte Felſen los
Aus bebender Gebirge Schooß,
Und rollten fort mit eignem Lauf,
Und thürmten ſich zu Mauern auf.
Die Tiger unter düſtern Sträuchen
Behorchten dein entzückend Spiel,
Und auch die unbelebten Eichen
Empfiengen ein Gefühl.

8. Die Wahrheit kühret uns nicht entblößt und ungeſchmückt,
Wenn ſie die Sinne nicht berückt:
Wee unter Herz erſt überwand,
Gewinnt auch leichtlich den Verſtand.
Wir bleiben kalt bey kalten Schlüſſen;
Sie ſauſen ſchwach um unſer Ohr
Wie lernen, wie wir leben müſſen,
Und leben wie zuvor.

9. Du weckeſt und zur Luſt, befriedigſt unſern Schmerz,
Du, Dichtkunſt, öffneſt unſer Herz
Der Wahrheit, ſeit ihr deine Hand
Aus Myrth' und Roſen Kränze band:
Dich muß der taube Wille hören,
Die du nicht finſtern Schulwitz liebſt,
Und was die Weiſen mühſam lehren,
Uns zu empfinden giebſt.

10. Voe dir eröffnet ſich der Ehre Heiligthum.
Und lorbeerreicher Helden Ruhm
Vertraut ſich deiner Leyer an,
Durch die er ewig ſchimmern kann.
Doch Dunkelheit und kalte Schatten
Begraben ungeprieſ'nen Muth.
Den Völker einſt bewundert hatten,
Der nun vergeſſen ruht.

11. Du folgeſt kriegeriſch durch Blut und heißen Dampf
Dem Helden in den rauhſten Kampf,
Und wann, vom güldnen Sieg umkränzt,
Sein Haupt von Lorbeern furchtbar glänzt,
Alsdann erwachen deine Lieder,
Und bringen ihm vom wilden Streit
Auf unermüdetem Gefieder
Der feenen Ewigkeit.

12. Wo Titans Aug' entſchläft, und wo er früh erwacht,
Die Gegenden der Mitternacht,
Und wo der Mittag Flammen ſprüht,
Durchfliegt mit ihm dein holdes Lied,
Indeß die Muſe der Geſchichte
Nur niedrig an der Erde ſtreicht,
Und mit erbeztem Angeſichte
Nie deinen Flug erreicht.

5. Auf den Frieden.

1. O Erde, wo ſangſt Blut geſtoſſen,
Laß Blumen ſproſſen
Noch vor der Blumenzeit,
Den holden Frieden zu bekränzen,
Der wieder kömmt nach langem Streit,
Und vor ihm her zu glänzen
Im Frühlingskleid!

2. Er kömmt zurück durch öde Fluren
Voll friſcher Spuren
Der kriegeriſchen Wuth:
Er eilt aus rändervollen Steäuchen
Und wandelt ſchaudernd über Blut
Und halbverweſte Leichen
Und Aſch' und Gluth.

3. Die Freude jauchzt auf allen Wegen
Ihm wild entgegen
Durch ſüßen Weihrauch-Duft:
Sein Anblick tröſtet dir Geplagten,
Und ſeine ſanfte Stimme ruft
Die hoffenden Verſagten
Aus fremder Luft.

4. Sie taumeln jetzt mit ſcheuen Schritten
In ihren Hütten,
In Wohnungen der Noth.
Sie finden rauchende Ruinen,
Vom Blut erſchlagner Freunde roth,

Und Hunger nagt in ihnen
Am letzten Brod.

5. Gekrönte Häupter großer Staaten,
Seht eure Thaten
Und wie ihr uns beglückt!
Zählt die erschlagnen Unterthanen,
Wann ihr, von Heldenlust entzückt,
Auf die erflegten Fahnen
Stolzlächelnd blickt!

6. Wie lange werden doch die Fürsten
Nach Lorbeern dürsten,
Wie Mars nach Blute schnaubt!
Mit Schande, nicht mit Lorbeerkränzen,
Verhängniß, krön dessen Haupt,
Der wieder unsern Gränzen
Den Frieden raubt;

7. Der nicht sein Volk mit Huld erquicket,
Die Noth erblicket,
Und Hungerige nicht speis't,
Nicht mit wohlthätigem Erbarmen
Als einen Vater sich erweis't,
Wann ihn ein Schwarm von Armen
Lautjauchzend preis't;

8. Damit nach unerhörten Plagen
In heitrern Tagen
Der Landmann sich erfreu,
Jetzt seine wüsten Felder baue,
Und, sicher vor der Tyranney,
Auf heerdenvoller Aue
Selbst glücklich sey!

6. Lob des Höchsten.

1. Zu Sions Höhen hin erhebt auf Engelschwingen
Mich diese glänzende Gestalt?
Am Teiche Siloa soll ich dem Herrn lobsingen
Im dunkeln Cedernwald?

2. Hier, wo Isai Sohn, von heiligem Vergnügen
In Gott entzückt, von Gott allein
Zur güldnen Harfe sang? Und alle Winde schwiegen,
Und horchend schwieg der Hain.

3. Ihr Cedern, schweigt umher, und rauschet nur von weiten!
Wie meine ganze Seele glüht!
Ihm will ich singen, ihm, dem Herrn, auf neuen Saiten,
Dem Herrn ein hohes Lied.

4. O Herr, wer ist dir gleich? Gott über alle Götter,
Allein Gott, heerlich, weise, mild,
Gerecht, auch wann du zürnst, und im entflammten Wetter
Dein Grimm die Erde schilt!

5. Du, du allein bist groß: was kann der Staub dir geben?
Mein Lied stimm' unter Harfenklang
In's Lied der Engel ein, und auch mein ganzes Leben
Sey dir ein Lobgesang!

Johann Nikolaus Götz.

Johann Nikolaus Götz, geb. in Worms den 9. Juli 1721, bezog im J. 1739, nachdem er sich auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt die nöthigen Kenntnisse erworben hatte, die Universität Halle, wo er mit Gleim und Uz in freundschaftliche Verbindung trat, sich mit ihnen an der Lectüre der Alten bildete, und in Nachahmung derselben übte, ohne jedoch seine Berufswissenschaft, die Theologie, darüber zu vernachlässigen. Als er seine Studien vollendet hatte, wurde er im J. 1742 Hauslehrer und Hausprediger bei dem preußischen Commandanten zu Emden in Ostfriesland; da er jedoch das rauhere Klima nicht vertragen konnte, kehrte er in die Vaterstadt zurück, von wo ihn im J. 1744 die Gräfin von Strahlenheim zum Hofmeister ihrer Enkel und zum Schloßprediger nach Forbach in Lothringen berief. Da seine Zöglinge Offiziere waren, hielt er sich mit ihnen in den verschiedenen Garnisonen derselben auf, in Sarlouis, Metz und Straßburg, zuletzt in Lüneville, wo sie die Militärakademie besuchten. Im J. 1747 wurde er Feldprediger bei dem Regiment Royal-Allemand, welches er auf seinen verschiedenen Märschen durch Lothringen, Flandern, Brabant und Elsaß begleitete. Als er 1751 zu Saint-Avoit im Winterquartiere lag, ernannte ihn der Herzog von Zweibrücken zum Pfarrer in Hornbach, von wo er 1754 als Oberpfarrer und Inspector nach Meisenheim und 1761 als Pfarrer und Consistorial-Assessor nach Winterburg versetzt wurde. Endlich erhielt er 1776 den Ruf als Superintendent des Oberamtes Kirchberg und der Aemter Winterburg und Sprendlingen in dem Theil der Grafschaft Sponheim, die der Markgraf von Baden-Durlach bei deren Theilung erhalten hatte. Er starb am 4. Nov. 1781.

Götz ist derjenige von den drei Halleschen Freunden, welche die ursprüngliche Richtung, die sie im Anakreon geschöpft hatten, am getreuesten bewahrt hat, denn während Gleim und Uz sich entweder ganz oder doch zum Theil andern Gattungen zuwandten, gehören beinahe sämmtliche Gedichte ihres Freundes dem leichten, scherzhaften Liede an, was wohl zunächst seinen Grund in dem langen Aufenthalte des Dichters in Frankreich hat, wo er auch mit besonderm Eifer die französische Literatur studirte. Da er überdies vorzüglich mit vornehmen oder solchen Personen Umgang hatte, welche jene damals in Frankreich so hochgeschätzte gesellschaftliche Bildung besaßen, so mußte sich seine Aufmerksamkeit vorzüglich den Gattungen der Poesie zuwenden, welche in den gesellschaftlichen Kreisen den Vorzug fand, zu jenen heiteren Liedern, in denen Geist und leichter Sinn um den Vorrang stritten, zu den kleinen poetischen Spielereien, deren Hauptverdienst in der witzigen Wendung oder im geistreichen Schluß, oder auch in der tändelnden Form lag, wie das Madrigal oder Triolett. Viele seiner Gedichte bestehen auch in Uebersetzungen aus dem Französischen, andere sind französischen Mustern nachgebildet, oder im Geiste

derſelben bearbeitet. Ihr hauptſächlicher Werth beſteht aber darin, daß er den fremden Geiſt mit großem Glück nicht nur aufgefaßt, ſondern auch in deutſches Gewand gekleidet, daß er in Sprache und Darſtellung eine ſeltene Gewandtheit und Feinheit entwickelt und den Vers, wie den Reim mit Glück und Geſchmack behandelt hat. Denn ſcheinen dieſe Dichtungen auch alle nur flüchtig hingeworfen, ſo ſind ſie doch in der That mit großer Sorgfalt bearbeitet, ſo daß ſie in Correctheit, überhaupt in allen äußern Erforderniſſen Nichts zu wünſchen übrig laſſen, und ſie im Ausdruck der gemüthlichen Behaglichkeit, des leichten oder muthwilligen Scherzes, des naiven oder ſchalkhaften Witzes ſtets unübertrefflich ſind. Hierin hat er ſich aber daſſelbe Verdienſt erworben, wie Wieland, und wenn er weniger gewirkt hat, als dieſer, ſo rührt dies nicht bloß daher, daß Götz allerdings ein weit beſchränkteres Talent hatte, als Wieland, ſondern hat auch darin ſeinen Grund, daß ſeine Gedichte mit Ausnahme der früheren, welche er theils in einem Anhang zu ſeiner unter Uzens Beihülfe bearbeiteten Ueberſetzung des Anakreon (Ff. 1746. S. o. S. 522), theils in einer eigenen kleinen Sammlung unter dem Titel „Gedichte eines Wormſers" (1752) bekannt machte, nur zerſtreut in den verſchiedenen Sammlungen und Almanachen und zudem ohne ſeinen Namen erſchienen. Doch war er keineswegs unbekannt geblieben; er erfreute ſich vielmehr weit verbreiteter Anerkennung und man bewunderte namentlich ſeine große Gewandtheit in der Behandlung der mannigfaltigſten lyriſchen Formen, weshalb ihn auch Herder den „vielformigen" nannte (Werke 16, 155), da er im leichten Liede, wie in der Elegie, in der Ode, wie im Madrigal, im Triolett und Ringelgedicht, in gereimten, wie in reimloſen Verſen gleich glücklich war. Es iſt bekannt, daß Friedrich II. in ſeiner Schrift über die deutſche Literatur ein einziges Gedicht von einem Ungenannten mit ungetheiltem Lobe erwähnt, und namentlich deſſen Wohllaut rühmt, der ihn mit großem Wohlgefallen erfüllt habe; nach dem Berichte Knebels (in Herders Adraſtea 5. Bd. S. 263) hat der König „die Mädcheninſel" (8) von Götz im Sinne gehabt, welche Knebel, der damals in Potsdam lebte, aus einer beſondern Vorliebe zu dieſem Gedichte, wie überhaupt zum Dichter, nicht lange vor Erſcheinen jener Schrift hatte beſonders drucken laſſen. Es iſt dieſes Gedicht aber auch in der That ein ſchönes Zeugniß von Götzens Talent, und man erſieht daraus, daß er auch größerer Schöpfungen fähig geweſen wäre, ſo wie ſeine Ueberſetzungen aus alten und neuen Dichtern, namentlich dem Sarbiewsky, darthun, daß er auch ernſte Gegenſtände zu behandeln fähig war*).

*) Götzens Gedichte wurden von ſeinem Freunde Ramler herausgegeben (3 Thle. Mannh. 1785), der auf dieſe Weiſe das Andenken des liebenswürdigen Dichters geſichert. Da die einzelnen Gedichte vielfache Abweichungen von den früheren Drucken darboten, ſo wurde der Herausgeber oft und bitter getadelt, unter Andern von Knebel, daß er ſich willkürliche Aenderungen erlaubt habe, und es wird dieſe Anklage bis auf den heutigen Tag wiederholt, obgleich Voß die Unſtatthaftigkeit derſelben vollkommen nachgewieſen hat („Ueber Götz und Ramler." Mannh. 1809). Allerdings hat Ramler manche Stellen in den Gedichten ſeines Freundes geändert, aber es ſind dieſer Aenderungen bei weitem nicht ſo viele, als man gewöhnlich annimmt, und dann ſind die meiſten doch ſo glücklich und ſo ganz im Geiſte des Dichters, daß man ſich über dieſe Verbeſſerungen nur freuen darf.

1. Thamire an die Roſen.

Mein Geliebter hat verſprochen,
Wann ihr blühet, hier zu ſeyn.
Dieſe Zeit iſt angebrochen,
Roſen! und ich bin allein.
Holde Töchter der Cythere,
Roſen! ſchonet meine Ruh,
Schonet meines Schäfers Ehre.
Schließt euch, ſchließt euch wieder zu!

2. Der dichtende Knabe.

1. Flieh nicht den Amor,
O zarte Schweſter!
Flieh nicht den Amor!
Er fängt dich doch.
2. Ich roch im Garten
An einer Nelke,
In deren Schooße
Der Kleine ſaß:
3. Mit ihren Düften,
Den ſüßen Düften,
Die mich vergnügen,
Sog ich ihn ein.
4. Ich armer Knabe!
Wer kann mir rathen?
In meinem Haupte
Iſt er nun Herr.
5. Und dieſes Liedchen,
Klein, wie er ſelber,
Und dieſes Liedchen
Iſt ſchon von ihm.

3. Lob des Burgundeerweins.

1. Der war gewiß ein frommer Mann,
Den Jupiter ſo lieb gewonn,
Daß er ihm dieſen Weinſtock ſchenkte,
Ihn ſelbſt in ſeinen Garten ſenkte,
Und voller Purpurtrauben henkte! —
2. Eh Peleüs in der erſten Nacht
Der Braut den Gürtel los gemacht,
Da fehlte bey dem hohen Feſte,
Zu der Bewirthung ſeiner Gäſte,
Der ſüße Nektartrank, das Beſte.
3. Alsbald ſprach Zeus zur Götterſchaar:
Wir trinken Nektar Jahr für Jahr,
Seitdem wir im Olympus leben.
Itzt ſollen einmahl ird'ſche Reben
Unſterblichen ein Labſal geben.
4. Er ſchüttelt ſein allmächtig Haupt:
Gleich ſteigt der edle Stock belaubt
Mit ſchlanken Armen in die Lüfte,
Voll goldner Früchte, Nektardüfte,
Daß er den Ruhm des Meiſters ſtifte.
5. Cythere ſtreckt die Finger aus,
Und klaubt ein Rebenkind heraus,
Und ritzt den ſchönen Arm im Klauben: —
O Wunder! plötzlich ſind die Trauben
Gepurpurt, wie der Hals der Tauben.

4. Der Vergnügſame.

1. Seit mich die Huld des Geſchickes
Mit weiſer Einfalt verſehn,
Ließ ich dir Angel des Glückes
So, wie ſie rollete, gehn.
2. Bey kleiner Güter Genuſſe
Verſchmäht' ich, was mir gebrach,
Und ſah dem eilenden Fluſſe
Der Jugendtage nicht nach.
3. Frey von verzehrendem Neide,
Von Unvergnügſamkeit frey,
Wußt' ich, daß heutige Freude
Ein Quell der morgenden ſey.

5. An die Nachtigall.

Süßeſte der Nachtigallen,
Schweige! denn ich bin allein,
Ließeſt du dein Lied erſchallen,
Scheelſucht käme bald zum Hain,
In die grünumwölbten Hallen,
Wo mir Thränen, ſüß und rein,
Heimlich in den Buſen fallen,

Säh' es, und verrieth es allen,
Daß mir Thränen, süß und rein,
Heimlich in den Busen fallen,
Machte mir dann lange Pein.
Glücklicher wein' ich allein,
Süßeste der Nachtigallen!

6. Laura.

1. Willkommen, angenehme Wüste,
Von schwarzer Sorg' und Unruh leer,
Thal, das ein König lieben müßte,
Wenn er, wie ich, voll Liebe wär.

2. Gekrümmte Bäche, klare Quellen,
Strom, der durch scharfe Felsen bricht,
Bezähmt das Rauschen eurer Wellen,
Ich denk' an Lauren, stört mich nicht.

3. Ihr schlanken Erlen, ihr müßt schweigen,
Das hat euch die Natur gelehrt,
Doch müßt ihr euer Wipfel neigen,
So oft ihr Laurens Nahmen hört.

4. Ihr Vögel hüpft auf grünen Weyen,
Und singt und paaret euch im Rohr;
Doch stärker würde michs erfreuen,
Sängt ihr mir von der Laura vor.

5. Ihr Spatzen in der hohlen Weide,
Ihr küßt das ganze lange Jahr,
Euch macht das Singen wenig Freude,
Wie mir, als ich bey Lauren war.

6. Ihr Schmetterlinge dieser Auen,
Ihr muntern Blumenbuhlen ihr!
Gern mag ich euch hier küssen schauen;
Doch mißfällt euer Leichtsinn mir.

7. Komm, Wirthinn aus dem Felsenritze,
Komm, schöne Schlang', und horche zu!
Es gleichet Laura dir an Witze,
Und wirft so helle Blick', als du.

8. Einsiedler in der kleinen Klause,
Wie kannst du ewig einsam seyn?
Was thust du in dem öden Hause,
Kehre keine Gattin bey dir ein?

9. Des ersten Menschen erste Bitte
War um ein Weib in seinen Schooß.
O Schnecke! deine enge Hütte
Wär', ohne Lauren, mir zu groß.

10. Ihr treuen Tändchen, bunt von Hälsen,
Wie Regenbogen bunt von Brust,
Ihr lebt in Ulmen, lebt in Felsen
Allein der Lieb', allein der Lust.

11. Ihr möget meiner Laura sagen,
O! sagt es ihr im Monath May,
Daß in den schönen Frühlingstagen
Kein Leben ohne Liebe sey.

7. Die Mädcheninsel.

Stirne warf Pyrrha vordem und der alte Deukalion Steine,
Nahe bey Themis Altar auf der parnassischen Flur,
Und erhielten ein neues Geschlecht von Menschen aus ihnen:
Männer aus Steinen des Manns, Weiber aus Steinen des Weibs.
Welche Gottheit belebt die Felsen der einsamen Insel,
Wo mein neidisches Loos mich Gescheiterten hält? — —
Die du Paphos regierst, und noch in Idalions Hainen
Süßen Opfergeruch jeden Morgen empfängst,
Mutter der Wollast und Ruh, laß diesen Felsen entspringen
Mädchen von seltenem Reiz, deinen Grazien gleich;
So voll Anmuth, wie deine Gefährtinn, die blühende Hebe,
Und der geistige Scherz, der dir den Busen bewacht!
Ich, mit Amaranthen bekränzt, ihr Priester und König,
Geh' durch die selige Flur unter ihnen einher,
Und beherrsche sie sanft statt eines silbernen Zepters
Mit dem duftenden Zweig, welchen die Myrte gebar.
Trag' ich nicht als König die goldene Krone der Ahnherrn,
O! so mangelt mir doch kein Pierischer Strauß.
Der anmuthiger duftet, als jene narkotische Staude,
Die der indischen Flur theure Balsame zollt!
Weiden andre den Gaum mit perlefarbnen Fasanen,
Oder dem köstlichen Huhn, das nur Mergenthau lebt:
Heisch' ich Zufriedener nichts, als was mir selten entstehet
Einen liebäugelnden Blick, einen geraubeten Kuß.
Führt kein Wagen mich stolz durch lange Zeilen Klienten:
Sitz' ich dennoch vergnügt meinen Freundinnen im Schooß,
Deren Auge mir ist, was andern helle Demanten,
Oder Hesperus ist, der sich im Meere verfängt.
Bin ich vom Vaterland fern, das mit nicht zärtlichen Händen
Mich zur Ferude verstieß, und mir doch liebenswerth ist:
Bin ich Alter doch nah den rosenfarbigen Wangen
Meiner holdseligen Schaar, ihrem ambrosischen Kuß.
Ihr anmuthiger Trupp, der Florens Kinder beschämet,
Bildet um mich herum einen schimmernden Hof.
Eh mich der liebliche Ton der Säule Memnons erwecket,
Springen sie freundlich und froh hinter den Hecken hervor,
Werfen mit Blumen mich wach, und fragen: Goldener Vater,
Zeigte dir unsre Gestalt heut ein spiegelnder Traum?
Oder sitzt noch der Schlaf auf deiner gefalteten Stirne?
Komm! wir küssen ihn dir von der Stirne hinweg.
Hurtig umfassen sie mir die Schultern, und necken mir küssend
Den verweilenden Schlaf von der Stirne hinweg.
Zens sieht neidisch mein Glück von der hohen olympischen Zinne,
Schüttelt die Locken, und schwört: dieser ist sel'ger als ich!
Oftmahls sinket er still in nächtlichen Tropfen herunter,
Schielet hinterm Gebüsch meinen Vergnügungen zu.
Aber Cythere, die mich zum Favoriten erkoren,
Kömmt, nicht unsichtbar mir, nein, in gewohnter Gestalt
Fährt sie von ihrem Paphos mit silbernen Schwänen herunter,
Beut mir grüßend die Hand, nennet mich Priester und Freund,
Königinn, frag' ich vertraut, wo ist mein Bruder geblieben?
Ohne den Amor ist mir kein Elysium schön! —
Siehe! dann lächelt sie süß, schnell hüpft aus dem luftigen Schleyer,
Der Aglaien umhüllt, Amor jauchzend hervor,
Windet sich mir um den Hals, und küßt mich und grüßet mich Vater,
Klopft die Wange mir sanft, ringelt mein silbernes Haar;
Treibt dann mit Zweigen von cyprischer Myrte die lachenden Mädchen
In die Thäler zurück, wo die Nachtigall heckt,
Mir wetteifernd daselbst vielfarbige Kränze zu winden,
Und mit Anstand und Zier um die Schläfe zu ziehn.
Die dann in glücklicher Stunde den allerschönsten geflochten,
Fodert freundlich von mir einen belohnenden Kuß,
Den ich ihr willig ertheil' und mit zwey Küssen vermehre,
Wie sie Delius einst kenich der Schwester gereicht.
So genieß' ich das Glück, Fortunen am Busen zu liegen,
Von der silbernen Pracht ihrer Flügel gedeckt,
So genieß' ich das Glück, die Grazien nackend zu sehen,
Ohne die Strafe zu scheun, die den Aktäon betraf.
Rüstig bedienen sie mich, und gehn, wie die lechzenden Horen
Um den Wagen Apolls, tanzend um mich herum;
Fesseln mit Ketten von Blumen den Frieden, der unter Oliven
Nickt, und ziehen ihn sanft unter mein taftenes Zelt.
Wo sie mit Gürteln von Gold ihn an die silberne Stange
Schnüren, daß er so leicht nicht zu entfliehen vermag,
Bis ich endlich, so alt als Tithon, dem Leben entfalle,
Sanft wie der Pfirsich dem Zweig, der ihn geboren, entfällt.
Bruder Amor, betrübt daß ihm sein Lehrer gestorben,
Schreibt durchs Cyprische Reich eilend ein Trauerfest aus;
Balsamiret den Leib, und stellt mit festlichem Pompe
Mein wohlriechend Skelett hoch auf der Mutter Altar
Nie zwey Tafeln voll Liebesgesetz in den duftenden Händen,
Ueber welchen in Gold zierlich die Ueberschrift blinkt.
Dieß ist Athamas Rest, des hundertjährigen Jünglings,
Dessen Reden und Thun immer voll Grazie war.
Mit zerstreutem Haar, in violettnem Gewande,
Wie auf Anakreons Grab ehemahls Griechenland saß,
Folgen die sittsame Zucht, der Jokus, die Freundschaft, die Musen,

Und die Grazien all' ächzend dem Leichenzug nach.
Aus den Thränen, die sie für mich aus Liebe vergießen,
Wächst ein wimmelndes Heer junger Amorn hervor,
Schlank gebildet, die Schwingen mit Purpur und Golde verbrämet.
Eines freudigen Thuns, voll von Feuer und Geist.
Diese vermählet vor meinem Altar mit meinen Gespielen Hymen in goldenem Schmuck, mit der Fackel bewehrt. — Mädcheninsel, so wirst du bevölkert; so schwingt sich mein Nahme
In den Wätern der Welt, zu den Lykurgen hinauf.

Karl Wilhelm Ramler.

Ramler.

Wie Gleim, so war auch der Dichter, den wir jetzt zu besprechen haben, ein Mittelpunkt der literarischen Bestrebungen der Zeit, nur in anderer und in einer viel einflußreicheren Weise, da er nicht wenig dazu beitrug, der Sprache und Darstellung jene künstlerische Correctheit und Vollendung zu geben, welche ein charakteristisches Kennzeichen der damaligen Literatur ist, und worin sie die spätere, besonders wenn wir von den Hauptgestalten absehen, weit übertrifft.

Karl Wilhelm Ramler wurde am 25. Febr. 1725 zu Koblenz geboren. Den ersten Unterricht erhielt er im elterlichen Hause; mit dem eilften Jahre wurde er in das Waisenhaus zu Stettin und zwei Jahre später in das Hallesche gebracht, wo er mit solchem Eifer arbeitete, daß er schon nach vollendetem 17. Jahre die Hochschule der nämlichen Stadt beziehen konnte. Da seine Liebe zur Dichtkunst, die in dem Waisenhaus eher Tadel als Aufmunterung erfahren hatte, jetzt keine Beschränkung mehr fand, so überließ er sich ihr mit der ganzen jugendlichen Leidenschaft und widmete ihr, so wie dem Studium der Alten und Neuern, seine meiste Zeit. Es blieb auch dies seine beinahe ausschließliche Beschäftigung, als er ein Jahr später in die Heimat zurückkehrte. Im J. 1745 ging er nach Berlin, wo er sich seinem Berufsstudium, der Medicin, mit größerem Eifer widmen sollte, gegen welches er jedoch unbesiegbare Abneigung hatte. Als er bald darauf mit Gleim bekannt wurde, verschaffte ihm dieser, um ihn von der verhaßten Medicin zu retten, eine Stelle als Hauslehrer bei seiner eigenen Schwester, bei welcher Ramler bis Ende des J. 1747 blieb, worauf er wieder nach Berlin zurückkehrte. Im folgenden Jahre erhielt er endlich eine Anstellung als Lehrer der Logik und der schönen Wissenschaften an der Kadettenschule, welche Stellung, die ihm nur kärglichen Unterhalt verschaffte, er bis nach Friedrichs II. Tode behielt, denn dieser hatte ihn nie gekannt. Bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II. (1786) setzte ihm dieser eine Pension von 800 Thalern aus, und ernannte ihn zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Als Ramler vier Jahre darauf seine Stelle an der Kadettenschule niederlegte (er hatte früher schon den Titel Professor erhalten), wurde er zum Mitdirector des Nationaltheaters ernannt; nach Engels Abgang führte er von 1793 an die Direction allein, legte sie aber wegen zunehmender Altersschwäche im J. 1796 nieder. Er starb am 11. April 1798 als 73jähriger Greis.

Ramler begann schon früh zu dichten, allein erst nachdem er schon Mehreres in den „Bremischen Beiträgen" ohne seinen Namen hatte einrücken lassen, wagte er es, öffentlich aufzutreten, wie er denn stets große Bescheidenheit an den Tag legte und zum Beispiel keine Schritte that, um die Aufmerksamkeit des großen Königs auf sich zu ziehen, den er so begeistert und würdig besang. Sein erster Führer in der Dichtkunst war Horaz, und er blieb es bis zum letzten Augenblicke; auch hat sich kein anderer deutscher Dichter das, was man sich durch ernstes und geistvolles Studium eines großen Musters erwerben kann, so vollständig angeeignet, als Ramler, und er ist, wie sein Vorbild, insbesondere groß in dem Bau seiner Gedichte, in der kunstvollen Anordnung der Gedanken und in der eben so kunstvollen Darstellung des Einzelnen. Freilich kostete ihn gerade dies große Mühe, und es haben ihm eben deshalb nicht bloß Neuere, sondern selbst Zeitgenossen, selbst sein Freund Sulzer, alles Dichtertalent absprechen wollen *); allein wenn auch die formelle Seite der Dichtung in ihm überwiegt, so ist er doch keineswegs ein bloßer Versknstler; „seine Gedichte sind", wie Göthe anerkennend sagt, „sämmtlich gehaltvoll, beschäftigen uns mit großen, herzerheben-

*) „Meines Erachtens ist er im Grunde kein Dichter (schreibt Sulzer im J. 1774 an Bodmer), wenigstens ist es mir nicht möglich, den für einen Dichter zu halten, der ein Jahr Zeit braucht, eine Ode zu machen; der seine Oden so offenbar nach lange überlegten Planen und ich möchte sagen, nach Formularen und Recepten macht, und dieses ist zuverläßig Ramlers Fall" (Briefe der Schweizer S. 424). Es ist ein wenigstens sehr seltsamer Maßstab, das Talent eines Dichters nach der längeren oder kürzeren Zeit zu beurtheilen, die er zur Vollendung irgend eines poetischen Werkes bedarf; und wenn die Schnelligkeit der Production ein Zeugniß für die Größe der poetischen Schöpfungskraft sein soll, so müßte man dem Improvisator den höchsten Rang einräumen, man müßte den Ariost für einen Pfuscher halten, der im Stande war, eine einzige Stanze hundertmal zu verändern, ehe sie ihm genügte (die Handschrift derselben befindet sich auf dem British Museum zu London), man müßte endlich den bekannten Ausspruch des Horaz für eine pedantische Thorheit erklären.

den Gegenständen und behaupten schon dadurch einen unzerstörlichen Werth.“ Dies gilt namentlich von denjenigen Oden, in welchen er Friedrich II. verherrlichte (1), und daß er dieses Lob seines Heiden auch in solchen Gedichten mit bewundernswürdigem Geschick einzuflechten oder vielmehr zum Mittelpunkt derselben zu machen weiß, die eine ganz andere Absicht zu haben scheinen (3), das ist gewiß kein geringes Zeugniß für seine poetische Erfindungsgabe. Wir wissen recht gut, daß er gerade dieses Gedicht („Auf ein Geschütz“) nach dem Horaz bearbeitet hat, was auch bei andern der Fall ist, allein er hat den Plan der Horazischen Ode so geschickt auf sich und seine Zeit zurückgeführt, dessen Wendungen, Bilder und Ausdrücke so genau den neuen Verhältnissen angepaßt, daß seine Bearbeitung den Werth einer selbstständigen Dichtung erhält. Wie er aber auch in ganz unabhängigen Schöpfungen wahres Talent entwickelte, wird man am besten aus der Vergleichung seines „Schlachtgesangs“ (5) mit denen Klopstocks (S. 514) und Gleims (S. 521) entnehmen, so wie man aus seiner Ode „An den Frieden“ (2) sein tiefes Gefühl und seine Kunst in der poetischen Malerei wird kennen lernen; in allen wird man aber bei unparteiischer Betrachtung den Wohlklang und die Schönheit seiner Verse, der gereimten, wie der in antiken Maßen (4), die glückliche Wahl und die unübertreffliche Correctheit des Ausdrucks bewundern.

Außer den Oden, in denen übrigens auch die Mannigfaltigkeit der Stoffe und der Reichthum an treffenden Gedanken Lob verdient, hat Ramler Cantaten gedichtet, von denen einzelne („Ino“, „Pygmalion“, „Der Tod Jesu“) durch die glückliche musikalische Behandlung, ihren reichen Wohlklang und ihre ächt dramatische Entwickelung zu den besten Gedichten dieser Gattung gehören.

Wie Horaz Ramlers Vorbild war (auf dessen Uebersetzung er auch einen großen Fleiß verwendete), so wurde er selbst wieder das Vorbild jüngerer Dichter, und die Horazische Ode wurde nach seinem Vorgang vielfach bearbeitet; doch ist der Einfluß, den er auf die Entwickelung der Poesie gewann, weniger in dieser Thatsache zu suchen, als vielmehr darin, daß er durch sein Beispiel sowohl, als durch seine kritische Thätigkeit das Gefühl für correcte und geschmackvolle Darstellung ausbildete und die poetische Diction durch ihn eine bewundernswürdige Glätte und Feinheit erhielt. Seine kritischen Bestrebungen waren nämlich vorzüglich auf diese äußeren Mittel der Poesie gerichtet, es zeigte sich dies schon in den „Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit“ (Berl. 1750. 51), einer Zeitschrift, die er mit Sulzer und Langemack herausgab, so wie später in seiner Uebersetzung des Batteux (S. 473), in welcher er die Muster der einzelnen Dichtarten aus deutschen Dichtern entnahm, sie aber so weit überarbeitete und feilte, als er es für nöthig hielt, um ihnen den höchst möglichen Grad äußerer Vollkommenheit zu ertheilen, was er auch in den „Liedern der Deutschen“ (Berl. 1766), in der „Lyrischen Blumenlese“ (Lpz. 1774), in der „Fabellese“ (Eb. 1783) mit den darin aufgenommenen Gedichten that, oft freilich zum großen Verdrusse der Dichter, die sich dadurch verletzt fühlten; und allerdings zeigt er in diesem Bestreben, die Werke Anderer zu verbessern, eine nicht immer zarte Zudringlichkeit, wie er z. B. Lichtwers Fabeln ohne dessen Zustimmung, ja ohne dessen Wissen **verbessert** herausgab und Geßners Idyllen in Verse übertrug (Berl. 1787), ob er ihm gleich selbst gerathen hatte, sie in Prosa abzufassen. Allein er besaß in der That einen so feinen und ausgebildeten Geschmack, und dieser war so anerkannt und bewundert, daß ihm seine älteren und jüngeren Freunde, Gleim, Götz, Kleist, L. H. v. Nicolay und selbst Lessing ihre Dichtungen zum Behufe der Verbesserung mittheilten und seine Aenderungen gern annahmen*). Insbesondere legte Lessing großes Gewicht auf Ramlers Urtheil, und erbat sich seinen Rath und seine Feile nicht bloß in früheren, sondern noch in seinen letzten Jahren, nicht bloß für seine kleineren, sondern auch für seine größern Dichtungen, wie noch für den Nathan**); seine Epigramme, die er Ramlern zur Verbesserung mitgetheilt hatte, ließ er so drucken, wie sie von seinem Freunde geändert worden waren, ohne sie vorerst noch einmal durchzusehen. So ist Ramlers Name mit dem der bedeutendsten Dichter der Zeit eng verknüpft, und erhält dadurch eine Bedeutung, die ihm kein vornehmes Achselzucken und Spötteln über handwerksmäßiges Corrigiren wird entreißen können.

1. An die Stadt Berlin.

1. Ich sah sie! (noch erzittern die Gebeine)
Ich sah, bekümmertes Berlin,
Die Göttin deines Stroms vor deinem Tannenhain
Mit ihren Schwänen ziehn.

2. Vergönne mir, Najade, nachzulallen,
Was tief in meine Seele drang,
Als dein entzückter Mund es allen Faunen, allen
Hamadryaden sang. — —

3. „Sey mir gegrüßt, Augusta, meine Krone!
„Die Städte Deutschlands bücken sich!
„Es hören meinen Stolz Pett, Donau, Wolga, Rhone,
„Und weichen hinter mich!

4. „Was fürchten wir, ist gleich die Zahl des Feindes
„Wie dieser beiden Ufer Sand?
„O Tochter! hast du nicht zur Seite meines Freundes
„Stets einen Gott erkannt?

5. „Stritt Jupiter nicht selbst mit Friedrichs Volke,
„Und donnerte den Feind zurück?
„Ward nicht Latonens Sohn, sein Schutzgott, eine Wolke
„Vor seines Mörders Blick?

6. „Ward nicht das Blutpanier, von ihm gefasset,
„Zur drohenden Aegide? stand
„Die Riesenhorde nicht, sie, die Minerva hasset,
„Erstarrt an Haupt und Hand?

7. „Bis alle, von dem kleinern Heer erschlagen,
„Das unaufhaltsam weiter drang,
„Wie Halme von des Himmels Schlossen, niederlagen
„Dreyhundert Hufen lang?

8. „Ja! dinget nur die halbe Welt zusammen,
„Und rüstet wider Einen Mann,
„Und wendet wider ihn Verrath und Gift und Flammen,
„Den ganzen Orcus an!

*) Nur Gleim scheint durch Ramlers Leidenschaft verletzt worden zu sein und er erhob überhaupt Widerspruch, ob die Aenderungen Ramlers, wenn auch sonst lobenswerth, doch nicht im Sinne der ursprünglichen Dichtung seien. Da schickte ihm einst Ramler ein Gedicht von Götz mit seinen an der Seite bemerkten Veränderungen; Gleim erhob die alte Klage und setzte weitläufig aus einander, wie die Aenderungen zwar wohlklingend, bilderreich, poetisch u. s. w. seien, die ursprünglichen Lesarten aber weit natürlicher und dem Ganzen angemessener erschienen, worauf ihm Ramler bewies, daß er ihn getäuscht habe, und die Lesarten, die er als die ursprünglichen für natürlicher halte, in der That jene Veränderungen seien. So erzählt Voß in der schon angeführten Schrift „Ueber Götz und Ramler“.

**) Vergl. Lessings Briefe an Ramler v. 18. Decbr. 1778 und den letzten ohne Datum (Lessings Werke, Bd. 29. S. 37 u. 40).

9. „Boruſſiens gerechter Held ſoll ſiegen:
„Die Götter ſchützen ihren Sohn.
„Bald wird er im Triumph zu ſeinen Kindern fliegen.
„Er kömmt! ich ſeh' ihn ſchon.

10. „Er kömmt, das Haupt mit Strahlen rings umwunden,
„Wie Delius-Apollo kam,
„Als er den Python ſchlug und ihm mit tauſend Wunden
„Die ſchwarze Seele nahm.

11. „Gilt, ihn in Erz den Enkeln aufzuſtellen!
„Gilt, einen Tempel ihm zu weihn
„Am Rande meines Stroms! ich brenne, ſeine Schwellen
„Mit Blumen zu beſtreun."

2. An den Frieden.

1. Wo biſt du hingeflohn, geliebter Friede?
Gen Himmel, in dein mütterliches Land?
Haſt du dich, ihrer Ungerechtigkeiten müde,
Ganz von der Erde weggewandt?

2. Wohnſt du nicht noch auf einer von den Fluren
Des Oceans, in Klippen tief verſteckt,
Wohin kein Wucherer, keine Miſſethäter fuhren,
Die kein Eroberer entdeckt?

3. Nicht wo mit Wüſten rings umher bewehret,
Der Wilde ſich in deinem Himmel däukt?
Sich rabig von den Früchten ſeines Palmbaums nähret?
Vom Safte ſeines Palmbaums trinkt?

4. O! wo du wohnſt, laß endlich dich erbitten:
Komm wieder, wo dein ſüßer Feldgeſang
Von Heerdenvollen Hügeln, und aus Weinbeerhüttrn,
Und unter Korualtären klang.

5. Sieh dieſe Schäfereyen, deine Freude,
Wie Städte lang, wie Roſengärten ſchön.
Nun ſparſam, nun wie Bäumchen auf verbrannter Heide,
Wie Gras auf öden Mauern ſtehn.

6. Die Winzerinnen halten nicht mehr Tänze;
Die jüngſt verliebte Garbenbinderinn
Trägt, ohne Saitenſpiel und Lieder, ihre Kränze
Zum Dankaltare weinend hin.

7. Denn ach! der Krieg verwüſtet Saat und Reben
Und Korn und Moſt, vertilget Frucht und Stamm;
Erwürgt die frommen Mütter, die die Milch uns geben,
Erwürgt das kleine fromme Lamm.

8. Mit unſern Roſſen fährt er Donnerwagen,
Mit unſern Sicheln mäht er Menſchen ab;
Den Vater hat er jüngſt, er hat den Mann erſchlagen,
Nun fodert er den Knaben ab.

9. Erbarme dich des langen Jammers! rette
Von deinem Volk den armen Ueberreſt!
Bind' an der Hölle Thor mit ſiebenfacher Kette
Auf ewig den Verderber feſt.

3. Auf ein Geſchütz.

1. O du, dem glühend Eiſen, donnernd Feuer
Aus offnem Aetnaſchlunde flammt,
Die frommen Dichter zu zerſchmettern, Ungeheuer,
Das aus der Hölle ſtammt!

2. Wer zur Verbrennung blühender Geſchlechter
Dich an das Sonnenlicht gebracht,
Hat ohne Reue ſeine Mutter, ſeine Töchter
Feuhlockend umgebracht.

3. Schon wär' ich dieſen immer neuen Scenen,
Womit das Jahr den Erdkreis ziert,
Entriſſen, und dem Arm der Freundſchaft, und den ſchönen
Entwürfen, bald entführt.

4. Schon ſäh' ich, rings von Stygiſchen Gewäſſern
Umwunden, das geheime Feld
Elyſiens, den großen Ahnherrn eines größern
Urenkels und ſein Zelt.

5. Voll wackrer Brennen ſäh' ich, hörte Lieder
Von Ihm, bey jedem Freudenmahl
Von Ihm, der wider ſechs Monarchen ficht und wider
Satrapen ohne Zahl.

6. Schon ſäng' ich ſeine jüngſte That: wie brauſend
Ein Meer von Feinden ihn umfing,
Er über ſeinen Weg hindurch auf zehen tauſend
Zertretnen Schedeln ging.

7. Alcäus würde jetzt mein Lied beneiden;
Bald ſäh' ich Cäſars lauſchend nahn,
Und bald den weiſen Antonin, und den mit beiden
Vertrauten Julian.

8. Allein Merkur ſtand neben mir, und wandte
Durch ſeinen wundervollen Stab
Den Ball, der mich ins Reich der Nacht zu ſchleudern brannte,
Von meinen Schläfen ab.

9. Dann ſtärker ſoll ich noch die Laute ſchlagen,
Wann er durch Weihrauchwolken zeucht,
Die Kriegesfurie gefeſſelt an dem Wagen
Des Ueberwinders kracht;

10. Wann er, auf einem Throne von Trophäen,
Rund um ſich her der Künſte Kranz,
Und wir im Muſentempel ſeine Siege ſehen
Verſteckt in Spiel und Tanz;

11. Wann er, ein Gott Oſir! durch unſre Fluren
Im ſeligſten Triumphe fährt,
Jedes der Ueberfluß auf jede ſeiner Spuren
Ein ganzes Füllhorn leret.

4. An Guliaetten.

1. Ausgeartetes Kind einer unſterblichen
Mutter! haſt du doch mehr Herzen erobert, als
Die weit edleres Ganges, edleres Naſenus iſt,
Deine Schweſter Iberien!

2. Mehr mit Worten beſtrickt, als die gefällige
Heſperillis: obgleich ihrer Geſänge Ton
Ein Sirenenton iſt, Klio ſich ihren Mund
An der Tafel der Götter wunſcht.

3. Nun erhebſt du die Stirn, trotzeſt der göttlichen
Tentonida? verlockſt alle Verehrer ihr
Durch ein leichtes Geſchwätz, durch ein verbuhltes Lied,
Durch ein fröhliches Gaukelſpiel?

4. Fleuch zur Marne zurück unter die brauſenden
Landesſöhne, dem Wein ihrer Gebirge gleich!
Oder buhle forthin nur mit den Fremdlingen
Unſrer Fluren, o Schmeichlerinn!

5. Mit den Boten der ausländiſchen Könige,
Mit dem flüchtigen Trupp eitler Patricier,
Und verderbe den Geiſt weiſer Druiden nicht,
Nicht der heiligen Barden Chor!

5. Schlachtgeſang.

1. Auf, tapfre Brüder, auf ins Feld!
Gerecht iſt unſer Krieg,
Uns führet Deutſchlands größter Held;
Uns folget Ehr und Sieg.

2. Ihr Feinde zittert! unſer Heer
Hat Kriegeskunſt und Muth,
Iſt ſchneller mit dem Mordgewehr,
Und hegt der Väter Blut.

3. Wir ſtreiten noch den alten Streit:
Ein Mann verjaget vier.
Wir fragen nicht, wie ſtark ihr ſeyd;
Wo ſind ſie? fragen wir.

4. Auf, Brüder! ſchlagt den ſtolzen Feind,
So kehrt ihr früh zurück:
Wer ſtarb, wird dann mit Recht beweint,
Wer lebt, hat Ruhm und Glück.

5. Der Knabe wünſcht ſich ſeinen Stand,
Das Mädchen blickt ihn an:
„Der ſchützt als Krieger unſer Land,
„Der ſchütz' auch mich als Mann."

6. Hört ihr der Stücke Donnerſchlag?
So grüßt ihn mit Geſang:
Euch lohnet dieſen einen Tag
Der Friede lebenslang.

7. Die Kugel treffe, wer ſich bückt,
Und ſcheu zurücke fährt!
Und wer zur Flucht den Fuß nur rückt,
Den Nacken treff' ein Schwert!

8. Nein! eh ich fliehe, ſtürz' ich hin
Mit Waffen in der Hand.
Seyd Rächer, wenn ich treulos bin,
Gott, König, Vaterland.

Anna Luiſe Karſchin.

Anna Luiſe Karſch, geb. Dürbach, wurde am 1. Dec. 1722 auf dem Hammer, einem Vorwerke im Kreiſſe Schwiebus der Provinz Schleſien, geboren. Da ihr Vater ſchon in ihrem fünften Jahre ſtarb,

A. L. Karschin

nahm sie ein Oheim ihrer Mutter zu sich und ertheilte ihr den ersten Unterricht; aber weil dieser, über ihre Talente erfreut, ihr eine höhere Bildung geben wollte, bote sie die Mutter, welcher dies nicht zusagte, wieder ab. Sie hatte von nun an viel zu leiden, sie mußte das Vieh hüten und sonst die niedrigsten Dienste versehen. Kaum 16 Jahre alt, wurde sie an einen geizigen Mann, den Tuchweber Hirsekorn, verheirathet, der sie auf das abscheulichste mißhandelte und sich nach 11 Jahren, als sie zum vierten Male ihrer Entbindung entgegensah, von ihr scheiden ließ. Da ihre Mutter, die sich zum dritten Male unglücklich verheirathet hatte, sie nicht aufnehmen konnte, so nahm sie, nachdem sie einen Sohn geboren hatte, das Anerbieten eines reisenden Schneiders, Namens Karsch, an, der sie zu heirathen begehrte. Sie zog mit diesem nach Fraustadt, später nach Glogau, gerieth aber durch die Trunksucht ihres Mannes in das größte Elend; denn ob sie gleich manchen Gönner fand, der sich ihrer erbarmte, und sie sich durch Gelegenheits- und andere Gedichte öfters Geld verdiente (denn es war ihr poetisches Talent, das sie schon seit ihrer Hirtenzeit geübt hatte, immer mehr bekannt geworden), so zog sie doch wenig Nutzen daraus, da ihr Mann Alles vertrank, was sie auf diese Weise gewann. Endlich brachte sie der Baron von Kottwitz nach Berlin (1761), wo sie mit ihrer jüngsten Tochter bei Vornehmen und Gelehrten die liebevollste Aufnahme fand, und unter Andern mit Sulzer und Mendelssohn, so wie mit Ramler bekannt wurde, der sich die größte Mühe gab, ihr Talent künstlerisch auszubilden. Gleim, den sie in Halberstadt besucht hatte, ließ ihre Gedichte drucken, sie erhielt 2000 Thaler, und sie hätte in eine bessere, wenn auch immer noch beschränkte Lage kommen können; allein als sie nach Berlin zurückkehrte, fand sie ihren ältesten Bruder, für den sie Alles aufopferte, und da ihr zudem noch nach dem Tode des Barons von Kottwitz ihr Sohn zurückgeschickt wurde, den jener hatte erziehen lassen, so gerieth sie bald wieder in die dürftigste Lage; denn die Hoffnung, von Friedrich II. unterstützt zu werden, den sie oft mit Glück besungen hatte, ging niemals in Erfüllung. Erst unter dessen Nachfolger wurde ihr Schicksal erträglicher, obgleich auch das traurige Loos ihrer Tochter, die zweimal unglücklich verheirathet gewesen war, ihre letzten Lebenstage verbitterte. Zwar ging ihr lang gehegter Wunsch in Erfüllung: der neue König ließ ihr ein eigenes Haus bauen, was sie trotz aller Bitten von Friedrich II. nicht hatte erlangen können; allein kaum hatte sie es bezogen (sie hatte nicht erwarten können, bis es ausgetrocknet war), so wurde sie krank, und starb bald darauf am 12. Oct. 1791.

Die Karschin hatte ohne Zweifel ein bedeutendes Talent; tiefes Gefühl und glückliche Empfänglichkeit war in ihr mit einer lebendigen Einbildungskraft verbunden, die stets geschäftig war, alle Eindrücke, welche die Natur oder das Leben auf sie machten, zur dichterischen Gestaltung zu bringen; und da sich ihr Gemüth namentlich während der Zeit ihres Hirtenlebens ausgebildet hatte, so war ihre Phantasie auch vorzüglich mit Bildern aus der Natur erfüllt, die sie selbst noch in späteren Jahren mit der lebendigsten Anschaulichkeit darzustellen wußte, und es bilden auch solche Bilder die schönsten Stellen ihrer Gedichte. Unter denselben sind allerdings nur wenige, welche einen ungetheilt wohlthätigen Eindruck hervorbringen, aber es sind auch nur wenige, in denen sich nicht Blitze wahrhaft poetischen Talents zeigten. Daß dieses aber nie oder nur selten zur vollständigen Erscheinung gelangte, hatte seinen Grund in ihrem traurigen Schicksal und in den Widersprüchen, welche durch dasselbe in ihr hervorgerufen wurden. Sie wurde nämlich, wie oben angedeutet wurde, schon früh gezwungen, ihr Talent zur gewöhnlichsten Gelegenheitsdichterei zu verwenden, zuerst um dem Geiz ihres ersten Mannes zu fröhnen, sodann um sich in ihrer zweiten Ehe ihr kümmerliches Dasein zu fristen. Mußte aber schon hierdurch die Frische und Kraft ihres angebornen Talents verkümmert werden, so wurde dasselbe noch in anderer Weise in seiner selbstständigen Entwickelung gestört, als sie später mit den Kunstdichtern der Zeit bekannt wurde, und sich Ramler sogar die Mühe gab, sie in den Gesetzen der Kunst zu unterrichten. So entstand ein Zwiespalt und ein Widerspruch in ihrem Innern, der eine freie Entfaltung ihres eigenthümlichen Talents unmöglich machte. Ihre besten Gedichte sind daher mit wenigen Ausnahmen unter ihren früheren zu suchen, in denen ihre Empfindungen den natürlichsten, aber auch lebendigsten Ausdruck gewinnen, und die uns oft mit der Kraft des Naturtriebes berühren. Und doch besitzen wir, so viel wir wissen, keine Gedichte aus ihrer Jugend, denn die ältesten, welche bekannt wurden, stammen aus den Jahren 1760 und 1761, freilich gerade aus der glücklichsten Zeit ihres Lebens. Zwar blieb diese Zeit gewiß nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf ihr Talent; aber man sieht ihren damaligen Liedern doch an, daß sie schon mit andern Dichtern bekannt war, da in ihnen die reine Unmittelbarkeit der Empfindung mit fremden Gedanken oder angelernten Darstellungsformen abwechselt.

1. An Gott, als sie bey hellem Mondschein erwachte.

1. Wenn ich erwache, denk ich dein!
Du Gott! der Tag und Nacht entscheidet

Und in der Nacht mit Sonnenſchein
Den finſteen Mond bekleidet.

2. Es leuchten königlich daher,
Aus hoher ungemeßner Ferne,
Und ungezählt, wie Sand am Meer,
Stehn um ihn her die Sterne.

3. Welch eine Pracht verbreitet ſich,
Die Dunkelheit, geſchmückt mit Lichte,
Sieht auf uns nieder, nennet dich
Mit Glanz im Angeſichte.

4. Du Sonnenſchöpfer! wie ſo groß
Biſt du im kleinſten Stern dort oben!
Wie unausſprechlich nahmenlos!
Die Morgenſterne loben

5. Dich, mit einander in ein Chor
Geſchloſſen, wie zu jener Stunde,
Da aus dem Chaos tief hervor
Ein Wort uns deinem Munde

6. Allmächtig dieſe Welten rief,
Am Firmament herum geſetzet.
Du ſprachſt, das Rad der Dinge lief.
Und läuft noch unverletzet.

7. Noch voller Jugend glänzen ſie,
Da ſchon Jahrtauſende vergangen!
Der Zeiten Wechſel raubet nie
Das Licht von ihren Wangen.

8. Hier uber unter ihrem Blick
Vergeht, verfliegt, veraltet alles.
Dem Thronenpomp, dem Kronenglück
Droht eine Zeit des Falles!

9. Der Menſch verblüht wie prächtig Gras.
Sein Anſehn wird der Zeit zum Raube.
Der Weiſe, der in Sternen las,
Liegt ſchon geſtreckt im Staube!

10. Ich leſe, großer Schöpfer! dich
Des Nachts in Büchern, aufgeſchlagen
Von deiner Hand. O lehre mich
Nach deinem Lichte fragen!

11. Sey meiner Seele Klarheit, du
Regierer der entſtandnen Sterne!
Und blicke meinem Herzen zu,
Daß es dich kennen lerne!

2. An den Schöpfer, an ihrem Geburtstage.

1. Wo war ich, als die Morgenſterne lobten?
Du, wie aus Windeln du gewickelt haſt das Meer,
Und als vor dir die Wellen tobten,
Zu ihnen ſprachſt: kommet, bis hieher?

2. Wo lag ich, als dein Arm der Erde Gränzen
Umher gezogen hat, und ihren Grund gelegt?
Als du die Morgenröthe glänzen
Mit Purpur hießeſt, den ſie um ſich trägt?

3. In ungeformten Klumpen noch gelegen
Bin ich, als auf dein Wort der Tag hervorgeeilt,
Der Thau gezeugt ward, und der Regen
Und Finſterniß von Lichte ward getheilt!

4. Noch gleich dem kleinſten Staube, den die Sonne
Heißſcheinend an ſich zieht von dürrer Erde Schoß,
War ich doch ſchon der Engel Wonne;
Von die erſchaffen, war ich ihnen groß.

5. Mit Sternenkleidern herrlich ungezogen
Haſt du, Gott Schöpfer, ſie dem Winde gleich gemacht;
Schönfarbigt wie der Regenbogen,
Wie Sonnenglut iſt ihrer Leiber Pracht.

6. Zum Dienſt erſchaffen für die Menſchenkinder
Sind ſie; ſie eilen, Gott! wenn du Befehle blickſt,
Durch deinen Himmel viel geſchwinder
Als deine Blitze, die du ſtammigt ſchickſt.

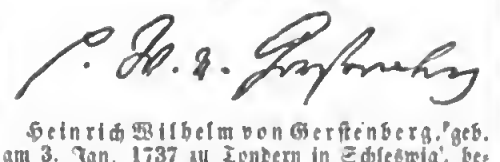
7. Aus Aether ſind zuſammen ſie gefloſſen:
Ich ward, wie Stand, der auf der Flur zuſammenläuft,
Wann deine Wolken ihn begoſſen
Und Kloß an Kloß ſich nun zuſammen häuft.

8. Ich ward; dein Sprechen: Laßt uns Menſchen machen!
Das riß auch mich hervor, als du des Lebens Thür
Entriegeltеſt, und noch der Rachen
Des Grabes nicht eröfnet war vor dir!

9. Jahrtauſende vergiengen, kurze Tage
Vor deinem Angeſicht! Dann kam mein Tag, und du
Gabſt mir die Hülle, die ich trage
Um dieſen Geiſt, von dir geathmet, zu!

10 Von deinem Munde, der mit einem Hauche
Gebürge bläſet tief herunter in das Meer,
Nahm ich dies Leben zum Gebrauche,
Zu deinem Ruhm; Herr, mein Geſang ſey er!

Heinrich Wilhelm von Gerſtenberg.



Heinrich Wilhelm von Gerſtenberg, geb. am 3. Jan. 1737 zu Tondern in Schleswig, beſuchte zuerſt die Schulen in Altona und dann die Univerſität Jena, wo er die Rechte ſtudirte. Seine Liebe zur Poeſie eröffnete ihm die dortige deutſche Geſellſchaft und eine Reiſe nach Leipzig verſchaffte ihm die Bekanntſchaft mit Gellert, der ihn ſpäter mit Weiſſe in Verbindung brachte. Als nach ſeiner Rückkehr von der Univerſität Dänemark mit Rußland in Krieg gerieth, trat er ins Heer und wohnte dem Feldzug von 1763 bei. Nach Abſchluß des Friedens ging er nach Kopenhagen, wo er mit Cramer, Klopſtock und Sturz vertraut wurde, und die „Briefe über die Merkwürdigkeiten der Literatur" (1766 u. 67) herausgab, in welchen er die bedeutendſten Erſcheinungen in der Literatur mit eben ſo viel Geiſt als Geſchmack beſprach, ohne ſich jedoch, wie die „Literaturbriefe", die ſein Vorbild waren, auf die neueſte oder die deutſche Literatur zu beſchränken. Im J. 1768 verließ er als Rittmeiſter den Kriegsdienſt, um ihn mit dem Beamtenſtande zu vertauſchen. Er wurde zuerſt Geh. Conferenzſecretär, ſodann im J. 1775 däniſcher Reſident und Conſul in Lübeck, welche Stelle er jedoch 1783 einem Andern für 20,000 Thaler überließ. Zwei Jahre lang lebte er hierauf in Eutin, wo er in Voß einen treuen und anregenden Freund gefunden hatte. Doch trat er ſchon im J. 1785 wieder in den Staatsdienſt;

er wurde Justizdirector des Lottos in Altona; 1812 legte er diese Stelle nieder und lebte seitdem als Privatmann, bis er hochbetagt am 1. Novbr. 1823 starb.

Gerstenberg hatte ein reiches Talent, das sich mit Glück in den verschiedensten Gattungen der Poesie versuchte. Am höchsten steht er als Dramatiker, aber auch seine kleineren epischen, so wie seine lyrischen Dichtungen zeugen von ächt poetischem Geist, von Reichthum der Erfindung und der Phantasie. Schon seine „Tändeleien" (Lpz. 1759), eine Sammlung von kleinen Liebesscenen, die meistens in Prosa mit untermischten Versen, seltener ganz in Versen geschrieben sind, zeichnen sich durch die Mannigfaltigkeit der Auffassung aus, indem sie sich bald in heiterem Muthwillen bewegen, bald die tiefste Leidenschaft in den glühendsten Farben darstellen. Manche dieser Gedichte sind von dem ergreifendsten Wohllaut, voll Melodie und wie von selbst zum Gesang sich darbietend, man sieht es ihnen an, daß der Dichter selbst musikalisch gebildet war. Deshalb gehören auch seine Cantaten, und unter ihnen besonders „Ariadne auf Naxos" zu den gelungensten Dichtungen der Art. Neben diesen Gedichten der Liebe, die er in ihren mannigfaltigsten Erscheinungen und Abstufungen mit gleichem Glücke besingt, hat Gerstenberg aber auch kräftigere Töne angeschlagen, schon in den „Kriegsliedern eines Dänischen Grenadiers" (Altona 1762), die übrigens öfters an die Gleimischen Kriegslieder erinnern, noch entschiedener in dem „Schlachtlied", das den düstersten Todesmuth athmet, und eben so endlich in dem „Gedicht eines Skalden" in fünf Liedern (Kopenh. 1766), durch welches er die Veranlassung ward, daß Klopstock die nordische Mythologie einzuführen versuchte. So willkürlich und ohne inneren Grund diese aber bei Klopstock oft erscheint, so begründet ist ihre Anwendung bei Gerstenberg, da er sie einem aus dem Todesschlummer erwachten Skalden in den Mund legt. Es ist diese Anlage des Ganzen auch deshalb vortrefflich, weil uns der Dichter nicht eigentlich in die alte Zeit zurückführt, sondern diese nur aus der Erinnerung des Skalden darstellt, wodurch es ihm möglich war, sich auf einzelne Hauptmomente zu beschränken, und daher zwar die Vergangenheit zum eigentlichen Mittelpunkte seiner Dichtung wird, er uns diese aber durch die glückliche Verbindung mit der Gegenwart näher rückt, wodurch sie auch für uns größere Bedeutsamkeit erhält.

Ariadne auf Naxos.

Ariadne (erwachend).

Sei mir gegrüßt auf Naxos Höhn,
Aurorens goldner Wagen!
Sei mir gegrüßt! Seit drei vergnügten Tagen
Hat Deine Göttin mich in Theseus Arm gesehn!
Erröthend sah sie mich, und nie so schön;
Aurora, nie so schön
Hab' ich, Erröthende, Dein Antlitz glühen sehn.
Sei mir gegrüßt auf Naxos Höhn,
Aurorens goldner Wagen!
Zwar hier, mein Theseus, glänzt kein sonnenheitrer Tag,
Wie in den kretischen, dädalschen Gängen,
Wo uns die Lieb' im Schatten, ach!
So reizend zu verbergen pflag.
Wo Silberanellen sich um sanfte Myrten schlangen,
Und süß umduftete Westwinde sich
Um Florens Busen eifersüchtig drangen.
Wie ist dies Meer so wild! der Fels so fürchterlich!
Ach, Du mein Theseus, komm', umarme mich!
Du schläfst noch? Nein, Du irrst vielleicht im Thale,
Jagst mit dem Morgenstrahle
Nach Löwen, Deiner muntern Jagd.
Sieh auf! Dein Mädchen ist erwacht.
Mein Theseus! Theseus! Erst in dieser Nacht
Hab' ich in Träumen ihn, mit welcher Angst beweinet;
Umsonst streckt' ich die Hände nach ihm aus,
Umsonst sah ich in diese Wüsteneen hinaus,
Wo außer mir kein menschliches Geschöpf erscheinet!
Mein Theseus! Theseus! Nicht der Minotaurus nur
War furchtbar für Dein Heldenleben.
Es gibt viel Schrecken der Natur!
Es können Drachen um Dich schweben!
Es können Hydern sich um Deine Schenkel weben!
Wer, Götter, wer errettet Dich?
Sieh Ariadnen weinen!
Mich, die Du liebst, sieh um Dich weinen,
Dein Mädchen, mich!
O Du, für den ich lebe! leb', um Dich
Und Nichts, als Dich, zu lieben,
Mein Wunsch, mein Gott! mein Alles! kannst Du mich,
Einsame, so betrüben?
Der wüste Fels ist fürchterlich:
Wo find' ich Dich?

Orende des Felsens.

Zu weit entfernt das Meer den Frevler sehen;
Er ist auf ewig Dir entflohn!

Ariadne.

Entflohn? Wer donnerte mich nieder?

Orende.

Ich, Nymphe dieser Höhen,
Hab ihn im Sturme Dir entfliehen sehen.
Er fürchtete das Licht,
Dein bittend Angesicht,
Dein weinend Auge, nur den Sturm der Wogen nicht.
Der Männer Herz ist muthig zum Verrath,
Sie wagen jede Freveltat!
Doch der betrognen Liebe Klagen,
Den Vorwurf ihrer Tücke, wagen
Sie nicht, die Feigen, zu ertragen;
Sie schreckt der Vorwurf, nicht die Thal.

Ariadne.

Ist's wahr? Ihr, des Olympus fürchterliche Mächte!
Bin ich verlassen? hier allein am Fels? am Meer?
Verlassen? Götter! Götter! Und kann er,
Kann Theseus mich verlassen? mich am Fels, am Meer
Verlassen? Die Ihr seinen Schwur gehört, gerechte
Beleidigte, Ihr, des Olympus fürchterliche Mächte!
Warum trifft mich, nicht ihn, der Danner Eurer Rechte?
Warum? O alle Götter, rettet mich! Da fliegt
Am Horizont das Schiff mit Ungestüm
Vorüber! Ha, vorüber der Barbar auf ihm,
Der über dieses Herz gesiegt,
Das er also! also! betrügt.
Kannst du, mein Herz!
Unter diesem stechenden Schmerz
Fühllos und wund und dumpf erliegen?
Brich! brich! o brich!
Warum, warum verfolgt Ihr mich?
Götter! laßt mein wundes Herz
Unter diesem stechenden Schmerz
Laßt, o laßt's erliegen!
Was für ein Graun
Herrscht hier an diesem stürmischen Gestade!
Ist der Kozyt so furchtbar anzuschaun,
Wie dieses Meer? Gleicht diesem Sitz der Orcade
Das Flammenreich des Dis, des Erebus?
Und bin ich hier? Und muß,
Die einst gefeierte Kretenserin,
Die Hoffnung und die Lust der stolzen Krete,
Die Königstochter, eines Gottes Enkelin,
Muß ich in meines Lenzes Morgenröthe
Auf diesem Felsen irren? Hier allein,
Die Hände ringend und verlassen,
Der Götter Spott, ein Raub der Thiere sein?
Minos Tochter und Theseus Liebe,
Wie war ich zu beneiden! Ha,
Stolzes Mädchen! Du thronest im Olympus!
Schenst Juno und Pallas!
Stolzes Mädchen! wie tief gefallen!
Schweifst gejagt von allen Wiederhallen,
Unter den reißenden Thieren allen
Dieser Felsen, allen am Meer
Heulenden Ungeheuern umher.
O Schmach! Unseliger! und Schand' und Grauen!
Mich, die ihn liebte! die den ausgestreckten Klauen
Des Ungeheuers ihn entriß!

Mich, mich verließ der Undankbare! ließ
Mich hier zurück, die ſo voll Zärtlichkeit,
Die Götter wiſſen es, voll wahrer Zärtlichkeit
Ihn aus dem Labyrinth des Untergangs befreit!
Mein eigues Leben
Für ihn gewagt,
Um es, von Müttern nicht mehr, von Töchtern vergebens beklagt,
Den Thieren dieſer Felſen hinzugeben!
Weh mir! Waeum mußt' ich ihn ſehn:
Wie ſchien er mir, gleich einem Gott, ſo männlich ſchön!
Er, der Gefährt' Alcids, ſo tapfer, ſo vollkommen!
Ach, wriches, weibliches Herz, wie warſt Du eingenommen!
Sein Haur ſo lockig! ſo voll edlen Ernſts ſein Blick!
Sein Stolz, ſein Muth, nicht unterjocht vom Glück,
In ſeinem Gange, ſeinen Mienen!
So teaurig jetzt ſein Loos
Und doch er ganz in ſtiller Ruh' ſo groß!
Welch Mitleid ſchien er zu verdienen!
Wenn man nur mit Bewunderung non ihm ſprach:
Wie weint' ich heimlich Freudenthränen! ach,
Wie hob ſich dieſe Bruſt!
Wie wallte ſie, wie bebte ſie non ſüßer Luſt
Und Lieb' und Mitleid! Nun bezwang ich mich nicht mehr,
Flog, wie ein Strahl vom Himmel, ſeinen Armen zu,
Schlong mich um ſeinen Hals, und weint': „Erſtonneſt Du,
O Theſens? Liebe führt mich her!
Ein zärtlich Mitleid! Flench, und rettr mir Dein Leben!
Sieh hier den Ausgong, ſieh den Minotaurus beben:
Die Liebe hot ihn Dir in Deine Hund gegeben."
Und re reſchlug das Ungeheur, halb Menſch, halb Thier
Nahm mich in ſeinen Arm. Da flohen wir.
Wohin? O Erd und Himmel! und nun bin ich hier,
Hier ich? Verräther! Sah der Himmel, ſah dir Erde
Je einen Frevler, der ſein Herz geſtählt, gleich Dir?
Bin ich denn hirr verluſſen?
Am öden Felſ verluſſen,
Ich, dir ihn ſo geliebt!
Und kount re ſo mich hoffen?
Mich armes Mädchen haſſen?
Ach, dir ihn ſo geliebt!
An dem mein Leben hieng, für den ich unbetrübt
Geſchwiſter, Vater und Mutter verlaſſen:
Hatt' er ein Herz, mich ſo zu haſſen?
Und konnte mich verloſſen?
Am öden Felſ vrelaſſen!
Mich, die ihn ſo grtiebt!
Einſt war ich ſchuldlos; meine Frühlingstuge
Flohn ſanft, flohn ohne Thränen, ohne Klagr,
Noch unbekannt der Liebe, hin.
Der holden Moſu gleich, der Blumenkönigin,
Umtonzten mich die roſenfarbnen Stunden.
Mit jungen Zweigen wur mein Haupt
Von Krokus und Jasmin umlaubt,
Mit Veilchenkränzen meine Bruſt umwunden.
An meiner Mutter Buſen hingelehnt,
Ihr Stolz, ihr ſüßes Mädchen! still bethränt
Von ihren Freudenthränen! ſanft umſchlungen
Von ihren Mutterarmen! tief durchdrungen
Von edler Regung töchterlicher Zärtlichkeit!
So, ſo entſtoſſeſt du mir, beſte goldne Zeit!
Ach, werd' ich Dich nie wieder ſehen?
Mir Dich nie mehr zurück erflehen?
Folgt dem Vergehn ſo ſchnell die Strafe nach?
Und bin ich ewig nun ein Gegenſtand der Schmach?
O laß mich noch einmal zu Deinen Füßen ſinken,
O meine Mutter! In den Stonb gebeugt,
Mich, Deine Tochter, mich, aus Götterblut gezeugt,
Noch einmal, reuig, Deine Thränen trinken!
War mein Verbrechen groß? Es wore! Ich kann bereuen!
Bereun iſt roel; rblrr iſt nerzeihn!

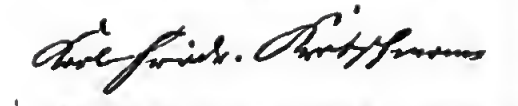
Oreade.

Schweig und erzittre!
Elende! Du mußt ſterben!
Zittre!
Die Löwen brüllen Verderben,
Die Schlünde berſten Verbeeben;
Die Felſen ſtürzen Verderben,
Verderben träge dos Meee
Auf Dich her!
Schweig' und erzittre!
Elendr! Du mußt ſterben!

Ariadne.

Wohin? Wo flieh' ich hin? rings um mich Tod!
Neben mir, unter mir, über mir Tod!
Von jeder Seite nerfolgt! von allen Mächten bedeebt!
Wehe! wehe mir!
Wie fliegendem Haare! wohin?
Irre' ich um Ufer, und bin
Das Spiel der Windr!
Nicht dieſes Ende, dieſe Schmach
Hub' ich nm Dich nerdient, o Theſeus! nicht dieß Grab
In dieſen Wellen! Sieh' dann einſt herab
Von Deinen Ufern, wenn einſt die beglücktere Brout
In Deinem Arm mit Schaudern hier heruntrr ſchaut,
Sieh' dann herab auf mich, und ſage:
„Hier liegt ein zärtlich Mädchen, ibeer Mutter Klage'
Sie war einſt glücklich, fand doch hier ihe Grab."

Karl Friedrich Kretſchmann.



Mit dieſem Dichter beginnt die Reihe derjenigen Dichter, welche Bardengeſänge (S. 478) verfaßt haben (denn Gerſtenberg kann ihnen nicht eigentlich beigezählt werden), und die eine Zeitlang ihre Stimme ſo laut ertönen ließen, daß ſich bedeutendere Männer (Wieland und Herder) gegen dieſe Verirrung erheben mußten. Karl Friedrich Kretſchmann wurde am 4. Sept. 1738 zu Zittau geboren, wo er auch ſeine Schulbildung erhielt, nach deren Vollendung er nach Wittenberg ging, um die Rechtswiſſenſchaft zu ſtudiren. Im J. 1762 erwarb er ſich die Würde eines Doctors der Rechte, und zwei Jahre ſpäter begann er ſeine praktiſche Laufbahn als Advokat. Nachdem er ſeit 1774 volle 23 Jahre als Gerichtsactuarius gewirkt hatte, wurde er 1797 auf eine ziemlich rohe Weiſe „als Ausgedienter" in den Ruheſtand verſetzt. Er ſtarb am 16. Januar 1809.

Kretſchmann oder, wie er ſich ſelbſt nannte, „der Barde Rhingulph" wurde vorzüglich durch ſeine Bardengeſänge berühmt, und es ſind dieſelben allerdings auch weitaus bedeutender, als ſeine übrigen

Dichtungen, obgleich dieselben keineswegs ohne Werth sind, und seine leichten Lieder sowohl als seine Hymnen manche glücklichen Einzelnheiten darbieten. Doch hat er unzweifelhaft all seine Liebe und Kraft in seine „Bardiete" gelegt und noch im höheren Alter ward er von jugendlichem Feuer hingerissen, als er seine Abhandlung „über das Bardiet" niederschrieb (1783). Freilich verleitet ihn diese Begeisterung zu allerlei seltsamen Behauptungen, und wir können uns wohl des Lächelns nicht erwehren, wenn wir seine Charakteristik der alten Bardengesänge lesen, die er mit so großer Sicherheit aufstellt, als ob er solcher Gesänge zu Hunderten vor sich gehabt hätte, denn es wird doch bald deutlich, daß sich das Ganze in einen allgemeinen, unklaren Gedanken auflöst, wenn er seine Charakteristik mit den Worten zusammenfaßt: „Der Hauptton des Bardiets sey also der innere Bardengeist." Aus Allem wird nur so viel klar, daß vorzugsweise, aber nicht ausschließlich, vaterländische Stoffe, besonders aus der ältesten Heidenzeit, bearbeitet und in edler, kräftiger Sprache dargestellt werden sollten. In Einer Beziehung trat er Klopstock entgegen, nämlich in der Wahl der Form. Der Barde Rhinguiph wollte Nichts von den antiken Versmaßen wissen, die undeutsch und zudem „dem Erbfeind" abgeborgt seien; nächst freiem mannigfaltig sich bewegenden Rhythmus sollte aber auch der Reim gebraucht werden, den nach seiner Ueberzeugung auch schon die ältesten Barden angewendet hätten. Er hat freilich hierin gewiß vor Allem seinem Talente Gehör gegeben, das ihn zum Gebrauch des Reimes drängte, denn er bekandelt ihn mit großer Gewandtheit und seltener Kraft; seine Dichtungen, namentlich seine Bardiete, haben eine mächtige Fülle von männlichem Wohllaut, der ganz vorzugsweise der glücklichen Behandlung des Reims zuzuschreiben ist. Aber auch seine Sprache ist kernhaft und männlich, die Darstellung lebhaft und feurig, oft wirklich begeistert und voll Schwung; auch verleiht ihr der große Reichthum an treffenden, malerisch ausgedrückten Bildern lebensvolle Anschaulichkeit. Demungeachtet werden diese Gesänge bei so vielen Vorzügen doch wenig mehr Anklang finden können und sie sind in der That auch beinahe vollständig vergessen. Abgesehen von einer gewissen rhetorischen Breite, welche den Mangel an Handlung verdecken soll, liegt uns auch der Stoff zu weit ab, und die Darstellung ist, wir wollen nicht sagen, zu gesucht, aber doch zu fremdartig. Diesen Eindruck des Fremdartigen erhalten wir namentlich bei den Dichtungen, welche allgemein menschliche Verhältnisse, besonders zartere Gefühlsregungen in der schwungreichen Sprache des vaterländischen oder kriegerischen Bardiets darstellen, wie die „Jägerin", ein Gedicht, reich an schönen, wenn auch hie und da seltsamen Einzelnheiten. Am bekanntesten sind „Rhinguiphs Gesang", in welchem er die Niederlage des Varus durch Hermann in begeisterten Tönen besingt und „Rhinguiphs Klage" um Hermann, welche in Bezug auf die Verarbeitung des Stoffs das erste noch übertrifft, obgleich auch dort Erfindungsgabe, so wie geschickte Anordnung des Stoffs und glückliche Charakteristik nicht zu verkennen ist. Endlich erwähnen wir noch „Kleists Ehrengedächtniß", das sich im Gange der Gedanken und im Schwunge der Rhythmen an die Bardenlieder anschließt, und viele vortreffliche Stellen enthält.

Die Jägerin.

Als ich, der Barde Wonnebald,
Mit frischer Wang' und gelbem Haar,
In Sängerkunst und an Gestalt
Das Lob der greisen Väter bald,
Und bald der Wunsch der Töchter war;
Da schlug am langgedehnten Strande
Des väterlichen Rheins,
Vielleicht auch weit und breit im Lande,
Kein stolzer Herz als meins.
Manch Mädgen, das vor jedem Männerblicke,
Gleich einer Blum' im Regen, sich verschloß,
Entfaltete sich froh, wenn es die Sonnenblicke
Des Barden Wonnebalds genoß.
Ich aber durfte sprödes Lächeln wagen;
Ich ward von Reue nicht genagt,
Und fühlte nie mein Herz
Mit hartem Klopfen schlagen,
Als etwann auf der Jagd.
Doch die Liebe hat,
So wie der Tod, ihre Stunde.
Frühling war es, als ich
Im schmucken Birkengrunde,
Wo sich der Duft des Feldes ergoß,
Wo Schimmer durch wankende Schatten floß,
Und wo der reinste Gißbach rann,
Auf neue fröhliche Lieder sann:
Alles war freudig, der Himmel blank,
Der Boden voll Blümchen, die Luft voll Gesang.
Da blickt' ich über die Hecken:
Ein schönes Mädgen (: sie sah mich nicht:)
Wusch aus dem klaren Wasser
Ihr rosenfarbnes Angesicht,
Sah dann vergnügt in Bach hinein,
Lächelt' über den Wiederschein,
Besteckte sich mit Blüten das Haar,
Und sah mit Freuden wieder hinein,
Wie schön sie war.
Ja reizend bist du, badende tändelnde Taube!
Noch einen Augenblick,
So wird mein Herz der vollen Glut zum Raube:
Doch in der Flucht ist Glück!
Ich floh'; doch ich vermocht' es kaum:
Das Mädgen war des Nachts mein Traum,
Und schüchtern kam ich Morgens früh
Zum Bach, und sah hinein wie sie.
Dort harrt' ich, sang die besten Liedee.
Der Abend kam: sie kam nicht wieder;
Der Lenz war völlig schon, der Sommer halb vorbey
Und Wonnebald ward wieder frey.
Doch die Liebe hat,
So wie der Tod, ihre Stunde.
Endlich, endlich schlug
Ein Augenblick die unvermeidliche Wunde. —
Am sanft schwatzenden Rhein
Lag ich im Eichenhain,
Neben mir mein Saitenspiel:
Lerchen sangen so schön,
Felder grünten so schön,
Und die Luft war wollustschwül:
Da, da wallte mein Blut, wie der Rhein
Hinströmt im Sonnenschein.
Auf einmal sah
Mein Blick ganz nah
Den schönsten Hirsch, der aus dem Gras
Die saftigsten der Blumen las:
Und halb versteckt von Beerbeersträuchen,
Sah ich, Heil mir! ganz nah
Das holde Mädgen schleichen,
Das sich so gern im Bach besah;
Leicht aufgeschürzt, mit Pfeil und Bogen,
Die Sehne straff gezogen,
Und jetzt — dem edlen Thiere nah.
Da schmolz vor ihres Auges Gewalt
Der hohe Muth des stolzen
Eiskalten Wonnebald:
Mein Herz glomm von Gefühl,
Und das holde Mädgen
Ward meiner lebenslten Wünsche Ziel.
Hny! die Sehne klingt,
Der scheue Hirsch entspringt:
Aber meines Mädgens Pfeil
Ueberfliegt des Flüchtlings Eil
Und bafiet in der Wunde;
Noch floh er fort, es floß sein Blut,
Ihn trieb die Angst, und sie der Muth,
Sie, meine Kunigunde.

Sie, meine Kunigunde; ja!
Denn als ich dieß ihr Feuer ſah,
Die lieblich hüpfende Geſtalt,
Wie dieſes Haar in Locken walle,
Die Bruſt ſo voll, den Fuß ſo klein,
Da ſchwur ich mirs: „Sie werde mein!
„Ja, werde Du in meinem Arm
„Des Tages froh, des Nachtes warm,
„Und ſchlummre ſanft und ſicher hin,
„Weil ich an Deinem Buſen bin.
„Dann weck ich Dich zu Deiner Jagd
„Mit meinem Kuß, ſobald es tagt."
So ſehnt ich mich; ſo flogen wir:
Baran das ſtolze blutende Thier,
Ihm nach, ſie, die mir ſo gefiel;
Dann ich, mit meinem Barbenſpiel.
Der Wind durchſtrich die Saiten laut,
Die Brombeer und das Heidekrout
Durchritten ſie; der Klang fuhr hin
Und weckte meine Jägerin.
Sie hielt auf ihrer Siegesbahn
Den Lauf erſtaunt und ſchüchtern an.
Sanft tunzte Fuß um Fuß zurück;
Doch hing (und ſie erröthete)
Ihr Blick an meinem Blick.
Schnell aber, daß der Boden ſtaubt,
Sprang ſie hinum; mit ſtolzem Drohen
Schwang ſie den Bogen über ihr Haupt,
Und war, — faſt hielt ich ſie! — entflohen;
Der Hirſch voran, ſie flüchtig nach,
Wie Schwalben hintre den Grillen am Bach.
Auf einer Wieſ' am Vorderwald,
Wo weiches Gras wie Wellen wallt,
Das, gelb und roth und weiß geſtickt,
Den Boden als ein Teppich ſchmückt;
Hier fiel der Hirſch, hier ſtach ſie ihn.
Da kam ich und ſie wollte fliehn:
Doch haſcht' ich ſie, noch eh ſie wich:
„Sieh, Jägerin, da hab ich Dich!"
„Wer biſt Du?" rief ſie ſtolz; der Wald
Rief laut: wer biſt Du? wieder.
„Ich bin der Barde Wonnebald;
„Du kennſt wohl ſeine Lieder" — —
„Was willſt Du? Was verfolgſt Du mich?"
„Ach Jägerin! — Dein Herz will ich:
„Und ich verfolge Dich, als wie
„Der Tauber die geliebte Sie!"
Da ward gleich einem Sonnenblick
Ihr Herz mit Lächeln offen:
Er ſtrale nur einen Augenblick;
Er dämmert ſchneller noch zurück.
Doch läßt er bald die Rache der vollen Sonne hoffen.
Schon trat ſie traulicher heran,
Sah mich, dann meine Saiten an,
Ließ ſich auf einem Hügel nieder,
Und ſprach, nicht mehr ſo ſtolz: „Wen preiſen Deine Lieder?"

„Sie preiſen ſonſt, o Jägerin,
„Das freye Herz, den ſtolzen Sinn:
„Von nun an tönen ſie der Liebe nur zu Ehren.
„O Jägerin, willſt Du ſie hören? —"
Ein andrer warmer Sonnenblick
Kam ſchnell, floh ſchneller noch zurück.
Es ſchien ihr ganzes Angeſicht
Roth wie die Wolk' im Abendlicht.
Ihr lockigt Haupt ſank hin; gebückt
Saß ſie, und ſchwieg verſchämt; ſie blickt'
Auf ihren Hirſch, wie ſchön war ſie!
Schnell ſtemmt' ich meine Hoef ans Knie,
Mein Griff ward kühn, mein Geiſt erhitzt:
Ich ſang; da wollt ihr Buſen,
Ihr blaues Auge blitzt.
„Wo biſt du, flatterhafter Sinn,
Du Geiſt der ſtolzen Lieder?
Wo, meine Freiheit, biſt du hin? —
Da trotzt die ſchönſte Jägerin:
Verachtend ſtrömt ihr Blick hernieder,
Sieht nur das Wild, ſieht nur den Wald,
Sieht dich nicht, armer Wonnebald!
Ja, freue Dich nur Deiner Beute!
Du haſt den ſchnellſten Hirſch beſiegt.
Dein Pfeil durchbort' ihn an der Seite,
Da wo das Herz ihm liegt.
Denn, Jägerin, (bey meinem Schmerz!)
All Deine Waffen gehn ans Herz.
Nun ſchlummert er, der Schmuck der Haide,
Verloſchen iſt ſein großes ſchwarzes Blick
O Hertha! ich beneide
Des armen Läufers Glück!
Denn ſeine Qual verrinnet;
Ins eubelige Nichts
Löſt ſich ſein Leben auf:
Ich aber jammre fort, und meine Qual beginnet
Am Strahl des Morgenlichts,
Und hört des Nachts nicht auf.
Denn ach, wird ſie den Frevler leiden
Der alle Sinnen, alle Saiten,
Um ſie, nur ſie zu ſehn, durchſchleicht?
Der ſeine Flamme mit der Hoffnung kühlet,
Daß ſie noch Gegenliebe fühlet,
Daß einn ſein Flehn ihr Herz erweicht?
Sie wird ihn beydend von ſich ſagen,
Den Kühnen, der zu viel gewagt,
Sie wird ihn ſtets: wer biſt Du? fragen,
Wie ſie mich Zitternden gefragt.
Und ich? Was werd' ich ſtammeln können
Als, ich bin, ich bin Wonnebald,
Den Deine Schweſtern ſpröde nennen,
Der Thor, der auf die Liebe ſchalt;
Der ſeine Siegerin nun kennt,
Für ſie mit mildem Feuer brennt,
Und morgen ſich dem Tode giebt,
Wenn ſeine Jägerin ihn nicht noch heute liebt!"

Ich warf vor Schmerz die Haefe hin:
Ich fiel vor meine Jägerin
Aufs Knie, und wollte ſterben;
Ich barg die heiße Thräne nicht,
Ich ſchaut' ihr ſchmachtend ins Geſicht,
Da ſah ich ſie ſich entfärben,
Bald ihre Wangen röther glühn;
Ich hört' ihr Herz; ſie wollte fliehn —
Als ich (bey Freya's Haar! ich weiß nicht, wie's geſchah)
Mich feſt mit ihr amaemet ſah.
O Wolluſt! Seligee Genuß!
Wie göttlich iſt ein erſter Kuß!
So war kaum Hermans Geiſt entzückt,
Als er das Götterhaus erblickt,
Wo Freya ihm entgegen kam
Und ihn in ihre Arme nahm.
„O meine Kunigunde! laß
„Mich ewig bey Dir leben'
„Du Roſenmund und Schneebruſt, laß
„Den trunknen Geiſt ſich ſtets
„Auf dieſes Tannels Fittig erheben! —"
„O Wonnebald, ich liebte Dich
Längſt in Geheim nur ſchreckte mich
Dein Spotten über mein Geſchlecht.
Sieh, Wonnebald! wir ſind gerächt!"
Hell ſüße Rache! möge Dich
Ein jedes biedre Herz empfinden!
Du ſpröder Spötter, ſchäme Dich,
Und geh, und laß Dich überwinden!
Die Liebe herrſcht mit Königsrechte,
Ihr übergab uns die Natur:
O wie beglückt ſind ihre Knechte'
Ich glaubt' es nicht, bis ichs erfuhr. —
Uns gab der Hirſch ein köſtlich Mahl,
Von ihren Händen zubereitet.
Im Gruſe war das Feſt verbreitet,
Das war gewiß ein frohes Mahl!
Die nahe Quelle gab den Trank.
Mit rothem Beerenſaft verſüßten
Wir ihn zum Scherz, und tranken und küßten.
Das war gewiß ein Göttertrank!
Im weichen Graſe war ein Platz; —
Am Schatten dichter Eichenblätter
Da ruhten wir; ihr Helden und Götter,
Ihn tauſcht' ich nicht um euern Platz!
Ha! welch ein Glück! Ein fetter Tiſch,
Die Seele froh, die Glieder friſch,
Ein Mädgen von Kunigundens Geſtalt,
Jung, und verliebt, allein, und im Wald, — —
So ward der ganze ſonnigte Tag
In Fröhlichkeit vollbracht.
Nie lebe' ich einen ſchönern Tag,
Noch eine ſchönre Nacht!

Johann Gottlieb Willamow.

Johann Gottlieb Willamow, geb. den 15. Januar 1736 zu Morungen, entwickelte früh ſchon Talent zu den mathematiſchen Wiſſenſchaften

und zur Materei. Nach einer zum Theil unter Krankheiten verlebten Jugend bezog er 1752 die Universität Königsberg, wo er sich bei regem Eifer für die Wissenschaften und unermüdlichem Fleiß reiche und gründliche Kenntnisse erwarb. Neben der Theologie studirte er auch Mathematik, Philologie und die orientalischen Sprachen. Im Jahr 1758 wurde er zum Professor am Gymnasium in Thorn ernannt, wo er, den Wissenschaften, der Poesie und seinen Schülern lebend, deren Liebe er durch sein freundliches Wesen in hohem Maße gewann, so glücklich war, daß er die ihm liebgewordene Stadt wahrscheinlich nie verlassen hätte, wenn seine Stelle nicht so gar kärglich besoldet gewesen wäre. Aus diesem Grunde nahm er 1767 einen Ruf nach St. Petersburg als Aufseher des Instituts der Wissenschaften an, wo er allerdings ein reichlicheres Auskommen hatte. Da er aber auch das Oekonomische der Anstalt zu verwalten hatte, was er nicht verstand, verwickelte er sich in Schulden, weshalb er 1776 seine Stelle niederlegte. Bald darauf wurde er, weil er aus Schamgefühl nicht Alles angegeben hatte und man deshalb Unterschleif vermuthete, von der Straße weg ins Gefängniß geschleppt. Zwar klärte sich der Sachverhalt in kurzer Zeit auf und er wurde wieder entlassen; allein er nahm sich die ihm widerfahrene Schmach so sehr zu Herzen, daß er wenige Tage nach seiner Befreiung in ein hitziges Fieber fiel und am 21. Mai 1777 starb.

Wie Klopstock und Kretschmann den Bardengesang hatten wieder hervorzaubern wollen, so suchte Willamow die alte griechische Lyrik in ihrer ganzen innern und äußern Eigenthümlichkeit wieder zu beleben. Er hatte allerdings das vor den Bardensängern voraus, daß ihm große Vorbilder vorleuchteten, allein er irrte nicht weniger, als jene, da er wähnte, es lasse sich die griechische Kunst, die mit der Geschichte und dem Bildungsgange des geistreichen griechischen Volks, mit dem Lande und Klima in so engem Zusammenhange stand, willkürlich wieder gestalten. Daher konnten seine „Dithyramben" (Berl. 1763) nur in ganz äußerlicher Weise an die griechischen erinnern, nur in dem Stoff und in der Nachbildung der griechischen Rhythmen, ob er gleich auch in dieser Beziehung von seinen Mustern weit abstand. Um aber das innere Leben der Dithyrambe, die mit dem griechischen Götterdienst so innig verwachsen war, wieder gestalten zu können, hätte er die griechische Kunst und das ganze griechische Leben weit tiefer erfassen müssen, als es zu jener Zeit überhaupt möglich war. Wären ihm aber die Dithyramben auch noch so gut gelungen, war es doch immer ein höchst verfehltes, ja verkehrtes Beginnen, dergleichen zu dichten, weil er eben auch ein griechisches Publikum für dieselben hätte haben müssen, für welches Dionysos und die andern Götter eine religiöse Bedeutung gehabt hätte*). Dies sah der Dichter selbst ein und er wählte daher andere Stoffe; statt des Bacchus sang er Friedrich II., Peter den Großen, Hermann, Sobiesky: allein so waren es eben keine Dithyramben mehr, und sie wurden daher vom Dichter selbst in der von ihm (1776) vorbereiteten, aber erst nach seinem Tode erschienenen Ausgabe seiner sämmtlichen Schriften (Leipz. 1779, 1. u. einz. Bd.) unter der Benennung „Enkomien" oder, wie er sie in der Vorrede mit deutschem Ausdruck bezeichnet, „Lob-Oden" zusammengestellt. Doch sind diese Gedichte, auch als Oden betrachtet, nur von untergeordnetem Werth und erinnern weder in Erfindung und Anlage, noch in der Ausführung an Pindar, dem er doch nachstreben wollte. Nur hie und da finden sich einzelne großartige Gedanken, im Ganzen hat der Dichter nur nach dem Schein des Schwunges gestrebt, ohne sich zu wirklicher Begeisterung zu erheben. Seine übrigen lyrischen Gedichte sind ebenfalls ohne Bedeutung; die russischen Kriegslieder sind zum Theil matte Nachahmungen der Gleimischen, und in den Liebesgedichten findet das Gefühl, welches der Dichter ohne Zweifel hatte, keinen lebendigen Ausdruck.

Friedrich der Sieger.

1. Strophe.

Flügel gab Er
Dem Heer, und die feuerschnaubenden Rosse
Mit dem Wagen des Mavors brausten voran.
Ich sah ihn, im Gedräng der muthgen Heldenschaar,
Die stolz nach Siegen geizte.
Er kam von dem Schlachtfeld, das
Der Gallier Blut gedüngt.
Die Stirn in Schweiß, schwingend sein Schwerdt,
Saß er im Wagen, ihm
Zur Seite der Sieg. Wie Göttee
Sich allgenugsam, so
Fühlt er sich selbst. Da blickt ihm Phöbus nach,
Und ennnte mie zu

1. Gegenstrophe.

Weissagungen:
„Das ist Er, der Heldenbändiger! — Bellone
Flicht ihm ewige Lorbeerkränze ums Haar.
Ein Festtag meldte der Alkmene Götterſohn
Den Himmlischen: so feyerten
Die Helden ein Freudenfest,
Als Friedrich den Lauf begann.
Für ihn schwamm schon Nektar in Gold
Bey den Unsterblichen,
Sie saßen, ihn froh erwartend.
Aber Wilhelms Geist
Gieng unbemerkt
Und flößt seiner Weisheit ein volles Maaß
Dem Werdenden ein.

1. Epode.

Wo ist er? fragten die Helden sich.
Aber der allwissende Vater
Lächelt der Frage, da schaute
Herkules vom Olymp,
Runzelnd die rauhe Stirn,
Stand ungestüm vom güldnen Stuhl auf
Und hüllt den Königssohn zum Helden
In seinen Löwenpanzer ein.
Es bebte vor Ahndungen der Neid
Heulend vom Acheron auf.

*) Es ist etwas ganz Anderes, wenn Göthe einen Prometheus oder eine Iphigenia dichtet; in dem ersten entwickelt er eine großartige Idee, die keineswegs speciell griechisch ist, und er benutzt nur die griechische Sagenwelt, um sie zu verkörpern, in der Iphigenia stellt er uns allgemein menschliche Verhältnisse dar, die er mit künstlerischem Sinn in bestimmter Weise individualisirt. Eine Dithyrambe ist aber das speciellste Erzeugniß des griechischen Lebens und kann daher auch nur mitten in demselben gedeihen und Boden finden. Wohl kann der dramatische Dichter, wenn der Stoff und die Ausführung es mit sich bringt, Dithyramben einflechten, und sie sind dann künstlerisch gerechtfertigt, weil sie einerseits zur Darstellung des individuellen Lebens nöthig erscheinen, und sie anderseits nicht eigentlich und unmittelbar an die Zuschauer gerichtet sind, wogegen eine für sich bestehende Dithyrambe unmittelbar für das gleichzeitige Publikum bestimmt ist, auf das sie an sich und nicht als bloßes Mittel wirken wollen. Diese Bemerkungen beziehen sich natürlich nicht auf solche Gedichte, welche nur ganz uneigentlich Dithyramben genannt werden, wie die von Schiller, weil sie nur den begeisterten, trunkenen Gang der Dithyrambe, nicht aber deren Stoff nachbilden wollen.

2. Strophe.

Denn ein Gott ſpeichts,
In hohen Triumphen wird er ihn feſſeln.
Auf Sudeten gelagert, leckt er ihm noch
Entgegen, bläht ſich, aus dem Schuppenhaenisch quillt
Das ſchwarze Gift, organiſch
Unzählbare Auswüchſe ſchaffend.
So lieget er da umher
Sehr weit geſtreckt, dampfet vor Wuth
Flammen des Phlegethons
Und brüllt in die Mordtrompete.
Von Gebiegen her,
Aus Wäldern wälzt
Verheerenden Waſſerwogen gleich
Der Feind ſich hinzu.

2. Gegenſtrophe.

Aber Friedrich
Donnert auf ihn. Schnell wird ein göttliches Schrecken
Mit gewaltigem Arm die Nerven zu Stein,
Zu Wachs die Waffen der Pannonier wandeln. Sehr,
In kaum eroberte Mauern
Entfliehn Legionen umſonſt.
Er reißt mit herculiſcher Fauſt
Die ehrnen Riegel hinweg
Jeder Befeſtigung.
Durch Leichengebirg' arbeitet
Seiner Ehre Pfad
Sich blutig fort.
In zwölffacher Arbeit ſchwer geprüft,
Wird Heerkules Er.

2. Epode.

Umpalmt mit Lorbeern des Helikons
Rund um die Achilliſche Schläfe
Wird er in Jubel zurückziehn
Zu ewigem Triumph.
Muſen, beſtreut den Weg
Dem Kommenden mit Roſen und Palmen,
Der ſeine blutige Waffenrüſtung
Dem Mars denn aufhängt. Jauchzt, es lacht
Die Dämmrung der Wonneſeſte ſchon,
Trunkne Völker jauchzt!"

Denis

Johann Michael Kosmas Denis.

Der Dichter, von dem wir nunmehr zu berichten haben, iſt nicht ſowohl durch die innere Bedeutſamkeit ſeiner Poeſien, als vielmehr dadurch bedeutend geworden, daß er nicht nur der Mittelpunkt der geiſtigen Bewegung wurde, welche ſich in Oeſtreich zu entwickeln begann, ſondern daß auch mit ihm und durch ihn der ſeit der Reformation gelöſte literariſche Verband zwiſchen Oeſtreich und dem nordiſchen Deutſchland wieder geknüpft wurde, da er es zuerſt in entſchiedener Weiſe wagte, ſich an die Dichtung der Proteſtanten anzuſchließen, dieſelbe in ſeinem Vaterland zu verbreiten und ſie als das Muſter anzupreiſen, dem der katholiſche Süden nacheifern müſſe, wenn er nicht, wie bisher, ſo auch in Zukunft, in der geiſtigen Bildung zurückbleiben wolle.

Johann Michael Kosmas Denis, am 27. Sept. 1729 zu Schärnding geboren, erhielt ſeine erſte Schulbildung bei den Jeſuiten in Paſſau, welche nach ihrer Weiſe den talentvollen Zögling bewogen, ſich ihnen ganz anzuſchließen; er trat im J. 1747 zu Wien in die Geſellſchaft Jeſu, die ihn mehrere Jahre hindurch als Lehrer und Prediger in verſchiedenen Provinzen Oeſtreichs verwendeten. Da er wegen ſeiner ſchwächlichen Geſundheit die mit dieſer Aufgabe verknüpfte Anſtrengung nicht ertragen konnte, wurde er 1759 Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften und ſpäter der Literaturgeſchichte und Bücherkunde an der adeligen Erziehungsanſtalt Thereſianum zu Wien, deren Leitung den Jeſuiten anvertraut war. Er entwickelte daſelbſt eine ſo ſegensreiche Wirkſamkeit, daß ihm ſeine Stelle bei der Aufhebung des Jeſuitenordens im J. 1773 belaſſen wurde, ja es ward ihm zugleich noch die Aufſicht über die mit dem Thereſianum verbundene Garrelliſche Bibliothek anvertraut, welche durch ihn bald großen Ruf erwarb, denn es entſprach dieſe Stellung ganz ſeiner großen Bücherliebe, die er von ſeinem Vater ererbt und ſchon in ſeiner frühen Jugend an den Tag gelegt hatte. Als im J. 1784 das Thereſianum aufgehoben wurde, ernannte ihn Kaiſer Joſeph, der den trefflichen Mann ganz zu würdigen wußte, zum zweiten Cuſtos an der K. K. Hofbibliothek, und 1791 wurde er von Leopold II. zum erſten Cuſtos und zum wirklichen Hofrath ernannt. Er ſtarb am 29. Sept. 1800.

Obgleich Denis mit ganzer Seele ein Jeſuit war, deren Verdienſte um die Wiſſenſchaften ihn gefeſſelt hatten, ſo war er doch keineswegs von dem Geiſte der Ausſchließung und der Intoleranz erfüllt, der eine Grundlage des Ordens iſt*). Als daher Klopſtocks Ruf bis nach Oeſtreich drang, und er deſſen Dichtungen kennen lernte und überhaupt mit dem neuen Aufſchwung der Poeſie im nördlichen Deutſchland vertraut wurde, erkannte er, daß nur ein entſchiedener, rückhaltloſer Anſchluß an den Norden das geiſtige Leben, das in ſeinem Vaterland ſeit ſo langer Zeit ſchlummerte, wieder wecken könne. Daher machte er vor Allem ſeine Landsleute und beſonders die Jugend, zunächſt die ihm anvertrauten

*) Dies läugnete jedoch Denis. In einem Briefe an Klopſtock vom 16. Jan. 1769 ſagt er: „Ich verdiene das Lob nicht, das mir die Göttinger Anzeigen beylegen. Nur ein Satz klang mir ſeltſam: Ein Jeſuit nennt Herrn Klopſtock ſeinen Freund. Dies verdiente Bemerkung. Von meinen Jünglingsjahren lebe ich in dieſer Geſellſchaft, und habe immer gehöret, man müſſe das Verdienſt ſchätzen, wo es iſt, und ſich um die Gunſt wahrhaft gelehrter Männer beſtreben."

Zöglinge, durch zweckmäßige Sammlungen mit den bedeutendsten Dichtern der Zeit bekannt, und bildete sich selbst mit unermüdlichem Eifer nach denselben, so daß seine Anfangs rohe und unbeholfene Sprache, die noch ganz das Gepräge der Mundart hatte, wie man aus seinen ersten dichterischen Versuchen ersehen kann („Poet. Bilder der krieger. Vorgänge in Europa seit 1756." Wien 1760; „Poet. Bilder u. s. w. seit 1760." Eb. 1761), allmählich immer reiner und beweglicher wurde, und er sich zuletzt in dieser Beziehung den meisten Dichtern des Nordens gleichstellen konnte, ja manche vielleicht an Lebendigkeit und Zweckmäßigkeit des Ausdrucks noch übertraf. Auf die Ausbildung seiner Sprache, wie auf die poetische Richtung, die er einschlug, hatte nächst Klopstock, dessen große Verdienste er in einem berühmt gewordenen Gedichte „An den Obersten der Barden Teuts" (3) mit Begeisterung besang *), hauptsächlich Ossian den bleibendsten Einfluß, den er auch zuerst in deutsche Verse und zwar beinahe durchgehends in Hexameter übertrug (3 Tble. Wien 1768 u. 69), denn auch er war ein Gegner des Reims, von dem er behauptete, er sei weder eine poetische, noch eine musikalische, sondern nur eine „Schönheit des Vortrags, der Mode und der Gewohnheit", er sei „ein Joch und würdige die Dichtkunst zur Sache des Zufalls herab" („Gespräch vom Werthe des Reims"). Er stand somit im vollständigsten Widerspruche mit Kretschmann, dem er in anderer Beziehung ganz nahestand, da auch er, wie dieser, Bardengesänge dichtete **), wie er denn ebenfalls eine größere Abhandlung „über die alte vaterländische Dichtkunst" schrieb, in welcher er von den Barden, von deren Stellung im Volke und den Fürsten gegenüber, von den Stoffen ihrer Lieder, von ihrer Denk- und Schreibart, von ihren metrischen Formen und endlich von den erhaltenen Gesängen derselben ausführlich berichtet, wobei freilich der wichtige Umstand nicht zu vergessen ist, daß sich alles dies auf die skandinavischen oder die Ossianischen Poesien bezieht, und er von den deutschen Barden nur Klopstock, den Barden Rhingulph (Kretschmann) und sich selbst, den Barden „Sined" †), zu nennen weiß. In so fern der Bardengesang, wie ihm Denis in der erwähnten Abhandlung nachrühmt, vaterländische Gesinnung zu erwecken und die Sitten zu veredeln strebte, hatte er, wenn auch keine poetische Berechtigung, doch historische Bedeutsamkeit; es tritt diese aber vor Allem in Denis Wirksamkeit hervor, der zuerst wieder in Oestreich das Gefühl für das gemeinsame Vaterland belebte. Doch war er zugleich auch ein ganzer Oestreicher, und er besang die Kaiserin Maria Theresia, den edlen Joseph II. (2), die Führer der kaiserlichen Heere oder auch die Schönheit und den Ruhm Oestreichs mit begeisterter Liebe, wobei er sich zugleich Gleim††), Ramler und Klopstock zum Vorbilde nahm, den letztern hauptsächlich in Sprache und Darstellung, wie er sich denn überhaupt so ganz in dessen Weise hineindachte, daß manche Oden, namentlich diejenigen, in welchen er allgemeinere Gedanken aussprach, für Werke Klopstocks gelten könnten, so z. B. die „Vaterlandslieder", „Sineds Träume (1) und „Sineds Klagen", unter welchen die um „Gellerts Tod" voll tiefen Gefühls ist. Ueberhaupt „athmen (um mit Göthe zu sprechen) alle seine Gedichte menschliches Gefühl, Patriotismus, Haß des Lasters und der Weichlichkeit und Liebe der Heldeneinfalt. Oft spricht der Barde kühn, oft sanft und zärtlich, oft thränend", worin wir wiederum Klopstocks Einfluß wahrnehmen. Dieser beinahe ganz erschöpfenden Charakteristik ist nur noch hinzuzufügen, daß Denis nicht bloß in den zum Ruhme Oestreichs gedichteten Oden als objectiver Dichter erscheint — dies war schon durch den Vorgang Gleims und Ramlers, so wie durch den Stoff bedingt —, sondern auch in seinen allgemeineren Gedichten, und sogar in den Bardengesängen, da er nicht, wie Kretschmann, willkürlich erdachte Situationen aus dem Leben Hermanns darstellte, sondern alte skandinavische Lieder, die er aus lateinischen Uebersetzungen kannte, in deutsche Verse übertrug oder nachahmte.

*) Von geringem poetischen Werth, aber historisch wichtig, ist das in Alexandrinern geschriebene Gedicht „An einen Freund über die Meistade" vom J. 1765, weil in ihm alle damals gegen Klopstocks Dichtungsweise und Stoffe vorgebrachten Gründe aufgezählt und widerlegt werden.

**) Nur eines derselben, „Hegbard und Sygna", ist gereimt.

†) Diesen Namen (die Umdeutung des seinigen) hatte ihm Kretschmann beigelegt, und Denis hatte ihn dann selbst angenommen.

††) Diesem hat er z. B. in der ganz im Geist und in der Form gedichteten „Heimkunft des Kroaten" nachgeeifert.

1. Sineds fünfter Traum.

1. Holder Sänger der Nacht! Schön ist im bebenden
Mondenschimmer dein Lied, wenn der gelinde West
Sich im sprossenden Wipfel
Kühler Mayengebüsche wiegt,

2. Wenn die Gegend nmher duftender Knospendrang
Still durchathmet, und nur, nur der entsäffelte
Fernher lispelnde Waldquell
Deiner Kehle Begleiter ist.

3. Schön ist, Sänger! dein Lied. Aber wer horchet ihm?
Buchen ragen um dich, ragen, und horchen nicht.
Hügel steigen um dich her,
Triften liegen, und horchen nicht.

4. Taub ist alles und todt. Ungehört, unbelohnt
Strömt dein heller Gesang dennoch die Nächte durch.
Federbarde, Verschwender
Deiner göttlichen Liederkraft!

5. Auf, und hasse den Hayn ohne Gefühl und Dank!
Auf, und lenke den Flug milderen Gegenden,
Und verdienteren Zeugen
Deiner reizenden Künste zu!

6. Wo manch dürstendes Ohr, Sänger! dich ganz versteht,
Wo manch fühlendes Herz deinem Gesange schmilzt,
Und vom zärtlichen Auge,
Deinen Klagen entgegen thaut.

7. Oder liebst du den Hayn ohne Gefühl und Dank,
Willst du bleiben, so schweig, schwelge dich satt und fett
An dem Sommerwärme,
Buhl' und schnäble die Tage durch,

8. Und durchschlummre die Nacht an der geiälligsten
Freundinn Seite! Warum folgtest du, Sänger! nicht
Andern Vögeln des öden
Haynes ohne Gefühl und Dank? —

9. Doch du bleibest und strömst deine Gesänge fort,
Hörst mein Warnen nicht an. Ha, ich verstehe dich!
Zeugen sind dir entbehrlich,
Federbarde! Du singst für dich.

10. O so singe dann fort, sicher der Göttlichkeit
Deiner Klänge! Geneuß einsam, geneuß dich selbst,
Bis mit klügeren Sängern
Dich dein Winter verstummen heißt!

2. Josephs zweyte Reise.

1. Wo ist der Sohn Thereses? O Kaiserstadt!
Wo ist dein Herrscher? Weilte dein thürmend Haupt
Aus deinen blauen Düften, höre,
Was dir vom heiligen Eichenhayne

2. Der Barde Joſephs ſwag' ich den herrlichſten
Der Namen unter Barden? — Gefährlich iſt
Der Reiz, dem Einzigen zu folgen!
Aber zu mächtig! — Er ſey gewoget!)

3. Der Barde Joſephs tönet: Hier oben iſt
Der Thaten Joſephs unüberſehliche.
Wie Sonnen, helle Bahn gezeichnet,
Frühe begann er die Bahn zu wandeln.

4. In That auf That erhabner, Italien
Liegt noch im ſüßen Taumel. Es küſſet noch
Des göttergleichen Fürſten Spuren,
Und ſchon erſchollen der Morkomannen

5. Und Quoden Hügel, dienſtbar ſie ſelber einſt
Den Ahnen Joſephs, von der Begeiſterung
Des tiefgereihten Brennenheeres,
Welches den kommenden Herrſcher grüßet.

6. Er, jeder großen Gabe Bewunderer,
Er hatte ſchon den weiſen Gebiether, der,
Am Apennin die Völker weidend,
Friedſam und furchtbar iſt, aufgeſuchet.

7. Nun eilt er auch den Wünſchen des mächtigen,
Des unbezwungnen Helden, der, weit umringt
Von ſeinen Starken, an der Spree
In dem Gewande der Ehre ſtrahlet.

8. Erkämpft in rothen Feldern, ein Bardenfreund,
Und Barde ſelber — oder den gallſchen
Geſängen holder! — und dis Kieles
So, wie der Klinge, gewöhnt, entgegen.

9. Zween Kriege, leichenträchtig, verderbenvoll, —
Wir Männer denkens! — kriegete Friederich
Mit Joſephs Mutter (denn er hatte
Nie ſie geſehen) und Heldenbräute

10. Vergeſſen zweymal Thränen, und Jünglinge
Beſchwuren zweymal übee der Väter Grab
Des Todes Rache, deutſche Flüſſe
Trübten ſich zweymal in deutſchem Blute.

11. Nun wirft die Grasmuth auf das Vergangene
Den himmelreinen Schleyer. Die Fürſten ſtehn,
Zwo Sonnen, die der Mittag ſcheidet,
Sehen ſich Ewigkeit an der Stirne;

12. Und einer ehret, was ihn verewiget,
Am andern, einer ſchließet dem anderen
Sein großes Herz auf. Freundſchaft ſträmet
Von der Gebiether erhitzten Lippen.

13. So ſtand var Siegmarn Hermann. Des Jünglings Aug
Verrieth dem grauen Helden den künftigen
Vernichter ſiebzer Legionen,
Und den Zerbeecher der fremden Käſſeln.

14. O könnten meine Saiten die Kinder Teuts
Von allen Enden wecken! Sie ſollten mir
Den hohen, ahnungsvollen Anblick
Tief in erregteſter Seele feyren,

15. Die Stelle zeichnen, wo ſich umarmeten
Die Größten Deutſchlands, Joſeph und Friederich,
Hin Eichen pflanzen, daß die ſpäteſten
Enkel im Schatten ſich dies erzählten!

16. Und, Feinde Deutſchlands! häufet nicht Dunkel ſich
Um euer ſchielend Auge? Verſchwindet nicht
Auf Liſt und Trug gebautes Heſſen,
Wenn ſich mit mächtig erhobnem Arme

17. Den Bund der Freundſchaft Joſeph und Friederich
Beſchwören? — O ſo wartet ein Saitenſpiel,
Herabgeſtimmt zu Todestönen,
Euer an einer verdorrten Eiche!

3. An den oberſten der Barden Teuts.

„Sind Menſchenherrſcher nur der Lieder werth?
Und bliben Barden unbeſungen, ſie,
Von deren Lippen Menſchenherrſcherlob
Und Thatenpreis, ein ſonnenheller Strom,
Auf künftige Geſchlechter ſich ergeußt?
Gedenket Sined ſeiner Freunde nicht,
Der Harfenkönige, die fern von ihm
Durch alle Gauen Teuts verſtreuet ſind?
Wie, wenn ihn ehe noch ſein Tag ereilt,
Wie wiſſen Folgezeiten, daß er ſie
Gekannt, geehret und geliebet hat?"

So ſprach der Geiſt der Lieder, und entſchwand.
Ich riß mich aus dem Schlummer, hörte noch
Im Tannenwipfel ſcheidend Säuſeln, fiel
Ins Harfenſpiel, da ward mir der Geſang:

Dir, erſter unter Liedergewaltigen
Im deutſchen Vaterlande! dir folgt mein Aug,
Mein Herz, mein Saitengriff in jede
Luſtige Ferne, wohin dein Fittig

Dich herrlich aufträgt. Aber, o wollteſt du,
Mein Adler! ausruhn, ſey es im Wipfel hier
Der Tanne, ſey es dort auf jener
Felſigen Höhe, mein Adler! ausruhn,

Und hören, wie ſich über die Zitze mir
Ein Quell der Freundſchaft ſtürzet, und hat der Quell
Dein Ohr vergnüget, endlich wieder
Deine geſtirnete Bahn verfolgen!

Du Stolz von meinem Volke! du mächtiger
Und unerreichter Barde! wer lohnet dir
Die Lieder, welche du von deinen
Sonnengebiethen auf uns herabſtößt,

Uns mit den Liedern faſſeſt, und itzo tief
Hinein in graue Zeiten der Ahnen ſingſt
Und itzo bis in unerſchaffne
Wonnegefilde der Gottheit aufſtugſt?

Wir folgen, und entriſſen. Die Bruſt erpocht
Erhabner, ungewohnter Gefühle voll,
Die Wange glüht, und hohe Wehmuth
Thauet vom edleren Auge nieder.

Dein Hermann, Deutſchlands großer Entäffeler,
O welche Bardenarbeit! Wie weckt er
Der Ahnen Muth, in welcher Helle
Zeigt er dem Enkel der Ahnen Sitten!

Der Erderzeugten großer Entäffeler,
Dein Sohn Allvaters, welch ein unſterbliches,
Ein himmelwerthes Unternehmen!
Hört ihn ein Erdeſohn, und verkennet

Die Würde ſeines Geiſtes, den hohen Zweck
Von ſeinem Hierſeyn? Hört er ihn, und verfolgt
Für Ewigkeiten voll Entzückens
Flüchtige Freuden an Gräberhügeln?

Wer lohnet dir die Lieder? du mächtiger
Und unerreichter Barde! Verbänden ſich
Auch alle Stämme Teuts, und ſtiegen
Steine des Ruhmes an allen Ufern,

Auf aller Hügel Rücken für dich empor
Im ganzen Heldenerde, ſie lohnten dir
Die Lieder nicht. Nur Er, von deſſen
Sohne ſie tönen, allein vermag es,

Und wirds. Indeſſen eile wie feuriger,
Mit unermüdter Schwinge zum Ziele fort!
Dort leuchtet es! Nur einen Schwung noch,
Einen, mein Adler! Es iſt erreichet!

Zwar ſtehn in tiefen Gründen, die Nebel deckt,
Noch manche deines Volkes, und ſehen nicht
Die Flammenfurche, die dein Aufſchwung
In die Gebiethe der Sonne nachläßt.

Bedauernswürdig ſind ſie! Doch einſt verhaucht
Der Nebel. Enkel rufen: Wir ſehen ſie
Die Flammenfurche, die ſein Aufſchwung
In die Gebiethe der Sonne nachließ!

O dann wird unter ſchärferen Augen auch
Mein Aug genennet! Sined, er ſah ſie längſt
Die Flammenfurche, pries den Adler,
Welcher ſie zeichnete, pries und liebt' ihn.

Mein Ruhm ſey dieß zur Nachzeit, o mächtiger,
Und unerreichter Barde! Dein Harfenſpiel
Entzückte mich, und deine Freundſchaft
Suchte mein fühlendes Herz, und fand ſie.

Karl Maſtalier.

Karl Maſtalier, geb. am 16. Nov. 1731 zu Wien, erhielt, wie ſein Freund Denis, ſeine Bildung bei den Jeſuiten, in deren Orden er auch trat. Nach deſſen Aufhebung wurde er zum Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften an der Univerſität ſeiner Vaterſtadt ernannt, welche Stellung er vorzüglich dazu benutzte, die Kenntniß der beſſeren deutſchen Dichter und einen veredelten Geſchmack zu verbreiten. Auch er ſtand mit manchen bedeutenden Männern der Zeit in und außer Oeſtreich in freundſchaftlicher Verbindung. Er ſtarb den 6. October 1795.

Digitized by Google

Als Dichter nimmt Mastalier nur einen untergeordneten Rang ein, denn es fehlte ihm an selbstständig schaffender Kraft, was er auch selbst, obgleich unwillkürlich, in einem Briefe an Klotz v. 29. März 1771 zugesteht. Er sei keineswegs, sagt er, einen Theil der Ode auf den Tod des Feldmarschalls Daun Gleimen schuldig, wie behauptet werde, vielmehr sei dieselbe entstanden, ehe er dessen Kriegslieder gekannt habe. Ueberhaupt lese er, um sich vor irgend einem Einfluß der neueren Dichter zu bewahren, meistens nur Griechen. „Denn bis ihre Ideen zu einem deutschen Begriff zusammenschmelzen, müssen sie doch ein wenig unkennbar werden. Ich rede von jenen Ideen, die uns nach dem Lesen übrig bleiben, und wenn wir zu dichten anfangen, als Materialien vorhanden sind, aus deren neuen Zusammensetzung wir ein modernes Ganze machen. Denn (fügt er naiv hinzu) volle Perioden oder ganze Sätze entlehnen, wäre doch unverschämt". Trotzdem haben seine Dichtungen historischen Werth, weil sie, wie die seines Freundes Denis, den Anschluß Oestreichs an die literarische Bewegung in Deutschland bezeichnen, und sie durch die Nachahmung der größeren nordischen Dichter für diese empfänglich machten. Er nahm sich vorzüglich Ramlern zum Muster, dessen glücklichster Nachahmer er wurde, weil er das Vorbild desselben, den Römer Horaz, mit Fleiß und Geschmack studirte, von dem er auch mehrere Oden nicht ohne Glück übersetzte. Seine besten Gesänge sind diejenigen, in welchen er seinen Helden Joseph, das Kaiserhaus, dessen Lob er auch da geschickt anzubringen weiß, wo er andere Personen besingt, oder auch die, in denen er die großen östreichischen Feldherrn verherrlicht. Doch hat er den Einfluß der Mundart, der sich namentlich im Reim geltend macht, nie ganz besiegen können. (Er reimt z. B. in der Ode „Auf die Wiederkunft des Kaisers „Stadt" auf „naht", in dem „Bild Marien Theresiens" „hat" auf „zertrat".)

Auf den K. K. Feldzeugmeister
Freyherrn von Laudon, nach geschlossenem Friedrn.

1. Wen, Harfe, zittrst du zu verkündigen?
Was reizet deine Saiten zum Schlachtenton,
Jetzt, da des Friedens sanfte Gottheit
Städte bevölkert und Felder bauet?

2. Braust eines Helden etwa verschwiegner Ruhm
Vom Feld der Schlacht her? Horche, dort schallt ein Laut,
Zwar halb vom Tannenwald verschlungen,
Der auf der Dunden Gebirge thürmet.

3. Doch Barden kennbar. Ha, wie der jungen Braut
Gefühlvoll Herz dem Jüngling entgegen schlägt,
Den ihr, durch Blut und Ruhm verschönert,
Jetzo der Fried' in die Arme führet,

4. So rauschet großen Thaten, den glänzenden
Gefährten hoher Lieder, so rauschet dir
Und deinen Siegen, großer Laudon!
Jetzo die bebende Harf entgegen.

5. Auf dann, mein schüchtern Saitenspiel! Säume nicht,
Die hellsten Thaten, die in der einzigen
Theresia Geschichte glänzen,
Kleinern Jahrhunderten vorzusingen.

6. Denn wird der Zeiten fruchtbarer Schoos dereinst
Zu schwach, Theresen ähnliche Fürstinnen
Hervorzubringen: tönt nicht Ihrer
Siege Geräusch bis zur jüngsten Nachwelt

7. In ew'gen Liedern aufbewahrt: O so staunt
Ein blöder Enkel einst bey gemeiner That,
Denn er vermisset unsrer Tage
Wunder, und wähnt nichts von Laudons Thaten.

8. Zwar könnt' er anders? Wähnt es der Brenne denn,
Welch heißer Kriegesdonner in Laudon ihm
Entgegen fuhr? Auch dann, als Böhmens
Blutig Gefilde von Schlachten rauchte?

9. Es stunnten selber unsre vom großen Sieg
Noch stolze Mauern, als sie das erstemal
Dem unerhörten Siegesboten
Laudons sich feyerlich aufgeschlossen;

10. Der erst ein kleiner Name, unbedeckt von
Gerühmtern Helden, plötzlich dem Dunkel sich
Entrissen, und durch drey, vier Thaten
Bis zur Unsterblichkeit aufgeschwungen.

11. O klaget, Feinde, klagt, daß Theresiens
Scharfsichtig Auge mitten in Tausenden
Den raschen Sieger nicht verfehlet,
Der sich auf Feindes Gebirt die ersten.

12. Die schönsten Lorbeern brechen wird; klaget, daß
Sie aus der Mitte feuriger Kämpfer Ihn
An Ihrer Heere Spitze führet;
Klaget! Denn dichte nicht in der Rechten

13. Des Helden Ihrer Rache tiefschneidend Schwert,
Und schwäng' er's nicht so treffend, so schmölzen nicht
Vor seinem Anzug eure Haufen,
Wie vor dem Hauche des Süds der Winter:

14. So schlummert' itzt noch Schwedniz in sichrer Ruh:
So hießen deine dreyfachen Schlösser, Glatz,
Unübersteiglich: so beschützte
Landshut den trotzigen, kühnen Führer,

15. Der stolz auf sieben steiler Gebirge Schanz
Den Sieg mit müdem, halb schon gefangnem Arm
Noch aufhielt, und dem stärkern Sieger
Nicht ohne Wunden und Scheelsucht nachgnb.

16. So jäh' vielleicht die Oder ihr eigen Heer,
Die Brust voll offner Wunden, tief ringelschrumpft,
Nicht durch verborgne, krumme Wege
Hinter Küstrin sich hart keuchend retten,

17. So kehrten tapfre Feinde nicht traurig oft
Zurück von Laudon: denn sie erwartete
Daheim kein rauschendes Triumphlied,
Aber der Wiederhall seiner Thaten

18. Tönt schon an beyden Ufern des Oceans,
Betroffen suchen kriegrische Völker dort
In ihren schmeichelndsten Geschichten
Thaten der Ahnen, die seinen glichen.

19. Wie schwer wird's ihnen? Aber noch schwerer ist's,
Den Mann zu finden, der, durch sich selber groß,
Groß durch des größten Gegners Zeugniß
Und die entscheidende Gnade Josephs,

20. Sich selbst verkennet, der mit dem Glücke gern
Die Ehre seiner glänzenden Siege theilt,
Und mit den tapfern Kriegsgefährten,
Die er die Pfade des Ruhms geführet:

21. Der, ob sein Name gleich bey den Sternen schallt,
Hier Feinde noch im modernden Grabe schreckt,
Der Sittsamkeit sanft rothen Schleyer
Um die Trophäen wirft. Welche Größe!

22. Nimm dir geschwind die Flügel des brausenden,
Unermüdten Nordwinds, mein Siegeslied,
Und hefte dieses Helden Namen
Fest an der äußersten Zukunft Thore.

23. Dort liest ein größ'rer Barde den Namen, und
Besingt ihn einst, wenn finstre Vergessenheit
Die gronen Thaten mancher Helden
Aus der Geschichte Bahn weggerücket.

Johann Georg Jacobi.

Kein Dichter bezeichnet den Uebergang aus der Dichtungsweise des vorliegenden Zeitraums zu der tieferen und lebendigeren Auffassung namentlich des lyrischen Gedichts der folgenden Periode, als Jacobi, dessen frühere Poesien sich noch an die tändelnde Manier der Anakreontisten anschließen, während die späteren Gedichte nicht bloß im Durchschnitte einen ernsteren Ton anstimmen, sondern auch überhaupt das Gebiet des spielenden Witzes und der affectirten Sentimentalität verlassen und dagegen die Welt der Empfindung erschließen, deren Unmittelbarkeit aus der lebensvollen und einfachen Darstellung hervorleuchtet.

Digitized by Google

J. G. Jacobi.

Johann Georg Jacobi, der ältere Bruder des als Philoſoph und Romanendichter berühmten Friedrich Heinrich, wurde am 2. Sept. 1740 zu Düſſeldorf geboren. Nach vollendeter Schulbildung ging er 1758 nach Göttingen, wo er auch mit einer durch die Kriegsunruhen herbeigeführten Unterbrechung von einem Jahre, das er in Helmſtädt zubrachte, ſeine Studien vollendete. Ob er ſich gleich zunächſt der Theologie gewidmet hatte, ſo hatte er doch zugleich auch mit Eifer und Erfolg Philoſophie, alte und neue Sprachen und die ſchönen Wiſſenſchaften betrieben, ſo daß er bald nach Vollendung ſeiner Studien die Profeſſur der Philoſophie und der Beredtſamkeit an der Univerſität in Halle übernehmen konnte, welche er auf Verwendung des bekannten Klotz erhielt, mit dem er ſchon in Göttingen in nähere Berührung gekommen war. In Halle lernte er Gleim kennen, der von nun an großen Einfluß auf ihn und ſein Leben hatte; denn durch Gleim ermuntert, wendete er ſich mit neuer Liebe der Poeſie zu, mit welcher er ſich in den letzten Jahren kaum mehr beſchäftigt hatte, ob ſie ihm gleich früher Lieblingsbeſchäftigung geweſen war. Auch war es Gleim, der ihm im J. 1769 ein Kanonikat in Halberſtadt verſchaffte, wo er eine Reihe von glücklichen, der Freundſchaft und der Dichtkunſt gewidmeten Jahren verlebte. Doch wurde ihm endlich der Mangel an beſtimmter Beſchäftigung ſo drückend, daß er im J. 1784 einem Ruf als Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften in Freiburg folgte, wo er ſich durch ſein freundliches Weſen die Liebe und Achtung ſeiner Umgebungen erwarb und auch als Lehrer, zwar geräuſchlos, aber vielſeitig wirkte. Er ſtarb, 74 Jahre alt, am 4. Januar 1814.

Jacobi wird meiſtens beinahe ausſchließlich nach ſeinen früheren Gedichten beurtheilt, ja vielleicht nicht einmal nach dieſen, ſondern nach der Carricatur, welche Nicolai in ſeinem „Nothanker" unter der Perſon des jungen Säugling von ihm gegeben hat, oder zum wenigſten nach ſeinem „Briefwechſel mit Gleim" (Berl. 1778), der freilich nur eine höchſt ungünſtige Meinung von ihm geben kann, da in den 75 Briefen der Sammlung kaum von etwas Anderm die Rede iſt, als von gegenſeitigen Lobeserhebungen, an denen ſie unerſchöpflich ſind, von unaufhörlich wiederholten Verſicherungen ihrer zärtlichen Liebe und von den Küſſen, die ſich die beiden Freunde gegeben haben oder noch geben wollen, und Alles die geziertеſte und unmännlichſte Sentimentalität athmet, denn ſelbſt die Briefe werden geküßt, „wie ein Liebhaber in der ſüßeſten Entzückung ſeiner Liebe ſein Mädchen küſſet". Allein dieſe bis zur Widerlichkeit getriebene Empfindelei, dieſes ſüßliche Weſen war keineswegs eine Eigenthümlichkeit Jacobi's; es war eine Krankheit der Zeit, welche ſelbſt die würdigſten Männer ergriffen*), und die in Gleim ihren Höhepunkt erreicht hatte, ſo daß Jeder, der mit ihm in genauerem Verhältniß ſtand, in den Strudel der affectirten, aber dabei doch nicht lügenhaften Sentimentalität gezogen wurde, ſo Wieland, ſo ganz vorzüglich aber Jacobi. Allerdings entſprechen ſeine Gedichte aus dieſer frühern Zeit der ſüßlichen Manier dieſer Briefe, und alle ſind von Amoretten und Grazien und Küſſen angefüllt. Aber ſelbſt dieſe Gedichte arten weit weniger in das bloß Spielende aus, als die gleichzeitigen Lieder Gleims, es blickt in ihnen immer ein kräftigerer, ächt dichteriſcher Gedanke, eine wahre Empfindung durch, die eine ſchönere Entwickelung des Dichters verheißt (1. 2). Beſonders iſt er glücklich im leichten, feinen Scherz und in der „zauberiſchen Kunſt des poetiſchen Helldunkels", wovon viele ſeiner Gedichte das vollgültigſte Zeugniß geben, z. B. „die Beſtalin", „die badende Venus", „das Schattenſpiel" (3) u. a. m., „in welchen er Dinge, die unter eines Andern Händen ſchlüpfrig geworden wären, mit einer ſo züchtigen Miene und mit einer ſo liebenswürdigen Zurückhaltung ſagt, ohne daß es Zurückhaltung ſcheint." Hierin zeigte er ſich als glücklichen Nachahmer der franzöſiſchen Anakreontiker, der Bernard, Greſſet, Chapelle, Chaulieu, denen er auch darin nacheiferte, daß er ſeine an Gleim und Andere gerichteten Briefe mit Verſen jeglicher Art untermiſchte. Aber ſo lieblich dieſe poetiſchen Kleinigkeiten an ſich auch ſind, ſo ſprach ſich darin ſeine eigenthümliche Natur keineswegs oder nur ſehr einſeitig aus, und es bedurfte für ihn daher auch der Ermahnung Wielands nicht, das „Spielen mit Götterchen und Amoretten" aufzugeben (Wielands Briefe 2, 316), denn ſchon vorher (27. Febr. 1769) hatte er ſelbſt an Klotz geſchrieben: „Hier haben Sie ein kleines Gedicht auf eine hieſige Schauſpielerin, worin kein einziger Amor vorkommt. Ueberhaupt werde ich den Knaben bald abſchaffen, damit er bey mir nicht zum Invaliden wird." (Briefe an Klotz 1, 173.) Schon während ſeines Aufenthaltes in Halberſtadt, noch entſchiede-

*) So ſchreibt der ernſte Maſſatier an Klotz: „Wenn ich auf das Thereſianum gehen werde, dann gebe ich gewiß unſerm lieben Denis in Ihrem Namen den feurigſten Kuß, aber doch unter dem Bedinge, daß er mich auch in Ihrem Namen küſſe." (Briefe deutſcher Gelehrten an Klotz 2, 193.)

ner aber nach seiner Trennung von Gleim nahm seine Dichtung eine festere und lebensvollere Gestaltung an; er erhob sich zum ächt dichterischen Ausdruck der Empfindung, worin ihm Göthe Vorbild war, dessen Weise er sich mit so viel Glück aneignete, daß man einzelne seiner Lieder (4. 5) für Werke des großen Meisters hielt, und dieser sogar eines derselben (4) in die Sammlung seiner Gedichte aufnahm. Am glücklichsten ist er in der lyrischen Darstellung sanfter und wehmüthiger Gefühle, des Familienglücks, der Mutterliebe und Mutterforge (8), des frommen, hingebenden Vertrauens zu Gott (6), dessen Liebe ihn mit zuversichtlicher Hoffnung eines künftigen Lebens erfüllt (7), wie er denn selbst eine gewisse Weichheit der Seele besaß, die jene oben bemerkten Verirrungen erklären, aber auch erklären, wie er sie so gründlich besiegen konnte, als er sich und sein eigenthümliches Talent erkannt hatte. Diesem Grundzug seines Wesens und seiner Gedichte entspricht auch die Form derselben; alle, und auch die früheren, sind von einer überraschenden Zartheit des Ausdrucks und von hohem musikalischen Wohllaut, was ihn auch bewog, Cantaten und selbst Singspiele zu dichten, die jedoch nur in den lyrischen Theilen von Werth sind, während die dramatische Anlage und Ausführung nur schwach ist*).

1. Trauer der Liebe.

1. Wo die Taub' in stillen Buchen
Ihren Tauber sich erwählt,
Wo die Nachtigallen suchen,
Und die Rebe sich vermählt;
Wo die Bäche sich vereinen,
Ging ich oft mit leichtem Scherz,
Ging ich oft mit bangem Weinen;
Suchte mir ein liebend Herz.

2. O, da gab dir finstre Laube
Leisen Trost im Abendschein;
O, da kam ein süßer Glaube
Mit dem Morgenglanz im Hain;
Da vernahm ich's in den Winden.
Ihr Geflüster lehrte mich:
Daß ich suchen sollt und finden,
Finden, holde Liebe! dich.

3. Aber ach! wo blieb auf Erden
Holde Liebe, deine Spur?
Lieben, um geliebt zu werden,
Ist das Loos der Engel nur.
Statt der Wonne fand ich Schmerzen,
Hing an dem, was mich verließ;
Frieden gibt dem treuen Herzen
Nur ein künftig Paradies.

2. An die Liebesgötter.

1. Entflieht, ihr kleinen Heere
Der lächelnden Cythere!
Das Thal ist freudenleer;
Bereift sind eure Flügel;
Dem nackten öden Hügel,
Tönt keine Leyer mehr.

2. Seht! wilde Jäger würgen
Auf hallenden Gebirgen:
Sie spotten eurer Macht;
Von spröden Amazonen,
Die nur in Wäldern wohnen,
Wird Paphia verlacht.

3. Wollt ihr vielleicht beim Jagen
Die Mordgewehre tragen,
Der Netze Hüter seyn?
Gebunden von Centauren,
Auf hohen Aesten lauren,
Zum Klang der Hörner schrein?

4. Und wenn die Stürme wehen,
Soll dann auf kalten Höhen,
Wo Sonnenstrahl gebricht,
Euch eure Fackel wärmen?
Dem Wilde nachzuschwärmen
Gab sie Cythere nicht.

5. Das Laub, dem Hain entrissen,
Stirbt unter euren Füßen:
Flieht! alles ist verheert.
O tragt die dürren Blätter,
Ihr artigsten der Götter,
Auf eines Dichters Herd!

3. Das Schattenspiel.

1. Chloe sah den kleinen Garten
Schon im zwölften Lenze blühn;
Ros' und Veilchen abzuwarten,
War ihr einziges Bemühn.

2. Streuge Zucht war sie gelehret,
Denn man weiß, wie Mütter sind,
Und vom Amor nichts gehöret
Hatte noch das gute Kind.

3. Einst, am Abend, in der Hütte
Saß die junge Schöne da;
Als sie mit gesetztem Schritte
Einen Knaben kommen sah.

4. Weisheit war in seinen Blicken,
Freundlich sah er Chloen an;
Und ein Kästchen auf dem Rücken
Trug der kleine Biedermann.

5. Lieder sang er, süße Lieder
In der Laute sanftem Ton,
Leise sagten seine Brüder:
Dieses ist Cytherens Sohn.

6. An der Wand, in bunten Schatten,
Wies er Chloen manches Bild;
Nachtigallen, die sich gatten,
In Gebüsche halb verhüllt.

7. Einen Gott mit schönen Wangen,
Dessen Auge zärtlich sprach,
Sah das Mädchen. Welch Verlangen
Ward in ihrem Busen wach?

8. Im belebten Schattenbilde
Läßt sich eine Göttin sehn;
Irrt durch schweigende Gefilde,
Bleibt an einer Quelle stehn;

9. Und auf Blumen liegt ein Hirte,
Den Diona schmeichelnd weckt.
Amor, ach! wozu die Myrthe,
Welche beide schnell bedeckt?

10. Küsse höret Chlor rauschen,
Die ein Seufzer unterbricht;
Aber länger sie belauschen
Kann das arme Mädchen nicht.

11. Das bezaubernde Gesichte
Wiederholt ihr jeder Traum;
Immer denkt sie der Geschichte
Und verwünscht den Myrthenbaum.

12. Weinet sie noch oft im Stillen,
Kömmt sie oft in diesen Hain;
So gelinget es Mirtillen,
Ihr Endymion zu sein.

4. Der Sommer-Tag.

1. Wie Feld und Au
So blinkend im Thau!
Wie Perlen-schwer
Die Pflanzen umher!
Wie durch den Hain
Die Lüfte so rein!
Wie laut, im hellen Sonnenstrahl,
Die süßen Vöglein allzumahl!

*) Da wir auf Jacobi nicht wieder zurückkommen können, erwähnen wir hier noch, daß er außer mehreen in Prosa geschriebenen Aufsätzen und Erzählungen, z. B. „Charmides und Theone", eine „Winter-" und eine „Sommerreise" geschrieben hat, in welcher er zugleich den Franzosen Chapelle und den Engländer Sterne nachzuahmen strebte, wodurch das Ganze an Einheit verlor, obgleich allerdings der empfindsame, moralisirende Ton, der öfters sogar an Young erinnert, vorherrscht. Allein gerade dieser Ton war ihm nicht eigenthümlich, denn wenn er auch bei der Weichheit seiner Seele zur Wehmuth hinneigte, so war diese doch immer von eigentlicher Sentimentalität weit entfernt.

Digitized by Google

2. Ach! aber da,
Wo Liebchen ich sah,
Im Kämmerlein,
So nieder und klein,
So rings bedeckt,
Der Sonne versteckt —
Wo blieb die Erde weit und breit,
Mit aller ihrer Herrlichkeit?

5. Abends.

1. Komm, Liebchen! es neigen
Die Wälder sich dir,
Und alles mit Schweigen
Erwartet dich hier.

2. Der Himmel, ich bitte,
Von Wölkchen wie leer!
Der Mond in der Mitte,
Die Sternlein umher!

3. Der Himmel im glatten
Umdämmerten Quell!
Dies Plätzchen im Schatten,
Dies andre so hell!

4. Im Schatten, der Liebe
Dich leckendes Glück;
Dir flüsternd: Es bliebe
Noch Vieles zurück.

5. Es blieben der süßen
Geheimnisse viel,
So festes Umschließen,
So wonniges Spiel!

6. Da rauscht es! da wanken
Auf jeglichem Baum
Die Aeste; da schwanken
Dir Vögel im Traum.

7. Dies Wanken, dies Zittern
Der Blätter im Teich —
O Liebe! dein Wittern!
O Liebe! dein Reich!

6. Vertrauen.

1. Die Morgensterne priesen
Im hohen Jubelton
Den Schöpfer geübter Wiesen
Viel tausend Jahre schon.
Es glänzten Berg und Fläche,
Die Sonne kam und wich,
Der Mond beschien die Bäche;
Noch aber nicht für mich.

2. Es weckte mich kein Morgen,
Es schien kein Erdentag
In's Dunkel, wo verborgen
Der Ungeborne lag;
Noch sang der Vögel keiner
Mir seinen Liebesruf —
Doch Er gedachte meiner,
Der Sonn' und Mond erschuf.

3. Er winkte mir ins Leben,
Er weihte mich zur Lust,
Zum ersten Wonnebeben
An einer Mutter Brust:
Es war an ihrem Herzen
Mein Bettlein mir gemacht;
Sie teng mit süßen Schmerzen
Mich eine kurze Nacht.

4. Da grüßt ich sie mit Weinen,
Und schwieg in ihrem Schooß,
Sah Mond und Sonne scheinen
Und Treue zog mich groß.
Mit Gottes Segen krönte
Sich Anger, Busch und Feld;
Mein Lobgesang ertönte
Zum Vater dieser Welt.

5. Der Tag kann nun vergehen,
Der Morgen wieder graun;
Wo Gottes Lüfte wehen,
Da will ich sicher traun;
Und wenn ich schlafen werde
Die zweite kurze Nacht,
Dann wird in Seiner Erde
Mein Bettlein mir gemacht.

6. Dann eyfert manche Blüthe
Mein Grab, o Vater, Dir;
Es preisen Deine Güte
Die Vögel über mir.
So wie am Mutterherzen
Ein Sohn der Freude liegt,
So lieg' ich sonder Schmerzen,
Von Hoffnung ringewiegt.

7. Im Sterben Hoffnung geben
Mag Erdenweisheit nicht,
Jedoch bei Dir ist Leben,
Ist Liebeskraft und Licht.
Du siehst der Schöpfung Enden,
Und wos Dich Vater heißt,
Das enhl in Deinen Händen:
Empfange meinen Geist!

7. Die Linde auf dem Kirchhofe.

1. Die Du so hoch den Abendgeist
Auf mich herunter wehest,
Zur Wolke schwebst, und mit dem Fuß
Auf Todtenhügeln stehest,
O Linde! manche Thräne hat
Den Boden hier benetzet,
Und Menschenjammer, blaß und matt,
Auf ihn sein Kreuz gesetzet.

2. Die auf dem Einen Hügel hier
Geweint um ihre Lieben,
Die birgt ein andrer neben Dir;
Und ihrer wenig blieben.
Sie schlafen. Ach! um ihr Gebein
Verhallte schon die Trauer
Du, Linde, rauschest ganz allein
In othemlose Schauer.

3. Vergebens läßt auf kühles Grab
Dein Zweig die Blüthe fallen;
Vergebens tönt von Dir herab
Das Lied der Nachtigallen;
Sie schlummern fort. Du aber schlägst
In mooervolle Grüfte
Die Wurzel, schmückest Dich, und trägst
Empor die Blüthendüfte.

4. Auf Erden sieht man immer so
Den Tod an's Leben gränzen.
Doch ewig kannst Du, stolz und froh,
Die Aeste nicht bekränzen;
Es trocknet schon der Jugend Saft
In Dir. Verwesung winket,
Bis endlich Deine letzte Kraft
Dahin auf Gräber sinket.

5. Wenn aber Dein Geflüster auch
Verstummt on diesen Hügeln,
So bringet neuen Frühlingshauch
Der West auf Rosenflügeln.
Damit die Felder wieder blühn,
Umwallt er Berg' und Gründe;
Will Deinen Sprößling auferziehn,
Und krönt die junge Linde.

6. Wohl uns' Der große Lebensquell
Versiegt dem Geiste nimmer.
Das Kreuz auf Gräbern, wie so hell
Ist dieser Hoffnung Schimmer!
O Linde! gern an Deinem Fuß
Hör' ich des Wipfels Wehen:
Dein feierlicher Abendgruß
Verkündet Auferstehen.

8. Wiegenlied für ein Mädchen.

1. Schlummre, Liebchen! bist noch klein,
Weißt vom schönen Sonnenschein,
Weißt vom Strahl des Mondenlichts
Und von Wald und Blumen Nichts,
Liebchen, schlummre, werde groß!
Sollst es sehn auf meinem Schooß.

2. Sollst den Glanz des Himmels sehn,
Und aus ihm die Sonne gehn
Ueber Wiesen frisch und grün,
Wo die blauen Veilchen blühn.
Veilchen werden dann gepflückt,
Du an's Mutterherz gedrückt.

3. Mir am Herzen, liebes Kind,
Spielst Du froh im Morgenwind,
Ueber Dir ist Jubelklang,
Um Dich her ist Lobgesang;
Leise rauschen Baum und Fluß,
Und Du fühlst den Mutterkuß.

4. Liebchen, schlummre: wachs' heran!
Siehst in meinen Armen dann
Auch der Abendsonne Glanz;
Siehst, wenn Feld und Au ruht,
Gold und Purpur überall,
Bei'm Gesang der Nachtigall.

5. Unterm Nachtigallen-Lied
Kömmt der helle Mond und sieht
Mild herab auf Dich und mich,
Alle Blumen neigen sich;
Und die Händchen falt' ich Dir,
Kleiner Engel, Gott ist hier.

6. Gott ist doch im Sternenglanz,
Und im niedern Veilchenkranz;
Ist, wo jener Vogel schlägt,
Und, wo dieser Arm Dich trägt.
Sag' in jedem Winkel Dir:
Liebes Mädchen: Gott ist hier!

II. Didaktische Poesie.

Die kritische Richtung des Zeitraums leitete ganz naturgemäß zur Bearbeitung der didaktischen Poesie, die zudem vom vorhergehenden Zeitraume her noch in vorzüglichem Ansehen stand. Auch war, wie wir wissen, die Ansicht, daß die Dichtkunst nebst dem Wohlgefallen zugleich Nutzen gewähren müsse, keineswegs ganz überwunden, vielmehr zog sich dieselbe, obgleich mit den übrigen Grundsätzen, welche allmählich aufgestellt wurden, in Widerspruch, bis auf Lessing herab (S. 475), der übrigens selbst erst dann das Nützlichkeitsprincip entschieden verwarf, als er den höchsten Punkt seiner ästhetischen Bildung erreicht hatte. Allerdings hatte schon Batteux (S. 473) den Satz aufgestellt, daß das didaktische Gedicht nicht eigentlich zur Poesie gerechnet werden könne, da es die Aufgabe habe, „die Wahrheit in Verse zu bringen", während es Aufgabe der anderen Gattungen der Poesie sei, „die Erdichtung in Verse zu bringen"; aber da er zugleich hinzufügte, daß man das didaktische Gedicht durch die Einkleidung ins Gebiet der eigentlichen Poesie führen könne, daß der Dichter Fremdartiges in seine Darstellung aufnehmen dürfe, um ihr mehr Mannigfaltigkeit, Interesse und Anschaulichkeit zu geben, daß es ihm endlich erlaubt sei, sich aller „Vorrechte des poetischen Styls" zu bedienen, und er metaphorische Ausdrücke statt der gewöhnlichen gebrauchen, schmückende Beiwörter, kühne Wendungen, verwegene Wortfügungen, Figuren in Worten und Gedanken anwenden dürfe; so hätte schon dies zur Bearbeitung der didaktischen Poesie führen müssen, wenn sie nicht schon durch die oben angedeuteten Gründe bedingt gewesen wäre, weil die Dichter, denen es an poetischen Stoffen fehlte (S. 478), auf diesem Weg ein leichtes Mittel fanden, diesem Mangel abzuhelfen, da sich das Reich der Wissenschaft in seiner ganzen Ausdehnung ihnen eröffnete und ihnen eine unerschöpfliche Quelle von Stoffen darbot. Auch entsprach keine Gattung dem oben (S. 475) erwähnten Trieb, sich in den mannigfaltigsten Darstellungen zu üben, mehr, als die didaktische Poesie in der eben gegebenen Auffassungsweise, weil es dem Dichter freistand, alle möglichen Verhältnisse des innern und äußern Lebens herbeizuziehen. Dazu kam endlich, daß die Völker, deren Literatur man jetzt vorzugsweise studirte und nachahmte, die Römer, die Franzosen und besonders die Engländer (Young, Pope, Prior) bedeutende Muster in dieser Gattung darboten, und so vereinigte sich Alles, um derselben, man kann nicht sagen, nicht Eingang zu verschaffen, denn sie war seit Opitz fortwährend bearbeitet worden, sondern ihr einen neuen Aufschwung zu geben. Und doch sind die Leistungen auf diesem Gebiete nicht eben besonders bedeutend. Es sind zwar außerordentlich viele Gedichte der Art verfaßt worden und außer den bekannten Dichtern haben noch viele unbekanntere ebenfalls didaktische Poesien geschrieben, aber nur wenige haben sich über die Mittelmäßigkeit erhoben, und noch geringer ist die Zahl derjenigen, welche Bemerkenswerthes geleistet haben. Der Grund dieser Erscheinung ist leicht zu finden. Die belehrende Poesie wurde nämlich vorzüglich nur in der ersten Hälfte des vorliegenden Zeitraums bearbeitet, wo also mit wenigen Ausnahmen noch keine Dichter von bedeutenderem Talente lebten, und auch die Sprache noch keinen höheren Aufschwung gewonnen hatte. Die größeren Dichter der späteren Zeit aber wandten sich lieber den andern, belohnenderen Gattungen der Poesie zu, und es trat das belehrende Gedicht überhaupt mehr in den Hintergrund. Es erscheint hauptsächlich die Sächsische Schule als Pflegerin der didaktischen Poesie, welche ihrer ganzen Richtung jedenfalls am angemessensten war; auch haben beinahe sämmtliche zu derselben gehörigen Dichter sich in größeren und kleineren didaktischen Poesien versucht. Neben ihnen sind noch einige Preußische Dichter zu nennen, und wie diese überhaupt talentvoller, jedenfalls von umfassenderem Geiste waren, auch in der Behandlung der Sprache schon größere Fortschritte gemacht hatten, so sind auch deren hiehergehörige Dichtungen im Allgemeinen von höherem Werth, als die der Leipziger.

Unter den verschiedenen Gattungen der didaktischen Poesie fand namentlich das Lehrgedicht vielfache Bearbeitung, und es tritt uns mit Haller und Hagedorn schon in den ersten Zeiten der Periode entgegen. Wie beide Dichter überhaupt verschiedene Richtungen bezeichnen und bestimmen (S. 476), so zeigt sich ihr verschiedener Charakter auch in der Art und Weise, wie sie das Lehrgedicht behandelten, so wie man in ihren hiehergehörigen Poesien bei dem Einen den Einfluß der Engländer, bei dem Andern die Einwirkung der Franzosen nicht verkennen kann. Hallers Lehrgedichte, unter welchen das „Ueber den Ursprung des Uebels" das größte und bedeutendste ist, wenn man die „Alpen" nicht etwa wegen ihrer didaktischen Bestandtheile hieherziehen will, mußten in einer Zeit, wo auch die besten Dichtungen der Art, wie die von Canitz und Neukirch eine gewisse Oberflächlichkeit der Gedanken nicht verläugnen konnten, durch ihren tieferen Gehalt und ihren männlichen Ernst bleibenden Eindruck machen. Hagedorn ist dagegen auch in seinen „Moralischen Gedichten" mehr ein seiner Weltmann, welcher auch dem ernstesten Gegenstande eine heitere Seite abzugewinnen und sich den Schein zu geben weiß, als ob er nicht sowohl belehren, als vielmehr unterhalten wolle. Daher streifen auch beinahe alle seine didaktischen Gedichte in das Gebiet der Satyre, und sind durch eine feine und harmlose, aber treffende Ironie belebt. Horaz, „sein Freund, sein Lehrer und Begleiter", wie er ihn in einem Gedichte nennt, welches den Namen des römischen Dichters trägt, und aus dessen Episteln und Satyren er manche Züge in seine „moralischen Gedichte" aufnahm, war das Muster, dem er nicht ohne Glück nacheiferte, wenn er ihn auch nicht erreichte. Besonders gelang es ihm nicht, die schöne

Mäßigung zu bewahren, die sein Vorbild so sehr auszeichnet, er verfiel oft in Weitschweifigkeit, wodurch die besseren Stellen an Eindringlichkeit verlieren. Unter diesen sind aber die zu bezeichnen, welche in edler und gewählter Sprache Vorschriften ächter Lebensweisheit verkünden. Zu Hagedorns besten moralischen Gedichten gehört „die Glückseligkeit", in welcher er die verschiedenen Lebensverhältnisse mit lebendiger Anschaulichkeit schildert und das wahre, auf inneren Frieden beruhende Glück mit wohlthuender Wärme dem Weltglück und dessen falschem Glanz entgegensetzt.

Bodmero Versuche in der didaktischen Poesie haben keinen dichterischen Werth; doch ist einer derselben von historischer Wichtigkeit, der nämlich, in welchem er eine kurze, aber für jene Zeit höchst glückliche Geschichte der deutschen Poesie und ihrer Entwickelung gibt, und das einzelne sehr treffende Charakteristiken enthält. Der schon genannte Arzt Triller schrieb in Nachahmung des „Irdischen Vergnügens" von Brockes sechs Theile „Poetischer Betrachtungen über verschiedene, aus der Natur- und Sittenlehre hergenommene Materien" (Hamburg 1725—1755); er wetteifert darin glücklich mit Brockes, da ihm auch die geringfügigste Erscheinung Stoff zu Betrachtungen gibt, aber freilich ist weder Geist noch poetischer Sinn in seinen weitschweifigen Abhandlungen zu finden, die durch die metrische Form nur noch langweiliger werden. Des Berner Beat Rudolf von Tscharner (1729—99) Gedicht „die Wässerung der Aecker" (Zürich 1754) führen wir nur an, um zu zeigen, in welche Abirrungen man bei der Wahl des Stoffes zu Lehrgedichten gerieth. Mehr in Haller'schem Geiste schrieb der talentvolle, aber leider früh verstorbene Christian Friedrich Zernitz aus Tangermünde (1717—1745) mehrere didaktische Gedichte. In Nachahmung der Dichtkunst des Horaz oder vielmehr wohl des Boileau, verfaßte er „Vernünftige Gedanken von der Natur und Kunst in Schäfergedichten" als Einleitung zu seinen eigenen Idyllen. Dieses Lehrgedicht enthält manchen guten Gedanken, und einzelne Stellen lassen des Dichters Talent ahnen; das Ganze macht jedoch keinen guten Eindruck, wozu namentlich die einförmigen und eintönigen Alexandriner viel beitragen, wie er überhaupt auch des Ausdruckes nicht immer mächtig war und das Mechanische der Poesie nicht zu beherrschen verstand. Weit besser sind seine „Gedanken von dem Endzwecke der Welt", in welchen er eine kräftigere Sprache und freilich nicht ohne Benutzung von Pope's berühmtem „Versuch über den Menschen" tiefere Anschauung entfaltet, als wir selbst bei den Herausgebern der „Bremer Beiträge" finden, an denen er übrigens auch Antheil nahm. Einen ähnlichen Stoff bearbeitete Joh. Georg Suero (1722—86); die „Beste Welt" (Halle 1746) erinnert an Leibnitz und Haller, so wie sein älterer Bruder Christoph Joseph (1718—56) in dem Lehrgedicht: „Die Wissenschaften" (Koburg 1745) die Ansichten Baumgartens poetisch darzustellen suchte.

Wie schon erwähnt, wurde die didaktische Poesie ganz vorzüglich von den Leipzigern und ihren Freunden bearbeitet, und es ist auch unter denselben kaum Einer, der nicht auch größere oder kleinere Lehrgedichte geschrieben hätte. Was Gellert in dieser Beziehung geleistet hat, ist sehr unbedeutend; es war ihm viel zu sehr darum zu thun, seine moralischen und religiösen Lehren klar zu entwickeln, als daß er der poetischen Erfindung Raum hätte gestatten wollen, und wenn er auch, wie z. B. in dem Gedicht „der Christ" mit tiefem Gefühle von den Wohlthaten des Christenthums spricht, so vermeidet er beinahe absichtlich, seinen Empfindungen poetischen Ausdruck zu geben. J. Elias Schlegel bestrebte sich dagegen mehr, seine Gedanken in dichterisches Gewand zu kleiden. Seine hiehergehörigen Gedichte sind meistens von geringem Umfange („die Vortheile eines verschwiegenen Liebhabers", „die verschiedene Art zu lieben"), wegegen sein Bruder J. Adolf ein größeres episches Lehrgedicht in 8 Gesängen („der Unzufriedene") verfaßte, in welchem er sich bemühte, den trockenen Stoff durch eine historische Einkleidung zu heben, wodurch jedoch das Ganze an Einheit verlor. Bei alle dem fand es bei seinem Erscheinen in den „Bremer Beiträgen" (1745) so günstige Aufnahme, daß der Dichter sich dadurch veranlaßt fand, es der Sammlung seiner Gedichte mit verschiedenen Aenderungen des Einzelnen einzuverleiben. Ein Jahr früher hatte Käßner sein „Philosophisches Gedicht von den Kometen" in den Schwabe'schen Belustigungen veröffentlicht, welches durch den damaligen Kometen veranlaßt worden war. Bedeutender, nicht zwar in Rücksicht auf dichterische Behandlung, aber doch in historischer Beziehung sind einige andere Lehrgedichte desselben, in denen er seine Ansichten über die Poesie ausspricht, die sich von denen seines Lehrers Gottsched nicht wesentlich unterscheiden, weshalb er auch weder mit den Schweizern, noch viel weniger mit Klopstock übereinstimmte. Gegen diesen waren auch offenbar seine „Gedanken über die Verbindlichkeit der Dichter, allen Lesern deutlich zu seyn" gerichtet, so wie auch wohl ein anderes Gedicht: „Ueber die Reime" welches übrigens wahrscheinlich durch Rabener's „Beweis, daß die Reime in der deutschen Dichtkunst unentbehrlich sind" (1740) hervorgerufen worden war. Gisekens hiehergehörige Gedichte sind in Gehalt und Form sehr verschieden. Während die älteren, z. B. „Gedanken von der göttlichen Regierung", sich im alten schwerfälligen Alexandriner fortschleppen und die Gedanken in unbeholfener Darstellung ersticken, ist er in den späteren („Empfindungen eines Bußfertigen" in reimlosen Jamben, „Versuch vom Gebete" in Hexametern) lebendiger und reicher an kernhaften oder poetischen Anschauungen und Ausdrücken. In dem schwermüthigen Sinne Youngs schrieb Cronegk, der sich durch seine dramatischen Arbeiten nicht unbedeutenden Ruf erwarb, zwei verschiedene Gedichte unter dem Titel „Einsamkeiten", das erste von 6 Gesängen in gereimten Alexandrinern, das andere von 2 Gesängen in Hexametern, jenes gedehnt und matt, dieses lebendiger und reicher an einzelnen Schönheiten, beide im Ganzen ohne höheren Werth. Doch war er keineswegs ohne Talent für diese Dichtungsart, und in einigen andern Lehrgedichten („Gewohnheit und Natur", „das Glück der Thoren") leistet er, was man bei dieser Gattung und zu jener Zeit billiger Weise erwarten kann; sie sind verständig angelegt und enthalten manche gute Gedanken in einer einfachen, zuweilen lebendigen Sprache.

An die Dichter der Sächsischen Schule schließen sich noch einige andere an, welche das Lehrgedicht in dem Sinne derselben bearbeiteten. Lichtwer, der später als Fabeldichter zu nennen ist, schrieb

Digitized by Google

ein „Recht der Vernunft", welches sich von einer prosaischen Bearbeitung des Gegenstandes nur durch den Reim unterscheidet, und sich beinahe nur in Abstraktionen bewegt; und da es zwar viele gute und wahre, aber wenig neue Gedanken enthält, so ist es begreiflich, daß es gänzlich vergessen wurde, so sehr sich auch Herder desselben annahm. Creuz, den wir schon als lyrischen Dichter haben kennen lernen, ist vorzüglich durch sein größeres Lehrgedicht „die Gräber" berühmt geworden, allein seine lyrischen Dichtungen sind diesem, wie seinen andern didaktischen Poesien („Versuch vom Menschen", „Lukrezische Gedanken") weit vorzuziehen; denn allen diesen fehlt es, abgesehen von der schwerfälligen Darstellung, an Plan und Ordnung; der Dichter bewegt sich in einem engen Kreis von Gedanken oder vielmehr Empfindungen, welche zudem durch den schwermüthigen, den Nachtgedanken Youngs abgelauschten Ton von einer oft ermüdenden Einförmigkeit sind. Johann Philipp Lorenz Withof (geb. zu Duisburg am 1. Juni 1725, gest. ebendaselbst als Prof. der Beredtsamkeit und der griechischen Sprache und Leibarzt des Grafen Bentheim am 3. Juli 1789), ein Mann von seltenen Kenntnissen und großem Scharfsinn, erwarb sich als didaktischer Dichter einen bedeutenden Ruf. Er schrieb mehrere Lehrgedichte, „Entschlüsse", „die moralischen Ketzer", „Sinnliche Ergötzungen" (beide in der Absicht zusammenfallend, die wahre Glückseligkeit zu schildern), „Sokrates, oder von der Schönheit" u. a. m. Unter allen didaktischen Dichtern der Zeit hat Keiner mit solchem Glück dem Vorgange Hallers nachgestrebt, als Withof, und seine Gedichte sind nicht bloß gedankenreich, sie sind auch in einer kernhaften und gedrängten, oft kühnen, aber auch öfters harten Sprache geschrieben.

Von den Halle'schen Dichtern haben Gleim und vorzüglich Ilz das Lehrgedicht mit Glück bearbeitet; wir werden auf dieselben zurückkommen.

Endlich sind noch einige Dichter zu nennen, welche sich nicht bestimmt an irgend einen Verein angeschlossen haben. Unter diesen erwarb sich Johann Jakob Dusch (geb. den 12. Febr. 1725 in Celle, gest. den 18. Dec. 1787 in Altona als Rector des Gymnasiums) durch seine Lehrgedichte großen, wenn auch nicht ganz verdienten Beifall; doch würde er bei seinem unverkennbaren Talent gewiß Bedeutendes geleistet haben, wenn er nicht so außerordentlich viel geschrieben hätte. Er nahm einen freieren Standpunkt ein, als die Meisten seiner Zeitgenossen, da er sich weder an Gottsched, noch an die Schweizer anschloß, sondern mit Selbstständigkeit und meist auch mit Geschmack das Bessere wählte, wo er es fand. Dazu kam, daß er die Engländer unablässig studirte und sie nicht ohne Erfolg nachahmte. Unter seinen zahlreichen prosaischen und poetischen Schriften sind seine Lehrgedichte ohne Zweifel das Beste, indem er mehr als irgend ein Anderer versteht, wie Lessing von ihm sagt, „tiefsinnigen Verstand mit Witz aufzubeltern und nachdenklichem Ernste die gefällige Miene des Scherzes zu geben". Allerdings hatte ihn Lessing früher in den Literaturbriefen mit zermalmender Strenge behandelt, allein er hatte nicht sowohl sein Talent verneint, als seine Irrthümer in Auffassung und Behandlung seiner Stoffe aufgedeckt und seine übergroße Eile in seinen dichterischen Arbeiten getadelt. Bei alle dem gehören seine Lehrgedichte: „die Wissenschaften", die drei in sich abgeschlossenen und doch zusammenhängenden Gedichte „über die Vernunft" und andre kleinere unter die besseren Erzeugnisse der Gattung, und namentlich hat das erstere viele gelungene Stellen, unter denen mehre glückliche Episoden auszuzeichnen sind.

Lessing hätte, wenn er gewollt, wie in allen übrigen Gattungen, so auch in dem Lehrgedichte Meisterwerke schaffen können; davon geben nicht allein die Fragmente solcher Dichtungen, die er hinterlassen, z. B. „die Religion, erster Gesang", es gibt namentlich seine Abhandlung „Pope ein Metaphysiker" ein unbestreitbares Zeugniß, worin er das Wesen des Lehrgedichts und die Aufgabe des Dichters eben so klar als scharf beleuchtet. Allein die Lehrgedichte, die er begonnen, mußten Fragmente bleiben, weil er später zu der Ueberzeugung gekommen war, daß die Belehrung als solche nicht Zweck der Poesie sein könne.

Einen größeren Versuch im Lehrgedichte machte Wieland schon in seinem 17. Jahre („die Natur der Dinge", oder die beste Welt, Halle 1757). So günstig aber dasselbe auch aufgenommen wurde, so nahm doch der Dichter später keinen Anstand, es selbst für ganz verfehlt zu erklären, da es der Einheit ermangle und zum Theil „eine unverständliche und einschläfernde Metaphysik" in gezwungene Verse bringe. In gereifteren Jahren schrieb er zwar Gedichte mit vorwiegend didaktischer Absicht („Musarion"), allein er gab ihnen eine epische Einkleidung, wie es von seinem gebildeten Geschmacke und seiner epischen Natur nicht anders zu erwarten war.

Nächst dem Lehrgedichte fand die Epistel zahlreiche und zum Theil auch glückliche Bearbeiter, und zwar zunächst wiederum bei den Dichtern der Sächsischen Schule, unter welchen Ebert vorzüglich durch seine poetischen Briefe berühmt wurde. Auch J. E. Schlegel versuchte sich nicht ohne Glück in dieser Gattung, und manche seiner Episteln sind durch Inhalt und lebendige Entwickelung gleich bemerkenswerth, so die „An Gottsched" über die deutsche Poesie, „An Kästner, daß die Mathematik einem Dichter nützlich sei" und „An Hagedorn", in welcher er die heitere Lebensansicht des liebenswürdigen Dichters glücklich entwickelt, was auch Giseke in seinem „Schreiben an Hagedorn, über den Einfluß des Geschmacks in das menschliche Leben" nicht ohne Glück versucht hat. Von den preußischen Dichtern und ihren Freunden sind als Dichter von Episteln Gleim und wiederum vor Allen Ilz zu erwähnen, dann noch Gleims jüngere Freunde Michaelis und J. G. Jacobi. Des letztern „poetische Briefe" (1708) stammen meist aus seiner sentimentalen oder spielenden Periode und haben daher wenig Gehalt. Gedankenreicher sind die „Moralischen Briefe" von Joh. Christ. Cuno (1708—1783), verrathen aber wenig poetisches Talent, wie der Verfasser mehr durch seine abenteuerlichen Schicksale als durch seine poetischen Leistungen Interesse darbietet *). Endlich haben wir noch

*) Er war der Sohn eines Handwerkers in Berlin, erhielt eine treffliche Erziehung, mußte Soldat werden, erhielt jedoch die Erlaubniß zu studiren, worauf er wieder als gemeiner Soldat eintreten mußte. Später wurde er nach Ungarn und Italien auf Werbung geschickt, sah sich aber durch seltsame Verkettungen von mancherlei Umständen gezwungen, seinen Posten zu verlassen, er flüchtete nach Holland, wo er eine reiche Kauf-

Wieland zu nennen, deſſen „Moraliſche Briefe" (Heilbronn 1752) zu ſeinen ſchwächſten Jugendverſuchen gehören; noch war ſein Geiſt zu wenig reif, ſein Geſchmack zu wenig geläutert und ſeine Weltkenntniß zu beſchränkt, als daß er den Stoff hätte bewältigen können. Auch die Form (ſie ſind in Alexandrinern geſchrieben) iſt noch ſchwach und unbeholfen. Schon höher ſtehen die „Briefe von Verſtorbenen an hinterlaſſene Freunde" (Zür. 1753), in Hexametern, die er während ſeines Aufenthalts in Bodmers Hauſe ſchrieb, da ihm durch Plato's Schriften, die er damals ſtudirte, eine Fülle von Gedanken zuſtrömten, welche er mit Gewandtheit verarbeitete.

Viele von den bisher erwähnten Lehrgedichten und Epiſteln, namentlich diejenigen, welche literariſche und äſthetiſche Fragen behandeln, könnten nach ihrer Haltung und Abſicht füglich zur Satyre gerechnet werden, einer Gattung, die überhaupt im vorliegenden Zeitraume, namentlich in deſſen erſten Hälfte ziemlich häufig bearbeitet wurde. Die erſten Satyrendichter der Zeit und Bedeutſamkeit nach ſind wiederum Haller und Hagedorn, deren verſchiedener, ja ganz entgegengeſetzter Charakter ſich, wie in ihren lyriſchen und belehrenden Gedichten, ſo auch in ihren Satyren zeichnet. Der ernſte Haller zürnt und geißelt, der heitere Hagedorn lacht und verſpottet; jener iſt von gerechtem Unwillen gegen die Laſter und die laſterhaften Sitten erfüllt, gegen die er ſeine tödtenden Pfeile ſchleudert, dieſen ergötzen die Thorheiten der Menſchen, die er mit ſeinem Witz ins Lächerliche zieht, oder mit einer heiteren, fetten bitteren Ironie ſtraft. Hallers bedeutendſte Satyre „die verdorbenen Sitten" iſt voll der treffendſten Züge; ſo iſt die Reihe von ſchlechten Regenten, die er darin ſchildert, ein Meiſterſtück ſatyriſcher Darſtellung, voll Hoheit und Würde, großartig in Geſinnung und Ausdruck. Hagedorns vorzüglichſte Satyre „der Gelehrte" iſt eine der feinſten und glücklichſten Ironien, voll der treffendſten und ſtärkſten Züge, ohne daß der Dichter jemals in Uebertreibung oder Karrikatur verfiele. Unter den andern Dichtern, welche Satyren gedichtet haben, nimmt Cronegk durch ſein „Glück der Thoren" einen ehrenvollen Platz ein; die Charaktere und Stände, die er in raſcher und lebendiger Darſtellung vorführt, ſind oft recht glücklich geſchildert, was auch von dem Gedicht „Gewohnheit und Natur" zu rühmen iſt. In beiden Satyren macht der Dichter auch recht glücklichen Gebrauch von der Ironie, die er in ihren mannigfaltigſten Abſtufungen beherrſcht, ſo wie er auch den Alexandriner mit einer größeren Gewandtheit und Leichtigkeit behandelt, als die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen. Die größten Satyriker des Zeitraums haben jedoch in Proſa geſchrieben, ſo Liscow und (mit Ausnahme einer einzigen Satyre) Rabener, ſowie Leſſing, deſſen Schriften, die hiehergezogen werden könnten (z. B. „Anti-Götze"), doch eher zur rein didaktiſchen Proſa gehören.

Wie im vorigen Zeitraum, ſo wurde auch in dem vorliegenden das Epigramm mit großer Vorliebe behandelt: wir treffen kaum einen namhaften Dichter, der ſich nicht darin verſucht hätte, und ſo ſchrieben auch die untergeordneteren manches Epigramm, weil es allerdings keine beſonders ſchwierige Sache iſt, irgend einen guten, eignen oder fremden Gedanken, oder einen witzigen Einfall in Verſe zu bringen. Wenn aber eine beſondere Geſchichte des Epigramms alle dieſe mehr oder weniger glücklichen Verſuche beachten muß, namentlich wenn ſie auch auf die beſondern Formen oder Arten der Gattung, oder auf die verſchiedenen Seiten des behandelten Stoffs Rückſicht nimmt, ſo kann die Geſchichte der geſammten Literatur dagegen nur diejenigen Dichter ins Auge faſſen, welche eine größere Menge von Epigrammen verfaßten und dadurch ſchon an den Tag legten, daß die beſondere Eigenthümlichkeit ihres Talents ſich zu dieſer Dichtungsform neigte. Höchſtens dürfen neben dieſen nur noch ſolche berückſichtigt werden, welche zwar nur wenige Epigramme dichteten, aber auch in dieſen wenigen ein entſchiedenes Talent dafür bewieſen. So kann Haller hier nicht genannt werden, der offenbar keinen rechten Sinn für das Epigramm hatte, während Hagedorn ſowohl in der Wahl ſeiner Stoffe, als in der Darſtellung meiſtens ſehr glücklich iſt und bald durch einen intereſſanten Gedanken, bald durch Scharfſinn oder Witz, bald durch naive Wendungen oder glückliche Ironie gefällt. Sehr glücklich iſt er namentlich in der Zeichnung einzelner Charaktere, z. B. mehrerer deutſcher und ausländiſcher Dichter. Von den Gottſchedianern ſind außer der Frau Gottſched, welche ein beißendes Epigramm auf Roſt verfaßte, Triller und insbeſondere Chriſtian Auguſt Clodius (1738—1784) zu nennen. Von den Dichtern der Sächſiſchen Schule verſuchten ſich mehrere, ſo auch Gellert, J. A. Ebert und Cronegk im Epigramme, der letztere namentlich in meiſt ſatyriſchen Grabſchriften; doch verdient nur Käſtner nähere Erwägung. Der Hamburger Dreyer (1716—1769), den wir als Fortſetzer der „Bremer Beiträge" kennen gelernt haben (S. 465), war nicht ohne Talent für das witzige und ſatyriſche Epigramm, welches freilich oft derb und anſtößig wurde. — Auch unter den Preußiſchen Dichtern und ihren Freunden haben mehrere das Epigramm bearbeitet; ſo Gleim, auf welchen wir unten zurückkommen, und E. v. Kleiſt. Unter den Epigrammen des letztern zeichnen ſich viele durch glückliche Gedanken, andere durch feine Wendungen aus; manche ſind den Alten nachgeahmt, mehrere von ſeiner eigener Erfindung ſind ſo glücklich im Sinne der griechiſchen und römiſchen Epigramme gehalten, daß man ſie leicht für Ueberſetzungen halten möchte. Ramler überſetzte den Römer Martial nicht ohne Geſchick; doch war Götz in der Ueberſetzung griechiſcher Epigramme glücklicher; ſeine eigenen ſind meiſt den Madrigalen mit epigrammatiſcher Wendung beizuzählen, was auch größtentheils von denen J. G. Jacobis gilt. Die Verſuche der Karſchin in dieſer Gattung, die ihrem vorwiegend lyriſchen Talente auch nicht angemeſſen war, ſind mit wenigen Ausnahmen ſchwach. Dagegen hatte Friedr. Ewald, der abenteuerliche Freund Kleiſts, großes Talent für das witzige Epigramm, beſonders gelingen ihm ſolche, die mit einer raſchen Wendung ſchließen. In dieſer Reihe ſind endlich noch Kl. Eberh. K. Schmidt, Michaelis und Pfeffel zu erwähnen, von denen die beiden letzten reich an glücklichen Einfällen ſind;

mannswittwe heirathete, für deren Sohn aus erſter Ehe er ſeine „Moral. Briefe" ſchrieb. Bald den Geſchäften, bald den Wiſſenſchaften lebend, zwangen ihn bedeutende Verluſte nach dem Tode ſeiner Frau Dienſte bei der Holländiſchen Handlungs-Compagnie in Oſtindien zu nehmen. Zuletzt lebte er in Weingarten bei Durlach.

bei Pfeffel wird das Epigramm ihm selbst unbewußt oft zur Fabel.

Von den übrigen Epigrammendichtern der Zeit erwähnen wir noch folgende: Der Arzt Balthas. Ludw. Tralles aus Breslau (1708—1797) schrieb Epigramme, die sich durch gute und sinnreiche Gedanken, so wie durch glückliche Darstellung auszeichnen; so auch Weisse, J. Chr. Krüger, die Dichterin Johanna Charlotte Unzer und der Würtemberger Joh. L. Huber (1723—1800). Eberh. Friedr. v. Gemmingen dichtete eine Anzahl gedankenreicher Sprüche. Joh. Fr. Löwen, Daniel Schiebeler und Jac. Friedr. Schmidt (Diakonus in Gotha, 1730—1796) behandelten vorzugsweise das witzige Epigramm; vom letztern besitzen wir auch einige im Geiste der Griechen, die sinnreich und auch formell wohl gerathen sind. Von großer Fruchtbarkeit war endlich Kretschmann, dessen Epigramme sich weniger durch Witz oder feine Wendungen, als durch starke und oft bittere Züge bemerkbar machen. Klopstock, der in einem Epigramme die Gattung recht gut, wenn auch nicht scharf und erschöpfend charakterisirt *), war besonders in der letzten, von ihm geschilderten Art oft glücklich; dagegen hat Lessing, der in der trefflichen Abhandlung über das Epigramm diese kleinen Gemälde und den Sinnspruch nicht zur Gattung rechnen wollte, beinahe ausschließlich witzige Epigramme geschrieben, in denen neben sinnreichen Wendungen und geistreichen Gedanken auch hie und da sehr gewöhnliche Witze unterlaufen, wobei wir die Bemerkung nicht unterlassen dürfen, daß er seine Sinngedichte meistens schon vor 1752 dichtete.

Wir gehen nun zur näheren Betrachtung derjenigen Dichter über, welche in den verschiedenen Zweigen der didaktischen Poesie besondere Auszeichnung verdienen.

Abraham Gotthelf Kästner.

Abraham Gotthelf Kästner, geb. den 27. Sept. 1719 in Leipzig, erhielt von seinem Vater, welcher Professor der Rechte an der Universität war, eine so sorgfältige Erziehung, daß er bei seinen trefflichen Anlagen und einer frühzeitigen Reife des Geistes schon im 10. Jahre den juristischen Vorlesungen seines Vaters mit Nutzen beiwohnen und im 12ten als Student immatrikulirt werden konnte. Neben den Rechten studirte er mit Vorliebe Philosophie und Mathematik; auch besuchte er die Vorlesungen Gottscheds über Dichtkunst und Beredtsamkeit, und nahm bald darauf Antheil an den von Schwabe herausgegebenen Belustigungen. In seinem 14. Jahr wurde er Notar, im 17. Magister und im 20. (1739) begann er Vorlesungen über Mathematik und verschiedene Theile der Philosophie zu halten, durch welche er sich bald solchen Beifall erwarb, daß er schon im J. 1746 zum außerordentlichen Professor der Mathematik ernannt und im J. 1756 als ordentlicher Professor der Mathematik und Physik nach Göttingen berufen wurde, wo er 44 Jahre lang erfolgreich wirkte, obgleich sein Hang zum Spott, dem er sich rücksichtslos hingab, ihn oft mit Vorgesetzten und Collegen in unangenehme Verwickelungen brachte. Er starb im 81. Jahre seines Alters, am 20. Juni 1800.

Kästner, der als Gelehrter eine bedeutende Stellung einnimmt, war keineswegs ein Dichter im strengen Sinne des Worts; er war von der Zeit und der damaligen Bewegung ergriffen worden. Gottsched hatte, wie in so vielen Andern, so auch in ihm, die Liebe zur vaterländischen Poesie geweckt, ihm zugleich aber auch die Meinung beigebracht, daß man die Poesie eben so gut erlernen könne, wie irgend eine Wissenschaft. Zwar schritt er in seinen ästhetischen Ansichten mit der jüngern Generation vorwärts, doch ohne sich jemals weit über den Gottschedischen Standpunkt zu erheben, und insbesondre war die von den Schweizern und Klopstock eingeschlagene Richtung, so wie die anakreontische Sentimentalität seinem durchaus auf das Praktische gerichteten Sinn zuwider (1—5). Auch erhoben sich seine schon oben (S. 547) erwähnten Lehrgedichte, seine Lieder und Oden, so wie seine Fabeln nicht über den Gottschedischen Standpunkt, und selbst seine Epigramme, welche seinen Ruf als Dichter begründeten, sind keineswegs das Ergebniß dichterischer Schöpfungskraft, sie sind vielmehr die Frucht jener schon erwähnten Neigung zum Spott und zur Satyre, sie sind Ergüsse seines stets bereiten Witzes, mit welchem die Phantasie in geradem Widerspruche steht. Daher sind sie auch zum größten Theil durchaus persönlicher Natur und erheben sich selten oder niemals über die enge Schranke des Individuums, welches den Einfall hervorrief, er mag literarische Zustände (1—6), oder wissenschaftliche Verhältnisse

*) Bald ist das Epigramm ein Pfeil,
Trifft mit der Spitze,
Ist bald ein Schwert,
Trifft mit der Schärfe,
Ist manchmal auch (die Griechen liebtens so)
Ein klein Gemählde, ein Strahl, gesandt
Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten.

(7—9) berühren, oder beſondere Erſcheinungen ſeiner Zeit (10. 11) darſtellen, oder die einzelnen Stände und Geſchlechter (12—14) beſprechen, oder ſelbſt ſeine Vaterlandsliebe äußern (11. 15). Daher iſt er auch immer bitter, beißend, giftig. Seine Epigramme verwunden und ſchmerzen, ſo daß ſie keine freiere Anſchauung hervorrufen oder gar Wohlgefallen erregen, was doch jedes, und auch das kleinſte Kunſtwerk thun ſollte. Man wird daher bei ihm nur ſelten feine Wendungen, jenes geiſtreiche Spiel des Witzes finden, welches wir bei den witzigen Epigrammen der Griechen bewundern; dazu fehlt ihm die feinere Bildung des Geiſtes und Selbſtbeherrſchung. Denn ſeine Epigramme ſind Einfälle des Augenblickes, und er wirft ſie hin, wie ſie ihm der Augenblick eingibt; er hat den Fehler aller witzigen Menſchen, er kann einen Witz ſchlechterdings nicht unterdrücken. Man kann ihm allerdings reichen und lebendigen Witz nicht abſprechen, er iſt fruchtbar an ſinnreichen Einfällen, er beſitzt eine ſeltene Gabe, das Lächerliche überall zu erkennen, wo es ſich ihm darbietet; allein er verſteht es nicht, dieſen reichen Stoff dichteriſch zu geſtalten.

1. Die poetiſche Krönung.

„Dir, Gott der Dichter, muß ichs klagen,
Sprach Heermann, „Schönnich darf es wagen,
Und ſing ein ſchläfrig Lied von mir!“
„Sey ruhig,“ hat Apoll geſprochen,
Der Frevel iſt bereits gerochen,
Denn Gottſched krönet ihn dafür.

2. Ueber eine Stelle in Hübners poetiſchem Handbuch.

„Und reimte man nun auch nicht mehr!
Was würde man ſich denn erſparen?
Denn wo wir jetzt zufrieden Reime ſehn,
Da müßten doch alsdann Gedanken ſtehn!“
So meinte Hübner einſt, und Denken fand er ſchwer.
Der gute Mann! lebt' er in unſern Jahren,
Er würde tauſend Dichter ſehn,
Die Reim und Denken ſich erſparen.

3. Deutſche Verſe mit lateiniſchen Buchſtaben.

Seht die epiſchen Zeilen, frei vom Maſſe der Sylben,
Frei vom Zwange des Reimes, hart, wie Pyrrhiſche Verſe,
Leer, wie Meiſsniſche Reime! Seht, der glückliche Künſtler
Fyllt mit römiſchen Lettern, mit pythagoriſchen y y
Zum Ermyden des Leſers beſſer zu nutzende Bogen.

4. Nach dem Engliſchen.

So toll erhaben Gewäſch in reimlos ametriſchen Zeilen
Seh' ich für Verſe nicht an: mir iſt es raſende Proſa.

5. In Ziegters Aſiatiſche Banike.

Mit kühnen teuren, frommen Rittern
Verdarb ſich der Geſchmack von unſern guten Müttern;
Mit feinem Witz, empfindungsvollen Scherzen
Verdirbt man unſrer Töchter Herzen.

6. Tragiſche Todesarten.

Eh noch der Held den Dolch, die Heldin Gift erkor,
Starb ſchon das Drama ſelbſt den ſanftern Tod: Erleor.

7. Die Unwiderleglichen.

Von jedem, der euch widerſpricht,
Sagt ihr verachtungsvoll: „Der Mann verſteht uns nicht!“
Könnt ihr nun nicht verſtändlich ſchreiben,
So müßt ihr ungeleſen bleiben.

8. Von einem Philoſophen.

Stets wird Abſtract die beſte Welt verklagen,
Und ſchweiget nie von Wolffens Tadel ſtill:
Er muß ja, das man verſteht, noch ſagen,
Denn außerdem weiß niemand, was er will.

Widerruf.

Nein, ſelbſt dein Feind wird dir geſtehen müſſen,
Man weiß, Abſtract, vollkommen, was du willſt,
Und daß du nur, was alle Kinder wiſſen,
In dunkle Pracht baebar'ſcher Wörter hüllſt.

9. Pädagogie.

Dem Kinde bot die Hand zu meiner Zeit der Mann,
Da ſtreckte ſich das Kind und wuchs zu ihm hinan:
Jetzt laufen hin zum lieben Kindlein
Die pädagogiſchen Männlein.

10. Charakter.

Das alte Rom iſt ihm bekannt,
Die heut'gen Schönen muß er kennen:
Als Doctor iſt er ſehr galant,
Als Stutzer ſehr gelehrt zu nennen.

11. Den Herrn M(oſes) M(endelsſohn).

Ein neuer Dionys rief von der Seine Strande
Sophiſtenſchwärme her für ſeinen Unterricht,
Ein Plato lebt' in ſeinem Lande,
Und dieſen kannt' er nicht.

12. Gedenkt.

Von Leibnitz und von Wolf hab' ich mir ſtets gedacht:
Hochwohlgebohren nicht, und nur Hochwohlgemacht.
Auch meynt ich über ſie nicht bey der Benennung zu lachen,
Denn wirklich iſt ja nichts aus manch Gebohrnen zu machen.

13. Aufſagende Studenten.

Klatſcht, Burſche, klatſcht, laßt ſchwere Peitſchen ſchallen,
Laßt Hieb auf Hieb auf müde Pferde fallen!
Der Fremdling ſieht es mit Erſtaunen an,
Und denkt, daß jeder noch ein Schweinhirt werden kann.

14. An einen Virtuoſen.

Daß er durch mächtigen Geſang
Der Löwen Grimm, der Felſen Härte zwang,
Der Ruhm war einſt dem Orpheus eigen;
Doch du haſt mehr: du machſt die Damen ſchweigen.

15. Was Hippokrene auf deutſch heißt.

Ein Galliee, der gallisch nur verſtand,
Und das allein reich, ſtark und zierlich fand
(Das Deutſche hat er ſtets durch ſchalen Spott entehrt,
Weil ihn für dieß Verdienſt ein deutſcher Hof ernährt),
Den bat ich: „Nennt mir doch auf gallisch Hippokrene!“
„Herr Deutſcher, könnt ihr mich im Ernſt ſo ſeltſam fragen?
Der Galliee behält die griech'ſchen Töne.“ —
„Nun wohl, Monſieur, wir können Roßbach ſagen!“

Johann Arnold Ebert.

Johann Arnold Ebert, geb. den 8. Februar 1723 zu Hamburg, erhielt ſeine erſte Bildung in den Schulen ſeiner Vaterſtadt. Seine trefflichen Anlagen erweckten nicht bloß die Aufmerkſamkeit ſeiner Lehrer, ſondern auch die des Dichters Hagedorn, der großen und wohlthätigen Einfluß auf ſeine Entwickelung hatte und in ihm namentlich die Liebe zur engliſchen Literatur nährte, um deren Verbreitung in Deutſchland er ſich ſpäter durch verſchiedene Ueberſetzungen verdient machte (Youngs „Nachtgedanken“, Glovers „Leonidas“ u. ſ. w.). In Leipzig, wohin er im J. 1743 gegangen war, trat er in freundſchaftliche Verbindung mit den Herausgebern der „Bremer Beiträge“, an welchen er ebenfalls Antheil nahm. Im J. 1748 wurde er durch Vermittelung Jeruſalems als Hofmeiſter an der Penſionsanſtalt des Collegium Carolinum in Braun-

schweig angestellt, und bald darauf zum Lehrer der englischen Sprache an demselben ernannt, wo er sich durch seinen belebenden Unterricht so großen Beifall erwarb, daß er im J. 1753 zum ordentlichen Professor und später zum Kanonikus und zum Hofrath befördert wurde. Ueberhaupt erfreute er sich der höchsten Gunst des Herzogs, den er in den ersten Jahren seines Aufenthalts in Braunschweig im Englischen unterrichtet hatte, und seine Stellung war um so erfreulicher, als nach und nach seine Jugendfreunde Gärtner, Giseke, Zacharia und Schmidt nach Braunschweig gezogen wurden, und Cramer, so wie J. A. Schlegel, jener einige Jahre lang, dieser bis an seinen Tod in der Nähe lebten. Auch mit Lessing, der unterdessen nach Wolfenbüttel gekommen war, stand er in freundschaftlichen Beziehungen. Als er am 19. März 1795 starb, waren ihm, mit Ausnahme Klopstocks, alle seine Jugendfreunde vorangegangen.

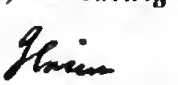
In Ebert spiegelt sich der Charakter der Sächsischen Schule so vollkommen ab, daß man diesen aus seinen Gedichten darstellen könnte, wenn man sonst keine andere Quelle mehr hätte. Er hat eben so wenig eigentlich schaffendes Talent, als die meisten seiner Freunde, seine Gedichte enthalten weder neue, überraschende Gedanken, noch zeichnen sie sich durch besondern Schwung der Sprache, durch Neuheit des Ausdrucks, hinreißende Lebendigkeit der Darstellung aus. Er schöpft weniger aus sich, als aus Andern, aber er versteht es, sich Alles so zurecht zu legen, daß es wie sein vollstes Eigenthum erscheint, und man ihn kaum an irgend einer Stelle mit Recht sklavischer Nachahmung zeihen könnte. Sein Hauptverdienst besteht jedoch in der unverbesserlichen Correctheit seiner Sprache, in der überlegten und verständigen Wahl des Ausdrucks; nie erlaubt er sich sprachwidrige Wortformen oder Satzfügungen, nie falsche Reime (wenigstens nicht nach der Ansicht seiner Zeit, wo man noch kein Bedenken trug, verwandte Vocale im Reime zu verbinden); seine Verse sind leicht und natürlich, die Sprache natürlich und wahr. Und so sind seine Episteln das Ergebniß des verständigen Fleißes und eines geläuterten, sichern Geschmacks und daher auch jetzt noch als Muster einer reinen, correcten Darstellung zu rühmen. Sie sind reich an guten und schönen Gedanken, und enthalten einzelne sehr glückliche Gemälde, welche das Ganze anmuthig beleben und ihm eine erfreuliche Fülle verleihen, so einfach der Plan und der Hauptgedanke auch sein mag. Von den 18 Episteln, welche Ebert geschrieben hat, sind acht dem 18. Mai, seinem Hochzeitstage, gewidmet und besingen das eheliche Glück mit tiefer, warmer Empfindung. Eine der besten ist die „An Herrn C. A. Schmid", und es genügt, dieselbe etwas genauer zu betrachten, um ein anschauliches Bild von der Art und Weise zu geben, wie er die Epistel behandelte. Die Erinnerung an den Jugendfreund ruft den Gedanken an das zunehmende Alter in ihm hervor; doch hat dieser Gedanke nichts Schmerzliches für ihn, denn noch ist er für alle die Freuden empfänglich, die seine Jugend erheitert haben. Noch entzückt ihn die Natur, die Musik, die Poesie, wie früher. Allein den wahren Reiz erhalten alle diese Freuden erst durch die Freundschaft, welcher er das höchste Glück seines Lebens verdankt. Die Erinnerung an die verstorbenen Freunde seiner Jugend, an Hagedorn, Giseke, Gellert, Rabener erfüllen ihn mit Wehmuth und rufen den Gedanken an das zunehmende Alter wieder in ihm hervor, aber zugleich auch das Gefühl, daß sein Herz für den lebenden Freund noch warm und jung schlage. So wollen wir, ruft er seinem Freunde am Schlusse zu, des Lebens leichtes, kurzes Leid gelassen ertragen, und mit Dankgefühl des Lebens mannigfache Freuden genießen, denn dies ist die Kunst, bei grauen Haaren und Runzeln doch noch immer jung zu sein.

Aus der Epistel: An den Herrn C. A. Schmid.

— Es befiehlt uns zwar die Pflicht,
Wann uns der Freude Sinn gebricht,
Der Freude gute Nacht zu geben:
Allein, o Freund, vergiß auch nicht,
So lange Du noch lebst, — zu leben.
Laß uns nicht, kargen Reichen gleich,
(Denn, glaube mir, noch sind wir reich;)
Nach Gütern schmachten, die uns fehlen,
Und was wir haben uns verhehlen,
Laß uns mit froher Dankbarkeit
Und edler Selbstzufriedenheit
Der Freuden Vorrath überzählen.
Ist nicht dies süße Tageslicht
Auch unsern Augen aufgegangen?
Sehn wir den schönen Frühling nicht
In seinem ganzen Schmucke prangen?
Wie meiner Kindheit Sonnenschein,
So hell und neu strahlt mir noch immer
Des heitern Lenzes goldner Schimmer
Ins Aug'; — und nicht in's Aug' allein;
Er strahlt mir bis in's Herz hinein.
Geschmelzt von seinem Hauche, fließt
Des Blutes Bach mit schnellerm Lauf.
Belebt von seiner Wärme, schließet
Mein Geist sich mit den Blumen auf,
Und düftet Andacht, Dank und Wonne
In ihrer milden Morgensonne.
Und Dem, der sie beflammt, hinauf.
Mit süßerm, innigerm Entzücken
Pflegt' ich vordem als Knabe kaum
Den ersten blätterreichen Baum,
Die ersten Veilchen zu erblicken,
Die frühsten Rosen abzupflücken.
Den ersten bunten Schmetterling
Seh' ich noch jetzt mit dem Vergnügen,
Selbst Blüthen gleich, auf Blüthen fliegen,
Womit ich einst ihn sah, — und fieng.
Denn sie und Mädchen noch zu fangen, —
(Ein Mädchen und ein Schmetterling
Sind ja beinah' dasselbe Ding,) —
Dazu ist mir der Muth vergangen;
Sie sind mir beide schon zu flink.
Und wenn ich dann die lautrn Chöre
Der liederreichen Schöpfung höre,
Wie schwingt sich da mein Geist durch's Ohr
Zur aufgeschwungnen Lerch' empor!
Wie fließt aus deiner vollen Kehle
Der Liebe Liebling, Philemele,
Dein schmelzend honigsüßes Lied,
Wovon kein Seufzer mir entflieht,
In meine lustberauschte Seele!
Wie ämsig bin ich noch bemüht,
Dem Sitze, den sie sich erstritt,
Mit leisrm Tritte nachzuschleichen!
Und wie besorgt, sie zu verscheuchen!
Mich führt noch jetzt der Zauberklang
Von tausendfachen Melodeyen,
Der labyrinthisch-wilde Gang
Von regellosen Phantaseyen
Durch einen sanften holden Zwang
In angenehme Schwärmereyen,
In die in seinem ersten Mayen
Der weiche Jüngling oft versank;
Und weckt dann in des Herzens Tiefen
Gefühle, die dort Jahre lang,
Mir selbst verborgen, ruhig schliefen.
So horch ich inniglich vergnügt
Auf die empfindungsvollen Töne
Der zärtlich lockenden Sirene,
Bis sie dem Busch und mir entfliegt.
O stets mir werthe sel'ge Scene,
Wo die Natur, uneingeschränkt,
Uns ihren ganzen Reichthum schenkt,

Und jeden Sinn mit Wolluſt tränkt,
Du gleichſt noch der on Pracht und Schöne,
Worin der erſten Menſchen Paar
So froh, geſund, und glücklich war.
Und der Inſtinkt, der ihre Söhne
Zu dir unwiderſtehlich treibt,
Und immer gleich elaſtiſch bleibt,
Iſt einer von den edlen Trieben,
Die, uns von ihnen angeerbt,
Auch nach dem Fall noch unverderbt,
Zu unſerm Troſt uns übrig blieben.
Und wird der Menſch ſeit jenem Fall
Mit blöden Augen, ſtumpfen Ohren,
Und gröberem Gefühl gebohren?
Hat wohl der Ton der Nachtigall
An Reiz, die Senn' an Glanz verlohren?
Wie? oder traf etwan der Fluch
Der Roſe lieblichen Geruch?
Verbittert' er die ſüße Kirſche?
Vergiftet' er die kühle Pfirſche?
Konnt' einſt die Tulpe bunter blühn?
Aurorens Wange ſchöner glühn?
Ein reinrer Bach auf glattern Kieſeln
Durch ſchattenreichre Büſche rieſeln?
Wär' unſre Laube minder grün,
Als Adams hochzeitliche Laube?
Fond Noah ſeiner Reben Blut,
Selbſt nach der großen Waſſerfluth,
Viel wäßriger? — Und ich, ich glaube,
Ich fühle, dieſe feur'ge Traube,
Die meinen Gaum labt, meinen Muth
Begeiſtert, ſei doch wohl ſo gut.
Von allem, was erſchaffen worden,
Muß, dünket mich, der Weſt allein
Am meiſten ausgeartet ſein,
Es ſcheint, als blies er jetzt aus Norden.
Den Zephyr, den ohn' Unterlaß
Die Dichter aller Zeit erhoben; —
(Jedoch vielleicht galt alles das
Dem Zephyr nur auf dem Parnaß;) —
Den unſern könnten ſie nicht loben.
Kein Eurus und kein Boreas
Pflegt heftiger, als er, zu toben.
Die Liebe, die ſie zwiſchen ihm
Und Göttin Flora einſt geſtiftet,
Wird oft durch ſeinen Ungeſtüm
Und Eigenſinn gar ſehr veraiſtet.
Anſtatt ſie, wie er ſonſt gethan,
Mit ſeinem Flügel ſanft zu fächeln,
Schnaubt er ſie öfters brauſend an,
Wie nur ein wahrer Ehemann
Sein zärtlich Weib mißhandeln kann.
Anſtatt, wie ſonſt, ſie anzulächeln,
Bewölket er ſein Angeſicht,
Und ihrer heilern Augen Licht
Verliſcht in gleichen Finſterniſſen.
Anſtatt inbrünſtig ſie zu küſſen
Verwundet er ſie oft ergrimmt,
Und ihre welke Wange ſchwimmt
In einer Fluth von Thränenqüſſen:
Zerſtöret wird ihr weiches Haar;
Oft hat der grauſame Barbar
In zügelloſem Zorn ſogar
Die allerliebſte kleine Schaar
Von zarten Sänglingen zerriſſen,
Die noch erſt in demſelben Jahr
Aus ihrer Lieb' entſproſſen war.
Doch, wie in allen andern Ehen,
So pflegt's auch immer hier zu gehen.
Sein Aug' entwölkt aus ſeiner Nacht,
Verklärt allmählich ſich, und lacht;
Er fühlt der alten Liebe Macht,
Und eilt mit ſehnlicherm Verlangen
Sie wieder zärtlich zu umfangen,
Er ſtreichelt wieder ihre Wangen,
Die nun von ſeiner Hand berührt,
Mit neu belebtem Reize prangen,
Selbſt durch die Thränen nicht entziert,
Die noch an ihnen zitternd hangen.
Doch jede Spur, die von dem Zwiſt
An ihrem Antlitz übrig iſt,
Die kleinſte Zähr' und jede Wunde
Wird dann von ſeinem Honigmunde
In einer einz'gen ſel'gen Stunde
Der Zärtlichkeit hinweggeküßt.
Dann ſprießet aus dem neuen Bunde,
Oft ſchneller, ſchöner, als zuvor,
Ein reizendes Geſchlecht empor.
Den neuen Bund zu feiern, ſchallen
Die Hymnen frohes Nachtigallen,
Und ſüße Blumendüfte wallen
Von Zephyrs Schwingen mild herab,
Die Flora dem verſöhnten Weſte
Aus Dankbarkeit an dieſem Feſte
Von ihrem eignen Buſen gab.
Trotz ſolchen Unvollkommenheiten
Und kleinen Widerwärtigkeiten,
Die jetzo deinen Lauf begleiten,
Erblick' ich ſtets noch, o Natur,
In deinem Hain, in deiner Flur,
Des erſten Paradieſes Spur.
Ja, dieſe dienen mir zum Bilde,
Zum Pfande ſchönerer Gefilde,
Wo Blumen, die unſterblich blühn,
Die nun noch Engel uns erziehn,
Womit uns Engel einſt bekränzen,
In noch viel höhern Farben glänzen,
Und wo der Auen friſchres Grün
In den unwandelbaren Lenzen
Vom heißen Süd, vom rauhen Nord,
Vom falſchen Weſte nie verdorrt,
Wo Blitze nie die Luft durchſchweifen,
Kein Donner brüllt, kein Sturm verheert;
Wo vom äther'ſchen Thau genähret,
Durch keinen gift'gen Biß verſehret,
Ambroſial'ſche Früchte reifen.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim.



Gleim verſuchte ſich in mehreren Gattungen der didaktiſchen Poeſie, in keiner aber mit ſo großem Erfolg als im Lehrgedicht. Sein „Halladat, oder das rothe Buch" (1. u. 2. Th. Hamb. 1775, 3. Th. Halberſt. 1781), erregte ſchon in der Handſchrift die Aufmerkſamkeit ſeines Freundes Leſſing, dem er ſie zur Durchſicht zugeſchickt hatte, und der ſogar zweifelhaft war, ob das Gedicht wirklich von Gleim herrühre, oder wenigſtens in einzelnen Theilen orientaliſchen Urſprungs ſei, eine Meinung, die ihm namentlich ein Abſchnitt „Der Zweifler" (1) erweckt habe. Nun hatte Gleim allerdings nicht ein beſtimmtes Vorbild, als er das Gedicht verfaßte; allein, was er ſelbſt hierüber an Leſſing ſchreibt, erklärt den orientaliſchen Geiſt, der im „Halladat" webt, genugſam. „Seit meiner Kindheit (berichtet er), hatt' ich den Gedanken, ein Buch wie die Bibel zu ſchreiben; dieſer Gedanke kehrte bei manchem Anlaß mehrmalen zurück. Ich hörte den Hofrath Michaelis in Göttingen und den Conſiſtorialrath Boyſen in Quedlinburg vom göttlichen Mahomet ſprechen, wie mein Leſſing vom göttlichen Homer, Boyſen aber ſagte mir im vorigen Sommer von ſeiner Ueberſetzung des Koran. Ich behauptete, Verſe müßten in Verſe gedolmetſchet werden; nun gab ich ihm eine Probe um der Versart willen. Es wurden der Proben zwei, drei u. ſ. w. So entſtand in wenigen Wochen, in wenigen Stunden, könnt' ich mit Wahrheit ſagen, das rothe Buch; und hätt' ich dem Genius, der mich in mancher Morgenſtunde zu drei Suren*) begeiſterte, längere Beſuche verſtatten können, ſo würde, glaub' ich, noch mehr als ein Koran entſtanden ſein" (Brief an Leſſing v. 8. Febr. 1774). Auch andere Freunde äußerten ihren Beifall über die Dichtung; Heinſe,

*) So heißen die Abſchnitte des Korans.

Herder, Wieland, Zimmermann u. A. stimmten in ihrem Lobe überein. Herder sagte in den „Briefen zur Beförderung der Humanität", er enthalte Blätter zum ächten Koran der Menschengüte, die der Dichter nicht bloß lehre (3), sondern auch ausübe; Wieland nannte es ein Buch für bessere Zeiten, und als der Graf Wilhelm von der Lippe den Abschnitt „Die Landschaft" (2) las, ward er für Verschönerung und reichere Kultur des Landes begeistert, ja er glaubte, es werde noch mancher öde Distrikt im Lande Lippe dem Verfasser des rothen Buchs mehr Fruchtbarkeit zu danken haben. Diese Wirkung des Gedichts läßt sich sowohl aus seiner Form, als seinem Inhalte erklären. Was erstere anbelangt, so bildete die schlichte und doch gehobene Darstellung einen auffallenden und wohlthätigen Gegensatz zu den glühenden Farben und dem oft gesuchten Schwung in den Nachahmungen der Psalmen von Cramer und selbst Klopstock, und es war ohne Zweifel gerade dieser schlichte Ton, welcher Leisings Wohlgefallen erregte, besonders da derselbe dem Inhalt vollkommen angemessen war. Der Dichter entwickelt, wenn man will, keine neuen Gedanken, ja es finden sich sogar manche einzelne Anklänge an bekannte Dichtungen der Zeit, z. B. an Klopstocks „Frühlingsfeier" und an ein schönes Gedicht von Herder („Verschiedener Umgang") in dem Abschnitt „Gott ist Schutz und Schild" (4); allein das Ganze bildet eine so schöne Sammlung der trefflichsten Lehren über die Pflichten der Menschen gegen sich und ihre Nächsten, und enthält so reine und tiefgefühlte Ansichten über die Gottheit und ihre ewige Liebe, es spricht sich mit einem Worte das ganze schöne Gemüth des Dichters darin so vollkommen aus, daß jeder, der ihn kannte, auch sein Gedicht lieben mußte.

An den „Halladat" schließt sich Gleims Bearbeitung der „Goldenen Sprüche des Pythagoras" (Halberst. 1786), mit einem Anhang von eigenen Sittensprüchen, in denen manche gute Lehre in einfacher, aber warmer und meist glücklicher Sprache gegeben wird. So hat er auch Epigramme im engeren Sinne aus dem Griechischen und Lateinischen übersetzt oder nachgeahmt, so wie eine Reihe Sinngedichte von eigener Erfindung verfaßt, von denen manche durch naiven Witz gefallen.

Der Episteln hat Gleim viele geschrieben; es gehören dieselben jedoch zu seinen schwächsten Arbeiten, sie sind durchweg tändelnd und, wie die seines Freundes Jacobi (S. 548), an den die seinigen meistens gerichtet waren, ohne allen wahren Gehalt. Eben so wenig Werth endlich haben seine Satyren, zu welcher Gattung der gemüthliche, liebevolle Mann kein Talent und in der That auch keine Neigung hatte.

1. Der Zweifler.

Du Trauriger am Felsenabsturz dort'
Du zweifelst, ob ein Gott vom Himmel sieht,
O! sieh' hinauf! sieh' seinen Wolkenzug!
Und seinen milden Regen, seinen Blitz,
Und höre seinen Donner! — Wenn sein Sturm,
Gehorsam seinem Willen, allen Duft
Und alle seine Wolken über dir
Hinweggetrieben hat, dann sieh' hinauf
Zu seinem hellen Himmel, und wenn dann
Dein Herz nicht fröhlich ist, wenn dirs nicht sagt:
„Von diesem Himmel sieht ein Gott herab,
„Ein guter, der uns alle liebt, ein Gott,
„Der diese seine Wolken regnen ließ —"
Dann, armer Blinder, steige, steige nur
Auf jene Spitze dieses Felsen, wo
Sein Adler nistet, und, o du, dem nicht
Ein guter Gott von seinem Himmel sieht,
Du, der du zweifelst, armer blinder Mann,
Und armes blindes Weib, und armer Sohn
Und arme Tochter, stürzt, stürze dich
Von dieses Felsen Spitze nur herab,
Und werde wieder, was du warest, Staub,
Und warte, Staub, ob etwa noch einmal
Der Gott, der dort von seinem Himmel sieht,
Auf eine seiner Geisterfluren dich
Erheben will! Denn besser, besser ist
Ein träger, todter, seelenloser Staub
Hier sein in seiner schönen Welt, als Geist,
Und zweifeln, ob ein Gott vom Himmel sieht!

2. Die Landschaft.

Ich steh' auf dem Gebirge Nivalis
Und seh' in lachende Gefilde; Gott!
Wie schön ist deine Welt! Hier aber ist
Ein Theil von ihr durch Menschenhände schön!
Hier hat der Pflug geschnitten, hier der Sech
Gegraben, dort das Rebenmesser viel
Der wilden Ranken weggenommen, hier
Sind Wiesen, dort sind Gärten! Wie so schön
Ist diese Landschaft! Ueber einem Wald
Auf Heerden Hügel, Bäche, weiterhin
Ein unabsehlich Waizenfeld, und dann
Ein Kranz von bläulichem Gebüsch, in dem
Das Auge willig sich verliert. Der Mensch
Hat diesen Theil verschönert; hat gepflügt,
Gegraben, hat die Bäche künstlich so
Geleitet, daß die Wiesen wässern, und
Dem Auge wohlgefallen! O, ihr thut,
Ihr Menschen, thut den Willen Gottes, wenn
Mit eures Geists, und eurer Hände Kraft
Aus unfruchtbaren Gegenden durch euch
Gefilde werden, Geister Gottes sehn
Auf eure That, und freuen sich. Da Gott
Die Erde schuf, zum Herrn der Erde dich,
Du Mensch' da ließ er vieles Oedes, ließ
Viel rohen Stoff an seiner Erde, dich
Daran zu prüfen. Deines Geistes Kraft
Soll thätig sein, soll wirken, deinen Leib
Sollst du dem Geist dir unterwürfig, dir
Gehorsam machen; hat dein Geist erdacht,
Mit welchem Nutzen jene Felsenwand
Hinweggebrochen und ein leichterer Weg
Zu guten Menschen, deinen Brüdern, dir
Eröffnet werde, dann so soll dein Leib
Mit seiner Kraft die Felsen spalten, soll
Den leichtern Weg erschaffen, soll den Weg,
Der nun mit leichterm Tritt von deinem Roß
Zu wandeln ist, mit Bäumen zieren, die
Dem Wege Schönheit und dem Wanderer
Den Schatten geben, den er sucht, er soll
Sich seiner Stärke freuen! Schöpfer sein
Des Guten oder auch des Schönen, das,
O Mensch, ist: Gott gefallen; ist: Verdienst
Um seine Welt, und deine Brüder! Du,
Der du mit deines Geistes, und vielleicht
Mit deines Leibes Kräften nichts gethan
In deinem Prüfungsleben hast, o du,
Tritt her zu mir auf diese Höh' und sieh'
In diese lachende Gefilde, sieh
Was deine Väter thaten! Diese Flur,
Die du so schön vor deinen Augen siehst,
War eine Gegend ohne Leben, war
Den Menschen todt. Von deinen Vätern ward
Sie aufgeweckt zu dieses Leben! Geh,
Und brauche deine Seele, deinen Leib,
Wie deine Väter sie gebrauchten, und
Wozu sie dein und deiner Väter Gott,
Der erste Schöpfer sie geschaffen hat.

3. Die Tugend.

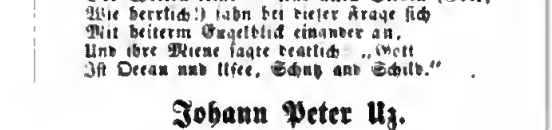
Die Ohren und Herzen willig her,
Ihr Menschen! Euer Gott hat mich gelehrt,
Was Tugend ist. Ein Feuerfunke fiel
Von seinem Himmel, als mein Auge starr,
Anstah, den Gott der Tugend auszuspähn'
Und nun, was Tugend ist, das lehr' ich euch,
Euch, meine lieben Menschen! Tugend ist:
Dem Nackenden von zweien Linnen eins
Um seine Blöße selbst ihm ichmiegen, und
Von zweien Broden eins dem Hungrigen

Darreichen, und aus seinem Quell dem Mann,
Der frisches Wasser bittet, einen Trunk
Selbst schöpfen, läßt er noch so tief im Thal.
Ihr, meine lieben Menschen, Tugend ist.
Dem Hülfsbedürftigen zuvor mit Geld
Und Weisheit kommen, seine Seele sehn,
Und seinen Kummer messen, und sich freun,
Daß etwa Geld und etwa Weisheit ihn
Der Freude wiedergebringen, und ihn nicht,
Wer seines Kummers Ueberwinder war,
Gefahren lassen; Menschen, Tugend ist
Und wenn die Bösen alle gegen euch
In ihrer Bosheit wüteten, und sich
Verschworen hätten alle gegen euch,
Von Menschenliebe nicht zum Menschenhaß
Hinüber gehen, immer, immer gut
Den Bösen sein, dem undankbaren Mann
Exempel werden edler Dankbarkeit,
Und seines Herzens Aenderung von Gott,
Von welchem er, der Arme! ach! so weit
Auf glattem Wege schon verirret war,
In einem dringenden Gebet erflehn.
Ihr, meine lieben Menschen, Tugend ist
Wenn ihr in eure Herzen seht und forscht
Ist Gutes wenig oder viel darin?
Und, wenn nur wenig, wenn ihr euren Geist
Zu Gott erhebt, so lange bis er euch
In eure Herzen lauter Gutes schenkt.
Ihr, meine lieben Menschen, Tugend ist:
Wenn ihr die Herzen eurer Brüder gern
Von allem Bösen ab zu Gutem lenkt.
Und wenn sie noch bei vielem Bösen sind,
Sie doch nicht haßt, und unermüdet sie
Von allem Bösen ab zu Gutem lenkt.
Ihr, meine lieben Menschen, Tugend ist:
Dem Gotterschaffenen Erhalter sein,
Lebendigen das Leben fristen, ruhen Stoff
Umwenden, so daß er durch euren Fleiß
Einst Leben zu dem Leben bringen muß.
Ihr, meine lieben Menschen, Tugend ist.
Die Summe dieses Guten, welches Gott
In seine Welt gelegt, an seinem Theil
Vermehren, wenn, und wo und wie sie nur
Vermehret werden kann! Vermehret sie
Die Summe dieses Guten, dann, o dann
Sei König oder Bettler, du gefällst
Den Geistern deines Gottes, die um dich
Und deinem Thun, wenn einsam du dich wähnst,
Unsichtbar schweben, du gefällst, gefällst
Dem Schöpfer alles Guten, deinem Gott!
Ha! dem gefallen willst du nicht? du willst
Des Guten Summe nicht vermehren? willst
Des Bösen, welches Gott in seiner Welt
Zum Guten lenkt, Vermehrer sein? Sei es!
Die Geister Gottes wenden ihren Blick
Hinweg von dir, Gott nicht' Allein, o Weh!
Du wagst es künftig nicht, zu deinem Gott
Die Augen aufzuschlagen, denn du wirst
Des Bösen, welches Gott in seiner Welt
Zum Guten lenkt, dich schämen, wirst bereun,
Daß du dem Schöpfer alles Guten nicht
Gefallen wolltest! nicht mit diesem Geist
Und diesem Witz in deiner Seele, nicht
Mit diesen Kräften deines Leibes, die
Zur Thätigkeit und nicht zur Ruhe dir
Dein Schöpfer gab! Erwache, Schläfrigee!
Aus deinem Schlaf, und spare diese Schaam
Und diese Reue deinem Wesen dort,
Wo alle Himmel deine Zeugen sind!
Und da dein Weg zu Ende geht, und ach!
Nun leider deines Geistes Federkraft
Für uns verdorben ist, so heilige
Mit guten Werken lieber, als mit Witz
Noch diesen Augenblick der Ewigkeit!

4. Gott ist Schutz und Schild.

Und alle Geister Gottes sangen „Gott!"
Und ihrer sieben sonderten sich ab,
Und schwebten näher, näher her zu mir,
Zu mir, dem Tropfen, der im Ocean
Der Welten schwimmt, und wollten sehn
Wohin geschwommen? „Geister Gottes, wo
Das Ufer? wo dir eine Muschel, die
Den armen Tropfen fange, daß er Perl'
In ihr einst werde? Geister Gottes, weit
Umher geschwommen bin ich schon dahier,
Gewaltsam fortgerissen oft, und oft
In vielen Stunden, habe mich heraus
Gewunden, habe Kraft gefühlt, bin dann
Ein Tropfe wiederum gewesen hoch
Auf einer Wage. Geister Gottes, nun
Schwimm' ich, und still, hier oben unterm Schein
Der milden Sonne, die mit ihrem Licht
Mein Firmament gern erleuchtet, und seh' euch
Mit vielen Geistes-Augen, fragend: Wo
Das Ufer? Oder ist im Ocean
Der Welten keins?" Und allen Sieben (Gott,
Wie herrlich!) nahn bei dieser Frage sich
Mit heiterm Engelblick einander an,
Und ihre Miene sagte deutlich: „Gott
Ist Ocean und Ufer, Schutz und Schild."

Johann Peter Uz.



Unter den Ideen des großen Leibnitz, welche bei seinen Zeitgenossen und dem nachfolgenden Geschlecht am fruchtbarsten wirkten, fand keine so allgemeinen Beifall als seine Rechtfertigung der Wege Gottes, welche er in seiner Theodizee mit philosophischem Scharfsinn ausgeführt hat. Sie fand auch bei den Dichtern mannigfachen Wiederhall, und es zeigt sich ihr Einfluß nicht bloß in den Gedichten, welche, wie Hallers „Ursprung des Uebels", Zernitzens „Gedanken von dem Endzweck der Welt", J. G. Sucros „Beste Welt", geradezu die Absicht haben, Leibnitzens Ansicht dichterisch darzustellen; es findet sich dieser Einfluß auch bei manchen andern Dichtern, bei Gellert, Creuz, Withof u. s. w., die andere Gedanken zum Mittelpunkt ihrer Dichtungen machten. Unter allen, welche die Idee des großen Meisters dichterisch zu gestalten suchten, nimmt aber Johann Peter Uz ohne allen Vergleich den ersten Rang ein, und er stellt in seiner „Theodizee" (1), welche überhaupt sein poetisches Meisterwerk ist, ein noch unübertroffenes Muster auf, wie der rein didaktische Stoff in das Gebiet der Phantasie, wie der Gedanke in das Reich der Empfindung gehoben werden könne. Es unterscheidet sich dieses Gedicht daher wesentlich von allen übrigen didaktischen Poesien, selbst von der andern des nämlichen Dichters, indem er nicht bloß, wie jene, die äußeren Mittel der Poesie benutzt, um über den unpoetischen Stoff den Schein dichterischen Lebens zu geben, sondern ihn wirklich mit wahrhaft poetischem Leben durchdringt.

Uz hätte wohl keinen bessern Stoff wählen können, als „die Kunst stets fröhlich zu sein" (Lyz. 1760), um auch ein größeres Lehrgedicht in derselben Weise zu behandeln, wie seine „Theodizee", allein er blieb in dieser Dichtung ganz in dem althergebrachten Gleise; er hat, wie sich Mendelssohn in den „Literaturbriefen" darüber ausdrückt (8, 216), den Dichter nicht in die Thäler der Weltweisheit herunter zu locken gewußt. „Die Kunst, stets fröhlich zu sein" behandelt ungefähr den nämlichen Gegenstand, wie Withofs „Moralische Ketzer" (S. 548), nur sind beide Gedichte in der Ausführung darin unterschieden, daß Withof, alle Gebäude der menschlichen Weisheit niederzureißen sucht, um der Religion Platz zu machen, während Uz sich begnügt, zwischen beiden einen Vergleich zu treffen, um die Religion das Werk krönen zu lassen, das von der menschlichen Vernunft angelegt und aufgeführt worden."

Seine „poetischen Briefe", deren er acht geschrieben hat, haben größeren Werth und einige derselben gewähren zudem litterarisches Interesse, weil sie sich auf den Streit mit Wieland beziehen (S. 523). In der Epistel „An den Hofrath Christ", welche, wie mehrere andere in Prosa mit untermischten Versen geschrieben ist, erzählt der Dichter, wie er im Traume in den Tempel des Geschmacks gekommen, der mit Büsten der alten und einiger neueren Dichter ausgeschmückt sei. Von den deutschen hätten Opitz, Canitz, Brockes, Haller, Hagedorn, J. E. Schlegel, Gellert und Gleim einen Ehrenplatz in den Tempel erhalten, und dies gibt dem Dichter Anlaß, über diejenigen zu spotten, die den Reim verachten, in Schilderungen kein Maß und Ziel kennen, und, um im englischen Geschmack zu schreiben, schwülstig werden, die nur nach seltnen Bildern und einer ungewöhnlichen Sprache haschen und die ewig schönen Muster der Alten nicht mehr achten *). Dieser Brief rief die oben erzählten Angriffe gegen Uz hervor, welcher ihnen in der Epistel „An Gleim" (2) mit Würde und Talent antwortete. „Ich habe," schrieb er seinem Freunde bei Uebersendung der Epistel, „darzuthun gesucht, daß es erlaubt sey, durch eine fröhliche Muse Wein und Liebe besingen zu lassen; anderntheils habe ich denen Herren, die sich so weit über uns erhaben zu seyn dünken, weil sie erbaulich seyn wollen, zu Gemüthe geführt, daß es nicht genug sey, zu lehren, sondern daß der Dichter reitzend lehren müsse. Ich habe am Ende noch einige Betrachtungen über die Schreibart in geistlichen Liedern angehängt, weil ich voraussehe, daß wir in kurzem mit eben so viel schlechten Gedichten dieser Art überschwemmt werden möchten, als es bei der anakreontischen Art geschehen." Uz hatte sich die formelle Bildung seiner Zeit als Dichter vollständig angeeignet, und sein Talent hatte sich ganz in dieselbe gefunden; ihm galten Wahrheit und Natürlichkeit, Anmuth und Correctheit als die ersten und nothwendigsten Erfordernisse der Kunst; es war daher sehr erklärlich, daß er sich von den Dichtern, welche gerade all dieses verschmähten, abgestoßen fühlen mußte, und wenn er auch die hohe Bedeutsamkeit Klopstocks keineswegs verkannte, so fühlte er doch, daß wenn es diesem gelänge, der deutschen Kunst die ausschließliche Richtung zu geben, in der er sich bewegte, dieselbe nothwendig in tödtende Einseitigkeit versinken müßte. Von diesem Standpunkte betrachtet, hatte Uz vollkommen Recht; er wollte die deutsche Poesie vor dieser Einseitigkeit retten und der Kunst das ganze große Gebiet der heiteren Darstellung bewahren, welches durch die Klopstockische Richtung bedroht war. Was er durch seine Briefe anbahnte, vollendete Wieland (S. 474), derselbe, der die heitere Seite seiner Dichtungen auf so leidenschaftliche und selbst unwürdige Weise angegriffen hatte.

1. Theodicee.

1. Mit sonnenrothem Angesichte
Flieg' ich zur Gottheit auf: ein Strahl von ihrem Lichte
Glänzt auf mein Saitenspiel, das nie erhabner klang.
Durch welche Töne wälzt mein heiliger Gesang,
Wie eine Fluth von fuchtbarn Klippen,
Sich strömend fort, und braust von meinen Lippen!

2. Ich will die Spötter niederschlagen,
Die vor dem Unverstand, o Schöpfer, dich verklagen:
Die Welt verkündige der höhern Weisheit Ruhm!
Es öffnet Leibnitz mir des Schicksals Heiligthum,
Und Licht bezeichnet seine Pfade
Wie Titans Weg vom östlichen Gestade.

3. Die dicke Finsterniß entweiche,
Die aus dem Acheron vom stygischen Gesträuche
Mit kaltem Grausen sich auf meinem Wege häuft,
Wo stolzer Thoren Schwarm in wilder Irre läuft,
Und auch der Weise furchtsam schreitet,
Oft stille steht, und oft gefährlich gleitet!

4. Die Riffe liegen aufgeschlagen,
Die, als die Gottheit schuf, vor ihrem Auge lagen:
Das Reich des Möglichen steigt aus gewohnter Nacht.
Die Welt verändert sich mit immer neuer Pracht
Nach tausend lockenden Entwürfen,
Die eines Winks zu schnellem Seyn bedürfen.

5. Der Sertus einer bessern Erden
Zwingt nicht Lucretien, durch Selbstmord groß zu werden:
An einem Dolche starrt ihr unbeflecktes Blut.
Das leichenvolle Rom, der Schauplatz feiger Wuth
Und viehischer Domitinne,
Herrscht unverheert in einem schönern Plane.

6. Doch Dämmerung und kalte Schatten
Gehn über Welten auf, die mich entzücket hatten:
Der Schöpfer wählt sie nicht; er wählet unsre Welt,
Der ungeheuer Sitz, die, Helden beygesellt,
In ewigen Geschichten strahlen,
Der Menschheit Schmach, als Werkzeug ihrer Qualen.

7. Eh' ihn die Morgensterne lobten,
Und auf sein schaffend Wort des Chaos Tiefen tobten,
Erkohr der Weiseste den ausgesüheten Plan,
Und wider seine Wahl will unser Maulwurfswahn,
Will stolze Blindheit Recht behalten,
Und eine Welt im Schooß der Nacht verwaltrn?

8. Von welcher Sonne lichtem Strahle
Weicht meine Finsterniß! Wie, wann aus feuchtem Thale
Der frühe Wandersmann auf hohe Berge dringt,
Schnell eine neue Welt vor seinem Aug' entspringt,
Und Reiz die große Weite schmücket,
So wird mein Geist auf seinem Flug entzücket.

9. Ich habe mich emporgeschwungen:
Wie groß wird mir die Welt! Die Erde sieht verschlungen,
Sie macht nicht mehr allein dir ganze Schöpfung aus.
Welch kleines Theil der Welt ist Rheens finstres Haus!
Und, Menschen, welche kleine Heerde
Seyd ihr nur erst auf dieser kleinen Erde!

10. Gönnt gleiches Recht auf unserm Balle
Geschöpfen andrer Art! ihr Schöpfer liebt sie alle:
Die Weisheit selbst entwarf der kleinsten Fliege Glück.
Ihr Schicksal ist bestimmt so gut als Roms Geschick
Und als das Leben einer Sonne,
Die glänzend herrscht in Gegenden der Wonne.

11. Seht, wie in ungemeßner Ferne
Orion und sein Heer, ein Heer bewohnter Sterne
Vor seinem Schöpfer sich in lichter Ordnung drängt:
Er sieht, er sieht allein, wie Sonn' an Sonne hängt,
Und wie zum Wohl oft ganzer Welten
Ein Uebel dient, das wir im Staube schelten.

12. Er sieht mit heiligem Vergnügen
Auf unsrer Erde selbst sich alle Theile fügen,
Und Ordnung überall, auch wo dir Tugend weint,

*) „Kann ein verblendet Volk die Thorheit höher treiben?
Der nicht, wie Britten denkt, will als ein Britte schreiben.
Der Deutsche will ein Britte seyn,
Und kauft ein englisch Kleid auf einem Trödel ein.
Der Aufwand ist gering, ein schwülstiges Geschwätze,
Das der Vernunft vergißt, wie aller Sprachgesetze,
Manch Schulwort, manch verwegner Schwung
Und schwärmende Begeisterung
Macht schon ein ziemlich Kleid nach Londons neustem Schnitte:
Dem Kleide fehlt nur Eins, der Britte.
Was hilft ein fremder Schmuck, der, im Gebrauch befleckt,
Nur klappernde Gerippe deckt,
Die nach des Grabes Moder riechen?
Wie oft verdirgt in bunter Pracht
Des Ausdrucks unerhellte Nacht
Gedanken, die im Staube kriechen!
Die deutsche Dichtkunst weicht von weiser Alten Spur.
Der gründliche Geschmack an Wahrheit und Natur,
Der Wohlklang in gesunden Ohren,
Die Sprache selber geht verloren,
Weil alle Scham verloren geht.
Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er solch Deutsch versteht."

Und findet, wenn ſein Blick, was böſ' und finſter ſcheint,
Im Schimmer ſeiner Folgen liebet,
Daß, was geſchieht, auf's beſte ſtets geſchiehet.

13. Es leidt mit geprieſ'nem Raube
Die Gattin Collatins' es keimt aus ihrem Blute
Die Freiheit eines Volks, die einſt Gatone zeugt,
Bis kühne Tyrannen, vom Laſter groß geſäugt,
Die ſpät verlarvte Tugend rächet,
Und Rom durch Rom beſtraft und ſtrafend ſchwächet.

14. Entkräftet in verdienten Ketten,
Wie ſoll ſich Latium vor fremdem Joche retten?
Sieh' das entmannte Rom verfällt in Schutt und Graus:
Der kalte Norden freut ein Volk der Wilden aus,
Das durchs Verhängniß überwindet,
Im Finſtern ſaß, und Licht und Wahrheit findet.

15. Die ihr ein Stück vom Ganzen trennet,
Vom Ganzen, das ihr blos nach eurem Winkel kennet,
Verwägen tadelt ihr, was Weiſe nicht verſtehn.
O könnten nur die Welt im Ganzen überſehn,
Wie würden ſich die dunkeln Flecken
Vor unſerm Blick in größern Glanz verſtecken!

16. Soll Welten alles Böſe fehlen?
So mußte nie den Staub der Gottheit Hauch beſeelen.
Denn alles Böſe quillt bloß aus des Menſchen Bruſt
So muß der Menſch nicht ſein. Welch größerer Verluſt!
Die ganze Schöpfung würde trauern,
Die Tugend ſtehn, und ihren Freund bedauern.

17. Ihr, Weiſen, hättet nie entzücket,
Die ihr die Schöpfung mehr als hundert Sonnen ſchmücket,
Und Ordnung herrſchte nicht im Reiche der Natur,
Die niemals flüchtig ſpringt, und ſtufenweiſe nur
Auf ihree gülnen Leiter ſteiget,
Wo ſich der Menſch auf mittlern Sproſſen zeiget.

18. Vom Warme, der voll größrer Mängel
Auf ſchwarzer Erde kreucht, und vom erhabnen Engel
Sind Menſchen gleich entfernt, und beiden gleich verwandt.
Ihr freiee Wille fehlt, ihr himmliſchee Verſtand
Entflieget nie der engen Sphäre:
Stets feſſelt ihn des Leibes träge Schwere.

19. Es rauſchen laute Spöttereien
Um mein verachtend Ohr, viel ſtolze Klugen ſchreien
Dem armen Sterblichen des Willens Freiheit ab,
Die Selaeen, welche das, was weiſe Güte gab,
Dee Menſchheit Vorrecht nicht erkennen,
Und gleich dem Vieh, ſich deſſen unwerth nennen!

20. Verzärtelt eure Leidenſchaften,
So herrſchen ſie zuletzt: ſie werden ewig haften,
Ein diamantnes Band knüpft ſie an euer Herz.
Der ſeelgeborne Geiſt erblickt nicht ohne Schmerz
Sich endlich in verjährten Banden,
Und iſt ein Knecht, weil er nicht widerſtanden.

21. In allen Ordnungen der Dinge,
Die Gott als möglich ſah, war Menſchenwitz geringe:
Der Menſch wae immer Menſch, voll Unvollkommenheit.
Durch Tugend ſoll er ſich aus dunkler Niedrigkeit
Zu einem höhern Glanz erheben,
Unſterblich ſein nach einem kurzen Leben.

22. Mein Schickſal wird nur angefangen
Hier, wo das Leben mir in Dämmrung aufgegangen:
Mein Geiſt bereitet ſich zu lichtern Tagen vee,
Und murrt nicht wider den, der mich zum Staub erkor,
Mich aber auch im Staube liebet,
Und höhern Rang nicht weigert, nur verſchiebet.

2. An Herrn Canonicus Gleim.

Noch einen Traum ſoll dieſer Brief erzählen,
Dir, liebſter Gleim, ich teilt' ihn zwar verhehlen;
O hätt' ich nie den Traum bekannt gemacht,
Der wider mich die Dichter aufgewacht'
Ich war zu ſchnell, ein Weſpenneſt zu ſtören;
Denn glaube, Freund, wenn Weſpen Löwen wären,
So würde längſt mein blutiges Gebein
In Staub zermalmt, wo nicht verſchlungen ſein.
Ich leb' und träumt' und ſah die Pierinnen,
Den Phöbus auch. Ihm folgten die Göttinnen
Auf einen Berg, der ſchattig ſich erhob.
Kalliope ſang Friedrichs Heldenlob.
Sie ſang entzückt, ihr kriegriſch Auge brannte:
Ein Jüngling kam, den Phöbus kaum erkannte.
Er gieng zum Gott mit wildem Ungeſtüm
Nicht mehr als Freund, und redete vor ihm:
„Wie lang verderbt mit liederlichen Scherzen
Dein Dichtervolk dir Sitten und dir Herzen?
Verruchter Schwarm von Sardanapals Art!
Auch der traut Weiu, und ſalbte ſeinen Bart.
O Schande! ſoll een aaerlaubten Diagen,
Von Lieb' und Wein, der Deutſche jauchzend ſingen?
Der ſchnöde Witz, der ſtrafbae ſüße Ton
Gefällt im Gleim und im Anakreon?
Iſt Hageborn in aller Schönen Händen,
Und alter Staub ſoll Greyeen ſchänden,
Die lobereich ſind? O Tugend, ſtench betbränt
Von einem Volk, das ach' dey'm Noah gahnt!"
Er ſeufzte tief, and murmelte von Rache,
Von Symrathie und eon der guten Sache.
Wer feehlich ſcherzt, ward ein Inielt genannt:
Er naant aach mich, and drehte mit dee Hand.
Apolle ſchwieg, und wäre fortgegangen.
Doch Grato mit glühendrothen Waagen
Stund hitzig auf, aad ſah den beſen Maan
Mit ſtolzem Blick and voll Verachtang aa.
„Welch ſchwacher Geiſt," hört' ich die Muſe ſagen,
„Will vom Parnaß die Grazien verjagen!
Iſt aiemand weiſ', als wer nur immer weint,
Ein finſtrer Kerl, dem Schwermuth Tugend ſcheint?
Manch großer Mann von angeſcholinen Sitten
Hat uneniehrt des Leſers Bahn beſchritten,
Dem Griechen gleich zu ſingen ſich beſtrebt,
Ihm gleich geſcherzt, and nicht gleich ihm gelebt.
Zwar Teutſchland hat in ungehearer Menge
Von Lieb and Wein erbärmliche Geſänge.
Der Kenner Spott verfolget ne mit Recht:
Allein ſie ſind nicht böſe, ſie ſind ſchlecht.
Iſt's unerlaubt, die Sinne zu vergnügen?
Die Freude ſoll nicht über Pflichten ſiegen:
Doch jeder Menſch, der ſinnlich ſich erfreut,
Iſt nicht zugleich ein Sclae der Sinnlichkeit.
Der Weiſe darf ein Mädchen artig finden,
Die Schönheit ſehn, die Schönheit aach empfinden,
Auf Blumen ruhn, and, wann er erlen Wein
Mit Freunden trinkt, auch trinkend fröhlich ſein:
Ihn darf, ihn muß, was reizend iſt, entzücken,
Und was ee fühlt in Liedern ausdrücken,
Soll ſtrafbar ſein? Du ſchreiſt: er iſt verdammt!
Doch dieſer Menſch dient Gott in ſeinem Amt,
Lebt unbefleckt, auch wann er jauchzt und ſingel,
Auch wann ſein Lied von Wolluſt ſanft erklinget,
Und glaube mir, des Weiſen Wolluſt ſei
Mehr Tugend, Freund, als deine Schwärmerei.
Der leichte Scherz, das Tändeln muntrer Jugend,
Ein ſchalkhaft Bild, bei welchem keine Tugend
Erröthen darf, ein Sag, der nicht beſtimmt,
Halb Wahrheit iſt, and halb zur Lüge ſchwimmt,
Erbittern dich auf unſchuldvolle Dichter:
Du ſchmähleſt, tchimpfſt, and wirſt ein Spöttterrichter.
Dem Eifer ſchließt von einem freien Scherz
Ganz übereilt auf ein verruchtes Herz.
Der Dichter ſingt in lydiſchweichen Tönen
Nicht allezeit, nicht ſtets von Scherz and Schönen,
Und wann er nun Theorieen ſingt,
Sprich, ob ſein Lied noch weich, noch lydiſch klingt?
Die Mäßigung, die Wiſſenſchaft zu leben,
Sich über Glück und Unglück zu erheben,
Sich immer gleich, durch Unſchuld groß zu ſein,
Beſingt er auch, wie Chloen and den Wein?
Die Billigkeit iſt rühmlich auch im Streite:
Sieh deinen Feind nicht bloß von Einer Seite,
Sieh, ob nicht ſelbſt im grünen Myrthenwald
Ein lehread Lied in ſeine Saiten ſchallt.
Der Jüngling geht in dieſen Myrthenſträuchen
Dem Dichter nach, der Freude nachzuſchleichen:
Er ſucht nur Luſt, and höret überall
Der Weisheit Ruf, nicht bloß die Nachtigall.
So wandelt jetzt, wann in dem lauen Lenzen
Arkadiens deblümte Fluren glänzen,
Ein junger Hirt mit ſeiner Schäferin
Und Arm in Arm durch Aaen fröhlich hin.
Das munire Paar ſcherzt, lacht and will nur küſſen,
Wann plötzlich ſich vor ſeinen leichten Füßen
Im ſchönſten Thal ein marmorn Grab erhebt,
Der Daphne Grab, die geſteen noch gelebt.
Dee Schäfer ſtarrt, tiefſinnig ſteht die Schöne:
Ihr helles Aug' anwölket eine Thräne.
Sie ſeufzt gerührt: iſt uns der Tod ſo nah?
Der Jugend ſelbſt? and in Arkadia?
Du darfſt vielleicht der ſchönſten Muſe Lehren,
Die rauhen Ginſt verſchmähet, aach nicht hören?
Wenn ihre Stirn mit Roſen ſich umkränzt,
Aus ihrem Blick ein ſchmeichelnd Lächeln glänzt,

So darf sie nicht vor Heiligen erscheinen?
Nur diese gilt bei dir und bei den Deinen,
Die finster sieht, und, kalt wie scythisch Eis,
Nur lehren will, nicht zu gefallen weiß?
Ihr suchet Lob, und lobet, die euch loben:
Auf andre wird die Geißel aufgehoben.
Man lies't euch nicht, ihr werdet bös' und klagt,
Daß niemand mehr nach guten Sitten fragt.
Doch Gellert wird gelesen und verehret,
Obgleich sein Lied dir reinste Tugend lehret.
Die Jugend lernt sein reizend Lehrgedicht.
Ihr lehret auch, doch reizend lehrt ihr nicht.
Verbirtet ihr, daß Deutschland, wenn ihr dichtet,
Euch mit Geschmack nach euern Regeln richtet,
Und ächten Witz und Schönheit der Natur,
Das Schöne stets und nicht das Wahre nur,
Noch Richtigkeit in Ausdruck und Gedanken,
Nicht kalten Schwulst, noch Träum' erhitzter Kranken
Bei Dichtern sucht, und über falsche Pracht
Und Rauhigkeit an seinen Lehrern lacht?
Der Stoff allein macht keine Meisterstücke:
Der Bildung Kunst vergnüget klugr Blicke.
Wär jeder groß, der uns die Tugend preist,
So wär Hans Sachs der Deutschen größter Geist.
Ein Jupiter, auch ohne Blitz und Waffen
Voll Majestät, von Phidias geschaffen,
Verdienet wohl der Griechen Stolz zu sein,
Und nimmt ihr Herz mit heil'gem Schauer ein
Noch zweifle nicht, daß, außer unter Wenden,
Im Liebesgott von eines Myrons Händen
Den Kennern auch und mehr gefallen kann,
Als Jupiter von Meister Zimmermann."
Hier konnte sich der Jüngling nicht mehr halten:
Die stolze Stirn' umwolkten Grimm und Falten.
Er stund und schwur dem heimischen Parnaß,
Den Musen selbst auf ewig seinen Haß.
Er gieng erzürnt, und sah ihm nach, und lachte
So deutsch und laut, daß ich vom Schlaf erwachte.
Was ich gehört, o Gleim, ergötzte mich:
Du denkst vielleicht, ein Thor vertheidigt sich.
Ein wahres Lob ist immer wahr geblieben.
Weil Kenner dich und deine Musen lieben,
Verachtest du der kleinen Richter Schmähn,
Die sich vor dir mit Midas Weisheit blähn.
Wie ehre, Freund? so soll vergällten Herzen
Vergönnet sein, mich tückisch anzuschwärzen?
Verurtheilt mich ein schwärmerisch Gericht,
Weil ich gescherzt, als einen Böswicht?
Ich hasste stets die Sitte schwarzer Rotten,
Was heilig ist, leichtsinnig zu verspotten:
Nie unverschämt und niemals ruchlos klang
Mein Jugendlied, wenn ich beim Weine sang.
Religion und Tugend auszubreiten,
hielt ich für Pflicht in meinen frühsten Zeiten,
Und lehrte selbst, ich, der den Wein erhob,
Mein Saitenspiel der Gottheit glänzend Lob.
Nur üb' ich mich noch schüchtern und im Stillen,
Hier braucht man mehr als einen guten Willen
Hier muß nichts kalt, nichts niedrig, nichts gemein,
Nur alles groß und Gottes würdig sein.
Der Dichter soll des Volkes Herzen rühren,
Doch, weise selbst, nicht folgen, sondern führen,
Und fern vom Wahn, der unsern Gott entehrt,
Ihn nicht verehren, ihn nur fürchten lehrt,
Die Poesie bis zum Begriff erheben,
Den uns Vernunft und Offenbarung geben,
Der ohne Schmuck der Fabeln mehr vergnügt,
Als Phantasie, die schwindlicht sich verfliegt.
Sein heilig Lied entreiße sich dem Staube!
Doch müss' es wahr, und, wie der Christen Glaube,
Hoch ohne Schwulst, in edler Einfalt schön
Und rührend sein, und jedes Herz erhöhn!
Wie? dürfte sich in christlichen Gedichten
Die Muse nicht nach jenen Regeln richten,
Die Griechenland auf Romuls große Stadt
Und uns gebracht, Vernunft gebilligt hat?
Die schreiben schön, die gleich den Alten schreiben.
Sollt' ihr Geschmack nicht unser Vorbild bleiben?
Wer ihn verläßt, verläßt auch die Natur,
Verläßt mit ihr der wahren Schönheit Spur.
Wie traurig ist's, daß Deutsche dich verlassen,
Und, o Natur, der Regeln Herrschaft hassen?
Schminke ist ihr Reiz, ihr Witz ist Künstelei.
Sie fallen ab, ich bleibe dir getreu.
Ich schwör' es dir bei Hagedorns Altären:
Er ist entrückt zu glänzend höhern Sphären,
Doch Deutschland brennt auf ewigem Altar
Ihm Weihrauch an, der Deutschlands Zierde war.
Auf seinem Pfad soll meine Muse wandeln,
Und sollte mich der größte Spott mißhandeln.
Ich schweige nun, und flieh' aus einem Streit,
Wo Thorheit schmäht, und falscher Eifer schreit.
„In Augen, die nur dehn, und stets von Eifer brennen,
Kann ich den milden Glanz der Tugend nicht erkennen."

Johann Benjamin Michaelis.

Johann Benjamin Michaelis, geb. am 31. Dec. 1746 zu Zittau, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, und von 1765 an die Universität Leipzig, um sich der Medicin zu widmen. Da seine Eltern in Folge des Kriegs in die dürftigsten Umstände gerathen waren, so mußte er Anfangs ein sehr kümmerliches Leben führen, er konnte sogar eine Zeitlang wegen Mangels an Kleidern sein Zimmer nicht verlassen. Darunter mußte auch sein Studium leiden, welches er übrigens nur mit Abneigung betrieb, denn die Dichtkunst, in welcher er schon auf der Schule glückliche Versuche gemacht hatte, hatte seine ausschließliche Liebe gewonnen. Seine Dürftigkeit nöthigte ihn, aus seinem Talent Nutzen zu ziehen; er ließ „Fabeln, Lieder und Satyren" (Lpz. 1766.) drucken. Zwar erhielt er dafür nur zehn Thaler Honorar, allein sie verschafften ihm die Bekanntschaft Gellerts, Weisses und des Malers Oeser, welche sich seiner wohlwollend und thätig annahmen. Oeser empfahl ihn Gleimen, der ihm ein kleines Stipendium verschaffte, und überhaupt schien sein Schicksal eine freundlichere Wendung zu nehmen, allein in Folge seiner bisherigen Entbehrungen und seiner schwachen Leibesbeschaffenheit verfiel er im J. 1768 in eine gefährliche Nervenkrankheit, von der er sich nie ganz erholte. Da ihm die Medicin nun noch verhaßter geworden war, gab er das Studium derselben ganz auf, was ihn nöthigte, auch auf sein Stipendium zu verzichten. Er gerieth nun wieder in die traurigsten Umstände, da Gelegenheitsgedichte seinen einzigen Erwerb ausmachten. Doch nahmen sich Weisse, Garve und Engel seiner an und es gelang ihnen, ihm schon im J. 1769 eine sehr angenehme Stelle als Hofmeister bei einem reichen Kaufmann in Leipzig zu verschaffen, die er zur vollen Zufriedenheit versah. Im J. 1770 erhielt er den Ruf als Redacteur des Hamburgischen Correspondenten; die Stelle war einträglich und schien seinen Wünschen zu entsprechen, aber er besaß die dazu nöthige Gewandtheit und Pünktlichkeit nicht, so daß ihm bald der wichtigste Theil der Arbeit und auch ein großer Theil des Gehalts entzogen wurde. Zwar erhielt er durch Lessings Vermittlung die Stelle als Theaterdichter bei der Seylerschen Gesellschaft, doch gerieth diese bald darauf in so mißliche Umstände, daß er sie wieder verlassen mußte. Er ging nun 1771 nach Halberstadt zu seinem väterlichen Freunde Gleim, der ihn liebevoll aufnahm. So führte er im Umgange mit dem trefflichen Manne, mit Jacobi, Kl. Schmidt, Lichtwer u. a. ein sorgenloses und heiteres, der Dichtkunst gewidmetes Leben; allein er hatte diese Ruhe zu spät gefunden; es zeigten sich drohende Zeichen von Auszehrung, die schnell um sich griff und am 30. Sept. 1772 seinem Leben ein Ende machte. Er war nicht volle 26 J. alt geworden.

Michaelis verdiente den Beifall der edlen Männer, die sich seiner väterlich annahmen, und schon

der Umstand, daß die verschiedensten Charaktere, daß neben Weisse auch Gleim, neben Gellert auch Lessing, neben diesen Dichtern auch der Maler Oeser seinen jugendlichen Versuchen Beifall schenkten, beweist zur Genüge, daß er ein wahres Dichtertalent gehabt haben muß. Es kam dasselbe freilich nicht zur vollständigen Entwickelung, wovon seine lange Kränklichkeit, die ihm die vier letzten Jahre seines Lebens verbitterte, nicht weniger Schuld trug, als sein frühzeitiger Tod. Und doch ist zwischen seinen früheren und späteren Dichtungen ein nicht geringer Unterschied, so daß man wohl annehmen darf, er würde in glücklicheren Verhältnissen sein Talent noch weit kräftiger entwickelt haben. Daß er eine wahrhaft poetische Natur hatte, zeigt sich schon an den Gelegenheitsgedichten, die ihm die Noth auspreßte, denn auch da wollte er sein Recht als Dichter bewahren, und behandelte die Veranlassung oder den gegebenen Stoff mit solcher Freiheit, daß er sich oft von den Bestellern Vorwürfe zuzog. In seinen Dichtungen herrscht Leben, Phantasie und eine in jener Zeit seltene objective Auffassung. Der eigenthümlichste Zug seines Wesens war die Laune, die er in einer Epistel („Die Laune. An Köpken") vortrefflich geschildert hat. In ihr und der glücklichen Ironie liegt das größte Verdienst seiner Satyren und seiner poetischen Briefe, welche meist ebenfalls satyrischen Inhalts sind. Oft spricht sich in ihnen auch heftiger Unwillen gegen die verkehrten Richtungen der Zeit aus, und es wird die Sprache kräftiger und gedrungener, aber nicht selten auch oft etwas dunkel und schwerfällig, während sie sich sonst leicht und gewandt bewegt. Am häufigsten behandelt er die literarischen Zustände der Zeit, und zwar sowohl in den Episteln („Die Gräber der Dichter. An Gleim", „Die Erziehung des Dichters. An Oeser"), als in den Satyren („Die Pedanten", „Die Schriftsteller nach der Mode") und besonders geißelt er die Nachahmungssucht der Deutschen und die damit zusammenhängende Uebersetzungswuth. Aber auch andere Gebrechen der Zeit gaben ihm zu Episteln und Satyren glücklichen Stoff, den er mit Talent behandelte, so in der „Kinderzucht", einem Stoff, der schon von den Dichtern bearbeitet worden war, den er aber in neuer und selbstständiger Weise ausführte*).

*) Da wir keine der besseren Satyren und Episteln des Dichters wegen ihres zu großen Umfangs aufnehmen können, theilen wir hier nur eine Stelle aus den „Schriftstellern nach der Mode" mit, aus welcher man seine launige Auffassung und gewandte Sprache wird beurtheilen können.

„Du Göttinn, die von Nacht und Erebus gezeugt,
Hans Sachse mitgebahr und Storre uns gesäugt,
Und manches Dichters Haupt bey reimenreichen Stunden
Dein Mützchen aufgesetzt und Schellen umgebunden,
O Dummheit, deren Macht die halbe Welt gehört,
Die schon den Ost erblickt, der West mit Zittern ehrt:
Und Mode! Du, nach der sich fast in allen Ländern
Die Sitten und das Volk, Lob oder Tadel ändern,
Die du den Deutschen itzt im Schlamm der Seine tauchst,
Jetzt mit dem Kohlendampf des ernsten Londons schmauchst,
Heut unsern müden Fuß mit schweren Reimen plagest,
Morgen entfesselt den Welt auf stolpernden Sylben entjagest,
Wie lang belagert ihr den patriotischen Rhein?
Die Deutschen wollen nicht, sie können alles seyn,
Allein sie bleiben stets in andrer Werth verlohren,
Nachahmende Genies, originelle Thoren.
Zehn Stümper sagen nach, was einer weislich sprach,
Sobald ein Deutscher spricht, lallt auch ein Deutscher nach,
Und wer am meisten gilt, dem liefert auch die Mode
Lied, Epopee, Idyll, Erzählung, Fabel, Ode."

III. Epische Poesie.

Der ganz verschiedenartige Charakter des fünften und des sechsten Zeitraums wird schon aus der Zusammenstellung derselben mit Rücksicht auf die Bearbeitung der epischen Poesie ersichtlich. In dem ersteren werden kaum einzelne Versuche in der epischen Dichtung gewagt, ja selbst die kleineren Gattungen werden nur selten oder gar nicht behandelt, und das eigentliche Epos erscheint, wenn wir von den Bearbeitungen der Zeitgeschichte absehen, nur in zwei oder drei schwachen Versuchen (S. 372 ff.). In der vorliegenden Periode zeigt sich dagegen auf dem epischem Gebiete eine außerordentliche Rührigkeit, wir begegnen kaum einem der besseren Dichter, der nicht irgend einen Versuch darin gemacht hätte, und einige der bedeutendsten und einflußreichsten haben ihren Ruhm und ihren Einfluß auf die Entwickelung der Literatur zunächst ihren epischen Dichtungen zu verdanken. Diese auffallende Thätigkeit auf dem Felde der epischen Poesie ist allerdings zum großen Theil einer charakteristischen Eigenthümlichkeit des Zeitraums zuzuschreiben, die wir schon öfters berührt haben (S. 472), nämlich dem Drange, sich in allen denkbaren Gattungen der Poesie zu versuchen; aber sie hatte doch auch zugleich ihren Grund etwas theils in den Fortschritten der Kritik, welcher, wie wir gesehen haben, die Leistungen Schritt für Schritt folgten (S. 462. u. a. a. O. m.), andern Theils in einer wirklich größeren Kraft des poetischen Sinns, der sogar den allgemein anerkannten Grundsatz, daß die Poesie nützen solle, dadurch wenigstens zu umgehen suchte, daß die beiehrende Absicht das Gewand der epischen Dichtung annahm und als Fabel oder poetische Erzählung erschien, eine Form, die im vorigen Zeitraum, wie wir gesehen haben, ganz zurückgetreten war. Und wie die poetische Erzählung und die Fabel im 15. und 16. Jahrh. als letzte Ausgänge des poetischen Bildungstriebs der frühern Zeit erschienen, so verkünden sie jetzt das Wiedererwachen desselben. Daher bilden diese Gattungen auch den eigentlichen Mittelpunkt der dichterischen Bestrebungen der Zeit; sie treten uns schon in den Anfängen der Periode entgegen, erscheinen gegen die Mitte derselben in außerordentlicher Fülle und in einer solchen Bedeutsamkeit, daß der Hauptdichter derselben im wahrsten und vollsten Sinne des Wortes zum Lieblingsdichter des Volks wird. Sie erhalten sich zwar noch in der zweiten Hälfte des Zeitraums, und genießen noch lange eines großen Ansehens, allein je näher man den folgenden zurückte, um desto mehr nahmen sie ab, um desto weniger wurden sie beachtet, und das beinahe gänzliche Verschwinden derselben zeigt uns an, daß eine neue Periode begonnen hat.

Die frühesten, wie die spätesten Bearbeiter der Fabel gingen von der Ansicht aus, daß sie vor Allem einen belehrenden Zweck haben müsse, daß somit die Moral der Kern und das Wesentliche der Dichtung sei, die erzählte Begebenheit ihr nur als Grundlage dienen dürfe und keinen andern Zweck habe, als die Wahrheit der aufgestellten Lehre an einem angemessenen Beispiele zu zeigen. Wie in den übrigen, so suchte man auch in der Fabel die Franzosen nachzuahmen, die allerdings einige sehr bedeutende Fabeldichter hatten, unter denen der naive Lafontaine den ersten Rang einnahm. Es ist bekannt,

daß dieser die Stoffe für seine Erzählungen in den vergessenen Dichtungen des Mittelalters aufsuchte und sich auch, in so weit es mit seiner Zeit und ihren Forderungen vereinbar war, nach ihnen bildete. So hatte er sich auch die epische Ausführlichkeit der alten Fabel bis zu einem gewissen Grade und mit künstlerischem Bewußtsein angeeignet, indem er nämlich die wesentlichen Momente der Begebenheit so weit entwickelte, als es nöthig war, um ihnen sinnliche Anschaulichkeit zu geben und ihre Bedeutsamkeit kräftig hervortreten zu lassen. Dies ahmten die deutschen Dichter nach und gerade diese Behandlungsart der Fabel, so wie die volksthümliche Haltung, nach welcher einige der besseren Dichter strebten, bewirkte, daß dieselbe großen Beifall erhielt, daß sie bis in die untersten Schichten des Volkes drang und einen weit greifenden Einfluß auf dessen sittliche und geistige, ja man kann auch wohl hinzufügen, auf dessen ästhetische Bildung gewann.

Der erste bedeutende Fabeldichter der Zeit, Hagedorn, wurde auch nebst den Franzosen das allgemein bewunderte Vorbild der späteren, welche seine gewandte und naive Darstellung nachzuahmen suchten. Dies gilt freilich nicht von den Wenigen, welche ganz im Gottschedischen Gleise verblieben, unter welchen wir nur Stoppe und Triller nennen, welche uns beide schon bekannt sind. Daniel Stoppe, den wir wegen seiner Jugendlieder schon im vorigen Zeitraum erwähnen mußten (S. 234), ist zwar einer der reichsten Fabeldichter der Zeit („Neue Fabeln" 2 Thle. Berlin 1738. 40.), was die selbstständige Erfindung betrifft, denn er hat weit mehr neue Stoffe, als selbst Hagedorn und Gellert, auch sind manche seiner Erfindungen der schönsten Ausführung fähig, aber es geht ihm beinahe alles höhere Talent der Darstellung ab, er wird pöbelhaft, wenn er volksthümlich sein will, und so mußten seine Fabeln, die zuerst sehr bewundert wurden, bald in Vergessenheit gerathen. Noch weit tiefer stehen Triller's Fabeln (Hamb. 1740 und eine zweite Sammlung Eb. 1750), welche in Gedanken und Styl gleich pedantisch und unbeholfen sind. Sie haben jedoch dadurch eine historische Bedeutung erlangt, daß auch sie eine Veranlassung des Streites zwischen Gottsched und den Schweizern wurden*). Ob die Fabelsammlung, „Der deutsche Lockmann, oder gute Sittenlehren in lustigen und neuen Fabeln dargestellt" (Halle 1739), welche bald nach ihrem Erscheinen verboten wurde, größeren Werth hat, vermögen wir nicht zu bestimmen, da sie uns noch nie vorgekommen ist.

Die Fabeldichtung erreichte ihren Höhepunkt bei den Dichtern der Sächsischen Schule, für deren ästhetischen Standpunkt sie auch am besten paßte, da sich in der Fabel das Nützlichkeitsprincip der Poesie mit dem erwachenden Streben nach dichterischer Gestaltung leicht verbinden ließ. Es haben auch mehrere Dichter der Schule Fabeln gedichtet, und wenn auch nur der einzige Gellert weitverbreitete Bedeutsamkeit erhielt, so haben doch auch einige unter ihnen recht Erfreuliches geleistet. Dies gilt zwar nicht von J. A. Schlegel („Fabeln und Erzählungen" Lpz. 1769), bei dem die anmuthige Geschwätzigkeit Lafontaines häufig zur langweiligen Schwatzhaftigkeit ausartete; eben so wenig haben die (fünf) Fabeln Kästners und die 16, welche Ebert in den „Bremer Beiträgen" mittheilte, aber in seinen Schriften (Hamb. 1789) nicht aufnahm, höheren Werth, dagegen hat Zachariä recht glückliche Versuche gemacht, die Fabel im Sinne der ältern deutschen Dichter zu bearbeiten („Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis Manier" Braunschw. 1771). Gieseke war nicht ohne Talent für die Fabel, doch wendete er sich mehr der Erzählung zu.

Im Sinne und in der Weise Gellerts wurde die Fabel außerdem von mehreren andern Dichtern bearbeitet, die nicht zur Sächsischen Schule gehörten. Unter diesen nimmt Lichtwer ohne Vergleich die erste Stelle ein, und überhaupt Alles, was die übrigen leisteten, von welchen wir nur folgende nennen: C. J. Sucro, Chr. Gottlieb Liederkühn aus Potsdam („Fabeln aus dem Alterthum" Berl. 1760), Joh. Dav. Leyding aus Verden („Fabeln und Erzählungen" Lpz. 1763), Joh. Ludw. Meyer von Knonau aus Zürich, dessen zum Theil gut erfundene Fabeln durch Bodmer eingeführt wurden, C. F. v. Moser („Der Hof in Fabeln" 1761), Heinrich Braun aus Trostberg in Baiern, der, wie auch Andere seine Fabeln in Prosa schrieb. Bedeutender als alle diese ist der durch seine Seltsamkeiten berühmt gewordene Gottlob Wilh. Burmann (1735—1805) aus Lauban („Fabeln" Dresd. 1768).

Unter den Halleschen Dichtern hat außer Kleist und Gleim, auf die wir zurückkommen, nur Götz einige wenige Versuche in der Fabel gemacht; dagegen haben Gleims jüngere Freunde K. Eberhard K. Schmidt („Fabeln und Erzählungen" Lpz. 1776) und vorzüglich Michaelis („Fabeln, Lieder und Satiren" Lpz. 1766), gute Fabeln gedichtet. Der letztere zeichnet sich durch glückliche Erfindung, so wie durch leichte natürliche Erzählung aus, eben so Pfeffel, der durch Jacobi mit dem Halberstädter Kreise zusammenhängt.

Die von Hagedorn und Gellert eingeführte, dem Lafontaine nachgeahmte Behandlungsart der Fabel weicht allerdings in den wesentlichsten Zügen von der äsopischen ab, welche sich in der Erzählung der Begebenheit auf das Nothdürftigste beschränkt und nur so viel mittheilt, als unumgänglich nothwendig ist, um ein leicht begreifliches Beispiel von der Wahrheit der zum Grunde liegenden Moral zu geben, daher Lessing sich mit dieser den Franzosen entlehnten Auffassungsweise unzufrieden erklärte und sie in einer scharfsinnig geschriebenen Abhandlung „über die Fabel" (1759) als unzureichend und verfehlt darzustellen unternahm, wobei er freilich übersah, was sonst nicht in seiner Art lag, daß jede in sich abgeschlossene und ihrem Wesen künstlerische Darstellung ihre Berechtigung in sich selbst trägt, und es ist diese Abhandlung wohl das einzige

*) Es hatte nämlich Breitinger in der „Critischen Dichtkunst" einige Fabeln, welche Triller in seinen „Poetischen Betrachtungen" als Probe mitgetheilt hatte, scharf getadelt. Triller ließ aber nicht bloß die versprochene Sammlung erscheinen, er begleitete sie auch mit einer heftigen Vorrede gegen die Schweizer. Zwar hatte der Leipziger Censor einige Blätter wegen der all zu groben Ausfälligkeiten unterdrückt, es kamen aber diese den Schweizern in die Hände, welche sie, mit beißenden Anmerkungen begleitet, abdrucken ließen, und Gottsched säumte nicht, zuerst durch seine Anhänger, dann selbst in seiner „Critischen Dichtkunst" den hingeworfenen Handschuh aufzunehmen, und die Fabeln Triller's, eines „unserer berühmtesten Poeten", wie er sich ausdrückte („Crit. Beyträge" XXIV, 680), gegen die Angriffe der Schweizer zu vertheidigen.

Beiſpiel, daß Leſſing aus bloß äußerlichen Gründen die Freiheit der künſtleriſchen Thätigkeit einzuſchränken ſuchte. So Unrecht er aber hatte, die Lafontaineſche, oder vielmehr die mittelalterliche Behandlungsweiſe der Fabel für unberechtigt zu erklären, ſo Unrecht hatten dagegen die Schweizer, daß ſie ihrerſeits die Auffaſſungsweiſe Leſſings nicht wollten gelten laſſen, die doch jedenfalls den Vorgang des griechiſchen und römiſchen Alterthums für ſich hatte, abgeſehen davon, daß man ſeine Fabeln für gleich muſterhaft in Erfindung, Ausführung und Sprache anerkennen mußte, ſelbſt wenn man ſich mit ſeiner knappen Manier nicht einverſtanden erklären wollte. Die „Leſſingiſchen, unäſopiſchen Fabeln" (Zür. 1760), welche Bodmer zu dem Zwecke verfaßte, die des Gegners zu parodiren, ſind aber weder an ſich, noch als Parodien von Werth, und eben ſo unbedeutend ſind diejenigen, welche er früher unter dem Namen Hermann Axel in den „Kritiſchen Briefen" (1746) bekannt gemacht hatte. Im Ganzen fand der Vorgang Leſſings nicht viel Nachahmung, und allerdings konnte ſich ein mittelmäßiger Dichter in der breiteren Form des Lafontaine leichter bewegen, als in der ſeinigen, weil ſie bei ihrer einfachen Schmuckloſigkeit unbedingt einen bedeutenden Inhalt verlangt. Unter denen, welche in ſeiner Weiſe dichteten, verdient auch nur ein einziger nähere Erwägung, der uns ſchon als Lyriker bekannte Willamow.

Die Erzählung der damaligen Zeit unterſcheidet ſich von der Fabel nur darin, daß die handelnden Perſonen nicht Thiere, ſondern Menſchen ſind. Sie hat beinahe durchgehends eine didaktiſche Grundlage, wie jene und bewegt ſich ganz in derſelben Weiſe und nach den nämlichen Geſetzen. Beide Dichtungsarten erſchienen auch ſo genau verwandt, daß in den Sammlungen, welche durchgehends den Titel: „Fabeln und Erzählungen" führten, die beiden Gattungen nicht getrennt wurden. Daher haben beinahe alle Fabeldichter auch Erzählungen geſchrieben, und wie in der Fabel, ſo zeichnen ſich auch in der Erzählung Hagedorn, Gellert, Zachariä, Lichtwer, Gleim, Kleiſt und Pfeffel aus. In ähnlicher Weiſe, wie dieſe, dichteten auch Giſeke und Michaelis, die bei einem ſchönen Talent für dieſe Gattung leicht und anmuthig erzählten und reich an guten Wendungen, ſo wie an naiven Einfällen waren. Auch die beiden Schlegel und J. Fr. Löwen haben Erzählungen gedichtet, welche jedoch denen der eben Genannten nicht gleich kommen. Unter allen am bedeutendſten iſt aber Wieland, von welchem, ſo wie von J. C. Roſt ausführlicher die Rede ſein wird.

Eine eigene Art der Erzählung, welche im vorliegenden Zeitraum von mehreren Dichtern behandelt wurde, iſt die Romanze, welche freilich von dem, was wir jetzt unter dieſem Namen begreifen, ſehr verſchieden iſt. Man verſtand nämlich darunter Erzählungen meiſt tragiſcher Begebenheiten in volksmäßiger und zum Geſang geeigneter Darſtellung. Ihr Vorbild waren ohne Zweifel nächſt den Romanzen der Franzoſen die Lieder, mit welchen die Bänkelſänger auf den Märkten ihre rohen Bilder von den neueſten Mordthaten oder andern Jammergeſchichten dem ſchauluſtigen Publikum erklärten; wenigſtens erinnern die Romanzen der Zeit in mehr als einer Beziehung an dieſe „Bänkelſängereien". Die Dichter wollten volksmäßig ſein, allein ſie verfehlten den rechten Ton, theils unbewußt, weil ſie keine Ahnung von der ächten Volkspoeſie hatten, und ſie daher das Volksmäßige mit dem gemein Populären verwechſelten, theils abſichtlich, indem ſie doch ihre höhere Bildungsſtufe zeigen wollten, und daher einen gewiſſen ironiſchen Ton, ſelbſt bei dem ſchauerlich Tragiſchen durchführten, der den Erzählungen alle Wahrheit und allen Eindruck raubte. Wenn wir nicht irren, hat Gleim dieſe Dichtungsart zuerſt bearbeitet; ihm folgten Joh. Fr. Löwen (1729—1771), von Klausthal, deſſen „Romanzen" (Hamb. 1762) großen Beifall fanden und im Ganzen den Ton angeben, der bis auf Bürger herab in dieſer Dichtungsart herrſchte, Daniel Schiebeler aus Hamburg (1741—1771), welcher mit Vorliebe mythologiſche Stoffe bearbeitete, oder vielmehr traveſtirte („Romanzen" Lpz. 1767), Zachariä und Michaelis, der jedoch nur wenige Gedichte dieſer Gattung ſchrieb, die er in ſeine Opern einfügte.

Von den kleineren epiſchen Formen fand endlich noch die Idylle ziemlich häufige Bearbeitung, ohne daß man freilich das eigentliche Weſen derſelben erfaßt hätte, indem man auch hier bei dem rein Aeußerlichen blieb, und jede Erzählung, deren Perſonen Schäfer waren, eine Idylle nannte. Ihr beinahe gemeinſamer Fehler beſteht darin, daß ſie keine reelle Grundlage haben, ſondern auf einer geträumten Schäferwelt beruhen. Zwei der bedeutendſten Dichter in dieſer Gattung, Geßner und Bronner haben beinahe ausſchließlich in Proſa geſchrieben, ſie werden daher erſt ſpäter zu beſprechen ſein. Von den Sächſiſchen Dichtern haben mehrere ſich in der Idylle verſucht, doch hat keiner von ihnen darin Bedeutung gewonnen; nur K. Arn. Schmid hat durch ſeine gelungene Ueberſetzung der ſechſten Ekloge des Virgil („Silen"), die in den „Bremer Beiträgen" erſchien, ſo wie durch ſeine ſelbſtſtändiger bearbeitete „Nymphe Panope" größere Anerkennung gefunden. Unter den Halleſchen Dichtern hat Kleiſt in der Idylle Bedeutendes geleiſtet, und auch Götz hatte einige Gedichte dieſer Gattung geſchrieben, die ſich durch Naivetät der Darſtellung und leichten anmuthigen Versbau auszeichnen. Zernitz, der, wie wir wiſſen, ein didaktiſches Gedicht über die Idylle ſchrieb (S. 547), verfaßte mehrere Stücke der Art, die er Schäferlieder nannte, wie denn auch die rein erzählenden Stellen in lyriſcher Strophenform gehalten ſind; ſie ſtehen ſeinen Lehrgedichten bedeutend nach. Einen nicht geringen, obwohl nicht bleibenden Ruf erwarb ſich Jac. Fr. Schmidt (aus Blaſienzell im Herzogthum Gotha 1730—96) durch ſeine „Poetiſchen Gemälde und Empfindungen aus der heiligen Geſchichte" (Altona 1759), welche er in der Weiſe Klopſtocks dichtete, wie ſchon die Anwendung des Hexameters kund gibt (doch ſind einige auch in Proſa abgefaßt). Sie haben ſchon deshalb höheren Werth, als die gewöhnlichen Schäfergedichte, weil ihre Perſonen und Handlungen nicht nebelhafte oder willkürliche Gebilde der Phantaſie waren, ſondern auf den Ueberlieferungen der Bibel fußten. Weniger bedeutend ſind ſeine übrigen Idyllen, in welchen er Scenen aus jenem willkürlich erdachten arkadiſchen Schäferleben darſtellt. Gerſtenberg hatte eine Reihe von neun zuſammenhängenden Idyllen gedichtet, denen die bekannte Fabel vom Herkules und den Heſperiden zum Grunde lag, und zu welchen der berühmte Künſtler J. Mart. Preisler bereits Kupfer

gestochen hatte. Sie gingen aber auf einer Seereise verloren, und es gelang dem Verfasser nur, die erste, obwohl auch diese nur mit einer bedeutenden Lücke und auch sonst gewiß nicht in der ursprünglichen Abrundung, wiederherzustellen. Es ist dieser Verlust um so mehr zu bedauern, als das, was uns auf die angegebene Weise erhalten worden ist, ein tieferes Ergreifen der Idylle im Sinne der Griechen beurkundet. Einige in Prosa geschriebene Idyllen von Gerstenberg scheinen von den Geßnerschen hervorgerufen worden zu sein, in deren Weise sie gehalten sind.

Indem wir nun zu den größeren epischen Dichtungen übergehen, haben wir die Bemerkung voranzuschicken, daß dieselben ohne allen Zusammenhang mit dem früheren Epos stehen, sie vielmehr das reinste Ergebniß der Zeit und ihrer Bewegung waren, weshalb sie auch den Charakter derselben und zugleich auch das Gepräge derjenigen Persönlichkeiten an sich tragen, welche diese Dichtungsform nach langer Vergessenheit wieder hervorriefen. Von den älteren Dichtungen zeigt sich nur das alte Thierepos wieder, freilich nur schüchtern und ohne irgend eine größere Wirkung auf die Zeitgenossen hervorzubringen, aber doch genugsam, um es vor völliger Vergessenheit zu bewahren. Das Verdienst, auf dasselbe wieder aufmerksam gemacht zu haben, gebührt dem rastlos thätigen Gottsched, der im J. 1752 den Reineke Vos nebst einer freilich mißlungenen prosaischen Uebersetzung herausgab. Vielleicht war er durch ein anderes Gedicht, welches 20 Jahre früher erschienen und von Bodmer in den „Neuen kritischen Briefen" (Zür. 1749) besprochen worden war, aufmerksam gemacht worden. Im J. 1732 erschien nämlich ein Gedicht unter dem Titel: „Hennynk de Han", in dessen Vorrede, welche Franz Heinrich Sparre unterzeichnet war, berichtet wurde, daß es im ersten Viertel des 16. Jahrh. (1516) zur Nachahmung des Reineke Vos verfaßt worden sei. Niemand zweifelte an der Richtigkeit dieser Versicherung; selbst Bodmer und später auch Eschenburg ließen sich täuschen; erst am Anfange des 19. Jahrh. wurde erwiesen, daß das Gedicht ein Erzeugniß der neueren Zeit und einen gewissen Kasp. Fr. Renner (aus Münden 1692—1772) zum Verfasser habe, der sich auch in andern Schriften, z. B. in einer Ausgabe der „Winsbekin" mit gereimter Uebersetzung in das Neuhochdeutsche unter dem Namen Sparre verborgen hatte. Das Gedicht selbst ist freilich nur eine sehr dürftige Nachahmung des alten Epos, es ist arm an Erfindung, beinahe roh in der Composition, und lehnt sich eher an die mythologischen Anschauungen der Alten, als an die volksthümliche Ueberlieferung der altdeutschen Dichtung. Noch weniger alterthümlicher Geist endlich findet sich in dem „Parcival, einem Gedicht in Wolframs von Eschilbach Denkart" (Zür. 1753), durch welches Bodmer Wolframs Parzival, den er für verloren hielt, ersetzen wollte.

Nur in dem historischen Epos ließe sich ein Zusammenhang mit der früheren Zeit finden, aber auch nur mit der unmittelbar vorhergehenden, mit Postel oder Pietsch und König, wie denn die Bearbeiter dieser Gattung aus der Schule Gottscheds hervorgegangen waren, welcher selber in der Ausübung der Dichtkunst auf jenen fußt. Doch waren diese historische Epen, und namentlich das bedeutendste unter denselben (wenn bei solchen Machwerken von Bedeutsamkeit gesprochen werden kann), auch zugleich durch den Widerspruch gegen eine andere Gattung des Epos hervorgerufen worden, welche wir daher auch zuerst zu beleuchten haben. Es ist dies das religiöse oder biblische Epos, welches durch Milton's „Verlornes Paradies" geweckt wurde. Denn wenn auch der „Messias" von Klopstock der Zeit nach das erste religiöse Epos war, und wir keinen Grund haben, an der Versicherung des Dichters zu zweifeln, daß er den Gedanken zu demselben gefaßt habe, ehe ihm Millons Werk in die Hände gekommen sei, so hatte doch Bodmer schon vor dem Erscheinen der ersten Gesänge des „Messias" in der „Sammlung kritischer Schriften" (1741), den „Grundriß eines epischen Gedichts von dem geretteten Noah" bekannt gemacht, zu welchem er, wie schon aus den früheren Bemerkungen über ihn genugsam hervorgeht, durch das „Verlorne Paradies" angeregt worden war. Und wenn endlich Klopstock auch den Gedanken zum „Messias" noch auf der Schule und ehe er Milton kannte, gefaßt hatte, so ist es doch sicher, daß er die Ausführung erst dann unternahm, als ihm der Engländer in die Hände gekommen war, und daß ihm das „Verlorne Paradies" Vorbild wurde. Bei alle dem faßte Klopstock das Epos in genialer Selbstständigkeit auf und die übrigen religiösen Epopöen erscheinen ohne Ausnahme als mehr oder weniger glückliche Nachahmungen seines „Messias"; denn selbst der „Noah" welchen Bodmer bald nach Erscheinen des Klopstockischen Gedichtes ausführte, trug deutliche Spuren von dem Einflusse des „Messias", der sich schon darin zeigt, daß Bodmer sein Gedicht in dem von Klopstock eingeführten Hexameter schrieb. Doch war Bodmer eine zu selbstständige Natur, als daß er bloß Nachahmer hätte sein sollen und wenn Kleist den „Noah" für eine Schöpfung Klopstocks hielt, wie uns Sulzer berichtet (Briefe der Schweizer, S. 122), so lag darin doch vorzüglich eine Anerkennung des Talents. Kann aber der „Noah" (Zürich 1752), oder, wie das Gedicht in der zweiten Auflage (Berlin 1765) hieß, „die Noachide" auch keineswegs mit dem „Messias" zusammengestellt werden, so hat er doch manche anerkennenswerthe Seiten, unter welchen wir die Composition und Anordnung glauben hervorheben zu dürfen. Er wurde freilich von den Freunden des Dichters, von Wieland und Sulzer viel zu hoch gestellt, allein von Andern und auch von der nachfolgenden Zeit viel zu hart getadelt. Das beste Urtheil fällte wohl Wieland, als er schon in der Gährung begriffen war, aus der er später als ein ganz Anderer hervorging. Der Noah, schreibt er an Zimmermann (am 2. Juni 1759), ist weder ein elendes Gedicht, noch in der Manier des Messias geschrieben. Allerdings sind die Figuren zu steif und unbelebt, das Colorit zu scheckigt, die Versification zu rauh und unmusikalisch, es fehlt dem Ganzen an Wahrscheinlichkeit, an edler Einfalt und einfältiger Erhabenheit; allein es läßt sich nicht läugnen, daß er viele schöne Stellen enthält. Bodmer ließ dem Noah noch eine Anzahl epischer Gedichte folgen, zu denen er den Stoff meist aus dem alten Testamente und zunächst aus dem Leben der Patriarchen nahm, daher sie und ihre Nachahmungen unter dem Namen „Patriarchaden" begriffen werden. Diese Gedichte („Jakob und Joseph", Zürich 1751, „Jakob und Rahel", Eb. 1752, „Joseph und Zulika", Eb. 1753; „die Sünd-

fluth", Lb. 1755), welche ſpäter nebſt andern unter dem Titel „Calliope" (2 Bde. Zür. 1767) zuſammengedruckt wurden, fanden zwar bei ihrem Erſcheinen ebenfalls großen Beifall, allein ſie ſtehen dem Noah an Werthe bedeutend nach. Im Sinne Klopſtocks und Bodmers ſchrieb auch Wieland ein bibliſches Gedicht („der geprüfte Abraham", Zür. 1753) welches, wie der Dichter ſelbſt berichtet, in Bodmers Hauſe, in eben dem Zimmer und an eben dem Tiſche verfertigt wurde, woran Bodmer an den kleinen Epopöen, wozu ihm die Familie Abrahams den Stoff gab, arbeitete, ohne welche Umſtände es wohl nie unternommen worden wäre. Zachariä ſcheint ſeine ähnlichen Gedichte „die Schöpfung der Hölle" und „die Unterwerfung gefallener Engel" (Altenb. 1760) bereut zu haben, weil er ſie nicht vollendete, und Joh. Chr. Guno hätte ſeine mißrathene Nachahmung Klopſtocks „die Meſſiade" (Amſt. 1762), jedenfalls bereuen ſollen. Noch elender iſt Chr. Nic. Baumanns „Nimrod" (Zf. 1753).

Das hiſtoriſche Epos erreicht nicht einmal die ſchwächeren Erzeugniſſe unter den bibliſchen Gedichten, und wir dürfen daher nicht länger bei demſelben verweilen. Auch hat nur Eines hiſtoriſche Wichtigkeit erlangt, es iſt dies das Heldengedicht „Hermann oder das befreite Deutſchland" (Leipzig 1751) des Freiherrn Chriſtoph Otto von Schönaich (aus der Niederlauſitz 1725—1807), welches Gottſched in ſeinem blinden Eifer gegen Bodmer und Klopſtock dem „Meſſias" entgegenzuſtellen wagte, deſſen Schwächen, die er allerdings erkannte, dem „Hermann" gegenüber doch immer noch als Ausflüſſe eines ächt poetiſchen Geiſtes erſcheinen mußten. Allerdings bot das Gedicht keinen von den Mängeln, die Gottſched an den bibliſchen Epopöen tadelte, aber es bewegt ſich dagegen in Erfindung und Sprache ſo ganz in den breit getretenen Gleiſen, und der Verfaſſer bewies überhaupt ſo vollſtändigen Mangel an jeglichem poetiſchen Talent, daß er um ſo mehr mit Hohn überſchüttet wurde, als man damit zugleich ſeinen Beſchützer Gottſched traf, auf den es dabei auch am meiſten abgeſehen war, da er ſich ſogar durch ſeine Leidenſchaft gegen Klopſtock und die Schweizer verleiten ließ, ſeinen Schützling durch die philoſophiſche Facultät, deren Decan er gerade dazumal war, zum kaiſerlichen Dichter krönen zu laſſen. Schönaich war übrigens durch die Verhöhnung, die ſeinem „Hermann" zu Theil wurde, keineswegs zur Selbſterkenntniß gekommen; vielmehr ließ er wenige Jahre darauf noch ein zweites Heldengedicht erſcheinen, („Heinrich der Vogler" Berl. 1757), welches in keiner Weiſe beſſer war, als ſein erſtes. Schon vor ihm hatte der uns als Gottſchedianer bekannte Triller ein eben ſo abgeſchmacktes Machwerk herausgegeben („Der Sächſiſche Prinzenraub" Zf. 1743); und wir würden weder ihn, noch Schönaich erwähnt haben, wenn wir nicht hätten zeigen wollen, wie wenig Tröſtliches aus der rein Gottſchediſchen Schule hervorgegangen, und wie ſehr er ſelbſt herabgekommen war, da er ſich gezwungen ſah, ſich auf ſolche wäſſerige Reimer zu ſtützen, deren Nichtigkeit er gewiß ſelbſt einſah. Außer dieſen haben ſich noch einige andere Dichter im hiſtoriſchen Epos verſucht, aber obwohl mit weitaus größerer Berechtigung als die Genannten, doch mit Ausnahme Ewalds von Kleiſt, auf deſſen „Giſſides und Paches" wir zurückzukommen gedenken, nicht mit beſonderem Glück, was die Dichter ſelbſt fühlen mochten, da ſie ihre Dichtungen unbeendigt ließen. J. E. Schlegel, der noch in Leipzig (1742) ein vaterländiſches Heldengedicht „Heinrich der Löwe" begonnen hatte, wurde durch mehrere Umſtände abgehalten, es zu vollenden, vorzüglich durch den gerechten Tadel, daß er als ſogenannte Maſchinen allegoriſche Perſonen (die Großmuth, die Klugheit u. ſ. w.) eingeführt hatte*). Zachariä hatte angefangen, die Eroberung von Mexiko in einem größeren Gedichte („Cortes". Braunſchw. 1760) zu bearbeiten, allein er ließ es bei den vier erſten Geſängen bewenden, weil er ſelbſt fühlte, daß die Klopſtockſche Manier, in welcher das Gedicht gehalten war, zu dem Stoffe durchaus nicht paßte. Ebenſo und wohl aus ähnlichen Gründen ließ Wieland ſeinen „Cyrus" (Zür. 1719) unvollendet, den er mit der größten Begeiſterung begonnen hatte, und in deſſen „Verſification er die muſikaliſche Vollkommenheit, die in dieſer Art möglich ſei", erreicht zu haben glaubte, wie er auch die Ausſtellungen, welche ſein Freund Zimmermann daran gemacht hatte, und die beſonders die „Klopſtockiſchen und Bodmeriſchen" Wendungen, überhaupt die „Olympiſche Manier in der Poeſie und deren Machtwörter" betrafen, mit dem bitterſten Ausdruck beleidigter Eitelkeit zurückwies.

Wie das hiſtoriſche Gedicht, wenigſtens das der Gottſchedianer, ſo lehnt ſich auch das allegoriſche oder didaktiſche Epos an die frühern Perioden, wurzelt aber wegen ſeiner didaktiſchen Tendenz doch mehr in der Zeit, als jenes. Hieher gehört zunächſt „der Tempel der wahren Dichtkunſt" von Pyra, aus deſſen Titel ſchon einleuchtet, daß er, wie gegen die früheren Verirrungen der Schleſier, ſo vorzüglich gegen Gottſched gerichtet iſt. Merkwürdig iſt es aber, daß Pyra ſchon vor Klopſtock und Bodmer (denn das Gedicht wurde ſchon 1737 geſchrieben) die wahre Dichtkunſt auf die religiöſe oder heilige Poeſie einſchränkt und alles Weltliche ausgeſchieden haben will. Es iſt in reimloſen Alexandrinern geſchrieben, die jedenfalls noch viel widriger ſind, als die gereimten, namentlich da die Sprache durchgängig matt und ſchleppend iſt. Das Ganze beſteht beinahe nur aus Schilderungen, indem die einzelnen Dichtungsarten als ſo viele Perſonen dargeſtellt werden. Aehnlicher Art, obwohl von mehr poetiſcher Begabung zeugend, ſind „Der Tempel der Liebe, ein Gedicht in 12 Geſängen" (Hamb. u. Lpz. 1757) von Duſch, welcher ſpäter in einer verbeſſerten und namentlich das epiſche Element mehr durchführenden Auflage unter dem Titel „Redon und Themire" erſchien, und „Der Tempel des Friedens" von Zachariä, der ſeinen übrigen epiſchen Gedichten weit nachſteht, wie denn überhaupt Zachariä nicht für das ernſte Epos geſchaffen war. Endlich ſind auch die hiehergehörigen Gedichte Wielands (vor allen „Muſarion") zu er-

*) Die letzten Verſe des Gedichts ſchildern am beſten, wie er ſelbſt trotz ſeines Eifers zu einem guten Erfolge verzweifelte und zürnend die Arbeit aufgab:

„Wie theils aus Eiferſucht, theils Schätze zu erjagen,
Ein Maler ſich erhitzt, ein Meiſterſtück zu wagen,
Den Strich oft ſelbſt zerſtört, den er mit Kunſt gethan,
Und neue Wege ſucht, ſich der Natur zu nahn,
Und zornig, daß er ſich ſo lang umſonſt befleiſſet,
Zuletzt den feuchten Schwamm in ſein Gemählde ſchmeiſſet."

wähnen, auf welche wir bei der ausführlicheren Besprechung des Dichters zurückkommen werden.

Von weitaus größerer Bedeutung, als das allegorisch-didaktische Epos, war die komische Epopöe, welche bis gegen das Ende der Periode vielfältig bearbeitet wurde. Sie fand, wie das biblische Epos, ihre Vorbilder vorzüglich in der englischen Literatur, welche Bedeutendes in dieser Gattung darbot; doch blieben auch die komischen Epopöen der Franzosen nicht ohne Einfluß, und es wird der „Pult" von Boileau fast eben so häufig als der „Lockenraub" von Pope als Muster angepriesen. Die deutschen Gedichte haben beinahe ohne Ausnahme eine gemeinschaftliche Anlage, welche darin besteht, daß nach dem Vorbilde Boileau's allegorische Personen oder in Nachahmung Pope's übernatürliche Wesen verschiedener Art eingeführt werden, welche die Aufgabe haben, die Begebenheiten nach einem bestimmten Ziele zu leiten. Dieser Vorgang der Engländer und Franzosen fand um so bereitwilligere Nachahmung, als er mit der durch die Schweizer aufgestellten Ansicht übereinstimmte, daß das Wunderbare die Seele der Poesie und insbesondere des epischen Gedichts sei. Allein abgesehen davon, ob dieser Grundsatz an sich richtig sei, oder nicht, haben die deutschen Dichter, wie ihre Vorbilder, darin gefehlt, daß sie Wesen einführten, welche in der That nur Geschöpfe ihrer Einbildungskraft waren, es mochten allegorische Personen oder Sylphiden und Gnomen sein, und daß ihnen daher die sinnliche Anschaulichkeit abging, welche wir in den Gestalten der Mythologie oder der Sage finden. Allerdings haben die geisterartigen Wesen des Pope und seiner Nachahmer mehr Leben und Wahrheit, als die allegorischen Figuren des Boileau; eine Sylphe, ein Gneme oder Salamander gewährt eine sinnlichere Anschauung, als die „Rache" oder die „Zwietracht" und die „Weichlichkeit", aber es fehlt ihnen dagegen Individualität der Erscheinung, und es zerrinnen diese Gestalten, so sehr man sich auch bemüht, sie festzuhalten, allmählich in nebelhafte Unbestimmtheit.

Unter den Dichtern, welche die komische Epopöe im Sinne der Engländer bearbeiteten, nimmt Zachariä die erste Stelle ein; wir werden daher unten ausführlicher von ihm sprechen. Nächst ihm hat Uz durch den „Sieg des Liebesgottes" (Lpz. 1753) großen, wenn auch nicht ungetheilten Beifall bei den Zeitgenossen gefunden. Auf dem Titel der ersten Auflage stand der Zusatz: „eine Nachahmung des Popischen Lockenraubs"; der Dichter erklärte diesen zwar für eine willkürliche Zuthat des Verlegers, allein es kann doch nicht zweifelhaft sein, daß der Engländer sein Vorbild war, und daß er, wie jener, die lächerlichen Sitten seiner Zeitgenossen und Mitbürger in einem epischen Gedichte darstellen wollte. Freilich steht er Popen in Plan und Anlage entschieden nach; es fehlt dem Gedicht an Handlung und an Mannigfaltigkeit, die Personen sind nicht kräftig genug gezeichnet, man weiß nicht recht, wer eigentlich der Held ist, ob Amor oder einer der beiden Stutzer, und von diesen ist es zuerst der eine und später wird es der andere. Allein wenn auch diese Mängel dem Gedicht den Werth eines vollendeten Kunstwerks rauben, so wird man durch viele gelungene einzelne Stellen entschädigt. Der „Sieg des Liebesgottes" hat aber auch historische Wichtigkeit, weil sich Uz darin zuerst gegen die „neumodische Poesie" aussprach und sowohl die Uebertreibungen der Klopstockischen Lyrik, als der Bodmerischen Nachahmungen Miltons mit treffendem Witze lächerlich macht*). Der „Sieg des Liebesgottes" wurde von Dusch scharf und mit Leidenschaft kritisirt**); so richtig aber seine Beurtheilung im Ganzen war, und so gute Ansichten er über das Wesen der komischen Epopöe darin aussprach, so sind seine eigenen Gedichte der Art, „das Toppée" (Jena 1754) und „der Schooßhund" (Altona 1756), noch weit weniger gelungen, als der „Sieg des Liebesgottes". Auch sie sind Nachahmungen Pope's, und „der Schooßhund" ist beinahe eine fortgesetzte Parodie des „Lockenraubes", in so fern nämlich der deutsche Dichter den Plan des englischen Vorbildes Schritt für Schritt in seinem Gedichte nachahmt. Die schwächste Seite desselben liegt aber darin, daß er die Scene nach England verlegt und doch durchgehends deutsche Sitten schildert. — Zachariä rief mit seinen komischen Epopöen eben so viele Nachahmungen hervor, als Klopstock und Bodmer durch ihre biblischen Gedichte; aber sie waren meist auch eben so schlecht, und es verdienen weder Löwen's „Walpurgisnacht" (Hamb. u. Leipz. 1756) und „Marquise" (Hamb. 1765), noch C. F. Hommels „L'Hombresspiel", oder J. Jos. Eberlens „Verlorner Hut" (Prag 1761), J. Christoph Krau-

*) Lesbia wird von dem Dichter Kleanth verfolgt; sie flüchtet in Selindens Arme, welcher sie ihre Begegnung mit dem Dichter erzählt.

— — „In abgelegnen Sträuchen
Begegnet mir Kleanth; ich such' ihm auszuweichen.
Er redt mich schmeichelnd an, und Himmel! was geschieht?
Nach einem Apropos liest mir Kleanth ein Lied:
Bis an den kalten Mond entfliegt in seiner Ode
Der Unsinn, dick umwölkt und scheckig nach der Mode.
Der Henker flieg' ihm nach! Doch lob' ich, was er schrieb.
Verfluchte Schmeicheley, die ihn zum Frevel trieb!
Nun aber, fährt er fort, und runzelt seine Stirne,
Bemüht ein Heldenlied mein kreissendes Gehirne,
Und, schöne Lesbia, ich kenn' Ihr feines Ohr:
Wofern es nicht mißfällt, so les' ich etwas vor.
Er langt mit voller Hand und vernehm sprödem Wesen
Ein drehend Buch hervor, und alles will er lesen.
Ich flieh', er läuft mir nach, und liest, indem er läuft:
Warum wird ein Poet nicht, eh er schreibt, ersäuft!
Ich fühlte, da er las, mein Blut im Leib erkalten:
Ach, konnte mich Kleanth nicht süßer unterhalten?
Verdrüßlicher Poet, wie artig schickt sich nicht
In schattiges Gebüsch ein episches Gedicht!
Nein, widersprach Kleanth, so wahr die Musen leben'
Nie hab' ich meiner Schrift dies stolze Lob gegeben:
Sie ist nur ein Entwurf, noch rauh und mängelvoll,
Kein episches Gedicht, nicht, was sie werden soll.
Doch, sprach Doranie drauf, wen wählten Sie zum Helden,
Und welche große That wird Ihre Muse melden?
Das ist's, erwiedert er, was meinem Werke fehlt:
Die Handlung fehlt mir noch, der Held ist nicht gewählt.
Ich habe Zeit hiezu, und kann mit Muße dichten:
Doch eines Cherubs Bild zu künftigen Gesichten
Und acht Beschreibungen sind völlig ausgemalt,
Wo jeder Pinselzug mit hohen Farben strahlt.
Denn meine Muse zürnt auf Deutschlands blöde Musen,
Ein stürmisch Feuer keucht in ihrem Götterbusen.
Von weicher Anmuth fern, auf unbestegner Spur
Entzieht ihr kühner Schwung sich kriechender Natur.
Mit allem, was mir fehlt, wird Milton mich versorgen,
Nur will ich einen Sturm vom schwachen Mars borgen:
Doch welcher Held bey mir die kraus See durchstreicht,
Beym Zeus, das weiß ich nicht, — ein Patriarch vielleicht."

**) Derselbe war nämlich durch eine übrigens gerechte Recension in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" beleidigt worden, und da er glaubte, daß Uz an jener Recension Theil habe, oder doch der Bibliothek nahe stehe, so hatte er sich an demselben rächen wollen.

ſenecks „Saloppe" (Bair. 1767), u. a. m. nähere Erwähnung. Größern Beifall erwarb ſich ein gewiſſer Meier, von dem uns ſonſt Nichts bekannt iſt, durch ſeinen „Grenadier oder Guſtav Schnurrbart in 12 Geſängen" (1753), welcher ſogar in lateiniſche Verſe übertragen wurde.

Eine beſondere Art komiſcher Epopöen ſind diejenigen, welche beſondere ſatiriſche Beziehungen haben und meiſtens die literariſchen Verhältniſſe der Zeit betreffen. Das bedeutendſte Gedicht der Art iſt das gegen Gottſched gerichtete „Vorſpiel" (Dresden 1742) von Roſt, von welchem ſpäter noch die Rede ſein wird. Weniger Werth haben Bodmers „Arminius Schönaich" (1756), welchen er unter dem Namen Hermanfried herausgab, und „die Larve" (1758), beide gegen Gottſched und ſeine Anhänger, ſo wie Trillers „Wurmſamen, ein Heldengedicht nach der allerneuſten, maleriſchen, ſchöpferiſchen, heroiſchen und männlichen Dichtkunſt, ohne Regeln regelmäßig eingerichtet" (1751). Bedeutender dagegen iſt die „Bodmerias" von einem Ungenannten (o. O. 1755), deren Abſicht ſchon aus dem Titel erhellt. Hieher iſt endlich auch das unvollendete Gedicht: „Leben und Thaten des theuren Helden Aeneas. Erſtes Mährlein" (Halberſt. 1771) von J. B. Michaelis zu rechnen, eine witzige und mit ächtem Humor geſchriebene Traveſtie von Virgils „Aeneide", welche ſpäter von Blumauer benutzt wurde, der vielleicht durch ſie zu der ſeinigen angeregt worden war.

Gegen das Ende des Zeitraums ward durch Wieland eine neue Gattung des Epos geſchaffen, welches man am beſten als das romantiſche bezeichnen kann, da es ſeine Stoffe vorzugsweiſe aus den romantiſchen Dichtungen des Mittelalters, und zwar beinahe ausſchließlich des franzöſiſchen, ſchöpfte. Der große Erfolg, den Wielands Dichtungen fanden, konnten nicht verfehlen, zahlreiche Nachahmungen hervorzurufen; doch fallen dieſelben erſt in den folgenden Zeitraum, ſo daß wir erſt ſpäter auf dieſelben eingehen können. Doch erwähnen wir hier ſchon „des heiligen Blaſius Jugendgeſchichte und Viſionen" von K. Arn. Schmid (S. 498), obgleich erſt im J. 1784 vollendet, weil der Verfaſſer auch in dieſem Gedichte in Anſchauung und Darſtellung ganz auf der Bildungsſtufe des gegenwärtigen Zeitraumes fußte.

Wir ſchließen mit der Erwähnung der beſchreibenden Gedichte, unter deren großen Menge jedoch nur wenige von hervorragender Bedeutung ſind. Auch in dieſer Gattung waren die Engländer Muſter und Vorbild, und wie der Name Pope von der komiſchen Epopöe, ſo iſt Thomſons Name von dem beſchreibenden Gedicht unzertrennlich. Der erſte Verſuch und zugleich einer der glücklichſten ſind die ſchon erwähnten „Alpen" von Haller (S. 484). Nächſt ihm hat allein Ew. v. Kleiſt in dieſer Gattung Bleibendes geleiſtet. Von dem „Verſuch eines Gedichts über das Schleſiſche Rieſengebürge" (Berl. 1750) von Balth. Ludw. Tralles ſagt ein älterer Kritiker, „es ſtehe das Rieſengebirge lange nicht ſo weit unter den Alpen, als der Sänger von jenem unter dem Sänger von dieſem". Duſch, der ſich zum Nachtheil ſeines Talents in allen möglichen Dichtungsarten verſuchte, ſchrieb auch mehrere beſchreibende Gedichte, unter welchen das beſte, „Tolk-Schuby" (Altona 1751), doch nichts als eine verfehlte Nachahmung des „Windſorparks" von Pope iſt, welches Gedicht auch den uns ſchon bekannten Löwen zu einer Nachbildung: „der Billwerder" (Hamb. 1757), begeiſterte, die, im Ganzen ungenügend, einzelne gelungene Stellen enthält, und woran insbeſondere zu loben iſt, daß der Dichter ſtatt des damals unvermeidlichen ſchleppenden Alexandriners in Nachahmung ſeines Vorbilds fünffüßige Jamben mit gepaarten Reimen wählte, die er auch nicht ohne Geſchick behandelt. „Die Tageszeiten" (Roſt. 1754) von Zachariä, welche durch Thomſons Jahreszeiten hervorgerufen wurden, ſind ſchon im Plane mangelhaft, da die großen Epiſoden, welche übrigens den intereſſanteſten Theil des Gedichts bilden, meiſt ohne innern Grund eingefügt ſind. Noch weniger Werth haben „die Stuffen des weiblichen Alters" (Roſt. 1727) von dem nämlichen Dichter.

Friedrich von Hagedorn.

So ausgezeichnet und einflußreich Friedrich von Hagedorn durch ſeine lyriſchen Gedichte war, ſo bedeutend wurde er durch ſeine Fabeln und Erzählungen, ſchon deswegen, weil er dieſe Gattungen, welche ſeit dem 30jährigen Kriege beinahe ganz verſchwunden waren, wieder in die deutſche Literatur einführte und er die lange Reihe der Dichter eröffnet, welche dieſelben während des ganzen Zeitraums bearbeiteten, ſo wie er auch den Ton angab, in welchem von nun an die Fabeln und Erzählungen beinahe ausſchließlich geſchrieben wurden. Er ſelbſt nahm ſich, wie ſchon erwähnt (S. 486), die Franzoſen und insbeſondere den liebenswürdigen Lafontaine zum Muſter, deſſen Erzählungsweiſe er ſich mit vielem Glück aneignete, ohne jedoch in ſklaviſche und pedantiſche Nachahmung zu verfallen. Vielmehr bewahrte er ſeine Selbſtſtändigkeit, und, was noch von höherer Bedeutung iſt, es gelang ihm, die zu ſeiner Zeit noch ganz unbeholfene und ſchleppende Sprache mit ſolchem Glück auszubilden, daß ſie der leichten und anmuthigen Darſtellungsweiſe der Franzoſen fähig wurde. Man lernt die Fortſchritte, welche die Sprache durch ihn machte, erſt recht ſchätzen und dankbar erkennen, wenn man ſeine Dichtungen mit denen der beſſeren Köpfe am Ende des vorigen Zeitraums, ſeine leichte und bewegliche Sprache mit der ſteifen und ſchwerfälligen Darſtellung eines Canitz oder Beſſer vergleicht. Ein großer Theil ſeiner Fabeln und die meiſten Erzählungen ſind in der breiteren Weiſe ſeines Vorbildes Lafontaine gehalten, indem er die einflußreicheren Nebenumſtände mit Behaglichkeit ausmalt, und dadurch die Begebenheit oder die Charaktere in ein helleres Licht ſetzt. Er iſt darin meiſtens recht glücklich, z. B. in den Fabeln „der Haſe und viele Freunde", „der Löwe und die Mücke" (1), und nur ſelten verfällt er dabei in geſchwätzige Weitſchweifigkeit und noch ſeltener läßt er ſich verführen, ſolche Verhältniſſe ausführlicher zu berichten, welche auf den Gang der Begebenheit oder die Schilderung der Charaktere von keinem Einfluſſe ſind, wie z. B. in der Fabel: „Der Bär und der Liebhaber ſeines Gartens". Oefters hat er die Fabeln und hie und da auch wohl eine Erzählung in der gedrängten Weiſe des Alter-

Digitized by Google

thums dargestellt, und es gehören diese zum Theil mit zu seinen besten („die Natter und der Aal" (2), „das Hühnchen und der Diamant", „Guckguck und Lerche"). Seine ernsthaften Erzählungen, von denen mehrere in Alexandrinern geschrieben sind, haben im Ganzen weniger Werth, als die scherzhaften; nur „der Falke" reiht sich den besten Dichtungen der Art an, und läßt ihn seinem Vorbilde Lafontaine ebenbürtig erscheinen. Eben so heiter, als dieser, überschreitet er aber auch dann, wenn er sich seinem schalkhaften Muthwillen ganz hingibt, doch höchstens ein oder zweimal die Gränzen des Anstands, und selbst in Stücken, wo er den Bocaccio oder den Lafontaine vor Augen hat, bleibt er bescheiden und züchtig. Am höchsten steht er in der trefflichen Erzählung: „Johann der Seifensieder", die wir nur deshalb nicht mittheilen, weil sie allgemein bekannt und in jeder Sammlung von deutschen Gedichten zu finden ist; aber auch „die Bärenhaut" (3) und „der Häusling des Pabstes Johannes des drey und zwanzigsten" (4) lassen seine Kunst in der Zeichnung der Charaktere und in der Schilderung von Zuständen, so wie seine lebendige und anmuthige Darstellung erkennen.

1. Der Löwe und die Mücke.

Ein kluger Heiliger, selbst Augustinus, spricht:
„Dem Sonnenkörper ist die Fliege vorzuziehen;
Denn ihr, nicht jenem, ward ein Lebensgeist verliehen."
Vielleicht ist dieses wahr; ich aber glaub' es nicht.
Doch denk ich keinen Ruhm den Fliegen abzusprechen;
Die Fliegen wissen sich zu rächen:
Auch Mücken fehlt es nicht an Keckheit, noch an Macht.
Wer ist der Heldinn zu vergleichen,
Die jenes starke Thier aufs äußerste gebracht,
Dem aller Thiere zitternd weichen?
Der Thiere Regiment in Monomotapa
War durch Gewalt und Recht dem Löwen zugefallen,
Der sich, Monarchen gleich, von schüchternen Vasallen
Geschmeichelt und gefürchtet sah.
Dort heißt ein schwarzer Fürst das Wunder seiner Zeit,
Hat nur sein Heldenmuth viel Böses unterlassen,
Den Löwen nannten auch noch ungekrönte Affen
Das Muster seltner Gütigkeit.
Das Lob nährt seinen Stolz, so wie sein Grimm die Noth.
Mit beyden durfte nur die kühne Mücke scherzen,
Die ihm aus edlem Haß, mit freyheitvollem Herzen,
Des scharfen Stachels Spitze bot.
Der Angriff wird gewagt; sie selber bläst zur Schlacht;
Sie säumt nicht, an den Feind sich peinlich fest zu saugen,
Und hat den König bald um Nacken, Maul und Augen
Mit tausend Schmerzen wund gemacht.
Er tobt, schnaubt und schäumt, die Thiere bergen sich;
Die Tapfersten entfliehn den majestätischen Klauen.
Er brüllt, der Hügel bebt; das allgemeine Grauen
Vermehrt ein jeder Mückenstich.
Was will der Stärkre thun? Die Schwächre giebt nicht nach,
Der Löwe sucht umsonst die Mücke zu erreichen,
Und wird, nach langem Streit, nach mißgelungnen Streichen,
Ermüdet und an Kräften schwach.
Sie putzt ihr Panzerhemd, die Schuppen um den Leib
Und ihren Federbusch, läßt beyde Flügel klingen,
Zieht alle Schwerter ein, die aus dem Rüssel dringen,
Und hält sich für kein schlechtes Weib.
Nun steigt sie in die Luft, mit Sieg und Ruhm geschmücket:
Nun weiß sie schon die Kunst, die Löwen zu besiegen.
Bald aber sieht man sie in ein Gewebe fliegen,
Darinn die Spinne sie erstickt.
Aus beyder Schicksal wird deutlich wahrgenommen,
Daß oft der schwächste Feind den kühnsten Helden schlägt.
Wie mancher Waghals ist im Zufall umgekommen,
Den weder Sturm noch Schlacht erlegt.

2. Die Natter und der Aal.

Zu der Natter sprach ein Aal:
„Mein Geschick ist zu bedauern
Weil auf mich fast allemal,
Nicht auf dich die Leute lauern.
Ruh und Unschuld schützt mich nicht,
Weil mir jeder Netze flicht:
Mein Geschlecht füllt alle Reusen."
„Vetter", fiel die Natter ein,
„Unschuld wird dich nicht befreyn;
Aber ich kann Zähne weisen,
Deren Biß die Feinde scheun."

3. Die Bärenhaut.

Zween Helden, die der Dnnze Strand
Von Jugend auf, in frühen Wechselchören,
Nach tapfern Flüchten singen hören,
Verließen, um die Zal der Reisenden zu mehren,
Ihr liederreiches Vaterland.
Mehr Lust, als Fähigkeit zu ungemeinen Werken,
Die Noth und etwas Eigensinn
Trieb sie zuletzt nach Polen hin,
Die Mißvergnügten zu verstärken.
Gesang und Geld und Muth nahm bald und meklich ab.
Als diesen sonst galanten Leuten
Ein Kürschner Tisch und Stube gab,
Vielleicht aus Hoffnung bessrer Zeiten.
Zu diesem sagten sie: „Ein großer Wüterich,
Ein ungeheuree Bär läßt sich im Walde sehen,
Euch soll, zu Zahlungsstatt, die Haut zu Diensten stehen.
Herr Wirth! das Fell ist schön, der Anschlag ritterlich.
Wir sähen auch nicht gern, um unsers Landes Ehre,
Daß ein Gascogner schuldig wäre.
Die Bestie wird euch und uns erfreun.
Beym Element! wir wollen uns ergötzen;
Den Bären soll gewiß kein Teufel besser hetzen."
Der Kürschner lächelt zwar; doch geht er alles ein:
Sie aber säumen nicht, den Streich ins Werk zu setzen.
Der Kühnheit Ungeduld verdoppelt ihren Lauf,
Der Wald wird schnell erreicht; ihr Gegner zeigt sich wieder.
So gleich trifft Furcht und Frost der beyden Jäger Glieder.
Der eine springt verzagt den nächsten Baum hinauf,
Den andern wirft Gefahr und Angst und Klugheit nieder.
Er streckt sich starrend aus, hält seinen Athem an,
Und stellt sich mausetodt, so gut er immer kann;
Denn, was er sonst gehöret, ist ihm noch unvergessen,
Daß Bären selten Todte fressen.
Das Thier betrachtet ihn, beriecht ihn, kehrt ihn um,
Und läßt sich durch den Schein betrügen.
Pfuy! brummt es, welch ein Aas! wir Bären sind nicht dumm;
Uns muß was Frischeres vergnügen.
Er geht hierauf zurück. Der Held verläßt den Baum,
Und eilt dem Freunde zu. „Ich sehe dich am Leben."
Ruft er bewundernd aus, „und dennoch glaub ichs kaum.
Kein kleiner Heiliger hat dir itzt Schutz gegeben.
Allein, wie hält es nun mit unsers Feindes Haut?
Er war, wie ich mit Schrecken sahe,
Hier deinen Ohren ziemlich nahe;
Was hat er dir doch anvertraut?"
„Nicht viel", versetzt sein Freund; „doch glaub ich diesem Scythen.
Er gab mir insgeheim den Rath,
Die Haut nicht eher feil zu bieten,
Als bis man schon den Bären hat."

4. Der Häufling des Pabstes Johannes des dreyundzwanzigsten.

Zwey Dinge haben sich noch nie verbinden können:
Ein Weib, und recht verschwiegen seyn.
Abt Gregoire sagts. Ich muß ihn nennen,
Um mich Unschuldigen vom Argwohn zu befreyn,
Als stele mir dergleichen ein.
Ihm will ich stets den Haß verschwiegnee Damen gönnen.
Zum spöttischen Beweis erzählt er ein Gedicht.
Ihr Schönen, was erzählt man nicht?
Der fürchterliche Pabst, der durch den Blitz des Bannes
Dem fünften Ludewig, dem Bayern, widerstand,
Der dreyundzwanzigste Johannes
War, wie Franzosen sind, bey Nonnen recht galant:
Galant, doch wie ein Pabst, ohn Abgang seiner Würde.
Er sprach zu Fontevaur sehr oft den Schwestern zu,
Theils zur Erleichterung seiner Bürde,
Theils zur Beförderung ihrer Ruh.
Dies Kloster war der Sitz geweihter Schwätzerinnen.
Sie suchten alles auszusinnen,
Durch ihrer Zungen Fertigkeit

Den Schutz und die Gewogenheit
Des Oberhirten zu gewinnen,
Und die Hochwürdigen gewannen ſeine Huld.
Sie war kaum reichlicher, noch ſchöner anzulegen.
Was gab er ihnen nicht' Bald Ablaß, bald Indult,
Und bald, verſchwendriſch, ſeinen Segen.
War ihnen das genug? O nein.
Wann weiß der Menſch vergnügt zu ſeyn?
Sie ließen ſich gar von dem Wahn bethören,
Den Männern beichten, ſey nicht recht,
Und von dem weiblichen Geſchlecht
Sollt' eine ſtets der andern Beichte hören:
Und dieſes einzuſehn, ſey auch der Päbſte Pflicht.
Er kömmt nach kaum ins Kloſter wieder,
So wirft vor ihm ſich die Aebtiſſinn nieder,
Küßt zärtlich ſeinen Fuß, und ſpricht
„O heiliger Vater, hör ein Flehen:
Laß bey dem Prieſter uns nicht mehr zur Beichte gehen!
Wir alle ſchämen uns, ihm alles zu geſtehen.
Im Wachen und im Schlaf giebts manche Kleinigkeit,
Die Männern zu vertraun, ſich jede Nonne ſcheut.
Laß künftig uns einander beichten.
Wir ſind weit fähiger, die Sünden zu beleuchten."
Den Pabſt befremdet ſehr der Bitte Dreiſtigkeit.
„Wie?" ſagt er, „ihr wollt Beichte ſitzen?
Ihr guten Kinderchen, könnt ſonſt der Kirche nützen.
Wißt, dieſes Sacrament erheiſcht Verſchwiegenheit.
Dir ward euch nicht zu Theil. Ihr denkt ſchön und erhabren,
Und ihr, Geliebteſte, beſitzet viele Gaben;
Doch eine nicht, die Zuverläſſigkeit.
Allein ich nehm es in Bedenken.
Vielleicht weiß Frontevaux ſich klüglich einzuſchränken.
Iſt die Aebtiſſin nicht verſtändig, wie ein Mann?
Zur Prüfung will ich hier noch heut ein Käſtchen ſenden.
Das überliefre ſich nur ihren keuſchen Händen!
Wenn ſie, nichts iſt ſo leicht, mirs wiedergeben kann,
Doch uneröffnet, merkt dieß an!
So bin ich ganz geneigt, euch alles zuzuwenden."
Das Käſtchen kömmt. Die Ankunft wird bekannt,
Und jeder Nonne Blick und Hand
Will, darf und muß es ſehn, betaſten und recht kennen.
Sie reißen ſich darum. Die eifernden zu trennen,
Kömmt die Aebtiſſinn, und die Nacht.
Das ſchöne Käſtchen wird vorizt nicht aufgemacht.
Der Vorwitz quälet oft, mehr als der Alp der Sorgen.
Die Nonnen flieht der Schlaf, auch die Aebtiſſinn wacht,
Voll reger Ungeduld, bis an den müden Morgen.
Die Meſſe geht nun an. Gebeth, Geſang und Chor
Geräth erbärmlich ſchlecht, man ziſchet ſich ins Ohr,
Und ſingt nicht, ſondern ſchwatzt, und fragt ſich, und will wiſſen,
Warum ſie nichts eröffnen müſſen.
Die weibliche verſchleyrte Cleriſey
Verſammlet ſich noch vor der Mittagsſtunde.
Und ſtimmet, als aus Einem Munde,
Gehorſamſt der Aebtiſſinn bey,
Daß man, obgleich der Pabſt es nicht erlauben wolle,
Das Käſtchen unterſuchen ſolle.
„Selbſt unſerm Arbriffell ſtand etwas Vorwitz frey.
Es bleibt ja unter uns; wir alle können ſchweigen.
Das eben ſoll, uns ſelbſt, ihr die Eröffnung zeigen.
Auch kein Concilium erräth,
Daß wir im mindſten nur am Deckelchen gedreht.
Doch damit laſſen wir die Frau Aebtiſſinn ſchalten."
Die nimmt den Deckel ab. Ein Hänfling fliegt heraus.
Ein Wunderwerk hatt' ihn erhalten.
Er flattert, ſingt, entwiſcht, ſetzt ſich aufs nächſte Haus.
Da mag für ihn der Vögel Schutzgeiſt walten.
Man klopft gebietriſch an. Wer wars? ... Der Pabſt war da.
Er kam. Sobald er nur den frommen Haufen ſah,
Wollt er ſein ſchönes Käſtchen ſchauen.
„Denn", ſprach er, „es enthält, was ihr ſo ſehr begehrt,
Die Bulle ſelbſt, die euch den Beichtſtuhl ſchon gewähret.
Allein' ... darf man auf Weiber bauen?
Ihr zaudert, wie mich deucht. Gebt her' ... Was ſeh ich jetzt?
Iſt meine Bulle ſchon entflogen?
Das ſchönere Geſchlecht iſt ſinnreich und verſchmitzt,
Doch zum Geheimniß nicht erzogen.
Dem Prieſter nur geziemt, daß er euch Beichte ſitzt."
Ein junges Nönnchen war dem alten Brauch gewogen,
Und ſagt: „Ich liebe nicht dergleichen Neuerung,
Mein Beichtiger iſt mir ſchon gut genung."

Chriſtian Fürchtegott Gellert.

Gellert.

Unter allen literariſchen Erſcheinungen aus der erſten Hälfte des Zeitraums ſind die „Fabeln und Erzählungen" von Chriſtian Fürchtegott Gellert ohne Vergleich die wichtigſte und einflußreichſte. Wir wollen nicht einmal erwähnen, daß durch ſie die Gattung eine Zeitlang beinahe ausſchließlich vorherrſchend wurde und ſie daher einen weitgreifenden Einfluß auf die fernere Entwickelung der Literatur ausübten, ſie haben für uns darin ihre vorzüglichſte Bedeutung, daß ſich in ihnen der demokratiſche Charakter der Zeit am erſten und wirkungsvollſten ausdrückte, daß ſie vorzugsweiſe das Buch wurden, durch welches ſich die neue Kunſt entſchieden an das Volk anlehnte, durch welches das Volk in die geiſtige Bewegung aufgenommen wurde. Ohne Zweifel hat Hagedorn ein weitaus größeres Talent, allein er denkt bei ſeinen Dichtungen nicht an das Volk, ſondern nur an die gebildete Geſellſchaft; Gellert hat von dieſer nur den gebildeteren Ton ſich angeeignet, aber für ſie zu dichten, kam ihm nicht in den Sinn. Wie er durch ſeine geiſtlichen Lieder das religiös moraliſche Gefühl des Volks kräftigen wollte, ſo wollte er durch ſeine Fabeln die praktiſch moraliſche Anſchauung deſſelben veredeln. Es ließe ſich aus ſeinen Fabeln und Erzählungen ein vollſtändiger Kurs der praktiſchen Moral herſtellen, denn es iſt kaum ein Verhältniß des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens, das er nicht in denſelben behandelt und in ſeinen Mängeln zur Anſchauung gebracht hätte. Weit entfernt aber, großartige Lebensanſichten zu predigen, welche nur für bevorzugte Menſchen gelten oder in außerordentlichen Lagen ihre Anwendung finden können, begnügt er ſich, die einfachſten, den gewöhnlichſten Lebensverhältniſſen entſprechenden Tugenden zu empfehlen. Rechtſchaffenheit, Sittenreinheit, Treue, Beſchei-

denheit, Geduld, Nachsicht gegen die Fehler Anderer, Verträglichkeit, und vor Allem Klugheit, denn in den niedern, wie in den höhern Ständen, in beschränkten, wie in großen Verhältnissen, im Dorf, wie in der Stadt, im Umgang mit seines Gleichen, wie mit Vornehmen, so lehrt er, kann nur kluges, rücksichtsvolles Benehmen ein zufriedenes Leben gewähren. Man vermeide, den Neid seiner Nachbarn und Genossen zu erregen, man richte sich nach der allgemeinen Sitte, suche nicht vor den Andern zu glänzen; diese und andere ähnliche Lehren sind es vorzüglich, die er einzuprägen sucht. Sie sind, wie man sieht, der täglichen Erfahrung entnommen, es sind Lehren, die seit Jahrhunderten unter dem Volk in der Form von Sprichwörtern wiederholt werden, und eben deshalb fanden die Fabeln so allgemeinen, so bleibenden Anklang. Was sie vortrugen, war ja die von den Vätern ererbte Lebensweisheit, aber sie trugen es in einer neuen, lebenswarmen, Allen zugänglichen, Allen erfreulichen Form vor; sie befriedigten zugleich die Anhänglichkeit an das Alte, wie die Lust am Neuen. So wurden sie bald zum Volksbuche, wie noch kein gelehrter Dichter eines hervorgebracht hatte, sie drangen bis in die untersten Schichten der Gesellschaft und bis in die entlegensten Dörfer. Wenn erzählt wird, daß einst ein Bauer mit einer Klafter Holz vor Gellerts Hause angefahren kam, um dem Dichter seine Dankbarkeit für das Vergnügen zu beweisen, das ihm seine Fabeln gemacht hätten, so hat dieser gewiß nur die Gefühle vieler tausend Andern ausgesprochen. Dieser außerordentliche Erfolg der Fabeln rührte nicht bloß von dem Inhalte her, er hatte seinen Grund auch ganz wesentlich in der Auffassung und Darstellung. Wir haben schon berührt, daß Gellert sich nach Lafontaine bildete; er läugnete dies zwar, und allerdings hat er einigen Grund, sich dagegen zu verwahren, denn er ahmte keineswegs in gewöhnlichem Sinne nach. Er nahm von seinem französischen Vorbilde nur die Behandlungsart im Allgemeinen, in der er später bestärkt wurde, als er die älteren Fabeldichter der Deutschen kennen lernte. Gellert liebt die epische Ausführlichkeit, wie Lafontaine, und wie bei diesem ist auch bei ihm die Erzählung lebhaft, voller Munterkeit und einnehmenden Scherzes, aber da Gellert mit steter und bewußter Rücksicht auf sein eigenes Volk dichtete, so nimmt bei ihm auch Alles einen durchaus deutschen Charakter an, nur hie und da bricht eine Art leichten französischen Spottes durch; beinahe durchgängig bildet ein ächt deutscher Witz oder kräftiger Humor die Grundlage der Erzählung. Auch die Sprache ist durchaus einfach, schlicht, überhaupt so volksthümlich, als sie es zu jener Zeit nur irgend sein konnte, und gerade in dieser Beziehung ist der Einfluß der ältern deutschen Dichter unverkennbar.

1. Der Kranke.

Ein Mann, den lange schon die Gliederkrankheit plagte,
That alles, was man ihm nur sagte,
Und konnte doch von seiner Pein
Auf keine Weise sich befreyn.
Ein altes Weib, der er sein Elend klagte,
Schlug ihm geheimnißvoll ein magisch Mittel vor.
„Ihr müßt euch", zischt sie ihm ins Ohr,
„Auf eines Frommen Grab bey frühe Sonne setzen,
Und euch mit dem gefallnen Thau
Dreymal die Hand, dreymal den Schenkel netzen;
Es hilft, gedenkt an eine Frau!"
Der Kranke that, was ihm die Alte sagte;
Denn sagt, was thut man nicht, ein Uebel los zu seyn?
Er gieng zum Kirchhof hin, und zwar, sobald es tagte,
Und trat an einen Leichenstein,
Und las: „Wer dieser Mann gewesen,
„Lüft, Wandrer, dich sein Grabmal lesen.
„Er war das Wunder seiner Zeit,
„Das Muster wahrer Frömmigkeit;
„Und daß man viel mit wenig Worten sagt,
„Er ists, den Kirch und Schul, und Stadt und Land beklagt."
Hier setzt sich der Geplagte nieder,
Benetzt die halb gelähmten Glieder;
Doch ohne Wirkung bleibt die Cur,
Sein Gliederschmerz vermehret sich nur.
Er greift betrübt nach seinem Stabe,
Schleicht von des frommen Mannes Grabe,
Und setzt sich auf das nächste Grab,
Dem keine Scheilt ein Denkmal gab;
Hier nahm sein Schmerz allmählig ab.
Er braucht sogleich sein Mittel wieder;
Schnell lebten die gelähmten Glieder,
Und, ohne Schmerz und ohne Stab,
Verließ er dieses fromme Grab.
„Ach!" rief er, „läßt kein Stein mich lesen,
Wer dieser fromme Mann gewesen?"
Der Küster kam von ungefehr herbey;
Den fragt der Mann, wer hier begraben sey?
Der Küster läßt sich lange fragen,
Als könnt es ohne Scheu nicht sagen.
„Ach!" hub er endlich seufzend an:
„Verzeih mirs Gott! es war ein Mann,
Dem, weil er Ketzereyen glaubte,
Man kaum ein ehrlich Grab erlaubte;
Ein Mann, der lose Künste trieb,
Komödien und Verse schrieb;
Er war, wie ich mit Recht behaupte,
Ein Neuling und ein Bösewicht."
„Nein!" sprach der Mann, „das war er nicht,
So gottlos ihn die Leute schalten,
Doch jener dort, den ihr für fromm gehalten,
Von dem sein Grab so rühmlich spricht,
Der war gewiß ein Bösewicht."

2. Der Kukuk.

Der Kukuk sprach mit einem Staar,
Der aus der Stadt entflohen war.
„Was spricht man," fieng er an zu schreyen,
„Was spricht man in der Stadt von unsern Melodeyen?
Was spricht man von der Nachtigall?"
„Die ganze Stadt lobt ihrer Lieder." —
„Und von der Lerche?" rief er wieder.
„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall." —
„Und von der Amsel?" fuhr er fort.
„Auch diese lobt man hier und dort." —
„Ich muß dich doch noch etwas fragen:
Was", rief er, „spricht man denn von mir?"
„Das", sprach der Staar, „das weis ich nicht zu sagen,
Denn keine Seele redt von dir." —
„So will ich", fuhr er fort, „mich an dem Undank rächen,
Und ewig von mir selber sprechen."

3. Die Betschwester.

Die frömmste Frau in unsrer Stadt,
In Kleidern fromm, und fromm in Mienen,
Die stets den Mund voll Andacht hat;
Wird diese nicht ein Lied verdienen?

Wie lehrreich ist ihr Lebenslauf!
Kaum steht die fromme Frau von ihrem Lager auf,
Kaum tönt der Klang vom achten Stundenschlage:
So sucht sie das Gebet zu dem verhaßnen Tage.
Und ob sie gleich den Schritt in sechzig schon gethan,
So ruft sie doch den Heiden noch heut um Keuschheit an.
Und ob sie gleich noch nie sich satt gegessen,
So fleht sie doch um Mäßigkeit im Essen.
Und ob sie gleich auf alle Pfründen zielt,
So seufzt sie doch um Trost bey ihrer Dürftigkeit.
Welch ehrlich Herz! Welch heiliges Vertrauen!
Sie liest das Jahr hindurch die Bibel zweymal aus,
Und reißt dadurch ihr ganzes Haus
Auf ewig aus des Teufels Klauen.

Zwölf Lieder stimmt sie täglich an.
Wer kömmt? Ists nicht ein armer Mann?
Geh, Frecher! willst du sie vielleicht im Singen stören?
Nein, wenn sie singt, kann sie nicht hören,
Geh nur, und hungre, wie zuvor!

Sie hebt ihr Herz zu Gott empor;
Soll ſie dieß Herz vom Himmel lenken,
Und itzt an einen Armen denken?
Sie ſingt, und trägt das Eſſen ſingend auf.
Sie ißt, und ſchmählt auf böſer Zeiten Lauf.
Allein wer klopft ſchon wieder an die Thüre?
Ein armes Weib, die keinen Biſſen Brodt —
„Geht, quält mich nicht mit eurer Noth,
„Wenn ich die Hand zum Munde führe.
„Nicht wahr, ihr ſingt und betet nicht?
„Seyd fromm und denkt an eure Pflicht,
„Der Herr vergißt die Seinen nicht.
„Wenn ſeht ihr mich denn betteln gehen?
„Allein man muß zu Gott auch brünſtig ſchreyn und flehen!“
Doch iſt die liebe fromme Frau
Nicht gar zu hart, nicht zu genau?
Wohnt nicht in ihr mehr Kaltſinn, als Erbarmen?
Nein, nein' Sie dient und hilft den Armen,
Sie beſſert ſie durch Verweis und Verweis,
Und weiſt ſie zu Gebet und Fleiß;
Iſt dieſes nicht der Schrift Gebeiß?
Sie dient ja gern mit ihren Gütern,
Allein nur redlichen Gemüthern.
Iſt wohl ein frommes Weib in unſrer ganzen Stadt,
Das, in der Noth, bey ihr nicht Zuflucht hat?
Sie mag ihr auch die kleinſte Zeitung bringen.
So eilt ſie doch, dem Weibe beyzuſpringen.
Ach ja' Beatens Herz iſt willig und bereit.
Die Welt mag noch ſo viel an ihr zu tadeln finden.
Nicht nur den Lebenden nützt ihre Mildigkeit;
O nein! Sie weis ſich auch die Todten zu verbinden.
Wenn wird ein Kind zur Gruft gebracht,
Um deſſen Sarg ihr Kranz ſich nicht verdient gemacht?
Wenn ſprechen nicht die Leichenväſte:
Beatens Kranz war doch der beſte!
Welch ſchönes Geweiſe! von wem wird dieſes ſeyn?
Beate ſchickts, und wills dem Leichnam weihn.
Das fromme Weib! erlebt ſie mein Erblaſſen·
So wird ſie meinen Sarg gewiß verſilbern laſſen.
Sie kleidet Kanzel und Altar,
Und wird ſie künftig neue Jahr,
So ſehr die Andern ſie beneiden,
Zum drittenmale doch bekleiden,
Man wirft ihr vor, ſie ſolls aus Ehrſucht thun;
Noch kann ihr mildes Herz nicht ruhn.
Wer wars, der itzt in die Geſellſchaft
Mit langſam ſchlauer Hand ein volles Briefchen ſteckte?
Beate wars; ſie leiht dem Herrn,
Und was ſie giebt, das giebt ſie gern.
Was kann denn ſie dafür, daß es die Leute ſehen?
Beate! laß die Läſterer ſchmähen.
Und laß ſie aus Verleumdung ſprechen:
Du wollſt die Allmacht nur beſtechen,
Daß für den Wucher, den du treibſt,
Du einſtens ungeſtraft bleibſt.
Laß dich von andern ſpöttiſch richten,
Als pflegteſt du vor der Welt gern Laſter anzudichten,
Als wäre dieß für dich die liebſte Neuigkeit,
Wenn andern Noth und Unglück dräut.
Als hätteſt du nichts, als der Tugend Schein.
Schweigt, Spötter, ſchweigt! Dieß kann nicht ſeyn,
Denn betend ſteht ſie auf, und ſingend ſchläft ſie ein.

4. Der Blinde und der Lahme.

1. Von ungefähr muß einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft ſchon freudenvoll,
Daß ihn der andre leiten ſoll.

2. „Dir“, ſpricht der Lahme, „beyzuſtehen?
Ich armer Mann kann ſelbſt nicht gehen;
Doch ſcheints, daß du zu einer Laſt
Noch ſehr geſunde Schulteen haſt.

3. Entſchließe dich, mich fortzutragen,
So will ich dir die Stege ſagen.
So wird dein ſtarker Fuß mein Bein,
Mein helles Auge deines ſeyn.“

4. Der Lahme hängt mit ſeinen Krücken
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt alſo dieſes Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

5. Du haſt das nicht, was andre haben,
Und andern mangeln deine Gaben;
Aus dieſer Unvollkommenheit
Entſpringet die Geſelligkeit.

6. Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die dir Natur für mich erwählte.
So würd er nur für ſich allein,
Und nicht für mich bekümmert ſeyn.

7. Beſchwer die Götter nicht mit Klagen'
Der Vortheil, den ſie dir verſagen,
Und jenem ſchenken, wird gemein,
Wir dürfen nur gefällig ſeyn.

5. Der Proceß.

„Ja, ja, Proceſſe müſſen ſeyn!
Geſetzt, ſie wären nicht auf Erden,
Wie könnt alsdann das Mein und Dein
Beſtimmet und entſchieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur;
Drum, Bruder, recht und ſtreite nur.
Du ſiehſt, man will dich übertäuben;
Doch gieb nicht nach, ſetz alles auf,
Und laß dem Handel ſeinen Lauf,
Denn Recht muß doch Recht bleiben.“
„Was ſprecht ihr, Nachbar? Dieſer Rein,
Der ſollte, meynt ihr, euer ſeyn?
Nein, er gehöre zu meinen Hufen.“
„Nicht doch, Gevatter! nicht, ihr irrt,
„Ich will euch zwanzig Zeugen rufen,
„Den denen jeder ſagen wird,
„Daß lange vor der Schwedenzeit —“
Gevatter, ihr ſeyd nicht geſcheit'
Verſteht ihr mich? Ich will euchs lehren,
Daß Rein und Gras mir zugehören.
Ich will nicht eher ſanfte ruhn,
Das Recht, das ſoll den Ausſpruch thun.“
So ſagt Kunz, ſchlägt in die Hand,
Und rückt den ſpitzen Hut die Ohre.
„Ja, eh ich dieſen Rein entbehre,
„So meid ich lieber Gut und Land.“
Der Zorn bringt ihn zu ſchnellen Schritten,
Er eilet nach der nahen Stadt.
Allein Herr Glimpf, ſein Advocat,
War kurz zuvor ins Amt geritten.
Er läuft, und holt Herr Glimpfen ein.
Wie, ſprecht ihr, kann das möglich ſeyn?
Kunz war zu Fuß, und Glimpf zu Pferde.
So glaubt ihr, daß ich lügen werde?
Ich bitt euch, ſtellt das Reden ein;
Sonſt werd ich, dieſen Schimpf zu rächen,
Gleich ſelber mit Herr Glimpfen ſprechen.
Ich ſag es noch einmal, Kunz holt Herr Glimpfen ein,
Greift in den Zaum, und grüßt Herr Glimpfen.
„Herr!“ fängt er ganz erbittert an,
„Mein Nachbar, der infame Mann,
Der Schelm, ich will ihn zwar nicht ſchimpfen,
Der, denkt nur! ſpricht, der ſchmale Rein,
Der zwiſchen unſern Feldern lieget,
Der, ſpricht der Narr, der wäre ſein.
Allein den will ich ſehn, der mich darum betrüget.
Herr“, fuhr er fort, „Herr, meine beſte Kuh,
Sechs Scheffel Haber noch dazu!
(Hier wieherte das Pferd vor Freuden.)
O! dient mir wider ihn, und helft die Sach entſcheiden.“
„Kein Menſch“, verſetzt Herr Glimpf, „dient frendiger als ich.
Der Nachbar hat nichts einzuwenden,
Ihr habt das größte Recht in Händen;
Aus euren Reden zeigt es ſich.
Genug, verklagt den Ungeſtümen!
Ich will mich zwar nicht ſelber rühmen,
Dieß thut kein ehrlicher Juriſt;
Doch dieſes könnt ihr leicht erfahren,
Ob ein Proceß, ſeit zwanzig Jahren,
Von mir verloren werden iſt?
Ich will euch eure Sache führen,
Ein Wort, ein Mann! ihr ſollt ſie nicht verlieren.“
Glimpf reutet fort. „Herr!“ ruft ihm Kunz noch nach
„Ich halte, was ich euch verſprach.“
Wie bitzig wird der Streit getrieben!
Manch Ries Papier wird voll geſchrieben.
Das halbe Dorf muß in das Amt;
Man eilt, die Zeugen abzuhören,
Und fünf und zwanzig müſſen ſchwören,
Und dieſe ſchwören insgeſammt,
Daß, wie die alte Nachricht lehrte,
Der Rein ihm gar nicht zugehörte.
Ey, Kunz, das Ding geht ziemlich ſchlecht.
Ich weis zwar wenig von dem Rechte,

Doch, im Vertraun geredt, ich dächte,
Du hättest nicht das geößte Recht.
Manch widrig Urtheil kömmt; doch laßt es widrig klingen!
Glimpf muntert den Clienten auf:
„Laßt dem Proceße seinen Lauf.
„Ich schwör euch, endlich durchzudringen:
„Doch —"
„Herr, ich hör es schon; ich will das Geld gleich beingen."
Kunz boegt manch Capitak. Fünf Jahre währet der Streit;
Allein, warum so lange Zeit?
Dieß, Leser, kann ich dir nicht sagen,
Du mußt die Rechtsgelehrten fragen.
Ein letztes Urtheil kömmt. O seht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabey gelitten;
Allein was thuts, daß Haus und Hof verstritten,
Und Haus und Hof schon angeschlagen sind?
Genug, daß er den Rein gewinnt.
„O!" enft ee, „keent von mie, den Streit anis höchfte treiben,
Ihe seht ja, Recht muß doch Recht bleiben!"

6. Dee steebende Batee.

Ein Batee hinterließ zween Erben,
Ehristerben, der wae klug, und Görgen, der war dumm.
Sein Ende kam, und kurz vor seinem Sterben
Sah er sich ganz betrübt nach seinem Ehristeph um.
„Sohn!" fieng er an, „mich anätt ein trauriger Gedanke;
Du hast Beestand, wie wird dirs künftig gehn?
Hör an, ich hab in meinem Schranke
Ein Kästchen mit Inweten stehn,
Die sollen dein. Nimm sie, mein Sohn,
Und gieb dem Beuder nichts davon."
Dee Sohn erschrack und stutzte lange.
„Ach Vater!" hub ee an, „wenn ich so viel empfange,
Wie kömmt alsdann mein Bruder foet?"
„Er?" fiel der Vater ihm ins Wort,
„Füe Görgen ist mir gar nicht bange!
Dee kömmt gewiß durch seine Dummheit fort."

7. Die beiden Wächtee.

Zween Wächter, die schon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten sich aus aller Macht
Auf allen Bier- und Brandweinbänken,
Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
Einander bis aufs Blut zu kränken,
Denn keinee brannte von dem Spahn,
Woran dee Andre sich den Tabak angezündet,
Aus Haß den seinen jemals an,
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Nach eefindet,
Den Feinde noch den Feinden angethan,
Den thaten sie einander an.
Und jeder wollte bloß den Andren überleben,
Um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.
Man rieth, und wußte lange nicht,
Warum sie solche Feinde waeen.
Doch endlich kam die Sache vor Geeicht,
Da mußte sichs denn offenbaren,
Warum sie, seit so vielen Jaheen
So heidnisch unversöhnlich waren.
Was war der Grund? Der Brodneid! War ers nicht?
Nein, Dieter sang: „Verwahret das Feuee und das Licht,"
Allein so sang der Andre nicht.
Er sang „Bewahet das Feuee und das Licht!"
Aus dieser so verschiednen Aet,
An die sich beid im Singen zänkisch banden;
Aus dem verwahet und dem bewahrt,
War Spott, Verachtung, Haß und Rach, und Wuth entstanden.
Die Wächtee, hör ich viele schreyn,
Beefolgten sich um solche Kleinigkeiten?
Das mußten geoße Narren seyn.
Ihr Herren! stellt die Reden ein,
Ihe könntet sonst unglücklich seyn!
Wißt ihr denn nichts von so viel großen Leuten,
Die in gelehrten Streitigkeiten
Um Sylben, die gleich viel bedeuten,
Sich mit der größten Wuth entzweyten?

Johann Christoph Rost.

Johann Christoph Rost, geb. den 7. April 1717 zu Leipzig, besuchte die Universität seiner Vaterstadt, wo er sich dem Studium der Rechte widmete, aber sich zugleich mit großer Vorliebe mit der Philosophie und den schönen Wissenschaften beschäftigte. Zuerst an Gottsched sich anschließend, befreite er sich bald von dessen Einfluß und wurde später sogar einer seiner gefährlichsten Gegner. Da er in seinem Vaterlande zu keiner Anstellung gelangen konnte, wendete er sich 1740 nach Berlin, wo er auf Gottscheds Empfehlung als Redactor der gelehrten Artikel in der Haudeschen Zeitung Beschäftigung und Erwerb fand; doch kehrte er schon nach einem Jahre nach Sachsen zurück, worauf ihn der bekannte Graf von Brühl im J. 1744 zu seinem Secretär und Bibliothekar wählte, in welcher Stellung er bis zum J. 1760 verblieb, wo er das einträgliche Amt eines Obersteuersecretärs zu Dresden erhielt. Er starb im J. 1765 im 48. Jahre seines Alters.

Rost stand mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit in Verbindung, zunächst mit Gottsched, dessen Vorlesungen er eine Zeitlang fleißig besuchte, später mit Bodmer, der das Talent des jungen Mannes um so höher schätzte, als er es gegen den kritischen Feind anwendete, dann auch mit Liscow. Am nächsten stand er mit den Dichtern der Sächsischen Schule; so mit Gärtner, dessen Schwester er berathete, mit Gellert, Rabener und Straube; doch scheinen diese Männer wenig Einfluß auf seine Entwickelung gehabt zu haben; Rost war viel zu lebendig und muthwillig, als daß er sich der gehaltenen, aber auch oft schwerfälligen Weise der genannten Männer hätte anschließen können. Schon seine ersten dichterischen Versuche zeigten, wie wenig er sich in den Schranken der künstlerischen und sittlichen Mäßigung halten könne. Die „Schäfererzählungen", welche er im J. 1742 ohne seinen Namen zu Berlin erscheinen ließ, bewegen sich in den sinnlichsten Darstellungen, welche zu nackt und frech sind, als daß sie selbst bei der leichten Sprache und der glücklichen Behandlung des Reims, worin Hagedorn offenbar sein Vorbild war, Wohlgefallen erregen könnten, und mit Recht sagt ein früherer Kritiker von ihnen, daß sie eben so gut ungeschrieben, als ungethan hätten bleiben können, ein Ausspruch, der schon darauf hinweist, daß ihnen auch die höhere poetische Wahrheit fehlt. Auch würde Rost kaum genannt werden, wenn er nur diese schmutzigen Gedichte geschrieben hätte; er erhielt aber durch seine eben so übermäßigen, als mit Rücksicht auf seine Stellung gemeinen Angriffe auf Gottsched in so fern eine gewisse Wichtigkeit, als durch dieselben das Ansehen des früher unbeschränkten Alleinherrschers in Sachen des Geschmacks vollständig vernichtet wurde. Gottsched, der von jeher keinen Widerspruch vertragen konnte und durch jeden Schein von Mißachtung erbittert wurde, fühlte sich außerordentlich beleidigt, als die Neuberin, die ihm bei seiner später ausführlich zu besprechenden Reform des deutschen Theaters an die Hand gegangen war, der Uebersetzung der Voltaire'schen Aizire, welche die Frau Gottsched geschrieben hatte, eine andere, allerdings bessere, von einem gewissen

Stüven vorzog und dieſe auf das Theater brachte. Er ſuchte ihm daher auf jegliche Weiſe zu ſchaden und bediente ſich hiebei nicht immer der redlichſten Mittel. Die Neuberin, die ſich bei der Anerkennung ihrer Leiſtungen ſicher fühlte, nahm den Kampf auf, und brachte ihren ehemaligen Gönner ſogar auf das Theater; ſie führte ein Vorſpiel „der allerkoſtbarſte Schatz" auf, in welchem ſie ihn in der Perſon eines Tadlers dem Gelächter des Publicums Preis gab. Größeres Gewicht aber erhielt dieſer Vorfall dadurch, daß Roſt ihn zu einem komiſchen Epos „das Vorſpiel" benutzte (Dresden 1742), welches durch die Schweizer die größtmöglichſte Verbreitung erhielt. Das Gedicht hat an ſich keinen beſondern Werth, doch iſt es ſo gut, als es unter den vorliegenden Umſtänden nur werden konnte; der Stoff iſt im Ganzen recht glücklich benutzt, namentlich aber ſind die Charaktere Gottſcheds und Schwabe's, ſo wie ihr gegenſeitiges Verhältniß recht gut dargeſtellt und einzelne Stellen ſind recht witzig. Durch dieſes „Vorſpiel" wurde das Anſehen Gottſcheds auch in weiteren Kreiſen untergraben und ſein Einfluß auf das deutſche Theater vernichtet. Doch glaubte er ſelbſt noch nicht, daß es ſo weit gekommen war, und es mußte ihn ein noch ſtärkerer Schlag treffen, ehe er die angemaßte Herrſchaft niederlegte. Im J. 1752 brachte Weiſſe eine komiſche Oper, „Der Teufel iſt los", auf das Theater, welche auſſerordentlichen Beifall fand. Gottſched, der die Opern überhaupt von der Bühne verbannen wollte, hielt dieſen Beifall für eine perſönliche Beleidigung; er ſchrieb ſogar in der Hitze einen Brief an den Hofbeamten in Dresden, der mit der Leitung der churfürſtlichen Luſtbarkeiten beauftragt war, um gegen die Wiedereinführung der Opern zu proteſtiren. Dieſer aber, der gerade kein Freund Gottſcheds war, ließ deſſen Brief in einer großen Menge von Abſchriften herumbieten. War der Brief ſchon ſeinem Inhalte nach geeignet, Gottſcheden lächerlich zu machen, weil er ſich darin mit einer Anmaßung ausſprach, die zu ſeiner Stellung in keinem Verhältniſſe ſtand, ſo trug die durchaus fehlerhafte Sprache desſelben (er war franzöſiſch geſchrieben) noch weſentlich dazu bei, ihn in ſeiner ganzen Blöße zu zeigen. Ueber die Verbreitung ſeines Briefes entrüſtet, welche er dem Schauſpieldirector Koch zuſchrieb, demſelben, der jene Weiſſeſche Oper „Der Teufel iſt los" hatte aufführen laſſen, fing er mit ihm einen Proceß an. Dies gab nun Roſten Veranlaſſung, eine „Epiſtel des Teufels an Herrn G. Kunſtrichter der Leipziger Schaubühne" zu ſchreiben, in welcher Gottſched auf das Unbarmherzigſte gegeißelt und insbeſondere ſeine Denunciation jener Oper als Rache gegen die Frau des Schauſpieldirectors dargeſtellt wurde, die ſeine Liebesanträge zurückgewieſen habe. Die Epiſtel hat den Ton der Satyre auf das Beſte getroffen, und ſie muß ſchon deshalb genannt werden, weil ſie ein gelungener Verſuch war, den ſogenannten Knittelvers wieder einzuführen, der bei guter Behandlung für mancherlei poetiſche Darſtellungen immer die angemeſſenſte Form bleiben wird *).

*) Roſt trieb die Bosheit ſo weit, Abdrücke dieſer Epiſtel in ſolcher Weiſe zu verbreiten, daß Gottſched, der gerade damals eine Reiſe machte, auf jeder Station, wo er anhielt, ein Exemplar deſſelben bekam, was ſeinen Zorn ſo erregte, daß er ſich bei dem Miniſter Grafen von Brühl, der bald darauf nach Leipzig kam, bitterlich darüber beſchwerte. Doch hatte dies nur noch größere Demüthigung zur Folge, da ihn der Graf zwang, ihm die Epiſtel in Gegenwart Roſts, der, wie wir wiſſen, ſein Secretär war, ſelbſt vorzuleſen, und er ihn mit dem trockenen Beſcheid entließ, es ſei das Beſte, ſich um ſolche Poſſen nicht zu bekümmern.

Juſtus Friedrich Wilhelm Zachariä.

Nach mehreren Seiten hin einflußreich, wurde Juſtus Friedrich Wilhelm Zachariä vorzüglich durch die Behandlung des komiſchen Epos im Sinne der Engländer und beſonders Pope's, ſeines unmittelbaren Vorbildes, berühmt. Am 1. Mai 1726 zu Frankenhauſen in Thüringen geboren, beſuchte er zuerſt die Schulen ſeiner Vaterſtadt und bezog im J. 1743 die Hochſchule zu Leipzig, um ſich dem Studium der Rechte zu widmen. Seine Liebe zur Dichtkunſt, in welcher er ſchon auf der Schule Verſuche gemacht hatte, fand dort vielſeitige Nachahmung und Ermunterung; er beſuchte Gottſcheds Vorleſungen, der ſein Talent erkannte, und ihn zur Veröffentlichung ſeines erſten größeren Gedichte, des „Renommiſten", veranlaßte. Doch ſchloß er ſich ſchon im J. 1744 an die jungen Männer an, welche die „Bremiſchen Beiträge" herausgaben, an denen er lebhaften Antheil nahm. Nachdem er noch im J. 1747 zu Göttingen ſtudirt hatte, wurde er 1748 Hofmeiſter und 1761 ordentlicher Profeſſor der Dichtkunſt am Karolinum zu Braunſchweig. Nebſt dieſem Amte beſorgte er auch die Herausgabe mehrer Zeitungen, für welche er insbeſondere die gelehrten Artikel ſchrieb, und er erwarb ſich überhaupt die Zufriedenheit des Herzogs von Braunſchweig in ſo hohem Grade, daß ihn dieſer im J. 1775 zum Kanonikus bei dem St. Cyriakſtifte ernannte. Er ſtarb am 30. Jan. 1777.

Es iſt zwar Sitte, wie auf die damaligen Dichter überhaupt, ſo auch auf Zachariä, mit einer gewiſſen Geringſchätzung herabzublicken; wir würden in dieſes Verdammungsurtheil auch ſelbſt dann nicht einſtimmen, wenn wir uns auch nicht auf Göthes Anſicht berufen könnten; denn bei allen unverkennbaren Schwächen in den dichteriſchen Erzeugniſſen Zachariäs finden ſich manche treffliche Seiten, die alles Lobes werth ſind, abgeſehen davon, daß ihm als einem der Begründer der neueren deutſchen Poeſie bleibende Anerkennung nicht verſagt werden kann. Es iſt für den Ruhm Zachariäs ein wahres Unglück, daß er ſeinen beſten Stoff bearbeitete, als er noch zu jung war und noch nicht die gehörige Entwickelung erreicht hatte, um ihn ſelbſtſtändig behandeln zu können, und daß ſich ihm ſpäter, als er geiſtig kräftiger geworden war und tiefere Einſichten in das Weſen der Kunſt gewonnen hatte, kein ſo glücklicher Stoff mehr darbot. Als er ſeinen „Renommiſten" dichtete, war er kaum 18 Jahre alt, und es iſt begreiflich, daß er ſein Vorbild Pope gerade in den Aeuſſerlichkeiten nachahmte, und wie es zu geſchehen pflegt, ihn darin zu überbieten ſuchte. Pope hatte nämlich, wie wir wiſſen, in ſeinem „Lockenraub" das antike Epos auch darin nachzubilden unternommen, daß er ſogenannte Maſchinen einführte und als ſolche jene phantaſtiſchen Weſen

gebrauchte, welche der pseudonyme Graf von Gabalis (Abbé de Villars) in seinem berühmt gewordenen Buche „Unterhaltungen über die geheimen Wissenschaften" in ironischer Weise erdacht hatte. Zwar waren die „Sylphen", welche Pope auftreten ließ, in ziemlich großer Anzahl, allein sie erhielten dadurch eine gewisse Einheit, daß sie alle einem Oberhaupte „Ariel" unterworfen waren, und zudem erhielten diese Wesen auch gerade durch ihn eine gewisse Körperlichkeit, weil Ariel den Engländern schon aus Shakspeare's „Sommernachtstraum" bekannt war. Zachariä aber führte nicht bloß eine Menge von Sylphen ein, die zu einander in keinem Verhältnisse standen, er fügte ihnen noch nach dem Vorgange der Franzosen eine große Anzahl von rein allegorischen Wesen bei (die Galanterie, den Putz, die Moden, den Kaffeegott, die Schlägerei u. s. w.), wodurch die sinnliche Anschaulichkeit noch weit mehr verloren ging, und überdem hatte diese übergroße Masse solcher Maschinen den nothwendigen, aber sehr nachtheiligen Erfolg, daß die ganze Handlung eigentlich durch sie ausgeführt wurde, und die wirklichen Personen dagegen zu reinen Maschinen herabsanken. Selbst jeder Gedanke, den der Held oder sein Nebenbuhler faßt, wird ihnen auf diese oder jene Weise, mristens aber im Traum, von irgend einem Geist eingeflößt, und so ist namentlich Raufbold, die Hauptperson des Gedichts, nur ein Spielball jener Grister, bald des Renommistengottes Pandur, bald der Galanterie und der Mode, und er unterliegt zuletzt nur deshalb im Zweikampf gegen den galanten Sylvan, weil die „Galanterie" durch glückliche List die Göttin „Schlägerei" für ihren Schützling zu gewinnen weiß.

So unglücklich aber Erfindung und Anlage auch ist, so unverkennbar ist das Talent des Dichters in den Einzelnheiten. Die Charaktere sind so gut gezeichnet, als es bei dem berührten Mangel nur irgend möglich war, und wenn er uns die Zustände des damaligen Lebens im Allgemeinen schildert, so ist er darin durchaus wahr und glücklich*), und es ist, wie Göthe ganz richtig bemerkt, der „Renommist ein schätzbares Document, woraus die damalige Lebens- und Sinnesart anschaulich hervortritt". Darin liegt aber vorzüglich das poetische Verdienst des Gedichts, welches daher stets werthvoll bleiben würde, auch wenn es nicht als eine lebendige Schilderung der damaligen Universitätszustände eine besondere historische Bedeutsamkeit hätte.

Noch viel ärmer in Bezug auf Erfindung sind die „Verwandlungen", in welchen der Pudergott aus Liebe zu Selinden alle seine Nebenbuhler oder diejenigen, welche seiner Liebe sonst im Wege stehen, vermittelst eines Zauberbandes in die verschiedensten Gestalten, zuletzt aus Uebereilung selbst die Geliebte in eine Bildsäule verwandelt. Das Ganze ist eigentlich eine dem Gedanken nach glückliche Satire auf das damalige Leben der großen Gesellschaft, wie der Dichter an mehren Stellen und namentlich am Schluß deutlich genug ausspricht*); und wenn man es von diesem Gesichtspunkte aus liest, wird man manchen glücklichen Zug finden, allein der Mangel an jeder bedeutenderen und zusammenhängenden Handlung läßt doch kein rechtes Wohlgefallen aufkommen.

Schon mehr im Geiste Pope's ist „das Schnupftuch", in welchem zwar immer noch zu viele Maschinen erscheinen, die jedoch weder die Handlung so ganz allein leiten, noch die Charaktere der handelnden Personen so ganz herabdrücken, wie im „Renommisten". Auch hier machen jedoch die einzelnen Stellen das größte Verdienst des Gedichts aus, und darunter sind manche, die in Frankreich von Mund zu Mund gehen würden, wenn sie in einem französischen Gedichte vorkämen, weil dort ein guter Gedanke, ein glücklicher Witz nicht leicht untergeht, sollte er auch in einem sonst vergessenen Gedichte vorkommen. Auch das „Schnupftuch" schildert uns Zustände des damaligen gesellschaftlichen Lebens und zwar der vornehmen Welt; wenn diese Zustände kleinlich, die Schilderungen langweilig, die Begebenheiten kindisch erscheinen, so ist die Schuld nicht dem Dichter, sondern der Erbärmlichkeit jener vornehmen Welt zuzuschreiben, die freilich von der englischen aristokratischen Gesellschaft, wie sie uns Pope schildert, so absticht, wie das deutsche politische Leben von dem englischen.

Zachariä hatte schon bei Bearbeitung des „Schnupftuchs" gefühlt, wie unkünstlerisch der zu häufige Gebrauch der geisterhaften Wesen und namentlich der allegorischen Personen sei, und hat sogar, Voltairen und auch wohl sich selbst verspottend, eine sehr richtige Bemerkung hierüber gemacht**); daher hat er in seinen späteren Gedichten, dem „Phaeton" und „Murner in der Hölle", diesen Fehler zu vermeiden gesucht, und es ist namentlich das erste in Bezug auf Anlage und Entwickelung des Plans seinen frühern weit vorzuziehen. Dieser ist übrigens sehr einfach, ja man könnte wohl sagen unbedeutend: Diana, die Tochter des Obersten Tromm, erschmeichelt sich von ihrem Vater, den sie durch ein gutes Mittagessen in gute Laune gebracht hat, die Erlaubniß, an ihrem Geburtstage ohne Begleitung in dem Phaeton fahren und sich die Pferde selbst auslesen zu dürfen. Der „Neid", eifersüchtig, daß die schöne Jungfrau auch den Ruhm gewinnen solle, wilde muthige Rosse zu bändigen, erscheint unter der Gestalt einer Sylphe dem Baron, dem treuesten Verehrer der Gräfin, und stachelt ihn

*) Ganz Leipzig hob sich nun halbtaumelnd in die Höh',
Zur Arbeit genug der Mann, die Dame genug Caffee;
Die Schöne mahlte sich mit Rosen ihre Wangen,
Und Lilien blühten auf, die in der Nacht vergangen.
Im ganzen Leipzig war kein einzig Mädchen alt,
So sehr verbesserte die Schminke die Gestalt;
Kein Blätterchen fuhr auf, die Musche mußt' es decken.
Und wo auch keines war, lag doch ein schwarzer Flecken.

*) Dies Band verwandelte doch nie das ganze Wesen,
Die Seelen blieben noch das, was sie sonst gewesen:
Der Stutzer flattert noch im Schmetterling herum,
Und Ronald ist auch noch im Haubenstocke dumm;
Ein Chacamund buhlt noch so gut, wie sonst, im Winde;
Selinde bleibet auch im Marmor noch Selinde;
Die Schöne, welche stolz und schön und fühllos war,
Stellt die Verwandlung auch stolz, schön und fühllos dar.

**) „O Zwietracht, hilf mir itzt zu deiner eignen Ehre!
Ich brauche dich itzo so nöthig als Voltaire:
Sein Lied wär ohne dich vom Wunderbaren leer.
Wie oftmals jaget er dich über Land und Meer
Um eine Kleinigkeit, und macht dich so geringe,
Wie eine Botenfrau. Doch hier thu Wunderdinge!
Es ist im Heldenlied von Alters hergebracht,
Daß man aus etwas nichts, und aus nichts etwas macht.
Hier wird ein Hauch zum Sturm, ein Fluch zum Donnerwetter,
Und unter unsrer Macht stehn Satane und Götter."
(2, 181 ff.)

an, ſich ihrer Abſicht zu widerſetzen, und ſpritzte „von ſeinem verderbenden Gifte ein paar Tropfen ins Futter der ſonſt gehorſamen Hengſte", daß dieſe wilder wurden, als ſonſt. Auf Bitten des Vaters und des herbeieilenden Barons erlaubt Diana dieſem, ſich zu ihr in den Phaeton zu ſetzen, doch bleibt ſie bei ihrem Entſchluſſe, ſelbſt die muthigen Roſſe zu lenken. Muthig fährt ſie davon, aber beim nahen See läßt ſie ſich von den ſüßen Geſängen einer Waſſernixe verleiten, an das Ufer hin zu fahren, das Gift, das der Neid den Hengſten eingeflößt, fängt an zu wirken, der Neid ſchreckt ſie; umſonſt ſucht ſie der Baron zum Stehen zu bringen; am Ufer bricht ein Rad, der Phaeton fällt um und die Gräfin ſtürzt in den See. Der Jüngling aber ſpringt ihr muthig nach und es gelingt ihm, die Geliebte zu retten, ehe die Nixe ihre Beute erhaſchen kann. Die Hand der Gräfin ward ihm zum Lohne. — So einfach dieſer Plan iſt, ſo iſt das Gedicht ſchon wegen der großen Mäßigkeit in dem Gebrauche der Maſchinen den früheren weit vorzuziehen; es treten Handlungen und Charaktere ſelbſtändiger hervor und gewinnen dadurch mehr Leben und Wahrheit. Auch in der Ausführung verdient das Gedicht alles Lob. Die Wahl des Hexameters ſtatt des früheren Alexandriners iſt ein Vorzug, den übrigens auch der „Murner in der Hölle" hat; ein anderer iſt, daß der Dichter uns ächt deutſche Sitten und Verhältniſſe darſtellt, das Leben und Treiben eines Landedelmanns und ſeiner Hausgenoſſen, bei denen der Einfluß der fremden Bildung nur äußerlich iſt und auch da oft ganz zurückgedrängt erſcheint, während im „Schnupftuch" die ganz franzöſiſirte vornehme Welt dargeſtellt wird. Dadurch iſt „der Phaeton" zum glücklichen Vorläufer der ſpätern epiſchen Gedichte geworden, welche uns, wie die „Luiſe" von Voß, „Hermann und Dorothea" von Göthe, andere Zuſtände des deutſchen Lebens vorführen, und in der Schilderung der einzelnen Verhältniſſe iſt er oft eben ſo glücklich als Voß.

Von Zachariäs Verſuchen in dem ernſthaften Epos und dem beſchreibenden Gedicht haben wir ſchon oben das Nöthige erwähnt (S. 563 u. 565); hier bleibt uns nur noch, einige Worte über ſeine kleineren epiſchen Dichtungen zu ſagen, die er unter dem Titel „Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis Manier" zuerſt im J. 1771 zu Braunſchweig herausgab. Dieſe Gedichte ſind ſchon deshalb werthvoll, weil ſie auf den trefflichen, beinahe ganz vergeſſenen ältern Dichter (S. 80) wieder aufmerkſam machten, deſſen tüchtige Manier er mit großem Glück nachbildete. Wie in den größeren Gedichten, ſo ſind auch in dieſen kleineren Erzählungen die einzelnen Zuſtände und Verhältniſſe mit poetiſchem Talente und großer ſinnlichen Anſchaulichkeit dargeſtellt, auch herrſcht in ihnen der heitere und ächtkomiſche Sinn, der überhaupt eine von den weſentlichſten Eigenſchaften des Dichters iſt.

Um keines von Zachariäs Verdienſten um die deutſche Litteratur zu vergeſſen, erwähnen wir ſchließlich, daß er auch eine ſehr lobenswerthe Sammlung von „Auserleſenen Stücken der beſten deutſchen Dichter von M. Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten" (3 Bde. 8. Braunſchweig 1766—1778) herausgab, und mit für jene Zeit ſehr brauchbaren hiſtoriſchen Nachrichten und kritiſchen Anmerkungen begleitete.

Aus dem „Renommiſten". (1. Geſang.)

Des Phöbus Wagen lief den Sonnenweg herab;
Mit Keichen ſtolperte der Pferde müder Trab,
Doch jagten ſie zuletzt, den Weg ſich zu verkürzen,
Daß Thetis zitterte, ihr Phöbus möchte ſtürzen,
Als auf dem müden Gaul ein jenſicher Student
Im ſtolpernden Galop durch bunte Wieſen rennt,
Und oft voll innrer Angſt, die nie Philiſtern traute,
Zurück nach Gläubigern, die folgen könnten, ſchaute.
Es war ein Renommiſt, und Raufbold hieß der Held:
Er floh als Märtyrer aus ſeiner jenſichen Welt.
Dort war ſein hohes Amt, ein großes Schwerd zu tragen,
Oft für die Freyheit ſich auf offnem Markt zu ſchlagen,
Zu ſingen öffentlich, zu ſaufen Tag und Nacht,
Und Ausfall oft zu thun auf armer Schnurren Wacht.
Als Hoſpes war er oft des Bachus erſter Prieſter,
Und ein gebohrner Feind vom Fuchs und vom Philiſter.
Er prügelte die Magd, betrog der Gläub'ger Liſt:
Bezahlen mußte nie ein wahrer Renommiſt.
Er ſprach nie ohne Fluch, und ſprach von nichts als Morden.
Und doch hat Don Quichot von ſeinem Ritterorden
So prächtig nicht gedacht, als er von ſeinem Amt,
Das ihm, von Held zu Held erhalten, zugeſtammt.
Vergebens lockten ihn die angenehmen Muſen;
Ein kriegriſch Feuer brannt in ſeinem wilden Buſen.
Zum Corporal gemacht, und nicht zum Muſenſohn,
Sprach er den Grazien und Wiſſenſchaften Hohn.
Nachdem ſein ſtarker Arm den kühnſten Streit vollführet,
Traf ihn des Bannes Strahl, und er ward relegiret.
„O Jena!" ruft er aus, „dein Anſehn iſt dahin,
Und deine Freyheit fällt, da ich nun nicht mehr bin!"
Er ſchwang ſich auf ſein Pferd, und zwanzig Creditoren
Sahn ihn zu ſpät entfliehn, und ihren Raub verlohren.
Da wo die Pleiße ſich mit krummen Fluthen ſchlingt,
Und manches bunte Schiff auf frohe Dörfer bringt,
Liegt eine ſtolze Stadt, die hoch die Dächer zeiget,
Groß durch die Muſen prangt, und durch den Handel ſteiget:
Von der nahm Raufbold ſchon der Thürme Spitzen wahr.
Schornſteine ſchimmerten gleich weißer Lämmer Schaar;
Die Pracht kam nach und nach von einzeln Häuſern nahe,
Bis er zuletzt die Stadt in vollem Glanze ſahe.
Ein Sporniich und ein Fluch beflügelten ſein Roß;
Der großen Peitſche Knall und mancher Ribbenſtoß
Jagt es mit Schäumen fort, und faſt im Augenblicke
Flieht ganze Gegenden im ſchnellen Lauf zurücke.
Es war ein jenſich Pferd; es flog mehr, als es lief.
Ihm war kein Berg zu hoch, kein Graben war zu tief,
Es ſprengt ihn muthig durch; im Laufen und im Setzen
Erfüllt es Wink und Ruf, dem Reuter zum Ergetzen.
Es hieß Calmuck, und ward in Jena ſehr verehrt.
Es nährte ſich auch nicht, wie ein gemeines Pferd,
Mit Haber und mit Heu, nach ſeinem ſchnellen Laufen
Verlangt es Bier und Brod, und konnte Brandwein ſaufen.
Sechs Meilen war es ſchon in ſchnellem Trott gerennt;
Die Mähne flatterte, vom Südwind oft zertrennt;
Es wieherte vor Luſt; als es in ſeinem Traben
Auf einmal ſtutzig wird; es ſetzt durch Buſch und Graben,
Schlägt brauſend hinten aus, ein weißer dicker Schaum
Bedeckt in jener Angſt den alten rothen Zaum,
Und ſchnaubend ſteht es ſtill. Halt, Raufbold, laß es ſtehen!
Die Pferde ſehn oft, was keine Menſchen ſehen!
Es ſteht ein Geiſt vor ihm, von gnomiſcher Natur,
Der Renommiſten Schutz: ſein Name war Pandur.
Er flog oft über ihm mit ſchwarz berußten Schwingen,
Und ſtärkte ſeinen Muth beym Anblick ſcharfer Klingen.
Da er aus Jena ging, hatt er die dünne Luft
Um ihn herum verdickt in einen dunklen Duft;
Ein Nebel floß um ihn, der ihn dem Blick verſteckte,
Damit kein Gläubiger den fernen Weg entdeckte.
Nun ſieht er, doch zu ſpät, das helle Leipzig nah;
Er merkt, daß Raufbolds Blick mit Luſt Pallaſte ſah.
„Ha!" dacht er bey ſich ſelbſt, „denkſt du wohl hier zu bleiben?
Verräther, meine Liſt ſoll dies ſchon hintertreiben!
Wie leicht vergäßeſt du den Renommiſtenſtand,
Und würdeſt auch ein Nare, gepudert und galant.
Nein, dies erlaub ich nicht!" Er ſagts, und lähmt dem Pferde
Den linken Hinterfuß; es ſtürzt, und fällt zur Erde.
Sogleich ſpringt Raufbold ab, und ſchreyt voll Rachbegier:
„Auch du noch fällſt mir um, du canaljöſes Thier?"

Er flucht, und peitschet es mit mörderischen Händen,
Doch es lag, wie es lag, entkräftet, lahm an Lenden.
„O!“ schrie er unmuthsvoll in seiner Peitsche Knall,
„Wärst du, o Bestie, nur in des Philisters Stall,
Und hätt ich seiner Hand dich eestlich übergeben,
So möchtest du hernach verrecken, oder leben!“
Indem sah ihn Calmuck mit matten Augen an,
Als sprach er: Schone mich, da ich nicht laufen kann.
Zwar Raufbold streichelt ihn, daß er zu stehn begonnte;
Doch wae es so geschwächt, daß er kaum schreiten konnte.
Also geht er gesporrt lautronernd neben her,
Und führt den müden Gaul vom Mantelsacke schwer.
Die Stiefeln drücken ihn, doch muß er sich bequemen,
Bis dicht an Leipzigs Thor den Weg zu Fuß zu nehmen.
Hier steht zuletzt Pandar, daß sich sein Hannibal
Trotz aller seiner List und teotz Calmuckens Fall
Nach Capua doch wagt, er heilet auf der Brücke
Calmuckens lahmen Fuß und flucht auf das Geschicke.
Doch Raufbold setzt sich auf, sprengt muthig durch das
Thor,
Legt sich wie ein Husar mit halbem Leibe vor,
Und sporrt Calmucken zu, der in der Angst es wagte,
Und voll Verzweifelung mit ihm durch Leipzig jagte.
Der wilden Peitsche Knall betäubt die Seraße ganz.
Die Schatten herrschten schon; doch der Laternen Glanz
War an den Wänden hier, was dort an Himmelssphären
Bestraltr Welten sind, die Dunst und Nacht verklären.
Zum Blauen Hecht teng ihn Calmucks geschwindee
Lauf,
Ein eignes Zimmer nahm den wilden Fremdling auf.
Er setzt sich, und warf mit grimmiger Geberde
Den Degen auf den Tisch, die Handschuh auf die Erde.
„Armseeliger!“ ruft er aus, „in Leipzig bist du nun?
Ja hier, wo alles ruht, wird auch dein Degen ruhn!
Wer wird dich Renommist allhier zu nennen wagen,
Hier, wo man fast nicht weis, daß Bursche Degen tragen?
O! wie bedauf ich nicht mein widriges Geschick,
Denk ich, mein Jena, noch an deine Lust zurück!
O Schicksal, wär' es doch dein mir geneigrer Wille,
Doch Schnurren, doch Pedell —“ Hier schwieg er plötzlich
stille,
Und warf sein schweees Haupt in frinr tapfre Hand.
Die starren Augen sahn verwirret nach der Wand.
Der Hat, den er ergrimmt tief in die Augen rückte,
Verrieth des Kummers Last, der ihn im Herzen drückte.
Drauf greift er mit der Hand an den geschärften Stal,
Der auf dem Tische lag, zieht ihn, und wetzt dreymal.
Aus dem zerretzten Gips schlug funkenreicher Schimmee,
Und wütend schleudere ee ihn in das öde Zimmer.
Indem tritt voller Furcht die Jungemagd herein.
Ihr Angesicht erblaßt bey seines Degens Schein.
„Befehlen Sie etwas?“ — Ee sprach mit wilden Mienen:
„Kennst du dir Krone wohl?“ — Sie sagt: „Mein Herr,
zu dienen!“
„So geh dahin!“ fuhr ee mit rauhem Basse fort,
„Und briage dies Billiet an den bestimmten Ort.
Allein du sollst durchaus nicht meinen Namen sagen:
Ich bin incognito! Sey stamm bey ihren Fragen.“
Sie eilt mit Schrecken fort. Die Stimme, die es sprach,
Ließ in der feigen Brust ein still Entsetzen nach.
Doch dir Gesandtschaft schien ihr angenehm und wichtig
Die alte Zeis waed zum eestenmale flüchtig,
Zum eestenmal veelor der jüngferliche Gang,
Bey Eil und Dämmerung, den affektirten Zwang.
An drey Jeuenser war die Einladung gerichtet;
Sie waren alle drey als Brüder ihm verpflichtet.
Dies Kleeblatt, welches er auf Schalen schon gekannt,
Beeknüpft in Jenn noch ein festes Freundschaftsband.
Sie waren seines Ruhms und seines Glücks Achatea,
Berühmt, wie er, duech Bier and Renommistenthaten,
Auch relegirt, wie er, noch immer reh und wild,
Und auch in Leipzig noch der teutschen Freyheit Bild.
Wer sich nur unterstund, sie kühnlich anzublicken,
Den deohte schon voll Wuth ihr Auge zu zerstücken.
Ihr Stichblatt, das dir Hand an ihrem Degen deckt,
War wie Medusens Schild, der mit dem Anseh schreckt,
Ein Stichblatt eigentlich, in Noth ein Suppenteller;
Und wer es sah, ging auch im pantschen Schrecken schneller.
Bey ihnen hieß vergnügt so viel, als wild und toll.
Drey Fasen waeen stets von Würzner Nasse voll.
Ihr Singen war ein Schreyn, und ihre Freude Nausea.
Sie hatten Buch und Fleiß und ihr Beruf war Sausen.
In jenicher Lebensaet traf sie das Mädchen an
Sie opferten mit Schreyn dem Bachus und Vulkan,
Und saßen hoch and stolz, gleich unterirdischen Göttern,
Bey einer Fluth von Bier in Wolken und in Wettern.
Ein jeder ins erstnuat, und jeder fragt und rieth,
Was für ein Fremder sie noch nach dem Hecht beschied;
Allein des Schicksals Buch blieb unerklärt verschlossen.
Sie warfen alle sich halb taumelnd and nerdrossen
In ihren Oberrock and eilten in den Hecht.
Die Stubenthür ging auf: „Wie? Bruder, seh ich recht?“
Sogleich sprang jeder zu. „Ja, Bruoee!“ schrie ein jeder,
„Der Teufel hole mich! er ist's! wir sehn ihn wieder!“
Es drückt sich Mund auf Mund, es rasselt Bart an Baet,
Und jeder steht erstaunt ob seiner Gegenwart.
„Kerl!“ sprach zuletzt non Torf, „wie kommst du nn-
gezogen?
Die Manichäer sind gewiß von dir betrogen!
Du bist ein Teufelskerl! So manchen armen Trorf
Prellt und beziehet schon dein canalsörrr Kopf.
Doch du bist relegirt, ich wollte wohl drauf schwören:
Mich dünkt, das Vögelchen hab ich schon singen hören.
Doch sage mir, waram liegt alles um dich her?
Warum dee Degen bloß? was soll dies Mordgewehr?“
Er schwieg, und Raufbold sprach: „Laßt ruch zusammen
nieder!“
Sie thntens, er fuhr fort: „Ihr wißt es, werthen Brüder,
Wie oft mein muthger Arm für Jena sich gewagt,
Wie oft die Schnueren rach, wie oft ich sie gejagt;
Ihr wißt, wie sorgsam ich für unsre Freyheit wachte,
Wenn sie ein neu Edikt uns zu entreizen dachte,
Dafür hab ich den Lohn. In — ich bin relegirt!
Warum? weil ich mein Amt mit Ehr und Ruhm geführt.
Dreymal hatt ich mich nun auf offnem Markt geschlagen,
Und dreymal hatt ich auch den Sieg davon getragen,
Kein andrer war, wie ich, in Stoß und Hiebe schnell;
So kömmt Brelzebub im schielichten Pedell.
Man forderte mich vor, ich mupte höllisch schwitzen,
Ich deth zwölf Thalre an: nichts konnte mich beschützen,
Ich sollt, ich mnpte fort. Gleich ward mein Pferd bestellt,
Und die Philistre sind non mir verflucht geprellt.
Nun bin ich, wie ihr seht, in dieses Nest gekommen,
Zwae hab ich mit Verdrup den dummen Weg genommen,
Allein was war zu thun? Ihr waret alle hier.
Bleib ich nun oder nicht? Sagt, Kerls, was rathet ihr?“
Wie, wenn ein groses Volk von Rednern wird beweget,
Sich der zu dir Paethen, dee zu der andern schläget,
Ein murmelndes Getös die stille Luft durcheilt,
Die Zwietracht drauf das Volk in zwo Paetheyen theilt,
Davon die eine will, was jener Mund verneinet,
Bis sich zuletzt das Heee der Streitenden vereinet;
So war auch hier orr Strete; es folgte Wort auf Wort.
Der eine fornch. „Bleib hier!“ der andee sprnch: „Zieh
fort!“
Doch Raufbold selber war schon insgeheim entschlossen,
Aus Leipzig nicht zu gehn, bis er es recht genossen.
Zuletzt fieng Banner an. „Hört, was mein Anschlag ist!
Herr Bruder, höre zu! Du bist ein Renommist;
Dies ist genug! bleib hier, es wird dich nicht gerenen:
Du kannst den Leipzigern Staub in die Nase streuen.“
„Wie!“ fiel ihm Krach ins Wort, vom Daries gelehrt,
„Dies ist die beste Welt, sie wird nicht umgekehrt.
Zwey Dinge werden wie nie völlig ähnlich finden,
Denn das, was ist, das ist. Wer kann mich überwinden?
Wann unser Raufbold bleibt, so weis ich alles schon,
So ist die ratio sufficiens daren —“
„Pedante!“ rufte Torf, „laß deine magern Schlüsse,
Wär es ein Wunder wohl, daß die Geduld uns risse?
Herr Bruder Raufbold, tha, was dir am klügsten dünkt.
Jst ist der beste Rath, setzt euch, ihr Narrn und trinkt!“
„Und trinkt, und trinkt!“ schrien auch die andern um
die Wette,
„Und sauft, und saufet euch bis morgen in das Bette!“
Sogleich brüllt Raufbold laut: „Schafft Bier!“ Der
Hausknecht kam,
Der in den krummen Arm zwo grüne Fasen nahm.
Er brachte Bier, Tobak, zwo Karten and vier Pfeifen,
Und ein kostbares Stück, ein Paaglas mit zween Geeitzn,
Zween Vögeln, die so oft die Chroniken geziert,
Und oft im Alterthum mit Rittern Krieg geführt.
Sie zierten dieses Glas, wie sie ein Pfeil verletzet,
Und sie ein Ritter dann mit seiner Lanz entseelet.
„Nun Brüder!“ rief der Wirth, „zieht eure Jacken aus,
Denn heute geh ich each den teutschen Abschiedsschmaus.“
Er sagts, nnn alsobald lag auf dem Nebentische
Stock, Kleider, Handschuh, Hut in seltsamem Gewirbe.
Er setzt sich obenan, and ruft. „Auf! folget mir!“
Und alsobald füllt er das greße Glas mit Bier,
Und säuft vem ersten zu aufs Wohlseyn der Scharmante,
Ein Mädchen, welches er dem Namen nach kaum kannte.
Den Schlüssel von der Thür hielt rr dem Zepter gleich

Als Hoſpes in der Hand, und gab in ſeinem Reich
Ein heiliges Geſetz, ohn Abziehn auszutrinken.
Oft ließ ſein Richterarm den ſchweren Schlüſſel ſinken.
Weh dem, der dies Geſetz als ein Rebelle brach!
Wenn er das Donnerwort „pro pœna“ zu ihm ſprach,
So mußt ein neuer Strom in ſeine Kehle fließen,
Sonſt ſtand er in Gefahr, ſein Mädchen einzubüßen.
Das Bier bewies die Kraft, der falſche Witz fieng an,
Und alte pralten nun Schandthaten, nicht getban.
Toback und Saufen macht, daß die ſich Freunde nennen,
Die nach dem wilden Schmaus ſich oft nicht wieder kennen.
„Mein Seele,“ ſprach von Torf, „den Ruhm hat dieſe Stadt,
Daß ſie bey allem Zwang doch ſchöne Menſchen hat!
Ich habe nie mich viel mit ihnen abgegeben,
Allein, ihr Brüder, hoch! und laßt Selinden leben!“
„Vivat Selinde, hoch!“ brüllt tief ihr rauher Schlund,
„Vivat Selinde, hoch!“ ſchreyt noch einmal ihr Mund,
„Zum dritten male hoch!“ — Das ganze Zimmer ſchüttert,
Daß auf dem naſſen Tiſch das grüne Waſſerglas zittert,
Wie nach Homers Bericht, wenn in dem Trojerſtreit,
Mars, gleich zehntauſend Mann, aus Schmerz der Wunde ſchreyt.
Das ganze Heer erbebt nebſt Bergen, Thal und Felſen
So bebt die Stube hier von vier Studentenbälgen.
Drauf mahlt Torf ihr Geſicht mit ſolcher Anmuth ab,
Daß eines jeden Fluch ihm brauſend Beyfall gab.
Der Renommiſt verſetzt, der insgeheim entbrannte,
„Ich wähle ſie hiermit mir ſelber zur Scharmante.“
„Den Teufel auch!“ ſprach Torf, der ungern ſie verlohr,
Doch Raufbold ſchwur alsbald ihm zwanzig Gauze vor.
Torf holte ſie nicht nach, die Kraft betrog ſein Hoffen,
Und Leipzigs Krone ward den Feigen abgeſoffen.
Es ſteigt zu gleicher Zeit ein ſchwarzer Tobacksduft
Aus langen Röhren auf, und trübt die dicke Luft.
Die Wirbel drehen ſich auf wunderbare Weiſe,
Wie in Garteſens Luft die länglicht runden Kreiſe.
Der Wächter ſingt zwey Uhr. O unbarmherzger Ton!
O neidſcher Seigerſchlag, warum ſtörſt du ſie ſchon!
Doch man gehorcht ihm nicht, und läßt ihn vereiren,
Und ſeinen Nachtgeſang nachſprottend nicht vollführen.
Man trank nach altem Brauch mit Schwüren voller Kraft
Auf die Beſtätigung der alten Brüderſchaft.
Zum Zeichen ewger Treu ward jeder Hut durchſtochen,
Und mit Geſchrey und Lärm jedwedes Glas zerbrochen.
„Nun Brüder, iſt es Zeit! brecht auf, es iſt vier Uhr!“
So ſprach von Torf, als er von ſeinem Stuhle fuhr:
„Laßt uns zu Hauſe gehn, der Schlaf ſcheint ſich zu regen.“
Man taumelt auf, und ſucht Stock, Kleider, Hut und Degen.
Doch eh man gänzlich ſchied, ſo füllte man das Glas
Noch einmal oben an mit braunem Gerſtennaß.
„Es lebe Jena hoch!“ — Torf trank, im Augenblicke
Zertrümmert er das Glas in tauſend kleine Stücke.
Krach nimmt den ganzen Reſt der Pfeifen in die Hand,
Und ſchleudert, wie ein Zevs, ſie krachend an die Wand,
Daß der zerbrochne Thon faſt alle Winkel füllte,
Und des Zerſtörers Wuth erſt durch Ruinen ſtillte.
Ermüdet von Geſang und Saufen und Geſchrey,
Gehn die Verwüſter nun, und taumeln alle drey,
Mit ungewiſſem Schritt durch Glas- und Pfeifentrümmer
Bis auf den weiten Markt bei heller Lampen Schimmer.
Sie eilen nun zur Ruh, da Andrer Aug erwacht,
Und rufen brüllend aus. „Herr Bruder, gute Nacht!“

Magnus Gottfr. Lichtwer.

Magnus Gottfried Lichtwer.

Magnus Gottfried Lichtwer, geboren den 30. Jan. 1719 zu Wurzen, erhielt ſeine erſte Bildung in ſeiner Vaterſtadt, worauf er nach Leipzig ging, um die Rechte zu ſtudiren. Ob er ſich gleich ſchon auf der Schule mit der Poeſie beſchäftigt hatte, beſuchte er doch Gottſcheds Vorleſungen nicht, da er ſeine Zeit beinahe ausſchließlich ſeiner Berufswiſſenſchaft widmete. Nach Vollendung ſeiner Studien hielt er ſich ſeit 1741 in Dresden auf, zog aber, da ihm jede Ausſicht auf Anſtellung verſchwand, im J. 1743 nach Wittenberg, wo er ſich die Würde eines Doctors der Rechte, ſo wie bald darauf auch die eines Magiſters erwarb. Im J. 1747 trat er als Docent auf und erwarb ſich durch ſeine Vorleſungen über verſchiedene Theile des Rechts und der Philoſophie großen Beifall, doch mußte er wegen ſeiner ſchwachen Bruſt dem ihm lieb gewordenen Beruf entſagen. Um eine ihm ſchon früher in Quedlinburg zugefallene bedeutende Erbſchaft beſſer verwalten zu können, zog er 1749 nach Halberſtadt, wo er bald darauf eine Präbende erhielt, dann als Referendar in den Staatsdienſt trat und als ſolcher ſolche Geſchicklichkeit entwickelte, daß er ſchon 1752 zum Regierungsrath und bald darauf zum Mitglied der Landesdeputation, 1763 außerdem noch zum Kriminalrath und Konſiſtorialrath, ſo wie 1765 zum Vormundſchaftsrath ernannt wurde. Er ſtarb am 7. Juli 1783 an den Folgen einer Hämorrhoidalkolik.

Lichtwer iſt einer von den wenigen Dichtern der Zeit, welche ſich an keine beſtimmte Schule oder Richtung anſchloſſen; auch blieb er von den kritiſchen Fehden, welche die literariſche Welt bewegten, unberührt. Zwar hatte er es zunächſt Gottſcheden zu verdanken, daß ſeine poetiſchen Arbeiten allgemeinere Anerkennung fanden; allein ſo ſehr er ſich ihm auch dafür verpflichtet hielt, ſo wenig ließ er ſich dadurch verleiten, ſich ihm enger anzuſchließen, wenn er auch deſſen wirkliche Verdienſte gern und offen anerkannte. Daß Lichtwer auch mit Gleim, trotzdem daß beide die nämliche Stadt bewohnten, nicht in näheren Verhältniſſen ſtand, haben wir ſchon früher erwähnt (S. 466). Stand er aber auch äußerlich dem regen literariſchen Verkehr fern, ſo blieb er doch der fortſchreitenden Entwickelung nicht fremd; und ſeinem ganzen Weſen nach gehört er offenbar zur Sächſiſchen Schule, mit welcher er Stoffe und Form der Dichtung gemein hat. Von ſeinem didaktiſchen Gedichte iſt ſchon die Rede geweſen (S. 547); unter ſeinen nicht zahlreichen lyriſchen Poeſien ſind einige recht gelungene Stücke, und es iſt wohl zu bedauern,

daß der Herausgeber seiner Schriften (Halberst. 1828) nicht mehrere auffinden konnte. Seinen Ruf begründete Lichtwer aber durch seine „Fabeln", die er zuerst ohne seinen Namen herausgab (Lpz. 1748). Dieselben blieben eine Zeitlang ganz unbeachtet, bis sie endlich Gottsched lobend erwähnte, und auch andere Freunde der Dichtkunst auf sie aufmerksam machte. Als eine zweite, beinahe ganz unveränderte Auflage erschien (Berl. 1758), erhielten sie dagegen von der Kritik vielseitige Beachtung und namentlich unterwarf sie Mendelssohn in der „Bibl. der schönen Wissenschaften" einer gründlichen Prüfung, in welcher er zeigte, daß bei einer großen Anzahl von ganz vortrefflichen in Form und Gehalt gleich ausgezeichneten Stücken auch viele des Dichters unwürdige Fabeln anzutreffen, und daß viele andere durch einzelne bedeutende Mängel verunstaltet würden. Ramler, der seinem Drange nicht widerstehen konnte, das Unvollkommene zu verbessern, wo er es antraf, sobald sich daraus etwas Tüchtiges gewinnen ließ, veranstaltete nun eine dritte Ausgabe (Greifsw. u. Lpz. 1761), in welcher er alle ganz schlechten Stücke ausgeschieden, die Mängel der besseren entfernt, die ganz guten dagegen unberührt gelassen hatte. Dies war freilich ein allzukühner Eingriff in die Rechte des Verfassers, der sich auch dadurch in hohem Maße beleidigt fühlte, und seine Entrüstung in der Vorrede zu einer neuen Auflage, die er nun selbst veranstaltete (Berl. 1762), in der bittersten Weise aussprach. Obgleich er darin dem unbefugten Herausgeber alle kritische und dichterische Einsicht absprach, so zeigte er doch durch die That, daß er im Grunde dessen Beurtheilung für richtig anerkannt habe, da er alle die Fabeln, welche Ramler ausgeschieden hatte, vollständig verändert, und auch die umgestaltet hatte, welche von jenem verbessert worden waren. Freilich verwarf er seinerseits die Ramlerischen Verbesserungen und es ist kein Zweifel, daß seine neue Bearbeitung vor jener den Vorzug unbedingt verdient, allein ohne dieselbe würde Lichtwer wahrscheinlich die Umgestaltung seiner Fabeln nicht vorgenommen haben, und so verdient Ramler dafür unsern Dank, so tadelnswerth auch sein Unternehmen an sich war.

Lichtwers Fabeln zerfallen in 4 Bücher von je 25 Stücken, die ihnen vorgesetzten gereimten Vorreden ungerechnet, in denen der Dichter seine Ansichten von dem Wesen und der Behandlungsart der Fabel ausspricht. Wie die übrigen Dichter der Zeit unterscheidet er Fabel und Erzählung nicht, ja es sind sogar manche Stücke reine Allegorieen (1). Es ist unverkennbar, daß er seinen deutschen Vorgängern, so wie den Franzosen in Auffassung und Darstellungsweise nachgestrebt hat, was insbesondere aus der epischen Entfaltung hervorgeht, die er seinen meisten Fabeln gibt; allein nichts desto weniger zeigt er im Ganzen eine anerkennungswerthe Selbstständigkeit und besonders ist er reich an eigenen Erfindungen. Seine Darstellung ist lebhaft und unterhaltend, der Ausdruck kräftig und wahr, dabei ungesucht und einfach, der gewöhnlichen Rede angemessen, ohne in das Niedrige oder Gemeine zu verfallen *). Reich an sinnvollen oder witzigen Einfällen haben seine meisten Fabeln und Erzählungen einen scherzhaften oder komischen Charakter, selbst da wo die zu Grunde liegende Moral den tiefsten Ernst beurkundet; es deckt, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „der Fabel Zucker oft eine bittre Lehre". Lichtwers Hauptverdienst besteht aber darin, daß seine meisten Erfindungen dem wirklichen Leben entnommen sind oder auf demselben beruhen, er hat sie nicht erst mühsam aufgesucht, um an ihnen diese oder jene Moral zu versinnlichen; man sieht es ihnen vielmehr an (und dies gilt nicht bloß von den Erzählungen, sondern auch von den eigentlichen Fabeln), daß ihnen eine wirkliche Lebenserfahrung zum Grunde liegt, welche er dichterisch verarbeitet hat, weshalb ihm auch wohl begegnet, daß die Lehre, die er aus der erzählten Begebenheit herleitet, nicht besonders angemessen ist (5), was gewiß nicht der Fall sein würde, wenn er die Begebenheit für eine bestimmte Moral erst erfunden hätte.

*) „Die Muse, die ihn führt, haßt Stolz und Niedrigkeit,
Strotzt nicht von Flittergeld und trägt kein Lumpenkleid."
(Gereimte Vorrede zum 3. Buch.)

1. Die Laster und die Strafe.

1. Die Kinder des verworfnen Drachen,
Die Laster reisten über Land,
Um anderswo sich was zu machen,
Weil sich zu Hause Mangel fand.

2. Das Gras erstarb, wo sie gegangen,
Der Wald ward kahl, die Felder wild.
Die Straße war mit Molch und Schlangen,
Die Luft mit Eulen angefüllt.

3. Itzt sahn sie ungefähr zurücke,
Es folgte jemand nach, und wer?
Die Strafe hinkte mit der Krücke
Ganz langsam hinter ihnen her.

4. Du holst uns diesmal, rief der Haufen,
Gewiß nicht ein: doch diese sprach
Fahrt ihr nur immer fort zu laufen,
Ich komm' oft spät, doch richtig nach.

2. Der Vater und die drey Söhne.

Von Jahren alt, an Gütern reich
Theilt' einst ein Vater sein Vermögen,
Und den mit Müh erworbnen Segen
Selbst unter die drey Söhne gleich.
„Ein Diamant ists", sprach der Alte,
„Den ich für den von euch behalte,
Der mittelst einer edlen That
Dazu den größten Anspruch hat."
Um diesen Anspruch zu erlangen,
Sieht man die Söhne sich zersteenn,
Drey Monden waren schon vergangen,
Da stellten sie sich wieder ein.
Drauf sprach der Aelteste der Brüder:
„Hört! es vertraut ein fremder Mann
Sein Gnth ohn einzgen Schein mir an.
Dem gab ich es getreulich wieder.
Sagt, war die That nicht lobenswerth?"
„Du thatest, Sohn' wie sichs gehört,"
Ließ sich der Vater hier vernehmen,
„Wer anders thut, der muß sich schämen.
Denn ehrlich sein heißt uns die Pflicht,
Die That ist gut, doch edel nicht."
Der andre sprach: „Auf meiner Reise
Fiel einst ganz unachtsamer Weise
Ein armes Kind in einen See,
Ich aber zog es in die Höh,
Und rettete dem Kind das Leben;
Ein Dorf kann davon Zeugniß geben."
„Du thatest", sprach der Greis, „mein Kind'
Was wir, als Menschen, schuldig sind."
Der jüngne sprach „Bey seinen Schaafen
War einst mein Feind von eingeschlafen
An eines tiefen Abgrunds Rand,
Sein Leben stund in meiner Hand.
Ich weckt' ihn, und zog ihn zurücke."
„O!" rief der Greis mit holdem Blicke,
„Der Ring ist dein, welch edler Muth!
Wenn man dem Feinde Gutes thut."

3. Die seltsamen Menschen.

Ein Mann, der in der Welt sich trefflich umgesehn,
Kam endlich heim von seiner Reise,

Die Freunde liefen Schauerweiſe,
Und grüßten ihren Freund; ſo pflegt es zu geſchehn.
Da hieß es allemal: „Uns freut von ganzer Seele
Dich hier zu ſehn, und nun: erzähle!“
Was ward da nicht erzählt! „Hört,“ ſprach er einſt, „ihr wißt,
Wie weit von unſrer Stadt zu den Huronen iſt,
Gilf hundert Meilen hinter ihnen
Sind Menſchen, die mir ſeltſam ſcheinen,
Sie ſitzen oft bis in die Nacht,
Beyſammen veſt auf einer Stelle,
Und denken nicht an Gott noch Hölle,
Da wird kein Tiſch gedeckt, kein Mund wird naß gemacht,
Es könnten um ſie her die Donnerkeile blitzen,
Zwey Heer' im Kampfe ſtehn; ſollt' auch der Himmel ſchon
Mit Krachen ſeinen Einfall drohn,
Sie blieben ungeſtöret ſitzen.
Denn ſie ſind taub und ſtumm; doch läßt ſich dann und wann
Ein halbgebrochner Laut aus ihrem Munde hören,
Der nicht zuſammen hängt, und wenig ſagen kann,
Ob ſie die Augen ſchon darüber oft verkehren,
Man ſah mich oft erſtaunt zu ihrer Seite ſtehen,
Denn wenn dergleichen Ding geſchieht,
So pflegt man öfters hinzugehen,
Daß man die Leute ſitzen ſieht.
Glaubt, Brüder! daß mir nie die gräßlichen Geberden
Aus dem Gemüthe kommen werden,
Die ich an ihnen ſah, Verzweiflung, Raſerey,
Boshafte Freud' und Angſt dabey,
Die wechſelten in den Geſichtern,
Sie ſchienen mir, das ſchwör ich euch,
An Wut den Furien, an Genſt den Höllenrichtern,
An Angſt den Miſſethätern gleich.“
„Allein, was iſt der Zweck?“ ſo fragten hier die Freunde,
„Vielleicht beſorgen ſie die Wohlfahrt der Gemeinde?“
„Ach nein!“ „So ſuchen ſie der Weiſen Stein?“ „Ihr irrt.“
„So wollen ſie vielleicht des Zirkels Viereck finden?“
„Nein!“ „So bereun ſie alte Sünden?“
„Das iſt es alles nicht.“ „So ſind ſie gar verwirrt?“
„Wenn ſie nicht hören, reden, fühlen,
Noch ſehn, was thun ſie denn?“ „Sie ſpielen.“

4. Der kleine Töffel.

In einem großen Dorf, das an die Mulde fließ,
Starb Grolms, ein Bauersmann. Die Wittwe freyte wieder,
Und kam mit einem Knaben nieder,
Den man den kleinen Töffel hieß.
Sechs Sommer ſind verbey, als es im Dorfe brannte,
Der Knabe war damals gerade ſechzehn Jahr,
Da nun, wiewohl er ſchon ein großer Junge war,
Ihn noch den kleinen Töffel nannte.
Nunmehr draſch Töffel auch mit in der Scheune Korn,
Fuhr ſelber in das Holz; da erat er einen Dorn
Sich in den linken Fuß, man hörte von den Bauren
Den kleinen Töffel ſehr bedauren.
Zuletzt verdroß es ihn, und als zur Kirchmeßzeit
Des Schulzen Hadrian, ein Zimmermannsgeſelle,
Ihn: kleiner Töffel! hieß, hatt' er die Dreuſtigkeit,
Und gab ihm eine derbe Schelle.
Die Rache kam ihm zwar ein neues Schock zu ſtehn,
Denn Schulzens Hadrian ging klagen
Und durch das ganze Dorf hört man die Rede gehn:
„Der kleine Töffel hat den Hadrian geſchlagen.“
O das that Töffeln weh, und er beſchloß bey ſich,
Sich in die Fremde zu begeben.
„Was?“ ſprach er, „kann ich nicht ein Jahr wo anders leben?
Inmittelſt ändert ſichs, und man verkennet mich.“
Gleich gieng er hin, und ward ein Reuter.
Das höret Nachbars Hans, die Sage gehet weiter,
Und man erzählt von Haus zu Haus.
Der kleine Töffel geht nach Böhmen mit hinaus.
Der Töffel will vor Wut erſticken.
Indeſſen kriegt der Sachſen Heer
Befehl, in Böhmen einzurücken.
Nunmehr iſt Töffel fort, man ſpricht von ihm nicht mehr,
Die Sachſen dringen ein, gehn bis nach Mähren hinter,
Und Töffel gehet mit. Es geht ein ganzer Winter,
Ein halber Sommer hin, man ſenkt den Weinſtock ein,
Als man den Ruf vernimmt: Es ſollte Friede ſeyn.
Du meynt nun unſer Held, daß man die Kinderpoſſen,
Die ihn vordem ſo oft verdroſſen,
Verlängſt ſchon ausgeſchwitzt. Er wirft ſich Urlaub aus,
Und ſuchet ſeines Vaters Haus.
Er hörte ſchon den Klang der nahen Bauerkühe;
Ein altes Mütterchen, das an den Zäunen kroch,
Erſah ihn ungefähr, und ſchrie:
„Je kleiner Töffel! lebt ihr noch?“
Das Vorurtheil der Landesleute
Verändert nicht der Oerter Weite,
Tilgt weder Ehre, Zeit noch Glück;
Reiſt, geht zur See, kommt alle zurück,
Der Eigendunck ſiegt, da hilft kein Steuben
Ihr müßt der kleine Töffel bleiben.

5. Der Kobold.

Die Zeit zermalmet Stahl und Stein,
Thron, Schönheit, Schwerd und Buch zerſtiebt durch ihre Feile,
Sie wirft auch Manſolden ein,
Ihr Zahn vertilgt die Vorurtheile.
Itzt iſt nichts unterm Himmel feſte,
Itzt darf die Erde ſich, trotz Ketzermachern, drehen,
Itzt ſchmäucht man keine Hexen mehr,
Itzt kann ich ohne Furcht auf Gegenfüßlern ſtehen.
Ich lobe mir die Zeit, in der wir Ihr ſind,
Wenn unſre Väter, wie wir leſen,
Der Eitelkeit mehr Feind geweſen,
So ſind wir Kinder nicht ſo blind.
Als noch der böſe Mir die Wöchnerinnen ſchreckte,
Der Kobold hübſche Mädchens neckte,
Die weiße Frau dem Knecht das Deckebette nahm,
Und der verwünſchte Mönch des Nachts zur Köchin kam,
Ließ auch auf einer Burg ein Poltergeiſt ſich ſehen,
Klein wie ein Zwerg, von Anſehn alt,
Wie ein bejahrter Greis geſtalt,
Gekleidet wie die Pilgrims gehen.
War je ein Kobold lobenswerth,
So war es dieſer hier: er ſtund für Stall und Heerd,
Doch durfte man durch Spott es nicht mit ihm verderben,
Sonſt felgten Schläge, Beulen, Scherben.
Dabey beſaß er auch die Kunſt zu prophezeyn,
Nie fiel ein Sterbenstag bey ſeiner Herrſchaft ein,
Da man nicht, eh der Fall geſchehen,
Den Zwerg in Bey neebülli geſehen.
So ſuchte dies Geſpenſt durch Dienſt und guten Rath
Dem Geiſterpöbel vorzudringen,
Ich will nur einen Streich beſingen,
Den allerklügſten Streich, den je ein Kobold that.
Es ſah das Schloß nicht ohne Schauer
Ihn plötzlich in der tiefſten Trauer,
Ein abgekrempter Hut, der faſt den Mann verbarg,
Ein ungeheuer Flor, der ſich nicht enden wollte,
Dies alles wies, daß bald ein Großer ſterben ſollte.
Die meiſten deuteten es auf des Burgherrn Sarg,
Viel riethen auf den Sohn und Erben,
Ja mancher ſah ſie beyde ſterben.
Man rieth ſich endlich ungeſund;
Indeſſen ſtarb des Burgherrn Hund.
Hier hörte man den Herrn auf ſeinen Kobold ſchmälen.
„Was? willſt du meinen Hund zu meiner Freundſchaft zählen?“
„Nur nicht zu hitzig,“ rief der Geiſt,
„Wer ward von dir geküßt, aus deiner Hand geſpeiſt?
Wer lag an deiner Bruſt? Wer ſchlief in deinen Armen?
Wer war dein Augentroſt, und fand bey dir Erbarmen?
Wer anders, als dein Hund? es fiel mir alſo ein,
Daß er vielleicht dein Bruder wäre.“
Hier ſchämte ſich der Herr. Du, merke dir die Lehre,
Wer Thier als Menſchen liebt, der ſcheint kein Menſch zu ſeyn.

Friedrich Gottlieb Klopſtock.

Wenn auch die Erſtlingswerke der Dichter ihre künftige Größe ahnen laſſen, und auch wohl die Aufmerkſamkeit der Zeitgenoſſen erregen, ſo erlangen ſie meiſtens doch nur deshalb Bedeutung, weil ſie der erſte Schritt zur nachfolgenden Vollendung ſind; an ſich würden dieſe Werke meiſt nur untergeordnete Beachtung verdienen, und wenn ihnen der Dichter keine anderen hätte nachfolgen laſſen, würde er vielleicht nebſt ſeinem erſten Verſuch ohne Einfluß auf den weiteren Gang der Literatur geblieben ſein. Dies läßt ſich z. B. von Schiller mit beinahe voller Sicherheit behaupten, und ſelbſt Göthe würde gewiß nicht ſeinen gewaltigen Einfluß auf die Entwickelung der deutſchen Poeſie gewonnen haben, wenn er nur ſeinen Werther oder ſeinen Götz gedichtet hätte, ſo mächtig er auch ſchon durch dieſe wirkte. Man denke ſich ihn ohne den Fauſt, die

Klopstock's Denkmal bei Quedlinburg.

Iphigenie, ohne Hermann und Dorothea, oder den Wilhelm Meister, ohne seine lyrischen und lyrisch-epischen Gedichte und man wird kein Bedenken tragen auszusprechen, daß er weder so groß dastehen würde, noch einen so folgenreichen Einfluß auf die Entwickelung unserer Literatur hätte ausüben können. Ganz anders verhält es sich mit Klopstock, dessen höchste Bedeutung gerade in seinem ersten Dichtungswerke liegt, welches an innerem Werth seinen späteren lyrischen Poesien unbedingt nachsteht. Ja, was den Gegensatz noch greller hervortreten läßt, es war keineswegs der ganze „Messias", der dem Dichter die beinahe ungetheilte Bewunderung seiner Zeitgenossen erwarb, vielmehr hatte er dieselbe zunächst den drei ersten Gesängen zu verdanken, die er im J. 1748 in den „Bremer Beiträgen" bekannt machte. Auch die zwei folgenden Gesänge, welche drei Jahre später erschienen, wurden mit Freudigkeit begrüßt, und es sprach sich der Wunsch nach baldiger Vollendung des Ganzen eben so allgemein als dringend aus. Zwar war die Begeisterung schon etwas kühler geworden, als der zweite Band (5—10. Ges.) erschien (1755), doch war die Anerkennung immer noch so groß, daß jeder andere Dichter sich davon hätte geschmeichelt fühlen müssen. Dagegen wurde der dritte Band (11—15. Ges.) schon mit einer sehr bedenklichen Höflichkeit aufgenommen (1769), welche bei dem vierten Bande (16—20. Ges.) zur entschiedensten Gleichgültigkeit wurde (1773). So konnte es denn nicht das Gedicht als Ganzes sein, welches jenen ungetheilten und bis dahin unerhörten Beifall hervorrief, nicht die kunstvolle Anordnung und Entfaltung, nicht die interessante Handlung, überhaupt nicht das, was ein Gedicht zu einem wahren Kunstwerke macht; es war vielmehr nur die Wahl des Stoffes an sich, sowie die Wahl der poetischen Gattung, welche Staunen erregte, weil hier zuerst ein deutscher Dichter es wagte, mit den größten Geistern des Alterthums und der neueren Zeit in die Schranken zu treten; es war ferner die eigenthümliche Behandlungsart, durch welche die Ansichten der Schweizer zum erstenmale und sogleich auf glänzende Weise praktisch gerechtfertigt wurden (S. 472); es war ferner die Wahl der metrischen Form, da Klopstock den bisher geltenden Formen des Auslands, insbesondere der Franzosen, eine andere entgegensetzte, welche, obgleich auch fremd, doch keinem mitlebenden Volke angehörte und wenigstens den Schein der Selbstständigkeit darbot, ja dies um so mehr, als kein anderes neueres Volk diese alten Formen nachzubilden vermochte; es war vorzüglich die Sprache, die er mit einer ungeahnten Kürze und Kraft behandelte, und der er einen wahrhaft poetischen Schwung eingehaucht hatte; es war endlich die Trefflichkeit einzelner Stellen und ganzer Abschnitte, durch welche Klopstock sich allerdings in die Reihe der ersten Dichter gestellt hatte.

So war der Beifall, den sich die ersten Gesänge des „Messias" sogleich bei ihrem Erscheinen erwarben, vollkommen gerechtfertigt, und man konnte sich der durch sie hervorgerufenen Begeisterung um so unbedingter hingeben, als man aus dem Anfang einen Schluß auf das Ganze ziehen und die Hoffnung hegen durfte, daß bei dem unverkennbaren Talente des jungen Dichters die Fortsetzung dem Anfang entsprechen, daß auch Plan, Anlage, Anordnung, Entwickelung den höchsten Anforderungen der Kunst genügen würde. Wir wissen freilich, daß es sich damit keineswegs also verhält; aber wenn wir uns des Eindrucks wollen bewußt werden, den der „Messias" auf die Zeitgenossen hervorbrachte, wenn wir verstehen wollen, warum er so gewaltig wirkte und eine neue, an Erfolgen so fruchtbare Epoche bildete, so müssen wir bei der Beurtheilung schlechterdings davon absehen, wie sich das Gedicht in der Folge als Ganzes gestaltet hat. Wollen wir uns aber dagegen erklären, wie es kam, daß die Begeisterung bei jeder Fortsetzung sichtlich abnahm, warum der „Messias", als er vollständig erschienen war, beinahe spurlos vorüberging, so müssen wir denselben in seiner Gesammtheit näher betrachten.

Wir haben oben erwähnt, daß die Wahl der Dichtungsart, zu welcher der „Messias" gehörte, ein Grund der Begeisterung war, mit welcher er aufgenommen wurde; und es ist dies allerdings leicht erklärlich. Seitdem die deutsche Poesie ihre Wiedergeburt begonnen hatte, waren Versuche in den verschiedensten Gattungen gemacht worden; man hatte Fabeln und Erzählungen, anakreontische und andere Lieder, man hatte größere und kleinere Lehrgedichte, beschreibende Poesien, Satyren, man hatte komische Epopöen und sogar Dramen, und man war sogar der behaglichen Ansicht, daß die Deutschen in allen diesen Gattungen den alten und neueren Dichtern ebenbürtig seien; nur das eigentliche Epos war noch nicht bearbeitet worden, und es war gerade diese Gattung, welche nach den zur Herrschaft gelangten Ansichten Bodmers und Breitingers für die höchste gehalten wurde; wenn die Deutschen auch einen Anakreon und sogar mehrere Lafontaine, einen Pope und wohl auch einen Corneille hatten, so fehlte ihnen doch ein Homer und Virgil, es fehlte ihnen ein Milton, auf dessen Gedicht die ganze Aesthetik der Schweizer und ihrer zahlreichen Anhänger beruhte. Mit dem „Messias" war diese Lücke ausgefüllt, denn er kündigte sich ja als ein episches Gedicht an, und man untersuchte nicht lang, ob es in

seiner dereinstigen Vollendung auch wirklich auf den Namen eines solchen würde Anspruch machen können; man zweifelte keinen Augenblick daran, und selbst als Lessing im J. 1751 in einem Aufsatze „Ueber das Heldengedicht der Messias" darauf hindeutete, daß von einem Epos vor dessen Vollendung nicht geurtheilt werden könne, hörte man nicht auf, den „Messias" den größten Schöpfungen aller Zeiten an die Seite zu setzen. Und doch ist es in der That ein Werk, dem aller epischer Geist fehlt. Wir wollen gern zugeben, daß der lange Zeitraum, der zwischen dem Beginn des Gedichts und seiner Beendigung liegt, nachtheiligen Einfluß auf die Arbeit gehabt hat, obgleich dies bei Klopstock jedenfalls weniger der Fall war, als es bei manchem andern Dichter geschehen wäre, weil er in seinen männlichen Jahren den Charakter der Jugendlichkeit vollständig bewahrte; aber diesen Einfluß auch zugegeben, so zeigte er sich zumeist nur in der Ausführung der einzelnen Theile, nicht aber im Plan und in der künstlerischen Gestaltung. Denn der Dichter hatte offenbar von Anfang an keinen streng durchdachten Plan. Im Allgemeinen hatte er wohl die Absicht, die Leidensgeschichte Jesu nebst der Auferstehung und Himmelfahrt nach den Berichten der Evangelisten poetisch darzustellen, und er hatte allerdings auch im Sinne, die Beziehungen Christi zu Gott zu veranschaulichen; allein in der Ausführung überließ er sich dem Zufall, und so erscheint auch die Theilnahme der Engel an den geschilderten Begebenheiten meistens als rein willkürlich. Nur der Widerspruch Satans hat eine innere Begründung, aber der Dichter erfaßt ihn offenbar nicht in der rechten Weise; denn da gerade der Tod Christi die Versöhnung Gottes mit den Menschen herbeiführen sollte, so durfte Satan diesen Tod nicht befördern wollen, er hätte ihm vielmehr entgegenarbeiten müssen, weil er durch denselben ja die Herrschaft der Welt verlor. Daß Klopstock keinen voraus berechneten Plan haben konnte, geht schon daraus hervor, daß es dem Gedicht an künstlerischer Einheit fehlt. Im „Messias" wollte er, wie er selbst in den einleitenden Versen ausspricht, die Erlösung des Menschen durch Christus dichterisch darstellen; das Erlösungswerk lag aber in der Lehre, die Christus den Menschen geoffenbart, und vor Allem in seinem Opfertode, durch welchen er die Versöhnung Gottes mit dem menschlichen Geschlecht vollendete. Auferstehung und Himmelfahrt hängen nur insofern mit dem Erlösungswerk zusammen, als Christus dadurch seine Göttlichkeit beurkundet. Christus mußte aus dem Grabe erstehen und gen Himmel fahren, weil er der Sohn Gottes und selbst Gott war; er mußte es, wenn auch nur damit die Menschen einen unumstößlichen äußeren Beweis von der Wahrheit seiner Lehre und seiner Sendung erhielten; mit dem Erlösungs- und Versöhnungswerk als solchem aber stand weder seine Auferstehung, noch seine Himmelfahrt in nothwendigem Zusammenhange, es war dasselbe durch seinen Opfertod vollendet; und nach der Absicht des Dichters hätte das Leiden Christi nicht nur den Mittelpunkt seines Gedichts bilden, es hätte dasselbe auch mit dem Tode abschließen, oder es hätte die Auferstehung und Himmelfahrt nur in gedrängter Darstellung angereiht werden sollen, wie es selbst die Evangelisten getban haben, welche doch bei ihrem Zwecke ganz anders hätten verfahren können. In dem „Messias" nimmt die Darstellung des Leidens und des Opfertodes eilf Gesänge, das Uebrige neun Gesänge und nach der Anzahl der Verse sogar die volle Hälfte des Ganzen ein. Dadurch geht die höhere Einheit wesentlich verloren und die einzelnen Theile haben kein schönes, künstlerisches Verhältniß.

Der Mangel an epischem Talent zeigt sich noch in zwei andern wesentlichen Punkten. Doch müssen wir, ehe wir dieselben beleuchten, den von dem Dichter gewählten Stoff und dessen Auffassung näher betrachten, weil sich jene Bemerkungen zum großen Theil auf denselben gründen.

Auch die Wahl des Stoffes trug, wie schon erwähnt, ausnehmend viel zur Bewunderung bei, die der Dichter bei seinen Zeitgenossen einärndtete. Die Stimmung der Gebildeten war noch meist religiös; die von Frankreich aus sich verbreitende Aufklärerei hatte noch wenig Boden gewonnen, und wenn sie sich ja hier und da zeigte, fand sie erklärten Widerspruch, so daß der „Messias" selbst für eine Verwahrung gegen jene Ansichten gelten konnte. Auch war durch das Hervorziehen des „Verlornen Paradieses" von Milton die Neigung für die religiöse Dichtung geweckt worden, und der Dichter gewann schon dadurch eine bedeutende Anzahl gewichtiger Stimmen, daß er es wagte, mit dem gepriesenen Britten zu wetteifern. Ob aber der Stoff auch zweckmäßig sei und ob er sich episch gestalten lasse, das wurde um so weniger überlegt, als man auch billiger Weise aus den ersten Gesängen allein hierüber kein sicheres Urtheil fällen konnte. Wenn wir nicht irren, war es Herder, der zuerst auf die unglückliche Wahl des Stoffs aufmerksam machte (in den Briefen über das Studium der Theologie), wobei ihn zwar zunächst theologische oder, wenn man lieber will, religiöse Gründe leiteten, neben denen er aber auch vorübergehend ästhetische anführte. Wir haben hier die religiösen Gründe nicht zu betrachten, die sich der dichterischen Behandlung des Evangeliums entgegenstellen; sie liegen überdies nahe genug; wir müssen uns auf den künstlerischen Standpunkt beschränken. Die Geschichte Jesu ist allerdings von erhabener Größe, aber diese Größe liegt in ihrer göttlichen Einfachheit, einer Einfachheit, die aller dichterischen Behandlung widerstrebt, durch diese vollständig vernichtet wird. Wie wenig Thatsachen berichten uns die Evangelisten, wie arm an Begebenheiten ist das an Wirkung so reiche Leben des Erlösers! Der unbedeutendste Gott der griechischen Mythologie bietet mehr Stoff und äußeren Inhalt dar. Selbst die Wunder, die uns von Christus berichtet werden, tragen den Charakter stiller Größe und wirken gerade dadurch am meisten. Nirgends läßt sich das Geringste hinzufügen, ohne auch dem künstlerischen Eindruck zu schaden. Herder weist dies an einem schlagenden Beispiele nach. „Christus stirbt," sagt er, „und die Erde bebt, die Felsen zerreißen, die Gräber thun sich auf, die Sonne verfinstert sich: das ist groß, das ist göttlich! Warum? es thut die Wirkung, die es thun soll; es erschüttert uns sinnliche, schwache Geschöpfe, es macht Grausen und Erstaunen. Nun lassen Sie einen Engel lange bereit stehen, und auf den Augenblick des Abschieds warten, daß der Stern vor die Sonne rücke (S. Ges. 368 ff.); die große Handlung, dünkt mich, verliert von ihrer Größe; auch alle Physik der Sonne, des Sterns, und der Fortrückung dabei noch ungerechnet."

Der Mangel an Thatsachen und die Unmöglichkeit, die von den Evangelisten angeführten Begebenheiten poetisch zu erweitern, zwang den Dichter, eine andere Reihe von selbst erfundenen Begebenheiten anzuknüpfen, um die epische Ausführung möglich zu machen; dazu zwang ihn auch schon die Art und Weise, wie er den Stoff auffaßte. Da er nämlich die Erlösung von dem streng kirchlichen Gesichtspunkte der Versöhnung Gottes ansah, so mußte er natürlich auch Gott selbst in das Bereich der Darstellung ziehen, er mußte uns in den Himmel versetzen und uns mit den Rathschlüssen der Gottheit bekannt machen. Dies würde er übrigens wahrscheinlich auch ohne die eben angegebenen Gründe gethan haben; denn die herrschende Ansicht von der Kunstgestaltung des Epos und von der Nothwendigkeit sogenannter Maschinen mußte ihn, wie die Dichter der komischen Epopöen, bewegen, übermenschliche Wesen einzuführen, welche gleichsam verkörperte Motive der Handlungen sein sollten. Aber er mußte auch an den nämlichen Hindernissen scheitern, wie jene. Schon Gott selbst, der nun der eigentliche Mittelpunkt und Hebel aller Begebenheiten wurde, widerstrebte der sinnlich anschaulichen Darstellung, wenigstens wie sie der epische Dichter verlangt*); da werden selbst die gewaltigsten Bilder kleinlich, weil sie nur in Zeit und Raum zu fassen sind, aber jede Beschränkung mit dem Begriff der Gottheit im Widerspruch steht. Aehnlich verhält es sich mit der höheren Geisterwelt, welche der Dichter als Mittelglied zwischen Gott und den Menschen einführen mußte; aber wenn man auch diese eher in ein sinnliches Gewand bannen könnte, so würde sich die nämliche Erscheinung wiederholen, die wir bei den komischen Heldengedichten beobachtet haben. Die christliche Welt glaubt zwar an Engel, und die sichtbare Kirche hat diesen Glauben mit allen möglichen Mitteln festzusetzen und zu verbreiten gesucht, die bildende Kunst hat ihn zu ihren Schöpfungen vielfältig benutzt; und demungeachtet haben diese Wesen nicht zu einer bestimmten Individualität gelangen können. Das Wort Engel bezeichnet einen ganz allgemeinen Begriff; denn so viele wir uns ihrer auch denken, stellen wir uns alle durchaus in der nämlichen äußern Erscheinung und mit dem nämlichen Charakter vor; ja selbst die wenigen Engel, denen wir eine abgeschlossene Persönlichkeit zuschreiben und die daher auch besondere Namen haben, unterscheiden sich von den übrigen nur in unwesentlichen Dingen. Es sind die Engel daher für uns in der That eben so wesenlos, als die Sylphen und andere geisterhafte Wesen der komischen Dichter, sie werden, wie diese, zu bloßen Abstractionen oder zu allegorischen Figuren, und so sehr sich der Dichter auch anstrengen mag, dieselben zu individualisiren oder zu persönlichen Gestalten zu bilden, es wird ihm nie gelingen, weil ihm der Stoff fehlt, aus dem er diese Gestaltung herausbilden könnte. Ein großes episches Talent hätte vielleicht dieses Hinderniß wenigstens bis zu einem gewissen Grade besiegen können, wenn er ihnen z. B. bestimmte Wirkungskreise angewiesen hätte, wozu im Alten Testamente mancherlei Andeutungen wären zu finden gewesen, wenn er ihnen einen diesem Wirkungskreise angemessenen Charakter angeschaffen hätte; allein Klopstock besaß dieses Talent nicht. Die Handlungen, die er seinen Engeln anweist, sind stets nur von der allgemeinsten Art, so daß sich in ihnen ein bestimmter Charakter nicht entwickeln kann; sie erscheinen insgemein nur als Boten des Ewigen, und der Dichter braucht sie in diesem Sinne auf eine so übermäßige Weise, daß ganze Gesänge fast aus lauter Gesandtschaften bestehen. So treten die Engel niemals als bestimmte Individuen, als leicht unterscheidbare Gestalten vor uns. Der Mangel an episch bildendem Talent war bei Klopstock so groß, daß er auch seine menschlichen Personen nicht zur festen Individualität zu gestalten vermag. Auch diese sind mehr abstracte, als lebendige Figuren, weil er sie nicht als handelnde, sondern als empfindende Wesen darstellt, weil er nicht ihren Charakter in ihren Handlungen geschildert, sondern ihre Gefühlswelt unmittelbar eröffnet hat, weil er mit einem Worte nicht als epischer, sondern als lyrischer Dichter verfahren ist. „Er zieht," wie Schiller („Ueber naive und sentimentale Dichtung") sehr treffend sagt, „Allem was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden." Dies ist so wahr, daß Klopstock selbst solche Thatsachen nicht benutzt, welche die Evangelisten berichten oder doch andeuten; noch weniger benutzt er die Traditionen der Kirche, die oft von großer Wirkung hätten werden können. So läßt er uns nicht ansehen, wie der Messias zum Tode hinausgeführt wird; statt dessen nimmt ihn der Dichter unter den feiernden Kreis der Engel auf den Todeshügel und läßt ihn Gesänge und Reden der Engel und gestorbener Heiligen hören.

Was somit den höchsten Werth eines epischen Gedichts bildet, der glückliche Plan, die künstlerische Anordnung der Begebenheiten, reiche Handlung, die auf einer breiten Grundlage, wo möglich auf dem gesammten Volksleben ruht, sinnliche Anschaulichkeit der Personen, alles dies fehlt dem „Messias" in vollem Maße und wir begreifen, daß ihm eben deshalb der frühere Beifall entging, als er vollendet war und diese wesentlichen Mängel zum Bewußtsein gelangten; und es wird uns in eben demselben Maße klar, daß der ungetheilte Jubel, mit welchem das Gedicht zuerst von der gesammten Nation aufgenommen wurde, in den einzelnen Schönheiten desselben zu suchen ist.

Zunächst war es die Sprache, welche die allgemeine Bewunderung erregte; wir geben jedoch nicht näher darauf ein, weil dieser Punkt schon früher ausführlich behandelt worden ist (S. 506). Eben so gewaltig wirkten die lyrischen Stellen, welche bei der ganzen Anlage und Behandlungsweise einen wesentlichen Bestandtheil des Gedichts bilden. Denn da er nicht den innern Menschen durch seine Handlungen zur Anschauung bringen, sondern das geistige Leben unmittelbar eröffnen wollte, so mußten Monologe, Reden, Gespräche, Gesänge und überhaupt Gefühlsergießungen jeglicher Art an die Stelle der epischen Erzählung treten, welche überhaupt nur als breiter Rahmen dienen sollte, die lyrischen Ergüsse zu einem Ganzen zu vereinigen, und es ist auch der „Messias" in der That nur als eine

*) Der lyrische Dichter kann den Begriff der Gottheit allerdings bis zu einem gewissen Grade versinnlichen, aber nur in großen, gewaltigen Zügen, die außerordentlich wirksam sein, aber von dem Epiker nicht benutzt werden können, weil sie nur für die schrankenlose Phantasie, nicht aber für die räumliche Anschauung berechnet sind.

Reihe von lyrischen Gedichten anzusehen. In diesen aber zeigt Klopstock seine ganze Größe, und beinahe jeder Gesang gibt uns Anlaß, dieselbe zu bewundern. In allen diesen Stellen finden wir auch diejenige Individualisirung, welche dem lyrischen Gedicht zukommt und von der sinnlichen Veranschaulichung, welche in das Gebiet der epischen Darstellung gehört, wesentlich unterschieden ist. Wenn er auf diese Weise die Empfindungen des Gläubigen, die ruhige Seligkeit des Frommen oder dessen Versenken in die ewige Liebe schildert, wenn er der begeisterten Andacht Worte leiht, wenn er die von Zweifeln gequälte Seele, das verzweifelnde Gewissen, das von Angst gepeitschte Herz darstellt, dann ist er unübertrefflich und wir werden von der Gewalt seiner Worte wie von einem brausenden Sturme fortgerissen.

Man erkennt überall, wo er die Welt der Empfindungen darstellt, den großen lyrischen Dichter, und alle diese Stellen sind in der That nichts Anderes als Oden, oder Hymnen oder Elegien, die, für sich betrachtet, den Eindruck der abgeschlossenen Einheit hinterlassen, wie sie wiederum meistens aus dem Gedicht ausgeschieden werden könnten, ohne daß dieses hiedurch in seinem Wesen Einbuße erlitte. Es ist klar, daß Klopstock in seinem „Messias" mehr auf das Gemüth, als auf die Anschauung wirken wollte, und eben dies hat ihn auch hier öfters zu der Ueberschwänglichkeit, zu der falschen Sentimentalität verleitet, die wir schon oben (S. 507) erwähnt haben. „Er raffinirt zu viel in Sentiments", wie schon Wieland bezeichnend gesagt hat (Briefe I, 307), daher sucht er öfters Empfindungen auszudrücken, wo keine sind, und er verfällt dann ins Süßliche und Spielende. Eine Folge davon ist, daß sein Ausdruck oft schwülstig und gesucht, und wiederum häufig gerade an solchen Stellen matt wird, in denen er die größte Wirkung beabsichtigt. Dies ist namentlich der Fall, wenn er die Empfindungen sinnlich anschaulich darstellen will, dann bedient er sich gewisser Bilder, die er immer wiederholt: Alles lächelt und weint und staunt und umarmt sich und wallet und zerfließet, und wir werden unwillkürlich an den Briefwechsel zwischen Gleim und Jacobi erinnert.

Beinahe das Einzige, was in dem „Messias" an episches Leben erinnert, sind die Gleichnisse, und es ist insbesondere die erste Hälfte reich an trefflichen Stellen dieser Art, während sie in der zweiten immer seltener erscheinen, und zugleich an Leben und Anschaulichkeit verlieren, indem sie meist nicht sowohl innere Gemüthszustände durch äußere, der Natur und der Körperwelt entnommene Bilder versinnlichen, als vielmehr (was übrigens auch hie und da schon in den ersten Gesängen anzutreffen ist) die Erscheinungen des innern, ja selbst des äußern Lebens durch Abstractionen zu erklären suchen. Der dritte und vierte Gesang bieten vorzüglich eine große Anzahl vortrefflicher und wirklich ergreifender Gleichnisse, so wie sie auch in den Reden das oratorische Talent des Dichters beurkunden. Endlich dürfen wir nicht zu bemerken unterlassen, daß Klopstock an einigen, freilich ziemlich seltenen Stellen wahrhaft epischen Geist beurkundet, und namentlich einzelne äußerst glückliche Schilderungen einwebt, die an Wahrheit und Anschaulichkeit kaum übertroffen werden könnten (z. B. III, 613 ff.).

Aus dem „Messias".

1. Abbadona. (2. Ges. V. 627—830).

Unten am Throne saß einsiedlerisch finster und traurig
Seraph Abdiel Abbadona. Er dachte die Zukunft
Und den Vergang voll Seelenangst. Vor seinem Gesichte,
Das in traurendes Dunkel, in schreckliches, Schwermuth hüllte,
Sah er Qualen gehäuft auf Qualen zur Ewigkeit eingehn.
Jetzo erblickt' er die vorige Zeit; da war er voll Unschuld
Jenes erhabneren Abdiels Freund, so den Tag der Empörung
Eine strahlende That vor Gottes Auge vollführte.
Denn er reeließ die Empyree allein, und unüberwindlich,
Kam zu Gott. Mit ihm, dem edelmüthigen Seraph,
War schon Abbadonn dem Blick der Feinde Jehovah's
Fast entgangen: doch Satans bestummtee rollender Wagen,
Der, zu Triumphen zurück sie zu führen, schnell um sie herkam,
Und der Deommetenden Kriegszuruf, der sie ungestüm einlud,
Und die Heerschaur, jeder vor seinee Götterschaft tummelnd,
Ueheemannten sein Herz, und rissen ihn hin zu der Rückkehr.
Hiee noch wollt' ihn sein Freund mit Blicken deohender Liebe
Fortzuellen beweqen; allein, von künftiger Gottheit
Trunken, erkannt' Abbadonn die vormals mächtigen Blicke
Seines Freundes nicht mehr. Er kam in dem Taumel zu Satan.
Jammernd denkt er, und in sich verhüllt, an diese Geschichte
Seiner heiligen Jugend, und an den lieblichen Morgen
Seiner Schöpfung zurück. Der Ewige schuf sie auf Einmal.
Damals besprachen sie sich mit angeschaffner Entzückung
Untee einander: „Ach Seraph, was sind wir? Wohee, mein Geliebter?
Sahst du zuerst mich? Wie lange bist du? Ach sind wir auch wieklich?
Komm, umarme mich, göttlicher Freund, erzähle, was denkst du?"
Und da kam aus strahlender Fern die Heerlichkeit Gottes
Segnend einher. Sie sahen um sich unzählbare Schaaren
Neuee Unsteeblicher wandeln, und wallendes Silbeegewölk hob
Sie zu dem Ewigen auf. Sie sahn ihn, und nannten ihn Schöpfer!
Diese Gedanken marterten Abbadona. Seine Auge
Floß von der Jammernden Thräne. So floß von Bethlehems Beegen
Rinnendes Blut, da die Säuglinge starben. Er hatte mit Schaure
Satan gehöet, doch duldet' ers nicht, und erhub sich zu reden.
Dreymal seufzet' er, eh er sprach. Wie in blutigen Schlachten
Brüder, die sich erwürgten, und, da sie starben, sich kannten,
Neben einander aus röchelnder Brust ohnmächtig seufzen.
Deauf begann er, und sprach: „Ob mir gleich diese Beesammlung
Ewig entgegen wird seyn; ich wills nicht achten, und reden!
Reden will ich, damit des Ewigen schweres Geeicht nicht
Ueber mich auch komme, wie, Satan! es über dich kam.
Ja, ich hasse dich, Satan! dich hass' ich, du schrecklichee!
Mich! mich!
Diesen unsterblichen Geist, den du dem Schöpfer entrissest
Fordr' er, dein Richter, ewig von dir! Unendliches Wehe
Scheey' in dee Abgeundskluft, in der Nacht, der unsterblichen Heerschaar,
Satan! und laut mit dem Donneesturme, sie alle, die, Satan!
Du veeführet hast! laut mit des Todes Meeee sie alle
Ueber dich! Ich habe kein Theil an dem ewigen Sünder!
Gottesleugner! kein Theil an deinee finstern Entschließung,
Gott den Messius zu tödten. Ha, widee wen, du Empöeer!
Hast du geredt? Ist es wider den nicht, der, du bekennst es
Selber, wie sehr du dein Schrecken auch übertünchest, dir furchtbar,
Mächtiger ist, als du? O sendet den sterblichen Menschen
Gott, Befreyung vom Elend und Tode; du hältst ihr nicht Obstand!

Und du willst des Messias Leib, den willst du erwürgen?
Kennst du ihn, Satan, nicht mehr? Hat dich des Allmächtigen Donner
Nicht genug an dieser erhobnen Stirne gebrandmahlt?
Oder kann Gott sich nicht vor uns Ohnmächtigen schützen?
Wir, die zum Tode die Menschen verführeten, wehe mir, wehe!
Ich that's auch! wir wollen uns wider ihren Erlöser
Wüthend erheben? den Sohn, den Donnerer wollen wir tödten?
In den Pfad zu einer vielleicht zukünftigen Rettung,
Oder doch zu der Lindrung der Qual, den wollen wir ewig
Uns, so vielen vordem vollkommnen Geistern, verwüsten?
Satan! so wahr wir alle die Qual gewaltiger fühlen,
Wenn du diese Wohnung der Nacht und der dunkeln Verdammniß
Königlich nennst, so wahr kehrst du mit Schande belastet,
Statt des Triumphs, zurück von Gott und seinem Messias!"
Grimmiger hört', und geduldlos, und dreh'nd den furchtbaren Satan;
Wollte jetzt von den Höhen des Throns der thürmenden Felsen
Einen gegen ihn schleudern: allein die schreckliche Rechte
Sank ihm zitternd im Zorne dahin, er stampft', und erbebte.
Dreymal bebt' er vor Wuth, sah dreymal Abbadona
Ungestüm an und schwieg. Vor Grimm ward dunkel sein Auge,
Ihn zu verachten, ohnmächtig. Mit muthigem Ernste,
nicht zornig,
Blieb Abbadona vor ihm, und mit trauerndem Angesicht stehen.
Aber Gottes, der Menschen, und Satans Feind, Abramelech,
Sprach: „Aus finstern Wettern will Ich mit dir reden,
Verzagter,
Ha! zudonnern sollen dir Ungewitter die Antwort!
Darfst du die Götter schmähn? Darf einer der niedrigsten Geister
Wider Satan, und mich, aus seiner Tiefe sich rüsten?
Wirst du gequält, so wirst du von deinen niedern Gedanken,
Sklav, gequält! Entfleuch, Kleinmüthiger, aus den Bezirken
Unserer Herrschaft, wo Könige sind! entfleuch in die Leere!
Laß dir da vom Allmächtigen Reiche des Jammers erschaffen!
Bringe da die Unsterblichkeit zu! Doch du stürbest wohl lieber!
Stirb denn, vergeh, anbetend, du Sklav, gen Himmel gebücket!
Der du mitten im Himmel für einen Gott dich erkanntest,
Und dem großen Allmächtigen kühn mit flammendem Grimme
Widerstandest, künftiger Schöpfer unzählbarer Welten,
Komm, komm, Satan! wir wollen den kleinen niedrigen Geisteen
Unseren fruchtbaren Arm durch Unternehmungen zeigen,
Die, wie ein Wetter, auf Einmal sie blenden, und niederschlagen!
Komm! Labyrinthe verborgnerer List, verwirret zum Verderben,
Zeigen sich mir! Der Tod ist darin. Kein öffnender Ausgang,
Und kein Führer soll ihn den Labyrinthen entreißen.
Aber entfleh er auch unserer List, gäbst du auf dem Throne,
Uns zu entrinnen, ihm Götterverstand: so sollen in Grimme
Feurige Wetter ihn schnell vor unseren Augen vernichten!
Wie die Wetter, womit wir einst den Geliebteren Gottes,
Seinen glücklichen Job, vor dem Antlitz des Himmels bestritten.
Fleuch, fleuch, Erde, wir kommen mit Tod und Hölle bewaffnet!
Wehe dem, der auf unserer Welt sich wider uns auflehnt!"
Also sprach Abramelech. Nun fiel die ganze Versammlung
Satan auf einmal mit Ungestüm bey. Gleich stürzenden Felsen
Stampft' ihr gewaltiger Fuß, daß die Tiefe darunter erbebte.
Jauchzend erhoben um sich sie, und stolz auf nahe Triumphe,
Fürchterliches Stimmengetös. Das rollte vom Aufgang
Bis zu dem Niedergangt. Der Satane ganze Versammlung
Willigt ein, den Messias zu tödten! Seitdem Gott schuf, sah
Eine That, wie diese, die Ewigkeit nicht. Ihr Erfinder,
Satan, und Abramelech, voll Rache und grimmiges Tiefsinns,
Stiegen vom Thron. Aus den Stufen kracht's, wie erschüttert der Fels kracht,
Da sie wandelten. Brüllender Zuruf wälzt sich, empöret
Mehr die Empöreer, begleitet sie dumpf zu der Pforte des Abgrunds.
Abbadona, (nur er war unbeweglich geblieben)
Folgte von fern: entweder sie noch von der That zu erretten;
Oder ihr Ende, der Ungeheuren, wie anzusehen.
Jetzo nähert er sich mit sämendem Scheitte den Engeln,
Welche die Pforte bewachten. Wie war dir, Abbadona,
Da du Abdiel hier, den unüberwindlichen, sahest?
Seufzend schlug er sein Angesicht nieder. Izt wollt' er zurückgehn,
Wollte jetzo sich nahn, dann wollt' er einsam und trauernd
Ins Unermeßliche fliehn; allein noch stand er mit Zittern
Wehmuthsvoll. Nun faßt' er sich ganz auf Einmal zusammen,
Ging auf ihn zu. Ihm schlug sein Herz mit mächtigen Schlägen;
Stille, den Engeln nur weinbare Thränen bedeckten sein Antlitz;
Seufzer aus allen Tiefen des Herzens, langsame Schauer,
Sterbenden selbst unempfindbar, erschütterten Abbadona,
Als er ging. Doch Abdiels ihn frühsehendes Auge
Schaut' unverwandt in die Welt des Schöpfers, dem er getreu blieb;
Aber auf ihn nicht. Der Sonn' in der Jugend, den Frühlingstagen
Gleich, die hinab zu der kaum erschaffenen Erde sich senkten,
Glänzte der Seraph, doch nicht dem trauernden Abbadona.
Der ging fort, und seufzte bey sich verlassen und einsam:
„Abdiel, mein Bruder, du willst dich mir ewig entreißen!
Ewig willst du mich seyn von dir in der Einsamkeit lassen!
Weinet um mich, ihr Kinder des Lichts! Er liebt mich nicht wieder,
Ewig nicht wieder, ach weinet um mich! Verblühet, ihr Loyden,
Wo wir mit Innigkeit sprachen von Gott, und unserer Freundschaft!
Himmlische Bäche, versiegt, wo wir in süßer Umarmung
Gottes des Ewigen Lob mit reiner Stimme besangen!
Abdiel mein Bruder ist mir auf ewig gestorben!"
Hölle, mein finsterer Aufenthalt, und du Mutter der Qualen,
Ewige Nacht, beklag' ihn mit mir! Ein nächtliches Jammern
Steige, wenn Gott mich schreckt, von deinen Bergen herunter.
Abdiel mein Bruder ist mir auf ewig gestorben!"
Also jammert er, seitwärts gekehrt. Dravf stand er am Eingang
In die Welten. Ihn schreckte der Glanz und die fliegenden Donner
Gegen ihn wandelnder Orione. Er sah die Welten,
Weil er sich stets, in sein Elend vertieft, in Einsamkeit einschloß,
Seit Jahrhunderten nicht. Er stand betrachtend, und sagte:
„Seligre Eingang, dürft' ich durch dich in die Welten des Schöpfers
Wiederkehren! und nie das Reich der dunkeln Verdammniß
Wieder betreten! Ihr Sonnen, unzählbare Kinder der Schöpfung,
War ich nicht schon, da der Ewige rief, da ihr glänzend hervorgingt,
Heller als ihr, die ihr jetzt aus der Hand des Schöpfers herabkamt?
Und nun sieh' ich da verfinstert, verworfen, ein Abscheu
Dieser herrlichen Welt! Und du, o Himmel! Ha, jetzo
Seh' ich erst, da ich dich erblicke! Dort ward ich ein Sünder!
Stand dort wider den Ewigen auf. Du unsterbliche Ruhe,
Meine Gespielin im Thal des Friedens, wo bist du geblieben?
Ach, kann läßt für dich mein Richter trauriges Stannen
Ueber seine Welten mir zu! O dürft' ich es wagen,
Schöpfer ihn niedersinkend zu nennen, wie gerne wollt' ich
Dann entbehren den liebenden Vaternamen, mit dem ihn
Seine Getreuen, die hohen Engel, kindlicher nennen!
O du Richter der Welt! dir darf ich Verlorner nicht flehen,

Daß du mit einem Blicke mich nur hier im Abgrund anſehſt.
Finſtrer Gedanke, Gedanke voll Qual! und du wilde Verzweiflung!
Wüthe, Tyrannin, ha wüthe nur fort! Wie bin ich ſo elend!
Wär' ich nur nicht! Ich fluche dir, Tag, da der Schaffende ſagte:
Werde! da er von Oſten mit ſeiner Herrlichkeit ausging!
Ja, dir fluch ich, o Tag, da die neuen Unſterblichen riefen:
Unſer Bruder iſt auch! Du Mutter unendlicher Qualen,
Warum gebareſt du, Ewigkeit, ihn? Und mußt' er ja werden,
Warum ward er nicht finſter und traurig, der ewigen Nacht gleich,
Welche mit Ungewitter und Tod vor dem Donnerer herzieht,
Leer von Geſchöpfen, belaſtet vom Zorn und dem Fluche der Gottheit?
Wider wen empörſt du dich hier vor dem Auge der Schöpfung,
Läſterer? Sonnen, fallt auf mich her! bedeckt mich, ihr Sterne,
Vor dem grimmigen Zorn deß, der vom Throne der Rache
Ewig als Feind und Richter mich ſchreckt! Du in deinen Gerichten
Unerbittlicher! iſt denn in deiner Ewigkeit künftig
Nichts von Hoffnungen übrig? Ach, wird denn, göttlicher Richter,
Schöpfer, Vater, Erbarmer! — Ach nun verzweifl' ich von neuem,
Denn geläſtert hab' ich Jehova! ich nannt' ihn mit Namen,
Heiligen Namen, die nennen kein Sünder darf ohne Verſöhner!
Ha, ich entfliehe! Schon rauſchet von ihm ein allmächtiger Donner
Durch das Unendliche furchtbar einher! Doch wohin? Ich entfliehe!"
Ruft' es, und eilet, und ſchautr betäubt in des Leeren Abgrund.
„Schaffe da Feuer, tödtende Glut, die Geiſter verzehre,
Gott! Verderber! zu furchtbarer Gott in deinen Gerichten!"
Doch er flehtr vergebens. Es ward kein tödtendes Feuer.
Darum wendet' er ſich, und floh zurück in die Welten.
Endlich ſtand er ermüdet auf ſeiner erhabenen Sonne,
Schautr von da in die Tiefen hinab. Dort drängten Geſtirne
Andre Geſtirne, wie glühende Seen. Ein irrender Erdkreis
Näherte ſich, ſchon dampft' er, und ſchon war ihm ſein Gericht nah.
Auf den ſtürzetr ſich Abbadona, mit ihm zu vergehen:
Doch er verging nicht, und ſenktr, betäubt vom ewigen Kummer,
Wie ein Gebirge weiß von Gebein, wo Menſchen ſich würgten,
Im Erdbeben verſunkt, zu der Erde ſich langſam nieder.

2. Judas Iſchariot. (3. Geſ. V. 533—683.)

Judas Iſchariot war, nicht weit von dem ſtillen Lebbäus,
Der ſein Verwandter und Freund war, voll Unruh eingeſchlafen.
Aber Satan, der ſeitwärts in einer verborgenen Höhle
Alles, was die Engel von ihren Jüngern erzählten,
Hatte gehört, brach zürnend hervor, und ließ, voll Gedanken
Zu dem Verderben entflammt, ſich über Iſchariot nieder.
Alſo nahet die Peſt in mitternächtlicher Stunde
Schlummernden Städten. Es liegt auf ihren verbrittenen Flügeln
An den Mauern der Tod, und haucht verderbende Dünſte.
Jetzo liegen dir Städte noch ruhig; bey nächtlicher Lampe
Wacht noch der Weiſe; noch unterreden ſich edlere Freunde,
Bey unentheiligtem Wein, in dem Schatten duftender Lauben,
Von der Seele, der Freundſchaft und ihrer unſterblichen Dauer!
Aber bald wird der furchtbare Tod ſich am Tage des Jammers
Ueber ſie breiten, am Tage der Qual und des ſtrbenden Winſelns,
Wenn mit gerungenen Händen die Braut um den Bräutigam wehklagt;
Wenn, nun aller Kinder beraubt, die verzweifelnde Mutter
Wüthend dem Tag, an dem ſie gebar, und geboren ward, fluchte;
Wenn mit tiefem verfallneren Auge dir Todtengräber
Durch die Leichname wanken, bis hoch aus der Donnerwolkr
Mit tiefſinniger Stirn der Todesengel herabſteigt,
Weit umherſchaut, alles ſtill, und einſam, und öde
Sieht, und auf den Gräbern in ernſten Betrachtungen ſtehn bleibt.
So kam über Iſchariot Satan zum nahen Verbrechen,
Goß dann einen verführenden Traum in ſein offnes Gehirne.
Schnell empört' er das klopfende Herz zu Begierden der Bosheit;
Senkte zuerſt empfundne Gedanken, voll Feuer, ſtürmend,
Ihm in die Seele, ſo wie ſich der Donner in ſchwefligte Berge
Himmelab ſtürzt, ſie entzündet, dann neue Donner verſammelt,
Dann durch die Tiefen, nunmehr ein ganzes Wetter, ſich fortwälzt.
Denn der Seraphim hehes Geheimniß, den Seelen der Menſchen
Gute Gedanken, der Ewigkeit würdige große Gedanken
Einzugeben, war Satan, zu ſeiner größern Verdammniß,
Noch bekannt. Zwar kam aus treuer ſorgſamer Ahndung
Seraph Ithuriel wieder zurück, bei dem Jünger zu bleiben;
Aber da er entdeckte, wie über Iſchariot Satan
Sich verbreitete, bebt' er und ſtand, und ſahe zu Gott auf,
Und entſchloß ſich, vom Schlaf Iſchariot aufzuwecken.
Dreymal ſchwebt' er auf Flügeln des Sturms durch brauſende Gefern
Ueber ſein Angeſicht hin, ging dreymal mit mächtigem Scheitte
Bey dem Jünger vorbey, daß des Bergs Haupt unter ihm bebte.
Aber Iſchariot blieb, mit kalter erblaſſener Wange,
Wie in tödtlichem Schlummer. Der Seraph verhüllte ſein Antlitz.
Gleich erſchien dem Jünger im Traum ſein Vater, und ſah ihn
Starr und troſtlos an, und ſprach mit bebender Stimme
„Und du ſchläfſt, Iſchariot, hier unbekümmert und ruhig,
Und entfernſt dich ſo lang von Jeſus, als wenn du nicht wüßteſt,
Daß er dich haßt, und die übrigen Jünger alle dir vorzieht!
Warum biſt du nicht immer um ihn mit ihnen zugegen?
Warum ſucheſt du nicht von neuem ſein Herz zu gewinnen?
Ach wem ließ, Iſchariot, dich dein ſterbender Vater!
Gott! mit welcher Vergehung hab' ichs, mit welchem Verbrechen
Hats mein Geſchlecht verdient, daß ich aus dem Thale des Todes
Kommen, und um Iſchariot hier und ſein trauriges Schickſal
Weinen muß? Und meinſt du, du werdeſt im Reich des Meſſias,
Das er errichtet, glücklicher ſeyn; ſo betrügſt du dich, Aermſter!
Kenneſt du nicht Petrus, o kennſt du die Zebedäiden,
Dieſr geliebten Jünger, nicht mehr? Die ſind es, die werden
Größer, als du, und herrlicher ſeyn! Dir werden bey Jeſus
Schätze, wie Ströme, zu ſich von des Landes Milde verſammeln,
Auch die übrigen werden ein viel glückieligrr Erbe,
Als mein verlaſſener Sohn, von ihrem Meſſias empfangen.
Komm, ich will dir ihr Reich in ſeiner Herrlichkeit zeigen.
Steige mir nach! auf, wanke nicht! komm, ermanne dich, Judas!
Siehſt du dort vor uns das unendliche breite Gebirge,
Welches ins fruchtbare Thal verlängte Schatten hinabſtreckt?
Hier wird unaufhörlich, wie aus dem ſchimmernden Ophir,
Gold gegraben; hier trieft das Thal, durch ſelige Jahre,
Reich und unerſchöpflich, vom Ueberfluſſe des Segens.
Dieß iſt ſeines erwählten Johannes geſegnetes Erbe.
Jene Hügel, belaſtet von dichten ſchattenden Reben,
Dieſe von wallendem Korn weit überfließenden Auen
Sind dem geliebteren Petrus von ſeinem Meſſias gegeben.
Siehſt du die ganze Fülle des Landes? Wir hirr ſich die Städte,
Gleich der Königstochter, Jeruſalem, unter der Sonne
Glänzend und hoch, voll unzählbarer Menſchen, im Thalr verbreiten!

Wie sich neue Jordane dort, die Städte zu wässern,
Unter jener Umwölbung der hohen Mauern dahinziehn!
Gärten, gleich dem befruchteten Eden, beschatten den Goldsand
Ihrer Gestade. Dieß sind die Königreiche der Jünger.
Aber erblickst du, Jschariot, auch in jener Entfernung
Dort das kleine gebirgichte Land? Da liegt es verödet,
Wild, unbewohnt und steinicht, mit dürrem Gehölz durchwachsen.
Ueber ihm ruhet die Nacht in der kalten weinenden Wolke,
Unter ihr Eis und nordischer Schnee in unfruchtbaren Tiefen,
Wo verdammt zu der Klage, zur Oed', und deiner Gesellschaft,
Nächtliche Vögel die donnergesplitterten Wälder durchirren.
Ach dein Erbe! Wie werden vor dir, verachteter Jünger,
Bald die übrigen Eilfe, mit triumphirender Stirne,
Stolz vorübergehn, und kaum in dem Staube dich merken!
Judas, du weinest nur Gram, und edelmüthigem Zurne!
Sohn, du weinest umsonst, umsonst fließt jede der Thränen,
Die in deinee Verzweiflung dir fließt, wenn du selbst dir nicht beystehst!
Höre mich an, ich schließe dir ganz mein väterlich Herz auf.
Sieh, der Messias säumt mit seiner großen Erlösung,
Und mit dem herrlichen Reich, das er aufzurichten verheißen.
Nichts ist den Großen verhaßter, als Nazarets König zu dienen!
Täglich sinnen sie Tod' ihm aus. Verstelle dich, Judas.
Schein', als wolltest du ihn in die Hand der wartenden Priester
Ueberliefern: nicht Rache zu üben, weil er dich hasset;
Sondern ihn nur dadurch zu bewegen, daß er sich endlich
Ihrer langen Verfolgungen mud', und furchtbarer zeige,
Daß er, mit Schande, Bestürzung, und Schmach sie zu Boden zu schlagen,
Sein so lang' erwartetes Reich auf Einmal errichte.
O dann wärst du ein Jünger von einem gefürchteten Meister;
Dann, dann würdest du auch dein Erbtheil früher erlangen!
Ist es auch klein; so kannst du es doch, erlangst du es früher,
Endlich mit unermüdetem Fleiß, mit Wachen und Arbeit,
Durch Anbauung und Handel, bereichern, daß es der andern
Großem gesegneten Erbe, wiewohl von ferne nur! gleiche.
Hierzu füllen gewiß, für die Ueberlieferung Jesus,
Dir die dankbaren Priester mit ihrem Gelde die Hände.
Dieß ist der Rath, den dir dein bekümmerter Vater ertheilet.
Schaue mich an! Jst es nicht mein blasses erstorbenes Antlitz?
Ja, aus des unteren Libanons Hain, selbst da für dich wachend,
Kumm' ich hierher, und zeige dir deine Rettung im Traume!
Doch du erwachst. Verachte nicht, Sohn, die ermuhnende Stimme
Deines Vaters, und laß mich nicht traurend zu meinen Genossen,
Zu den Seelen der Todten mit Herzeleid nicht hinabgehn!'"
Satan richtete sich nach seiner Gesichte Vollendung
Ueber ihm auf. So richtet sich hoch ein werdender Berg auf,
Kurz noch ein Thal, wenn Thäter um ihn bey Erschütterung der Erde
Mit den gesunknen Gewölben hinab in die Tiefe sich stürzen.
Judas erwacht, springt ungestüm auf. „Ja sie war es, die Stimme
Meines todten Vaters," so redt' er, „so sah ich ihn sterben!"
Also ist es gewiß: Er hasset mich! Selbst bey den Todten
Jst es bekannt! Was du immer mit zitternder Ahndung vermuthet,
Du Verlassner, das meleen dir jetzt die Seelen der Todten!
Nun wohlan! so will ich denn hingehn, alles vollenden,
Was mein Gesicht mir gebot! Allein so handl' ich ja untreu
An dem Messias! Und wenn mir zürnende Schwermuth den Traum gab,
Oder Satan? Entsetzen, zu furchtsamer kleiner Gedanke!
Aber ich fühle bey mir nach Reichthum hitzige Begierden!
Heiße Begierden nach Rache! Was bist du, Seele, so zärtlich,
Ach so empfindlich, und bang, dich mit schwachen Gedanken zu quälen?
Träume zeigen sich dir! Die Träume befehlen dir Rache!
Wenn ein Gesicht sie gebeut, so ist die Rache geheiligt!"
Satan hört ihn so reden, den schon die Gerichte des Richters
Leise trafen, weil er vorher die Unschuld der Seele
Schon entheiliget hatte. Mit vollem schweigenden Stolze,
Schauete Satan auf ihn, und mit wildem Antlitz herunter.
Also steht ein gefürchteter Fels aus der hohen Wolke
In das wogende Meer auf schwimmende Leichname nieder!
Aber nun faßt der Donner ihn bald, bald ist er, zertrümmert,
Tief in dem Meer ein Thal, und liegt; ihn werden die Inseln
Fallen sehn, und rings zujauchzen dem rächenden Donner.
Satan verließ das Gebirg', und ging mit gehobenem Schritte
Ueber Jerusalem hin, und sucht' in den stillen Pallästen
Kaiphas auf, den Feind, und den Hohenpriester der Gottheit,
Ueber sein Herz voll Bosheit noch viel boshaftre Gedanken
Auszugießen, und ihn mit dunkeln Gesichten zu täuschen.

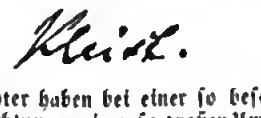
3. Kaiphas und Phile. (4. Ges. 1—186).

Kaiphas aber lag, nach Satans dunklem Gesichte,
Noch voll Angst auf dem Lager, von dem die Ruhe gestohn war;
Schlief bald Augenblicke, dann wacht' er wieder, und warf sich
Ungestüm, voll Gedanken herum. Wie tief in der Feldschlacht
Sterbend ein Gottesleugner sich wälzt; der kommende Sieger,
Und das bäumende Roß, der rauschenden Panzer Getöse,
Und das Geschrey, und der Tödtenden Wuth, und der donnernde Himmel
Stürmen auf ihn, er liegt, und sinkt mit gespaltetem Haupte
Dumm und gedankenlos unter die Todten, und glaubt zu vergehen.
Dann erhebt er sich wieder, und ist noch, denket noch, fluchet,
Daß er noch ist, und spritzt mit bleichen zuckenden Händen
Himmelan Blut; Gott flucht er, wollt' ihn gerne noch lengnen.
Also betäubt sprang Kaiphas auf und ließ die Versammlung
Aller Priester und Aeltsten im Volk schnell zu sich berufen.
Mitten im hohen Pallast war ein weiter Saal der Versammlung,
Aus des erhabenen Libanons Hain salomonisch erbauet.
Dort versammelten sich die Priester und Aeltesten Juda's,
Mit den Aeltesten Joseph von Arimathäa, ein Weiser
Unter der ganzen entarteten Nachwelt des göttlichen Abrams,
Von der Zahl der übergebliebenen wenigen Edlen.
Still, wie der friedsame Mond in der hohen dämmernden Wolke
Ueber uns wallt, so ging in diesen Versammlungen Joseph.
Auch kam Nikodemus, ein Freund des Messias, und Josephs.
Kaiphas trat jetzt herrisch hervor, und ergrimmt' und sagte;
„Endlich, ihr Väter Jerusalems, müssen wir etwas beschließen,
Und mit gewaltigem Arm den Widersacher vertilgen:
Oder er führet es aus, was er wider uns lange schon ausann;
Und wir halten vielleicht heut' unsere letzte Versammlung!
Ja, dieß Priesterthum Gottes, das Gott auf Sinai selber
Durch den größten Propheten des Enkels Enkel gesetzt hat,
Das in der langen Gefangenschaft selbst Babylons Thürme,
Das in der Waffen Sturm die schrecklichen sieben Hügel
Nicht zu erschüttern vermochten; das wird ein sterblicher Seher,
Jsrael, uns, dem Tempel des Herrn zur Schande vertilgen.
Jst nicht Jerusalem sein? Sind nicht die Städte Juda's
Sklavinnen ihres vergötterten Sehers? Entfliehet das Volk nicht
Abergläubisch und blind dem Tempel meinerer Väter,
Seine verführenden Wunder in weitentlegenen Wüsten
Anzustaunen, die Wunder, die Satan durch ihn gethan hat?

Und was blendet wohl mehr? Was iſt dem ſtaunenden Pöbel
Wunderbarer, als wenn er ſogar Geſtorbne vom Tode,
Oder vielmehr ohnmächtige Knaale vom Schlummer erwecket?
Unterdeß ſind wir ruhig, und warten, wenn uns ſein Anhang
In der Empörungen Wuth vor ſeinen Augen erwürgt hat,
Daß er uns auch von den Todten erwecke! Ja, Väter, ihr ſeht mich
Stumm und erſtaunend an! Könnt ihr noch zweifeln? Ja, zweifelt,
Zweifelt nur, und ſchlummert! Es rief ihn Juda zum König
Niemals aus! Das wißt ihr nicht! Niemals beſtreut' es mit Palmen
Ihm den Weg! Nie haben ſie ihm Hoſianna geſungen!
Daß du ſtatt Hoſianna den Fluch des Ewigen hörteſt!
Daß im betäubten Ohre dir des Verräthers Stimme
Statt des Triumphtons ſchallte! Daß tief in dem Thore des Todes
Könige dir von dem eiſernen Stuhl' aufſtünden, die Kronen
Niederlegten, mit bitterem Spott Hoſianna dir riefen!
Ja, unwürdige Väter des Volks! (Verzeihet dieß Wort mir,
Welches ergrimmt in heiligem Zorn mein wüthender Geiſt ſprach!)
Nicht die Klugheit allein, auch viel was höhres gebeut uns,
Gott gebeut uns, ihn ſchnell von dem Antlitz der Erde zu tilgen!
Vormals redete Gott durch offenbarende Träume
Unſerer Vätern. Entſcheidet, ob nicht auch Kaiphas Träume,
Die Gott ſendet, geſehn hat? Ich lag, (voll Todesgrauen war
Mir die Nacht) auf dem Lager, und dachte dem endlichen Ausgang
Dieſer neuen Empörungen nach. Das dacht' ich, und ſchlief dann
Unentſchloſſen und kummervoll ein. Da war ich im Traume
In dem Tempel, und eilte, mit Gott das Volk zu verſöhnen,
Schon floß Blut der Opfer vor mir, ich ging anbetend
Schon in das Allerheiligſte Gottes, ich hatte den Vorhang
Schon eröffnet: da ſah, noch beben mir alle Gebeine!
Gottes Schreckniß fällt noch auf mich, wie tödtend, herunter!
Aron ſah ich im heiligen Schmuck mit drohender Stirne
Gegen mich kommen. Sein Auge voll Feuer, von göttlichem Grimm voll,
Tödtete! Siehe, der Bruſt Bild voll gewaltiger Strahlen
Blitzte, wie Horeb, auf mich! Der Cherubim Fittige rauſchten
Fürchterlich her von der Bundeslade! Auf Einmal entfiel mir
Schwindend mein Hohespriſtergewand, wie Aſch' auf die Erde.
Fleuch! rief Aron mit ſchreckendem Ton, du des Prieſterthums Schande.
Fleuch! Elender, dir ſag' ich, daß du die heilige Stätte
Künftig nicht mehr als Prieſter des Herrn verwegen entheiligſt.
Biſt du es nicht? Hier ſah er mich grimmig mit tödtendem Blick an,
Wie man ſtrab auf den Todfeind blickt, und lieber ihn würgte!
Biſt du es nicht, Unwürdiger! du, der jenen Verruchten,
Jenen entſetzlichen Mann ungeſtraft das Heiligthum läſtern,
Meinen Bender, Moſes, und mich, und Abraham ſchmähen,
Und die Sabbathe Gottes mit feiger Trägheit entweiht ſieht?
Geh, Elender! damit dich nicht ſchnell, wo du ferner verweileſt,
Gottes Gnadenſtuhl mit dem heiligen Feuer verzehre.
Alſo ſagt er. Ich ſtieb, und kam mit zerſtiegenen Haaren,
Und mit Aſch auf dem Haupte, gewandlos, entfiellt, und verwildert
Unter das Volk. Da ſtürmte das Volk, und wollte mich tödten.
Da erwacht' ich. Drey Stunden voll Qual, drey ängſtliche Stunden
Hab' ich ſeitdem, wie ſinnlos, in Todesſchweiße gelegen,
Und noch beb' ich, noch zittert mein Herz von geheimem Schauer;
Und, der Stimme beraubt, erſtarrt mir die Zunge im Munde!
Er muß ſterben! Von euch, verſammelte Väter, erwart' ich,
Wie er ſterben ſoll, ſchleunigen Rath!" Mit ſtarrendem Blicke,
Stand er hier ſprachlos. Endlich erwacht' er wieder, und ſagte:
„Beſſer tödten wir Einen, als daß wir alle verderben!
Aber auch dieſes gebeut die Weisheit die Tage des Feſtes
Muß er nicht ſterben, daß ihn ſein ſklaviſcher Pöbel nicht ſchütze."
Kaiphas ſchwieg. Kein Laut, auch Geräuſch von Redenden wurde
Durch die Verſammlung gehört. Sie blieben alle verſtummend
Sitzen, und wie von dem Donner gerührt, hinſtarrende Laſten.
Joſeph ſah die herrſchende Stille. Da wollt' er für Jeſus,
Ihn zu vertheidigen, reden; allein ein gefürchteter Prieſter,
Seine Wuth, mit welcher er ſchnell zu reden hervortrat,
Schreckte ihn. Philo war des Prieſters Name. Noch hatt' er
Nie von Jeſus geredet, zu ſtolz vor der Reihe der Sachen
Unentſcheidend zu reden. Ihn hielten alle für weiſe,
Kaiphas ſelbſt, doch haßt' ihn der phariſäiſche Philo.
Der ſtand auf. Sein tiefes und melancholiſches Auge
Funkelte! Jetzo ſprach er mit zerniggeſtügelter Stimme:
„Kaiphas! du wagſt es, uns hohe göttliche Träume
Herzuerzählen, als wüßteſt du nicht, daß der Ewige niemals
Wollüſtlingen erſcheinen, daß heimlichen Sadduceern
Wohl kein Geiſt was verkündigen wird. Entweder du leugſt uns,
Oder du ſahſt das Geſicht; Gott ließ ſo tief ſich herunter!
Iſt das erſte: ſo zeigſt du dich deiner römiſchen Staatskunſt,
Und des erhandelten Prieſterthums werth, und wär' auch das letzte,
Hoherprieſter! ſo wiſſe, daß Gott, Verbrecher zu ſtrafen,
Sonſt auch täuſchende Geiſter zu falſchen Propheten geſandt hat.
Daß der Sklav von Jeſabels Baal, daß Ahab verderbe,
Daß nicht länger zu Gott das Blut des Getödteten rufe,
Steigt ein Todesengel vom Thron, und giebt den Propheten
Falſche Prophezeyung! und ſiehe, die rollenden Wagen
Trugen den ſterbenden Ahab zurück. Er ſtarb, und ſein Blut floß
Hin in das Feld, wo Nabot erwürgt ward; ins Feld, wo Gott ſtand,
Und der Todesengel vor Gott des Mordenden Blut goß.
Aber dein Traum gebeut ja den Widerſacher zu ſtrafen!
Du haſt keinen gehabt! doch mit Weisheit haſt du erfunden.
Aber zitterſt du nicht, da ich den furchtbaren Namen
Eines Todesengels dir nenne? Vielleicht, daß ein ſolcher
Schon dein bald zu vergießendes Blut vor des Ewigen Thron wägt!
Nicht als ob ich für ſchuldlos hielte den ſchuldigen Jeſus!
Gegen den Nazaräer biſt du ein kleiner Verbrecher!
Du entweiheſt das Heiligthum nur: er will es zerſtören!
Ihm iſt ja der richtenden Wage, die oft Verbrecher,
Oft ſchon hochgethürmte Bezwinger der Völker zu leicht fand,
Eh er wurde, ſein Blut, zum gewiſſen Tode, gewogen!
Er ſoll ſterben! und ich, ich will es mit meinen Augen
Sehen, wann er erſtarrt! Von dem Hügel, wo er erwürgt wird,
Will ich Erde mit Blute bedeckt ins Heiligthum tragen;
Oder auch rauſchende Steine von Blut an dem hohen Altare
Niederlegen, Abrahams Volk ein ewiges Denkmahl!
Niedrige Furcht, die uns beugt, den wankenden Pöbel zu ſcheuen!
Kleinmuth, nicht von den Vätern geerbt! Wofern wir dem Donner,
Gottes rächendem Donner zuvorzukommen nicht eilen,
Wird mit ihm uns Gott zerſchmettern! Mit beſchendem Auge
Werden wir ſehn, wenn er flieht, und unrein neben ihm ſterben!
Fürchtete der aus Thisba den Pöbel, die Prieſter zu würgen,
Als der ſchlafende Baal zu ſeinem Wetter erwachte?
Oder vertraut' er ihm mehr, ſo vom Himmel Feuer ihm ſandte?

Stehen noch keine Wetter bey uns; so will ich allein mich
Unter das Volk hinstellen! Und Weh dem unter dem Volke,
Der sich wider mich auflehnt, sagt, der Leichnam des Träumers
Blute nicht Gott zu Ehren! Ihn soll die ganze Gemeine
Steinigen; sendet mein scheuender Blick ihr Winke zum Tode!
Vor den Augen Israels, vor dem Antlitz der Römer,
Soll der Empörer sterben! Dann wollen wir stolz im Gerichte
Sitzen, und lautsehend zu Gottes Heiligthum einziehn."
Philo sprach dies, und ging mit hocherhobenem Arme
Vorwärts in die Versammlung, und stand, und rufte von neuem:
„Seliger Geist, wo du jetzo noch bist, wenn du, himmlisch bekleidet,
Neben Abradam ruhst, und um dich Propheten versammelst;
Oder wenn du vielleicht in deiner Kinder Versammlung
Würdigest einzukehren, und unter Sterblichen wandrist.
Moses Geist! dir beschwör' ich bey jenem ewigen Bunde,
Den du, gelehrt von Gott, uns donnernden Wettern uns brachtest:
Ich will eher nicht ruhn, als bis dein Hasser erwürgt ist'
Als bis ich von des Nazaräers vergossenem Blute
Volle Hände zum hohen Altar der Dankenden bringe,
Und sie über mein Haupt, das lange schon grau war, erhebe!"
Also sagt er, und lernte sich an zu wähnen, die Gottheit
Decke getünchte Gräber nicht auf; doch nannte sein Herz ihn Heuchler! Er fühlt' es, und stand mit unverrathendem Auge
Vor der Versammlung. Von Grimm und von übermannender Wuth voll,
Lehnt' an seinen goldenen Stuhl sich Kaiphas nieder,
Und erbebte. Ihm glühte das Antlitz. Er schaut auf die Erde
Sprachlos, starr. Ihn sahn die Sadducäer, und standen
Gegen Philo mit Ungestüm auf, wie tief in der Feldschlacht
Kriegrische Rosse vor eisernen Wagen sich zügellos beben
Wenn die klingende Lanze daherbebt, fliegend dem Feldherrn,
Den sie ziehen, den Tod trägt, dann blutathmend zur Erd' ihn
Stürzt. Sie wirbern empor, und drohn mit funkelndem Auge,
Stampfen die Erde, dir bebt, und bauchen dem Sturm entgegen.
Jetzo hält' in der Wuth sich schnell die Versammlung getrennet;
Wäre nicht unter ihnen Gamaliel aufgestanden.

Ewald Christian von Kleist.



Wenige Dichter haben bei einer so beschränkten Anzahl von Dichtungen einen so großen Umfang des poetischen Talents an den Tag gelegt, als Ewald Christian von Kleist, dessen Vortrefflichkeit in verschiedenen Gattungen der Lyrik wir schon früher haben kennen lernen (S. 517). Auch in der epischen Dichtung hat er Bedeutendes, ja geradezu Ausgezeichnetes geleistet, und zwar wiederum in mehr als in einer Gattung. Die erste, welche er bearbeitete, war das beschreibende Gedicht, eine Dichtungsart, die ganz eigentlich mit seinem Namen verwachsen ist, da man ihn seit seiner Zeit bis auf unsere Tage herab vorzugsweise als den Verfasser des „Frühlings" nannte und ehrte. Dieses Gedicht, in welchem er schon vor Klopstock den Hexameter anzuwenden versucht hatte, (nur hatte ihm Kleist, wie Uz, eine Vorschlagssylbe beigegeben*), erregte sogleich bei seinem ersten Erscheinen die höchste Bewunderung der Zeitgenossen, die es als ein vollendetes Dichtungswerk anstaunten, bis Lessing in seinem „Laokoon" auf die tieferen Mängel desselben aufmerksam machte, welche freilich von der Gattung des rein beschreibenden Gedichts unzertrennlich sind, und welche hauptsächlich darin bestehen, daß der Leser durch die fortgesetzten Bilder und Schilderungen erdrückt wird und sich nicht zu einer Gesammtanschauung zu erheben vermag. Diese Mängel hatte Kleist, wie Lessing berichtet, selbst erkannt, und er war daher auch Willens, sein Gedicht gänzlich umzugestalten. Es ist dasselbe übrigens keineswegs so ganz ohne Plan, wie man ihm oft zum Vorwurf gemacht hat. Da nämlich die Uebergänge zwischen den einzelnen Schilderungen oft nur sehr leise angedeutet sind, so konnte man diese leicht verkennen und solcher Weise das Gedicht nur für eine ganz willkürlich zusammengefügte Reihe von Bildern halten, während doch ein sicherer und wohl begründeter Ideengang nicht zu verkennen ist. Der Dichter beginnt mit der Begrüßung des Frühlings und mit der Aufforderung an die Menschen, sich desselben zu erfreuen. Er schildert die ihn umgebende Landschaft und das Glück ihrer Bewohner. Aber eben dieses Glück erinnert ihn an das Elend, welches der mit dem Frühling wiederkehrende Krieg über die Menschen bringt; sein durch diesen Gedanken bewegtes Gemüth erbebt sich zu einer Bitte an die Fürsten, ihren Völkern den Frieden zu geben (1). Er kehrt hierauf zu seinem Gegenstande zurück: ein naher Meierhof, der seine Aufmerksamkeit erregt, gibt ihm die Veranlassung hiezu; er schildert denselben: das rege Leben, das geschäftige Treiben, das heitere Glück, das sich ihm überall darbietet, entlockt ihm das Lob des Landlebens, das bei seiner nachdrucksvollen Kürze die größte Wirkung auf das Gemüth hervorbringt. Selbst der Dichter wird davon ergriffen, er fühlt sich in dieses Glück versetzt, das er sich mit aller Lebendigkeit der schaffenden Phantasie ausmalt. Aber bald reißt ihn das Gefühl der Wirklichkeit aus diesem schönen Traum. Er ist unterdessen in eine mildere Gegend gekommen, in welcher die Natur, von Menschen ungeirrt, frei und kräftig aufblüht; sie leitet ihn zum Gedanken an den Allmächtigen, dessen Lob sich zu einem begeisterten Hymnus gestaltet. Das erregte Gefühl sehnt sich nach Ruhe, wie ein von der Wanderung ermüdeter Körper; er findet sie in einer anmuthigen Gegend, in welche er jetzt gekommen war. Der Anblick ihrer Schönheit weckt selbst die Besorgniß ihres nahen Hinwelkens; da überziehen plötzlich dichte Wolken den Himmel und ein fruchtbarer Regen ergießt sich über die Erde. Aber bald strahlt die Sonne wieder am Himmel; die erfrischte Natur prangt in neuer Jugendfülle; und der Dichter schließt, Gottes Segen über das Land und für sich herabflehend.

Faßt man das Gedicht in seinem Zusammenhang auf, so wird es klar, daß der Vorwurf der Planlosigkeit in der That unbegründet ist, und es dürfte nur das mit Recht getadelt werden, daß die einzelnen

*) Freilich wird hierdurch der Charakter des Hexameters wesentlich verändert, da ihm statt des daktylischen Gangs der anapästische aufgeprägt wird. Da Kleist gleich die weibliche Cäsur im dritten Fuße durchgängig vorherrschen ließ, so zerfällt der Vers stets in zwei gleiche Hälften, was ihm eine sehr unangenehme Eintönigkeit aufdrückt.

Schilderungen oft zu gedehnt ſind, wodurch der Ueberblick des Ganzen erſchwert wird; es tritt dieſer Mangel recht lebhaft hervor, wenn man den „Frühling“ mit Schillers „Spaziergang“ vergleicht, mit welchem es in der Anlage auffallende Verwandtſchaft hat; man wird dann auch verſtehen, was Leſſing eigentlich ſagen wollte, wenn er berichtet, daß Kleiſt im Sinne hatte, bei der Umgeſtaltung ſeines Gedichts „aus einer mit Empfindungen nur ſparſam durchwebten Reihe von Bildern eine mit Bildern nur ſparſam durchflochtene Reihe von Empfindungen zu machen“. Allerdings würde es hiedurch ſeinen jetzigen Charakter vollſtändig verloren haben, es wäre aus dem epiſchen Gebiete in das der Elegie verſetzt worden, in welche es übrigens ſchon in ſeiner jetzigen Geſtalt durch den wehmüthigen Hauch hinüberſtreift, der das Ganze durchzieht und der, wie wir ſchon bemerkt haben (S. 517), überhaupt eine charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit des Dichters iſt. Aber auch in ſeiner jetzigen Geſtaltung iſt der „Frühling“ ein ſchätzenswerthes Werk, das von der klaren Anſchauung des Dichters und von ſeiner Kunſt, das Angeſchaute lebensvoll wieder zu geſtalten, in erfreulicher Weiſe zeugt. Die einzelnen Gemälde ſind durchaus vortrefflich; er ſchildert ſtets nur mit wenigen Zügen, aber dieſe ſind immer die bedeutungsvollſten und fruchtbarſten.

Vollendeter, als der „Frühling“, ſind die „Idyllen“, welche Kleiſt gedichtet. Er zeichnet ſich ſchon darin zu ſeinem Vortheile vor ſeinen Zeitgenoſſen aus, daß er das Gebiet dieſer Dichtungsart in Bezug auf den Stoff erweiterte, und ſtatt ſich, wie die übrigen Dichter der Zeit, auf das Hirtenleben zu beſchränken, auch andere, der Idylle entſprechende Verhältniſſe einführte. Sein größeres Verdienſt beſteht aber darin, daß er das Weſen der Idylle nicht in die bloße Aeußerlichkeit eines einfachen, von äußerer Bildung entfernten Lebens ſetzte, ſondern in ihr das innere, auf den beſchränkten Verhältniſſen beruhende Glück der heiteren, zufriedenen Unſchuld zur Erſcheinung zu bringen ſuchte, was ihm namentlich in dem trefflichen „Irin“ (2) in unübertrefflicher Weiſe gelang. Auch in der Erzählung und in der Fabel iſt Kleiſt bedeutend; in einer derſelben, im „geläbmten Kranich“ (3) hat er ohne Zweifel die Mißverhältniſſe, die ſein eigenes Leben drückten, poetiſch darſtellen und dadurch bewältigen wollen. Endlich hat er auch ein größeres epiſches Gedicht „Ciſſides und Paches“ verfaßt, das, wie die meiſten ſeiner Idyllen und Erzählungen, in reimloſen fünffüßigen Jamben geſchrieben iſt. Es iſt daſſelbe ein Erzeugniß der kriegeriſchen Begeiſterung, welche den Dichter bald darauf in den Tod führte (das Gedicht erſchien erſt 1759). Der Plan iſt höchſt einfach: zwei Freunde vertheidigen an der Spitze eines kleinen, aber auserleſenen Haufens die ihnen anvertraute Burg gegen ein übermächtiges Heer; beide fallen im Kampfe, aber der geſchwächte Feind kann den errungenen Vortheil nicht verfolgen und muß ſich zurückziehen. Das Gedicht iſt ſomit in Bezug auf Inhalt und Erfindung keineswegs von großer Bedeutung; aber es iſt dagegen reich an glücklichen Einzelnheiten, unter welchen wir die oft trefflichen und mit Liebe ausgeführten Bilder und Gleichniſſe, ſo wie die charakteriſtiſchen Reden der Helden hervorheben. Es weht durch das Gedicht ein ernſter, todesmuthiger Geiſt, welchem die ſtrenge, bei aller Schönheit der Verſification doch beinahe zu herbe Form vollkommen entſpricht.

1. Aus dem „Frühling“.

Hier, wo der gelehnete Fels, mit immergrünenden Tannen
Bewachſen, den bläulichen Strom zur Hälfte mit Schatten bedecket,
Hier will ich ins Grüne mich ſetzen. — — O welch ein Gelächter der Freude
Belebt rund um mich das Land; friedfertige Dörfer und Heerden,
Und Hügel, und Wälder! wo ſoll mein irrendes Auge ſich ausruhn?
Hier unter der grünenden Saat, die ſich in ſchmälernden Beeten,
Mit bunten Blumen durchwirkt, in weiter Ferne verlieret?
Dort unter den Teichen, bekränzt mit Roſenbecken und Schlehdorn?
Auf einmal reißet mein Auge der allgewaltige Belt fort;
Ein blauer Abgrund voll glänzender Wellen. Die ſtrahlende Sonne
Wirft einen Himmel voll Sterne darauf. Die Rinnen des Waſſers
Durchtaumeln, aufs neue belebt, die unabſehbare Fläche. — —
Sieh, ländliche Muſe, den Anger voll finſterer Roſſe. Sie werfen
Den Nacken empor, und ſtampfen mit freudig wiehernder Stimme;
Der Fichtenwald wiehert zurück. Gefleckte Kühe durchwaten,
Geführt vom ernſten Stier, des Meyerhofs büſchigte Sümpfe.
Ein Gang von Eſchen und Weiden führt zu ihm, und hinter ihm hebt ſich
Ein Nebengebieg empor, mit Thyrſusſtäben bepflanzet;
Ein Theil iſt mit Schimmer umwebt, in Flohr der andre gehüllet.
Ihr flieht die Wolke, der Schimmer eile ſtaffelweit über den andern.
Die Lerche beſteigt die Luft, ſieht unter ſich ſeelige Thäler,
Bleibt ſchweben und jubiliret. Der Klang des wirbelnden Liedes
Ergötzt den ackernden Landmann. Er horcht gen Himmel; dann lehnt er
Sich über den wühlenden Pflug; wirft braune Wellen aufs Erdreich,
Verfolgt von Krähen und Elſtern. Der Säemann ſchreitet gemeſſen,
Gießt goldenen Regen ihm nach. — — O ſtrenge der fleißige Landwirth
Für ſich den Saamen doch nur! Wenn ihn ſein Weinſtock doch tränkte!
Zu ſeinem Munde die Zweige mit ſaftigen Früchten ſich beugten!
Allein, der geiſtige Krieg vom zähnebleckenden Hunger
Und raſenden Herden begleitet, verheeret oft Arbeit und Hoffnung.
Gleich Hagel vom Sturme geſchleudert zerſchlägt er die nährenden Halmen,
Reißt Stab und Rebe zu Boden, entzündet Dörfer und Wälder
Zur Luft. — — Wo bin ich? Es blitzen die fernen Gebirge von Waffen;
Es wälzen ſich Wolken voll Feuer aus ehernen Rachen,
Und donnern und weehen mit Keulen umher. Zerriſſene Menſchen
Erfüllen den ſchrecklichen Sand. Des Himmels allſehendes Auge
Verhüllt ſich, die Grauſamkeit ſcheuend, in blaue Finſterniß. — — Siehe
Den blühenden Jüngling! Er lehnt ſein Haupt an ſeinen Gefährten,
Und hält das ſtrömende Blut und ſeine fliehende Seele
Noch auf, und hoffet die Beute noch wieder zu ſehen,
Und zitternd
Von ihren Lippen den Lohn der langen Treue zu erndten.
Ein Schwerdt zerſpaltet ihn jetzt. — — — Sie wird in Thränen zerrinnen.
In ihr wird ein Lehrer der Nachwelt, ein heiliger Dichter erblaſſen.

Ihr, denen unsklavische Völker das Heft, und die Schätze der Erde
Vertrauten, ach! tödtet ihr sie mit ihren eigenen Waffen!
Ihr Väter der Menschen, begehet ihr noch mehr glückseelige Kinder;
So kauft sie doch ohne das Blut der Erstgebohrnen. — —
Hört mich,
Ihr Fürsten, daß Gott euch höre! Gebt eure Sichel dem Schnitter,
Dem Pflüger die Rosse zurück. Spannt eure Segel dem Ost auf,
Und erndtet den Reichthum der Inseln im Meer. Pflanzt menschliche Gärten,
Setzt kluge Wächter hinein. Belehnt mit Ansehn und Ehre
Die, deren nächtliche Lampe den ganzen Erdball erleuchtet,
Forscht nach in den Hütten, ob nicht, entfernt von den Schwellen der Großen,
Ein Weiser sich selber dort lebt, und schenkt ihn dem Volke zum Richter!
Er schlage das Laster im Pallast, und helfe der weinen den Unschuld.

2. Irin.

An Herrn Geßner, den Verfasser der prosaischen Idyllen.

An einem schönen Abend fuhr
Irin mit seinem Sohn im Kahn
Aufs Meer, um Reusen in das Schilf
Zu legen, das ringsum den Strand
Von nahen Eilanden umgab.
Die Sonne tauchte sich bereits
Ins Meer, und Fluth und Himmel schien
Im Feu'r zu glühen.
„O wie schön
Ist itzt die Gegend!" sagt entzückt
Der Knabe, den Irin belehrt,
Auf jede Schönheit der Natur
Zu merken. „Sieh," sagt er, „den Schwan,
Umringt von seiner frohen Brut,
Sieh in den rothen Wiederschein
Des Himmels tauchen! Sieh, er schifft,
Zieht rothe Furchen in die Fluth,
Und spannt des Fittigs Segel auf. — —
Wie lieblich flüstert dort im Hain
Der schlanken Espen furchtsam Laub
Am Ufer, und wie reizend fließt
Die Saat in grünen Wellen fort,
Und rauscht vom Winde sanft bewegt. — —
O was für Anmuth haucht anitzt
Gestad und Meer und Himmel aus!
Wie schön ist alles! und wie froh
Und glücklich macht uns die Natur!" — —
„Ja", sagt Irin, „sie macht uns froh
Und glücklich, und du wirst durch sie
Glückselig seyn dein Lebenlang,
Wenn du dabey rechtschaffen bist,
Wenn wilde Leidenschaften nicht
Von sanfter Schönheit das Gefühl
Verbinden. O Geliebtester!
Ich werde nun in kurzem dich
Verlassen und die schöne Welt,
Und noch in schönern Gegenden
Den Lohn der Redlichkeit empfahn.
O, bleib der Tugend immer treu!
Und weine mit den Weinenden,
Und wird von deinem Verrath gern
Den Armen: hilf, so viel du kannst,
Zum Wohl der Welt, sey arbeitsam!
Erhebe zum Herrrn der Natur,
Dem Wind und Meer gehorsam ist,
Der alles lenkt zum Wohl der Welt,
Den Geist! Wähl lieber Schand und Tod,
Eh du in Bosheit willigest.
Ehr, Ueberfluß und Pracht ist Tand;
Ein ruhig Herz ist unser Theil. — —
Durch diese Denkungsart, mein Sohn,
Ist unter lauter Freuden mir
Das Haar verbleichet. Und wiewohl
Ich achtzigmal bereits den Wald
Um unsre Hütte grünen sah;
So ist mein langes Leben doch
Gleich einem heitern Frühlingstag
Vergangen, unter Freud und Lust. — —
Zwar hab ich manches Ungemach
Erlitten. Als dein Bruder starb,
Da flossen Thränen mir vom Aug,
Und Sonn' und Himmel schien mir schwarz. — —
Oft auch ergriff mich auf dem Meer
Im leichten Kahn der Sturm, und warf
Mich mit den Wellen in die Luft;
Am Gipfel eines Wasserbergs
Hieng oft mein Kahn doch in die Luft,
Und donnernd fiel die Fluth herab,
Und ich mit ihr. Das Volk des Meers
Erschrak, wenn über seinem Haupt
Der Wellen Donner tobt', und fuhr
Tief in den Abgrund. Und mich dünkt',
Daß zwischen jeder Welle mir
Ein fruchtes Grab sich öffnete.
Der Sturmwind taucht' dabey ins Meer
Die Flügel, schüttelte davon
Hoch eine See auf mich herab. — —
Allein bald legte sich der Zorn
Des Windes, und die Luft ward hell,
Und ich erblickt' in stiller Fluth
Des Himmels Bild. Der blaue Stör
Mit rothen Augen sahe bald
Aus einer Höhl im Kraut der See
Durch seines Hauses gläsern Dach,
Und vieles Volk des weiten Meers
Tanzt' auf der Fluth im Sonnenschein;
Und Ruh und Freude kam zurück
In meine Brust. — — Itzt wartet schon
Das Grab auf mich. Ich fürcht es nicht.
Der Abend meines Lebens wird
So schön als Tag und Morgen seyn. — —
O Sohn, sey fromm und tugendhaft,
So wirst du glücklich seyn, wie ich,
So bleibt dir die Natur stets schön."
Der Knabe schmiegt sich an den Arm
Irins, und sprach: „Nein, Vater! nein,
Du stirbst noch nicht! Der Himmel wird
Dich noch erhalten, mir zum Trost."
Und viele Thränen flossen ihm
Vom Aug. — — Indessen hatten sie
Die Reusen ausgelegt. Die Nacht
Stieg aus der See, sie ruderten
Gemach der Heimath wieder zu. — —
Irin starb bald. Sein frommer Sohn
Beweint ihn lang, und niemals kam
Ihm dieser Abend aus dem Sinn,
Ein heilger Schauer überfiel
Ihn, wenn ihm seines Vaters Bild
Voes Antlitz trat. Er folgete
Stets dessen Lehren. Seegen kam
Auf ihn. Sein langes Leben dünkt
Ihm auch ein Frühlingstag zu seyn.

3. Der gelähmte Kranich.

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain,
Und streu aus kalter Luft Reif auf die Flur,
Als am Gestad ein Heer von Kranichen
Zusammen kam, um in ein wirthbar Land
Jenseits des Meers zu ziehn. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil um Fuß getroffen, saß
Allein, betrübt und stumm, und mehrte nicht
Das wilde Lustgeschrey der Schwärmenden,
Und war der laute Spott der frohen Schaar.
„Ich bin durch meine Schuld nicht lahm," dacht' er
In sich gekehrt, „ich half so viel, als ihr,
Zum Wohl von unserm Staat. Mich trifft mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur ach! wir wirds
Mir auf der Reis' ergehn! Mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weiten Flug!
Ich Unglückseeliger, das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab. — — Warum erschoß
Der Grausame mich nicht?" — — Indessen webt
Gewogner Wind vom Land ins Meer. Die Schaar
Beginnt, geordnet, itzt die Reis' und eilt
Mit schnellern Flügeln fort, und schreyt vor Lust.
Der Kranke nur blieb weit zurück, und ruht'
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Bestreuet war, und seufzt' vor Gram und Schmerz. — —
Nach vielem Ruhn sah er das bessre Land,
Den gütgern Himmel, der ihn plötzlich heilt.
Die Vorsicht leitet ihn beglückt dahin,
Und vielen Spöttern ward die Fluth zum Grab.
Ihr, die die schwere Hand des Unglücks drückt,
Ihr Redlichen, die ihr mit Harm erfüllt,
Das Leben oft verwünscht, verzaget nicht,
Und wagt die Reise durch das Leben nur!
Jenseit des Ufers giebts ein besser Land:
Gefilde voller Lust erwarten euch!

Friedrich Wilhelm Ludwig Gleim.

In der Fabeldichtung nimmt Friedrich Wilhelm Ludwig Gleim eben so wenig eine hervorragende oder bestimmende Stellung ein, als in seinen übrigen Dichtungen, vielmehr hält er sich durchweg an die allgemeinen Vorbilder der Zeit, an den Lafontaine zunächst und dann an Hagedorn und Gellert, denen er mit seinem vorzugsweise reproductiven Talent manche Eigenthümlichkeit abgelauscht hat. Wir haben schon oben zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß er eher auf sich wirken ließ, als daß er auf Andere Einfluß ausgeübt hätte (S. 520); diese Wirkung seiner Lieblingsschriftsteller ist auch in seinen Fabeln recht augenscheinlich. man könnte bei jeder einzelnen sagen, welches Vorbild ihm bei derselben vorgeschwebt hat, und zwar nicht bloß bei denjenigen, welche er ausdrücklich nachgeahmt, sondern auch bei solchen, welche er selbstständig erfunden und bearbeitet hat. Seine Fabeln und Erzählungen (denn wir wissen ja, daß beide Gattungen bei den damaligen Dichtern stets mit einander verbunden waren und so zu sagen in einander übergingen) verdienen nichts desto weniger rühmende Erwähnung, zunächst schon, weil Gleim die Gabe zu erzählen in einem vorzüglichen Grade besitzt, und dann weil er bei aller Nachahmung doch immer wieder so viel von seiner Eigenthümlichkeit durchleuchten läßt, daß seine Dichtungen doch einen besondern, von allen andern recht gut zu unterscheidenden Charakter gewinnen. Ob er gleich die Lafontaine'sche, von Gellert aufgenommene Erzählungsweise mit ihrer Breite ganz wohl behandeln kann, zieht er insgemein eine knappere Darstellung vor, die jedoch keineswegs allen Schmuck vermeidet, den er vielmehr an passender Stelle glücklich anzubringen weiß.

Von den Romanzen Gleims haben wir oben (S. 561) schon das Nöthige erwähnt.

1. Der arme Mann. Sein Kind.

An einen reichen Mann.

Ein armer Mann, gedrückt von mancher Noth,
Nahm in die Hand sein letztes Brodt,
Und schnitt daran ein Stückchen ab,
Das er dem kleinen Kinde gab,
Das bey ihm stand, und „Gott! ach Gott!"
Seufzt er dabey.
Beweglich bet
Das kleine Kind das Stückchen Brodt
Dem Vater wieder. — „Nehmt es doch,"
Sprach es, „ich bitt euch, ich will noch
Wohl warten, Vater, weint nur nicht!"
Der Vatee wendet sein Gesicht
Und sagt: „Ich schneide noch ein Stück,
Behalt es, Kind!"
Mit nassem Blick
Sieht er auf seinen Sohn herab,
Auf seinen Trost, und schneidet ab,
Doch wie erschrickt er!
Plötzlich fällt
Ein Haufen glänzend Silbergeld
Aus seinem Brodt.
„Ach, was ist das!"
Sagt er erschrocken, „Söhnchen, laß
Die Thaler liegen, ich will gehn,
Der Becker soll sie kriegen sehn.
Vermuthlich hat der Mann das Geld
Das aus dem lieben Brodte fällt,
Hineingebacken, der muß es
Auch wieder haben, bleib indeß
Dabey, ich will geschwinde gehn."
Er geht, des Kindes Augen sehn
Ganz starr die blanken Thaler an,
Allein es rühret nicht daran.
Der Becker kommt, sieht sie und spricht:
„Freund, das sind meine Thaler nicht.
Nein, glaubt es mir. Doch wißt ihr was?
Ein reicher Mann macht euch den Spaß:
Denn hört, das Brodt, das ihr geholt,
War nicht von mir, ihr aber sollt
Nicht fragen, und von wem es ist,
Auch nicht erfahren. Dieses wißt:
Daß gestern Abend einer kam,
Der mir das Brodt gab, das ich nahm,
Und sagte:
Wenn ein armer Mann,
Der krank ist, nichts verdienen kann,
Ein Brodt holt, Freund: so geht ihm dies!
So sagt er, ja, das ist gewiß!
Drauf kamt ihr, und ich gab es euch!
Seht, wie Gott sorgt: nun seyd ihr reich!
Das Geld hat einen rechten Glanz."
Der arme Mann verstummte ganz,
Und auch sein Kind. Es nahm das Brodt
Und seufzt, und sagte nur. „ach Gott!"
Und schnitt sich noch ein Stückchen ab,
Und sprach.
„Den Mann, der mir es gab,
Den segne Gott! Ach, lebte doch",
Sprach er, „nun deine Mutter noch,
Du liebes Kind!"
Das Söhnchen spricht:
„Weint, Herzens-Vater, weint doch nicht!"

2. Die Gärtnerinn. Die Biene.

Eine kleine Biene flog
Aemsig hin und her, und sog
Süßigkeit aus allen Blumen.
„Bienchen!" spricht die Gärtnerinn,
Die sie bey der Arbeit trifft,
„Manche Blume hat doch Gift,
Und du saugst aus allen Blumen?"
„Ja," sagt sie zur Gärtnerinn,
„Ja, das Gift laß ich darinn."

3. Die Elster. Der Uhu.

Die Elster saß auf einem hohen Baum,
Der manchem Wandrer Schatten gab,
Und plauderte herab.
„Die Lerche", sprach sie, „singt ja kaum
Ihr Tireli, des Morgens nur, dreymal!
Hingegen singt die Nachtigal
Zwar Tag und Nacht, und weiß
Nicht aufzuhören, ihren Fleiß
Bewundert man, allein
Er sollte dauerhafter seyn,
Es währt ja nur vier Wochen!
Ich plaudere Jahr aus, Jahr ein,
Ach, wie könnt ich so faul doch seyn?"
Sie hatt' es noch nicht ausgesprochen,
Da lispelte ein frömmischer Uhu,
Der in des Baumes Bauche saß,
(Ein Philosoph, der alle Welt vergaß)
Von unten auf, ihr zu:
„Ach, hielt die Elster doch das Maul!
Ach, wäre sie doch faul!"

4. Das Pferd. Der Esel.

Einst trug auf einem schmalen Rücken
Ein Esel eine schwere Last,
Die fähig war, ihn todt zu drücken.
Ein ledig Pferd gieng neben ihm. „Du hast
Auf deinem Rücken nichts," sprach das geplagte Thier,
„Hilf, liebes Pferdchen, hilf! Ich bitte dich, hilf mir."
„Was, helfen?" sagt der grobe Gaul,
„Du bist der rechte Gast, du bist ein wenig faul.
Trag zu!" „Ich sterbe, liebes Pferd, —
Die Last erdrückt mich, rette mich!
Die Hälfte wäre ein Spiel für dich!"
„Ich kann nicht," sprach das Pferd.
Kurz: unter dem zu schweren Sack
Gelag der Esel. Sack und Pack
Schmiß man sogleich dem Rappen auf;
Des Esels Haut noch oben drauf.

Johann Gottlieb Willamow.

Auf eine ganz eigenthümliche Weise behandelte Johann Gottlieb Willamow die Fabel, in-

dem er derselben durchweg eine dialogische Form gab, wodurch jede zum kleinen dramatischen Gemälde voll Leben und Anschaulichkeit wurde (Dialogische Fabeln in 2 Büchern. Berl. 1765). Durch diese Behandlungsart hatte sich der Dichter freilich neue und zum Theil sehr große Schwierigkeiten bereitet, weil er alle einleitenden Verhältnisse, alle Nebenumstände, welche theils das Verständniß fördern, theils der Darstellung Leben und sinnliche Anschaulichkeit verleihen, entweder in das Gespräch verflechten oder ganz auslassen mußte. Allein er hat diese und andere daraus fließende Schwierigkeiten meistentheils mit großer Gewandtheit überwunden, und viele Fabeln befriedigen nicht bloß durch die gewöhnlich recht glückliche Erfindung, sondern auch durch die durchaus gelungene Darstellung, welche leicht und einfach, doch lebendig und charakteristisch ist. Auch die Moral ist meistens sinnreich und gut herbeigeführt. In mehrern Fällen ist der Dichter freilich den angegebenen Schwierigkeiten unterlegen; namentlich sind einige Fabeln beinahe unverständlich (z. B. 4), weil die redenden Personen nur aus der Ueberschrift erkannt werden können, weshalb der Herausgeber einer zweiten Auflage (Berlin 1791), der bekannte Literarhistoriker K. H. Jördens, sich bewogen fand, solche Stücke in so weit umzuarbeiten, als es nöthig war, um das sichere Verständniß herzustellen, was vom dichterischen Standpunkt nur zu billigen ist, weil einige an sich ganz gute Fabeln hiedurch in der That ungemein gewinnen.

1. Die Gans. Der Fuchs.

„Komm, Fuchs, wir wollen Friede schließen,
Was nützt die Feindschaft mir und dir?
Ich muß mein Gras in steter Furcht genießen,
Und du wirst auch die Raubbegier
Gewiß einst mit dem Tode büßen.
Drum laß uns lieber Freunde seyn!"
„Vortrefflich, kluge Gans! ich geh den Antrag ein:
Die Feindschaft bringt uns freylich nicht Gewinn.
Wohlan! der Friede sey geschlossen!"
„Er sey, ich schwör's, auf ewig festgeschlossen!"
„Ja! — bis ich wieder hungrig bin!"

2. Die Eule. Der Rabe.

„Daß man mich als Minervens Vogel ehre!"
„Und mich, weil ich dem Phöbus angehöre!"
„Mich wundert ungemein,
Daß Phöbus einen Dieb zu seinem Liebling wählet!"
„Und meynst du, heiliger zu seyn?
Weiß nicht die Welt, wie auch ihr Eulen raubt und stehlet?"
„Still, still! wir wollen nur gestehen,
Daß nicht Verdienste stets zu Lieblingen erhöhen!"

3. Zween Affen.

„Was machst du da? — wie? auf dem Kopf zu stehen?
Bist du gescheidt?" — „Herr Bruder, nur gemach!
Wir müssen endlich doch dem alten Schimpf entgehen,
Als ahmten wir nur immer nach.
So wollen wir ins künftige gehen!
Und denn — denn sage einer noch einmal,
Ein Affe sey nicht auch Original!"

4. Der Giel. Der Schlange. Die Nachteule. Der Feldmaus. Die Sonne.

„O Sonne! scheine nicht so heiß'
Ich werde noch vor Mattigkeit und Schweiß
Bey meiner Arbeit unterliegen."
„Dank sey dem Zeus für seinen Sonnenschein!
Es liegt darinn sich mit Vergnügen."
„Du mußt wohl ausgelassen seyn
Mit deinem mir verhaßten Lichte!
O Sonne, scheue mein Gesichte!
Ich sitze hier mit allem Fleiß umhüllt
In meiner Wohnung tiefsten Gründen,
Und doch hat sie dein Strahl erfüllt,
Ich werde noch verblinden."
„O sey mir lange so geneigt,
Wohlthätger Sonnenschein! es reifen meine Aehren."
„Schweigt, Unverständge, schweigt,
Ich werde mich an euch nicht kehren."

Christoph Martin Wieland.

Wieland.

Christoph Martin Wieland, geb. am 5. Sept. 1733 zu Oberholzheim in der Nähe der kleinen Reichsstadt Biberach, zu deren bürgerlichen Geschlechtern seine Familie gehörte, wurde schon in seiner frühesten Kindheit von seinem Vater unterrichtet, der den talentvollen Knaben so glücklich anleitete, daß derselbe schon im 7. Jahre den Cornelius Nepos, im 13. den Virgil und Horaz las und er schon damals in deutscher und lateinischer Sprache zu dichten begann und sogar unternahm, die Zerstörung Jerusalems in einem großen Heldengedicht zu besingen. Als er 14 J. alt war, kam er in die von dem Abt Steinmetz geleitete Schule zu Kloster Berge bei Magdeburg, wo er reiche Kenntnisse einsammelte. Die pietistische Richtung der Anstalt blieb nicht ohne Einfluß auf sein erregbares Gemüth; da er jedoch zugleich auch Schriften der französischen Encyklopädisten in die Hände bekam, welche großen Eindruck auf ihn machten, kam er in den Ruf eines Freidenkers. Nach 2 Jahren verließ er die Anstalt und brachte ein Jahr in Erfurt bei einem Verwandten, dem Professor Baumer, zu, der sich redlich bemühte, den Gesichtskreis des Jünglings durch philosophische Studien zu erweitern. Im J. 1750 ging Wieland nach Biberach zurück, wohin sein Vater schon früher als erster Pfarrer berufen worden war, wo er mit Sophie von Guttermann (der nachmaligen Frau Laroche) ein inni-

ges Bündniß schloß, das lange Jahre seine ganze Seele erfüllte und seiner Liebe zur Poesie neue Nahrung gab. Auf einem Spaziergang mit der Geliebten entstand der Gedanke zu seinem Lehrgedichte „Die Natur der Dinge, oder die vollkommenste Welt", dem ersten Gedichte, das er veröffentlichte. Im Herbst des nämlichen Jahres bezog er die Universität Tübingen, um Rechtswissenschaft zu studiren, doch widmete er ihr nicht mehr Zeit, als unumgänglich nothwendig war; dagegen studirte er mit unermüdlichem Eifer Philologie, Philosophie und Geschichte, so wie die Dichter der neueren Zeit, unter welchen Klopstock den größten Einfluß auf seine weitere Entwickelung gewann. Bei dieser umfassenden Thätigkeit fand er doch noch Zeit zu eigenen Schöpfungen; er dichtete in Tübingen die „Moralischen Briefe", den „Anti-Ovid" (Amsterd. u. Heilbr. 1752) und den „Frühling". Ein Versuch im größeren Epos „Hermann" blieb unvollendet und ungedruckt, aber es ist derselbe schon deshalb zu erwähnen, weil er die Veranlassung wurde, daß Bodmer den jungen Dichter, welchem er die Handschrift zugeschickt hatte, zu sich nach Zürich einlud, wohin er auch im Herbst 1752 reiste. Daselbst verlebte er zwei glückliche Jahre, die er zu vielseitigen Studien, namentlich der Engländer und Platos verwendete, so wie zu eigenen Arbeiten, unter welchen wir die „Briefe der Verstorbenen an hinterlassene Freunde" und den „geprüften Abraham" (beide 1753) nennen, so wie die „Empfindungen eines Christen" (1755), welche durch den oben erwähnten Angriff auf Uz (S. 523) berühmt wurden. In der Mitte des Jahres 1754 verließ Wieland Bodmers Haus, um die Erziehung einiger Knaben zu übernehmen; 1758 zog er nach Bern, wo die Bekanntschaft mit Rousseau's Freundin, der geistreichen Julie Bondeli, in seinen Lebensanschauungen den schon längere Zeit vorbereiteten Umschwung vollendete. Nun war es ihm möglich, in das Geschäftsleben zu treten, auch nahm er die Ernennung zum Kanzleidirector in Biberach an, wohin er 1760 zurückkehrte. Die oft überhäuften, immer unangenehmen Geschäfte konnten ihn der Poesie nicht entziehen, so sehr er es selbst befürchtete. Der Aufenthalt in Biberach wurde für ihn und seine Entwickelung deshalb wichtig und einflußreich, weil er in dem Hause des kurmainzischen Ministers Grafen von Stadion, der sich auf sein Gut Warthausen in der Nähe von Biberach zurückgezogen hatte, die vornehme Welt mit ihrer gesellschaftlichen Bildung und die praktische Philosophie der Engländer und Franzosen kennen lernte, die er sich um so entschiedener aneignete, als neben dem geistreichen Grafen der nicht minder geistreiche Laroche und dessen Frau, seine frühere Geliebte Sophie, sich angelegen sein ließen, ihn für die heiteren Lebensansichten zu gewinnen, in denen sie selbst Glück und allseitige Befriedigung fanden. Als dieses Verhältniß durch die Entfernung und dann durch den Tod des Grafen gelöst wurde, mußte das beschränkte Leben, in das er nun wieder geworfen wurde, dem Dichter unerträglich erscheinen, und er folgte daher freudig dem Rufe des Kurfürsten von Mainz, der ihn 1769 zum Regierungsrath und Professor der Philosophie in Erfurt ernannte. Im J. 1772 wählte ihn die verwittwete Herzogin Amalie von Weimar zum Lehrer ihrer beiden Söhne. Dort blieb er auch nach vollendeter Erziehung der Prinzen; später wohnte er auf dem von ihm erkauften Gute Oßmanstädt, doch kehrte er 1803 nach dem Tode seiner Gattin wieder nach Weimar zurück, wo er im Umgange mit seiner fürstlichen Freundin ein heiteres und sorgenloses, aber bis zu seinem Tode thätiges Leben führte. Im J. 1807 wurde er in den Pegnitzischen Blumenorden aufgenommen und 1808 erhielt er von Napoleon das Kreuz der Ehrenlegion, so wie bald darauf vom Kaiser Alexander von Rußland den St. Annenorden*). Er starb am 20. Januar 1813 und wurde in Oßmanstädt an der Seite seiner getreuen Gattin begraben.

Sein Aufenthalt in dem pietistischen Kloster Berge, seine erste Liebe, der mächtige Eindruck von Klopstocks Dichtungen, sein inniges Zusammenleben mit Bodmer, der auf den ihm mit kindlicher Liebe ergebenen Jüngling durch seinen Ruf und seinen reiferen Geist einen beinahe ungemessenen Einfluß ausübte, alles dies vereinigte sich, um dem Wesen desselben eine Richtung zu geben, die ursprünglich nicht in ihm lag**), in die er sich aber mit solcher Energie hineinlebte, daß er sich selbst über seine wahre Natur und sein wahres Talent täuschte. Er hatte nicht nur die Ansicht Bodmers, daß das religiöse Gedicht die höchste Blüthe der Poesie und daß der Reim ein unwürdiger Schmuck derselben sei, ganz zu der seinigen gemacht, er hatte auch einen Theil der Kampflust seines väterlichen Freundes eingesogen, und so begnügte er sich nicht, selbst in jenem Sinne zu dichten, er ließ sich sogar verleiten, die Dichter der heiteren Lebenslust und insbesondere den liebenswürdigen Uz in öffentlicher Schrift als strafwürdige Verführer anzuklagen. Wir wissen, wie er von dem Beleidigten in edlem Zorn zurecht gewiesen wurde (S. 556), aber auch von anderer Seite blieb gerechte Bestrafung seines unwürdigen Benehmens nicht aus, das nur in seiner Jugend und seiner Abhängigkeit von Bodmer irgend welche Entschuldigung findet. Besonders waren es Lessing und Nicolai, welche den Uebermuth und die Anmaßung des jungen Dichters züchtigten; sie fühlten sich um so mehr dazu berufen, als ihrem Scharfblicke nicht entging, daß er, wie Andere, so auch sich selbst verkenne. Lessing wies in den Literaturbriefen an den „Empfindungen eines Christen", in deren Vorrede er den tadelnswerthen Ausfall gegen Uz gethan hatte, in schlagender Weise nach, daß Wieland keineswegs in christlichem Sinne schreibe, wenn auch das Christenthum stets sein drittes Wort sei; und Nicolai sagte (in den „Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland") mit prophetischem Blick: „Die Wielandische Muse ist ein junges Mädchen, das auch, wie die Bodmerische, die Betschwester spielen will, und der alten Wittwe zu Gefallen sich in ein altväterisches Käppchen einhüllt, was ihr gleichwohl nicht

*) Schon früher hatte ihn das franzöſ. Nationalinstitut zum Mitglied ernannt, dagegen hatte ihn keine einzige deutsche Akademie in ihre Mitte aufgenommen.

**) Zwar behauptete Göthe in einer Unterredung mit Falk, Wieland sei von Natur zur Schwärmerei geneigt gewesen; allein wenn er diese Behauptung durch allerlei Gründe geistvoll unterstützt, so halten wir diese doch entschieden für irrig. Wieland schwärmte, wie alle Jünglinge seines Alters, und nur in so fern mehr und länger, als viele andere, weil er, abgesehen von den oben erwähnten Umständen und der sentimentalen Richtung der ganzen Zeit, eine leicht erregbare, oder mit andern Worten, eine poetische Natur hatte.

kleidet. Sie bemühet sich, eine verständige, erfahrene Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nur zu sehr hervorleuchtet; und es wäre ein merkwürdiges Schauspiel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin sich wieder in eine muntere Modeschönheit verwandelte." Und diese Verwandlung ließ nicht lange auf sich warten, denn schon im J. 1759 konnte Lessing (im 63. Literaturbrief), als er des Dichters Tragödie „Johanna Gray" beurtheilte, ausrufen: „Freuen Sie Sich mit mir! Herr Wieland hat die ätherischen Sphären verlassen, und wandelt wieder unter den Menschenkindern!" Den Grund dieser Umwandlung finden wir zunächst in Lessings Kritiken, die bei ihrer gründlichen Strenge auf den jungen Dichter um so weniger dleibenden Eindruck zu machen verfehlen konnten, als sie dessen Talent anerkannten. Aber es wirkten noch andere Umstände dazu; erstlich, daß Wieland Bodmers Haus verließ und sich dessen unmittelbarem Einfluß entzog, dann daß er mit einigen jungen Männern bekannt wurde (unter denen der später berühmt gewordene Zimmermann eine Zeitlang vielfältig auf ihn wirkte), die der „seraphischen Poesie" abhold waren und ihre Abneigung mit triftigen Gründen unterstützten, und ferner, daß um diese Zeit eine Schauspielergesellschaft nach Zürich kam, durch deren Darstellungen ihm eine neue poetische Welt eröffnet wurde, welche durch ihre Wahrheit sein empfängliches Gemüth mächtig ergreifen mußte. Endlich wurde er schon in Bern, zum Theil durch Julie Bondeli, deren geistreicher Spott auf die inhalt-, kraft- und formlose „seraphische Poesie" nicht ohne Wirkung blieb, dann später in Biberach durch den Grafen Stadion und die Familie Laroche mit den Franzosen und Engländern, so wie mit der Bildung der vornehmen Welt bekannt und er gelangte zu der Ueberzeugung, daß das rein Geistige, Uebersinnliche nicht in das Gebiet der Poesie gehöre, daß diese vielmehr in der schönen Darstellung der sinnlichen Welt bestehe, und daß der Dichter nur dann auf einen größeren Wirkungskreis rechnen könne, wenn er das Leben in seiner Wahrheit und Unmittelbarkeit darstelle und sich hiezu einer schönen, gefälligen, jedem empfänglichen Sinne faßbaren Form bediene.

So wenig die religiöse Sentimentalität und Schwärmerei in Wielands Wesen begründet lag, so hatte sich dieselbe doch zu tief in ihm festgesetzt, als daß er sich plötzlich und ohne Uebergang von ihr hätte losreißen oder vielmehr zu ihrem Gegensatz hätte umschlagen, als daß aus der „Betschwester" sogleich hätte eine „Modeschönheit" werden können; und zwischen den Schwärmereien der ersten und den Schriften der zweiten Periode fallen einige Werke, zwei Dramen und das epische Gedicht „Cyrus", in welchen der Dichter zwar seine frühere Ueberschwänglichkeit entschieden verläßt, aber doch im Gebiete der ernsthaftesten Poesie verweilt. Und wiederum, als seine Umwandlung vollendet war, hatte der Einfluß der Franzosen so großes Uebergewicht, daß er sich ihrem Vorbilde ganz hingab, und eine Reihe von „Komischen Erzählungen" (1762) schrieb, in welchen die bloße Sinnlichkeit den Mittelpunkt der Darstellung bildete. Doch überwand er auch diese einseitige Richtung bald, und schon im J. 1768 entwickelte er in dem didaktisch-epischen Gedicht „Musarion" die poetische Lebensanschauung, deren Darstellung er nun sein ferneres Leben widmete. Denn allen seinen nachfolgenden Gedichten liegt mehr oder weniger deutlich der Gedanke zu Grunde, welcher den Mittelpunkt der „Musarion" bildet, und den er in den „Grazien" selbst folgendermaßen ausspricht: „Nur unter den Händen der Grazien verliert die Weisheit und die Tugend der Sterblichen das Uebertriebene und Aufgedunsene, das Herbe, Steife und Eckige, welches eben so viele Fehler sind, wodurch sie nach dem moralischen Schönheitsmaas der Welsen aufhört, Weisheit und Tugend zu sein." Man sieht daraus, daß die „Musarion" und die ihr unmittelbar folgenden Dichtungen in der That zugleich gegen die Sentimentalität und die Schwärmerei gerichtet sind *).

Man könnte die Richtung, welche Wieland nun einschlug, mit Göthe praktisch nennen, und als solche zeigt sie sich in der That auch, von welcher Seite man sie auch betrachte. Vor Allem erwies sie sich aber dadurch als wahrhaft praktisch, daß er durch seine Dichtungen dasjenige Publikum für die deutsche Kunst gewann, welches bei seiner französischen Bildung von Klopstock unberührt geblieben war und auch für Lessings höhere Bestrebungen keinen Sinn hatte, wir meinen die höheren Stände und neben ihnen auch denjenigen Theil des Publikums (wie er sich selbst ausdrückt), der nicht auf Universitäten gebildet worden, oder bei welchem, könnte man hinzufügen, die Universitätsbildung nicht so ganz in Saft und Blut übergegangen war, wie bei den Norddeutschen. Daher ist Wielands Einfluß vorzüglich und zunächst bei der vornehmen Welt und in weiteren Kreisen auch im Süden, namentlich in Oesterreich, groß geworden.

Die Mittel, welche Wieland gebrauchte, um seine Zwecke zu erreichen, entsprachen diesen auf das Vollkommenste. Er setzte der gespreizten und überschwänglichen Sprache Klopstocks eine leichte, gefällige und wohllautende Darstellung entgegen, auf welche er außerordentlichen Fleiß und Sorgfalt verwandte **). In seinen früheren Schriften verfehlte er sich häufig gegen die Reinheit der Sprache, er ließ, wie Lessing sich hierüber in den Literaturbriefen äußerte, „seinen Leser alle Augenblicke über ein französisches Wort stolpern", allein später legte er diese Unart ab, und er gebrauchte meist rein deutsche Ausdrücke überall, wo es ohne Pedantismus geschehen konnte. Wenn er sich aber auch hie und da fremder Wörter bedlente, die leicht mit deutschen hätten vertauscht werden können, so hatte er dabei gewiß meist eine höhere künstlerische Absicht; ge-

*) So sagt Musarion:

„Die hohe Schwärmerei taugt meiner Seele nicht,
Mein Element ist heitre, sanfte Freude,
Und alles zeigt sich mir in rosenfarbnem Licht."

**) „Sollte das eine oder das andere meiner Werke in Absicht der Sprache und des Styls Klassicität haben," sagt er selbst irgendwo, „nun so mag es mir als ein kleines Verdienst angerechnet werden, daß ich nie müde wurde, meine geworfenen Bären zu lecken und sie dem guten Geschmack so annehmlich zu machen, als es mir irgend möglich war." Und Göthe, der Zeuge seines nie erkaltenden Strebens nach größtmöglichster Vollendung der Form war, sagt hierüber in dem kleinen Aufsatz „Literarischer Sansculottismus": „Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß ein fleißiger, verständiger Literator durch Vergleichung der sämmtlichen Ausgaben unsers Wieland allein aus den stufenweisen Korrekturen dieses unermüdet zum Bessern arbeitenden Schriftstellers die ganze Lehre des Geschmacks würde entwickeln können."

wöhnlich wollte er der Darſtellung einen komiſchen Anſtrich geben oder die geſuchte Nachläſſigkeit der Converſationsſprache bei den vornehmen Ständen nachahmen. Im Uebrigen war ſein poetiſcher Styl (auf den proſaiſchen werden wir ſpäter zurückkommen) einfach, natürlich, lebhaft, gewandt und geſchmackvoll; er entſprach den dargeſtellten Gedanken ſo vollkommen, daß Göthe (bei Falk) behaupten konnte, er leſe den Shakſpeare jedesmal in der Wielandſchen Ueberſetzung, wenn er ſich wahrhaft erbauen wolle. Dieſer ungezwungenen und heiteren Darſtellung konnte der ſchwere Klopſtockſche Versbau nicht mehr zuſagen; daher kehrte Wieland, der ſeine früheren Gedichte meiſt in reimloſen Verſen geſchrieben hatte, zum Reime zurück, in deſſen Behandlung er auch eine große Meiſterſchaft entwickelte, ſo daß er hierin alle ſeine Vorgänger weit übertraf, wie ſich überhaupt ſeine Sprache durch einſchmeichelnden Wohllaut auszeichnete. Sein angeborener Sinn für die Harmonie der Sprache führte ihn unbewußt zur volksthümlichen Behandlung des Versbaues; er verließ nämlich die ſteeng rhythmiſche Meſſung der Opitziſchen Schule und gab ſeinem Verſe eine freiere, mannigfaltigere Bewegung, die den heiteren Gedankengang voll Laune und Witz in ſeiner ganzen Lebendigkeit erſcheinen ließ.

Auch die Wahl der Stoffe, die Wieland ſeit ſeiner Umwandlung behandelte, war mit Rückſicht auf ſeine neue Kunſt- und Lebensanſchauung, ſo wie auf das Publikum, für welches er vorzugsweiſe ſchrieb, äußerſt glücklich. Er entlehnte ſie der alten und doch ewig jungen Märchenwelt, und wenn auch meiſt alte franzöſiſche Dichtungen oder auch wohl die arabiſchen Tauſend und Eine Nacht ſeine unmittelbaren Quellen waren, ſo ſind doch dieſe Stoffe ſo allgemein, ſie liegen ſo tief in dem innerſten Weſen des Menſchen begründet, daß ſie bei allen Völkern erſcheinen und ſie leicht, wie keine anderen, von Volk zu Volk übergehen, daher der deutſche Dichter bei ihrer Behandlung den doppelten Vortheil hatte, daß ſie ſowohl ſeinem eigenen Volke, als den Ausländern zuſagten. Zudem boten dieſe Stoffe den unermeßlichen Vortheil dar, daß die überirdiſchen Weſen, welche als leitende und bewegende Perſonen eingeführt wurden, nicht als Schöpfungen der Phantaſie des Dichters oder als körperloſe Abſtractionen erſchienen, ſondern im Glauben des Volks zu beſtimmten Geſtalten herangebildet und mit lebensvoller Perſönlichkeit begabt waren, ſo daß ſie dem Leſer ſogleich in der vollſten Anſchaulichkeit erſchienen. Allerdings hat Wieland die von ihm behandelten märchenhaften Stoffe nicht in ihrer urſprünglichen gemüthlichen Naivetät aufgefaßt, und es iſt ihm dies von der romantiſchen Schule mit Bitterkeit zum Vorwurf gemacht worden. Allein abgeſehen davon, daß die Auffaſſungsweiſe der Märchenwelt, wie ſie von der romantiſchen Schule geſucht wurde, dem Weſen des Märchens keineswegs entſpricht, und daſſelbe unter ihren Händen, zur Körperloſigkeit verſchwimmend, ſeine naive Unmittelbarkeit verlor, ſo daß es in dem Vortrage Wielands der urſprünglichen Erſcheinung weit näher ſteht, als in der Darſtellungsweiſe der Romantiker; ſo hätte man billiger Weiſe den Standpunkt des Dichters und ſeine weiteren Zwecke beherzigen ſollen. Das Publikum, an das er ſich zunächſt wandte, war durch ſeine eigenthümliche Bildung viel zu ſehr vom Volke getrennt, als daß es an der reinen volksthümlichen Auffaſſung des Märchens hätte Behagen finden können; es fehlte ihm nicht nur der Glaube; nach der damaligen Richtung der höheren Stände war ſogar der Unglaube ein weſentlicher Beſtandtheil ihrer Bildung, und Alles, was in dem Gemüthe des Volkes wurzelte, mochte es die Religion oder die Sage betreffen, erſchien ihnen als lächerlicher oder als ſchädlicher Aberglaube, dem man mit allen Mitteln der Aufklärung entgegenarbeiten müſſe. Hätte Wieland daher ſeine Märchen in der kindlich naiven Weiſe des Volks erzählen wollen, würde er nie und nimmermehr ein Publikum gefunden haben und um ſo weniger, je beſſer er den Ton des Märchens getroffen hätte. Auch hätte er auf dieſe Weiſe ſeine oben bezeichneten Anſichten über das Leben und die Kunſt nicht darſtellen können, was doch ſeine nächſte Abſicht war und ſein mußte. Aber wenn er die Märchenwelt auch in ironiſcher Weiſe auffaßt und in ironiſchem Tone dargeſtellt hat, ſo hat er ſich nichts deſto weniger das hohe Verdienſt erworben, auf dieſelbe aufmerkſam gemacht zu haben, und alle ſpäteren Behandlungen des Märchens, die romantiſche, wie die naive, haben ihre nächſte Quelle doch in ſeinen Dichtungen, welche das Intereſſe an jenen ächt poetiſchen Stoffen zuerſt wieder anregte.

Doch iſt es nicht einmal nöthig, alle dieſe Rückſichten geltend zu machen, um Wielands Behandlungsweiſe gegen die ungemeſſenen Angriffe ſeiner Gegner zu rechtfertigen; ſie trägt ihre Berechtigung in ſich ſelbſt, weil er auf dem von ihm eingeſchlagenen Wege wirkliche Kunſtwerke geſchaffen hat; es heißt die erſten Rechte des Dichters verkennen, wenn man ihm die Behandlungsweiſe eines Stoffes vorſchreiben will. Wenn ſie nur ſeinem eigenthümlichen Talent entſpricht, wenn ſich nur Stoff und Darſtellung gegenſeitig durchdringen, und wenn nur auch Plan, Compoſition und Ausführung ein wahres Kunſtwerk geſtaltet wird, dann hat der Dichter das Seinige geleiſtet, und jede weitere Rückſicht kann nur vom Standpunkt der individuellen Vorliebe oder Abneigung geltend gemacht werden oder es kann der Tadel nur Einzelnheiten betreffen. Wer wollte aber läugnen, daß Wielands Dichtungen nicht den eben bezeichneten Bedingungen entſprechen? Seine eigenthümlichen Vorzüge treten in ihnen in glänzender Weiſe hervor: reiche und blühende Phantaſie, hoher Verſtand, lebhafter Witz, das feinſte Gefühl, der reinſte Geſchmack, reifes Urtheil, Scharfſinn und tiefe Empfindung verbinden ſich in ſeinen Dichtungen auf das Glücklichſte; es fehlt ihm zwar an einer reichen Erfindungsgabe, aber er beſitzt das glücklichſte Talent, ſich fremde Erfindungen zum vollſten Eigenthum zu machen, und verwandte Stoffe in höchſt mannigfaltiger Weiſe zu bearbeiten, ſo daß ihnen ſelbſt der Reiz der Neuheit nicht entgeht. Vor Allem aber verſtand er es, ſelbſt den gleichgültigſten Stoffen durch die geiſtreiche Bearbeitung einen hohen Werth zu geben und es hatte ſeine große Feuchtbarkeit vorzüglich darin ihren Grund*). Sodann beſaß er

*) Bei ihrer großen Einſeitigkeit verkannten die Romantiker auch dieſe Seite des Dichters, und ſie beſchuldigten ihn ſogar des literariſchen Diebſtahls, indem ſie offen behaupteten, daß die geſammte Poeſie Wielands aus Stellen und Gedanken von Lucian, Fielding, Sterne, Voltaire und hundert Andern zuſammengeſtückt ſei. Zu auch der Einfluß von Wielands außerordentlicher Beleſenheit in ſeinen Dichtungen nicht zu verkennen, ſo iſt

eine bei deutschen Dichtern seltene und doch so bedeutsame Tugend, die Mäßigung, in hohem Grade. „Es ist eins, was man nicht leicht an einem Werke schätzt, weil es so selten ist (schrieb Göthe über Wieland an Lavater), daß nämlich der Autor Nichts hat machen wollen und Nichts gemacht hat, als was da steht. Für das Gefühl, die Kunst und die Feinheit, so vieles wegzulassen, gebührt ihm freilich der größte Dank, den ihm aber auch nur der Künstler und Mitgenosse gibt"*).

Der große Einfluß, den Wieland auf die Entwickelung der deutschen Poesie hatte, die durch ihn aus der Einseitigkeit der Klopstockschen Richtung in Sprache, Darstellung und Auffassung gerettet wurde, und andererseits auf die Bildung eines großen Theils von Deutschland, namentlich des südlichen, so wie endlich der Umstand, daß die vornehmeren Klassen der bürgerlichen Gesellschaft durch ihn für die deutsche Literatur gewonnen wurden, welche dieselbe bis dahin mißachtet hatten, rechtfertigt die ausführlichere Darstellung seines dichterischen Charakters und seiner Wirksamkeit im Allgemeinen; wir haben nur noch seine einzelnen Werke zu besprechen.

Von seinen lyrischen und didaktischen Gedichten ist schon oben (S. 481. 548 u. 549) das Nöthige gesagt worden; hier haben wir nur seine epischen Dichtungen zu berühren. Wir können uns auch in Betreff seiner frühesten Versuche einfach auf unsere früheren Bemerkungen berufen („Abraham", „Cyrus" S. 563); wir fügen nur noch hinzu, daß auch die „Moralischen Erzählungen" (Heilbronn 1753), bei welchen er die der Engländerin Rowe vielfältig benutzte, ganz in dem empfindsamen, sentimentalen Sinne geschrieben waren, der den Dichter damals beherrschte, und daß dieselben in der späteren Bearbeitung zwar nicht dem Wesen nach, aber doch hinsichtlich der Form bedeutend verändert und verbessert wurden. Wir haben schon gesagt, daß die ersten Dichtungen, welche er nach seiner Umwandlung verfaßte, den entschiedensten Gegensatz zu seiner sentimentalen Periode bildeten, und daß sie noch nicht von der feineren Sinnlichkeit eingegeben sind, die den Grundzug seiner spätern Werke bildet, sondern daß sie geradezu frivol und schlüpfrig waren. Es sind dies die „Komischen Erzählungen" (1762), welche sich von seinen späteren kleineren Gedichten der Art schon dadurch unterscheiden, daß sie mit Ausnahme der allzulüsternen „Nadine" ihren Stoff der antiken Göttergeschichte entnehmen, während die nachfolgenden Erzählungen Stoffe aus der Märchen- oder Sagenwelt behandeln. Unter seinen mag das Stück „Juviter und Ganymed" wirklich alle Gränzen des Anstands und der Sittlichkeit überschritten haben, wenigstens finden wir es in verschiedenen Berichten aus jener Zeit bemerkt, und es scheint auch der Umstand, daß Wieland diese Erzählung nicht in die Gesammtausgabe seiner Werke aufnahm, dafür zu sprechen. Was man übrigens auch von dem Inhalt und der Färbung dieser Gedichte urtheilen mag, so verdienen sie Seitens der Darstellung alles Lob; es kündigte sich in ihnen schon der künftige Meister an, und sie wurden daher auch mit seltenem Beifall aufgenommen. Noch größer wurde derselbe, als Wieland mit seiner „Musarion" hervortrat (1768), von der wir schon oben berichtet haben, daß sie des Dichters Lebens- und Kunstansichten entwickelt (S. 592); es ist dieses Gedicht aber nicht bloß deshalb, sondern auch wegen der großen Vollendung in der Ausführung bemerkenswerth. Seiner Absicht nach eigentlich zur didaktischen Gattung gehörig, hat der Dichter mit großer Kunst ein episches Gedicht daraus gebildet, dessen Handlung bei aller ihrer Einfachheit bis zum letzten Augenblicke an Interesse zunimmt. Er hat nämlich alle Meinungen, die er einander entgegensetzt, nicht bloß in Form von Gesprächen durch die Personen vortragen lassen, denen er sie zuschreibt, er hat diese Personen auch handeln lassen und in ihren Handlungen die Haltbarkeit oder Nichtigkeit ihrer Ansichten zur Anschauung gebracht. Phanias, ein reicher junger Athener, wird arm; aus Verzweiflung darüber verläßt er die Stadt und zieht mit zwei Philosophen, dem Stoiker Kleant und dem Pythagoräer Theophron, auf ein kleines, abgelegenes Landgut, entschlossen, der Welt zu entsagen und ganz der Philosophie zu leben. Bald darauf wird er von Musarion, einem Mädchen von hoher Schönheit und seltenem Verstande, überrascht. Er hatte sich früher, als er noch im Reichthum lebte, um ihre Liebe beworben, aber wenn ihr auch der schöne und geistreiche Jüngling Gegenliebe einflößte, so hatte sie doch wegen seines unbedachtsamen und ausgelassenen Lebens kein Zutrauen zu ihm. Als sie von seiner Armuth und seinem Menschenhasse hörte, zog sie ihm nach, ihn aus dieser Verirrung zu retten. Anfangs glaubt er, daß sie seiner spotten wolle, und er behandelt sie mit aller Härte eines tief verwundeten Gemüths; sie läßt sich dadurch nicht abschrecken, und geht mit ihm in seine Hütte, um Gelegenheit zu finden, ihn von der Nichtigkeit der Lehren zu überzeugen, die ihm seine Philosophen predigen. Es gelingt ihr bald, theils durch gut angebrachte Koketterie, theils durch ihre treffenden Bemerkungen voll Wahrheit und Witz die beiden Pedanten in Verlegenheit zu bringen; eine schöne Sklavin, die sie mitgebracht, und ein ausgesuchtes Mahl haben den erwarteten Erfolg. Die thierische Sinnlichkeit macht die Philosophen zu den gemeinsten Menschen, und Phanias gelangt leicht zur Ueberzeugung, daß es eben so thöricht sei, das Vergnügen zu fliehen, als sich ihm ausschließlich hinzugeben; daß die Schwärmerei oder die äußere Rohheit eben so wenig Bedingungen der wahren Tugend seien, als die bloße Wollust ohne Gefühl für das wahrhaft Schöne und Edle glücklich machen könne. Zu dieser Erkenntniß wollte Musarion ihren Freund bringen, und als sie ihren Zweck erreicht, zögert sie nicht länger, ihn mit ihrer Liebe zu beglücken. — So trefflich die Erfindung ist, so bewundernswerth erscheint die Ausführung, da der Dichter das schönste Maß zwischen didaktischer

---

doch das, was er Andern entlehnt hat, durch die Bearbeitung zu seinem vollsten Eigenthum geworden, und wollte man einen Dichter deshalb des Mangels an Selbstständigkeit oder Talent beschuldigen, würde selbst Göthe, ja sogar Shakspeare kaum mehr auf den Namen eines Dichters Anspruch machen können.

*) In dem „Festzuge" sagt Göthe (4, 33):

— Selbst durchdrungen
Von dem Wort, das er gegeben,
War sein wohlgeführtes Leben
Still, ein Kreis von Mäßigungen."

Daß er auch als Mensch vortrefflich war, darüber lauten die Berichte seiner Zeitgenossen übereinstimmend. Das schönste Zeugniß gibt ihm Fr. H. Jacobi, wenn er sagt: „Unter allen großen Schriftstellern Teutschlands ist er der einzige, der über Göthes Ruhm nicht eifersüchtig ist." (Briefw. 1, 198.)

Entwickelung und epischer Anschaulichkeit getroffen, beide Seiten in ächt künstlerischer Weise so innig mit einander verschmolzen hat, daß keine ohne die andere bestehen könnte und jede von der andern gehoben wird, wozu noch die leichte, überaus anmuthige Darstellung kommt, die keinen unberührt lassen kann, der Sinn für Wohllaut und harmonische Bewegung der Sprache hat.

Den „Verklagten Amor" (1774) nennt Wieland selbst ein Gegenstück zur „Musarion"; er ist es rücksichtlich der Behandlungsweise, da es eben so, wie dieses, ein didaktisch-episches Gedicht ist; er ist es rücksichtlich des Inhalts, da es ebenfalls eine Darstellung und Rechtfertigung seiner neueren Lebens- und Kunstansichten enthält und die Unrichtigkeit seiner früheren Schwärmerei zur Anschauung bringen oder vielmehr lächerlich machen will. Amor wird vornehmlich von Minerva und Hymen als Stifter aller Unordnungen im Himmel und auf Erden angeklagt. Statt sich zu vertheidigen, räumt er alle Beschuldigungen ein und begibt sich in freiwillige Verbannung, ihm folgen die Scherze und die Grazien. Nun ist im Himmel nur noch platonische Liebe zu finden; aber es entsteht Langeweile und diese führt zum Pedantismus und zur Rohheit, in welche selbst die Musen verfallen (ein Zug, welchen der Dichter benutzt, um die Bardenpoesie lächerlich zu machen*), bis man sich endlich gezwungen sieht, Amorn gute Worte zu geben, daß er nur wiederkomme**).

Die späteren rein epischen Dichtungen Wielands behandelten, wie schon angedeutet, meist solche Stoffe, welche er in den Dichtungen des romantischen Mittelalters, besonders des französischen***), oder in der Märchenpoesie, vorzugsweise des Orients, seltener des Abendlandes, vorfand; nur in wenigen Gedichten erfand er den Stoff selbst, wie im „Idris" und im „Amadis", aber auch in diesen läßt sich der Einfluß der altfranzösischen Dichtungen und Arioste auf Stoff und Behandlung nicht verkennen. Letzterer hatte ihm insbesondere den Gedanken eingegeben, in seinem „Idris und Zenide" (1767) ein buntes Gewirr von Begebenheiten vorzuführen, die stets abwechselnd und an den interessantesten Stellen durch andere unterbrochen, erst am Ende zu einem befriedigenden und die vollste Einheit sicherndem Abschlusse gelangen sollten. Es bleibt freilich zweifelhaft, ob er den Meister in der Composition erreicht hätte, da das Gedicht unvollendet blieb (es war auf 10 Gesänge angelegt), so viel läßt sich aber behaupten, daß in den fünf Gesängen, die er erscheinen ließ, das Interesse fortwährend steigt. Eben so wenig kann man die Absicht des Dichters mit voller Bestimmtheit erkennen, doch darf man vermuthen, daß er in dem Gedicht eine weitere Ausführung des der „Musarion" zu Grunde liegenden Gedankens geben, daß er die Abwege sowohl der rein sinnlichen, als der platonisch-schwärmerischen Liebe darstellen, ihnen die wahre Liebe, die Liebe des Herzens entgegensetzen und zeigen wollte, daß die Sinnlichkeit auch ihre Rechte habe, und zum Glück des Lebens beitrage, wenn sie nicht in rohe Begier ausarte.

Aehnlich ist auch die Composition im „Neuen Amadis" (1771), allein da die sämmtlichen Begebenheiten auf Verlieren und Wiederfinden der Personen beruhen, so erhält das Ganze dadurch eine Eintönigkeit, welche selbst durch die glückliche Ausführung des Einzelnen und die sprudelnde Laune des Dichters nicht überwunden wird, abgesehen davon, daß es schwer ist, der Entwickelung zu folgen, weil alle dieselbe bestimmenden Motive auf Zufall oder Willkür beruhen. Das Gedicht ist voll muthwilliger Keckheit, aber ob sich gleich der Dichter seiner Laune rücksichtslos hingibt, und diese an manchen Stellen den höchsten Grad der Ausgelassenheit erreicht, so wäre es doch ungerecht, ihn gerade bei diesen Stellen der unzüchtigen Frivolität oder auch nur der Lüsternheit zu beschuldigen; denn wenn auch die Situationen oft mehr als bedenklich sind, so hat der Dichter bei denselben offenbar nichts Anderes beabsichtigt, als eine komische Wirkung hervorzubringen und es sind wohl die Mittel zu tadeln, deren er sich bedient, keineswegs aber die Absicht, die ihn hiebei leitete*). Häufig sind aber auch diese Mittel poetisch vollkommen gerechtfertigt, dem Charakter der Personen völlig angemessen (z. B. 7. Ges. Str. 17 ff.) und sogar von überraschender psychologischer Wahrheit, wie denn die Zeichnung der mannigfaltigen Charaktere alles Lob verdient. Zwar gelingt es dem Dichter nicht, seine Personen zur lebensvollen Individualität zu gestalten — und dies ist überhaupt ein Mangel, den wir beinahe überall an ihm wahrnehmen — seine Personen sind eher Repräsentanten einer ganzen Gattung, als daß sich in ihnen der allgemeine Charakter in einem besondern Individuum verkörperte — aber diese allgemeinen Charaktere sind immer vortrefflich aufgefaßt und es zeigt sich in ihrer Entwickelung eine große Kenntniß des menschlichen Herzens. Der „Neue Amadis" enthält eine große, lebensvolle Gallerie solcher, namentlich weiblicher Charaktere: die spröde Leoparde, die gleichgültige Dindonette, die frostige Bleffardine, die quecksilberne Kollisischen, alle sind dem Leben entnommen, wie deren Liebhaber, der Plato-

*) Minerva, deren Ernst die milden Grazien
Sonst unvermerkt erheiterten,
Ist vor Pedanterey nicht länger auszustehen.
Der schöne Bachus wird, seit Amor sich verbannt,
Mit Satyrn stets bezecht gesehen;
Mars tobt und macht den Sakripant;
Die Musen krähen uns in fremden rauhen Tönen
Kamtschatkische Gesänge vor,
Entsagen, um neu zu seyn, dem Schönen,
Betäuben den Verstand und martern unser Ohr.
Es hieß sogar (wir wollen Besseres hoffen!)
Sie dächten einst in dickem Geerstensaft
Mit Wodans wilder Bruderschaft
Aus Menschenschädeln sich besoffen. (V, 142—155.)

**) Hieher gehört auch das Gedicht „Aspasia" (1773), in welchem der Dichter die Idee zur Anschauung bringt, daß die Schwärmerei der Mystik nichts Anderes, als eine gefährliche Dienerin der Sinnlichkeit sei, und sehr häufig zu ihr führe.

***) Obgleich wir keine bestimmten Zeugnisse nachweisen können, daß Wieland schon während seines Aufenthalts in der Schweiz mit der älteren deutschen Dichtkunst bekannt gewesen sei, darf man doch wohl nicht bezweifeln, daß er auf dieselbe durch Bodmer aufmerksam gemacht worden sei, der sich damals schon eifrig mit derselben beschäftigte. Jedenfalls scheint sie ihn aber nicht poetisch angeregt zu haben, wogegen ihn die altfranzösischen Fabliaux und Ritterdichtungen, die er wahrscheinlich in Bern kennen lernte, und sodann Ariost ihn für die Wahl seiner spätern Stoffe bestimmten.

*) Freilich finden sich in diesen und andern Gedichten nicht wenige Stellen, denen der Vorwurf der Lüsternheit mit Recht gemacht werden darf, aber es sind eben nicht diese, welche wir als ausgelassen und bedenklich bezeichnet haben, weil bei diesen die komische Wirkung den lüsternen Effect vollständig zurückdrängt.

Digitized by Google

niker Caramell und sein Widerspiel Antiseladon, der schmachtende Bleumorant, der Stutzer Parasol und der einfältige Trebisond. — Auch die Idee, welche dem Gedichte zu Grunde liegt, ist trefflich. Amadis war von seinem Vater in Folge eines Orakels in einen Thurm gesperrt worden, wo jedem weiblichen Wesen der Zutritt verboten war. Aus Zufall war ein Gemälde darin zurückgelassen worden, welches den Herkules auf dem Scheideweg vorstellte. Die beiden weiblichen Gestalten auf demselben, die Weisheit und die Wollust, machen einen so großen Einfluß auf den Jüngling, daß er sich in Folge fortwährender Betrachtung derselben ein aus beiden Gestalten verschmolzenes Ideal bildet, das seine ganze Seele erfüllt. Mit Hülfe einer Fee verläßt er den Thurm, und zieht in die Welt, um das Urbild seiner Gedanken aufzusuchen. In jeder schönen Erscheinung, die sich ihm darbietet, glaubt er es gefunden zu haben und er gibt sich ihr hin, bis ihm irgend eine widrige Erfahrung beweist, daß er sich getäuscht habe, und daß das, was er für alle diese schönen Geschöpfe gefühlt, keine wahre Liebe sei, bis er endlich nach vielen Irrthümern eine wahre innige Neigung zu einem häßlichen, aber an Geist und Seele schönen Mädchen faßt, und er erkennt, daß er, wie Herkules, zwischen der Weisheit und Wollust wählen müsse.

So schön die Idee ist, welche dem „Neuen Amadis" zu Grunde liegt, so trefflich die Ausführung des Einzelnen ist, so macht es im Ganzen doch keinen angenehmen Eindruck, und dies ist nächst der Composition namentlich der metrischen Form zuzuschreiben. In der ersten Bearbeitung war das Gedicht, mit Ausnahme des ersten Gesangs, in durchaus freien Versen geschrieben; obgleich Wieland in dem Vorbericht diese Wahl durch viele Gründe hatte zu rechtfertigen gesucht, namentlich durch den, daß sich die freie Versart allen Veränderungen des Tons und Stols anschmiege, so fühlte er doch später das ungeeignete und Unkünstlerische dieser Behandlungsweise und er führte das ganze Gedicht auf die zehnzeilige Stanze zurück, in welcher schon der erste Gesang geschrieben war. Aber das Gedicht erhielt auch durch diese Umschmelzung keineswegs die beabsichtigte künstlerische Gestaltung, vielmehr ist die Strophenform nur äußerlich durchgeführt, und sie würde meist gar nicht erkannt werden, wenn der Dichter die einzelnen Strophen nicht mit Zahlen bezeichnet hätte. Doch liegt das Störende noch mehr darin, daß die einzelnen Verse mit einer bis an die höchste Willkür reichenden Freiheit gebildet sind und die Harmonie, nach welcher Wieland doch vor allen Dingen strebte, ganz verloren geht und man an vielen Stellen reine Prosa zu lesen wähnt.

In „Musarion" und „Aspasia", in „Idris" und im „Neuen Amadis" erscheint Wieland immer noch polemisch, er wollte einerseits die Schwärmerei bekämpfen und die Abwege zeigen, auf welche sie führe, andrerseits die Sinnlichkeit in ihre menschlichen und poetischen Rechte einsetzen, und es ist begreiflich, daß er sich verleiten ließ, nach beiden Seiten hin die Gränze zu überschreiten, und namentlich der Sinnlichkeit ein zu großes Uebergewicht einzuräumen, weshalb denn diese Dichtungen in ihrer Ausführung beinahe frivol wurden. Als aber seine neuen Ansichten eine viel geneigtere Aufnahme fanden, als er hatte hoffen können, mußte der polemische Zug in seinen Dichtungen als durchaus unnöthig von selbst verschwinden, und seine nachfolgenden Erzeugnisse erscheinen daher als der von keinen Nebenrücksichten getrübte Erguß seines eigenthümlichen reichen Talents: sie haben alle glänzenden Eigenschaften seiner früheren Werke, ohne deren Flecken, namentlich verschwindet der lüsterne Zug, der ihm so häufig wohlverdiente Vorwürfe zugezogen hatte, meistens ganz, und verwandelt sich in einen schalkhaften und neckischen Muthwillen, der durchaus nichts mehr Beleidigendes oder Abstoßendes an sich trägt. Auch ist die Composition dieser frühern Dichtungen künstlerisch vollendeter, als die der frühern, was namentlich darin seinen Grund hat, daß sich der Dichter, den nun keine Nebenrücksichten leiteten, mit größerer Freiheit bewegen und seine Stoffe nach ihrer besondern Eigenthümlichkeit behandeln konnte. Dies läßt sich schon an den „Erzählungen und Märchen" erkennen, die er in den Jahren 1776—1778 dichtete, in höherem Maße noch in seinem Meisterwerke, dem „Oberon". Die „Erzählungen und Märchen", die sich durch launige Naivetät der Auffassung, durch heiteren Witz, Anmuth und Frische der Farben, gewandte Leichtigkeit der Darstellung und Wohllaut der Sprache auszeichnen, behandeln meist Stoffe der Märchenwelt oder der Sage, die er mit eben so viel Freiheit als Meisterschaft behandelte. Dies geht schon daraus hervor, daß die höhere Idee, die in jenen Märchen liegt, aus seiner Darstellung anschaulich zum Bewußtsein gelangt, ohne daß der Dichter die Absicht zu haben scheint, und vielleicht auch nicht einmal die Absicht hat, dieselbe hervortreten zu lassen; eine solche Absicht läßt sich mit Bestimmtheit nur beim „Schach Lolo" nachweisen, in welchem er das Bild eines gewöhnlichen Herrschers aufstellte, der bei den besten Absichten durch Schwäche und Eitelkeit zur Tyrannei gedrängt wird, der er gewöhnlich selbst zum Opfer fällt; und eben so spricht der Dichter selbst in der „Wassertaufe" ziemlich deutlich aus, daß Gelübde ohnmächtig seien, wenn sie nicht eine tiefere persönliche Begründung haben. Hat sich der Dichter bei diesen zwei Erzählungen durch die erwähnten Gedanken leiten lassen, so gibt er sich in den übrigen dagegen dem Stoffe ganz hin, den er nur nach rein künstlerischen Zwecken behandelt. Unter diesen zeichnet sich „Geron der Adeliche" durch die ernste, durchaus würdige Haltung aus, welcher auch die strengere Form (reimlose fünffüßige Jamben) entspricht; der Dichter ist von dem großartigen Sinne des Helden, dessen Treue bei der mächtigen Versuchung zwar einen Augenblick schwanken, aber nicht fallen konnte, so tief durchdrungen, daß die schalkhafte Laune, die seine übrigen Dichtungen belebt, hier gänzlich zurücktritt, wogegen sie sich in „Sixt und Klärchen" oft zur unrechten Zeit vordrängt, weshalb das übrigens schöne Gedicht, in welchem die Leiden einer heimlichen, hoffnungslosen Liebe mit warmen kräftigen Farben dargestellt werden, keinen reinen Eindruck hinterläßt. Zu den köstlichsten Erzählungen, welche überhaupt die deutsche Literatur nachzuweisen hat, gehören „das Wintermärchen" und „das Sommermärchen", jenes nach einer orientalischen, dieses nach einer französischen Quelle und beide ihren ursprünglichen Charakter in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit bewahrend. Seltsam, voll wunderlicher Zaubereien, düster und leidenschaftlich, läßt das „Wintermärchen" den Menschen als einen Spielball höherer Gewalten er-

scheinen, während er sich im „Sommermärchen" diese Gewalten durch seine Thatkraft unterwirft und er im Bewußtsein seiner Ueberlegenheit heiter und scherzend den Kampf mit den wildesten Ausgeburten der Zauberei unternimmt und durchführt, daher die Darstellung heiter, leicht, anmuthig und einfach naiv ist, während sie im „Wintermärchen" im Ganzen den Charakter des Umheimlichen trägt, was auch im Grunde bei „Hann und Gülpenhöh", diesem orientalischen Gegenstück zur „Wittwe von Ephesus", der Fall ist. Wieder ganz eigenthümlich ist der einer italienischen Quelle entnommene „Pervonte", von dem wir schon bei einer andern Gelegenheit (t. 364) gesprochen haben; es verbindet diese Erzählung den tiefsten Ernst mit dem schalkhaftesten Muthwillen, und zeigt, wie auch der „Vogelsang", des Dichters Meisterschaft in der poetischen Ausführung der einzelnen Situationen. In der Mitte zwischen einfacher Erzählung und dem eigentlichen Epos stehen die beiden vortrefflichen Gedichte „Gandelin, oder Liebe und Liebe" (1776) und „Klelia und Sinibald" (1784), in denen der Dichter vorzüglich durch geistreiche Verknüpfung von abenteuerlichen und unerwarteten Begebenheiten zu wirken sucht.

Wir haben endlich noch sein größtes und vollendetstes Werk, den „Oberon", zu betrachten, von dem Göthe (in einem Briefe an Lavater) das oft wiederholte Wort sagte: „So lange Poesie Poesie, Gold Gold und Crystall Crystall bleibt, wird es als Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden." Der Dichter schöpfte seinen Stoff in einem in der französischen Bibliothek der Romane gegebenen Auszug aus dem altfranzösischen Prosaromane „Hüon von Bordeaux", behandelte ihn aber mit großer und ächt künstlerischer Freiheit. Wir theilen den Inhalt des Gedichts in kurzen Zügen mit.

(1. Gesang.) Hüon befindet sich auf einem Zug nach Bagdad; in einer Wildniß trifft er auf einen Einsiedler, der, wie sich bald ergibt, früher Knappe Sigewins, Herzogs von Guienne, des Vaters unsers Helden, war. Diesem berichtet Hüon, was ihn nach Bagdad führe. Er hatte nämlich den bösartigen Scharlot, den Sohn Kaiser Karls, erschlagen, der ihn und seinen Bruder vermummt angefallen hatte; darüber erzürnt, habe ihn Kaiser Karl zum Tode verdammen wollen, doch von den Paladinen bedrängt ihn endlich unter der Bedingung begnadigt, daß er nach Babylon (welches oft für Bagdad steht) ziehe, dort in den Festsaal des Kalifen eindringe, demjenigen, der ihm zur Rechten sitze, den Kopf abschlage, die Tochter des Kalifen für seine Verlobte erkläre und zur Besiegelung des Bundes öffentlich küsse, und endlich sich von dem Kalifen vier Backenzähne und eine Handvoll Barthaare zum Geschenk für den Kaiser erbitte. Scheraemin, der Einsiedler, erbietet sich, den jungen Helden zu begleiten. — (2. Gesang.) Auf ihrem Zuge gelangen sie in einen Zauberwald, in welchem ihnen ein Knabe auf einem von Leoparden gezogenen Wagen erscheint; es ist Oberon, der Elfenkönig. Von Angst ergriffen, flieht Scheraemin; er faßt das Roß seines Herrn und reißt es unaufhaltsam mit sich fort; erst in einem Nonnenkloster wagt er anzuhalten, in dessen Hof zugleich mit den Nonnen die Mönche eines benachbarten Klosters vor dem Gewitter Schutz gesucht hatten, welches der Elfenkönig erregt hatte. Plötzlich steht dieser in ihrer Mitte; er setzt ein Horn von Elfenbein an den Mund, und wie sich die Töne hören lassen, werden Alle, mit Ausnahme Hüons, von einer wilden Tanzwuth ergriffen. Oberon aber beruhigt den jungen Helden, versichert ihn seines Schutzes und gibt ihm zum Zeichen desselben das Wunderhorn und einen goldenen Becher. Wenn er dem Horn, sagt er, einen sanften Ton entlocke, so würden alle, die ihm feindlich gesinnt seien, tanzen müssen, wenn er es dagegen mit Macht erschallen lasse, so würde ihm Oberon erscheinen, wo er sich auch befinden möge. Der Becher aber habe die Zauberkraft, daß er sich stets mit dem edelsten Wein fülle, wenn ihn ein Biedermann an die Lippen bringe, doch wenn ihn ein Schalk ergreife, versiege er und werde glühend. Hierauf verschwand Oberon und die Beiden setzten ihre Reise fort. — (3. Gesang.) Am fünften Tage gelangen sie zum Elfenthurm des Riesen Angulaffer, der vor Kurzem die Braut des Prinzen von Libanon geraubt hatte. Hüon dringt in den Thurm, entreißt dem schlafenden Riesen einen Zauberring, wodurch er, ohne es zu wissen, zum Herrn der Geister wird, worauf er ihn weckt, im Zweikampfe tödtet und außer der Braut des Prinzen noch fünfzig Jungfrauen befreit. In der Nacht sieht Hüon im Traum ein wunderbar schönes Weib, deren Bild ihm von nun an stets vor der Seele schwebt. — (4. Gesang.) Scheraemin, welchem Hüon seinen Traum erzählt, überredet ihn, daß der Traum von Oberon gesendet und daß die schöne Dame wohl in Bagdad zu finden sei. Als sie gegen Mittag in einen Wald kommen, erblicken sie einen Sarazenen im Kampf mit einem Löwen; Hüon tödtet das mächtige Thier, bietet sodann dem Verwundeten seinen Becher an, aber dieser wird grimmend, und als nun der Sarazene zu lästern beginnt, will ihn Hüon mit dem Schwerte bekehren, aber dieser schwingt sich auf dessen Roß und entflieht. Am Abend erreichen die Abenteurer die mächtige Stadt Babylon, wo ihnen ein altes Mütterchen ein Nachtlager anbietet. Diese erzählt ihnen, daß Rezia, des Sultans Tochter, am folgenden Tag mit Babekan, dem Fürsten der Drusen, vermählt werden solle, den sie jedoch aus tiefster Seele verabscheue, besonders seit sie im Traum einen schönen Ritter mit blauem Auge und blondem Haar gesehen habe, der seitdem alle ihre Gedanken beschäftige. Seiner Ritterpflicht bewußt und einen Zusammenhang mit seinem Traum ahnend, erklärt Hüon, daß er die schöne Rezia in seinen Schutz nehmen wolle. — (5. Gesang.) Nach schlaflos zugebrachter Nacht am Morgen entschlummernd, sieht Rezia den schönen Jüngling nochmals im Traume, und wie sie über diese wiederholte Erscheinung nachsinnt, stürzt ihre Amme Fatme mit dem freudigen Ausruf zu ihr: „Der Ritter ist gefunden!" Fatme war nämlich die Tochter jenes Mütterchens, welches den Ritter beherbergt hatte. Durch diese Nachricht ermuthigt, schmückt sie sich zum Fest. Hüon hatte am Morgen einen morgenländischen Anzug vor seinem Lager gefunden; ein prächtiges Roß steht vor der Thüre, zwei schöne Knaben halten den Zügel und führen ihn in die Burg. Er tritt in den Saal; in dem Emir, der an der Rechten des Kalifen sitzt, erkennt er den Sarazenen mit dem Löwen; ohne sich lange zu bedenken, schlägt er ihm den Kopf ab: es war Babekan. Während des Aufruhrs, der dadurch entsteht, erblickt er Rezia und sie ihn; beide erkennen

Digitized by Google

die Bilder ihrer Träume, da eilt Hüon auf sie zu, küßt sie, steckt ihr den Zauberring an den Finger und erklärt sie für seine Braut. Nun aber erheben sich hundert Klingen gegen ihn, denen er trotz seiner Tapferkeit erlegen wäre, wenn er nicht im gefährlichsten Augenblick seine Zuflucht zum Horn genommen hätte. Kaum hat er es an die Lippen gesetzt, als Alles zu tanzen beginnt. Noch blieb aber das Schwerste übrig. Sobald die Macht des Horns nachläßt, übergibt Hüon die Geliebte dem Schutze des treuen Scherasmin, welchem er auch das Horn anvertraut, näheri sich dem Kalifen und bittet ihn um das Geschenk für seinen Kaiser. Der Sultan geräth hierüber in unbeschreibliche Wuth; Alles dringt von Neuem auf den Ritter ein, und Scherasmin, der die Gefahr sieht, stößt mit solcher Macht in das Horn, daß die Burg erbebt und die Heiden sämmtlich in Schlaf fallen. Oberon erscheint; auf seine Frage, ob Rezia Vater und Thron aufgeben wolle, um dem Jüngling zu folgen, gibt sie schweigend ihren Willen zu erkennen; Oberon überläßt den Liebenden seinen Zauberwagen, welchen sie mit Scherasmin und Fatme besteigen. — (6. Gesang.) Am folgenden Morgen hält der Wagen nicht weit von Askalons Strande an; Oberon erscheint, übergibt dem Hüon ein Kästchen mit des Kalifen Zähnen, Barthaaren, die seine Geister jenem während seines Schlafs genommen hatten. Ein Schiff ist bereit, die Liebenden in die Heimat zu bringen; doch sollen sie zuerst nach Rom und sich so lange als Geschwister betrachten, bis der Pabst ihren Bund gesegnet habe, widrigenfalls ihnen Oberon seinen Schutz entziehen müßte. Sie schiffen sich ein; Hüon unterrichtet die Geliebte im Christenthum, und ein Mönch tauft sie unter dem Namen Amande. Aber die Leidenschaft der Liebenden wird täglich glühender und Scherasmin hat alle Mühe, sie in den vorgeschriebenen Schranken zu halten. Er erinnert sie an Oberons Drohung, und erzählt ihnen Märchen, um sie zu zerstreuen, unter Andern die Geschichte von dem blinden Gangolf, der, von seiner Frau Rosette getäuscht, in demselben Augenblick durch Oberon das Licht der Augen wieder erhielt, als sie ihrem Buhlen in den Armen lag. Da habe Titania, Oberons Gemahlin, den Buhlen in einen Nebel gehüllt, wodurch es Rosetten gelungen sei, ihren Gatten zu überreden, daß sie unschuldig sei; Oberon aber habe, darüber empört, geschworen, sich von Titania zu trennen und sich erst dann wieder mit ihr zu versöhnen, wenn sich ein getreues Paar finde, das entschlossen sei, eher den Flammentod zu wählen, als selbst einem Thron zu Liebe ungetreu zu werden. — (7. Gesang.) Endlich war das Schiff in Levante angelangt; Hüon, dem Scherasmins Warnungen lästig zu werden anfingen, sendet denselben mit dem Kästchen nach Paris, er selbst schifft sich mit Rezia nach Rom ein. Aber es geschieht nun, was Scherasmin befürchtet hatte. Während sich die Liebenden ihrer Leidenschaft überlassen, bricht ein furchtbarer Sturm los, und als sie wieder zu sich kommen, ist Horn und Becher verschwunden; sie erkennen zu spät, daß Oberon sich von ihnen abgewendet habe. Weil das Schiffsvolk des Glaubens ist, es habe irgend einer auf dem Schiffe Gottes Zorn auf sich geladen, soll das Loos entscheiden, wer zur Sühnung sterben solle. Hüon zieht das Todesloos, und da bei stets wachsendem Sturm das Schiffsvolk seinen Tod verlangt, stürzt sich Rezia mit ihm in das Meer, worauf das Gewitter sich legt und das Schiff mit günstigem Winde weiter segelt. Der Zauberring läßt die Liebenden nicht sinken und sie werden an eine Insel getragen. Aber diese ist öd und wild, und sie sind dem größten Elend Preis gegeben, doch kommt keine Klage über Rezia's Lippen; sie würde auch jetzt ohne Hüon nicht zur frühern Herrlichkeit zurückkehren. — (8. Gesang.) Hüon hatte ohne Rezia's Wissen ein wildes Gebirg, welches die Insel durchschnitt, überstiegen und war in eine paradiesische Gegend gelangt, in welcher ein weiser Einsiedler lebte; Hüon holt die Geliebte auf einem näheren Pfade herbei und die Liebenden finden bei dem edlen Greis Hülfe und Trost. So geht ihnen der Winter heiter vorüber. Es nahte sich aber Rezia's Entbindung; in dieser schweren Stunde steht ihr Titania bei, die sich seit ihrer Trennung von Oberon in das wilde Eiland zurückgezogen und den Theil, in welchem der Einsiedler Alfonso wohnte, in einen lieblichen Garten umgeschaffen hatte. Sie nimmt sich Amande's um so mehr an, als sie in den Liebenden das Paar zu finden hofft, dessen Treue den von Oberon ausgesprochenen Fluch vernichten soll. — (9. Gesang.) Fatme war unterdessen durch einen Sturm nach Tunis verschlagen und an des Sultans Gärtner als Sklavin verkauft worden. Dort trifft sie nach zwei Jahren der getreue Scherasmin, der von Paris aus, wo er nach reiflicher Ueberlegung das Kästchen nicht abgegeben hatte, seinen Herrn zuerst in Rom und dann durch viele Länder aufgesucht hatte. Hüon und Rezia, die einen schönen Knaben geboren hatten, leben still und heiter bei Alfonso bis zu dessen Tod. Nun aber beginnen neue, schwere Prüfungen. Mit dem Tode des Frommen war die Insel wieder öd und wild geworden; Titania, welche das kommende Unglück vorausah, hatte den Knaben geraubt. Die trostlosen Eltern suchen ihn vergebens; Rezia fällt Seeräubern in die Hände; auf ihr Jammergeschrei eilt Hüon zur Hülfe, wird aber trotz seines Muthes übermannt und an einen Baum gebunden, hilflos zurückgelassen, worauf die Räuber mit Amande nach Tunis segeln. Titania findet den Zauberring, der sich Amandens Finger abgestreift hatte, während sie mit den Räubern rang, auf dem Strande; sie erblickte darin die Vorbedeutung, daß ihre Versöhnung mit Oberon bevorstehe, denn es ist derselbe Ring, den sie ihm einst bei der Trauung gegeben. — (10. Gesang.) Oberon erbarmt sich endlich des unglücklichen Hüon, ein Sylphe löst dessen Bande, und trägt ihn durch die Lüfte nach Tunis, wo er Scherasmin und Fatme trifft und in die Dienste des Gärtners tritt. Um die nämliche Zeit war eine Barke in der Nähe von Tunis untergegangen; nur eine einzige Frau hatte sich durch Schwimmen gerettet und war von dem Sultan Almansor und seiner geliebten Almansaris freundlich aufgenommen worden. Als Hüon und die Seinigen davon hörten, zweifelten sie nicht daran, daß es Rezia sei. — (11. Gesang.) Hüon hofft, der Geliebten im Garten zu begegnen, in welchem er, ob es gleich bei Todesstrafe verboten war, mehrere Nächte verweilte. Einst begegnet er der schönen Almansaris, die bei dem Anblick des Ritters von glühender Liebe erfaßt wird; sie läßt ihn eines Nachts zu sich führen, aber Hüon, der seine Rezia zu finden gehofft hatte, bleibt trotz aller Versuchungen der Geliebten getreu. — (12. Gesang.) Almansaris macht noch einen Ver-

ſuch, den ſpröden Ritter zu beſiegen; er erhält den Befehl, eine Grotte mit Blumen zu ſchmücken, und als er hinkommt, findet er jene auf einem Ruhebett; er will fliehen, ſie hält ihn auf, und als er voll Verzweiflung Rezia und Oberon zu Hülfe ruft, erſcheint Almanſor. Almanſaris klagt, ſchnell gefaßt, den Ritter an, als ob er ihr Schändliches zugemuthet, der Sultan verdammt ihn zum Feuertod und läßt ihn unterdeſſen in einen finſtern Kerker werfen. In der Nacht kommt Almanſaris und verſpricht ihm Hand und Thron, aber Hüon will lieber des grauſamen Todes ſterben, als untreu werden. Rezia hatte ihrerſeits die Liebe des Sultans gewonnen; als ſie nun von Fatme, welcher es gelungen war, zu ihr zu dringen, Hüons Schickſal erfährt, eilt ſie zu Almanſor und bittet um des Gärtners Leben, der ihr Gatte ſei; Almanſor will ihm Gnade gewähren, wenn Rezia ſich entſchließt, ſeine Gemahlin zu werden; doch will ſie lieber ſelbſt ſterben. Im höchſten Zorn gebietet Almanſor, Beide zum Feuertode zu führen. Schon ſtehen ſie gebunden auf dem Scheiterhaufen, ſchon wird dieſer angezündet, als unter Donner und Erdbeben die Stricke, welche die Liebenden gebunden hielten, plötzlich herabfallen und das Horn an Hüons Halſe hängt. Er bläſt, und ganz Tunis wird von Tanzwuth befallen; inzwiſchen kommt der Zauberwagen, welchen ſie mit Scherasmin und Fatme beſteigen. Bald gelangen ſie zu einem wunderbarſchönen Palaſt, aus welchem ihnen Oberon, jetzt ein ſchöner Jüngling, mit dem Geiſterring an der Hand entgegenkommt; ihm zur Seite ſteht Titania, auf deren Wink ein Elfe ein wunderſchönes Knäblein bringt, welches die Elfenkönigin der Rezia in die Arme legt. Nun treten ſie in den Palaſt; die Herrlichkeiten, die ſie dort geſehen, verloren ſich in einen Traum, und als ſie erwachten, fanden ſie ſich vor Paris. Es findet gerade ein Turnier Statt; der Sieger ſoll Hüons Erbe erhalten. Dieſer wird auf ſeine Verſicherung, daß er ein Franke ſei, zum Kampf zugelaſſen; er bleibt Sieger, worauf er mit Rezia in das Schloß geht, dem Kaiſer das Käſtchen mit des Sultans Zähnen und Bart überreicht, und in Rezia deſſen Tochter und Erbin zeigt. Da erſtirbt der alte Groll in Karls Bruſt. „Er ſchüttelt liebevoll Des Helden Hand und ſpricht: „Nie fehl' es unſerm Reiche An einem Fürſtenſohn, der Dir an Tugend gleiche!"

Die Vortrefflichkeit der Compoſition leuchtet ſchon aus der kurzen Ueberſicht des Inhalts hervor, und es iſt Wielands „Oberon", was die künſtleriſche Anlage und Durchführung betrifft, in der That eines der vollendetſten Werke, welche die vaterländiſche Literatur aufzuweiſen hat. Alles geſchieht zur rechten Zeit und an der rechten Stelle, und ebendeshalb iſt der ganze Verlauf der Begebenheiten klar und überſichtlich, ſo mannigfaltig dieſelben auch ſind und ſo groß das Gewirre derſelben öfters zu ſein ſcheint. Es iſt Alles ſo kunſtvoll angeordnet, daß ſelbſt der lange Zwiſchenraum zwiſchen dem Beginn der Erzählung und dem Schluſſe derſelben vollkommen verſchwindet, und das Ganze in ſchneller Entwickelung vor uns vorüberzieht, ohne daß dennoch ein Widerſpruch zwiſchen der Fülle der Begebenheiten und dem raſchen Fortgange entſtünde. Zudem iſt jede, die unweſentlichſte, wie die wunderbarſte Begebenheit glücklich motivirt, ohne daß der Dichter beſonderes Gewicht darauf zu legen ſcheint, ſo daß Alles in dem ſchönſten Zuſammenhang ſteht und Alles trefflich in einandergreift. Göthe tadelt (in einem Geſpräche mit Eckermann), daß zur Herbeiſchaffung der Barthaare und Backenzähne ein Geiſt benutzt werde; es ſei dies nicht wohl erfunden, ſagt er, weil der Held ſich dabei ganz unthätig verhalte. Als Göthe, der früher gerade den fünften Geſang vorzüglich gelobt hatte (Wieland an Merk vom 1. Aug. 1779), dieſen Ausſpruch that, war ihm offenbar das Gedicht in ſeinem Zuſammenhange nicht vollkommen gegenwärtig, denn nur auf dem vom Dichter eingeſchlagenen Wege konnte das Widerliche und nicht bloß für den Leſer, ſondern vorzüglich für Rezia Verletzende umgangen werden. Wieland war ſelbſt mit der Compoſition des Gedichts ſo ſehr zufrieden, daß er ſeine Freude darüber ſogar öffentlich ausſprach. „Die Art", ſagt er im Vorberichte, „wie die Geſchichte von Oberons Zwiſt mit ſeiner Gemahlin Titania in die Geſchichte Hüons und Rezia's eingewebt worden, ſcheint mir die eigenthümlichſte Schönheit des Plans und der Compoſition dieſes Gedichts zu ſein. In der That iſt „Oberon" nicht aus zwei, ſondern, wenn man es genau nehmen will, aus drei Haupthandlungen zuſammengeſetzt, nämlich aus dem Abenteuer, welches Hüon auf Befehl des Kaiſers zu beſtehen übernommen, der Geſchichte ſeiner Liebesverbindung mit Rezia und der Wiederausſöhnung der Titania mit Oberon; aber dieſe drei Haupthandlungen oder Fabeln ſind dergeſtalt in Einen Hauptknoten verſchlungen, daß keine ohne die andere beſtehen oder einen glücklichen Ausgang gewinnen konnte. Ohne Oberons Beiſtand würde Hüon Kaiſer Karls Auftrag unmöglich haben ausführen können; ohne ſeine Liebe zu Rezia und ohne die Hoffnung, welche Oberon auf die Treue und Standhaftigkeit der beiden Liebenden, als Werkzeugen ſeiner eigenen Wiedervereinigung mit Titania, gründet, würde dieſer Geiſterfürſt keine Urſache gehabt haben, einen ſo innigen Antheil an ihren Schickſalen zu nehmen. Aus dieſer auf wechſelſeitige Unentbehrlichkeit gegründeten Verwebung ihres verſchiedenen Intereſſe entſteht eine Art von Einheit, die meines Erachtens das Verdienſt der Neuheit hat." Er hätte noch hinzufügen können, daß er durch dieſe Behandlungsweiſe die Klippe glücklich beſiegt habe, an welcher gerade die epiſchen Dichter ſeiner Zeit ſcheiterten (und wie viele andere außer ihnen!). Dadurch nämlich, daß der Dichter die Geſchichte Oberons, ſeines Zwiſtes und ſeiner Verſöhnung mit Titania eingewebt hat, daß er dieſe Wiedervereinigung von dem Charakter Hüons abhängig gemacht hat, iſt der Geiſterkönig nicht mehr eine bloße Maſchine, die dem Dichter aus der Verlegenheit helfen ſoll, wenn ſich ihm kein menſchliches Mittel mehr darbietet, die Begebenheit fortzuführen; er iſt vielmehr, und mit ihm alles Wunderbare, welches ſich nach und nach begibt, ein nothwendiges Glied des Ganzen, ja Oberon iſt mit ſeiner Zaubermacht nicht einmal das vorzugsweiſe bewegende Princip, durch deſſen Einwirkung die Begebenheit zu ihrem Ausgang geführt wird, vielmehr iſt dieſer ganz allein zuerſt von der Selbſtbeherrſchung, dann von der Treue der beiden Liebenden bedingt. Die Gewalt Oberons iſt davon abhängig: ſie wird ohnmächtig, ſobald „Hüons Herz durch Schwäche ſich entehrt" (2. Geſ. 51. Str.) und erſt nachdem er für dieſe Schwäche durch furchtbare Leiden gebüßt, ohne zu unterliegen, erſt nachdem die beiden Liebenden bewieſen haben, daß

Digitized by Google

ihre Treue weder durch die glänzendsten Versprechungen, noch durch die Erwartung des grausamsten Todes gebrochen werden könne, erst dann vermag Oberon wieder seine Zaubermacht anzuwenden. So ist das Wunderbare in der That untergeordnet; es ist nur ein glücklich ausgewähltes Mittel, um die Nebenumstände der Begebenheit weiter zu führen und zugleich dem Ganzen den romantischen Charakter zu geben, welcher dem Stoffe wesentlich entspricht.

Wie die Anlage und Anordnung des Stoffs, so ist auch die Ausführung meisterhaft, es zeigt sich das eigenthümliche Talent Wielands hierin auf seiner größten Höhe. Nur in der Zeichnung der Charaktere steht er in so fern tiefer, als andere Dichter, als er, wie schon früher bemerkt, seine Personen nicht zu bestimmten Individuen gestaltet, sondern durch sie und in ihnen mehr eine ganze Gattung von Charakteren darstellt (nur der ehrliche Scherasmin und dann auch Fatmes alte Mutter sind vollkommen individuell gehalten); aber in diesem beschränkteren Sinne ist er ganz unübertrefflich, und insbesondere gelingt ihm die Schilderung einzelner Situationen in bewundernswürdiger Weise. Wenn er auch manchmal sagt (und dies sind Stellen, die wir aus dem Gedichte entfernt wünschten), es sei unmöglich, dies oder jenes Gefühl auszusprechen, diesen oder jenen Zustand zu schildern; er hat hundertfach bewiesen, daß ihm in dieser Beziehung auch das Schwerste nicht unmöglich sei; er kennt die geheimsten Falten des menschlichen Herzens und weiß die tiefsten Empfindungen mit der lebendigsten Klarheit zur Anschauung zu bringen. Wie wunderbar schön ist, um nur Eines zu erwähnen, die Seligkeit der Liebe geschildert, als Hüon und Rezia das Glück, sich gefunden zu haben und auf ewig vereinigt zu sein, zum erstenmale ungestört in seiner ganzen Kraft empfinden (5, 82 ff.). Der Dichter ist gleich unübertrefflich in der Schilderung heiterer und ernster Zustände, und beurkundet nach beiden Seiten hin die bewundernswürdigste Mäßigung: nie wird der Scherz zur Posse, nie das Schreckliche widerlich, stets weiß er die Linie des Schönen zu treffen. Und dabei entwickelt er einen ungewöhnlichen Reichthum an Erfindung und Ausdruck. So läßt er uns dreimal die Zauberkraft des Horns sehen; aber wie verschieden sind die Gemälde, die er vor unsern Augen entrollt, wenn er die Mönche mit den Nonnen (2, 37 ff.), oder den Kalifen mit seinem Hof (5, 46 ff.), oder das Volk von Tunis (12, 62 ff.) tanzen läßt. Es ließe sich die vollständigste Sammlung von musterhaften Gemälden der mannigfaltigsten Art aus dem „Oberon" veranstalten, wie sie kaum aus einem andern Dichter geschöpft werden könnte. Nicht weniger vortrefflich ist die Sprache des Gedichts, welche der Dichter mit seltener Kraft beherrscht; die Darstellung ist durchgehends lebhaft, reich und frisch, und erhält bei der großen Mannigfaltigkeit, in der sie sich bewegt, durch die überall durchleuchtende heitere Gemüthlichkeit des Dichters eine wohlthuende Einheit. Die Strophe, in welcher Wieland den „Oberon" gedichtet hat, ist nur darin mit der italienischen Stanze verwandt, daß sie, wie diese, aus acht Verszeilen besteht; im Uebrigen hat sich der Dichter die größte Freiheit erlaubt, und eine neue Strophenform geschaffen, die seither den Namen der Wielandischen Stanze erhalten hat. Sie hat freilich die hohe Schönheit der italienischen Stanze nicht, die vornämlich in ihrem trefflichen Ebenmaße beruht; aber wenn man auch bedauern darf, daß er die Nachbildung dieser schönen Form für unmöglich hielt, da sein Gedicht in derselben gewiß noch bedeutend gewonnen hätte, so kann man dagegen nicht läugnen, daß er die von ihm gewählte Form mit großem Glück behandelt und sie zu dem gemacht hat, wozu er sie machen wollte, zu einer Form, welche durch ihren mannigfachen Wechsel auch die Mannigfaltigkeit des Inhalts und der Gemüthsstimmungen angemessen darstellt.

Aus dem „Oberon".

Fünfter Gesang.

1. Auch dich, o Rezia, hob auf deinen weichen Schwanen
Der süße Schlaf. Du sahst in Klippen dich
Verfangen, woraus dir einen Pfad zu bahnen
Unmöglich schien. Verbannt und fürchterlich
Ist dir das festliche Roth am morgendämmernden Himmel,
Verbannt der Tag, der dich an Hymens Altar winkt.
Lang' wälzt sie seufzend sich um, bis endlich, vom innern Getümmel
Der Seele betäubt, ihr Haupt herab zum Busen sinkt.

2. Sie schlummert ein, und, ihren Muth zu stützen,
Webt Oberon ein neues Traumgesicht
Vor ihre Stirn. Sie glaubt, bey Mondeslicht,
In einer Laube der Gärten des Harems zu sitzen,
In Fantasieen der Liebe versenkt.
Ein süßes Weh, ein lieblich banges Sehnen
Hebt ihre Brust, ihre Auge schwimmt in Thränen,
Indem sie hoffnungslos an ihren Jüngling denkt.

3. Die Unruh treibt sie auf. Sie läuft mit hastigen Schritten
Und suchendem Blick durch Busch und Blumengefild,
Eilt athemlos zu allen grünen Hütten,
In alten Grotten hin: ihr Auge, zärtlich wild
Und thränenvoll, scheint das geliebte Bild
Von allen Wesen zu erbitten.
Oft steht sie ängstlich still, und lauscht,
Wenn nur ein Schatten wankt, nur eine Pappel rauscht.

4. Zuletzt, indem sie sich nach einer Stelle wendet,
Wo durch der Büsche Nacht ein heller Mondschein bricht,
Glaubt sie — o Wonne! wenn kein falsches Schattenlicht
Ihr gern betrognes Auge blendet —
Zu sehen, was sie sucht. Sie sieht und wird gesehn;
Sein Feuerblick begegnet ihren Blicken.
Sie eilt ihm zu, und bleibt in schauerndem Entzücken,
Wie zwischen Scham und Liebe, zweifelnd stehn.

5. Mit offnen Armen fliegt er ihr entgegen.
Sie will entfliehn, und kann die Kniee nicht bewegen.
Mit Müh verbirgt sie noch sich hinter einen Baum,
Und in der süßen Angst zerplatzt der schöne Traum.
Wie gerne hätte sie zurück ihn rufen mögen!
Sie zürnt sich selbst und dem verhaßten Baum,
Vergebens suchet sie sich wieder einzuwiegen,
Ihm nachzusinnen bleibt ihr einziges Vergnügen.

6. Die Sonne hatte bald den dritten Theil vollbracht
Von ihrem Lauf, und immer war's noch Nacht
Bey Rezia, so groß war ihr Ergetzen,
Den angenehmen Traum noch wachend fortzusetzen.
Doch da sie gar zu lang' kein Lebenszeichen giebt,
Naht endlich Fatme sich dem goldnen Bette, schiebt
Den Vorhang weg, und findet mit Erstaunen
Die Dame wach, und in der besten aller Launen.

7. „Ich hab' ihn wieder gesehn, o Fatme, wünsche mir Glück,"
Ruft Rezia, „ich hab' ihn wieder gesehn!" —
„Das wäre!" spricht die Amm', und sucht mit schlauem Blick
Herum, als dächte sie den Vogel auszuspähen.
Das Fräulein lacht. „Ey, ey, wie ist dein Witz so dick!
Man dächte doch, das sollte sich verstehen!
Ich sah ihn freylich nur im Traum, allein
Er muß gewiß hier in der Nähe seyn."

8. „Mir ahnt's, er ist nicht fern, und sprich mir nichts dagegen,
Wenn du mich liebst!" — „So schweig' ich!" — „Und warum?
Was wäre dann am Ende so verwegen

An meiner Hoffnung? Speich! wie sollt' ich sie nicht hegen?"
Die Amme seufzt und bleibt noch immer stumm.
„Was übersteigt der Liebe Allvermögen?
Der Löwenbändiger, der mich beschützt, ist sie:
Und retten wird sie mich, beqreif' ich gleich nicht wie.

9. „Du schweigst? du seufzest? Ach! zu wohl nur, gute Amme,
Versteh' ich, was dein Schweigen mir verhehlt!
Du hoffest nichts für meine Flamme!
Ich selbst, ich hoffe nur, weil deiner Trost mir fehlt.
Die Stunde naht; schon klirren meine Ketten,
Und mein Verderben ist gewiß;
Ein Wunder nur, o Fatme, kann mich retten,
Ein Wunder nur! wo nicht — so kann es dieß!"

10. Bey diesem Worte zieht mit feur'gem Blicke
Sie aus dem Busen einen Dolch hervor
„Siehst du? Dieß macht mir Muth! dieß hebt mich so empor!
Mit diesem hoff' ich alles vom Geschicke!"
Die Amme schwankt an ihren Stuhl zurücke,
Wird leichenblaß, und zittert wie ein Rohr.
„Ach! ist dieß alles, so erbarme
Sich Gott!" — ruft sie, und weint und ringt die Arme.

11. Das Fräulein drückt die Hand ihr auf den Mund:
„Still," spricht sie, „fasse dich!" und steckt in ihren Busen
Den Dolch zurück. „Du weißt, im weiten Erdenrund
Ist nichts mir so verhaßt, als dieser Fürst der Drusen.
Eh' Der mich haben soll, eh' soll ein giftiges Molch
In meine Brust die scharfen Zähne schlagen!
Kommt mein Geliebter nicht, den Raub ihm abzujagen,
Was bleibt mir übrig als mein Dolch?"

12. Kaum hatte sie die Worte ausgesprochen,
So hört man am Tapetenthürchen pochen,
Das aus dem Schlafgemach in Fatmens Kammee führt.
Sie geht, und kommt nach einer kleinen Weile
So schnell zurück, daß sie vor lauter Eile
Und Freudetrunkenheit den Athem fast verliert.
„Nun sind wir aller Noth entbunden!
Triumf, Prinzessin! Triumf! Der Ritter ist gefunden!"

13. Im Nachtgewand, das wie ein Nebel kaum
Den schönen Leib umwallt, fährt jene aus den Laken
Und fällt entzückt der Amme um den Nacken:
„Gefunden? Wo? wo ist er? O mein Traum,
So sagst du nicht?" — Die Amme, selbst vor Freuden
Ganz außer sich, hat kaum noch so viel Sinn,
Die wonnetaumelnde halb nackte Träumerin
In großer Eil' ein wenig anzukleiden.

14. Herein gerufen wird sodann
Die Alte, selbst ihr Mährchen zu erzählen.
Die gute Mutter fängt beym Ey die Sache an,
Und läßt es nicht am kleinsten Umstand fehlen,
Kein Zug, kein Wort, das ihrem Gast entrann,
Wird im Gemählde weggelassen.
„Er ist's, er ist's! wir haben unsern Mann."
Ruft Fatme aus; „es kann nicht besser passen!"

15. Die Alte wird von neuem ausgefragt,
Muß drey- und viermahl wiederholen,
Was er gethan, gesagt und nicht gesagt,
Muß immer wieder ihn vom Haupt bis zu den Sohlen
Abschildern, Zug für Zug — wie gelb und lang sein Haar,
Wie groß und blau sein schönes Augenpaar;
Und immer ist noch etwas nachzuholen,
Das in der Eil' ihr ausgefallen war.

16. Indeß sich so um zwanzig Jahre jünger
Die Alte schwatzt, entspinnt der hohe Lockenbau
Der schönen Braut sich unter Fatmens Finger.
Mit Perlen, glänzender als Thau,
Wird schneckengleich ihr schwarzes Haar durchflochten,
Ohr, Hals und Gürtel schmückt so schimmerndes Gestein,
Daß ihren Glanz im Sonnenschein
Die Augen kaum ertragen mochten.

17. Vollendet stellt nunmehr, von ihrer Nymfenschaar
Zum Fest geschmückt und bräutlich ungekleidet,
Gleich einer Sonne sich die Königstochter dar,
Und lieblich wie ein Reh, das unter Rosen weidet,
Kein Auge sah sie ungeblendet an,
Wiewohl sie jetzt nur Mädchenaugen sahn;
Nur sie allein schien nichts davon zu wissen,
Wie neben ihr die Sterne schwinden müssen.

18. Das Feuer, das aus ihren Augen strahlt,
Die Ungeduld, das lauschende Verlangen,
Das ihre Lippen schwellt und ihre zarten Wangen
Mit ungewohntem Purpur mahlt,
Setzt ihre Jungfrau'n in Erstaunen.
„Ist dieß die widerspenst'ge Braut
(Beginnen sie einander zuzuraunen)
Der gestern noch so sehr vor diesem Tag gegraut?"

19. Indessen sammeln sich die Emirn und Wessire,
Geschmückt zum Fest, im stolzen Hochzeitsaal.
Gerüstet steht das königliche Mahl,
Und bey Trompetenklang tritt aus der goldnen Thüre
Des heiligen Pallasts, von Sklaven aller Art
Umflossen, der Kalif mit seinem grauen Bart.
Der Teufelsfürst, noch etwas blaß von Wangen,
Kommt stattlich hinter ihm als Bräutigam gegangen.

20. Und gegenüber thut die Thür von Elfenbein
Sich aus dem Harem auf, und, schöner als die Frauen
In Mahoms Paradies, tritt auch die Braut herein.
Ein Schleier zwar, gleich einem silbergrauen
Gewölke, wehrt dem Engelsangesicht
Den vollen Glanz allblendend zu enthüllen;
Und dennoch scheint ein überirdisch Licht
Bey ihrem Eintritt stracks den ganzen Saal zu füllen.

21. Dem Drusen schwillt und sinket wechselsweis
Sein Herz, indem sein Aug' an ihren Reizen hanget;
Er sucht im übrigen, was er zu sehn verlanget;
Allein, ein Blick, so kalt wie Alpeneis,
Ist alles, was er sieht. Doch, dem Bethörten schmeichelt
Die Eitelkeit, die Selbstbetrügerin.
Daß Rezia den sprechen Blick nur heuchelt:
O denkt er), all der Schnee schmilzt übee Nacht dahin!

22. Ob er zu viel gehofft, soll kein Geheimniß bleiben.
Doch, ohne jetzt unnöthig zu beschreiben,
Wie drauf, nachdem der Imam das Gebet
Gesprochen, man beym Schall der Pauken und der Zinken
Zur Tafel sich gesetzt, erst Seine Majestät,
Dann rechter Hand die Braut, der Bräutigam zur linken,
Und hundert Dinge, die von selber sich verstehn,
Ist's Zeit, auch wieder uns nach Hüon umzusehn.

23. Der hatte, wie ihr euch erinnert, seine Nacht
Von Ungeduld erhitzt, von Ahnungen umgaukelt,
Auf seiner Streue nicht viel sanfter zugebracht,
Als einer, den der Sturm in einem Mastkorb schaukelt.
Kaum aber hat dem Tag in seine goldne Bahn
Aurorens Rosenhand die Pforten aufgethan,
So senkt sich nebelgleich ein Dunst von Mohn und Flieder-
kind Lilienduft auf seine Augen nieder.

24. Er schlummert ein, und schläft in einem Zug
Noch immer fort, da schon des Sonnenwagens Flug
Den Himmel halb getheilt. Sein Alter ging indessen,
Um von der Burg die Lage auszuspähn,
Und zum Entführungswerk das nöthige vorzunehn;
Derweil um kleinen Herd zu ihrem Mittagsessen
Die gute Wirthin Anstalt macht,
Halb mürrisch, daß ihr Gast so lange nicht erwacht.

25. Sie schleicht zuletzt, um wieder durch die Spalten
Zu gucken, an die Thür, und trifft (zu gutem Glück
Für ihren Vorwitz) fast den ersten Augenblick,
Da Hüons Augen sich dem goldnen Tag entfalten.
Frisch, wie der junge May sich nun den Reihen stellt,
Wenn mit den Grazien die Nymfen Tänze halten,
Hebt sich mit halbem Leib empor der schöne Held,
Und rathet, was zuerst ihm in die Augen fällt?

26. Ein Kaftan, wie ihn nur die höchsten Emirn tragen,
Wenn sich der Hof zu einem Feste schmückt,
Auf goldbeblümtem Grund mit Perlen reich gestickt,
Liegt schimmernd vor ihm da, um einen Stuhl geschlagen;
Ein Turban drauf, als wie aus Schnee gewebt,
Und, um ihn her, den Emir zu vollenden,
Ein diamantner Gurt, an dem ein Säbel schwebt,
So reich, daß Scheid' und Griff ihm fast die Augen blenden.

27. Zum ganzen Putz, von Fuß zu Haupt,
Den Stiefelchen aus übergold'tem Leder
Bis zu dem Demantknopf der hohen Straußenfedee
Am Turban, mangelt nichts. Dee gute Ritter glaubt,
Ihm träume noch. Woher kann solcher Staat ihm kommen?
Die Alte steht erstaunt. „Das geht durch Zauberey!",
Ruft sie, „ich hätte doch sonst was davon vernommen!"
„Der Zwerg", spricht Scheeasmin, „ist ganz gewiß dabey!"

28. Der Ritter glaubt es auch, und denkt: „Durch all' die Heiden
Im Vorhof macht mir dieß zum Hochzeitssaale Bahn."
Und flugs ist Kaftan, Gurt, und alles umgethan;
Die Wirthin spudet sich, ihn recht herauszukleidern.
„Allein was fangen wir mit diesem Turban nun?
Das schöne gelbe Haar frin'wegrn abzuschneiden?
Nicht um die Welt! — Doch still! es geht ja wohl hinein,
Er scheint ja recht mit Fliß dazu gewölbt zu seyn!"

29. Heer Hüon stand nunmehr, bis auf die lilienglatte
Bartlose Wange, wie ein wahrer Sultan da.
Indem das Mütterchen ihn um und um besah
Und immer noch an ihm zu ruhen hatte,
Drauf, als der treue Schrasmin
Ihm was ins Ohr geraunt, beginnt er fortzugehn,
Reicht einen Beutel Gold der Wirthin freundlich hin,
„Und nun, lebt wohl, auf Wiedersehen!"

30. Nichts bald zu thun ist edler Geister Art,
Ein reich gezäumtes Roß steht vor der Thür der Alten,
Und neben ihm zwey Knaben, schön und zart,
In Silberstück, die ihm die goldnen Zügel halten.
Herr Hüon schwingt sich auf; die Knaben frisch voran,
Und führen ihn auf einem Seitenwege,
Am Steenr hin, durch blühende Gehäge,
Bis für der hohen Burg sich gegenüber sahn.

31. Schon ist er durch den ersten Hof gezogen,
Am zweyten streift er ab, und geht zum dritten ein,
Es scheint ein Hochzeitgast vom ersten Rang zu seyn,
Und überall von diesem Schein betrogen,
Macht ihm die Wache Platz. Er schreitet frey und stolz
Daher, und nähret sich dem Thor von Ebenholz.
Zwölf Mohren, Riesen gleich, stehn mit gezücktem Eisen,
Die Unberechtigten vom Eingang abzuweisen.

32. Allein des Ritters Stolz und königlicher Blick
Drückt, wie er sich der hohen Pforte zeigt,
Die Säbelspitzen schnell zurück,
Die feenher sich entgegen ihm geneigt.
Die Flügel rauschen auf. Hoch schlägt sein Heldenherz,
Indem sie hinter ihm sich wieder wehend schließen,
Drauf führt ein Säulengang, an welchen Gäleen stießen,
Ihn noch zu einer Thür von übergold'tem Erz.

33. Ein großer Vorsaal war's, mit Sklaven aller Farben,
Kombabischen Geschlechts, erfüllt,
Die zwieg hier am Quell der Freude darben,
Und, da ein Mann, von Smirisglanz umhüllt,
In ihre hohlen Augen schwillt,
Mit Blicken, die in Knechtsgestalt erstarben,
Die Arme auf die Brust ins Kreuz gefaltet, stehn,
Und kaum so muthig sind ihm hintennach zu sehn.

34. Schon tönen Cymbeln, Trommeln, Pfeifen,
Gesang und Saitenspiel vom Hochzeitsaale her;
Schon nickt des Sultans Haupt von Weihrauch doppelt schwer,
Und freyer schon beginnt die Freude auszuschweifen;
Der Braut allein theilt sich die Lust nicht mit,
Die in des Bräut'gams Augen glüht:
Als, eben da sie starr auf ihren Teller sieht,
Herr Hüon in den Saal mit edler Freyheit tritt.

35. Er naht der Tafel sich, und alle Augenbrauen
Ziehn sich erstaunt empor, den Fremden anzuschauen.
Die schöne Rezia, die ihrer Träume denkt,
Hält auf den Teller noch den ernsten Blick gesenkt;
Auch der Kalif, den Becher just zu leeren
Beschäftigt, läßt sich nicht in seinem Opfer stören.
Nur Babekan, den seines nahen Falls
Kein guter Geist verwarnt, dreht seinen langen Hals.

36. Sogleich erkennt der Held den losen Mann von gestern,
Der sich vermaß, der Christen Gott zu lästern:
Er ist's, der links am goldnen Stuhle sitzt
Und seinen Nacken fruht der Straf entgegen bietet.
Rasch, wie des Himmels Flammen, blitzt
Der reiche Säbel auf, der Kopf des Heiden fliegt,
Und hoch aufbrausend überspritzt
Sein Blut den Tisch, und den, der ihm zur Seite liegt.

37. Wie der Gorgone furchtbar Haupt
In Perseus Faust den wild empörten Schaaren
Das Leben stracks durch seinen Anblick raubt;
Noch dampft die Königsburg, noch schwillt der Aufruhr, schnaubt
Die Mordlust ungezähmt im Busen der Barbarn;
Doch Perseus schüttelt kaum den Kopf mit Schlangenhaaren,
So starrt der Dolch in jeder blut'gen Hand,
Und jeder Mörder steht zum Felsen hingebannt:

38. So steckt auch hier, beym Anblick solcher kecken
Verrätherischen That, des frohen Bundes Lauf
In jedem Gast. Sie fahren allzuhauf,
Als sähn sie ein Gespenst, von ihren Sitzen auf
Und greifen nach dem Schwert. Allein, gelähmt vom Schrecken,
Erschlafft im Zirkel der Arm, und jedes Schwert bleibt stecken.
Ohnmächt'gen Grimm im starren Blick,
Sank sprachlos der Kalif in seinen Stuhl zurück,

39. Der Aufruhr, der den ganzen Saal empört,
Schreckt Rezien aus ihrer Träumerey:
Sie schaut bestürzt sich um, was dessen Ursach sey;
Und, wie sie sich nach Hüons Seite kehret,
Wie wird ihm, da er sie erblickt!
„Sie ist's, sie ist's!" ruft er, und läßt entzückt
Den blut'gen Stahl und seinen Turban fallen,
Und wird von ihr erkannt, wie seine Locken wallen.

40. „Er ist's!" beginnt auch sie zu rufen, doch die Scham
Erstickt den Ton in ihrem Rosenmunde.
Wie schlug das Herz ihr roth, da er gestogen kam,
Im Angesicht der ganzen Tafelrunde
Sie liebeskühn in seine Arme nahm,
Und, da sie glühend bald, bald blaß wie eine Büste,
Sich zwischen Lieb' und jungferlichem Gram
In seinen Armen wand, sie auf die Lippen küßte!

41. Schon hatt' er für zum zweyten Mahl geküßt;
Wo aber nun den Trauring herbekommen?
Zum Glücke, daß der Ring an seinem Finger ist,
Den er im Eisenthurm dem Riesen abgenommen,
Zwar, wenig noch mit dessen Werth vertraut,
Schien ihm, dem Ansehn nach, der schlecht'ste kaum geringer.
Doch reicht er ihn aus Noth jetzt an des Fräuleins Finger,
Und spricht: „So eign' ich dich zu meiner lieben Braut!"

42. Er küßt mit diesem Wort die fauft bezwungne Schöne
Zum drittenmahl auf ihren holden Mund.
„Ha!" schreyt der Sultan auf, und knirscht, und stampft den Grund
Vor Ungeduld, „ihr leidet, daß der Hund
Von einem Franken so mich höhne?
Gegeift ihn! Zaudern ist Verrath!
Und, tropfenweis erpreßt, versöhne
Sein schwarzes Blut die ungeheure That!"

43. Auf einmahl blitzen hundert Klingen
In Hüons Aug', und kaum erhascht er noch,
Eh' sie im Sturm auf ihn von allen Seiten dringen,
Sein hingeworfnes Schwert. Er schwingt es dräuend. Doch
Dir schöne Rezia, von Lieb und Angst entgeistert,
Schlingt einen Arm um ihn, macht ihre Brust zum Schild
Der seinigen — der andre Arm bemächtigt
Sich seines Schwerts. „Zurück, Verwegne," schreyt sie wild.

44. „Zurück; es ist kein Weg zu dieser Brust
Als mitten durch den meinen!" ruft sie laut;
Und ihr, noch kaum so sanft wie Amors holde Braut,
Gibt die Verzweiflung itzt die Augen von Medusen.
„Vermeßne, haltet ein," ruft sie den Emiren zu,
„Zurück! — O schone sein, mein Vater! und, o du,
Den zum Gemahl das Schicksal mir gegeben,
O spart mein Blut in euer beider Leben!"

45. Umsonst! der Sultans Wuth und Dräun
Nimmt überhand, die Heiden dringen ein.
Der Ritter läßt sein Schwert nergebens blitzen,
Noch hält ihm Rezia den Arm. Ihr ängstlich Schreyn
Durchbohrt sein Herz. Was bleibt ihm, sie zu schützen,
Noch übrig, als sein Horn von Elfenbein?
Er setzt es an den Mund, und zwingt mit sanftem Hauche
Den schönsten Ton aus seinem krummen Bauche.

46. Auf einmahl fällt der hochgezückte Stahl
Aus jeder Faust; in raschem Taumel schlingen
Der Emiren Hände sich zu tänzerischen Ringen;
Ein lautes Hussa schallt bachantisch durch den Saal,
Und Jung und Alt, was Füße hat, muß springen,
Des Heeres Kraft läßt ihnen keine Wahl:
Nur Rezia erstürzt, dieß Wunderwerk zu sehren.
Erstürzt und froh zugleich, bleibt neben Hüon stehen.

47. Der ganze Divan dreht im Kreis
Sich ſchwindelnd um; die alten Waſſen ſchnalzen
Den Takt dazu, und, wie auf glattem Eis,
Sieht man den Imam ſelbſt mit einem Hämmling walzen.
Noch Stand noch Alter wird geſpart;
Sogar der Sultan kann der Luſt ſich nicht erwehren,
Kahl ſeinen Greiſenſtir beim Bart,
Und will den alten Mann noch einen Bocksſprung lehren.

48. Die nie erhörte Schwärmerey
Lockt bald aus jedem Vorgemach
Der Kämmerlinge Schaar herbey,
Sodann das Frauenvolk, und endlich gar die Wache,
Sie all' ergreift die luſt'ge Raſerey:
Der Zaubertaumel ſetzt den ganzen Harem frey,
Die Gärtner ſelbſt in ihren bunten Schürzen.
Sieht man ſich in den Reihn mit jungen Nymfen ſtürzen.

49. Als eine, die kaum ihren Augen glaubt,
Steht Rezia, des Athems faſt beraubt.
„Welch Wunder!“ ruft ſie aus, „und juſt in dem Momente,
Wo nichts als dieß uns bevor retten könnte!“
„Ein guter Genius iſt mit uns, Königin,“
Verſetzt der Held. Indem kommt durch die Haufen
Der Tanzenden ſein treuer Scheraſmin
Mit Fatmen gegen ſie gelaufen.

50. „Kommt,“ leucht er, „lieber Herr' Wir haben keine Zeit,
Dem Tanzen zuzuſehn; die Pferde ſtehn bereit,
Die ganze Burg iſt hell, die Thüren alle offen
Und unbewacht; was ſäumen wir?
Auch hab ich unterwegs Frau Fatmen angetroffen,
Zur Flucht bepackt als wie ein laſtbar Thier.“
„Sey ruhig,“ ſpricht der Held, „noch iſt's nicht Zeit zu gehen,
Erſt muß das Schwerſte noch geſchehen.“

51. Die ſchöne Rezia erblaßt bey dieſem Wort,
Ihr ängſtlich Auge ſcheint zu fragen und zu bitten:
„Warum verziehn? warum am ſteilen Bord
Des Untergangs verziehn? O laß mit Flügelſchritten
Uns eilen, eh' der Taumelgeiſt zerrinnt,
Der unſrer Feinde Sinnen bind't!“
Doch Hüon, unbewegt, begnüget ſich, mit Blicken
Voll Liebe ihre Hand feſt an ſein Herz zu drücken.

52. Allmählich ließ nunmehr die Kraft des Hornes nach,
Die Köpfe ſchwindelten, die Beine wurden ſchwach,
Kein Faden war an allen Tänzern trocken,
Und, in der athemloſen Beaſt
Geſchwellt, begann das dicke Blut zu ſtocken,
Zur Marter ward die unfreywill'ge Luſt.
Durchnäßt, als ſtieg' er gleich aus einer Badewanne,
Schwankt der Kalif auf ſeine Ottemanne.

53. Mit jedem Augenblick fällt, ſtarr und ohne Sinn,
Da, wo rings um die Wand ſich Polſter ſchwellend heben,
Ein Tänzer nach dem andern hin.
Guiten und Sklaven ſtürzen zappelnd neben
Gottinnen des Serai's, ſo wie's dem Zufall däucht,
Als ob ein Wirbelwind ſie hingeſchüttelt hätte,
So daß zugleich auf Einem Ruhebett
Der Stallknecht und die Favoritin keucht.

54. Herr Hüon macht die Stille ſich zu Nutze,
Die auf dem ganzen Saale ruht;
Läßt ſeine Königin nah bey der Thür im Schatze
Des treuen Scheraſmin, dem er auf ſeiner Hut
Zu ſeyn gebeut, giebt ihm auf alle Fälle
Das Horn von Elfenbein, und naht ſodann der Stelle,
Wo der Kalif, vom Ball noch ſchwach und matt,
Auf einen Polſterthron ſich hingeworfen hat.

55. In dumpfer Stille liegt mit ausgeſpannten Flügeln
Leiſ' athmend die Erwartung rings umher.
Die Tänzer all', von Schlaf und Taumel ſchwer,
Beſtreben ſich die Augen aufzuriegeln,
Den Fremden anzuſehn, der ſich nach ſolcher That
Mit unbewehrter Hand und bittenden Geberden
Dem ruhenden Kalifen langſam naht.
Was, denkt man, wird aus dieſem allen werden?

56. Er läßt ſich auf ein Knie vor dem Monarchen hin,
Und mit dem ſanften Ton und kalten Blick des Helden
Beginnt er: „Kaiſer Karl, von dem ich Dienſtmann bin,
Läßt ſeinen Gruß dem Herren der Morgenländer melden,
Und bittet dich — verzeih' mir fällts zu ſagen hart'
Doch, meinem Herrn den Mund, ſo wie den Arm, zu lehnen,
Iſt meine Pflicht — am vier von denen Backenzähnen
Und eine Hand voll Haar aus deinem Silberbart.“

57. Er ſpricht's und ſchweigt, und ſteht gelaſſen,
Des Sultans Antwort abzupaſſen.

Allein, wo nehm' ich Athem her, den Grimm
Des alten Heern mit Worten euch zu ſchildern?
Wie ſeine Züge ſich verwildern,
Wie ſeine Nase ſchnaubt? mit welchem Ungeſtüm
Er auf vom Throne ſpringt? wie ſeine Augen klotzen,
Und wie vor Ungeduld ihm alle Adern ſtrotzen?

58. Er ſtarrt amber, will fluchen, und die Wuth
Bricht ſchäumend jedes Wort aus ſeinen klauen Lippen.
„Auf, Sklaven!“ reißt das Herz ihm aus den Rippen!
Zerhackt ihn Glied für Glied! Zapft ſein verruchtes Blut
Wie Pfriemen ab! Weg mit ihm in die Flammen!
Die Aſche ſtreut in alle Winde aus,
Und jenen Kaiſer Karl, den möge Gott verdammen!
Was? Solchen Antrag? Mir? In meinem eignen Haus?

59. Wer iſt der Karl, der gegen mich ſich brüſtet?
Und warum kommt er nicht, wenn's ihn
So ſehr nach meinem Bart und meinen Zähnen lüſtet,
Und wagt's, ſie ſelber auszuziehn?“
„Der Menſch muß unter ſeiner Mütze
Nicht richtig ſeyn,“ verſetzt ein alter Kan
„So etwas allenfalls begehrt man an der Spitze
Von dreymahl hundert tauſend Mann.“

60. „Kalif von Bagdad,“ ſpricht der Ritter
Mit edlem Stolz, „laß alles Schweigen hier,
Und höre mich' Es liegt ſchon lange ſchwer auf mir
Karls Auftrag und mein Wort. Des Schickſals Zwang iſt bitter:
Doch ſeiner Oberherrlichkeit
Sich zu entziehn, wo iſt die Macht auf Erden?
Was es zu thun, zu leiden uns gebeut,
Das muß gethan, das muß gelitten werden.

61. Hier ſteh' ich, Herr, ein Sterblicher, wie du,
Und ſteh' allein, mein Wort trotz allen deinen Wachen
Mit meinem Leben gut zu machen:
Doch läße die Ehre mir noch einen Antrag zu,
Entſchließe dich, von Mahomed zu weichen,
Erhöh' das heil'ge Kreuz, das edle Chriſtenzeichen,
In Babylon, und nimm den wahren Glauben an,
So haſt du mehr, als Karl von dir begehrt, gethan.

62. Dann nehm' ich's auf mich ſelbſt, dich völlig los zu ſprechen
Von jeder andern Forderung,
Und der ſoll mir zuvor den Nacken brechen,
Der mehr verlangt! So einzeln und ſo jung
Du hier mich ſiehſt, was du bereits erfahren,
Verkündigt laut genug, daß einer mit mir iſt,
Der mehr vermag, als alle deine Schaaren.
Wähl' itzt das beſte Theil, weſen du weiſe biſt!“

63. Indeß, an Kraft, an Schönheit einem Boten
Des Himmels gleich, der jagendliche Held,
Uneingedenk der Lanzen, die ihm drohten,
So mannhaft ſpricht, ſo muthig dar ſich ſtellt
Beugt Rezia von fern, mit glühend rothen
Entzückten Wangen, liebevoll
Den ſchönen Hals nach ihm, doch ſchaudernd, wie der Knoten
Von all' den Wundern ſich zuletzt entwickeln ſoll.

64. Herr Hüon hatte kaum das letzte Wort geſprochen,
So längt der alte Schach wie ein Beſeßner an
Zu ſchreyn, zu ſtampfen und zu pochen,
Und ſein Verſtand tritt gänzlich aus der Bahn.
Die Heiden all' in tollem Eifer ſpringen
Von ihren Sitzen auf mit Schnauben und mit Dräun,
Und Lanzen, Säbel, Dolche dringen
Auf Mahoms Feind von allen Seiten ein.

65. Doch Hüon, eh' ſie ihn erreichen, reißt in Eile
Der Männer einem rnſch die Stange aus der Hand,
Schlägt um ſich her damit, als wir mit einer Keule,
Und zieht, ſtets fechtend, ſich allmählich an die Wand.
Ein großer grüner Napf, vom Schenktiſch weggenommen,
Dient ihm zugleich als Schild und als Gewehr;
Schon zappeln viel am Boden um ihn her,
Die ſeinem Grimm zu nah gekommen.

66. Der gute Scheraſmin, der an der Thüre fern
Zum Schutz der Schönen ſteht, glaubt ſeinen erſten Herrn
Im Schlachtgedräng zu ſehn, und überläßt voll Freude
Sich einen Augenblick der ſüßen Augenweide.
Doch bald zerſtreut den angenehmen Wahn
Des Fräuleins Angſtgeſchrey, er ſieht der Heiden Naſen,
Sieht ſeines Herrn Gefahr, ſetzt flugs das Hifthorn an
Und bläßt, als läg' ihm ob, die Todten aufzublaſen.

67. Die ganze Burg erſchallt davon und kracht,
Und ſtracks verſchlingt den Tag die fürchterlichſte Nacht,

Geſpenſter laſſen ſich wie ſchnelle Blitze ſehen,
Und unter ſtetem Donner ſchwankt
Des Schloſſes Felſengrund. Der Heiden Herz erkrankt;
Sie taumeln, Kenntniß gleich, Gebär, Geſicht vergehen,
Der ſchlaffen Hand entglitschten Schwert und Speer,
Und gruppenweiſ' liegt alles ſtarr umher.

68. Der Sultan, überkämpft von ſo viel Wunderdingen,
Scheint mit dem Tod den letzten Kampf zu ringen;
Sein Arm iſt nervenlos, ſein Athem ſchwer,
Sein Puls ſchlägt matt, und endlich gar nicht mehr.
Auf einmahl ſchweigt der Sturm; ein lieblich ſäuſelnd Wehen
Erfüllt den Saal mit friſchem Lilienduft,
Und, wie ein Engelsbild ob einer Todtengruft,
Läßt Oberon ſich zieht auf einem Wölkchen ſehen.

69. Ein lauter Schrey des Schreckens und der Luſt
Entfährt der Perſerin; ein unfreywilliq Grauen
Bekämpft in ihr das ſchüchterne Vertrauen.
Die Arme über ihre Bruſt
Gefaltet, ſteht ſie glühend neben
Dem Jüngling da, dem ſie ihr Herz gegeben,
Und wagt, der ſüßen Schuld jungfräulich ſich bewußt,
Zu ihrem Retter kaum die Augen zu erheben.

70. „Gut, Hüon," ſpricht der Geiſt, „du haſt dein Ehrenwort
Gelöſt, ich bin mit dir zufrirden.
Zum Ritterdank iſt dir dieß ſchöne Weib beſchieden!
Doch, eh' ihr euch entfernt von dieſem Ort,
Bedenke Rezia, wozu ſie ſich entſchließet,
Eh' ſie vielleicht mit unfruchtbarer Reu
Die raſche Wahl verführter Augen büßet!
Zu bleiben oder gehn läßt ihr das Schickſal frey.

71. So vieler Herrlichkeit entſagen,
Verlaſſen Hof und Thron, dem ſie geboren ward,
Um ſich auf ungewiſſe Fahrt
Ins weite Meer der Welt mit einem Mann zu wagen;
Zu leben ihm allein, mit ihm den Unbeſtand
Des Erdenglücks, mit ihm des Schickſals Schläge tragen,
(Und ach! oft kommt der Schlag von einer lieben Hand!)
Da lohnt ſich's wohl, vorher ſein Herz genau zu fragen.

72. Noch, Rezia, wenn dich die Woge ſchreckt,
Noch ſteht's bey dir den Wunſch der Liebe zu betrügen
Sie ſchlummern nur, die hier als wie im Grabe liegen;
Sie leben wieder auf, ſobald mein Stab ſie weckt.
Der Sultan wird die gerne, was geſchehen,
Verzeihn, zumahl was er dabey verlor,
Und Rezia wird wieder wie zuvor
Von aller Welt ſich angebetet ſehen."

73. Hier ſchwieg der ſchöne Zwerg. Und, bleicher als der Tod
Steht Hüon da, das Urtheil zu empfangen,
Womit ihn Oberon, der Grauſame! bedroht.
In Aſche ſinkt das Feuer ſeiner Wangen.
In edel oder fielz, vielleicht ein zweifelnd Herz
Mit Liebeswerben zu beſtechen,
Staret er zur Erde hin mit tief verhaltnem Schmerz,
Und läßt nicht einen Blick zu ſeinem Vortheil ſprechen.

74. Doch Rezia, durchglüht von ſeinem erſten Kuß,
Braucht keines Zunders mehr, die Flamme zu erhitzen.
Wie wenig däucht ihr noch, was ſie verlaſſen muß,
Um Alles was ſie liebt in Hüon zu beſitzen!
Von Scham und Liebe reih bis an die Fingerſpitzen,
Verbirgt ſie ihr Geſicht und einen Thränenguß
In ſeinem Arm, indem, hochſchlagend von Entzücken,
Ihr Herz empor ſich drängt, an ſeines ſich zu drücken.

75. Und Oberon beweqt den Lilienſtab
Sanft gegen ſie, als wollt' er ſeinen Segen
Auf ihrer Herzen Bündniß legen,
Und eine Thräne fällt aus ſeinem Aug' herab
Auf beider Stirn. „So eil' auf Liebesſchwingen,"
Spricht er, „du holdes Paar! Mein Wagen ſteht bereit,
Bevor das nächſte Licht der Schatten Heer zerſtreut,
Euch ſicher an den Geſtad von Aſkalon zu bringen."

76. Er ſprach's, und eh' des letzten Wortes Laut
Verklungen war, entſchwand er ihren Augen.
Wie einem Traum entwacht, ſieht Hüons ſchöne Braut,
Den ſüßen Duft begierig aufzuſaugen,
Der noch die Luft erfüllt. Drauf ſinkt ein ſcheuer Blick
Auf ihren Vater hin, der wie in Todesſchlummer
Zu ſtarren ſcheint. Sie ſeufzt, und wehmuthsvoller Kummer
Miſcht Bitterkeit in ihres Herzens Glück.

77. Sie hüllt ſich ein. Herr Hüon, dem die Liebe
Die Sinne ſchärft, ſieht nicht ſo bald
Ihr Herz beklemmt, ihr ſchönes Auge trübe,
So drückt er ſie mit zärtlicher Gewalt,
Den rechten Arm um ihren Leib gewunden,
Zum Saal hinaus. — „Komm," ſpricht er, „eh' die Nacht
Uns überraſcht, und jeder Arm erwacht,
Den, uns zu Lieb', der Geiſt mit Zauberſchlaf gebunden.

78. Komm, laß uns fliehn, eh' uns den Weg zur Flucht
Ein neuer Feind vielleicht zu ſperren ſucht;
Und ſey gewiß, ſind wir nur erſt bewegen,
Wird unſer Schützer auch für dieſe Schläfer ſorgen."
Dieß ſprechend trägt er ſie mit jugendlicher Kraft
Die Marmortreppe hinunter bis zum Wagen,
Den Oberon zu ihrer Flucht verſchafft,
Und eine ſüßre Laſt hat nie ein Mann getragen.

79. Die ganze Burg iſt furchtbar ſtill und leer
Wie eine Gruft, und Leichen ähnlich liegen
In tiefem Schlaf die Hüter hin und her;
Nichts hemmt der Liebe Flucht; der Wagen wird beſtiegen:
Doch traut das Fräulein ſich dem Ritter nicht allein;
Mit Scheerasmin ſteigt auch die Amme haſtig ein.
Sie, die zum erſten Mahl ſo viele Wunder ſiehet,
Die arme Frau weiß nicht, wie ihr geſchiehet.

80. Wie wird ihr, da ſie rückwärts ſchaut
Und ſieht, an Pferde Statt, vier Schwanen vor dem Wagen,
Regiert von einem Kind! — Wie ſchaudert ihr die Haut!
Da ſie empor gelupft und durch die Luft getragen
Sich fühlt, und kaum zu athmen ſich getraut,
Und nicht begreifen kann, wie, ohne umzuſchlagen,
So ſchwer bepackt, der Wagen ſich erhebt,
Und, ſteter als ein Kahn, auf leichten Wolken ſchwebt!

81. Als endlich gar die Nacht ſie überfiel,
Was Wunder, daß die Furcht zuletzt die Scham beſiegte,
Und Fatme ſo gedrang an Scheraſmin ſich ſchmiegte,
Als wie zum Schlaf an ihren lieben Pfühl!
Vermuthlich daß der Mann dazu ſich willig fügte:
In ſolchen Fällen miſcht das Herz ſich gern ins Spiel:
Jedoch geeicht zum Ruhm des wackren Alten,
Daß er wie reines Gold dieß Feuer ausgehalten.

82. Ganz anders war das junge Paar geſtimmt,
Das Amor itzt mit ſeiner Mutter Schwanen
Davon zu führen ſchien. Ob auf gewohnten Bahnen,
Der Lauf ihr Zauberfuhrwerk nimmt,
Ob durch die Luft, ob's rollet oder ſchwimmt,
Ob langſam oder ſchnell, mit Pferden oder Schwanen,
Sanft oder haſt, mit oder ohne Fahr,
Sie werden nichts von allem dem gewahr.

83. Ein neuer Wonnetraum, ein ſeliges Entzücken
Ins Paradies, dünkt ſie ihr gegenwärt'ger Stand;
Sie können nichts, als ſtumm, mit nimmerſatten Blicken
Sich anſchaun, eins des andern warme Hand
Ans volle Herz in ſüße Inbrunſt drücken,
Und, während Himmel und Erd' aus ihren Augen ſchwand,
Und ſie allein noch übrig waren, fragen:
Iſt's, oder träumt uns noch? Sind wir in einem Wagen?

84. „So war's kein Traum, als ich im Traum dich ſah?
(Rief jedes aus) So war es Rezia?
War's Hüon? und ein Gott hat dich mich finden laſſen?
Du mein? — ich dein? — Wer durft' es hoffen, wer?
So wundervoll vereint, uns nimmer, nimmermehr
Zu trennen! Kann das Herz ſo viele Wonne faſſen?"
Und dann von neuem ſtets einander angeblickt,
Von neuem Hand um Hand an Mund und Herz gedrückt!

85. Vergebens hüllt die Nacht mit dunſtbeladnen Flügeln
Den Luftkreis ein; dieß hemmt der Liebe Sehkraft nicht:
Aus ihren Augen ſtrahlt ein überirdiſch Licht,
Worin die Seelen ſelbſt ſich in einander ſpiegeln.
Nacht iſt nicht Nacht für ſie: Elyſium
Und Himmelreich iſt alles um und um!
Ihr Sonnenſchein ergießet ſich von innen,
Und jeder Augenblick entfaltet neue Sinnen.

86. Allmählich wiegt die Wonnetrunkenheit
Das volle Herz in zauberiſchen Schlummer,
Die Augen ſinken zu, die Sinne werden ſtummer.
Die Seele dünkt vom Leibe ſich befreyt,
In ein Gefühl beſchränkt, ſo feſt von ihm umſchlungen!
So innigſich von ihm durchathmet und durchdrungen!
Beſchränkt in Eins, in dieſem Einen bloß
Sich fühlend — Aber, o dieß Eins, wie grenzenlos!

Gottlieb Konrad Pfeffel.

Obgleich dem größeren Theile ſeiner Wirkſamkeit nach in den folgenden Zeitraum gehörend, iſt es doch ſchon deshalb zweckmäßiger, den in der Ueberſchrift genannten Dichter hier zu erwähnen, weil er ſich dem Weſen nach eng an die Schriftſteller der vorliegenden Periode anſchließt, und ſeine ſpäteren Erzeugniſſe ſich in keiner Weiſe von den früheren unterſcheiden, in denen ſich ſchon ſeine ganze Eigenthümlichkeit ausgeprägt hatte.

Gottlieb Konrad Pfeffel, geb. zu Kolmar im Elſaß am 28. Juni 1736, bezog noch nicht ganz 15 Jahr alt, im J. 1750 die Univerſität Halle, um die Rechte zu ſtudiren. Schon ſeit ſeiner früheſten Jugend an den Augen leidend, nahm das Uebel dort bald ſo überhand, daß er ſeine Studien unterbrechen mußte; aber weder ärztliche Hülfe noch die ſorgfältigſte Pflege vermochte das langſam, aber doch bemerklich fortſchreitende Uebel aufzuhalten, ſo daß er im J. 1757, alſo in ſeinem 21. Jahre völlig erblindete. Doch verlor er weder Lebensmuth noch Heiterkeit, und als er das Glück hatte, im J. 1759 eine treue und ſorgſame Lebensgefährtin zu finden, die ihn mit aufopfernder Liebe pflegte, entwickelte er eine raſtloſe und fruchtbare Thätigkeit; namentlich beſchäftigte er ſich mit der Poeſie, in der er ſchon früher einzelne gelungene Verſuche gemacht hatte. Im J. 1773 gründete er in ſeiner Vaterſtadt unter dem Namen einer Kriegsſchule eine akademiſche Erziehungsanſtalt für die proteſtantiſche Jugend, die bald einen hohen Ruf gewann, ſo daß ſie ſogar häufig von Ausländern, namentlich von Schweizern beſucht wurde; und dieſe gewannen eine ſo große Liebe zu ihrem trefflichen Lehrer, daß ſie ſpäter, als ſie in ihrem Vaterlande einflußreich wurden, ſeine Aufnahme in die helvetiſche Geſellſchaft durchſetzten, an deren Verhandlungen er von nun an lebendigen Antheil nahm. Auch wurde er im J. 1782 Bürger der Stadt und Republik Biel, und ſchon 1783 Mitglied des Großen Raths daſelbſt. Auch fremde Fürſten bezeigten ihm ihre Anerkennung; im J. 1763 wurde er zum Heſſendarmſtädtiſchen Hofrath und 1788 zum Ehrenmitglied der Akademie der Künſte zu Berlin ernannt. Als er ſeine Anſtalt in Folge der Revolution ſchließen mußte, beſchäftigte er ſich wieder vorzüglich mit literariſchen Arbeiten. Der erſte Conſul Bonaparte ernannte ihn 1803 zum Präſidenten des neu errichteten Conſiſtoriums, welche Würde er bis zu ſeinem Tode bekleidete. Er ſtarb am 1. Mai 1809.

Pfeffel, deſſen „Poetiſche Verſuche" (10 Thle. 8. Tüb. 1802—10) und „Proſaiſche Verſuche" (10 Thle. 8. Eb. 1810—13) bei weitem nicht Alles enthalten, was er geſchrieben hat, da namentlich ſeine dramatiſchen Werke nicht in dieſe Sammlungen aufgenommen ſind, verſuchte ſich in mehreren poetiſchen Gattungen; außer Fabeln und Erzählungen, welche ſeinen Ruf gründeten, dichtete er eine nicht geringe Anzahl von Dramen, viele Lieder und Epigramme (S. 549), ſo wie mehrere Epiſteln, unter denen ſich einige durch die leichte Sprache und den gediegenen Inhalt auszeichnen, und die zum Theil, wie die „An Phöbe" durch die eingewobenen Erzählungen an poetiſcher Lebendigkeit gewinnen. Seine Fabeln, deren er eine große Menge geſchrieben hat, ſind an Werth ſehr ungleich; viele erheben ſich kaum über die Mittelmäßigkeit, ja ſind gerade zu ſchlecht, weil ſie ſich gegen die erſten Grundgeſetze der Gattung verſehen, und der Dichter unter Anderm den verſchiedenen Thieren Handlungen und Reden beilegt, die ihrem Charakter nicht entſprechen, oft ſogar mit demſelben in Widerſpruch ſtehen. Es lag ihm nämlich vor Allem daran, irgend eine Moral auszuſprechen, die Einkleidung erſchien ihm daher als Nebenſache, was freilich von vornherein alle Poeſie aufhebt. Eine nicht geringe Anzahl derſelben ſind aber durchaus ſchön und erfreuen durch die Erfindung, wie durch die glückliche, meiſtens lebendige Ausführung, oft auch durch eine gewandte leichte Sprache, ob er ſich gleich im Ganzen zu viele Nachläſſigkeiten erlaubte; und insbeſondere iſt der Reichthum an Gedanken, an Wahrheiten und Lebensregeln zu bewundern, die er in dieſen Dichtungen veranſchaulicht. Es ſind wohl nur wenige Lebensverhältniſſe, die er nicht behandelt hätte, und überall erſcheint ein liebenswürdiger, wahrhaft frommer Sinn voll ächter Humanität; denn wenn er auch oft ein ſcharfes Wort gegen die Mängel und Gebrechen der Menſchen, insbeſondere ſeiner Zeit ausſpricht, ſo iſt er doch weit von irgend einem zelotiſchen Eifer entfernt, vielmehr iſt er ſtets von der liebenswürdigſten Duldung erfüllt. Nur die gegen die franzöſiſche Revolution gedichteten Fabeln machen eine Ausnahme; es ſind dieſe von einer freilich leicht erklärlichen Bitterkeit erfüllt, welche der Dichter nie ſollte zur Herrſchaft gelangen laſſen. Seine Stoffe entnahm er einigemal aus der alten Thierſage, öfters aus franzöſiſchen Dichtern, nicht ſelten ſind ſie von eigener Erfindung, und dieſe gehören

mit zu seinen besten. Seine Erzählungen sind, wie die der ganzen Periode, nach Art der eigentlichen Fabel geschrieben und unterscheiden sich von derselben nur durch die Wahl der handelnden Personen, mehrere von ihnen („die Tabackspfeife", „Ibrahim" u. s. w.) sind wie die Gellertschen Fabeln in das Eigenthum des Volkes übergegangen, was sie ihrer schlichten und doch ergreifenden Darstellung, so wie ihrem tiefen Sinne zu verdanken haben. Viele dieser Dichtungen sind bei seinem vorherrschenden didaktischen Ziele zu vollständigen Allegorien geworden, mehrere derselben gehören zu dem Vorzüglichsten, was die deutsche Literatur in dieser Gattung aufzuweisen hat.

1. Die Stufenleiter.

1. Ein schlauer Speeling haschte sich
Ein blaues Mückchen. „Weh mir Armen!"
Rief es, „ach Herr verschone mich,
Laß meiner Jugend dich erbarmen!"
„Nein," sprach der Mörder, „du bist mein;
Denn ich bin groß und du bist klein."

2. Ein Sperber fand ihn bei dem Schmaus,
So leicht wird kaum ein Aas gefangen,
Als Junker Spatz. „Gieb," rief er aus,
„Mich frei; was hab' ich denn begangen?"
„Nein," sprach der Mörder, „du bist mein;
Denn ich bin groß und du bist klein."

3. Ein Adler sah den Hauch und schoß
Auf ihn herab und riß den Rücken
Ihm auf. „Herr König, laß mich los!"
Rief er, „du hackst mich ja in Stucken."
„Nein," sprach der Mörder, „du bist mein;
Denn ich bin groß und du bist klein."

4. Schnell kam ein Pfeil vom nahen Bühl
Dem Adler in die Brust geflogen.
„Warum," rief er, indem er fiel,
Zum Jäger, „tödtet mich dein Bogen?"
„Ei," sprach der Mörder, „du bist mein;
Denn ich bin groß und du bist klein."

2. Der Falir.

Ein Falir, der mit seiner Kette
Den Satan selbst gefesselt hätte,
Lag ausgestreckt auf seinem Bauch,
Und las, die Sünder zu erbauen,
Sich nach dem alten Ordensbrauch
Bis auf das Blut mit Ruthen hauen.
Der Pöbel sah den Wundermann
Mit heiligem Erstaunen an.
„Ihr Götter," hört er Einen sagen,
„Welch eine Selbstverläugnung!" „Was?"
Versetzt der Schwärmer: „glaubt ihr das?
Kein Falir läßt umsonst sich schlagen.
Geduld' das Blättchen wendet sich:
Der Tod verwandelt euch in Pferde,
Und wehe dem, auf welchem ich
Im Paradiese reiten werde!"

3. Die Kirchenvereinigung.

In einer griechischen Abtey,
Am Fuß des hohen Tabors, nährte
Der Prior einen Papagey,
Den er das Ave singen lehrte.
Er sang die Hymne so geschickt,
Daß ihn das fromme Volk entzückt
Mehr als Sanct Nechus Hund verehrte.
Der Prior starb. Die Neidluft wacht
Im Virtuosen auf; er kehrte
Mit seinem Flug bey dunkler Nacht
Ins alte Vaterland zurücke.
Er stellte sich dem Hofe dar.
Der Adler, der zu gutem Glücke,
Ein Freund der edlen Tonkunst war,
Erhob, als er in der Kapelle
Sich hören ließ, ihn auf der Stelle
An des verstorbnen Mufti Platz.
So hohe Würden hatte Max
Sich auch im Traume nicht versprochen.
Doch Ehre blaht, Gewalt macht kühn,
Das neue Haupt des Sanhedrin
Gebahr gleich in den ersten Wochen
Die Grille, seine Psalmodie
Bey allen Vögeln einzuführen.
Der frohe König billigt sie,
Der Waldgesang, die Harmonie
Des Heeres konnt ihn nicht mehr rühren.
Was für sein Ohr Kakophonie
Und zudem ist ja Reformieren
Der fürsten Steckenpferd. Sogleich
Ließ er in seinem ganzen Reich
Den neuen Kanon publizieren.
Nun schützte zwar der Vögel Chor
Die hergebrachten Rechte vor;
Allein da half kein Protestieren.
Der Mufti drohte mit dem Bann
Der Sultan sprach vom Strangulieren,
Und kurz, das neue Lied begann.
Die Sänger wetzten sich den Schnabel
Und ergelten mit Angst und Pein.
Das tollste Wierwaer durch den Hayn,
Das seit der Symphonie zu Babel
Auf unserm Erdenrund erscholl.
Den Versang führten andachtsvoll
Der Storch, der welsche Hahn, die Eule,
Die Gans, der Kuckuck und der Pfau,
Sie kollecten sich denn und blau,
Und füllten durch ihr Klageheule
Das Land auf eine halbe Meile.
Ein weiser Rabe, lahm und grau
Der Alter, saß bey dem Monarchen
Und schwieg. Mit ernstem Gesicht
Sprach der Despot zum Patriarchen:
„Rebelle, warum singst du nicht?"
„Weil dein Gebot mein Herz empöret,"
Versetzt der Alte: „glaube mir,
Der Schöpfer hat ein jedes Thier
Sein eigenes Gebet gelehret,
Das ihm gefällt. Ein Lobgesang,
Den Furcht erpreßt, ist Uebelklang,
Ist Lästerung, die ihn entehret.
Befiehl nun meinen Tod." Er schwieg.
Der Sultan auch: wie Meereswogen
So schäumt sein Blut. Noch wankt der Sieg,
Doch schnell, rief er, „Ich ward betrogen!
Heil dir, o Freund, du zeigst ihn ab,
Den Schleyer, der mein Aug umgab,
Und ihr, empfangt die Freyheit wieder,
Ihr Vögel, singet eure Lieder
In eurem angebornen Ton!"
Itzt drangen sie in dichten Reihen
Entzückt um des Monarchen Thron,
Und lobten Gott nach tausend Weisen.
Der majestätische Choral
Steigt wallend in die lichten Sphären.
Der Sultan staunt. Zum erstenmal
Hört er, was seine Muftis hören,
In der verschiednen Melodie
Die feierlichste Harmonie.

4. Das Gebet.

Ein Eremit am Libanon,
Den man als einen Heil'gen ehrte,
Und welchen Gott zum öftern schon
Durch himmlische Gesichte lehrte,
Lag flehend einst vor seinem Thron.
Da nahte sich in stiller Feyer
Gioad, Fürst der Seraphim.
Berührt sein Aug', und spricht zu ihm:
„Sieh jenes Weib im Nonnenschleyer
Und schwarzen härnen Bußgalar,
Sie kniet am ernsten Sühnaltar,
Und ein Gebet des Jsaiden
Steigt über ihre Lippen hin.
Und hier, wie sehr von ihr verschieden
Ist diese junge Städterin!
Die Freude lacht aus ihren Mienen,
Und mit erhöhter Emsigkeit
Wirft sie ein buntes Feyerkleid.
Sprich, welche betet unter ihnen?"
„Die am Altar," erwiedert er,
Und fällt aufs Antlitz und erröthet.
„Du irrst, sie sagt Gebete her,"
Versetzt der Geist, „und diese betet."
„Sie?" rief der Klausner „ihre Hand
Wirkt ja mit ärgerlichem Fleiße
Ein Kleid'" — „Für eine arme Maide,"
Sprach Gottes Herold, und verschwand.

IV. Dramatiſche Poeſie.

Wie die übrigen Gattungen der Poeſie, ſo war auch die dramatiſche Dichtkunſt am Ende des vorigen Zeitraums tief geſunken. Das gelehrte Trauerſpiel hatte auf den Bühnen der wandernden Komödianten keinen, oder nur vorübergehenden Eingang gefunden. Weiſens Erneuerung des Dramas blieb ziemlich unbeachtet und übte jedenfalls keinen durchgreifenden Einfluß aus; die Haupt- und Staatsactionen verfielen, wie auch das volksthümliche Luſtſpiel, je länger, je mehr in Mißachtung bei den gebildeten Ständen oder ſie löſten ſich, wie die Oper, in bloße Spektakelſtücke auf, und waren mehr auf Vergnügung der Sinne, als auf geiſtige Unterhaltung gerichtet, und ſo mußte mit dem deutſchen Drama eine vollſtändige Umgeſtaltung und Erneuerung vorgenommen werden, wenn es nicht gänzlich untergehen ſollte. Das Nächſte und Natürlichſte wäre freilich geweſen, auf dem von Weiſe angebahnten Wege fortzuſchreiten, ſich an das alte deutſche Drama anzuſchließen, deſſen volksthümliche Elemente zu bewahren und ſie künſtleriſch zu entwickeln. Dazu hatte man aber zu geringe Einſicht in das Weſen der dramatiſchen Poeſie, und die einzigen Muſter, die auf dieſer Bahn hätten vorwärts leiten können, die Engländer, waren entweder gar nicht, oder nur in dem Zerrbilde einiger Haupt- und Staatsactionen bekannt. Daher blieb, wenn eine Umgeſtaltung wirklich Statt finden ſollte, kein anderes Mittel, dieſelbe herbeizuführen, als ſich wie in den übrigen Gattungen der Poeſie, ſo auch im Drama an die Franzoſen anzuſchließen, was übrigens ſchon vorbereitet worden war, da man bereits angefangen hatte, franzöſiſche Stücke auf die Bühne zu bringen (S. 371). Den entſcheidendſten Schritt that aber Johann Chriſtoph Gottſched, deſſen Kunſtanſichten auf denen der Franzoſen beruhten, und der, wie wir ſchon wiſſen, das Natürliche für das oberſte Prinzip der Kunſt erklärte. Vor dieſem Grundſatz konnten freilich weder die Opern, noch die Haupt- und Staatsactionen Gnade finden, auch trat er ſchon früh dieſen Lieblingsformen des Dramas entgegen, bald mit Gründen, bald mit Spott, beſonders auch mit andern regelmäßigen Stücken, die er theils aus dem Franzöſiſchen überſetzte, theils franzöſiſchen Muſtern nachbildete. Doch wäre alle dieſe Thätigkeit vergeblich geweſen, wenn er ſich nicht der Bühne ſelbſt bemächtigt hätte. Zuerſt verſuchte er nur, ſeine Anſichten bei den Rectoren der Schulen geltend zu machen, auf denen noch Komödien aufgeführt wurden, und es gelang ihm auch in der That, manchen derſelben von der Aufführung der gewöhnlichen Schuldramen abzulenken*). So erfreulich dies für ihn war, ſo war dadurch doch nur wenig gewonnen; er mußte, wenn er mit ſeinen reformatoriſchen Anſichten durchdringen wollte, die Bühne ſelbſt für dieſelben erobern. Die Gelegenheit hiezu bot ſich ihm dar, als im J. 1727 eine Schauſpielergeſellſchaft nach Leipzig kam, welche unter der Leitung Joh. Neubers, oder vielmehr ſeiner Frau Friederike Karoline, geb. Weiſſenborn (aus Reichenbach 1692—1760) ſtand. Dieſe, welche ein wirklich großes Talent beſaß und zugleich von wahrhafter Begeiſterung für ihre Kunſt erfüllt war, hatte ſchon vorher den Gedanken gefaßt, die Bühne zu reformiren und zu dieſem Zwecke auch ſchon regelmäßige franzöſiſche Stücke auf die Bühne gebracht. Da ihre und Gottſcheds Pläne zuſammentrafen, war gegenſeitige Annäherung leicht vermittelt, und von nun an finden wir ſie auch eng verbündet und für die Ausführung ihrer Abſichten gleich thätig. Die Neuberin ſorgte für die Hebung der theatraliſchen Darſtellung, Gottſched ſchuf ein neues Repertoire. Beide hatten mit unermeßlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, beide entwickelten in ihrem Unternehmen ſo viel Energie und auch, wenigſtens die Neuberin, ſo viel Einſicht, daß ſie alle Hinderniſſe beſiegten und ſich in kurzer Zeit der glänzendſten Erfolge rühmen konnten. Die Neuberin bemühte ſich insbeſondere, bedeutende Kräfte an ſich zu ziehen (Koch, Schönemann, Suppig u. A. m.), und ihren Schauſpielern die Begeiſterung für die Kunſt einzuflößen, von der ſie ſelbſt erfüllt war, und ſie zu einem tüchtigen Studium derſelben anzuleiten. So gelang es ihr nach und nach, ihre Geſellſchaft auf eine künſtleriſche Höhe zu bringen, die man noch kurz vorher nicht geahnt hatte, und das Publikum mußte ſich bald des großen Abſtands bewußt werden, der zwiſchen der rohen Darſtellungsweiſe in den Staatsactionen oder den Poſſenſpielen und der aus dem Verſtändniß der Charaktere und Situationen hervorgehenden Deklamation der neuen Schule beſtand. Da Leipzig während der Meſſen von zahlreichen Fremden beſucht wurde, blieb der Einfluß des dortigen Theaters nicht auf die Einwohner dieſer Stadt beſchränkt; noch mehr wurde der Geſchmack für das kunſtmäßige Schauſpiel dadurch verbreitet, daß die Neuberin mit ihrer Geſellſchaft nur einen Theil des Jahres in Leipzig verweilte, die übrige Zeit in andere Städte zog. Es iſt begreiflich, daß dieſe Umgeſtaltung des Theaters nicht auf einmal durchdringen konnte; ein großer Theil des Publikums zog immer noch die alten Schauſpiele vor, ja ſelbſt in manchen größeren Städten, wie z. B. in Hamburg, konnte ſich die neue Kunſt keiner freundlichen Aufnahme erfreuen. Das größte Hinderniß lag jedoch in dem Mangel an neuen regelmäßigen Stücken. Zwar arbeitete Gottſched mit großer Anſtrengung dahin, dieſem Mangel abzuhelfen, er dichtete und überſetzte, ließ durch ſeine Anhänger dichten und überſetzen; aber noch war die Productionskraft ſo gering, daß die Neuberin von 1727 bis 1740 nur 27 neue Stücke konnte aufführen laſſen. Dieſe Stücke waren freilich alle ſehr mittelmäßig, oder ſtanden noch ſehr tief unter der Mittelmäßigkeit, und ſie konnten ſich an poetiſcher Bedeutung keineswegs weder mit den Dramen Lohenſteins oder Weiſes, noch mit den beſſeren Haupt- und Staatsactionen meſſen; ihr einziger Werth beſtand in der den Franzoſen abgelernten Regelmäßigkeit, in der Beobachtung der durch dieſelben aufgeſtellten Regeln von der Einheit der Handlung, des Orts und der Zeit, in dem Beſtreben nach größtmöglichſter Natürlichkeit und in der daraus folgenden Bemühung, alle jene wilden Auswüchſe zu vermeiden, welche das alte Schauſpiel in ſo reichem Maße darbot. Da ſie ſämmtlich in dem franzöſiſchen Alexandriner geſchrieben waren, wurden ſie dadurch noch ſteifer und gezierter. Sie waren das vollkommene Abbild der bei den höheren

*) In den Vorreden zum 3. und 5. Th. der „Schaubühne" nennt Gottſched die Rectoren Richter in Annaberg, Baumeiſter in Görlitz und Gerlach in Zittau, welche von ihm verfaßte oder empfohlene Stücke durch ihre Schüler hätten aufführen laſſen.

Ständen vorherrschenden Bildung, bei denen das freie, ungezwungene und doch gehaltene Wesen des französischen Tons zur steifsten, unbeholfensten Förmlichkeit geworden war. Aber was uns eben deshalb am meisten anwidert, das war es gerade, was damals anzog, und diesem Charakter der Stücke aus der Gottschedschen Schule ist es wohl zum großen Theile zuzuschreiben, daß sie den höhern Ständen gefielen und diese für das Theater gewonnen wurden, von dem sie sich bis dahin mit Ausnahme der Oper ganz zurückgezogen hatten; doch würde sich deren Theilnahme wahrscheinlich nicht lange erhalten haben, wenn dieselbe nicht durch die sich immer mehr ausbildende Schauspielkunst erhalten worden wäre, die sich in kurzer Zeit zu einer ungeahnten Höhe erhob, denn an sich waren jene Stücke allerdings von sehr geringem Werth. Die deutschen Dichter besaßen weder jene große in einem regsamen Leben gewonnene Menschenkenntniß, noch die feine Bildung und geistige Gewandtheit, noch viel weniger das unverkennbare Talent, das den großen französischen Dramatikern nicht abgesprochen werden kann, und sie entbehrten daher aller der Mittel, durch welche es jenen möglich geworden war, trotz der vielfachen Beschränkungen, die sie sich selbst durch Beobachtung ihrer zum Theil auf Willkür beruhenden Regeln auferlegten, überraschend schöne und selbst großartige dramatische Werke zu schaffen. Der rhetorische Glanz, welcher den französischen Dramen eine gewisse Würde verlieh, wurde bei den deutschen Nachahmern zu langweiligem Geschwätz; die leichte und gewandte Sprache wurde in den Uebersetzungen, wie in den selbstständigen Werken steif und hölzern; der leichte Dialog verlor seine Lebendigkeit und schleppte sich mühselig von Scene zu Scene; an die Stelle der geistreichen, oft tief gedachten und immer wirkungsvoll ausgedrückten Sentenzen traten die gewöhnlichsten Gemeinplätze, die um so widrigeren Eindruck machen, als sie mit der selbstgenügsamsten Affectation vorgetragen werden. Zwar machten Gottscheds Nachfolger in allen diesen Stücken allmählich nicht unbedeutende Fortschritte, und wir finden schon bei J. E. Schlegel, noch mehr bei Ayrenhoff eine gebildetere Sprache und einen gewandteren Dialog; allein das französische Drama ist so ganz eine Geburt des französischen Geistes und der besondern höfischen Bildung, wie sie, schon unter Franz I. vorbereitet, unter Ludwig XIV. zu einer merkwürdigen Höhe und Abgeschlossenheit gelangt war, daß eine vollständige Aneignung zu den Unmöglichkeiten gehörte und der eingeschlagene Weg wieder verlassen werden mußte, wenn anders das deutsche Drama zu einer höheren Blüthe gelangen sollte. Doch war die durch Gottsched eingeleitete Bearbeitung des Dramas im französischen Sinne ein durchaus nothwendiger Schritt, ohne welchen Besseres nicht hätte erzielt werden können. Die Aufgabe der Zeit war ja vor Allem, eine künstlerische Bildung vorzubereiten und herbeizuführen; man war aber gerade im Drama von derselben soweit entfernt, daß, wenn die Erziehung gelingen sollte, mit den allereinfachsten Versuchen begonnen werden mußte. Der gänzlichen Verwilderung, in welche das Drama gesunken war, mußte die strengste und zugleich festlichste Regelmäßigkeit entgegengesetzt werden, selbst auf die Gefahr hin, die Freiheit der Bewegung und die Schöpfungskraft der Phantasie bis zur Vernichtung einzuschnüren, damit die Dichter lernen könnten, sich innerhalb gegebener Schranken zu bewegen, und sie sich bewußt würden, daß jede einzelne Schönheit zum häßlichen Auswuchs werden kann, wenn sie mit dem Ganzen nicht in harmonischer Verbindung steht.

Wir brauchen kaum zu erwähnen, daß sich alle die bis jetzt entwickelten Bemerkungen vorzugsweise auf das Trauerspiel beziehen; doch wurden die Reformbestrebungen auch auf das Lustspiel ausgedehnt. Nur war es hier vorzüglich die Frau Gottsched, welche die neue Entwickelung begann und begründete. Auch sie lehnte sich an die Franzosen, und zwar vorzugsweise an die neueren Komödiendichter derselben, unter welchen Destouches insbesondere ihr Vorbild wurde. Dadurch, daß sie nicht das ältere französische Lustspiel des Moliere, Regnard u. A. nachzuahmen suchte, d. h. diejenige Gattung, welche die Franzosen unter dem Namen haute comédie begreifen, zeugte von Einsicht und Selbstkenntniß. Denn da diese Gattung erstens wesentlich das Leben der höheren Stände darstellte, unter welchen sich in Frankreich die feine gesellschaftliche Bildung zu einer merkwürdigen Höhe entwickelt hatte, die sich in einer allseitigen Lebensgewandtheit, in einer geistreichen und lebensvollen Unterhaltung, in einer feinen und alle gesellschaftlichen Beziehungen scharf bezeichnenden Sprache kund gab, da ferner die höhere französische Komödie beinahe ausschließlich in Charakterstücken bestand, in welchen die Entwickelung der einzelnen Charaktere den wesentlichsten Mittelpunkt bildete, diese Entwickelung aber vor Allem tiefe Welt- und Menschenkenntniß voraussetzte; so wäre die Nachahmung, ja die bloße Uebersetzung solcher Lustspiele ein vergebliches Bemühen gewesen, weil es in Deutschland gerade an alle dem fehlte, was die Grundlage jener Dichtungen bildete. Vor Allem war die Sprache noch viel zu steif und unbeholfen, als daß sie den feinen gesellschaftlichen Ton hätte treffen können. Weit geringere Schwierigkeiten boten dagegen die Intriguenstücke der neuern französischen Komödiendichter und sie lehnten sich zudem auch natürlicher an die bisherigen deutschen Lust- und Possenspiele an, welche doch auch zunächst auf Intriguen und Situationen beruhten. Auch bewegten sich jene Stücke mehr in der Darstellung der mittleren Stände, unter welche auch der niedere und besonders der Landadel zu begreifen ist, und es war dies schon deshalb vortheilhaft, weil die mittleren Stände in den beiden Ländern in ihrer geistigen und gesellschaftlichen Bildung einander weit näher standen, als die höheren Klassen der Gesellschaft. War dieser Standpunkt einmal für das Lustspiel gewonnen, so war eine weitere Entwickelung desselben leicht möglich; sie wurde dadurch herbeigeführt, daß nun auch die Lustspiele des Dänen Holberg bekannt wurden, welche ebenfalls ausschließlich das Leben der mittleren Stände, ja selbst des Bauernstandes schildern, und ihrem Wesen nach eher zu den Intriguen-, als zu den eigentlichen Charakterstücken gehören, wenn auch, wie es von einem großen dramatischen Talent nicht anders zu erwarten ist, die Situationen von den gut angelegten und gut entwickelten Charakteren abhängig sind (wie umgekehrt die Charaktere in den Situationen) und durch sie zur Entfaltung gelangen. Diese Höhe der dramatischen Kunst haben freilich weder die Frau Gottsched, noch ihre nächsten Nachfolger erreicht, sie sind mehr am Aeußer-

lichen kleben geblieben; aber auch darin bilden ihre Arbeiten einen unverkennbaren Fortſchritt gegen das bisherige Luſtſpiel, weil ſie der phantaſtiſchen Intrigue deſſelben die Schilderung des wirklichen Lebens entgegenſetzten. Und ihr Verdienſt bleibt nichts deſto weniger beſtehen, wenn auch zugegeben werden muß, daß ſie ihre Abſicht in einem nur ſehr beſchränkten Maße erreicht haben, daß ſie in das Platte und gemein Natürliche verfielen, daß ſie, die wahre Aufgabe des Luſtſpiels vergeſſend, die auf die Bühne gebrachten Mängel der Menſchen und des Lebens nicht ſowohl lächerlich gemacht, als mit Bitterkeit und in ſolcher Weiſe dargeſtellt haben, daß ſie nothwendig Widerwillen erregen mußten, was zum Theil ſeinen Grund darin hatte, daß es ihnen an geſellſchaftlicher Bildung und an tieferer Menſchenkenntniß fehlte, weshalb ſie nur die auffallendſten Erſcheinungen wahrnehmen und nur ſolche ſchildern konnten, welche ſie auf der Straße und dem Markt oder aus den Zeitungsberichten und Gerichtsacten hatten kennen lernen; andrerſeits war ihr dramatiſcher Standpunkt dadurch bedingt, daß ſie das belehrende Element für die erſte und nothwendigſte Grundlage des dramatiſchen Gedichts anſahen.

Neben der eigentlichen Komödie wurde endlich auch das Schäferſpiel bearbeitet, theils weil dieſe Gattung eine Ueberlieferung der Opitziſchen Schule war, theils weil es zur Ausfüllung des Syſtems paßte. Da nämlich nach demſelben das Drama in der Nachahmung des Lebens beſtand, und ſich unter den Menſchen hauptſächlich drei verſchiedene Stände gebildet hatten, ſo ſollten die verſchiedenen Gattungen des Dramas denſelben entſprechen, und während die Tragödie zunächſt das Leben der Könige und Fürſten, die Komödie den Bürgerſtand darzuſtellen hatte, ſo ſollte in dem Schäferſpiel das Leben der Landleute nachgeahmt werden. Uebrigens wurde daſſelbe, wie wir ſpäter weiter ausführen werden, im Ganzen nur wenig bearbeitet.

Es gelang, wie ſchon geſagt, nicht auf einmal, das alte Schauſpiel zu verdrängen, und ſelbſt die Neuberin mußte noch eine Zeitlang die alten Stücke neben den neueren auf die Bühne bringen, weil dieſe immer noch einen großen Theil des Publikums in das Theater zogen. Gottſched erkannte mit ſicherem Blick, daß es vorzüglich der Hanswurſt war, welcher die Vorliebe für das alte Schauſpiel rege erhielt; die luſtige Perſon gab demſelben eine Bewegung und einen Reiz, der dem neuen Drama vollſtändig abging und durch die komiſchen Charakterrollen, die nunmehr an deren Stelle traten, durch die dummen oder pfiffigen Bedienten, die intriguanten Kammermädchen keineswegs in dem nämlichen Maße erreicht wurde. Da zugleich der Hanswurſt mit ſeinen Improviſationen der regelmäßigen Entwickelung des Schauſpiels am meiſten hinderlich war, ſo mußte, wenn die Reformen gänzlich durchdringen ſollten, der Hanswurſt und Alles, was mit ihm zuſammenhing, gänzlich von der Bühne verbannt werden. Nachdem Gottſched das Publikum durch verſchiedene Mittel hinlänglich darauf vorbereitet hatte, führte er endlich den entſcheidenden Schlag; es geſchah dies im October 1737, zehn Jahre nach dem erſten Auftreten der Neuberin in Leipzig, welche ſich gern bereitwillig zeigte, das Ihrige hiezu beizutragen. Sie ließ ein eigens zu dieſem Zwecke gedichtetes Vorſpiel aufführen, in welchem dem Harlekin wegen ſeines theatraliſchen Unfugs förmlich der Prozeß gemacht, eine Puppe in ſeinem buntſcheckigen Kleide auf einem Scheiterhaufen feierlich verbrannt und ſein Name von der Bühne verbannt wurde. Freilich war dieſes Urtheil zunächſt nur für die Geſellſchaft der Neuberin gültig, welche ihn nie wieder auf ihrer Bühne erſcheinen ließ; aber wenn der Hanswurſt auch auf andern Bühnen noch dreißig Jahre lang erſchien, ſo geſchah es doch nur hauptſächlich deswegen, weil ſich einzelne bedeutende Schauſpieler der Rolle widmeten, und ihr durch ihr Talent neuen, aber immerhin doch nur vorübergehenden Beifall erwarben. Uebrigens erhoben ſich auch gewichtige Stimmen gegen die Verbannung der luſtigen Perſon, unter welchen nebſt Leſſing noch Juſtus Möſer hervorzuheben iſt, der in einer kleinen Schrift „Harlekin oder Vertheidigung des Groteſk-Komiſchen" (Hamburg 1761) alle Gründe in geiſtreicher Weiſe entwickelte, welche für die Beibehaltung des Harlekins in dem Luſtſpiele geltend gemacht werden können. Sie wieſen die Nothwendigkeit der luſtigen Perſon beſonders dadurch nach, daß dieſelbe in der That nicht verſchwunden ſei, ſondern nur andere Namen angenommen und andere Kleider angezogen habe; es ſei ſomit der Harlekin nur ſcheinbar von der Bühne verſchwunden, in der Wirklichkeit blühe er noch, wie vor. Die Unterſuchung der Frage, ob die luſtige Perſon mit einem beſtimmt ausgeprägten Charakter künſtlerisch zu rechtfertigen ſei, gehört zwar nicht hieher, doch iſt der Gegenſtand zu wichtig, als daß wir einige Bemerkungen hierüber zurückhalten könnten. Wie Leſſing in der „Hamburgiſchen Dramaturgie" ganz richtig bemerkt, iſt die luſtige Perſon trotz ihres beſtimmten Charakters und ihrer feſtſtehenden Tracht doch keineswegs als ein Individuum anzuſehen, man muß ſie vielmehr als eine ganze Gattung betrachten, die tauſend Varietäten leidet, gerade wie der ſpitzbübiſche Bediente oder die witzige Zoſe, jener mag Hans, Peter, Michel oder Harlekin, dieſe Liſette, Cathrine oder Columbine heißen, ſie werden in den Haupt- und Grundzügen ihres Charakters ſtets die nämlichen ſein, gerade wie es bei dem Geizigen der Fall iſt, mag er ſich Harpagon oder Knicker nennen. Warum ſoll man aber dieſe allgemeine Aehnlichkeit nicht ſchon äußerlich durch Namen und Tracht bezeichnen? Es wird dadurch die Individualiſirung nicht im Mindeſten verhindert, und der Zuſchauer hat den unermeßlichen Vortheil, daß er ſchon im Voraus mit dem Weſen der Perſon bekannt iſt. Ja noch mehr; ſelbſt wenn er in dem Harlekin oder Hanswurſt ein beſtimmtes Individuum erblickt, das er ſchon in andern Stücken hat kennen lernen, das ihm ſchon bei frühern Gelegenheiten Intereſſe abgewonnen, ihm ſchon manche heitere Stunde bereitet hat, kann ſeine Theilnahme nur gewinnen, wenn er das nämliche Individuum in neuen Situationen, in veränderten Verhältniſſen wieder erblickt, vorausgeſetzt natürlich, daß dieſe Situationen und Verhältniſſe wirklich Intereſſe erregen können, was eben von der Art und Weiſe abhängt, wie der Dichter dieſe zu behandeln und wie er es verſteht, den alten Bekannten in dieſelben einzuführen. Die Charaktermasken liegen ſo tief im Weſen des Luſtſpiels oder wenigſtens der Poſſe, daß ſie ſich ſtets wieder hervordrängen, und es gewiß nur eines großartig ſchaffenden Dichters bedarf, um ſie wieder bleibend einzuführen. Noch zu Lebzeiten Gottſcheds ſchuf Joſeph Felix

von Kurtz in Wien (1754) eine neue stehende Maske unter dem Namen „Bernardon"; da er einst in einer Rolle dieses Namens großen Beifall gefunden hatte, bearbeitete er eine Menge von Stücken, in welchen der nämliche Charakter in den mannigfaltigsten Abwechselungen auftrat, bald als „dreißigjähriger ABC Schütze", bald als „kalekutischer Großmogul", und wie die Possen alle hießen. Und wer denkt hierbei nicht an die Wiener „Staberl", „Kasperle", „Lipperle" und an die verschiedenen lustigen Personen in den Spielen des trefflichen Raimund, die in der That immer die nämlichen und der vollgültigste Ausdruck des östreichischen Nationalcharakters sind? Uebrigens, daß auch das höhere Lustspiel die Charaktermaske mit großem Glück benutzen könne, hat der französische Dichter Beaumarchais in seinen drei so ganz verschiedenen Stücken bewiesen, in denen der Figaro den Mittelpunkt bildet. So ist allerdings die gewaltthätige Verbannung des Harlekin zu bedauern, doch war sie in den damaligen Verhältnissen nothwendig, weil die Rolle der lustigen Person auf Improvisation beruhte und diese ein künstlerisch entwickeltes Drama nicht aufkommen ließ.

Beinahe noch größeren Widerwillen, als gegen die improvisirte Komödie und den damit zusammenhängenden Harlekin hatte Gottsched gegen die Oper, die er mit eben so viel Hartnäckigkeit und mit noch größerem Erfolge bekämpfte, denn während die improvisirte Komödie während seines Lebens nie ganz aufhörte, und sie sich, durch vorzügliche Talente gehoben, an manchen Orten, z. B. in Wien und Berlin, zu neuer, wenn auch vorübergehender Blüthe entfaltete, so nahmen dagegen die Darstellungen der Opern immer mehr ab, und es gab sogar eine Zeit, da Gottsched mit Stolz auf seinen Einfluß ausrufen konnte, es sei die Oper vollständig von der deutschen Bühne verbannt (im J. 1741). Wir werden freilich sehen, daß sie in nicht sehr langer Zeit wieder auftauchte, allein es ließ sich diese Wendung damals allerdings nicht voraussehen, und man konnte sie füglich für unmöglich, wenigstens für sehr unwahrscheinlich halten.

Wir haben schon früher Gelegenheit gehabt, die Bemerkung zu machen, daß die Oper eine vollkommen berechtigte und in der Natur des Menschen liegende Gattung der dramatischen Poesie sei (S. 384), und es ist hiemit auch unsere Ansicht ausgesprochen, daß Gottsched vollständig irrte, wenn er diese Form unbedingt verdammte, dieselbe für einen unkünstlerischen Auswuchs erklärte, da durch sie alle Natur und Wahrheit vernichtet werde; allein wenn er auch in der That Unrecht hatte, so war doch seine Bekämpfung der Oper in den damaligen Umständen nicht bloß erklärlich, sondern sogar nothwendig, wenn das Drama und die Schauspielkunst zu künstlerischer Ausbildung geleitet werden sollte. Die Oper hatte namentlich an den Höfen und in den größeren Städten das reine Drama vollständig zurückgedrängt und hatte zudem den künstlerischen Charakter ganz verloren, indem sie beinahe ausschließlich durch äußere Mittel zu wirken suchte, und weder die Poesie, noch die Musik, sondern Decorationen, Maschinerien, Tänze und dergleichen mehr ihren eigentlichen Schwerpunkt bildeten (S. 384). Neben dem Sinnenreiz, den sie in solchem Uebermaße darbot, konnte das reine Drama, das nur durch innere oder geistige Mittel wirken konnte, natürlich nicht aufkommen, namentlich da es sich erst in den ersten schwachen Anfängen zu entwickeln begann; sollte es daher zu größerer Kraft und Selbstständigkeit gelangen, so mußte die mächtige Feindin nothwendig zurückgedrängt werden. Wir haben schon angedeutet, daß dies den unermüdlichen Bestrebungen Gottscheds gelang *). Gänzlich vernichten konnte er den langjährigen Liebling des Publikums freilich nicht, und er mußte einer Abart der Oper, dem Singspiel, wenn auch mit Widerstreben, den Zutritt auf der Bühne zugestehen, wofür er freilich den Vorgang seines Meisters Opitz und zugleich den wesentlichen Unterschied zwischen der eigentlichen Oper und dem Singspiele für sich anführen konnte, da bei diesem das dramatische Element immerhin unbedingt vorherrschte, die musikalischen Theile nur als sehr untergeordnet erschienen und das Absingen einzelner Lieder selbst von seinem Standpunkte aus gerechtfertigt werden konnte. Durch das Singspiel wurde aber das Wiedererscheinen der Oper vorbereitet und möglich gemacht, und so mußte Gottsched schon im J. 1752, als Weisse's komische Oper „der Teufel ist los" in Leipzig aufgeführt wurde, zu seinem großen Schmerz erkennen, daß seine Bemühungen, die verhaßte Oper zu vernichten, vergeblich gewesen waren, ja diese wurde sogar das Kennzeichen, daß sein Ansehen und seine dictatorische Gewalt in Sachen des Geschmacks unwiederbringlich verloren war.

Ehe wir die Gottschedische Zeit verlassen und zur weiteren Entwickelung des Dramas übergehen, haben wir zum vollständigen Abschluß der Darstellung noch einige Bemerkungen beizufügen. Es ist schon erwähnt worden, daß es ihm vorzüglich daran liegen mußte, den Schauspielern eine möglichst reiche Auswahl von neuen Stücken zu liefern, und daß er nebst seiner Gattin nicht bloß eine Anzahl neuer Trauer- und Lustspiele theils dichtete, theils übersetzte, sondern auch seine Anhänger fortgesetzt zum Dichten und Uebersetzen ermunterte. Alle diese Stücke gab er gesammelt in der „Deutschen Schaubühne nach den Regeln und Exempeln der Alten" (6 Bde. Lpz. 1742—45) heraus, und es ist diese Sammlung nebst den Vorreden die vorzüglichste Quelle für die Kenntniß des damaligen Dramas. Noch größeres Verdienst erwarb sich Gottsched durch seinen „Nöthigen Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst" (2 Thle. Lpz. 1757—65), in welchem er ein reichhaltiges Verzeichniß von deutschen Dramen gab, die von 1450 bis 1760 erschienen waren. Es ist dieses Buch wegen seiner für jene Zeit wirklich bewundernswürdigen Reichhaltigkeit noch jetzt unentbehrlich, wenn es auch noch gar manche Lücken darbietet, welche durch Freieslebens „Nachlese" (Leipz. 1760) keineswegs vollständig ausgefüllt werden. Der „Nöthige Vorrath" ist auch deswegen von literarhistorischer Bedeutung, weil er uns ein unverkennbares Zeugniß von der vaterländischen Gesinnung Gottscheds gibt. Er wollte durch denselben die unverschämte Behauptung der Franzosen und ihrer deutschen Nachbeter, als welche er ausdrücklich den Adel bezeichnete, daß die Deutschen nicht im Stande seien, aus eigenen Mitteln größere,

*) Er hatte hiebei in dem Franzosen St. Evremond einen tüchtigen Vorkämpfer, den er auch vielfältig benutzte. So bearbeitete er dessen Lustspiel „die Opern", in welchem dieselben mit vieler Heiterkeit lächerlich gemacht werden.

namentlich dramatiſche Werke hervorzubringen. Lügen ſtrafen, er wollte zeigen, daß die Deutſchen ſchon ſeit Jahrhunderten Dramen aller Art ſelbſtſtändig geſchaffen, ja er behauptete ſogar, daß die Deutſchen weit eher Dramen gehabt hätten, als die übrigen europäiſchen Völker (Nöthiger Vorr. S. 4). Er hatte hierin freilich Unrecht, allein es iſt der Stolz, mit welchem er dies ausſprach, Beweiſes genug, daß ihm die Ehre ſeines Volkes wirklich am Herzen lag. Hiermit ſcheint zwar das im Widerſpruch zu ſtehen, daß er das ältere Schauſpiel mit ſeinem unverkennbaren deutſchen Element bekämpfte und er demſelben das franzöſiſche Drama entgegenſetzte; allein er empfahl dieſes nicht in dem Sinne, wie das Franzöſiſche von den höhern Ständen damals aufgefaßt wurde, d. h. nicht weil es aus Frankreich kam, ſondern weil er der Ueberzeugung war, daß es auf ächten Kunſtgeſetzen beruhe, Geſetzen, welche überdies nicht die Franzoſen ſelbſt erdacht, ſondern von den Alten ſich angeeignet hätten. Er ſah die Ueberſetzung und unmittelbare Nachbildung der Franzoſen nur für eine notwendige Schule an, in der die Deutſchen ſich herandilden ſollten, er warnte daher ſchon im J. 1742 davor, ſich unaufhörlich auf eine ſclaviſche Nachtretung ihrer Fußſtapfen zu befleißen, und fügte hinzu, „es ſey nunmehr Zeit, unſere eigenen Kräfte zu verſuchen" (Vorrede zum 1. Th. der „Schaubühne"), und ſpäter ſtand er ſogar nicht an, freilich in Folge einer allzugroßen Ueberſchätzung ſeiner eigenen und anderer Arbeiten auf dem Gebiete der dramatiſchen Dichtkunſt, dieſelben den groſſen Meiſterwerken der Franzoſen für ebenbürtig zu erklären. So entſchieden er aber auch dieſe als Muſter der ächten Kunſt anempfahl, eben ſo entſchieden trat er der Nachäfferei der Franzoſen in Sitte und Sprache entgegen, und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, dieſes Unweſen zu bekämpfen, und es gab ihm ſeine „Schaubühne" öfters Veranlaſſung, ſich hierüber auszuſprechen. Er ließ in den zweiten Theil die von Deitharding verfaßte Ueberſetzung des „Jean de France" von Holberg einrücken, von welchem Stück er in der Vorrede ſagte, es ſei „die Thorheit der franzöſiſchen Affen darin ſo ſcharfſinnig und ſo glücklich ausgelacht worden, daß man hoffen könne, es würden künftig alle ſolche deutſche Franzoſen bei allen, die es läſen, halb unehrlich gemacht werden". In demſelben Sinne dichtete ſeine Frau das Luſtſpiel „Die Hausfranzöſin", welches er mit folgenden Worten einführte: „Man wird vielleicht daraus das groſſe Uebel einigermaßen einſehen lernen, das die ſeit 50 bis 60 Jahren in Deutſchland eingeriſſene franzöſiſche Kinderzucht geſtiftet hat, durch welche gebohrne Deutſche von der Wiege an lüſterne Affen unſerer Nachbarn und Feinde, hergegen Verächter ihrer eigenen Aeltern, Freunde, Sitten und Landesleute, ja überhaupt ihres ganzen Vaterlandes, geworden, wovon ſich hernach in allen Ständen die betrübten Früchte zur Genüge geäußert haben." Wir mußten dieſen Punkt zur richtigen Würdigung von Gottſcheds Thätigkeit und äſthetiſchen Anſichten nothwendig etwas weitläufiger erörtern; da wir auf dieſe Weiſe den ihm oft gemachten Vorwurf blinder Nachbeterei der Franzoſen, namentlich in Bezug auf das Drama, hoffentlich entkräftet haben, können wir den Faden der Darſtellung wieder aufnehmen und die Geſchichte der Entwickelung des deutſchen Dramas weiter verfolgen.

Das Trauerſpiel wurde von den unmittelbaren Nachfolgern Gottſcheds in demſelben Sinne und nach denſelben Grundſätzen bearbeitet, die er aufgeſtellt hatte, und wenn ſich auch bei den beſſeren unter ihnen ein merklicher Fortſchritt zeigte, ſo war dieſer doch mehr äußerlicher Natur: ihre Werke waren in einer edleren und gewandteren Sprache geſchrieben und näherten ſich in ſo fern ihren franzöſiſchen Vordildern weit mehr, als die eigenen ſchwachen Verſuche Gottſcheds, aber ſie erhoben ſich in Anlage und Ausführung noch keineswegs zu ſelbſtſtändiger oder gar nationaler Behandlung, ſelbſt wenn ſie ihren Stücken nationale Stoffe zum Grunde legen.

Dagegen machte das Luſtſpiel noch zu Gottſcheds Zeiten einen nicht unbedeutenden Fortſchritt, der zwar auf einem Irrthume beruhte und in der That von dem wahren Weſen des Luſtſpiels ablenkte, aber in mehrfacher Hinſicht wohlthätig wirkte. Durch Gellert wurde nämlich das ſogenannte rührende Luſtſpiel eingeführt, welches ſeit Kurzem in Frankreich großen Beifall eingeerntet hatte, wo es zuerſt durch Nivelle de la Chauſſee bearbeitet worden war. Daſſelbe war an ſich, wenn auch nicht eine entſchiedene Kriegserklärung, doch eine ſtarke Oppoſition gegen die bisherige Behandlung des Dramas, das die edleren Lebensverhältniſſe nur auf die höheren Stände bezog, und den Mittelſtand nur zur Darſtellung der Mängel und Lächerlichkeiten der Menſchen benutzte. Man wagte es zwar noch nicht, denſelben in die Tragödie einzuführen, aber man erweiterte das Gebiet des Luſtſpiels, indem man einen an ſich ernſten und ſelbſt tragiſchen Stoff zum Grunde legte, denſelben aber zu einem heiteren oder wenigſtens glücklichen Ende führte, und auch wohl manche heitere Scene einfügte, was denn auch mit der Bemerkung, daß im menſchlichen Leben Ernſt und Scherz ſtets abwechſele, leicht zu begründen war, wenn man ſich auch nicht auf den Vorgang der Engländer ſtützen wollte. Da der nothwendige glückliche Ausgang eine hochtragiſche Entwickelung nicht geſtattete, weil ja ſonſt ein zu greller Widerſpruch zwiſchen dieſer und der Auflöſung entſtanden wäre, ſo durfte der Dichter weder ſolche Verhältniſſe ſchildern, in denen eine heitere Löſung unmöglich war, noch durfte er die Theilnahme der Zuſchauer bis auf den höchſten Grad ſteigern; er durfte nicht Furcht und Schrecken in ihnen erwecken, ſondern nur dahin ſtreben, ſie, wenn ich ſo ſagen darf, in einer weichen und milden Weiſe zu rühren. Seine Abſicht mußte ſein, wie ſich Gellert in der Vorrede zu ſeinen Luſtſpielen ausdrückt, „mitleidige Thränen zu erwecken", daher man die Gattung mit Recht auch das weinerliche Luſtſpiel genannt hat. Die ſentimentale Richtung, welche durch Klopſtocks Einfluß ſo große Verbreitung gewonnen hatte, war der Einführung der rührenden Komödie überaus günſtig; ſie liegt aber auch außerdem dem Charakter des deutſchen Volkes nahe, das ſich bei ſeiner Gemüthlichkeit gern allen Einflüſſen hingibt, welche ſeine Gefühle erregen, daher wir der Gattung auch ſpäter wieder begegnen werden, als das Drama und insbeſondere die Tragödie ſchon zur ſchönſten künſtleriſchen Entfaltung gelangt war.

So ſtand es um das deutſche Drama, als Gotthold Ephraim Leſſing deſſen weitere Reformen begann. Dieſelben wurden auf eine ſehr zweckmäßige Weiſe durch Friedrich Nicolai in den „Briefen üb. d. Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften"

(Berl. 1755) vorbereitet, die im Wesentlichen schon geschrieben waren, ehe Nicolai mit Lessing bekannt wurde, da sie wohl sogar die eigentliche Veranlassung dieser Bekanntschaft wurden. In dem eilften Briefe, welcher sich ausschließlich mit der „deutschen Schaubühne" beschäftigt, erklärt Nicolai geradezu, daß es mit derselben ungemein schlecht bestellt, und daß die allgemeine gute Meinung, die man von ihr zu haben pflege, ein bedeutendes Hinderniß ihrer Verbesserung sei. Noch hinderlicher sei der Mangel einer großen Hauptstadt oder überhaupt solcher Städte, in denen sich stehende Theater befänden; am schlimmsten aber sei der Umstand, daß die meisten deutschen Schriftsteller immer noch aus dem Innersten ihres Kabinets schrieben und die Welt, für welche sie doch schreiben wollten, gar nicht kennten. Daher gebe es auch so wenig nur leidliche Dramen, weshalb auf den Theatern auch meist nur Uebersetzungen gespielt würden, die aber ebenfalls im Durchschnitt herzlich schlecht seien, wie denn weder die Uebersetzer, noch die Originalschriftsteller die Eigenschaften der tragischen Sprache verständen. Es sei daher eine vollständige Wiedergeburt des deutschen Dramas unbedingt nothwendig. Diese könne aber nicht durch die Nachahmung des französischen Theaters herbeigeführt werden, das zu beschränkt und in seinen Erzeugnissen zu gleichmäßig sei, weshalb Gottsched den herbsten Tadel verdiene, daß er sich demselben ganz hingegeben und die Vorzüge des italienischen, namentlich aber des englischen Dramas nicht erkannt habe. Dieses übertreffe an Reichthum und Angemessenheit der Stoffe, an tüchtiger Entwickelung und Mannigfaltigkeit der Charaktere das französische unendlich; man müsse daher die Engländer, und namentlich ihren großen Shakspeare studiren, wenn man das deutsche Drama neu beleben wolle*) Bald darauf versuchte Christian Felix Weisse eine weitere Entwickelung des Dramas dadurch herbeizuführen, daß er, der äußeren Form treu bleibend, wie sie sich seit Gottsched festgesetzt hatte, die innere Bewegung, den größeren Reichthum an Handlung und die größere Mannigfaltigkeit der Charaktere dem englischen Drama nachzubilden unternahm; allein wenn er auch, wie später ausführlicher berichtet werden soll, dadurch von glücklichem Einfluß wurde, so konnte auf diesem Wege eine vollständige Wiedergeburt des Dramas nicht erzielt werden, weil das nationale Element dabei ganz unberücksichtigt blieb.

Viel schärfer, als er, sah sein Freund Lessing die Sache an. Ob er gleich nämlich bisher selbst der von Gottsched gegebenen Richtung gefolgt war und seine früheren dramatischen Versuche sich von den übrigen der Zeit nur durch talentvollere Behandlung des Einzelnen auszeichneten, so hatte er doch je länger, je mehr die Ueberzeugung gewonnen, daß jene Richtung verfehlt sei, und daß das Drama vor Allem eine nationale Grundlage haben müsse, wenn es sich zu höherer Vollendung entfalten solle; denn wie die dramatische Poesie der übrigen europäischen Völker, selbst die der Franzosen, nur durch nationale Entwickelung ihre Bedeutung und Tüchtigkeit erlangt habe, so könne sie in Deutschland auch nur auf diesem Wege einen höheren Standpunkt erreichen. Allerdings wäre es das Zweckmäßigste und Natürlichste gewesen, auf das alte Schauspiel zurückzugehen, aber dieses war durch Gottsched so vollständig zurückgedrängt und in Mißachtung gebracht worden, daß eine Erneuerung desselben geradezu unmöglich geworden war, und so hielt es Lessing für das Angemessenste, sich zunächst an die stamm- und geistesverwandten Engländer anzuschließen, um mit ihrer Hülfe das französische Drama zu bekämpfen, in welchem er mit Recht das Verderben der deutschen Poesie erblickte. Denn dieses war in seiner äußern Erscheinung, wie in seinem innersten Wesen ein Erzeugniß des französischen Nationalcharakters, ja es war sogar aus der speziellen höfischen Bildung hervorgegangen, die sich vom Hofe Ludwigs XIV. mit merkwürdiger Schnelligkeit und Kraft über die ganze Nation verbreitet hatte, und stand eben deshalb im vollsten Gegensatz zum Charakter des deutschen Volkes, welches sich bei aller Biegsamkeit seines Geistes, bei aller Bemühung, sich dem Fremden zu unterordnen, jene eigenthümliche Bildung doch nimmermehr aneignen konnte. Die Nachahmung des französischen Dramas hatte daher auch niemals gelingen können, und selbst die gelungensten Werke der Art waren weit unter ihren Vorbildern geblieben; sie hatten immer etwas Steifes und Gezwungenes, weil sie eben in Auffassung und Form der Natur des deutschen Geistes widerstrebten. Das englische Drama bot dagegen gar manche Anknüpfungspunkte, denn so eigenthümlich sich auch das englische Volk in Folge seiner freieren politischen Zustände ausgebildet hatte, so waren doch die Grundzüge seines Charakters dem des deutschen Volks nahe verwandt. Doch durfte Lessing es nicht wagen, sogleich mit dem vollsten Gegensatz zum französischen Drama hervorzutreten, und wenn er auch gewiß schon in den fünfziger Jahren mit Shakspeare vertraut war, so trug er doch Bedenken, unmittelbar an diesen anzuknüpfen. Er mußte einen passenden Uebergang von der bisherigen französischen Behandlungsweise zu der englischen finden, und diese bot sich ihm in dem sogenannten „bürgerlichen Trauerspiel" dar, welches sich leicht an das rührende Lustspiel anschloß, wie es denn auch in England aus ähnlichen Gründen entstanden war*), die jenes in Frankreich hervorgerufen hatten. Es war nämlich auch hier das demokratische Element, welches sich in der Poesie geltend machte, und beruhte, wie ein neuerer Kritiker (Danzel, Lessing I, 303) sich vortrefflich ausdrückt, „auf der Reflexion: Warum soll das Bedeutende nur Fürsten und Standespersonen, nicht auch einfachen Bürgern begegnen können?" Das bürgerliche Trauerspiel war also in der That nur eine Erweiterung der rührenden Komödie, es sprach keck aus, was jene nur schüchtern vorzubringen wagte, und stand in so fern schon künstlerisch höher als jene, als sie sich nicht bloß an das weiche Gefühl wendete, sondern die den Menschen erschütternde Leidenschaft

*) Auch später behielt Nicolai das Drama im Auge. Er eröffnete die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" (1757) mit einer auch jetzt noch lesenswerthen „Abhandlung vom Trauerspiele", und als er dieselbe ein Jahr vorher ankündigte, setzte er zugleich einen Preis von 50 Thalern für das beste Trauerspiel aus, um welchen sich nebst Cronegk, der mit seinem „Codrus" den Preis gewann, auch Brawe (der Freygeist) und Weisse (Richard III.) bewarben.

*) Als erstes Stück dieser Art wird „der Kaufmann von London" von Lillo bezeichnet, durch welches auch Lessing auf die Gattung geführt wurde, während der bekannte Roman „Clariffa" von Richardson ihm den Stoff zu seiner „Miß Sarah Sampson" darbot.

in ihrer ganzen Gewalt zur Erſcheinung gelangen ließ. Durch die franzöſiſche Tragödie hatte Gottſched die höheren Stände für die deutſche Literatur gewinnen wollen, durch das bürgerliche Trauerſpiel wendete ſich Leſſing zunächſt an den Mittelſtand, in welchem er den eigentlichen Träger der neuen Bildung erkannte, und ſo ward das bürgerliche Element der wiedererblühenden Literatur auch im Drama begründet. Das bürgerliche Trauerſpiel war aus dem Selbſtgefühl des Mittelſtandes entſtanden, welchem Leſſing in Deutſchland den erſten Ausdruck lieh; in England konnte man ſich mit der bloßen Thatſache begnügen, daß die Bühne für das Bürgerthum erobert worden ſei, da dieſes ſich im öffentlichen Leben der höchſten bürgerlichen Freiheit erfreute. In Deutſchland verhielt es ſich anders. Sobald der Mittelſtand zum Bewußtſein ſeines eigenen Werthes gelangt war, mußte auch das Gefühl rege werden, wie ſehr das politiſche Leben mit dieſem Werth in Widerſpruch ſchien. Auch dieſes Gefühl ſprach Leſſing in ſeiner „Emilia Galotti" (1772) aus, das erſte revolutionäre Drama in Deutſchland, welches auf die politiſche Bildung des Volks von dem unermeßlichſten Einfluſſe wurde und zahlreiche Nachahmungen fand. Die „Emilia" bezeichnet aber auch in künſtleriſcher Beziehung einen großen Fortſchritt, den wir näher zu begründen haben.

Leſſing war ſeit Erſcheinen der „Miß Sarah Sampſon" (1755) auf der eingeſchlagenen Bahn rüſtig vorwärtsgegangen; er verlor ſeine Abſicht, ein nationales Drama zu begründen, keinen Augenblick aus den Augen, eben ſo wenig, als die Mittel, mit denen er dieſelbe zu erreichen hoffen konnte, Bekämpfung des franzöſiſchen Dramas und Hervorhebung des engliſchen. In entſchiedener Weiſe ſprach er ſich in dieſer Beziehung im J. 1759 in dem 17. Literaturbriefe aus. Gottſched, behauptete er, hat ſich nicht nur keine Verdienſte um die deutſche Schaubühne erworben, er hat dieſelbe verdorben; er hat das alte Schauſpiel vernichtet, das mit Benutzung der Engländer zu neuem Leben hätte herangebildet werden können, und er hat uns dafür ein franzöſirendes Theater gegeben, ohne zu bedenken, ob dieſes der deutſchen Denkungsart angemeſſen ſei oder nicht. Hierauf ſtellt er in gedrängten Zügen das engliſche Drama, namentlich Shakſpeare, den Franzoſen entgegen, und zeigt, wie unendlich höher dieſes ſtehe, als jenes. Er hatte bald darauf unter den Franzoſen ſelbſt einen gewaltigen Kampfgenoſſen gefunden, den geiſtreichen Diderot, welcher die ſchwachen Seiten der franzöſiſchen Tragödie mit großem Scharfſinn aufgedeckt hatte und auf eine Erneuerung derſelben drang, wobei er vorzüglich das bürgerliche Element dem höfiſchen entgegenſetzte, und Natürlichkeit der Darſtellung und der Sprache als das unbedingteſte Erforderniß geltend machte. In dieſem Sinne hatte ſchon Leſſing ſeine „Miß Sara" in Proſa geſchrieben, die von nun an auch die ſteifen Alexandriner verdrängte; auch empfahl er den Gebrauch der Proſa auf das Eindringlichſte, weil er richtig einſah, daß ſich Gewandtheit, leichte Bewegung und Natürlichkeit des Ausdrucks weder im Gottſchedſchen Alexandriner, noch im Klopſtockſchen Hexameter würde gewinnen laſſen. Er verkannte die künſtleriſche Bedeutung des Verſes für das höhere Drama keineswegs, wie er ja ſelbſt ſein letztes („Nathan") in Verſen dichtete, allein er fühlte ganz richtig, daß die deutſche Sprache noch nicht zu der Entwickelung gekommen ſei, die den Gebrauch des Verſes geſtatte: er ſah in dem Gebrauch der Proſa eine Schule, die unbedingt durchgemacht werden, an der man ſich kräftigen müſſe, ehe man ſich an die ſchöne Kunſtform wagen dürfe*). Leſſing überſetzte im J. 1760 die zwei bürgerlichen oder beſſer Familiendramen Diderots („den Hausvater" und den „natürlichen Sohn"), ſo wie die Einleitungen, welche ihnen derſelbe vorangeſchickt, und in denen er ſeine Gedanken ſowohl über die neue Gattung überhaupt, als über andere wichtige Punkte der dramatiſchen Poeſie und aller ihr untergeordneten Künſte, der Declamation, der Pantomime, des Tanzes entwickelt hatte. Und wie großen Einfluß jene Stücke ſowohl, als die erwähnten Bemerkungen auf das deutſche Theater hatten, erſehen wir aus der Vorrede Leſſings zur zweiten Ausgabe ſeiner Ueberſetzung (1781), in welcher er geradezu bekennt, daß Diderot einen großen Antheil an der Ausbildung ſeines Geſchmacks hatte, und daß dieſer ohne Diderots Muſter und Lehren eine ganz andere Richtung erhalten haben würde. „Vielleicht eine eignere," fügt er hinzu, „aber doch ſchwerlich eine, mit der am Ende mein Verſtand zufriedener geweſen wäre." Doch dieſer Einfluß, der vorzüglich formeller Natur war, war nicht ſo groß, daß Leſſing darob ſeinen Zweck, ein nationales Drama zu begründen, vergeſſen hätte; er gab davon das glänzendſte Zeugniß in ſeiner „Minna von Barnhelm"**), welche ſich nur in deutſchen Verhältniſſen bewegte und deutſche Charaktere darſtellte, und die zugleich das erſte ächte deutſche Luſtſpiel war. In demſelben Jahre ſchrieb er ſeine „Hamburgiſche Dramaturgie", von deren Entſtehung und Ausführung ſpäter die Rede ſein wird; hier genüge die Bemerkung, daß er in ihr ſeine Anſichten über das kunſtmäßige Drama in einer zwar freien, von allem ſyſtematiſchen Scheln entfernten Weiſe entwickelte, die Unhaltbarkeit der franzöſiſchen Theorien zeigte und die Vortrefflichkeit des engliſchen und des antiken Dramas in überzeugender Weiſe nachwies. Erſt durch die „Hamburgiſche Dramaturgie" wurde der Einfluß der Franzoſen vollſtändig vernichtet und ein nationales Drama, wie es ſich bald darauf zu entwickeln begann, möglich gemacht. Sie war der Schlußſtein der Erziehung in Beziehung auf die dramatiſche Dichtkunſt, wie der „Laokoon" es in Beziehung auf die Poeſie überhaupt war.

Alles, was wir bisher geſagt haben, bezieht ſich beinahe ohne Ausnahme auf das nördliche Deutſchland; wir müſſen jedoch auch einen Blick auf den Süden, namentlich auf Oeſtreich werfen, welches jene oben geſchilderten Veränderungen ebenfalls erlebte, nur ſpäter, aber auch ſchneller, weil es beinahe zu gleicher Zeit mit Gottſched und Leſſing bekannt wurde, ebendeshalb jedoch auch weniger entſchieden, weil Leſſings Einfluß den Gottſchedſchen nicht gänzlich vernichten konnte. Am Anfange des Zeitraums treffen wir in Wien, welches für das ganze Land ſo maßgebend iſt, wie Paris für Frankreich, dieſelben Zuſtände, wie im nördlichen Deutſch-

*) „Willſt du ſchön zierlich erſcheinen, und biſt noch nicht ſicher? — Vergebens.
Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor." (Göthe.)

**) 1767 im Druck erſchienen, doch ſchon 4 Jahre früher gedichtet.

land an, nur noch, wo möglich, verwilderter und das Theater lediglich als ein Mittel, die leerste Schaulust zu befriedigen, Staatsactionen und die Hanswurstkomödie gehen allein über die Bühne, welche der talentvolle Harlekin Gottfried Prehauser lange unumschränkt beherrschte. Und als er zu altern begann, stand schon ein Anderer ihm zur Seite, der oben genannte Kurtz (S. 610), welcher in demselben Jahre seinen Ruf gründete, als der Harlekin in Leipzig feierlich verbannt wurde, und beide, Prehauser und Kurtz, entwickelten in ihren Darstellungen so viel komische Kraft, die von ihnen erfundenen Possen, welche ihrem besondern Talent vortrefflich angepaßt waren, boten so vielen Stoff zum Lachen dar, daß selbst der Hof, der sich bis dahin vom deutschen Theater abgeschlossen hielt und nur die italienische Oper oder das französische Schauspiel besuchte, von dem allgemeinen Zug ergriffen wurde, eine Thatsache, welche nicht unwichtig ist, weil sie die lebendigere Theilnahme der höheren Stände an dem deutschen Drama vorbereitete.

Erst im J. 1747 wurde der Versuch gemacht, ein regelmäßiges deutsches Trauerspiel aufzuführen. Dieser Versuch fiel so gut aus, daß die regelmäßigen Stücke allmählich Boden gewannen, ohne jedoch die Stegreifkomödie verdrängen zu können, was nicht einmal den übermäßig strengen Verordnungen der Kaiserin Maria Theresia gelang. Die Reform des Theaters konnte hier, eben so wenig als in Norddeutschland von den Schauspielern ausgehen, noch konnte sie die Staatsgewalt durchführen, sie mußte, wie dort, auf dem Wege der Bildung und Belehrung Statt finden. Was Gottsched und Lessing für den Norden waren, das wurde für Oestreich Joseph Sonnenfels (1733—1817), der später in den Reichsfreiherrnstand erhoben wurde, ein Mann, der, ohne das großartige Talent Lessings zu besitzen, in allen Verhältnissen seines Lebens eine bewundernswürdige Kraft und Größe des Charakters entwickelte, welche auch die reichsten Früchte trug, denn er erwarb sich im Staatsleben, wie in der Literatur die bleibendsten Verdienste und trug wesentlich zur Heranbildung seines Volkes bei. Da er in der Bühne ein sicheres Mittel zur Beförderung dieses Zweckes erkannte, so suchte er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln das Theater aus seiner Rohheit zu reißen. In seiner Wochenschrift „der Mann ohne Vorurtheil" (1765) begann er den Kampf, den er in den „Briefen über die Wiener Schaubühne" (1768) fortsetzte, in welcher er ohne Zweifel Lessings „Dramaturgie" zum Vorbilde nahm. Aber freilich steht er darin nicht auf der Höhe der freien Kunstanschauung, durch welche Lessing so Großes leistete; denn theils hatte er wohl den Gottschedischen Standpunkt noch nicht überwunden, theils durfte er dem französischen Geschmack nicht entgegentreten, dem die höheren Stände, das heißt dasjenige Publikum, von dem er allein in seinen Reformen Unterstützung hoffen konnte, in Oestreich, wie im übrigen Deutschland, huldigten. Bei alledem hatten sie doch vielseitigen wohlthätigen Einfluß, und es ist ihnen namentlich zu verdanken, daß das regelmäßige Schauspiel zuletzt ganz durchdrang. Unter den dramatischen Dichtern, welche ihn durch ihre Thätigkeit am lebhaftesten unterstützten, nimmt Ayrenhoff den ersten Rang ein; Andere werden später im Verlaufe der Darstellung zu nennen sein.

Auf diese allgemeine Darstellung der allmählichen Entwickelung des deutschen Dramas lassen wir eine kurze Uebersicht der einzelnen Leistungen nach den verschiedenen Gattungen folgen.

Die ersten Versuche im Trauerspiel bestanden meist in Uebersetzungen einzelner französischer Meisterwerke, welche freilich höchst unvollkommen ausfielen und uns wie absichtliche Karrikaturen erscheinen müßten, wenn wir nicht wüßten, daß es den Uebersetzern hoher Ernst damit gewesen wäre. Es sind diese Uebersetzungen schon oben (S. 608) im Allgemeinen charakterisirt worden, wir haben hier nur noch die bedeutendsten Uebersetzer selbst namhaft zu machen. Es sind außer Gottsched selbst („Iphigenia" von Racine) und seine Frau („Cornelia" von Madem. Barbier; „Alzire" von Voltaire) noch zu nennen: der Hamburger Stüven, dessen Uebersetzung von Voltaire's „Alzire", wie wir uns erinnern, das Zerwürfniß zwischen Gottsched und der Neuberin herbeiführte (S. 571), J. Joach. Schwabe („Zaire" von Voltaire), der Leipziger Bürgermeister B. G. Lange („der Cid" von Corneille), der Freiherr von Glaubitz („die Horazier" von Corneille). Unter den Dichtern von selbstständigen Trauerspielen nimmt wiederum das Gottschedische Ehepaar die erste Stelle ein. Er erwarb sich namentlich durch seinen „Sterbenden Cato", welcher sogar in das Französische übersetzt wurde, einen außerordentlichen Beifall (Lpz. 1732. 10. Aufl. 1757), den wir uns bei der steifen und langweiligen Darstellung und dem höchst bedeutungslosen Gehalt nur daraus erklären können, daß es das erste regelmäßige, in vornehmer Stattlichkeit einherschreitende Trauerspiel war, welches den rohen und unregelmäßigen Haupt- und Staatsactionen entgegengesetzt wurde. Uebrigens zeugt das Stück keineswegs von dichterischer Schöpfungskraft, da es in der That nur aus der englischen Tragödie des Addison und der französischen von Deschamps zusammengeschweißt oder, wie Bodmer sich ausdrückte, „mit Scheere und Kleister fabrizirt" war, was den Verfasser nicht abhielt, mit dem übertriebensten Stolze davon zu reden, und in der Vorrede zu seiner „Schaubühne" mit dürren Worten auszusprechen, daß es „der neuern tragischen Poesie in Deutschland die Bahn gebrochen habe". Eben so langweilig, pedantisch und arm an Gedanken sind seine „Parisische Bluthochzeit" und sein Trauerspiel „Agis", in denen der Dichter vom Anfang bis zu Ende auf die auffallendste Weise vom Reime beherrscht wird.

Auf die Leistungen der Frau Gottsched werden wir unten zurückkommen, dagegen sind hier diejenigen Dichter sogleich zu erwähnen, welche das Trauerspiel im Sinne Gottscheds behandelten und daher von ihm mit Lob überschüttet wurden, so bedeutungslos ihre Leistungen auch waren. Ein gewisser D. Pitschel, der in der „Schaubühne" ein „munterer Dichter" genannt wird, schrieb ein Trauerspiel „Darius", in welchem freilich wenig „Munterkeit" zu bemerken ist. Der nachmals berühmt gewordene Baron Friedr. Melchior Grimm in Regensburg (1723—1807) dichtete als Student eine „Banise" nach Ziegler's bekanntem Roman, auf welche Gottsched aus dem doppelten Grund stolz war, weil der Verfasser eine frühere Bearbeitung auf seinen Rath verwarf und die zweite nach einem ganz veränderten Entwurf bearbeitete, bei welchem ihm Gottsched ohne Zweifel behülflich war, vorzüglich aber, weil er dieses Trauerspiel der Haupt-

und Staatsaction deſſelben Namens, welche ſich großen Beifalls erfreute, entgegenſetzen konnte. Noch weit tiefer ſtanden die Arbeiten des Freiherrn v. Schönaich, jenes bekannten Verehrers Gottſcheds, der von ſeinem Dichtertalent eine ſo vortheilhafte Meinung hatte, daß er noch im J. 1763, als das deutſche Theater ſchon bedeutende Leiſtungen aufweiſen konnte, mit einem Trauerſpiel „Montezum" hervorzutreten wagte. Von demſelben Schlag iſt ſein „Mahomed IV." und „die Allemanniſchen Brüder" des Danzigers Benj. Ephr. Krüger, eben ſo auch die zahlreichen Trauerſpiele von Fr. Ludw. Hudmann („Diokletianus", Wism. 1751), der früher zu Gunſten der Oper aufgetreten war, ſich dann ganz an Gottſched anſchloß und ſogar gegen den „Meſſias" ſchrieb (Roſt. 1754). Nicht beſſer iſt das Trauerſpiel „Arminius" (Hann. 1749) des trefflichen Juſtus Möſer, der damals noch ganz im Gottſchediſchen Geſchmacke befangen war.

Wenn auch noch den Gottſchediſchen Anſichten huldigend, und das Trauerſpiel im franzöſiſchen Sinne bearbeitend, nehmen die Dichter der Sächſiſchen Schule und diejenigen, welche zwar nicht äußerlich zu denſelben gehörten, aber auf der Bildungsſtufe derſelben Stufe ſtanden, eine weit höhere Stellung ein. Sie ſind an ſich talentvoller, als Gottſched und ſeine unmittelbaren Nachahmer und ſind auch ſchon deswegen genießbarer, weil ſie die Sprache mit einer größeren Gewandtheit behandeln, und in der Darſtellung ſowohl, wie in der Anlage und Entwickelung ihrer Dramen einen gebildeten Geſchmack beurkunden. Unter dieſen ſteht J. E. Schlegel unbedingt am höchſten; wir werden auf ihn zurückkommen. Neben ihm haben ſich zu ihrer Zeit zwei Dichter großen Ruf erworben, welche ſchon deshalb mit und neben einander zu nennen ſind, weil ſie ſich zugleich um den von den Herausgebern der „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften" ausgeſetzten Preis bewarben (S. 612), und der Eine, Cronegk, den Preis, der Andere, Brawe, das Acceſſit erhielt. Der Erſte, Johann Friedrich Freiherr von Cronegk (geb. 2. Sept. 1731 zu Ansbach, geſt. daſelbſt d. 31. Dec. 1758 als Regierungs- und Juſtizrath), den wir ſchon als lyriſchen und didaktiſchen Dichter haben kennen lernen*), war nicht ohne Talent für das Drama, doch war er viel zu ſehr im franzöſiſchen Geſchmack befangen, als daß er mit der nöthigen Freiheit und Unbefangenheit hätte arbeiten können: es fehlte ihm an einer richtigen Einſicht in das Weſen des Dramas, und ſein Talent war nicht groß genug, um von ſelbſt das Richtige und Wahre zu treffen. Daher die auffallenden Mängel in ſeinem berühmteſten Stücke, dem „Codrus", der den erwähnten Preis erhielt; der Dichter moraliſirt zu viel, der Charakter des Codrus iſt, wie ſelbſt Gellert (in einem Briefe an Cronegk) bemerkt, allzu vollkommen gehalten, was auch von andern Perſonen gilt; es tritt ebendeshalb der eigentliche Gegenſtand des Stücks, die Aufopferung des Codrus für das Vaterland, nicht kräftig genug hervor, weil auch Andere eben ſo groß denken, als der Held. Daß endlich eine doppelte Handlung durchgeführt erſcheint (die Befreiung Athens und die Liebe Medons), hatte der Dichter ſelbſt bemerkt, doch dieſen Fehler nicht beſeitigen können. Ein anderes Trauerſpiel, „Olint und Sophronia", hatte zwar die Ehre, zur Eröffnung der Hamburger Nationalbühne aufgeführt zu werden*), allein es hatte dieſe Ehre, wie Leſſing ſagt, wohl nur dem Umſtande zu verdanken, daß ein beſſeres nicht hätte gefunden werden können. Es leidet ungefähr an denſelben Mängeln, wie der „Codrus", ſteht ihm aber in der Wahl des Stoffs unbedingt nach, da der Charakter eines chriſtlichen Märtyrers mit ſeiner geduldigen Hingebung mit der Natur des Dramas, welches vor Allem Thatkraft und Handlung verlangt, im Widerſpruch ſteht.

Ob der andre Dichter, welcher ſich um den erwähnten Preis bewarb, Joachim Wilhelm von Brawe aus Weißenfels (geb. 4. Febr. 1738, geſt. 7. Apr. 1758), talentvoller war, als ſein Mitbewerber Cronegk, wie Manche behaupten, möchte ſchwer nachzuweiſen ſein, denn da er das Glück hatte, außer mit Gellert, Kleiſt und Weiſſe, auch mit Leſſing in genauer Verbindung zu ſtehen, und Letzterer, wie nachgewieſen werden kann, ihn in ſeinen dichteriſchen Arbeiten mit Rath und That unterſtützte, Cronegk aber eines ſolchen Führers entbehrte, ſo möchten eben gar manche Vorzüge, welche den Dichtungen Brawe's zugeſtanden werden müſſen, dem Einfluſſe Leſſings zuzuſchreiben ſein. Dieſer zeigt ſich jedoch weniger in dem „Freygeiſt", mit welchem ſich Brawe um den Preis bewarb, als in dem „Brutus", den er ſpäter dichtete, und der dadurch Intereſſe gewinnt, daß Brawe in demſelben die reimloſen fünffüßigen Jamben zuerſt als tragiſches Versmaß gebrauchte, wie er durch ſeinen „Freygeiſt" eigentlich den erſten Verſuch im bürgerlichen Trauerſpiel gemacht hatte.

Die franzöſiſche Tragödie fand endlich in Cornelius Hermann von Ayrenhoff noch nach Leſſings Auftreten einen nicht unglücklichen Bearbeiter, während Chriſtian Felix Weiſſe den franzöſiſchen und den engliſchen Geſchmack in ſeinen Trauerſpielen zu verſöhnen und zu verſchmelzen ſuchte. Wir werden auf beide zurückkommen.

Das bürgerliche Trauerſpiel fand in Leſſing nicht nur einen gewandten Lobredner, ſondern auch ſeinen ohne Vergleich trefflichſten Bearbeiter. Er hatte zahlreiche Nachfolger, unter denen nur wenige eine Erwähnung verdienen; ja es haben die meiſten derſelben ſogar weſentlich zur Entartung der Gattung beigetragen, indem ſie gewöhnliche oder wohl auch gemeine Stoffe bearbeiteten, welche jeder poetiſchen Behandlung Trotz boten. Am höchſten iſt ohne Vergleich Hans Wilhelm von Gerſtenberg (ſ. u.), der jedoch ſchon an der Gränzſcheide des Zeitraums ſteht, und bei welchem der unmittelbare Einfluß Shakſpeare's ſchon ſichtbar iſt. Unbedeutender, obgleich noch zu den beſſeren Erſcheinungen zu zählen, ſind die Arbeiten von Chr. Mart. Wieland („Klementine v. Porretta". Zür. 1760), Gottl. Konrad Pfeffel („Der Einſiedler". Karlsr. 1763), J. J. Duſch („Der Bankerot". Hamb. 1764) u. J. Chr. Brandes („Miß Fanny". Berl. 1767).

Es ſind noch einige Trauerſpieldichter zu erwähnen, welche, wie Bodmer, ſich keiner beſtimmten Richtung hingaben, oder, wie Klopſtock, zwar eine neue Gattung ſchufen, aber dabei das Weſen der

*) Auch war Cronegk einer der Erſten, welche mit dem ſpaniſchen Theater bekannt machten.

*) Cronegk hatte nur die vier erſten Acte vollendet, ein Wiener Dichter, Roſchmann, fügte den fünften hinzu.

dramatischen Poesie so sehr verkannten, daß ihr Vorgang wenig oder gar nicht beachtet wurde. Friedrich Gottlieb Klopstock wollte den zwei Ideen, mit denen er als lyrischer und epischer Dichter so Großes hervorgerufen hatte, ebenfalls dramatische Gestaltung geben, und er schrieb daher biblische und vaterländische Stücke. Das erste biblische Stück „Der Tod Adams" (Kopenh. u. Lpz. 1757) machte in so fern Aufsehen, als darin versucht wurde, ein Trauerspiel mit dem allerdürftigsten Stoffe zu schreiben, um die Natur in ihrer ganzen Wahrheit und Einfalt erscheinen zu lassen, da derselben, wie sich der Dichter im Vorbericht ausdrückt, durch die Umstände, in welchen die Geschichte und der Dichter gemeiniglich ihren Helden setzen, um uns für ihn einzunehmen, oft ein falsches Colorit aufgedrückt wird. Da aber Klopstock es nicht vermochte, dem dürftigen Stoff eine reiche innere Entwickelung zu geben, und eine äußere Entfaltung nur durch gewaltsames Herbeiziehen einzelner Episoden möglich war, so ist der Versuch vollständig gescheitert, und das Ganze ist in der That nur eine Reihe lyrischer Ergüsse, die zudem noch durch ihre Gleichförmigkeit, so wie durch die sentimentale Haltung unangenehm wirken*). Das Trauerspiel „Salomo" (Magdeb. 1764) hat ohne Zweifel weit mehr Handlung (es stellt den Abfall und die Bekehrung Salomo's dar), allein es fehlt ihm an aller dramatischen Anlage, noch mehr an künstlerischer Entwickelung und vor Allem an wirklichem Interesse, denn die dargestellten Verhältnisse sind höchst unbedeutend und beinahe kindisch, und da die Personen, Salomon an der Spitze, an diesen kleinlichen Umständen so lebhaften Antheil nehmen, so werden sie selbst dadurch lächerlich**). Im „David" endlich (Hamb. 1772) werden die Begebenheiten beinahe so ganz ausschließlich in der Form von Erzählungen dargestellt, daß der dramatische Charakter durchaus verloren geht. Durch seine vaterländischen Dramen, die er Bardiete nannte, wollte Klopstock das Nationalgefühl stärken; es war allerdings ein fruchtbarer Gedanke, daß er vaterländische Begebenheiten und Verhältnisse zum Grunde legte, worin ihm übrigens außer J. E. Schlegel und Just. Möser schon Lessing in der „Minna" vorangegangen war, aber, wie schon oben (S. 508) auseinandergesetzt wurde, er irrte darin, daß er auf die urältesten Zeiten zurückging, die für uns keine wahre Bedeutung haben, abgesehen davon, daß er bei dem gänzlichen Mangel an genauer Kenntniß jener Verhältnisse willkürliche Gemälde geben mußte, die alles innern und äußern Grundes entbehrten. Wenn er aber auch als Künstler irrte, so war dies doch in der That der einzige Weg, der sich ihm darbot, seinen Zweck zu erreichen, und der wunderbare Erfolg seiner Bardiete bewies, daß er sein Volk kannte, das gern für das Entfernte, Dunkle, Mystische schwärmt. Und so ist auch Schwärmerei der Grundzug von Klopstocks Bardieten „Hermanns Schlacht" (Hamb. 1769), „Hermann und die Fürsten" (Eb. 1784) und „Hermanns Tod" (Eb. 1787). An dramatischer Handlung fehlt es besonders dem ersten beinahe ganz, und die einzelnen Vorgänge, die ohne innern Zusammenhang an einander gereiht werden, sind nur höchst ungenügend durch die eingefügten Bardengesänge verbunden, welche übrigens bei ihrer lyrischen Natur die besten Theile sämmtlicher Stücke bilden. „Hermann und die Fürsten" hat in so fern Realität und innere Wahrheit, als „das ewige alte Lied" von der gegenseitigen Eifersucht der deutschen Fürsten hier dramatisch lebendig vergegenwärtigt wird; und eben so stellt uns „Hermanns Tod" das andre „ewige Lied" von dem traurigen Ende aller Volkserhebungen in Deutschland vor, die mit vieloersprechender Begeisterung begannen, ohne praktischen Sinn durchgeführt wurden und an Abspannung erstarben. Klopstock schrieb seine Bardiete in Prosa; was jedoch Lessing durch die Einführung der Prosa in das Trauerspiel beabsichtigte, eine größere Natürlichkeit der Sprache und Wahrheit der Darstellung, das erstrebte Klopstock nicht; seine Sprache ist vielmehr geschraubt und gesucht, und wenn man ihr auch gedankenreiche Kürze, eine oft überraschende Kraft in Ausdruck und Wendung nicht absprechen kann, so entfernt sie sich doch so sehr von der Sprache des Lebens, daß sie für das Drama ganz unpassend erscheint*).

Klopstocks „Tod Adams" machte auf Ew. von Kleist durch die straffe, einfache Form, die kräftige, oft kühne Sprache solchen Eindruck, daß er ihn selbst zu einem Trauerspiele begeisterte, dem „Seneca" (1757), in welchem er die Handlung auf das Allernothwendigste beschränkte, dagegen die Charaktere der Personen in ihren Gesprächen zu entwickeln suchte, ein Versuch, der ihm so wohl gelang, daß selbst Lessing ihm in seinem „Philotas" nacheiferte. Schon vor Kleist hatte der Freiherr von Creuz einen „Seneka" gedichtet (Fz. 1754), der ebenfalls außerordentlich arm an Handlung ist, sich aber zu dem Kleistischen ungefähr so verhält, wie der sentimentale Schwärmer zum praktischen Kriegsmann.

Ueber Joh. Jakob Bodmers zahlreiche Dramen können wir schneller hinweggehen, da er für die dramatische Poesie noch weit weniger Talent hatte, als Klopstock, und sie meistens von dem Geist des Widerspruchs hervorgerufen wurden. So wollte er in dem „Tod des ersten Menschen" und in den „Thorheiten des weisen Königs" (Zürich 1776) mit Klopstock wetteifern, da er die Charaktere in dessen „Tod Adams" und „Salomo" für verfehlt hielt. „Atreus und Thyest" (1768), sowie „der neue Romeo" (1769) waren Parodien von Weisse's gleichnamigen Trauerspielen; im „Polytimet" wollte er ein Gegenstück zu Lessings „Philotas" (1760) geben, und im „Hungerthurm zu Pisa" (1769) Gerstenbergs „Ugolino" verbessern. Bei alle dem hatte er gerade von dem Drama keine festausgebildeten Ansichten, und so sind auch seine zahlreichen politischen Dramen, deren Stoffe er aus der alten und neuen Geschichte entnahm, vollkommen ungenießbar. Ohne Vergleich besser ist Christ. Martin

*) Der „Tod Adams" wurde von Gleim in Verse übertragen (Werk. 1766), wie er es schon früher mit dem „Seneca" von E. v. Kleist gethan hatte. (Eb. 1760.)

**) „Soll ich Ihnen sagen, wie mir das ganze Interesse des Stückes deucht? „Ob der reformirte Hofprediger oder der katholische Kaplan des Sonntags bey Hof zu Mittag essen soll?" Wahrhaftig darauf geht Alles. Darüber ist der alte Nathan in seinem Hause eine Zeitlang eingesperrt; darüber murrt der Nachmittagsprediger Chalkal, oder wie er heißt, und kurz, dieß ist der Knoten." (Abbt an Mendelssohn 3, 254.)

*) In Klopstockischem Sinne schrieb auch Michael Denis ein Drama, „Gemela", dessen Stoff er dem Ossian entlehnte.

Wielands „Johanna Grav" (Zürich 1758), aber als Kunstwerk doch ganz verfehlt, wie denn auch Wieland später nicht anstand, offenherzig zu bekennen, daß er keinen Beruf für die dramatische Poesie habe. Uebrigens ist bekannt, daß Wieland zu seinem Trauerspiel den Engländer Rowe mehr benutzte, als er verantworten konnte.

Das Lustspiel wurde weit häufiger bearbeitet, als die Tragödie, und schon nach den ersten Versuchen der Frau Gottsched sehen wir eine ziemlich große Reihe von Lustspieldichtern auftauchen, welche theils aus dem Französischen übersetzten, theils eigene Arbeiten wagten; so enthält schon Gottscheds „Schaubühne" eine nicht kleine Auswahl. Unter den Uebersetzern, mit denen uns diese Sammlung bekannt macht, nimmt nach Frau Gottsched der Altonaer Professor Georg Aug. Detharding durch seine Uebertragungen mehrerer Lustspiele von Holberg („der politische Kannengießer", „Jean de France", „der Bramarbas") die erste Stelle ein; neben ihm ist noch der früher schon erwähnte Straube („die Soteierin", „der Widerwillige", beide aus dem Französischen von Freny) zu nennen. Als Dichter von Originallustspielen erscheint zunächst der Licentiat Theod. Joh. Quistorp, dessen „Bock im Lustspiele" jedoch nur eine äußerst langweilige und unbeholfene Nachahmung der trefflichen Plaideurs von Racine ist. Höher steht der Schauspieler Gottfried Adam Uhlich, der in dem „Unempfindlichen" zuerst den Versuch machte, ein Lustspiel in Versen zu schreiben. Freilich ist weder der Plan geschickt angelegt, noch glücklich entwickelt, die Charaktere sind entsetzlich übertrieben, doch sind einzelne Scenen recht gut gerathen, und oft ist der Dialog von einer den übrigen Dichtern der Zeit ganz unbekannten Lebendigkeit.

Als weitere Ausläufer der Gottschedischen Schule oder noch näher, als Nachfolger der Frau Gottsched sind auch diejenigen unter den Leipziger Dichtern zu nennen, welche sich im Lustspiel versuchten, und einige andere, welche sich ihnen mehr oder weniger anschlossen. Unter den ersteren lehnte sich J. E. Schlegel zuerst ganz an das Vorbild der Frau Gottsched an, und gelangte erst später zu größerer Selbstständigkeit; auf Gellert werden wir sogleich wieder zurückkommen. Von den Andern sind Fuchs, Mylius und Krüger namentlich zu erwähnen, deren Lustspiele ganz in dem Charakter geschrieben sind, welchen die Frau Gottsched der Gattung aufgedrückt hatte (S. 608), sie sinken zur Satyre herab, behandeln die abscheulichsten Schlechtigkeiten mit Vorliebe, und glauben natürlich und wahr zu sein, wenn sie sich in der gemeinsten Wirklichkeit bewegen. Das Lustspiel „die Kläglichen" (Hamb. 1749) von Gottlieb Fuchs (S. 479) ist uns nicht bekannt; doch was man sich davon erzählt, daß es nämlich voll Persönlichkeiten war, wodurch sich der Verfasser viele Verdrießlichkeiten zuzog, ist schon bezeichnend genug. Von Johann Christian Krüger aus Berlin*) sagte Lessing, daß er Talent zum Niedrigkomischen habe, und es ist dies selbst in seinem ersten Versuch „den Geistlichen auf dem Lande" sichtbar, den er schon auf der Schule verfaßte. Sie sind wohl durch Molieres „Tartüffe" hervorgerufen worden, aber diesem freilich nur im Stoff verwandt, da alle Feinheit der Ausführung, die wir bei jenem Meisterstücke bewundern, zur plumpsten Uebertreibung wird; während der Tartüffe ein gewandter Intriguant ist, erscheinen Krügers Geistliche als die gemeinsten Naturen, welche mit jenem nur die Heuchelei gemeinschaftlich haben. Später wurde Krüger mit den bedeutendsten Leipziger Dichtern bekannt, was auf seine Ausbildung günstigen Einfluß hatte, wie aus seinen nachfolgenden Stücken ersichtlich ist. Unter diesen sind „die Kandidaten, oder die Mittel zu einem Amte zu gelangen" das schwächste, es theilt noch die meisten Mängel, die wir an den „Geistlichen" bemerken, doch ist es immerhin als ein sprechendes, wenn auch übertriebenes Zeitbild bemerkenswerth. Im „Blinden Ehemann" hat er den nicht unglücklichen Versuch gemacht, ein Feenmährchen auf die Bühne zu bringen, wobei er jedoch das Wunderbare mit zu großer Absichtlichkeit zurückzudrängen suchte. Am höchsten steht sein „Herzog Michel" in Versen, nach J. A. Schlegels Erzählung „das ausgerechnete Glück"; es enthält viele naive Stellen, manche satyrliche Züge und erhielt zu seiner Zeit allgemeinen Beifall. Ein Gegenstück zu Krügers „Geistlichen" bildet das Lustspiel „die Aerzte" von Christlob Mylius*), in welchem das schändliche Treiben zweier Mediziner in der nämlichen übertriebenen Weise dargestellt wird und die ekelhafte Gemeinheit der Charaktere den komischen Effect ebenfalls vertreten soll.

Größeren Einfluß auf die Entwickelung des Lustspiels gewann Christian Fürchtegott Gellert, der zuerst das rührende Element in Deutschland einführte, mit welchem er dem Bedürfniß und dem Sinn des größeren Publikums entgegenkam. Er wurde zugleich in andrer Weise einflußreich. Es hatte nämlich schon Frau Gottsched, durch Holbergs Vorbild angeregt, deutsche Verhältnisse auf die Bühne gebracht, doch waren die Charaktere, von denen diese Verhältnisse getragen wurden, keineswegs auch deutsch; sie hatten noch zu wenig individuelles Leben, als daß sie eine bestimmte Nationalität hätten entwickeln können, kam ja doch selbst der allgemein menschliche Charakter in der steifen Darstellung, dem unbeholfenen Dialog und der oft kindischen Ausführung kaum zur Anschauung. Erst Gellert gab seinen Personen eine nationale Färbung; seine Lustspiele sind, wie schon Lessing bemerkte, wahre Familiengemälde, in denen jeder Zuschauer einen Vetter, einen Schwager, ein Mühmchen aus seiner eigenen Verwandtschaft zu erkennen glaubt; allein da der gute Mann das Leben nur in seinen beschränktesten Verhältnissen kannte, da er nur die allergewöhnlichsten Menschen zu beobachten Gelegenheit hatte, so fehlt es seinen Personen an innerem Gehalt, an geistiger Spannkraft, und wenn

*) Im J. 1722 in Berlin geb., studirte Theologie in Halle und Frankfurt a. d. O., trat aber, von der bittersten Armuth gezwungen, 1742 in die Schönemannsche Schauspielergesellschaft, in welcher er nicht ohne Glück auftrat. Er starb in Folge allzugroßer Anstrengung am 23. Aug. 1750 zu Hamburg.

*) Mylius, geb. am 11. Nov. 1722 zu Reichenbach in der Oberlausitz, studirte Medizin in Leipzig, wo er zuerst mit den Herausgebern der „Bremer Beiträge", dann mit Lessing bekannt wurde, auf dessen Geistesentwickelung er großen Einfluß übte. Um sich den Naturwissenschaften, für die er große Vorliebe hatte, widmen zu können, nahm er die Einladung einer Privatgesellschaft an, auf ihre Kosten nach Amerika zu reisen, und begab sich nach London, starb aber daselbst am 6. März 1754.

sie auch getreu nach der Natur gezeichnet sind, so ist es doch die alltägliche Natur, der jedes poetische Element abgeht. Daher fehlt es ihm auch durchgehends an ächt dramatischen Verwickelungen; diejenigen, die er erfindet, sind vielleicht noch kindischer, als die seiner Vorgänger. Unter seinen Lustspielen machte die „Betschwester" großes Aufsehen, weil er darin die Scheinheiligkeit zu züchtigen unternahm; „die zärtlichen Schwestern", das erste rührende Lustspiel der Deutschen, gefielen vorzüglich durch ihre Fehler, so unausgebildet war noch der Geschmack, dadurch nämlich, daß in den Charakteren, den guten, wie den bösen, eine unnatürliche Uebertreibung herrscht. Dies ist auch im „Loos in der Lotterie" der Fall, doch da in demselben alles auf den komischen Effect abgesehen ist, ist es eher zu rechtfertigen, und es ist dies Lustspiel auch ohne Vergleich sein bestes.

Von den noch übrigen Bearbeitern des Lustspiels können wir in kurzer Uebersicht sprechen. Unter Gellerts Zeitgenossen hatte der Freiherr von Cronegk durch seine Bekanntschaft mit der höheren Gesellschaft, am meisten Beruf zum Lustspiel, und „der Mißtrauische", noch mehr „der ehrliche Mann, der sich schämet es zu seyn", der leider unvollendet blieb, lassen ahnen, daß er bei längerem Leben und bei gründlichem Studium der Kunst Bedeutendes hätte leisten können. Auch für das Niedrigkomische war er nicht ohne Talent, wie die recht glückliche Parodie eines Auftrittes in „Canut" von J. E. Schlegel beweist. Sodann versuchte sich auch Karl Christ. Gärtner nicht ohne Glück im Lustspiel; seine „Schöne Rosette" ist eine wohl gelungene Uebertragung französischer Sitten und Verhältnisse in deutsche. Als Bearbeiter des rührenden Lustspiels sind vorzüglich Klemm, Heufeld, Gebler und Schlosser zu nennen. Christ. Gottlieb Klemm (1736—1795?) suchte vorzüglich dadurch zu wirken, daß er seinen Stücken eine spezielle Wiener Färbung gab; „der Wettstreit der wahren Liebe" und „die bürgerliche Heurath", gefielen wegen ihrer sentimentalen Haltung und wohl auch deswegen, weil Kinder darin die Hauptrollen spielten. Franz von Heufeld (1731—1786), der eine Zeitlang die Direction des Wiener Theaters führte, gehört durch seine „Julie, oder Wettstreit der Liebe und Pflicht", deren Stoff er aus Rousseaus „neuer Heloise" schöpfte, zu den Bearbeitern des rührenden Lustspiels; in den übrigen („die Hausbaltung nach der Mode", „der Liebhaber nach der Mode") versinkt er in die gemeinste Nachahmung des alltäglichen Lebens, wie er sich denn auch gegen den wackern Sonnenfels nicht sehr ehrenwerth benahm und dessen Reformbestrebungen entgegenarbeitete, sobald er sah, daß es ohne Gefahr geschehen könne. Edleren Charakters im Leben, wie als Dichter, war der Geh. Rath Tobias Phil. Freih. von Gebler (1726—1786), der mit Wieland in freundschaftlichem Briefwechsel stand. Sein freisinniges Drama „der Minister" war ein kühner Versuch, politische Ideen auf die Bühne zu bringen; bieher gehören aber vorzüglich seine rührenden Lustspiele, die er unter dem Titel „Theatralische Werke" (3 Bde. Dresd. 1772—73) gesammelt herausgab. Bedeutenderes Aufsehen, als die genannten Dichter, erregte der Hamburger Joh. Ludw. Schlosser (1738—1815), nicht sowohl wegen der innern Tüchtigkeit seiner Lustspiele („der Zweikampf", „die Komödianten", „das Mißverständniß"), obgleich diese immerhin zu den besseren der Zeit gehören, da sie mit Verstand angelegt und mit Ueberlegung ausgeführt sind, auch Gewandtheit in der Behandlung des Dialogs beweisen, als vielmehr weil er die Veranlassung wurde, daß man wieder begann, das Theater von der Kanzel herab als eine Schule des Verderbnisses zu schildern. Schlosser war nämlich ein Geistlicher, und ließ, als er schon Pastor in Bergedorf bei Hamburg war, seine Lustspiele drucken (Hamb. 1767), welche er übrigens ohne seinen Namen herausgab und die er zudem schon als Kandidat geschrieben hatte. Dies und noch mehr der Umstand, daß „der Zweikampf" auf der Hamburger Bühne aufgeführt wurde, erregte den Zorn des Hauptpastors Göze in Hamburg, den wir später noch näher werden kennen lernen, in solchem Maße, daß er sogar von der Kanzel herab die Beschäftigung mit dem Theater als unverträglich mit dem geistlichen Amte und dasselbe befleckend erklärte, was einen langen Streit herbeiführte, dem nur der Machtspruch des Hamburger Magistrats ein Ende machen konnte, durch welchen der ehrliche Schlosser in allen seinen Ehren gewahrt wurde.

Weisse, Lessing und Ayrenhoff werden auch als Lustspieldichter unten ausführlicher zu besprechen sein; dagegen sind noch mehrere Dichter zu erwähnen, an welchen zum Theil schon der Einfluß Lessings zu erkennen ist, wenn er sich meistens auch nur auf das Aeußerliche beschränkt. Zunächst tritt uns der große Schauspieler Konrad Eckhof aus Hamburg (12. Aug. 1720—16. Juni 1776) entgegen, der bei seinem großartigen Talent den höheren Geist Lessings willig anerkannte, sich nach dessen schöpferischen Ideen von der Schauspielkunst bildete, und in dieser den volksthümlichen Charakter zu entwickeln strebte, welchen Lessing als das Endziel der dramatischen Poesie aufstellte. Hier haben wir ihn als Verfasser einer Reihe von Uebersetzungen aus dem Französischen zu nennen („die Mutterschule" 1753; „die wüste Insel" 1762), welche sich durch eine gewandte, ächt theatralische Sprache vor den ähnlichen Erscheinungen der Zeit vortheilhaft auszeichnen, von denen er aber doch so bescheiden dachte, daß er seine Uebersetzung von Diderots „Hausvater" unterdrückte, ob sie gleich schon gespielt worden war, als Lessing die seinige erscheinen ließ; ja er ging sogar seinen Kunstgenossen mit dem Beispiel voran, die Rolle des „Hausvaters", die er schon öfters nach seiner Uebersetzung gespielt hatte, nach der neuen einzustudiren. Als Schauspieler dem großen Meister Eckhof in jeder Beziehung tief untergeordnet, entwickelte Joh. Christian Brandes aus Stettin (1735—1799) größere Thätigkeit als dramatischer Dichter, wobei er die Belehrungen Lessings so weit benutzte, als sein nicht sehr bedeutendes Talent es erlaubte. Doch gelang es ihm durch Verständniß des Theaters, durch Erfindung mancher glücklichen Situationen und einen raschen Dialog lange Zeit der Günstling des Publikums zu werden. Das hatte aber auch den bedauerlichen Erfolg, daß er immer mehr auf den bloßen Effect hinarbeitete, was selbst in seinen besten Stücken („der Graf von Olsbach", „der liebreiche Ehemann, oder der Schein trügt", „der geadelte Kaufmann") nur zu ersichtlich wird. In der manchmal etwas anstößigen „Hochzeitfeier" ist der niedrig-komische Ton recht gut getroffen; im Ganzen

aber herrſcht das rührende Element bei Brandes immer noch bedeutend vor. Wenn auch nicht ſelbſt Schauſpieler, wie Brandes, ſtand doch Joh. Fr. Löwen, den wir ſchon mehrmals zu nennen Gelegenheit hatten, auch in directer Beziehung zur Bühne; er war bei dem erſten Verſuch, ein deutſches Nationaltheater zu gründen, mit der Leitung des künſtleriſchen Theils beauftragt worden, eine Stellung, die er ſchon früher bei der Schönemannſchen Truppe gehabt hatte. Dies gab ihm Einſicht in das Weſen und die Bedürfniſſe des Theaters, es iſt aber auch die augenblickliche Wirkung das Einzige, was an ſeinen Luſtſpielen zu rühmen iſt, unter welchen der „Liebhaber von Ohngefähr" die erſte Stelle einnehmen mag; auch „die neue Agneſe", welche er nach einer franzöſiſchen Oper bearbeitet hat, gefiel wegen der zahlreichen komiſchen Einfälle, die zum Theil Eigenthum des deutſchen Verfaſſers ſind. Seine Luſtſpiele ſind ſämmtlich nach bekannten Anekdoten oder Epiſoden aus größeren Romanen bearbeitet, wogegen Gottlieb Konrad Peſſel die ſeinigen meiſt theils aus dem Franzöſiſchen überſetzte, theils franzöſiſchen Vorbildern mehr oder weniger frei nachahmte. Da er der franzöſiſchen Sprache eben ſo mächtig war, als der deutſchen, ſo zeichnen ſich ſeine Bearbeitungen vor den meiſten Erzeugniſſen dieſer Art aus, man ſieht ihnen bei der Gewandtheit, mit welcher er die Sprache behandelt, den fremden Urſprung kaum hier und da an („Theatraliſche Beluſtigungen nach franzöſiſchen Muſtern" 5 Sammlungen Frankf. 1765—1771). Karl Franz Romanus aus Leipzig (1731—1787) machte den Verſuch, die „Brüder" des Römers Terenz auf neue und heimatliche Verhältniſſe zu übertragen, gerieth aber dadurch in Widerſprüche, durch welche die ſchöne Anlage des Originals verunſtaltet wurde. Glücklicher war er in ſeinen Poſſen und Intriguenſtücken, in welchen er den Hanswurſt, nur freilich unter einem andern Namen („Griſpin") wieder einzuführen ſuchte. Juſtus Möſer, den wir als den beredten und geiſtreichen Vertheidiger des Harlekin ſchon haben kennen lernen (S. 609), war kühner, er verfaßte eine Poſſe „die Tugend auf der Schaubühne, oder Harlekins Heirath", welche jedoch bei einzelnen glücklichen Zügen voll Humor und Witz nicht ſo bedeutend war, daß ſie eine größere Wirkung hätte haben können. An den Harlekin erinnert endlich noch des Leipziger Profeſſors Chriſt. Aug. Clodius (1738—1784) Luſtſpiel „Medon, oder die Rache des Weiſen" (Lpz. 1768), da Götzes Parodie auf daſſelbe (Lpz. 1767) auf der glücklichen Anwendung des Harlekin beruht. Wir dürfen in dieſer Reihe den Bruder des großen Leſſing, Karl Gotthelf Leſſing (1740—1812) nicht vorübergehen, der eine Reihe von Luſtſpielen ſchrieb (ſein beſtes iſt „der Wildfang", zu welchem er jedoch engliſche Stücke vielfältig benutzte), deſſen größtes ſchriftſtellerliches Verdienſt jedoch darin beſteht, daß er ſeines Bruders Leben mit Liebe ſchilderte und deſſen Nachlaß herausgab.

Endlich haben wir noch einige Luſtſpieldichter zu nennen, deren dramatiſche Arbeiten zwar in den folgenden Zeitraum fallen, die aber mit Rückſicht auf ihre Hauptthätigkeit in den vorliegenden gehören, und die nuch deshalb füglich hieher gezogen werden können, weil ihre Stücke namentlich in Anlage und Darſtellung den Charakter der vorliegenden Periode tragen. Unter dieſen iſt Johann Georg Jacobi nun wegen eines kleinen Luſtſpiels zu nennen („die Wallfahrt nach Kompoſtella"), welches die ſchon von Bruder Berchtold mit ſo großer Kraft ausſprochene Idee, daß man Gott Wohlgefälligeres thut, wenn man zu Hauſe ſeine Pflichten erfüllt, als wenn man ſich auf Wallfahrten begibt (t, 570), in erfreulicher Weiſe ausführt. Größere Fruchtbarkeit legte Karl Friedrich Kretſchmann an den Tag, welcher ſich zuerſt in Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und Italieniſchen verſuchte, und ſich dadurch mit den Eigenthümlichkeiten der dramatiſchen Dichtung vertraut machte. Vorzüglich bildete er ſich nach ſeinem Liebling Goldoni, deſſen Luſtſpiele er auch ſchon großen Theils überſetzt hatte, als eine andere Ueberſetzung, die unterdeſſen im Druck erſchienen war, ihn veranlaßte, die ſeinige zu verbrennen. Später ging er mit dem Gedanken um, die beſſeren Stücke Goldonis mit Uebertragung der fremden Sitten und Charaktere in heimatliche für das deutſche Theater zu bearbeiten (was auch Leſſing Willens war); doch iſt von ſeinen Entwürfen nur Einer zur Ausführung gekommen („die Hauskabale"). Von ſeinen ſelbſtſtändigen Arbeiten dachte er ſelbſt beſcheiden. „Völlige Ausbildung," ſagt er in der Vorrede zu ſeinen Luſtſpielen, „vollkommene Politur fordert auch völlige Freyheit und Muße. Ich habe keines von beyden. Ich bin ein Deutſcher." Und in der That bei manchen Vorzügen, unter welchen die richtige Zeichnung der Charaktere hervorzuheben iſt, können ſeine Luſtſpiele wegen des etwas ſteif gehaltenen Dialogs auf dem Theater kein Glück machen. Auch Joh. Jakob Engel bearbeitete ein Stück des Goldoni („die ſanfte Frau"); ſeine eigenen Luſtſpiele, „der dankbare Sohn" (Lpz. 1770) und „der Edelknabe" (Eb. 1771), ſind an ſich ohne Bedeutung, dagegen iſt die Sprache derſelben, wenn auch hie und da zu gekünſtelt, doch im Ganzen wirklich muſterhaft zu nennen. Sie ſind in Proſa geſchrieben; den Vers im Drama verwarf Engel mit eben ſo großer Leidenſchaftlichkeit als Mangel an tiefer Einſicht.

Wie ſchon bemerkt wurde, ließ Gottſched neben dem Luſtſpiel auch das Schäferſpiel gelten. Er machte ſelbſt einen Verſuch in der Gattung „Atalanta" (in Alexandrinern), welche er in der Schaubühne bekannt machte, weil er auch für dieſe Dichtungsart „ein Exempel nöthig habe". Dieſes „Exempel" iſt freilich nicht zugleich ein Muſter, weder in der Anlage, noch viel weniger in der Darſtellung, die entſetzlich ſteif und proſaiſch iſt, und man kann kaum glauben, daß ſie bei „geſchickten Schulmännern und Andern Wohlgefallen" erregt habe, wie uns der Verfaſſer verſichert (Vorr. zum 5. Bde. der „Schaubühne"). An ſich eben ſo werthlos, aber im Vergleich zum Gottſchedſchen Stücke doch ſchon wegen der reicheren Handlung iſt die „Eliſie" von Gottfried Adam Uhlich, in welcher ſchon der dargeſtellte Gegenſatz zwiſchen Hof- und Landleben einiges Intereſſe darbieten könnte, wenn er mit Talent durchgeführt wäre. Obgleich mehr dieſer Dialog als wirkliches Drama, machte „die getrennte Liebe" (Lpz. 1743) oder (wie das Stück von Schönemann betitelt wurde) „der verſteckte Hannrei" von J. Chriſt. Roſt auf der Bühne großes Glück, und wir erblicken darin einen Beweis, daß der Geſchmack des Publikums ſich auszubilden anfing, denn das Wohlgefallen, welches das kleine Stück erregte, war nicht

durch das Interesse am Stoff, der höchst unbedeutend ist, eben so wenig durch anziehende Verwickelung oder einzelne glückliche Situationen erregt worden, sondern konnte nur durch die einfache und natürliche Darstellung, den lebendigen und, gegen die andern Dramen der Zeit gehalten, durchaus geistreichen Dialog erweckt werden. Beinahe eben so wenig Handlung hat auch „der blöde Schäfer" von J. B. Ludw. Gleim (Berl. 1745), aber auch er gewann sich durch die leichte Versification manchen Freund, so daß er mehrere Auflagen erlebte. Größeren dramatischen Werth hat „die gerüfte Treue" von Karl Christian Gärtner, in welcher der Alexandriner mit großer Leichtigkeit behandelt ist, wie das Stück sich überhaupt durch schöne und reine Sprache auszeichnet; auch hat Gärtner mehr als alle seine Zeitgenossen den naiven ländlichen Ton getroffen, der vor Allem dem Schäferspiele zukommt. Dieses Stück, welches zuerst in den „Bremer Beiträgen" erschien (1742), trug viel zur Vorliebe bei, die jetzt dieser Gattung zu Theil wurde. Unter den nachfolgenden Bearbeitern derselben erwähnen wir den schon öfters genannten J. Fr. Löwen, welcher mit dem Schäferspiel „die Spröde" (Helmst. 1748) seine schriftstellerische Laufbahn begann, den allzeit fertigen J. J. Dusch („die unschuldigen Diebe" Hannov. 1749) und den geistreichen Christlob Mylius, dessen „Schäferinsel" noch an den Gottschedischen Geschmack anklingt, wie er sie denn auch auf Ansuchen der Frau Neuberin gedichtet hatte, die selbst dergleichen Schäferspiele schrieb (z. B. „das Schäferfest oder die Herbstfreude" Wien 1753), weil sie zahlreiches Publikum herbeizogen. Gellert dichtete ebenfalls zwei Schäferspiele „das Band" (1744) und „Sylvia" (1745). Das erste unterwarf er selbst in dem Vorberichte zu einer neuen Auflage einer scharfen Prüfung, in welcher er zeigte, daß darin die gemeine Wirklichkeit an die Stelle der poetischen Wahrheit getreten sei. Mit dem zweiten Stück war er, scheint es, zufriedener, doch auch in demselben war die fließende Sprache und die einzelnen glücklichen Einfälle zu loben. Auch Salomon Geßner war in der Bearbeitung des Schäferspiels nicht eben glücklich; sein „Evander und Alcimna" (Zür. 1762) ist schon in der Anlage verfehlt, und es sind Erfindung, Situationen, Charaktere, Entwickelung so gewöhnlich und bekannt, daß sie nicht die geringste Wirkung hervorbringen. In allen diesen Beziehungen gelungener ist der „Eraft" (Eb. 1762), der jedoch eher ein Entwurf, als ein ausgeführtes Gemälde zu nennen ist. Endlich ist auch noch Pfeffel wegen seines Schäferspiels „der Schatz" (Frankf. 1761) zu nennen, der die Eigenthümlichkeit hat, daß keine Frauen darin vorkommen, was schon Lessing nicht für eine glückliche Neuerung hielt*).

Die Oper, die am Anfange des Zeitraums das nämliche Bild darbot, wie in der vorigen Periode, verschwand, wie schon berichtet wurde, durch Gottscheds Einfluß nach und nach ganz von der Bühne; nur in Wolfenbüttel, Braunschweig und Weißenfels wurden bis zum J. 1741 Opern aufgeführt**), und von diesen waren viele, wie Gottsched in dem „Nöthigen Vorrath" zu bemerken nicht unterläßt, aus dem Italienischen übersetzt; die selbstständigen Stücke rührten zum weitaus größten Theil von unbekannten Verfassern her, wenigstens nennt sie Gottsched nicht. Zwar fing man schon im J. 1752 an, Singspiele aufzuführen, doch wagten sie sich nur schüchtern und bescheiden als „musikalische Zwischenspiele" hervor*), was selbst dann noch der Fall war, als Weisse schon durch die „verwandelten Weiber, oder der Teufel ist los", welches 1753 zu Leipzig mit allgemeinem Beifall aufgeführt wurde, dem Singspiele neuen Eingang verschafft hatte**). Vorher schon hatte Gellert ein Singspiel geschrieben „das Orakel", welches jedoch erst im J. 1771 auf das Theater kam; überhaupt wurde die Gattung erst wieder recht heimisch, als Weisse seit seiner Rückkehr aus Paris dieselbe mit erneuerter Lust zu bearbeiten begann. Eben so viel hat Dan. Schiebeler durch seine Operette „Lisuart und Darioletta" (1766) für die Wiedereinführung des Singspiels bewirkt, da sie recht hübsche Arien enthielt und die treffliche Musik Hillers, der auch die Weisseschen Operetten componirte, das an sich unbedeutende Stück hob. „Der Apfeldieb" von Gleim (Berl. 1770) gehört noch ganz in die Gattung der musikalischen Zwischenspiele. Joh. Jak. Engel schrieb eine komische Oper „die Apotheke" (Lpz. 1771), in welcher die komische Kraft niemals den Anstand verletzt, und die auch zugleich von ächt dramatischer Anlage ist. Zu den besseren Erzeugnissen der Gattung gehören ferner mehrere Operetten von J. Benj. Michaelis, die bei aller Einfachheit des Plans wegen der geistreichen und launigen Ausführung, so wie wegen der hübschen Arien großen Beifall einärndteten. „Amors Guckkasten" (Lpz. 1772) ist reich an witzigen Einfällen und komischen Gedanken; noch mehr „der Einsiedler" (Eb.), der beinahe an die Posse gränzt. Die Singspiele seines Freundes Joh. Georg Jacobi, „Phädon und Naide" (Lpz. 1788), „der Tod des Orpheus" (zuerst im D. Merkur 1790), zeichnen sich dagegen mehr durch glückliche musikalische Behandlung der Sprache aus. Vor ihm hatte sich auch Wieland im Singspiele versucht, die „Alceste" (Lpz. 1773) erhielt Anfangs großen Beifall; so ist Fr. H. Jacobi in seinen Briefen unerschöpflich an Lobeserhebungen, die er ihr zollt; er bewunderte vorzüglich in der „Diction das geheime Verständniß mit dem Tonkünstler" (Brief I, 106). Aber als Göthe in seiner bitteren Satire „Götter, Helden und Wieland" (Lpz. 1774) auf geistreiche Weise zeigte, wie falsch der Dichter das griechische Alterthum aufgefaßt, wie er aus den kräftigen Naturmenschen sentimentale Gestalten der modernsten Welt gemacht habe, gerieth die Oper bald in Mißachtung und Vergessenheit. Ein zweiter Versuch „Rosamunde" fiel nicht glücklicher aus und mißfiel sogar dem Freunde Jacobi, der sich freilich wohl nicht wieder

*) „Wir sind zu sehr an die Untermengung beyder Geschlechter gewöhnt, als daß wir bei gänzlicher Vermissung des Reizenden nicht etwas Leeres empfinden sollten." (Hamb. Dram. No. 9.)

**) Wenn sie auch auf den Theatern der größeren Hauptstädte, in Wien, Berlin und zuletzt in Dresden verschwanden, so hatte dies vorzüglich darin seinen Grund, daß die italienische Oper immer mehr von den Höfen bevorzugt wurde, welche für dieselbe die unerhörtesten Summen ausgaben.

*) Selbst die Neuberin begann dergleichen aufzuführen: für sie schrieb Chr. Mylius im J. 1748 das musikalische Zwischenspiel „der Fuß".

**) Bezeichnend ist es, daß Gottsched dieses Stück in dem „Nöthigen Vorrath" nirgends erwähnt.

der Gefahr aussetzen wollte, sein Urtheil so vernichtet zu sehen, wie es bei der „Alceste" geschehen war. Von Gerstenbergs Thätigkeit im Singspiel werden wir in dem ihn betreffenden Abschnitt das Nöthige sagen.

Wir haben im Verlauf der Darstellung schon hie und da Gelegenheit gehabt, den Einfluß der Schauspieler auf die Entwickelung des Dramas zu bemerken; namentlich erinnern wir uns gesehen zu haben, daß der Gedanke, dem künstlerisch rohen Volksschauspiel das regelmäßigere französische Drama entgegenzusetzen, schon von einzelnen Theaterdirectoren oder „Prinzipalen", wie man sie damals nannte, zur Ausführung gebracht worden war (S. 380), ehe Gottsched dafür thätig wurde, und daß er selbst nur mit Hülfe der Frau Neuber seine Reformen zur Ausführung bringen konnte. Die Schauspieler wurden aber noch in anderer und zwar höchst bedeutender Weise für die Entwickelung des Dramas einflußreich. Wie nämlich stets geschieht, daß wenn irgend eine Seite des Lebens zur höheren Reife gelangen soll, alle Umstände sich vereinigen, welche zu diesem Ziele beitragen können, so war es auch hier der Fall. Der Reiz des freien, umherziehenden Lebens bei den wandernden Komödianten, welches bei näherer Prüfung freilich oft das jammervollste Elend zeigte, aber, aus der Ferne betrachtet, namentlich jugendlich erregbaren Gemüthern manche poetische Seite darbot, hatte viele junge gebildete Männer auf das Theater gezogen; andere, wie z. B. Koch, waren durch die Noth auf dasselbe geworfen worden. Je tüchtiger diese Naturen waren, desto mehr trieb es sie an, ihre auf Schulen und Universitäten gewonnene Bildung für ihren neuen Stand fruchtbar zu machen, um zugleich denselben aus der bürgerlichen Erniedrigung zu ziehen, in welcher er sich befand. Zugleich legte aber auch die Einführung des regelmäßigen Schauspiels die Verpflichtung auf, die Kunst und ihre Gesetze zu studiren; denn nunmehr reichte es nicht mehr hin, sich dem augenblicklichen Einfall hinzugeben, wie bei der Volkskomödie, oder durch bloß auffallende Mittel zu wirken, wie bei den Staatsactionen; es galt, das von dem Dichter vorgelegte Gebilde ins Leben zu rufen. Man suchte zunächst die französischen Schauspieler nachzuahmen, die einen schon hohen Grad von künstlerischer Bildung erreicht hatten; aber eben so wenig, als das französische Drama, konnte die französische Darstellungsweise auf die Länge genügen und gefallen. Was gewiß schon manche Schauspieler geahnt hatten, das wurde dem großen Eckhof*) zum lebendigen, klaren Bewußtsein, das nämlich, daß, wie das Drama, so auch die Schauspielkunst nach nationaler Entwickelung streben müsse. Und wie Lessing in Beziehung auf das Drama, so erkannte er, daß auch in der Schauspielkunst Natur und Wahrheit der einzige Weg sei, der dahin führen könne. Nun waren aber weder die französischen Dramen, noch viel weniger die schwachen Versuche der damaligen deutschen Dichter geeignet, den Schauspieler von selbst auf diese Urbedingung der Kunst zu leiten, vielmehr schienen sie eine naturwahre Darstellung unmöglich zu machen, weil die französische Schauspielkunst, welche doch bei der Darstellung französischer Dramen maßgebend sein mußte, den höfischen Anstand einerseits und die Uebertreibung in den leidenschaftlichen Momenten, wo „die Natur erwachte und mit schweren, ehrnen Händen an das hohle Gebäu rührte", aber „mit den Fesseln der Furcht auch die Zügel der Kunst" zerriß, für das höchste Ziel des Schauspielers hielt. Wollte nun der deutsche Künstler bei solchen Dramen die naturgemäße Darstellung durchführen, so mußte er sie geradezu von Neuem schaffen, er mußte in das tiefste Verständniß des Dichters eindringen, den rein menschlichen Gehalt aus dem höfischen Gewand hervorziehen, welches doch nur dem Dichter aufgedrungen war, er mußte diesen in seiner reinen Erscheinung zeigen. Wo aber, wie in den deutschen Originalstücken, ein tieferer Gehalt nicht vorhanden war, da mußte der Künstler schöpferisch hervortreten und aus seiner eigenen Kraft hineinlegen, was das Stück nicht darbot; er mußte, um es mit Einem Worte zu bezeichnen, selbst Dichter werden, das todte Gerippe, das ihm vorlag, mit Leben und Seele begaben. So war das deutsche Drama eigentlich durch die Schauspieler geschaffen worden, und die Dichter hatten in der That nur den Weg zu verfolgen, den ihnen die dramatischen Künstler vorgezeichnet hatten. Daher ist es aber auch begreiflich, daß so viele Schauspieler auch zugleich dramatische Dichter waren, daher ist es zu erklären, daß Lessing, dessen Lebensaufgabe es war, das deutsche Drama zur künstlerischen Entwickelung zu bringen, schon in seinen Jünglingsjahren vorzugsweise mit Schauspielern umging. Er bildete sich an ihnen, wie sie später an ihm sich heranbildeten, als er ihnen sein Meisterwerk vorlegte; denn sie erkannten, daß nicht das selbstständige Schaffen, nicht die geistreiche Ausführung einer mangelhaften Skizze die höchste Aufgabe des Schauspielers sein kann, was am Ende doch nur eine höhere Stufe des imrovisirten Dramas ist, sondern daß die eigentlichste Aufgabe des wahren Künstlers nur darin liegen kann, den Worten des großen Dichters lebendige Gestaltung zu geben.

*) Vor und mit ihm haben sich noch ausgezeichnet Gottfried Heinrich Koch aus Geea (1703—75), Schönemann aus Grossen (1704—82), Konrad Ackermann aus Schwerin (1710—71) nebst seiner Frau, Johann Michael Boeck aus Wien (1743—93), Friedrich Ludwig Schröder aus Schwerin (1744—1816), der jedoch erst im folgenden Zeitraum bedeutend wurde.

Luise Adelgunde Victorie Gottsched, geb. Kulmus.

Gottscheds Zeitgenossen und Schüler haben ihn als den Begründer des neuen deutschen Dramas gepriesen und er selbst sprach öfters mit stolzer Bescheidenheit in dem nämlichen Sinne; und in der That hat er durch seine rastlose Thätigkeit den schon früher vorbereiteten Umschwung herbeigeführt. Doch hat er dies nicht sowohl durch seine eigenen dramatischen Erzeugnisse, als durch seine kritischen Schriften, durch seine Verbindung mit der Frau Neuber und seinen aus dieser Verbindung hervorgegangenen Einfluß auf das Theater, ganz vorzüglich aber dadurch erreicht, daß er andere Kräfte für die Bearbeitung des Dramas nach französischen Mustern gewann. Unter diesen nimmt aber seine Frau unbestritten den ersten Platz ein, und sie war gerade in Beziehung auf das Drama mehr als in jeder andern Hinsicht seine „liebe Gehülfin", wie er sie zuweilen in seinen Briefen und Schriften nannte.

Luise Adelgunde Victorie Kulmus, geb.

Luiſe Adelgunde Victorie Gottſched.

den 11. April 1713 zu Danzig, erhielt eine ſehr ſorgfältige Erziehung, durch welche ihre angebornen Talente raſch entwickelt wurden. Eine eigentlich gelehrte Richtung nahmen ihre literariſchen Beſchäftigungen aber erſt an, als ſie im J. 1729 mit Gottſched bekannt wurde, der von Leipzig aus, wo er ſchon in hohem Anſehen ſtand, eine Reiſe nach ſeinem Vaterlande unternommen hatte, und auf dieſer nach Danzig kam. Sie blieb von da an in ununterbrochenem Briefwechſel mit ihm, durch welchen ihre Verbindung immer inniger wurde, ſo daß ſie ſich im J. 1735 einander ehelichten. Da ihre Ehe kinderlos blieb, ſo konnte Frau Gottſched, ohne ihre häuslichen Pflichten zu vernachläſſigen, welchen ſie ſtets mit der größten Sorgfalt obtag, einen großen Theil ihrer Zeit auf literariſche Beſchäftigung verwenden; und ſie überſetzte insbeſondere ſolche Schriften aus dem Franzöſiſchen oder Engliſchen, welche in der einen oder andern Beziehung in die vielſeitigen Reformbeſtrebungen ihres Mannes einſchlugen, die ſie aus allen Kräften unterſtützte. In den letzten Jahren ihres Lebens ſcheint ein Mißverhältniß zwiſchen den beiden Gatten gewaltet zu haben, und es hat dies aller Wahrſcheinlichkeit nach ſeinen Grund in literariſchen Fragen gehabt, da nämlich Frau Gottſched, welche überhaupt weit geiſtreicher und ſcharfſinniger war, als ihr Mann, den Fortſchritten der Zeit gefolgt war, während dieſer ihnen hartnäckig widerſtrebte, und ſie ohne Zweifel namentlich durch Leſſings klaren und umfaſſenden Geiſt, der ſie freilich mehr anſprechen mußte als Klopſtock, angezogen worden war, mußte ſie ſich niedergedrückt fühlen, wenn ſie ſah, daß ihr Mann, den ſie lange Zeit bewundert hatte, dieſe Bewunderung nicht mehr verdiene. Gottſched ſelbſt berichtet in der Lebensbeſchreibung ſeiner Frau, daß ſie ihm in den letzten Jahren ihres Lebens einen großen Theil ihrer Liebe und ihres Vertrauens entzogen habe. Sie ſtarb in Leipzig den 26. Juni 1762 im 49. Jahre ihres Alters.

Die Hauptthätigkeit der Frau Gottſched war auf das Drama gerichtet. Sie überſetzte mehrere bedeutende Stücke aus dem Engliſchen oder Franzöſiſchen („Kato" von Addiſon, „Zayre" und „Alzire", zwei Trauerſpiele von Voltaire, von denen ſie das erſte (ſchon 1735) in reimfreie Jamben übertrug; den „Menſchenfeind" von Molière (in Proſa), die bedeutendſten Stücke von Destouches („das Geſpenſt", den „Poetiſchen Dorfjunker", den „Verſchwender") u. A. m., welche meiſtens in ihres Mannes „Schaubühne" erſchienen ſind. Freilich ſind dieſe Ueberſetzungen ſehr mangelhaft, ſie erſcheinen beinahe als Karrikaturen ihrer Vorbilder, deren leichte und witzige Darſtellung in der unbeholfenen Sprache ganz verloren geht, ſo daß uns die gewandten, feingebildeten Perſonen der franzöſiſchen Dichter als ſteife Pedanten entgegentreten. Aber nichts deſto weniger wurde durch dieſe Ueberſetzungen der Sinn für eine geregeltere und ſelbſt künſtleriſche Anlage der Stücke geweckt. Auch gefielen dieſe Ueberſetzungen ſo ſehr, daß ſie wiederholt aufgeführt wurden und viel dazu beitrugen, den Geſchmack für das franzöſiſche Luſtſpiel zu verbreiten. Uebrigens machte ſie mit der Zeit auch in Beziehung auf den Styl bedeutende Fortſchritte, wie man ſich aus der Vergleichung ihrer früheren und ſpäteren Briefe überzeugen kann, und ſo ſteht auch die Ueberſetzung des rührenden Luſtſpiels „Cente" von der Frau von Grafigny (Lpz. 1753) um ſo viel höher, als ihre erſten Verſuche der Art, daß ſelbſt Leſſing ſie mit großer Anerkennung beſprach. „Die Frau v. Grafigny," heißt es in der kurzen Anzeige, die er von dieſem Drama machte, „hat an der Frau Gottſchedin die würdigſte Ueberſetzerin gefunden, weil nur diejenigen zärtliche Gedanken zärtlich verdolmetſchen können, welche ſie ſelbſt gedacht zu haben fähig ſind*)."

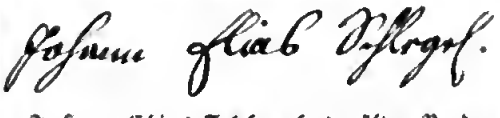
Unter ihren eigenen Arbeiten ſind ihre beiden Trauerſpiele „Aurelius" und „Panthea" (ſie ſtehen in der „Schaubühne") am unbedeutendſten. Daß ſie kein Talent für dieſe dramatiſche Gattung hatte, iſt beſonders aus „Panthea" erſichtlich, in welcher ſie die Gattenliebe und Treue ſchildern wollte; denn ob ſie gleich das Stück in einer nochmaligen Bearbeitung weſentlich verändert hatte, ſo ſteht es doch auch in der ſpäteren Geſtalt nicht höher, als die Machwerke ihrer Zeitgenoſſen.

Weit bedeutender ſind ihre Luſtſpiele. Sie nahm,

*) Dieſe Anzeige iſt v. J. 1753; ſpäter hat Leſſing dieſes günſtige Urtheil wieder zurückgenommen (Hamb. Dramat. No. 20). Wenn er auch da ganz Recht hat, wenn er behauptet, daß „jede feinere Empfindung in ihren geſunden Menſchenverſtand paraphaſirt, jeder affectvolle Ausdruck in die todten Beſtandtheile ſeiner Bedeutung aufgelöſt werden" (eine Charakteriſtik, welche alle damaligen Ueberſetzungen überhaupt trefflich bezeichnet); und wenn es ihn mit eben ſo viel Recht widerlich berührt, daß „die Ausdrückungen der gerührten Natur auf die abſcheulichſte Weiſe von dem häßlichen Ton des Ceremoniels" verunſtaltet werden; ſo bleibt ſein früheres Urtheil doch immer noch richtig. Leſſing hat bei dem ſpäteren überſehen, daß ſeit jener Ueberſetzung beinahe zehn volle Jahre vergangen waren, in welchen durch ihn ſelbſt Styl und Geſchmack einen angenehmen Fortſchritt gemacht hatten.

wie schon oben berichtet wurde, den Destouches zum Muster, was nur zu loben ist, da für die mangelhafte Bildung der Zeit ein Dichter höheren Ranges, wie Molière oder selbst Regnard, weder in seinem höheren Sinne verstanden worden wäre, wie man aus ihrer eigenen steifen Uebersetzung des „Menschenfeindes" ersehen kann, noch viel weniger hätte nachgeahmt werden können. Von Destouches lernte sie insbesondere die dramatische Behandlung; in Nachahmung Holbergs nahm sie ihre Personen aus dem gewöhnlichen Leben, und es wurden ihre Bemühungen dadurch erfolgreich, daß sich das Drama von nun an auf Beobachtung der Menschen und der Lebensverhältnisse stützen mußte. Wir haben schon oben angegeben, wie sie ihre Personen und Charaktere behandelte, und mit der allgemeinen Charakteristik des damaligen von ihr begründeten Lustspiels auch das Wesen ihrer eigenen Arbeiten geschildert (S. 608). Unter diesen ist vorzüglich die „Hausfranzösin" zu ihrer Zeit beliebt gewesen, und es ist dies wohl begreiflich, weil sie das Unwesen der französischen Erziehung und die tölpelhafte Nachahmung der französischen Sitten mit den lebhaftesten Farben darstellt, freilich in einer Weise, die mehr als anstößig, aber leicht zu erklären ist, da die Nachahmung der Wirklichkeit bei der schwachen Welt- und Menschenkenntniß, die wir überhaupt damals finden, und bei der eben so großen Unbehutsamkeit in Auffassung und Darstellung des Lebens zu Uebertreibungen aller Art führen mußte. Auf solcher Uebertreibung beruht ein anderes Lustspiel der Frau Gottsched, „das Testament", in welchem der habsüchtige Charakter eines jungen Mädchens und der sträfliche Leichtsinn eines ausschweifenden Jünglings bis zur empörendsten Abscheulichkeit gesteigert wird. In der „ungleichen Heirath", die freilich, wie es auch in den übrigen Stücken der Fall ist, durch den matten, in die Länge gedehnten Dialog außerordentlich schleppend wird, sind einige Charaktere mit größerer Wahrheit geschildert; doch erreicht auch dieses nicht das erste Lustspiel der Verfasserin „Die Pietisterey in Fischbein-Rocke oder die Doctormäßige Frau" (Rost. 1737), welches freilich eine Bearbeitung aus dem Französischen ist. Diese bittere Satyre gegen die Pietisten erregte den höchsten Zorn derselben, und wurde daher auch an mehreren Orten confiscirt, ja in Königsberg sogar für unehrlich erklärt. Es ist begreiflich, daß Frau Gottsched, welche so gern die Schwächen und Lächerlichkeit der Zeit zum Gegenstand ihrer Lustspiele machte, die literarischen Verhältnisse nicht unbeachtet ließ. Ihrem klaren Verstand mußte die Klopstocksche Richtung eben so anstößig und widerlich erscheinen, als ihrem Manne; sie trat ihr daher auch mit Entschiedenheit entgegen, und suchte das Unwahre derselben in dem Nachspiel „der Witzling" lächerlich zu machen. Nach Gottscheds Bericht von diesem Stück (6. Th. der Schaubühne) muß es ursprüngtich ganz persönlich gewesen sein, und Züge enthatten haben, durch welche die geschilderten Personen ganz kenntlich gemacht wurden. Gottsched hat diese weggelassen und überhaupt Manches gemildert, was wir nur bedauern müssen, weil gerade diese Stellen gewiß manchen Aufschluß über die literarischen Verhältnisse der Zeit gegeben haben würden. Allein auch in der jetzigen Gestalt ist das Nachspiel ein wichtiger Beitrag für die Kenntniß der damaligen Literatur, und wir stehen nicht an auszusprechen, daß die Verfasserin manche Schwäche Klopstocks und seiner Nachahmer richtig aufgefaßt und mit großer Wahrheit dargestellt hat. Der Verein, von dem die Rede ist, kann wohl kein anderer sein als der, welchen die Verfasser der „Bremer Beiträge" geschlossen hatten; wenn wir diesen freilich in der davon gegebenen Schilderung nicht wieder erkennen können, so sind dagegen die Bemerkungen, welche über die undeutsche, gezwungene Sprache Klopstocks und seiner Nachahmer gemacht werden, äußerst treffend, und wir halten dafür, daß sich einzelne von ihnen noch jetzt ganz füglich anwenden ließen *).

Johann Elias Schlegel.



Johann Elias Schlegel, der ältere Bruder des schon oft erwähnten Johann Adolf, wurde am 28. Jan. 1718 zu Meißen geboren. Nachdem er bis zu seinem 15. Jahre durch Privatlehrer unterrichtet worden war und sich schon tüchtige Kenntnisse erworben hatte, schickte ihn sein Vater nach der Schulpforte, wo er eine Zeitlang Klopstocks Mitschüler war. Im J. 1739 bezog er die Universität Leipzig, wo er mit Gottsched in ein genaueres Verhältniß trat, wie er denn auch an den von ihm selbst oder von seinen Anhängern herausgegebenen Zeitschriften und Sammlungen Antheil nahm. Unter seinen damaligen Freunden sind vorzüglich Gellert und Kästner ihm nahe gestanden. Ob er gleich in dieser Zeit einen großen Theil seiner poetischen Werke verfaßte, so vernachlässigte er sein Berufsstudium, die Rechtswissenschaft, keineswegs; ja er fand noch Zeit, sich eifrig mit der Geschichte und den neueren Sprachen zu beschäftigen. Im J. 1742 wurde er Secretär bei einem Verwandten, dem Geh. Kriegsrath von Spener, Gesandten am Dänischen Hofe, den er im folgenden Jahre nach Kopenhagen begleitete, wo er bis 1748 lebte. Als die Leipziger Freunde sich zur Herausgabe der „Bremischen Beiträge" entschlossen, ward er von ihnen zur Theilnahme eingeladen, und er schickte trotz der großen Entfernung mehrere Beiträge ein. Im J. 1745 kam er auf einer Reise nach Holstein mit Hagedorn zusammen, den er schon früher, als er von Leipzig nach Kopenhagen reiste, nebst Brockes in Hamburg kennen gelernt hatte; jetzt aber schlossen sie sich näher an einander an, und Hagedorn wurde bald darauf auch die Veranlassung, daß Schlegel mit Bodmer in Briefwechsel kam. Im J. 1748 wurde er außerordentlicher Professor an der neu gestifteten Ritterakademie zu Sorce, aber er starb schon im folgenden Jahre, den 13. Aug. 1749 in Folge allzu großer Anstrengung.

Johann Elias Schlegel hat sich zwar in verschiedenen Gattungen der Poesie versucht, doch hatte er

*) Sinnreich: Ich lese allemal lieber einen schönen Gedanken, als einen richtigen Ausdruck.

Vielwitz: Und mir dünkt, ein Gedanken kömmt mich noch einmal so schön vor, wenn der Ausdruck wider die Grammatik läuft.

Reinhart: Ich will Ihnen noch mehr sagen. Der ganze Gedanken besteht oftmals nur im Schnitzer; wenn Sie die Worte recht zusammensetzen, so ist gewiß kein Gedanke mehr da. (Der Witzling, 6. Auftritt.)

Digitized by Google

für das Drama am meisten Talent, so wie die größte Vorliebe. Schon auf der Schule entwarf er mehrere Trauerspiele, die im Geheimen von den Schulen aufgeführt wurden, und eins derselben, „die Geschwister in Taurien", welches er später unter dem Titel „Orest und Pylades" umarbeitete, wurde sogar, noch ehe er die Schule verließ, in Leipzig mit Beifall auf dem Theater vorgestellt.

Er war, wie alle jüngeren Dichter der Zeit, aus der Schule Gottscheds hervorgegangen; denn ob er gleich dessen Vorlesungen nicht besuchte (er nahm, wie sein Bruder, nur an der von Gottsched geleiteten Rednergesellschaft Theil), so hatte er seine erste künstlerische Bildung doch aus dessen Schriften geschöpft. Daß er schon früh anfing, in ästhetischen Fragen selbstständig zu urtheilen, haben wir schon oben (S. 477) erwähnt; seine höhere Anschauungsweise mußte sich nothwendig auch in der Behandlung des Dramas äußern, doch leitete sie ihn nicht so weit, daß er die von den Franzosen aufgestellten Regeln, welche durch Gottsched in Deutschland zur allgemeinen Geltung gekommen waren, hätte überwinden können. Vielmehr blieb er diesen Gesetzen stets treu, und er befolgte sie in seinen späteren, wie in seinen früheren Dramen. Aber sein größeres Talent sowohl, als sein feiner Geschmack und seine tiefere ästhetische Bildung erhoben ihn in so fern weit über seine Zeitgenossen, als er die Muster der Franzosen nicht bloß in formeller Hinsicht, sondern auch in der geistreichen Behandlung und in der schönen Entwickelung nachzuahmen suchte; und was noch mehr ins Gewicht fällt, daß er zur ältesten Quelle selbst, zu den Griechen zurückging, die er schon auf der Schule mit Eifer und Erfolg studirt hatte. Endlich blieb auch schon Shakspeare nicht ohne allen Einfluß auf ihn, wie aus seiner Vergleichung des englischen Dichters mit Gryphius erhellt, die er im J. 1741 schrieb, so wie aus einer Abhandlung über das Theater, die während seines Aufenthaltes in Kopenhagen entstand. Durch Shakspeare hatte in ihm schon die Ahnung eines Nationaltheaters aufzutauchen begonnen, und er sprach es in der genannten Abhandlung entschieden aus, „daß ein Theater, welches gefallen solle, nach den besondern Sitten und nach der Gemüthsbeschaffenheit einer Nation eingerichtet sein müsse." (Werke 3, 265.) So hatte er auch, wie der Herausgeber seiner Werke (5 Thle. Kopenh. und Leipzig 1761—70), sein Bruder Johann Heinrich, im Vorberichte zum „Hermann" bemerkt, die richtige Einsicht gewonnen, „daß diejenigen Trauerspiele mehr interessiren und stärker auf die Gemüther wirken, deren Stoff in der Geschichte des Volks liegt, für welches man dichtet" (1, 285) und der Herausgeber setzt hinzu, daß der Dichter diese Bemerkung in allen seinen folgenden Erfindungen vor Augen gehabt, daß er nicht bloß den „Canut" in diesem Sinne verfaßt habe, sondern auch die Mordthat des Grafen von Wittelsbach habe dramatisch bearbeiten und ein Trauerspiel „Gothrika" habe schreiben wollen. Daher sind auch, wie Lessing bemerkt, in der „stummen Schönheit" die Sitten mehr dänisch als deutsch, da er dieses Lustspiel für die dänische Bühne bestimmt hatte.

Er wäre bei längerem Leben ohne allen Zweifel auch in anderer Beziehung zu selbstständigeren Ansichten über das Drama gelangt, und hätte bei freierer Behandlung desselben auch Bedeutenderes geleistet. Aber auch von dem Standpunkt aus betrachtet, den er einnahm, verdienen seine dramatischen Werke alle Anerkennung. Das Mangelhafte derselben liegt in der Behandlungsweise; die Vorzüge, durch welche sie sich vor denen seiner Zeitgenossen in hohem Grade auszeichnen, sind durchaus sein Eigenthum und zu diesen rechnen wir hauptsächlich, daß er zuerst wieder eine lebendigere Ahnung von dem Wesen der tragischen Sprache gehabt hat. Seine Darstellung ist zwar noch ohne höheren Schwung, aber sie ist würdig und edel; dazu ist er viel gedankenreicher, als die andern Dramatiker der Zeit, und er hat sich das rhetorische Element der französischen Tragödie mit Glück und Geist angeeignet, wie er denn überhaupt Sentenzen liebt. Man vermißt zwar großartige Auffassung der Verhältnisse und er steht in der Darstellung und Entwickelung der Leidenschaften weit unter seinen französischen Vorbildern; es fehlt daher seinen Trauerspielen an größerer Wirkung: dagegen sind sie durchaus verständig angelegt, die Charaktere sind in ihrer beschränkteren Auffassung gut gehalten und die einzelnen Situationen sind durchaus wahr und natürlich.

Unter seinen Trauerspielen haben „die Trojanerinnen" am meisten tragische Wirkung, so wie auch die Handlung reicher ist, als in seinen übrigen. Schlegel hatte dieselben schon in seinem 18. Jahre unter dem Titel „Hekuba" bearbeitet, oder wenn man lieber will, aus den „Trojanerinnen" und der „Hekuba" des Euripides und den „Trojanerinnen" des Seneca zusammengesetzt, doch ist dies mit solcher Selbstständigkeit geschehen, daß das Drama wohl als volles Eigenthum des deutschen Dichters betrachtet werden kann; später unterwarf er sie einer gänzlichen Umarbeitung, und verbesserte auch diese zu wiederholten Malen. Im „Hermann" ist zu wenig Handlung, und selbst die wenigen Vorfälle, welche von höherer Bedeutung sind, werden meist nicht in lebendiger Anschauung vorgeführt, sondern nur in Erzählungen mitgetheilt. Den größten Beifall erhielt der „Canut", und in der That konnte er zur Zeit seines Erscheinens (1747) und noch Jahre nachher für das beste deutsche Trauerspiel gelten: es übertrifft in Sprache und Ausdruck, Gedankenreichthum und richtiger Zeichnung der Charaktere Alles, was das deutsche Drama bis dahin aufzuweisen hatte, und ob es ihm gleich ebenfalls an Reichthum der Handlung fehlt, so hat ihm der Dichter doch durch die gehaltvolle Behandlung der einzelnen Situationen ein höheres Interesse verliehen *).

Schlegels Trauerspiele sind in Alexandrinern geschrieben, die er mit großer Meisterschaft behandelte, so daß selbst Lessing seine „fließende und zierliche Versification" rühmte; nur eines „Lukretia" ist in Prosa abgefaßt, aber es ist dieses auch nur ein Entwurf, wie er denn seine dramatischen Arbeiten zuerst in Prosa aufzusetzen pflegte. Obgleich dieser Entwurf auch zu seinen früheren Versuchen gehört

*) Zum Verständniß der unten mitgetheilten Scene (1) fügen wir nur hinzu, daß Ulfo von Ehrgeiz und Herrschsucht getrieben, den König Canut mit dessen eigenem Heere vom Throne stoßen wollen, der König, zur Zeit davon unterrichtet, hatte ihn ergreifen lassen, aber so geneigt er auch war, dem Verräther schon deshalb zu verzeihen, weil er der Gemahl seiner Schwester Emirthe war, so verschmäht doch Ulfo, dessen Gnade anzusehen, er will sterben, weil er doch keine Hoffnung mehr hat, zur Herrschaft zu gelangen.

(er ſchrieb ihn in Leipzig), ſo iſt er doch ſchon deshalb zu loben, weil der ſehr ſchwierige Stoff mit großem Zartgefühl behandelt iſt.

Noch bedeutender iſt Schlegel als Luſtſpieldichter. Seine erſten Arbeiten in der komiſchen Gattung („der geſchäftige Müſſiggänger", „der Geheimnißvolle") ſind freilich noch ſehr ſchwach, und ganz im Geſchmack und der Weiſe der Frau Gottſched gehalten; ſeine ſpäteren zeugen dagegen von erheblichen Fortſchritten in der künſtleriſchen Anlage ſowohl als in der Entwickelung. Leſſing erklärte noch im J. 1768 den „Triumph der guten Frauen" für das beſte deutſche Luſtſpiel, an dem er nur hauptſächlich tadelte, daß es nicht deutſche, ſondern rein franzöſiſche Sitten und Charaktere darſtelle. Wir finden dies jedoch ſehr begreiflich; damals war die geſellſchaftliche Bildung in Deutſchland noch viel zu ſteif oder unwahr, als daß ein Dichter ſie hätte dramatiſch behandeln können. Uebrigens iſt der zum Grund liegende Gedanke durchaus glücklich. Nikander, ein Liebesabenteurer, der, ohne ein ſchlechtes Herz zu haben, von der allgemeinen Sittenverderbniß ergriffen iſt, hat ſeine Frau Hilaria wenige Wochen nach der Hochzeit verlaſſen. Schon ſind zehn Jahre ſeitdem verfloſſen, als dieſe auf den Einfall kommt, ihn aufzuſuchen, um ihn wo möglich wieder zu gewinnen. Sie verkleidet ſich zu dieſem Zwecke als Mann, und macht als Philinte Bekanntſchaft mit Nikander, deſſen ſittenloſes Weſen ſie nachahmt; ja ſie übertrifft ihn durch größere Frechheit im Umgange mit den Frauen, wodurch ſie ſich auch mehr bei ihnen beliebt zu machen weiß. Nikander hat es gerade auf die Frau ſeines Freundes Agenor abgeſehen, eine ſchöne und tugendhafte Frau, die aber durch den tyranniſchen, eiferſüchtigen Charakter ihres Mannes, der ſelbſt nicht der feſteſte in ſeinen Grundſätzen iſt, zur Verzweiflung getrieben wird, was Nikander mit großer Schlauheit zur Erreichung ſeines Zweckes zu benutzen ſucht. Hilaria weiß aber durch ihr kluges und gewandtes Benehmen (ſie erſcheint unter Andern in Frauenkleidern als Schweſter der Philinte) nicht nur das Herz ihres Gatten wieder zu gewinnen, es gelingt ihr auch, das Mißverhältniß zwiſchen Agenor und deſſen Frau zu löſen. Das Stück iſt nicht bloß in Bezug auf Anlage und dramatiſche Anordnung, es iſt auch in der Ausführung als gelungen zu bezeichnen, und es würde, von guten Schauſpielern vorgeſtellt, gewiß auch jetzt noch gefallen. Die Charaktere ſind wahr und lebendig; die Handlung entwickelt ſich bis auf einige wenige Stellen raſch, der Dialog iſt voll Leben und Mannigfaltigkeit, und im Ganzen iſt der Ton der feinen Geſelligkeit gut getroffen.

1. Aus dem „Canut".

Fünfter Aufzug. Zweyter Auftritt.

Eſtrithe. Godewin. Ulfo von Wache begleitet.

Ulfo. Was führt man mich hieher? — Ich will zum Tode gehn.
Wer will hier ſeine Luſt an meinem Falle ſehn?
God. Aus Mitleid ruft man dich, bloß um dich zu befreyen.
Dein Fehl iſt ſchon verziehn. Ulfo. Und wer ſoll mir verzeihen?
God. Dein König. Ulfo. Bloß die Macht erhebt ihn über mich.
Hat er mehr Ruhmbegier, hat er mehr Muth, als ich?
God. Verehr die Macht, zu der ihn Recht und Gott erheben;
Der Himmel konnte ſie nie einem Größern geben.
Zum herrſchen braucht man mehr, als Ruhmbegier und Muth.
Die Wuth entſtellet dich, die Huld ſchmückt den Canut.
In wem die Billigkeit bey edlem Ehrgeiz wohnet,
Wer ſtets voll Mitleid ſtraft, ſtets freudenvoll belohnet,
Wer aus der Menſchen Wohl, ſich ſelbſt Geſetze nimmt,
Den hat ſelbſt die Natur zum Throne ſchon beſtimmt.
Wo haſt du einen Feind für den Canut gefunden?
Dem, welchen alles liebt, gieb dich doch überwunden!
Er ſieht die Untreu ſelbſt, und was du ihm gethan,
Nicht als Beleidigter, nur als dein Richter an,
Als Richter, der nur wünſcht, es möchte dich gereuen,
Den du vergnügen wirſt, läßt du dir nur verzeihen.
Freund, deſſen Unglücksfall zuerſt mich weinen lehrt!
Sprich, daß es dich gereu, und leb und ſey geehrt!
Wenn dir es rühmlich ſcheint, nicht der Gewalt zu weichen:
Durch Huld beſiegt zu ſeyn iſt ſo der Großmuth Zeichen.
Ulfo. Spar deine Thränen nur. Man führe mich zurück!
Eſt. Wohin? Ach Grauſamer! Du gönnſt mir keinen Blick?
Ulfo. Du biſt die einzige, die ich zu ſprechen ſcheue.
Nein! fodre nur von mir nicht Demuth oder Reue.
Mein Herz, das, wer ich bin, auch ſterbend nicht vergißt,
Weiß, welchen Schluß es nun ſich ſelber ſchuldig iſt.
Das Glück haßt meinen Ruhm, und will mich nicht erheben,
Was dieſes mir verſagt, will ich mir ſelber geben,
Und zeigen was es mir für Unrecht angethan,
Und daß man auch durch Muth das Schickſal trutzen kann.
Eſt. So trutze das Geſchick, trutz es durch dein Verderben.
Iſt denn der Ruhm ſo groß, als ein Verbrecher ſterben,
Daß er des Glückes Gunſt, das dich zu ſchlecht geſchätzt,
Dein Leben, und auch mich (wenn du mich liebſt) erſetzt?
Doch hätte dieſes Glück dich, wie du willſt, geehret,
Und deinen ſchändlichen, verfluchten Wunſch erhöret;
Hätt es dir den Canut in Ketten vorgeſtellt.
Dann wär es erſt gerecht, dann prieſe dich die Welt!
Erkenn, Undankbarer, die Gunſt von deinem Glücke.
So vielmal hält es dich vom Frevel ſchon zurücke,
Läßt dich nicht koſterhaft, als nur im Willen, ſeyn,
Und ſtürzet mit Gewalt der Bosheit Anſchlag ein.
Es läßt dich, da dein Herz, ſich ſelbſt zum Schaden, wüthet,
Stets einen König ſehn, der die Vergebung bietet.
Wie lange ſuchſt du Ruhm auf einer falſchen Bahn?
Wähl einen Weg, wo dich das Glück nicht hindern kann!
Was klagſt du um das Lob, das dir ſo oft entgangen?
Durch Tugend würdeſt du es ohne Müh erlangen.
Ulfo. So hör ich dann von dir erſt, was die Ehre ſey?
Eſt. Ihr Grund iſt Redlichkeit, und nicht verletzte Treu.
Ulfo. Mein Ruhm kennt ſeinen Grund, er ruht auf kühnen Werken.
Durch Reue ſchwächt ich ihn, mein Tod ſoll ihn beſtärken.
God. Die Reu erniedrigt nicht. Nimm doch dein Leben an!
Ulfo. Glaub, wär ich Godewin, ich hätt es ſchon gethan.
God. Vielleicht, ohn daß du ſprichſt, ſchenkt dir Canut das Leben.
Ulfo. Doch wer wird mir Vertraun, Gewalt und Völker geben?
God. Verlöſch durch deine Treu, was dich darum gebracht;
So hat Canut für dich Vertrauen, Volk und Macht.
Eſt. Sieh! wie viel Herzen ſind, die dich zu retten trachten.
Ulfo. Wenn ich mich retten ließ, ihr würdet mich verachten.
Eſt. Verachtet man ein Herz, das ſich als menſchlich zeigt?
Ulfo. Doch das bewundert man, das ſelbſt der Tod nicht beugt.
Eſt. Wie falſch iſt doch der Ruhm! Ulfo. Den will ich ſterbend ſuchen.
Eſt. Den Ruhm verfluch ich nur, und muß auch dich verfluchen.
Ulfo. Soll dieß der Abſchied ſeyn, den du mir zugedacht?
Eſt. Barbar, bedenkeſt du, wie weit du mich gebracht?
Stirb nur, Unmenſchlicher, doch gieb, ſoll ich dich miſſen,
Mir erſt die Ruh zurück, aus der du mich geriſſen!
Ich kannte keine Neth, und wußte nichts von dir,
Grauſamer, dieſes Glück beneideteſt du mir;
Unfehlbar weit noch was zu deiner Freude fehlte,
Wenn ſich kein treues Herz bey deinen Freveln quälte.
Durch Frevel gabſt du mir dich ſelber zum Gemahl,
Und unſer Bündniß war mein erſter Schritt zur Quaal.
Fühl einen Augenblick, die Angſt die ich empfunden;

So oft du einen Weg zu deinem Ruhm erfunden;
Die ich dir theils verbarg, und theils dich sehen ließ,
Und gegen die dein Herz doch nie Erbarmen wies.
Wie einer, der voll Angst, mit festgebundnen Händen,
Den Dolch am Herzen fühlt, und nicht weis abzuwenden:
Sah ich stets deinen Arm zum Unglück ausgestreckt,
Und ohne Hülfe mich durch deinen Fall geschreckt.
Dies Alles wollt ich noch verschmerzend überstehen,
Müßt ich die Frucht davon nur nicht verloren sehen.
Nach Furcht, Gefahr und Pein von tausendfacher Art,
Hast du zur letzten Qual mir deinen Tod verspart.
Und ich soll deiner Wuth mit Zärtlichkeit begegnen,
Und noch zum Abschied den, der mich so foltert, segnen?
Ulfo. Du tadelst meinen Muth. Lern von mir standhaft seyn:
Die Thränen sind zu viel; nun schließt sich deine Pein.
Vor meiner Ruhmbegier hast du umsonst gebebet.
Das Glück schützt den Canut. Du siehst, ich sterb, er lebet.
Die Macht ist mir geraubt, was großes mehr zu thun.
Ich kann nicht auf der Welt als ein Verzagter ruhn.
Drum will ich der Natur mein genug gebrauchtes Leben,
Dem König Sicherheit, dir Frieden wiedergeben.
Est. Nun seh ich erst, warum du aus dem Leben fliehst;
Weil du kein Laster mehr hier zu begehen siehst;
Weil du nicht hoffen darfst, daß Menschen, die dich kennen,
Zu deinen Freveln dir noch künftig Mittel gönnen.
Verschieb den edlen Tod nur einen Augenblick,
Vielleicht ist noch ein Ruhm, den du nicht hast zurück.
Ich, die ich dir bisher kleinmüthig widerstritten,
Ich will dich jetzt noch selbst um einen Frevel bitten.
Dein Beyspiel rühret mich schon, ich lerne standhaft seyn.
Wer deinen Ruhm nicht haßt, der wird dir Waffen leihn.
Hier sieh mich unverzagt dein stolzes Knie umfassen!
Eh du die That verübt, sollst du mich nicht verlassen.
Nur diese Frevelthat ist noch zurück für dich,
Die nimm noch mit ins Grab: Verstockter, tödte mich!
Ulfo. Geliebteste, steh auf, und schäme dich, zu weinen! —
Wenn seh ich den Canut? God. Itzt wird er hier erscheinen.
Auch sein Verzug bezeugt noch seine Gütigkeit;
Er läßt noch dir zur Reu und uns zum Bitten Zeit.
Hier kömmt er. Hat die Huld, die seine Sterne zieret,
Für dich nur einen Stral, der dich mit Ehrfucht rühret?
Ist denn die Majestät, das Bild der Göttlichkeit,
Das doch der Erdkreis ehrt, für dich nur nicht geweiht?

Dritter Aufzug.

Canut, Estrithe, Godewin, Ulfo.

Ulfo. Weil mich des Glückes Zorn in deine Hand gegeben,
Begehrst du meine Reu zum Preise für mein Leben.
Kein niederträchtig Wort hat meinen Mund befleckt,
So lang mein freyer Arm den Feind durchs Schwerd geschreckt;
Auch jetzt hoff diesen Sieg von mir nicht zu erlangen.
Mein Muth ist nicht zugleich mit meinem Arm gefangen.
Stell mich erst wiederum zu jenen Ufern hin,
Wo ich durch List und Muth dein Schrecken worden bin;
Wo, da du nach dem Streit, als zum Triumph, gekommen,
Die Leichen deines Volks an deine Schiffe schwommen;
Wo mir zuerst der Sieg, dann Sicherheit gelung,
Und fodre da von mir Reu und Erniedrigung!
Denkst du nicht an den Tag, der mich zum Sieger machte,
Der dir nur Schmerz und Schaam, mir aber Ehre brachte?
Des Ulfo Ruhm erschallt noch von des Helgu Strand;
Der Erdkreis hört erstaunt, daß ich dich überwand.
Geruhig sah ich da die Zahl von deinen Heeren.
Mit Brücken unterstützt, den breiten Strom beschweren;
Getrost erwartet ich, was mir ihr Zorn gedroht;
Sie eilten in den Sieg, und fanden nur den Tod.
Sie bebten, drängten sich, es brachen unter ihnen
Der Brücken Bande los, so bald ich nur erschienen.
Ihr halbersticktes Schreyn rief dich noch in der Fluth,
Zur Rache rief es dich. Doch wo war ich, Canut?
So schnell ist kaum der Blick, indem er schlägt, verschwunden;
Ich hatte dich besiegt, und ward nicht mehr gefunden.
Den unbezwinglichen, den mächtigen Canut
Zwang Ulfo ohne Macht, wodurch? — durch List und Muth.
Die Welt muß, wenn sie nicht der Billigkeit vergessen,
Zum mindsten meinen Ruhm einst mit dem deinen messen,
Und wenn sie nach bey dir der Siege Menge zählt,
Gestehn, daß nur das Glück zur Größe mir gefehlt.
Can. Du sprichst von deinem Ruhm, und schweigest vom Vergehen.
Sprich! rent dich dein Versehn?
Ulfo. Ich kenne kein Versehen.
Erkenn entwaffnet noch des Ueberwinders Hand,
Den nicht die Tapferkeit, nur Macht und Menge band.
Was meinen Ruhm erhebt, hab ich mich stets erkühnet;
Thu nun, was deinem Ruhm und deinem Throne dienet!
Can. Nehmt den Unwürdigen von meinen Augen fort!
Der Tod erstickt noch sein letztes stolzes Wort!
Er müsse durch sein Blut der Welt die Lehre geben:
Wer nicht will menschlich seyn, sey auch nicht werth, zu leben!
Ulfo. Nun bin ich erst vergnügt: nun sagt die spätre Zeit:
Canut hielt Ulfos Tod für seine Sicherheit.
Der Fürsten Richterschwerd, der Uebelthaten Rächer
Macht Helden groß, und schimpft nur niedrige Verbrecher.
Est. Ach! bleib, Ulfo, Leb wohl! Est. Wohin? Ulfo. Zum Ruhme. Est. Und sprich! Nein, verzieh,
Ulfo. Was ich gesagt, das wiederruf ich nie.

2. Aus dem „Triumph der guten Frauen".

Fünfter Aufzug. Achter Auftritt.

Philinte, in Mannskleidern. Julinne.

Phil. Was für eine Furie war es, Madame, die mir auf der Treppe begegnete?

Jul. Es war eine Furie, die mein Mann recht ausgesucht hatte, mich zu quälen. Ich habe es zugelassen, daß Cathrine sie aus meinem Zimmer geschafft hat, und ich zittre, wenn ich denke, wie mein Mann wüthen wird, wenn er es erfährt.

Phil. Um des Himmels Willen, Madame, machen Sie sich nicht länger zum Opfer seiner Grausamkeit!

Jul. Verfolgen Sie mich nicht mehr mit Ihren Vorstellungen. Ich habe sie schon beantwortet. Was für Vergnügen haben Sie denn davon, eine Frau zu quälen, die ihre Martern fast aller Vernunft berauben?

Phil. Ich liebe Sie, nicht um meines Vergnügens, sondern um Ihrer eigenen Ruhe willen.

Jul. Was für Ruhe? Was für Ruhe können Sie mir schaffen? Hören Sie auf. Ihre Liebe bringt meine Unruhe vollends aufs äußerste. So wenig ich mir vorzuwerfen habe, so bin ich in Angst, daß man sie entdecken möchte. Wie würde mich nicht mein Mann bloß darüber verfolgen, weil Sie mich lieben!

Phil. Können Sie denn durch meine Liebe unglücklicher werden, als Sie sind? Sie haben sich nichts vorzuwerfen, und müssen doch zittern; und ich zittre um Ihrer Statt, so lange Sie in der Gewalt Ihres Mannes sind, und so lange ich Sie in Gefahr vor allen den Unmenschlichkeiten sehe, die ein Tyrann in seinem Hause begehen kann.

Jul. Malen Sie mir das nur nicht vor Augen. Ich weiß es schon ohne das. Wer weiß, was mir noch diesen Abend begegnen kann, da ich die schändliche Aufseherinn vertrieben habe, die er mir aufdringen wollte.

Phil. Und Sie wollen das alles erwarten?

Jul. Was muß ich nicht erwarten? ach! was kann ich anfangen?

Phil. Ich kann nicht von Ihnen gehen, bis Sie in Sicherheit sind.

Jul. Wo soll ich die finden?

Phil. Vertrauen Sie sich mir. Ich will Sie in Sicherheit bringen.

Jul. Dürfen Sie mir einen solchen Vorschlag thun? Ich hätte geglaubt, daß Ihnen meine Ehre lieber wäre.

Phil. Dafür habe ich schon gesorgt. Ich habe eine Freundinn, zu der ich Sie bringen will.

Jul. Wie? Sie lieben mich? und ich sollte mich Ihrer Anführung nur einen Augenblick anvertrauen? Schweigen Sie! Was mir auch begegnet, so habe ich nicht so viel Gefahr in meines Mannes Händen zu befürchten,

als in den Ihrigen. Er iſt ein Feind meiner Ruhe, und Sie ſind ein Feind meiner Tugend.

Phil. Glauben Sie denn, daß die Ehrerbiethigkeit gegen Sie mich nicht im Zaume halten werde?

Jul. Das ſollte ſie ſchon jetzt thun. Aber mein Unglück, meine Verzweiflung geben Ihnen jetzt ſchon ſo viel Muth, und würden Ihnen hernach noch mehr geben.

Phil. Ich will mir weder Ihr Unglück noch Ihre Verzweiflung zu Nutze machen. Ich ſchwöre Ihnen, daß ich nicht ein Wort von meiner Liebe ſprechen will, ehe Sie in Sicherheit und wieder beruhigt ſind. Mein Bezeigen, meine Aufmerkſamkeit, meine Aengſtlichkeit ſollen Ihnen allein ſagen, wie heftig ich Sie liebe. Sie ſollen ſehen, was für ein Unterſchied zwiſchen einem Menſchen iſt, der durch Tyranney ſich Gehorſam und Liebe erzwingen will, und zwiſchen einem ſolchen, der die Liebe durch Zärtlichkeit zu verdienen ſuchet. Sie ſollen mich endlich aus Erkenntlichkeit lieben, wenn Sie es aus Zuneigung nicht thun können. Schönſte Juliane, folgen Sie mir doch! Ich bitte Sie auf den Knien (kniend) darum. Ich werde vor Unruhe ſterben, wenn Sie länger in den Händen eines tyranniſchen Mannes bleiben.

Jul. Schweigen Sie doch, Philinte. Wenn ich glauben ſoll, daß Sie mein Freund ſind, ſo tröſten Sie mich, anſtatt mich zu verfolgen. Stehen Sie auf, ſonſt muß ich nicht vor meinem Manne, ſondern vor Ihnen fliehen. Um des Himmels willen! Stehen Sie auf!

Phil. Nein! ich kann nicht aufſtehen, bis Sie mir verſprochen, daß Sie für Ihre Sicherheit ſorgen wollen.

Neunter Auftritt.

Philinte, Juliane, Agenor mit dem bloßen Degen, hinter ihm Cathrine, die ihn bey dem Arme ergreift.

Agen. Ich kann nicht länger zuhören. Ungewiſſenhafter Verführer, ich will Deinen verrätheriſchen Anſchlägen ein Ende machen.

Jul. Himmel!

Cath. Halten Sie doch! warten Sie! Haben Sie mir nicht verſprochen, ſich nicht zu erzürnen?

Agen. Laßt mich! laßt mich!

Jul. (fällt ihm in die Arme). Faſſen Sie ſich doch, Agenor!

Agen. Weg, Juliane! wollen Sie den Verräther vertheidigen?

Jul. Sollen ſo wenig Reden den Tod verdienen?

Agen. Weg, oder ſonſt ſoll der Degen durch Ihr Herz bis in ſeines gehen!

Phil. Laſſen Sie ihn nur los. Erſtechen Sie mich nur, Agenor. Erſtechen Sie mich, wenn es Ihnen Ehre macht, ein Frauenzimmer zu erſtechen.

Cath. Ein Frauenzimmer! Ein Frauenzimmer!

Agen. Was, ein Frauenzimmer?

Zehnter Auftritt.

Nikander, Philinte, Agenor, Juliane, Cathrine.

Nik. Was giebt es? was iſt das hier für Lärmen?

Phil. Hier kömmt gleich jemand, der am beſten wiſſen kann, von was für einem Geſchlechte ich bin. Kommen Sie, Nikander, ſagen Sie Ihren Leuten, ob es nicht wahr iſt, daß ich ein Frauenzimmer bin.

Nik. Ein Frauenzimmer! Ja, ich weis es am beſten. Ein Frauenzimmer, das alle Frauenzimmer in der ganzen Stadt für ſich allein haben will.

Agen. Willſt Du, Verräther, mich durch einen ſo kläglichen Vorwand hintergehen?

Nik. Halt, Agenor!

Phil. Nur Geduld, der Beweis iſt leicht. Nikander, haben Sie die Briefſchaften, die ich Sie bath, von meinem Kaufmanne abzuholen?

Nik. Sie! Wie? Sie hätten mich darum gebethen? Sie wollen ſagen, Ihre Schweſter.

Phil. Ich oder meine Schweſter, das iſt gleich viel. Ich bin ſelber meine Schweſter.

Nik. Iſts möglich?

Phil. Haben Sie die Briefſchaften?

Nik. Hier ſind ſie.

Phil. Wollen Sie ſie eröffnen, ſo werden Sie daraus erſehen, und ſagen können, wer ich bin.

Cath. Nun! warum ſtecken Sie die Hände in die Taſche? Wollen Sie nicht todtſtechen, Herr Agenor? Geben Sie mir Ihren Degen. Sie muß ſterben, nur darum, weil ſie ein Frauenzimmer iſt. — Wie? ein Frauenzimmer will meinen Herrn — — Wenn es noch eine Mannsperſon wäre. Ein Frauenzimmer ſoll ſich unterſtehen, meiner Frau von Liebe vorzulagen? Wenn die arme Frau ſich nun hätte bereden laſſen, wie grauſam wäre ſie nicht betrogen worden! Nein! das ſchreyt um Rache! Weg, weg! aus dem Wege! ſie muß ſterben —

Phil. Nun! hör auf mit Deinen Poſſen, Cathrine. Sehen Sie nun bald aus dieſen Papieren, wer ich bin, Nikander? Wird man mich bald für ein Frauenzimmer erkennen?

Nik. Hilaria, Himmel! Hilaria! — Iſts möglich? — Sind Sie es, die mir heute ſo viel Freundſchaft erwieſen haben? — — Sie haben meine Beleidigungen mit ſo viel Gütigkeit belohnt! Sie haben ſich meinetwegen ſo viel Mühe gegeben! Sie können einen Mann, der Sie verloſſen hat, nach zehen Jahren noch lieben? — So viel habe ich nicht verdient!

Phil. Sagen Sie das nicht. Ich habe Gelegenheit gehabt, unter dieſer Verkleidung Ihr Herz zu kennen. Ich urtheile nicht ſo parteyiſch, daß ich Sie darum nicht ſo liebenswürdig finde, weil Sie mich nicht lieben.

Nik. Ja, ich liebe Sie, Hilaria. Und ich bedaure die Zeit, da ich Sie nicht geliebet habe. Alles, was ich Ihnen vorhin geſagt habe, da ich Sie nicht kannte, habe ich Ihnen von Herzen geſagt. (Auf den Knien) Aber können Sie mir meine Ausſchweifungen verzeihen?

Phil. Hundert Liebesausſchweifungen verdienen eher Verzeihung, als eine einzige Tyranney.

Agen. Wie ſoll ich das begreifen?

Nik. Das iſt meine Frau, Agenor.

Agen. Das iſt eine außerordentliche Verwandlung.

Phil. Wiſſen Sie, Herr Agenor, daß Sie mir viel Dank ſchuldig ſind? Ohne mich würde Ihr übles Bezeigen und meines Mannes Liebe gegen Julianen Ihnen leichtlich einen Streich geſpielet haben, den man mit dem Degen in der Fauſt zwar rächen, aber nicht wieder gut machen kann. Nehmen Sie ſich künftig beſſer in Acht! Ihr hartes Verfahren iſt für Sie ſelber ſehr gefährlich. Eine Tugend mag ſo feſt ſein als ſie will, ſie muß endlich weichen, wenn ſie zugleich von Liebe und von Kummer beſtritten wird. Diejenige Perſon, der ſie weichen könnte, möchte nicht allezeit als ein Frauenzimmer befunden werden, und ihren Sieg beſſer gebrauchen als ich.

Nik. Ich habe meine Frau um Verzeihung gebethen. Willſt Du meinem Exempel nicht folgen? Du haſt doch ſehr Unrecht! — Ich kann Dich verſichern, Deine Frau verdient ſehr viel Hochachtung, und es hat an mir nicht gelegen, daß ſie nicht etwas weniger verdiente.

Agen. Ich erkenne es ſelber, Juliane! — und Ihre Unterredung mit Ihrem vermeinten Liebhaber, Ihre Klagen und auch Ihre Zärtlichkeit gegen mich, haben mich überzeugt, daß ich bisher nicht den rechten Weg gegangen bin, um vergnügt mit Ihnen zu leben. Ich bitte um Verzeihung.

Jul. Ihr Geſtändniß verdienet mehr, als meine Verzeihung.

Agen. Vergeſſen Sie, daß ich nicht mehr Vertrauen in Sie gehabt habe! Ich ſchaffe die Aufſeherinn ab, die ich Ihnen habe geben wollen.

Cath. Und ich habe ſie ſchon abgeſchafft; und ſie ſoll lange warten, bis man ſie wiederholet.

Agen. Behalten Sie Cathrine zum Zeugen bey ſich, daß ich Ihre Treue und Ihre Zärtlichkeit inskünftige beſſer verehren will.

Cath. Ich will nicht hoffen, daß Sie immer Zeugen dazu gebrauchen werden.

Agen. Hier, Cathrine, hast Du eine Belohnung, daß Du meiner Frau mit Deinem eigenen Schaden geholfen hast.

Cath. Ich danke sehr. Ich will es auf Vorrath legen, wenn es wieder nöthig seyn möchte.

Agen. Nein, Juliane! es steht Ihnen inskünftige alles zu Diensten, was Sie zu Ihrem Vergnügen verlangen können.

Cath. Wir werden Sie zu gehöriger Zeit daran erinnern.

Agen. Sie können Ihre Gesellschaft, Ihre Ausgaben, alles nach Ihrem eigenen Gefallen einrichten. Sie können über alles, über mich selbst gebiethen.

Jul. Nicht zu viel, Agenor, nicht zu viel!

Cath. Die geschwindesten Bekehrungen sind sonst nicht allemal die aufrichtigsten.

Agen. Die meinige ist aufrichtig.

Cath. Das schlimmste ist, daß man bey dergleichen Sachen sich auf das bloße Versprechen verlassen muß.

Agen. Nikander und Hilaria sollen Zeugen davon seyn. Ich bitte Sie, bleiben Sie hier.

Nik. Mit Vergnügen.

Phil. Sie werden mich entschuldigen! — Nikander, Sie haben ein kurzes Gedächtniß. Haben Sie mich nicht diesen Abend auf ein hübsches Mägdchen zu Gaste gebethen?

Nik. Ich denke an kein hübsches Mägdchen mehr, nachdem ich Sie wieder gefunden habe.

Cath. O das klingt galant! Nun glaube ich es bald selber. Ihr Herren Ehemänner, ihr möget so wild oder so ausschweifend seyn, als ihr wollt. Eine gute Frau findet schon Mittel, euch wieder zurechte zu bringen.

Christian Felix Weisse.

Ohne das Talent J. E. Schlegels zu haben, ward Christian Felix Weisse noch weit einflußreicher auf die Entwickelung des Dramas; aber es begünstigten ihn mancherlei Umstände, während jener ganz auf seine eigene Kraft verwiesen war. Weisse konnte sich nicht nur auf den Vorgang Schlegels selbst stützen, er hatte auch das Glück, in seinem Freunde Lessing längere Zeit hindurch einen Führer und Beurtheiler zu finden, der zwar damals noch selbst auf der ersten Stufe der Entwickelung stand und sich über die französische Anschauungsweise noch nicht erhoben hatte, aber auch in dieser mit seinem Scharfsinn, seinem praktischen Geist und seinem angebornen Geschmack einem mittelmäßigen Talente von unberechenbarem Nutzen sein konnte. Endlich besuchte Weisse mit Lessing das Theater so oft es nur thunlich war (sie fingen sogar an, für dasselbe zu arbeiten, um sich freien Eintritt zu verschaffen), wodurch er sich eine Einsicht in die theatralischen Verhältnisse und ein Verständniß der Bühne erwarb, das seinem Vorgänger Schlegel abging und welchem seine Stücke gerade einen großen Theil ihrer Wirkung zu verdanken hatten. Wenn Weisse eine geraume Zeit „der Lieblingsschriftsteller der Nation" war, wie ihn der große Haller in seiner Beurtheilung des Trauerspiels „Romeo und Julia" nennt (Gött. Anzeigen 1768), so beruhte dies vorzüglich in dem angeführten Umstand, der dem Dichter selbst so bewußt war, daß er in der Vorrede zu seinem „Beitrag zum deutschen Theater" ihn ausdrücklich hervorhebt. „Es ist gewiß," heißt es daselbst, „daß es eben so schwer ist, ein guter dramatischer Dichter bloß aus Regeln zu werden, ohne ein Theater gesehen zu haben, als man aus bloßen chorographischen Grundsätzen schwerlich ein großer Tänzer werden wird. Man kennt weder die große, noch die kleine Welt, weder den Hof, noch das gemeine Leben, weder die Sprache des Umgangs, noch die Sprache der Leidenschaften genug; man machet einen Versuch auf der Studirstube, er gelingt nicht, und der theatralische Dichter stirbt in seiner Geburt." Von nicht geringer Bedeutung für ihn war es, daß er 1749 mit Eckhof, der damals bei der Kochischen Gesellschaft in Leipzig weilte, genaue Bekanntschaft schloß und später mit ihm einen langjährigen Briefwechsel unterhielt; ihm legte er, seit Lessing Leipzig verlassen hatte, seine Dramen vor, und wie er dessen Beurtheilung benützte, ist aus der Umarbeitung seines „Richard III." ersichtlich. In der nämlichen Vorrede eröffnet uns Weisse noch Eine Seite seiner dramatischen Wirksamkeit, und zwar diejenige, durch welche er vorzüglich einflußreich geworden ist. Er verlangt nämlich, daß die deutschen Dichter nebst den Alten auch die Franzosen und Engländer studiren, nicht aber, was bis dahin immer geschehen sei, nachahmen sollten. „Würden wir nicht wohl thun," fügt er hinzu, „wenn wir zwischen ihnen die Mittelstraße nähmen, von beiden lernten und einen eignen Weg beträten? Von Engländern könnten wir die großen tragischen Situationen, die Bearbeitung und Abstechung der Charaktere, den edlen, kühnen und erhabenen Ausdruck und die Sprache der Empfindung und Leidenschaften; von Franzosen die Uebereinstimmung der einzelnen Theile mit dem Ganzen, die gezüchtigte und feine Sprache des Hofes, der Gefälligkeit und der Liebe, und endlich die Regelmäßigkeit und Ordnung lernen. Durch eine solche Vereinigung würden wir den Schwulst und das Uebertriebene der einen, und das Laue und Geistlose der andern, das Zügellose, Unregelmäßige und oft in eine Wildheit Ausartende der Engländer und das Galante, Coquettenmäßige, Kalte und Seichte der Franzosen vermeiden."

Mit diesen Worten hat Weisse den Standpunkt auf das Beste bezeichnet, den er im Drama, namentlich im Trauerspiel, einnimmt, in welchem das

Streben sichtbar ist, die französische Regelmäßigkeit und künstlerische Behandlung mit der leidenschaftlichen Erhabenheit des englischen Dramas zu beleben. Daß ihm dieses nicht gelang, beweist Nichts gegen die Richtigkeit seiner Ansicht; es beweist nur, daß er nicht das hiezu nöthige schöpferische Talent, nicht die erforderliche Höhe der künstlerischen Bildung hatte, und wohl war ihm auch der Umstand hinderlich, daß ihm, wie Lessing ihm zuweilen sagte, Alles zu leicht wurde*) und er eben deshalb nicht dazu kam, seine höchste Kraft zu entfalten. Diese von Weisse geforderte Verbindung der höchsten künstlerischen Form mit wahrhaft tragischer Entwickelung (denn dies wollte er doch in der That unter Benutzung der Engländer und Franzosen verstanden wissen), eine Verbindung, welche wir in der höchsten Vollkommenheit erst 21 Jahre später in Göthe's „Iphigenia" erreicht sehen, war damals noch ganz unmöglich: es hatte die französische Bildung noch ein viel zu großes Uebergewicht, das englische Element war noch viel zu unbekannt, als daß eine harmonische Verschmelzung denkbar gewesen wäre. Es mußte jene zuerst vollständig verdrängt werden, dieses in Blut und Saft übergehen, es mußte Lessing seine „Minna" und seine „Emilia", so wie den „Nathan" gedichtet, den „Laokoon" und die „Hamburgische Dramaturgie" geschrieben, Göthe den „Götz" geschaffen haben, es mußte mit Einem Worte die ästhetische Bildung der Deutschen vollendet sein, ehe das Höchste geleistet werden konnte. Wir können uns daher auch recht gut erklären, warum sich Lessing in der Dramaturgie mit solcher Schärfe gegen die späteren Arbeiten seines Freundes äußern konnte; er sah ein, daß die Deutschen auf dem von diesem eingeschlagenen Wege nicht gefördert werden könnten, weil er zu frühzeitig betreten wurde; er sah ein, daß der sklavischen Abhängigkeit vom französischen Drama nur durch einen entschiedenen Vertilgungskrieg ein Ende gemacht werden könne, welchen er denn auch mit dem glänzendsten Erfolg unternahm. Doch waren die Bestrebungen Weisse's keineswegs so ganz fruchtlos; vielmehr waren sie gerade wegen ihrer Mittelmäßigkeit der beste Uebergang und die zweckmäßigste Vorbereitung zu größeren Fortschritten. Seine Trauerspiele näherten sich den französischen in der äußeren Glätte noch weit mehr als die seines Vorgängers Schlegel, und zugleich wagten sie kräftigere Situationen, auffallendere Charaktere, kühnere Ausdrücke, ohne sich jedoch so weit zu versteigen, daß der immer noch herrschende Geschmack beleidigt worden wäre.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik des Dichters haben wir über seine einzelnen dramatischen Werke nur noch wenig zu sagen. Von seinen Trauerspielen ist vorzüglich „Richard III." durch Lessings zersetzende Kritik berühmt geworden, der jedoch auch zugab, daß der Beifall, den er überall gefunden, wo er vorgestellt worden sei, guten Grund habe, den nämlich, daß die sämmtlichen Hauptpersonen die Theilnahme des Zuschauers erregen. Eine Zusammenstellung mit Shakspeare's großartiger Bearbeitung des nämlichen Stoffs, welche Weisse übrigens noch nicht kannte, als er seinen „Richard" schrieb, kann freilich nur zum höchsten Nachtheil des deutschen Stückes ausfallen (wenn dieses Wort bezeichnend genug ist); allein es ist in der That unbillig, diesen Maßstab anlegen zu wollen. Wir haben bei dem Schriftsteller nicht bloß seine Tüchtigkeit an sich, sondern auch seine Stellung zu der Zeit, in welcher er lebte und wirkte, ins Auge zu fassen, und von diesem Standpunkt aus ist in Weisse's „Richard III." ein bedeutsamer und erfreulicher Fortschritt anzuerkennen. Von seinen übrigen Tragödien nennen wir nur noch die „Befreiung Theben's" und „Atreus und Thyest", beide in reimlosen Jamben, welche namentlich im letzten Stück schon mit großer Sicherheit behandelt sind, wie auch die Sprache eine bis dahin ungeahnte Kraft hat, die im Alexandriner allerdings auch nicht zu erreichen gewesen wäre. In einem seiner letzten Trauerspiele, „Romeo und Julia", wagte es Weisse, sich mit Shakspearen zu messen; und er hatte sogar die Kühnheit, seinem Stücke Vorzüge vor dem des großen Meisters zuzuschreiben, die er freilich dem Umstande beimaß, daß er die ursprüngliche Quelle des Stoffes, eine Novelle des Bandello gekannt habe; allein wenn man weiß, daß selbst Haller in der oben angeführten Anzeige dieses Stückes (S. 628) eben darauf großes Gewicht legte, und dem deutschen Dichter ein Verdienst daraus machte, so wird man über die Ansprüche, die dieser macht, wohl lächeln, aber nicht ungeneigt sein, ihm seine Schwäche zu verzeihen und sie auf Rechnung der Zeit zu setzen.

Als Lustspieldichter ist Weisse für seine Zeit ebenfalls nicht ohne Bedeutung, wenn er auch dem talentvolleren Schlegel nicht gleich zu stellen ist. Er hat das Verdienst, die Bühne mit einer großen Zahl von Stücken bereichert zu haben, welche durch die gut erfundene Fabel, lebendige Handlung, richtige Zeichnung der Charaktere und leichten Dialog die Theilnahme des Publikums fesselten und dem guten Schauspieler Gelegenheit gaben, sein Talent zu entfalten. Am berühmtesten wurden unter seinen Lustspielen „Die Poeten nach der Mode" (1756), in welchen er die Streitigkeiten der Leipziger und Schweizer mit vielem Witze lächerlich machte, und wodurch er nicht wenig dazu beitrug, die Geister für eine freiere Anschauungsweise vorzubereiten. Freilich war es vorzüglich das äußere Interesse, welches diesem Stücke allgemeinen Beifall bei den Zeitgenossen verschaffte; es verschwand daher von der Bühne, als dieses Interesse seine Kraft verloren hatte. Länger hielten sich andere Stücke, unter welchen die „Amalia" durch ausgeführtere Charaktere und lebhaftern Dialog seine übrigen Lustspiele übertrifft.

Größeren Ruhm erwarb sich Weisse durch seine Singspiele und komische Opern, welche an sich freilich geringen dichterischen Werth haben, aber dennoch mancherlei darbieten, woraus sich der ihnen zu Theil gewordene Beifall erklären läßt. So verdankte sein erstes Singspiel „Der Teufel ist los oder die verwandelten Weiber", welches übrigens nach einem englischen Stück bearbeitet war, seine gute Aufnahme zum großen Theil dem schon erzählten Umstande, daß Gottsched die Aufführung desselben für eine persönliche Beleidigung ansah und er in Folge seines widersinnigen Benehmens den letzten Schatten von Einfluß und Ansehen verlor (S. 571). Was aber diesem Stücke, wie den übrigen Sing-

*) „Wenn ich Ihnen nur die Arbeit recht schwer machen könnte, würden Sie ein Schriftsteller werden — ich sage Nichts mehr." So berichtet Weisse selbst in einem Briefe an Fr. v. Blankenburg v. 1. Juli 1775.

ſpielen und Operetten Weiſſe's, den größten Beifall erwarb, das waren die kleinen eingeſtreuten Geſänge, welche freilich durch Hillers treffliche Compoſitionen gar ſehr gehoben wurden. Der vereinten Bemühung dieſer beiden Männer gelang es, Geſänge zu ſchaffen, welche vom Theater in die häuslichen Kreiſe übergingen und bald allgemein geſungen wurden, ſo daß durch ſie der geſellſchaftliche Geſang in ſehr erfreulicher Weiſe gefördert und veredelt wurde. Jede neue Oper, welche er auf die Bühne brachte („Lottchen am Hofe", „die Liebe auf dem Lande", „die Jagd", „der Aerndtekranz", „die Jubelhochzeit") brachte ein oder mehrere kleine Lieder, die ſich bald über einen großen Theil von Deutſchland verbreiteten („Ohne Lieb' und ohne Wein" S. 503, „Schön iſt das Feld zur Frühlingszeit" u. a. m.), und die ihrerſeits wiederum Lieder für die Singſpiele erweckten, denen ſie entnommen waren.

Aus „Richard dem Dritten". (Vierter Aufzug.)

Fünfter Auftritt.

Richard allein.

Geht nur, Unglückliche! geht nur, Ihr ſollt ſie ſehn,
Das hochgeliebte Paar, ſie, meines Zorns Trophä'n!
Bald ſoll ſie dieſe Fauſt gleich einem Sturm ergreifen,
Und wie das Laub im Herbſt von ſtolzen Aeſten ſtreifen — —
Bey Gott! ſie ſchreckte mich! — — bald ſchäm' ich mich nor mir;
Wie Löwen giengen ſie auf ein geſagtes Thier.
Entathmet, ſtumm, betäubt, ſchaut' ich nach jener Höhe,
Als ob ich ſchon den Tod herunter ſteigen ſähe! —
Und dieſes iſt ein ſanft und zärtliches Geſchlecht?
Und ſie ſind nicht beſtraft? Und ich bin nicht gerächt? —
(Er zieht den Degen, und fühlt ihn an.)
Biſt du auch ſcharf genug? — — Ja, auf dem Götterſitze
Schlägt nicht ein Jupitee, wie ich, mit dieſem Blitze — —
(Er fährt jählings zuſammen.)
Ha! welche kalte Hand fuhr über mir dahin? — —
Wie? — was? — Ich glaube gar, daß ich ein Teänmer bin!
Es wae der Tod — — er kömmt — — mein Freund kennt meine Stimme? —
Komm! ſtählt ein ſchüchtern Herz, füll es mit deinem Grimme!
Es ſträubt ſich — — und warum? — — klopft ſcheu und unruhvoll — —
Ich fürchte mich doch nicht, daß ich itzt morden ſoll? —
Die Feinde meines Glücks? die Räubee meiner Größe? —
Zwey Kind'r? — weiter nichts, als zween herzhafte Stöße — —
Und doch — (höhniſch) Ja, dieſes wird vielleicht mir furchtbar ſeyn,
Wana ſie voll Todesangſt durchdringend: Oheim! ſchreyn,
Wann ſich der kleine Nerk an meinem Buſen windet,
Und mich zu küſſen glaubt, und ſich durchſtechen findet!
Wann Eduard, den ſchon dee Thronea Stolz erfüllt,
Für ſeinen Bruder ſteht, und für ſich trotzig ſchilt? — —
Weh ihm! den Augenblick ſoll er nicht überleben,
Und ſein verdammt Gehirn an düſtern Mauern kleben — —
Mich ſchaudert — Still! — wer ruft? — Die Stimme Heinrichs — ja — —
Noch einmal — noch einmal! — — Da kömmt ſein Schatten — da! —
Er ſchreitet auf und ab — er ſieht — er naht ſich wiedee —
Er ſteht — ſein Auge rollt — gießt Flammen auf mich nieder —
Er droht — winkt — winkt — — wohin? — umſonſt — ich folge nicht! — —
Er flieht — die Erde bebt — — weg, ſchreckliches Geſicht!
Verdammte Phantaſie, wie oft wieſt du mich plagen!
Ich Feiger, werd' ich noch zuletzt vor Schatten zagen? — —
Wo bleibt doch Tyrel? — — ſtill! — es iſts — —

Sechster Auftritt.

Richard. Tyrel.

Rich. Du kömmſt ſehr ſpat?
Tyr. Nicht ſpäter als man mich zu dir gerufen hat — —
Doch, welche Bläſſe, Herr, bezeichnet deine Wangen? —
Haſt du, eh du hier warſt, die Nachricht ſchon empfangen,
Daß Richmond voller Wuth den Angriff nun gewagt?
Rich. Verwegner! hab' ich noch vor einem Feind gezagt?
Schau' meinen Zorn — — doch wie? iſt er zurück getrieben?
Hat nicht mein Heer die Haud voll Volk ſchnell aufgerieben?
Iſt Richmond nicht entflohn?
Tyr. Der Streit begann erſt jtzt.
Voll Muth ſcheint Richmonds Heer und Richmond ſelbſt erhitzt:
Man ſah ein wenig ſelbſt dein Heer zuerück ſich ziehen;
So ſchien es, ſagte man — —
Rich. Sprich lieber gar: ſie fliehen.
Durchbohrteſt du denn nicht, dee dir die Nachricht gab?
Nena' ihn, es wartet ſein ein unvermeidlich Grab — —
Doch eine große That ſollſt du erſt mit mie theilen!
Dann will ich voller Muth auf jenes Schlachtfeld eilen;
Dann bring' ich im Triumph, gekrönt mit Sieg und Glück,
Das blutbeſprützte Haupt des Bräutigams zurück.
Was werden über ihn für ſchöne Thränen fließen! — —
Dann wird ſie mir die Hand voll Blute trocknen müſſen,
Wie ihee Thränen ich: ich werd es lächelnd ſehn,
Und jeden Schreckenszug in ihren Mienen ſpähn. — —
Ha, der Gedanke ſelbſt beflügelt meine Stärke.
Auf, Tyrel, nimm den Dolch! komm zu dem großen Werke! —
Da bebſt? — Verfluchter, wie? du bebſt? vee weat? — vee mir? — —
Gut, wenn du vor mir bebſt, alsdann verzeih' ich dir — —
Nur nicht vor einem Mord von dieſen Königsknaben!
Mit ihaen wieſt du ſonſt ein gleiches Schickſal haben.
Tyrel. Doch, Herr — —
Rich. Kein Wort! Sieh hier —
(Er zeigt ihm den Dolch.)
Du ſiehſt, er iſt gezückt.
Du kannſt mich — — folge mir! — biſt du zum Mord geſchickt? —
Ein weibiſch Mitleid ſteht nicht Dienern meiner Rache!
Gebieten iſt mein Werk, Gehorchen ihre Sache.
Verſtopfe ja dein Ohr dem kindiſchen Geſchrey,
Und zeige, daß dein Arm des Beyfalls würdig ſey — —
Ohn' Aufſchub! ſtoß zuerſt, wenn du mich willſt veeführen — —
Tyr. Ich folge — — (Bey Seite) Welche Qual, dem Wütriche zu dienen!

Gotthold Ephraim Leſſing.

Unter allen Schriftſtellern der neuen Zeit nimmt der große Mann, von dem wir jetzt zu reden haben, in mannigfacher Beziehung die erſte Stelle ein, und wenn ihn auch Andere an Fülle des dichteriſchen Talents weit überragen, ſo hat doch kaum Einer einen ſo mächtigen und zugleich ſo wohlthätigen Einfluß auf die deutſche Kunſt, ja man dürfte beinahe ſagen, auf das ganze deutſche Leben gehabt, als er. Ja, die ſpäteren außerordentlichen Fortſchritte im Gebiete der deutſchen Poeſie wurden nur deshalb möglich, weil er den Boden geebnet hatte, auf welchem ſich die ſpäteren Dichter bewegen konnten. Ohne Leſſing wären Göthe und Schiller eine Unmöglichkeit geweſen, während ſie ohne Klopſtock trotz deſſen unverkenndarer Einwirkung namentlich auf den letztern ganz wohl gedacht werden können. Doch wollen wir der Darſtellung nicht vorgreifen.

Gotthold Ephraim Leſſing, geb. den 22. Jan. 1729 zu Camenz in der Lauſitz, wo ſein Vater Prediger war, machte bei einer liebevollen und ſorgfältigen Erziehung in ſeinen Knabenjahren ſo auffallende Fortſchritte, daß er ſchon 1741, ein Jahr ehe er das vorgeſchriebene Alter erreicht hatte,

In die Fürſtenſchule zu Meißen eintreten konnte, wo er ſich ſo auszeichnete, daß der Rector von ihm ſagte, „er ſei ein Pferd, das doppeltes Futter haben müſſe". Auch las er manchen lateiniſchen und griechiſchen Klaſſiker für ſich, unter welchen wir die römiſchen Komiker Plautus und Terenz erwähnen, weil ſich an ihnen ſeine Vorliebe für das Drama entwickelte. Außerdem ſtudirte er noch mehrere neue Sprachen und Mathematik, und begann ſchon damals ſich in eigenen Poeſien, ſelbſt in größeren Dramen, zu verſuchen. Bei ſeinen ſeltenen Kenntniſſen und ſeiner noch ſo ſeltneren geiſtigen Reife konnte er ſchon im Jahre 1746 die Anſtalt verlaſſen und als 17jähriger Jüngling die Univerſität Leipzig beziehen. Die Theologie, welcher er ſich nach dem Wunſch ſeiner Aeltern widmen ſollte, vermochte ihn nicht zu feſſeln, ebenſowenig die Medizin, für die er eine vorübergehende Neigung gewonnen hatte; dagegen legte er ſich mit dem größten Eifer auf das Studium der Literatur und beſonders des Dramas, und nahm zugleich Unterricht im Reiten, Fechten und Tanzen, um das ſteife und linkiſche Weſen zu beſiegen, das ihm noch von der Schule her anklebte. Auch ſuchte er ſich durch Umgang mit den beſſeren Schauſpielern der Neuberſchen Truppe für das geſellſchaftliche Leben auszubilden; doch verband er bei dieſem Umgang auch die Abſicht, ſich mit den Verhältniſſen des Theaters genauer bekannt zu machen, weil er einſah, daß der dramatiſche Dichter die Bühne und deren Anforderungen gründlich kennen müſſe, um mit Erfolg zu wirken. Daher beſuchte er auch das Theater ſo oft er nur konnte, und um ſich freien Eintritt zu verſchaffen, überſetzte er mit ſeinem gleichgeſinnten Freunde Weiſſe den „Hannibal" des Marivaux. Als ſeine Aeltern vernahmen, auf welche Weiſe er ſeine Zeit zubringe, und insbeſondere auch hörten, daß der als Freigeiſt verſchriene Chriſtlob Mylius zu ſeinen nächſten Freunden gehöre, erſchraken ſie dermaßen, daß ſie ihn mitten im Winter in die Heimat zurückkommen ließen, wo er ſie jedoch bald überzeugte, daß es nicht ſo ſchlimm um ihn ſtehe, als man ausgebreitet hatte; und ſein Vater, der ſelbſt eine nicht gewöhnliche Gelehrſamkeit beſaß, erkannte bald, daß er, wenn auch auf ungewöhnlichem Wege, einen reichen Schatz der gründlichſten und mannigfaltigſten Kenntniſſe erworben habe. So erhielt er leicht die Erlaubniß, wieder nach Leipzig zurückzugehen. Da aber inzwiſchen das Theater die beſten Kräfte verloren hatte, und ſein Freund Mylius, an deſſen Zeitſchrift „der Naturforſcher" er früher thätigen Antheil genommen hatte, nach Berlin gegangen war, folgte er ihm dahin (Ende 1748), und gab mit ihm eine Zeitſchrift, „Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters" (Stuttgart 1749), heraus. Die wiederholten Mahnungen ſeines Vaters, der mit dem Aufenthalte in dem atheiſtiſchen Berlin ſehr unzufrieden war, vermochten ihn endlich, nach Wittenberg zu gehen (Ende 1751), wo ſein jüngerer Bruder Johann Gottlieb ſtudirte. Er wurde daſelbſt Magiſter, beſchäftigte ſich aber vorzüglich mit der ſpaniſchen Sprache und Literatur. Doch wurde ihm mit der Zeit das Leben in der gelehrt beſchränkten Stadt unerträglich und er kehrte 1753 nach Berlin zurück, wo er die Abfaſſung der „gelehrten Artikel" für die Voſſiſche Zeitung übernahm, und mit Nicolai, Mendelsſohn und Ramler eine enge Freundſchaft ſchloß. Das Theater zog ihn 1755 wieder nach Leipzig; doch verließ er es bald wieder, um einen jungen Kaufmann, Namens Winkler, auf größeren Reiſen zu begleiten. Schon waren ſie bis nach Amſterdam gekommen, als der 7jährige Krieg ausbrach, und Winkler ſich dadurch genöthigt ſah, nach Leipzig zurückzukehren. Auch Leſſing kehrte dahin zurück, und führte im Umgange mit ſeinem alten Freunde Weiſſe, mit Kleiſt und Brawe ein heiteres und thätiges Leben. Als aber der letztere geſtorben war, Kleiſt Leipzig verließ und auch Weiſſe ſich zur Reiſe nach Paris anſchickte, ging Leſſing (1758) wieder nach Berlin, wo er mit Nicolai die „Literaturbriefe" begründete. Im J. 1760 begleitete er den General von Tauenzien als Gouvernementsſecretär nach Breslau, wo er fünf Jahre lang blieb. Dort warf er ſich in den Strudel des bewegten Soldatenlebens, wodurch er bei ſeinen Freunden die lebhafteſten Beſorgniſſe erweckte. Sie wußten freilich nicht, daß er demungeachtet ſeine vielſeitigen Studien mit erhöhtem Eifer fortſetzte, und daß er ſich durch Beobachtung der Menſchen und des Lebens eine Fülle von Weltkenntniß erwarb, die ſeinen folgenden dramatiſchen Arbeiten eine bis dahin in deutſchen Dichtungen ungeahnte Lebendigkeit und Wahrheit gab. Von Berlin, wohin er ſich 1765 wieder gewendet hatte, ging er 1767 nach Hamburg, um an der beabſichtigten Gründung einer Nationalbühne mitzuwirken. Der Erfolg entſprach den großen Hoffnungen nicht, die man ſich von dem Unternehmen gemacht hatte, und da auch der Verſuch, ſich an einem buchhändleriſchen Geſchäft zu betheiligen, fehlſchlug, war er ſchon entſchloſſen, Deutſchland zu verlaſſen, als er die Ernennung zum Bibliothekar in Wolfenbüttel erhielt, eine Stelle, die ganz für ihn paßte, und die er auch freudig annahm, während

Digitized by Google

er früher alle ähnlichen Anerbietungen zurückgewiesen hatte. Dergleichen blieben auch jetzt noch nicht aus. Man wollte ihn in Wien, in Berlin, in Mannheim haben; allein so geneigt er auch gewesen wäre, nach Wien zu gehen, so kam es nach mancherlei Unterhandlungen doch zu keinem Abschluß. Man schien sich dort vor dem gewaltigen Geist des Mannes eben so sehr zu fürchten, als man ihn bewunderte. Der Prinz Leopold von Braunschweig, der sich gerade damals in Wien befand, lud ihn ein, ihn nach Italien zu begleiten, und Lessing, der schon lang den Wunsch gehegt hatte, das Land der Kunst zu sehen, schloß sich ihm gern an. Nachdem er den größten Theil des Jahres 1775 in Italien zugebracht hatte, kehrte er nach Wolfenbüttel zurück, wo er die Wittwe seines Freundes König aus Hamburg heirathete. Leider wurde die glückliche Ehe durch den Tod seiner Frau schon Anfang des J. 1778 zerrissen, und auch er folgte ihr drei Jahre später, den 15. Febr. 1781.

Lessing war ein Gelehrter im umfassendsten Sinne des Worts und er nimmt als solcher eine hervorragende Stellung unter seinen Zeitgenossen ein. Aber er ist nicht dadurch groß geworden, wie er denn die Gelehrsamkeit an sich auch gering achtete: sie hatte in seinen Augen nur in so fern Werth, als sie die Mittel zu einem höheren Zwecke, zur Bildung der Menschheit, darbot; und weil die Kunst ein umfassenderes Bildungsmittel ist, als die Gelehrsamkeit, da sie größere Menschenkreise erfaßt, achtete er sie auch höher, als diese, und widmete ihr daher auch einen großen Theil seines rastlos thätigen Lebens, theils indem er sie selbst ausübte, theils indem er auf dem Wege der Forschung das Wesen derselben eröffnete und dadurch die unermeßlichen Fortschritte möglich machte, welche in der unmittelbar folgenden Zeit die deutsche Literatur denen der andern europäischen Völker ebenbürtig machte. In diesen Forschungen liegt auch der Mittel- und Glanzpunkt seiner unermeßlichen Wirksamkeit, wie sie ganz eigentlich sein innerstes Wesen bezeichnen. Denn so mächtig die Liebe zur Wahrheit in ihm war, so war der Trieb, auf dem Wege selbstständiger Forschung zu ihr zu gelangen, wo möglich noch größer, und er selbst sagt irgendwo, daß, wenn ihm Gott die Wahl gäbe, zwischen der Wahrheit und dem Trieb nach derselben zu wählen, er unbedenklich um diesen bitten würde, selbst wenn er ihn nur unter der Bedingung erhalten sollte, immer und ewig zu irren („Duplik" 1778). Aber war ihm auch dieser Trieb in seiner größten Kraft verliehen, so war jene Bedingung keineswegs daran geknüpft; vielmehr besaß er alle die geistigen und sittlichen Eigenschaften, welche ihn bei seinen Forschungen zum Ziele führen mußten, durch welche er im schönsten Sinne des Wortes der Erzieher seines Volks wurde.

Ruhig, besonnen und klar, von einem seltenen Scharfsinn, der die dunkelsten Verhältnisse aufzuhellen, die schwierigsten Verwickelungen zu lösen fähig war, mit dem glücklichsten Gedächtnisse begabt, das mit der schaffenden Einbildungskraft verwandt zu sein schien, besaß er zugleich jenen Scharfblick, der überall das Wesentliche erkennt, und jenen praktischen Sinn, der allein zu fruchtbaren Erfolgen führen kann, weil er vor den unzähligen Abirrungen bewahrt, in welche der gelehrte Forscher ohne ihn so leicht verfällt. Der lebendigsten Begeisterung fähig, war er von jeglicher Schwärmerei weit entfernt, und blieb daher nicht nur von der Klopstockschen Sentimentalität in Religion, Vaterland und Liebe unberührt, er sah auch ein, wie nachtheilig dieselbe auf die Entwickelung des Volkes wirken müsse, und bekämpfte sie daher auch mit der größten Entschiedenheit. Er mißkannte die Größe Klopstocks keineswegs und fühlte recht wohl, daß Deutschland ihm viel zu danken habe; aber er war sich auch bewußt, daß dieses „andächtige Schwärmen", wie er es im „Nathan" nennt, mit der Zeit endlich alle Thatkraft lähmen müsse. Lessing führte sein Volk aus den dunkeln Regionen der Schwärmerei in die klaren Räume des Gedankens, und hat eben dadurch den Grund zu der höheren Bildung gelegt, deren es später theilhaftig wurde.

Lessings ganzes Leben war der Erforschung der Wahrheit und der Bekämpfung der Lüge und Heuchelei gewidmet. Unfreiwillige Irrthümer fanden in ihm den mildesten Beurtheiler; aber wo er absichtliche Entstellung, wo er unlautere Absichten vermuthete oder nachweisen konnte, da übte er die unnachsichtlichste Strenge, und wehe denen, die seinen Zorn in dieser Weise reizten, denn solchen ließ er die ganze Kraft seines gewaltigen Geistes fühlen, der Nichts zu widerstehen vermochte. Dann galt ihm kein Ansehen der Person und des Standes; denn er war zugleich furchtlos und von der größten Unabhängigkeit des Charakters. Um diese zu bewahren, schlug er oft die vortheilhaftesten Anerbietungen aus; so hatte er einst die ihm angebotene Stelle eines Professors der Beredsamkeit in Königsberg von der Hand gewiesen, weil er als solcher verpflichtet gewesen wäre, alljährlich eine Lobrede auf den König zu halten. Seine Beziehungen zum General von Tauenzien waren solcher Art, daß er persönlich der größten Unabhängigkeit sich erfreute, und die Stelle als Bibliothekar in Wolfenbüttel nahm er nur unter den ehrenhaftesten Bedingungen an, unter welchen wir die besonders hervorheben, daß er seine Schriften keiner Censur zu unterwerfen habe. Daß Lessing, der in seinen persönlichen Beziehungen stets die edelste freie Männlichkeit bewahrte, auch in politischen Dingen einen freien Blick hatte, das würde kaum des Beweises bedürfen, wenn wir Deutsche nicht gewohnt wären, freien Sinn in allen bürgerlichen und wissenschaftlichen Verhältnissen mit der engherzigsten und beschränktesten Anschauung des Staatslebens vereinigt zu erblicken. Doch ist diese widernatürliche Erscheinung beinahe immer entweder eine Folge der unseligsten Gleichgültigkeit gegen Alles, was das Leben und dessen Aeußerungen betrifft, oder sie ist eine von den unglücklichen Wirkungen der die meisten Gelehrten beherrschenden Sucht, Alles in systematische Formeln einzuschnüren; und weder das Eine, noch das Andere lag in Lessings Natur, vielmehr war sein Sinn bei allen seinen Forschungen stets auf die praktische Brauchbarkeit gerichtet, und er war zu freien Geistes, als daß er sich selbst willkürliche Fesseln hätte anlegen sollen. Wenn er über politische Verhältnisse sich nicht oder nur in seltenen Fällen ausgesprochen hat (Vgl. S. 468), so ist dies lediglich der Zeit zuzuschreiben, in welcher das politische Leben so ganz niedergedrückt war, daß er auch nicht das kleinste Publikum dafür gefunden hätte, abgesehen davon, daß er wohl wußte, wie der leiseste Versuch, freisinnige Ansichten über das Staatsleben auszusprechen, ihm, wenn auch nicht

das Leben, doch gewiß die Freiheit gekostet hätte, ohne daß für die Welt auch der geringste Nutzen daraus hervorgegangen wäre. Als er aber in spätern Jahren einen besseren Boden zu finden hoffen konnte, da schleuderte er in seiner „Emilia Galotti" die furchtbarste Anklage gegen das damalige Treiben der deutschen Fürsten und ihrer Höfe.

Lessing sagte einmal, daß er von der Vaterlandsliebe keinen Begriff habe; sie scheine ihm aufs Höchste eine heroische Schwachheit, die er gern entbehre. Das scheint mit seinem unablässigen Bestreben, das nationale Element in der Literatur geltend zu machen, im Widerspruch zu stehen; aber es läßt sich jene Aeußerung mit dieser Seite seiner Wirksamkeit gut und leicht verbinden, wenn man nur bedenkt, daß, als er jene Worte an Gleim schrieb, vom Gegensatze zwischen Preußen und Sachsen die Rede war, und ihn schon damals die Idee eines deutschen Gesammtvaterlandes, einer deutschen Nationalität lebhaft erfüllte, welcher gegenüber ihm der beschränkte Patriotismus des preußischen Grenadiers allerdings anwidern mußte. Wie lebhaft diese Idee aber sein ganzes Wesen erfaßte, das ersehen wir am besten aus dem tiefen Schmerze, der ihn erfüllte, als das Unternehmen, ein Nationaltheater in Hamburg zu gründen, bei dem Mangel an aller Unterstützung Seitens der Nation so elendiglich scheiterte, und er sich bekennen mußte, daß wir Deutsche keine Nation seien. Wir sind auch seitdem nicht viel weiter gekommen; aber wenn das Bewußtsein, daß wir eine sein könnten und sein sollten, überhaupt rege geworden ist, so haben wir es nächst Klopstock ganz vorzüglich Lessing zu verdanken, der das dunkle, wenn auch kräftige Gefühl, welches Klopstock hervorgerufen hatte, zur Klarheit der Ueberzeugung brachte.

Charakter und Talent bestimmten Lessing zum Kritiker, zum Forscher. Die Werke, in welchen er die Ergebnisse seiner mannigfaltigen Untersuchungen niederlegte, sind vollendete Meisterstücke, die nicht bloß in der deutschen Literatur allein da stehen, sondern auch dem Höchsten, was andere Nationen, was das Alterthum in dieser Art geliefert, ebenbürtig an die Seite gesetzt werden können. Wir werden später ausführlich auf dieselben zurückkommen. Aber auch seine dichterischen Werke sind in der That nur Ergebnisse seines kritischen Geistes und sind um deswillen nur noch merkwürdiger. Lessing gesteht selbst, daß er kein Dichter sei; und die Art und Weise, wie er dies ausspricht, beweist unwiderleglich, daß er sich gekannt und sein eigenthümliches Talent richtig geschätzt habe. „Man erweiset mir zwar manchmal die Ehre," sagt er im Schlußworte der „Hamburgschen Dramaturgie", „mich für einen Dichter zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gewagt habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in welchen man Lust und Leichtigkeit so leicht für Genie hält. Was in den neuern Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich empor arbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig seyn, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann. — Doch freilich; wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann: so auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde: so kostet es mir so viel Zeit, ich muß von anderen Geschäften so frei, von unwillkührlichen Zerstreuungen so ununterbrochen seyn, ich muß meine ganze Beleseuheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, niemand in der Welt ungeschickter seyn kann, als ich. Ich glaube die dramatische Dichtkunst studirt zu haben", fährt er fort „und was mich versichert, daß ich das Wesen derselben nicht verkenne, ist dieses, daß ich es vollkommen so erkenne, wie es Aristoteles aus den unzähligen Meisterstücken der griechischen Bühne abstrahirt hat. Und ebendeshalb", fügt er dann hinzu, „wage ich hier eine Aeußerung zu thun, man mag sie doch nehmen, wofür man will! — Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte. Was gilt die Wette? — Doch nein, ich wollte nicht gern, daß man diese Aeußerung für Prahlerei nehmen könne. Man merke also wohl, was ich hinzusetze: Ich werde es zuverlässig besser machen — und doch noch lange kein Corneille seyn, — und doch noch lange kein Meisterstück gemacht haben. Ich werde es zuverlässig besser machen, — und mir doch wenig darauf einbilden dürfen. Ich werde nichts gethan haben, als was jeder thun kann, — der so fest an den Aristoteles glaubt, wie ich." und der, setzen wir hinzu, nicht bloß an ihn glaubt, sondern in und mit ihm in die verborgensten Geheimnisse der dramatischen Kunst gedrungen ist, wie Lessing, der, wie er, die geheimnißvollsten Kräfte der menschlichen Seele erforscht und sich dienstbar gemacht hat. Denn Lessings Größe bestand wesentlich darin, daß er durch die Kraft und freie Beweglichkeit seines Geistes die Wirkungen derjenigen Talente erzwang, die ihm die Natur versagt hatte. Aber freilich konnte er sie nur bis zu einem gewissen Grade erzwingen, und selbst in seinen besten Stücken erkennt man, wie richtig er urtheilte, als er sagte, daß er noch lange kein Corneille sein würde, wenn er diesen auch in der Ausarbeitung noch so sehr überträfe. Seine Dramen haben Alles, was das Wesen des Kunstwerks bildet; nur Eines fehlt ihnen, der poetische Hauch, jene unbeschreibliche Eigenthümlichkeit, die aus jedem Gedanken, ja aus jedem Wort der ächten Poesie hervorstrahlt, und dennoch selbst nicht zur Verkörperung gelangt; jenes wunderbare Colorit, das sich über alle Dichtungen verbreitet, die unmittelbar aus dem poetischen Gemüth quellen und der bei allen vermißt wird, welchen die bloße Reflexion

zu Grunde liegt; jene Lebenswärme endlich, welche wir selbst in den Werken untergeordneter poetischer Talente wahrnehmen. Lessings Dramen sind nicht das Erzeugniß der schöpferischen Phantasie, sondern des überlegenden Verstandes. Sie sind nicht organische Gebilde, die in ihrem Keim schon vollständig vorhanden waren, aus dem sich die einzelnen Theile naturgemäß und mit innerer Nothwendigkeit entwickelt haben; sie beruhen auf Berechnung, wie etwa ein Uhrwerk. Jedes einzelne Rad ist für sich gemacht, bearbeitet, gefeilt, und mit den übrigen so glücklich verbunden, daß das Ganze wirkliches Leben zu haben scheint. Daher hat ein geistreicher Schriftsteller (Woltmann in den „Memoiren des Freiherrn v. S—a.“), der übrigens nicht an Lessings Dichtertalent zweifelte, die „Emilia Galotti“ so glücklich mit einem Schachspiel verglichen; „man sieht,“ sagt er, „wie ein Zug den andern herbeiführt, und endlich das Matt erfolgen muß.“

Müssen wir aber auch zugestehen, daß Lessing in der That kein schöpferisches Dichtertalent hatte, so wird dadurch seine Bedeutung nicht im Mindesten herabgedrückt, vielmehr muß unsere Bewunderung für den seltenen Geist den höchsten Grad erreichen, der so großartige Werke hervorbrachte, ob ihm gleich die Natur gerade das versagt hatte, was als wesentlichstes Erforderniß zur Gestaltung derselben erscheint. Und seine Thätigkeit gewinnt dadurch eine außerordentliche Bedeutung, daß sich aus ihr der unwidersprechliche Beweis von der Nothwendigkeit ächt künstlerischer Bildung ergibt; denn durch sie hat er beinahe das Höchste im Drama erreicht, während manche wahrhaft poetische Talente unendlich tiefer stehen, als er, weil ihnen diese künstlerische Bildung abging oder sie gar in den traurigen Irrthum verfallen waren, daß das Genie an keine Regeln gebunden sein dürfe.

Um Lessing als Dramatiker richtig zu würdigen, müssen wir daher vor allem den Gang verfolgen, den er bei seiner künstlerischen Bildung eingeschlagen hat, und zugleich die Ideen hervorheben, die ihn auf seinem Wege leiteten. Mehrere Hauptpunkte sind übrigens schon früher in den allgemeinen Bemerkungen besprochen worden, wir werden dieselben daher jetzt nur anzudeuten haben.

Seine Jugenddramen, meist Komödien, sind noch ganz im Gottschedisch-französischen Style. Er befolgte in ihnen das Gesetz der drei Einheiten, an denen er überhaupt noch lange festhielt, denn er wagte erst in der „Miß Sara“ Veränderungen der Scene einzuführen; die Personen sind, wie in den französischen Stücken, allgemeiner Natur: „Der junge Gelehrte“, „Die alte Jungfer“, „Der Freigeist“, „Der Mysogyn“, „Damon oder die wahre Freundschaft“. Eben so zeigen die Nebenrollen dieses Streben nach Verallgemeinerung; die Väter, die Kammermädchen u. s. w. bewahren auch bei ihm den bei der französischen Bühne hergebrachten Charakter; daher tragen auch alle Personen die gewöhnlichen, dem Theater der Alten entlehnten Namen (Damis, Chrysander, Valer, Leander u. s. w.). Zudem sind diese ältern Stücke noch ganz im Charakter der Lustspiele der Frau Gottsched geschrieben; so bildet im „Damon“ die Schlechtigkeit des einen Freundes und in der „alten Jungfer“ die gemeine Heiratslust den Mittelpunkt. Auch seine früheren Trauerspiele („Giangir“, „Henzi“), von denen sich Fragmente erhalten haben, sind ganz im französischen Geist gehalten und in Alexandrinern geschrieben. Bei alle dem unterscheiden sich seine Jugenddramen wesentlich von denen seiner Vorgänger und zwar sowohl in der Form, als in Beziehung auf die Stoffe, die er behandelte. Wir erinnern uns, daß er schon auf der Schule die römischen Komiker mit Eifer und Verstand las; an diesen erstarkte nicht bloß seine Vorliebe für das Drama, sie hatten auch den größten und folgereichsten Einfluß auf seine Sprache, auf seine satyrische Richtung, auf seine Welt- und Menschenkenntniß. Ihnen hatte er namentlich den raschen und lebendigen Dialog zu verdanken, durch den sich schon seine ersten Arbeiten von denen der Frau Gottsched und Gellerts so vortheilhaft unterscheiden. Weniger gewann er von ihnen in Bezug auf die künstlerische Behandlung, oder vielmehr es trat dieser Gewinn erst später hervor. Nebst dem Studium der Römer war der häufige Besuch des Theaters von dem größten Einfluß auf seine eigenen Dramen, die von einer für jene Zeit ungeahnten theatralischen Wirkung waren. Aus der lebendigen Anschauung, die ihm das Theater gewährte, lernte er, wie er selbst gesteht, „hundert wichtige Kleinigkeiten, die ein dramatischer Dichter lernen muß und aus der bloßen Lesung seiner Muster nimmermehr lernen kann“. Lag das Streben nach Wahrheit an sich schon in Lessings Natur, so mußte sich dasselbe auch in seinen dramatischen Arbeiten kund geben; wir erkennen es schon darin, daß er seine Personen nicht bloß aus Büchern, sondern auch aus dem wirklichen Leben entnahm, wie denn schon sein erstes Stück „Der junge Gelehrte“, freilich erst in der spätern Umarbeitung, auf einer wirklichen Thatsache beruht. Dieses Streben entwickelte sich aber erst zum Bewußtsein, als er den französischen Lustspieldichter Marivaux kennen lernte, der eben deshalb, weil er sich von der bisherigen Komödie entfernte und eine natürliche Richtung einschlug, von Gottsched arg gelästert wurde. So hatte sich Lessing, obgleich äußerlich noch ganz auf dem Gottschedischen Standpunkte fußend, in der Behandlung des Dramas schon so weit von demselben entfernt, daß er nur noch einen Schritt zu thun hatte, um zu einer neuen, selbstständigen Entwickelung zu gelangen. Ehe wir aber denselben bezeichnen, müssen wir seine einzelnen Jugenddramen noch näher betrachten. Sie unterscheiden sich, wie schon angedeutet wurde, von denen seiner Vorgänger auch in Bezug auf den Stoff, denn während die Frau Gottsched und ihre unmittelbaren Nachfolger nur die allgemeinsten und gewöhnlichsten Lebensverhältnisse mit beschränkter moralischer Auffassung auf die Bühne brachten, behandelte Lessing in seinen Dramen wichtige Fragen des Lebens und der Wissenschaft, die ihn eben damals anhaltend beschäftigten, und zu deren Lösung er durch die dramatische Behandlung beitragen wollte. Außer dem „jungen Gelehrten“ (1747), in welchem die geist- und zwecklose Gelehrsamkeit mit Glück lächerlich gemacht wird, haben wir noch zwei Tendenzstücke zu erwähnen. Durch die „Juden“ (1749) suchte Lessing die Emanzipation des verachteten und gedrückten Volks vorzubereiten, indem er die entwürdigenden Vorurtheile gegen dasselbe bekämpfte und deren Grundlosigkeit nachwies; freilich ohne großen Erfolg, da sie selbst bei gebildeten Männern so tief eingewurzelt waren, daß selbst der sonst ganz ehrenwerthe und

milde Professor Michaelis, der seinen theologischen Standpunkt nicht verläugnen konnte, in einer Beurtheilung des Stücks erklärte, ein edler Charakter unter den Juden sei unwahrscheinlich. „Der Freigeist" (1749) enthält eine Bekämpfung des von England eingedrungenen Atheismus, so wie der damals bei dem aufgeklärten Publikum ziemlich weit verbreiteten Meinung, daß es keine redlichen Geistlichen gebe. Von den Fragmenten seiner Trauerspiele erwähnen wir nur den „Henzi" (1753), weil sich in demselben schon die Absicht kund gibt, mit der französischen Tragödie zu brechen. Das Stück ist zwar noch in Alexandrinern geschrieben, und es ist darin die Einheit der Zeit und des Orts noch streng beobachtet, dagegen entfernt es sich von der französischen Tragödie in dem Stoff, da darin eine gleichzeitige Begebenheit, die bekannte Verschwörung gegen die aristokratische Regierung in Bern, dramatisch behandelt wird.

Wir möchten beinahe glauben, daß er den „Henzi" deshalb nicht vollendete, weil während der Arbeit seine Ansichten über das Drama schon die Richtung gewonnen hatten, die er nunmehr unabläßig verfolgte und entwickelte, daß er schon damals zu der Ueberzeugung gelangt war, es könne die Poesie überhaupt und die dramatische insbesondere nur gedeihen, wenn sie auf ihren wesentlichsten Elementen, der Natur, Wahrheit und Nationalität, begründet sei, eine Ueberzeugung, die später durch die Bekanntschaft mit Diderot zur vollsten Klarheit und zum entschiedenen Bewußtsein gebracht wurde. Schon im J. 1755 trat er mit der „Miß Sara Sampson" hervor, durch welche er das bürgerliche Trauerspiel in Deutschland begründete (S. 612 f.). In diesem Stücke, das allerdings ein Ergebniß seines Studiums der Engländer, aber keineswegs eine Nachahmung im gewöhnlichen Sinne ist, hat er zwar Stoff und Form englischen Vorbildern entnommen, jenen der „Clarissa", dem berühmten Romane Richardsons, diese dem schon erwähnten „Kaufmann von London"; allein seine Selbstständigkeit zeigt sich schon darin, daß er die von Richardson gegebene Idee des Familienromans als Familientragödie verarbeitet. Indem Lessing durch dieses Stück die Darstellung moralischer Stoffe aus dem bürgerlichen Leben einführte, bewunderte er, daß er sein von Natur empfindsames Volk richtig zu beurtheilen wußte, und wenn Stoff und Personen auch aus der Fremde entlehnt waren, so war die Auffassung doch durchaus volksthümlich. Das Nämliche gilt auch von dem „Philotas" (1759), welcher zunächst von Kleists „Seneka" angeregt, die Idee des Opfertods für das Vaterland in einer Weise darstellt, in welchem der Grundzug des deutschen Wesens, die Schwärmerei, nicht zu verkennen ist, und dies war es auch, was Bodmer mit seinem praktischen Sinne verspottete (S. 616). Es ist das einzige Mal, wo Lessing diese ihm sonst fremde Saite anschlägt, aber freilich hatte er zugleich praktische Absichten dabei; er wollte einerseits die Vaterlandsliebe feiern, die eben damals, durch Friedrichs II. Großthaten angeregt, im deutschen Volke sich zu entwickeln begann, und andrerseits wollte er zeigen, daß die Tragödie auf die nothwendigste Handlung beschränkt werden könne, denn es ist allerdings kaum ein Drama zu finden, selbst Klopstocks „Tod Adams" nicht ausgenommen (S. 616), in welchem die zum Grunde liegende Begebenheit so einfach und so ohne alle Verwickelung wäre*). Das Stück hat daher einen ganz lyrischen Charakter, wodurch es formell allen übrigen Dramen Lessings nachsteht, während es in der trefflichen und den Charakteren angemessenen Sprache selbst den bessern an die Seite gestellt werden darf.

Alle diese Dramen aber und selbst die „Miß Sara", welche doch von so unermeßlichem und nachhaltigem Einflusse war, können nur als Vorboten einer größeren, lebenswarmeren Entwickelung angesehen werden, dessen erste Frucht wir in der „Minna von Barnhelm" erblicken, in welcher er zuerst den Boden der Nationalität mit Entschiedenheit betrat. Schon bald nach Vollendung der „Miß Sara" hatte er eingesehen, daß zu einem wahrhaft nationalen Drama nicht bloß volksthümliche Auffassung, sondern auch nationale Stoffe gehörten, an denen das gesammte Volk Interesse nehme, und er hatte aus diesem Grunde die Sage vom Doctor Faust dramatisch zu bearbeiten unternommen, wobei er ohne Zweifel zugleich auch die Absicht hatte, an das alte Volksschauspiel anzuknüpfen, von welchem diese Sage so häufig und mit so großem Erfolg behandelt worden war. Freilich war er zu verständig, als daß er unmittelbar auf das alte Drama zurückgegangen wäre; Lessing war nicht der Mann, irgend eine Entwickelung zu vernichten, wenn er es auch vermocht hätte; aber er fand in dem Versuch, das Alte mit dem Neuen organisch zu verknüpfen, so unüberwindliche Schwierigkeiten, daß er von demselben abstehen mußte, so lang und so eifrig er sich mit der Aufgabe beschäftigte: wenigstens blieben, wie es scheint, die zwei Bearbeitungen des Stoffs, die er angefangen hatte, unvollendet, und es ist uns nur von dem Einen ein kleines Fragment aufbewahrt worden, welches aber sehr bedauern läßt, daß das andere, wahrscheinlich mehr ausgearbeitete Stück gänzlich verloren gegangen ist.

Die Idee, ein nationales Drama zu schaffen, gab er aber keineswegs auf; er schlug nur einen andern Weg ein, auf welchem er auch seine Absicht in höchst glücklicher Weise erreichte. Statt nämlich auf das alte Drama zurückzugehen und es durch Aufnahme der bisherigen Entwickelung neu zu beleben, wie er es im „Faust" beabsichtigt hatte, suchte er seinen Stoff in der unmittelbaren Gegenwart, zu dessen glücklicher und allseitiger Behandlung sein längerer Aufenthalt in Breslau nicht wenig beitrug, da er sich dort mitten im Getriebe des Soldatenlebens befand, welches ja damals den Mittel- und Glanzpunkt des deutschen Lebens bildete. Mit sicherem Blicke griff er gerade diejenigen Umstände auf, welche einem Drama Leben, Bewegung, allseitiges Interesse und zugleich eine höhere nationale Bedeutung geben konnten. Ehe wir auf diese näher eingehen, ist es nöthig, einen kurzen Ueberblick von dem Gange der „Minna von Barnhelm" zu geben, denn es ist dieses vortreffliche Stück, von welchem wir jetzt zu berichten haben.

Tellheim, ein preußischer Major, hatte den Ständen eines sächsischen Kreises, bei denen er eine Contribution erheben sollte, die Summe, die sie erlegen

*) Der gefangene Philotas gibt sich den Tod, damit ihn sein Vater nicht gegen den ebenfalls gefangenen Sohn des feindlichen Königs auswechsele und dieser dadurch gezwungen würde, in alle Bedingungen einzugehen, die ihm gestellt werden möchten.

sollten, vorgeschossen, weil sie nicht im Stande waren, dieselbe aus eigenen Mitteln und ohne das Land zu Grund zu richten, herbeizuschaffen. Diese großmüthige That hatte auf Minna von Barnhelm, ein sehr reiches Fräulein dieser Gegend, einen so großen Eindruck gemacht, daß sie Alles aufbot, seine Bekanntschaft zu machen, mit dem Vorsatze, wie sie selbst sagt, ihn zu besitzen; Tellheim erkannte ihren Werth und sie verlobten sich. Nach geschlossenem Frieden wurde der Major verabschiedet, und als er den Wechsel, den er von den Ständen erhalten hatte, vorlegte, um denselben bestätigen zu lassen, ward die Schuld zwar anerkannt, aber der Staat machte Ansprüche auf den Wechsel, indem man ihn verdächtigte, als ob er sich von den Ständen habe bestechen lassen. Er wurde deshalb in Untersuchung gezogen, und gerieth während derselben in traurige Umstände. Um diese Zeit beginnt das Stück. Tellheim wohnt in einem Gasthofe; weil er schon längere Zeit nicht mehr hatte zahlen können, sucht der Wirth seiner los zu werden. Da eben eine vornehme Dame in dem Gasthofe abgestiegen war, läßt der Wirth Tellheims Sachen aus dem bisher von ihm bewohnten Zimmer fortschaffen, und in eine abgelegene Kammer bringen. Diese Dame ist das Fräulein von Barnhelm. Ueber die Handlungsweise des Wirths empört, dessen Haus er um jeden Preis verlassen will, verpfändet Tellheim seinen Brautring, welcher die Veranlassung wird, daß Minna die Anwesenheit ihres Verlobten erfährt, den aufzusuchen, sie in die Residenz gekommen war. Sie läßt ihn herbeiholen, aber Tellheim hält es mit seiner Ehre unverträglich, das Verhältniß mit dem Fräulein fortzusetzen: er, „der Verabschiedete, an seiner Ehre Gekränkte, der Krüppel, der Bettler" dürfe nicht mehr an eine Verbindung mit dem reichen, geachteten Fräulein denken (I, III). Da keine Vorstellungen seinen Entschluß zu ändern vermögen, entschließt sich Minna, ihn durch List davon abzubringen; sie gibt ihm vor, sie sei wegen ihrer Liebe zu ihm von ihrem Oheim enterbt worden. Sie hatte den edlen Mann wohl gekannt: so entschieden er das Verhältniß abbrechen wollte, als er sich für arm, sie für reich hielt, so entschieden dringt er jetzt darauf, daß sie sich seinem Schutz anvertraue, denn „wie sein eigenes Unglück ihn niederschlug, ihn ärgerlich, kurzsichtig, schüchtern, lässig machte, so hebt ihn ihr Unglück wieder empor, er sieht wieder frei um sich, und fühlt sich willig und stark, Alles für sie zu unternehmen". Unterdessen erhält der Major ein Handschreiben des Königs, in welchem seine Unschuld, so wie sein Recht auf die Wechselschuld anerkannt und er aufgefordert wird, wieder Dienste zu nehmen; nun stellt sich das Fräulein, als ob sie jetzt ihrerseits von der Verbindung mit dem Major absteben müsse, und beruft sich auf alle die Gründe, welche dieser früher vorgebracht hatte. Sie gibt ihm sogar den Brautring zurück. Freilich ist es der, welchen sie vom Wirth eingelöst hatte, aber Tellheim merkt es nicht; er geräth in Verzweiflung, und ist gegen jede Erklärung taub, die man ihm geben will. Mittlerweile kommt der Oheim des Fräuleins an; Tellheim, der ihn für ihren Verfolger hält, denkt jetzt nur daran, sie vor demselben zu schützen; sie erklärt ihm ihre List, das Mißverständniß mit dem Ring und der hereintretende Oheim findet zwei Glückliche.

In dem eben mitgetheilten Abrisse sind die Umstände angedeutet, die Lessing seinem Lustspiele zum Grunde legte, um ihm nationale Bedeutung zu geben, was offenbar sein Hauptzweck bei der Bearbeitung desselben war. Der siebenjährige Krieg, dem eben der Hubertsburger Friede ein für Preußen glorreiches Ende gemacht hatte (1763), hatte durch das Bündniß Oesterreichs mit Frankreich eine allgemein nationale Bedeutung erhalten (S. 460); es war daher ein glücklicher Gedanke, an diesen Krieg anzuknüpfen, der den großen Hintergrund des ganzen Gemäldes bildet. Zugleich hatte er aber Alles, was sich auf den Krieg bezog, mit solcher Zartheit behandelt, daß sich auch der spezielle Patriotismus nirgends konnte verletzt fühlen, so daß es sogar möglich war, das Stück kurze Zeit nach seinem Erscheinen (1767) selbst in Wien aufzuführen*). Und wie der spezielle Patriotismus vor Allem das allgemeine Nationalgefühl tödtete, so war es zugleich mit die Absicht Lessings, dem Provinzialhaß, der namentlich in Preußen und Sachsen tiefe Wurzeln geschlagen hatte, zu steuern; er wollte in den Charakteren und der Verbindung des Preußen Tellheim und des sächsischen Fräuleins von Barnhelm zeigen, daß der Haß zwischen den beiden Volksstämmen an sich unnatürlich sei und nicht in den Völkerschaften liege, sondern lediglich in den traurigen politischen Verhältnissen des Landes; er zeigte, daß der Nationalcharakter überall der nämliche sei, überall im Geiste der gemüthvollen Rechtlichkeit beruhe, weshalb er auch, um dies recht lebendig hervortreten zu lassen, einen grellen Gegensatz in dem französischen Industrieritter (I, II) vorführte. Durch die Einführung dieses Charakters hatte er aber auch die Absicht, die deutschen Fürsten, und wohl insbesondere Friedrich II. zu strafen, in dessen Heeren nicht wenige Franzosen zu finden waren, die zum Theil wohl Glücksritter der dargestellten Art sein mochten. Noch einen Umstand haben wir zu erwähnen, der nicht wenig beitrug, lebhafte Theilnahme für das Stück zu erregen. Nach dem Schluß des Friedens waren viele Krieger aus dem Heere entlassen und brodlos geworden. Es war kühn von Lessing, die Leiden eines solchen verdienten Soldaten darzustellen, und ob er gleich an einigen Stellen die Pille verzuckerte, so blieb die Anklage nichts desto weniger in ihrer ganzen Bitterkeit bestehen. Aber was der Regierung mißfallen mußte, das erwarb sich den ungetheilten Beifall der Soldaten und des Volks. So vereinigte die „Minna" Alles, was ihr nationale Bedeutung geben konnte, und man muß gestehen, daß Lessing mit der verständigsten Ueberlegung alle Umstände vereinigte, welche zur Erreichung seines Zwecks dienen konnten.

Aber nicht bloß in dieser Beziehung, auch in künstlerischer Hinsicht übertrifft die „Minna" Alles, was die deutsche Bühne bis dahin aufzuweisen hatte, Lessings eigene Dramen nicht ausgenommen. „In den zwei ersten Akten hat er ein unerreichbares Muster aufgestellt, wie ein Drama zu exponiren sei" (Göthe) und wenn auch gegen die Entwickelung nicht unbegründete Bedenken erhoben werden können, worunter namentlich das hervorzuheben ist, daß im

*) Wir dürfen dagegen nicht unerwähnt lassen, daß die preußische Regierung sich lange sträubte, die Aufführung zu erlauben. „Alle Einwendungen gegen die Aufführung", sagt K. Lessing im Leben seines Bruders, „liefen dahin aus, man könne zwar über Gott raisonniren und dogmatisiren, aber nicht über Regierung und Polizei."

dritten Aufzuge die eigentliche Handlung einigermaßen stockt, so hat Lessing gerade an dieser Stelle so viele andere Schönheiten entwickelt, daß man diesen Mangel leicht und gern übersieht, wie er ihn denn auch durch die vortreffliche Unterhaltung zwischen dem wackeren Wachtmeister und dem Kammermädchen Franziska glücklich zu verdecken wußte. Die Ausführung ist in jeder Beziehung meisterhaft. Zunächst haben wir die äußerst glückliche Durchführung der Charaktere zu rühmen. Mit Ausnahme des Franzosen und des gewinnsüchtigen Wirths sind alle Personen von edlem, tüchtigem Charakter; aber wenn sie auch darin verwandt sind, wie lebensvoll sind sie nicht individualisirt. Wir geben nicht näher darauf ein, weil wir durch die unten mitgetheilten Stellen gerade diese Seite hervorgehoben haben und eine genauere Darlegung der Charaktere uns zu weit führen würde; dagegen müssen wir noch auf die Vortrefflichkeit des Dialogs aufmerksam machen, worin Lessing das glücklichste und selbstständigste Studium der alten und neuen Meister beurkundet. Die Gespräche entwickeln sich in der lebendigsten und freiesten Leichtigkeit, jede Frage, jede Antwort, jede Bemerkung ist ungezwungen herbeigeführt. Der Stoff ist mit der tiefsten Einsicht zwischen die redenden Personen vertheilt; die einzelnen Reden sind auf das Vollkommenste dem Charakter der Sprechenden angemessen, woraus sich eine Mannigfaltigkeit des Tons ergibt, durch welchen die Unterredung Leben und Bewegung erhält; der Ausdruck ist stets natürlich und wahr, bald edel, bald wieder einfach, ohne sich je in Schwulst oder Niedrigkeit zu verlieren; die Sprache ist überall leicht und gelenk, ja man kann sie wunderbar nennen, da die Sprache der gesellschaftlichen Unterhaltung in Deutschland damals noch vollständig unentwickelt war, und sie hier in einer merkwürdigen Entfaltung als eigenste Schöpfung Lessings erschien.

Durch die „Minna", und dies ist nicht ihr kleinstes Verdienst, wurde der erste Sieg der deutschen Literatur in Berlin erfochten, welches sich bis dahin gegen dieselbe noch äußerst gleichgültig gezeigt hatte; Lessing hatte, wie Deorient geistreich sagt, „den Sieg bei Roßbach auf dem Felde der Dramatik wiederholt" (Gesch. d. deutschen Schauspielkunst 2, 143), denn von nun wurde das deutsche Theater auch von den gebildeten Ständen neben dem vom Hof bevorzugten französischen besucht, und durch das Drama wurden sie auch auf die übrigen Seiten der Literatur aufmerksam gemacht, für welche sich ein täglich steigerndes Interesse kund gab.

In „Emilia Galotti" (1772) scheint Lessing den nationalen Boden wieder zu verlassen, den er in der „Minna" so glücklich betreten hatte; denn während er in dieser nur deutsche Geschichte, deutsche Sitten und deutsche Verhältnisse vorführt (selbst der Franzose Riccaut ist ja eine Ausgeburt des deutschen Lebens), werden wir in der „Emilia" nach Italien versetzt und die eigentliche Begebenheit erinnert uns sogar an das alte Rom. Aber man würde Lessing und sein treffliches Trauerspiel ganz verkennen, wenn man die nationale Bedeutung desselben läugnen wollte. Nur hatte es zugleich einen politischen Zweck, und bloß um diesen nicht zu offen hervortreten zu lassen, versetzte er die dargestellte Begebenheit in ein fremdes Land, und zwar gerade in das, welches unter allen europäischen durch die Gleichheit der Schicksale, des Unglücks und der Zerrissenheit am leichtesten an Deutschland erinnern konnte. Uebrigens wenn er auch ein kleines italienisches Fürstenthum als die Localität nennt, in welcher die Begebenheit vorgeht, so ist das nebst den italienischen Namen der Personen und einigen wenigen localen Zügen (z. B. der Einführung von Banditen) Alles, was an Italien erinnert; man verändere diese Namen in deutsche und alsobald wird uns heimatliche Luft anwehen, wir werden vor Allem das Leben an den deutschen Höfen der damaligen Zeit leicht erkennen, wie denn in der That bei dem Erscheinen des Stücks manche Personen und Stellen auf die braunschweigischen Verhältnisse gedeutet wurden, obgleich sicher anzunehmen ist, daß Lessing eine solche nähere Bezeichnung nicht im Sinne hatte. Aber die allgemeine politische Bedeutung des Stücks wurde auch tief gefühlt, als es erschien, und wenn Göthe in seinem Leben sagt: „Den entscheidendsten Schritt gegen die Großen that Lessing in der Emilia Galotti, wo die Leidenschaften und ränkevollen Verhältnisse der höhern Regionen schneidend und bitter geschildert worden sind", so schrieb er dies ohne Zweifel unter dem Einflusse der Erinnerung an die ungeheuere Wirkung, welche die „Emilia" hervorbrachte, und es darf wohl nicht bezweifelt werden, daß diese einen tiefgreifenden Einfluß auf die politische Entwickelung des Volks ausübte und es namentlich daran gewöhnte, die Persönlichkeit der Fürsten freier zu beurtheilen.

Lessing war jedoch zu tief künstlerisch gebildet, als daß er seine nächste Absicht so deutlich oder vielmehr so roh hingestellt hätte; er, der die Hamburgische Dramaturgie verfaßt hatte, war von der Nothwendigkeit einer sich selbst genügenden künstlerischen Gestaltung viel zu sehr durchdrungen, um in einen solchen, in den gemeinsten Fehler des dramatischen Dichters zu verfallen. Seine „Emilia" sollte die angegebene Wirkung hervorbringen, ohne daß die Absicht je ausgesprochen, ja nur angedeutet würde, und er führte das Drama in einer Weise aus, als ob die künstlerische Gestaltung sein einziger Zweck gewesen wäre. Wenn es die Aufgabe der Tragödie ist, den Menschen im Kampfe mit dem gewaltigen Schicksale zu zeigen, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt", so ist die „Emilia" eine Tragödie im wahren Sinne des Worts. Nicht der tragische Ausgang, der überhaupt für die Tragödie keineswegs unumgänglich nothwendig ist, macht die „Emilia" zu einer solchen, sondern das, daß durch den Tod der Heldin des Stücks der Sieg des sittlichen Prinzips über die Unsittlichkeit gewahrt wird. Emilia Galotti, die verlobte Braut des Grafen Appiani, erregt die Leidenschaft des Prinzen von Guastalla, die ihn um so mächtiger ergreift, als er keine Möglichkeit sieht, sie zu befriedigen. Der Kammerherr Marinelli, der sich durch die immer glückliche Leitung der Liebesabenteuer des Prinzen ungemessenen Einfluß erworben hatte, bietet, um diesen nicht auf einmal zu verlieren, Alles auf, die neue Leidenschaft zu befriedigen (2, 1); von dem Prinzen mit unbeschränkter Vollmacht hiezu versehen, läßt er, um das mächtigste Hinderniß aus dem Wege zu räumen, den Grafen Appiani ermorden, gerade als derselbe mit seiner Braut auf sein Schloß fuhr, wo er sich mit ihr wollte trauen lassen, und benutzt diesen Umstand, um sie dem Prinzen in die Hände zu liefern. Unter dem Schein ihr beizustehen, wird sie von Marinellis Leuten auf

ein Lustschloß des Prinzen gebracht; und als ihr Vater Odoardo herzueilt, sie von dem Orte des Unglücks zu entfernen, werden ihm Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Der Mord des Grafen fordere Untersuchung; Emilia und ihre Mutter, die bei der That gegenwärtig gewesen, müßten einvernommen, aber auch, um den gesetzlichen Formen zu genügen, getrennt werden. Odoardo, der seitdem erfahren, daß der Prinz Emilien mit Liebesanträgen verfolgt habe (er hatte ihr in der Kirche auf die zudringlichste Weise seine Liebe erklärt), erkennt den Zusammenhang der Dinge; er verlangt eine geheime Unterredung mit seiner Tochter, in welcher er ihr die Absicht des Prinzen, sie von den Eltern zu trennen, mittheilt. Emilia, welche sich des Eindrucks gar wohl bewußt ist, den der Prinz auf sie gemacht, erkennt die Größe der Gefahr, in welcher sie schwebt; der Tod allein kann sie aus derselben befreien; ihr Vater durchbohrt sie (2, tl).

Wir haben in dieser kurzen Uebersicht die wichtigsten Motive hervorgehoben, welche das Ende herbeiführen, und wir hoffen, daß trotz der Kürze, die wir uns auflegen mußten, klar hervorgehen wird, wie eine andere Auflösung künstlerisch und psychologisch durchaus unmöglich war, und jenes oben mitgetheilte Urtheil Woltmanns vollkommen gerechtfertigt erscheint. Dieser trefflichen, auf der tiefsten Berechnung gegründeten Anlage des Stücks entspricht die Ausführung auf das Vollkommenste, und wir müssen namentlich hervorheben, was übrigens von allen späteren Dramen Lessings gilt, daß die Seelenzustände der Personen in meisterhafter Weise geschildert sind; und man sieht vorzüglich darin, daß eine neue, größere Zeit herangebrochen ist. Während selbst bei den besseren Dichtern, die ihm vorangingen, dies immer nur in ungenügender Weise geschah und die längsten Reden nicht im Stande waren, die besondere Seelenstimmung der Personen klar oder ergreifend hervortreten zu lassen, werden uns in der „Emilia" oft nur durch einige Worte, die unabsichtlich hingeworfen zu sein scheinen, die verborgensten Tiefen des Herzens eröffnet. Hatten frühere Dichter wohl auch schon die Sprache der Leidenschaft getroffen, so hatte doch noch keiner die Leidenschaft selbst in solcher hinreißenden Wahrheit erfaßt. Die Charaktere sind ohne Ausnahme vortrefflich gehalten, voll Leben und Wahrheit. Der Prinz ist bei der Sinnlichkeit, die ihn beherrscht und manche gute Eigenschaft verdunkelt, zum Werkzeug des schlauesten Intriganten geworden, der ihn von der Thorheit zum Laster, vom Laster zum Verbrechen führt*). Marinelli hat dessen sittliche Kraft so sehr gebrochen, daß er sich auch dann nicht zu erheben vermag, als Emiliens Tod ihm die entsetzlichen Folgen seines frevelhaften Spiels zeigt. Zu schwach, um Reue zu fühlen, kann er nur Worte der Anklage gegen den Verführer finden. Worte, aus denen wir die vollkommenste Ueberzeugung schöpfen, daß es dem verbannten Marinelli nicht schwer werden wird, sich wieder zum unentbehrlichen Freund zu machen. Die sittliche Schwäche des Prinzen hat Lessing durch einen glücklichen Gegensatz in ihrer ganzen Größe hervortreten lassen. Piero, ein Diener Odoardos, war früher ein Spießgeselle des Banditen Angelo, welchen Marinelli zum Morde Appianis gedungen hat. Dieser sucht ihn auf, um von ihm Erkundigungen einzuziehen; als Piero, der seit einiger Zeit in sich gegangen zu sein schien, merkt, worauf es abgesehen ist, will er die Theilnahme an dem neuen Verbrechen zurückweisen, aber die Drohungen Angelos, der ihn mit Einem Worte verderben kann, reißen ihn unwiderstehlich hin. „Thu, was Du nicht lassen kannst!" ruft ihm der abgehende Angelo zu; von Entsetzen ergriffen, von seiner Ohnmacht, das Böse zu bekämpfen, durchschauert, bricht er in die Worte aus: „Ha! Laß dich den Teufel bei Einem Haare fassen; und du bist sein auf ewig! Ich Unglücklicher!" Das ist der Schrei der Verzweiflung eines Menschen, der sich aus dem Schlamme des Lasters reißen will und sich darin gebannt findet; der Ausruf des Prinzen vor dem Leichname Emiliens ist die Sprache eines Erbärmlichen, der sich seiner eigenen Schwäche bewußt ist und nicht einmal den Versuch macht, sie zu besiegen. Wie viel höher steht Piero, als der Prinz, und wie trefflich hat Lessing die sittliche Erbärmlichkeit des letztern durch diesen Gegensatz hervortreten lassen, den er so einfach und so ungesucht herbeigeführt hat.

Eben so trefflich sind die übrigen Charaktere gehalten, in die näher einzugehen uns jedoch der Raum verbietet; wir müssen uns darauf beschränken, sie in kurzen Zügen zu skizziren. Marinelli ist einer von den Menschen, welche die großen Gaben, mit denen sie die Natur reichlich begabt hat, lediglich zum Bösen verwenden; in einem calabresischen Dorfe geboren, wäre er Räuberhauptmann, in Paris oder London ein Dieb geworden; als Adeliger in das Treiben eines kleinen Hofes gebracht, wurde er ein Intriguant, als welcher er eine so tiefe Menschenkenntniß, eine solche Selbstbeherrschung, einen so unerschöpflichen Reichthum an Hülfsmitteln aller Art entwickelte, daß er in jeder ehrenhaften Stellung mit der halben Mühe Bedeutendes geleistet haben würde. Die Gräfin Orsina, welche bis dahin die erklärte Geliebte des Prinzen gewesen, und die der Dichter vortrefflich zu benutzen weiß, um die Katastrophe herbeizuführen, indem sie dem Vater Emiliens den Abgrund zeigt, der sich vor seiner Tochter eröffnet, ist mit Meisterhand gezeichnet. Sie hat sich zwar dem Prinzen hingegeben, aber sie ist keine gemeine Natur; sie hat, von der glühendsten Leidenschaft hingerissen, ihrer Liebe Alles aufgeopfert, und sinkt vernichtet zusammen, als der Prinz sich von ihr abwendet. Claudia Galotti, Emiliens Mutter, ist der vortrefflichste Typus von gewöhnlichen Müttern, die bei aller Gutherzigkeit und wahrer Mutterliebe durch ihre Eitelkeit und ihre Schwäche die Ihrigen oft in das Verderben stürzen. Alle diese Personen, und so auch der treffliche Odoardo mit seinem ernsten, bei aller Tiefe des Gefühls dennoch beinahe rauhem Wesen, haben einen schön abgeschlossenen Charakter; die Welt und die Erfahrung haben ihn ausgebildet. Nur in Emilia entfaltet er sich erst während der Handlung. Sie ist bei dem Beginn derselben noch ein Kind, das sich sorgenlos der Leitung ihrer Eltern überläßt und eben so sorgenlos der Verbindung mit dem edlen, von ihr verehrten Appiani entgegengeht; aber plötzlich aus dieser kindlichen Unbefangenheit herausgerissen, bringen die Leidenschaft (denn der Prinz hat

*) Es ist bezeichnend, daß der Prinz, als Marinelli von dem Ueberfalle des Grafen durch den Banditen Angelo berichtet, kein Wort des Abscheus laut werden läßt, obgleich der Bandit wegen einer frühern Mordthat gerade im Gebiete des Prinzen für vogelfrei erklärt worden war.

allerdings tiefen Eindruck auf ſie gemacht), das Entſetzen über das vor ihren Augen begangene Verbrechen die in ihr liegenden Keime zur ſchnellſten Entwickelung. Was ſie vorher kaum geahnt hatte, iſt ihr jetzt zum deutlichſten Bewußtſein geworden; ſie erkennt das Verderben, das ſie umlauert, ſie erkennt ihre eigene Gebrechlichkeit, ſie fühlt die Macht der ſinnlichen Gluth, die der Prinz in ihr erregt, daß ihr nur der Tod übrig bleibt, um ihr beſſeres Selbſt zu retten.

Hat Leſſing in der „Emilia" die urſprüngliche Tendenz derſelben mit allen Mitteln der Kunſt zu verdecken geſucht, ſo hat er dagegen im „Nathan", ſeinem letzten Drama, ſeine eigentliche Abſicht geradezu ausgeſprochen. Doch hat er deshalb den künſtleriſchen Standpunkt keineswegs verloren, wie es bei Dichtern von Tendenzſtücken ſo häufig der Fall iſt; vielmehr iſt der „Nathan" zugleich ein kunſtgerechtes Drama, eine Tragödie in der umfaſſenderen Bedeutung des Worts; es läßt weder in der Anlage, noch in der Ausführung, noch endlich in der Zeichnung der Charaktere etwas zu wünſchen übrig. Doch liegt die außerordentliche Wirkung des Stückes nicht in deſſen künſtleriſchen Form, ſondern in der darin durchgeführten Idee, und wir haben daher auch dieſe vor Allem ins Auge zu faſſen. Aus ſeinen Streitigkeiten mit dem Hauptpaſtor Götz in Hamburg hervorgegangen, auf welche wir ſpäter zurückkommen, hat Leſſing im „Nathan" die Duldung verherrlichen und predigen wollen, er hat zeigen wollen, daß nicht die zum Theil zufälligen Aeußerlichkeiten des Gottesdienſtes das Weſen der Religion bilden, ſondern vielmehr die wahre, ungeheuchelte Liebe zu Gott und zu den Mitmenſchen. Er hat darin zeigen wollen, daß das ſtarre Feſthalten an dem äußeren Bekenntniß den Menſchen in die traurigſten Irrthümer führen, ihn verhärten und zu jedem tieferen Gefühl unfähig machen kann. Er wollte zeigen, daß wahre Frömmigkeit, die nicht bloß in den Worten, ſondern in den Werken beruht, an kein Glaubensbekenntniß gebunden, vor Allem aber, daß es ein frevelhaftes Beginnen ſei, dieſe oder jene Religion für die alleinſeligmachende und in Folge deſſen die Bekenner der übrigen ohne Ausnahme für Gottverfluchte zu erklären, welche die ewige Verdammniß in jenem Leben treffe. Es iſt mit Einem Worte die Idee der reinſten Humanität, welche Leſſing im „Nathan" verkündigt, und deshalb konnte er von ſeinem Werke mit voller Ueberzeugung ſagen: „Heil und Glück dem Orte, wo es zuerſt aufgeführt werden wird."

Daß eine Novelle des Boccaccio die Grundlage des „Nathan" bildet, iſt bekannt; wir erkennen auch in der dem italieniſchen Dichter entnommenen Erzählung von den drei Ringen den Mittelpunkt des Ganzen (3). Alles Uebrige dient nur dazu, die darin enthaltene Wahrheit zur höchſten Anſchaulichkeit zu bringen und die Ueberzeugung zu vollenden, welche jene Erzählung an ſich ſchon in Jedem hervorrufen muß, der ſich nicht abſichtlich in engherzige Vorurtheile verſchanzt. In keinem andern Drama Leſſings tritt uns eine ſo wohlthätige Gefühlswärme entgegen, als im Nathan; wir erkennen, daß der Dichter nicht nur ſeinen klaren Geiſt, ſeine künſtleriſche Bildung, ſondern auch ſein liebenswürdiges Gemüth hineingelegt hat, das ſo feurig für die Menſchheit ſchlug, ſo gern ſich der Unterdrückten annahm.

1. Aus „Minna von Barnhelm".

1. Erſter Aufzug. Achter Auftritt.

Juſt. v. Tellheim.

v. Tellh. Biſt Du da?

Juſt (indem er ſich die Augen wiſcht). Ja!

v. Tellh. Du haſt geweint?

Juſt. Ich habe in der Küche meine Rechnung geſchrieben, und die Küche iſt voll Rauch. Hier iſt ſie, mein Herr!

v. Tellh. Gieb her.

Juſt. Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, mein Herr, Ich weiß wohl, daß die Menſchen mit Ihnen keine haben; aber —

v. Tellh. Was willſt Du?

Juſt. Ich hätte mir eher den Tod als meinen Abſchied vermuthet.

v. Tellh. Ich kann Dich nicht länger brauchen; ich muß mich ohne Bedienten behelfen lernen. (Schlägt die Rechnung auf und lieſet:) „Was der Herr Major mir ſchuldig: Drey und zinen halben Monat Lohn, den Monat 6 Thaler, 21 Thaler. Seit dem erſten dieſes, an Kleinigkeiten ausgelegt, 1 Thlr. 7 Gr. 9 Pf. Summa Summarum, 22 Thaler 7 Gr. 9 Pf." — Gut, und es iſt billig, daß ich dieſen laufenden Monat ganz bezahle.

Juſt. Die andere Seite, Herr Major —

v. Tellh. Noch mehr? (lieſet) „Was dem Herrn Major ich ſchuldig: An den Feldſcheer für mich bezahlt, 25 Thaler. Für Wartung und Pflege während meiner Kur für mich bezahlt, 39 Thlr. Meinem abgebrannten und geplünderten Vater, auf meine Bitte, vorgeſchoſſen, ohne die zwei Beutepferde zu rechnen, die er ihm geſchenkt, 50 Thaler. Summa Summarum, 114 Thaler. Davon abgezogen vorſtehende 22 Thlr. 7 Gr. 9 Pf. Bleibe dem Herrn Major ſchuldig, 91 Thlr. 16 Gr. 3 Pf." — Kerl, Du biſt toll! —

Juſt. Ich glaube es gern, daß ich Ihnen weit mehr koſte. Aber es wäre verlorne Dinte, es dazu zu ſchreiben. Ich kann Ihnen das nicht bezahlen, und wenn Sie mir vollends die Livery nehmen, die ich auch noch nicht verdient habe, — ſo wollte ich liebee, Sie hätten mich in dem Lazarethe krepiern laſſen.

v. Tellh. Wofür ſiehſt Du mich an? Du biſt mir nichts ſchuldig, und ich will Dich einem von meinen Bekannten empfehlen, bey dem Du es beſſer haben ſollſt, als bey mir.

Juſt. Ich bin Ihnen nichts ſchuldig und doch wollen Sie mich verſtoßen?

v. Tellh. Weil ich Dir nichts ſchuldig werden will.

Juſt. Darum? nur darum? — So gewiß ich Ihnen ſchuldig bin, ſo gewiß Sie mir nichts ſchuldig werden können, ſo gewiß ſollen Sie mich nun nicht verſtoßen. — Machen Sie, was Sie wollen, Herr Major; ich bleibe bey Ihnen; ich muß bey Ihnen bleiben. —

v. Tellh. Und Deine Hartnäckigkeit, Dein Trotz, Dein wildes ungeſtümes Weſen gegen alle, von denen Du meineſt, daß ſie Dir nichts zu ſagen haben, Deine tückiſche Schadenfreude, Deine Rachſucht — —

Juſt. Machen Sie mich ſo ſchlimm, wie Sie wollen; ich will darum doch nicht ſchlechter von mir denken, als von meinem Hunde. Vorigen Winter ging ich in der Dämmerung an dem Kanale, und hörte etwas winſeln. Ich ſtieg hinab und griff nach der Stimme, und glaubte ein Kind zu retten, und zog einen Pudel aus dem Waſſer. Auch gut, dachte ich. Der Pudel kam mir nach; aber ich bin kein Liebhaber von Pudeln. Ich jagte ihn fort, umſonſt; ich prügelte ihn von mir, umſonſt. Ich ließ ihn des Nachts nicht in meine Kammer; er blieb vor der Thüre auf der Schwelle. Wo er mir zu nahe kam, ſtieß ich ihn mit dem Fuße; er ſchrie, ſahe mich an, und wedelte mit dem Schwanze. Noch hat er keinen Biſſen Brod aus meiner Hand bekommen; und doch bin ich der einzige, dem er hört, und der ihn anrühren darf. Er ſpringt vor mir her, und macht mir ſeine Künſte unbefohlen vor. Es iſt ein häßlicher Pudel, aber ein gar zu

gater Hand. Wenn er es länger treibt, so höre ich endlich auf, den Bndeln gram zu seyn.

v. Tellh. (bei Seite). So wie ich ihm! Nein, es giebt keine völlige Unmenschen! — — Just, wir bleiben beysammen.

Just. Ganz gewiß! — Sie wollten sich ohne Bedienten behelfen? Sie vergessen Ihrer Blessuren, und daß Sie nur eines Armes mächtig sind. Sie können sich ja nicht allein ankleiden. Ich bin Ihnen unentbehrlich; und bin, — — ohne mich selbst zu rühmen, Herr Major — und bin ein Bedienter, der — wenn das Schlimmste zum Schlimmen kömmt, — für seinen Herrn betteln und stehlen kann.

v. Tellh. Just, wir bleiben nicht beysammen.

Just. Schon gut!

II. Zweiter Aufzug. Neunter Auftritt.

v. Tellheim. Das Fräulein.

Das Fräul. Nun? irren wir uns noch?

v. Tellh. Daß es der Himmel wollte! — Aber es giebt nur Eine, und Sie sind es. —

Das Fräul. Welche Umstände! Was wir uns zu sagen haben, kann jedermann hören.

v. Tellh. Sie hier? Was suchen Sie hier, gnädiges Fräulein?

Das Fräul. Nichts suche ich mehr. (Mit offenen Armen auf ihn zugehend) Alles, was ich suchte, habe ich gefunden.

v. Tellh. (zurückweichend). Sie suchten einen glücklichen, einen Ihrer Liebe würdigen Mann, und finden — einen — Elenden.

Das Fräul. So lieben Sie mich nicht mehr? — Und lieben eine Andere?

v. Tellh. Ah! der hat Sie nie geliebt, mein Fräulein, der eine Andere nach Ihnen lieben kann.

Das Fräul. Sie reißen nur einen Stachel aus meiner Seele. — Wenn ich Ihr Herz verloren habe, was liegt daran, ob mich Gleichgültigkeit oder mächtigere Reize darum gebracht? — Sie lieben mich nicht mehr: und lieben auch keine Andere? — Unglücklicher Mann, wenn Sie gar nichts lieben! —

v. Tellh. Recht, gnädiges Fräulein; der Unglückliche mag gar nichts lieben. Er verdient sein Unglück, wenn er diesen Sieg nicht über sich selbst zu erhalten weiß; wenn er es sich gefallen lassen kann, daß die, welche er liebt, an seinem Unglück Antheil nehmen dürfen. — Wie schwer ist dieser Sieg! — Seitdem mir Vernunft und Nothwendigkeit befehlen, Minna von Barnhelm zu vergessen: was für Mühe habe ich angewandt! Eben wollte ich anfangen zu hoffen, daß diese Mühe nicht ewig vergebens seyn würde: — und Sie erscheinen, mein Fräulein! —

Das Fräul. Versteh ich Sie recht? — Halten Sie, mein Herr; lassen Sie sehen, wo wir sind, ehe wir uns weiter verirren! — Wollen Sie mir die einzige Frage beantworten?

v. Tellh. Jede, mein Fräulein —

Das Fräul. Wollen Sie mir auch ohne Wendung, ohne Winkelzug antworten? Mit nichts, als einem trocknen Ja oder Nein?

v. Tellh. Ich will es, — wenn ich kann.

Das Fräul. Sie können es. — Gut: ohngeachtet der Mühe, die Sie angewendet, mich zu vergessen, — lieben Sie mich noch, Tellheim?

v. Tell. Mein Fräulein, diese Frage —

Das Fräul. Sie haben versprochen, mit nichts, als Ja oder Nein zu antworten.

v. Tellh. Und hinzugesetzt: wenn ich kann.

Das Fräul. Sie können; Sie müssen wissen, was in Ihrem Herzen vorgeht. Lieben Sie mich noch, Tellheim? Ja, oder Nein.

v. Tellh. Wenn mein Herz — .

Das Fräul. Ja, oder Nein!

v. Tellh. Nun, Ja!

Das Fräul. Ja?

v. Tellh. Ja, ja! — Allein —

Das Fräul. Geduld! — Sie lieben mich noch: genug für mich. — In was für einen Ton bin ich mit Ihnen gefallen! Ein widriger, melancholischer, ansteckender Ton. — Ich nehme den meinigen wieder an. Nun, mein lieber Unglücklicher, Sie lieben mich noch, und haben Ihre Minna noch, und sind unglücklich? Hören Sie doch, was Ihre Minna für ein eingebildetes, albernes Ding wohl — ist. Sie ließ, sie läßt sich träumen, Ihr ganzes Glück sey sie. — Geschwind kramen Sie Ihr Unglück aus. Sie mag versuchen, wie viel sie dessen aufwiege. — Nun?

v. Tellh. Mein Fräulein, ich bin nicht gewohnt zu klagen.

Das Fräul. Sehr wohl. Ich wußte auch nicht, was mir an einem Soldaten, nach dem Prahlen, weniger gefiele, als das Klagen. Aber es giebt eine gewisse kalte, nachlässige Art, von seiner Tapferkeit und von seinem Unglücke zu sprechen —

v. Tellh. Die im Grunde doch auch geprahlt und geklagt ist.

Das Fräul. O, mein Rechthaber, so hätten Sie sich auch gar nicht unglücklich nennen sollen. — Ganz geschwiegen, oder ganz mit der Sprache heraus. Eine Verkunft, eine Nothwendigkeit, die Ihnen mich zu vergessen befiehlt? — Ich bin eine große Liebhaberin von Vernunft, ich habe sehr viel Ehrerbietung für die Nothwendigkeit. — Aber lassen Sie doch hören, wie vernünftig diese Vernunft, wie nothwendig diese Nothwendigkeit ist.

v. Tellh. Wohl denn; so hören Sie, mein Fräulein. — Sie nennen mich Tellheim; der Name trift ein. — Aber Sie meinen, ich sey der Tellheim, den Sie in Ihrem Vaterlande gekannt haben; der blühende Mann, voller Ansprüche, voller Ruhmbegierde; der seines ganzen Körpers, seiner ganzen Seele mächtig war; vor dem die Schranken der Ehre und des Glücks eröfnet standen; der Ihres Herzens und Ihrer Hand, wenn es schon ihrer noch nicht würdig war, täglich würdiger zu werden hoffen durfte. — Dieser Tellheim bin ich eben so wenig, — als ich mein Vater bin. Beide sind gewesen. — Ich bin Tellheim, der verabschiedete, der an seiner Ehre gekränkte, der Krüppel, der Bettler. — Jenem, mein Fräulein, versprachen Sie sich: wollen Sie diesem Wort halten? —

Das Fräul. Das klingt sehr tragisch! Doch, mein Herr, bis ich einen wieder finde, — so bin Tellheims bin ich nun einmal vernarret, — dieser wird mir schon aus der Noth helfen müssen. — Deine Hand, lieber Bettler! (indem sie ihn bey der Hand ergreift.)

v. Tellh. (der die andere Hand mit dem Hute vor das Gesicht schlägt, und sich von ihr abwendet). Das ist zu viel! — Wo bin ich? Lassen Sie mich, Fräulein! Ihre Güte foltert mich: — Lassen Sie mich.

Das Fräul. Was ist Ihnen? wo wollen Sie hin?

v. Tellh. Von Ihnen! —

Das Fräul. Von mir? (indem sie seine Hand an ihre Brust zieht) Träumer!

v. Tellh. Die Verzweiflung wird mich tod zu Ihren Füßen werfen.

Das Fräul. Von mir?

v. Tellh. Von Ihnen. — Sie nie, nie wieder zu sehen. — Oder doch so entschlossen, so fest entschlossen, — keine Niederträchtigkeit zu begehen, — Sie keine Unbesonnenheit begehen zu lassen. — Lassen Sie mich, Minna! (reißt sich los, und ab.)

Das Fräul. (ihm nach). Minna Sie lassen? Tellheim! Tellheim!

III. Vierter Aufzug. Zweiter Auftritt.

Riccaut de la Marliniere. Das Fräulein. Franciska.

Ricc. (noch innerhalb der Scene). Est-il permis, Monsieur le Major?

Franc. Was iſt das? Will das zu uns? (gegen die Thüre gehend)

Riec. Parbleu! Je bin uneiftig. — Mais non — Je bin nit unriftig — C'est sa chambre —

Franc. Ganz gewiß, gnädiges Fräulein, glaubt dieſer Herr, den Major von Tellheim noch hier zu finden.

Riec. Je ſa! Le Major da Tellheim, juste, ma belle enfant, c'est lui que je cherche. Od est-il?

Franc. Er wohnt nicht mehr hier.

Riec. Comment? not vor vier un zwanzik Stund hier logier? Und logier nit mehr hier? Wo logier er denn?

Das Fräul. (die auf ihn zukömmt). Mein Herr, —

Riec. Ah, Madame, — Mademoiselle, — Ihre Gnad verzeih —

Das Fräul. Mein Herr, Ihre Irrung iſt ſehr zu vergeben, und Ihre Verwunderung ſehr natürlich. Der Herr Major hat die Güte gehabt, mir, als einer Fremden, die nicht unterzukommen wußte, ſein Zimmer zu überlaſſen.

Riec. Ah vollà de ces politesses! C'est un très-galant homme que ce Major!

Das Fräul. Wo er indeß hingezogen, — wahrhaftig, ich muß mich ſchämen, es nicht zu wiſſen.

Riec. Ihre Gnad nit wiß? C'est dommage, j'ao amis fâché.

Das Fräul. Ich hätte mich allerdings darnach erkundigen ſollen. Freylich werden ihn ſeine Freunde noch hier ſuchen.

Riec. Je bin ſehr von ſeine Freund, Ihre Gnad —

Das Fräul. Franciska, weißt Du es nicht?

Franc. Nein, gnädiges Fräulein.

Riec. Je hätt ihn zu ſprek, ſehr nothwendik. Je komm ihm bringen eine Nouvelle, davon er ſehr frölik ſeyn wird.

Das Fräul. Ich bedauere um ſo viel mehr. — Doch hoffe ich, vielleicht bald, ihn zu ſprechen. Iſt es gleichviel, aus wiſſen Munde er dieſe gute Nachricht erfährt, ſo erbiete ich mich, mein Herr —

Riec. Je verſteh. — Mademoiselle parle françois? Mais sans doute; tella que je la vois! — La demanda étoit bien impolie; vous me pardonnerés, Mademoiselle. —

Das Fräul. Mein Herr —

Riec. Nit? Sie ſprek nit Franzöſiſch, Ihre Gnad?

Das Fräul. Mein Herr, in Frankreich würde ich es zu ſprechen ſuchen. Aber warum hier? Ich höre ja, daß Sie mich verſtehen, mein Herr, und ich, mein Herr, werde Sie gewiß auch verſtehen; ſprechen Sie, wie es Ihnen beliebt.

Riec. Gutt, gnät! Je kann auk mit auf Deutſch explicire. — Sachés donc, Mademoiselle, — Ihre Gnad ſall alſo wiß, daß ik komm von die Tafel bey der Miniſter — Miniſter von — Miniſter von — wie heiß der Miniſter da beauß? — in der lange Straß? — auf die breite Plaß? —

Das Fräul. Ich bin hier noch völlig unbekannt.

Riec. Nun, die Miniſtee von die Kriegsdepartement. — Da haben ik zu Mittag geſpeiſen; ik ſpeiſen à l'ordinaire bey ihm, — und da iß man gekommen reden auf der Major Tellheim; et le Ministre m'a dit en confidence, que Son Excellence est de mes amis, et il n'y a point de mystères entre nous — Se. Grellenz, will ik ſag, haben mir vertrau, daß die Sak von unſerm Major ſey auf den Point zu enden, und gutt zu enden. Er habe gemakt ein Rapport an den Könik, und der Könik habe darauf reſolvir, tout-à-fait en faveur du Major. — Monsieur, m'a dit Son Excellence, Vous comprenés bien, que tout depend de la manière, dont on fait envisager les choses au Roi, et Vous me connaissés. Cela fait un très-joli garçon que ce Tellheim, et ne sais-je pas que Vous l'aimés? Les amis de mes amis sont aussi les miens. Il conta un peu cher au Roi ce Tellheim, mais est-ce que l'on sert les Rois pour rien? Il faut s'entr'aider en ce monde; et quand il s'agit de parties, que ce soit le Roi, qui en fasse, et non pas un honnête-homme de nous autres. Voilà le principe, dont je ne me départs jamais. — Was ſag Ihre Gnad hierzu? Nit wahr, das iß ein brav Mann! Ah que Son Excellence a la coeur bien placé! Er hat mir au reste verſikert, wenn der Major nit ſchon bekommen habe une Lettre de la main — eine Königliken Handbrief, daß er heut infailliblement müſſe bekommen einen.

Das Fräul. Gewiß, mein Herr, dieſe Nachricht wird dem Major von Tellheim höchſt angenehm ſeyn. Ich wünſchte nur, ihm den Freund zugleich mit Namen nennen zu können, der ſo viel Antheil an ſeinem Glücke nimmt. —

Riec. Mein Namen wünſcht Ihre Gnad? — Vous voyés en moi — Ihre Gnad ſeh in mik le Chevalier Riccaut de la Marliniere, Seigneur de Prat-au-val, de la Branche du Prend'or. Ihre Gnad ſteh verwundert, mik aus ſo ein geoß, groß Familie zu hören, qui est vatitablement du sang Royal. — Il faut le dire; je suis sans doute le Cadet le plus avanturenn, que la maison a jamais eu — Je dien von meiner elfte Jahr. Ein Affaire d'honneur makte mik fliehen. Daeauf haben ik gedienet Sr. Päbſtliken Giligkeit, der Republik St. Marino, der Kron Pohlen, und den Staaten-General, bis ik endlik bin worden gezogen hierher. Ah, Mademoiselle, que je voudrois n'avoir jamais vû ce pais-là! Hätte man mik gelaß im Dienſt von den Staaten-General, ſo müßt ik nun ſeyn aufs wenikſt Oberſt. Aber ſo hier immer und ewik Capitaine geblieben, und nun gar ſeyn ein abgedankte Capitaine —

Das Fräul. Das iſt viel Unglück.

Riec. Oui, Mademoiselle, me voilà reformé, et parla mia sur le pavé!

Das Fräul. Ich beklage ſehr.

Riec. Vous êtes bien bonne, Mademoiselle. — Nein, man kenn ſik hier nit auf den Verdienſt. Einen Mann, wie mik, ſu reformiet Einen Mann, der ſik nok daſu in dieſem Dienſt hat roulsirt! — Je haben dabey ingeſetzt, mehr als zwanſik tauſend Livres. Was hab ik nun? Tranchons le mot; je n'ai pas le sou, et me voilà exactement vis-a vis de rien! —

Das Fräul. Es thut mir ungemein leid.

Riec. Vous êtes bien bonne, Mademoiselle. Aber wie man pfleg ſu ſagen: ein jeder Unglück ſchlepp nak ſik ſeine Brudee; qu'un malheur ne vient jamais seul: ſo mit mir arrivir. Was ein Honnête-homme von mein Extraction kann anders haben für Renource, als das Spiel? Nun hab ik immer geſpielen mit Glück, ſo lang il hatte nit von nöthen der Glück. Nun ik ihr hätte von nöthin, Mademoiselle, je joue avec on guignon, qui surpasse toute croyance. Seit ſünfſehn Tag iß vergangen keine, wo ſie mik nit hab geſprenkt. Nok geſtern hab ſie mik geſprenkt dreymal. Je sais bien, qu'il y avait quelque chose de plus que le jeu. Car parmi mes pointeurs se trouvoient certaines dames — Je will niks weiter ſag. Man muß ſeyn galant gegen die Damen. Sie haben auk mik heut invitir, mir ſu geben revanche; mais — Vous m'entendés, Mademoiselle — Nun muß erſt wiß, woven leben; ehe man haben kann, woven ſu ſpielen. —

Das Fräul. Ich will nicht hoffen, mein Herr —

Riec. Vous êtes bien bonne, Mademoiselle —

Das Fräul. (nimmt die Franciska bey Seite). Franciska, der Mann dauert mich im Ernſte. Ob er mir es wohl übel nehmen würde, wenn ich ihm etwas anböthe?

Franc. Der ſieht mir nicht darnach aus.

Das Fräul. Gut! — Mein Herr, ich höre, — daß Sie ſpielen, daß Sie Bank machen; ohne Zweifel an Orten, wo etwas zu gewinnen iſt. Ich muß Ihnen bekennen, daß ich — gleichfalls das Spiel ſehr liebe, —

Riec. Tant mieux, Mademoiselle, tant mieux! Tous les geos d'esprit aimeot le jeu à la fureur.

Das Fräul. Daß ich ſehr gern gewinne; ſehr gern mein Geld mit einem Manne wage, der — zu ſpielen weiß. — Wären Sie wohl geneigt, mein Herr, mich in

Gesellschaft zu nehmen? mir einen Antheil an Ihrer Bank zu gönnen?

Riec. Comment, Mademoiselle, Vous voulés être de moitié avec moi? De tout mon coeur.

Das Fräul. Wees erste nur mit einer Kleinigkeit — (geht und langt Geld aus ihrer Schatulle)

Riec. Ah, Mademoiselle, que vous êtes chamante! —

Das Fräul. Hier habe ich, was ich ohnlängst gewonnen; nur zehn Pistolen — ich muß mich zwar schämen, so wenig —

Riec. Donnés toujours, Mademoiselle, donnés. (nimmt es)

Das Fräul. Ohne Zweifel, daß Ihre Bank, mein Heer, sehr ansehnlich ist —

Riec. Ja wohl, sehr ansehnlich. Sehn Pistol? Ihr Gnad soll seyn dafür interessir bey meiner Bank auf ein Dreytheil, pour le tiers. Swar auf ein Dreytheil sollen seyn — etwas mehr. Doch mit einer schöne Damen muß man es nehmen nit so genau. Il geatulte mik, su kommen daduek in liaison mit Ihre Gnad, at de en moment je recommence a bien augurer de ma fortune.

Das Fräul. Ich kann aber nicht dabey seyn, wenn Sie spielen, mein Herr.

Riec. Was drauk Ihre Gnad dabey su seyn? Wir andern Spieler sind ehrlike Leut untee einander.

Das Fräul. Wenn wir glücklich sind, mein Herr, so werden Sie mir meinen Antheil schon bringen. Sind wir aber unglücklich —

Riec. So komm it holen Rekenten. Nit wahr, Ihre Gnad?

Das Fräul. Auf die Länge dürften die Rekruten fehlen. Vertheidigen Sie daher unser Geld ja wohl, mein Herr.

Riec. Wofür seh mit Ihre Gnad an? füe ein Einfalspinse? für eine dumme Teuff?

Das Fräul. Verzeihen Sie mie —

Riec. Je sais des Bons, Mademoiselle. Savés-vous ee que cela veut dire? Il bin von die Ausgeleent —

Das Fräul. Aber doch wohl, mein Herr —

Riec. Je sais monter un coup —

Das Fräul. (verwundernd). Sollten Sie?

Riec. Je file la carte avec une adresse —

Das Fräul. Nimmermehr!

Riec. Je fais sauter la coupe avec une dexterité, —

Das Fräul. Sie werden doch nicht, mein Herr? —

Riec. Was nit? Ihre Gnad, was nit? Donnés-mol on pigeonneau à plumer, et —

Das Fräul. Falsch spielen? betrügen?

Riec. Comment, Mademoiselle? Vous appellés cela betrügen? Corriger la fortune, l'enchainer sous les doits, etre sür du son fait, das nenn die Deutsch betrügen? Betrügen! O, was ist die deutsch Sprak für ein arm Speak' für ein plump Sprak!

Das Fräul. Nein, mein Herr, wenn Sie so denken —

Riec. Laissés-mol faire, Mademoiselle, und seyn Sie ruhig! Was gehn Sie nu, wie ik spiel? — Gnug, moegen entweder sehn mik wieder Ihre Gnad mit hundert Pistol, oder seh mik wieder gar nit — Votre treshumble, Mademoiselle, votre tees humble — (eilends ab).

Das Fräul. (die ihm mit Erstaunen und Verdruß nachsieht). Ich wünsche das letzte, mein Heer, das letzte.

2. Aus „Emilia Galotti".

1. Erster Aufzug. Sechster Auftritt.

Marinelli. Der Prinz.

Mar. Gnädiger Herr, Sie werden verzeihen. — Ich war mir eines so frühen Befehls nicht gewärtig.

Der Prinz. Ich bekam Lust, auszufahren. Der Morgen war so schön. — Aber nun ist er ja wohl verstrichen, und die Lust ist mir vergangen. — (Nach einem kurzen Stillschweigen) Was haben wir Neues, Marinelli?

Mar. Nichts von Belang, das ich wüßte. — Die Gräfinn Orsina ist gestern zur Stadt gekommen.

Der Prinz. Hier liegt mich schon ihr guter Meegen (auf ihren Brief zeigend). Oder was es sonst seyn mag. Ich bin gar nicht neugierig darauf. Sie haben sie gesprochen?

Mar. Bin ich, leider, nicht ihr Vertrauter? — Aber, wenn ich es wieder von einer Dame werde, der es einkömmt, Sie in gutem Ernste zu lieben, Prinz, so — —

Der Prinz. Nichts verschweeen, Marinelli!

Mar. Ja? Ja der That, Prinz? Könnt' es doch kommen? — O! so mag die Gräfinn auch so Unrecht nicht haben.

Der Prinz. Allerdings, sehr Unrecht! — Meine nahe Vermählung mit der Prinzessinn von Massa will duechaus, daß ich alle deegleichen Händel vees este abdeeche.

Mar. Wenn es nur das wäre: so müßte freylich Orsina sich in ihr Schicksal ebensowohl zu finden wissen, als der Prinz in seines.

Der Prinz. Das ohnstreitig bärter ist, als ihres. Mein Herz wird das Opfer eines elenden Staatsinteeesse. Ihees daef sie nur zurücknehmen: aber nicht wider Willen verschenken.

Mar. Zurücknehmen? Warum zurücknehmen? fragt die Gräfinn: wenn es weitee nichts als eine Gemahlinn ist, die dem Prinzen nicht die Liebe, sondern die Politik zuführet? Neben so einer Gemahlinn sieht die Geliebte noch immer ihren Platz. Nicht so einer Gemahlinn fürchtet sie aufgeopfert zu seyn, sondern — —

Der Prinz. Einer neuen Geliebten. — Nun denn? Wollten Sie mir daraus ein Verbrechen machen, Marinelli?

Mar. Ich? — O! vermengen Sie mich ja nicht, mein Prinz, mit der Närrin, deren Wort ich führe, — aus Mitleid führe. Denn gestern wahrlich hat sie mich sonderbar gerühret. Sie wollte von ihrer Angelegenheit mit Ihnen gar nicht sprechen. Sie wollte sich ganz gelassen und kalt stellen. Aber mitten in dem gleichgültigsten Gespräche entfuhr ihr eine Wendung, eine Beziehung über die andere, die ihr gefoltertes Herz verrieth. Mit dem lustigsten Wesen sagte sie die melancholischsten Dinge: und wiederum die lächerlichsten Possen mit der allertraurigsten Miene. Sie hat zu den Büchern ihre Zuflucht genommen; und ich fürchte, die werden ihr den Rest geben.

Der Prinz. So wie sie ihrem armen Verstande auch den ersten Stoß gegeben. — Aber was mich vernehmlich mit von ihr entfernt hat, das wollen Sie doch nicht brauchen, Marinelli, mich wieder zu ihr zurückzubringen? — Wenn sie aus Liebe närrisch wird, so wäre sie es, früher oder später, auch ohne Liebe geworden — Und nun, genug von ihr. — Von etwas anderm! — Geht denn gar nichts vor in der Stadt? —

Mar. So gut, wie gar nichts. — Denn daß die Verbindung des Grafen Appiani heute vollzogen wird, — ist nicht viel mehr, als gar nichts.

Der Prinz. Des Grafen Appiani? und mit wem denn? — Ich soll ja noch hören, daß er versprochen ist.

Mar. Die Sache ist sehr geheim gehalten worden. Auch war nicht viel Aufhebens davon zu machen. — Sie werden lachen, Prinz. — Aber so geht es den Empfindsamen! — Die Liebe spielet ihnen immer die schlimmsten Streiche. Ein Mädchen ohne Vermögen und ohne Rang hat ihn in ihre Schlinge zu ziehen gewußt, — mit ein wenig Larve: aber mit vielem Prunke von Tugend und Gefühl und Witz, und was weiß ich?

Der Prinz. Wer sich den Eindrücken, die Unschuld und Schönheit auf ihn machen, ohne weitere Rücksicht, so ganz überlassen darf, — ich dächte, der wäre eher zu beneiden, als zu belachen. — Und wie heißt denn die Glückliche? — Denn bey alle dem ist Appiani — ich weiß wohl, daß Sie, Marinelli, ihn nicht leiden können; eben so wenig als er Sie — bey alle dem ist er doch ein sehr wür-

diger junger Mann, ein ſchöner Mann, ein reicher Mann, ein Mann voller Ehre. Ich hätte ſehr gewünſcht, ihn mir verbinden zu können. Ich werde noch darauf denken.

Mar. Wenn es nicht zu ſpät iſt. Denn, ſo viel ich höre, iſt ſein Plan gar nicht, bey Hofe ſein Glück zu machen. — Er will mit ſeiner Gebietherinn nach ſeinen Thälern von Piemont: — Gemſen zu jagen, auf den Alpen; und Murmelthiere abzurichten. — Was kann er beſſres thun? Hier iſt es durch das Mißbündniß, welches er trift, mit ihm doch aus. Der Zirkel der erſten Häuſer iſt ihm von nun an verſchloſſen.

Der Prinz. Mit euern erſten Häuſern! — in welchen das Ceremoniel, der Zwang, die Langeweile, und nicht ſelten die Dürftigkeit herrſchet! — Aber ſo nennen Sie nur ſie doch, der er dieſes ſo große Opfer bringt.

Mar. Es iſt eine gewiſſe Emilia Galotti.

Der Prinz. Wie, Marinelli? Ein gewiſſe —

Mar. Emilia Galotti.

Der Prinz. Emilia Galotti? — Nimmermehr!

Mar. Zuverläſſig, gnädiger Herr.

Der Prinz. Nein, ſag' ich; das iſt nicht; das kann nicht ſeyn. — Sie irren ſich in dem Namen. — Das Geſchlecht der Galotti iſt groß. — Eine Galotti kann es ſeyn; aber nicht Emilia Galotti; nicht Emilia!

Mar. Emilia — Emilia Galotti!

Der Prinz. So giebt es noch eine, die beide Namen führt. — Sie ſagten ohnedem, eine gewiſſe Emilia Galotti — eine gewiſſe. Von der rechten könnte nur ein Narr ſo ſprechen —

Mar. Sie ſind außer ſich, gnädiger Herr. — Kennen Sie denn dieſe Emilia?

Der Prinz. Ich habe zu fragen, Marinelli; nicht Er. — Emilia Galotti? Die Tochter des Oberſten Galotti, bey Sabionetta?

Mar. Eben die.

Der Prinz. Die hier in Guaſtalla mit ihrer Mutter wohnet?

Mar. Eben die.

Der Prinz. Ohnfern der Kirche Aller-Heiligen?

Mar. Eben die.

Der Prinz. Mit einem Worte (indem er nach dem Portrait ſpringt, und es dem Marinelli in die Hand giebt) — Da! — Dieſe? Dieſe Emilia Galotti? — Sprich dein verdammtes „Eben die" noch einmal, und ſtoß mir den Dolch ins Herz!

Mar. Eben die!

Der Prinz. Henker! — Dieſe? — Dieſe Emilia Galotti wird heute — —

Mar. Gräfinn Appiani! — (Hier reißt der Prinz dem Marinelli das Bild wieder aus der Hand, und wirft es bey Seite.) Die Trauung geſchieht in der Stille, auf dem Landgute des Vaters bey Sabionetta. Gegen Mittag fahren Mutter und Tochter, der Graf und vielleicht ein paar Freunde dahin ab.

Der Prinz (der ſich voll Verzweiflung in einen Stuhl wirft). So bin ich verloren! — So will ich nicht leben!

Mar. Aber was iſt Ihnen, gnädiger Herr?

Der Prinz (der gegen ihn wieder aufſpringt). Verräther! — was mir iſt? — Nun ja, ich liebe ſie; ich bete ſie an. Mögt ihr es doch wiſſen! mögt ihr es doch längſt gewußt haben, alle ihr, denen ich der tollen Orſina ſchimpfliche Feſſeln lieber ewig tragen ſollte! — Nur daß Sie, Marinelli, der Sie ſo oft mich Ihrer innigſten Freundſchaft verſicherten — O, ein Fürſt hat keinen Freund! kann keinen Freund haben! — Daß Sie, Sie, ſo treulos, ſo hämiſch mir bis auf dieſen Augenblick die Gefahr verhehlen dürfen, die meiner Liebe drohte: wenn ich Ihnen jemals das vergebe, — ſo werde mir meiner Sünden keine vergeben!

Mar. Ich weiß kaum Worte zu finden, Prinz, — wenn Sie mich auch dazu kommen ließen — Ihnen mein Erſtaunen zu bezeigen. — Sie lieben Emilia Galotti? — Schwur denn gegen Schwur: Wenn ich von dieſer Liebe das geringſte gewußt, das geringſte vermuthet habe; ſo möge weder Engel noch Heiliger von mir wiſſen! — Eben das wollt' ich in die Seele der Orſina ſchwören. Ihr Verdacht ſchweift auf einer ganz andern Fährte.

Der Prinz. So verzeihen Sie mir, Marinelli; — (indem er ſich ihm in die Arme wirft) und betauern Sie mich.

Mar. Nun da, Prinz! Erkennen Sie da die Frucht Ihrer Zurückhaltung! — „Fürſten haben keinen Freund! können keinen Freund haben!" — Und die Urſache, wenn dem ſo iſt? — Weil ſie keinen haben wollen. — Heute beehren ſie uns mit ihrem Vertrauen, theilen uns ihre geheimſten Wünſche mit, ſchließen uns ihre ganze Seele auf: und morgen ſind wir ihnen wieder ſo fremd, als hätten ſie nie ein Wort mit uns gewechſelt.

Der Prinz. Ah, Marinelli, wie konnt' ich Ihnen vertrauen, was ich mir ſelbſt kaum geſtehen wollte?

Mar. Und alſo wohl noch weniger der Urheberinn Ihrer Qual geſtanden haben?

Der Prinz. Ihr? — Alle meine Mühe iſt vergebens geweſen, ſie ein zweytesmal zu ſprechen. —

Mar. Und das erſtemal —

Der Prinz. Sprach ich ſie — O, ich komme von Sinnen! Und ich ſoll Ihnen noch lange erzählen? — Sie ſehen mich ein Raub der Wellen: was fragen Sie viel, wie ich es geworden? Retten Sie mich, wenn Sie können: und fragen Sie dann.

Mar. Retten? iſt da viel zu retten? — Was Sie verſäumt haben, gnädiger Herr, der Emilia Galotti zu bekennen, das bekennen Sie nun der Gräfinn Appiani. Waaren, die man aus der erſten Hand nicht haben kann, kauft man aus der zweyten: — und ſolche Waaren nicht ſelten aus der zweyten um ſo viel wohlfeiler.

Der Prinz. Ernſthaft, Marinelli, ernſthaft, oder —

Mar. Freylich auch um ſo viel ſchlechter — —

Der Prinz. Sie werden unverſchämt!

Mar. Und dazu will der Graf damit aus dem Lande. Ja, ſo müßte man auf etwas anders denken. —

Der Prinz. Und auf was? — Liebſter, beſter Marinelli, denken Sie für mich. Was würden Sie thun, wann Sie an meiner Stelle wären?

Mar. Vor allen Dingen, eine Kleinigkeit als eine Kleinigkeit anſehen, — und mir ſagen, daß ich nicht vergebens ſeyn wolle, was ich bin — Herr!

Der Prinz. Schmeicheln Sie mir nicht mit einer Gewalt, von der ich hier keinen Gebrauch abſehe. — Heute, ſagen Sie? ſchon heute?

Mar. Erſt heute — ſoll es geſchehen. Und nur geſchehenen Dingen iſt nicht zu rathen. — (Nach einer kurzen Ueberlegung) Wollen Sie mir freye Hand laſſen, Prinz? Wollen Sie alles genehmigen, was ich thue?

Der Prinz. Alles, Marinelli, alles, was dieſen Streich abwenden kann.

Mar. So laſſen Sie uns keine Zeit verlieren. — Aber bleiben Sie nicht in der Stadt. Fahren Sie ſogleich nach Ihrem Luſtſchloſſe, nach Dſalo. Der Weg nach Sabionetta geht da vorbey. Wenn es mir nicht gelingt, den Grafen augenblicklich zu entfernen: ſo denk ich — — Doch, doch; ich glaube, er geht in dieſe Falle gewiß. Sie wollen ja, Prinz, wegen Ihrer Vermählung einen Geſandten nach Maſſa ſchicken? Laſſen Sie den Grafen dieſer Geſandte ſeyn; mit dem Befehl, daß er noch heute abreiſet. — Verſtehen Sie?

Der Prinz. Vortrefflich! — Bringen Sie ihn zu mir heraus. Gehen Sie, eilen Sie. Ich werfe mich ſogleich in den Wagen. (Marinelli geht ab.)

II. Fünfter Aufzug. Siebenter Auftritt.

Emilia. Odoardo.

Emil. Wie? Sie hier, mein Vater? — Und nur Sie? — Und meine Mutter? nicht hier? — Und der Graf? nicht hier? — und Sie ſo unruhig, mein Vater?

Odoar. Und du ſo ruhig, meine Tochter? —

Emil. Warum nicht, mein Vater? — Entweder iſt

nichts verloren: oder alles. Ruhig seyn können, und ruhig seyn müssen; kömmt es nicht auf eines?

Odoar. Aber, was meinst du, daß der Fall ist?

Emil. Daß alles verloren ist; — und daß wir wohl ruhig seyn müssen, mein Vater.

Odoar. Und du wärest ruhig, weil du ruhig seyn mußt? — Wer bist Du? Ein Mädchen? und meine Tochter? — So sollte der Mann, und der Vater sich wohl vor Dir schämen? — Aber laß doch hören: was nennest Du, alles verloren? — daß der Graf todt ist?

Emil. Und warum er todt ist! Warum! Ha, so ist es wahr, mein Vater? So ist sie wahr die ganze schreckliche Geschichte, die ich in dem nassen und wilden Auge meiner Mutter las? — Wo ist meine Mutter? Wo ist sie hin, mein Vater?

Odoar. Voraus; — wann wir anders ihr nachkommen.

Emil. Je eher, je besser. Denn wenn der Graf todt ist; wenn er darum todt ist — darum! was verweilen wir noch hier? Lassen Sie uns fliehen, mein Vater!

Odoar. Fliehen? — Was hätt es dann für Noth? — Du bist, Du bleibst in den Händen Deines Räubers.

Emil. Ich bleibe in seinen Händen?

Odoar. Und allein, ohne Deine Mutter; ohne mich.

Emil. Ich allein in seinen Händen? Nimmermehr, mein Vater. — Oder Sie sind nicht mein Vater. — Ich allein in seinen Händen? — Gut, lassen Sie mich nur; lassen Sie mich nur. — Ich will doch sehn, wer mich hält, — wer mich zwingt, — wer der Mensch ist, der einen Menschen zwingen kann.

Odoar. Ich meyne, Du bist ruhig, mein Kind.

Emil. Das bin ich. Aber was nennen Sie ruhig seyn? Die Hände in den Schooß legen? Leiden, was man nicht sollte? Dulden, was man nicht dürfte?

Odoar. Ha, wenn Du so deutest! Laß Dich umarmen, meine Tochter! — Ich hab' es immer gesagt: Das Weib wollte die Natur zu ihrem Meisterstücke machen. Aber sie vergriff sich im Thone; sie nahm ihn zu fein. Sonst ist alles besser an Euch, als an Uns. — Ha, wenn das Deine Ruhe ist: so habe ich meine in ihr wieder gefunden! — Laß Dich umarmen, meine Tochter! — Denke nur: unter dem Vorwande einer gerichtlichen Untersuchung, — o des höllischen Gaukelspieles! — reißt er Dich aus unsern Armen, und bringt Dich zu Grimaldi.

Emil. Reißt mich? bringt mich? — Will mich reißen; will mich bringen: will! will! — Als ob wir, wir keinen Willen hätten, mein Vater!

Odoar. Ich ward auch so wüthend, daß ich schon nach diesem Dolche griff, (ihn herausziehend) um einen von beiden — beiden! — das Herz zu durchstoßen.

Emil. Um des Himmels Willen nicht, mein Vater! Dieses Leben ist alles, was die Lasterhaften haben. — Mir, mein Vater, mir geben Sie diesen Dolch.

Odoar. Kind, es ist keine Haarnadel.

Emil. So werde die Haarnadel zum Dolche! — Gleich viel.

Odoar. Was? Dahin wär es gekommen? Nicht doch; nicht doch! Besinne Dich. — Auch Du hast nur ein Leben zu verlieren.

Emil. Und nur eine Unschuld!

Odoar. Die über alle Gewalt erhaben ist. —

Emil. Aber nicht über alle Verführung. — Gewalt! Gewalt! Wer kann der Gewalt nicht trotzen? Was Gewalt heißt, ist nichts. Verführung ist die wahre Gewalt. — Ich habe Blut, mein Vater; so jugendliches, so warmes Blut, als eine. Auch meine Sinne sind Sinne. Ich stehe für nichts. Ich bin für nichts gut. Ich kenne das Haus der Grimaldi. Es ist das Haus der Freude. Eine Stunde da, unter den Augen meiner Mutter; — und es erhob sich so mancher Tumult in meiner Seele, den die strengsten Uebungen der Religion kaum in Wochen besänftigen konnten. — Der Religion! Und welcher Religion? — Nichts Schlimmers zu vermeiden, strangen Tausende in die Fluthen, und sind Heilige! — Geben Sie mir, mein Vater, geben Sie mir diesen Dolch.

Odoar. Und wenn Du ihn kenntest diesen Dolch! —

Emil. Wenn ich ihn auch nicht kenne! — Ein unbekannter Freund ist auch ein Freund. — Geben Sie mir ihn, mein Vater; geben Sie mir ihn.

Odoar. Wenn ich Dir ihn nun gebe — da! (giebt ihr ihn.)

Emil. Und da! (im Begriffe, sich damit zu durchstoßen, reißt der Vater ihr ihn wieder aus der Hand.)

Odoar. Sieh, wie rasch! — Nein, das ist nicht für Deine Hand.

Emil. Es ist wahr, mit einer Haarnadel soll ich — (Sie fährt mit der Hand nach dem Haare, eine zu suchen, und bekömmt die Rose zu fassen) Du noch hier? — Herunter mit Dir! Du gehörest nicht in das Haar Einer — wie mein Vater will, daß ich werden soll!

Odoar. O, meine Tochter! —

Emil. O, mein Vater, wenn ich Sie erriethe! — Doch nein; das wollen Sie auch nicht. Warum zauderten Sie sonst? (In einem bittern Tone, während daß sie die Rose zerstückt.) Ehedem wohl gab es einen Vater, der, seine Tochter vor der Schande zu retten, ihr den ersten den besten Stahl in das Herz stieß — ihr zum zweytenmal das Leben gab. Aber alle solche Thaten sind von ehedem! Solche Väter giebt es keine mehr!

Odoar. Doch, meine Tochter, doch! (indem er sie durchsticht) — Gott, was hab' ich gethan! (Sie will sinken, und er faßt sie in seine Arme.)

Emil. Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert. — Lassen Sie mich sie küssen, diese väterliche Hand.

Achter Auftritt.

Der Prinz. Marinelli. Die Vorigen.

Der Prinz (im Hereintreten). Was ist das? — Ist Emilien nicht wohl?

Odoar. Sehr wohl; sehr wohl!

Der Prinz (indem er näher kömmt). Was seh' ich? — Entsetzen!

Mar. Weh mir!

Der Prinz. Grausamer Vater, was haben Sie gethan!

Odoar. Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert. — War es nicht so, meine Tochter?

Emil. Nicht Sie, mein Vater — Ich selbst — ich selbst —

Odoar. Nicht Du, meine Tochter; — nicht Du! — gehe mit keiner Unwahrheit aus der Welt. Nicht Du, meine Tochter! Dein Vater, Dein unglücklicher Vater!

Emil. Ah — mein Vater — (Sie stirbt, und er legt sie sanft auf den Boden.)

Odoar. Zieh hin! — Nun da, Prinz! Gefällt sie Ihnen noch? Reizt sie noch Ihre Lüste? Noch, in diesem Blute, das wider Sie um Rache schreyet? (Nach einer Pause) Aber Sie erwarten, wo das alles hinaus soll? Sie erwarten vielleicht, daß ich den Stahl wider mich selbst kehren werde, um meine That wie eine schale Tragödie zu beschließen? Sie irren sich. Hier! (indem er ihm den Dolch vor die Füße wirft.) Hier liegt er, der blutige Zeuge meines Verbrechens! Ich gehe und liefere mich selbst in das Gefängniß. Ich gehe und erwarte Sie, als Richter — und dann dort — erwarte ich Sie vor dem Richter unser aller! —

Der Prinz (nach einigem Stillschweigen, unter welchem er den Körper mit Entsetzen und Verzweiflung betrachtet, zu Marinelli) Hier! heb' ihn auf. — Nun? Da bedenkst Dich? — Elender! — (indem er ihm den Dolch aus der Hand reißt) Nein, Dein Blut soll mit diesem Blute sich nicht mischen. — Geh, Dich auf ewig zu verbergen! — Geh! flieh' ich. — Gott! Gott! — Ist es zum Unglücke so mancher nicht genug, daß Fürsten Menschen sind: müssen sich auch noch Teufel in ihrem Freund verstellen?

3. Aus „Nathan".

Dritter Aufzug. Vierter Auftritt.

Saladin und Sittah.

Sal. (im Hereintreten, gegen die Thüre).
Hier bringt den Juden her, so bald er kömmt.
Er scheint sich eben nicht zu übereilen.
Sit. Er war wohl auch nicht bey der Hand; nicht gleich
Zu finden. Sal. Schwester! Schwester! Sit. Thust du doch
Als stünde dir ein Treffen vor. Sal. Und das
Mit Waffen, die ich nicht gelernt zu führen.
Ich soll mich stellen; soll besorgen lassen;
Soll Fallen legen; soll auf Gatteiß führen.
Wenn hätt' ich das gekonnt? Wo hätt' ich das
Gelernt? — Und soll das alles, ah, wozu?
Wozu? — Um Geld zu stehen! Geld! — Um Geld,
Geld einem Juden abzuborgen? Geld!
Zu solchen kleinen Listen wär ich endlich
Gebracht, der Kleinigkeiten kleinste mir
Zu schaffen? Sit. Jene Kleinigkeit, zu sehr
Verschmäht, die rächt sich, Bruder. Sal. Leider wahr. —
Und wenn nun dieser Jude gar der gute,
Vernünftge Mann ist, wie der Derwisch dir
Ihn ehedem beschrieben? Sit. O nun dann!
Was hat es dann für Noth? Die Schlinge liegt
In nur dem geizigen, besorglichen
Furchtsamen Juden: nicht dem guten, nicht
Dem weisen Manne. Dieser ist ja so
Schon unser ohne Schlinge. Das Vergnügen
Zu hören, wie ein solcher Mann sich ausredt;
Mit welcher dreisten Stirn' entweder er
Die Stricke kurz zerreißet; oder auch
Mit welcher schlauen Vorsicht er dir Netze
Vorbey sich windet: dieß Vergnügen hast
Du obendrein. Sal. Nun, das ist wahr. Gewiß,
Ich freue mich drauf. Sit. So kann dich ja
Auch weiter nichts verlegen machen. Denn
Ists einer aus der Menge blos; ists blos
Ein Jude, wie ein Jude gegen den
Wirst du dich doch nicht schämen, so zu scheinen
Wie er die Menschen all sich denkt? Vielmehr;
Wer sich ihm besser zeigt, der zeigt sich ihm
Als Geck, als Narr. Sal. So muß ich ja wohl gar
Schlecht handeln, daß von mir der Schlechte nicht
Schlecht denke? Sit. Traun! wenn du schlecht handeln nennst,
Ein jedes Ding nach seiner Art zu brauchen.
Sal. Was hätt ein Weiberkopf erdacht, das er
Nicht zu beschönen wüßte! Sit. Zu beschönen!
Sal. Das feine, spitze Ding, besorg ich nur,
In meiner plumpen Hand zerbricht! — So was
Will ausgeführt seyn, wie's erfunden ist:
Mit aller Pfiffigkeit, Gewandtheit. — Doch,
Mags doch nur, mags! Ich tanze wie ich kann;
Und könnt' es freylich, lieber — schlechter noch
Als besser. Sit. Trau dir auch nur nicht zu wenig!
Ich stehe dir für dich! Wenn du nur willst! —
Daß uns die Männer deines gleichen doch
So gern betrügen möchten, nur ihr Schwert,
Ihr Schwert nur habe sie so weit gebracht.
Der Löwe schämt sich freylich, wenn er mit
Dem Fuchse jagt: des Fuchses, nicht der List.
Sal. Und daß dir Weiber doch so gern den Mann
Zu sich herunter hätten! — Geh nur, geh! —
Ich glaube meine Lection zu können.
Sit. Was? ich soll gehn? Sal. Du wolltest doch nicht bleiben!
Sit. Wenn auch nicht bleiben ... im Gesicht euch bleiben —
Doch hier im Nebenzimmer — Sal. Da zu horchen?
Auch das nicht, Schwester; wenn ich soll bestehn. —
Fort, fort! der Vorhang rauscht; er kömmt! — Doch daß
Du ja nicht da verweilst! Ich sehe nach.
(Indem sie sich durch die eine Thüre entfernt, tritt Nathan zu der andern herein; und Saladin hat sich gesetzt.)

Fünfter Auftritt.

Saladin und Nathan.

Sal. Tritt näher, Jude! — Näher! — Nur ganz her! —
Nur ohne Furcht! Nath. Die bleibt deinem Feinde!
Sal. Du nennst dich Nathan? Nath. Ja. Sal. Den weisen Nathan?
Nath. Nein. Sal. Wohl! neunst du dich nicht, nennt Dich das Volk.
Nath. Kann seyn, das Volk! Sal. Du glaubst doch nicht, daß ich
Verächtlich von des Volkes Stimme denke? —
Ich habe längst gewünscht, den Mann zu kennen,
Den es den Weisen nennt. Nath. Und wenn es ihn
Zum Spott so nennte? Wenn dem Volke weise
Nichts weiter wär' als klug? und klug nur der,
Der sich auf seinen Vortheil gut versteht?
Sal. Auf seinen wahren Vortheil, meynst du doch?
Nath. Dann freylich wär' der Eigennützigste
Der Klügste. Dann wär' freylich klug und weise
Nur eins. Sal. Ich höre dich erweisen, was
Du widersprechen willst. — Des Menschen wahre
Vortheile, die das Volk nicht kennt, kennst du,
Hast du zu kennen wenigstens gesucht;
Hast drüber nachgedacht: das nach allein
Macht schon den Weisen. Nath. Der sich jeder dünkt
Zu seyn. Sal. Nun der Bescheidenheit genug!
Denn sie nur immerdar zu hören, wo
Man trockene Vernunft erwartet, eckelt. (Er springt auf.)
Laß uns zur Sache kommen! Aber, aber
Aufrichtig, Jud', aufrichtig! Nath. Sultan, ich
Will sicherlich dich so bedienen, daß
Ich deiner fernern Kundschaft würdig bleibe.
Sal. Bedienen? wie? Nath. Du sollst das Beste haben
Von allem; sollst es um den billigsten
Preis haben. Sal. Wovon sprichst du? doch wohl nicht
Von deinen Waaren? — Schachern wird mit dir
Schon meine Schwester. (Das der Hochmuth!) —
Ich habe mit dem Kaufmann nichts zu thun.
Nath. So wirst du ohne Zweifel wissen wollen,
Was ich auf meinem Wege von dem Feinde,
Der allerdings sich wieder regt, etwa
Bemerkt, getroffen? — Wenn ich unverhohlen ...
Sal. Auch darauf bin ich eben nicht mit dir
Gefleuert. Davon weiß ich schon, so viel
Ich nöthig habe. — Kurz; — Nath. Gebiethe, Sultan.
Sal. Ich heische deinen Unterricht in ganz
Was anderm: ganz was anderm. — Da du nun
So weise bist: so sage mir doch einmal —
Was für ein Glaube — was für ein Gesetz
Hat dir am meisten eingeleuchtet? Nath. Sultan,
Ich bin ein Jud'. Sal. Und ich ein Muselmann.
Der Christ ist zwischen uns. — Von diesen drey
Religionen kann doch eine nur
Die wahre seyn. — Ein Mann, wie du, bleibt da
Nicht stehen, wo der Zufall der Geburth
Ihn hingeworfen: oder, wenn er bleibt,
Bleibt er aus Einsicht, Gründen, Wahl des Bessern.
Wohlan! so theile deine Einsicht mir
Dann mit. Laß mich die Gründe hören, denen
Ich selber nachzugrübeln, nicht die Zeit
Gehabt. Laß mich die Wahl, die diese Gründe
Bestimmt, — versteht sich — im Vertrauen — wissen,
Damit ich sie zu meinen mache. — Wie?
Du stutzest? wägst mich mit dem Auge? — Kann
Wohl seyn, daß ich der erste Sultan bin,
Der eine solche Grille hat; die mich
Doch eines Sultans eben nicht so ganz
Unwürdig dünkt. — Nicht wahr? So rede doch!
Sprich! — Oder willst du einen Augenblick,
Dich zu bedenken? Gut; ich geb' ihn dir. —
(Ob sie wohl horcht? Ich will sie doch belauschen;
Will hören, ob ichs recht gemacht. —) Denk nach'
Geschwind denk nach! Ich säume nicht, zurück
Zu kommen. (Er geht in das Nebenzimmer, nach welchem sich Sittah begeben.)

Sechster Auftritt.

Nathan allein.

Hm! hm! — wunderlich! — Wie ist
Mir denn? Was will der Sultan? — was? — Ich bin
Auf Geld gefaßt; — und er will — Wahrheit. Wahrheit!
Und will sie so, — so baar, so blank, — als ob
Die Wahrheit Münze wäre! — Ja, wenn noch
Ursalte Münze, die gewogen ward! —
Das ginge noch! Allein so neue Münze,
Die nur der Stempel macht, die man aufs Brot
Nur zählen darf, das ist sie doch nun nicht!
Wie Geld in Sack, so striche man in Kopf
Auch Wahrheit ein? Wer ist denn hier der Jude?
Ich oder er? — Doch wie? Sollt' er auch wohl
Die Wahrheit nicht in Wahrheit fodern? — Zwar,

Zwar der Verdacht, daß er die Wahrheit nur
Als Falle brauche, wär' auch gar zu klein! —
Zu klein? — Was ist für einen Greisen denn
Zu klein? — Gewiß, gewiß: er stürzte mit
Der Thüre so ins Haus! Man pocht doch, hört
Doch erst, wenn man als Freund sich naht. — Ich muß
Behutsam gehn! — und wie? wie das? — So ganz
Stockjude seyn zu wollen, geht schon nicht. —
Und ganz und gar nicht Jude, geht noch minder.
Denn, wenn kein Jude, dürft er mich nur fragen,
Warum kein Muselmann? — Das wars! das kann
Mich retten! Nicht die Kinder bloß speist man
Mit Märchen ab. — Er kömmt. Er komme nur.

Siebenter Auftritt.

Saladin und Nathan.

Sal. (So ist das Feld hier rein!) — Ich komm dir doch
Nicht zu geschwind zurück? Du bist zu Rande
Mit deiner Ueberlegung. — Nun so rede!
Es hört uns keine Seele, Nath. Möcht auch doch
Die ganze Welt uns hören. Sal. So gewiß
Ist Nathan seiner Sache? Ha! das nenn'
Ich einen Weisen! Nie die Wahrheit zu
Verhehlen! für sie alles auf das Spiel
Zu setzen! Leib und Leben! Gut und Blut!
Nath. Ja, ja! wanns nöthig ist und nutzt. Sal. Von
nun
An darf ich hoffen, einen meiner Titel,
Verbesserer der Welt und des Gesetzes,
Mit Recht zu führen. Nath. Traun, ein schöner Titel!
Doch, Sultan, eh ich mich dir ganz verteane,
Erlaubt du wohl, dir ein Geschichtchen zu
Erzählen? Sal. Warum das nicht? Ich bin stets
Ein Freund gewesen von Geschichtchen, gut
Erzählt. Nath. Ja, gut erzählen, das ist nun
Wohl eben meine Sache nicht. Sal. Schon wieder
So steifs bescheiden? — Mach! erzähl', erzähle!
Nath. Vor grauen Jahren lebt' ein Mann in Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Werth'
Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann in Osten darum nie
Vom Finger ließ; und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bey seinem Hause zu
Erhalten? Nehmlich so. Er ließ den Ring
Von seinen Söhnen dem Geliebtesten;
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der liebste sey; und stets der Liebste,
Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde. —
Versteh mich, Sultan. Sal. Ich verstehe dich. Weiter!
Nath. So kam nun dieser Ring, von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drey Söhnen;
Die alle drey ihm gleich gehorsam waren,
Die alle drey er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihm bald der, bald dieser, bald
Der Dritte, — so wie jeder sich mit ihm
Allein befand, und sein ergießend Herz
Die andern zwey nicht theilten, — würdiger
Des Ringes, den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte, zu versprechen.
Das ging nun so, so lang es ging. — Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kömmt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwey
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. — Was zu thun? —
Er sendet in geheim zu einem Künstler,
Bey dem er, nach dem Muster seines Ringes,
Zwey andere bestellt, und weder Kosten
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden ins besondre,
Giebt jedem ins besondre seinen Segen, —
Und seinen Ring, — und stirbt. — Du hörst doch, Sultan?
Sal. (der sich betroffen von ihm gewandt). Ich hör', ich
höre! Komm mit deinem Mährchen
Nun bald zu Ende. — Wirds? Nath. Ich bin zu Ende.
Denn was noch folgt, versteht sich ja von selbst. —
Kaum war der Vater todt, so kömmt ein jeder
Mit seinem Ring'. — Und jeder will der Fürst
Des Hauses seyn. Man untersucht, man zankt,
Man klagt. Umsonst, der rechte Ring war nicht
Erweislich; — (nach einer Pause, in welcher er des Sultans Antwort erwartet) fast so unerweislich, als
Uns itzt — der rechte Glaube. Sal. Wie? das soll
Die Antwort seyn auf meine Frage? ... Nath. Soll
Mich blos entschuldigen, wenn ich die Ringe
Mir nicht getrau zu unterscheiden, die
Der Vater in der Absicht machen ließ,
Damit sie nicht zu unterscheiden wären.
Sal. Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! — Ich
dächte,
Daß die Religionen, die ich dir
Genannt, doch wohl zu unterscheiden wären,
Bis auf die Kleidung, bis auf Speis und Trank!
Nath. Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert! — Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu
Und Glauben angenommen werden? — Nicht? —
Nun, wessen Treu und Glauben zieht man denn
Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir sind? doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war? —
Wie kann ich meinen Vätern weniger,
Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt. —
Kann ich von dir verlangen, daß du deine
Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht
Zu widersprechen? Oder umgekehrt.
Das nehmliche gilt von den Christen. Nicht? —
Sal. (Bey dem Lebendigen! Der Mann hat Recht.
Ich muß verstummen.) Nath. Laß auf unsre Ring'
Uns wieder kommen. Wie gesagt: die Söhne
Verklagten sich; und jeder schwur dem Richter,
Unmittelbar aus seines Vaters Hand
Den Ring zu haben, — Wie auch wahr! — Nachdem
Er von ihm lange das Versprechen schon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen. — Wie nicht minder wahr! — Der Vater,
Beteu'rte jeder, könne gegen ihn
Nicht falsch gewesen seyn, und eh' er dieses
Von ihm, von einem solchen lieben Vater,
Argwohnen lass': eh' müss' er seine Brüder,
So gern er sonst von ihnen nur das Beste
Bereit zu glauben sey, des falschen Spiels
Bezeihen; und er wolle die Verräther
Schon auszufinden wissen, sich schon rächen.
Sal. Und nun, der Richter? — Mich verlangt zu hören,
Was du den Richter sagen lässest. Sprich!
Nath. Der Richter sprach: wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle schafft, so weis' ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthsel
Zu lösen da bin? Oder harret ihr,
Bis daß der echte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen;
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun, wen lieben zwey
Von euch am meisten? — Macht, sagt an! Ihr schweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? — O so seyd ihr alle drey
Betrogene Betrieger! Eure Ringe
Sind alle drey nicht echt. Der echte Ring
Vermuthlich ging verloren. Den Verlust
Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater
Die drey für einen machen. Sal. Herrlich! herrlich!
Nath. Und also, fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rath, statt meines Spruches wollt:
Geht nur! — Mein Rath ist aber der, ihr nehmt
Die Sache völlig wie sie liegt. Hat von
Euch jeder seinen Ring von seinem Vater:
So glaube jeder sicher seinen Ring
Den echten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyranney des Einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen! — Und gewiß;
Daß er euch alle drey geliebt, und gleich
Geliebt; indem er zwey nicht drücken mögen,
Um einen zu begünstigen. — Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurtheilen freyen Liebe nach!

Es ſtrebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in ſeinem Ring' an Tag
Zu legen' komme dieſe Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigſter Ergebenheit in Gott,
Zu Hülf'! Und wenn ſich dann der Steine Kräfte
Bey euern Kindes-Kindeskindern äußern:
So lad' ich über tauſend tauſend Jahre,
Sie wiederum vor dieſen Stuhl. Da wird
Ein weiſrer Mann auf dieſem Stuhle ſitzen,
Als ich; und ſprechen. Geht! — So ſagte der
Beſcheidne Richter. Sal. Gott! Gott! Nath. Saladin,
Wenn du dich fühleſt dieſer weiſere
Verſprochne Mann zu ſeyn ...
Sal. (der auf ihn zuſtürzt, und ſeine Hand ergreift, die er bis zu Ende nicht wieder fahren läßt). Ich
Stand? Ich Nichts?
O Gott! Nath. Was iſt dir, Sultan? Sal. Nathan,
lieber Nathan!
Die tauſend tauſend Jahre deines Richters
Sind noch nicht um. — Sein Richterſtuhl iſt nicht
Der meine. — Geh! — Geh! — Aber ſey mein Freund.
Nath. Und weiter hätte Saladin mir nichts
Zu ſagen? Sal. Nichts. Nath. Nichts? Sal. Gar
nichts. — Und warum?
Nath. Ich hätte noch Gelegenheit gewünſcht,
Dir eine Bitte vorzutragen. Sal. Brauchts
Gelegenheit zu einer Bitte? — Rede!
Nath. Ich komm von einer weiten Reiſ', auf welcher
Ich Schulden eingetrieben. — Faſt hab' ich
Des baaren Gelds zu viel. — Die Zeit beginnt
Bedenklich wiederum zu werden; — und
Ich weiß nicht recht, wo ſicher damit hin. —
Du dacht ich, ob nicht du vielleicht, — weil doch
Ein naher Krieg des Geldes immer mehr
Erfordert, — etwas brauchen könnteſt. Sal. (ihm ſtell in die Augen ſehend). Nathan! —
Ich will nicht fragen, ob Al-Haſi ſchon
Bey dir geweſen; — will nicht unterſuchen,
Ob dich nicht ſonſt ein Argwohn treibt, wie dieſes
Gebieten freyer Dings zu thun ... Nath. Ein Argwohn?
Sal. Ich bin ihn werth. — Verzeih mir! — denn was
hilfts?
Ich muß dir nur geſtehen, — daß ich im
Begriffe war — Nath. Doch nicht, das Nehmliche
An mich zu ſuchen? Sal. Allerdings. Nath. So wär'
Uns beyden ja geholfen! Daß ich aber
Dir alle meine Baarſchaft nicht kann ſchicken,
Das macht der junge Tempelherr. Du kennſt
Ihn ja. Ihm hab' ich eine große Poſt
Vorher noch zu bezahlen. Sal. Tempelherr?
Du wirſt doch meine ſchlimmſten Feinde nicht
Mit deinem Geld' auch unterſtützen wollen?
Nath. Ich ſpreche von dem einen nur, dem du
Das Leben ſparteſt ... Sal. Ah! woran erinneeſt
Du mich! — Hab' ich doch dieſen Jüngling ganz
Vergeſſen! — Kennſt du ihn? — Wo iſt er? Nath. Wie?
So weißt du nicht, wie viel von deiner Gnade
Für ihn, durch ihn auf mich geſtoſſen? Er,
Er, mit Gefahr des neu erhaltnen Lebens,
Hat meine Tochter aus dem Feu'r gerettet.
Sal. Er? Hat er das! — Ha! darnach ſah er aus.
Das hätte traun mein Bruder auch gethan,
Dem er ſo ähnelt! — Iſt er denn noch hier?
So bring ihn her! — Ich habe meiner Schweſter
Von dieſem ihrem Bruder, den ſie nicht
Gekannt, ſo viel erzählet, daß ich ſie
Sein Ebenbild doch auch muß ſehn laſſen! —
Geh, hohl ihn! — Wie aus einer guten That,
Gebähr ſie auch ſchon bloße Leidenſchaft,
Doch ſo viel andre gute Thaten fließen!
Geh, hohl ihn! Nath. (indem er Saladins Hand fahren läßt). Augenblicks! Und bey dem andern
Bleibt es doch auch? (ab.) Sal. Ah! daß ich meine
Schweſter
Nicht brechen laſſen! — Zu ihr! zu ihr! — Denn
Wie ſoll ich alles das ihr nun erzählen?
(Ab von der andern Seite.)

Heinrich Wilhelm von Gerſtenberg.

Die Bardenpoeſie, zu welcher Heinrich Wilhelm von Gerſtenberg von den anakreontiſchen Tändeleien übergegangen war (S. 533), hatte in ihm eine ernſtere Seite entwickelt, welche dadurch neue Nahrung und neue Kraft erhielt, daß er um die nämliche Zeit mit Shakſpeare bekannt wurde. Er widmete den Meiſterwerken des großen engliſchen Dichters ein eifriges, tief eingehendes Studium, deſſen Ergebniß er in einer immer noch leſenswerthen Abhandlung: „Verſuch über Shakſpeare's Werke und Genie", zuſammenfaßte und in den „Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur" (1766) veröffentlichte. Es iſt nicht zu läugnen, daß Gerſtenberg den großen Dichter tief erfaßt und deſſen bewundernswürdiges Genie nach den verſchiedenſten Seiten zur lebendigen Anſchauung brachte; aber er ließ ſich von ſeiner Begeiſterung auf der andern Seite ſo weit hinreißen, daß er an den ewigen Geſetzen der Kunſt zweifelte und zu dem Ergebniß kam, daß das Genie keiner Regeln bedürfe, es durch dieſelben vielmehr nur beſchränkt und an kühnerem Aufluge gehindert würde. Er wurde dadurch der Vorläufer der ſogenannten „Kraftgenies", die mit Anfang des folgenden Zeitraums aufzutauchen begannen, und ſein von dieſem Standpunkte aus behandelter „Ugolino" (Hamb. 1768) trägt ſchon ganz den Charakter dieſer Richtung. Zwar werden darin nicht ſowohl die Geſetze der äußeren Kunſtgeſtaltung verletzt, wie es in der unmittelbar nachfolgenden Zeit mit Abſicht und Bewußtſein geſchah, aber Gerſtenberg iſt noch weiter gegangen, er hat die ewigen Grundlagen der Kunſt im Allgemeinen und der Tragödie insbeſondre verlaſſen und uns in ein Gebiet geführt, wo alle Kunſt, alle Poeſie aufhört; er iſt unter dem Scheine, der Poeſie neue reiche Quellen zu eröffnen, und das Leben in ſeiner reinſten Wahrheit zu ſchildern, der gemeinſten Wirklichkeit verfallen.

Gerſtenberg hat bekanntlich den Stoff zu ſeiner Tragödie aus dem großartigen Gedichte Dantes entnommen; aber ſo brauchbar er für den epiſchen Dichter iſt, wie ihn denn Dante auch mit vollendeter Meiſterſchaft behandelt hat, ſo unpaſſend iſt er für den Dramatiker, der ſich unmittelbar an die Anſchauung wendet, wodurch das, was in dem erzählenden Gedichte unſer Mitleiden und unſere Theilnahme erregt, in dem Drama Abſcheu und Ekel hervorbringt. Und Gerſtenberg hat nicht bloß in der Wahl des Stoffs geirrt, er hat ſich auch in der Ausführung bemüht, die Gräßlichkeit der Handlung in ihrem vollſten Umfange hervortreten zu laſſen; er zeigt uns, wie der Hunger nach und nach zuerſt die Knaben, dann den ſtärkeren Vater aufreibt, wie der Hunger in ihm mit der Vaterliebe kämpft, wie ihn die wildeſten Gedanken, Verzweiflung und Wahnſinn erfaſſen. Allerdings entwickelt der Dichter in der Darſtellung dieſer Zuſtände eine große Kunſt, möchten wir ſagen, wenn das Ganze nicht eben mit der wahren Kunſt im vollſten Gegenſatze ſtünde; die Sprache der Verzweiflung und des Entſetzens kann kaum höher geſteigert werden, und im Einzelnen finden ſich manche große und kühne Gedanken, wirkungsvolle Bilder und großartige Züge, die hie und da wohl ſelbſt an Shakſpeare erinnern; und es bleibt immerhin bewunderswerth und iſt ein Zeugniß von Gerſtenbergs reichem Geiſte, daß er einen an ſich ſo armen und unfruchtbaren Stoff, dem alle Bewegung und Handlung fehlt, zu einem längern Stücke von fünf Akten hat entwickeln und das Intereſſe rege erhalten und ſteigern können, in ſo fern nämlich überhaupt bei einem Stücke, das

mit Abscheu erfüllt, von Interesse die Rede sein kann. Doch können alle diese einzelnen, zum Theil sehr großen Schönheiten, welche das hohe Talent des Dichters beurkunden, den Gesammteindruck nicht mildern, und wir müssen dem Ausspruche Lessings vollkommen beistimmen, welcher dem Dichter selbst schrieb: „Mein Mitleid ist mir zur Last geworden; oder vielmehr mein Mitleid hörte auf, Mitleid zu sein und ward zu einer gänzlich schmerzhaften Empfindung."

Beinahe zwanzig Jahre später, als den „Ugolino", dichtete Gerstenberg die „Minona oder die Angelsachsen, ein tragisches Melodrama" (Hamb. 1785). Es ist in der nämlichen regellosen Manier geschrieben, wie der „Ugolino", steht aber demselben an Werth bedeutend nach, und entspricht keineswegs den hohen Erwartungen, die man auf jenes, wenn auch mißlungene, doch immerhin großartige Gedicht gegründet hatte.

Aus dem 3. Aufzug des „Ugolino" *).

Ugolino. —— Rede, Francesco. Komm her! Erst laß uns diesen Sarg verschließen. Ruhe wohl, heiliger Staub! bald will ich deiner würdiger seyn. Genug! Nun rede!

Francesco. Ach, Ehernrdesen! Du hast der Schritte noch viele bis ans Ziel! und schwere!

Ugol. Eherardesca soll sie thun. Sei nicht traurig. Wie weiter?

Frnnr. Was kann ich, was darf ich sagen?

Ugol. Ist das Todesurtheil über Dich und Deine Brüder gesprochen?

Frnne. Du wirst fallen wie der Stamm einer Eiche, alle Deine Aeste um Dich hergebreitet.

Ugol. Ist es über Dich und Deine Brüder gesprochen?

Frane. Gesprochen über alle! vollzogen an mir!

Ugol. Wie meinst Du das?

Frane. Ich bin zu glücklich. Ich habe meinen Kelch geleert.

Ugol. Nun hat Dir einen Giftbecher gereicht?

Frane. Ich habe ihn geleert.

Ugol. (mit starken Schritten auf und abgehend). Es giebt mancherlei Todesarten, mein Sohn. Kein Geschöpf ist sinnreicher, Todesarten zu erfinden, als der Mensch. Ich will Dir nur eine nennen. Der Erzfeind hätte seine Freude daran finden können, mir ein Glied nach dem andern abstägen zu lassen, erst die Gelenke an den Zehen, dann die Füße, dann die Beine, dann die Schenkel; so stünde ich Torso da; und nun setzte man mir das zackigte Eisen an die Finger, die Hände, die Arme, eins nach dem andern, mit Ruhezeiten, daß der Zeitvertreib nicht zu kurz dauerte; ganz zuletzt zerstieße man mir, nicht aus Mitleid! das wunde Herz, bis ich in meinem Blut erläge, das mit viel Schweiß herabränne, aber nicht mit Thränen! Wie könnt' ich weinen? Man sollte denken, dieser Tod sei schon unterhaltend genug; allein der Erzfeind hat's besser überlegt. Hier würde ich an meinem eignen Fleische leiden: eine Kleinigkeit! Ich soll in meinen Kindern langsam sterben, eine volle Weile an eurer Marter nehmen, und dann fallen! Mein Weib mußte erst fallen, durch die Worte meiner Liebe fallen, in diesem Saege hergeschickt werden, du ihr Vorläufer, dem Tode geopfert, aber später zum Grabe reif! O es ist der Hölle so würdig! Doch ich will nicht murren! Aber warum mußten diese Unschuldigen leiden? Warum Du? warum mein Weib? warum durch den großen Verführer? Womit hatt' ich ihn beleidigt? Pisa konnte mich strafen: um Pisa hatt' ich's verdient; aber womit um ihn? Ich hielt ihn für meinen Freund; ich hätt' ihn lieben können; allein sein teuflisches Herz enthüllte sich mir zu bald. O schändliche Eifersucht über einen dreimal schändlichern Gegenstand! Fürchtet er, daß ich Ruggieri sein könnte, wenn ich Ruggieris Macht hätte? Heimtückischer zähnebleckender Neid! Erstgeborner der Hölle, und Erstgefallner! Aber warum mußt' ich durch den großen Neider fallen? warum er nicht? Warum reichte die Vorsehung ihm, unter allen Verworfensten der Schöpfung nur ihm — nur ihm — nur ihm — o es verwundet jeden Gedanken meiner Seele! — Warum nur ihm ihre Geißel?

Frane. Um das Maß seiner Verdammniß ganz voll zu füllen.

Ugol. Ist es denn wahr, himmlischer Vater? Doch nein! nein! ich will nicht murren! Rechtfertige du die Wege der Vorsicht.

Frane. Innerhalb einer Stunde hoff ich's zu können.

Ugol. Innerhalb einer Stunde! Glücklicher Francesco! Ich sollte mich dieser Stunde freuen. Wie konnte Ruggieri den menschlichen Gedanken fassen, Deinen Tod zu beschleunigen? Es ist wundervoll, ich gesteh' es.

Frane. Bist Du stark genug, meine traurige Erzählung zu hören?

Ugol. Ich glaube, daß ich sie hören kann.

Frane. Im Taumel meiner Wonne, Pisa's Pfinster noch einmal zu betreten, floh ich augenblicklich dem Palaste meiner Mutter zu. Alle Wände hallten von der Wehklage ihrer Frauen. Ich blieb nicht lange im Zweifel. Blind vom Schrecken stürzte ich vor der Schwelle nieder. Als ich erwachte, sah ich das Zimmer voll hagerer hohnblickender Gesichter; Ruggieri war nicht unter ihnen. Ich wollt' entspringen, da ich mich umringt sah; allein ich war von ihren Riechwassern, wie sie sie nannten, schwindlicht und krank. Man riß mir die Kleider auf, man bot mir einen Becher mit kühlem Getränke dar; ich trank. Meine Geister waren verwirrt; neue Ohnmachten überfielen mich, und da ich endlich die Augen öffnete, herrschte stille Nacht um mich her; ich fühlte mich schweben in einem engen Raume, und athmete schwerer; wo ich aber war, konnte ich nicht erkennen. Lange vernahm ich nur ein undeutliches Geräusch in meinen Ohren, zuletzt eine Stimme. O diese Stimme! Noch zittre ich. Sie hatte mich versteinert, daß ich den Gebrauch meiner Sinne verlor, bis ich, wie im Traume, Gardo reden hörte.

Ugol. Was sagte diese Stimme?

Frane. Verlange nicht, es zu erfahren.

Ugol. Du ich das Aergste weiß?

Frane. Wahr ist's. „Ich erwarte euch hier unten", zischelte sie. „Ich will den Thurmschlüssel selbst in den Arno werfen. Was droben ist, gehört der Verwesung: kein lebendiger Mensch soll diese Stufen nach uns betreten. Es müssen noch Schlupfwinkel im Thurm seyn", sprach sie lauter: „verwahrt sie: denn der Thurm ist von dieser Stund' an verflucht! ein Gebeinhaus!" —

Ugol. Und verflucht die Stimme, die diese Unmenschlichkeit aussprach! O Pisa! Schandfleck der Erde! geschieht das in deinen Mauern? Ich will der unerhörten Bosheit jetzt nicht weiter nachsinnen. Es könnte die Weisheit selbst wahnsinnig machen. (Geht gedankenvoll.) Sollen meine armen Kinder zu meinen Füßen verhungern? Verhungern? Hast Du jemals dies gräßliche Wort: Verhungern! recht überdacht, Francesco?

Frane. Sprich es nicht aus, mein Vater!

Ugol. Selbst verhungern zu müde! Verhungern sehn! Meine Kinder verhungern sehn! und dann verhungern!

*) Ugolino Eherardesca war von seinem Feinde, dem Erzbischof Ruggieri, mit seinen drei Söhnen in einen Thurm gesperrt worden. Der ältere, Francesco, hatte einen Spalt entdeckt, durch welchen er entfliehen war, um zur Befreiung der Seinigen zu wirken; er war in den väterlichen Palast geeilt, aber seine Mutter war eben, vom Erzbischof vergiftet, gestorben. Dieser ließ den Jüngling in den Sarg verschließen, in welchem sich der Leichnam der Mutter befand, und diesen in den Thurm bringen. Unser Bruchstück beginnt, als Eeaaresco von seinem Vater aus dem Sarg befreit worden war.

Cornelius Herrmann v. Ayrenhoff.

Cornelius Herrmann von Ayrenhoff, geb. im J. 1733 zu Wien, beſuchte als Knabe die Jeſuitenſchule ſeiner Vaterſtadt, ohne jedoch große Fortſchritte zu machen. Kaum 18 Jahre alt trat er als Fähndrich in das Heer. Der ſiebenjährige Krieg gab ihm Gelegenheit, ſich auszuzeichnen, doch hatte er auch das Unglück, zweimal gefangen zu werden, das zweitemal im J. 1762 und er blieb bis zum Ende des Kriegs in den Händen des Feindes. Doch erhielt ſein Muth bei dem Frieden die verdiente Anerkennung; er wurde zum Oberſtlieutenant und nicht lange darauf zum Oberſten befördert, als welcher er dem bayeriſchen Erbfolgekrieg beiwohnte. Im J. 1784 wurde er General, hierauf Generaldirector ſämmtlicher Invalidencorps, 1793 Feldmarſchalllieutenant und endlich 1803, da er beinahe blind und taub geworden war, in den Ruheſtand verſetzt. Er ſtarb am 18. Aug. 1819.

Ayrenhoff iſt weniger durch ſein Talent und ſeine Leiſtungen, als durch ſeine Oppoſition gegen Shakſpeare und deſſen Nachahmer, ſo wie durch ſein Feſthalten an den franzöſiſchen Muſtern bekannt geworden. Er iſt nämlich der vollſte Gegenſatz von Gerſtenberg. So wie dieſer in Shakſpeare nicht nur das größte dramatiſche Genie verehrte, ſondern der vollen Ueberzeugung war, daß er in Allem nachgeahmt werden müſſe, ſo war Ayrenhoff dagegen der Anſicht, daß die Nachahmung des engliſchen Dichters, den er den kunſt-, geſchmack- und ſittenloſeſten Meiſterſänger nannte, das deutſche Drama in die fürchterlichſte Barbarei führen müſſe; denn ihm war die franzöſiſche Regelmäßigkeit das Höchſte, was in der dramatiſchen Kunſt anzuſtreben ſei. Es iſt begreiflich, daß ſelbſt Leſſing keine Gnade vor ſeinen Augen fand, den er namentlich deshalb tadelte, daß er die Tragödie aus den Sphären des höheren Lebens in die gewöhnlichen bürgerlichen Verhältniſſe herabgezogen habe („Schreiben über Deutſchlands Theaterweſen"). So ſehen wir ihn noch vollſtändig in den Gottſchedſchen Anſichten befangen, obgleich die weitere Entwickelung nicht ganz ohne Wirkung auf ihn geblieben war, was ſich namentlich in der edleren und beweglicheren Sprache kund gibt, die in ſeinen Trauerſpielen nicht zu verkennen iſt. Es iſt daher auch erklärlich, daß Friedrichs II. berühmtes Schreiben „über die deutſche Literatur" einen entſchiedenen Lobredner an ihm fand, wie er wohl auch der Einzige war, der daſſelbe in rühmender Weiſe beſprach. (Werke, Wien 1789. Bd. 3. S. 367 ff.) So beſchränkt Ayrenhoffs Kunſtanſichten auch waren, und ſo wenig ſeine eigenen Leiſtungen im Gebiete des Dramas auf höhere Anerkennung Anſpruch machen können, ſo iſt ſeine Thätigkeit doch keineswegs fruchtlos geblieben, vielmehr übte er gerade auf dem Wege, den er eingeſchlagen, einen wohlthätigen Einfluß auf die Bildung ſeines Vaterlands, das noch lange nicht auf der Stufe ſtand, welche das nördliche Deutſchland erſtiegen hatte, und wo man dem wilden Volksſchauſpiel noch nüchterne, in regelmäßiger Haltung ſich bewegende Dramen entgegenſtellen mußte, wenn überhaupt beſſerer Geſchmack erzielt werden ſollte. Dies wußte Sonnenfels ſehr gut, weshalb er ihn in ſeinen „Briefen über die Wiener Schaubühne" mit der größten Milde und Nachſicht beurtheilte.

Ayrenhoffs erſter Verſuch im Trauerſpiel „Aurelius oder der Wettſtreit der Großmuth" (1760) wurde mit großem Beifall aufgenommen, nicht weniger Glück hatte ein zweites „Hermanns Tod" (1768), in welchem einzelne gelungene Stellen jedoch den Mangel an überlegtem Plan nicht verdecken können. Am bedeutendſten iſt „Kleopatra und Antonius" (1783), durch welches Stück der Dichter dem „Shakſpeare'ſchen Unweſen" Einhalt zu thun hoffte, Beweiſes genug, wie ſehr er ſich und das deutſche Publikum verkannte, das nicht, wie das franzöſiſche, durch ſchöne Sentenzen und fließende Verſe beſtochen werden kann. Seine Luſtſpiele, welche durchgehends in Proſa geſchrieben ſind, während er ſich für ſeine Trauerſpiele (mit Ausnahme des „Tumelicus", 1774) des Alexandriners bediente, ſtehen unzweifelbar höher, als jene. Unter denſelben iſt vornämlich „der Poſtzug oder die noblen Paſſionen" (1769) berühmt geworden, da auch Friedrich II. es in ſeinem „Schreiben" als einen glücklichen Verſuch bezeichnete, einheimiſche Sitten und Thorheiten auf die Bühne zu bringen, und es wird dieſes Stück auch in ſpäteren Zeiten noch von hiſtoriſchem Intereſſe ſein, weil es uns die Zuſtände des damaligen Adels in lebendiger Wahrheit ſchildert, der entweder nur für Hunde und Pferde Sinn hatte oder ſich in einer eben ſo gemeinen als geiſtloſen Nachäffung der franzöſiſchen geſellſchaftlichen Bildung gefiel. In der „großen Batterie" (1770), einem von Umfang kleineren, aber im Ganzen beſſer ausgeführten Luſtſpiel, macht er auf glückliche Weiſe die nicht geringe Anzahl von Adeligen lächerlich, welche ſich im Frieden dem Waffenhandwerk widmen, und ſich nicht wenig auf die glänzende Uniform und den Schleppſäbel zu Gute thun, ſich aber ſogleich ihrer Pflichten gegen das hochadelige Geſchlecht erinnern, deren Stammhalter ſie ſind, ſobald der Ausbruch eines Kriegs zu befürchten iſt. Wir erwähnen endlich noch „die gelehrte Frau" (1776), zwar nicht wegen eines höheren künſtleriſchen Werthes, denn das Stück iſt eine ziemlich ungeſchickte Zuſammenſetzung aus den „gelehrten Frauen" und dem „Tartüffe" des Molière; ſondern weil der Dichter die Gelegenheit ergriffen hat, ſeine Abneigung gegen Shakſpeare und deſſen deutſche Nachahmer an den Tag zu legen, namentlich auch gegen Götbe's „Götz", deſſen äußere Formloſigkeit und übermäßigen Scenenwechſel er nicht ohne Witz verſpottet *).

Aus der „Gelehrten Frau".

Vierter Aufzug. Vierter Auftritt.

Schöpflus. Druhmſchmied. Kühnwitz. Baron Windheim. Die Baroninn.

Baroninn. Die Ordnung und das Gepränge des heutigen Actus hab ich bereits mit Herrn Schöpflus feſtgeſetzet. Ich ſchreite ſogleich zur Probe unſerer Vorleſungen, das heißt, der Vorleſungen, welche ihre Herren Verfaſſer ſelbſt für unvollendete Werke ausgeben. Es iſt unzweifelhaft, daß jedem Entwurfe noch kleine Unvollkommenheiten ankleben, die man erſt in der Ausarbeitung vertilget. Eine freundſchaftliche Kritik wird vielleicht

*) Wir bemerken zum Verſtändniß des unten mitgetheilten Bruchſtückes, daß die Baronin von Rheinthal eine Akademie der Wiſſenſchaften gegründet und ſich mit einer Anzahl von ſogenannten Schöngeiſtern und Gelehrten umgeben hat, von denen ſie freilich auf das Unverſchämteſte betrogen wird. Unſer Bruchſtück ſchildert eine vorbereitende Sitzung der neuen Akademie.

vermögend seyn, falscher Fürsten in Geschwindigkeit zu bemerken.

Drahm. Ganz sicher. Aber es ist niemand als ich, der ein unvollendetes Werk in die Versammlung bringet. Ich will also ohne Aufenthalt meinen Plan eines Schauspiels herablesen. Während der Lesung bitt' ich, mich nicht zu unterbrechen, bevor ein Akt vorüber ist, nach jedem Akt aber mir Ihre Bemerkungen bekannt zu machen.

Baroninn. Wir werden Ihrem Verlangen genau nachleben.

(Windheim liest während der Vorlesung Kühnwitzens Brief.)

Drahm. Das Schauspiel belitelt sich: William mit dem hölzernen Fuß. Der Stoff ist aus einer alten lappländischen Kronik gezogen. Mein Held, der ein lappländischer Prinz ist, sollte eigentlich Kandakar heißen; ich nenn' ihn aber William, weil in gewissen Gegenden die englischen Nahmen eine ganz besondere Wirkung auf deutsche Ohren machen. Die Handlung geht in dem letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts, zwischen dem 42 und 68sten Grade der nördlichen Breite vor.

Baroninn. Ich bitte: ein einziges Wort — Besitzen Sie selbst diese lappländische Kronik?

Drahm. Im Manuscripte, meine gnädige Frau!

Baroninn. Das ist wahrhaftig ein Schatz — doch ein andermal davon!

Drahm. (liest weiter). Williams Vater — Herzog von Ost-Lappland — ist mit dem Fürsten von Nord-Karelien in Krieg verwickelt, und hat in der letzten Schlacht desselben Tochter Biribiska (die aber hier Fanny heißt,) gefangen bekommen. In diese hat sich William so heftig verliebt, daß er von seinem Vater die Erlaubniß begehrt, sich mit ihr zu vermählen. Der Vater, ein überaus grimmiger Tyrann, droht Williamen, ihn spießen zu lassen, wenn er auf seinem Vorsatze beharren würde. Die Prinzessinn kömmt; sie weinet bitterlich über die Härte des Tyranns, der auch ihr mit dem Spießen drohet, und faßt (so bald der Tyrann abgegangen) den heimlichen Entschluß, sich von ihrem Geliebten auf einem Härings-Schiffe nach Karelien entführen zu lassen. Hier schließet sich der erste Akt.

Baroninn. Ueber welchen ich nicht das Geringste zu erinnern finde. Eine deutliche, und doch sehr anziehende Exposition! Nicht wahr, Baron Windheim?

Windh. In der That! recht sehr viel Pathos!

Drahm. Unterthäniger Diener! Der zweyte Akt beginnt an einem Seehafen in Nord-Karelien. Das Schiff mit unsern Verliebten langet an, als eben Fannys Vater mit vielen Jägern am Ufer einen flüchtigen Bären verfolget. Er erkennt sogleich seine Tochter, und frohlockt über ihre Befreyung. Allein er erfährt, daß ihr Befreyer der Sohn seines Feindes ist; geräth in Wuth (denn auch er ist ein sehr blutdürstiger Tyrann) und befiehlt, einem alten Gelübde gemäß, unsern Helden den berühmten Nordgöttern Thor und Wodan zu opfern. Die Prinzessinn, erblassend bis an die Ohren, fällt ihrem Vater zu Füßen: sie schluchzet und weinet — umsonst, sein Herz läßt sich nicht rühren. Das Theater verändert sich in einen Tempel. Der Prinz soll geopfert werden. Allein die Prinzessinn überredet den Oberpriester (mit welchem sie ehedem in sehr genauem Einverständniß gelebt hatte), an des Prinzen Statt einen Sklaven, der ihm ähnlich sieht, zu opfern. Dieses Opfer, vollkommen im karelischen Kostüme, zeigt dem Zuschauer eine Tedisart, die noch nie auf das Theater gebracht worden — der vermeinte Prinz wird von vier Rennthieren zerrissen. — William bemerkt bald darauf die Liebe des Oberpriesters zur Fanny, geräth in Eifersucht und zuletzt in solche Wuth, daß er, als ein zweyter Othello, den Oberpriester auf der Stelle erdrosselt. (Man stelle sich hier die Situation der Prinzessinn vor, die einen ihrer vertrautesten Liebhaber von einem andern erdrosseln sehen muß!) Sie faßt sich endlich und beschließt, sich mit William nach Samogitien zu flüchten. — Was sagen Sie zu diesem Akt?

Baroninn. Noch interessanter als der erste; voll Mark und Seele. Die Execution des vermeinten Prinzen wird außerordentliche Wirkung thun.

Kühnw. Wenn anders die Rennthiere in ihrem Parte gut unterrichtet werden.

Drahm. Dafür werd ich schon Sorge tragen. — Der dritte Akt beginnt in einem schwarzen Cypressen-Walde Samogitiens, wo unsre Reisenden die Nacht überfällt. Es entsteht ein erschreckliches Donnerwetter. Unter dem fürchterlichsten Sturm, Blitz, Erdbeben und Eulen-Geheule erscheinet der Geist des erdrosselten Oberpriesters. Seine schaudervollen Worte zur Fanny: Ungetreue! nie sollst Du die Gemahlinn meines Mörders werden! setzen die Prinzessinn außer sich. Man will die schreckliche Gegend verlassen, und weiß nicht, wohin sich zu wenden. Man schlägt endlich die Türkey vor. Die folgende Scene spielt in einem Walde der Wallachey, wo unsre Reisenden eine Zigeunerbande antreffen; und die darauf folgende im Audienz-Zimmer des Sultans. Dieser sitzt in außerordentlicher Pracht mit seinem Hofnarren (den ich Falstaf nenne) auf einem Sopha, als man ihm unsre Lappländer anmeldet. Er läßt sie auf Anrathen des Hofnarren vor sich. Fannys Reize bezaubern ihn so sehr, daß er sogleich allergnädigst beschließet, sie in seinen Harem aufzunehmen. William widersetzet sich seinem Entschlusse. Der Sultan beharrt darauf und will Fanny abführen. Sie ringt tapfer gegen den Wallüstling, bis William durch eine grimmige Ohrfeige ihn zu Boden stürzt. Die Wachen laufen von allen Seiten herbey, und es bleibt unsrem Helden nichts übrig, als sammt Fanny — durch das Fenster zu springen. Womit sich der dritte Akt beschließt.

Baroninn. Auch dieser hat ungemein schöne Situationen. Nur dächt ich, die Ohrfeige — unter Helden..

Drahm. Sie gefällt Ihnen nicht? — Und doch machen tragische Ohrfeigen — gut angebracht — eine frappante Wirkung. Ich wollte anfangs, nach Shakespearn, unsern William dem Sultan ein Auge aus dem Kopf treten lassen: allein die Akteurs sind heutiges Tags viel zu bequem...

Baroninn. Bey Leibe nicht! Sie würden das ganze Stück verunstalten.

Kühnw. Ganz gewiß! Lieber lassen Sie dem geilen Sultan alle Zähne in den Hals schlagen, als ein Aug' austreten!

Drahm. Ich werde der Sache noch nachdenken. — Den vierten Akt eröffnet der Sultan mit dem Mufti und Hofnarren. Voll Zorn über die empfangene Ohrfeige, begehrt der Sultan Williams Kopf. Allein der Mufti entdecket ihm, William habe, sein Leben und Fanny zu erhalten, sich zum Mufelmanne machen lassen. Ueberdem sey er schon genug dadurch bestrafet, daß er sich beym Sprunge vom Fenster einen Fuß zerschmettert und sich lebenslang mit einem hölzernen behelfen müsse. Der Sultan läßt sich vom Mufti und dem Hofnarren besänftigen. Die Bühne verwandelt sich in eine Moschee. William kommt mit Fanny dahin. Sein hölzernes Bein, worauf er ein wenig hinket, macht einen rührenden Anblick. Die beyden Verliebten reichen sich schon am Altar die Hände, als plötzlich bey einem schrecklichen Donnerschlage zum zweytenmal der Geist des Oberpriesters erscheint. Alles Volk läuft davon, und William und Fanny werden ohnmächtig in des Mufti Pallast gebracht. Dort erhalten sie die erfreuliche Nachricht, daß Williams tyrannischer Vater gestorben sey, und Lappland nach der Rückkehr seines geliebten Erbprinzen seufze. William und Fanny entschließen sich sogleich zur Reise, zu welcher ihnen der fromme Mufti — zwar kein Geld — aber seinen Segen ertheilet. Hiemit endiget sich der vierte Akt.

Baroninn. Wahrhaftig! das Stück wird immer hinreißender.

Windh. Und fast alle Begebenheiten sind neu.

Drahm. Ich habe mich bestrebt Original zu seyn. Ich bin glücklich, wenn man mir diesen Vorzug zugesteht.

Kühnw. Der hinkende William ist die schönste Erfindung, die ich auf dem Theater kenne.

Baroninn. Abre fort! Die Illusion leidet ...

Drahm. Im fünften Akt ist Prinz William mit seiner Fanny glücklich in seinem Vaterland angelanget, und hält jetzt mit hundert prächtigen Schlitten seinen Einzug in die Burg. (Abermal ein ganz neues Spektakel.) Die Bühne verändert sich in einen Saal, wohin, unter Trompeten- und Paukenschall, dem Geläute aller Glocken, und einer starken Canonade aus schwerem Geschütze, William mit Fanny kommt. Allein wie groß ist ihre Bestürzung, da sie hier zwey hundert Erwürgte, und darunter — Williams Vater erblicken! Der Boshafte hatte den Ruf von seinem Tode geflissentlich ausgestreut, und sogar einen andern Todten unter seinem Nahmen begraben lassen, um Williamen nach Hause zu locken. Der Tyrann schlägt sogleich die Prinzessinn mit einem Streithammer vor den Kopf, daß sie todt darnieder sinkt. Den Prinzen schleppt man in einen Kerker — in welchen sich die Bühne verwandelt. William verliert da vor Schwermuth den Verstand. Er hat einen versteckten Dolch bey sich — mit diesem ersticht er einen Minister, der mit Aufträgen von seinem Vater zu ihm kommt, und den er für eine Katze ansieht. Dann ersticht er einen andern Gefangenen, dann den Kerkermeister, dann des Kerkermeisters Frau und Kinder, und endlich ist er im Begriff auch sich selbst zu erstechen, als zum drittenmal der Geist erscheint, ihn bey der Hand ergreift und auf den Platz führet, wo man eben Fannys Leiche zu Grabe trägt. Schneller als der Blitz stürzt der rasende Prinz auf die Leiche los, und wirft sie samt den Trägern zu Boden. Ganze Haufen der Anwesenden springen herbey, den Wahnsinnigen mit Steinen zu binden; allein der mächtige Geist verwandelt sie plötzlich in Holz und Stein. Nun wirft sich William verzweiflungsvoll auf die Leiche seiner Geliebten; reißt ihr das Herz heraus, das er nach drei grimmigen Bissen verschlinget; und schneidet sich die Kehle ab. Der Vorhang fällt; und ich bitte um Vergebung, wenn meine lange Vorlesung Ihnen lange Weile verursachet hat.

(Die Baroninn klingelt; man steht auf.)

Baroninn. Sie scherzen, Herr von Drahmschmied! Wahrhaftig! Mein Vergnügen wuchs von Akt zu Akt. Was für ein Reichthum an Begebenheiten! Ich kenne nur Ein deutsches Original, das man an poetischer Fruchtbarkeit mit Diesem vergleichen könnte!

Drahm. Ich habe mich bestrebt viel Handlung hinein zu bringen.

(Johann kömmt.)

Baroninn. Man soll hurtig die Speisen auftragen.

(Johann geht ab.)

Windh. In der That, Herr von Drahmschmied, mich hat noch kein Trauerspiel mehr amüsirt als dieses. Sie müssen fleißig die Griechen studirt haben?

Baroninn. Den Shakespear! den Shakespear!

Drahm. Euer Gnaden haben es getroffen.

Baroninn. Man erkennt durchaus die große Shakespearische Manier — sogar hier und da seine kleinen Regellosigkeiten, ich will nicht Fehler sagen.

Drahm. Und was nennen Gn. Gn. Regellosigkeiten?

Baroninn. Gewisse Uebertretungen der Einheiten.

Drahm. O weh mir! weh mir!

Baroninn. Nu? warum ächzen Sie?

Drahm. Ach, meine gn. Frau! wenn Sie mir die Freyheit entziehn, von den Regeln der Einheiten abzuweichen, so entziehen Sie mir Alles, und ich bin nicht mehr im Stande etwas Interessantes für das Theater zu schreiben.

Baroninn. Haben doch unser Dichter — die weit weniger Genies waren als Sie — mit Beobachtung der Regeln interessante Stücke geschrieben.

Drahm. Eben weil sie weniger Genies waren. Das Genie verabscheut allen Zwang, die Regeln sind Mörder des wahren Genies. Bedenken Sie nur, was für Situationen mir durch Beobachtung der einzigen Einheit des Orts entgangen wären. Meine Helden hätten nirgends als im Pallaste des Herzogs von Lappland erscheinen dürfen: wo wäre die Bärenjagd, der Geist des Oberpriesters, die Begebenheiten zu Constantinopel, die Unterredung mit den Zigeunern, die Schlittenfahrt, das Begräbniß — lauter Schaustücke, die gewiß Gallerie und Parterre bevölkern werden — wo wäre alles dies geblieben?

Baroninn. Das ist wohl auch wahr. Nu — ich meines Orts bin vollkommen mit Ihrer Manier zufrieden. Die vielen Schönheiten, die uns aus dem kühnen Fluge Ihres Genies entstanden sind, ersetzen reichlich den Mangel einer ordentlichen Marschrutte. Was sagen Sie dazu, Herr Schöpfius?

Schöpf. Ich, meine gnädigste Mezänatinn, habe nichts, gar nichts an dem vortrefflichen Schauspiele dieses wackern Edelmanns zu tadeln.

Baroninn. Der Beyfall ist also allgemein. Herr von Drahmschmied! ich betrachte Sie von nun an als den Shakespear unsrer Nation!

Drahm. Dieser Ausspruch entzücket mich. Ich darf mir nun schmeicheln, den uns ernährenden Wahn, daß nur rohe, geschmacklose Zeiten Stücke, wie die Shakespearschen, hervorbringen können, glücklich widerlegt zu haben.

Zweiter Abschnitt: Prosa.

Obgleich seit dem Auftreten Gottscheds und der Schweizer die kritischen, wie die künstlerischen Bemühungen fast ausschließlich der Poesie gewidmet waren, und die Sprache der Prosa oder die verschiedenen prosaischen Darstellungsformen beinahe nur gelegentlich Anlaß zu Erörterungen gaben, so wurden doch auch in diesen Beziehungen während des vorliegenden Zeitraums die mächtigsten Fortschritte gemacht, was, wie schon früher bemerkt wurde (S. 468), vorzüglich dem Umstande zu verdanken war, daß man endlich auch anfing, der prosaischen Sprache größere Aufmerksamkeit zu schenken, welche in dem vorigen Jahrhunderte auf so unverantwortliche Weise vernachlässigt worden war. Es war wiederum **Gottsched**, der zuerst mit Bewußtsein auf eine bessere prosaische Darstellung drang, und durch Lehre sowohl, als Beispiel nicht wenig dazu beitrug, den Sinn für eine bessere Darstellung in Prosa zu verbreiten. Freilich waren seine Bemühungen immer noch lediglich auf das Aeußerlichste gerichtet, und er drang zunächst nur auf Reinheit, Einfachheit und Deutlichkeit der Darstellung; aber wenn man sich erinnert, wie entsetzlich es gerade in diesen Punkten früher aussah, so war damit schon ein mächtiger Schritt gethan. Seine Schüler und Nachfolger behandelten die Sprache in dem nämlichen Sinne, wie er; doch sind schon in den Leistungen der Männer, welche wir unter dem Namen der Sächsischen Schule begreifen, bemerkenswerthe Fortschritte sichtbar: ihre Sprache war, wenn auch immer noch steif und zu abgemessen, doch schon bedeutend beweglicher, und man erkennt das Bestreben nach Wohllaut und nach Abrundung der Perioden. Dagegen überwanden sie die Breite nicht, welche sich zum Theil aus der früheren Zeit vererbt

hatte, zum Theil aber durch das vorwiegende Bestreben nach Deutlichkeit herbeigeführt wurde und die ein charakteristisches Kennzeichen der Sprache Gottscheds und seiner Schule ist. Obgleich Klopstock, wie wir wissen, auf die Entwickelung der Sprache von gewaltigem Einfluß war, so wurde die Sprache der Prosa von demselben kaum berührt, was aus dem doppelten Umstande zu erklären ist, daß seine poetische Darstellung in vollstem Gegensatz zur Prosa stand, und daß seine prosaischen Schriften erst dann erschienen, als sein Einfluß schon zu schwinden anfing, ja zum Theil schon gebrochen war. Uebrigens hätten dieselben, auch wenn er sie früher veröffentlicht hätte, doch wirkungslos bleiben müssen, weil seine gesuchte und geschraubte Sprache neben der natürlichen und doch kunstvollen Darstellung Lessings nicht hätte bestehen können. In diesem haben wir denn auch den Schöpfer der neueren deutschen Prosa zu verehren, auf deren künstlerische Entwickelung er, abgesehen von seinen eigenen musterhaften Schriften, vorzüglich dadurch den eingreifendsten Einfluß ausübte, daß er, wie schon berichtet wurde, zuerst anfing, nicht bloß Lustspiele, sondern auch Tragödien in Prosa zu schreiben, und sein Vorgang noch bis weit in den folgenden Zeitraum hinein beinahe allgemeine Nachahmung fand. Die Natürlichkeit und leichtere Bewegung der Sprache, welche durch den Dialog nöthig gemacht wurde, ging, wie bei Lessing selbst, so auch bei den andern Schriftstellern, auf die übrigen prosaischen Darstellungsformen über, so daß die Sprache der Prosa nach und nach die frühere Unbehülflichkeit und steife Form vollständig verlor, und sich die von Gottsched gelegten Elemente der Wahrheit und Deutlichkeit immer schöner und lebenskräftiger entwickelten. Erst gegen das Ende des Zeitraums erhielt auch Wieland Einfluß auf die weitere Ausbildung der prosaischen Sprache, und es war ein Glück, daß es nicht früher geschah. Denn wenn auch seine prosaische Darstellung in ihrer Art meisterhaft und unübertrefflich genannt werden muß, so beruhte sie doch zu sehr auf der Nachahmung des griechischen und römischen Periodenbaues, als daß sie für eine naturgemäße Entwickelung der Sprache hätte bedeutend werden können. Wieland wurde daher nur in so fern wichtig, als die Sprache durch ihn eine große Mannigfaltigkeit von neuen Satzformen und Bildungen, überhaupt eine große Geschmeidigkeit gewann, was auch dann nicht verloren ging, als die Sprache im folgenden Jahrhunderte namentlich durch Göthe auf ihre volksthümlichen Elemente zurückgeführt wurde.

Ferner trug zur allseitigen Entwickelung der prosaischen Sprache der glückliche Umstand wesentlich bei, daß alle Darstellungsformen in mannigfaltiger Weise und zum Theil mit ausgezeichnetem Glück behandelt wurden, und daß die einzelnen Schriftsteller sich bemühten, eine ihren besondern Zwecken entsprechende Form zu schaffen, ohne den obersten Gesetzen der künstlerischen Behandlung untreu zu werden, und ohne, wie es später nur zu häufig geschah, das Charakteristische der Darstellung in ihrer Sonderbarkeit und gesuchten Ziererei zu legen. Und so haben sich außer den Genannten noch manche Andre bleibende Verdienste um die Entwickelung der Prosa erworben, unter welchen wir besonders Winckelmann, Justus Möser, Geßner, Mendelssohn und Garve erwähnen, deren eigenthümliche Behandlung der Sprache bei der Besprechung ihrer Schriften näher bezeichnet werden soll. Von großer Bedeutung war ferner, daß die Wissenschaft sich immer mehr der Muttersprache zuwandte und der von Thomasius ausgestreute Same zum Theil höchst erfreuliche Früchte zu tragen begann. Wenn sich der Sinn für schöne Sprachdarstellung allgemein verbreitete, so daß wir kaum irgend eine wirklich schlecht geschriebene Schrift antreffen, so war dies namentlich auch der höchst erfreulichen Erscheinung zu verdanken, daß die zahlreich auftauchenden und viel gelesenen Zeitschriften beinahe ohne Ausnahme mit Geschmack geschrieben waren, daß sie in ihren Beurtheilungen neuer Werke auf deren Form gebührende Rücksicht nahmen und alle geschmacklosen oder sprachwidrigen Auswüchse mit dem entschiedensten Ernst tadelten.

Aus den frühern Entwickelungen der Literaturzustände während des vorliegenden Zeitraums geht schon hervor, daß von den verschiedenen Darstellungsformen die didaktische Prosa vorzugsweise behandelt wurde und diese den Kern und Mittelpunkt der prosaischen Sprachdarstellung bildete. Die ganze Erziehung der Zeit beruhte auf Kritik und Forschung, und so ist es erklärlich, daß nicht nur die größte Anzahl der literarischen Erscheinungen, sondern auch die bedeutungsvollsten derselben in dieses Gebiet gehören. Es ist unter den hervorragenden Männern der Zeit kaum Einer zu nennen, der nicht rein kritische oder wenigstens allgemein belehrende Schriften verfaßt hätte, und es sind meistens sogar gerade diese, welche ihren Einfluß und ihren Ruhm begründet haben. Daher ist es auch begreiflich, daß die zu den übrigen Darstellungsformen gehörigen Werke mehr oder weniger auf didaktischen Zwecken beruhen. So tritt bei den Prosadichtungen das satyrische Element wesentlich hervor, das z. B. einer großen Anzahl von Romanen zum Grunde liegt, und andere, bei denen es weniger der Fall ist, haben die unverkennbare Absicht, Belehrung über besondere Gegenstände zu verbreiten, und nur sehr wenige beruhen ausschließlich auf künstlerischem Zwecke. Auch die Werke der historischen Prosa haben meist einen didaktischen Charakter, da sie beinahe ausschließlich nicht sowohl das künstlerisch gestaltete Resultat der geschichtlichen Forschung mittheilen, sondern vielmehr mit dieser selbst bekannt zu machen suchen. Daß endlich auch in der rhetorischen Prosa das belehrende Element vorwiegt, ergibt sich schon aus dem Umstande, daß die Werke derselben sich auf Briefe und Predigten beschränken, und daß bei dem Charakter der ganzen Zeit die Kanzelrede vorzugsweise die Bestimmung hatte, die christliche Sittenlehre zu verkünden.

I. Prosadichtungen.

Während der Roman erst in der zweiten Hälfte des Zeitraums häufigere Behandlung fand, wurde in der ersten Hälfte vorzüglich die Satyre bearbeitet, zu welcher die literarischen Kämpfe den häufigsten Anlaß darboten. Doch wurden die Verfasser solcher Schriften von den besondern Verhältnissen, gegen welche dieselben gerichtet waren, meistentheils so ganz beherrscht, daß eine freiere, ächt poetische Auffassung unmöglich war: der größte Theil der hiehergehörigen Werke hat daher mehr historischen, als poetischen Werth und viele derselben

ben sind nicht einmal in stylistischer Hinsicht von Bedeutung. Am höchsten steht ohne Vergleich der früheste unter den hieher zu ziehenden Schriftstellern*), der geistreiche Liscow, auf den wir daher auch zurückkommen müssen. Seine Satyren sind beinahe ausschließlich gegen einen an sich unbedeutenden Mann, den Professor Joh. Ernst Philippi aus Merseburg, gerichtet, der selbst elende Satyren schmiedete, z. B. „Cicero, ein großer Windbeutel". Halle 1735, worin er erweisen wollte, daß Cicero's Kunst lediglich auf rhetorischen Blendwerken beruhe. Unter den zahlreichen Satyren, welche durch die Streitigkeiten zwischen den Leipzigern und Schweizern hervorgerufen wurden, ist kaum eine von größerer Bedeutung; meistens geht der Witz in plumpe, oft rohe Schimpferei über, wovon selbst Bodmer nicht auszunehmen ist, von dem wir hier nur das gegen Gottsched und seine Anhänger gerichtete „Comptoir der herrschenden Poeten und Kunstrichter" (1741) erwähnen. Wenn auch bitter und scharf, bewahrt Joh. Gottlob Benjamin Pfeil aus Freiberg in seinem „Kurzen Auszug aus der Geschichte des Königreichs Hoangthy" (1757) doch größeren Anstand, und selbst seine Schilderung Gottscheds (er nennt ihn Labormidas den Großen) hat bei allem Witz nichts Beleidigendes. Auch die Freunde und Schüler Gottscheds ließen es nicht an Satyren gegen die Feinde ihres Meisters fehlen. Unter denselben brachte des Freiherrn von Schönaich „Aesthetik in einer Nuß oder Neologisches Wörterbuch" (Berlin 1754) die größte Wirkung hervor, aber freilich nicht zum Vortheile des Verfassers oder Gottscheds, da die im blindesten Eifer geschriebene Satyre, welche namentlich gegen Klopstock und Bodmer und überhaupt gegen die neuern ästhetischen Ansichten gerichtet war, Alles, das Tadelnswerthe, wie das Vortrefflichste, mit gleicher Wuth angriff, und auf diese Weise die gute Wirkung selbst zerstörte, welche sie notwendig hätte haben müssen, wenn sie das rechte Maß eingehalten und nicht neben der gesuchten und schwülstig-sentimentalen Richtung Klopstocks auch die wahrhaft poetische Darstellung desselben in Bildern und Ausdrücken bekämpft hätte. Viel glücklicher war die Frau Gottsched in „dem kleinen Propheten von Böhmischbroda" (Prag 1753), in welchem die durch Gottscheds unverständiges Benehmen so berühmt gewordene Oper: „Der Teufel ist los" (S. 571) mit vielem Witz lächerlich gemacht wird.

Von größerer Bedeutung sind jedoch die Satyren, welche nicht sowohl spezielle Verhältnisse, als vielmehr die allgemeinen menschlichen Gebrechen und Schwachheiten oder solche besondere Verhältnisse behandeln, welche von allgemein menschlicher Bedeutung sind. Unter diesen ragen vor Allen die Schriften Gottlieb Wilhelm Rabeners hervor, den wir daher näher zu besprechen haben. Um die nämliche Zeit schrieb Joh. Gottlob Krüger aus Halle (1715—1759) seine „Träume" (Halle 1754), welche so großen Beifall fanden, daß sie in einem Zeitraume von 10 Jahren drei Auflagen erlebten und noch im J. 1785 eine vierte von J. A. Eberhard besorgt wurde. Vielleicht durch Moscherosch angeregt, schilderte Krüger unter der Form von Träumen die mannigfaltigsten Erscheinungen des äußeren und inneren Lebens, deren Mängel und Gebrechen er oft mit glücklichem Witze und entsprechender Heiterkeit darstellt. Man könnte seine kleinen Bilder, die auch durch ihre einfache und doch erschöpfende Behandlung Lob verdienen, füglich zu den Parabeln rechnen*), wenn nicht die Absicht zu strafen und zu bessern zu offenbar hervorträte. Die Darstellung ist zwar nicht ohne mancherlei Schatten, und insbesondere zeigt sich hie und da eine grelle Geschmacklosigkeit, aber im Ganzen können die „Träume" auch in dieser Hinsicht zu den bessern Erscheinungen der Zeit gezählt werden. Sie werden jedoch an Kraft und Schärfe von Thomas Abbt weit übertroffen, dessen „Erfreuliche Nachricht von einem hoffentlich bald zu errichtenden protestantischen Inquisitions-Gerichte, und dem inzwischen in Effigie zu haltenden erwünschten evangelisch-lutherischen Auto da Fe" (Hamb. 1766) gegen die Verfolgungssucht mancher protestantischen Theologen gerichtet und mit vieler Laune geschrieben ist. Diese Schrift, deren Trefflichkeit schon dadurch beglaubigt wird, daß sie noch heute, beinahe ein Jahrhundert nach ihrem Erscheinen, nicht veraltet ist, enthält manche recht glückliche Züge. So heißt es gleich im Anfang, daß wir zwar vor Zeiten alle Ursache gehabt hätten, gegen die fürchterlichen und abscheulichen Inquisitionstribunale des Antichrists aus allen Kräften zu arbeiten, daß aber diese Zeiten vorüber und die protestantische Kirche stark genug geworden sei, selbst einige Gewalt ausüben zu können, und daß es überhaupt ganz was andres sei, wenn wir, die Rechtgläubige seien, verbrennten, als wenn wir als solche verbrannt würden. Und später wird gegen den Juden Moses Mendelssohn Klage erhoben, daß er die von einer christlichen Akademie nur für Christen bestimmten Preise über philosophische Materien erhascht habe, was nicht ohne geheime gehässige Absichten gegen das Christenthum geschehen sein könne. Deshalb solle die Akademie (bis es möglich sei, angemessene Strafen einzuführen) den Juden Moses zwingen, jährlich einen Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion anzuhören, der aber nicht so eingerichtet seyn solle, daß man mit der Vernunft darüber nachdenken könne, sondern einen solchen (eben zur Demüthigung dieses stolzen Vernünftlers), der bloß und allein für den Glauben, und gar nicht für den Verstand seyn solle, indem es ja ohnehin ausgemacht wäre, daß nur der Mangel an Glauben und das böse Herz alle Schuld am Irrthum solcher verstockten Juden habe.

Der Roman wurde im Vergleich zum vorigen und zum folgenden Zeitraum nicht sehr häufig behandelt, und bedeutendere Erscheinungen treten auch erst gegen das Ende der Periode hervor, oder greifen schon in die folgende hinüber. Außer den Robinsonaden (S. 410), von denen ein großer Theil in den vorliegenden Zeitraum fällt, erschienen bis in die vierziger Jahre wenig andere Romane; als aber um diese Zeit die englischen Werke dieser

*) Denn Lessings polemische Schriften, die freilich zugleich unerreichte Muster der Satyre sind, werden wir wegen ihres vorzugsweise belehrenden Inhalts besser bei der didaktischen Prosa behandeln.

*) Wenn auch, wie Manche glauben, Krügers Moscheroschs Gesichte (S. 413) gekannt hat, so haben diese ihm gewiß nur den Titel seines Buchs eingegeben; dagegen erinnert die Form desselben an Harsdörffers „Nathan und Jotham" (S. 413) und an Sam. v. Butschky (S. 431).

Gattung in Deutschland bekannt wurden, fing man auch an, sich häufiger in derselben zu versuchen. Namentlich war es Richardson, der von dem größten Einfluß wurde, schon deswegen, weil er in der Zeit den andern englischen Romandichtern voranging, die auch erst in den zwei letzten Jahrzehnten der Periode in deutschen Uebersetzungen verbreitet wurden. Zudem sagte aber die sentimentale Auffassung und die moralische Tendenz seiner Romane, so wie der Umstand, daß er das Familienleben zum Gegenstande seiner Erzählungen machte, dem deutschen Charakter in jeder Weise zu, so daß er immer noch der Liebling der deutschen Lesewelt und das Vorbild der Romanschriftsteller blieb, als schon Fielding, Smollet und Goldsmith durch Uebersetzungen in Deutschland verbreitet worden waren. So ist uns, wenigstens aus dem vorliegenden Zeitraum, nur ein einziger Roman bekannt, der in der bestimmten Absicht geschrieben wurde, die Behandlungsart Fieldings nachzuahmen*).

Den Uebergang von den Robinsonaden zu den bürgerlichen Romanen bildet „Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier, oder Reise und Liebesgeschichte eines vornehmen Deutschen von Adel" (1740), der nach Grimm (Vorr. z. Wörterbuch S. 68) von dem Verfasser der „Insel Felsenburg" herrührt. Es lehnt sich dieser Roman, wie schon der Titel kund gibt, einerseits an die abenteuerlichen Reisegeschichten des vorigen Zeitraums, andrerseits an die Frivolität der italienischen Novellen, zugleich schlägt er aber auch schon den moralisch-räsonnirenden Ton an, da er die ausgesprochene Absicht hat, durch die Entwickelung der Geschichte darzuthun, „wie der Himmel die Sünden der Jugend im Alter zu bestrafen pflegt". Der eigentliche Begründer des sentimentalen Familienromans in Deutschland war Chr. Fürchtegott Gellert, wie er auch das weinerliche Lustspiel einführte (S. 611). Sein „Leben der schwedischen Gräfin von G***" (Lpz. 1746), in welchem der Einfluß Richardsons nicht zu verkennen ist, wenn es auch hinter den Werken desselben weit zurückbleibt, erhielt zur Zeit großen und lang andauernden, wenn auch unverdienten Beifall. Gellert steht in seinem Roman ungefähr auf derselben Stufe, wie die ihm vorangehenden Lustspieldichter (S. 609), indem er, wie jene, durch übertriebene Darstellung von Schlechtigkeiten auf das moralische Gefühl der Leser zu wirken suchte. Seine „Schwedische Gräfin" ist eine Anhäufung aller denkbaren Abscheulichkeiten; Mord, Nothzucht, Bigamie, Blutschande, Alles ist vereinigt, um das gräuelhafteste Gemälde zu vollenden; es sind die unwahrscheinlichsten Begebenheiten auf einander gehäuft, die zudem mit dem Charakter der Personen oft im grellsten Widerspruche stehen, so daß diese beinahe durchgängig als die willenlosen Werkzeuge eines entsetzlichen Schicksals erscheinen, wodurch die moralische Tendenz des Buchs von vorn herein vollständig vernichtet wird. Ein Gegenstück zu diesem Roman bildet die „Geschichte des Grafen von P***" (Lpz. 1755) des Predigers Joh. Gebhard Pfeil aus Magdeburg (1721—1776), welche nicht weniger häufig gelesen wurde. Der damals beliebteste Nachahmer Richardsons ist aber ohne Zweifel Joh. Timotheus Hermes, welcher daher auch näher zu besprechen ist. Ihm strebte Joh. Jak. Dusch in seiner „Geschichte Karl Ferdiners" (3 Thle. Bresl. 1776—80) nach, die, wie so manche andre Romane, in der durch Richardson eingeführten Briefform geschrieben ist und in welcher das rein sentimentale Element schon bedeutend vorherrscht, welches übrigens schon vorher von Joh. Karl Aug. Musäus in dem Roman „Grandison der Zweite, oder Geschichte des Herrn von N** in Briefen entworfen" (3 Thle. Eisenach 1760—62) mit Glück lächerlich gemacht worden war*), einem der ersten und besten satyrischen Romane der Zeit, neben dem noch die von Friedrich Nicolai und Wieland zu erwähnen sind, welche unten näher besprochen werden sollen.

Wie der „im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier" die Robinsonaden fortführt und abschließt, so erscheint der um die nämliche Zeit veröffentlichte Roman „Der redliche Mann am Hofe, oder die Begebenheiten des Grafen von Rivera" (Ff. 1740) des preußischen Geheimeraths Joh. Michael von Loen (1694—1776) als der Uebergang von den frühern zu den neueren politischen Romanen, denen es weniger darum zu thun war, bestimmte Verhältnisse und Höfe zu schildern, was jene vorzüglich erstrebten, als vielmehr die politischen Zustände überhaupt zu schildern und neue Ansichten über dieselben auszusprechen. Dies war namentlich auch der Zweck des oben genannten Romans, der sich insbesondere, wie Göthe berichtet, dadurch Beifall und Ansehen erwarb, „weil er auch von den Höfen, wo sonst nur Klugheit zu Hause ist, Sittlichkeit verlangte". Es reiht sich ihm in Bezug auf die Freimüthigkeit, die tüchtige Gesinnung und die edle Absicht der Freiherr Friedrich Karl v. Moser würdig an, auf den wir weiter unten zurückkommen werden. Albrechts von Haller politische Romane sind als Dichtungswerke von geringer Bedeutung, da der Verfasser die Einkleidung, wie er ausdrücklich sagt, nur in der Absicht wählte, „einige Leser anzulocken, die ein bloß ernsthaftes Buch niemals in die Hände nehmen". Der Zweck, den er sich bei der Abfassung dieser Romane vorsetzte, war vornämlich der, nachzuweisen, daß die Staatsverfassung eines Landes an sich, wenn auch nicht gleichgültig, doch für das Glück des Volks nicht allein maßgebend sei, daß vielmehr jede Verfassung die trefflichsten Folgen haben könne, wenn sie nur der ihr zunächst zum Grunde liegenden Idee gemäß behandelt und ausgeführt würde. So sollte der „Alfong, eine morgenländische Geschichte in 4 Büchern" (Bern 1771) darthun, daß selbst eine unumschränkte Regierung das Glück der Völker befördern könne, wenn der Monarch die dem Wesen einer solchen Verfassung entsprechende Stellung eines Vaters seiner Unterthanen einzunehmen wisse und ihnen an Einsicht und Tugend vorleuchte. Da der

*) Es ist dies die „Geschichte des Herrn Wilhelm von Hohenberg und des Fräulein Sophie von Blumenthal" (Langensalze 1758), welche O. v. B. Wolff (Geschichte d. Romans S. 315) dem Liegnitzer Prediger Christian Dietr (1745—1787) zuschreibt, wahrscheinlich jedoch nur in Folge übereilter Durchsicht von Koch's Compendium (2, 277), der ihn nur als den Verfasser der im Geschmacke Richardsons geschriebenen „Geschichte Herrn Redlichs und seiner Verirrten" (4 Thle. Wittenb. 1756—71) bezeichnet, den oben genannten Roman dagegen ohne Angabe eines Verfassers erwähnt.

*) Wir werden von Musäus erst im folgenden Zeitraum ausführlicher handeln, weil seine Hauptwerke in denselben fallen.

Stoff den Verfasser zu selbstständiger Erfindung zwang, was bei seinen zwei andern Romanen nicht der Fall war, so ist dieser auch, vom dichterischen Standpunkt betrachtet, der gelungenste, wenn er auch den beabsichtigten Eindruck aus leicht begreiflichen Gründen nicht hervorbringt. Im „Alfred, König der Angelsachsen" (Gött. u. Bern 1773) erörtert Haller die Vorzüge einer gemäßigten Monarchie an dem Muster der englischen Staatsverfassung, die im vierten Buch in einem kurzen, aber recht klaren und verständigen Abriß dargestellt wird. Der dritte Roman endlich „Fabius und Kato, ein Stück aus der römischen Geschichte" (Bern u. Gött. 1774) ist der Darstellung der aristokratischen Staatsverfassung gewidmet; aber, von dem in den zwei vorhergehenden befolgten Plane abgehend, beschränkt sich der Verfasser nicht darauf, deren Vorzüge an sich zu besprechen, sondern er stellt sie zugleich der demokratischen Regierungsform entgegen, die er freilich, und er gesteht es selbst in der Vorrede halb zu, mit vorgefaßtem Urtheil anschaut und in ihrem Wesen verkennt. Wie dem aber auch sei, so sind diese drei Romane, nicht zwar wegen ihrer künstlerischen Bedeutung, aber doch wegen der vielen in denselben niedergelegten Bemerkungen und Beobachtungen noch jetzt lesenswerth. Noch mehr gilt dies von Wielands hiehergehörigen Schriften, welcher außerdem einige andere Romane verfaßte, in denen er nach künstlerischer Gestaltung strebte, was bei den wenigsten der bisher genannten Schriftsteller zu rühmen ist. Es fehlte überhaupt der ganzen Zeit an richtiger Einsicht in das Wesen des Romans als Kunstwerk, und man vermißt bei jedem Schritt, den man in der Betrachtung der Leistungen in dieser Dichtungsart machte, daß Lessing sie nicht auch in den Kreis seiner kritischen Studien gezogen hat, was um so mehr zu bedauern ist, als es bis jetzt noch Niemand mit Erfolg unternommen hat, das Wesen des Romans zu erörtern.

Eine eigenthümliche Erscheinung der Zeit sind die in Prosa abgefaßten epischen Gedichte, unter welchen mehrere zu den bedeutenderen Leistungen der Periode gehören. Den ersten Versuch in dieser Gattung machte Jak. Friedrich Lamprecht aus Hamburg (1704—1741), der auch in der von ihm herausgegebenen Wochenschrift „der Menschenfreund" (Hamb. 1738 f.) mehrere recht gut vorgetragene Erzählungen mittheilte. Seine „Tänzerinn" (Berlin 1741), die einige gute Stellen enthält, wurde Anfangs Resten zugeschrieben. In eben demselben Jahre schrieb Gottsched seine ziemlich ungesalzene Satyre „der deutsche Dichterkrieg" (3 Gesänge), welche er in die „Schwabe'schen Belustigungen des Verstandes und des Witzes" einrücken ließ. Bodmer, den er darin unter dem Namen „Merwod" als den Verderber des guten Geschmacks lächerlich zu machen gesucht hatte, rächte sich in dem schon erwähnten „Complot der herrschenden Poeten", welche eine fortgesetzte Parodie des „Dichterkriegs" ist. An sich unbedeutend und den übrigen Dichtungen des Verfassers weit nachstehend, ist die „Lagesiade, oder die Jagd ohne Jagd, ein scherzhaftes Heldengedicht in 4 Gesängen, in Prosa" von Friedr. Wilh. Zachariä (Lpz. 1757), und wurde von dem prosaischen Heldengedicht „Wilhelmine, oder der vermählte Pedant" von Moritz August von Thümmel weit übertroffen, welches zwar noch in diesem Zeitraum veröffentlicht wurde (Lpz. 1761), aber erst im folgenden besprochen werden kann, in welchem das Hauptwerk des Verfassers erschien. Auch das ernste Epos wurde in Prosa bearbeitet. Dahin gehört „Daniel in der Löwen-Grube. In sechs Gesängen" des Freiherrn Friedrich Karl von Moser (Flf. 1763). So wenig derselbe rücksichtlich der Erfindung und der Composition (es ist beinahe nur eine einfache Wiedererzählung der bekannten biblischen Geschichte), noch weniger wegen der Sprache gelobt zu werden verdient, welche hart, unbiegsam, hie und da sogar unbeholfen und unrichtig ist; so muß man dagegen anerkennen, daß er darin ein recht lebendiges und wahres Gemälde der Höfe entwirft, die er freilich aus eigener Anschauung nur zu gut kannte. In dem gutmüthigen, aber schwachen König Darius, der das Spiel- und Werkzeug selbstsüchtiger und abgefeimter Höflinge ist, hat Moser wohl nicht eine besondere Persönlichkeit seiner Zeit schildern wollen; der Charakter ist dazu viel zu wenig individuell gehalten; aber in den allgemeinen Zügen, die er von diesem König entwirft, mag man viele Fürsten jener Zeit zu erkennen geglaubt haben. Von größerem Werthe sind die in Prosa geschriebenen epischen Gedichte von Salomon Geßner, welche lange ein hohes Ansehen genossen; derselbe ist aber vorzüglich durch seine ebenfalls in Prosa geschriebenen Idyllen berühmt geworden. Wir werden auf beide Dichter zurückkommen. Daß auch Jac. Friedrich Schmidt und Heinr. Wilh. v. Gerstenberg mehrere Idyllen in Prosa geschrieben haben, ist schon oben (S. 561 u. 562) berichtet worden.

Schließlich erwähnen wir noch der Vollständigkeit wegen die in Prosa abgefaßten Schilderungen, deren jedoch keine irgend höheren Kunstwerth hat. Am glücklichsten hat sich Geßner in dieser Gattung versucht, während die „Schilderungen aus dem Reiche der Natur und Sittenlehre" von J. J. Dusch (4 Bde. Hamb. u. Lpz. 1757—60) schon wegen ihres dem Verfasser sonst gar nicht eigenen schwülstigen Stils unangenehm berühren. Von größerem Interesse ist „Hermnia, ein scherzhaftes Heldengedicht in 5 Gesängen, in Prosa mit untermischten Versen" von Fr. Wilh. Zachariä, in welchem er die Schilderung des Harzes in das Gewand einer abenteuerlichen Reisebeschreibung eingewebt hat. Doch kommt auch dieses Gedicht den komischen Epopöen des nämlichen Dichters nicht gleich, eben so wenig als die Schilderungen Gerstenbergs („Gyern", „der Abend", „der Taback"), welche er zuerst in den „Prosaischen Gedichten" (Altona 1759) bekannt machte, seine lyrischen Dichtungen an poetischem Werth erreichen.

Christian Ludwig Liscow.

Christian Ludwig Lisrow, geb. den 26. April 1701 zu Wittenburg im Großherzogthum Mecklenburg Schwerin, wo sein Vater Prediger war, erhielt seinen ersten Unterricht im älterlichen Hause, besuchte dann höchst wahrscheinlich das Gymnasium in Lübeck, von wo er im J. 1718 die Universität Rostock bezog, die er später mit Jena, wie nicht lange nachher diese mit Halle vertauschte. Anfangs studirte er wahrscheinlich Theologie, wendete sich dann aber zur Rechtswissenschaft, neben welcher er gründliche Studien in den alten und neuen Sprachen, so wie in andern allgemein bildenden Wissen-

C. Liscow

schaft[illegible]. Nach vollendeten liniversitätsjahren wurde er Privatlehrer in Lübeck, wo ihn Gottsched auf einer Durchreise kennen lernte. Als er diese Stadt im J. 1734 verließ, wurde er Privatsecretär bei dem Geheimerath von Claufenheim in Hamburg, wo auch sein Bruder Joachim Friedrich lebte, ein Studiengenosse und vertrauter Freund Hagedorns, zu welchem auch Christian Ludwig in freundschaftliche Beziehung trat. Ende 1735 ernannte ihn der Herzog Karl Leopold von Mecklenburg, der in Folge von Streitigkeiten mit den Ständen sein Land hatte verlassen müssen, zum Geh. Legationssecretär und sandte ihn 1736 nach Paris, um den dortigen Hof für seine Sache zu gewinnen. Da dieser aber kein rechtes Vertrauen zum Herzoge hatte, blieben die Bemühungen Liscows ohne Erfolg, und er kehrte 1737 nach Hamburg zurück, von wo er seine Entlassung einreichte, da der Herzog ihm nicht einmal die Reisekosten erstattet hatte. Nach einem längern Aufenthalt in Hamburg wurde er Privatsecretär des Klosterprobstes in Prentz und 1740 preußischer Legationssecretär bei dem Baron Danckelmann, der eben damals wegen der bevorstehenden Kaiserwahl als Gesandter nach Mainz geschickt wurde. Doch scheint er mit diesem in keinem besonders guten Verhältnisse gestanden zu haben, weshalb er 1741 als Privatsecretär in die Dienste des sächsischen Ministers Grafen von Brühl trat, der ihn bald darauf zum königl. Cabinetssecretär und 1745 zum Kriegsrath beförderte. Freimüthige und wohl auch satyrische Aeußerungen über den Grafen Brühl*), der Sachsen ins tiefste Verderben stürzte, zogen ihm Ende 1749 eine Untersuchung und Haft zu, aus welcher er am 18. Apr. 1750 unter Verlust von Amt und Besoldung entlassen wurde, worauf er sich auf das Gut Berg bei Eilenburg, welches seiner Frau gehörte, zurückzog, wo er am 30. Oct. 1760 starb.

Liscows literarische Thätigkeit fällt in die Jahre 1732—36, denn es ist wenigstens zweifelhaft, ob die erst im J. 1803 veröffentlichte Schrift „Ueber die Unnöthigkeit der guten Werke zur Seligkeit", welche er im J. 1730 geschrieben haben soll, wirklich von ihm herrührt. Es läßt sich freilich vermuthen, daß er in den zehn letzten Jahren seines Lebens, die er in der Entfernung von Geschäften zubrachte, nicht unthätig geblieben sein mag, und es sind Anzeichen vorhanden, daß er seine Muße zu schriftlichen Arbeiten benutzt habe, allein es sind diese entweder verloren gegangen oder, wie der Dichter Schubart erzählt, von einem zelotischen Geistlichen vernichtet worden**). Wie dem auch sei, so besitzen wir von ihm außer der Vorrede zu Heinekens Uebersetzung der Abhandlung des Longinus „Vom Erhabenen", welche er im J. 1742 verfaßte, nur diejenigen Werke, welche er selbst unter dem Titel „Sammlung satirischer und ernsthafter Schriften" (Ff. u. Lpz. 1739) herausgab, und diejenigen Schriften umfaßt, welche er in dem angegebenen vierjährigen Zeitraum verfaßt hatte. Mit Ausnahme einer einzigen sind es persönliche Satyren, welche gegen einen Magister Sievers aus Lübeck und den schon erwähnten Professor Philippi gerichtet waren, zwar an sich unbedeutende Persönlichkeiten, die jedoch zu ihrer Zeit ein gewisses Ansehen genossen und jedenfalls eine große Anzahl von Gelehrten und Schriftstellern, ja entschiedene Zeitrichtungen reräsentirten. Und weil Liscow mit Bewußtsein diese im Auge hatte, und er jene Personen und ihre literarische Thätigkeit nur benutzte, um einen Anhaltepunkt zu haben, so erhalten seine Satyren eine Bedeutsamkeit, die ihnen beim ersten Blicke abgeht, und sie würden gewiß noch heute mit Lust gelesen werden können, wenn sie nicht den Hauptmangel der Zeit, die allzugroße Breite, theilten. Denn sie sind voll Humor, Witz und trefflichen Einfällen, und die Ironie, mit welcher er z. B. das „Schreiben eines geehrten Samojeden über eine gefrorne Fensterscheibe" durchgeführt hat, ist wahrhaft köstlich: die pedantische Geehrsamkeit, die rein am Aeußern kleben bleibt, ist kaum irgendwo mit größerem Glücke verhöhnt worden, als in diesem trefflichen Stücke.

*) Wie alle witzigen Menschen, konnte Liscow einen glücklichen Witz nicht zurückhalten, und was er hierüber einmal sagt, mag wohl auf Erfahrung beruhen: „Es ist kein Kinderspiel mit einem verhaltenen Spaß. Er verursacht viele Quaal, und ein verhaltener Wind ist nicht so gefährlich. Es ist mir die Zeit meines Lebens nur ein einziges mal begegnet, daß ich einen Einfall hatte, der so ziemlich sinnreich war; aber ich mußte ihn bey mir behalten, und da weiß ich, wie mir zu Muthe gewesen. Ich wollte meinem ärgsten Feinde die Schmerzen nicht gönnen — — Die Einfälle brennen auf dem Herzen und Ennius soll schon zu seiner Zeit gesagt haben, daß ein weiser Mann eher Feuer im Maul halten, als einen sinnreichen Einfall verschweigen könnte." (Vortrefflichkeit der elenden Scribenten"; Schriften S. 513.)

**) Wenn dem bekannten Fr. Just. Riedel zu glauben ist, so würden auch Schriften aus früherer Zeit ungedruckt geblieben sein, z. B. „ein Heldengedicht auf Sievers, dem auf der Ganzel ein Unglück begegnet war".

Die beste und zugleich einflußreichste seiner Satyren ist aber unzweifelhaft „die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten gründlich erwiesen", aus welcher die tiefere Absicht auch seiner übrigen Schriften klar hervorgeht. Er hat es in allen vorzugsweise auf die Feinde des Lichts und der Aufklärung abgesehen, es ist die steife Orthodoxie und die Verketzerungssucht, es ist die Tyrannei des Geistes, gegen welche er seine Geißel schwingt, und die er schonungslos dem Hohne Preis gibt.

Liscow ist jedoch nicht bloß wegen des Inhalts und der Tragweite seiner Satyren bedeutend, er ist es auch rücksichtlich der Sprache, die für die Zeit, in welcher er schrieb, beinahe wunderbar genannt werden könnte. Nur die schon erwähnte Breite seiner Darstellung erinnert an seine Zeit, in allem Uebrigen steht er ganz allein da, und man würde bei irgend einem andern Schriftsteller den leichten, fließenden Satzbau, den klaren, scharfen, meistens gut gewählten Ausdruck vergeblich suchen, der seinen Schriften einen so hohen Werth gibt. Aber selbst die Breite seiner Darstellung ist, wie wir es schon früher einmal ausgesprochen haben, von ganz anderer Natur als bei seinen Zeitgenossen; bei diesen ist sie meistens eine Folge ihrer Gedankenarmuth, bei ihm fließt sie großen Theils aus der Fülle von Ideen, die in seinen Schriften nicht zu verkennen ist, theils aber auch aus dem Streben nach Klarheit und vollständiger Entwickelung der Gedanken.

Liscow war ohne Zweifel, wie alle, selbst die bedeutendsten Zeitgenossen, Anfangs ein Anhänger Gottscheds, mit welchem er auch in freundschaftlichen Beziehungen stand; allein er war zu geistreich und geschmackvoll, als daß er nicht endlich die vielen Mängel der Gottschedischen Ansichten hätte durchschauen sollen. Daß er an dem Streit zwischen den Leipzigern und Schweizern keinen Antheil nahm, läßt sich wohl zunächst daraus erklären, daß er seit 1736 in regem Geschäftsverkehr lebte, und vielleicht mag auch sein früheres Verhältniß zu Gottsched ihn von entschiedenem Auftreten abgehalten haben. Erst als dieser seinen Freund und Beschützer Heinecken wegen seiner Uebersetzung des Longin „Vom Erhabenen" öffentlich tadelte, sprach sich Liscow gegen ihn aus und nahm die Partei der Schweizer in der Vorrede zur zweiten Ausgabe jener Uebersetzung, welche zwar ohne seinen Namen erschien, in der man aber den geistreichen und einsichtsvollen Denker nicht verkennen kann.

Aus der „Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten".

Es ist gar zu bekannt, daß die Weisheit, wodurch die Welt regieret wird, sehr geringe sey. Parva est sapientia, qua regitur mundus. Es kömmt alles auf die Vorsehung an. Wir sehen, daß die klügsten Anschläge oft zurücke gehen, unvernünftige hergegen einen guten Fortgang haben, zum deutlichen Beweise, daß es wahr sey, was der Prediger sagt: „Daß zum Laufen nicht hilft schnell seyn, zum Streit hilft nicht stark seyn, zur Nahrung hilft nicht geschickt seyn, zum Reichthum hilft nicht klug seyn. Daß einer angenehm sey, hilft nicht, daß er ein Ding wohl könne, sondern alles liegt es an der Zeit und Glück." Die tägliche Erfahrung kann auch einen jeden überführen, daß auch die wichtigsten Geschäffte in der menschlichen Gesellschaft ohne Vernunft verrichtet werden können. Salomon sagt: daß der Unverstand unter den Gewaltigen sehr gemein sey, und von ihren vornehmsten Bedienten spricht ein heidnischer Poet: Rarus — — — sensus communis in illa Fortuna (Juvenalis, Sat. VII). Diese Regel hat unstreitig ihre Ausnahme: Aber so viel ist doch gewiß, daß nicht allemal die Klügsten am Ruder sitzen. Wir sind so gut, und glauben es. Ihre Gewalt, die äußerliche Pracht, und die ernsthaften und gravitätischen Gebehrden, wodurch sie sich ein Ansehen machen, prägen uns eine besondere Ehrerbietung ein, und verführen uns, sie für weise zu halten, weil sie groß sind; sollten wir aber diese Herren genauer kennen: so würden wir inne werden, daß ihre Klugheit an dem glücklichen Ausgange ihrer friedlichen und kriegerischen Verrichtungen den geringsten Antheil habe, und derselbe gutentheils dem Glücke zuzuschreiben sey. Es gereichet dieses den Großen dieser Welt so wenig zur Schande, daß man vielmehr daraus ihr Vertrauen auf Gott abnehmen, und es als den einzigen Beweis ihres Christenthums ansehen kann.

Können nun die Regenten, in Krieg- und Friedenszeiten, ihr Amt ohne Vernunft, mit Ruhm, führen: so können es die Gottesgelehrten noch weit füglicher thun; weil sie berufen sind, die Welt durch thörichte Predigten selig zu machen. Sie haben mit Geheimnissen zu thun, darinn sich die Vernunft nicht mischen muß, und predigen einen Glauben, dem dieselbe, ohne Ausnahme, zu gehorchen verbunden ist. Die Rechtsgelehrten und Advocaten gründen sich auf willkührliche Gesetze, und einen höchstunvernünftigen Schlendrian: sie brauchen also der Vernunft so wenig, als die Aerzte, die es in ihrer Kunst gemeiniglich auf eine zweifelhafte Erfahrung und auf ein ungewisses Glück ankommen lassen, Urin besehen, Recepte verschreiben, und zufrieden sind, wenn sie ihre Patienten, canonicamente, e con tutti gli ordini, zur Ruhe bringen. Die Weltweisen scheinen der Vernunft mehr benöthiget zu seyn: Allein sie haben sich, ohne Nachtheil ihrer Ehre, derselben doch allemal wenig bedienet. Cicero sagte schon zu seiner Zeit, es sey keine Thorheit zu erdenken, die nicht einer von denen Weltweisen behauptet habe: und heutiges Tages, da wir so schöne Compendia Philosophiae haben, müßte einer ein Narr seyn, wenn er ohne Noth seine Vernunft abnutzen wollte." Hat er nur soviel Gedächtniß, daß er eines dieser heilsamen Bücher auswendig lernen kann, und Mauls genug, wieder her zu beten, was er gelernet hat, so ist er geborgen.

Da man nun ohne Vernunft ganze Völker regieren, Länder erobern, Schlachten gewinnen, Seelen bekehren, Rechtshändel entscheiden, Pillen drechseln, Recepte verschreiben, und ein Weltweiser seyn kann: so möchte ich wohl wissen, warum es dann nicht erlaubt seyn sollte, ohne Vernunft ein Buch zu schreiben? Es wäre viel, wenn die Vernunft zu einer Sache von so weniger Wichtigkeit unentbehrlich seyn sollte, da man doch ohne dieselbe die größten Thaten verrichten kann. Ich glaube es nicht, und halte es für eine himmel-schreyende Unbilligkeit, daß man uns elenden Scribenten eine Last auflegen will, die niemand mit einem Finger anzurühren Lust hat.

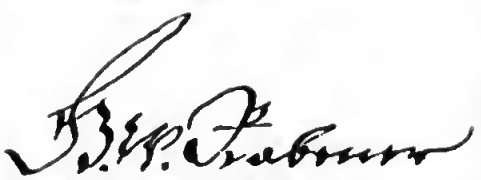
— — — — — — — — — — — — — —

Ein Bürger muß gehorchen, und ein Christ muß glauben. Wer seiner Vernunft nachhänget, der taugt zu beyden nicht. Gens qui jugent, sagt Montaigne, et contre collent leurs juges, ne s'y soumettent jamais duement. Combien ont mis loix de la Religion, et aux loix politiques, se trouvent plus dociles, et aisés à mener, les esprits simples et incurieux, que ces esprits surveillans, et pedagogues des causes divines et humaines? Wie viel Böses kann also die Vernunft in dem Staate und der Kirche nicht stiften? Wee über die Befehle der Obrigkeit grübelt, und sie vor den Richterstuhl seiner Vernunft stellet, muß sie nothwendig schlecht beobachten, wenn sie ihm unvernünftig scheinen. Daher entstehet dann ein Ungehorsam und eine Widerspenstigkeit gegen die Obrigkeit, die endlich zu einer offenbaren Rebellion ausschlagen und einen ganzen Staat umkehren kann. Man kann also sagen, daß die Vernunft die einzige Quelle aller Rebellio-

nen sey, und noch ist kein Rebelle gewesen, der nicht seinen Aufstand dadurch zu beschönigen gesuchet hätte, daß die Befehle seiner Obern ungerecht und folglich unvernünftig wären.

Wer sich zu klug dünket, seinen geistlichen Führern einfältiglich und blindlings zu folgen, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes, geräht auf Irrwege, und verfällt endlich in das abscheuliche Laster der Ketzerey. Und gesetzt, er verfällt soweit nicht, so ist doch auch der geringste Widerspruch einem Geistlichen verdrießlich, denn da diese ehrwürdigen Personen von der Wahrheit ihrer Lehren, und der Aufrichtigkeit und Unschuld ihrer Absichten überzeuget sind: so muß es sie nothwendig schmerzen, wenn man sie mit vernünftigen Einwürfen ängstiget, und alles, was sie sagen, meistert. Die Vernünftler thun dieses. Wie übel würden also unsere Lehrer nicht dran seyn, wenn alle ihre Zuhörer ihrer Vernunft zu vielen Willen ließen? Sie würden mit Furcht und Zittern die Canzel betreten, und ihr Amt mit Seufzen thun; welches uns doch nicht gut ist.

Gottlieb Wilhelm Rabener.



Gottlieb Wilhelm Rabener, geb. den 17. Sept. 1714 zu Wachau bei Leipzig, erhielt seinen ersten Unterricht im väterlichen Hause, und besuchte hierauf seit 1728 die Fürstenschule in Meißen, wo er mit Gärtner und Gellert den Freundschaftsbund schloß, den nur der Tod auflöste. Im J. 1734 bezog er die Universität Leipzig, um sich dem Studium der Rechte zu widmen, dem er mit dem größten Eifer oblag, ohne jedoch darüber die schönen Wissenschaften zu vernachlässigen, denen er auch später getreu blieb, als er öffentliche Anstellung erhielt. Als er 1741 zum Steuerrevisor des Leipziger Kreises ernannt worden war, nahm er eifrigen Antheil an dem unter Gottscheds Schutz von Schwabe herausgegebenen „Belustigungen des Verstandes und Witzes", und hierauf an den „Bremer Beiträgen", durch welche er auch zu den jüngern Mitarbeitern in freundschaftliche Beziehungen kam, während er sich später, als jene beinahe sämmtlich Leipzig verlassen hatten, vorzüglich an Weisse anschloß. Im J. 1753 wurde er als Ober-Steuersecretair nach Dresden berufen, wo er 1760 das Unglück hatte, daß bei der Belagerung sein Haus nebst allen seinen Habseligkeiten und seinen noch ungedruckten literarischen Arbeiten ein Raub der Flammen wurde. Nach geschlossenem Frieden ernannte ihn der Kurfürst zum Steuerrath, als welcher er am 22. März 1771 in Folge eines Steckflusses starb.

Wie Liscow, so schrieb auch Rabener ausschließlich Satyren; aber er steht in der Ausführung im vollsten Gegensatz zu seinem Vorgänger, denn er übrigens weder an Umfang des Talents, noch an Schärfe des Geistes, noch viel weniger an Kraft des Charakters gleich kam. Während nämlich Liscow seine Satyre zunächst gegen bestimmte Personen richtete, und in diesen die Gebrechen der Zeit geißelte, hielt sich Rabener von jeder persönlichen Beziehung fern, und wenn ihm doch hie und da bei der Schilderung dieser oder jener Thorheit eine besondere Persönlichkeit vorschweben mochte, so suchte er sie in seiner Darstellung so unkenntlich zu machen, als möglich. Noch mehr unterschied er sich von Liscow dadurch, daß er nur die Gebrechen des beschränkten bürgerlichen Lebens zum Gegenstande seiner Satyre machte, dagegen mit beinahe übertriebener Scheu vermied, auf die Gewaltigen im Staat und in der Kirche auch nur anzuspielen. Wie er über die Satyre, ihren Zweck und ihre Tragweite dachte, hat er in einer Abhandlung „Vom Misbrauch der Satyre" ausgesprochen, mit welcher er die Sammlung seiner Schriften (Lpz. 1751) eröffnete, und es ist gewiß bezeichnend für den furchtsamen Charakter des Mannes, daß er gerade diesen Gegenstand als Einleitung in seine Satyren wählte. Aber es war ihm seine Vorsicht in der That nicht zu verdenken, da er eben das Beispiel Liscows vor Augen hatte, und wie mächtig dieses auf ihn gewirkt haben muß, geht aus einem Briefe an Weisse hervor, in welchem er geradezu sagt: „Die Thoren aus den Palästen und den Antichambren (und im Vertrauen! es sind nicht die kleinsten) sind mir zu gefährlich." Uebrigens hatte er allerdings selbst schon bittere Erfahrungen gemacht; so erzählt er in der oben genannten Abhandlung, daß man trotz seiner Versicherungen unter den Gestalten seiner Satyren doch immer bestimmte Personen gesucht habe, und daß man im Voigtland auf Anstiften eines Pfarrers einen Prozeß gegen sein „Deutsches Wörterbuch" angehoben, weil es darin heiße, daß „der Eid ein Compliment sei, das man Gott mache" u. dgl. m., worin man „gottlose Lehren und Verführung zum Meineid erblickt habe".

Hat aber Rabener schon wegen seiner furchtsamen und beschränkten Auffassung der Satyre die Höhe derselben nicht erreicht, so sind seine Schriften doch keineswegs ohne Werth, und sie verdienen in keinem Falle die Geringschätzung, die man ihnen in neuer Zeit hat zu Theil werden lassen. „Gellert und Rabener", sagt Klinger, den man der Parteilichkeit nicht beschuldigen wird, „haben mehr zur Bildung des deutschen Volkes beigetragen, als unsere größ-

ten Genies, eben darum, weil sie keine Genies waren, und es auch nicht scheinen wollten. Was soll auch das Volk mit den Werken der Genies machen?" (Betrachtungen über Welt ꝛc. S. 226.) Und in der That, Rabeners Satyren waren durchaus zeitgemäß, so zeitgemäß als Gellerts Fabeln; sie haben gerade den Standpunkt eingenommen, den sie einnehmen mußten, wenn sie von nachhaltiger Wirkung sein sollten. Die weitere Entwickelung und geistige Bildung des deutschen Volks konnte, wie wir oben (S. 462) nachgewiesen haben, nur vom Mittelstande ausgehen; man mußte daher vor Allem auf diesen wirken, ihn aus der geistigen Gleichgültigkeit heben, in welcher er sich befand, seine Sitten veredeln, seine beschränkten Lebens- und Weltansichten erweitern und ihm namentlich zum Bewußtsein bringen, wie lächerlich das ganze gesellschaftliche Leben sei, das einerseits von steifem, geistlosem Pedantismus, andrerseits von äffischer Nachahmungssucht fremder Sitten und Moden beherrscht wurde. Dies stellte sich Rabener zur Aufgabe, und es ist eben so beschränkt, die Tüchtigkeit dieser Aufgabe verkennen zu wollen, als es ungerecht ist, abzuläugnen, daß er sie in höchst befriedigender Weise erfüllt habe. Man schlage nur seine Satyren auf, und man wird sich bald von der Richtigkeit unserer Auffassung überzeugen. Gleich Anfangs macht er die Sitte „der Glückwünschungsschreiben" und deren pedantische Abfassung lächerlich; in dem „Schreiben von vernünftiger Erlernung der Wissenschaften auf niedern Schulen" erhebt er seine Stimme gegen die hergebrachte Methode des Unterrichts, der sich auf eine geistlose Behandlung der alten Sprachen beschränkte, während die Muttersprache, Geographie, Geschichte u. s. w. ausgeschlossen waren. Die Philologen alten Schlags dienen ihm überhaupt öfters zur Zielscheibe seines Witzes, so in dem „Lebenslauf eines Märtyrers der Wahrheit" und in dem „Traum von den abgeschiedenen Seelen", der zudem eine recht ergötzliche Sammlung mannigfaltiger Charaktere enthält. Noch trostloser als der Unterricht an den öffentlichen Anstalten war die Erziehung der Kinder aus den höheren Klassen der Gesellschaft, des Adels und des wohlhabenderen Mittelstandes durch Hofmeister, welche selten auch nur die nothdürftigsten Eigenschaften hiezu besaßen. Diese traurigen Verhältnisse werden in dem „Schreiben eines von Adel" an einen Professor und der „Antwort des Professors" in ihrer ganzen Erbärmlichkeit geschildert, und es sind diese Briefe auch deshalb merkwürdig, weil Rabener in ihnen wagte, die Rohheit des damaligen Adels in lebendiger Weise zu zeichnen, während er sonst immer eine Art Ehrfurcht und Scheu gegen diesen bevorrechteten Stand an den Tag legt. Nicht weniger trefflich ist der kleine Roman, in welchem, wie es in dem Vorbericht heißt, „die Schleifwege zum geistlichen Schafstall" geschildert werden; und auch hier zeigt er eine ehrenwerthe Freimüthigkeit, so wie ferner in der Reihe von Briefen, in welchen er die Bestechlichkeit des Richterstandes geißelt. Alle diese Satyren mußten für ihre Zeit von der trefflichsten Wirkung sein. Die traurigen Zustände der damaligen Zeit hatten nämlich zum großen Theil ihren Grund in der politischen Stellung des Adels, der die Gerichtsbarkeit und das Recht besaß, Geistliche und Lehrer anzustellen, Rechte, die er bei seiner gränzenlosen Rohheit auf das Abscheulichste mißbrauchte. Es war immerhin ein kühner Griff Rabeners, diese Zustände in ihrer ganzen Erbärmlichkeit zu zeigen und seine Satyren, von denen wir leider des beschränkten Raums wegen nur eine der kleineren mittheilen können, haben gewiß viel dazu beigetragen, nicht bloß die öffentliche Meinung aufzuklären, sondern auch die Besserung der Zustände vorzubereiten. Meistens verspottet er jedoch die gewöhnlichen Thorheiten und Laster der Menschen, die Habsucht und den Geiz oder die Verschwendung, den Wucher, die Sittenlosigkeit, in welcher Gestalt sie sich auch zeigen möge, die Gefallsucht und ihre traurigen Folgen, und gerade in diesen allgemeinen Satyren entwickelt er eine Menge von guten Gedanken und Lebensregeln, die bei seinen Lesern nicht ohne Wirkung bleiben konnten. Unter diesen nennen wir besonders die Geschichte einer Spröden, die zuerst alle Freier abwies und später von ihnen wieder abgewiesen wird, eine Geschichte, die seitdem öfters nachgeahmt wurde.

Was die Form seiner Satyren betrifft, so zeigt er darin eine große Mannigfaltigkeit; bald sind es Briefe, bald Abhandlungen; bald ist es eine ironische Lobschrift, bald eine Trauerrede, bald ahmt er den Ton und die Weise einer alten Chronik nach, bald stellt er, wie Theophrast, und nach ihm der Franzose La Bruyere und Gellert eine Reihe von Charakteren zusammen, so in der „Todtenliste von Nicolaus Klimm" oder in dem schon erwähnten „Traum von den Beschäfftigungen der abgeschiedenen Seelen", bald gibt er seiner Satyre die Form eines Wörterbuchs, oder der Erklärung von Sprichwörtern, und es sind diese nebst den unmittelbar vorhin genannten diejenigen Satyren, in welchen er seine Zeit am lebhaftesten schildert. Dagegen ist er, wie schon Göthe bemerkt, in der Ausführung zu eintönig, indem er sich beinahe immer der directen Ironie bedient. Seine Sprache ist dagegen rein und correct, nicht ohne Leben und Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, obgleich auch oft breit und gedehnt.

Außer seinen Satyren besitzen wir noch eine Sammlung von „Freundschaftlichen Briefen", welche sein Freund Weisse nebst einer „Nachricht von seinem Leben und Schriften" nach seinem Tode herausgab (Lpz. 1772); unter denselben ist der „an den Cabinetssecretär Ferber in Warschau", in welchem er die angstvollen Tage während der Belagerung von Dresden, die Einäscherung seines Hauses und den Verlust seiner Manuscripte schildert, wegen des heiteren, ächt humoristischen Tons, aus welchem der tiefere Lebensernst klar hervorstrahlt, von jeher mit Recht als ein Meisterstück der Darstellung gepriesen worden.

Aus den „Satirischen Briefen".

1. Ein Oberster empfiehlt seinen Feldpreddiger zu einem Dorfpfarrer.

Lieber Herr Bruder.

Es ist mir recht lieb, daß dein Alter sich abgeführt hat. Das verdammte Schmälen hatte kein Ende. Ich weis nicht, ob die Leute sich einbilden, daß wir ihnen darum Amt und Brodt geben, daß sie uns alle Sonntage die bittersten Wahrheiten vorpredigen, und uns dem Teufel in den Rachen schieben sollen. Für die Bauern ist das gut genug, und wenn ich ein Bauer wäre, so lebte ich vielleicht auch fromm, weil ich sonst nichts zu thun hätte; aber für Männer von Stande, und für uns, die wir alle Landedelleute sind, sieht das andächtige Kopfhängen sehr albern aus. Wäre es nach deinem alten Murrkopfe gegangen, so würdest du ein ehrbarer frommer christlicher Bürger, und dem ganzen Adel lächerlich

geworden seyn. Was meinst du, Brüderchen, was ist rühmlichee, übee dee Postille, oder beim Deckelglase einzuschlafen? Laß die Pfaffen für uns beten, wir wollen für sie sausen. Jedee nach seinem Bernfe! Aber auf diese Art fahrt ihr dahin, wie das Vieh, sagte dein Alter. Gut! wer weis denn auch, obs wahr ist. Fahren wir, wie unsere Alten; so wollen wir auch leben, wie unsere Alten. Es waren doch beym Henker ganze Leute, die auf ihren alten Adel hielten. Ländlich, sittlich! Ein rechtschaffener Deutscher müßte sein Vaterland wenig lieben, wenn er deswegen nach Frankreich reisen wollte, daß er Wassee trinken ternte. Aber zum Hauptwerke zu kommen. Du brauchst einen neuen Pfarree. Ich will dir einen vorschlagen, das ist ein ganzer Keel. Er ist zehn Jahre als Feldpredigee bey meinem Regimente mit herumgelaufen, und er ist eecht, wie ich mir ihn wünsche. Er hat an mich geschrieben, und gebeten, dir ihn vorzuschlagen. Da, lies den Beief selbst. Ich verliere ihn ungern. Der ist recht nach deinem Herzen. Und wenn du gar nicht in die Kirche kämst, so wird ee nicht mucksen. Gieb ihm alle Wochen ein paarmal zu fressen, so ist er zahm, wie ein Lamm. Du wirst deine Freude mit ihm haben. Er säuft dich und deine hochadelichen Gäste alle unter den Tisch, und wenn er die schwarze Kutte ausgezogen hat, so flucht er, wie ein Corpoeal. Nimm ihn, Brüderchen, ich rathe dirs, es wird dich nicht geeenen. Gelernt hat er nichts; aber er predigt dir, der Henker hole mich, seinen Stiefel weg, daß es eine Art hat; und der Heuchlee steht so fromm da, als wenn er von der Canzel grn Himmel faheen wollte. Meine Cathrine kennte ihn recht gut leiden. Ich glaube gar, der Ketzee gieng mie manchmahl ins Gehege! Nun Brüderchen, wie gesagt, nimm ihn. Seinethalben magst du leben, wie du willst. Und wenn du heute zum Teufel fährst, so fährt er morgen nach. Es ist ein bravee Kerl. Grüße mir deine Menschee. Lebr wohl.

2. Bittschreiben des Feldpredigers an den Obersten wegen dieser Sache.

Gnädigster Herr Obrister.

Es ist beym Heren von *** eine austrägliche Pfarre offen, und ich möchte sie gern haben. Cathrinchen sagte, Sie wären ein guter Freund von ihm, und könnten mie leicht dazu helfen. Ich bin des wilde Leben überdrüßig, und möchte gern einmal meinen eignen Heerd, und meine eigne Frau haben. Haben Sie die Gnade, und sorgen Sie für mich. Ich habe gehört, daß der alte Pfarrer mit seinem Patrone in großer Feindschaft gelebt hat, aber die Schuld wae seine. Ich getraue mir brffee mit ihm auszukommrn. Ich kenne die Heeren schon. Wenn er mir giebt, was mie gehöet, so mag er leben, wie er will. Mit Schmälen und Predigen, halten Sie mirs zu Gnaden, macht man euch Hereen nicht frömmer. Sie sind zu vornehm, als daß Sie uns zu Gefallen fromm und christlich leben sollten. Und unter uns gesprochen, aus dem beständigen Polteen kömmt auch nicht viel heraus. Mit den Jahren ändert sichs so wohl. Es ist schlimm genug, wenn die Herren einmal bey Hofe sind, und ein paar Wochrn ehrbar thun müssen; sollen wie ihnen auch das Leben noch sauer machen, wenn sie sich beym Regimente oder auf ihren Güteen aufhalten? Ich kenne die Welt bessee. Sausen und Huren ist bey Herren von Ihrer Art und Erziehung nußer den Ahnen immer noch das einzige, womit Sie sich von uns bürgeelichem Pöbel unterscheiden. Halten Sie mie diesen Scherz zu Gnade; ich rede, wie ichs meine. Sie kennen mich schon. Mit einem Worte, gnädigster Herr Obrister, schaffen Sie mir die Pfarre, oder ich trinke, meine Seele! nicht ein Glas Wein mehr mit Ihnen. In dieser Hoffnung veeharre ich mit aller Hochachtung,

Gnädiger Here Obrister
Dere
zum Gebet und unterthänigst zu dienen
stets willigster
N. Feldprediger.

Salomon Geßner.

S. Geßner.

Wenn Rabener durch den Anblick der Gebrechen und Thorheiten der Menschen veranlaßt wurde, dieselben mit überlegenem Witz und Humor aufzugreifen und durch deren lebendige Darstellung auf deren Besserung hinzuarbeiten; so flüchtete sich dagegen der Dichter, von dem wir jetzt zu sprechen haben, aus dem Treiben der Gegenwart in eine selbstgeschaffene, ideale Welt, welche durch ihren Gegensatz zur gemeinen Wirklichkeit eine ähnliche Wirkung hervorbringen sollte, wie die Satiren Rabeners, wenn auch auf anderm Wege und durch ganz verschiedene Mittel. Der Eine machte die Thorheiten der Zeit lächerlich und stellte sie in ihrer Verächtlichkeit dar, um von ihnen abzuwenden; der Andere schilderte eine Welt voll Unschuld und Reinheit, er malte das innere Glück, das Unschuld und Reinheit des Gemüths stets begleitet, um das Verlangen nach einer solchen Welt und einem solchen Leben zu erwecken.

Salomon Geßner, geb. in Zürich den 1. Apr. 1730, wurde von seinen Eltern und Lehrern lange Zeit für talent- und geistlos gehalten, und man gewann erst später eine günstigere Meinung von ihm, als er einem Landpfarrer anvertraut wurde, der die schlummernden Gaben des Knaben zu wecken verstand. Als er nach einer zweijährigen Abwesenheit in das väterliche Haus zurückkehrte, war sein Geist so entwickelt und er hatte einen solchen Reichthum an Kenntnissen erworben, daß ihn die vorzüglichsten Gelehrten seiner Vaterstadt ihres Umgangs würdigten und er aus demselben den vielfältigsten Nutzen zog. Im J. 1749 schickte ihn sein Vater, ein angesehener Buchhändler Zürichs, nach Berlin, um die

Buchhandlung zu erlernen; aber diese Beschäftigung wurde ihm bald so verhaßt, daß er seinen Platz verließ, um sich ganz der Kunst zu widmen, für welche er schon auf der Schule große Liebe und Anlagen gezeigt hatte; und als seine Eltern ihn durch Entziehung des nöthigen Geldes zur Rückkehr in das Geschäft zwingen wollten, war er schon entschlossen, nach Holland zu gehen, um sich dort von der Kunst zu nähren. Doch so weit ließen es seine Eltern nicht kommen; er erhielt Geld nebst der Erlaubniß, in Berlin zu bleiben und diesen Aufenthalt nach Gutdünken zu benutzen. Um diese Zeit wurde er mit Ramler bekannt, dem er seine poetischen Versuche vorlegte. Dieser erkannte das Talent des Jünglings, rieth ihm jedoch an, da er bemerkte, welche Schwierigkeit ihm die Bildung harmonischer Verse verursachte, seine Dichtungen in wohlgebildeter Prosa abzufassen. Er kehrte im J. 1751 über Hamburg, wo er mit Hagedorn bekannt wurde, in die Heimat zurück, wo er sich zuerst ausschließlich mit der Dichtkunst beschäftigte, und erst als er in seinem 30. Jahre geheirathet hatte, fing er an, sich der Landschaftsmalerei zu widmen, um durch die Kunst sich und seiner Familie ein anständiges Auskommen zu sichern, was ihm auch in hohem Grade gelang, da seine Landschaften wegen ihrer Vortrefflichkeit bald allgemein gesucht wurden. Später übernahm er die Buchhandlung seines Vaters, doch überließ er die eigentliche Geschäftsführung den andern Antheilhabern der Handlung. Seine Vaterstadt ehrte ihn dadurch, daß sie ihn zum Mitglied des täglichen Raths und dann auch zum Oberaufseher über die Hoch- und Frohnwälder des Kantons wählte. Er starb in Folge eines Schlagflusses den 2. März 1787.

Wie man in Gleim einen deutschen Tyrtäus oder einen Anakreon, in Klopstock einen Homer, in der Karschin eine Sappho erblickte, so nannte man auch Geßner den deutschen Theokrit, den man dem griechischen wenigstens gleichstellte, und wie bei jenen, so hatte man auch bei ihm Unrecht; aber nicht weniger Unrecht hatten spätere Kritiker, welche, bei der Vergleichung beharrend, den liebenswürdigen Dichter eben so sehr und unverdient herabsetzten, als er bei Erscheinen seiner Schriften gepriesen worden war. Geßner war kein Theokrit und wollte keiner sein; jede Beurtheilung seiner Dichtungen, die von einer solchen Zusammenstellung ausgeht, muß daher falsch und ungerecht sein. Geßner hat zwar seine Schöpfungen nach dem Vorbild des Theokrit Idyllen genannt, aber es sind doch keine Idyllen im Sinne des griechischen Dichters: er hat vielmehr eine ihm eigenthümliche Gattung geschaffen, und es kann sich bei ihrer Beurtheilung nur darum handeln, ob sie an sich den Anforderungen der Kunst, nicht aber, ob sie auch dem Wesen der griechischen Idylle entspricht. In dieser bildet die Handlung den Mittelpunkt des Gedichts, wenn sie auch noch so einfach ist, was bei den dargestellten Personen nicht anders sein konnte; bei Geßner ist die Handlung nur Nebensache: seine Idyllen sind in der That nur Gemälde, in denen sogar oft die Schilderung der Natur und ihrer mannigfaltigen Erscheinungen die Hauptsache zu sein scheint. Es ist daher auch nicht zufällig, daß seine ersten Versuche reine Naturgemälde waren, z. B. „die Nacht", die Gegend im Gras" (1), „der Wunsch", „der Frühling" u. s. w. Geßner ist zwar durch seine Dichtungen früher, als durch seine Gemälde berühmt geworden, aber es zeigte sich schon in seinen Gedichten, daß er vorzugsweise zum Maler berufen war. Daher stellt er auch in denselben nicht sowohl Handlungen, als Zustände dar, und selbst da, wo er Handlungen darstellt, haben diese nur zum Zwecke, die inneren Zustände und Stimmungen seiner Personen lebendiger hervortreten zu lassen. Er steht mit Einem Worte in seinen Idyllen gerade auf der Gränzscheide zwischen der Malerei und der Dichtkunst, aber er hat die feine Scheidelinie mit sicherem Gefühl getroffen, so daß er namentlich niemals, wie etwa später Matthissen, bloß einzelne Naturschilderungen an einander anreiht. Und wie in seinen Gemälden die Landschaft den Mittelpunkt bildet, und er Menschen und Thiere nur deshalb in dieselbe aufgenommen hat, um den besondern Charakter der Naturerscheinungen desto lebendiger hervortreten zu lassen; so hat er mit seinem Gefühl seine Idyllen in umgekehrtem Verhältniß behandelt: die Menschen bilden den Mittelpunkt des Gemäldes, und die sie umgebende Natur entspricht dem besondern Charakter der Personen, ihrer Stimmungen und Zustände. Eine solche Auffassung der Idylle konnte freilich keine große Mannigfaltigkeit der Charaktere und Situationen gewähren; aber doch weiß er seine Personen in mannigfaltige Verhältnisse zu bringen und ihrem Charakter mannigfaltige Abstufungen zu geben, die er bald in der Leidenschaft, bald in dem Verstande, bald in dem Geschlechte und bald in dem Alter findet, und dies Alles weiß er durch ganz bestimmte, wohl erdachte Züge hervorzuheben. Und in so fern sind seine Idyllen wahre Meisterstücke, welche in sich selbst die vollkommenste Berechtigung tragen; und es ist eben so unzulässig, sie mit Theokrit oder Homer zusammenstellen, als es ungerecht wäre, ein Stillleben irgend eines niederländischen Malers mit einer Madonna von Raphael vergleichen zu wollen. Geßners Idyllen sind um so mehr als Kunstwerke zu betrachten, als er zugleich eine Sprache geschaffen hat, die bei ihrer lieblichen Einfachheit, ihrem natürlichen Wohllaut und ihrer Anmuth den Zuständen und Charakteren seiner Personen und den lieblichen Naturgemälden auf das Vollständigste entspricht, eine Sprache, die sich so harmonisch bewegt, daß es uns kaum auffällt, wenn selbst Lieder und Wechselgesänge in dieser prosaischen Form gegeben werden.

Bei allen diesen Vorzügen haben die Geßnerschen Idyllen einen allerdings sehr wesentlichen Mangel, der ihnen viel von ihrer Vortrefflichkeit raubt: es ist der, daß er die Personen und deren Zustände nicht dem wirklichen Leben entnommen, sondern sich eine eigene Welt geschaffen hat, die aller realen Wahrheit entbehrt, statt daß er, wie z. B. später der treffliche Hebel, das wirkliche Leben in künstlerischer Weise idealisirt hätte. So schön und wahr seine Naturschilderungen sind, so sehr entbehren seine Personen der Naturwahrheit, nicht zwar im Einzelnen, wie schon oben bemerkt worden ist, da wir vielmehr oft Gelegenheit haben, seine feine Beobachtung zu bewundern*), aber in der Gesammtauffassung, da er allen Charakteren eine gewisse,

*) z. B. wenn er im „Thyrsis" von der Chloe erzählt: „Und schamhaft, auch da, wo sie keinen Zeugen vermuthet, hielt sie mit der Hand das Gewand über den jungen Busen fest, denn ihn würde der Wind in seinem Spiel entblößet haben."

wir möchten beinahe sagen, krankhafte Sentimentalität aufgeprägt hat, die am wenigsten den Naturmenschen entspricht, die er darstellen wollte.

Geßner hat sich auch in einigen größeren Gedichten versucht, aber sie stehen, wenn auch einzelne vortreffliche Stellen erfreuen, den „Idyllen" weit nach. Es wird der Mangel an fortschreitender Handlung bei denselben noch fühlbarer; es fehlt ihnen zudem an Einheit und an einem auf innere Nothwendigkeit beruhenden Zusammenhange. Zu dem ersten, dem „Daphnis" (Zürich 1754), war er durch den lieblichen griechischen Roman „Daphnis und Chloe" von Longus angeregt worden, dem er jedoch nur die Form, nicht aber auch die lebenswarme und naturgetreue Darstellung entnahm. „Der Tod Abels" (Zürich 1758) ist im Plane ganz verfehlt; die Handlung ist eigentlich schon im ersten Gesange vollendet, denn er erzählt den Haß Kains und dessen Versöhnung mit seinem Bruder. Der zweite Gesang enthält eine Episode, die an sich nicht in nothwendigem Zusammenhange mit dem Ganzen steht, und zudem viel zu lang ist, da sie den fünften Theil des Gedichts bildet; im dritten Gesang beginnt eine neue Handlung, welche im vierten mit dem Tode Abels endigt, und so erscheint auch der fünfte Gesang, welcher die Beerdigung Abels erzählt, als ein überflüssiger Zusatz. Die Charaktere sind ohne innere und äußere Wahrheit, und es ist auch hier nur Einzelnes, darunter schöne Schilderungen, werthvoll. Von den größeren Stücken ist das kleinste „Der erste Schiffer in zwey Gesängen" (Zür. 1762) das bedeutendste. Schon die Erfindung ist anmuthig. Ein kleines Vorgebirge, auf welchem Mylon lebte, wird durch eine große Fluth von dem übrigen Lande abgerissen. Bald darauf stirbt er, sein Weib Semira mit einer noch kleinen Tochter Melida hinterlassend. Semira zog ihr Töchterchen in dem Glauben auf, als ob es außer ihnen keine Menschen gäbe; aber die Beobachtung der Pflanzen- und Thierwelt hatte die heranreifende Jungfrau mit einem ihr unerklärlichen, die Mutter beängstigenden Sehnen nach andern Geschöpfen ihres Gleichen erfüllt, das sich ungeachtet aller Vorstellungen und Betheuerungen Semiras immer mächtiger entwickelte. Auf dem festen Lande, der Insel gegenüber, lebte ein Jüngling, der von seinem Vater die Geschichte der Ueberschwemmung und das Schicksal des Mylon hatte erzählen hören. Man hatte ihm oft von der außerordentlichen Schönheit der kleinen Melida gesprochen. Das Mitleid mit den Unglücklichen und der Eindruck, den die Schilderung von der Schönheit des Mädchens auf ihn gemacht hatte, erweckte in ihm die Sehnsucht, jenen Hülfe zu bringen; ein ausgehöhlter Baumstamm, den er zufällig auf dem Wasser erblickte, zeigte ihm das Mittel. Er vertraute sich ihm an. Amor selbst geleitete sein gebrechliches Fahrzeug, das die Insel glücklich erreichte; Melida aber sah, daß ihre Mutter und nicht ihr dunkles Sehnen sie getäuscht habe. Wie die Erfindung, so ist die Ausführung des kleinen Romans durchaus gelungen; die Charaktere sind vortrefflich entwickelt, und sind voll naiver Wahrheit.

1. Die Gegend im Gras.

Du hoher schwarzer Tannenhain! der du die pfeilgeraden röthlichen Stämme dicht und hoch durch deinen dunkeln Schatten emporhebest! hohe schlanke Eichen! und du Fluß! der du mit blendendem Silberglanz hinter jenen grauen Bergen hervorrauschest, nicht euch will ich izt fe-

ben; izt sey das Gras um mich her meine Gegend. Diese bewundernswürdige Welt im Kleinen, von unendlich mannigfaltiger Schönheit — unendliche Arten Gewächse, Millionen verschiedne Bewohner, theils fliegen von Blumen zu Blumen, theils kriechen und laufen umher, in Labyrinthen des Grases, unendlich mannigfaltig an Bildung und Schönheit, find't jeder hier seine Nahrung, jeder seine Freuden, Mitbürger dieser Oede, jeder in seiner Art vollkommen und gut. Wie sanft rieselst du vorüber, kleine Quelle! durch die Wasserkressen und durch die Bachbungen, die ihre blauen Blumen emportragen, du schwingest kleine funkelnde Ringe um ihre Stämme her, und machest sie wanken, von beyden Ufern steht das fette Gras mit Blumen vermischet; sie biegen sich herüber, und dein klares Wasser fließt durch ihr buntes Gewölb, und glänzet im vielfarbigten Wiederschein. Ich will izt durch den kleinen Hain des wankenden Grases hingehn; wie glänzet das mannigfaltige Grün, von der Sonne beschienen! Sie streuen schwebende Schatten eins auf das andere hin; schlanke Kräuter durchirren das Gras mit zarten Aesten und mannigfaltigem Laub, oder sie steigen darüber empor, und tragen rankende Blumen. Aber du blaue Viole! du Bild des Weilen, du stehst bescheiden niedrig im Gras, und streust Gerüche umher, indeß daß geruchlose Blumen hoch über das Gras sich erheben, und prahlerisch winken. Fliegende Würmchen verfolgen sich unten im Gras; bald verliert sie mein Aug' im grünen Schatten, dann schwärmen sie wiedrr im Sonnenschein, oder sie fliegen zu Schaaren empor, und tanzen höher in der glänzenden Luft.

Welch eine bunte Blume wieget sich dort an der Quelle! so schön und glänzend von Farbe — doch nein! angenehmer Betrug! ein Schmetterling flieget empor, und läßt das wankende Gräschen zurück. Izt rauschet ein Würmchen, schwarz beharnischt auf glänzend rothen Flügeln vorbey, und setzt sich (zu seinem Gattrn vielleicht) auf die nahe Glockenblume. Rauscht sanft, du rieselnde Quelle! Erschüttert nicht die Blumen und das Gras, ihr Zephir'! Trüg' ich mich, oder hör' ich den zartesten Gesang? Ja sie singen, aber unser Ohr ist zu stumpf, das feine Concert zu vernehmen, so wie unser Auge, die zarten Züge der Bildung zu sehn. Was für ein liebliches Summen schwärmt um mich her? Waeum wanken dir Blumen so? Ein Schwaem kleiner Bienen ist's, sie fliegen geschäftig aus, von ihrer fernen Wohnstatt, und zerstreuten sich auf den Fluren und in den fernen Gärten, ansmerksam wählend sammelten sie dir gelbe Beute, und kehren zurück, ihren Staat zu mehren, jede mit dem gleichen Bestreben; da ist kein müßiger Bürger; sie schwärmen umher, von Blume zu Blume, und niederegen nachsuchend die kleinen haarichten Häupter in den Kelchen der Blumen, oder sie graben sich mühsam hinein, in dir noch nicht offenen Blumen; die Blume schließet sich wieder, und verbirgt den kleinen Räuber, der die Schätze ihr raubt, die sie vielleicht erst morgen der kommenden Sonne und dem glänzenden Thau entfaltet hätte.

Dort auf die hohe Kleeblume setzt sich ein kleiner Schmetterling; er schwingt seine bunten Flügel; auf ihrem glänzenden Silber stehn kleine purpurne Flecken, und ein goldner Saum verliert sich am Ende der Flügel ins Grüne, da sitzt er prächtig, und putzt den kleinen Busch der silbernen Federn auf seinem kleinen Haupt. Schöner Schmetterling! biege die Blume zum Bach hin, und sieh' da deine schöne Gestalt; dann gleichest du der schönen Belinde, die beym Spiegel vergißt, daß sie mehr als Schmetterling seyn sollte; ihr Kleid ist nicht so schön wie deine Flügel, aber gedankenlos ist sie wie du.

Was für ein wildes Spiel hebt ihr izt an, kleine Zephire? Sich haschend wälzen sie sich durch das Gras hin, wie ein sanfter Wind auf einem Teich Wellen vor sich her jagt, so durchwühlen sie das rauschende Gras; die kleinen bunten Bewohner fliegen empor, und sehen in die Verwüstung hinunter; izt ruhen sie wieder, die Zephire, und das Gras und die Blumen winken sie freundlich zurück.

Aber, o könnt' ich mich izt verbergen! bedecket mich, ihr Blumen. Dort geht der junge Hyacinthus vorüber, im ſchönen goldnen Kleid; er eilt durchs verächtliche Gras neben der Natur hin und pfeift, ſie mag ihn anlächeln, für ihn iſt das eine zu alte Schöne; er eilt zu Fräulein Henrietten, wo die ſchöne Welt beym Spieltiſche ſich ſammelt; da wird ſein Kleid Augen von feinerm Geſchmack beſſer entzücken, als ein glühendes Abendroth. Wie wird er lachen, wenn er mich ſieht, fern von der feinen Welt bey den Würmern im Graſe kriechen. Aber verzeihen ſie, Hyacinthus! wenn ich ſo dumm bin, ihrem ſchönen Gang und dem Glanz ihres Kleides nicht nachzuſehn; denn hier an dieſem Gräschen läuft ein Würmchen empor; ſeine Flügel ſind grünlichtes Gold, und wechſeln reichig die hellen Farben des Regenbogens. Verzeihen ſie, Hyacinthus! verzeihen ſie der Natur, die einem Wurm ein ſchöner Kleid gab, als die feineſte Kunſt ihnen nicht liefern kann.

O wie ſchön biſt du, Natur! in deiner kleinſten Verzierung, wie ſchön! Die reinſten Freuden miſſet der, der unabläſſig deine Schönheiten vorübergeht, deſſen Gemüth, durch tobende Leidenſchaften und falſche Freuden verderbt, der reinſten Freuden unfähig iſt. Selig iſt der, deſſen Seele durch keine trüben Gedanken verfinſtert, durch keine Vorwürfe verfolgt, jeden Eindruck deiner Schönheiten empfindet. Wo andre mit eckler Unempfindlichkeit vorübergehn, da lächeln mannigfaltige Freuden um ihn her. Ihm ſchmückt ſich die ganze ſchöne Natur; alle ſeine Sinne finden immer unendliche Quellen von Freude, auf jedem Fußſteig, wo er wandelt, in jedem Schatten, in dem er ruhet, ſanfte Entzückungen ſprudeln aus jeder Quelle, duften aus jeder Blum' ihm zu, ertönen und lispeln ihm aus jedem Gebüſche. Kein Eckel verdirbt ihm die immer neuen Freuden, die die Schönheiten der Natur in endloſer Mannigfaltigkeit ihm anbieten. Auch in der kleinſten Verzierung unendlich mannigfaltig und ſchön, jedes zum beſten Endzweck in allen ſeinen Verhältniſſen ſchön und gut. Selig, o ſelig! wer aus dieſen unerſchöpflichen Quellen ſeine unſchuldigen Vergnügen ſchöpft; heiter iſt ſein Gemüthe, wie der ſchönſte Feublingstag; ſanft und rein jede ſeiner Empfindungen, wie die Zephir', die mit Blumengerüchen ihn umſchweben.

2. Amyntas.

Bey frühem Morgen kam der arme Amyntas aus dem dichten Hain, das Beil in ſeiner Rechten. Ee hatte ſich Stäbe geſchnitten zu einem Zaun, und trug ihre Laſt gekrümmt auf der Schulter. Da ſah' er einen jungen Eichbaum neben einem hinrauſchenden Bach; und der Bach hatte wild ſeine Wurzeln von der Erd' entblöſſet; und der Baum ſtund da, traueig und drohte zu ſinken. „Schade!" ſprach er, „ſelltest du Baum in dieß wilde Waſſer ſtüezen; nein, dein Wipfel ſoll nicht zum Spiel ſeiner Wellen hingeworfen ſeyn!" Izt nahm er die ſchweren Stäbe von der Schultee. „Ich kann mir andre Stäbe holen," ſprach er, und hub on, einen ſtarken Damm vor den Baum hinzubauen, und grub friſche Erde. Izt war der Damm gebaut, und die entblößten Wurzeln mit friſcher Erde bedeckt; dann nahm er ſein Beil auf die Schulter, und lächelte noch einmal, zufrieden mit ſeiner Arbeit, in den Schatten des geretteten Baumes hin, und wollte in den Hain zurück, um andre Stäbe zu holen. Aber die Dryas rief ihm mit lieblicher Stimme aus der Eiche zu: „Sollt' ich unbelohnet dich weglaſſen, gütiger Hirt? Sage mir's, was wünſcheſt du zur Belohnung? Ich weiß, daß du arm biſt, und nur fünf Schaafe zur Weide führeſt." „O! wenn du mir zu bitten vergönneſt, Nymphe!" ſo ſprach der arme Hirt: „Mein Nachbar Palemon iſt ſeit der Erndte ſchon krank; laß ihn geſund werden!"

So bat der Redliche; und Palemon ward geſund. Aber Amyntas ſah' den mächtigen Segen in ſeiner Heerde und bey ſeinen Bäumen und Früchten, und ward ein reicher Hirt; denn die Götter laſſen die Redlichen nicht ungeſegnet.

3. Myron.

Von Miletus kamen wir, Milon und ich, Apollon unſer Opfer zu bringen. Schon ſahn wir von Ferne den Hügel, wo der Tempel auf glänzenden Säulen aus dem Lorbeerhain hoch in die blaue Luft emporſteht, und weiter hinaus flimmerte, dem Auge endlos, die Ausſicht ins Meer. Mittag war's, und der Sand brannte unſre Sohlen, und die Sonne den Scheitel; ſo gerade ſtund ſie über uns, daß die Locken an der Stirne ihre Schatten das ganze Geſicht herunterwarfen. Die Eidere ſchlich lechzend im Farrenkraut am Weg, und die Grille und die Heuſchrecke zwitſcherten unter dem Schatten der Blätter im geſengeten Graſe. Bey jedem Tritt flog heißer Staub auf, und brannte die Augen, und ſaß auf den gedörreten Lippen. So giengen wir ſchmachtend: Aber wir verlängerten die Schritte, denn voe uns ſahn wir am Wege dicht emporſtehende Bäume; ſchwarz war der Schatten unter ihnen wie Nacht. Mit ſchauerndem Entzücken traten wir da in die lieblichſte Kühlung. Entzückender Ort, der ſo plötzlich mit jeder Erquickung uns übergoß! Die Bäume umkränzten ein großes Bett, worein die reinſte, die kühleſte Quelle ſich ergoß. Die Aeſte hiengen ringsum zu ihr herunter, mit reifen Aepfeln und Birnen behangen, und zwiſchen den Stämmen der Bäume ſtatteten feuchtbare Geſträuche, Kronſelbeeren und Brombeeren, und die Erbſelſtaude. Aber die Quelle rauſchte aus dem Fuß eines Grabmals hervor, das Geisblatt und die ſchlanke Winde, und ſchleichender Epheu umwanden. „Götter!" ſo rief ich, „wie lieblich iſt dieſer Ort der Erquickung! Heilig und geſegnet ſey mir, der dieſe Schatten ſo gutthätig gepflanzt hat; vielleicht ruht ſeine Aſche hier." „Hier", ſprach Milon, „hier an der Vorderſeite des Grabmahls ſehe ich, unter den Ranken von Geisblatt, eingegrabene Züge; vielleicht ſagen uns die, wer er iſt, der ſo für des Wanderers Erfriſchung ſorgt." Und izt hob er die Ranken mit ſeinem Stab, und las:

„Hier ruhet die Aſche des Myron! Gutthätigkeit war ſein ganzes Leben. Lange nach ſeinem Tode wollt' er noch Gutes thun, und leitete dieſe Quelle hieher, und pflanzt' dieſe Bäume."

„Geſegnet ſey deine Aſche, du Redlicher!" ſo ſprach ich; geſegnet die Deinen, die du zurückließeſt!" Und da kam jemand unter den Bäumen hervor; ein ſchönes Weib war's, von ſchlanker Geſtalt und edlem Anſehn. Einen Waſſerkrug trug ſie am Arm, und ſo kam ſie zu der Quelle. „Seyd mir geſegnet in dieſen Schatten," ſo redete ſie mit holder Freundlichkeit; „ihr ſeyd Fremde, vielleicht, vielleicht hat ein zu weiter Weg bey der Sonnenhitze euch ermüdet. Sagt, kann zu eurer Erfriſchung noch etwas euch dienen, als was ihr hier findet?"

„Sey uns geſegnet," ſo erwiederten wir, „gutthätiges Weib!" wir bedürfen keiner andern Erfriſchung; ſüß hat uns dieſe Quelle, ſüß dieſe Früchte und dieſer Schatten erquickt. Ehrfurcht erfüllt uns für den Redlichen, deſſen Aſche hier ruhet, der ſo für die Bedürfniſſe des Wanderers ſorgte. Du biſt von dieſer Gegend, du kannteſt den Mann; ſag' uns, indeß dieſer heilige Schatten uns kühlt, ſag' uns, wer er war?"

Izt ſtellte die Frau ihren Waſſerkrug auf den Fuß des Grabmahls, lehnte ſich drauf, und ſprach mit freundlichem Lächeln:

„Myron, ſo hieß er, der die Götter ehrte; deſſen ſüßeſte Wolluſt war, andern Gutes zu thun. In dieſer ganzen Gegend wird kein Hirt ſeyn, der nicht mit Freundſchaft und Dankbarkeit ſein Andenken ehrt; keiner, der nicht Geſchichten ſeiner Redlichkeit und ſeiner Güte mit Freudenthränen erzählt. Ich ſelbſt, ich dank's ihm, daß ich das glücklichſte Weib bin" — hier glänzten Thränen in ihren Augen — „das Weib ſeines Sohns. — Mein Vater war geſtorben; in kummervoller Armuth ließ er ein redliches Weib und mich zurück. In häuslicher Stille, von unſrer Arbeit und frommer Gutthätigkeit genähret, lebten wir, und Tugend und Frömmigkeit war unſre ein-

ziger Reichthum. Zwey Ziegen gaben uns ihre Milch, und ein kleiner Baumgarten seine Früchte. Nicht lange lebten wir in dieser Ruhe; nach meine Mutter starb, und hinterließ mich trostloses Kind. Aber Myeon nahm mich in sein Haus, und übergab mir häusliche Geschäfte, und war mehr mein Vater als mein Herr. Sein Sohn, der beste und schönste Hirt der ganzen Gegend, sah meine redliche Geschäftigkeit, und meine aufmerksame Sorge meines Glücks werth zu seyn; er sah' es und liebte mich, und sagt' es mir, daß er mich liebte. Was in meinem Herzen ich empfand, wollt' ich mir selbst nicht gestehn. O Damon, Damon! vergiß deine Liebe! Ich armes Mädchen bin glücklich genug, die Dienstmagd deines Hauses zu seyn. So sieht' ich ihn immer; aber er vergaß seine Liebe nicht. Eines Morgens war ich eben im Vorhaus beschäftigt, die Wolle der Heerde zur Arbeit zu rüsten; da trat Myeon herein, und setzte sich neben mir an die Morgensonne. Lange sah' er mit freundlichem Lächeln mich an: „Kind!" so sprach er izt, „deine Frömmigkeit, deine Geschäftigkeit, dein ganzes Betragen gefallen mir so wohl, du bist das beste Kind, und ich will, geben die Götter das Gedeihen! ich will dich glücklich sehn." „Könnt' ich, mein bester Herr! könnt' ich glücklicher seyn, als wenn ich deiner Gutthaten würdig bin?" So antwortete ich, und Thränen der Dankbarkeit flossen von meinen Augen. „Kind!" sprach er, „ich möchte das Andenken deines Vaters und deiner Mutter ehren; ich möcht' in meinem Alter meinen Sohn und dich glücklich sehn. Er liebt dich; kannst du, sage mir's, kannst du durch seine Liebe glücklich seyn?" Izt entsank die Arbeit meiner Hand; zitternd, erröthend stund ich vor ihm. Er nahm meine Hand; „und konnst du", so sagt er, „kannst du durch seine Liebe glücklich seyn?" Ich fiel nur ihm nieder, drückte im stummen Entzücken seine Hand an mein bethränktes Gesicht; und von selbigem Tag an bin ich das glücklichste Weib." Izt trocknete sie ihre Augen. „Das war der Mann, der hier ruhet," so fuhr sie fort: „Aber wie er diese Laube hieher geleitet und diese Schatten gepflanzt hat, das wünscht ihr noch zu wissen, und ich will's euch erzählen:

Gegen das Ende seines Lebens gieng er oft, und setzte sich hier an der Straße, grüßte freundlich den Wandrer, und bot dem Armen und dem Müden Erquickung. „Wie, wenn ich einen kühlen Schatten von genehmbaren Bäumen hier pflanzte, und eine kühle Quelle in diesen Schatten leitete? Weither ist keine Quelle und kein Schatten; so erquick' ich, wenn ich lange nicht mehr bin, den Müden, und den, der an der Sonnenhitze schmachtet." So sprach er, und ließ vom Feld her die kühleste Laube treiben, und pflanzte fruchtbare Bäume umher, die früher und später reifen. Die Arbeit war vollendet; und izt gieng er zum Tempel des Apells, opferte und bat: „Laß, was ich pflanze, gedeihen; so kann der Fromme, der ferner zu deinem Tempel geht, am kühlen Schatten sich erfrischen."

Der Gott hatte seine Bitte gnädig erhört. Den folgenden Morgen erwacht' er früh, und sah' aus seinem Fenster nach der Straße. Da sah' er, wo er die Sprößlinge pflanzte, hochaufgewachsene Bäume. „Götter," so rief er, „was seh' ich! Kinder, sagt mir's, täuscht mich ein Traum? Ich sehe, was ich gestern gepflanzt, zu Bäumen emporgewachsen." Voll heiligen Erstaunens giengen wir izt unter den Schatten; im vollesten Wuchse stunden die Bäume da, und streckten die starken Aeste weit umher, die Last der reifen Früchte beug sie herunter zum blumigten Gras. „O Wunder!" so rief der Greis, „ich Alter soll selbst noch in diesem Schatten wandeln?" Und wir dankten und opferten dem Gotte, der, so gnädig, noch mehr als seine Wünsche erfüllte. Aber, ach! er wandelte nicht lange mehr in diesem Schatten; er starb, und wir begruben ihn hier, daß der, welcher in diesem Schatten ruhet, dankbar seine Asche segne."

So erzählte sie. Gerührt segneten wir die Asche des Redlichen. „Süß hat uns die Quelle, süß der Schatten erquickt; aber mehr noch, was du uns so freundlich erzählt. Sey uns gegrüßet!" so sprachen wir, und giengen voll frommer Empfindung zum Tempel des Apolls.

Johann Timotheus Hermes.

Johann Timotheus Hermes, geb. am 31. Mai 1738 zu Petznick bei Stargard, studirte in Königsberg die Theologie, hielt sich dann in Danzig und Berlin auf, worauf er Lehrer an der Ritterakademie in Brandenburg und später Feldprediger zu Lüben in Schlesien wurde. Nachdem er sodann einige Zeit Hof- und Schloßprediger zu Pleß bei dem Fürsten von Anhalt gewesen war, erhielt er 1772 einen Ruf nach Breslau, wo er verschiedene geistliche Stellungen und Schulämter bekleidete, bis er als Superintendent, erster Prediger zu St. Elisabeth und erster Professor der Theologie an der Universität den 24. Juli 1821 starb.

Hermes war schon während seines Aufenthalts in Königsberg mit Richardsons Romanen bekannt geworden, und hatte schon damals begonnen, sich in Nachbildungen desselben zu üben; auch beruhen die Romane, die er später veröffentlichte, vorzugsweise auf dem Studium des in Deutschland damals hochverehrten und gefeierten Engländers. Doch war ihm die schöne Form derselben nur von untergeordnetem Werthe, ihm lag vor Allem daran, seine Ideen über Leben und Menschen, seine Gedanken über verschiedene wichtige Punkte der praktischen Moral mitzutheilen, und er wählte die Form des Romans nur deswegen, weil er durch dieselbe leichteren Eingang für seine Ansichten zu finden hoffte, als wenn er sie in rein belehrender Form dargestellt hätte. Deshalb

bemühte er sich auch, vorzüglich auf die Empfindung zu wirken, was übrigens auch schon durch sein Vorbild gegeben war. So war ihm der Roman nur Mittel und nicht Selbstzweck, weshalb an künstlerische Behandlung nicht zu denken ist. Doch findet in dieser Beziehung zwischen seinen früheren und späteren Werken ein großer Abstand Statt, indem jene weit höher stehen, als diese, was nur daraus zu erklären ist, daß sein Vorbild bei den ersten Schriften noch kräftiger auf ihn wirkte, und er sich von demselben, so zu sagen unbewußt, auch in der künstlerischen Behandlung leiten ließ. Später, als der frische Eindruck verschwunden war, trat das belehrende Element immer unverhohlener und selbstständiger hervor, und die zum Grunde liegende Geschichte sank immer mehr zur unwesentlichen Einkleidung herab.

Sein erster Roman „Geschichte der Miß Fanny Wilkes" (Lpz. 1766) ist daher bei allen Mängeln hinsichtlich der Anlage und der Ausführung ohne Zweifel sein bester, und es hat hiezu nicht wenig beigetragen, daß er in dieser Hinsicht nicht sowohl seinem Liebling Richardson, als dem größeren Fielding nachstrebte, dessen feiner Humor freilich bei ihm zur kindischen Schwätzerei wird. Richardsons Einfluß bewährte sich aber vorzüglich in der sentimentalen Haltung des Werks, so wie Hermes manche Charaktere geradezu aus dessen „Grandison" in seine „Fanny" übertrug. Obgleich als Kunstwerk noch von geringerer Bedeutung, erregte sein zweiter Roman „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" (5 Thle. Lpz. 1770—73) weit größeres Aufsehen; er wurde mit so großem Beifall aufgenommen, daß schon im J. 1778 eine dritte Auflage erscheinen mußte (6 Thle.), und wir begreifen dies vollkommen; denn obgleich, namentlich in Wielands „Agathon", schon weit Vorzüglicheres im Gebiete des Romans erschienen war, so war „Sophiens Reise" doch der erste, in welchem der Versuch gemacht wurde, deutsche Sitten und Gebräuche, Charaktere aus dem deutschen Mittelstande zu schildern. Allerdings sind diese Sitten und Gebräuche plump und oft roh, diese Charaktere sind gemein und steif, ihre Reden sind breit und pedantisch; aber es waren eben Leute aus seiner Zeit, die er schilderte, und wenn das gesellschaftliche und bürgerliche Leben im Roman so langweilig erschien, so mußte der den Lesern vorgehaltene Spiegel endlich auf sie wirken und sie zur Veredlung dieses Lebens anregen, ein Verdienst, das zwar nicht in der Absicht des Verfassers lag, aber nichts desto weniger eine Folge seines Romans sein mußte, und daher eben so sehr Anerkennung verdient, als andere gute Wirkungen desselben, die er mit Bewußtsein beabsichtigt hatte. Dies sind aber vorzüglich die belehrenden Stellen, welche einen großen, ja den größten Theil des Romans bilden, Stellen, in denen er sich über Erziehung, Literatur, Religion, Lebensphilosophie u. dgl. m. aussprach, und durch welche er eine Masse von zum Theil neuen, zum Theil guten Ideen in weite Kreise verbreitete und das Nachdenken über diese wichtigen Verhältnisse anregte. Wenn dies Alles auch den künstlerischen Werth des Buchs nicht zu erhöhen vermag, vielmehr demselben wesentlich Eintrag thut, weil der Verfasser, um alle diese Punkte behandeln zu können, seinen Roman mit einer Unmasse von Einschiebseln und Erweiterungen aller Art vollgepfropft hat; so dürfen die angegebenen verdienstvollen Seiten doch keineswegs zu niedrig angeschlagen werden. „Sophiens Reise" ist nach dem Vorbild Richardsons in Briefen geschrieben, aber freilich ist diese Form sehr ungeschickt gehandhabt, und oft genug hat sie von Briefen Nichts an sich, als Anfang und Schluß.

Die übrigen Romane, welche Hermes diesem nachfolgen ließ „Für Töchter edler Herkunft" (Lpz. 1787), „Manch Hermäon" (2 Bde. Lpz. 1788—89), „Für Eltern und Ebelustige" (5 Bde. Lpz. 1780—91) verfolgen die nämlichen Zwecke, wie „Sophiens Reise", aber verfallen noch weit mehr in das Platte, und werden besonders dadurch widrig, daß der Verfasser durch Aufdeckung der gemeinsten Laster Liebe zur Tugend erwecken will, und so war das scharfe gegen ihn gerichtete Epigramm in den „Xenien" nichts weniger als unverdient *).

Ehe wir schließen, müssen wir noch erwähnen, daß Hermes in seine verschiedenen Romane, namentlich in die beiden ersten, Lieder einflocht, welche großen Beifall fanden und eine Zeitlang allgemein gesungen wurden (z. B. „Dir folgen meine Thränen", „Ihr jugendlichen Freuden", „Ich seh' durch Thränenbäche" u. a. m.).

Aus „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen".

3. Theil. 11. Brief.

Sophie an Henriette **, ihre Freundin zu Memmel.

Danzig den 7. August, Freitags.

Der Tag ist kaum angebrochen: aber meine liebste Henriette, ich kann nicht schlafen. Mein Gott, wie zerstört ist mein armes Gemüt! Lesen Sie diesen Brief nur meine Muttee nicht voe: denn ich weis noch nicht was ich schreiben will. Einliegendes Zettelchen können Sie ihr geben, als sei das alles, was Sie heute von mir bekommen haben.

Ich gehe wie eine Kranke in meinem Zimmer umher. O Marie (so heißt mein Mädchen), könt ich doch so sanft schlafen als Du! Meine Henriette!.. was wollte ich sagen? Mein Herz ist gepreßt. Ich will versuchen, ob ich ihm Luft machen kan. Aber ich kan nicht schreiben, und hier ist nichts zu meiner Erholung, kein Klavier — nicht einmal ein Flügel!

Zu Bohnsack kam mein Bruder mir entgegen. Bald aus seiner Anrede merkte ich, daß seine jezige Gemütsart der Liebe werth wae, mit der mein Herz mich drang, mich in seine Arme zu werfen. Voemals hat er Grundsäze gehabt, die mich mit mehr Furcht erfüllten als eine Schwester haben mus. Sie haben ihn nicht gesehn. Gewis auf seinem Gesicht herrscht noch der Ausdruck seiner ehemaligen Gemütsart. O Gott, der du so oft eine so sanfte Gewalt über Zweifler wirken ließest: bring meinen aemen Brudee ganz zurük, wenn du ihn, wie ich fürchte, noch nicht ganz gewonnen hast! Er spricht sehr viel vom Christentum: abee ich fürchte, daß das kein gutes Zeichen ist. Sein Herz glaubt vielleicht schon fest zu seyn: o! wie bald kan es wiedee wanken!

Ich habe den gestrigen Morgen damit zugebracht, daß ich ihm einen Theil meiner Lebensgeschichte erzält habe. Ich mnste mit der traurigen Geschichte meines Vaters anfangen, denn ee weis nichts von unserm Hause. Ee weis nicht einmal, daß unsre Eltern adelich waren, und ich habe es, da ich dies durch einen glücklichen Zufall gewae ward, ihm sorgfältig verschwiegen, um nicht ihn und mich in das Unglük zu stürzen, das unzälig manigfaltig ist, das nber mit Einem Wort verarmtee Adel heist. Wie ist es geglükt das ganz zu vergessen, wenigs-

*) Für Töchtee edler Herkunft.
Töchteen edlee Geburt ist dieses Werk zu empfehlen,
Um zu Töchtern der Lust schnell sie befördert zu sehn.

tens in, daß ich wol in Jahresfrist nicht daran gedacht habe. Doch läugne ich nicht, schäme mich auch nicht, Ihnen zu bekennen, daß dieser Gedanke, wenn er mir einfällt, ein Gefühl meines Verlusts mit sich bringt. Verschweigen Sie meine Geburt sorgfältig meiner Pflegemutter ... Ach! ich fürchte hier, daß ich hochmüthig bin! Mein Bruder soll dies nie erfahren, und wenn wir beide so reich würden als wir jezt arm sind (denn wir sind arm ... o Henriette! ich bin noch nicht Madame Van Vlieten ... vielleicht sage ich Ihnen davon hernach mehr). Sie wissen, daß wie mein armer Vater zuerst das Ruder ergrif, um sein dürftiges Leben zu erhalten, ich sein Bettschaft ins Wasser werfen mußte. Ich war fünf Jahr alt: aber ich weis dir Worte noch, die er unter Thränen, in denen das Feuer der Abendsonne sich spiegelte, von seinen zitternden Lippen hauchte: „Dies Wappen", sagte er, „war ein Ruf zu hohen Tugenden: aber dies Holz (indem er das Ruder aufhob), dies Holz entfernte mich von Menschen, die nicht werth sind, daß die Tugend sich um sie verdient mache! Du, meine Tochter (und ach! wie schmachzte hier der Mann, der erst so sanft weinte), du brauchst diesen diplomatischen Ruf zur höhern Tugend nicht. Dein Elend wird dich zur stillen häuslichen Tugend laut genug rufen. Lebt dein Bruder, und weis er, daß er Ahnen gehabt hat: so sag ihm, daß ich ihm verbiete, iemals an sie zu denken. Ich geh nach Rußland, als Bootsknecht geh ich hin! Ist ie dier legt er die Hand an das Steuer) ein solches Ruder mein: o Töchterchen! dann kann ich dich kleiden, dich erziehn"... Lassen Sie mich abbrechen! Das Glück, meine Blöße noch einmal zu bekleiden, hat er erlebt, aber sein Gebet ist alles, was er für meine Erziehung hat thun können. Und sein lezres Gebet in Ihrem Halen: ich werde es nie vergessen. Er sah, wir er Amen gesagt hatte, die Memelschen Kirchen an: „Da wohnen ia auch Christen," sagte er, indem er mir seine Bibel hinreichte. „Nimt dich iemand dort auf: so triste ihm alle Pflichten, die dies Buch von dir fodert" — und da war es doch in der That bedenklich, wenigstens war es seine lezte Freude, daß ich beim Aufblättern dieses Buchs die Stelle fand: „Ich habe daselbst einer Wittwe geboten, daß sie dich versorge".

O stünde ich noch unter dieser treusten Pflegemutter Vorsorge!

Wohlan! nichts soll mich abhalten, in ihrem Dienst weiter zu reisen. — Ich kan mich fast nicht enthalten, Ihnen zu sagen, was in meinem Herzen vorgeht; und doch ists als würde mein Herz verschlossen, als solte ich alles zerreißen, was ich geschrieben habe.

Christoph Friedrich Nicolai.

Christoph Friedrich Nicolai, geb. den 18. März 1733 zu Berlin, wo sein Vater eine Buchhandlung besaß, besuchte die gelehrten Schulen in Berlin und Halle, in denen er bei der verkehrten Unterrichtsmethode mit dem lebhaftesten Widerwillen gegen die Wissenschaften erfüllt wurde, während er in der Berliner Realschule, in die er später eintrat, so verständig geleitet wurde, daß nun die feurigste Neigung zu den Studien in ihm erwachte. Zwar mußte er schon 1749 diese Anstalt wieder verlassen, um in Frankfurt a. d. O. die Buchhandlung zu erlernen, aber der rege gewordene Trieb verließ ihn auch jezt nicht, und er benutzte alle seine Mußestunden, um seine Studien fortzusetzen und seine Kenntnisse zu erweitern. So lernte er ohne Beihülfe eines Lehrers die alten und die englische Sprache, Mathematik und Geschichte, und sein Eifer erkaltete auch dann nicht, als er im J. 1752 nach Berlin zurückkehren und einen großen Theil der Geschäfte in der Buchhandlung seines Vaters übernehmen mußte. So sehr ihn diese in Anspruch

nahmen, wußte er doch noch Zeit für seine Studien zu gewinnen, und von nun waren es vorzüglich die Werke der Dichtkunst, die ihn beschäftigten. Die erste Frucht seines Nachdenkens waren die schon erwähnten „Briefe über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften" (S. 473), durch welche er mit Lessing bekannt wurde, der ihn wiederum mit Mendelssohn in Verbindung brachte. Nach dem Tode seines Vaters trat er 1757 aus der Handlung, um sich ganz den Wissenschaften zu widmen, allein schon im folgenden Jahre mußte er, da sein älterer Bruder gestorben war, wieder in das Geschäft treten. Doch wurde er, trotzdem daß eine bedeutende Menge von Geschäften ganz auf ihm allein lastete, den Wissenschaften nicht untreu; er widmete ihr alle Augenblicke, die er den Geschäften entziehen konnte, und seine Buchhandlung wurde sogar eine Zeitlang der Mittelpunkt des geistigen Lebens. Zwar erschien die „Bibliothek der schönen Wissenschaften", zu der er schon früher den Entwurf gemacht hatte, nicht bei ihm, dagegen aber die „Literaturbriefe" (1759—63) und die „Allgemeine deutsche Bibliothek" (von 1765 an), an denen er auch persönlichen Antheil nahm. Im J. 1784 machte er eine große Reise durch Deutschland und die Schweiz, und in demselben Jahre wurde er zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München ernannt, während die Berliner ihn erst im J. 1799 in ihre Mitte aufnahm. Er starb nach einem rastlos thätigen Leben am 8. Januar 1811, nachdem er alle seine Jugendfreunde, zum Theil schon seit vielen Jahren, verloren und er selbst seinen Ruf längst überlebt hatte.

Denn so groß Nicolai's Verdienste um die Entwickelung der deutschen Literatur gewesen waren, wie wir uns schon früher überzeugt haben, so konnte

er doch mit der Zeit den schnellen Schritten nicht folgen, welche dieselbe machte, so daß ihm manche wesentliche Erscheinungen unverstanden blieben und er dieselben sogar in so hohem Grade mißkannte, daß er sich den härtesten und wohtverdienten Tadel des jüngeren, weiterstrebenden Geschlechts zuzog. Doch war sein Widerspruch im Ganzen so wirkungslos, und selbst in den Punkten, in denen er das Richtige fühlte, so ganz ohne Einfluß, daß wir in diese spätere Zeit seiner Thätigkeit nicht näher einzugehen brauchen, es wird genügen, sie bei vorkommenden Gelegenheiten einfach anzudeuten. Seine Romane, um die es sich hier allein handelt, gehören zwar der Zeit ihrer Erscheinung nach schon in den folgenden Zeitraum, allein sie lehnen sich doch in ihrer ganzen Auffassung und Tragweite noch beinahe ganz an den vorliegenden; und wenn sich in ihnen auch schon der Geist der Opposition zeigt, der ihn später charakterisirt, so ist dieselbe doch vorzüglich noch gegen Aeußerungen gerichtet, welche in der gegenwärtigen Periode ihren Stütz- und Mittelpunkt hatten. Nicolai wollte nämlich bei seinem unwandelbaren Bestreben, den Geschmack seiner Landsleute zu verbessern und zu veredeln, die Bildung auf freiere Anschauung und Klarheit des Denkens gründen, und er bekämpfte daher alle die Erscheinungen der Zeit, welche dahin zielten, den Geist auf irgend eine Weise zu fesseln oder in die Dunkelheiten der religiösen, philosophischen oder poetischen Mystik zu führen, aus denen, wie er wohl wußte, der Ausgang schwer zu finden sei. So wie er sich schon früh gegen die sentimentale und „seraphische" Richtung Klopstocks und der Schweizer erhoben hatte, so sprach er sich später gegen die Süßlichkeiten der Anakreontiker, insbesondere aber gegen das Treiben der Pietisten im nördlichen, und der Jesuiten im südlichen Deutschland aus, und es ist keines seiner geringsten Verdienste, daß er auch in dieser Beziehung vielseitig wirkte. Den Roman „Leben und Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker" (3 Thle. Berl. 1773—76), in welchem die Nachahmung Fieldings unverkennbar ist, schrieb er vorzüglich in der Absicht, die eben bezeichneten Verhältnisse zu beleuchten und in ihrer ganzen Blöße darzustellen. Freilich mußte Nicolai bei diesem ganz didaktischen Zweck auf höhere Kunstvollendung Verzicht leisten; aber nichts desto weniger hat er ein nicht gemeines Talent für die Behandlung des Romans gezeigt: es ist die Anlage, wie die Schilderung der Charaktere und der einzelnen Begebenheiten, wenn auch gerade nicht hervorragend, doch im Ganzen gelungen zu nennen, und besonders ist die Mannigfaltigkeit der Situationen zu loben. Der „Nothanker" ist vorzüglich gegen die religiöse Unduldsamkeit, die Verfolgungssucht bartherziger Orthodoxen*) und die Scheinheiligkeit gerichtet, die uns an mannigfachen Gestalten mit lebensgetreuer Wahrheit dargestellt wird. Wir theilen unten die Stelle mit, in welcher ein orthodoxer Prediger in Berlin gegen die „neumodischen Theologen" eifert, unter welchen er vorzüglich den trefflichen Spalding versteht und zugleich den Geist der Herrschsucht und der Unterdrückung an den Tag legt, der den Pfaffen bezeichnet, er mag zu einer christlichen Confession sich bekennen, oder ein Heide, Jude oder Mahometaner sein. Nicht weniger trefflich sind die literarischen Zustände der Zeit entwickelt, und wir lernen aus dem „Nothanker" nicht nur die buchhändlerischen Verhältnisse jener Tage genau kennen, es wird auch das Unwesen der damaligen Gelehrsamkeit in scharfen Zügen geschildert, und gezeigt, wie nachtheilig der pedantische Stolz der Gelehrten, mit ihrem Mangel an praktischem Blick, mit ihrer Chartatanerie und vorzüglich mit ihrer Absondrung und ihrer Einseitigkeit auf die allgemeine Entwickelung des Volks nachtheilig wirke. In einer der Hauptgestalten des Romans hat er die süßliche Sentimentalität in der Poesie mit großem Glück verspottet, und es wurde schon damals angenommen, daß Nicolai in dem jungen Säugling den zu jener Zeit noch in seiner sentimentalen Periode befangenen J. G. Jacobi habe schildern wollen, was er übrigens selbst nicht abläugnete, und in der That sind manche Züge so gewählt, daß man damals sogleich auf Jacobi verfallen mußte, z. B. wenn es heißt, daß Säugling einen wahren Lorenzokopf gebabt habe*).

Die übrigen Romane Nicolai's kommen dem „Nothanker" nicht gleich, sind aber doch keineswegs ohne Bedeutung. So wurden die „Freuden des jungen Werthers. Freuden und Leiden Werthers des Manns" (Berl. 1775) bei ihrem Erscheinen von mancher Seite mit großem Beifall aufgenommen, von solchen gereifteren Männern nämlich, welche die wahre Absicht Nicolai's erkannten. Diese war aber keineswegs, Göthe's Meisterwerk lächerlich zu machen, vielmehr wollte der Verfasser damit, um mit Wieland zu reden, „dem Publikum bloß ein kleines Digestivpülverchen eingeben, um den Folgen der Unverdaulichkeit zuvorzukommen, welche sich manche junge Hansen und Hänsinnen durch allzugieriges Verschlingen der Werke Göthe's zugezogen haben möchten". Es ist bekannt, daß selbst Lessing mit dem Schluß von „Werthers Leiden" aus sittlichen Rücksichten nicht zufrieden war, und, wie er an Eschenburg schreibt, eine kleine kalte Schlußrede gewünscht hätte, eine Warnung an die zur Schwärmerei geneigten Jünglinge, „die poetische Schönheit nicht für die moralische zu nehmen". In diesem Sinne nun ist auch Nicolai's Buch. Es setzt die Geschichte fort: Werther stirbt nicht, er heirathet, wird ein braver Hausvater und es wird zur Anschauung gebracht, daß die überreizte Spannung der Gemüthskräfte zum Verderben führe, die ruhige Anwendung derselben dagegen den Menschen glücklich mache. Doch hatte Nicolai bei der Abfassung seines Buchs auch ästhetische, oder, wenn man lieber will, literarische Absichten, die er vornämlich in dem kleinen Abenteuer zwischen Werther dem Manne und „dem Kerl, der ein Genie war, auch den Wundermännern, die seit kurzem den Genie in Beschlag genommen haben", entwickelt. Noch entschiedener

*) In dem Superintendenten Stanzius hatte er ohne Zweifel den berüchtigten Senior Göze in Hamburg schildern wollen.

*) Singt tas J. G. Jacobi in einer Gesellschaft Yoricks Reisen vor, die Stelle, in welcher erzählt wird, daß Yorick mit dem Vater Lorenzo die Dosen tauschte, gefiel den nach sentimentaler Spielerei in der Freundschaft haschenden Gemüthern; man ließ sich eigene Dosen aus Horn machen, auf deren Deckel auswendig der Name „Vater Lorenzo" und inwendig „Yorick" stand. Jacobi schickte eine solche Dose an Gleim mit einem Briefe, worin die Veranlassung genau erzählt war, und in welchem er ausdrücklich sagte, daß er Jedem brüderliche Vertraulichkeit beweisen wolle, der ihm eine solche Dose als Ordenszeichen darbieten würde. Der Brief wurde gedruckt, und die Spielerei gefiel so ausnehmend, daß bald Alles Lorenzodosen hatte.

trat er gegen den Unfug auf, der allerdings mit der Berufung auf das Genie getrieben wurde, in dem späteren Roman „Geschichte eines dicken Mannes" (2 Bde. Berlin 1794), in welchem er diejenigen jüngeren Dichter lächerlich machte, welche, auf ihr Talent pochend, alle Kunst und Kunstregeln für Pedanterei erklärten, was zum Theil auch in dem „Leben und Meinungen des Sempronius Gundibert" (Berlin 1798) der Fall ist, worin er jedoch vorzüglich gegen die Kantische Philosophie zu Felde zieht, die er freilich nicht verstand.

Aus „Sebaldus Nothanker".

4. Buch. 7. Abschnitt.

Unter solchen Gesprächen hatten sie*) sich unvermerkt von ihrem Spaziergange linker Hand abgeschlagen, und waren in die Lindenallee gerathen, wo sie sich ziemlich ermüdet auf einer Bank niederseyten, an deren anderm Ende ein Prediger mit einem Kandidaten in tiefem Gespräche saß.

„Es müssen doch noch einige andere Ursachen seyn," sagte der Kandidat, „warum die Freydenkerey so sehr in Berlin überhand genommen hat. Ueppigkeit und Wollust gehen in andern großen Städten auch im Schwange, aber man siehet da nicht so viele öffentliche Freydenker."

„Freylich," versetzte der Prediger, „unsere schönen beterodoxen Herren, die die Religion so menschlich machen wollen, und dir dabey die Würde unseres Standes ganz aus der Acht lassen, sind am meisten Schuld daran. Sie wollen den Freydenkern nachgehen, sie wollen sie gewinnen. Als ob es sich für uns schickte, mit Leuten solches Gelichters Wortwechsel zu führen. Man muß ihnen kurz und nachdrücklich den Text lesen, man muß ihnen das Maul stopfen, man muß sich bey ihnen in der Ehrfurcht zu erhalten wissen, die sie uns schuldig sind."

„Das ist wahr. Nur ists zu beklagen, daß diese Leute für alle ehrwürdigen Sachen, und besonders für den Predigerstand nicht die gehörige Ehrfurcht haben."

„Daran sind wieder die neumodischen Theologen schuld, die sich selbst die Mittel benehmen, womit man die Laven im Zaum halten muß. Sie schwatzen immer viel vom Nutzen des Predigtamts, und vergessen das Wesen des Predigtamts hierüber. Sie geben sich selbst als die nützlichen Leute an", (hier verbreitete sich ein mildes ironisches Lächeln dicht unter seinem breiten Schiffhute) „die der Staat verordnet hat, Weisheit und Tugend zu lehren. Eine rechte Würde! Weisheit und Tugend dünkt sich jetzt jeder Wochenblättler oder Romanschreiber zu lehren! Damit werden wir eine feine Ehrfurcht von Layen fordern können! Aber wenn wir, so wie es recht ist, darauf bestehen, daß unser Beruf ein göttlicher Beruf ist, daß die Ordination, die wir empfangen haben, nicht eine leere Ceremonie ist, sondern daß sie uns zu Nachfolgern der Apostel, zu Botn Gottes, zu Handhabern seiner Geheimnisse macht, daß sie uns das Amt der Schlüssel überträgt, so wird unser Orden bald wieder zu seiner vorigen Würde gelangen, und dann wird auch, natürlicher Weise, die Religion mehr geschätzt werden. Aber unsre seinen Lehrer der Rechtschaffenheit haben so eine große Begierde nützlich zu seyn, daß sie sich und ihren Orden und die Religion darüber vergessen."

„Es ist wahr," sagte der Kandidat, indem er den Kopf schüttelte, „es scheint mir auch fast, daß die Protestanten, in der Absicht eine päbstische Hierarchie zu vermeiden, den geistlichen Stand andern Ständen allzusehr gleich machen."

„O! ein wenig Pabstthum wäre uns sehr nöthig, oder wir werden nie wieder Glaubenseinigkeit und Glaubensreinigkeit erlangen. Ich kann es dem Luther und Melanchthon nicht vergeben, daß sie die Hierarchie ganz aufgehoben, und auf die Vorzüge des geistlichen Standes so wenig geachtet haben. Daraus ist denn endlich der ganze Verfall des Christenthums entstanden. Denn wer giebt darauf Achtung, was ein elender Prediger sagt? Hingegen wenn ein Erzbischof spricht, so müssen die Freygeister wohl schweigen. Man sieht es auch noch, daß an den protestantischen Orten, wo den Geistlichen ein Schatten von Autorität übrig ist, daß da noch die Religion geachtet wird. Ich wollte es unsern Freydenkern rathen, daß sie einem Senior in Hamburg, oder einem Präpositius in Mecklenburg, oder einem Superintendenten in Sachsen, oder einer theologischen Facultät in Greifswalde und in Göttingen in die Hände fielen, da würde ihnen ein kurzer Proceß gemacht werden. Aber mit uns armen Berlinischen Predigern können sie bald fertig werden; wir haben keine Würde mehr, wir verdienen keine Ehrfurcht mehr, wir haben sie uns selbst vergeben, da wir vernünfteln und beweisen wollen, anstatt daß wir solchen Leuten imponiren, daß wir ihnen den Daumen aufs Auge drücken sollten."

„Ach!" rief der Kandidat mit einem Seufzer aus, „seitdem ich mich dem geistlichen Stande gewidmet habe, habe ich es schon oft beklagt, daß dieses nicht mehr so recht angehen will. Nun muß man schon aus der Noth eine Tugend machen, muß die Zweifel der Gegner kennen lernen, muß sich auf Widerlegungen und Beweise gefaßt machen." —

„Damit", fiel ihm der Prediger ins Wort, „werden Sie nicht weit kommen. Die Laven müssen glauben, was ihnen an Gottes statt gesagt wird, und ihre Zweifel unterdrücken, darauf muß man dringen! Die Dogmatik ist eine Art von statutarischem Rechte, das man annehmen muß, wenn man es auch nicht allemal bis aufs Recht der Natur zurückführen kann. Und zuletzt wird bey dem Vernünfteln doch nichts herauskommen; denn, ich wiederhole es nochmals, dem Laven muß und soll man nicht erklären und beweisen, sondern er muß glauben. Es kömmt hier gar nicht auf die Vernunft, sondern auf die Bibel, auf eine übernatürliche Offenbarung an. Hier muß man nur nicht schmeicheln, sondern die menschliche Vernunft in ihrer Ohnmacht zeigen, ihr aber keineswegs, wie unsre trefflichen Lehrer der Tugend thun, ein Recht in Glaubenssachen zugestehen."

Herr F. hörte dieses Gespräch stillschweigend an, das Gesicht auf seinen Stock gestützt. Sebaldus aber war dabey sehr unruhig, und rückte sich auf der Bank hin und her, so daß er unvermerkt dem Prediger näher kam.

Dieser fuhr fort: „Und unsere neumodischen Theologen, die dir Welt haben erleuchten wollen, die so viel untersucht, vernünftelt, philosophirt haben, wie wenig haben sie ausgerichtet! wie müssen sie sich krümmen und winden! Sie philosophiren Sätze aus der Dogmatik weg, und lassen doch die Folgen dieser Sätze stehen; sie brauchen Wörter in mancherley Verstande, sie verwickeln sich in ihre eignen Schlingen, sie sind aufs äußerste inkonsequent. —"

Sebaldus fiel ihm schnell in die Rede: „Und wenn sie denn nun inkonsequent wären? Wer einzelne Vorurtheile bestreitet, aber viele andere damit verbundene nicht bestreiten kann oder darf, kann, seiner Ehrlichkeit und seiner Einsicht unbeschadet, inkonsequent seyn oder scheinen. Die Verbesserer der Religion mögen immerhin ein zerrissnes Buch seyn, das weder Titel noch Register hat, und in welchem hie und wieder Blätter fehlen; aber auf den vorhandenen Blättern stehen nöthige, nützliche, vortreffliche Sachen, und ich will diese Blätter, ohne Zusammenhang, lieber haben, als Meseeas Beweis der Ewigkeit der Höllenstrafen, und wenn dieß Buch noch so komplet wäre."

Der Prediger schaute, mit stierem Blicke, und verlängertem Angesichte, dem Sebaldus gerade ins Gesicht, zog seinen Hut langsam ab, und sagte, indem er sich gegen ihn neigte, mit einem Tone voll Nachdruck und Würde:

*) Sebaldus und sein Freund F.

„Sie sind also, wie ich merke, ein Gönner der neuern heterodoxen Theologen. Sie werden vermuthlich alles, was dahin gehört, wohl überlegt haben; denn Herren Ihrer Art handeln niemals unüberlegt. Sagen Sie mir also doch, was für ein Christenthum wir bekommen möchten, wenn diese Herren so fortfahren, wie sie angefangen haben."

„Ey nun!" versetzte Sebaldus, „es könnte wohl ein sehr christliches Christenthum werden. —"

„Christlich? ja ein heidnisches Christenthum wird es werden. Hören Sie wohl? heidnisch ist der wahre Namen!"

„Mag es doch heißen, wie es will, das menschliche Geschlecht wird durch eine Benennung weder glücklich noch unglücklich."

„So? wenn Sie denn also meinen, so mögen die Herren immer auf den Naturalismus fort arbeiten. Indifferentisten sind sie ohnedem schon. Auf die Art könnten sie ziemlich fortscheeiten. Zum Glücke aber", setzte er mit einer weisen Miene hinzu, „sind sie leichte Köpfe, die sich in kurzem vor sich selbst schenen, und so wie in ihrer Philosophie, auch in ihrer Theologie auf dem halben Wege stehen bleiben."

„Wenn es der Weg zur Wahrheit ist, so ists, meines Erachtens, kein geringes Verdienst, bis auf den halben Weg zu kommen. Der Weg der Wahrheit ist so steil und ungebahnt, daß der eine früh, und der andere spät ermüdet. Ein jeder gehe, so weit es ihm seine Kräfte erlauben. Auch derjenige, der nur einen einzigen Schritt fortgeht, auch derjenige, der nur eine ganz kleine Strecke durch seinen Fleiß bahnet, ist nie ehrwürdig. Aber nicht derjenige, der aus Stolz den Weg gar nicht antreten will, der aus Trägheit, um nicht einen Schritt weiter zu gehen, die Falschheit, die vor den Füßen liegt, für Wahrheit ausgiebt."

„Also", rief der Prediger mit einem spöttischen Lächeln aus, „wollen Sie erst neue Wege zur Wahrheit bahnen? Sie kommen zu spät, mein lieber Herr! der Weg ist schon ganz gebahnt; er heißt die Bibel. Und dabey haben uns unsere Vorfahren einen ganz untrüglichen Wegweiser gesetzt, der heißt die symbolischen Bücher. Die haben Sie freylich, vermuthlicher Weise, nicht gelesen, denn die Herren Selbstdenker pflegen nicht sehr belesen zu seyn. Wenn Sie mich zuweilen besuchen wollen, so können Sie sich näher belehren. Ich will Ihnen unsere ältern Theologen zu lesen geben, denn die werden Ihnen wohl gänzlich unbekannt seyn. Sie werden darinn, zu Ihrer Verwunderung, alle Streitfragen längst erörtert, alle Zweifel längst bestimmt, und alle die neuen Meinungen, auf die sich die neuen Heterodoxen so viel zu Gute thun, längst widerlegt finden. Leben Sie wohl, mein lieber Herr! — Ich wohne in der ... Straße."

Hiemit stand er auf, das süße Lächeln der Selbstzufriedenheit auf seinen Lippen. Die andern standen gleichfalls auf, und jeder gieng seinen Weg.

Christoph Martin Wieland.

Zwar hat sich Wieland in seinen Romanen keineswegs zu der künstlerischen Höhe erhoben, die wir an seinen epischen Dichtungen bewundert haben, allein sie nehmen doch auch in dieser Beziehung eine bedeutende Stellung ein und selbst seine schwächsten stehen weit höher, als die meisten übrigen Erscheinungen des vorliegenden Zeitraums. Der Hauptfehler seiner Romane aber liegt in der ursprünglichen Auffassung derselben und in den daraus entspringenden Folgen. Es liegt allen nämlich zunächst eine didaktische Absicht zum Grunde, wie allerdings auch den meisten seiner epischen Gedichte; allein während er in diesen und selbst in denen, in welchen die didaktische Absicht ganz offen hervortritt, wie in der „Musarion" (S. 594), sie in der epischen Form mit wahrhaft künstlerischem Sinn aufgehen läßt, ist dies bei den Romanen keineswegs der Fall, vielmehr wird in denselben die epische Darstellung sehr häufig durch übermäßig lange Entwickelungen unterbrochen, die als rein subjective Aeußerungen des Dichters erscheinen und nicht sowohl die Lebensansichten seiner Personen, als vielmehr seine eigenen darstellen. Noch auffallender tritt der Mangel an epischer Kunst hervor, wenn er uns mit den Seelenzuständen seiner Personen bekannt macht. Statt nämlich die Gemüthsstimmungen derselben in ihren Handlungen (wozu natürlich auch ihre Gespräche zu rechnen sind) zur sinnlichen Anschauung zu bringen, wie es die großen Romanschreiber der Engländer, Fielding, Goldsmith, W. Scott und in der neuesten Zeit auch Dickens, welche uns, wie gute Portraitmaler, aus der äußern Erscheinung der Person deren Geist und Gemüth erkennen lassen, verläßt Wieland bei solchen Gelegenheiten stets die Stellung eines epischen Dichters und nimmt dagegen die eines reflectirenden Beobachters ein; er entrückt die Personen unserer Anschauung und macht uns dagegen nur mit den Resultaten seiner eigenen Beobachtungen bekannt. Dadurch erhält die Darstellung einen übermäßig abstrarten Charakter, der mit dem Wesen des Romans in vollstem Widerspruch steht, abgesehen davon, daß auf diesem Wege doch kein recht klares und faßliches Bild von dem, was er schildern wollte, in unserer Seele entsteht, so fein seine Beobachtungen auch sind und so trefflich er sie entwickelt.

Wenn hiebei das Hervortreten des Dichters aus dem Mangel an epischer Kunst herrührt und gleichsam unwillkürlich ist, so kommen in den Romanen Wielands außerdem noch sehr häufig Stellen vor, in denen er mit Absicht und Bewußtsein die epische Darstellung unterbricht und sich in eigener Person an die Leser wendet, eine Eigenthümlichkeit, die zwar auch in seinen epischen Gedichten häufig genug vorkommt, aber doch immer nur mit Maß und zudem durch die besondern Umstände, in denen es geschieht, glücklich motivirt ist. In den Romanen dagegen kommt es nicht bloß übermäßig oft vor, sondern häufig auch ohne allen innern Grund, so daß diese Abschweifungen nicht mehr als ein willkürlicher Ausbruch humoristischer Laune erscheinen, sie uns vielmehr als gesucht und mit Absichtlichkeit herbeigeführt vorkommen, um der Darstellung den Schein des Humors zu geben.

In allen diesen Erscheinungen liegt aber zugleich der Grund der unangenehmen Breite und Weitschweifigkeit, welche einen wesentlichen Charakterzug seiner Romane bilden und die der künstlerischen Haltung ungemein schaden. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß Wieland immer, auch wenn er sich seiner Geschwätzigkeit überläßt, geistreich und anmuthig ist, daß er uns gerade dann mit den scharfsinnigsten Bemerkungen oder den heitersten Einfällen überrascht, daß er gerade dann an Humor, Witz und satyrischen Zügen unerschöpflich ist; aber wenn wir auch alles dies zugestehen müssen, so bleibt doch nicht weniger wahr, daß hiedurch die künstlerische Einheit seiner Werke wesentlich gestört wird und wir vor Allem die ihm sonst eigenthümliche Mäßigung vermissen.

Wieland hat die Scene beinahe aller seiner Romane nach Griechenland oder nach dem Orient verlegt, ob er gleich in denselben meistens nur Zustände,

Verhältnisse und Ansichten seiner Zeit darstellt, so daß die Personen, wenn sie auch griechische oder orientalische Namen tragen, doch in der That weder Griechen, noch Morgenländer, sondern Europäer, Deutsche oder Franzosen des 18. Jahrh. sind. Man hat wegen dieses Umstands vielseitig den Stab über ihn gebrochen, und seine Romane geradezu für elende Machwerke erklärt. Nun gestehen wir allerdings gerne zu, daß er dadurch eine wesentliche Forderung der Kunst verletzt hat, und daß seine Romane bedeutend höheren Werth haben würden, wenn er uns wahrhaft griechisches oder morgenländisches Leben dargestellt oder moderne, dem Charakter der Personen und Zustände entsprechende äußere Verhältnisse zum Grund gelegt hätte; aber wir können deshalb doch keineswegs in das erwähnte Verdammungsurtheil einstimmen, um so weniger, wenn wir die Art und Weise mit unparteiischem Auge betrachten, wie er Personen und Verhältnisse behandelt hat. Man braucht nur einige Kapitel irgend eines seiner Romane zu lesen, um sich zu überzeugen, daß er gar nicht die Absicht hat, orientalische oder griechische Zustände an sich darzustellen, daß er entfernte Zeiten und Völker nur deshalb gewählt hat, um sich alle Freiheit der Gedanken und der Rede zu bewahren, und daß seine Griechen und Morgenländer ihm nichts Anderes sind, als was dem Dechant Swift die Lilliputer waren, das heißt mit poetischer Freiheit erdachte, märchenhafte Gestalten, durch welche er die Zustände und Ansichten seiner Zeit zur Anschauung bringen wollte. Man ist gegen Wieland in dieser Beziehung eben so ungerecht, als gegen die französischen Tragiker, deren Werke man schon deshalb für durchaus verfehlt erklärt, weil ihre Personen nicht die Griechen sind, wie wir sie aus dem Sophokles oder dem Homer kennen. Uebrigens geht man in der Verdammung auch viel zu weit, da man bei unparteiischer Betrachtung gestehen muß, daß Wieland von den griechischen Sitten, Eigenthümlichkeiten und Verhältnissen so viel gegeben oder behalten hat, als er bei seinen übrigen Absichten geben oder behalten konnte und auch manche historische Charaktere, wie z. B. der des Dionysius im Agathon, des Artistipp in dem Roman dieses Namens vollkommen naturgetreu gehalten sind.

Ehe wir zur Betrachtung seiner einzelnen Romane übergehen, müssen wir noch einige Bemerkungen über deren Sprache und überhaupt über Wielands prosaischen Styl voranschicken. Wie in seinen Poesien, so strebte er auch in der prosaischen Darstellung nach Leichtigkeit und Eleganz; auch hier waren die Franzosen seine ersten Muster, deren anmuthige Gewandtheit er nachzuahmen suchte, ohne doch den rechten Ton treffen zu können, da das allernothwendigste Element, auf welches er hätte bauen können, eine ausgebildete Conversationssprache, in Deutschland nicht vorhanden war. Später wurden die Griechen und Römer seine Muster; und er bemühte sich namentlich, den kunstvollen Periodenbau derselben nachzubilden, was ihm auch in überraschender und oft meisterhafter Weise gelang. Allein wenn auch die deutsche Sprache sich den fremden Formen leicht anfügt, so behalten diese doch immerhin ihren fremdartigen Charakter, und es sind zudem die besten Erfolge der Art immer nur zu bedauern, weil sie durch den Einfluß, den sie sich erringen, von nachtheiliger Wirkung auf die Sprache selbst sind, welche dadurch ihren eigenen Charakter immer mehr verliert. Nun hatte freilich Wieland einen zu ausgebildeten Geschmack, als daß er sich der fremden Form zu sehr hingegeben hätte, vielmehr gelang es ihm, dieselbe so innig, als es irgend thunlich war, mit den Forderungen der deutschen Sprache zu verschmelzen; allein es war ihm doch nicht möglich, den fremdartigen Charakter ganz zu verwischen. Uebrigens war er auch bei der Nachbildung des antiken Periodenbaues bemüht, die seiner Natur so ganz zusagende französische Gewandtheit und Anmuth auf denselben zu übertragen, wobei er sich freilich oft allzugroße Nachlässigkeiten erlaubte, um die höchstmögliche Leichtigkeit zu erreichen.

Wielands erster Roman „Araspes und Panthea" (Zür. 1761), dessen Stoff eine Episode seines „Cyrus" (S. 563) hatte werden sollen, ist schon deshalb zu erwähnen, weil es der erste dramatisirte Roman der Deutschen ist, eine Form, die Wieland jedoch als ganz unkünstlerisch nicht wieder gebrauchte. Uebrigens läßt der „Araspes", der die Gewalt der Liebe zeichnet und die Gefahr, womit sie bedroht, wenn sie den Grundsätzen der Ehre und Tugend nicht untergeordnet bleibt, den Verfasser des „Agathon" schon errathen, wenn auch andrerseits die frühern Einflüsse Bodmers und Klopstocks nicht zu verkennen sind. Gegen diese aber ist sein nächster Roman „Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva" gerichtet, welcher in der ersten Ausgabe (2 Tble. Ulm 1764) noch den weiteren Titel führte „Der Sieg der Natur über die Schwärmerei". Allerdings ist die Verhöhnung der „seraphischen" Dichtung und der sentimentalen Schwärmerei nur auf sehr indirecte Weise durchgeführt, und in der That kaum zu erkennen, weshalb der Beisatz auf dem Titel durchaus nothwendig war, um die eigentliche Absicht des Dichters kenntlich zu machen. Denn der Held des Romans ist kein Schwärmer der Art, wie sie in Deutschland damals an der Tagesordnung waren, und zu denen Wieland selbst noch kurz vorher gehört hatte; Don Sylvio ist nämlich ein Landjunker, der durch übermäßiges Lesen von Feenmärchen von der Wahrheit derselben und der Wirklichkeit der Feen so ganz durchdrungen ist, daß er in den einfachsten Erscheinungen den Einfluß dieser Wesen sieht. Man bemerkt leicht, daß Wieland die Anlage seines Romans dem Don Quixotte abgeborgt hat, und es hat die Entwickelung so große Aehnlichkeit mit diesem Meisterwerke, daß man stets fort zur Vergleichung veranlaßt wird, welche freilich nur zum Nachtheile des deutschen Dichters ausfallen kann, der namentlich seinem Vorbild darin unendlich nachsteht, daß seine Personen keine bestimmte, individuelle Gestaltung annehmen, ein Mangel, den wir auch schon bei seinen epischen Dichtungen zu berühren Gelegenheit hatten (S. 595). Bei alle dem wurde der „Don Sylvio" mit großem Beifall aufgenommen, und es ist dies sehr begreiflich, da er der erste Versuch war, in Sprache und Auffassung der Lebensverhältnisse die französische Ungezwungenheit und den leichten, ja frivolen Ton der höheren Gesellschaft in Deutschland einzuführen.

Noch größer war der Beifall, den sein „Agathon" (2 Tble. Zür. 1766—67) erhielt, den er schon lange vor der Abfassung mit sich herumgetragen hatte, und der zunächst durch den „Jon" des Euripides hervorgerufen worden war, welchem er auch so viel entnahm, als es bei dem eigentlichen Zwecke, sich und seine Entwickelung zu schildern, irgend möglich war.

Daß er aber in der That diese Absicht hatte, ist nicht nur aus dem Werke leicht zu erkennen, Wieland sagt es selbst ausdrücklich in einem Briefe an seinen Freund Zimmermann (Briefe 2, 164). Agathon ist nämlich ein Jüngling voll Empfindsamkeit und feuriger Einbildungskraft, der in dem Hain von Delphi zum philosophischen Schwärmer erzogen wird. Das Schicksal macht ihn darauf zum Sclaven des Sophisten Hippias, der seine eigene Lehre von der Selbstsucht und dem sinnlichen Glück durch den jungen Enthusiasten bedroht sieht, weshalb er ihn durch alle Künste der Verführung des Geistes und der Sinnlichkeit zu seinen Ansichten zu bringen sucht. Schon hofft er, seinen Zweck erreicht zu haben, da Agathon von den Reizen der schönen Danae gefesselt wird, aber es hatte die Liebe daran eben so großen oder noch größern Antheil, als die Sinnlichkeit, und der Jüngling fand gerade in diesem Verhältnisse neue Nahrung für seine Schwärmerei. Um diese an der Wurzel anzugreifen, überführt ihn Hippias, daß der Gegenstand seiner Liebe nicht so rein sei, als er sich einbilde; aber weit entfernt, daß diese Entdeckung den Agathon zu den Ansichten des Sophisten bekehrt hätte, macht sie den entgegengesetzten Eindruck auf ihn. Er entflieht und gelangt an den Hof des Dionysius, wo er in das Staatsleben eingeführt wird. Dort sieht er, daß seine schwärmerische Tugend unausführbar sei, und daß man sich, um wenigstens einiges Gute zu wirken, nach den Menschen richten müsse. Aber seine Vermittlungsversuche glücken ihm nicht, da er doch vor Allem durch Wahrheit und Ueberzeugung sich leiten läßt; er macht sich mächtige Feinde und wird zuletzt als Staatsverbrecher ins Gefängniß geworfen. Indem er nun sein Leben und Wirken überschaut, muß er sich gestehen, daß er von der menschlichen Natur nicht mehr so erhaben denke, als früher, es erscheinen ihm die Weltmenschen nicht mehr so arg, nicht mehr in solchem Irrthum befangen. In diesen Gedanken überrascht ihn Hippias, welcher der Hoffnung war, daß das Unglück den Schwärmer zugänglicher machen würde; allein gerade diese Erscheinung rettet ihn vor den Trugschlüssen, in die er sich schon verwickelt hatte; er fühlt, daß doch ein mächtiger Unterschied zwischen ihm und Hippias sei, in seinem Innern regte sich Etwas, das ihn von diesem rein sinnlichen Menschen abstieß, und er weist dessen Verführungskünste mit Entschiedenheit und Verachtung ab. Bald darauf erlangt er seine Freiheit, er begleitet seinen Befreier, den greisen Archytas, nach Tarent, der durch Gespräche und durch Erzählung seiner Lebensgeschichte die Ueberzeugung in ihm begründet, daß es wohl möglich sei, die Forderungen der sinnlichen Natur mit denen der Tugend in harmonischen Einklang zu bringen, eine Ueberzeugung, an welcher die schöne und geistreiche Danae, welche er dort wiederfindet, keinen geringen Antheil hatte. — Als Kunstwerk betrachtet, leidet der „Agathon" an allen den Mängeln und Schwächen, die wir schon früher berührt haben, und insbesondere ist die Entwickelung der Begebenheiten durchaus willkürlich und ohne innere Begründung, abgesehen davon, daß das didaktische Element viel zu mächtig hervortritt. Eine zweimalige Umarbeitung, durch die das Werk allerdings an Reinheit der Sprache, Schönheit des Styls und Angemessenheit des Ausdrucks gewonnen, konnte die im Plane liegenden Gebrechen nicht tilgen, vielmehr treten diese noch lebendiger hervor, da Wieland sich namentlich bemühte, die dem Ganzen zum Grunde liegende Idee, daß Tugend und Weisheit in ihrer Vereinigung das wahre Glück begründen, durch didaktische Entwickelung zur vollständigen Klarheit zu bringen.

Die breite Geschwätzigkeit, der sich Wieland so gern hingab, hat mit der humoristischen Breite Sterne's mannigfache Berührungspunkte, äußere und innere, und so ist es begreiflich, daß er sich zu Zeiten durch diesen geistreichen Schriftsteller besonders angeregt fand. Dies ist am entschiedensten in dem „Nachlasse des Diogenes" (Lpz. 1770) wahrnehmbar, welcher in Geist und Haltung vielfältig an den Engländer erinnert. Auch dieser Roman steht zur Persönlichkeit des Dichters in naher Beziehung. Seine epischen Dichtungen und seine beiden ersten Romane enthielten manche Stellen, welche durch ihren an das Frivole gränzenden Muthwillen Vielen allzubedenklich erschienen waren, der „Diogenes" sollte ihn vor diesen rechtfertigen, indem er an dem Beispiele des griechischen Philosophen zeigen wollte, daß selbst die muthwilligste Laune mit der strengsten Tugend vereinbar sei. Dieser Roman ist, was die Composition betrifft, noch viel unbedeutender, als der „Agathon"; dagegen finden sich, wie in jenem, viele einzelne größere und kleinere Stellen, welche in Darstellung und Inhalt gleich meisterhaft sind.

In künstlerischer Beziehung stehen ohne Vergleich „die Abderiten" am höchsten, welche Wieland zuerst im „Deutschen Merkur" (1774 u. folg.) bekannt machte, wenn sich gleich auch hier gegen Plan und Anordnung Manches sagen ließe, da das Ganze, recht betrachtet, in zwei Hälften zerfällt, von denen die erste die allgemeinen Zustände in Abdera darstellt, die zweite die Geschichte von dem Prozeß um des Esels Schatten und dessen Folgen berichtet, beide aber in keinem lebendigen Zusammenhange zu einander stehen. Auch könnte man manche gelehrte und philosophische Abschweifungen wegwünschen, mit denen er hier zwar weit mäßiger ist, als in seinen früheren Romanen, die aber bei der ihm eigenthümlichen Weitschweifigkeit doch dem Ganzen als solches wesentlich schaden. Beide Theile haben aber an sich große und zum Theil wahrhaft geniale Schönheiten. In dem ersten ist namentlich der Gegensatz zwischen den thörichten Abderiten und ihrem eben so heiteren als verständigen Mitbürger Demokritus vortrefflich durchgeführt, und eben so vortrefflich ist entwickelt, wie der überlegene Geist, den das Schicksal in beschränkte Verhältnisse, mitten unter kleinstädtische, spießbürgerliche Menschen wirft, in dieser Umgebung entweder zu Grunde gehen oder sich ihnen entziehen muß. Die zweite Hälfte bildet ein wohlgeordnetes, zusammenhängendes Ganzes, dessen einzelne Theile sämmtlich zum schönen Gesammteindrucke beitragen, weil sie selbst musterhaft ausgeführt sind. Der Dichter hat mit großem Geschick entwickelt, wie die einfachste kleinlichste Thatsache durch das Zusammenwirken der mannigfaltigsten Umstände, namentlich der Advokatenkniffe, der pfäffischen Intrigue, des Ehrgeizes, der Buhlerei und mancher anderer Triebfedern, allmählich zu einer solchen Bedeutsamkeit heranwachsen kann, daß sie endlich sogar den ganzen Staat in die größte Gefahr zu stürzen vermag. — Wieland sagt es ausdrücklich selbst, daß er in den „Abderiten", diesen griechischen Schildauern oder Lalenburgern, das spießbürgerliche und engherzige Treiben der kleinen Städte und

kleinen Staaten darstellen wollte, und es ist wohl kein Zweifel, daß er bei der Ausarbeitung seines Romans oft an seine Vaterstadt Biberach dachte, wo er die schlimme Seite der Kleinstaaterei an sich selbst erfahren hatte, und so mag er bei dem abderitischen Demokritus oft an seine eigenen Verhältnisse erinnert worden sein. Auch hatte er ein so lebensvolles Gemälde gegeben, daß man, ob er gleich die Scene in das alte Griechenland verlegt hatte, in seinen Schilderungen alsbald die einheimischen Zustände erkannte, und man sich von allen Seiten bemühte, die Originale zu seinen Bildnissen herauszubringen, wodurch man ihm nicht wenig Verdruß bereitete, weil er sich bewußt war, die Urbilder so unkenntlich als möglich gemacht, meistens aber nur ganz allgemeine Charaktere und Verhältnisse geschildert zu haben. Am meisten schmerzte ihn, wie es scheint, ein Aufsatz im „Deutschen Museum" (1776, I, 147—161), der in Form eines Briefes des Bürgermeisters einer kleinen Reichsstadt ihm bittere Vorwürfe über seine „Abderiten" machte. Und in der That, dieser Aufsatz griff den Roman mit Geschick und eingreifend an der einzigen verwundbaren Seite an. Wieland hatte nämlich in den „Abderiten" nicht bloß die lächerlichen und wohl auch bedauernswerthen Auswüchse des öffentlichen und bürgerlichen Lebens in den kleinen Staaten verspottet, er hatte diese an sich und die republikanische Staatsverfassung überhaupt dem Spotte Preis gegeben, und somit offenbar viel weiter gegriffen, als er billiger Weise hätte greifen dürfen, was ihm der „Bürgermeister" mit ganz triftigen Gründen verwies. Man darf übrigens nur die „Schildbürger" (S. 165) mit den „Abderiten" zusammenstellen, und man wird sich bald gestehen müssen, daß jene weit harmloser sind, als diese und nur einzelne Thorheiten und Auswüchse des kleinstädtischen Lebens und, wenn man will, der kleinen Staaten lächerlich machen, keineswegs aber diese in ihrer Gesammterscheinung. Wieland hat durch die angegebene Auffassungs- und Darstellungsweise den Standpunkt der untergeordneten Witzlinge eingenommen, die eine großartige Dichtung parodiren oder travestiren, und hiedurch den wohlthätigen Eindruck derselben schwächen, weil man immerhin unwillkürlich an die Karrikatur erinnert wird, und er verdient daher den nämlichen Tadel, den man jenen zu ertheilen keinen Anstand nimmt.

Noch vor den „Abderiten" waren zwei kleinere und ein größerer Roman erschienen, die wir jetzt erst erwähnen, weil sie sich ihrer Absicht nach an einen andern anschließen, der erst später ans Licht trat. „Koxkox und Kikequetzel, eine Mexikanische Geschichte", dann die „Reise des Priesters Abulfauaris ins innere Afrika", nebst den dazugehörigen „Bekenntnissen des Abulfauaris" veröffentlichte Wieland zuerst mit noch einigen andern Aufsätzen gleichartigen Inhalts unter dem Titel „Beyträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens" (2 Th. Lpz. 1770). Sie sind als Vorläufer des größeren Romans zu betrachten, den er unter dem Titel „Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian" (4 Th. Lpz. 1772) herausgab, und welchem er die „Geschichte des weisen Danischmend und der drei Kalender" (zuerst, aber unvollständig, im deutschen Merkur 1775) als Anhang nachfolgen ließ. In allen diesen Schriften entwickelte er seine politischen und staatsrechtlichen Ansichten, die er freilich ursprünglich den Franzosen und Engländern, namentlich dem großen Rousseau und dem geistreichen, so oft und tief verkannten Voltaire verdankte, die er aber doch mit großer Freiheit und Selbstständigkeit und mit Rücksicht auf die deutschen Verhältnisse entwickelt hatte. Er ging hiebei von dem obersten Grundsatze aus, daß alle Verderbnisse der Menschheit aus der Unterdrückung und ihren Folgen, der Ueppigkeit, die mit den Unterdrückern und der Dürftigkeit, die mit den Unterdrückten gepaart sei, hervorgingen, und daß sie nur durch eine weise Staatseinrichtung und Gesetzgebung gehoben werden könnten, die sich zur Aufgabe mache, die Tyrannei des Aberglaubens sowohl als der willkürlich ausgeübten Staatsgewalt mit der Wurzel auszurotten. Er war von der Möglichkeit einer solchen Gesetzgebung und Staatsverfassung vollkommen überzeugt, wie er denn in einem Aufsatze aus dem J. 1770, der seine politischen Ansichten zusammenfaßt („Ueber Rousseau's ursprünglichen Zustand der Menschen") ausdrücklich sagt, es könnten nur Solche deren Möglichkeit läugnen, welche entweder unfähig oder ungeneigt seien, zu ihrer Bewerkstelligung mitzuwirken. Als daher Joseph II. seine Reformen begann, glaubte er, es sei die Zeit zur Verbesserung der politischen und bürgerlichen Zustände gekommen, und er beeilte sich das Seinige auf dem ihm allein möglichen Wege, das heißt durch schriftliche Belehrung, beizutragen. Er schrieb den „goldenen Spiegel", der nach seinen eigenen Worten „eine Art von summarischem Auszuge des Nützlichsten sein solle, was die Großen und Edeln einer gesitteten Nation aus der Geschichte der Menschheit zu lernen hätten". Es entwickelt dieser Roman somit sein höchstes Ideal von Menschen- und Staatsglück, wobei Wieland jedoch zum größten Theile nur die Wünsche und Hoffnungen aussprach, welche damals die Welt erfüllten, so daß dem „goldenen Spiegel", auch von dieser Seite betrachtet, große historische Bedeutung nicht abgesprochen werden kann. Wir können in die Darstellung seiner Ansichten nicht eingehen, da wir es nicht mit dem philosophischen Schriftsteller, sondern nur mit dem Romanendichter zu thun haben; es genügt zu bemerken, daß man schon damals, wie auch jetzt noch, über diese Ideale Wielands gespöttelt und sie als unpraktische Utopien bezeichnet hat, weil man damals, wie jetzt, unfähig wie ungeneigt war, auf die Verbesserung der Zustände mit Ernst hinzuwirken. Wieland mag im Einzelnen, in diesem oder jenem Vorschlage geirrt haben, aber seine obersten Grundsätze bleiben nichts desto weniger wahr, und wo er irrte, kam es daher, daß er in manchen Punkten befangen war, und diese Befangenheit ihn hinderte, die nothwendigsten Folgerungen aus seinen Hauptsätzen zu ziehen, so z. B. im zweiten Theil, in welchem er zur lebendigsten Anschauung bringt, wie viel Böses unter einem gutherzigen Regenten geschehen könne. Daß es ihm an Muth nicht gefehlt habe, diese nothwendigen Ergebnisse seiner obersten Sätze auszusprechen, dürfen wir aus manchen andern Stellen voraussetzen, in welchen er den Großen eben so bittere als wohlverdiente Wahrheiten sagt; wir müssen daher annehmen, daß er sie wirklich nicht erkannt hatte. — Als Roman betrachtet, hat der „goldene Spiegel" nur sehr untergeordneten Werth; die Einkleidung ist dem Crebillon („Ah quel Conte") nachgeahmt, aber Wieland hat sein

Vorbild in der Ausführung nicht erreicht und er kommt diesem insbesondre in der individuellen Gestaltung und Belebung der Personen nicht gleich. Dagegen ist auch hier Einzelnes vortrefflich, und es hat schon Göthe (33, 57) mit Recht auf die Meisterschaft aufmerksam gemacht, mit welcher der Despotismus in der Person des Eblis geschildert ist. Im „Danischmend" hat Wieland vorzüglich die unheilvollen Wirkungen des Aberglaubens und der religiösen Tyrannei darstellen wollen. Daher zeigt er uns ein Land, dessen Bewohner einfach, gut und arbeitsam sind, aber in kurzer Zeit in das völligste Verderben stürzen, als sich einige Priester einnisten, die mit dem Aberglauben auch Eitelkeit, Eigennutz und Heuchelei verbreiten.

Später, als die französische Revolution und ihre so unerwartete Entwickelung die Gemüther erschütterte und verwirrte, gerieth auch Wieland in Zweifel und Angst; er verlor allen Halt und wurde der entschiedenste Gegner der neuen Republik. Doch sprach er seine Ansichten über die Zeitverhältnisse nur in eigentlichen Abhandlungen oder in Form von Gesprächen aus. Seit der Abfassung des „Danischmend" hatte er sich überhaupt der Form des Romans nicht mehr bedient, und als er sich beinahe 20 Jahre später wieder zu derselben wendete, ging er hinsichtlich des Gegenstands einigermaßen sogar auf seine Jugendzeit zurück, indem er, wie früher im „Don Sylvio", so jetzt im „Peregrinus Proteus" (2 Thle. Lpz. 1791) das Bild eines Schwärmers vorführte. Nur war es hier ein religiöser Schwärmer, dessen äußeres und Seelenleben er mit meisterhafter Kunst schilderte. Als Wieland die Werke Lucians übersetzte (6 Thle. Lpz. 1788—89), erregte namentlich die Geschichte des cynischen Philosophen Peregrinus sein Interesse, der sich im J. 168 nach Christus zu Olympia zur Zeit der öffentlichen Spiele vor einer ungeheueren Menschenmenge verbrannte. Obgleich Wieland im Allgemeinen das Urtheil Lucians über diesen Mann, der übrigens zum Christenthum übergetreten war, vollkommen theilte, so blieb in der Erzählung des Griechen doch so viel Dunkles und Unzusammenhängendes, daß er sich entschloß, den Versuch zu machen, ob sich das Mangelhafte in den Nachrichten Lucians ergänzen, das Unerklärbare bis zu einem gewissen Punkt erklären lasse. Dies ist ihm nun in überraschender Weise gelungen, indem er eine tief psychologische Entwickelung des seltsamen Mannes gegeben, und gezeigt hat, zu welchen merkwürdigen Verirrungen die Schwärmerei führen könne. Daß ihm dabei das Bild Lavaters vorgeschwebt habe, wie neuere Literarhistoriker behaupten, ist sehr wahrscheinlich, denn er konnte in diesem die Auflösung manches Räthsels, oder vielmehr die Bestätigung finden, daß dergleichen psychologische Räthsel, wie Peregrinus eines war, in der That möglich seien. Man vermißt in dem Roman zwar Wahrscheinlichkeit in den Begebenheiten, auch ist das Wunderbare und Außerordentliche allzu sehr gehäuft und nicht immer begründet; dagegen ist das Ganze voll treffender Bemerkungen und anziehender Gemälde, unter welchen wir die Schilderung der auf dem Lande in so glücklicher Eintracht lebenden Christenfamilie hervorheben. Nicht weniger trefflich ist die Einkleidung: Wieland hat nämlich die Form eines Gesprächs zwischen Lucian und Peregrinus, die sich im Reiche der Todten begegnen, gewählt; den Mittelpunkt bildet zwar die Erzählung des Schwärmers, der dem Spötter die Geschichte seines Lebens mittheilt; aber gerade der Umstand, daß er sie eben diesem berichtet, ist äußerst glücklich, weil derselbe durch seine Zweifel, Einwürfe und Spöttereien jenem Gelegenheit gibt, die verborgensten Tiefen seiner Seele zu eröffnen.

Ein Gegenstück zum „Peregrinus" bildet der „Agathodämon" (zuerst im Attischen Museum 1796), in welchem er der krankhaften Schwärmerei die tiefe, gesunde Gläubigkeit der ersten Christen in der Person des Apollonius von Tyana entgegenstellte.

Bis jetzt hatte Wieland in seinen meisten Romanen zwar die Begebenheiten nach Griechenland verlegt, seinen Personen griechische Namen gegeben und wohl auch, wie im „Agathon" und den „Abderiten", einzelne historische Gestalten eingeführt; aber er hatte hiebei keineswegs die Absicht, griechische Zustände oder griechische Sitten zu schildern, vielmehr hatte er, wie schon bemerkt, die Scene in entfernte Zeiten und Länder versetzt, um sich in der Darstellung heimatlicher Verhältnisse größere Freiheit zu sichern. In dem „Aristipp" (4 Thle. Lpz. 1800) dagegen ist es seine einzige Absicht, uns mit dem griechischen Leben zur Zeit seiner höchsten Blüthe nach allen äußeren und inneren Beziehungen hin bekannt zu machen. Er wählte hiezu die Briefform, und der ganze Roman besteht aus dem Briefwechsel, welchen Aristipp, ein Schüler des Sokrates, mit den bedeutendsten Männern und Frauen seiner Zeit führte. Daß es dem Dichter mehr um die Entwickelung der einzelnen Charaktere, als um eine Darstellung von Begebenheiten zu thun war, geht schon aus der von ihm gewählten Form hervor. Diese gewährte ihm die Möglichkeit, seine Personen in einer Weise einzuführen, daß sie ihr Inneres in der lebendigsten Weise eröffneten, und so lernen wir die bedeutendsten Erscheinungen jener Zeit, außer dem Aristipp selbst, den Plato, Antisthenes, Diogenes, die schöne Lais u. A. m. kennen. Seinen Darstellungen liegen die Nachrichten zum Grunde, welche uns die Alten von jenen Personen aufbewahrt haben, und die Thätigkeit des Dichters zeigt sich nur darin, daß er die vereinzelten historischen Stoffe zu einem Ganzen verbindet, und mit ächt poetischem Sinn das Unzusammenhängende verknüpft, die Lücken jener Mittheilungen ausfüllt, mit Einem Wort, aus den losen Theilen der Ueberlieferung ein organisches Kunstwerk bildet. Ohne daß er sich in dem „Aristipp" selbst schildern wollte, wie er es früher im „Agathon" gethan, darf man in jenem doch mit Göthe den Repräsentanten seiner eigenen Gesinnungen, seiner eigenen Lebensansichten erkennen, zwar nicht in den einzelnen Aeußerungen, aber in dem Wesentlichen, in den Hauptgrundsätzen und Zügen, die alle dahin streben, zur Anschauung und Ueberzeugung zu bringen, daß „Philosophie und Weltgenuß durch kluge Begränzung heiter verbunden" die wahre Lebensweisheit bedingen, einen Satz, den wir schon früher in seinen epischen Dichtungen wahrgenommen haben.

Wir erwähnen seine letzten Romane „Menander und Glycerion" (Tüb. 1804), „Krates und Hipparchia" (Tüb. 1805), die ebenfalls in Briefen abgefaßt sind, nur um zu berichten, daß er sie selbst in Bezug auf die Darstellung für das Vollendetste hielt, was er jemals geschrieben; und in der That vereini-

gen sie in dieser Hinsicht beinahe Alles, wodurch seine Romane Beifall erwarben.

Endlich haben wir noch seine Gespräche zu berühren, von denen die wichtigsten hieher gehören, da sie doch nichts Andres sind, als Dichtungen in prosaischer Sprache. Der Gedanke, Gespräche dieser Art zu schreiben, war eine Folge der langjährigen Beschäftigung mit Lucian. Die glückliche und fruchtreiche Behandlung dieser Form durch den geistreichen Griechen mußte ihn anregen, sich ebenfalls in derselben zu versuchen, um so mehr, als sie gerade für die Darstellung mancher Ideen vortrefflich paßte, deren Entwickelung ihm am Herzen lag. So entstanden nach und nach die „Göttergespräche" (Lpz. 1791) und die „Gespräche im Elysium" (zuerst im „Merkur"), in denen die feine Ironie seines Vorbildes mit der ihm eigenthümlichen muthwilligen Schalkhaftigkeit glücklich verbunden ist. Am wichtigsten ist das sechste unter den Göttergesprächen, das jedoch der Form nach wegen der allzulangen Reden nicht zu den besten gehört. Jupiter und die übrigen Götter erhalten eben die Nachricht von dem Beschluß des römischen Senats, der sie auf eine Motion des Imperators förmlich abgesetzt habe; Jupiter spricht darüber mit Würde und Mäßigung und entwickelt dabei ungefähr die nämlichen Gedanken, welche den „Göttern Griechenlands" von Schiller zum Grunde liegen. Mehr in das Gebiet des didaktischen Dialogs gehören die „Gespräche unter vier Augen" (Lpz. 1799), in welchen er seine Ansichten über die französische Revolution und über die verschiedenen Staatsformen vortrug; sie sind weder der Form nach mit seinen politischen Romanen zusammenzustellen, noch viel weniger bezüglich des Inhalts, da er, von den ungeheuren Ereignissen aus der Fassung gebracht, in Widerspruch mit seinen früheren Meinungen gerieth, ohne diese doch als ehrlicher Mann verlassen zu können. Zu den didaktischen Gesprächen gehören außer anderen endlich noch die „Unterredungen mit dem Pfarrer von ***" (zuerst im „Merkur" 1775), welche deshalb wichtig sind, weil er sich in denselben gegen die Vorwürfe zu vertheidigen sucht, die ihm wegen der allzufreien Schilderungen in seinen verschiedenen Dichtungen gemacht worden waren.

1. Aus den „Abderiten".

I. Erstes Buch.

1. Kapitel.

Vorläufige Nachrichten vom Ursprung der Stadt Abdera und dem Karakter ihrer Einwohner.

Das Alterthum der Stadt Abdera in Thracien verliert sich in der fabelhaften Heldenzeit. Auch kann es uns sehr gleichgültig seyn, ob sie ihren Nahmen von Abdera, einer Schwester des berüchtigten Diomedes, Königs der Bistonischen Thracier, — welcher ein so großer Liebhaber von Pferden war, und deren so viele hielt, daß er und sein Land endlich von seinen Pferden aufgefressen wurde, — oder von Abderus, einem Stallmeister dieses Königs, oder von einem andern Abderus, der ein Liebling des Herkules gewesen seyn soll, empfangen habe.

Abdera war, einige Jahrhunderte nach ihrer ersten Gründung, vor Alter wieder zusammengefallen: als Timesius von Klazomene, um die Zeit der ein und dreißigsten Olympiade, es unternahm, sie wieder aufzubauen. Die wilden Thracier, welche keine Städte in ihrer Nachbarschaft aufkommen lassen wollten, ließen ihm nicht Zeit, die Früchte seiner Arbeit zu genießen. Sie trieben ihn wieder fort, und Abdera blieb unbewohnt und unvollendet, bis ungefähr um das Ende der neun und funfzigsten Olympiade) die Einwohner der Jonischen Stadt Teos — weil sie keine Lust hatten, sich dem Eroberer Cyrus zu unterwerfen — zu Schiffe gingen, nach Thracien segelten, und, da sie in einer der fruchtbarsten Gegenden desselben dieses Abdera schon gebauet fanden, sich dessen als einer verlassenen und niemanden zugehörigen Sache bemächtigten, auch sich darin gegen die Thracischen Barbaren so gut behaupteten, daß sie und ihre Nachkommen von nun an Abderiten hießen, und einen kleinen Freystaat ausmachten, der (wie die meisten Griechischen Städte) ein zweydeutiges Mittelding von Demokratie und Aristokratie war, und regiert wurde — wie kleine nach große Republiken von jeher regiert worden sind. — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Teos war eine Athenische Kolonie, neun den zwölfen oder dreyzehn eine, welche unter Anführung des Neleus, Kebrus Sohn, in Jonien gepflanzt wurden.

Die Athener waren von jeher ein muntres und geistreiches Volk, und sind es noch, wie man sagt. Athener, nach Jonien versetzt, gewannen unter dem schönen Himmel, der dieses von der Natur verzärtelte Land umfließt, wie Burgunder Reben durch Verpflanzung aufs Vorgebirge der guten Hoffnung. Vor allen andern Völkern des Erdbodens waren die Jonischen Griechen die Günstlinge der Musen. Homer selbst war, der größten Wahrscheinlichkeit nach, ein Jonier. Die erotischen Gesänge, die Milesischen Fabeln (die Vorbilder unsrer Novellen und Romane) erkennen Jonien für ihr Vaterland. Der Horaz der Griechen, Alkäos, die glühende Sappho, Anakreon, der Sänger — Aspasia, die Lehrerin — Apelles, der Mahler der Grazien, waren aus Jonien; Anakreon war sogar ein geborner Teyer. Dieser letzte mochte etwa ein Jüngling von achtzehn Jahren seyn, (wenn anders Barnes recht gerechnet hat) als seine Mitbürger nach Abdera zogen. Er zog mit ihnen; und zum Beweise, daß er seine den Liebesgöttern geweihte Leier nicht zurück gelassen, sang er dort das Lied an ein thracisches Mädchen (in Barnesens Ausgabe das ein und sechzigste), worin ein gewisser wilder Thracischer Ton gegen die Jonische Grazie, die seinen Liedern eigen ist, auf eine ganz besondere Art absticht.

Wer sollte nun nicht denken, die Teyer — in ihrem ersten Ursprung Athener — so lange in Jonien einheimisch — Mitbürger eines Anakreons — sollten auch in Thracien den Karakter eines geistreichen Volkes behauptet haben? Allein (was auch die Ursache davon gewesen seyn mag) das Gegentheil ist außer Zweifel. Kaum wurden die Teyer zu Abderiten, so schlugen sie aus der Art. Nicht daß sie ihre vormahlige Lebhaftigkeit ganz verloren und sich in Schöpse verwandelt hätten, wie Juvenal sie ungerechter Weise beschuldigt. Ihre Lebhaftigkeit nahm nur eine wunderliche Wendung; denn ihre Einbildung gewann einen so großen Vorsprung über ihre Vernunft, daß es dieser niemahls wieder möglich war, sie einzuholen. Es mangelte den Abderiten nie an Einfällen: aber selten paßten ihre Einfälle auf die Gelegenheit wo sie angebracht wurden; oder kamen erst, wenn die Gelegenheit vorbey war. Sie sprachen viel, aber immer ohne sich einen Augenblick zu bedenken was sie sagen wollten, oder wie sie es sagen wollten. Die natürliche Folge hiervon war, daß sie selten den Mund aufthaten, ohne etwas abderaes zu sagen. Zum Unglück erstreckte sich diese schlimme Gewohnheit auch auf ihre Handlungen; denn gemeiniglich schlossen sie den Käfig erst, wenn der Vogel entflogen war. Dieß zog ihnen den Vorwurf der Unbesonnenheit zu; aber die Erfahrung bewies, daß es ihnen nicht besser ging wenn sie sich besannen. Machten sie (welches sich ziemlich oft zutrug) irgend einen sehr dummen Streich, so kam es immer daher, weil sie es gar zu gut machen wollten; und wenn sie in den Angelegenheiten ihres gemeinen Wesens recht lange und ernstliche Berathschlagungen hielten, so konnte

man ſicher darauf rechnen, daß ſie unter allen möglichen Entſchließungen die ſchlechteſte ergreifen würden.

Sie wurden endlich zum Sprichwort unter den Griechen. Ein Abderitiſcher Einfall, ein Abderitenſtückchen, war bey dieſen ungefähr, was bey uns ein Schildbürger- oder bey den Helveziern ein Lalleburgerſtreich iſt; und die guten Abderiten ermangelten nicht, die Spötter und Lacher reichlich mit ſinnreichen Zügen dieſer Art zu verſehen. Für izt mögen davon nur ein paar Beyſpiele zur Probe dienen.

Einsmahls fiel ihnen ein, daß eine Stadt wie Abdera billig auch einen Brunnen haben müſſe. Er ſollte in die Mitte ihres großen Marktplatzes geſetzt werden, und zu Beſtreitung der Koſten wurde eine neue Auflage gemacht. Sie ließen einen berühmten Bildhauer von Athen kommen, um eine Gruppe von Statuen zu verfertigen, welche den Gott des Meeres auf einem von vier Seepferden gezogenen Wagen, mit Nymfen, Tritonen und Delfinen umgeben, vorſtellte. Die Seepferde und Delfinen ſollten eine Menge Waſſers aus ihren Naſen hervor ſpritzen. Aber wie alles fertig ſtand, fand ſich, daß kaum Waſſer genug da war, um die Naſe eines einzigen Delfins zu befeuchten; und als man das Werk ſpielen ließ, ſah es nicht anders aus, als ob alle dieſe Seepferde und Delfinen den Schnupfen hätten. Um nicht ausgelacht zu werden, ließen ſie alſo die ganze Gruppe in den Tempel des Neptuns bringen; und ſo oft man ſie einem Fremden wies, bedauerte der Küner ſehr ernſthaft im Nahmen der löblichen Stadt Abdera, daß ein ſo herrliches Kunſtwerk aus Kargheit der Natur unbrauchbar bleiben müſſe.

Ein andermal erhandelten ſie eine ſehr ſchöne Venus von Elfenbein, die man unter die Meiſterſtücke des Praxiteles zählte. Sie war ungefähr fünf Fuß hoch, und ſollte auf einen Altar der Liebesgöttin geſtellt werden. Als ſie angelangt war, gerieth ganz Abdera in Entzücken über die Schönheit ihrer Venus; denn die Abderiten gaben ſich für feine Kenner und ſchwärmeriſche Liebhaber der Künſte aus. „Sie iſt zu ſchön (riefen ſie einhellig), um auf einem niedrigen Platze zu ſtehen; ein Meiſterſtück, das der Stadt ſo viel Ehre macht und ſo viel Geld gekoſtet hat, kann nicht zu hoch aufgeſtellt werden; ſie muß das Erſte ſeyn, was den Fremden beym Eintritt in die Stadt Abdera in die Augen fällt." Dieſem glücklichen Gedanken zu Folge ſtellten ſie das kleine niedliche Bild auf einen Obelisk von achtzig Fuß; und wiewohl es nun unmöglich war zu erkennen, ob es eine Venus oder eine Anſteranymfe vorſtellen ſollte, ſo nöthigten ſie doch alle Fremden zu geſtehen, daß man nichts vollkommneres ſehen könne.

Uns dünkt, dieſe Beyſpiele beweiſen ſchon hinlänglich, daß man den Abderiten kein Unrecht that, wenn man ſie für warme Köpfe hielt. Aber wir zweifeln, ob ſich ein Zug denken läßt, der ihren Karakter ſtärker zeichnen könnte als dieſer, daß ſie (nach dem Zeugniſſe des Juſtinus) die Fröſche in und um ihre Stadt dergeſtalt überhand nehmen ließen, daß ſie endlich ſelbſt genöthigt wurden, ihren auskehrenden Mitbürgern Platz zu machen, und, bis zu Austrag der Sache, ſich unter dem Schutze des Königs Kaſſander von Macedonien an einen dritten Ort zu begeben.

Dieß Unglück befiel die Abderiten nicht ungewarnt. Ein weiſer Mann, der ſich unter ihnen befand, ſagte ihnen lange zuvor, daß es endlich ſo kommen würde. Der Fehler lag in der That bloß an den Mitteln, wodurch ſie dem Uebel ſteuern wollten; wiewohl ſie nie dazu gebracht werden konnten dieß einzuſehen. Was ihnen gleichwohl die Augen hätte öffnen ſollen, war: daß ſie kaum etliche Monate von Abdera weggezogen waren, als eine Menge von Kranichen aus der Gegend von Geranien ankam, und ihnen alle ihre Fröſche ſo rein wegputzte, daß eine Meile rings um Abdera nicht Einer übrig blieb, der dem wieder kommenden Frühling Brekekek Koax Koax entgegen geſungen hätte.

II. Drittes Buch.

5. Kapitel.

Die Andromeda des Euripides wird aufgeführt. Großer Zulauf des Nomofylax, und was die Sängerin Eukolpis dazu beygetragen. Ein paar Anmerkungen über die übrigen Schauſpieler, die Köre und die Dekoragion.

Das Stück, das dieſen Abend geſpielt wurde, war die Andromeda des Euripides, eines von den ſechzig oder ſiebzig Werken dieſes Dichters, wovon nur wenige kleine Späne und Splitter der Vernichtung entronnen ſind. Die Abderiten trugen, ohne eben ſehr zu wiſſen warum, große Ehrerbietung für den Nahmen Euripides und alles was dieſen Namen trug. Beeichterne ſeiner Tragödien oder Singſpiele (wie wir ſie eigentlich nennen ſollten) waren ſchon öfters aufgeführt, und allemahl ſehr ſchön gefunden worden. Die Andromeda, eines der neueſten, wurde jezt zum erſten Mahl auf die Abderitiſche Schaubühne gebracht. Der Nomofylax hatte die Muſik dazu gemacht, und (wie er ſeinen Freunden ziemlich laut ins Ohr ſagte) diesmahl ſich ſelbſt übertroffen; das heißt, der Mann hatte ſich vorgeſetzt, alle ſeine Künſte auf einmahl zu zeigen und darüber war ihm der gute Euripides unvermerkt ganz aus den Augen gekommen. Kurz, Herr Gryllus hatte ſich ſelbſt komponirt, unbekümmert, ob ſeine Muſik den Text oder der Text ſeine Muſik zu Unſinn mache — welches denn gerade der Punkt war, der auch die Abderiten am wenigſten kümmerte. Genug, ſie machte großen Lärm, hatte (wie ſeine Brüder, Vettern, Schwäger, Klienten, und Hausbedienten, als ſämmtliche Kenner, verſicherten) ſehr erhabne und rührende Stellen, und wurde mit dem lauteſten entſchiedenen Beyfall aufgenommen. Nicht, als ob nicht ſogar in Abdera noch hier und da Leute geſteckt hätten, die — weil ſie vielleicht etwas dünnere Ohren auf die Welt gebracht als ihre Mitbürger, oder weil ſie anderswo was beſſeres gehört haben mochten — einander unter vier Augen gewanden: daß der Nomofylax, mit aller ſeiner Anmaßung ein Orfeus zu ſeyn, nur ein Leiermann, und das beſte ſeiner Werke eine Rhapſodie ohne Geſchmack und meiſtens auch ohne Sinn ſey. Dieſe Wenigen hatten ſich ehmals ſogar erkühnt, etwas von dieſer ihrer Heterodoxie ins Publikum erſchallen zu laſſen; aber ſie waren jedesmahl von den Verehrern der Grylliſchen Muſe ſo übel empfangen worden, daß ſie, um mit heiler Haut davon zu kommen, für gut befanden, ſich in Zeiten der Majorität zu ſubmittiren; und nun waren dieſe Heeren immer die, die bey den elendeſten Stellen am erſten und lauteſten klatſchten.

Das Orcheſter that dieſmahl ſein Aeußerſtes, um ſich ſeines Oberhauptes würdig zu zeigen. „Ich hab' ihnen aber auch alle Hände voll zu thun gegeben", ſagte Gryllus, und ſchien ſich viel darauf zu gut zu thun, daß die armen Leute ſchon im zweyten Akte keinen trocknen Faden mehr am Leibe hatten.

Im Vorbeygehen geſagt, das Orcheſter war eins von den Inſtituten, worin die Abderiten es mit allen Städten in der Welt aufnahmen. Das erſte, was ſie einem Fremden davon ſagten, war: daß es hundert und zwanzig Köpfe ſtark ſey. „Das Athenienſiſche", pflegten ſie mit bedeutendem Akzent hinzu zu ſetzen, „ſoll nur achtzig haben: aber freylich mit hundert und zwanzig Mann läßt ſich auch was ausrichten!" — Wirklich fehlte es unter ſo vielen nicht an geſchickten Leuten, wenigſtens an ſolchen, aus denen ein Vorſteher wie — in Abdera keiner war noch ſeyn konnte, etwas hätte machen können. Aber was half das ihrem Muſikweſen? Es war nun einmahl im Götterrathe beſchloſſen, daß im Thraciſchen Athen nichts an ſeinem Platze, nichts ſeinem Zweck entſprechend, nichts recht und nichts ganz ſeyn ſollte. Weil die Leute wenig für ihre Mühe hatten, ſo glaubte man auch nicht viel von ihnen fordern zu können, und weil man mit einem jeden zufrieden war, der ſein Beſtes that (wie ſies nannten), ſo that Niemand ſein Beſtes. Die Geſchickten wurden läſſig, und wer noch auf halbem Wege war, verlor den

Muth und zuletzt auch das Vermögen weiter zu kommen. Wofür hätten sie sich am Ende auch Mühe um Vollkommenheit geben sollen, da sie für Abderitische Ohren arbeiteten? — Freylich hatten die leidigen Fremden auch Ohren; aber sie hatten doch keine Stimme zu geben; fanden auch nicht einmahl der Mühe werth, oder waren zu höflich oder zu politisch, gegen den Geschmack von Abdera Sturm laufen zu wollen. Der Nomofylax, so dumm er war, merkte zwar selbst so gut als ein andrer, daß es nicht so recht ging wie es solte. Aber ausserdem, daß er keinen Geschmack hatte, oder (welches auf Eins hinaus lief) daß ihm nichts schmeckte, was er nicht selbst gekocht hatte, und er also immer die rechten Mittel, wodurch es besser werden konnte, verfehlte — war er auch zu träge und zu ungeschmeidig, sich mit andern auf die gehörige Art abzugeben. Vielleicht mocht' ers auch am Ende wohl leiden, daß er, wenn sein Leierwerk (wie wohl zuweilen geschah) sogar den Abderiten nicht recht zu Ohren gehen wollte, die Schuld aufs Orchester schieben, und die Herren und Damen, die ihm ehrenhalben ihr Kompliment deßwegen machten, versichern konnte: daß nicht eine Note, so wie er sie gedacht und geschrieben habe, vorgetragen worden sey. Allein das war doch immer nur eine Feuerthüre für den Nothfall. Denn aus dem naserümpfenden Tone, womit er von allen andern Orchestern zu sprechen pflegte, und aus den Verdiensten, die er sich um das Abderitische beylegte, mußte man schließen, daß er so gut damit zufrieden war, als es — einem patriotischen Nomofylax von Abdera ziemte.

Wie es aber auch mit der Musik dieser Andromeda und ihrer Ausführung beschaffen seyn mochte: gewiß ist, daß in langer Zeit kein Stück so allgemein gefallen hatte. Dem Sänger, der den Perseus spielte, wurde so gewaltig zugeklatscht, daß er mitten in der schönsten Scene aus dem Tone kam, und in eine Stelle aus dem Kyklops sich verirrte. Andromeda — in der Scene, wo sie, an den Felsen gefesselt, von allen ihren Freunden verlassen und dem Zorne der Nereiden Preis gegeben, aufjauchzend das Auftauchen des Ungeheuers erwartet — mußte ihren Monolog dreymahl wiederhohlen. Der Nomofylax konnte seine Freude über einen so glänzenden Erfolg nicht bändigen. Er ging von Reihe zu Reihe herum, den Tribut von Lob einzusammeln, der ihm aus allen Lippen entgegen schallte; und mitten unter der Versicherung, daß ihm zu viel Ehre widerfahre, gestand er, daß er selbst mit keinem seiner Spielwerke (wie er seine Opern mit vieler Bescheidenheit zu nennen beliebte) so zufrieden sey, wie mit dieser Andromeda.

Indessen hätt' er doch, um sich selbst und den Abderiten Gerechtigkeit zu erweisen, wenigstens die Hälfte des glücklichen Erfolgs auf Rechnung der Sängerin Eukolpis setzen müssen, die zwar vorher schon im Besitz zu gefallen war, aber als Andromeda Gelegenheit fand, sich in einem so vortheilhaften Lichte zu zeigen, daß die jungen und alten Herren von Abdera sich gar nicht satt an ihr — sehen konnten. Denn da war so viel zu sehen, daß ans Hören gar nicht zu denken war. Eukolpis war eine große wohl gedrehte Figur — zwar um ein nahmhaftes materieller, als man in Athen zu einer Schönheit erforderte — aber in diesem Stücke waren die Abderiten (wie in vielen andern) ausgemachte Thraeier, und ein Mädchen, aus welchem ein Bildhauer in Sicyon zwey gemacht hätte, war nach ihrem angenommenen Ebenmaaß ein Wunder von einer Nymfenfigur. Da die Andromeda nur sehr dünn angezogen seyn durfte, so hatte Eukolpis, die sich stark bewußt war, worin eigentlich die Kraft ihres Zaubers liege, eine Draperie von rosenfarbnem Koischem Zeug erfunden, unter welcher, ohne daß der Wohlstand sich allzu sehr beleidigt finden konnte, von den schönen Formen, die man an ihr bewunderte, wenig oder nichts für die Zuschauer verloren ging. Nun hatte sie gut singen. Die Kompesizion hätte, wo möglich, noch abgeschmackter, und ihr Vortrag noch zehnmahl fehlerhafter seyn können; immer würde sie ihren Monolog haben wiederhohlen müssen, weil das doch immer der ehrlichste Vorwand war, sie desto länger mit lüsternen Blicken — betasten zu können. „Wahrlich, beym Jupiter, ein herrliches Stück!" sagte einer zum andern mit halb geschloßnen Augen; „ein unvergleichliches Stück! — Aber finden Sie nicht auch, daß Eukolpis heute wie eine Göttin singt?" — „O über allen Ausdruck! Es ist, beym Anubis! nicht anders als ob Euripides das ganze Stück bloß um ihrentwillen gemacht hätte!" — Der junge Herr, der dies sagte, pflegte immer beym Anubis zu schwören, um zu zeigen, daß er in Aegypten gewesen sey.

Die Damen, wie leicht zu erachten, fanden die neue Andromeda nicht ganz so wundervoll als die Muunspersonen. — „Nicht übel! Ganz artig!" fugten sie. „Aber wie kommts, daß die Rollen dießmahl so unglücklich ausgetheilt wurden? Das Stück verlor dadurch. Man hätte die Rollen vertauschen und die Mutter der dicken Eukolpis geben sollen! Zu einer Kassiopeia hätte sie sich vortrefflich geschickt." — Gegen ihren Anzug, Kopfputz u. s. w war auch viel zu erinnern. — Sie war nicht zu ihrem Vortheil aufgesetzt — der Gürtel war zu hoch, und zu stark geschürzt — und besonders fand man die Ziererey ärgerlich, immer ihren Fuß zu zeigen, auf dessen unproportionierte Kleinheit sie sich ein wenig zu viel einbilde, — sagten die Damen, die aus dem entgegengesetzten Grunde die ihrigen zu verbergen pflegten. Indessen kamen doch Frauen und Herren sämmtlich darin überein, daß sie überaus schön singe, und daß nichts niedlicher seyn könne, als die Arie, worin sie ihr Schicksal bejammerte. Eukolpis, wiewohl ihr Vortrag wenig taugte, hatte eine gute, klingende und biegsame Stimme, aber was sie eigentlich zur Lieblingssängerin der Abderiten gemacht hatte, war die Mühe, die sie sich mit ziemlichem Erfolge gegeben, den Nachtigallen gewisse Läufer und Tonfälle abzulernen, in welchen sie sich selbst und ihren Zuhörern so wohl gefiel, daß sie solche überall, zu rechter Zeit und zur Unzeit, einmischte, und immer damit willkommen war. Sie mochte zu thun haben was sie wollte, zu lachen oder zu weinen, zu klagen oder zu zürnen, zu hoffen oder zu fürchten: immer fand sie Gelegenheit, ihre Nachtigallen anzubringen, und war immer gewiß, beklatscht zu werden, wenn sie gleich die besten Stellen damit verdorben hatte.

Von den übrigen Personen, die den Perseus als den ersten Liebhaber, den Agenor, vormahligen Liebhaber der Andromeda, den Vater, die Mutter, und einen Priester des Neptuns vorstellten, finden wir nicht viel mehr zu sagen, als daß man im Einzelnen zwar sehr viel an ihnen auszusetzen hatte, im Ganzen aber sehr wohl mit ihnen zufrieden war. Perseus war ein schön gewachsner Mensch, und hatte ein großes Talent, einen — Abderitischen Pickelhäring zu machen. Der vorerwähnte Kyklops, im Satirenspiele dieses Nahmens, war seine Meisterrolle. Er spiele den Perseus gar schön, sagten die Abderitinnen; nur Schade, daß ihm immer unvermerkt der Kyklops dazwischen kommt. — Kassiopeia, ein kleines zierliches Ding, voll ungemaßter Grazien, hatte keinen einzigen natürlichen Ton; aber sie galt alles bey der Gemahlin des zweyten Archon, hatte eine gar drollige Manier, kleine Liedchen zu singen, und that ihr Bestes. — Der Priester des Neptuns brüllte einen ungeheuern Matrosenbaß; und Agenor — sang so elend als einem zweyten Liebhaber zusteht. Er sang zwar auch nicht besser, wenn er den ersten machte; aber weil er sehr gut tanzte, so hatte er eine Art von Freybrief erhalten, desto schlechter singen zu dürfen. Er tanzt sehr schön, nur immer die Antwort der Abderiten, wenn jemand unmerkte, daß sein Krächzen unerträglich sey; indessen tanzte Agenor nur selten und sang hingegen in allen Singspielen und Operetten.

Um die Schönheit dieser Andromeda ganz zu übersehen, muß man sich noch zwey Chöre, einen von Ne-

reiden, und einen von den Gespielinnen der Andromeda, einbilden, beide aus verkleideten Schulknaben bestehend, die sich so ungeberdig dazu anschicken, daß die Abderiten (zu ihrem großen Troste) genug und satt zu lachen bekamen. Besonders that der Kor der Nereiden, durch die Erfindungen, die der Nomofylax dabey angebracht hatte, die schnurrigste Wirkung von der Welt. Die Nereiden erschienen mit halbem Leib aus dem Wasser hervorragend, mit falschen gelben Haaren, und mit mächtigen falschen Brüsten, die von fern recht natürlich wie — ausgestopfte Bälle und also sich selbst vollkommen gleich sahen. Die Symfonie, unter welcher diese Meerwunder heran geschwommen kamen, war eine Nachahmung des berühmten Weckecked Konr Koax in den Fröschen des Aristofanes; und, um die Illusion vollkommner zu machen, hatte Heer Gryllus verschiedene Kuhhörner angebracht, die von Zeit zu Zeit einfielen, um die auf ihren Schneckenmuscheln blasenden Tritonen nachzuahmen.

Von den Dekorazionen wollen wir, beliebter Kürze halber, weiter nichts sagen, als daß sie — von den Abderiten sehr schön gefunden wurden. Insonderheit bewunderte man einen Sonnenuntergang, den sie vermittelst eines mit langen Schwefelhölzern besteckten Windmühlenrades zuwege brachten, welches einen guten Effekt gethan hätte, sagten sie, wenn es nur ein wenig schneller umgetrieben worden wäre. Bey der Art, wie Perseus mit seinen Merkuesstiefeln aufs Theater angeflogen kam, wünschten die Abderitischen Kenner, daß man die Stricke, an denen er hing, luftfarbig angestrichen hätte, damit sie nicht so gar deutlich in die Augen gefallen wären.

2. Aus dem „Agathon". (Erstes Buch.)

1. Kapitel.

Erster Auftritt unsers Helden.

Die Sonne neigte sich zum Untergang, als Agathon, der sich in einem unwegsamen Walde verirrt hatte, abgemattet von der vergeblichen Bemühung einen Ausgang zu finden, an dem Fuß eines Berges anlangte, welchen er noch zu ersteigen wünschte, in Hoffnung, von dem Gipfel desselben irgend einen bewohnten Ort zu entdecken, wo er die Nacht zubringen könnte. Er schleppte sich mit Mühe durch einen Fußweg hinauf, den er zwischen den Gesträuchen gewahr ward; allein da er ungefähr die Mitte des Berges erreicht hatte, fühlte er sich so entkräftet, daß er den Muth verlor, den Gipfel erreichen zu können, der sich immer weiter von ihm zu entfernen schien, je mehr er ihm näher kam. Er warf sich also ganz athemlos unter einen Baum hin, der eine kleine Terrasse umschattete, und beschloß die einbrechende Nacht daselbst zuzubringen.

Wenn sich jemahls ein Mensch in Umständen befand, die man unglücklich nennen kann, so war es dieser Jüngling, in der Lage, worin unsre Bekanntschaft mit ihm sich anfängt. Vor wenigen Tagen noch ein Günstling des Glücks und der Gegenstand des Neides seiner Mitbürger, sah er sich, durch einen plötzlichen Wechsel, seines Vermögens, seiner Freunde, seines Vaterlandes beraubt, allen Zufällen des widrigen Glücks, und selbst der Ungewißheit ausgesetzt, wie er das nackte Leben, das ihm übrig gelassen war, erhalten möchte. Und dennoch, wirwohl so vielen Widerwärtigkeiten sich vereinigten, seinen Muth niederzuschlagen, versichert uns die Geschichte, daß derjenige, der ihn in diesem Augenblick gesehen hätte, weder in seiner Miene, noch in seinen Geberden einige Spur von Verzweiflung, Ungeduld oder nur von Mißvergnügen hätte bemerken können.

Vielleicht erinnern sich einige hierbey an den Weisen der Stoiker, von welchem man ehemals versicherte, daß er in dem glühenden Ochsen des Falaris zum wenigsten so glücklich seyn würde, als ein morgenländischer Bassa in den weichen Armen einer schönen Circassierin. Da sich aber in dem Laufe dieser Geschichte verschiedene Proben einer nicht geringen Ungleichheit unsers Helden mit dem Weisen des Seneka zeigen werden: so halten wir für wahrscheinlicher, daß seine Seele von der Art derjenigen gewesen sey, welche dem Vergnügen immer offen stehen, und bey denen eine einzige angenehme Empfindung hinlänglich ist, sie alles vergangenen und künftigen Kummers vergessen zu machen. Eine Oeffnung des Waldes zwischen zwey Bergen zeigte ihm — die untergehende Sonne. Es brauchte nichts mehr als diesen Anblick, um das Gefühl seiner widrigen Umstände zu unterbrechen. Er überließ sich der Begeisterung, in welche dieses majestätische Schauspiel empfindliche Seelen zu setzen pflege, ohne sich eine Zeitlang seiner dringendsten Bedürfnisse zu erinneen. Endlich weckte ihn das Rauschen einer Quelle, die nicht weit von ihm aus einem Felsen hervor sprudelte, aus dem angenehmen Staunen, worin er sich selbst vergessen hatte; er stand auf, und schöpfte mit der hohlen Hand von diesem Wasser, dessen stiebenden Krystall, seiner Einbildung nach, eine wohlthätige Nymfe ihm aus ihrem Marmorkeug entgegen goß, und, anstatt die von Cyprischem Weine sprudelnden Becher der gewohnten Athenischen Gastmähler zu vermissen, däuchte ihm, daß er niemals angenehmer getrunken habe. Er legte sich wieder nieder, entschlief unter dem sanft betäubenden Gemurmel der Quelle, und träumte, daß er seine geliebte Psyche wieder gefunden habe, deren Verlust das Einzige war, was ihm von Zeit zu Zeit einige Seufzer auspreßte.

2. Kapitel.

Etwas ganz Unerwartetes.

Wenn es seine Richtigkeit hat, daß alle Dinge in der Welt in der genauesten Beziehung auf einander stehen, so ist nicht minder gewiß, daß diese Verbindung unter einzelnen Dingen oft ganz unmerklich ist; und daher scheint es zu kommen, daß die Geschichte zuweilen viel seltsamere Begebenheiten erzählt als ein Romanschreiber zu dichten wagen dürfte. Dasjenige, was unserm Helden in dieser Nacht begegnete, giebt eine neue Bekräftigung dieser Bemerkung ab. Er genoß noch der Süßigkeit des Schlafs, welchen Homer für ein so großes Gut hält, daß er ihn auch den Unsterblichen zueignet, als er durch ein lärmendes Gepolter plötzlich aufgeschreckt wurde. Er horchte gegen die Seite, woher es zu kommen schien, und glaubte in dem vermischten Getümmel ein seltsames Heulen und Jauchzen zu unterscheiden, welches von den entgegen stehenden Felsen fürchterlich widerhallte. Agathon, der nur im Schlaf erschreckt werden konnte, beschloß diesem Getöse muthig entgegen zu gehen. Er bestieg den obern Theil des Berges mit so vieler Eilfertigkeit als er konnte, und der Mond, dessen voller Glanz die ganze Gegend weit umher aus dem dämmernden Schatten hob, begünstigte sein Unternehmen. Das Getümmel nahm immer zu, je näher er dem Rücken des Berges kam. Er unterschied izt den Schall von Trommeln und ein schmetterndes Getön von Schalmeyen und Pfeifen, mit einem wilden Geschrey weiblicher Stimmen vermischt, die ihn nicht länger ungewiß ließen, was dieser Lärm bedeuten möchte; als sich ihm plötzlich ein Schauspiel darstellte, worüber der oben erwähnte Weise selbst seiner Göttlichkeit auf einen Augenblick hätte vergessen können. Ein schwärmendes Haufe von jungen Thracischen Frauen war es, welche sich in dieser Nacht versammelt hatten, die unsinnigen Gebräuche zu begehen, die das heidnische Alterthum zum Andenken des berühmten Zuges des Bachus aus Indien eingesetzt hatte. Ohne Zweifel könnte eine ausschweifende Einbildungskraft, oder der Geiffel eines la Fagn von einer solchen Scene eine ziemlich verführerische Abbildung machen; allein die Eindrücke, die der wirkliche Anblick auf unsern Helden machte, waren nichts weniger als von der reitzenden Art. Das stürmisch fliegende Haar, die rollenden Augen, die beschäumten Lippen, die aufgeschwollenen Muskeln, die wilden Geberden und die rasende Fröhlichkeit, womit diese Unsinnigen, in tausend frechen Stellungen, ihre mit Efeu und zahmen Schlan-

gen umwundnen Spieß schüttelten, ihre Klapperbleche zusammenschlugen, oder abgebrochne Dithyramben mit lallender Zunge stammelten: nllr diese Ausbrüche einer fanatischen Wuth, die ihm nur desto schändlicher vorkam, weil sie den Aberglauben zur Quelle hatte, machten seine Augen unempfindlich, und erweckten in ihm einen Ekel vor Reizungen, welche mit der Schamhaftigkeit alle Macht über seine Sinnen verloren hatten. Er wollte zurück fliehen, aber es war unmöglich, weil er in dem nehmlichen Augenblicke von ihnen bemerkt wurde. Der Anblick eines Jünglings, an einem Orte und an einem Feste, welche von keinem männlichen Aug' entweihet werden durften, hemmte plötzlich den Lauf ihrer lärmenden Fröhlichkeit, um alle ihre Aufmerksamkeit auf diese Erscheinung zu wenden.

Hier können wir unsern Lesern einen Umstand nicht länger verhehlen, der in diese ganze Geschichte keinen geringen Einfluß hat. Agathon war von einer so wunderbaren Schönheit, daß die Zeuris und Alkamenes seiner Zeit, weil sie die Hoffnung aufgaben, eine vollkommnere Gestalt zu erfinden oder aus den zerstreuten Schönheiten der Natur zusammenzusetzen, die seinige zum Muster zu nehmen pflegten, wenn sie den schönen Apollo oder den jungen Bacchus darstellen wollten. Niemahls hatte ihn ein weibliches Aug' erblickt, ohne die Schuld ihres Geschlechtes zu bezahlen, welches für die Schönheit so empfindlich gemacht zu seyn scheint, daß diese einzige Eigenschaft den meisten unter ihnen die Abwesenheit aller übrigen verbirgt. Agathon hatte der seinigen in diesem Augenblicke noch mehr zu danken: sie rettete ihn von dem Schicksal des Pentheus und Orfeus. Seine Schönheit setzte diese Mänaden in Erstaunen. Ein Jüngling von einer solchen Gestalt, an einem solchen Orte, zu einer solchen Zeit! Konnten sie ihn für was geringers halten, als für den Bacchus selbst? In dem Taumel, worin sich ihre Sinnen befanden, war nichts natürlicher als dieser Gedanke; auch gab er ihrer Fantasie plötzlich einen so feurigen Schwung, daß sie zur Gewalt dieses Gottes, welche sie vor sich sahen, alles übrige hinzu dichtete, was ihm zu einem vollständigen Bacchus mangelte. Ihre bezauberte Augen stellten ihnen die Silenen vor, und die ziegenfüßigen Satyrn, die um ihn her schwärmten, und Tieger und Leoparden, die mit liebkosender Zunge seine Füße leckten, Blumen, so däuchte' es sie, entsprangen unter seinen Fußtehlen und Quellen von Wein und Honig sprudelten von jedem seiner Tritte auf, und rannen in schäumenden Bächen die Felsen herab. Auf einmal erschallte der ganze Berg, der Wald und die benachbarten Felsen von ihrem lauten Evan, Evoe! mit einem so entsetzlichen Getöse der Trommeln und Klapperbleche, daß Agathon, von Entsetzen und Erstaunen gefesselt, wie eine Bildsaule stehen blieb, indeß die entzückten Bacchantinnen gaukelnde Tänze um ihn her wanden, und durch tausend unsinnige Geberden ihre Freude über die vermeinte Gegenwart ihres Gottes ausdrückten.

Allein auch die unmäßigste Schwärmerey hat ihre Gränzen, und muß endlich der Obermacht der Sinnen weichen. Zum Unglück für den Helden unsrer Geschichte kamen diese Unsinnigen allmählich aus einer Entzückung zurück, worüber sich vermuthlich ihre Einbildungskraft gänzlich abgemattet hatte, und bemerkten immer mehr Menschliches an demjenigen, den seine ungewöhnliche Schönheit in ihren trunknen Augen vergöttert hatte. Etliche, die das Bewußtseyn ihrer eignen stolz genug machte, die Ariadnen dieses neuen Bacchus zu seyn, näherten sich ihm, und lezten ihn durch die Lebhaftigkeit, womit sie ihre Empfindungen ausdrückten, in eine desto größere Verlegenheit, je weniger er geneigt war, ihre ungestümen Liebkosungen zu erwiedern. Vermuthlich würde unter ihnen selbst ein grimmiger Streit entstanden seyn und Agathon zuletzt das tragische Schicksal des Orfeus erfahren haben, wenn nicht die Unsterblichen, die das Gewebe der menschlichen Zufälle leiten, ein unverhofftes Mittel seiner Errettung in dem nehmlichen Augenblicke herbey gebracht hätten, da weder seine Stärke, noch seine Tugend ihn zu retten hinlänglich war.

3. Kapitel.
Unterbrechung des Bacchusfestes.

Eine Schaar Cilicischer Seeräuber, welche, um frisches Wasser einzunehmen, bey nächtlicher Weile an dieser Küste gelandet, hatten von fern das Getümmel der Bacchantinnen gehört, und es für einen Aufruf zu einer ansehnlichen Beute angenommen. Sie erinnerten sich, daß die vornehmsten Frauen dieser Gegend die geheimnißvollen Orgien um diese Zeit zu begehen, und dabey in ihrem schönsten Putz aufzuziehen pflegten; wiewohl sie vor Besteigung des Berges sich dessen gänzlich entledigten, und alles bis zu ihrer Wiederkunft von einer Anzahl Sklavinnen bewachen ließen. Die Hoffnung, außer diesen Frauen, von denen sie die schönsten für die Gynäceen Asiatischer Fürsten und Satrapen bestimmten, eine Menge von kostbaren Kleidern und Juwelen zu erbeuten, schien ihnen wohl werth, sich etwas länger aufzuhalten. Sie theilten sich also in zwey Haufen, wovon der eine sich der Sklavinnen bemächtigte, welche die Kleider hüteten, indessen die übrigen den Berg bestiegen, und, mit großem Geschrey unter die Thraciennen einstürmend, sich von ihnen Meister machten, ehe sie Zeit oder Muth hatten, sich zur Wehre zu setzen. Die Umstände waren allerdings so beschaffen, daß sie sich allein mit den gewöhnlichen und unständigen Waffen ihres Geschlechts vertheidigen konnten. Allein diese Cilicier waren allzusehr Seeräuber, um auf die Thränen und Bitten, ja selbst auf die Reizungen dieser Schönen einige Achtung zu geben, wiewohl sie in diesem Augenblicke, da Schrecken und Zagheit ihnen den sanften Zauber der Weiblichkeit wieder gegeben hatte, selbst dem sittsamen Agathon so verführerisch vorkamen, daß er für gut befand, seine nicht gerne gehorchenden Augen an den Boden zu heften. Die Räuber hatten jetzt andre Sorgen, und waren nur darauf bedacht, wie sie ihre Beute aufs schleunigste in Sicherheit bringen möchten. Und so entging Agathon — für etliche nicht allzu seine Scherze über die Gesellschaft, worin man ihn gefunden hatte, und für seine Freyheit — einer Gefahr, aus welcher er, seinen Gedanken nach, sich nicht zu theuer los kaufen konnte. Der Verlust der Freyheit schien ihn, in den Umständen, worin er war, wenig zu bekümmern. In der That, da er alles verloren hatte, was die Freyheit schätzbar macht, so hatte er wenig Ursache sich wegen eines Verlustes zu kränken, der ihm wenigstens eine Veränderung im Unglück versprach.

Nachdem die Cilicier mit ihrer gesammten Beute wieder zu Schiffe gegangen, und die Theilung derselben mit größerer Eintracht, als womit die Vorsteher mancher kleinen Republik sich in die öffentlichen Einkünfte zu theilen pflegen, geendiget hatten, brachten sie den Rest der Nacht mit einem Schmause zu, bey welchem sie nicht vergaßen, sich für die Unempfindlichkeit zu entschädigen, die sie bey Eroberung der Thracischen Schönen bewiesen hatten. Unterdessen aber, daß das ganze Schiff beschäftigt war, das angefangene Bacchusfest zu vollenden, hatte sich Agathon unbemerkt in einen Winkel zurück gezogen, wo er vor Müdigkeit übermahls einschlummerte, und gerne den Traum fortgesetzt hätte, aus welchem ihn das Evan Evoe der berauschten Mänaden geweckt hatte.

3. Aus dem „Aristipp".

Des 1sten Buchs 13ter Brief.
An Kleonidas.

Ich gestehe unverhohlen, daß ich ein großer Freund aller Tage bin, die von unsern frommen Vorfahrern dem allgemeinen Müßiggang und Wohlleben gewidmet wurden. Immerhin mögen Arbeitsamkeit und Enthaltsamkeit, wo sie nicht Töchter der Nothwendigkeit sind, unter die preiswürdigsten Tugenden gerechnet werden: wenigstens sind sie es bloß als Mittel zu dem, was der letzte Wunsch aller lebenden Natur ist; Ruhe ist die an-

genehmste Belohnung des Arbeiters und der Arme behilft sich dir meiste Zeit schlecht, um sich zuweilen einen guten Tag machen zu können. An Festtagen seh' ich allenthalben fröhliche Gesichter; jedermann ist besser als gewöhnlich gekleidet, thut sich gütlicher, geht ins Bad, kränzt sich mit Blumen. Gemeinschaftliche Opfer, Gesänge und Gebete, feyerliche Aufzüge, Uebungsspiele, Tänze und Schauspiele nähren und erhöhen den sympathetischen Trieb, und lassen uns vom geselligen Bürgerleben, dessen tausendfache Kollisionen die Tage der Arbeit und Geschäftigkeit so häufig erschweren und verbittern, nur das Gefällige, Angenehme und Tröstliche empfinden. Die Natur hat mir, wie du weißt, zu einem ziemlich kalten Kopf ein warmes Herz gegeben. Mir ist nie wehler, als wenn ich mich so ganz aufgelegt fühle allen Menschen hold zu seyn, und dieß bin ich immer, wenn ich sie in Gemeinschaft fröhlich sehe. Denn da wiege ich mich unvermerkt in die süße Täuschung ein, sie alle für gut und wohlwollend zu halten, und mache mir selbst weiß, sie würden es immer seyn, wenn sie sich immer glücklich fühlten. Du wirst es also ganz begreiflich finden, lieber Kleonidas, daß ich, ungeachtet der scheelen Gesichter, die ich mir von meinen geavitätischen Mitgesellen, und zuweilen auch wohl von dem Meister selbst gefallen lassen muß, keine Gelegenheit versäume, wo ich mir diesen behäglichen Lebensgenuß verschaffen kann.

Einer meiner hiesigen Bekannten, ein Mann von Geist und angenehmen Umgang, der nach Athenischer Art reich ist, und (was hier in den Augen einer gewissen Klasse noch mehr zu sagen hat) sein Geschlechtsregister auf mütterlicher Seite von Kodrus ableitet, besitzt ein schönes Landgut auf der Insel Aegina, die nicht viel über zweyhundert Stadien von Athen entfernt liegt, und wiewohl von Natur nur ein kahler Felsen, durch eine fünfhundertjährige Anbauung und den Wetteifer ihrer durch Gewerbe und Handelschaft reich gewordenen Einwohner sie auf alle nur mögliche Weise zu verschönern, eines der anmuthigsten Eylande ist, die im Myrtoischen Meer und im Saronischen Meerbusen zerstreut umher liegen. Eurybates (so nennt sich mein Freund), der das vornehmste Fest der Aeginer, die Poseidonia, gewöhnlich auf seinem Gute zuzubringen pflegt, bat mich, ihm dießmahl Gesellschaft zu leisten, und ich nahm seine Einladung um so williger an, da diese Festtage gerade in die schönste Jahreszeit fallen, und durch einen großen Markt belebt werden, der eine Menge Fremde vom festen Lande und den benachbarten Inseln herbey zieht.

Wir hatten bereits einige Tage in allerley festlichen Lustbarkeiten verlebt, als Eurybates mir den Antrag machte: ob ich nicht Lust hätte, den Abend in Gesellschaft der schönen Lais zuzubringen? Er setzte, vermuthlich um mir desto mehr Lust zu machen, hinzu: „wenn ich meinen Augen glauben darf, so ist schwerlich ein Weib im ganzen Griechenlande, das ihr den Preis der Schönheit streitig machen kann". Da mir die Landessitte bekannt ist, so konnt' ich natürlicher Weise nichts anders denken, als die Rede sey von einer Hetäre, mit deren Gesellschaft Eurybates seine Freunde diesen Abend zu bewirthen gedenke; und, wiewohl ich bisher den Umgang mit Frauenzimmern aus dieser Klasse immer zu vermeiden suchte, so kamen doch hier mehrere Umstände zusammen, die eine Ausnahme schicklich zu machen schienen. Kurz, ich sagte meinem Wirthe, es werde mir um so angenehmer seyn, ihm eine so interessante Bekanntschaft zu danken zu haben, da ich gestehen müßte, daß ich eine Art von Ideal in meinem Kopfe hätte, dem die schöne Lais den Vorzug abzugewinnen einige Mühe haben würde. Indessen kam der Abend heran, und wie ich eben mit Verwunderung zu bemerken anfing, daß sich nirgends eine Anstalt zu einem Gastmahl im Hause zeigte, kam Eurybates, mir zu sagen, es wäre nun Zeit, ihm zu seiner schönen Nachbarin zu folgen. — „Zu welcher Nachbarin?" — „Zu welcher andern als der schönen Lais, die vor einigen Tagen hieher gekommen ist, um von einem kleinen Gute Besitz zu nehmen, das ihr durch den Tod eines Freundes zugefallen ist, und das glücklicher Weise unmittelbar an das meinige stößt." — „Die Rede ist also nicht von einer Hetäre?" sagte ich. — „Nun ja, Hetäre oder auch nicht Hetäre, wie du willst; im Grunde läßt sie sich nicht wohl in eine andre Klasse stellen, wenn sie zu klassifizieet seyn muß: aber dann ist sie eine Hetäre, wie es, zwey oder drey ausgenommen, noch keine gegeben hat. Sie kommt nicht zu uns, mein guter Aristipp; man muß zu ihr kommen, und auch dieß ist eine Gunst, die nicht jedem zu Theil wird, der sie allenfalls bezahlen könnte. Die schöne Lais liebt ausgesuchte Gesellschaft, und dem müssen die Grazien sehr hold seyn, der ihr bis auf einen gewissen Grad gefallen zu können hoffen darf. Ohne diese Bedingung ist sie, wie man sagt, um keinen Preis zu haben. Ob es immer so seyn werde, läßt sich vielleicht, ohne sich an Amor und Afrodite zu versündigen, bezweifeln; daß es aber jetzt so sey, ist um so glaublicher, da sie kaum zwanzig Jahre zählt, und von ihrem ersten Liebhaber in einer sehr glücklichen Lage hinterlassen worden ist."

Dieser Vorbericht spannte meine Neugier und Erwartung so stark, daß mir der Weg, der uns nach dem Hause der schönen Korinthierin führte, dreymahl länger vorkam als er in der That war. Wir fanden sie in einem geräumigen, auf Jonischen Marmorsäulen ruhenden Gartensaale, von einem kleinen Kreise dem Ansehn nach seiner junger Männer umgeben, und, wie es schien, in einem lebhaften Gespräche begriffen. Schon von ferne, bevor es möglich war, ihre Gesichtszüge genau zu unterscheiden, däuchte mir ihre Gestalt die edelste, die ich je gesehen hätte. Ihr Anzug war mehr einfach als gekünstelt und eher kostbar als schimmernd; leicht genug, um einen Bildner, der keine schöne Form unangedeutet lassen will, zu befriedigen, aber zugleich so anständig, daß selbst die Grazie der Scham nicht untadeliger bekleidet werden könnte. — Die hat einen feinen Takt für ihre Kunst, dachte ich. Aber stelle dir vor, mein Freund, wie gewaltig ich überrascht wurde, da ich ein paar Schritte näher die nehmliche Dame in ihr zu erkennen glaubte, mit welcher ich vor drey Jahren zu Korinth auf eine so seltsame Art in Bekanntschaft gekommen war, ohne damahls ihren Stand und Namen erfahren zu können. Ich mußte alle meine Gewalt über mich selbst zusammenraffen, um der edeln Unbefangenheit, womit sie mich empfing, keine größere Verlegenheit entgegen zu setzen, als sich allenfalls mit der Wirkung ihrer Schönheit auf jeden, der sie zum ersten Mahle sah, entschuldigen ließ. Daß ich es wollte, war ich mir deutlich genug bewußt, doch zweifle ich sehr, ob es mir in der ersten Viertelstunde so gut gelang als ich es wünschte; denn gewöhnlich verräth einer durch die Bemühung, etwas unter seinem Mantel zu verbergen, daß er etwas verberge, und dieß ist genug, um die Aufmerksamkeit aller Umstehenden zu erregen. Das Wahre ist, daß die Furcht, mich zu irren und das Verlangen, mich nicht zu irren, den Blicken, womit ich sie durch und durch zu erspähen und nach allen Dimensionen auszumessen scheinen mußte, mir (wie sie mir in der Folge selbst sagte) etwas zu gleicher Zeit so schüchtern unverschämtes, gieriges und erstaunies gab, daß sie selbst Mühe gehabt hätte, sich in gehöriger Fassung zu erhalten, wenn sie nicht auf diese, bloß von meiner Seite unerwartete Zusammenkunft vorbereitet gewesen wäre. In der That hatte sie sich in den drey Jahren, die seit der ersten verflossen waren, dermaßen verschönert, daß, ungeachtet das Bild meiner Korinthischen Anadyomene noch wenig in meiner Erinnerung verloren hatte, oder vielmehr eben deßwegen, ein kleines Mißtrauen in meine Augen oder in mein Gedächtniß ganz natürlich war. Sie war indessen merklich größer geworden, und die Blüthe ihrer prächtigen Gestalt schien so eben den Augenblick der höchsten Vollkommenheit erreicht zu haben; den Augenblick, wo die Fülle der hundertblätterigen Rose sich nicht länger in der schwellenden

Knospe verschließen läßt, sondern mit Gewalt aufbricht, um ihre glühenden Reize der Morgensonne zu entfalten. Dieß verbreitete einen so blendenden Glanz um sie her, daß ich, wiewohl die Behaglichkeit mit sich selbst zu entschieden war, um nicht jeden aufsteigenden Zweifel sogleich wieder niederzuschlagen, doch nicht aufhören konnte, mich durch immer wiederhohltes Anschauen von einer so ungenehmen Wahrheit immer gewissee zu machen. Bei allem dem behielt ich doch noch so viel Besonnenheit, um, zu meinem Troste, wahrzunehmen, daß die andern Anwesenden (den einzigen Eurybates vielleicht ausgenommen) jeder für sich zu stark mit unsrer schönen Wirthin beschäftigt waren, um sich viel um mich zu bekümmern. Auch blieb mir nicht unbemerkt, daß Sie Selbst um wenigsten gewahr zu werden schien, daß etwas besonderes in mir vorgehe; und wenn mich ein paar verstohlne Seitenblicke nicht verständiget hätten, würde ihr höfliche Kälte, womit sie sich gegen mich benahm, neue Zweifel haben erregen müssen. Diese neue mir verständlichen Blicke sagten mir so zuverlässig *sie sey es*, daß keine Möglichkeit zu zweifeln übrig blieb; und nun war es auch um so viel leichter, die Rolle einer ganz neuen Bekanntschaft natürlich genug zu spielen, um selbst den beobachtenden Eurybates dadurch zu täuschen, und den leisesten Verdacht eines feinern Verhältnisses zwischen uns unmöglich zu machen. Ich überließ mich jetzt mit meinem gewöhnlichen Frohsinn oder Leichtsinn, wenn du willst, dem heitern Genuß des schönsten Abends, den ich bisher erlebt hatte, und ich wollte alles in der Welt wetten, daß Tantalus an der Tafel Jupiters nicht halb so glücklich war, als *ich* im Speisesaal dieser irrdischen Göttin, welche, nicht zufrieden, uns mit dem Ambrosia und Nektar ihrer Schönheit und ihres Witzes zu sättigen, außerdem noch alles aufgeboten hatte, was Land und Meer und die Kunst eines Korinthischen Kochs vermochte, um selbst den Gaumen eines Sybariten zu befriedigen.

Nimm es als einen Beweis der Stärke meiner Liebe zu dir an, daß ich in diesen Stunden der süßesten Seelenbetäubung, wo es so leicht war, ein lethäisches Vergessen alles dessen, was man sonst liebte, aus den Augen dieser *neuen Circe* zu trinken, mehr als einmal herzlich wünschte, möchte doch mein Kleonidas hier seyn, wär' es auch auf Gefahr, seiner ersten Liebe ein wenig ungetreu zu werden! Es ist, denke ich, dem Menschen überhaupt, und vor allen dem Künstler, zuträglich, in allen Gattungen und Arten das Höchste gesehen zu haben.

Eine vollkommene Schönheit ist in Griechenland und vermuthlich allenthalben etwas sehr seltenes; die Vereinigung einer solchen Schönheit mit geistigen Reizungen noch seltner. Dieß vorausgesetzt, ist die schöne Lais unter den Griechischen Weibern, was der Fönix unter den Vögeln ist. Ich habe die berühmte und von Sokrates selbst geschätzte *Aspasia*, wiewohl in einem schon ziemlich vorgerückten Alter, mehrmahl gesehen und gesprochen; sie kann selbst in der Blüthe ihrer Schönheit nie ein Recht gehabt haben, mit Lais um den goldnen Apfel zu streiten. An Stärke des Geistes und an Kenntnissen mag ihr vielleicht der Vorzug bleiben; aber an Lebhaftigkeit und Vielgestaltigkeit des Witzes und der Laune ist Lais vielleicht einzig. Die feinsten Wendungen der scherzenden oder nur leicht reizenden Ironie sind ihr so geläufig, als ob sie bey meinem alten Mentor in die Schule gegangen wäre. Sie spricht gern und viel, und findet immer den zierlichsten Ausdruck und das rechte Wort ungesucht auf ihren Lippen.

Ohne wie Kassandra vom delfischen Gotte besessen zu seyn, glaube ich voraus zu sehen, daß diese neue Helena in ihrer Art wenigstens eben so viel Unheil unter den ohnehin so leicht entzündbaren Griechen unsrer Zeit anrichten wird als die Tochter der Leda unter den Achäern und Trojanern des heroischen Zeitalters. Was sie in meinen Augen um gefährlichsten macht, ist ein gewisser unnennbarer Zauber, den ein Dichter mit den unsichtbaren und unzerreißbaren Schlingen vergleichen würde, welche Homers Vulkan aus hinterlistigen Absichten um das Lager seiner treuen Gemahlin legte. Weil ich mich nicht gern mit unerklärbaren und nichts erklärenden Wörtern behelfe, so habe ich in aller Stille ausfindig zu machen gesucht, worin dieser magische Zynr (mit Sokrates zu reden) eigentlich bestehe, und, so viel ich jetzt davon fangen kann, dünkt mich, er liege darin, daß sie sich aller ihrer Reizungen immer bewußt ist, ohne daß es scheint, als ob sie ihretwegen Aufwand an große Bewunderung mache, oder mit geheimen Anschlägen auf Eroberungen umgehe. Sie scheint in vollkommener Selbstgenügsamkeit sich mit der Gewißheit zu befriedigen, es hange nur von ihr ab, sobald sie Lust dazu habe, jeden Sterblichen zum Gott und jeden Weisen — zum Narren zu machen; da es hingegen in keines Mannes Gewalt stehe, mehr über sie zu gewinnen, als sie ihm freywillig einzuräumen geneigt sey. Sie *bedient* aber *begiebt* sich dieses Vorrechts mit gleicher Sorglosigkeit, ohne Anschein einer besondern Absicht; aber *wenn* sie sich dessen bedient, thut sie es öfters mit einem Muthwillen, der an Grausamkeit gränzt, wiewohl es vielleicht bloße Naturtrieb, ihre Macht zu versuchen, seyn mag. Sie schießt ihre Strahlen umher, wie die Sonne dir übrigen eegießt, unbekümmert wohin sie fallen und wie sie wirken, ob sie erwärmen und beleben, oder austrocknen, verengern und zerstören. Daß die Sprache der Griechen keinen Nahmen für diesen gefährlichen Karakter hat, beweiset vermuthlich, daß die schöne Lais in ihrer Art die erste ist.

Ich sehe dich für die Freyheit und Ruhe deines Aristipp zittern; aber sey unbesorgt, mein Freund! Der Salamander, sagt man, befindet sich sehr wohl in eben dem Feuer, worin andre lebendige Wesen verzehrt werden. Ich schwöre dir, daß ich in meinem Leben nie freyer, heitrer und aufgeräumter war als diesen Abend. Nicht als ob ich mich einer Gleichgültigkeit rühmen wolle, die mir im Grunde wenig Ehre machen würde, genug, Lais selbst scheint zu merken, daß sie an einen jungen Mann gerathen ist, den Hermes mit dem berühmten Kräuter *Moly*, das alle Bezauberung unkräftig macht, bewaffnet hat, und ich denke wir wollen noch sehr gute Freunde werden. Ueberdieß war auch hier keine Ursache zur Eifersucht; ich sahe keinen Begünstigten; und wie hätte ich mich darüber ärgern sollen, gerade so viele Nebenbuhler zu sehen als Personen zugegen waren; das wird nun einmahl in den nächsten zehen oder zwanzig Jahren nicht anders seyn. Alles kommt darauf an, nicht ob man ihr gefallen *will* (wer wollte das nicht?), sondern ob man ihr *gefällt*; und das muß man den Göttern und ihrer Laune anheimstellen. Ausschließliche Anmaßungen an ein solches Wesen machen zu wollen, wäre, nach *meiner* Vorstellungsart, als wenn Einer Sonne und Mond für sich allein behalten wollte. Wenn ich auch die Macht des *großen Königs* besäße, ich würde schwerlich thöricht genug seyn, ein solches Unrecht an *ihr* und an *mir selbst* zu begehen. Wer wäre berechtigt frey zu seyn, wenn ein so hoch von der Natur begünstigtes Weib es nicht seyn sollte? Und wie wenig müßte *der* seinen eigenen Vortheil kennen, der, wenn er es auch vermöchte, die *Liebesgöttin* zu seiner *Sklavin* machen wollte?

Wir brachten einen Theil der Nacht mit den gewöhnlichen Gegenlichkeiten zu, womit die Griechen ihre Symposien zu würzen pflegen. Die schöne Lais hat verschiedene niedliche junge Sklavinnen, die mit Fertigkeit tanzen, singen und auf allen Arten von besaiteten Instrumenten spielen. Die Unterhaltung wechselte bald mit muntern Gesprächen, bald mit Musik und mimischen Tänzen ab, und die Dame des Hauses selbst war so gefällig oder (wie es einige von uns nannten) so grausam, uns *zum Abschied* mit einer wahren Sirenenstimme ein süßes Liedchen von Anakreon zu singen, wobei vermuthlich jedermann eben dasselbe fühlte, was *Odysseus*, als der einladende Zaubergesang der Töchter des Achelous über die Wellen zu ihm herüber schallte; und im Weggehen versicherte mehr als Einer, daß er dir Ge-

laubniß zu bleiben mit dem Schicksal der Unglücklichen, die in die Klauen jener mörderischen Sängerinnen geriethen, nicht zu theuer erkauft gehalten hätte. Daß ich keiner von diesen war, kannst du mir auf mein Wort glauben.

Es hatte sich zufälliger Weise gefügt, daß ich an diesem Tage den Ring am Finger trug, in welchen ich die Haare meiner Korinthischen Unbekannten hatte fassen lassen; und so konnt' es nicht wohl fehlen, daß ich Gelegenheit fand, ihr meine Hand, als wie von ungefähr, nahe genug zu bringen, daß sie ihr durch den Deuck einer Feder aus dem Kasten des Rings herausgebrachtes Geschenk erkennen konnte. Ein leises Erröthen und ein lächelnder Blick, der unsre alte Bekanntschaft zu gestehen schien, versicherte mich dessen, und mehr verlangte ich für dießmahl nicht.

II. Historische Prosa.

Die Lust zur historischen Forschung, welche schon im vorigen Zeitraum viele tüchtige Arbeiten hervorgerufen hatte, verbreitete sich in dem vorliegenden immer mehr, und wurde namentlich auf den Hochschulen durch manchen trefflichen Lehrer gefördert. So Bedeutendes aber auch in dieser Beziehung geleistet wurde, so blieb dagegen die Geschichtschreibung im Ganzen noch auf einer sehr untergeordneten Stufe und wir haben nur sehr wenige Männer zu nennen, welche die Geschichte mit tieferem Blicke erfaßten oder ihren Darstellungen eine kunstmäßigere Gestaltung zu geben versuchten, eine Bemerkung, die wir selbst noch im folgenden Zeitraum werden zu wiederholen haben, da sich eine höhere Ansicht von der Geschichtschreibung noch keineswegs allgemein verbreitet hat, und wie früher, so auch jetzt noch, die historische Gelehrsamkeit für das Höchste, schöne Darstellung für etwas Unwesentliches gehalten wird, ja sogar bei Vielen noch die Meinung vorherrscht, daß die künstlerische Gestaltung des historischen Stoffes nur mit Verfälschung desselben erstrebt werden könne. Da die Bemühungen der Historiker des vorliegenden Zeitraums zunächst nur auf gelehrte Forschung gerichtet waren, und sie auch meist nur für Gelehrte schrieben, so kann es nicht auffallen, daß eine große Zahl der geschichtlichen Schriften der damaligen Zeit noch in lateinischer Sprache abgefaßt und die deutsch geschriebenen die unsern Gelehrten zur Natur gewordene Formlosigkeit in oft widerlicher Weise darbieten.

Den ersten Versuch, die Geschichtschreibung auf philosophische Grundsätze zu bauen, was später von Herder in so bewundernswürdiger Weise ausgeführt wurde, machte der Leipziger Professor Joh. Martin Chladenius aus Wittenberg (1710—1759) in seiner nur zu weitschweifigen, aber oft scharfsinnigen „Allgemeinen Geschichtswissenschaft" (Leipz. 1752); Bedeutenderes leistete schon Isaac Iselin, auf welchen wir zurückkommen werden. Die Leistungen im Gebiete der Weltgeschichte sind zwar zum Theil sehr dankenswerth, und in einigen Werken offenbart sich auch schon ein freierer Geist, der den Zusammenhang der Begebenheiten zu erfassen sucht, allein es tritt selbst bei diesen oft das äußere System an die Stelle der geistigen Auffassung. Nicht ohne glücklichen Einfluß auf die deutsche Geschichtschreibung blieb die Uebersetzung der großen englischen Weltgeschichte, die zuerst von S. J. Baumgarten (18 Thle. 4. Halle 1746—59) herausgegeben, dann unter der Leitung J. S. Semlers (19.—30. Th. 1759—66) fortgesetzt wurde. Sie hatte zunächst die glückliche Wirkung, daß man die Unstatthaftigkeit einer so massenhaft angelegten Weltgeschichte einsah, die Uebersetzung in eine freie Bearbeitung umwandelte und sie in eine vollständigere Darstellung der einzelnen europäischen Staatengeschichten auflöste, welche von Schlözer, Le Bret, Sprengel, Rühs, Meusel u. A. bearbeitet wurden. Das Nämliche geschah mit der Uebersetzung des Guthrie-Gray'schen Auszuges aus der Welthistorie, welche unter der Leitung des eben so gelehrten als hell blickenden Heyne stand (49 Bde. Lpz. 1765 ff.); auch diese wandelte sich später in eine Sammlung selbstständiger Staatengeschichten um, die zum Theil von hervorragendem Werthe sind. Die bedeutendsten Mitarbeiter waren außer Heyne selbst Schröckh, Gebhardi, Dieze und J. D. Ritter. Unter den selbstständigen Bearbeitern der allgemeinen Weltgeschichte nimmt der Göttinger Professor Joh. Christoph Gatterer aus Lichtenau (1727—1799) der Zeit, wie der Bedeutung nach eine der ersten Stellen ein; seine dahin gehörigen Arbeiten, von denen jedoch keine vollendet wurde, zeichnen sich durch das Bestreben aus, den inneren Zusammenhang der Weltbegebenheiten anschaulich darzustellen, und das Wesentliche hervorzuheben, was man dagegen in den Werken J. M. Schröckhs vermißt, der übrigens in andern Gebieten der Geschichtschreibung Bedeutenderes leistete. Die „Allgemeine Weltgeschichte" (12 Bde. Halle 1767 ff.) des Helmstädter Professors Franz Dominicus Häberlin (1720—87) hat nur als ein Werk des Fleißes und der selbstständigen Forschung, nicht aber Seitens der Darstellung und Sprache bleibenden Werth.

Die Beschäftigung mit der Spezialgeschichte beschränkte sich noch lange Zeit auf gelehrte Forschung, wie die äußerst zahlreichen Quellensammlungen aller Art bezeugen, die bis in die sechsziger Jahre des Zeitraums und noch weiter hinab erschienen. Doch ist gerade in diesem Gebiete das Beste zu finden, was die Geschichtschreibung in diesem Zeitraum leistete, und wir müssen die bedeutenden Fortschritte anerkennen, welche in dieser Zeit gemacht wurden. Während in des Leipziger Professors G. Christ. Gebauer (aus Breslau, 1690—1773) „Grundriß zu einer Historie der europäischen Reiche" (Leipz. 1733) noch eine rein äußerliche Behandlung sichtbar ist, und die Culturgeschichte der Völker kaum berücksichtigt wird, legte schon Gottfr. Achenwall aus Elbing (1719—1772), Professor in Göttingen, auf dieselbe das nöthige Gewicht und gab daher in seinen „Grundsätzen der europäischen Geschichte" (Gött. 1754) ausführlichere Uebersichten von dem Zustande der einzelnen Staaten, und J. J. Schmauß aus Landau (1690—1757), welcher ebenfalls als Professor in Göttingen lebte, suchte in das politische Leben der Völker tiefer einzudringen, als es bis dahin geschehen war; seine Betrachtungen und Urtheile zeugen von hohem Scharfsinn und richtigem Blick. Wichtiger als sein „Kurzer Begriff der Historie der vornehmsten europäischen Reiche und Staaten" (Gött. 1755) ist jedoch seine „Einleitung zur Staatswissenschaft" (2 Bde. Lpz. 1741—47). Wie er, gründete auch sein größerer Amtsgenosse Joh. Stephan Pütter aus Iserlohn (1725—1807) die Geschichtschreibung auf die tiefere Erkenntniß der Staatsverhältnisse und insbesondere der Rechtszustände; in seinem gelungensten Werke „Historische Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des

Teutschen Reichs" (Gött. 1786) sind Plan und Ausführung gleich vortrefflich; aber auch seine früheren Schriften „Grundriß der Staatsveränderungen des Teutschen Reichs" (Gött. 1752) und „Vollständigeres Handbuch der teutschen Reichshistorie" (Gött. 1762) verdienen die höchste Anerkennung. Unter den Bearbeitern der Geschichte einzelner deutscher Länder ist aber Justus Möser weitaus der bedeutendste, wie er überhaupt unter den deutschen Geschichtschreibern eine der ersten Stellen einnimmt. Ihn würde unter den Zeitgenossen nur Friedrich II. übertreffen, wenn dieser seine vortrefflichen, die Geschichte seiner Zeit erzählenden Werke, statt in französischer, in deutscher Sprache hätte schreiben wollen oder schreiben können. Von dessen Geist durchdrungen sind die Abhandlungen über deutsche und insbesondere brandenburgische Geschichte, welche der Graf Ewald Friedrich von Herzberg (aus Pommern, 1725—1795) in die Schriften der Berliner Akademie einrücken ließ. Unter den wenig zahlreichen Städtegeschichten nimmt Paul von Stettens (gest. 1786) „Geschichte von Augsburg" (2 Bde. Fkf. u. Leipzig 1743—58) eine ehrenvolle Stellung ein. — Auch die Geschichte der übrigen europäischen Staaten wurde ziemlich häufig bearbeitet. Unter den hiehergehörigen Schriftstellern ist vorzüglich Thomas Abbt, dem wir an einem andern Ort wiederbegegnen werden, durch den Versuch bedeutend geworden, die gedrungenere Sprache der römischen Geschichtschreiber der unseligen Weitschweifigkeit entgegenzusetzen, die bis zu seiner Zeit auch in den besseren Schriften anzutreffen war. Seine leider unvollendete „Portugiesische Geschichte" ist deshalb sehr schätzenswerth.

Die Kirchengeschichte wurde durch den Göttinger Kanzler Joh. Lorenz von Mosheim mit philosophischem Geist und zugleich mit Geschmack behandelt; leider sind seine Hauptwerke lateinisch abgefaßt und nur sein „Versuch einer Ketzergeschichte" (Helmst. 1746—48) in deutscher Sprache geschrieben. Seiner nicht unwürdig sind die „Abhandlungen zur Erläuterung der Kirchengeschichte", welche Joh. Andr. Cramer seiner Uebersetzung der Weltgeschichte von Bossuet beifügte. Die große „Christliche Kirchengeschichte" (35 Bde. Leipzig 1768 ff.) des Wittenberger Professors Joh. Matthias Schröckh (aus Wien, 1733—1808) zeichnet sich wie durch fleißige Benutzung der Quellen und klare Anordnung, so auch durch einfachen Vortrag aus, und auch die gelehrten Arbeiten von Christian Wilh. Franz Walch aus Jena (1726—1784) verdienen wegen ihrer Darstellung lobende Erwähnung, während Friedrich Karl von Mosers „Geschichte der päbstlichen Nuntien in Deutschland" (2 Bde. 1788) nur wegen der freisinnigen Auffassung der Verhältnisse zu erwähnen ist.

Beinahe alle die Literaturgeschichte betreffenden Schriften sind noch in lateinischer Sprache abgefaßt; wir erwähnen außer dem „Grundriß der Literaturgeschichte" von Michael Denis (Wien 1776), einer für jene Zeit bedeutsamen Erscheinung, Joh. Nikolaus Meinhard's (eigentlich Gemeinhard aus Erlangen, 1727—1767) geist- und inhaltsreiche und von Lessing hochgeschätzte „Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter" (2 Bde. Braunschw. 1763—64, 3. Bd. meist von Jagemann, 1774) und Joh. Fr. Löwens „Geschichte des deutschen Theaters" (im 4. Bde. seiner „Schriften". Hamb. 1766), welche zwar sehr unvollkommen ist, auch mehr die Schauspieler, als die Dichter berührt, aber doch als erster Versuch dieser Art genannt zu werden verdient.

Die Kunstgeschichte wurde durch ihren Begründer, den genialen Winckelmann, in meisterhafter Weise bearbeitet, wie er denn überhaupt unter den Historikern der Zeit unzweifelhaft die erste Stelle einnimmt.

In der Biographie erwarb sich J. Matthias Schröckh durch seine „Abbildungen und Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten" (3 Bde. Leipz. 1764—69) und noch mehr durch seine „Allgemeine Biographie" (8 Thle. Berl. 1767—91) wohlverdiente Anerkennung. Eigenthümlich sind die Biographien des Zürcher Arztes Hans Caspar Hirzel, „Das Bild eines wahren Patrioten, in einem Denkmal auf Hans Waarer" (Zür. 1767), „Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen" (2 Bde. Zür. 1779) u. a. m., von denen die erste mit einer glücklichen Darstellung der politischen Verhältnisse der Stadt Zürich beginnt. Ohne auf höhern Werth Anspruch zu machen, gewähren die übrigens gut geschriebenen Biographien einiger bedeutenden Männer, welche Christ. Fr. Nicolai verfaßte, durch ihren Inhalt mannigfaches Interesse. Außer dem „Ehrengedächtniß Herrn Ew. Chr. v. Kleist" (Berl. 1760) und dem „Ehrengedächtniß Herrn Thomas Abbts" (Berl. 1767) erwähnen wir auch hier schon, obgleich erst im folgenden Zeitraum erschienen, das „Leben Justus Mösers" (Berl. 1797), so wie die „Gedächtnißschrift auf J. J. Engel" (Berl. 1806) und die auf den berühmten Theologen Teller (Berl. 1807); so wie die „Anekdoten von Friedrich II." (6 Hefte. Berl. 1788—92), welche manchen bedeutsamen Charakterzug des großen Königs mittheilen. Obgleich mehr Umrisse, als wirkliche Biographien, sind doch die Nachrichten, welche Chr. Felix Weisse von dem Leben seines Freundes Rabener gab, „Rabeners Briefe nebst einer Nachricht von seinem Leben und Schriften" (Lpz. 1772) nicht ohne Werth. Ausführlicher und eindringlicher ist dagegen „Gellerts Leben" von J. Andr. Cramer (Leipz. 1774), welcher den liebenswürdigen und höchst achtungswerthen Charakter des trefflichen Mannes mit vieler Liebe gezeichnet hat. Von den Selbstbiographien sind die von Joh. Chr. Brandes „Meine Lebensgeschichte" (3 Bde. Berl. 1799 f.) und von Chr. Fel. Weisse „Selbstbiographie" (Lpz. 1806) zu erwähnen, von welchen die erste durch die zahlreichen Einzelnheiten über viele Städte und Provinzen, die er durchzogen, die letzte durch die literarhistorischen Mittheilungen auch jetzt noch Interesse gewährt. Größeres Interesse gewähren die Selbstbiographien des edlen J. J. Moser (4 Bde. Ff. 1777—83) und des gelehrten Theologen J. Sal. Semler (2 Bde. Halle 1781—82), da der Eine die politischen, der Andre die kirchlichen Verhältnisse der Zeit mit freiem und lebendigem Sinne schildert.

Von den Reisebeschreibungen sind nur wenige zu erwähnen. Eine der anziehendsten, die des Holsteiners Ludwig Norden (1708—1742), der Aegypten und Nubien bereiste, ist leider ursprünglich französisch geschrieben, und erst nach seinem Tode ins Deutsche übersetzt worden (2 Bde. Bresl. 1779). Unter allen hat sich aber die „Neueste Reise durch Teutschland," u. s. w. (Hannover 1740) von

Joh. Georg Keyßler aus Thurnau in Oberfranken (1689—1743) durch freies Urtheil und Darstellung der gesellschaftlichen Verhältnisse zu ihrer Zeit den meisten und allgemeinsten Beifall erworben. Von großem Interesse sind des dänischen Gesandtschaftspredigers Karl Christoph Pluer aus Hannover (1725—1772) „Reisen durch Spanien" (Lpz. 1777), durch welche dieses Land zuerst dem größeren Leserkreis näher gerückt wurde. Am bedeutendsten für die Kenntniß der deutschen Zustände in Politik und Literatur ist Fr. Nicolai's „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im J. 1781" (12 Bde. Berl. 1783—96), die zwar ganz in den folgenden Zeitraum gehört, die wir aber doch jetzt schon erwähnen müssen, weil Nicolai's Hauptthätigkeit in die vorliegende Periode fällt. Mit klarem und scharfem Blicke hat er das Leben in seinen verschiedensten Richtungen beobachtet und diese Beobachtungen hat er mit ehrenwerther Freimüthigkeit, oft freilich mit schneidender Schärfe, dargestellt, weshalb er sich auch zahlreiche Feinde machte, besonders aber sich den bittersten Haß der katholischen und protestantischen Finsterlinge zuzog, deren heimliche Umtriebe er schonungslos aufdeckte. Selbst ruhige und unparteiische Männer tadelten ihn, als ob er sich durch seine Furcht vor dem Jesuitismus und der Proselitenmacherei zu Uebertreibungen habe hinreißen lassen; die Erscheinungen der späteren Zeit bewiesen aber nur zu gut, daß er richtig gesehen hatte.

Der Geographie wurde zwar auch jetzt noch keine rein wissenschaftliche Behandlung zu Theil, doch wurde schon der Versuch gemacht, ihr eine wissenschaftliche Grundlage zu geben, und sie geschmackvoller zu bearbeiten. Große Verdienste erwarb sich in dieser Hinsicht der schon genannte J. Christoph Gatterer, der in dem „Abriß der Geographie" (Gött. 1775) auf die Naturbeschaffenheit der Länder zuerst gebührende Rücksicht nahm und zwischen Geographie und Geschichte ein enges Band knüpfte. Weit verbreiteten Ruf erwarb sich der Göttinger Professor Anton Friedrich Büsching aus Stadthagen (1724—1793), dessen „Neue Erdbeschreibung" (5 Thle. in 9 Bden. Hamb. 1754 ff.) in alle europäischen Sprachen übersetzt wurde, und bis in das 19. Jahrh. herab als Hauptquelle der geographischen Kenntnisse betrachtet wurde. Und in der That verdient dieses Werk, welches Europa und einen kleinen Theil von Asien umfaßt, wegen seiner Gründlichkeit und seines Reichthums noch jetzt Bewunderung, wie er denn in der That auch erst in neuerer Zeit durch Ritters großartige Leistungen übertroffen worden ist. Besonders sind die Einleitungen zur Beschreibung der einzelnen Länder hervorzuheben, welche man mit Recht als meisterhafte historisch-statistische Gemälde bezeichnet hat.

Die lebendigere Beschäftigung mit der Geschichte und insbesondere mit der Geographie führte endlich auch zur Erkenntniß, daß die Statistik eine wissenschaftlichere Gestaltung annehmen müsse. Das Verdienst, dieselbe auf eine höhere Stufe gehoben zu haben, gebührt dem schon genannten Gottfried Achenwall, dessen „Abriß der neuesten Staatswissenschaft" (Gött. 1749) den Grund zur einsichtsvolleren Bearbeitung der Statistik legte, einer Wissenschaft, deren hohe Bedeutsamkeit Gatterer in seinem „Ideal einer Weltstatistik" (Gött. 1773) nicht ohne Glück entwickelte.

Isaac Iselin.

Der Einfluß der Schweiz auf die deutsche Literatur und überhaupt auf die gesammte geistige Entwickelung wird gewöhnlich nur nach dem bemessen, was Bodmer und Breitinger gewirkt haben; es sind außer diesen beiden Männern, welche allerdings die neue Gestaltung der Literatur mächtig gefördert haben, noch manche zu nennen, deren Schriften von wohlthätigem und fruchtreichem Einflusse auf die Verbreitung der Bildung gewesen sind. Die meisten werden erst in dem Abschnitte von der didaktischen Prosa zu erwähnen sein, doch ist schon hier einer derselben näher zu besprechen, da er auch im Gebiete der Geschichtschreibung sich anerkennenswerthes Verdienst erworben hat.

Isaac Iselin wurde am 17. März 1728 zu Basel geboren, wo er auch seine erste Erziehung und Bildung erhielt. Als er die nöthige Reife erlangt hatte, bezog er die Universität Göttingen, um sich dem Studium der Rechte und der Staatswissenschaften zu widmen. Mit tüchtigen Kenntnissen ausgerüstet, und vorzüglich durch den Umgang mit dem großen Haller, mit Mosheim und Geßner gefördert, die den strebenden Jüngling ihrer Freundschaft gewürdigt hatten, kehrte er 1749 in die Vaterstadt zurück, wo er sich 1751 die Würde eines Doctors der Rechte erwarb. Bald darauf begab er sich auf Reisen, und hielt sich längere Zeit in Paris auf, wo er mit mehren bedeutenden Männern bekannt wurde, so mit Rousseau, Buffon, Fontenelle u. A. Nach seiner Rückkehr in die Heimat beschäftigte er sich mit juristischen, geschichtlichen und philosophischen Studien, denen er auch noch getreu blieb, als er im J. 1754 zum Mitglied des Großen Raths und 1756 zum Rathschreiber ernannt wurde, obgleich dieses Amt ihn vielfältig in Anspruch nahm. Seine Wirksamkeit wurde aber dadurch höchst einflußreich und wohlthätig, weil er als Staatsmann nie die höhere, warum sollten wir nicht sagen, philosophische Anschauung der Verhältnisse vergaß und als Schriftsteller stets den praktischen Staatsmann beurkundete. Mit rastloser Thätigkeit wirkte er in seiner Vaterstadt für bessere Gesetzgebung, durch welche er Sitten und Wohlstand zu fördern suchte; er war Einer der Ersten, welche das lose Band des eidgenössischen Staatenvereins durch geistige Annäherung fester zu knüpfen suchten, und in diesem Sinne gründete er 1761 mit seinem Freunde Hirzel die „Helvetische Gesellschaft", welcher sich bald die trefflichsten Männer aus allen Gauen der Schweiz anschlossen (so S. Geßner, Zimmermann, Lavater und Pfeffel als Bürger von Biel), die schon in kurzer Zeit die trefflichsten Erfolge hatte, und auch noch in dem ersten Drittel des 19. Jahrh. bedeutsame Wirksamkeit entfaltete. Ein anderes, nicht weniger großes Verdienst erwarb er sich 1777 durch die Stiftung der Basler „Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen", welche in vielen andern Städten und Kantonen Nachahmung fand. Allzu angestrengtes Arbeiten untergrub seine ohnehin schwache Gesundheit und er starb schon am 15. Juni 1782 im 54. Jahre seines Alters.

Das Streben nach Gemeinnützigkeit, welches den trefflichen Iselin sein ganzes Leben lang begleitete, bildet den Grundzug seines Charakters als Staatsmann und als Schriftsteller und er verfaßte seine meisten Werke, um vaterländische Gesinnung zu wecken, freiere und vernünftigere Ansichten über die

Staatsverhältnisse, überhaupt um politische Bildung zu verbreiten, in welcher er ein vorzügliches Mittel zur Veredlung der Menschheit und zur Besserung ihrer Zustände erblickte. Dies gilt in vollem Maße auch von der Schrift, die wir hier zu berühren haben, den „Philosophischen Muthmaßungen über die Geschichte der Menschheit" (2 Bde. Ffk. u. Lpz. 1764), welche in den folgenden Ausgaben (sie erlebte deren fünf) den einfacheren Titel: „Ueber die Geschichte der Menschheit" erhielt. Er wurde durch dieselbe der Vorläufer Herders, der ihn freilich weit übertraf, und sein Buch gänzlich zurückdrängte; nichts desto weniger bleibt es das Verdienst Iselins, die philosophische Betrachtung der Geschichte angebahnt und zuerst die Idee ausgesprochen zu haben, daß die Menschheit einer fortwährenden Vervollkommnung fähig sei. Der größte Mangel des Buchs liegt ohne Zweifel darin, daß der Verfasser den Menschen und seine Entwickelung an sich betrachtet, ohne die Einwirkungen in Anschlag zu bringen, welche die physische Beschaffenheit der verschiedenen Länder hervorbringt, weshalb ihm auch die wesentlichsten Unterschiede in der Entwickelung einzelner Völker verborgen blieben und er manche Erscheinungen zusammenstellt, die durchaus keine Aehnlichkeit haben. Dagegen hat er recht vernünftige Ansichten über den frühesten Zustand des menschlichen Geschlechts ausgesprochen, worin er sich gegen Rousseau's bekannte Behauptungen mit aller Entschiedenheit erklärte. Wenn er aber auch einen dem thierischen ähnlichen Zustand nicht annahm, so ließ er sich doch verleiten, einen vorgesellschaftlichen anzunehmen, der sich ebenso wenig durch die Erfahrung oder aus Vermuthungsgründen beweisen läßt. Die letzten Abschnitte des Buchs, die sich mit der Darstellung der späteren historischen Verhältnisse beschäftigen, sind bei weitem die besten, und manche, wie z. B. der unten mitgetheilte über England, fassen mit Rücksicht auf die Zeit, in welcher sie geschrieben, wenig zu wünschen übrig.

Die Sprache Iselins ist durchaus einfach und schlicht, dabei selbst in den philosophirenden Theilen vollkommen klar; einzelne unbeholfene Stellen und der historischen Würde ermangelnde Ausdrücke müssen auf Rechnung der Zeit gesetzt werden.

Aus „Ueber die Geschichte der Menschheit".

(8. Buch.)

20stes Hauptstück. Geschichte der Britischen Freyheit.

Unter allen Nationen der Erde ist nur eine, bey welcher die politische Freyheit sich in einem beträchtlichen Glanze zeiget.

Früher als in allen übrigen nordische Reichen wurde in dem glücklichen Albion die persönliche Knechtschaft aufgehoben, jeder Einwohner wieder in die Rechte der Menschheit eingesetzet, und jedem Bürger die Vorzüge seines Standes versichert. Schon im dreyzehnten Jahrhunderte (1215) erschien die große Charte, und schon vor derselben war durch andre die Freyheit des Volkes festgesetzet. Diese Charte ist eines der schönsten Denkmäler der Freyheit. Sie machet dem Verstande derjenigen Ehre, welche dieselbe in so barbarischen Zeiten entworfen haben, obgleich sie in der That selbst ein Beweisthum der Barbarey ist. Diese mußte sehr groß seyn, indem es einen allgemeinen Aufstand brauchete, um Rechte aufkleben zu machen, welche die Natur und die Vernunft den Völkern fast alle unstreitig zueignen, und welche nur die äußerste Erniedrigung und die härteste Ungerechtigkeit denselben rauben konnten.

Engelland belehret uns, wie viel es gebrauchet hat, bis diese schätzbare Nation die geheiligten Rechte der Menschheit, welche ihnen ihre Herren mehr als ihre Könige entzogen hatten, hervorzusuchen erleuchtet, und solche zu behaupten muthig genug geworden ist. Es ist bekannt, wie oft die große Charte, dieses Palladium der englischen Freyheit, erneuert, und wie öfter noch dieselbe verletzet worden ist. Jahrhunderte hindurch kämpften die Gesetze und die Grundsätze mit der Gewohnheit. Die lieblichen Blicke der Freyheit, die sich bisweilen zeigeten, wurden sogleich durch düstere Finsternisse verdrungen. Dieses ist das natürliche Schicksal aller unbestimmten Verfassungen. Wenn in solchen der Fürst oder die Großen, tätig, unternehmend und standhaft sind; so wird ihnen ein jeder gegen sie mißlungener Versuch ein Anlaß, ihre Macht zu befestigen.

Die wahre Freyheit, eine kostbare Frucht einer geläuterten Vernunft, und einer tiefen Einsicht in die Rechte der Menschheit, konnte in diesen rohen Zeiten noch nicht entwickelt seyn.

Noch in dem Laufe des sechszehnten Jahrhunderts waren die Gemüther der Großen nöthig unbändig, um sich Gesetzen zu unterwerfen, welche die heiligen Rechte der Kleineren versicherten. Noch unter Heinrich dem siebenten hatten jene eine Menge bewaffneter Anhänger von dem Adel, und auch von den niedrigsten Ständen, welche alles für sie wagten, und welche dagegen bey ihnen Schutz wider alle Anfälle fanden. Dem Fürsten und dem Bürger gleich furchtbar bekämpften sie oft die Tyranney; und bisweilen die redlichen Absichten des ersteren, indem sie die schwachen Rechte des letztern immer unterdrückten. Umsonst rief der Unterdrückte unmächtige Gesetze wider diejenigen an, welche sich dem Fürsten selbst furchtbar zu machen wußten.

Mächtiger und wirksamer, als die Gesetze, brachten die Handelschaft, die Reichthümer, die Künste, und die bequemere Lebensart die Gemüther zu der glücklichen Reife, welche die Freyheit erforderte. Sie gaben den Leidenschaften und den Neigungen einen ganz neuen Schwung, und sie verbanneten allmählich die Rohigkeit und die Wildheit der alten Sitten. Der Adel fand nach und nach mehr Freude, sich durch Pracht und durch Kostbarkeit in Gebäuden, im Hausgeräthe, in Mahlzeiten, hervorzuthun als durch eine Menge roher Anhänger. Das gemeine Volk verfuhr also diese dem Staate so schädliche Zuflucht; sah sich genöthiget, sich auf die bessern Künste und Gewerbe zu legen, und wurde für sich selbst unabhängig und glücklich, und für den Staat nützlich und schätzbar.

Die Erlaubnis, welche eine tiefe Politik dem Adel zu Veräußerung seiner Lehen ertheilete, trug nicht weniger bey, die ungeheure Uebermacht desselben zu schwächen; und den Bürger und den Landmann einer wahren Freyheit, und eines sichern Wohlstandes theilhaft zu machen. So wurden die kostbaren Rechte der Freyheit und des Eigenthums festgesetzet, so wurden der Feldbau und die Handelschaft aufgemuntert; so wurde der bürgerliche Stand reicher, beträchtlicher, und für den Vorzug der Freyheit fühlbarer.

Die Begünstigung der Kaufleute, der Rechtsgelehrten, der Geistlichkeit, war nicht minder für die Könige ein glückliches Mittel, den Adel noch tiefer zu erniedrigen.

Diese Erniedrigung aber erhöhete weit mehr das Ansehn des Königs als sie die Freyheit des Bürgers beförderte. Herr Hume merket sehr vielfältig an, daß nichts so seltsames erdacht werden könne, als die Parlamente unter Heinrich dem achten. Diese räumeten dem König eine vollkommene Gewalt ein, bewilligten knechtisch alle desselben Grausamkeiten, Ungerechtigkeiten, Verfolgungen, Gewissenszwänge, und andre eigensinnige Einfälle, und zeigten nie einigen Widerstand, als wenn es darum zu thun war, Geld herzugeben.

Unter den folgenden Regierungen bis auf Carl den ersten gieng es meistens auf die gleiche Weise. Die Könige, und in sonderheit die Königinnen Maria und Elisabeth, herrschten eigenmächtiger, als irgend ein Monarch in Europa. Die Freyheit der englischen Nation that sich in diesen Zeiten so wenig hervor, daß Carl der fünfte

den Gesandten Edwards des sechsten zu Brüssel sagte Der König in Engelland sey unumschränkter als der in Frankreich. Sie wollten auch die Schatten nicht in die Heurath ihrer Königin mit dem nemlichen Edward dem sechsten einwilligen, aus Furcht, die großen Vorrechte eines Königs in Engelland möchten ihre Freyheiten verschlingen.

Dieses ist eine neue Probe, wie Grundsätze und Gesetze lang festgesetzet seyn können, ehe die Geister stark, aber erleuchtet genug werden, dieselben in Ausübung zu bringen. Es braucht hiezu meistens eine besondre Gährung der Leidenschaften, einen Enthusiasmus, der sich nur bey großen Anlässen äußert, und eine Erschütterung, die alle Begriffe der Menschen zerrüttet, den gewohnten Lauf derselben gänzlich unterbricht, und demselben eine vollkommen neue Richtung giebt. Ohne eine solche glückliche Revolution bleiben die durch die Gewohnheit geheiligten Misbräuche unverletzlich und unzerstörbar.

Ältes Hauptstück. Einflüsse des Fanatismus und des aufgedeckteren Lichtes der Wissenschaften, der Handelschaft und den Wohlstandes, in die Schicksale der Freyheit.

So hat auch mehr als alles andre der Fanatismus die wahre Freyheit in Engelland befördert.

Zur Zeit der Kirchen-Verbesserung breitete sich derselbe wie ein verzehrendes Ungewitter durch ganz Europa aus. In den meisten Ländern verschaffte dieses plötzliche Feuer ohne andre Folgen, als einige vorübergehende Erschütterungen zu erzeugen. Nur in dem glücklichen Britannien nicht; da war er von einer längern Dauer, da entzündete der Puritanismus die mächtige Flamme, welche auf einmal in allen Herzen für die Freyheit entbrannte.

Die philosophischen Köpfe, und die Freunde der alten Gelehrsamkeit vereinigten damit noch eine schönere Glut, einen glänzenden Enthusiasmus.

Die immer anwachsende Erweiterung der Künste, der Handelschaft, des Wohlstandes, des Ueberflusses, verbreitete ebenfalls das Gefühl der Freyheit und das Verlangen nach derselben, durch alle Classen der Bürger, und vermehrte in allen Theilen des Staates die Anzahl derjenigen aber falschen Patrioten.

Die Parlamenter bestuhnden nicht, wie ehemals, aus unwissenden, mit der wahren Freyheit unbekannten Barbaren und Jägern. Sie waren nun theils mit aufgeklärten und gescheiden Köpfen, theils mit hitzigen Enthusiasten und mit lenzigen Fanatikern besetzet, welche ihre Religion, ihre Vorurtheile und ihre Meynungen, zugleich mit der öffentlichen Freyheit, vertheidigten.

22stes Hauptstück. Bestsetzung der englischen Verfassung.

So mußten Verstand und Unverstand, Weisheit und Thorheit, das große Werk befördern.

Auf die ungerechten Eingriffe der Könige folgeten die abscheulichen Ausschweifungen des Volkes, und der schreckliche Despotismus eines Henchlers.

Fest aus diesen fürchterlichen Finsternissen brach die liebliche Freyheit, wie ein heiterer Himmel nach einem verheerenden Ungewitter, hervor. Eine Freyheit, die vielleicht vorher keinem Volke auf Erden bekannt gewesen war.

Es scheinet, als ob die Ordnung nicht habe können hergestellet werden, bis alle Stände vermischet, alle Gesetze übertreten, alle Greuel verübet, und alle Theorien geheiliget gewesen seyen.

Also wurden in dem Reiche, welches von allen europäischen Ländern am längsten in der Barbarey verblieben war, die Rechte des Menschen und des Bürgers am ersten wieder hervorgesuchet. So schenkten endlich sieghaft die Freyheit und die Gesetze einem lang unterdrückten Volke eine veste und deutliche Verfassung.

Johann Joachim Winckelmann.

Bei weitem das Höchste, was während des vorliegenden Zeitraums in der Geschichtschreibung geleistet worden ist, haben wir dem großartigen Geiste und dem eisernen Fleiße eines Mannes zu verdanken, dessen Name mit der Geschichte der Kunst so innig und unauflöslich verknüpft ist, daß man in den spätesten Jahrhunderten und so lang es eine Kultur gibt, ihn als den genialen Begründer dieses Zweigs der Geschichtschreibung nennen und verehren wird.

Joh. Winckelmann

Johann Joachim Winckelmann, geb. den 9. Dec. 1717 zu Stendal in der Altmark, hatte bei der großen Armuth seiner Eltern schon in früher Jugend mit Dürftigkeit und Noth zu kämpfen, die aber seinen strebenden Geist nicht niederzubeugen vermochte. Nachdem er sich in der Schule seiner Vaterstadt die besten Kenntnisse namentlich in den alten Sprachen erworben hatte, ging er im J. 1735 nach Berlin auf das Kölnische Gymnasium, das er ein Jahr lang besuchte. Während dieser Zeit machte er eine Fußreise nach Hamburg, um sich einige der besten Ausgaben alter Klassiker aus der Bibliothek des berühmten Fabricius anzukaufen, welche damals versteigert wurde. Das Geld zur Reise und zum Ankauf der Bücher erbat er sich unterwegs bei Adelichen, Beamten und Pfarrern; und die erkauften Bücher trug er selbst nach Berlin, von wo er 1737 in seine Vaterstadt zurückkehrte. Nach kurzem Aufenthalt daselbst bezog er Anfangs 1738 die Universität Halle, wo er meist von der Unterstützung seiner Landsleute lebte. Die Theologie, der er sich widmen sollte, hatte keinen Reiz für ihn, er beschäftigte sich fast ausschließlich mit der alten Literatur und den schönen Wissenschaften. Die Begierde zu reisen war damals schon so mächtig in ihm, daß er im J. 1740 von Halle aufbrach, um nach Paris und Rom zu wandern; doch mußte er in der Nähe von Frankfurt wieder umkehren, weil der eben ausge-

brochene Krieg die Straßen unsicher machte. Nachdem er ein Jahr lang bei einer adelichen Familie in Osterburg Hofmeister gewesen war, ging er 1742 nach Jena, um Medicin und Mathematik zu studiren, mußte aber, um leben zu können, seine meiste Zeit auf Privatunterricht verwenden, so daß er seinen Zweck nicht erreichen konnte; doch lernte er in der kurzen Zeit, die er dort blieb, Englisch und Italienisch. Nachdem er hierauf eine Hofmeisterstelle in Hadmersleben bei Halberstadt versehen hatte, wurde er 1743 zum Konrector an der Schule zu Seehausen in der Altmark ernannt. Doch war diese Stelle so schlecht besoldet, daß er genöthigt war, die wohlhabenderen Einwohner um Freitische zu bitten; noch trauriger war es aber für ihn, daß er einen großen Theil seiner Zeit mit dem Unterricht in den Anfangsgründen des Lesens und Schreibens zubringen mußte. Jedoch wurde er seinen Studien nicht untreu, vielmehr setzte er sie mit bewundernswürdiger Ausdauer fort. Er ging selbst in den Winternächten nicht zu Bett; wenn er bis Mitternacht gearbeitet hatte, schlief er, in seinem Pelze eingehüllt, in einem Lehnstuhle bis 4 Uhr, worauf er von Neuem bis 6 Uhr studirte, wo sein Unterricht wieder begann. Nachdem er 5 Jahre auf diese Weise gelebt hatte, ernannte ihn auf sein Gesuch der Graf von Bünau 1748 zum Secretair seiner Bibliothek in Nöthenitz mit 80 Thalern Gehalt. Der Anblick der großen Kunstschätze in dem nahen Dresden weckte seine Liebe zur Kunst; er versuchte sogar, sich praktisch in derselben zu üben, doch fühlte er bald, daß er zu alt sei, um darin noch Etwas zu leisten, und daß er daher seine Neigung auf das theoretische und geschichtliche Studium der Kunst beschränken müsse. Er begann es mit dem feurigsten Eifer und fand bei den berühmten Kunstkennern Lippert und Chr. L. v. Hagedorn Aufmunterung und Anleitung. Von entscheidendem Einflusse aber war seine Bekanntschaft mit dem trefflichen Maler Oeser, der, den Beruf des strebenden Mannes erkennend, ihn mit Liebe und Hingebung in die lebendigere Kenntniß der Kunst einführte. Je tiefer er in dieselbe eindrang, um so lebhafter wurde die Sehnsucht in ihm rege, das Land der Kunst aufzusuchen. Der päbstliche Nuntius Archinto, der ihn kennen gelernt hatte, versprach ihm Anstellung in Rom, wofern er katholisch würde; nach langen Unterhandlungen, in Folge deren man ihm eine kleine Pension zusicherte, mit welcher er in Rom leben könne, trat Winckelmann 1754 förmlich zur katholischen Kirche über. Aber nun erhob man allerlei Schwierigkeiten wegen der Pension, und vielleicht hätte er seinen Zweck nicht erreicht, wenn sich ihm nicht andere Hülfe dargeboten hätte. Winckelmann war nämlich nach seinem Uebertritt zum Katholicismus nach Dresden gezogen, um dort den Ausgang der weitern Unterhandlungen abzuwarten. Während dieser Zeit gab er die „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke" heraus, welche sowohl wegen ihres Inhalts als ihrer trefflichen Darstellung das größte Aufsehen erregten und den Kurfürsten von Sachsen, dem er sie auf den Rath des Ministers Brühl gewidmet hatte, veranlaßte, ihm auf 2 Jahre einen Gehalt von 200 Thlrn. zur Reise nach Rom auszusetzen. Im Herbste 1755 reiste er dahin ab. Nun lebte er ganz der Kunst, und fand in dem Umgang mit dem berühmten Maler Raphael Mengs, dem durch seine reiche Sammlung geschnittener Steine bekannten Baron von Stosch und überhaupt mit den bedeutendsten Männern, welche damals in Rom lebten, mannigfaltige Belehrung, so auch Anerkennung und Ermuthigung, die begonnenen Studien und Arbeiten fortzusetzen. Im Frühjahr 1758 besuchte er Neapel, Herculanum und Pompeji, im September desselben Jahres reiste er nach Florenz, um das Kabinet des unterdessen verstorbenen Stosch zu ordnen und zu beschreiben. Im Juli 1759 trat er in die Dienste des Cardinals Albani als Bibliothekar und Aufseher über dessen Alterthümer; 1763 wurde er zum Oberaufseher aller Alterthümer in und bei Rom ernannt. Bis auf einige Reisen nach Neapel, die er vorzüglich zum Besuch von Herculanum und Pompeji verwendete, blieb er nun fortwährend in Rom, wo er seine unsterblichen Werke herausgab, die seinen Ruhm in alle Länder Europas verbreiteten. Im April 1768 brachte er den lang gehegten Vorsatz, die Heimat zu besuchen, zur Ausführung. In Tyrol überfiel ihn aber eine unbesiegbare Schwermuth, die sich immer mehr steigerte, je weiter er reiste; in Regensburg entschloß er sich zur Rückkehr und schlug den Weg über Wien ein. Dort versuchte man vergebens, ihn von seinem Entschlusse abzubringen; doch blieb er einige Wochen dort, um die Sammlungen zu besehen. Mit Ehrenbezeigungen und Geschenken überhäuft, reiste er Anfangs Juni nach Triest, wo er sich genöthigt sah, auf ein Schiff zu warten, das ihn nach Ancona bringen sollte. Er brachte die meiste Zeit im Umgange mit einem Italiener, Namens Arcangeli, zu, der sich auf der Reise von Wien nach Triest zu ihm gesellt und sein Vertrauen zu erwerben gewußt hatte. Dieser, ein schon zum Tode verurtheilter Bösewicht, durch den Anblick der reichen Geschenke und Kunstschätze, die ihm Winckelmann arglos zeigte, gereizt, überfiel ihn meuchlings und brachte ihm 5 tödtliche Wunden bei, an denen er schon nach sieben Stunden starb (den 8. Juni 1768), nachdem er noch seinem Mörder verziehen, die Sterbesacramente empfangen und sein Testament gemacht hatte. Der Mörder, der, durch ein Geräusch erschreckt, entflohen war, ohne den Raub ausführen zu können, wurde bald darauf ergriffen und einen Monat später in Triest hingerichtet.

Nächst Lessing hat Winckelmann die ästhetische Bildung des deutschen Volkes am mächtigsten gefördert und er würde schon deshalb unsern größten Dank verdienen, wenn seine Werke keine andere Wirkung gehabt hätten, als eine lebendigere Auffassung und eine geschmackvollere Behandlung des Alterthums hervorzurufen. Bis zu seiner Zeit war die antike Kunst, die plastische, wie die poetische, namentlich in Deutschland, von ihrer ganz äußerlichen Seite betrachtet worden; man hatte in ihr Nichts gesehen, als einen unerschöpflichen Stoff zu gelehrten und oft pedantischen Arbeiten der mannigfaltigsten Art. „Die Alterthümer", sagt Winckelmann selbst, „haben nur Anlaß gegeben, Belesenheit auszuschütten;" in das Innere der Kunst, in ihr Wesen war noch Niemand eingedrungen; Winckelmann war, wie sich Göthe treffend ausdrückt, der Columbus, der in ihr eine neue Welt entdeckte, die Idee der Schönheit nämlich, auf welcher die gesammte Bildung des griechischen Volks beruhte. Ob er gleich zunächst in das Verständniß der plastischen Kunst der Alten und insbesondere der Griechen einführte, und den Sinn für lebendigeres Auffassen derselben weckte, so mußten seine Werke, weil sie aus der Anschauung

des gesammten griechischen Lebens hervorgegangen waren, auch ein tieferes und geschmackvolleres Eindringen in die poetischen Kunstwerke hervorrufen, und so wirkte er nach derselben Richtung hin, wie Lessing, ohne diesen zu kennen, da er erst in den letzten Jahren seines Lebens auf ihn aufmerksam gemacht wurde.

Schon die erste Schrift, welche Winckelmann herausgab, „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" (1755), ließ seine künftige Größe ahnen, ob er gleich damals noch nicht zur völligen Klarheit mit sich selbst gekommen war, und er Ansichten aussprach, die er der Kunstlehre der Schweizer entnommen hatte. Er glaubte nämlich, wie diese, daß die Dichtkunst und die Malerei so verwandte Künste seien, daß sie die gleichen Stoffe behandeln und der Maler durch allegorische Behandlung auch die Gedankenwelt des Dichters darstellen könne. Bei alle dem war die genannte Schrift eine sehr bedeutsame Erscheinung und wirkte dadurch namentlich höchst anregend, daß er ein begeistertes Bild von der künstlerischen Größe des hellenischen Alterthums gab und es in überzeugender Weise nachwies, wie unendlich tief die neuere Kunst unter der griechischen stehe, wie sehr sie allen Bedingungen des reinen Geschmacks und der Schönheit widerstrebe. In demselben Sinn waren auch seine trefflichen „Anmerkungen über die Baukunst der Alten" (Lpz. 1761), so wie sein „Sendschreiben von den Herkulanischen Entdeckungen" (Dresd. 1762) geschrieben, so wie er seine Ansichten von dem Wesen der Kunst in der „Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst und dem Unterrichte in derselben" (Dresd. 1763) zusammenzufassen suchte. Alle diese Schriften aber erscheinen nur als Vorbereitungen und Studien zu seinem größten und unsterblichen Werke, der „Geschichte der Kunst des Alterthums" (Dresd. 1764), in welcher er nicht bloß in trefflicher Weise zeigte, wie sich die Kunst bei den Alten entwickelt habe, sondern auch zugleich, wie Herder treffend sagt, eine historische Metaphysik des Schönen aus den Alten gab. Sie ist eben dadurch ein Muster geschichtlicher Darstellung, weil sie, auf gründlicher Forschung beruhend, einerseits die historischen Thatsachen klar und anschaulich entwickelt, und andrerseits nicht nur den nothwendigen Zusammenhang dieser Thatsachen, sondern auch die inneren Gründe darlegt, welche sie herbeiführten. Winckelmann war der erste, welcher die Kunst des Alterthums und die zahlreichen Denkmäler, die uns noch erhalten sind, in ihrer Gesammtheit betrachtete; es ist daher nicht zu verwundern, daß er im Einzelnen nicht selten irrte, wie auch manche seiner Ansichten durch erst später aufgefundene Kunstwerke berichtigt werden konnten; aber in der Gesammtauffassung und in der Kunst der Darstellung und Entwickelung seines Gegenstandes ist er auch jetzt nicht übertroffen, und so möchten wir das treffliche Werk mit Luthers Bibelübersetzung vergleichen, die im Einzelnen häufige Mängel enthält, im Ganzen aber noch von keiner spätern erreicht worden ist.

Wir können in eine nähere Entwickelung des Inhalts nicht eingehen; er ist zu reich, als daß er sich in kurzen Zügen zusammenfassen ließe; wir müssen uns daher auf einzelne Bemerkungen beschränken. Zunächst haben wir die Trefflichkeit der ganzen Anlage und der ächt künstlerischen Composition zu bewundern, durch welche er den massenhaften Stoff so trefflich zu vertheilen wußte, daß er uns in der größten Uebersichtlichkeit entgegentritt. Dies gilt namentlich von den Theilen, in welchen er die Geschichte der griechischen Kunst darstellt. Zuerst entwickelt er nämlich die Gründe, warum die Kunst bei den Griechen eine so bedeutende Höhe erreicht hat (S. unten), worauf er das Wesen der Kunst selbst untersucht, das er unter dem Worte Schönheit zusammenfaßt. In den folgenden Abschnitten zeigt er sodann, wie die griechischen Künstler das Ideal der Schönheit in ihren Werken zu verwirklichen strebten, wobei er alle besondern Beziehungen und Rücksichten eben so klar als gründlich untersucht, die bei der Schöpfung eines besondern Kunstwerks obwalten konnten oder mußten. Nachdem er nun endlich noch eine Uebersicht von dem Gang der Entwickelung der Kunst bei den Griechen gegeben, beginnt er erst die eigentliche Geschichte derselben, bei der er sich besonders zur Aufgabe macht, den Einfluß der Zeitverhältnisse auf ihre allmähliche Entwickelung hervortreten zu lassen, und zu zeigen, wie zwar das Wesentliche der Kunst in den verschiedenen Perioden ihrer Entwickelung im Grundsatze sich gleich blieb, sie es aber in der Ausführung in mannigfaltiger Weise offenbarte. Man sieht leicht ein, daß er auf diesem Wege nicht die Absicht haben konnte, uns von den Künstlern zu sprechen, dagegen verbreitete er sich um so mehr über deren Werke, und hierin zeigt er wieder seine ganze Größe, indem er uns dieselben mit einer so wunderbaren Anschaulichkeit schildert, daß seine Beschreibungen recht eigentlich als Kunstwerke, als selbstständige Schöpfungen erscheinen. Solcher Art sind die Schilderungen des Torso, des Laokoon, des Apollo, welche durch ihre Trefflichkeit recht bedauern lassen, daß Winckelmann nicht seine Absicht zur Ausführung gebracht hat, noch eine größere Reihe von antiken Kunstwerken auf die nämliche Art zu schildern.

Zu der großen Wirkung, welche die „Geschichte der Kunst" hervorbringt, trägt endlich auch die Sprache wesentlich bei, denn auch in dieser Beziehung ragt Winckelmann hervor. Sie ist in allen wesentlichen Stücken klassisch, und ihre Fehler sind, wie Lessing mit Beziehung auf die Gesammtheit seiner Geschichte sagt, solcher Art, wie sie Jeder machen kann, und die bei der Genialität, welche seine Darstellung beherrscht, kaum bemerkbar werden. Diese zeichnet sich aber durch den antiken Charakter aus, der sie beseelt, und den er so glücklich auf die Muttersprache zu übertragen wußte, ohne ihr im Mindesten Zwang anzuthun, so frei er sie auch behandelte. „Winckelmanns Styl", sagt Herder, „ist wie ein Kunstwerk der Alten. Gebildet in allen Theilen, tritt jeder Gedanke hervor, und steht da, edel, einfältig, erhaben, vollendet." Am bewundernswürdigsten, möchten wir mit Schlegel noch hinzufügen, ist er durch die ihm eigenthümliche antike Würde, durch seine großartige Ruhe, die ihn selbst im höchsten Schwung der Begeisterung nicht verläßt.

Aus der „Geschichte der Kunst des Alterthums".

4. Buch. 1. Capitel.

Von den Gründen und Ursachen des Aufnehmens und des Vorzugs der griechischen Kunst vor andern Völkern.

§. 1. Mit Betrachtung der Kunst der Griechen verhält es sich wie mit der griechischen Litteratur; man kann

nicht richtig urtheilen, ohne in dieser alles und mehrmals gelesen zu haben, so wie man in jener alles, was übrig ist, wenn es möglich wäre, sehen und untersuchen muß. Wie nun die griechische Gelehrsamkeit wegen der großen Menge der Seribenten und derer, die über diese geschrieben haben, schwerer ist, als das Studium aller alten Sprachen zusammen genommen, eben so machet die unendliche Anzahl der Ueberbleibsel griechischer Kunst die Kenntniß derselben weit mühsamer als es die Kunst anderer Völker des Alterthums ist, so daß ein einziger Mensch unmöglich alles selbst beobachten kann.

§. 2. Die Kunst der Griechen ist die vornehmste Absicht dieser Geschichte, und es erfordert dieselbe, als der würdigste Vorwurf zur Betrachtung und Nachahmung, da sie sich in anzählig schönen Denkmalen erhalten hat, eine umständliche Untersuchung, die nicht in Anzeigen unvollkommener Eigenschaften und in Erklärungen des Eingebildeten, sondern im Unterricht des Wesentlichen bestände, und in welcher nicht blos Kenntnisse zum Wissen, sondern auch Lehren zum Ausüben vorgetragen würden. Die Abhandlung von der Kunst der Aegypter, der Hetrurier, und anderer Völker, kann unsere Begriffe erweitern, und zur Richtigkeit im Urtheil führen; die von den Griechen aber soll suchen, dieselben auf Eins und auf das Wahre zu bestimmen, zur Regel im Urtheilen und im Wirken.

§. 3. Diese Abhandlung über die Kunst der Griechen besteht aus vier Stücken: das erste und vorläufige handelt von den Gründen und Ursachen des Aufnehmens und des Vorzugs der griechischen Kunst vor andern Völkern; das zweyte von dem Wesentlichen der Kunst; das dritte von dem Wachsthume, und von dem Falle derselben, und das vierte von dem mechanischen Theile der Kunst. Den Beschluß dieses Kapitels macht eine Betrachtung über die Malereyen aus dem Alterthume.

§. 4. Die Ursache und der Grund von dem Vorzuge, welchen die Kunst unter den Griechen erlangt hat, ist theils dem Einflusse des Himmels, theils der Verfassung und Regierung und der dadurch gebildeten Denkungsart, wie nicht weniger der Achtung der Künstler, und dem Gebrauche und der Anwendung der Kunst unter den Griechen, zuzuschreiben.

§. 5. Der Einfluß des Himmels muß den Saamen beleben, aus welchem die Kunst soll getrieben werden, und zu diesem Saamen war Griechenland der auserwählte Boden; und das Talent zur Philosophie, welches Epicurus den Griechen allein beylegen wollen, könnte mit mehrerm Rechte von der Kunst gelten. Die Griechen erkannten und priesen den glücklichen Himmel, unter welchem sie lebeten, welcher ihnen zwar nicht einen nicht immerwährenden Frühling genießen ließ, (denn in Theben schneiete es die Nacht, da der Aufstand wider die Spartanische Regierung ausbrach, so stark, daß niemand aus dem Hause gieng), sondern der vorzügliche Himmel bestand in einer gemäßen Witterung, welche als eine von den entfernten Ursachen des Vorzugs der Kunst unter den Griechen anzusehen ist. Dieser Himmel war der Quell der Fröhlichkeit in diesem Lande, und diese erfand Feste und Spiele, und beyde gaben der Kunst Nahrung, die den höchsten Gipfel bereits erreicht hatte, da das, was wir Gelehrsamkeit nennen, den Griechen noch nicht bekannt war, als welche annoch zu diesen Zeiten einen besondern Begriff von dem Ehrenworte Seribent hatten. Es wurde derselbe einigermaßen für verächtlich gehalten, und Plato läßet dem Sokrates sagen, daß angesehene Männer in griechischen Städten keine Schriften entwerfen, noch hinterlassen hätten, damit sie nicht unter die Sophisten gezählt werden möchten.

§. 6. Vieles, was wir uns als idealisch vorstellen möchten, war die Natur bey ihnen. Die Natur, nachdem sie stufenweis durch Kälte und Hitze gegangen, hat sich in Griechenland, wo eine zwischen Winter und Sommer abgewogene Witterung ist, wie in ihrem Mittelpunkte gesetzt, und je mehr sie sich demselben nähert, desto heitrer und fröhlicher wird sie, und desto allgemeiner ist ihr Wirken in geistreichen witzigen Bildungen, und in entschiedenen und widersprechenden Zügen. Wo die Natur weniger in Nebeln und in schweren Dünsten eingehüllet ist, sondern in einer heiteren und fröhlichen Luft wirket, wie Euripides die Athenienser beschreibet, giebt sie dem Körper zeitiger eine reifere Form; sie erhebet sich in mächtigen, sonderlich weiblichen Gewächsen, und in Griechenland wird sie ihre Menschen auf das feinste vollendet haben: denn was die Scholiasten angeben von den langen Köpfen oder langen Gesichtern der Einwohner der Halbinsel Euboea, sind ungereimte Träume, und erdacht, um eine Herleitung des Namens einer Nation daselbst, die Μάκρωνες hießen, zu finden.

§. 7. Die Griechen waren sich dieses, und überhaupt, wie Polybius sagt, ihres Vorzugs vor andern Völkern bewußt, und unter keinem Volke ist die Schönheit so hoch als bey ihnen geachtet worden; es war in einem bekannten uralten Liede, welches ein ungedruckter Scholiast dem Simonides oder dem Epicharmus zuschreibet, unter den vier Wünschen, von welchen Plato nur drey anführet, der erste gesund seyn, der andere schön von Gestalt seyn (καλὸν γένεσθαι oder φυὰν καλὸν γένεσθαι, wie nach gedachtem Scholiasten die eigentlichen Worte hießen); der dritte Wunsch war rechtmäßig reich seyn (ἀδόλως πλουτεῖν) und der vierte, welchen Plato nicht anführt, war mit seinen Freunden lustig und fröhlich seyn (ἡβᾶν μετὰ φίλων); diese Bedeutung des Worts kann hier beyläufig zur Erläuterung des Hesychius dienen.

§. 8. Da also die Schönheit dergestalt von den Griechen gewünschet und geachtet wurde und nichts verborgen blieb, was dieselbe erheben konnte; so suchte eine jede schöne Person durch diesen Vorzug dem ganzen Volke bekannt zu werden, und sich las besonders den Künstlern gefällig zu erzeigen, weil diese den Preiß der Schönheit bestimmten, und eben dadurch hatten sie Gelegenheit, die Schönheit täglich vor Augen zu sehen. Ja es war dieselbe gleichsam ein Verdienst zum Ruhme, und wir finden in den griechischen Geschichten die schönsten Leute angemerkt: gewisse Personen wurden von einem einzigen schönen Theile der Bildung, wie Demetrius Phalereus von seinen schönen Augenliedern, mit einem besondern Namen bezeichnet: denn er wurde genennt χαριτοβλέφαρος, das ist, auf dessen Augenliedern die Gratien wohnten. Ja es scheinet, man habe geglaubet, die Zeugung schöner Kinder durch verordnete Preiße befördern zu können, welches die Wettspiele der Schönheit zu glauben veranlassen, die bereits in den allerältesten Zeiten, vom Cypselus, Könige in Arcadien, zur Zeit der Heraeliden, bey dem Flusse Alpheas, in der Landschaft Elis, angeordnet waren; und an dem Feste des Philesischen Apollo war auf den gelehrtesten Kuß unter jungen Leuten ein Preiß gesetzet. Eben dieses geschah unter Entscheidung eines Richters, wie vermuthlich auch dort zu Megara bey dem Grabe des Diokles. Zu Sparta und zu Lesbus, in dem Tempel der Juno, und bey den Parrhasiern waren Wettstreite der Schönheit unter dem weiblichen Geschlechte. Die allgemeine Achtung der Schönheit gieng so weit, daß die spartanischen Weiber einen Apollo oder Bachus, oder einen Nireus, Narcissus, Hyacinthus, oder einen Castor und Pollux in ihrem Schlafzimmer aufstelleten, um schöne Kinder zu haben, wie Oppianus bezeuget. Hat es Grund, was Dio Chrysostomus von seinen und des Trajanus Zeiten saget, daß man nicht mehr auf männliche Schönheiten achtsam sey, oder dieselben zu schätzen wisse, so lieget auch in dieser Unachtsamkeit eine Ursache von dem damaligen Abnehmen der Kunst.

§. 9. So wie nun der Himmel und das Clima selbst in der Bildung wirkete, die noch unter den heutigen Griechen, nach aller Reisenden Zeugniß, vorzüglich ist, und ihre alten Künstler begeistern konnte; eben so und nicht weniger ist diese Wirkung das gütige Wesen, das weiche Herz und der sechliche Sinn den Griechen zuzuschreiben,

als Eigenschaften, die zur Entwerfung schöner und lieblicher Bilder eben so viel, als die Natur zur Zeugung der Gestalt beytragen. Von dieser Gemüthsart der Griechen überzeuget uns die Geschichte, und die Gütigkeit der Athenienser ist, wie ihre Verdienste um die Kunst, bekannt. Daher sagt ein Dichter, daß die Stadt Athen allein Mitleiden zu tragen wisse; so wie sich, um von den Zeiten der ältesten Kriege der Argiver und Thebaner anzufangen, zeiget, daß allezeit bedrängte und verfolgte Personen in Athen Zuflucht gefunden und Hülfe erhalten. Eben diese Heiterkeit des Gemüths gab bereits in den ältesten Zeiten Anlaß zu theatralischen und andern Spielen, um, wie Perieles sagt, die Traurigkeit aus dem Leben zu verdrängen.

§. 10. Begreiflicher wird dieses aus Vergleichung der Griechen mit den Römern, bey welchen die unmenschlichen blutigen Spiele, und mit dem Tode ringende und sterbende Fechter, auch in ihren gesittetesten Zeiten, dem ganzen Volke die angenehmste Augenweide in ihren Schauplätzen waren, die Griechen hingegen verabscheueten diese Grausamkeit; und da ein solches schreckliches Spiel zu der Kayserzeit in Corinth sollte angestellet werden, sagte jemand, man müsse den Altar der Barmherzigkeit und des Mitleidens umwerfen, bevor man sich entschließe, diese Grausamkeit anzuschauen, endlich aber führeten die Römer diese Spiele selbst zu Athen ein.

§. 11. Auch aus beyder Völker Art zu kriegen ist die Menschlichkeit der Griechen und das wilde Herz der Römer offenbar: denn bey diesen war es gleichsam ein Gesetz, in den eroberten Städten bey dem ersten Einfalle nicht allein, was menschlichen Othem hatte, niederzuhauen, sondern auch den Hunden den Bauch aufzuschneiden, und alle andere Thiere zu zerhacken; und dieses ließ sogar Scipio Afrikanus der ältere geschehen, da Carthagena in Spanien erstiegen und eingenommen wurde. Das Gegentheil sehen wir an den Athenensern, die im öffentlichen Rathe beschlossen hatten, durch den Befehlshaber ihrer Flotte alle erwachsene Mannschaft zu Mitylene in der Insel Lesbus umbringen zu lassen, weil diese Stadt sich ihrer Unterthänigkeit entzogen, und die Anführer der Empörung der ganzen Insel wider sie gewesen waren. Kaum aber war dieser Befehl abgegangen, da es sie gereuete, und sie erklärten selbst diesen Entschluß für grausam.

§. 12. Sonderlich wird die den Römern entgegengesetzte Gemüthsart der Griechen offenbar aus diesen ihren Kriegen: denn die Achäer führeten dieselben so menschlich, daß sie unter sich ausmacheten, keine verborgene Pfeile zu führen, noch mit denselben zu schießen, sondern in der Nähe und mit dem Degen in der Hand gegen einander zu fechten. Ja in der größten Erbitterung der Gemüther wurden alle Feindseligkeiten aufgehoben und auf einige Tage vergessen, wenn die olympischen Spiele einfielen, wo alle Griechen einmüthig zu der allgemeinen Freude zusammen kamen. Sogar in den ältesten und wenig gesitteten Zeiten, in den hartnäckigen messenischen Kriegen, machten die Spartaner mit den Messeniern einen Stillstand auf vierzig Tage, weil bey ihnen das Fest, welches dem Hyacinthus gefeiert wurde, einfiel: dieses geschah in dem zweyten messenischen Kriege, dessen Ende in der acht und zwanzigsten Olympias war.

§. 13. In Absicht der Verfassung und Regierung von Griechenland ist die Freiheit die vornehmste Ursache des Vorzugs der Kunst. Die Freyheit hat in Griechenland allezeit den Sitz gehabt, auch neben dem Throne der Könige, welche väterlich regierten, ehe die Aufklärung der Vernunft ihnen die Süßigkeit einer völligen Freyheit schmecken ließ, und Homerus nennet den Agamemnon einen Hirten der Völker, dessen Liebe für dieselben, und Sorge für ihr Bestes anzudeuten. Ob sich gleich nachher Tyrannen aufwarfen, so waren sie es nur in ihrem Vaterlande, und die ganze Nation hat niemals ein einziges Oberhaupt erkannt; und bevor die Insel Naxus von den Athenensern erobert wurde, hatte kein freyer Staat in Griechenland sich den andern unterwürfig gemacht. Daher ruhete nicht auf einer Person allein das Recht, groß in seinem Volke zu seyn, und sich mit Ausschließung anderer verewigen zu können.

§. 14. Die Kunst wurde schon sehr zeitig gebraucht, das Andenken einer Person auch durch seine Figur zu erhalten, und hiezu stand einem jeden Griechen der Weg offen; man konnte sogar die Statuen seiner Kinder auch in den Tempeln aufstellen, wie wir von der Mutter des berühmten Agatheles wissen, welche die Figur desselben in seiner Kindheit einem Tempel weihete. Die Ehre einer Statue war zu Athen, was ein nackter unfruchtbarer Titel, oder ein Kreuz auf der Brust, die allerwohlfeilste Belohnung der Könige unserer Zeiten ist. Also erkannten die Athenienser das Lob, welches ihnen Pindarus nur wie im Vorbeygehen, in einer seiner Oden, die sich erhalten hat, nicht mit einer freundlichen Danksagung, sondern sie errichteten ihm eine Statue, an einem öffentlichen Orte, nur einem Tempel des Mars. Da nun die ältesten Griechen das Gelernete dem, wo sich die Natur vornämlich äußerte, weit nachsetzten, so wurden auch die ersten Belohnungen auf Leibesübungen gesetzt, und wir finden von einer Statue Nachricht, welche zu Elis einem Spartanischen Ringer, Eutelides, schon in der acht und dreyßigsten Olympias aufgerichtet worden, und vermuthlich ist dieselbe nicht die erste gewesen. In kleineren Spielen, wie zu Megara, wurde ein Stein mit dem Namen des Siegers aufgerichtet. Daher suchten sich die größten Männer unter den Griechen in der Jugend in den Spielen hervorzuthun; Chrysippus und Cleanthes wurden hier eher, als durch ihre Weltweisheit, bekannt; so Plato selbst erschien unter den Ringern in den Isthmischen Spielen zu Corinth, und in den Pythischen zu Sicyon. Pythagoras trug zu Elis den Preis davon, und unterrichtete den Eurymenes, daß er an eben dem Orte den Sieg erhielt. Auch unter den Römern waren die Leibesübungen der Weg, einen Namen zu erhalten, und Papirius, welcher die Schande der Römer ad Furculas Caudinas an den Samnitern rächete, ist uns weniger durch diesen Sieg, als durch seinen Beynamen, der Läufer, bekannt, welchen auch Achilles beym Homerus führet. Es wurden nicht allein die Statuen in der Aehnlichkeit der Sieger, die sie vorstelleten, gebildet, sondern auch die Pferde, die in den Wettläufen den Sieg erhielten, wurden nach dem Leben gemacht, wie dieses besonders von des athenensischen Cimons Pferden berichtet wird.

§. 15. Nächst diesen Ursachen kann die Verehrung der Statuen als eine der vornehmsten angesehen werden; denn man behauptete, daß die ältesten Bilder der Gottheiten und deren Künstler nicht bekannt waren, vom Himmel gefallen (διόπετη) wären, und daß nicht allein diese Figuren, sondern auch jede Statue bekannter Kunstler von der Gottheit selbst, die sie vorstellete, erfüllet sey.

§. 16. Nicht allein dieser Aberglaube, sondern auch die Fröhlichkeit der Griechen wirkete zum allgemeinen Aufnehmen der Kunst, und die Künstler waren bereits in den ältesten Zeiten beschäftiget, Statuen der Sieger in so vielen Spielen zu arbeiten, welche in der Aehnlichkeit der Personen und nicht über Lebensgröße seyn mußten, worüber die Richter in den Spielen (Ἑλλανοδίκαι) genau hielten.

§. 17. Eine Statue des Siegers, in dessen Gleichheit und Aehnlichkeit, an dem heiligsten Orte in Griechenland gesetzet, und von dem ganzen Volke gesehen und verehret, war ein mächtiger Antrieb, nicht weniger dieselbe zu machen, als zu erlangen, und niemals ist für Künstler, unter irgend einem Volke von je an, eine so häufige Gelegenheit gewesen, sich zu zeigen; der Statuen in den Tempeln, sowohl der Götter, als ihrer Priester und Priesterinnen, nicht zu gedenken. Die höchste Ehre in dem Volke war, ein olympischer Sieger zu seyn, und es wurde dieselbe für eine Seligkeit gehalten: denn die ganze Stadt des Siegers hielte sich Heil wiederfahren; daher diese Personen aus den gemeinen Einkünften unterhalten wurden,

und sie erhielten von ihrer Stadt ein prächtiges Begräbniß; ja die Ehrenerzeugungen erstreckten sich bis auf ihre Kinder. Den Siegern in den großen Spielen wurden nicht allein an dem Orte der Spiele, und vielen nach der Anzahl der Siege, Statuen gesetzet, sondern auch zugleich in ihrem Vaterlande, weil eigentlich zu reden, die Stadt der Sieger, nicht diese, gekrönt wurde. Es nahmen folglich alle Mitbürger Theil an der Ehre ihrer Statuen, zu welcher sie die Kosten aufbrachten, und der Künstler derselben hatte es mit dem ganzen Volke zu thun; ja dem Enthymus, aus Locri in Italien, welcher allezeit zu Elis gesieget, und nur einmal gefehlet hatte, wurde nach dem Ausspruche des Orakels noch bey dessen Leben, so wie nach dem Tode geopfert. Die Ehre einer Statue erlangeten auch verdiente Bürger, und Dionysius redet von den Statuen der Bürger zu Cuma in Italien, welche Aristodemus, der Tyrann dieser Stadt, und Freund des Tarquinius Superbus, in der zwey und siebenzigsten Olympias, aus dem Tempel, wo sie standen, wegnehmen und an unsaubere Orte werfen ließ. Einigen Siegern der Olympischen Spiele aus den ersten Zeiten, da die Künste noch nicht blüheten, wurden lange nach ihrem Tode, ihr Andenken zu erhalten, Statuen aufgerichtet, wie einem Oibotas, aus der sechsten Olympias, diese Ehre allererst in der achtzigsten wiederfuhr. Es ist besonders, daß sich jemand seine Statue machen lassen, ehe er den Sieg erhielt; so gewiß war derselbe. Zu Aegium, in Achaja, war einem Siegee eine besondere Halle, oder verdeckter Gang, von seinee Stadt gebauet, um sich daselbst im Ringen zu üben.

Es scheint mir hier nicht überflüssig anzumerken eine schöne, aber verstümmelte unbekleidete Statue eines Schleuderers, wie die an dem rechten Schenkel liegende Schleuder mit dem Steine in derselben anzeiget. Es ist nicht leicht zu sagen, wie und auf was Weise einer solchen Person eine Statue errichtet worden: denn von den Dichtern ist keinem Helden eine Schleuder gegeben, und unter den griechischen Kriegsvölkern waren die Schleuderer sehr selten, und wo sie sich befanden, waren es die geringsten in einem Heere, und unbewaffnet (γυμνῆτες) wie die Bogenschützen; und eben so bey den Römern, so, daß man jemand, um ihn empfindlich zu züchtigen, von der Reuterey oder von andern Fußvölkern unter die Schleuderer herunter setzte. Da aber die Statue, von welcher wir reden, eine bestimmte Person des Alterthums, und nicht bloß einen Schleuderer, vorstellen muß, könnte man sagen, es sey in derselben Pyrrhmas, der Aetolier, abgebildet, welcher in der Rücklunft der Heracliden in Peloponnesus den Zweykampf übernahm, über die Entscheidung des Besitzes der Landschaft Elis. denn dessen Geschicklichkeit bestand in der Schleudre.

§. 18. Durch die Freyheit erhob sich, wie ein edler Zweig aus einem gesunden Stamme, das Denken des ganzen Volks; denn so wie der Geist eines zum Denken gewöhnten Menschen sich höher zu erheben pflegt im weiten Feldr, oder auf einem offenen Gange und auf der Höhe eines Gebäudes, als in einer niedrigen Kammer, und in jedem eingeschränkten Orte; eben so muß auch die Art zu denken unter den freyen Griechen gegen die Begriffe beherrschter Völker sehr verschieden gewesen seyn. Herodotus zeiget, daß die Freyheit allein der Grund gewesen von der Macht und Hoheit, zu welcher Athen gelanget ist, da die Stadt vorher, wenn sie einen Herrn über sich erkennen müssen, ihren Nachbarn nicht gewachsen seyn können. Die Redekunst fieng an aus eben dem Grunde allererst in dem Genusse der völligen Freyheit unter den Griechen zu blühen; und daher legten die Sicilianer dem Gorgias die Erfindung der Redekunst bey. Aus Münzen der Städte in Sicilien und Groß-Griechenland könnte behauptet werden, daß die Künste in dieser Insel und in dem unteren Theile von Italien, eher als selbst in Griechenland zu blühen angefangen, wie denn überhaupt andere Wissenschaften zeitiger in Sicilien als in Griechenland emporgekommen. Dies wissen wir von der Redekunst, in welcher sich zuerst Gorgias von Leontium in Sicilien hervorthat, und da er als Abgeordneter dieser Stadt nach Athen geschicket wurde, zog er daselbst Augen und Ohren auf sich. Die Weltweisheit selbst bekam in der Eleatischen oder Italischen Schule, und in derjenigen, welche Pythagoras stiftete, eher als unter anderen Griechen, eine methodische Form.

§. 19. Eben die Freyheit, die Mutter großer Begebenheiten, Standsveränderungen und der Eifersucht unter den Griechen, pflanzete gleichsam in der Geburt selbst den Saamen edler und erhabener Gesinnungen; und so wie der Anblick der unermeßlichen Fläche des Meeres und das Schlagen der stolzen Wellen an den Klippen des Strandes unsern Blick ausdehnet, und den Geist über niedrige Vorwürfe hinwegsetzet, so konnte im Angesicht so großer Dinge und Menschen nicht unedel gedacht werden. Die Griechen in ihrer besten Zeit waren denkende Wesen, welche zwanzig und mehr Jahre schon gedacht hatten, ehe wir insgemein nur uns selbst zu denken anfangen, und die den Geist in seinem größten Feuee, von der Munterkeit des Körpers unterstützet, beschäftigten, welcher bey uns, bis er abnimmt, unedel genähret wird.

§. 20. Der unmündige Verstand, welcher, wie eine zarte Rinde, den Einschnitt behält und erweitert, wurde nicht mit bloßen Tönen ohne Begriffe unterhalten, und das Gehirn, gleich einer Wachstafel, die nur eine gewisse Anzahl Worte oder Bilder fassen kann, war nicht mit Träumen erfüllet, wenn die Wahrheit Platz nehmen will. Gelehrt seyn, das ist, zu wissen, was andere gewußt haben, wurde spät gesucht: gelehrt, im heutigen Verstande zu seyn, war in ihrer besten Zeit leicht, und weise konnte ein jeder werden. Denn es war eine Eitelkeit weniger in der Welt, nemlich viel Bücher zu kennen, da allererst nach der ein und sechzigsten Olympias die zerstreueten Glieder des größten Dichtees gesammlet wurden. Diesen lernete das Kind; der Jüngling dachte wie der Dichter, und wenn er etwas würdiges hervorgebracht hatte, so war er unter die ersten seines Volks geeechnet.

§. 21. Mit Vortheilen solcher Erziehung wurde Ipbicrates von seinen Mitbürgern in Athen, in seinem vier und zwanzigsten Jahre, zum Heerführer erwählet: Aratus hatte kaum zwanzig Jahre, da er sein Vaterland Sicyon von den Tyrannen befreyete, und bald nachher wurde er das Haupt des ganzen achäischen Bundes: Philopoemea hatte als ein Knabe den größten Antheil an dem Siege, welchen Antigonus, König in Macedonien, nebst den Völkern des achäischen Bundes wider die Lacedämonier erfochte, welche jene zu Herren von Sparta machte.

§. 22. Eine ähnliche Erziehung gab auch bey den Römern dem Verstande eine solche zeitige Reife, wie sich unter andern in Scipio dem jüngeren und in dem Pompejus offenbaret: der erste wurde in seinem 28sten Jahre nach Spanien an die Spitze der römischen Legionen geschicket, auch in der Absicht die gefallene Kriegszucht wieder herzustellen, und vom Pompejus sagt Velleius, er habe im 23sten Jahre aus eigenen Mitteln ein Heer auf die Beine gebracht, und sich allein, ohne öffentliche Berechtigung, zu Rathe gezogen. In Zuversicht auf ein durch ähnliche Erziehung erwecktes erhabenes Denken eines ganzen Volks und gereizte Ehrbegierde eines jeden unter ihnen, trat Pericles auf, und sagte, was man von uns selbst kaum zu denken erlaubet: „Ihr zürnet auf mich, der ich glaube keinem Menschen zu weichen in Erkenntniß dessen, was man erfordern mag, und in der Fähigkeit über dasselbr zu sprechen.“ Wie eben der Freymüthigkeit sagen ihre Geschichtschreibee das Gute von sich selbst, wie das Böse von andern.

§. 23. Ein weiser Mann war der geehrteste, und dieser war in jeder Stadt, wir bey uns der reichste, bekannt; so wie es der junge Scipio war, welcher die Cybele nach Rom führete. Zu dieser Achtung konnte der Künstler auch gelangen; ja Socrates erklärete die Künst-

ler allein für weise, als diejenigen, welche es sind, und nicht scheinen; und vielleicht in dieser Ueberzeugung gieng Aeschylus beständig unter den Bildhauern und Baumeistern umher. In viel späterer Zeit war der Maler Diognetus einer von denen, die dem Marcus Aurelius die Weisheit lehreten: dieser Kayser bekennet, daß er von demselben gelernet habe, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden und nicht Thorheiten für würdige Sachen anzunehmen. Der Künstler konnte ein Gesetzgeber werden: denn alle Gesetzgeber waren gemeine Bürger, wie Aristoteles bezeuget. Er konnte Kriegsheere führen, wie Lamachus, einer der dürftigsten Bürger zu Athen, und seine Statue neben dem Miltiades und Themistocles, ja neben den Göttern selbst, gesetzt sehen. Also stelleten Xenophilus und Strato ihre sitzenden Figuren bey ihrer Statue des Aesculapius und der Hygiea zu Argus; Chirisophus, der Meister des Apollo zu Tegea, stand in Marmor neben seinem Werke, und Alcamenes war erhaben gearbeitet an dem Gipfel des Elevsinischen Tempels; Parrhasius und Silanion wurden in ihrem Gemälde des Theseus zugleich mit diesem verehret. Andere Künstler setzten ihren Namen auf ihr Werk und Phidias den seinigen zu den Füßen des Olympischen Jupiters. Es stand auch an verschiedenen Statuen der Sieger zu Elis der Name der Künstler, und an dem Wagen mit vier Pferden von Erzt, welchen der Sohn des Königs Hiero zu Syracus, Dinomenes, seinem Vater setzen ließ, war in zween Versen angezeiget, daß Onatas der Meister dieses Werks sey. Dieser Gebrauch aber war dennoch nicht so allgemein, daß man aus dem Mangel des Namens des Künstlers an vorzüglichen Statuen schließen könnte, daß es Werke aus spätern Zeiten seyn. Dieses war nur zu erwarten von Leuten, die Rom im Traume, oder, wie junge Reisende, in einem Monate, gesehen.

§. 24. Die Ehre und das Glück des Künstlers hiengen nicht von dem Eigensinne eines unwissenden Stolzen ab, und ihre Werke waren nicht nach dem elenden Geschmacke, oder nach dem übel geschaffenen Auge eines durch die Schmeicheley und Knechtschaft aufgeworfenen Richters, gebildet, sondern die weisesten des ganzen Volks urtheileten und belohneten sie und ihre Werke, in der Versammlung aller Griechen; und zu Delphos, so wie zu Korinth waren Wettspiele der Malerey unter besondern dazu bestellten Richtern, welche zur Zeit des Phidias angeordnet wurden. Hier wurde zuerst Panänus, der Bruder, oder wie andere wollen, der Schwester Sohn des Phidias, mit dem Timagoras von Chalcis, gerichtet, wo der letzte den Preis erhielt. Vor solchen Richtern erschien Action mit seiner Vermählung Alexanders und der Roxane, derjenige Vorsitzer, welcher den Ausspruch that, hieß Proxenides, und er gab dem Künstler seine Tochter zur Ehe. Man siehet, daß ein allgemeiner Ruf auch an andern Orten die Richter nicht geblendet, dem Verdienste das Recht abzusprechen: denn zu Samos wurde Parrhasius, in dem Gemälde des Urtheils über die Waffen des Achilles, dem Timanthes nachgesetzet.

§. 25. Aber die Richter waren nicht fremde in der Kunst: denn es war eine Zeit in Griechenland, wo die Jugend in den Schulen der Weisheit sowohl, als der Kunst, unterrichtet wurde, und Plato erlernete die Zeichnung zugleich mit den höheren Wissenschaften. Dieses geschahe, damit die Jugend, wie Aristoteles saget, zur wahren Kenntniß und zur Beurtheilung der Schönheit gelangen möchte.

§. 26. Dabey arbeiteten die Künstler für die Ewigkeit, und die Belohnungen ihrer Werke setzten sie in den Stand, ihre Kunst über alle Absichten des Gewinnes und der Vergeltung zu erheben, wie vom Polygnotus bekannt ist, welcher ohne Entgelt das Poecile zu Athen, und, wie es scheinet, auch ein öffentlich Gebäude zu Delphos, ausmalete, wo er die Eroberung von Troja vorstellete. Die Erkenntlichkeit gegen diese letzte Arbeit scheinet der Grund zu seyn, welcher die Amphiktyones, oder den allgemeinen Rath der Griechen, bewogen, diesem großmüthigen Künstler eine freye Bewirthung durch ganz Griechenland auszumachen.

§. 27. Ueberhaupt wurde alles vorzügliche in allerley Kunst und Arbeit besonders geschätzet, und der beste Arbeiter in der geringsten Sache konnte zur Verewigung seines Namens gelangen; wie denn die Griechen von den Göttern auch die Unsterblichkeit ihres Gedächtnisses zu erbitten pflegten. Wir wissen noch itzo den Namen des Baumeisters einer Wasserleitung auf der Insel Samos, und desjenigen, der daselbst das größte Schiff gebaut hat, ingleichen den Namen eines berühmten Steinmetzen, welcher in Arbeit an Säulen sich hervorthat: er hieß Architeles. Es sind die Namen zweyer Weber, oder Stikker bekannt, die einen Mantel der Pallas Pelias zu Athen arbeiteten, wir wissen den Namen eines Arbeiters von sehr richtigen Wagen oder Waage-Schaalen, er hieß Parthenius, es hat sich der Name des Sattlers, wie wir ihn nennen würden, erhalten, der den Schild des Ajax von Leder machte; ja ein gewisser Peron, welcher wohlriechende Salben verfertigte, war in Schriften verschiedener berühmter Männer angeführet. Plato selbst hat den Theaeten, einen Becker, wegen der Geschicklichkeit in dessen Handwerke, so wie den Sarambus, einen geschickten Gastwirth, in seinen Schriften verewiget. In dieser Absicht scheinen die Griechen vieles, was besonders war, nach dem Namen des Meisters, der es gemacht hatte, benennet zu haben, und unter dergleichen Namen blieben die Sachen immer bekannt, so wie die Gefäße, die denen in der Form ähnlich, welche Therieles zu des Perieles Zeiten aus gebrannter Erde machete, von diesem Arbeiter den Namen behielten. In Samos wurden hölzerne Leuchter gemacht, die in großem Werthe gehalten wurden; Cicero arbeitete auf seines Bruders Landhause des Abends bey dergleichen Leuchter. Auf der Insel Naxus waren jemanden, welcher zuerst den Pentelischen Marmor in der Form von Ziegeln gearbeitet hatte, um Gebäude damit zu decken, bloß wegen dieser Entdekkung, Statuen gesetzet; vorzügliche Künstler hatten den Beynamen Göttliche, wie Alexander beym Virgilius, als welches das höchste Lob der Spartaner war.

§. 28. Der Gebrauch und die Anwendung der Kunst erhielt dieselbe in ihrer Großheit: denn da sie nur den Göttern geweihet, und für das heiligste und nützlichste im Vaterlande bestimmet war, in den Häusern der Bürger über Mäßigkeit und Einfalt wohnete, so wurde der Künstler nicht auf Kleinigkeiten, oder auf Spielwerke, durch Einschränkung des Orts, oder durch die Lüsternheit des Eigenthümers herunter gesetzet, sondern was er machete, war den stolzen Begriffen des ganzen Volks gemäß. Wir wissen, daß Miltiades, Themistocles, Aristides und Cimon, die Häupter und Erretter von Griechenland, nicht besser, als ihr Nachbar wohneten. Die Wohnungen begüterter Personen waren von den gemeinen Häusern unterschieden durch einen Hof, Αὐλὴ genannt, welcher von dem Gebäude eingeschlossen war, wo der Hausvater zu opfern pflegte. Grabmale aber wurden als heilige Gebäude angesehen; daher es nicht befremden muß, wenn sich Nicias, der berühmte Maler, gebrauchen lassen, ein Grabmal vor der Stadt Tritia in Achaja auszumalen. Man muß auch erwägen, wie sehr es die Nacheiferung in der Kunst befördert habe, wenn ganze Städte, eine vor der andern, eine vorzügliche Statue zu haben suchten, und wenn ein ganzes Volk die Kosten zu einer Statue sowohl von Göttern, als von Siegern in den öffentlichen Spielen aufbrachte. Einige Städte waren, auch im Alterthume selbst, bloß durch eine schöne Statue bekannt, wie Alipbora wegen einer Pallas von Erzt, von Hecatodorus und Sostratus gemacht.

§. 29. Die Bildhauerey und Malerey sind unter den Griechen eher, als die Baukunst, zu einer gewissen Vollkommenheit gelanget: denn diese hat mehr Idealisches, als jene, weil sie keine Nachahmung von etwas wirklichem hat seyn können, und, nach der Nothwendigkeit,

auf allgemeine Regeln und Geſetzen, der Verhältniſſe gegründet worden. Jene beyden Künſte, welche mit der bloßen Nachahmung ihren Anfang genommen haben, fanden alle nöthigen Regeln am Menſchen beſtimmt, da die Baukunſt die ihrigen durch viele Schlüſſe finden, und durch den Beyfall feſtſetzen mußte.

§. 30. Die Bildhauerey aber iſt vor der Malerey vorausgegangen, und hat, als die ältere Schweſter, dieſe, als die jüngere, geführet; ja Plinius iſt der Meynung, daß zur Zeit des Trojaniſchen Krieges die Malerey noch nicht geweſen ſey. Der Jupiter des Phidias, und die Juno des Polycletus, die vollkommenſten Statuen, welche das Alterthum gekannt hat, waren ſchon, ehe Licht und Schatten in Griechiſchen Gemälden erſchien. Denn Apollodorus, und ſonderlich nach ihm Zeuris, der Meiſter und der Schüler, welche in der neunzigſten Olympias berühmt waren, ſind die erſten, welche hierinne ſich zeigeten; da man ſich die Gemälde vor ihrer Zeit als neben einandergeſetzte Statuen vorzuſtellen hat, die außer der Handlung, in welcher ſie gegeneinander ſtanden, als einzelne Figuren kein Ganzes zu machen ſchienen, nach eben der Art, wie die Gemälde auf den ſogenannten Hetruriſchen Gefäßen von gebrannter Erde ſind. Euphranor, welcher mit dem Praxiteles zu gleicher Zeit, und alſo ſpäter noch, als Zeuris, lebete, hat, wie Plinius ſagt, die Symmetrie in die Malerey gebracht.

§. 31. Der Grund von dem ſpäteren Wachsthume der Malerey liegt theils in der Kunſt ſelbſt, theils in dem Gebrauche und in der Anwendung derſelben: denn da die Bildhauerey den Götterdienſt erweitert hat, ſo iſt ſie wiederum durch dieſen gewachſen. Die Malerey aber hatte nicht gleichen Vortheil: ſie war den Göttern und den Tempeln gewidmet, und einige Tempel, wie der Juno zu Samos, waren Pinacotheeä, oder Gallerien von Gemälden, auch zu Rom waren in dem Tempel des Friedens, nämlich in den obern Zimmern oder Gewölbern deſſelben, die Gemälde der beſten Meiſter aufgehänget. Aber die Werke der Maler ſcheinen bey den Griechen kein Vorwurf heiliger zuverſichtlicher Verehrung und Anbetung geweſen zu ſeyn; wenigſtens findet ſich unter allen vom Plinius und Pauſanias angeführten Gemälden kein einziges, welches dieſe Ehre erhalten hätte, wo nicht etwa jemand in unten geſetzter Stelle des Philo ein ſolches Gemälde finden wollte. Pauſanias gedenket ſchlechthin eines Gemäldes der Pallas in ihrem Tempel zu Tegea, welches ein Leetiſternium derſelben war.

§. 32. Die Malerey ins beſondere hat dem Ausmalen der Zimmer unter den Alten ſehr viel zu danken, ſo wie eben dieſes zu unſerer Vorältern Zeiten in Italien eine von den Urſachen des Aufnehmens der Kunſt war, ehe weniger koſtbare Bekleidungen der Wände mit gewürketem Zeuge die Malerey aus den Zimmern verbannet haben. Die Alten ließen ihre Zimmer auch mit geographiſchen Garten ausmalen, von welcher Auszierung man ſich aus dem langen und prächtigen topographiſchen Saale der Ländee von Italien in dem Vaticaniſchen Pallaſte einen Begriff machen kann.

§. 33. Die Malerey und Bildhauerey verhalten ſich, wie die Beredſamkeit und Dichtkunſt: dieſe, weil ſie mehr als jene, heilig gehalten, zu heiligen Handlungen gebrauchet, und beſonders belohnet wurde, gelangete zeitiger zu ihrer Vollkommenheit, und dieſes iſt zum Theil die Urſache, daß, wie Cicero ſagt, mehr gute Dichter als Redner, geweſen. Wir finden aber, daß Maler zugleich Bildhauer waren: wie unter andern ein Athenienſiſcher Maler, Mico, welcher die Statue des Callias von Athen gemachet hatte; der berühmte Maler Euphranor, des Praxiteles Zeitgenoſſe; Zeuris, deſſen Werke von gebrannter Erde zu Ambracia ſtanden; und Protogenes, welcher in Erzt arbeitete, ſogar vom Apelles war die Statue der Tochter des Spartaniſchen Königs Archidamus, Gymea, gearbeitet. Nicht weniger ſind Bildhauer zugleich als Baumeiſter berühmt geworden. Polycletes hatte zu Epidaurus ein Theater gebauet, welches dem Aeſculapius gewidmet und in dem Bezirke um deſſen Tempel eingeſchloſſen war.

§. 34. Man kann mit Recht ganz Griechenland das Land der Kunſt nennen: denn obgleich dieſelbe vornehmlich zu Athen ihren Sitz genommen hatte, ſo wurde die Kunſt demohnerachtet auch zu Sparta geübet, und es ſchickete dieſe Stadt in den älteſten Zeiten und vor den Perſiſchen Kriegen nach Sardes, Gold zu der Statue eines Apollo zu kaufen, das Geſicht deſſelben zu vergolden.

Solche Vortheile hatte die Kunſt der Griechen vor andern Völkern, und auf einem ſolchen Boden konnten ſo herrliche Früchte wachſen.

Juſtus Möſer.

Das achtzehnte Jahrhundert iſt reich an Männern, die uns nicht nur zur Bewunderung hinreißen, ſondern auch unſere Liebe gewinnen, und wir möchten darauf nicht geringes Gewicht legen, beſonders wenn wir das gegenwärtige Jahrhundert in dieſer Beziehung vergleichen; denn wenn dieſes auch manche Männer darbietet, denen wir unſere Liebe nicht verſagen können, ſo ſind es doch meiſtens nur untergeordnete Geſtalten, während es in jener Zeit gerade die bedeutendſten und einflußreichſten Männer ſind, welche dieſes Gefühl in uns erregen. Dieſer Gedanke drängte ſich uns unwillkürlich auf, als wir uns anſchickten, den trefflichen Juſtus Möſer zu beſprechen, nachdem wir eben den eben ſo trefflichen Winckelmann darzuſtellen verſucht hatten, und wir konnten uns nicht entſchließen, ihn zurückzudrängen, weil er zugleich die beiden Jahrhunderte charakteriſirt.

Justus Möser, geb. den 14. Dec. 1720 zu Osnabrück, bezog nach vollendeter Vorbildung im Jahr 1740 die Universität Jena und 1742 die zu Göttingen, um die Rechte zu studiren. Wie alle strebenden Köpfe jener Tage widmete er einen Theil seiner Zeit dem Studium der schönen Wissenschaften, und namentlich der Beschäftigung mit den neueren Sprachen und Literaturen, wodurch er seinen Geschmack bildete und seinen Gesichtskreis erweiterte. Nach seiner Zurückkehr von der Hochschule wurde er Advokat, und er entwickelte in dieser Stellung ein so reiches Talent, vor Allem aber einen so vortrefflichen Charakter, so viel Muth und Hingebung für diejenigen, die sich ihm anvertrauten, daß er schon im J. 1747 durch Vermittlung der Landstände die eben so ehrenvolle als wichtige Stelle eines Advocatus patriae erhielt und bald darauf außerdem noch zum Secretair und später zum Syndikus der Ritterschaft ernannt wurde. Auch in dieser Stellung erwarb er sich durch die glänzendsten und tüchtigsten Eigenschaften die Bewunderung und die Liebe seiner Mitbürger, da das Land zunächst seinem weisen Benehmen zu verdanken hatte, daß der siebenjährige Krieg weit weniger schwer auf ihm lastete, als auf manchem andern deutschen Staate. Gegen das Ende des Kriegs wurde er in wichtigen, die nächsten Interessen des Landes berührenden Angelegenheiten nach London geschickt; er benutzte seinen Aufenthalt in dieser Stadt, um sich mit den Staatseinrichtungen und den Bildungszuständen Englands vertraut zu machen, was nicht wenig Einfluß auf seine weitere Entwickelung hatte, und insbesondere seinen Blick für politische und historische Verhältnisse schärfte. Man darf wohl annehmen, daß die genaue Beobachtung der englischen Zustände und ihrer eigenthümlichen Entwickelung den Grundsatz anregte und zur Reife brachte, daß das Neue und Bessere nicht aus dem Umsturz, sondern aus der naturgemäßen und organischen Entfaltung des Bestehenden hervorgehen könne, einen Grundsatz, dem er sein ganzes Leben treu blieb, weil er mit Recht der Ueberzeugung war, daß sich auf diesem Wege bei beharrlichem Willen das Schwerste erreichen lasse. Als im J. 1761 der zweite Sohn des Königs von England, welcher erst 7 Monate alt war, das Bisthum Osnabrück erhielt, wurde Möser, wenn auch nicht dem Namen nach, doch in der That der erste Rathgeber des Regenten, und ob er gleich seine alte Stellung bei den Ständen behielt, so wußte er die ihm übertragenen Geschäfte mit so außerordentlicher Klugheit zu führen, daß er sich bei seiner allgemein anerkannten Ehrenhaftigkeit das Vertrauen des Regenten, wie der Stände, im höchsten Maße erwarb und die größte Einigkeit zwischen den zwei auf einander eifersüchtigen Gewalten herbeiführte. Im J. 1762 erhielt er mit Beibehaltung seiner andern Aemter die einträgliche Stelle eines Justitiarius, legte diese jedoch wieder nieder, als er 1768 zum geheimen Referenten bei der Regierung ernannt wurde, in welcher Stelle er zum großen Nutzen des Landes bis zu seinem Ende verblieb. Er starb ruhig und sanft am 8. Jan. 1794 im 74. Jahre seines Lebens.

Möser ist als Schriftsteller in doppelter Richtung groß: als Geschichtschreiber und durch seine der Belehrung des Volks gewidmeten kleineren Aufsätze, von denen wir später berichten werden. Als Geschichtschreiber nimmt er eine hohe Stelle ein, seine „Osnabrückische Geschichte" (2 Thle. Berl. 1765—80*) gehört noch jetzt zu den vorzüglichsten Werken der deutschen Geschichtschreibung, und es sind, wenn man alle Verhältnisse ins Auge faßt, und nicht bloß eine oder die andere Seite besonders heraushebt, ihr nur wenige andere gleich zu setzen. Denn Mösers Größe beruht eben darin, daß er alle Anforderungen, die man an einen Geschichtschreiber stellen kann, zu erfüllen suchte und keine der andern nachsetzte, daß er auf die Anordnung des Stoffes und dessen Darstellung eben so viel, ja, wenn man will, noch mehr Gewicht legte, als auf die Sammlung desselben. Denn, wie er selbst in der Vorrede berichtet, machte er nicht mit dem Sammeln den Anfang, wie so viele andere Historiker, „welche dann mit ermüdetem Geist die Feder ansetzen", sondern er ging von der lebendigen Anschauung der Verhältnisse aus, die er in seinem vielseitigen Geschäftsleben gewonnen hatte, ordnete diese zu einem Gesammtbilde, in welchem alle einzelnen Erscheinungen ihren organischen Platz einnahmen, und begann erst dann diese Erscheinungen auf dem Wege der Forschung bis zu ihrem Ursprung zu verfolgen. So hatte er eine sichere Grundlage gewonnen, die ihn vor dem Fehler so mancher Geschichtschreiber bewahrte, auf einzelne Urkunden allzugroßes Gewicht zu legen, wodurch die historische Wahrheit oft eher verdunkelt, als aufgehellt wird. Uebrigens konnte ihm die aus dem Staub der Archive gezogene Gelehrsamkeit bei der eigentlichen Absicht seiner Geschichte in der That nur von untergeordnetem Werth sein: er wollte nämlich eine Geschichte des Volks und nicht der Regenten schreiben. „Ich habe mich", sagt er, „die Geschichte unserer Rechte, Sitten und Gewohnheiten zu entwickeln bemüht, und die Begebenheiten ziemlich nach dieser Absicht geordnet. Die Geschichte von Deutschland hat meines Ermessens eine ganz neue Wendung zu hoffen, wenn wir die gemeinen Landeigenthümer als die wahren Bestandtheile der Nation durch alle ihre Veränderungen verfolgen, aus ihnen den Körper bilden, und die großen und kleinen Bedienten dieser Nation als böse oder gute Zufälle betrachten. Wir können sodann dieser Geschichte nicht allein die Einheit, den Gang und die Macht der Evopée geben, worin die Territorialhoheit oder der Despotismus zuletzt die Stelle einer glücklichen oder unglücklichen Auflösung vertritt, sondern auch den Ursprung, den Fortgang und das unterschiedliche Verhältniß des Nationalcharakters unter allen Veränderungen mit weit größerer Ordnung und Deutlichkeit entwickeln, als wenn wir bloß das Leben und die Bemühungen der Aerzte beschrieben, ohne des kranken Körpers zu gedenken. Der Einfluß, welchen Gesetze und Gewohnheiten, Tugenden und Fehler des Regenten, falsche oder gute Maßregeln, Handel, Geld, Städte, Dienst, Adel, Sprachen, Meinungen, Kriege und Verbindungen auf seinen Körper und auf dessen Ehre und Eigenthum gehabt; die Wendungen, welche die gesetzgebende Macht oder die Staatseinrichtung überhaupt bei diesen Einflüssen von Zeit zu Zeit genommen; die Art, wie sich Menschen, Rechte und Begriffe allmälich darnach gebildet; die wunderbaren Engen und Krümmungen, wodurch der menschliche Hang die Territorialhoheit empor getrieben;

*) Der 3. Theil ist erst später von Stüve (1824) vervollständigt und herausgegeben worden.

und die glückliche Mäßigung, welche das Christenthum, das deutsche Herz und eine der Freyheit günstige Sittenlehre gewirket hat, würde sich, wie ich glaube, solchergestalt in ein vollkommenes, fortgehendes Gemälde bringen lassen, und diesem eine solche Füllung geben, daß der Historienmaler alle überflüssigen Gruppen entbehren könnte."

Ein solches Gemälde hat Möser gegeben, und es ist seine Einleitung in die „Osnabrückische Geschichte eben deshalb so vortrefflich, daß Schlosser mit vollem Recht von ihr sagt, sie sollte eigentlich eine Einleitung in die ganze deutsche Geschichte oder eine Anweisung, diese fruchtbar zu behandeln, genannt werden. Und so behandelt er auch die eigentliche Geschichte, ohne sich von dem beirren zu lassen, was andern Historikern für die Hauptsache gilt; Könige und Fürsten erscheinen ihm stets nur als „Bediente" der Nation, auf welche sein Augenmerk unveränderlich gerichtet ist. Diese volksthümliche Gesinnung des „unvergleichlichen Mannes", wie ihn Göthe nennt, erhält auch in der Darstellung angemessenen Ausdruck. Seine Sprache, obgleich keineswegs populär im gewöhnlichen Sinne des Worts, wie sie es auch bei dem Inhalte des Buchs nicht sein konnte, lehnt sich doch im Grund an die Sprache des Volks, die er zu künstlerischer Schönheit und historischer Würde erhob. Einfach und schlicht, ist sie doch im höchsten Grade gewandt, und bei seltener Kraft und gediegener Kürze des Ausdrucks beweglich und voll Leben.

Aus der „Osnabrückischen Geschichte".

1ter Theil. 4ter Abschnitt.

Von den Anstalten Carl des Großen in hiesigen Gegenden.

§. 1. Von deren Wichtigkeit überhaupt.

Die Einrichtungen Carl des Großen verdienen aus mehr als einer Ursache die größte Aufmerksamkeit, nicht blos weil sie von einem Herrn kommen, der alle glänzenden Eigenschaften eines Monarchen, eine große Arbeitsamkeit des Geistes und sehr viele politische Güte besaß; sondern weil sich vieles von unsern Rechten und Gewohnheiten ohne eine genaue Kenntniß derselben nicht wohl verstehen läßt. Wohin die Franken sich ausgebreitet, haben alle Staatsverfassungen eine ganz neue Wendung genommen; die allgemeine Reichsverfassung neigt sich noch gegen den Punkt, woraus Carl der Große einen guten Theil von Europa beherrschte. Und er selbst machte aus dem Lande der Sassen einen ganz neuen Staat. Er ist der erste, der den geistlichen und Kriegsstand, oder den Bischof und Grafen daselbst neben einander bestellete, beide mit einem Generaldepartement umfaßte, und damit die drei Mächte schuf, welche sich zuletzt unter dem Namen der Territorialhoheit vereinigt haben. Die Kriege, welche diese drei Mächte bis auf den westphälischen Frieden mit einander geführt, sind allen Ländern wahre Staatsbegebenheiten, indem sich durch dieselben der ganze Nationalzustand verändert, edles und gemeines Eigenthum verloren, das Wort Adel in seinem Begriff verschlimmert, und höchstens eine Freiheit, welche noch das Gepräge der Gnade mit sich führet, wieder eingestellet hat. Hier überwand der Bischof den Grafen; dort der Graf den Bischofen; und Beide zertrümmerten mit der Zeit das Generaldepartement. Letzteres ward eine Beute der Wachsamen. Das mehrste sammleten Bischöfe und Grafen, vieles die Städte, und einiges auch der Adel davon auf.

§. 2. Allgemeine Abtheilung.

Carl theilte, wo nicht gleich, doch mit der Zeit, das Land in Bischofthümer und Grafschaften ein. Letztere lagen, wie unsere heutigen Aemter, im erstern, nur mit dem Unterschiede, daß sie unmittelbar vom Kaiser abhingen, und blos der geistlichen Aufsicht des Bischofen empfohlen wurden. Eine Gesandtschaft, Sendgrafschaft oder ein Generaldepartements-Distrikt faßte mehrere Bischofthümer und Grafschaften in sich, und Westphalen oder der nachherige Erzstifts-cölnische Sprengel gehörte vermuthlich zu einer einzigen Gesandtschaft; so wie noch jetzt zu einer Nuntiatur. Die kaiserliche Cammer machte unter der besondern Aufsicht des Gesandten oder Sendgrafen (missi) ein eignes Departement aus. Sprengel, Grafschaft und Cammer deckten in solcher Maaße, daß der Bischof seine Geistlichkeit, der Graf seine Landfolge, und die kaiserliche Cammer ihre besondere Schutzgenossen auf den kaiserlichen Höfen, nach Cammerknechte zu mittelbaren Rechtsunterthanen machte. Der Gesandte hingegen repräsentirte den Kaiser und Bischöfe, Grafen und Edle verloren ihre Unmittelbarkeit nicht, wenn sie gleich in manchen Stükken seiner Direktion folgen mußten.

§. 3. Von den Bischöfen und ihren Sprengeln.

Der Bischof war durch sein Amt nothwendiger Edler oder Reichsfürst und das Kirchenerbne gleichsam eine Reichsallode. Der kaiserliche Gesandte stand gegen ihn, übrige Reichsbeamte aber, als Herzoge, Grafen und andere hatten nuser dem Fall, wenn sie darum begehrt wurden, über keinen Geistlichen, auch über kein Ordar und Weichgut etwas zu sagen. Die Vollmacht des kaiserlichen Gesandten gegen den Bischof ging aber blos auf die Erhaltung des Reichsfriedens, und in solcher Maße konnte er dem Bischof widerstehen, und sich im Nothfall seiner Person versichern; aber nichts über ihn erkennen. Dies gehörte vor den Kaiser und die Reichsversammlung. Jeder Bischof ward mit Vorbehalt seiner Ehre des Heerzuges erlassen, jedoch wurde ihm nergönnt, seine Leute zu schicken. Wo die Natur nicht durch Flüsse oder auf andre Art selbst Gränzen setzte, schienen die bischöflichen Sprengel dergleichen nicht zu empfangen, sondern sich auf eine Mannzahl zu schließen. Der Osnabrückische mochte Anfangs sich diesseits der Emse bis ans Meer ausdehnen sollen. Wenigstens war bei der ersten Anlage kein Grund vorhanden, um ihm von dieser Seite Gränzen zu geben.

§. 4. Vom Archidiacon und Kirchenvogt.

In seinen auswärtigen geistlichen Amtsverrichtungen hatte der Bischof vielleicht seinen Archidiacon zum Gehülfen. Seiner wird aber in den einheimischen sächsischen Urkunden der ersten Zeit nicht gedacht. Zu den weltlichen Sachen erhielt er seinen Vogt, welcher, eben wie der Graf in seinem Amte, den kaiserlichen Bann, wodurch das Ordar der Kirchen gegen alle Gewalt befestigt wurde, handhaben, die Banndeüche davon aufheben, und der kaiserlichen Cammer einschicken, insbesondere aber alle Leute, welche der Kirche angehöreten, und Klopps- oder Hofrecht hatten, zu Hofe versammlen, ihre Weisthümer annehmen, solche als kaiserliche Richter bestätigen, sie als unmittelbarer Reichsobrister ausführen, gegen alle Herzoge, Grafen und selbst vor dem kaiserlichen Gesandten zu Rechte und zu Kampfe vertretrn, und überhaupt der beständige Gewalthaber der Kirchen zu allen weltlichen Händeln seyn sollte. Die Reichsverfassung erfoderte aber, daß dieser Vogt edel, oder ohne Mittel dem Kaiser unterworfen seyn mußte, weil er als ein bloßer bischoflicher Amtmann in sehr vielen Fällen nicht die nöthige Ehre gehabt haben würde, den Bischof und die Kirche zu vertreten. Dieser Umstand machte sie aus Vögten zu Herrn, und oft zu Tyrannen der Bischöfe und ihrer Kirchen, zu deren Behuf und in deren Namen sie noch den Bann vom Kaiser empfangen und zu handhaben hatten.

§. 5. Von den Zehnten und Zehntpfunden.

Mit dieser Einrichtung wurde der Kaiser leicht fertig, sie folgte beinahe von selbst. Jetzt aber kam es auf die Versorgung der Bischöfe und ihrer Geistlichkeit an, und dazu wollte ein Hof und einige Dienste nicht viel helfen, welche jeder Kirche zugelegt wurden. Der Zehnte mußte

alle eingeführe werden, und der Kaiser, welcher nicht ohne Bewilligung der Sachsen einige Hauptstücke der christlichen Lehre eingeführt hatte, verordnete plötzlich, daß nach Gottes Befehle Edle, Wehren and Leute den Zehnten von allem, was sie hätten, geben sollten. Die Verordnung ist klar, ihre Befolgung aber nicht; es sey nun, daß der Kaiser nach dem vernünftigen Rath seines Lehrmeisters mit den Sachsen überhaupt Geduld hatte, oder aber die ersten Bischöfe sich von selbst mäßigten, und vielleicht auch bei den Westphälingern, als einzelnen Mohr- and Heidewohnern, nicht die Bequemlichkeit ordentlicher Zehntsturen fanden. Wenigstens zeigt sich in Westphalen mancher Sack- oder bedungener Zehnte, überaus viel Zehntfrei Land, und nicht leicht ein Zugzehnte, welcher vor zweihundert Jahren wirklich wäre bezogen worden. Vermuthlich hat auch das Zehntrfund and der Zehntschilling seinen Ursprung aus einem uralten Vergleiche.

§. 6. Von den Grafen und Grafschaften.

Herzoge, Grafen and Hauptleute waren im Heerbann, was Erzbischöfe, Bischöfe aad Pfarrer in der geistlichen Reihe waren. Allein Carl verordnete keine Herzoge über die Sachsen, and machte noch weniger Herzogthümer. Der Heerbann ward blos in Cantons oder Grafschaften abgetheilt, und wann er ausziehen mußte, durch einen General, welchen der Kaiser schickte, geführt. Der Graf oder Oberster ward auch ihr Richter, indem Landbesitzer, welche zugleich im Felde dienen, nicht wohl unterschiedaen Gerichtsbarkeiten anterworfen werden konnten. Errichtete aber anter des Kaisers Bann, wie der Edelvogt der Kirchen. Jedoch nicht anders, als nach dem Weisthume der Schöffen. Die Grafschaft war, wie der Sprengel, ein Amt, und kein Territorialdistrikt. Daher man nicht sagen konnte: was in der Grafschaft wohnet, stehet auch unter dem Grafen. Der kaiserliche Gesandte, welcher zugleich Provinzial-General und an der Spitze des Kriegscommissariats war, hielt die Mannliste der Grafschaft, nad beobachtete den Grafen sehr genau, ohne jedoch sein Richter zu seyn. Ihm wurden nicht mehr als vier beuelaabte gut gethan, und kaum die Aufhebung und Berechnung der Bannbrüche zur kaiserlichen Cammer gestattet, um alle Unterschleife zu vermeiden.

§. 7. Von den Hauptmannschaften oder Edelnogtrien.

Da man in Westphalen nichts von Genten, Hundreden und Tousen, in der Folge aber desto mehr von Edelvögteien oder Advokatien findet, so scheinet es, daß der Kaiser anstatt der Centenarien und Tinphaden, lautre Edelvögte verordnet habe, welche also die Stelle der Hauptleute vertraten, auf Höfen saßen, und nicht vom Grafen, sondern vom Kaiser oder seinem Gesandten angesetzt wurden, daher sie auch vor jenem nicht zu Rechte standen. Sie selbst aber richteten nicht unter Kaisersbann, doch hatten sie Gebot und Verbot, vermuthlich aber nicht höher als auf 3 ß., weil der Graf selbst nur bei 12 ß. gebieten konnte. Die Folge macht es ziemlich wahrscheinlich, daß verschiedene solche Voigtshöfe später mit Schlössern besetzt, viele aber auch von den Edelvögten verkauft, und als gemeines Gut in die bischöfliche Kirchenfolge gerathen sind.

§. 8. Vom Adel.

Durch die neue Einrichtung ward der Adel sehr vermehre, indem die Grafschaften ihm alle Gelegenheit gaben, sich in mehrere Zweige auszubreiten, auch die Edelvögte sich mit ihm vermischten. Anfangs mochte nicht ein jeder Edler sich dazu bequemen, und manche Grafschaft einem verdienten Wehren zu Theil werden. Es gab sich aber bald, und die jüngern Söhne der Edlen nahmen vermuthlich gern Reichsdienste, da ihnen die Gelegenheit, sich künftig in Gefolgen zu erhalten, benommen, und dem alten Adel das bisherige Recht der Gefolge mit großem Bedacht abgeschnitten wurde. Dieser behielt nur die Wahl, ob er in des Kaisers oder in eines andern Reichsbeamten Dienste glänzen, oder mit seiner Familie ruhig auf seiner Allode bleiben wollte, welche ihn zu weiter nichts, als zur Selbstvertheidigung, oder welches einerlei ist, zum Auszuge im Heerbann verpflichtete. Doch wollte er auch hier nicht allemal folgen und die Befehle dazu durch den Gesandten haben, ohne dessen Erlaubniß auch keiner Versammlungen halten, und noch weniger, wie vordem, sogleich zum Degen greifen durfte.

§. 9. Von den Gemeinen.

Die Gemeinen verloren bei der neuen Einrichtung das Meiste. Man kann nach dem Plan des Kaisers annehmen, daß sie in Vogteien vertheilet, den Edelvögten als Hauptleuten, and den Grafen als Obersten untergeben waren. Es hat weiter seine ungezweifelte Richtigkeit, daß sie diesen ihren Vorgesetzten blos zur Heerbannfolge verpflichtet waren. Allein wer so beständig unter einem Amte steht, verliert mit der Zeit, wenn dieses nicht scharf controllirt wird, vieles von seiner Freiheit. Daher mochten wenige unter der Zucht des Hauptmanns bleiben wollen, viele in des Kaisers und anderer Fürsten Gefolge gehen, und da sie sich, wenn sie auf diese Art dem Reiche dienten, zu Hause damit entschuldigen lassen konnten, einen Pächter oder Leibeignen auf ihr Wehrgut setzen.

§. 10. Von den Schöpfen.

Das Beste aber war, daß sie ihre Schöpfen und die Wahl derselben behielten. Der Kaiser wollte, daß niemals unter sieben ein Gericht bestehen sollte. Sie mußten auf die Rechte des Volks and deren Erhaltung geschworen haben. Natürlicher Weise staaden sie unter dem Grafen als Heerbanns-Obersten, und wiesen das Recht in seinem Gedinge; jedoch war der kaiserliche Gesandte derjenige, welcher sie einer Partheilichkeit halber bestrafen konnte, und nicht der Graf, der sonst ihre Weisungen leicht nach seinem Gefallen hätte verändern können. Wie die mehresten Wehren den Heerbann verließen, mochten die Schöpfenbaren Leute in der Grafschaft selten werden, und sich zuletzt nur noch in des Kaisers oder andrer Fürsten Dienste finden. Denn es konnte ihnen nicht wohl angemathet werden, den heimgelassenen Leibeignen und Pächtern für Urtheilsweiser zu dienen. Daher verschwinden die Schöpfen in den Untergerichten, and jene mochten sich andre aus ihrem Mittel wählen, die jetzt Ehrgenossen heißen. Auf diese Weise war die Schöpfenbarkeit eine besondere Ehre, and man sieht leicht, daß sie blos dem ächten Eigenthümer zukam. Die Schöpfen hatten abrr nicht nur auf einen vorgetragenen Fall Recht zu weisen, sondern auch die Untersuchung der Sache.

§. 11. Von den Gesandten und der Reichsdietine.

Man sieht leicht ein, daß die Gesandtschaft oder das Generaldepartement das Gleichgewicht zwischen dem Bischofe und Grafen, and jeden in den Schranken seines Amts erhalten, den Unterdrückungen der Gemeinen und Armen steuren, and die Seele des ganzen Staats seyn sollen. Der Kaiser wandte daher eine ungemeine Sorgfalt darauf; machte aber auch die Einrichtung so vollkommen, daß sie blos durch ihn als den Meister erhalten werden konnte. Der Gesandte mußte jährlich die Reichsdietine halten, welche nunmehr, da eine allgemeine Versammlung der ganzen Nation wo nicht unmöglich, doch sehr beschwerlich wurde, sich selbst anpries. Auf derselben vernahm er zuerst den Bischof über den Zustand der Religion and überhaupt alle kaiserliche Bediente öffentlich über ihre Amtsführung. Jeder konnte daselbst selbst seine Klagen and Beschwerden gegen dieselbe vorbringen; and der Gesandte machte darauf sogleich die nöthigen Verfügungen, oder nahm sie zum Bericht an. Die erforderlichen Landesrerordnungen wurden dort erwogen and in Vorschlag gebracht; oder wenn sie bereits vom Hofe verfaßt and angenommen waren, öffentlich bekannt gemacht and eingeschrieben. Doch mochten diejenigen, welche die Reichs- and Landesvertheidigung betrafen, and auf dem allgemeinen Reichstage bereits gut gefunden waren, ihrer besondern Eigenschaft wegen nicht leicht weiter geprüft, sondern blos bekannt gemacht wer-

den. Die übrigen Gegenstände einer solchen Versammlung lassen sich leicht begreifen. Sie gerieth mit dem Verfall der Gesandtschaft in Unordnung, und aus ihren Trümmern sind unsre Landtage nach vielen Veränderungen entstanden. Die Vollmacht des Gesandten ist mit der Zeit in jedem Stifte an die Bischöfe übergegangen, und die Repräsentation der Gemeinen durch mancherlei Zufälle an die Landstände gerathen.

§. 12. Die Gemeinen behielten solchergestalt an der gesetzgebenden Macht den ihnen gebührenden Antheil. Ihre Schöpfen kamen zur Dietine, und standen gleichsam als Tribunen des Volks den Grafen und Edelvögten, in deren Händen ihre ganze Vollmacht nicht seyn konnte, zur Seite. Ihre Einwilligung ward zu allen neuen Verordnungen erfordert, und der Gesandte ging mit ihren Schlüssen an den allgemeinen Reichshof zurück, um dem Kaiser seinen Bericht zu erstatten. Vor die sächsischen Schöpfen würde es zu weitläufig gewesen seyn, ihn dahin zu begleiten, und seinen Bericht zu beglaubigen. Man gab ihm also die wichtigsten Schlüsse der Dietine unterschrieben mit. Die nachherigen Kaiser verloren den Geist dieser Verfassung, und bedienten sich oft der Bischöfe und Grafen selbst, um die Dietinen zu berufen, zu eröffnen und zu schließen. Damit ging die von Carl so weislich und nützlich eingeführte Controllr verloren. Diejenigen, welchr die kaiserlichen Befehle sonst aus den Händen des Gesandten empfangen hatten, weigerten sich, solche von Bischöfen und Grafen anzunehmen, aus Furcht, inndoder amtsäßig zu werden. Sie kamen daher auch nicht mehr zur Dietine, und jene versammleten mit der Zeit nur diejenigen, welche ohnehin in ihren Dienst- und Amtsfolgen standrn; wodurch denn drr erste Grund zum Verfall der Dietine gelegt, und der Schöpfe in den Gerichtshof verwiesen wurdr, wo er zwar noch Recht, aber keine Gesetze zu weisen hatte.

§. 13. Von drn Veränderungen in der Gesetzgebung.

In der Mark werden die Genossen von Marklöttern, Brinkliegern, Heuerleuten und dergleichen zu gemeinen Lasten und Ehren nicht kommenden Leuten wohl unterschieden. Und man weiset einem jeden sein Holz, seine Teist nnd seine Nutzung zu, mit dem Maaßstabe in der Hand, nicht nachdem er baares Vermögen hat, sondern nachdem er in der Mark gewahret ist. Die Sachsen hatten gleiche Grundsätze in der Civilmark gehabt, und die Kunst, Gesetze zu machen, auf die einfachsten Regeln zurückgebracht, indem sie ebenfalls die Eigenthümer wehriger oder stimmbarer Ländereien von den unwehrigen unterschieden, Geld und Städte verbannet, und keine Gesetze für Menschen, sondern für Echten gemacht hatten. Armr, Frrmde, und Knechte hatten Liebe, Achtung und Schutz, nber kein eigentliches Recht, und man wae arm bei ihnen, wenn man keine stimmbare Gründe zu rigen oder kein Echtwort besaß. Durch die neue Einrichtung verloren sie aber die Gelegenheit, jener Armuth oder dem Geldreichthum zu steuren; diese erhielt ihr Recht durch Begnadigung und Gesetzr von der Willkühr des Schutzherrn. Der Arme, der eine Million bnares Vermögen besaß, konnte gehangen werden, wenn ihn nicht bloße Gnade oder seine eigne Bedingung schützte; der geringste Wehr aber nicht, weil der Kaiser ihn nach dem Rechte behandeln mußte, was ee sich gewiesen hatte, und niemals hatte ee eine Leibesstrafe über sich zu Recht gewiesen. Allein nach der Carolingischen Anlage mußten die Armrn bald Rechte der Wehren rrhalten; nnd die Leibesstrafen, worunter diese neuen Wehren blieben, sich leicht mit der Neigung aller Herrscher zu allgemeinen Verordnungen über die alten ausbreiten. Handelndr und werbende Leutr mußten geschwind die Landbesitzer verdunkeln, und die Gesetze für Echten sich in Verordnungen für Köpfe verwandeln.

§. 14. Wird fortgesetzt und beschlossen.

Die sächsischr Nation erkannte überhaupt drei Stände: Edle, Wehren und Leute; nnd wenn letztere gleich nicht in Person zu drr Versammlung kamen, worin die Gesetzr bewilligt wurden: so war doch der Vogt, der ihre Wehre hatte, ihr Repräsentant, und dieser hatte vermuthlich noch einige Bevollmächtigtr bei sich. Man findrt kein Exempel, daß der Adel ein Gesetz für Wehrm, und der Wehr ein Gesetz für Leute gemacht; oder daß eine Sache dem einen und nicht nuch zugleich dem nndern Stnndr verboten worden. Alles ward mit Gelde bestraft, und der einzige Unterschied war in der Summe; wo der Edle sechzig Schillingr gab, bezahlte der Wehr dreißig nnd der Leut fünfzehn. Blos Armen, Fremden und Knechten wurden ohne ihre Einwilligung Gesetze vorgeschrieben. Carl veränderte hierunter zwar nichts, da er aber, dem Handel und seiner Cammer zum Vortheil, die Armen zu sehr begünstigte, und aus ihnen Städte und Dörfer bevölkerte; da der fränkische oder Reichsmünzfuß allmählich das sächsische Geld-Ideal verdrung, und der Fnll dieses Münzfußes jene Strafen unkräftig machte; nnd überhaupt das Vermögen eines Menschen nicht mehr nach seinen Besitzungen geschätzt werden konnte: so mußte auch dieses seine System der Sachsen, welches billig noch unsre Bewundrung verdient, der Zeit nnd den Umständen weichen. Man ermächtigte sich bald, dasjenige einem geringen Landeigenthümer zu verbieten, was man dem geldreichsten Manne nach Gefallen verbieten konnte.

§. 15. Von den Gerichtstagen.

Der Gesandte hielt jährlich seine Dietine, wofür eben, wie auf unsern jetzigrn Landtagen, die öffentlichen Angelegenheiten, und besonders alle Beschwerden gegen die kaiserlichen Bemnten untersucht, und dem Befinden nach abgethan oder zum Bericht angenommen wurden. Außer derselben aber hielt er auch noch seine gebotene Gerichtstage, an welchen in Appellationssachen und gegen solche Peesonen zu Rechte nerfahren wurde, deren man vor ihrem ordentlichen Richter nicht hntte zu Rechte mächtig werden können. Dieses höchste Landgericht hieß vermuthlich die Oberfale, und später das Fehmgericht. Hier ging es an Leib und Leben, weil dir Beklagten, so sich zur eechtlichen Genugthuung und zur Bezahlung des Wehrgeldes vor ihrem ordentlichen Richter nicht gestellet hatten, und folglich von demselben im Contumazproceß recht-, echt- und friedelos erklärt waeen, nun nicht mehr sich auf die bürgerlichr Wohlthnt der Genugthuung mit Gelde berufen konntrn, sondern sich, wie jetzt, rechtfertigen oder ihre Leibesstrafe leiden mußten. Der Bischof hielt seinr Synode, und reisete jährlich zur Kirchenvisitation auf allen Kirchspielen herum, eine Verrichtung, die er später seinem Archidiacon, auch wohl dem Pfarrer des Orts vertrauet hat. Der Graf hatte seine drei Gödinge im Jnhr, nnd außerdem seine gebotene Gerichtstage. An erstern wurde non der ganzen Gemeinde Rechte gewiesen, nnch wohl sofort darnach erkannt, wenn die Sache so weit reif oder klar wur. Sonst gehörte die Untersnchung und Entscheidung nach dem nn jenem gewiesenen Recher füe die Schöpfen, welche sich mit dem Richter au den gebotenen Tagen nersammleten. Aus letztern ist unser heutiges Gow- oder Partgerichte eneftanden. Der Graf erkannte weiter am offnen Gödinge über Todtschlag nnd Wunden, wenn die Klage aufs Wehrgeld ging. Er konnte auch den im Contumazproceß recht- und echtlos erklärten Missethäter wieder in seinrn vorigen Stnnd setzen, und ihm seine Vertheidigung auf die Civilklage wieder eröffnen. Seitdem abee die Leibesstrafen anstatt der Geldbußen eingetreten, gehören zum Gödinge jetzt nur noch die Blutrennen, worauf keine Leibesstrafe steht. Der Erelvogt hattr seinr Gerichtstnge für geringe Sachen, die weder Eigenthum noch Freiheit betrafen, und für allr Bruchfälle, die geringer als Blutrennen waren. Unsre heutigen Aemter fnd ihre Nachfolger; und was ste mehr haben, ist ihnen bei Gelegenheit neuerer Einrichtungen beigelegt worden. Mehreres will ich von der Carolingischen Einrichtung nicht anführen, weil es zu meinem Zweck nicht gehört.

III. Didaktische Prosa.

Es ergibt sich schon aus den einleitenden Bemerkungen zu dem vorliegenden Zeitraum (S. 459 ff.) und insbesondere aus denen zum zweiten Abschnitt (S. 652), daß unter allen Gattungen der Prosa die didaktische weitaus am häufigsten behandelt wurde, und es erscheint, wenn auch nicht geradezu als nothwendige, doch als sehr natürliche Folge davon, daß auch das Vollendetste, was in prosaischer Sprache geschrieben wurde, in dieses Gebiet gehört. An den Erzeugnissen der didaktischen Prosa läßt sich auch die allmähliche Entwickelung der Sprache am besten nachweisen, und was in dieser Beziehung in den Vorbemerkungen zum vorliegenden Abschnitt gesagt wurde, gilt vorab von der didaktischen Prosa.

Wie diese den Mittelpunkt der Bestrebungen in der prosaischen Darstellung bildet, so haben wir auch bereits in den kritischen Bemühungen den Mittelpunkt, wie der ganzen geistigen Bewegung überhaupt, so insbesondere auch der didaktischen Prosa erkannt. Es ist in den einleitenden Bemerkungen zum gegenwärtigen Zeitraum der Entwickelungsgang der ästhetischen Kritik unter Berührung der wesentlichsten Punkte schon gezeichnet worden; namentlich verweisen wir auf das, was von Gottsched, den beiden Zürchern Bodmer und Breitinger (S. 469 ff.), so wie von Alex. Gottl. Baumgarten, G. Fr. Meier (S. 471), von J. El. Schlegel (S. 473), endlich von Lessing und Fr. Nicolai (S. 473 ff.) und an einem andern Orte von Schönaich (S. 653) gesagt wurde, und zudem werden wir die bedeutendsten derselben unten noch ausführlicher besprechen. Wir haben daher für jetzt dem, was oben berichtet wurde, nur noch Einzelnes beizufügen und diejenigen bedeutenderen Schriftsteller zu erwähnen, welche nebst den obengenannten die Kunst im Allgemeinen und die Dichtkunst insbesondere zum Gegenstande ihrer Forschungen machten.

Die Grundsätze, welche Baumgarten und nach ihm Meier aufgestellt hatten, wurden zunächst von Moses Mendelssohn in seinen Abhandlungen „Betrachtungen über die Quellen und die Verbindungen der schönen Künste und Wissenschaften" (1757) und „Ueber das Erhabene und Naive in den schönen Wissenschaften" (1761) weiter entwickelt und auf die einzelnen Künste, namentlich die Poesie und deren Gattungen angewandt. Chr. Garve lieferte zur „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" mehrere Aufsätze, welche verschiedene Punkte der ästhetischen Kritik in ein helleres Licht setzten, z. B. „Ueber das Interessirende" (1771), „Ueber die Laune" und einige andere, welche besondere, die deutsche Literatur betreffende Umstände betrafen, unter welchen wir die glückliche „Betrachtung einiger Verschiedenheiten in den Werken der ältesten und neuern Schriftsteller" (1770), „Ueber den Einfluß einiger besondern Umstände auf die Bildung unserer Sprache und Literatur" (1773) besonders hervorheben. Einen ganz praktischen Zweck befolgte J. J. Dusch in seinen „Briefen zur Bildung des Geschmacks" (6 Thle. Lpz. 1764—1773), in denen er von den vorzüglichsten didaktischen Gedichten der Römer, Engländer, Franzosen und Deutschen, so wie von den wichtigsten epischen Gedichten, den Satyren und Episteln der nämlichen Völker ausführliche Inhaltsangaben mittheilte und sie nach Plan und Ausführung näher betrachtete, woran er seine Ansichten über die Dichtkunst und deren verschiedene Gattungen anknüpfte, die zwar weder neu, noch tief, aber doch geeignet waren, das größere Publikum in die schöne Literatur einzuführen und sie für dieselbe zu gewinnen. Auch fanden diese Briefe so großen Beifall, daß sie in Wien nachgedruckt wurden und der Verf. eine zweite Auflage veranstalten konnte. Vorzugsweise auf Baumgartens und Meiers Ansichten fortbauend, gab Joh. Bernh. Basedow ein „Lehrbuch prosaischer und poetischer Wohlredenheit" (Kopenh. 1756) heraus, welches bei vielen Mängeln doch auch manches Gute darbot. Von noch größerem Einfluß wurden die theoretischen Werke J. G. Sulzers und Joh. Joach. Eschenburgs (geb. 1743 zu Hamburg, gest. 1820 als Professor in Braunschweig). Auf den Erstern werden wir zurückkommen, des Letztern „Entwurf einer Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften" (Berl. 1783), welcher noch in der neueren Zeit wieder aufgelegt wurde, suchte nicht ohne Glück die in verschiedenen Werken und Zeitschriften zerstreuten Ansichten der bedeutendsten Kritiker zu einem in sich zusammenhängenden System zu vereinigen und erwarb sich sowohl durch die klare und bei aller Kürze doch erschöpfende Darstellung, so wie auch dadurch großen Beifall, daß er den verschiedenen Abschnitten eine ziemlich reichhaltige Uebersicht der betreffenden Literatur bei den alten und neuen Völkern beifügte. Noch größere Brauchbarkeit erhielt das Buch aber durch die „Beispielsammlung" (8 Bde. Berlin 1788—1795), welche, mit Geschmack und Kenntniß ausgewählt, ganz geeignet war, einen Ueberblick von dem Entwickelungsgang der Literatur von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten herab zu geben; auch wurde sie von neuern Sammlern vielfältig und öfters über Gebühr ausgebeutet. Aehnlicher Art ist die schon früher erschienene „Theorie der Poesie nach den neuesten Grundsätzen und Nachricht von den besten Dichtern" (Lpz. 1767 ff.), von Christ. Heinr. Schmid, Professor der Beredsamkeit in Gießen (1746—1800), welche er zweimal umarbeitete, zuerst unter dem Titel „Literatur der Poesie" (1. u. einz. Theil. Lpz. 1775) und dann als „Anweisung der vornehmsten Bücher in allen Theilen der Dichtkunst" (Leipz. 1781); aber alle drei sind, so wie seine „Anthologie der Deutschen" (3 Thle. Fkf. u. Lpz. 1770—72) nur deshalb auch jetzt noch von Werth, weil sie manche sonst nicht gedruckte Stücke der damaligen Dichter enthalten. Bedeutender ist die zu gleicher Zeit erschienene „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften" (Jena 1767) des Erfurter Professors Fr. Just. Riedel (1742—1785), das erste geschmackvolle Compendium der Aesthetik in Deutschland, in welchem die einzelnen Untersuchungen der Ausländer und der Deutschen gesammelt, erläutert und zum Theil berichtigt, auch hie und da mit neuen Bemerkungen vermehrt waren. Sie wurde nicht vollendet, aber es kann die Schrift „Ueber das Publikum. Briefe an einige Glieder desselben" (Jena 1768) als eine Fortsetzung und Erweiterung derselben angesehen werden. J. A. Eberhards hiehergehörige Schriften werden später erwähnt werden. Endlich haben wir noch eines seltsamen Buchs zu gedenken, welches, ziemlich lange vor seinem Erscheinen angekündigt, mit der größten Ungeduld erwartet wurde und die größten Hoffnungen

erregte, als es aber endlich erschien, nur sehr Wenige befriedigte, die Meisten dagegen mit unverkennbarem Mißbehagen erfüllte. Es ist die „Deutsche Gelehrten-Republik. Ihre Einrichtung. Ihre Gesetze. Geschichte des letzten Landtags. Auf Befehl der Aldermänner durch Salogast und Wlemar, herausgeg. von Klopstock" (1. u. einz. Theil. Hamburg 1774). Sie war eigentlich gegen die ästhetische Kritik gerichtet, weshalb es zu erklären ist, daß die jüngere Generation, welche in der Kritik nur eine lähmende Krücke erblickte, und für das Genie die schrankenloseste Freiheit verlangte, sie mit Jubel aufnahm, während die gesetzteren, durch die Kritik gebildeten Männer von ihr nicht viel Gutes zu sagen wußten, dagegen aber desto mehr auszusetzen hatten; so Wieland, Weisse, Nicolai, Garve und selbst Herder. Wir erinnern uns nicht, ein Urtheil Lessings über das Buch gelesen zu haben, zweifeln aber nicht daran, daß er darüber eben so unzufrieden gewesen wäre, als die genannten Männer, deren Urtheil übrigens bald, auch von denen gebilligt wurde, die zuerst für das seltsame Buch geschwärmt hatten. Und in der That, dasselbe ist ein wunderliches Gemisch von Allegorien, welche für die meisten Leser unverständlich bleiben mußten. Der vaterländische Sinn, aus dem das Buch zum Theil hervorgegangen war, nahm darin eine so übertriebene, phantastische Gestaltung an, und verfiel so ganz in das Kindische und Spielende, daß selbst die tüchtige Gesinnung lächerlich werden mußte. Die deutsche Gelehrtenrepublik wird nämlich als ein Druidenstaat mit Meistern und Gesellen, Ober- und Unterzünften, u. s. w. dargestellt, und mit Gesetzen, die oft einen guten Grund haben, aber meistens in abenteuerlicher Darstellung erscheinen; so werden als Strafen unter andern das Nasenrümpfen, das Lächeln, das Tragen von vier deutschen oder gar von acht ausländischen Folianten bestimmt u. dgl. m. Allerdings findet man im Verlaufe des Buchs manche gute und treffende Gedanken, aber diese sind zum Theil nicht des Verfassers Eigenthum, und zudem in einer meist abstoßenden und gesuchten Sprache, die vorzüglich nach möglichster Kürze und auffallendem Ausdruck ringt *).

Zur Verbreitung der verschiedenen ästhetischen Ansichten trugen, wie wir schon öfters zu bemerken Gelegenheit hatten, die mannigfaltigen Zeitschriften bei, welche im Laufe der gegenwärtigen Periode erschienen. Die wichtigsten derselben haben wir schon erwähnt **); der Vollständigkeit wegen fügen wir hier noch diejenigen hinzu, die auf die eine oder die andere Weise wenigstens vorübergehenden Einfluß hatten. Den „Discoursen der Maler" ließen Bodmer und Breitinger noch mehrere andere Zeitschriften folgen, unter welchen die „Sammlung critischer, poetischer u. a. Schriften zur Verbesserung des Urtheils und des Witzes" (12 Stücke, Zürich 1741—44), so wie die „Sammlung der Zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des deutschen Geschmackes wider die Gottschedische Schule" (62 Stück. Zür. 1753) noch jetzt historischen Werth haben. So verhält es sich auch mit den von Gottsched herausgegebenen Zeitschriften, und sie haben, wie jene, das unbestrittene Verdienst, nach mancherlei Richtungen hin angeregt zu haben, unter welchen wir die Beschäftigung mit der ältern deutschen Literatur hervorheben. Dies gilt besonders von den schon früher (S. 225) erwähnten „Beyträgen z. krit. Historie der deutschen Sprache", während in seinem „Neue Büchersaal der schönen Wissenschaften und freyen Künste" (10 Bde. Lpz. 1745—54) und noch entschiedener in dem „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" (12 Bde. Leipz. 1751—62) das kritische Element mehr hervortrat, und besonders ist in dieser Beziehung der zweite Band der letztern Zeitschrift wichtig, weil Gottsched in demselben die biblischen Epopöen Klopstocks und Bodmers von seinem Standpunkte aus ausführlich besprach. In Berlin gründeten Ramler und Sulzer in Verbindung mit Langemack und Sucro die „Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" (Berl. 1750), an deren Fortsetzung sie jedoch keinen Antheil mehr nahmen. Eine vorzüglich gelehrte Richtung hatten die „Göttingischen Zeitungen von gelehrten Sachen" (seit 1739), doch wurden auch manche bedeutende Erscheinungen der schönen Literatur in treffenden Beurtheilungen angezeigt. Dagegen beschäftigte sich die „Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften" (Halle 1768—72), welche von dem bekannten Professor Chr. Adolf Klotz (1738—1771) herausgegeben wurde, vorzüglich mit der schönen Literatur, so wie auch deren Fortsetzung, die wir gleich hier erwähnen, das „Magazin der deutschen Kritik" (Eb. 1772—76), welches Klotzens getreuer Anhänger Gottlob Bened. Schirach redigirte. Beide Zeitschriften hatten vornämlich die Absicht, die „Allg. deutsche Bibliothek" von Nicolai zu bekämpfen, nicht zwar, weil die Herausgeber von wesentlich andern Grundsätzen ausgingen, sondern aus dem rein persönlichen Grund, sich eine Partei zu schaffen, weshalb sie sich auch gleich Anfangs derjenigen Dichter annahmen, welche von den „Literaturbriefen" und der „Allg. Deutschen Bibliothek" mehr oder weniger hart getadelt worden waren, unter denen wir besonders Dusch, Cramer und Wieland erwähnen. Uebrigens lieferte Klotz selbst sehr wenige Beiträge für seine „Bibliothek", die meisten waren von Fr. Just Riedel, J. G. Jacobi, Meusel und Schirach, die er für sich zu gewinnen gewußt hatte.

Bei den fortgesetzten und immer tiefer eindringenden Forschungen über das Wesen der Kunst hatte man freilich vorzüglich die Poesie im Auge, und die bildenden Künste wurden meist nur in so fern beachtet, als sie der Poesie verwandt erschienen; doch konnte es nicht ausbleiben, daß auch jene an sich und ohne Nebenbeziehung auf die Dichtkunst der kritischen Betrachtung unterworfen wurden. Zuerst ver-

*) Die Gesetze der Gelehrtenrepublik waren schon drei Jahre vor dem Erscheinen des Buchs in der von Gerstenberg herausgegebenen Wochenschrift „Der Hypochondrist" (2. verb. u. verm. Aufl. 2. Th. S. 624) mitgetheilt worden, wir erinnern uns aber nicht, daß sie damals schon beachtet worden seien.

**) „Discourse d. Maler" von Bodmer und Breitinger (S. 465 u. 469), „Belustigungen des Verstandes und Witzes" von Schwabe (S. 463), „Neue (Bremer) Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" von Gärtner und seinen Freunden (Ebd.), „Die vernünftigen Tadlerinnen" von Gottsched (S. 469), „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes", für welches Lessing mannigfaltige Beiträge lieferte (S. 473), „Bibliothek der schönen Wissenschaften", von Nicolai begründet, von Weisse fortgesetzt (S. 474 u. 502), die „Literaturbriefe" (S. 474 u. a. a. O.), die „Allgem. deutsche Bibliothek" von Nicolai (Ebd.), „Briefe über die Merkwürdigkeiten der Literatur von Gerstenberg (S. 533), „Der Mann ohne Vorurtheil" und „Briefe über die Wiener Schaubühne" von Sonnenfels (S. 614), die „Hamburgische Dramaturgie" von Lessing (S. 613) u. a. m.

suchte sich Chr. Ludw. von Hagedorn (1712—1780), der jüngere Bruder des berühmten Dichters, der durch seinen Aufenthalt in dem an Kunstschätzen reichen Dresden auf eine geschmackvollere Anschauung der Kunst, vorzüglich der Malerei, geleitet worden war, die Gesetze derselben zu entwickeln. Seine „Betrachtungen über die Malerey" (2 Thle. Lpz. 1762) handeln mit tiefer Einsicht von den wesentlichsten Stücken dieser Kunst, von der Erfindung, der Anordnung oder Composition, der Zeichnung, der Farbe und dem Ausdruck unter beständiger Hinweisung auf die großen Kunstwerke der neuern Völker. Wir wissen, daß er nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung des großen Winckelmann war (S. 686); ein anderer Freund des Nämlichen, der berühmte Maler Raphael Mengs aus Aussig in Böhmen (1728—1779), entwickelte seine durch fleißiges und tiefes Studium der besten Kunstwerke und durch die eigene Ausübung gewonnenen Ansichten in den „Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Malerey" (Zür. 1762), welche voll trefflicher Bemerkungen sind und sich namentlich durch geistreiche Auffassung der verschiedenen Künstler auszeichnen. Beide werden freilich von ihrem großen Freunde Winckelmann weit übertroffen, dessen hiehergehörige Schriften schon oben erwähnt wurden (S. 685), so wie wir daselbst auch bemerkt haben, daß seine „Geschichte der Kunst" eine treffliche Theorie derselben enthält. Allseitiger aber wirkte der unsterbliche Lessing, den wir auch in dieser Beziehung näher zu besprechen haben.

Die philosophischen Untersuchungen über die Kunst, in welchen man sich von der hergebrachten wissenschaftlichen, oder, richtiger gesagt, schulmäßigen Form losgerissen hatte, und durch welche bewiesen worden war, daß man die tiefsten und erfolgreichsten Forschungen in einer Form und in einer Sprache darstellen könne, welche sie auch denen zugänglich machte, die keine eigentlich gelehrte Bildung besaßen, mußten bald zur Ueberzeugung führen, daß auch rein philosophische Gegenstände auf dem nämlichen Wege und in der nämlichen Art behandelt und daher fruchtbarer gemacht werden könnten. Dazu kam, daß man an den französischen, hauptsächlich aber an den englischen Philosophen, die man immer mehr zu studiren begann, treffliche Vorbilder hatte, und daß man durch sie vorzüglich angeregt wurde, diejenigen Zweige der Philosophie zu bearbeiten, welche von praktischem Interesse und von größerem Einfluß auf die geistige und sittliche Entwickelung der Menschen waren. Daher trat die eigentliche philosophische Speculation immer mehr zurück; man baute vielmehr auf Beobachtung und Erfahrung, und beschäftigte sich vorzüglich mit Untersuchungen über Anthropologie und Psychologie, über Moral und Religion, über Pädagogik und Politik. Viele vortreffliche Männer, deren Einfluß auf die Bildung des gesammten Volks nicht hoch genug angeschlagen werden kann, und deren Schriften schon deshalb den Reiz des Neuen nicht mehr haben und als veraltet angesehen werden, weil ein großer Theil der von ihnen entwickelten Gedanken in das Eigenthum aller Gebildeten übergegangen ist, haben sich durch mannigfaltige Schriften über die verschiedensten Theile der praktischen Philosophie, große, in neuerer Zeit nur zu sehr verkannte Verdienste erworben. Man begreift sie gewöhnlich unter dem Namen der Popularphilosophen, mit dem man zu der Zeit, als die Schulphilosophie in Deutschland übermächtig vorherrschte, eine gewisse Geringschätzung verband, den man oft sogar geradezu mit Verachtung aussprach, der aber hoffentlich wieder zu der Ehre und Anerkennung gelangen wird, die ihm gebührt. Wir werden die bedeutendsten dieser Männer, Joh. Joach Spalding, J. G. Sulzer, Moses Mendelssohn, J. G v. Zimmermann, Thomas Abbt, Chr. Garve, Caspar Hirzel und Joh. Aug. Eberhard, unten näher kennen lernen; aber es verdienen neben ihnen auch noch einige andre genannt zu werden. Was der treffliche Gellert in dieser Beziehung durch seine „Moralischen Vorlesungen" geleistet hat, können wir nicht besser bezeichnen, als mit den Worten seines Freundes Garve. „Wenn ein Werk (sagt er von denselben in den „Anmerkungen über Gellerts Moral, Schriften und Charakter") einen großen und guten Endzweck hat, und diesen Endzweck erreicht, so ist das Werk gut. Und kann es wohl einen höhern und bessern Endzweck geben, als den, die Schätze der menschlichen Weisheit aus den Händen der Wenigen, die sie zuerst gesammelt und zum Theil bisher in verborgenen Gefäßen verwahrt haben, in die Hände des Volkes zu bringen, mit einem Worte den großen Haufen der Nation, selbst mit Vorbeylassung der Gelehrtern und Weisern, zu erleuchten und zu veredeln?" In diesen Worten hat Garve das eigentliche Verdienst seines Freundes vollkommen richtig ausgesprochen und wir fügen nur hinzu, daß ein Mann, der ein solches Verdienst sich erworben hat, vor den wegwerfenden und oft übermüthigen Urtheilen bewahrt sein sollte, die man heutiges Tages nur zu oft hört, um so mehr, als die „Moralischen Vorlesungen" von Seite des Styls bei all ihrer Breite, die noch an die Gottschedische Schule erinnert, nicht ohne eine gewisse Zierlichkeit geschrieben sind, die bei philosophischen Schriften nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Die hiehergehörigen Abhandlungen der schon genannten J. Mich. v. Loen („Kleine moral. u. polit. Schriften" (Fkf. 1749—52) und J. J. Dusch („Moralische Briefe", 2 Thle. Leipz. 1759; „Versuch über die Seele", Frankf. 1752) können nur vorübergehend angeführt werden. Dagegen verdienen Joh. Heinr. Lambert, Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften (1728—1777), und Joh. Nic. Tetens (1737—1807), der als Gelehrter und Staatsmann gleich bedeutend war, schon deshalb nähere Betrachtung, weil sie sich schon mehr in den wissenschaftlichen Formen bewegten, als jene andern, dabei aber doch in einer reineren und gebildeteren Sprache schrieben, als die meisten spätern Philosophen, und insbesondere hat sich Lambert um die Bezeichnung philosophischer Begriffe durch deutsche Ausdrücke kein unbedeutendes Verdienst erworben; nur hat er sich dabei oft allzu großer Willkür überlassen, wie er denn in der That als der erste Begründer des philosophischen Jargons erscheint, der formell und materiell so wesentlichen Schaden angerichtet hat. Sein Hauptwerk ist das „Neue Organon oder Gedanken über die Erforschung und Bezeichnung des Wahren und dessen Unterscheidung vom Irrthum und Schein" (2 Bde. Lpz. 1764), in welchen er sich als gründlichen und scharfsinnigen Denker zeigte, was auch von den „Philosophischen Versuchen über die menschliche Natur und ihre Entwickelung" (2 Bde.

Lpz. 1777) von Tetens zu rühmen ist, der zudem mehr als Lambert nach allgemein verständlicher Darstellung strebte. Endlich erwähnen wir noch den geistreichen Arzt Joh Aug. Unzer aus Halle (1727—1799), dessen Frau Johanne Charlotte wir schon früher als Dichterin kennen gelernt haben (S. 479. 550). Derselbe behandelte vorzugsweise physiologische und medicinische Gegenstände, die er in mannigfaltig abwechselnder, stets anziehender und klarer Sprache darzustellen verstand. („Der Arzt, eine medizin. Wochenschrift". 12 Thle. Hamb. 1759—64.)

Bei der charakteristischen Richtung der Zeit, die Resultate der wissenschaftlichen Forschung auch für die Nichtgelehrten fruchtbar zu machen, und bei der zugleich immer lebendiger um sich greifenden Ueberzeugung, daß die Gelehrsamkeit sich mit vielem todten Stoff abmühe, der weder die geistige, noch die sittliche Entwickelung fördere, mußte die Erziehung der Jugend endlich größere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. So gab z. B. J. G. Sulzer einen „Versuch einiger vernünftigen Gedanken von der Auferziehung und Unterweisung der Kinder" (Zür. 1745) heraus, in welchem er die Mißbräuche und Vorurtheile bei der Erziehung darstellte und zu bekämpfen suchte. Von Zeit zu Zeit ließen sich noch andere Stimmen über diesen wichtigen Gegenstand hören; namentlich wurde von mehreren bedeutenden Schulmännern erkannt und ausgesprochen, daß der Unterricht in den gelehrten Schulen zu einseitig bloß auf die alten Sprachen beschränkt werde, die zudem in geistloser Methode gelehrt würden. Doch wurden die von ihnen ausgesprochenen Meinungen und Wünsche kaum beachtet; erst als der geniale Rousseau in seinem „Emil" (1762) die bisherige Erziehungsweise in ihrer ganzen Erbärmlichkeit darstellte, und ihr eine andere entgegensetzte, die vorzüglich naturgemäße Entwickelung der geistigen und körperlichen Kräfte forderte, wurde die Frage der Jugenderziehung auch in Deutschland mit größerer Lebhaftigkeit erfaßt. Vor Allem machte sich Joh. Bernhard Basedow in Hamburg (1724—1790) durch Wort und That um die Jugenderziehung verdient. Er hatte schon früher den Gegenstand in einigen Schriften mit Liebe besprochen; seit er mit Rousseau bekannt geworden, machte er ihn zum Mittelpunkte seiner ganzen Thätigkeit. Er wollte vor Allem der bisherigen scholastischen Methode im Unterricht eine naturgemäßere entgegensetzen; die Jugend sollte nicht mehr ausschließlich mit den alten Sprachen beschäftigt, es sollten ihr vielmehr solche Kenntnisse mitgetheilt werden, die für das praktische Leben von Nutzen seien, und zudem sollte die bisherige strenge Erziehung mit einer milderen Leitung, der Zwang mit liebevoller Behandlung vertauscht werden; vor Allem aber war die neue Methode darauf berechnet, die verschiedenen Kenntnisse den Kindern mehr spielend als in Folge ernster Beschäftigung beizubringen. Diese Grundsätze, die wir hier nur in ihren allgemeinsten Zügen berühren können, entwickelte Basedow in mancherlei Schriften, zuerst in der „Vorstellung an Menschenfreunde und vermögende Männer über Schulen, Studien und deren Einfluß in die öffentliche Wohlfahrth" (Bremen 1768), dann in dem „Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker" (Lpz. 1768); für Lehrer und Schüler berechnet war das große „Elementarwerk, ein Vorrath der besten Kenntnisse zum Lernen, Lehren, Wiederholen und Nachdenken" (4 Bde. Dessau u. Lpz. 1774). Außerdem suchte er durch eine im J. 1774 in Dessau eröffnete Musteranstalt, das Philanthropin, in welchem die Reichen für vieles Geld, die Armen um geringen Beitrag aufgenommen werden sollten, seine Grundsätze praktisch durchzuführen. Die Anstalt hatte jedoch besonders in Folge von Basedows Herrsch- und Zanksucht, durch welche er seine besseren Mitarbeiter vertrieb, nicht den erwarteten Erfolg, was übrigens auch in den Grundsätzen und der Methode selbst zum Theil seinen Grund hatte, deren größter Fehler, der übrigens auch heutzutage noch nicht überwunden ist, darin lag, daß er den Zweck des Unterrichts verkannte, und der Schule eine viel zu weit gehende praktische Bedeutsamkeit gab, während sie doch vor Allem eine Turnschule der geistigen und moralischen Kräfte der Jugend sein soll. Bei alle dem sind die Verdienste Basedows um die Jugenderziehung nicht zu verkennen, und ihm ist es hauptsächlich zu verdanken, daß diesem hochwichtigen Gegenstande von nun an größere und regere Theilnahme geschenkt wurde. Auch wurde die Bedeutsamkeit seines Strebens von den besten Männern der Zeit anerkannt, unter denen wir außer Campe und Salzmann, die am Philanthropin in Dessau thätig waren, den trefflichen Iselin („Grundriß der nöthigsten pädagog. Kenntnisse". Bas. 1780) und den edlen Domherrn Fried. Eberh. von Rochow (1735—1805) nennen, der durch Errichtung von Musterschulen auf seinen Gütern und durch seinen „Versuch eines Schulbuchs für Kinder der Landleute" (Berl. 1772) wesentlich zur Verbesserung der Volksschulen beitrug. Andere durch die Basedowschen Bestrebungen hervorgerufene pädagogische Schriften, wie der „Kinderfreund" von Weisse (24 Thle. Lpz. 1775—1784) fallen erst in den folgenden Zeitraum.

Wie die Jugenderziehung, so wurde auch die Religion in das Bereich der Untersuchung gezogen; es begann der Kampf um Aufklärung und geistige Freiheit. Diesen eröffnete Hermann Samuel Reimarus aus Hamburg (1694—1768), der später durch die von Lessing herausgegebenen sogenannten „Wolfenbüttler Fragmente" so berühmt und einflußreich wurde. Er trat zuerst mit der merkwürdigen Schrift „Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion" (Hamb. 1754) hervor, in welcher er die Rechte der Vernunft in religiösen Dingen gegen die starr orthodoxen Theologen in einer klaren, allgemein verständlichen und durchaus milden Sprache entwickelte. In demselben Geiste sind auch seine „Allgemeinen Betrachtungen über die Triebe der Thiere" (Hamb. 1760) geschrieben, die auch vom naturwissenschaftlichen Standpunkte betrachtet von großem Interesse sind.

Eben so erklärte sich J. Joach. Spalding, auf welchen wir zurückkommen werden, für den Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen; die größte Bewegung aber verursachte Wilh. Abrah. Teller aus Leipzig (1734—1804), schon deshalb, weil er selbst ein Theologe war, und zudem eine hohe geistliche Stellung einnahm (er war seit 1761 Generalsuperintendent und Professor der Theologie in Helmstädt, später Oberconsistorialrath und Probst in Berlin). Sein „Lehrbuch des christlichen Glaubens" (Helmst. u. Halle 1764), in welchem er das „Vernunftchristenthum" dem „Glaubenschristen-

thum" entgegensetzte, zog ihm Verfolgungen aller Art zu, aber er blieb sich in seinen Ansichten getreu; er gab später noch mehrere Schriften heraus, in denen er die Sache der Geistesfreiheit in religiösen Dingen mit noch größerer Kühnheit besprach. Endlich ist außer Lessing, dessen Thätigkeit in der fraglichen Beziehung später zu erwähnen ist, noch Joh. Friedr. Wilh. Jerusalem aus Osnabrück (1709—1789) zu nennen, der nach vielen Beziehungen hin einflußreich, die Dogmatik von Allem, was nicht unmittelbar durch die Bibel begründet erschien, zu befreien und die Einheit des Glaubens und der Vernunft herzustellen suchte. Seine „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion" (Braunschw. 1768—1779) sind jedoch nicht bloß wegen ihres Inhalts, sondern auch rücksichtlich des Styls von Bedeutung, da er nicht bloß nach klarer und faßlicher, sondern auch nach schöner Darstellung strebte, wie er denn überhaupt die größte Theilnahme an der Entwickelung der deutschen Literatur bewies, was ihn auch bewog, den Aufsatz Friedrichs II. „über die deutsche Literatur" (S. 401) in einem Briefe an die Herzogin von Braunschweig „Ueber die deutsche Sprache und Literatur" (Berl. 1781) in den wesentlichsten Punkten zu berichtigen.

Preußen war vielleicht der einzige Staat im heiligen Römischen Reich, wo man es wagen durfte, religiöse Verhältnisse mit Freimüthigkeit zu besprechen; dagegen war es in diesem Lande eben so gefährlich, wenn nicht gefährlicher, als in den meisten übrigen, die öffentlichen Zustände zum Gegenstande der Untersuchung zu machen (Vgl. S. 468). Aber wenn auch die Presse überall geknebelt war, so ließ man es in den einzelnen Staaten doch zu, daß die öffentlichen Zustände der andern Länder besprochen wurden, ja man sah es sogar aus einer gewissen Eifersucht nicht ungern, wenn die Besprechung in harten Tadel überging, und schien es nicht einmal zu bemerken, wenn dieser Tadel auch auf das eigene Land bezogen werden konnte. Auf diese Weise gestalteten sich die Verhältnisse der Presse viel erfreulicher, als im folgenden Jahrhundert, und es ist damals Manches gesagt und gedruckt worden, was später entweder gar nicht hätte veröffentlicht werden können, oder was den Verfassern die empfindlichsten Verfolgungen zugezogen hatte. Doch war natürlich dabei an Rechtssicherheit nicht zu denken, und es konnte nach Umständen wohl auch eine gemäßigte Sprache harte Maßregeln herbeiführen. Diese waren aber in jedem Fall zu gewärtigen, wenn Jemand es wagte, die Verhältnisse seines eigenen Staats in einem den Machthabern mißbeliebigen Sinne zu besprechen, ja es war sogar derjenige, der in einem andern Staate lebte und schrieb, vor Gewaltthätigkeit nicht sicher, da der mächtigere Fürst kein Bedenken trug, in solchen Fällen das Gebiet seines schwächeren Nachbars zu verletzen. So unheimlich diese Verhältnisse auch waren, fanden sich doch manche treffliche Männer, welche trotz der sie bedrohenden Gefahren ihre Stimme zu Gunsten der unterdrückten Völker erhoben, oder wenigstens durch ihre Schriften politische Bildung zu verbreiten und die Völker über ihre natürlichen und gesetzlichen Rechte zu belehren suchten. Der Geist der Freiheit, der den ganzen Zeitraum überhaupt charakterisirt, machte sich in den Untersuchungen über das Wesen des Staats und die Verhältnisse des Volks zu den Regenten nicht weniger geltend, als in der Besprechung der ästhetischen oder religiösen Fragen, und so finden wir die meisten politischen Schriftsteller in diesem Zeitraum, so wie auch noch in dem folgenden bis zur Gründung der Republik in Frankreich auf einem weitaus höheren Standpunkt, als in den nachfolgenden Zeiten, und sie verdienen unsere Anerkennung um so mehr, als sich in ihnen zugleich ein Geist der Milde und Ruhe und ein praktischer Sinn kund gibt, die wir bei den Spätern beinahe gänzlich vermissen.

Zuerst bewegte sich die Behandlung der politischen Fragen noch durchgängig in gelehrter Weise, so daß das größere Publikum davon noch ganz unberührt blieb. Aber es machte sich doch in den hiehergehörigen Schriften schon ein freierer Sinn bemerkbar, der nicht ohne gute Früchte bleiben konnte, namentlich wenn, wie bei J. J. Moser, den wir schon früher als Dichter von Kirchenliedern kennen gelernt haben, Verfolgung und schweres Gefängniß von der Wahrheit der Ansichten und der Tüchtigkeit der Gesinnung Zeugniß ablegte. Derselbe hatte sich nämlich als württembergischer Landschaftsconsulent die Feindschaft des Herzogs zugezogen, und war auf dessen Befehl auf die Festung Hohentwiel gebracht worden, wo er, ohne auch nur ein einziges Mal verhört zu werden, in hartem Gewahrsam gehalten und erst nach 5jähriger Gefangenschaft auf ausdrücklichen Befehl des Reichshofraths entlassen wurde. Unter seinen außerordentlich zahlreichen Schriften (es sind deren über 400 und er selbst führt in seiner Selbstbiographie 312 auf) ist das „Deutsche Staatsrecht" (53 Bde. 4. Nürnb. 1737—54) nebst dem „Neuen Deutschen Staatsrecht" (21 Bde. 4. Stuttg. 1761—75) weitaus das bedeutendste, und ist, wenn auch formell ganz ungenießbar, historisch immer noch von Wichtigkeit. Neben ihm ist noch der Göttinger Professor J. J. Schmauß zu nennen, dessen „Einleitung zu der Staatswissenschaft" (2 Bde. Lpz. 1742) und „Neues System des Rechts der Natur" (Gött. 1753) durch die darin aufgestellten freisinnigen Meinungen Aufmerksamkeit erregten. Von einer damals seltenen vorurtheilsfreien Ansicht zeugt J. Mich. von Loens Buch „Der Adel" (Ulm 1752), in welchem man die Gesinnungen wiederfindet, die er in seinem „Grafen von Rivera" niedergelegt hatte (S. 654), so wie auch seine kleineren „Politischen Schriften" (Ffl. 1749—52) beweisen, daß er sich über seine Zeit erhob. Doch konnten sie bei ihrer gelehrten Haltung in das größere Publikum nicht eindringen, und sie erhielten erst dadurch größere Bedeutsamkeit, daß spätere Schriftsteller die in ihnen ausgesprochenen Ansichten in faßlicher Sprache darstellten. Unmittelbar wirkte Fr. K. von Moser (S. u.), der seines trefflichen Vaters J. J. Moser tüchtige Gesinnung ererbt hatte. Am entschiedensten aber wirkten nebst Thomas Abbt durch seine Abhandlung „Vom Tode fürs Vaterland" (Berl. 1761) die Schweizer J. G. Zimmermann (S. u.), Hans Caspar Hirzel (S. u.) und Js. Iselin, so wie der Wiener Sonnenfels. Iselin suchte durch eine Anzahl von Schriften politische Bildung und tüchtige Gesinnung zu verbreiten. Die „Philosophischen und patriotischen Träume" (Zür. 1758), welche sich großen und weitverbreiteten Beifall erwarben, enthielten die vortrefflichsten Gedanken über Staat und Bürgerthum, welche durch die spä-

Digitized by Google

tere Erfahrung zum Theil glänzend gerechtfertigt worden sind. Joseph v. Sonnenfels, den wir schon als einen regsamen Beförderer geistiger Bildung in seinem Vaterlande Oesterreich haben kennen lernen, machte sich auch durch Verbreitung politischer Bildung vielfach um dasselbe verdient. Unter seinen zahlreichen hiehergehörigen Schriften nennen wir nicht sowohl seine mit wahrer Begeisterung geschriebene Abhandlung „Von der Liebe des Vaterlandes" (Wien 1771), in welcher der Einfluß des trefflichen Abbt nicht zu verkennen ist, sondern vielmehr seine in das praktische Leben eingreifenden staatswirthschaftlichen und staatsrechtlichen Schriften, unter welchen die Abhandlung „Ueber die Abschaffung der Folter" (Zür. 1775) sich durch Gründlichkeit der Untersuchung und Wärme der Behandlung auszeichnet, wie sie denn auch die Abschaffung jenes barbarischen Instituts in Oesterreich veranlaßte. Auch seine Schriften über Handel und Handelsverhältnisse zeugen von seinem klaren, verständigen Sinn und einer ächt staatsmännischen Anschauungsweise. Daß endlich auch Wieland viel zur Verbreitung politischer Bildung beitrug, haben wir schon früher (S. 672 f.) erwähnt, wo auch die bezüglichen Schriften besprochen worden sind.

Endlich haben wir noch die Bemühungen um die Sprache zu erwähnen, welche zwar noch keine tiefer greifenden Ergebnisse lieferten, solche aber doch schon nach manchen Seiten hin vorbereiteten. Die grammatische Behandlung erhob sich freilich noch nicht zu irgend einer höheren Anschauung, und insbesondere verharrte man meist noch immer in dem alten grammatischen System, das der Grammatik der alten Sprachen nachgebildet war. In diesem Sinne war Gottscheds „Grundlegung zu einer deutschen Sprachkunst" (Lpz. 1748) geschrieben, die trotz mancher Widersprüche lange Zeit für das vollkommenste Gesetzbuch in Sachen der grammatischen Richtigkeit gehalten, und noch im J. 1776 neu aufgelegt wurde. Sie hatte allerdings den glücklichen Erfolg, daß eine größere Einheit der Darstellung bei den verschiedenen Schriftstellern erzielt, und daß die „hochdeutsche Mundart" für die allein richtige und maßgebende anerkannt wurde, so daß das ungebührliche Hervortreten der Dialekte endlich aufhörte; aber Gottsched hatte, wie wir schon oben gesagt haben (S. 469), den Begriff des Hochdeutschen zu eng begränzt und eben deshalb allmählich zunächst von den Schweizern, dann von Andern einen Widerspruch herbeigeführt, durch welchen eine größere Freiheit und Mannigfaltigkeit in der Behandlung der Sprache gewonnen wurde. Einen Versuch zur philosophischen Behandlung der Grammatik machte der Wiener Professor Joh. Sigism. Valent. Popowitsch (1705—1774) in den „Nothwendigsten Anfangsgründen der deutschen Sprachkunst" (Wien 1754), welche zugleich die zahlreichen Mängel des Gottschedischen Werkes in überzeugender Weise nachwiesen. Auch die Geschichte der Sprache fand einige nicht unglückliche Bearbeiter; so schrieb J. H. Eis eine „Abhandlung von den Schicksalen der deutschen Sprache" (Magdeb. 1767) und der als Geograph bekannte Christoph Dan. Ebeling eine „Kurze Geschichte der deutschen Sprache" (Hamb. Magazin 1767 u. 68). Wichtiger, obgleich vorzüglich den früheren Zeitraum berücksichtigend, ist Ch. Casp. Reichards „Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst" (Hamb. 1747). Uebrigens stand die Sprachwissenschaft damals auf einer noch so untergeordneten Stufe, daß von einer durchgreifenden philosophischen Auffassung der Grammatik eben so wenig die Rede sein konnte, als von einer historischen Behandlung derselben und die Aufgabe der Zeit lag weniger darin, abgeschlossene Systeme aufzustellen, als die einzelnen Verhältnisse der Grammatik und der Sprache durch mannigfache Untersuchungen zu erörtern. Dies ist denn auch in erfreulicher Weise geschehen, nicht zwar als ob diese Untersuchungen zu bedeutenden, unumstößlichen Ergebnissen geführt hätten, aber sie erhielten doch die Theilnahme für die Muttersprache rege, und brachten das Bewußtsein hervor, daß man in der That noch weit von einem nur mäßigen Ziele entfernt sei. Die schon angeführten „Beyträge zur krit. Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit" enthalten eine große Menge von Abhandlungen und Aufsätzen über die deutsche Sprache, von denen manche auch jetzt noch Berücksichtigung verdienen. Frau Gottsched schrieb im J. 1748 in Form eines Briefs eine kleine Abhandlung über „Orthographie", in welcher sie recht gesunde Ansichten entwickelte (Briefe der Frau Gottsched 1, 322 ff.); man lernt ihren klaren Geist um so mehr achten, wenn man diesen Aufsatz mit den Ansichten vergleicht, welche Klopstock über den nämlichen Gegenstand in den „Fragmenten über Sprache und Dichtkunst" (Hamb. 1779) darlegt, die bei ihrer Seltsamkeit und Willkür an Jesen erinnern: Sparsamkeit war sein oberster Grundsatz der Rechtschreibung, durch welchen er sie zu einem wahren Ungeheuer machte. Merkwürdig sind seine „Grammatischen Gespräche" (Altona 1794), die allerdings manche scharfsinnige Beobachtung enthalten, aber durch die Form abstoßend wirken.

Bedeutender und zum Theil noch nicht überflüssig geworden sind die lexikographischen Arbeiten, die wir noch zu erwähnen haben. Obgleich nur auf einen einzigen Schriftsteller beschränkt, ist Lessings „Wörterbuch über Friedrichs von Logau Sinngedichte" (Berl. 1759) schon deshalb höchst wichtig, weil er darin vorzüglich auf gute veraltete Wörter aufmerksam machte, was auch seine Hauptabsicht bei den unvollendeten, in seinem Nachlasse aufgefundenen „Beyträgen zu einem deutschen Glossarium" u. a. ähnlichen Aufsätzen war. Sehr bedeutend ist das Glossar von Chr. Gotti. Haltaus (2 Bde. Fol. Lpz. 1759), welches vorzüglich die Rechtssprache behandelt, während das von J. G. Scherz (2 Bde. Fol. Straßb. 1781—84 von J. J. Oberlin herausgegeben) hauptsächlich die Sprache der alten Dichter und Prosaiker zu Grunde legt. Weitaus die trefflichste Erscheinung in diesem Gebiete ist aber des Berliner Rectors Joh. Leonh. Frisch (1666—1747) „Deutsch-lateinisches Wörterbuch" (2 Bde. 4. Berl. 1741), welches sich durch Fleiß, Gründlichkeit und Scharfsinn auszeichnet.

Johann Christoph Gottsched.

Die bisherige Entwickelung hat uns schon oft mit dem Manne zusammengeführt, den wir jetzt zu besprechen haben, so daß wir uns darauf beschränken können, die Hauptzüge seiner einflußreichen Wirksamkeit zusammenzustellen und diejenigen Schriften hervorzuheben, die von dem wesentlichsten Einfluß auf die weitere Ausbildung der Literatur waren.

Fo. Christoph. Gottsched

Johann Christoph Gottsched, geb. am 2. Febr. 1700 zu Judenkirch bei Königsberg, wurde von seinem Vater, dem Pfarrer seines Geburtsorts, mit so großem Geschick unterrichtet, daß er schon im J. 1714 die Hochschule in Königsberg beziehen konnte. Er sollte sich nach dem Wunsche seines Vaters der Theologie widmen, doch beschäftigte er sich beinahe ausschließlich mit den Sprachen und Literaturen des Alterthums und der neuen Völker, so wie auch mit Philosophie, in welcher Wolff sein Führer wurde. Unter seinen Lehrern gewann der schon öfters erwähnte Pietsch am meisten Einfluß auf ihn, dessen Vorträge über die Dichtkunst ihn zu eigenen Versuchen in der Poesie anregten. Nachdem er im J. 1723 die Würde eines Magisters erworben hatte, entfernte er sich 1724 von Königsberg, weil er Gefahr lief, wegen seiner Größe von den Werbern Friedrich Wilhelms I. aufgefangen zu werden; er flüchtete nach Leipzig, wo er sich die Zuneigung des berühmten J. Burckhard Mencke erwarb, der ihm die Aufsicht über seine Bibliothek und die Erziehung seines ältesten Sohnes anvertraute. Im J. 1725 begann er, Vorlesungen über Philosophie und Dichtkunst zu halten, welche sich eines starken Besuchs erfreuten und ihm ein solches Ansehen erwarben, daß die Poetische Gesellschaft ihn schon im folgenden Jahre zu ihrem Senior erwählte. Um ihren bis dahin beschränkten Wirkungskreis zu erweitern und sich selbst eine Stütze in seinen reformatorischen Bestrebungen zu sichern, gab er ihr im J. 1727 eine zweckmäßigere Einrichtung und den Namen der „Leipziger deutschen Gesellschaft". Auf einer Reise in die Heimat im J. 1720 lernte er in Danzig die geistreiche Luise Adelgunde Victorie Kulmus kennen, mit der er sich im J. 1735 verband, nachdem er 1730 zum außerordentlichen Professor der Poesie und 1734 zum ordentlichen Professor der Logik und Metaphysik ernannt worden war. Später wurden ihm noch mancherlei Ehrenbezeigungen zu Theil; so wurde er von verschiedenen gelehrten Gesellschaften, unter andern von der Preußischen Societät der Wissenschaften, zum Mitglied ernannt. Er starb vier Jahre nach dem Tode seiner Gattin am 12. Dec. 1766.

Unter allen deutschen Schriftstellern ist keiner so übermäßig gelobt, keiner so übermäßig getadelt worden, als Gottsched. In den Jahren, da sein Ruhm am höchsten stand, schien es schon gewagt, auch nur bescheidene Zweifel gegen die Unfehlbarkeit seiner Ansichten zu äußern, und dagegen erhebt er noch die Zeit, wo es zum guten Tone gehörte, ihm alle Verdienste abzusprechen, und wo sein Name als das Symbol der Geschmacklosigkeit und der beschränktesten Einsicht galt. Er war nach und nach in eine so vollständige Verachtung gefallen, daß Jeder sich derselben Preis gegeben hätte, der es gewagt haben würde, von ihm auch nur mit bedingter Anerkennung zu sprechen, und diese Verachtung stieg wo möglich von Jahr zu Jahr; sie wurde in der folgenden Periode namentlich durch die sogenannten Originalgenies und später durch die Romantiker genährt. Erst in der neuesten Zeit machte sich eine mildere und gerechtere Beurtheilung wieder geltend. Und in der That sind Gottscheds Verdienste um die deutsche Sprache und Literatur von der größten Bedeutung, sie verdienen die unbedingteste Anerkennung der Nachwelt und sie wären gewiß auch nie, wenigstens nicht in dem Maße verkannt worden, als es geschehen ist, wenn er sich nicht selbst allzusehr überschätzt und geglaubt hätte, daß durch ihn schon das Höchste erreicht worden sei, während er durch seine Thätigkeit doch eigentlich nur das Bessere vorbereitet und möglich gemacht hatte. Dieser Selbstüberschätzung, die für ihn und seinen Ruhm so traurige Folgen hatte, haben wir aber auf der andern Seite einen großen Theil der glücklichen Erfolge zu verdanken, die seiner Thätigkeit zu Theil wurden; denn ohne das stolze Selbstbewußtsein, das ihn erfüllte, hätte er nimmermehr die dictatorische Gewalt gewonnen, der sich länger als ein Jahrzehent Alles unbedingt unterwarf, und der allein es möglich war, diejenige Einheit in den Anschauungen und Bestrebungen herbeizuführen, welche nothwendig gewonnen werden mußte, wenn die Zerrissenheit besiegt werden sollte, in welche die deutsche Poesie am Ende des vorigen Zeitraums verfallen war. Als er zu lehren und zu schreiben begann, war die schwülstige Geschmacklosigkeit der Schlesier in der Poesie noch vorherrschend, die Bestrebungen der Weise, Canitz, Besser und Neukirch hatten sie kaum zu erschüttern, keineswegs zu besiegen vermocht; die dramatische Poesie war in einer vollständigen Auflösung und hatte sich beinahe ganz einerseits in der Oper und andrerseits in den rohen und wilden Staatsactionen oder Hanswurstcomödien verloren; die Sprache der Prosa war noch immer durch den geschmacklosen Gebrauch der fremden Wörter verunstaltet und zu jeglicher schönen Darstellung unfähig, abgesehen davon, daß beinahe überall die besondere Mundart in übermäßiger Weise sich geltend machte. Diese traurigen Verhältnisse bekämpfte er nun mit Kraft und Sicherheit, indem er den mannigfaltig-

sten Irrthümern und Mängeln ein einfaches, klares, auch dem ungebildetsten Verstand begreifliches Gesetz, das der Korrektheit oder der verständigen Natürlichkeit, entgegensetzte. Da er dieses Gesetz am entschiedensten bei den Franzosen befolgt fand, so lehnte er sich an diese, als an die vollgültigsten Muster in Sachen der Poesie überhaupt und des Dramas insbesondere, und mit dieser Hülfe, die ihm namentlich bei den höhern Ständen Eingang verschaffte, gelang es seiner unermüdlichen Thätigkeit, die Herrschaft der Schlesier vollständig zu vernichten, den Schwulst und alles Unnatürliche aus der Poesie zu verbannen, ein geregeltes Drama zu schaffen, die Sprache festzusetzen und überhaupt das zum vollständigen Abschluß zu bringen, was die Weise, Canitz, Besser und Neukirch einerseits, die Thomasius und Wolff andrerseits begonnen hatten. Er erreichte mit Einem Worte Alles, was sich mit seinem obersten Grundsatz der verständigen Korrektheit irgend erreichen ließ, und er wurde dadurch der Begründer der neuen Zeit und Entwickelung, daß er bei seinen Bestrebungen den Weg der Forschung einschlug, diese und nicht die Autorität zum Grunde legte; denn, wie wir schon zu bemerken Gelegenheit hatten, hat er die Franzosen nicht an sich, sondern weil ihre Werke dem von ihm aufgestellten Gesetze entsprachen, als nachahmungswürdige Muster empfohlen, die Engländer und deren spätere Nachahmer unter den Deutschen nicht an sich getadelt, sondern weil sie ihm jenes Gesetz zu verletzen schienen. Gottsched irrte aber darin, daß er die Korrektheit nicht nur für das höchste, sondern auch für das einzige Gesetz hielt, das die Kunst zu befolgen habe und daß er zudem den Begriff „korrekt" viel zu beschränkt auffaßte. Als daher weitere Forschungen den Gesichtskreis erweiterten, vermochte er ihnen nicht zu folgen, und er begann einen erbitterten Kampf gegen die neuen Ansichten, der freilich mit seiner vollständigen Niederlage enden mußte. Aber wenn wir uns die Bedeutsamkeit Gottscheds recht vergegenwärtigen wollen, so dürfen wir uns nur daran erinnern, daß die meisten Irrthümer, in welche die deutsche Kunst später verfallen ist, zum großen Theil darin ihren Grund haben, daß man den von ihm aufgestellten Grundsatz von der verständigen Korrektheit allzusehr in den Hintergrund stellte oder gänzlich vergaß.

Wir haben in früheren Stellen seine Verdienste um die Sprache (S. 469, 651 u. 702) und um das Drama (S. 607—621), so wie seine ästhetischen Ansichten und seine Kämpfe gegen die Schweizer (S. 470 ff.) ausführlicher beleuchtet, wir haben auch seine wichtigsten Schriften, namentlich die „Kritische Dichtkunst" (S. 470), den „Nöthigen Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst" (S. 610) und die „Sprachkunst" (S. 702) erwähnt, so wie seine vorzüglichsten Zeitschriften und Sammelwerke, die „vernünftigen Tadlerinnen (S. 469) und den „Biedermann" (S. 470), die „Beyträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredtsamkeit" (S. 225 u. a. a. O.) und „die deutsche Schaubühne" (S. 610) besprochen; doch müssen wir die „Critische Dichtkunst" als das Werk, in welchem er seine Ansichten über die Poesie niederlegte, und das überhaupt den Mittelpunkt seiner Thätigkeit bildet, noch näher betrachten. Sie erschien zuerst unter dem Titel „Versuch einer kritischen Dichtkunst vor die Deutschen, darin erstlich die allgemeinen Regeln der Poesie, hernach alle besondern Gattungen der Gedichte abgehandelt und mit Exempeln erläutert werden, überall aber gezeigt wird, daß das innere Wesen der Poesie in einer Nachahmung der Natur bestehe" (Lpz. 1730). Das Buch zerfällt in zwei Theile, einen allgemeinen und einen besondern, in welchem er die Regeln angibt, nach denen die einzelnen Dichtungsarten behandelt werden sollen, wobei er jedoch ausschließlich auf die äußere Form und Einrichtung Rücksicht nahm. Nur der erste Theil hat für uns noch Wichtigkeit. Er zerfällt in 12 Kapitel, von denen das erste „Vom Ursprunge und Wachsthume der Poesie überhaupt" handelt. Wir erkennen darin schon den praktischen und verständigen Sinn des Mannes, wenn er die Meinung, daß die Menschen das Singen von den Vögeln gelernt hätten, als unstatthaft oder wenigstens unnöthig erklärt, da das Singen schon in der menschlichen Natur begründet sei. Ungenügend ist dagegen, was er von der frühesten Gestaltung der Poesie und ihrer allmählichen Entwickelung sagt, indem er Alles viel zu äußerlich auffaßt und der Naturanlage, die er doch mit Recht annimmt, gar zu wenig Bedeutung zuschreibt. In dem zweiten Kapitel handelt er „Vom Charaktere eines Poeten". Derselbe, sagt er, solle ein geschickter Nachahmer aller natürlichen Dinge sein, weil die Poesie in der Nachahmung der Natur beruhe; hiezu müsse er aber eine starke Einbildungskraft, viel Scharfsinnigkeit und einen großen Witz von Natur besitzen, diese Anlagen durch Gelehrsamkeit fruchtbar machen, sich gründliche Menschenkenntniß und philosophische Bildung erwerben und ein tugendliebendes Gemüthe haben; vor Allem verlangt er, daß der Dichter einen guten Geschmack haben müsse, was er im dritten Kapitel aus einandersetzt. Das vierte handelt „von den drey Gattungen der poetischen Nachahmung und insonderheit von der Fabel". Die Nachahmung könne nämlich, sagt er, in eine Beschreibung von äußern Gegenständen, oder in Darstellung menschlicher Empfindungen, oder in der Erfindung und Anordnung von Begebenheiten bestehen, darunter eine nützliche moralische Wahrheit verborgen liege. Wie beschränkt er den Grundsatz von der Nachahmung der Natur auffaßte, zeigt sich recht deutlich in dem 5. Hauptstück, welches „das Wunderbare in der Poesie" bespricht, da er schon jede ungewöhnliche Handlung zu dem Wunderbaren rechnet, weshalb er auch in dem folgenden Kapitel „Von der Wahrscheinlichkeit in der Poesie" ausdrücklich beifügt, „das Wunderbare müsse auch glücklich herauskommen und zu dem Ende weder unmöglich noch wiedersinnisch aussehen". In den letzten sechs Kapiteln behandelt er die poetische Sprache, und diese haben auch am meisten und am glücklichsten gewirkt, weil sie vorzüglich gegen die Auswüchse der Schlesischen Schule, so wie gegen die allzugroße Plattheit Weise's und seiner Anhänger gerichtet sind, wie man diese Abschnitte überhaupt für die besten im ganzen Buche anerkennen muß. Uebrigens ist dieses, wie der Vers. in der Vorrede selbst ausdrücklich berichtet, vorzüglich aus dem Studium französischer und englischer Kritiker hervorgegangen, und Gottscheds Hauptverdienst bei der ganzen Arbeit besteht darin, daß er den aus vielfältigen Schriften zusammengetragenen Stoff zu einem wohlgeordneten Ganzen zusammengefügt hat.

Zu ähnlicher Weise, wie die „Dichtkunst", ist auch

die „Ausführliche Redekunst" (Lpz. 1728) bearbeitet; auch diese gewann ihm viele Freunde und Schüler, und sie blieb sogar länger in Ansehen, als die „Dichtkunst", weil ihr keine andere entgegentrat und die Rhetorik überhaupt aus naheliegenden Gründen von der Kritik selten oder nie berücksichtigt wurde.

Aus dem „Versuch einer Critischen Dichtkunst".

1. Thl. 8. Hauptstück.

Von verblümten Redensarten.

§. 19. Das wären nun die hauptsächlichsten Arten und Gattungen der gewöhnlichen verblümten Redensarten, wodurch die poetische Schreibart, sowohl als die ungebundne, einen besondern Glanz und eine außerordentliche Schönheit bekömmt. Hat nun gleich ein Dichter in diesem Stücke eine etwas größere Freyheit als ein Redner oder Geschichtschreiber; welche ihm deßwegen zukömmt, weil er gleichsam in einer Begeisterung, oder aus Eingebung der Musen redet: So muß er doch die gesunde Vernunft dabey niemals aus den Augen setzen. Nicht alle verblümte Redensarten klingen in allen Ohren schön, und man kann zuweilen gar nicht sagen, warum dieses oder jenes so anstößig klinget. Darinn zeiget sich nun hauptsächlich der gute Geschmack eines Poeten, daß er eine geschickte Wahl unter den poetischen Ausdrückungen zu machen wisse, die ihm seine erhitzte Einbildungskraft an die Hand giebt. Man kann auch nicht eine jede verblümte Redensart in allen Gattungen der Gedichte brauchen. Was im Schäfergedichte schön ist, das schickt sich in ein Heldengedichte nicht. Und was in einer Ode ungemein klinget, das wird für Satiren, Briefe und Elegien viel zu prächtig seyn. Die tragische Schreibart geht fast immer auf Stelzen, d. i. sie redet fast durchgehends verblümt. Die comische hergegen geht barfuß, ich meyne sie braucht die gemeine Sprache der Bürger; doch nach Beschaffenheit ihrer besondern Charactere. Alle diese allgemeine Regeln werden in dem andern Theile weitläuftiger ausgeführt vorkommen.

§. 20. Nichts aber ist bey der verblümten Schreibart mehr zu vermeiden, als die Dunkelheit. Gewisse Leute verstecken sich in ihren Metaphoren so tief, daß sie endlich selbst nicht wissen, was sie sagen wollen. Man sieht alle ihre Gedanken nur durch einen dicken Staub oder Nebel. Der klärste Satz wird durch ihren poetischen Ausdruck verfinstert: Da doch der Gebrauch verblümter Reden die Sachen weit lebhafter vorstellen und empfindlicher machen sollte. Es ist wahr, daß Unverständige zuweilen eine so blendende Schreibart desto mehr bewundern, je weniger sie dieselbe verstehen: Allein Kenner gehen auf den Kern der Gedanken, und wenn derselbe gar nicht, oder doch kaum zu errathen ist, so schmeißen sie ein solch Gedichte beyseite. Sonderlich thun sie dieses, wenn gar, über den schwülstigen Ausdrückungen, die Sprache Noth leidet, welches oft zu geschehen pflegt. Denn manchen vermeynten schönen Gedanken anzubringen, nehmen sich die Herren Poeten die größten Freyheiten, wider alle Regeln der Sprachkunst, und einer reinen Mundart. Ich schließe dahee diese Regel mit des Boileau Worten, Art Poét. Ch. I.

Il est certains Esprits, dont les sombres pensées
Sont d'un nuage épais toujours embarassées;
Le jour de la raison ne les sauroit percer.
Avant donc que d'écrire, apprenez à penser!
Selon que notre idée, est plus ou moins obscure,
L'expression la suit ou moins nette ou plus pure,
Ce que l'on conçoit bien s'énonce clairement,
Et les mots, pour le dire, arrivent aisément.

§. 21. Auf die Menge verblümter Redensarten, und die ungeschickte Vermischung derselben in einer Schrift kömmt hauptsächlich derjenige Fehler der poetischen Schreibart an, den man das Phöbus oder den Schwulst zu nennen pflegt. Die Franzosen haben diesen Namen einer schwülstigen Art des Ausdrucks, so viel mir wissend ist, zuerst beygelegt, und die Engelländer nennen dieselbe einen Bombast. Es scheint die Benennung der erstern ihren Ursprung hauptsächlich von dem Misbeliebe zu haben, vermöge dessen manche Poeten, auch bey den schlechtesten Dingen, die Vergleichungen von der Sonne herzunehmen pflegen. Der scharfsinnige Bayle hat diese böse Gewohnheit in seinen Briefen sehr sinnreich durchgezogen. Er merkte aus der Historie von der Stiftung der königlichen großbritannischen Societät der Wissenschaften an, daß man daselbst von der Arbeit ihrer Mitglieder in der Naturwissenschaft auch den Rednern und Dichtern den Vortheil versprochen, daß sie künftig auch von den Pflanzen und Mineralien ihre Vergleichungen würden herunehmen können, und daß die Sonne endlich zur Ruhe kommen würde, nachdem sie allein so viel in den Gleichnissen hätte ausstehen müssen. Allein er setzet hinzu, dieses sey eben nicht zu hoffen, und die Sonne würde, dem ungeachtet, wohl die große Vorrathskammer der Gleichnisse bleiben. Die Poeten und alle Urheber verliebter Seufzer würden lieber sterben, als in diesem Stücke ihre Gewohnheit ändern wollen. Dieses wäre nun einmal das Schicksal dieses schönen Geschirnes, daß man allerley Arten der Leute auf seine Unkosten lobete: So gar daß auch wohl übelberüchtigte Buhlerinnen darnach ein Verlangen trügen. Davon er aus dem Theophile ein Sinngedicht anführt:

Cette Femme, qui m'importune
Veut qu'on la compare au Soleil:
Il est commun, elle est commune,
C'est tout ce qu'ils ont de pareil.

§. 22. Mit diesem Fehler der hochtrabenden Schreibart ist sehr nahe das von verschiedenen Nationen sogenannte Galimatias, oder Nonsens verwandt, welches nichts anders ist, als eine ungereimte und unverständliche Vermischung wiedereinanderlaufender verblümten Redensarten, aus welchen es zuweilen unmöglich ist, einen Verstand herauszubringen. Von unsern Deutschen hat, wie mich dünkt, Christian Gryphius zuerst den Uebelstand dieser Fehler an unsern Poeten, sonderlich seinen eigenen Landesleuten, Lohenstein und Hofmannswaldau, wahrgenommen, und die Quellen derselben in der Nachäffung der Italiäner und Spanier gefunden. Er sagt ausdrücklich in der Vorrede seiner poetischen Wälder: „Ich weis wohl, daß viele unsrer Landsleute den heutigen Welschen und Spaniern unzeitig nachäfften, und sich mit ihren nicht selten merklich abschießenden Farben auszuputzen, Wenn aber die ehrlichen Leute ja nicht, wie es doch wohl seyn sollte, bey den alten Griechen und Römern in die Schule gehen, und von ihnen etwas lernen möchten: So würde es doch zum wenigsten gar wohl gethan seyn, wenn sie die reine und doch zugleich hohe Schreibart, deren sich die Welschen im vergangenen Jahehunderte, und noch itzt die Franzosen bedienen, etwas mehr in acht nähmen, und vielmehr den rechten Verstand einer Sache, als zwar köstlich lautende, aber vielmals wenig oder nichts bedeutende Worte, und den hieraus entspringenden Mischmasch, welchen man in Frankreich Galimatias und Phöbus zu heißen pflegt, beliebten."

§. 23. Gryphius unterscheidet hier mit großem Verstande die alten Italiener von den neuern, und diese von den Franzosen. Petrarcha ist bey dem guten Geschmacke der alten Römer und Griechen geblieben, und ihn hat sich Opitz unter andern zum Muster genommen. Tasso und Guarini hielten sich noch ziemlich auf der alten Spur, und ob sie wohl schon viel von ihren Concetti oder gleißendem Flittergolde einstreuen. So bleibt doch das meiste in ihren Gedichten gut und untadelich. Ariost aber und Marino sind von der guten Art ganz und gar abgewichen: Wie nicht nur Bouhours in seiner Manière de bien penser dans les ouvrages d'esprit in vielen Exempeln gewiesen, sondern auch Herr König in seiner Untersuchung vom guten Geschmacke bey den comischen Gedichten ausführlich dargethan hat. Diese marinische Schule nun hat auch in unserm Vaterlande viel Anhänger gefunden, und das hat Gryphius in der angezogenen Stelle schon bedauret. Ich würde die Exempel von solchen Phöbus und Gali-

matias aus unsern Poeten in großer Menge anführen könnte, wenn nicht solches in den Discursen der Maler bereits mit so vieler Gründlichkeit als Scharfsinnigkeit geschehen wäre. Ja wir hoffen noch verschiedene neue critische Schriften von Herrn Bodmern, darinn diese und andre Fehler unsrer Scribenten nach den Regeln der gesunden Vernunft beurtheilet werden sollen.

§. 24. Damit es meiner Abhandlung aber doch nicht an allen Gremseln von solchen Blümchen fehlen möge: So will ich dieselben aus einem neuern, zu Altdorf, nur im vorigen Jahre gedruckten Bogen entlehnen; weil ich in demselben alles beysammen finde, was ich sonst mit vieler Mühe würde zusammen suchen müssen. Folgende Redensarten nun halte ich für lauter Phöbus, wenn der Poet schreibt: Titons frohes Licht strale mit neuen Blitzen, und mache die sophirne Burg zu Hyacinthen. Ein Trauriger heißt ihm ein kolcher, der Egyptens finstre Nacht statt Gosens Sonne küsset. Die Lilie lacht mit reinstem Silber; ihr bemischter Thron macht die Perlen schamroth, und ihr Kelch sinkt ins Verweisungsreich. Auf den Blättren der Blumenköniginn, die von Citherens Blut den Ursprung haben soll, blühet Rubin und Purpur. Die klare Lufft schneyt ombrirte Perlen. Man soll uns einst in Edens güldnen Auen mit buntgefärbtem Pracht, als helle Sterne, schauen u. d. m. Das Galimatias will ich aus dem Schlusse dieses Gedichtes hernehmen, und da es Gryphius gar wohl ein Mischmasch genennet hat: So will ich einen jeden fragen, ob man wohl mehr verschiedene Dinge in 16 Zeilen hätte durch einander mengen, oder dem Scheine nach mit einander reimen können, als dieser Poet wirklich gethan hat? Denn da finde ich Canaan, güldne Blumen, Titans Stralen, der Thetis Wellen, Wetter, Orean, Purpur, Regengüsse, Schmuck, Lenz, Sonne, schmaragdne Felder, Perlenwasser, Schnee und Eis, holde Blumen, Rosenblut, Frost, Dornen, bittre Aloe, der Myrrhen herbes Pech, öde Coloquinten, das gelobte Land des Himmels, Nesseln, die Sternenhöhe, Zuckerbrodt, Ambrosin, Nectar, diamantne Auen, Honigseim und Alicant, ja damit nichts vergessen würde, so kommt zuletzt auch Ambra und Zibeth noch nach. Wir müssen nunmehro die Stelle selbst sehen.

Hier ist das Canaan, das güldne Blumen trägt,
Wo Titans Stralen nie in Thetis Wellen steigen.
Kein Wetter, kein Orean darf ihren Purpur bleichen.
Hier ist kein Regenguß, der ihren Schmuck zerschlägt.
Hier ist kein solcher Lenz, der bald die Sonne zeigt,
Und das schmaragdne Feld mit Perlenwasser tränket,
Bald aber Schnee und Eis statt holder Blumen schenket.
Hier wird der Rosenblut durch keinen Frost gebleicht.
Von Dornen weiß man nichts, die bittre Aloe,
Der Myrrhen herbes Pech, die öden Coloquinten,
Sind im gelobten Land des Himmels nicht zu finden,
Die Nesseln sind verbannt, von dieser Sternenhöh.
Hier ist nur Zuckerbrod und süßer Ambrosin,
Der Nectar fließet hier durch diamantne Auen,
Hier ist nur Honigseim und Alicant zu schauen,
Weil Ambra und Zibeth die Blumen überziehn.

§. 25. Dieß ist nun ein rechtes Meisterstück durcheinander gewirrter Metaphoren, und andrer übelausgesonnener, verblümter Ausdrückungen; kurz, ein rechtes Galimatias mit etlichen Phöbus durchflochten. Nichts desto weniger hat sich unser Vaterland, eine geraume Zeit her, in dergleichen gesuchte Verse aufs äußerste verliebt gehabt. Und man hat keinen für einen Poeten halten wollen, der nicht diese dechtrabende Sprache reden können, die doch oft weder der Verfasser, noch seine Leser, mit allen ihren Sinnen haben erreichen können. Das beste Mittel wieder den schwülstigen Geist ist das Lesen der alten Lateiner und der neuern Franzosen. Wer sich die Schönheiten des Terenz, Virgils, Horaz und Juvenals bekannt und geläufig gemacht hat; wer den Boileau, Racine, Corneille und Moliere mit Verstand gelesen, und ihre natürliche Schönheit der Gedanken kennen gelernet; wer endlich den Longin, Bouhours und Werenfels, (de meteneis orationis) gelesen hat: der wird gewiß unmöglich auf eine so seltsame Art des poetischen Ausdruckes verfallen; gesetzt, daß er noch so erhaben zu schreiben gesonnen wärt.

Johann Jakob Bodmer.

Johann Jakob Bodmer, geb. am 19. Juli 1698 zu Greifensee bei Zürich, besuchte das Gymnasium dieser Stadt, auf welchem er sich gründliche Kenntnisse in den alten und neuern Sprachen erwarb. Von seinem Vater zum Geistlichen bestimmt, studirte er zwar auch die theologischen Wissenschaften, doch als er in den geistlichen Stand treten sollte, erklärte er, daß er keine Neigung zu demselben habe und ihm zudem unbesiegliche Schüchternheit unmöglich mache, die Kanzel zu besteigen. Nun mußte er sich, was er immer befürchtet hatte, dem Kaufmannsstande widmen. Sein Vater schickte ihn 1717 nach Bergamo in die Lehre, aber die neue Beschäftigung war ihm so zuwider, daß er auch nicht die geringsten Fortschritte machte; sein Vater berief ihn daher 1719 wieder nach Hause, wo er seine Studien fortsetzte, denen er auch in Italien alle seine freie Zeit gewidmet hatte. Im J. 1720 zog er nach Zürich, wo er sich hauptsächlich mit der Geschichte und den Rechten seines Vaterlandes beschäftigte, um sich für eine öffentliche Lehrstelle in diesem Fache zu bilden. Daselbst schloß er sich vorzüglich an Breitinger an, mit dem er schon seit längerer Zeit in freundschaftlichen Beziehungen stand, und der von der gleichen Liebe zu den schönen Wissenschaften beseelt war. Im J. 1725 wurde Bodmer zum Professor der helvetischen Geschichte und der Politik ernannt, und 1737 in den Großen Rath gewählt. Nachdem er in beiden Stellungen lange und glücklich gewirkt, trat er 1775 in den Privat-

stand zurück und lebte von nun auf einem Gute in der Nähe von Zürich, wo er sich unablässig mit seinen Lieblingsstudien beschäftigte, da er sich bis zu seinem Tode stets der besten Gesundheit erfreute und seine Geisteskräfte ungeschwächt blieben. Er starb nach einer kurzen Krankheit am 2. Jan. 1783 im 85. Jahre seines Lebens.

Bodmer hatte darin große Aehnlichkeit mit Gleim, daß er sich gern mit strebenden jungen Männern umgab, und sie nach Kräften unterstützte. So wohnte Klopstock eine Zeitlang in seinem Hause, und wir wissen, daß auch Wieland seiner Liebe und Gastfreundschaft viel zu verdanken hatte. Er unterschied sich aber darin von Gleim, daß er sich nicht, wie dieser, dem Einflusse seiner Freunde hingab, selbst wenn sie höheres Talent hatten, als er, sondern vielmehr von ihnen verlangte, daß sie seine Meinungen theilen sollten, was ihm denn mit der Zeit Manche, unter diesen selbst Wieland, entfremdete. Ueberhaupt hat Bodmer ganz vorzüglich durch die Kraft und Entschiedenheit seines Charakters gewirkt, da er Alles mit Ernst erfaßte, mit Ernst durchführte und für seine Ueberzeugung stets einstand. Obgleich die „Critische Dichtkunst" seines Freundes Breitinger das Hauptwerk ist, welches Gottsched und seine Schule stürzte, überhaupt die Literatur förderte, so war es doch vorzüglich Bodmers unermüdliche Thätigkeit, welcher der entschiedene Erfolg dieses Werkes zu verdanken war; er führte es durch eine Vorrede ein und vertheidigte es in beinahe zahllosen größeren und kleineren Schriften gegen jeden Angriff, von welcher Seite er auch kommen mochte; er nahm es mit den mächtigsten Gegnern, selbst mit Lessing auf, wobei er freilich unterliegen mußte. Und so mußte auch er, wie Gottsched, seinen Einfluß schwinden sehen, allein er fiel doch niemals in die Verachtung, die jenem zu Theil wurde, hauptsächlich weil es ihm in seinen Kämpfen nicht sowohl um seine persönliche Geltung zu thun war, als vielmehr um die Sache selbst, die er verfocht, wie es denn unbillig ist, ihm „kritischen Despotismus" und Herrschsucht vorzuwerfen. Daß er mit Begeisterung, ja man kann wohl sagen, mit Leidenschaft an dem festhielt, was er einmal als gut und richtig anerkannt hatte, das wird ihm Niemand zur Last legen; man kann ihm aber auch mit Recht nicht vorwerfen, daß er gegen jede Belehrung unzugänglich gewesen wäre, da er, wenn auch erst in seinem höchsten Alter, auf gar Manches einging, was er früher mit leidenschaftlicher Bitterkeit bekämpft hatte. Er war nämlich in seinen jüngern Jahren der Ueberzeugung, daß die Poesie nicht bloß ergötzen, sondern vor Allem den Menschen erheben und dabei zunächst einen religiösen Gehalt haben solle. Die sinnlich heitere Dichtung erschien ihm als ein Verbrechen gegen die Kunst und die Menschheit, und er überhäufte diejenigen Dichter mit dem herbsten Tadel, welche nur sinnliche Ergötzung zum Zwecke hatten, sollte diese an sich auch noch so unschuldig sein. Diese Ansicht von der Heiligkeit der Kunst hatte ihn so ganz durchdrungen, daß er sie auch von Andern verlangte und dabei allerdings in das Uebermaß verfiel, wie er denn z. B. sich sehr unzufrieden zeigte, daß Klopstock sich während seines Aufenthalts in Zürich gern in heiterer Gesellschaft bewegte, da er sich den Sänger des Messias als einen halben Heiligen vorstellte, der immer von ernsten und frommen Gedanken erfüllt sein müsse (S. 505). Daß er mit den anakreontischen Dichtern unzufrieden war, daß ihn die Bekehrung seines Schützlings Wieland mächtig schmerzte, läßt sich deshalb leicht begreifen; und doch finden wir, daß er in seinem hohen Greisesalter in Bezug auf Religion und Poesie viel freier dachte, als in seiner Jugend, und anerkannte, daß die Kunst keine so engen Gränzen habe, als diejenigen, welche er ihr früher hatte setzen wollen.

Bodmers literarische Thätigkeit war außerordentlich groß. Er hat sich beinahe in allen poetischen Gattungen versucht, doch in keiner derselben etwas Bleibendes geleistet, obgleich ihm ein gewisses episches Talent nicht abgestritten werden kann. Auch haben seine Poesien, von denen schon früher die Rede war (S. 547. 562. 616. 653), zu ihrer Zeit nur deshalb größere Bedeutung gewonnen, weil er sich als Kritiker eine einflußreiche Stellung errungen hatte. Auch seine Thätigkeit als Kritiker ist schon besprochen und namentlich seine Beziehung zu Gottsched dargestellt worden (S. 469 ff.), wie haben dabei nur noch diejenigen Schriften zu erwähnen, welche in dieser Hinsicht von Bedeutung wurden. Die mit Breitinger herausgegebenen „Discurse der Maler", welche als der Ausgangspunkt der ästhetischen Kritik anzusehen sind (S. 469), so wie die Schrift „Von dem Einfluß und Gebrauch der Einbildungskraft" u. s. w. (S. 470) haben wir schon berührt; eben so haben wir auch die Abhandlung „Von dem Wunderbaren in der Poesie" erwähnt (S. 472). In welcher Bodmer vorzüglich darauf ausging, Miltons „Verlornes Paradies" gegen die Einwürfe Voltaires und Anderer zu vertheidigen. Seinen schon geleisteten Geschmack und tieferes Verständniß der Kunst bewährte er in dieser Schrift namentlich dadurch, daß er die Einmischung allegorischer Personen in epischen Gedichten nicht ohne Geschick bekämpft, und man muß nur bedauern, daß diese Ansicht nicht bei den Dichtern der komischen Epopöen durchgedrungen ist (S. 564). Bodmers wichtigste Schrift sind aber die „Kritischen Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter" (Zürich 1741), welche Breitinger mit einer Vorrede begleitete, in der er unter dem Bilde eines „Asterrichters", der seine bloßen Aussprüche zu Befehlen und Gesetzen macht und dieselben durch nichts als durch sein Ansehen zu schützen vermag, offenbar Gottsched im Auge hat. Bodmers Schrift ist als eine Fortsetzung der „Critischen Dichtkunst" seines Freundes Breitinger zu betrachten, dessen Grundsätze und Hauptgedanken er praktisch auszuführen suchte. Wie Breitinger geht er von dem Satze aus, daß die Malerei und die Poesie verwandte Künste, und daß ein poetisches Gemälde die höchste Aufgabe der Dichtkunst sei. Er setzt dann aus einander, daß ein solches Gemälde in der kunstvollen Nachahmung der Natur bestehe, untersucht die Stoffe, die dazu verwendet werden können, und geht dann auf die Kunstmittel über, die der Dichter zu ihrer Darstellung anwendet. Die Abschnitte, welche davon handeln, bilden den Kern des Buchs, und enthalten viele scharfsinnige Gedanken und Beobachtungen, die er nur deswegen nicht in das rechte Licht setzt, weil er das wahre Wesen der poetischen Malerei nicht begriffen hatte, welches überhaupt erst durch Lessing zum Bewußtsein gebracht wurde; wir sehen aber öfters, z. B. in dem letzten Satze des unten mitgetheilten Beruchstücks, wie nahe er daran war,

den Gegenstand richtig aufzufassen. So zeigt er, wie das Schöne, das Große, das Ungestüme, wie die Erregungen des Gemüths, die Tugenden und Laster, die Charaktere der Personen, der Nationen darzustellen seien; und alles dieses erläutert er an zahlreichen Beispielen aus alten und neuen, namentlich deutschen Dichtern, wobei er sich vorzüglich bemüht, die zwei Abwege, in welche die deutsche Poesie verfallen war, den Schwulst der Schlesier und die Plattheit der Weise'schen Schule in ihrer Verderblichkeit zu zeigen. Wir wissen, daß er hauptsächlich darin von Anfang mit Gottsched zusammentraf, und daß das Ansehen, in welchem die Schlesier standen, ihren vereinten Bemühungen nicht widerstehen konnte.

Ein noch größeres Verdienst, als durch seine Bekämpfung der genannten Mängel, welche damals die Poesie beherrschten, erwarb sich Bodmer dadurch, daß er zugleich auch auf die besseren ältern und neueren Dichter aufmerksam machte und deren Vorzüge in ein helles Licht setzte. Er besorgte mit Breitinger eine neue Ausgabe von Opitzens Gedichten (1. Th. Zür. 1745), die leider unvollendet blieb, weil ihr eine andere, weit schlechtere, entgegentrat, die der als Anhänger Gottscheds bekannte Triller besorgte; eben so gab er die Epigramme Wernickens (Zür. 1749) und früher schon Canitzens Gedichte (Zür. 1737) mit einer „Vorrede von der Dichtart des Verfassers" heraus, in welcher er dessen Natürlichkeit im Gegensatz zu dem Lohensteinischen Schwulst hervorhob. Dankbar müssen wir ferner anerkennen, daß er zuerst wieder auf Fischart und Seb. Brant aufmerksam machte, deren Trefflichkeit er mit offenem Sinn anerkannte, und endlich war er auch der erste, welcher mit Bewußtsein und richtigem Gefühl die längstvergessene oder nur Einzelnen und diesen nur wenig bekannte Poesie des 12. und 13. Jahrh. (S. 225) wieder einführte. Schon die Abhandlung „Von den vortrefflichen Umständen für die Poesie unter den Kaisern aus dem Schwäbischen Hause", welche er in der „Sammlung deutscher u. a. Schriften zur Verbesserung des Urtheils" u. s. w. (12. Stück. Zür. 1741—44) bekannt machte, beweist, daß er mit Eifer den Denkmälern der alten Kunst nachforschte und sie mit Liebe studirte, und mehrere Aufsätze in den „Kritischen Briefen" (Zür. 1746) und den „Neuen Krit. Briefen" (Zür. 1749) beurkunden, daß er die Vorzüge der alten Sprache und Dichtkunst zu würdigen wußte. Mit seinem getreuen Gehülfen Breitinger gab er „Proben der alten schwäbischen Poesie des 13. Jahrh." (Zür. 1748) heraus; diesen ließen sie (Boners) „Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger" (Zür. 1757) folgen und in eben demselben Jahre gab Bodmer den zweiten Theil des Nibelungenliedes („Chriemhildens Rache") nebst der Klage heraus. Eben so verdienstlich war die Veröffentlichung der sogenannten Manessischen Sammlung der alten Lyriker (2 Thle. 4. Zür. 1758 u. 1759), und endlich lieferte Bodmer später die Handschriften zu den Drucken der Nibelungen und des Parzival für die Sammlung altdeutscher Gedichte, welche Chr. H. Müller herausgab (S. 464). So unbrauchbar alle diese Ausgaben geworden sind, weil sie weder auf wissenschaftlicher Kenntniß der Sprache beruhen, noch mit der nöthigen Kritik bearbeitet sind, so bedeutend waren sie doch zu ihrer Zeit, da sie zuerst die Liebe zu den ältern deutschen Dichtern erweckten, die sich z. B. bei Gleim u. A. in Nachahmung der Minnesinger kund gab (S. 520) und aus ihnen später die wissenschaftliche Behandlung der Sprache und Literatur hervorging, welche bis jetzt schon von großem Einfluß auf die deutsche Poesie war und mit der Zeit gewiß noch größeren und fruchtreicheren ausüben wird. — Wir können aber von Bodmer nicht scheiden, ohne den Wunsch auszusprechen, daß seine Wirksamkeit, die noch lange nicht in ihrem ganzen Umfange anerkannt worden ist, in derselben Weise und mit demselben Glücke dargestellt werden möge, wie die seines Nebenbuhlers Gottsched, der in Danzel einen so trefflichen Beurtheiler gefunden hat.

Aus den „Betrachtungen über die Poetischen Gemählde der Dichter".

7. Abschnitt.

Von den Gemählden des Schönen in der materinischen Welt.

— — — Ich will meine ersten Exempel von den Gemählden der menschlichen Schönheit nehmen. Postel hat in dem zweyten B. von Wittekind diesen Helden eingeführt, wie er in einer langen Erzehlung das Angesicht seiner geliebten Geven abbildet:

— — — „Ist nicht ihr Leib gebauet,
Selbst durch die Gratien, hegt dessen grade Pracht
Nicht mehr Annehmlichkeit, als was die Cedern macht
Am Libanon berühmt? Was weicht nicht ihren Augen,
Die Circens Schalen sind, solch Gifft daraus zu saugen,
Das uns uns selbst entwendt. Denn ob die Farbe spreicht,
Wir sind aus Himmel-Blau von Venus zugericht.
So gehn doch Funcken aus von diesen Anmuths-Kolen,
Die Zunder aus der Höll' zu steter Andeung holen,
Und nicht vom Himmel her. Schau an ihr köstlich Haar,
Hat auch der Seeen Reich in seiner zarten Waar
Dergleichen Wurm-Gespinst: Dem Glanz, den dort bekommen
Oenonens Lämmer-Zucht, wann Xanthus sie durchschwommen,
Gleicht dieser Haurtes-Schmuck. Die Wangen sind bemelcht,
Wie Gärten, die kein Reiff und keine Sonne welckt,
Arabien kann bey des Mundes Purpur-Schwellen
Nicht schätzen seinen Strand, den's rothen Meeres Wellen
Befrühlen Tag und Nacht, und wann dort Ormus gleich
Am Ufer Perlen zinßt, ist doch dieß Ufer reich
Mit Perlen schöneer Art. Der Zucker süßer Worte,
Der hier ohn Aufhörn einnt, läßt nicht des Himmels-Pforte
So lieb und huldreich seyn." — — —

Die Absicht Wittekinds, oder vielmehr des Poeten, der ihm diese Beschreibung in den Mund geleget, konnte vernünftiger Weise keine andere seyn, als daß er eine lebhafte Schilderey von dieser Schönen machete, damit er dadurch seine Liebe zu derselben und die Trauer über ihren Verlust rechtfertigte: Alleine die Unschwieffe in dem Ausdrucke, die weit gesuchte Allusion auf alte und den meisten unbekannte Geschichten, und die lähren Spitzfündigkeiten darinnen, haben einen dunckeln Umhang vor dieses Conterfey gezogen, durch welchen wir noch mit Mühe mercken könen, daß ihr Angesicht einen Mund und Augen gehabt habe. Wie langsam ist der Ausdruck, der in einer Gezehlung in diese Fragen, Anreden und Einwürffe eingekleidet wird: „Ist nicht ihr Leib gebauet" ꝛc. „Hegt dessen grade Pracht" ꝛc. „Schau an ihr köstlich Haar" ꝛc. „Denn ob die Farbe spricht" ꝛc. Und wie kan der gelehrte Zeug, der dem Lesee so unbekannt ist, Licht auf eine Beschreibung streuen, muß er ihm nicht viel mehr Müh und Verdruß verursachen, und seine Gedanken von der Sache, um die es hier zu thun war, ohne Noth ablühren? Circens Schalen, Oenonens Lämmeezucht, Arabiens Purpur-Strand, Ormus Perlen-Ufer, haben mit der Geve Angesicht allzuwenig Aehnliches, als daß sie dem Poeten das Recht geben, uns hier ihre Geschichte zu erzehlen, wie jene den Xanthus durchschwommen, wie die

Wellen des rothen Meeres den arabischen Strand bespühlen, wie Ormus an seinem Ufer Perlen trägt. Diese Gelehrsamkeit steht noch viel ungeschickter in dem Munde eines Helden aus dem alten, rohen und barbarischen Deutschlande. Wir spitzfündig-verwirrt ist endlich der Einfall:

— — — — „Ob die Farbe spricht,
Wir sind aus Himmelblau von Venus zugericht,
So gehn doch Funcken aus von diesen Ammutsbekken,
Die Zunder aus der Hell zu steter Nahrung holen,
Und nicht vom Himmel her."

Der Poet beobachtet vor der Grau Augen, daß sie blau wären, und er erinnert sich zugleich, daß sie nach einer gewöhnlichen Metapher feurig geheißen würden. Ihre blaue Farbe führte ihn auf die Ihee vom Himmel, und ihre metaphorische Aehnlichkeit mit dem Feuer auf den Begriff von der Hölle. Aus der Vermischung dieser ungleichen Sachen schmiedet er den gezwungenen Gegensatz „Ob die Augen blau sind, wie der Himmel, so sind es doch blaue Kohlen, denn sie sind ganz feurig, ihre Feuer ist nicht in dem Himmel angezündet, sondern in der Hölle selbst, so verderblich ist es." Gut, daß es nur ein metaphorisches Feuer ist! Wir diese Spitzfündigkeit auf ein Spiel der Metapher, also fälle folgende auf ein Wortspiel:

„Arabien kan ihr des Mundes Purpur-Schwellen
Nicht schätzen seinen Strand, den's rothen Meeres Wellen
Betspülen Tag und Nacht."

Die Lippen sind roth, und das Arabische Meer wird das rothe geheißen, ob es gleich sonst die gewöhnliche Farbe des Meeres hat. Daher entsteht der arme Einfall, den der Poet mit so vielem Ernst vorträgt.

— — — — — — — — — — — —

Seine poetischen Sünden hat Postel von seinem Vater in Apollo, dem jetzo noch, wiewohl zu seinem Nachtheile, berüchtigten Lohenstein geerbet, dessen Geist ihm, wie man glauben könnte, per traducem zugeflösset worden. Dieser hat in dem Trauerspiel von Cleopatra den Anton und den Proculejus mit einander streiten lassen, welcher von beyden eine schöne Frau mahlen könnte, und da sagen sie nach den Lohensteinischen Ideen:

„A. Rubin deckt ihren Mund. P. Octaviens Corallen.
A. Die Glieder sind aus Schnee. P. Dort gar aus Helffenbein.
A. Die Brust aus Alabast. P. Und dort aus Maemelstein.
A. Ihr Sternen des Gesichts! P. Dort sind die Augen Sonnen."

In dem Auftritte, der hiernächst folget, fährt Canidius in demselben Thone fort.

— — — „Die beiden Wangen lachen,
Auf denen Schnee und Glut zusammen Hochzeit machen.
Ihr himlisch Antlitz ist ein Paradies der Lust:
Der Adern blauer Türckis durchsticht die zarte Brust;
Zinober quillt aus Milch, Blut aus den Marmel-Bällen;
Der Augen schwartze Nacht läßt tausend Blitze fallen,
Die kein beherzter Geist nicht ohne Brand empfindt.
Ihr süßer Athem ist ein eingebiesamt Wind.
Es kan der Schnecke nichts auf Zung und Muschel rinnen,
Das den Rubinen wird der Lippen abgewinnen:
Ihr wellicht Haar entfärbt der Morgen-Röthe Licht.
Es gleicht kein Helffenbein sich ihren Gliedern nicht.

Einige von diesen verblümten Ausdrücken könnten schön heißen, wenn sie nur einzeln angebracht würden, aber die hyperbolischer Verschwendung derselben und die Vermischung so vieler Kostbarkeiten verwirret den Begriff, und wenn man sich lange bestrebet hat, durch die Dunkelheit durchzudringen, so hat man nichts weiter gelernet, als daß die Farbe ihrer Glieder von den hellesten gewesen war, aber was vor eine Bildung, und was vor Lineamente sie gehabt haben, bleibet uns verborgen. Die Hochzeit des Schnees und der Glut ist eines von denen Spielen der Metapher, das eben so lustig als seltsam ist; aber wie Schnee zerschmelzen, und wie Glut verlöschen wird, wenn man die Metapher auflösen und statt der entlehnten die eigenen Nahmen setzen wird. Opitz, von welchem Lohenstein mit seiner Schule zu eben so großer Beschimpfung ihres eigenen, als Nachtheil des deutschen Geschmackes abgewichen, hatte doch schon in dem Gedichte an eine gewisse Jungfrau die ungebührenden Verliebten mit einem Satyrischen Gelächter verspottet, die mit dergleichen Aufschneiderey von ihren Liebsten reden, welche weniger von der Thorheit des Affectes, der fürwahr an sich selbst nicht so ausschweifend ist, als des Verfassers, zeuget. Der geschickte Günther, der gestorben, bevor sein poetischer Geist noch zu seiner männlichen Vollkommenheit und Stärcke gestiegen war, hatte doch diese Ausschweifungen bald erkannt, und sehr artig über sich selbst gelachet, daß er in seiner ersten Jugend in diesem falschen Geschmacke geschrieben:

„Und wollt' ich dazumahl ein schönes Kind beschreiben,
So ließ ich ihren Mund mit Scharlach-Beeren reiben."

Daher ist von dieser Art zu mahlen schon unterschieden, wie er in einem reifern Alter gemahlet hat.

„Die Schönheit wieß in allen Zügen,
Was dort Anacreon bestellt,
Die nette Locke schien zu fliegen,
Das Haar war Schnee, der jetzo fällt;
Die Lippen schwollen, wie die Rosen,
Und waren gleichsam schon bereit,
Mit solchen Küssen liebzukosen,
Als Friedr und Gerechtigkeit.

Wie angenehm ist hier nicht die Vergleichung der Lippen mit den Rosen, die nicht in der Farbe, sondern in der Aufschwellung beruhet, und wie geschickt wird die Annehmlichkeit dieser etwas aufgeschwollenen Lippen, welche die Lateiner Os prominulum heißen, durch den Gedanken erhöhet, daß sie sich anbieten, auch solche Küsse zu geben, wie wann Friede und Gerechtigkeit einander küssen. Was auf diese Zeilen von den Augen folget, ist eben so starck an Begeistern von Anmuth und geistigem Feuer:

„Was nur von Anmuth und Entzücken
Apollens Kunst entwerffen mag,
Das schon hier aus den holden Blicken
Und gab ein Feuer an den Tag:
Ein Feuer, dessen Geist und Stärcke
Die Schönheit des Gemüths entdeckt,
Und durch verborgne Wunder-Wercke
Auch in der Ferne Glut erweckt."

Dergleichen Züge eröffnen uns selbst das Hertz und die Gedancken einer Person. Aber hier ist es uns mehr um die Abbildung der Gestalt, der Farbe, und des Ebenmaßes zu thun, woraus das Schöne besteht. Addison hat etliche allgemeine Stücke von dieser Art in dem menschlichen Angesichte geschickt vorgestellet, wenn er an einem Orte sagt. „Die Natur hat all ihrer Kunst darauf gewendet, damit sie das Angesicht schön machete. Sie hat es mit röthlichem Glantze getuschet, eine doppelte Reihe Helfenbein darinnen gepflantzet, und zu dem Sitze des Lachens und der Schamröthe gemachet, und mit dem hellen Licht der Augen ausgeschmücket und belebet, an beyden Seiten wunderbare Werckzeuge der Sinnen daran gehänget, ihm Minen und Lieblichkeiten mitgetheilet, die man nicht beschreiben kan, und es mit einem wallenden Schatten von Haar umgeben, der seine Schönheit in das angenehmste Licht setzet." Und sein poetischer Held, Johann Milton, hat noch anderer in seinem Conterfey Adams angemerckel: „Seine schöne, breite Stirn und seine erhabene Augen zeugeten von seiner unbedingetrn Herrschaft, und dunkeinhene Haarlocken hiengen von seiner getheilten Scheitel rund herum in großen Ringen männlich herab, aber nicht tiefer als seine Schultern." Die lebhafte Deutlichkeit dieser Schilderungen rühret größtentheils von der geschickten Sorgfalt her, mit welcher diese Verfasser hier meistentheils die eigenen Worte einfältig gebraucht haben. Unsere Poeten Postel und Lohenstein fehlen am meisten in der Vorstellung der Farben, die alleine durch das Mittel der Gleichnisse und daher kommirter Metaphern in ihren Graden lebhaft können vorgestellet werden, indem sie die Bilder dazu allzu weit her suchen, und mit einem

weitläuftigen Geweihe und einer geteheten Spitzfündigkeit überkleistern. Ein einziges geschicktes Gleichniß, das von Sachen, die uns täglich vor Augen kommen, wäre hergeholet worden, hätte ihrem Geist dieses mühsame Bestreben erspuret, und doch das nöthige Licht und Leben ihrem Verlangen gemäß in dem Begriffe zuwege gebracht. Also haben es die guten Poeten des Alterthums gemacht. Ovidius beschreibet in dem zehnten Buch der Verwandlungen v. 515 das Angesicht des neugebohrnen Adons mit diesem Gleichniß:

Laudaret faciem livor quaecque: qualia namque
Corpora nudorum tabula pinguntur Amorum,
Talia erat. *)

Diese wenigen Zeilen geben uns einen weit lebhaftern Begriff von der Schönheit, als die Verschwendung aller Büchsen von fremden Lebensteinischen Farben zu thun vermag: In der ersten Zeile wird uns die Vollkommenheit dieser Schönheit mit der einzigen Anmerckung gezeiget, daß der Neid selbst nichts daran zu tadeln finden würde; gestalt darinnen schon eine ganze Vorstellung enthalten ist. In der zweiten Zeile verweiset er eure Einbildungskraft durch eine Vergleichung dieser Schönheit auf ein sichtbares Werck, dergleichen man vielfältig findet, wo ihr die Art derselben mehr mit Augen sehen, als nur bey euch selbst ermessen könnet. Der Poet saget uns mehr, indem er selbst die Worte sparet, und uns auf diese Weise an einen andern Ort hinweiset, als er mit den Worten selbst hätte thun können, das ist, was Demetrius Phalereus §. 103 mit der Anmerckung gemeint hat: „Ενια μὴ ῥηθέντα μείζονα φαίνεται, καὶ ὑπονοηθέντα μᾶλλον." **) Mit eben diesem Kunstgriffe hat der Poet in demselben B. v. 592 von Atalanta gesagt:

Itaque puellari corpus candore ruborem
Traxit, haud aliter, quam cum super atria velum
Candida purpureum simulem dat et intexit umbram. †)

Und Virgil hat auf dieselbe Weise Lavinien beschrieben, im zwölften B. v. 65.

— — — Cui plurimus igneus
Subjecit rubor, et calefacta per ora cucurrit:
Indum sanguineo veluti violaverit ostro
Si quis ebur: vel mista rubent ubi lilia multa
Alba rosa; tales virgo dabat ora colores. ††)

Diese Gleichnisse nehmen dem Poeten die Müh ab, zu schildern, indem sie die Phantasie aufwecken, sich selbst zu helfen; welches ihr gar leicht eingehet, da sie auf so bekannte Bilder verwiesen wird.

Johann Jakob Breitinger.

Bodmers treuer und eifriger Mitarbeiter, Johann Jakob Breitinger, wurde am 1. März 1701 zu Zürich geboren. Er besuchte die verschiedenen Unterrichtsanstalten seiner Vaterstadt, studirte die Theologie und trat schon im J. 1720 in den geistlichen Stand. Da er mehrere Jahre ohne öffentliches Amt blieb, benutzte er diese Zeit zu seiner

Prof. J. Jacob Breitinger.

weiteren Ausbildung und zu gelehrten Arbeiten im Gebiete der Geschichte, der Philologie und der schönen Wissenschaften. Im J. 1731 wurde er zum Professor der hebräischen Sprache an dem akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt, und 1745 zum Professor des Griechischen und zugleich zum Kanonikus des Stifts zum großen Münster ernannt. Schon früher hatte man ihm auch die Vorlesungen über Logik und Beredtsamkeit übertragen, und ihm die Würde eines Dekans über die Exspectanten des Predigtamtes ertheilt, in welcher Stellung er sich bedeutende Verdienste um die Verbesserung der kirchlichen Beredtsamkeit erwarb. Er starb nach einem äußerst thätigen Leben am 15. Dec. 1776.

In den Kämpfen mit Gottsched und seiner Schule trat Breitinger zwar persönlich nicht so entschieden hervor, als sein Freund Bodmer, er hat sich jedoch kaum weniger Verdienste um die Verbesserung des Geschmacks erworben, als jener; ja wenn man erwägt, daß seine „Kritische Dichtkunst" (Zür. 1740) den Kern der ästhetischen Ansichten enthielt, welche den Gottschedischen entgegengestellt wurde, und daß sich auf den in ihr niedergelegten Grundsätzen die deutsche Poesie fortbildete, so dürfte man seinen Einfluß beinahe noch höher anschlagen, als den seines Freundes, obgleich hiebei nicht vergessen werden darf, daß die „Kritische Dichtkunst" wohl nicht so großen Erfolg gehabt haben würde, wenn Bodmer nicht so unermüdlich an der Verbreitung und Vertheidigung derselben gearbeitet hätte. Wir haben ihren wesentlichen Inhalt schon oben (S. 470) in kurzen Zügen mitgetheilt, eine weitere Ausführung liegt außerhalb der Gränzen unserer Darstellung; dagegen dürfen wir nicht unterlassen, die Bemerkung noch beizufügen, daß seine Schrift nicht

*) Selber der Neid lobpeies sein Antlitz, denn wie die Körper
Nackter Greten gemahlt auf farbiger Tafel sich zeigen,
So war jenee."

**) „Einiges, das nicht gesagt wurde, erscheint größer und als tiefer gedacht."

†) „Auch jungfräuliches Weiß des Leibs mit Röthe durchzogen,
War es bereits nicht anders, als wenn ein purpurner Vorhang
Schneeige Hallen bemalt mit nachgebildetem Abglanz."

††) — — — „Ihr loderte glutreich
Fliegende Röthe der Scham und durchlief ihr entflammetes Antlitz
Wie wenn indischen Zahn mit blutiger Beize des Purpurs
Einer verfälscht; wie köstlich der Lilien Weiße von vielen
Rosen erglüht: so zeigte die Jungfrau Farben im Antlitz."

bloß von tüchtiger Kenntniß der alten und neuen Literatur, sondern auch von weitaus schärferem Urtheil und gebildeterem Geschmack zeugt, als sämmtliche Werke Gottscheds. Breitinger ließ in dem nämlichen Jahre, in welchem er seine Dichtkunst bekannt machte, auch eine „Fortsetzung" derselben erscheinen, in welcher er „die poetische Malerei in Absicht auf den Ausdruck und die Farben" untersuchte. Auch dieser Theil ist von der höchsten Wichtigkeit und beweist, wie viel tiefer er die Sprache der Poesie auffaßte, als Gottsched, dem alles Ungewöhnliche schon unnatürlich erschien. Dies beweisen namentlich die Abschnitte über die „Machtwörter", d. h. diejenigen Wörter, welche einen Begriff mit besonderem Nachdruck bezeichnen, über die „gleichgültigen" (d. i. gleichbedeutenden) Wörter und Redensarten und vor Allem der letzte, in welchem er „von dem Bau und der Natur des deutschen Verses" spricht. Keiner hat vor ihm den Gegenstand so gründlich, so scharfsinnig und so richtig behandelt, und es ließe sich nichts gegen seine Auffassung einwenden, wenn er das rechte Wesen des Reims besser erkannt hätte, den er für etwas ganz Aeußerliches und Willkürliches ansah. Wie Bodmer in der Schrift „über die poetischen Gemälde" einen besondern Theil der Poetik bearbeitete, so Breitinger in der „Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse" (Zür. 1740), welche er für die erste Quelle der Poesie ansah. Es ist auch dieses Buch voll von scharfsinnigen Bemerkungen und namentlich gewähren die Abschnitte hohes Interesse, in welchen er die deutschen Dichter von Opitz bis auf Haller und Gottsched mit Rücksicht auf die von ihnen gebrauchten Gleichnisse charakterisirt.

Die Darstellung Breitingers ist durchgehends klar und überzeugend; sein Styl ist zwar etwas schwer, aber im Ganzen doch beweglicher, als der seines Freundes Bodmer oder seines Gegners Gottsched; namentlich hat er eine viel reichere und mannigfaltigere Sprache, als jene beiden, und man sieht es ihm auch in dieser Beziehung an, daß er in die Schule der Alten gegangen ist und sie mit Verstand gelesen hat.

Aus der „Critischen Dichtkunst". (3. Abschnitt.)

Von der Nachahmung der Natur.

Die beyden Künste, des Mahlers und des Poeten, bestehen angeregter Maßen in einer geschickten Nachahmung der Natur. Die Natur ist die weise Lehrmeisterin, bey welcher diese Künstler in die Schule gehen, sie legte ihnen eine unzählbare Menge der vortrefflichsten Urbilder zur Bewunderung und Nachahmung vor, worau sie das Vermögen ihrer Kunst versuchen, und auf die Probe setzen können. Wie nun der Mahler zur Materie der Nachahmung alles dasjenige nehmen kan, was dem sinnlichen Werckzeuge des Gesichtes durch Licht und Farben kan begreiflich und vorstellig gemachet werden, also stehet es in dem Vermögen der poetischen Mahler-Kunst, alles, was mit Worten und Figuren der Rede auf eine sinnliche, fühlbare und nachdrückliche Weise kan nachgeahmet und der Phantasie, als dem Auge der Seele, eingepräget werden, nach dem Leben und der Natur abzuschildern. Hierinn übertrifft die Poesie alle andern Künste, da ihr die ganze Natur in ihrem weiten Umkreise zum Muster der Nachahmung dienen muß. Alles, was der menschliche Verstand von den Würckungen und Kräften der Natur in seinen Registern aufgezeichnet hat, kan der Poet durch sinnliche Bilder ausziren, und der Phantasie, als in einem sichtbaren Gemählde, vorlegen, so daß sich das Gebiethe der Poesie fast eben so weit erstrecket, als die menschliche Erkenntniß, welche unter dem Namen der Weltweißheit alles begreifft, was durch menschlichen Fleiß und Nachforschen von möglichen und würcklichen Dingen kan erkennet werden. Nur müssen wir einige allgemeine und abgezogene Wahrheiten und Begriffe, die alleine dem reinen und von den Sinnen ganz abgekehrten Verstand vernehmlich sind, von der Nachahmung der Poesie ausschließen; von welcher Art in der Verennft-Lehre, in der Meß-Kunst, in der Lehre von dem Wesen der Dinge, in der Rechen-Kunst, sehr viele enthalten sind, die man wohl durch Worte, Zahlen und Linien dem Verstande zu begreiffen geben, aber darum nicht abschildern, oder in Farben und Bilder einkleiden, und für die Phantasie sichtbar machen kan.

Die Natur oder vielmehr der Schöpfer, der in derselben und durch dieselbe würcket, hat unter allen möglichen Welt-Gebäuden das gegenwärtige erwehlet, daß er es in den Stand der Würcklichkeit überbrächte; weil er es nach seiner unbetrüglichen Einsicht vor das beste unter allen, und vor dasjenige befund, das vor seine Absichten am bequemsten war. Dasselbe kan nun füglich in die sichtbare und die unsichtbare Welt unterschieden werden. Jene, die sichtbare und materialische Welt, begreiffet in sich alle Cörper, die Elemente, die Sternen, den Menschen in Ansehung seiner äußerlichen Würckungen, die Thiere, die Pflanzen, die Edelsteine, und so fort, ferner alles, was die Kunst auf so verschiedene Weise nachahmet, und zum Schutz, zur Zierde und Bequemlichkeit des menschlichen Lebens erfindet; mit einem Worte alles, was der Prüffung der Sinnen unterworffen ist. Diese, die unsichtbare Welt, fasset in ihrem Inbegriffe Gott, die Engel, die Seelen der Menschen; ihre Gedancken, Meinungen, Zuneigungen, Handlungen; Tugenden, Kräfte. Alle diese Sachen haben, weil sie würcklich sind, eine eigentliche und festgesetzte Wahrheit, die in dem Zeugniß der Sinnen, das damit übereinstimmet, dem Zeugniß des Gewissens, und der göttlichen Offenbarung gegründet ist. Wenn nun der Poet die Originale, welche ihm die große Künstlerin, die Natur, auf dem unendlich geraumen Schauplatz dieser würcklichen Welt darstellet, entweder absonderlich oder in ihrem natürlichen Zusammenhang nachschildert, so handelt er bloß als ein guter Abdrücker, und unterscheidet sich von dem Historico alleine durch den Zweck und die Kunst seiner Gemählde. Was insbesondere die unsichtbare Welt der Geister ansiehet, so hat dieselbe zwar eben so viel Wahrheit und Würcklichkeit als die sichtbare, zumal da sie den Grund und die Quelle aller Würcklichkeit in sich hat; alleine weil sie vor den groben Sinnen ganz verschlossen ist, so hat sie vor die Einbildung nicht mehrere Wahrheit als die möglichen Dinge, und der Poet muß diese unsichtbaren Wesen in sichtbare Cörper, hiemit in eine ganz fremde Natur einkleiden, woferne er sie der Phantasie vernehmlich und fühlbar vorstellen will, in welchem Stücke seine Kunst sich ungemein geschickter und verwunderlammer erweiset, als in der Nachahmung der sichtbaren Werche.

Alleine da dieser Zusammenhang der würcklichen Dinge, den wir die gegenwärtige Welt nennen, nicht lediglich nothwendig ist, und unendlich vielmal könnte verändert werden, so müssen außer derselben noch unzehlbar viele Welten möglich seyn, in welchen ein anderer Zusammenhang und Verknüpfung der Dinge, andere Gesetze der Natur und Bewegung, mehr oder weniger Vollkommenheit in absonderlichen Stücken, ja gar Geschöpfe und Wesen, von einer ganz neuen und besonderen Art Platz haben. Alle diese mögliche Welten, ob sie gleich nicht würcklich und nicht sichtbar sind, haben dennoch eine eigentliche Wahrheit, die in ihrer Möglichkeit, so von allem Widerspruch frey ist, und in der allesvermögenden Kraft des Schöpfers der Natur gegründet ist. Nun stehen auch dieselben dem poetischen Mahler zum Gebrauche bereit und offen, und leihen ihm die Muster und die Materie zu seiner Nachahmung, und da er die Natur nicht alleine in dem Würcklichen, sondern auch in dem Möglichen nach-

zuahmen fähig iſt, ſo erſtrecket ſich das Vermögen ſeiner Kunſt eben ſo weit, als die Kräfte der Natur ſelbſt; folglich muß der Poet ſich nicht alleine die Wercke der Natur, die durch die Kraft der Schöpfung ihre Würcklichkeit erlanget haben, bekannt machen, ſondern auch, was in ihren Kräften annoch verborgen lieget, fleißig ſtudieren, um ſo viel mehr, da dieſes letztere, nemlich die Nachahmung der Natur in dem Möglichen, das eigene und Haupt-Werck der Poeſie iſt. Denn ich darf nur gewiß ſetzen, daß die Dichtkunſt, in ſo ferne ſie von der Hiſtorie unterſchieden iſt, ihre Originale und die Materie ihrer Nachahmung nicht ſo ſonſt aus der gegenwärtigen, als vielmehr aus der Welt der möglichen Dinge entlehnen müſſe. Es iſt das Amt der natürlichen, politiſchen, und moraliſchen Hiſtorie, die ſichtbaren Gegenſtände und Phänomena, den Lauf der Begebenheiten, und die Sitten und Handlungen der Menſchen, wie ſie würcklich ſind, nach ihrer Natur und Wahrheit zu erzehlen und zu beſchreiben. Ihre Abſicht iſt demnach diejenige Wahrheit, die in der Würcklichkeit der Dinge, und dem Zeugniſſe der Sinnen gegründet iſt; darum iſt auch ihre gantze Bemühung in den Kreiß der gegenwärtigen Welt der würcklichen Dinge eingeſchloſſen. Dagegen hat der Poet zur Abſicht, durch wohlerfundene und lehrreiche Schildereyen die Phantaſie des Leſers angenehm einzunehmen, und ſich ſeines Gemüthes zu bemächtigen; dieſe Abſicht zu erreichen wird eben nicht erfordert, daß ſeine poetiſchen Erzehlungen würckliche und hiſtoriſche Wahrheiten ſeyen; ſondern es iſt ſchon genug, wenn ſie nur nicht unmöglich und unwahrſcheinlich ſind. Der Poet ſucht nicht den Glauben eines Zeugen zu erhalten, aber er vermeidet den Vorwurff eines Lügners; wenn er daher auch ſolche Perſonen in ſeinen Gedichten anführet, die nach dem Zeugniß der Hiſtorie würcklich vorhanden geweſen ſind, verſetzet er dieſelben in gantz neue Umſtände, und läßt ſie dann reden, thun und handeln, wie ſie nach ihrer Natur und Beſchaffenheit wahrſcheinlicher Weiſe reden und handeln konten und würden:

Atque ita mentitur, ſic veris falſa remiſcet,
Primo ne medium, medio ne diſcrepet imum. *)

Da bekümmert er ſich nicht um die hiſtoriſche Wahrheit ſeiner Vorſtellungen, weil er ohne dieſelbe bloß durch die Wahrſcheinlichkeit ſeinen Zweck und Abſicht erreichen kan. Die Tragödien von Cid, Cinna, Polieuctes thaten auf viele tauſend Zuſeher in dem unteren Boden des Schauſpiel-Hauſes, welche von dieſen Perſonen niemahls zuvor reden gehöret hatten, eine eben ſo ſtarcke Würckung, als auf diejenigen Gelehrten, die ihre gantze Hiſtorie innen hatten. Das Wahrſcheinliche, welches ſich in den würcklich eingeführten Geſetzen und dem gegenwärtigen Laufe der Natur gründet, iſt für den gröſten Theil der Menſchen eben ſo wahr, als das ſo würcklich geſchehen iſt, weil ihm nichts mangelt, als die Treu und Aufrichtigkeit deſſen, der es erzehlet und bezeuget, und das, ſo würcklich geſchehen iſt, kommt ihm bloß als wahrſcheinlich vor, weil ihm die Zeugniſſe, worauf deſſen Wahrheit beruhet, nicht bekannt ſind. Daher hat auch Ariſtoteles geſagt: „Das Mögliche iſt glaubwürdig, aber das würcklich geſchehene iſt bekannt und offenbar, maßen es nicht geſchehen wäre, wenn es unmöglich geweſen wäre.“ Nun iſt die Poeſie Volkskunſt, die das Gegenſetzen und die Verbeſſerung des gröſſern Haufens der Menſchen ſuchet. Zudem wird dieſe poetiſche Mahler-Kunſt in Anſehung ihrer Materie und Erfindung eben darum die Dicht-Kunſt genennet, weil ſie ſich auf das Wahrſcheinliche gründet; denn was iſt Dichten anders, als ſich in der Phantaſie neue Begriffe und Vorſtellungen formieren, deren Originale nicht in der gegenwärtigen Welt der würcklichen Dinge, ſondern in irgend einem andern möglichen Welt-Gebäude zu ſuchen ſind. Ein jedes wohlerfundene Gedicht iſt darum nicht unterſt anzuſehen, als eine Hiſtorie aus einer andern möglichen Welt: Und in dieſer Abſicht kommt auch dem Dichter nicht alleine der Nahme eines Poeten, eines Schöpfers, zu, weil er nicht alleine durch ſeine Kunſt unſichtbaren Dingen ſichtbare Leiber mittheilet, ſondern auch die Dinge, die nicht für die Sinnen ſind, gleichſam erſchaffet, das iſt, aus dem Stande der Möglichkeit in den Stand der Würcklichkeit hinüberbringet, und ihnen alſo den Schein und den Nahmen des Würcklichen mittheilet.

*) Täuſcht mit Lug ſo, miſcht ſo Wahrheit unter die Dichtung,
Daß Anfang ſich der Mitt', und der Mitte anſchließe das Ende.

Johann Joachim Spalding.

Es wurde in den einleitenden Bemerkungen zur didaktiſchen Proſa geſagt, daß der glückliche Erfolg der Forſchungen im Gebiete der Kunſtphiloſophie bald auch dazu anregte, andere philoſophiſche Gegenſtände in das Gebiet der Unterſuchung und Darſtellung zu ziehen, und daß man anfing, vorzüglich ſolche Zweige der Philoſophie zu bearbeiten, welche von praktiſchem Intereſſe und von gröſtem Einfluß auf die geiſtige und ſittliche Entwickelung der Menſchen waren (S. 699). Der Schriftſteller, den wir jetzt zu behandeln haben, beginnt die Reihe der trefflichen Männer, welche ſich in dieſer Beziehung bleibende Verdienſte um die Bildung des Volks und zugleich um die Literatur erworben haben.

Johann Joachim Spalding, geb. am 1. Nov. 1714 zu Triebſees in Pommern, beſuchte zuerſt die Schule ſeines Geburtsortes, dann das Gymnaſium zu Stralſund, und bezog 1731 die Uni-

versität Rostock, um Theologie zu studiren. Im J. 1734 ging er nach Greifswalde, wo er Beschäftigung als Hauslehrer erhielt und zugleich seine Studien fortsetzte; von 1735 lebte er theils zu Hause, theils an verschiedenen andern Orten als Hofmeister. Ende 1745 übernahm er die Stelle eines Secretairs bei dem schwedischen Gesandten in Berlin, hielt sich dann von 1747 an wieder in der Heimat auf, worauf er 1749 zum Pastor in Lassahn, 1757 zum ersten Prediger in Barth, wo sich Lavater einige Monate lang bei ihm aufhielt, und 1764 zum Oberconsistorialrath, Probst und ersten Prediger an der Nicolaikirche zu Berlin ernannt wurde, in welcher Stellung er eine eben so ausgebreitete als erfolgreiche Thätigkeit entwickelte. Als im J. 1788 Friedrich Wilhelm II. das berüchtigte Religionsedict verkündigen ließ, gegen welches er vergebens Vorstellungen machte, legte er seine sämmtlichen Aemter mit Ausnahme der Stelle im Oberconsistorium nieder, wozu ihn übrigens auch zunehmende Altersschwäche bewog. Er starb am 26. Mai 1804 im 90. Jahre seines Lebens.

Spalding war nicht bloß durch die Bücher, sondern auch durch das Leben gebildet worden; der Umgang mit der sogenannten vornehmen Welt, namentlich in Berlin, wo er auch mit Gleim, Kleist, Sack u. A. vertraute Bekanntschaft schloß, hatte seinen Gesichtskreis erweitert und ihn über die gewöhnlichen Stubengelehrten seiner Zeit erhoben. Nicht weniger einflußreich war es für ihn, daß er schon früh mit der ausländischen Literatur und besonders mit den philosophischen Schriftstellern der Franzosen und Engländer bekannt wurde, unter welchen namentlich Shaftesbury seine Zuneigung gewann, dessen „Sittenlehre" er übersetzte (Berl. 1745). Die Schriften dieser Männer machten um so mehr Eindruck auf ihn, als der Pietismus damals schon seine widrigste Form angenommen hatte und es ihm deutlich geworden war, in welche traurige Irrthümer man verfallen müsse, wenn man die Religion allein auf das dunkle Gefühl gründen wolle. Er setzte sich vor, dem Pietismus gegenüber die Rechte der Vernunft in Glaubenssachen geltend zu machen, und die sittliche Bildung als die schönste Frucht der ächten Religiosität darzustellen. In diesem Sinne schrieb er sein berühmtes Buch „Betrachtung über die Bestimmung des Menschen" (Greifsw. 1748), welches in 20 Jahren zehn Auflagen erlebte, und auch später noch öfters aufgelegt wurde. Er entwickelt darin die Grundsätze der Sittenlehre aus dem Wesen der menschlichen Natur, indem er zeigt, daß weder die Sinnlichkeit, noch das Vergnügen des Geistes hinreichen, dem Menschen die innere Befriedigung zu geben, nach welcher er seiner Natur nach unablässig strebt, daß vielmehr nur die Tugend diese Befriedigung geben könne. Nur durch die Tugend gewinne die Seele diejenige „Heiterkeit und Ruhe, die über die Anfälle äußerlicher Widerwärtigkeiten" erhaben sei, so wie nur einer tugendhaften Seele „die Quellen des Vergnügens in der Natur reichlich zuströmten". Die heitere Betrachtung der Natur aber führe zur Erkenntniß ihres Schöpfers und Erhalters und aus dieser Erkenntniß folge die Ueberzeugung, daß des Menschen Seele unsterblich sein müsse. Der in spätern Jahren berüchtigt gewordene Göze, der schon damals überall Ketzereien witterte, erließ noch in demselben Jahre ein Sendschreiben an Spalding, in welchem er diesen ziemlich bitter tadelte, daß er durch seine Schrift den Gegnern des christlichen Glaubens in die Hände gearbeitet habe. Spalding fügte daher einer neuen Auflage seiner Schrift (1749) einen Anhang bei, in welcher er diesen Vorwurf dadurch zurückwies, daß er die Gränzen der natürlichen und geoffenbarten Religion genauer bestimmte. Die 7te Auflage (1763) vermehrte der Verfasser mit vier trefflichen Zugaben („über den Werth der Andacht", „das glückliche Alter", „die menschlichen Erwartungen" und „die Entschlossenheit"), welche nicht weniger trefflich sind, als die Hauptschrift, die nicht bloß durch ihre innere Gediegenheit, den wahrhaft frommen und doch aufgeklärten Sinn, der sie beseelte, allgemeinen Beifall erwarb, sondern auch durch die für jene Zeit bewundernswürdige Schönheit und Reinheit der Sprache, und noch mehr durch die Wärme und Lebendigkeit der Darstellung von bedeutendem Einfluß auf die Entwickelung der Literatur wurde, da Spaldings Schrift seit ihrem ersten Erscheinen mit Recht als ein Muster des guten, durch Kraft und Klarheit gleich ausgezeichneten Styles galt.

Der „Bestimmung des Menschen" ließ Spalding einige Uebersetzungen aus dem Englischen folgen, welche sämmtlich das Verhältniß der natürlichen und der geoffenbarten Religion behandelten und die wir nur deshalb erwähnen, weil sie zu den ersten Uebersetzungen gehören, die mit Geschmack gearbeitet waren. Wichtiger ist für uns seine zweite Hauptschrift „Gedanken über den Werth der Gefühle in dem Christenthum" (Lpz. 1761), welche vorzüglich gegen das Spiel der schwärmenden Phantasie gerichtet war, welchem sie helle Erkenntniß in der Religion und Rechtschaffenheit im Wandel entgegensetzte. In dem nämlichen Geiste war endlich ein drittes Werk: „Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamtes und deren Beförderung" (Berl. 1772) abgefaßt, worin er den schon von Luther aufgestellten Grundsatz entwickelte, daß die Geistlichen nicht eine besondere Priesterkaste, sondern den Lehrstand in der Kirche bilden sollten. Daß auch diese Lehre den orthodoxen Geistlichen nicht behagte, die gern ein wenig Papstthum gewünscht hätten, ist begreiflich; wie sie darüber dachten, das hat Nicolai in seinem „Sebaldus Nothanker" getreu dargestellt (S. 608).

Aus der Schrift „Bestimmung des Menschen".

Religion. Indem ich aber diesen Gedanken*), die mich so hoch führen, immer weiter folge, so gerathe ich auf einen Begriff, der mich zu einer noch weit erhabenern Bewunderung hinreißt. — Welten, die schon in ihren Einschränkungen so schön sind; Welten, die in ihren veränderlichen Theilen und in ihrer zufälligen Verbindung so viel Richtigkeit haben; ein Ganzes voll Ordnung, von dem kleinsten Staube an bis zu der unermeßlichen Ausdehnung, voll Regelmäßigkeit in allen seinen Gesetzen, der Körper sowohl als der Geister; ein Ganzes, das so mannichfaltig, und doch durch den genauen Zusammenhang Eins ist: dieß giebt mir die Vorstellung von einem Urbilde der Vollkommenheiten, von einer ersten und allgemeinen Quelle der Ordnung. Welch ein Gedanke! — So ist denn etwas, von dem alles, was ich bisher bewundert habe, abhängt; So ist denn etwas, von dem alle Theile der Natur ihre Uebereinstimmungen, ihre Verhältnisse und ihren Reiz haben! ein Verstand, der für das Ganze denkt,

*) Im Vorgehenden war von dem Eindruck die Rede, den die Natur auf den Menschen macht, der sie mit reinem Sinne anschaut.

der das Ganze einrichtet und lenket! ein Geist, der durch seine unbegreiflichen Ausflüsse allen Dingen Daseyn, Dauer, Kräfte und Schönheit mittheilet! Hier erweitert sich meine erstaunte Seele bis zum Unendlichen. Mich dünkt, ich empfinde, und mit einem entzückenden Schauder, die Wirklichkeit dieses obersten Geistes. Wahrlich, er belebt mich, er wirket in mir! Was würde ich seyn, ohne ihn? was würde ich können, ich, der ich aufs klärste weiß, daß ich einmal nicht gewesen bin, und daß ich meine Thätigkeit mir nicht gegeben habe? —

Und was sollten sich daher wohl bey mir für Empfindungen gegen dieses Wesen schicken, in welches alle meine Begriffe von Vortrefflichkeiten zusammen fließen? Ehrerbietung, Bewunderung und die tiefste Anbetung ist noch wenig genug, das Verhältniß auszudrücken, worin ich gegen einen unendlichen Geist stehe, der zugleich mein Urheber ist. Weil ich ihm aber nur so wenig leisten kann, so will ich es ihm doch auch desto aufrichtiger leisten. Ich will mich einer so ungeheuren und abscheulichen Verrückung nicht schuldig machen, daß ich mit Gleichgültigkeit und Geringschätzung an den Ursprung der Wesen und der Vollkommenheit denken sollte.

Allenthalben, wo ich bin, da bin ich mit den Wirkungen seiner weisen und allmächtigen Güte umgeben. Außer mir Geschöpfe, die die angenehmsten Eindrücke in mich machen, und in mir Fähigkeiten, die jene mannichfaltige Annehmlichkeit so lebhaft empfinden können. Selbst die ganze sinnliche Natur liegt noch vor mir ausgebreitet, mich zu erfreuen, und meine Erhebung zu jenem ewigen Urbilde des Schönen, hindert mich nicht, auch das niedrigere Schöne der Körperwelt, gleichsam den Schatten von ihm, in dem Maaße zu genießen, als es mich an den besseren Befriedigungen nicht hindert. Ich werde freylich nicht mit angestrengter Begierde an den hinreißenden Bewegungen der Sinnlichkeit haften müssen; ich werde nicht daran arbeiten müssen, die Empfindung von dieser, vermittelst einer vorsetzlichen Verdunkelung des vernünftigen nachdenkenden Urtheils, so klar und durchdringend zu machen, als sie immer werden kann. Dieß würde mir die unvermeidliche Gefahr zuziehen, in die völlige Knechtschaft der sinnlichen Eindrücke zu gerathen, und alles Geschmacks an edleren Gegenständen beraubt zu werden. Allein, was ich hierbey in Vergleichung mit dem zügellosen Wollüstlinge an der Lebhaftigkeit und Stärke des sinnlichen Ergötzens zu verlieren scheine, das wird mir überflüssig dadurch ersetzet, daß ich dann dieses Ergötzen, durch die Verbindung desselben, mit den moralischen Empfindungen, so viel mehr erhöhen und verfeinern kann. In dem Gefühl meiner größern Sinne kommt dann das ungleich würdigere Gefühl der Seele von Zärtlichkeit und Menschenliebe, und insonderheit das unendlich erhabene und erfreuliche Gefühl von dem Wohlgefallen der Gottheit hinzu. Von jeder angenehmen Bewegung, die mich einnimmt, lasse ich bald meine Vorstellung zu demjenigen hinaufsteigen, der sie mir gönnet und giebt, der die Ströme der Lust in unzählbaren Canälen von sich durch das ganze fließen läßt, und der selbst ohne Zweifel in der Höhe seiner Selbstgenügsamkeit eine göttliche Lust daran findet, wenn alles, was lebet, in regee ihm angemessener Freude, seiner befreienden Güte lobsinget. Ich bin mir also beständig bewußt, daß ich unter den segnenden Augen dieses allgemeinen Vaters, und in der Gesellschaft einer unendlichen Menge lebendiger Wesen, die eben dasselbe Meer der Wollust tränket, ein jedes Glück, eine jede vergnügte Stunde genieße, die mir zu Theil wird, und es gehört mit zu der großen Kunst, mich recht zu vergnügen, daß ich jederzeit mit allen meinen Gedanken und Empfindungen ihm, der Quelle des Guten, so nahe, als möglich, zu bleiben suche.

Dadurch wird dann auch der sonst so fruchtbare Eindruck von der majestätischen Gegenwart des höchsten Geistes zu der sanftesten Beruhigung gemildert, oder vielmehr in freudige Entzückung verwandelt. Ich erschrecke zwar allerdings über meine Kleinheit in der unermeßlichen Natur, und gegen die noch unermeßlichere Gottheit. Dieser Sonnenwirbel ist ein Sandkorn; dieß Erde ist ein Stand, ein Punkt; und ich auf dieser Erde, — was bin ich? Nur das macht mich noch zu etwas, daß ich die Ordnung empfinden, und in derselben bis zu dem Anfange aller Ordnung hinaufsteigen kann. Zu einer solchen Hoheit bin ich bestimmt, und der will ich immer näher zu kommen suchen. Ich will nicht eher stehen bleiben, als bis ich der Schönheit bis zu ihrer ersten Quelle gefolget bin. Da soll denn meine Seele ruhen. Da soll sie, in allen ihren Fähigkeiten beschäftiget, in allen ihren Trieben vergnüget, satt von dem göttlichen Lichte, und entzückt in den Verehrungen und Anbetungen der obersten unbeschränkten Vollkommenheit, alles Niedere und sich selbst vergessen.

Hiebey erkenne ich denn nun auch ungezweifelt, daß diese alles regierende Weisheit keine andere Absicht haben könne, als daß alle Dinge in ihrer Art und im Ganzen gut seyn mögen. Dazu sind alle Gesetze eingerichtet, die sie in dieselben geleget hat. Dahin zielen die Bewegungen der Körper, und die ursprünglichen Triebe der verständigen Wesen. Die große Empfindung des Guten und Bösen, des Rechts und Unrechts, die ich in mir erkannt habe, rühret nicht weniger von demjenigen her, der seine mächtigen Gesetze überall ausbreitet. Es ist also eine göttliche Stimme, es ist die Stimme der ewigen Wahrheit, die dadurch in mir redet.

Da ich nun einen so ehrwürdigen Lehrer und Gesetzgeber an meinem Gewissen habe, so bin ich zwar deßwegen so viel mehr verbunden, auf seine Sprache, die sich ohne Unterlaß in dem innersten Grunde meiner Seele hören läßt, aufmerksam zu seyn, und seinen Anweisungen zu gehorchen: allein, ich bin dann auch zugleich gewiß, daß die unwandelbare Redlichkeit, die ich hierinn beweise, der richtige Weg ist, jenem Urbilde der Ordnung nach meiner Fähigkeit ähnlich zu werden, und ihm zu gefallen. Es ist nichts bey mir möglich, das mir einen Werth geben kann, nichts, das mich mit der anfänglichen Einrichtung meiner Natur und mit den Absichten der höchsten Regierung übereinstimmig machen kann, als meine innerliche Richtigkeit. Dieser Grund des Wohlgefallens der Gottheit ist so ewig und unveränderlich, als sie selbst.

Höher kann sich denn auch meine Ehrbegierde unmöglich erheben, als wenn ich dem gefalle, von dem alles Gute herfließt; wenn der, der alles sieht, der mit einem Blicke alle Empfindungen und Bewegungen in Millionen Welten durchschauet, wenn der mitten unter dieser Menge auch mich siehet und billiget. Nun sind mir die Urtheile der ganzen Welt viel zu klein, als daß ich mich darum besonders bekümmern sollte. Läßt sich der Beyfall anderer Menschen, die Gewogenheit der Großen sowohl, als die Achtung der Geringern, nicht ohnedies auf der königlichen Straße der Wahrheit und Gerechtigkeit, der einzigen, die ich gehen muß, vor mir antreffen, so verdienen sie gewiß nicht, daß ich ihretwegen einen Schritt auf Nebenwege thue. Kein Mensch, mit allem Schwulst seines Gepränges und seines Stolzes, kann mir durch sein Gutheißen einen Werth geben, der mir nicht gebühret, weil er selbst keinen Werth hat, als in so fern er rechtschaffen ist, und sich mit mir nach eben demselben ewigen Regelmaaß des Rechts und der Ordnung richtet. Ich bin groß genug, wenn ich dem Regierer des Ganzen nicht mißfalle.

So wie mich aber dieß groß macht, so macht es mich auch ruhig. Der Geist, der über alles wachet, der wird auch über mich wachen. Er, dessen Weisheit und Güte sich überall in so sichtbaren Spuren offenbaret, wird nichts geschehen lassen, davon das Ende ihm nicht anständig, und seinen Geschöpfen nicht heilsam sey. In seiner Hand allein stehet auch mein Schicksal; und wenn ich mich nicht, durch meine Abweichung von den unveränderlichen Vorschriften des Wahren und Guten, der glückseligen Wirkungen seiner Fürsorge unfähig mache,

wenn der Richter, den er in mir verordnet hat, mich nicht verdammet: so wird nichts von dem, was mir widerwärtig deucht, mir wahrhaftig schaden können.

Zwar in der Welt ist mir alles ein Räthsel. Ich sehe die Oberflächen der Dinge; und ihre inneren Beschaffenheiten bleiben nicht allein meinem Auge, sondern auch meinem Nachdenken unerforschlich. Vielleicht lehren mich die langwierigsten und emsigsten Untersuchungen nichts mehr, als nur künstlicher und nicht einmal glücklicher, mathmaßen. Hier geht alles ins Unendliche hinein; und so auch die Verbindungen und Abwechselungen in den Zufällen des menschlichen Lebens. Alles verwirret mich; alles macht mich ungewiß. Doch, was braucht ich mehr zu wissen, da ich meine Schuldigkeit und die Oberherrschaft einer unendlichen Liebe mit einer ungezweifelten Ueberzeugung erkenne? Diese sind es endlich doch nur allein werth, daß sich nur übrige Einsichten darin endigen. Ich will es mich deswegen auch nicht befremden lassen, wenn ich in Umstände gerathe, davon ich die Folgen und Entwickelungen nicht voraus sehe. Ich will nur meinen großen Zweck nie aus dem Gesichte verlieren, und mich dann mit einer unbewegten Sicherheit den Führungen desjenigen überlassen, der alles nach seinem Willen lenket, und dessen Wille immer gut ist. Von seiner Fürsicht geleitet, werde ich mitten durch die fürchterlichsten Verwirrungen dieses Lebens glücklich hindurchgelangen, und alle die Dunkelheiten, die mich vielleicht jetzo umgeben und ängstig machen, werden sich endlich einmal in Licht und Freude verwandeln.

Johann Georg Sulzer.

Johann Georg Sulzer, geb. den 16. Oct. 1720 zu Winterthur im Kanton Zürich, war das jüngste von fünf und zwanzig Kindern, die seinem Vater geboren wurden. Er besuchte zuerst die Schulen seiner Vaterstadt, ohne jedoch bei dem leb- und geistlosen Unterricht seiner Lehrer große Fortschritte zu machen, so daß er nur die nothdürftigsten Kenntnisse besaß, als er im J. 1736 das akademische Gymnasium in Zürich bezog, um Theologie zu studiren. Doch konnte er auch dieser keinen Geschmack abgewinnen, und es erwachte überhaupt die Liebe zum Studium erst dann in ihm, als er Wolffs deutsche Metaphysik kennen lernte. Von nun an besuchte er auch naturwissenschaftliche und philosophische Vorlesungen, unter welchen die von Bodmer und Breitinger ihn am meisten anzogen. Im J. 1739 zum Geistlichen ordinirt, wurde er bald darauf Vikar in einem Dorfe des Kantons, und da ihm seine Stelle hinlängliche Muße gewährte, beschäftigte er sich eifrig mit Naturgeschichte, und machte öfters naturhistorische Alpenreisen. Von einer derselben krank zurückgekehrt, mußte er seine Stelle aufgeben; als er wieder gesund geworden, übernahm er die Erziehung der Kinder eines seiner Freunde im Schlosse Wyden an der Thur, und 1743 die Stelle eines Hauslehrers in Magdeburg. Jetzt erst fing er an, sich mit den schönen Wissenschaften zu beschäftigen, hiezu vornämlich dadurch angeregt, daß er mit Lange, Pyra, Gleim, Meier u. A. bekannt geworden war. Im J. 1747 wurde er als Professor der Mathematik am Joachimsthalischen Gymnasium zu Berlin angestellt, und 1750 in Anerkennung der mannigfaltigen Verdienste, welche er sich in dieser kurzen Zeit erworben, zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt. Im J. 1763 gab er seine Entlassung und wollte in die Heimat zurückkehren, doch ließ er sich endlich bewegen, in Berlin zu bleiben, als ihn der König mit einer reichlichen Besoldung zum Professor an der neu errichteten Ritterakademie ernannte, und ihm zudem ein Stück Landes in der Nähe der Hauptstadt schenkte. Wie sehr ihn der König zu würdigen wußte, erhellt daraus, daß er ihn beauftragte, die ökonomischen Angelegenheiten der Akademie zu untersuchen, ihn sodann auch zum Visitator des Joachimsthalischen Gymnasiums ernannte, und ihn im J. 1770 mit Sack und Spalding in verschiedene Theile des Landes schickte, um den Zustand der Schulen zu untersuchen. Wegen seiner stark angegriffenen Gesundheit unternahm er 1775 eine Reise in die Schweiz, das südliche Frankreich und Oberitalien, während welcher er zum Director der philosophischen Klasse der Akademie ernannt wurde. Nach seiner Rückkehr befand er sich eine Zeitlang besser, doch trat die frühere Kränklichkeit nur zu bald wieder ein, seine Schwäche nahm immer mehr zu, bis ihn endlich der Tod am 25. Febr. 1779 dahinraffte.

Sulzer hat durch seine Schriften vorzüglich nach zwei Richtungen hin gewirkt, indem er Gegenstände der praktischen Philosophie und der Aesthetik behandelte, und in beiden Richtungen zu seiner Zeit wohlverdiente Anerkennung fand. In erster Beziehung gehört er zu denen, welche namentlich die Psychologie in schöner und klarer Darstellung bearbeiteten, und unter seinen „Vermischten philosophischen Schriften" (2 Thle. Lpz. 1773—81), welche übrigens ursprünglich französisch geschrieben waren, finden sich manche Abhandlungen, welche, ohne gerade den Gegenstand zu erschöpfen, ihn doch zum klaren Bewußtsein des Lesers bringen. Vorher hatte er einen „Versuch einiger moralischen Betrachtungen über die Werke der Natur" (Berl. 1745) und „Unterredungen über die Schönheiten der Natur" (Berlin

1750) erscheinen lassen, welche sich schon durch die reine und gewandte Sprache auszeichneten. Seine Schrift über die Erziehung haben wir schon oben erwähnt (S. 700). Als Aesthetiker hat er sich vorzüglich durch seine „Allgemeine Theorie der schönen Künste" (2 Thle. Lpz. 1771—74) berühmt gemacht, welche er schon im J. 1757 angekündigt und zu bearbeiten angefangen hatte. Dieselbe ist in Form eines Wörterbuchs angelegt und behandelt daher die einzelnen Gegenstände selbstständig. Weil aber kein Gegenstand in den andern eingreifen sollte, hat das Werk öfters den Schein der Seichtigkeit, und es ist ihm auch dieser Vorwurf schon zur Zeit seines Erscheinens gemacht und später bis zum Uebermaße wiederholt worden, weil man nicht bedacht hat, daß wenn jeder Gegenstand hätte erschöpfend behandelt werden sollen, er immer eine Menge anderer Artikel hätte hineinziehen müssen, so daß von diesen ohne Wiederholung Nichts mehr hätte gesagt werden können, wenn sie selbst zur Behandlung gekommen wären. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß Sulzer seine Gegenstände auch bei der gewählten Methode oft tiefer und eindringlicher hätte behandeln können; daß er die Begriffe oft nicht scharf genug entwickelt und zergliedert und überhaupt Nichts oder nicht viel Neues mitgetheilt hat; allein Sulzer hatte sein Werk zunächst nicht für Gelehrte, sondern für ein größeres Publikum bestimmt, dem er die Ergebnisse der bisherigen Forschungen in klarer und faßlicher Darstellung mittheilen wollte, weshalb er denn auch die Form eines Wörterbuchs gewählt hatte. Er wollte vor Allem nützen, und war sich wohl bewußt, daß er auf dem eingeschlagenen Wege seinen Zweck weit eher erreichen würde, als wenn er eine systematische Darstellung gegeben und in der Sprache der Schule geschrieben hätte. „Sie wissen", sagt er im 78. Literaturbriefe, in welchem er seine Arbeit ankündigt, „besser, als ich es Ihnen sagen kann, wie wenig die wahre philosophische Erkänntniß durch unsre systematische Lehrgebäude unter die Menschen gebracht worden." Und in der That, man mag noch so absprechend über Sulzer urtheilen, es kann doch nicht verkannt werden, daß seine „Theorie der Künste" nicht bloß die ästhetischen Untersuchungen seiner Vorgänger verständig und klar zusammenfaßt, sondern auch manche Einzelnheiten mit Geschick weiter entwickelt, die von jenen nicht beachtet worden waren. Sie würde freilich noch größeren Werth haben, wenn Sulzer den Fortschritten gefolgt wäre, welche die Kritik seit Bodmer und Breitinger gemacht hatte. Seine „Theorie" gründete sich ausschließlich auf die Grundsätze der Schweizer und deren weiteren Entwickelungen durch Baumgarten und Meier, und endlich, wo diese nicht ausreichten, auf das öfters erwähnte Werk von Batteux. Er erhob sich daher nicht über die beschränkte Ansicht vom moralischen Zweck der Poesie (daher er auch den „Noah" von Bodmer für das vollkommenste Gedicht erklärte *), und verwarf den Satz, daß die Kunst ihr eigener höchster Zweck sei, als falsch und geschmacklos. Es läßt sich dies aber aus dem Umstande erklären, wenn auch nicht entschuldigen, daß er seine Theorie schon zum großen Theil ausgearbeitet hatte, ehe Lessings Hauptwerke über die Kunst erschienen waren, und daß er sich gerade durch seine Arbeit so sehr in die Breitingerischen Ansichten verfangen hatte, daß es ihm während derselben unmöglich war, die neuen Forschungen mit der Freiheit des Geistes und der Unparteilichkeit zu würdigen, die man ihm sonst keineswegs absprechen kann. Wenn dies auch sehr zu bedauern ist, und seine „Theorie" daher in manchen Punkten nicht auf der Höhe der Zeit steht, so muß doch anerkannt werden, daß sie auch trotz dieser Mängel die ästhetische Bildung der Nation in erfreulicher Weise gefördert und manchen zur Beschäftigung mit der Poesie und ihren Erzeugnissen angeregt hat, der ohne sie vielleicht nie einen Dichter in die Hände genommen hätte *).

*) Er schrieb sogar eine eigene Abhandlung „Gedanken über den vorzüglichen Werth der epischen Gedichte des Herrn Bodmers" (Berl. 1754).

Aus der „Allgemeinen Theorie der schönen Künste".

Harlekin.

Der Harlekin ist eine besonders charakterisirte Person, die uns der italiänischen Comödie in die französische aufgenommen worden, und in der deutschen den Platz des Hanswurst einzunehmen verdienet. Sein Charakter besteht darin, daß er dem Anschein nach ein einfältiger, sehr naiver und geringer Kerl, oder allenfalls ein Prassenreißer, im Grund aber ein sehr listiger, dabey witziger, scharfsichtiger Bube ist, der an andern jede Schwachheit und Thorheit richtig bemerkt und sie auf eine geistreiche, aber höchst naive Art blos stellen kann. Einige Kunstrichter halten dafür, daß eine solche Person dem guten Geschmack des Schauspiels entgegen sey und die comische Bühne erniedrige. Es ist aber nicht schwer zu zeigen, daß dieses Urtheil übereilt, und daß der Harlekin in vielen Fällen beynahe unentbehrlich sey.

Wenn es darum zu thun ist, daß ein ernsthafter Narr in seiner völligen Lächerlichkeit erscheine, so darf man ihm nur einen guten Harlekin zur Seite setzen. Man weiß, mit was für Nachdruck ehedem witzige Hofnarren die Thorheiten der Großen gerüget und wie lebhaft sie dieselben beschämt haben. Ein vornehmer Narr, und ein Schalk, der angesehen oder mächtig ist, kann durch nichts beeuntergebracht werden, als wenn er dem Spotte recht blos gestellt wird. Dieses aber kann nicht besser, als durch solche Leute geschehen, die den Charakter eines ächten Harlekins haben. Es ist demnach gut, wenn witzige Hofnarren, wenigstens auf der Schaubühne, beybehalten werden.

Freylich ist es eben nicht nöthig, daß er ein Narrenkleid trage, und überall Possen anbringe; denn dadurch fällt er leicht ins Pöbelhafte. Seine Hauptverrichtung muß seyn, das Lächerliche, das in den Schein der Ernst oder der Würde eingehüllet ist, an den Tag zu bringen; dem Schalk die Maske abzunehmen, und ihn dem Spotte Preis zu geben. Dieses ist ohne Zweifel der größte Nutzen, den man von der comischen Bühne zu erwarten hat, und er ist an sich selbst nicht gering. Es giebt Menschen, die ruchlos genug sind, sich über alles wegzusetzen, was gesetzmäßig, was billig, was menschlich ist; bey denen die stärksten Vorstellungen, von Vernunft und Recht hergenommen, schlechterdings nicht den geringsten Eingang finden; deren Thorheit und Schalkheit durch nichts zu hemmen ist: diese muß man dem Harlekin Preis

*) Chr. Fr. v. Blanckenburg hat „Literarische Zusätze" (3 Bde. Lpz. 1796—98) zu Sulzers „Theorie" herausgegeben, welche deren Werth bedeutend erhöhen, und auch jetzt noch sehr brauchbar sind; und neuerdings erschienen „Nachträge" zu derselben (8 Bde. Lpz. 1792—1808), die meistens vortreffliche Charakteristiken bedeutender Dichter, namentlich von Jakobi und Manso, aber auch ästhetische und literarhistorische Abhandlungen enthalten, unter welchen die „Uebersicht der Geschichte der deutschen Poesie seit Bodmers und Breitingers Bemühungen" von Manso für die Darstellung der Gottschedischen Zeit musterhaft genannt werden kann und oft als Quelle benutzt worden ist.

geben. So sehr sie über allen Tadel weg sind, so empfindlich wird ihnen der Spott seyn. Denn solche Leute dünken sich eben dadurch groß, daß sie sich über alles wegsetzen; sie glauben ihr Ansehen, ihren Rang, ihre Macht erst alsdenn recht zu fühlen, wenn sie sich über das Urtheil andrer erheben: durch den Spott aber stürzen sie von ihrer Höhe herunter und itzt fühlen sie, daß sie selbst verachtet und erniedrigt sind.

Im Grunde thut der Harlekin auf der Schaubühne nichts andres, als was Lucian und Swifft in ihren Spottschriften thun, wo sie oft den eigentlichen Charakter des Harlekins annehmen. Es giebt also gewisse Comödien, wo er die wichtigste Person ist. Dieses haben auch die comischen Dichter gefühlt, denen er zu niedrig war. Sie haben an seiner Stelle Bediente gebraucht, denen sie seine Verrichtung aufgetragen haben. Im Grunde aber sind solche Bediente Harlekine in Livorey eingekleidet, und da wo sie nöthig sind, würde der Harlekin selbst immer noch schicklicher seyn. Aber freylich erfordert die Behandlung desselben einen völligen Meister der Kunst. Es ist schwer ihn da, wo er die wichtigsten Dienste thun kann, natürlich anzubringen: und dann kann nur ein zum Spotten aufgelegter Geist ihn völlig nutzen. Unter allen Talenten aber scheinet der ächte Spöttergeist der seltenste zu seyn. Ein witziger Kopf hat vor einigen Jahren eine mit viel Geist geschriebene Vertheidigung des Harlekins herausgegeben, die man mit Vergnügen liest.

Johann Georg Ritter von Zimmermann.

Johann Georg Zimmermann, geb. den 8. Dec. 1728 zu Brugg, jenem kleinen Städtchen des Kantons Aargau, welches in den früheren und in den letzten Jahrhunderten so manchen ausgezeichneten Mann hervorgebracht hat. Bis zum vierzehnten Jahre im väterlichen Hause erzogen, besuchte er im J. 1742 das Gymnasium in Bern, um sich für die Universität vorzubereiten. Im J. 1747 ging er nach Göttingen, wo er außer der Medizin, der er sich gewidmet hatte, auch mit großem Eifer Mathematik, Physik und die schönen Wissenschaften studirte. In seiner Berufswissenschaft war der große Haller sein Führer, der ihn überhaupt mit väterlicher Liebe behandelte; er benutzte dessen Leitung mit so großem Glück, daß schon die Abhandlung, welche er schrieb, um sich die Doctorwürde zu erwerben, großes Aufsehen erregte. Von Göttingen ging er über Holland und Paris in die Heimat zurück (1752), und wurde bald darauf Stadtarzt in seiner Vaterstadt. Die beschränkten Verhältnisse derselben widerten ihn aber bald an, besonders fühlte er den Mangel an gesellschaftlichem Leben und belebender Unterhaltung mit geistreichen und gleichgesinnten Freunden; und ob er gleich als Arzt eine ausgedehnte Praxis hatte und er seine Mußestunden benutzte, seine Kenntnisse nach den verschiedensten Richtungen hin zu erweitern, er zudem selbst literarische Arbeiten unternahm, und ihm endlich ein ausgebreiteter Briefwechsel mit auswärtigen Freunden, unter welchen Wieland lange Zeit eine der ersten Stellen einnahm, manche heitere Stunde bereitete, so fühlte er sich doch in dem „reitzlosen und alle Flamme des Geistes auslöschenden Orte", wie er seine Vaterstadt in der Vorrede zu seinem Werke „Von der Erfahrung in der Artzneykunst" bezeichnete, so unglücklich, daß er sich je länger, je mehr hinwegsehnte. Bei aller Hypochondrie hatte er jedoch so viel Selbstüberwindung, daß er viele ihm angebotene Stellen, selbst die ehrenvollsten Berufungen, ausschlug, weil er entschlossen war, nur eine solche anzunehmen, die allen seinen Wünschen entspreche. Eine solche schien ihm die eines Königl. Großbrittannischen Leibarztes in Hannover zu seyn, er folgte dem an ihn ergangenen Ruf im J. 1768; allein auch dort fand er das erwartete Glück nicht. Mancherlei Unglücksfälle, unter welchen der Verlust seiner geliebten Gattin der herbste war, der Neid der andern Aerzte und vorzüglich seine eigene Hypochondrie verbitterten ihm das Leben. Dazu kam ein bedeutender Leibschaden, in Folge dessen er sich 1771 einer schmerzhaften Operation unterziehen mußte. Später verlor er noch eine geliebte Tochter, sein Sohn verfiel in unheilbare Schwermuth und Zimmermann fand erst wieder Ruhe und Heiterkeit, als er das Glück hatte, eine zweite Gattin zu finden, die sich ihm mit aller Hingebung widmete. Im J. 1785 erhielt er von der Kaiserin Katharina II. von Rußland den Ruf als erster Leibarzt mit ansehnlichem Gehalt, doch lehnte er ihn ab, so wie die Einladung zu einem Besuch in St. Petersburg; im J. 1786 erhielt er den St. Wladimirorden, durch welchen er zugleich in den Adelstand erhoben wurde, und in demselben Jahre berief ihn Friedrich II., um ihn in seiner letzten Krankheit als Arzt zu berathen. Was seinen Ruhm noch hätte erhöhen sollen, wurde ihm aber verderblich. Er ließ bald nach des Königs Tod mehrere Schriften über denselben drucken, welche zwar großes Aufsehen erregten, aber ihn auch in die unangenehmsten Streitigkeiten verwickelten, in Folge deren er immer tiefer in Melancholie versank, zu welcher sich schwere Körperleiden gesellten. Nach langwieriger und höchst schmerzhafter Krankheit starb er den 7. Oct. 1795.

Die erste Schrift, durch welche sich Zimmermann von seinem kleinen Brugg aus in ganz Deutschland einen großen Ruf erwarb, war die Abhandlung „Von dem Nationalstolze" (Zür. 1758), welche in dem Zeitraum von zwanzig Jahren sechs Auflagen erlebte. Der Beifall, der ihr zu Theil wurde, läßt sich leicht erklären. Während die Franzosen und Engländer in ihrem Montesquieu und Shaftesbury meisterhafte Bearbeiter des philosophischen Staatsrechts aufzuweisen hatten, deren Werke nicht nur gründlich, sondern auch zugleich mit Geschmack und in einer allgemein verständlichen Sprache abgefaßt waren, besaßen die Deutschen noch keine einzige Schrift der Art. Selbst ein viel schwächerer Versuch, als die Abhandlung Zimmermanns, hätte daher schon auf Beifall rechnen müssen, er konnte aber für diese um so weniger ausbleiben, als sie mit Geschmack, Einsicht und Freisinn geschrieben ist. Allerdings sind auch wesentliche Mängel darin zu bemerken, unter welchen wir den Mangel an logischer Schärfe, an Bestimmtheit des Ausdrucks und richtiger Anordnung des Stoffs, so wie den besonders hervorheben, daß er in seinen Grundsätzen hie und da schwankt; aber der Verfasser weiß diese verschiedenen Schwächen durch eine so lebendige und mannigfaltige Darstellung, durch Mittheilung von so zahlreichen interessanten Notizen über Sitten und Gebräuche der verschiedensten Völker, durch Erzählung von mancherlei merkwürdigen Geschichten und Anekdoten so glücklich zu verdecken, daß man seine Schrift vom Anfang bis zu Ende mit steigender

Theilnahme lieſt und ſich der angeführten Mängel erſt bewußt wird, wenn man ſich von dem Ganzen Rechenſchaft ablegt.

Schon zwei Jahre früher waren ſeine „Betrachtungen über die Einſamkeit" (Zür. 1756) erſchienen; als er ſich ſpäter entſchloß, den Stoff ausführlicher zu bearbeiten, gab er im J. 1773 eine Probe davon, aber erſt nach längerer Zeit erſchien das größere Werk „Ueber die Einſamkeit" (4 Thle. Leipz. 1784—85), welches von jeher als ſein vorzüglichſtes angeſehen wurde. Es hat zwar keineswegs die Vollendung, die ihm der Verfaſſer zu geben beabſichtigte, da er durch äußere Umſtände veranlaßt wurde, es früher erſcheinen zu laſſen, als er ſeine Vorarbeiten geſchloſſen hatte, aber auch in dieſer Geſtalt verdient es immer noch Auszeichnung. Uebrigens darf billig gezweifelt werden, ob es in ſeiner Geſammtheit wirklich bedeutender geworden wäre, wenn Zimmermann ihm noch weitere Sorgfalt gewidmet hätte, weil die Mängel deſſelben gerade die nämlichen ſind, welche wir ſchon an ſeiner Abhandlung „Ueber den Nationalſtolz" bemerkt haben, dieſe Mängel daher in der Natur des Verfaſſers zu liegen ſcheinen. Man muß es überhaupt nicht als Ganzes betrachten, weder in Bezug auf den Inhalt, noch in Bezug auf die Form, ſondern als eine mehr oder weniger loſe Anreihung einzelner für ſich beſtehender Abhandlungen, unter welchen eine große Anzahl wirklich vortrefflich genannt werden können, beſonders diejenigen, in welchen er ſeine geiſtreichen Beobachtungen über die Natur des Menſchen und der geſellſchaftlichen Verhältniſſe mittheilt, oder durch glückliche Zuſammenſtellung von Thatſachen über die wichtigſten Angelegenheiten des Lebens ein glückliches Licht verbreitet. Dieſe Abſchnitte, die übrigens mehr Erzeugniſſe der Einbildungskraft und des lebendigen Gefühls als des überlegenden Verſtandes ſind, zeichnen ſich durch eine eben ſo eigenthümliche, als ſchöne Darſtellung aus. Sie bewegen ſich in meiſtens kurzen und wohllautenden Perioden, die den Gedanken, wenn auch nicht ſcharf und beſtimmt, doch kräftig und oft ſchneidend ausdrücken. Auch in dieſem Buche äußert ſich Zimmermann über religiöſe und politiſche Verhältniſſe mit achtungswerthem Freiſinn, ſo wie er in demſelben auch eine große Fülle von Thatſachen mittheilt, die von ſeinem Reichthum an Kenntniſſen aller Art zeugen.

Als Muſter lichtvoller Darſtellung und tiefer Beobachtung kann auch ſein Werk „Von der Erfahrung in der Arzneikunſt" genannt werden (2 Thle. Zür. 1763—64), welches zur Zeit ſeines Erſcheinens durch die Menge neuer und bedeutender Ideen, durch die gewaltige Beleſenheit, die er mit der größten Sicherheit beherrſchte, und durch die klare und doch gehobene Darſtellung weit verbreiteten Beifall erwarb. Dagegen mißfiel ſeine Schrift „Ueber Friedrich den Großen und meine Unterredungen mit ihm kurz vor ſeinem Tode" (Lpz. 1788) beinahe allgemein, eben ſo ſeine „Fragmente über Friedrich den Großen zur Geſchichte ſeines Lebens, ſeiner Regierung und ſeines Charakters" (3 Bde. Lpz. 1790), die allerdings von der ungemeſſenſten Eitelkeit des Verfaſſers und von ſeiner Unfähigkeit zeugten, über politiſche Verhältniſſe zu ſchreiben, die er im trüben Spiegel ſeiner Hypochondrie betrachtete.

Aus „Ueber die Einſamkeit".

Drittes Capitel. Trieb zur Einſamkeit.

Trieb zur Einſamkeit iſt Trieb zur Abſonderung von allem, was uns quälet, ärgert, und hemmet; Streben nach Ruhe und Selbſtgenuß. Euer Weltſinn weiß von dieſem Genuſſe nichts. Wenigſtens iſt der Trieb zur Einſamkeit nicht ſehr gemein, und bezieht ſich ſcheu auf einen von Alltagsſitte ſehr entfernten Hang der Seele. Der Kanzler Bacon findet in dieſem Trieb entweder die äußerſte Wildheit, oder die äußerſte Erhabenheit.

Es iſt eine ſehr wahre Bemerkung, daß den Faulen nichts in die Einſamkeit treibt, ſondern daß er phlegmatiſch darin hängen bleibt. Alſo iſt allerdings Hang für Einſamkeit nicht immer Trieb, ſondern auch wol Läſſigkeit, und alsdann nicht Schwung, ſondern Fall der Seele; nicht Kraft, ſondern Schwäche, Unthätigkeit, Hang zur Bequemlichkeit und Dummheit, ſind ſehr oft Beweggründe zur Mönchserey und zur Geſelligkeit. Reue und Scham, begangene Thorheiten, mißlungene Projekte, Krankheit zumal, können den Geiſt ſo tief verwunden, daß er ſich gerne in der Einſamkeit verblutet, und gerne dem Genuſſe aller geſelligen Freuden entſaget. In allen dieſen Fällen iſt Neigung zur Einſamkeit für die Seele faſt eben das, was Neigung zum Schlafe für den müden Leib, alſo freilich nicht Schwung der Seele, nicht Triebkraft.

Sattheit führet auch gewiß ſehr viele Menſchen zur Abſonderung von der Welt. Den weinenden Heraclit, dem die Welt lange Weile machte, und der alles deſſen müde war, was ſie giebt, ergriff Menſchenhaß, wie manchen nach ihm. Er wählte ſich einen Berg zu ſeiner Wohnung, und lebte da von Kräutern in der Geſellſchaft wilder Thiere, denn alles übrigen war er ſatt. Auch dieß zeiget mehr Schwäche als Kraft, mehr Läſſigkeit als Leidenſchaft.

Wer alles genoſſen hat, was die Welt hochſchätzet und giebt; wer nach Ruhm und Ehre, nach Macht und Geld und Wolluſt ſtrebte, Alles erhielt, was er verlangte, und doch am Ende ſagt, Alles iſt eitel; wer immer durch Leidenſchaft getrieben war, wie ſein Roß durch Sporen, und aber itzt keine Leidenſchaft mehr hat, die ihn treibt: der iſt ſatt. Er nimmt zwar ſeine Wohnung nicht unter wilden Thieren, er nähret ſich nicht von rohen Kräutern und Wurzeln: aber Einſamkeit iſt das letzte, das er verſuchet. Ich ſah Vornehme und Große in dieſem Zuſtande; denn ſo tief verſinkt der gemeine Mann nicht. Ihr Herz pochte nach nichts. Nur das Leben hatten ſie noch lieb; alles übrige ſchätzten ſie wenig. Einſamkeit war das Polſter, auf welches ſie ſich hinlegten. Aber Einſamkeit tauget nichts, auch für einen der Welt ſatten Fürſten, der ſeine Heerden nicht ſchätzet, ſein Feld nicht bauet, und ſeinen Kohl nicht eben ſo eifrig pflanzet, als er vormals an der Spitze einer Armee Unſterblichkeit ſuchte, oder ſie bey ſchönen Damen vergaß.

Trieb zur Einſamkeit iſt alſo zuerſt Trieb zur Abſonderung von allem, was wir im Menſchengewühle haſſen; dann, Trieb zur Unabhängigkeit und Ruhe, dann, bey geſundem Geiſte, Trieb zu allem dem unbemerkten Glücke, das jeder in ſich ſelbſt finden kann. Das höchſte Glück des Menſchen iſt Ruhe im Herzen, und die Freyheit, nur das zu thun, was man will und mag. Aber allerdings liebet der eine die Einſamkeit, weil er gerne ungeſtört ruhet, und der andere, weil er gerne ungeſtört arbeitet. Beyde ſuchen jedoch Freyheit, und Freyheitsliebe hat bey Sonderlingen, Hypochondriſten, Philoſophen und Gelehrten eine mächtige Einwirkung in den Trieb zur Einſamkeit.

Sehnſucht nach Ruhe und Rückkehr in ſich ſelbſt entſteht natürlicher Weiſe, wenn man lange und zumal mit Widerwillen außer ſich gewirket hat. Ohne Unabhängigkeit und Ruhe giebt es keinen wahren Selbſtgenuß. Mancher Menſch thut zwar vielleicht am meiſten Gutes, wenn

er glaubet, er sey eben itzt alles Selbstgenusses beraubt, das ist, wenn er keinen Augenblick vom Morgen bis in die Nacht thun kann, was er thun will. Er wäre ein Unmensch, wenn er sich nicht des Guten freute, das Gott etwa auch zuweilen durch ihn geschehen läßt. Aber die Menschen fordern so vieles, das Gott nicht will; es giebt mitten unter der nützlichsten Arbeit so vieles Laufen und Thun, das nichts wirket, so viele unnütze Sklavenarbeit, so vieles Warten, so viel Zeitverlust, den mancherley Weltverhältnisse und Pflichten fodern, so viel verabredete und eingebildete Höflichkeit, wozu uns nichts als Pflichtswahn verdammet. Bey solchem Zwange kann nichts Gutes gedeyen. Ein Besuch, blos um Cour zu machen, ist für jeden auch nur ein wenig philosophischen Kopf die traurigste Verrichtung auf Erden. Vielleicht leben die Professoren auf Universitäten nur darum so geistund und so lange, weil sie keinem Menschen die Cour machen müssen, und ruhig und nützlich ihren Weg fortgehen können, ohne daß schaler Zwangsumgang und gedankenlose Courmacherey das Triebwerk ihres Geistes hemmet und lähmet.

Ruhe und Freyheit, die man in der Einsamkeit suchet, ist Flucht vor allem, was den Geist vernichtet. Wie herzlich wohl muß darum jedem ins Weite sehenden und mit Geschmack und Kenntniß auch auf einem ausgebreiteten Felde sich übenden Geschäftsmanne seyn, wenn der handwerksmäßige Theil seiner Verrichtungen abgethan ist, und er itzt mit befriedigtem Diensteifer seinen Aktenkasten zuschließt; denn himmelsfremde quillt nur dem unter dürrer Arbeit, dessen Kopf weiter nichts ist, als ein Aktenkasten.

Abwechslung verlanget sogar derjenige, der wie sein Corpus Juris nichts ist, als ein Corpus ohne Seele. Er spielet. Denn auch dies giebt neue Kraft, um nur immer seinen Mühlenstein in gleichem Kreise wieder herumzutreiben, und dabey immer zu besinnen: so und nicht anders muß es seyn, so ist's hergebracht, und so bleibts.

Abwechslung ist ein Bedürfniß bey allen Geschäften, allen Vergnügungen und jeder Freude des Lebens. Alles Angenehme höret durch allzulangen Genuß auf, angenehm zu seyn. Wir ermatten zuletzt bey jeder Leidenschaft. Sind wir der Einsamkeit müde, so erholen wir uns im Umgange. Sind wir der Welt müde, so machet uns nichts mehr glücklich als Einsamkeit. Pascal war äußerst geschäftig, und nennet doch den Trieb zur Ruhe einen Ueberbleibsel der ursprünglichen Gehabenheit des Menschen, und sagt, unser wahres Glück bestehe in Ruhe.

Ruhe ist der Wunsch des Weisen unter Pflichtszwang und Dienstbarkeit, und mitten im größten Weltgetümmel. Im kleinsten und im größten Wirkungskreise der Seele denkt sich der Mensch doch immer Ruhe als sein letztes Glück. Pyrrhus hielt Ruhe für das letzte Ziel seiner Kriege. Wie sehr muß der König von Preußen im Wunderlaufe seiner außerlichen Thaten Ruhe auch seiner Wünsche würdig gefunden haben, da er einst als Sieger nach einer gewonnenen Schlacht rührend und frey ausrief: quand finiront mes tourments! Wie den Herkules in den Werken der alten Künste, einsam, in sich selbst und seine Größe eingehüllet, und doch voll innerer, fürchterlicher Thätigkeit und Kraft, sieht man ihn itzt in Sanssouci ruhen.

Mittlinge, die unter ihrem Schweiße erliegen, Minister, die Völker glücklich machen möchten, und nicht können, fühlen dieselbe Sehnsucht nach dem Ende des langen Tages, dieselbe Begierde nach Ruhe. Mit solcher Hoffnung sieht der Schiffer im Ocean über Wellen und Stürme hinweg, und alles gegenwärtige Leid wird ihm versüßet, durch Aussichten in stille Fernen. Monarchen werden des Thrones und der Eitelkeit müde, die Großen der Welt ihrer Bürde, und Höflinge ihrer glänzenden Knechtschaft. Alle entziehen sich gerne, wenn sie können, dem rastlosen Getümmel, und suchen Ruhe in Einsamkeit.

Friedrich Carl Freiherr von Moser.

Fr. Moser.

Friedrich Carl Moser, geb. den 18. Dec. 1723 zu Stuttgart, war der älteste Sohn des durch Geist und Charakter gleich ausgezeichneten Johann Jakob Moser, den wir schon zu wiederholten Malen genannt haben. Er studirte in Jena die Rechte, wurde aber vorzüglich durch die Leitung und das Beispiel seines Vaters entwickelt und gefördert, dessen Kanzleisecretär er 1747 wurde, als derselbe die Stelle eines Ministers bei dem Landgrafen von Hessen-Homburg übernahm. Friedrich Carl war schon zum Hofrath befördert worden, als sein Vater die homburgischen Dienste verließ und in Hanau eine Staats- und Kanzlei-Akademie errichtete; er folgte ihm dahin, um als Lehrer an jenem Institut zu wirken. Im J. 1751 ging der Vater nach Stuttgart, das Institut löste sich auf, und Friedrich Carl wurde von der Wittwe des eben verstorbenen Landgrafen von Homburg berufen, die zwischen Darmstadt und Homburg obschwebenden Zwistigkeiten beizulegen, was ihm zur Zufriedenheit der beiden Theile gelang, so daß ihn der Landgraf von Hessen-Darmstadt zu seinem Legationsrathe bei der Reichsstadt Frankfurt und bald darauf zum Gesandten bei dem oberrheinischen Kreise ernannte. Im J. 1763 trat er als Geheimer Rath und Gesandter bei dem nämlichen Kreise, so wie an den Höfen zu Mainz, Koblenz und Mannheim in Hessen-Kasselsche Dienste, verließ dieselben aber drei Jahre hierauf wieder und ging nach Wien, wo er 1767 die Stelle eines Reichshofraths erhielt und in den Freiherrnstand erhoben wurde, nachdem der Kaiser schon 1763 den alten Adel seiner Familie für ihn und seine Brüder erneuert hatte. Kaiser Joseph II. übertrug ihm 1770 die Verwaltung der österreichischen Grafschaft Falkenstein auf dem linken Rheinufer, und 1772 berief ihn der Landgraf Ludwig IX.

von Hessen-Darmstadt, oder vielmehr dessen vortreffliche Gemahlin Karolina, welche Friedrich II. die Zierde und den Stolz des Jahrhunderts nannte, zum Präsidenten und Kanzler, als welcher er die gesammte Verwaltung des Staates leitete. Sechs Jahre nach dem Tode der „großen und einsichtsvollen Landgräfin", wie sie Görde nennt (25, 112. 205), nahm Moser im J. 1780 seine Entlassung, weil ihm von dem Landgrafen die nöthige Unterstützung in der Führung seines Amtes nicht mehr zu Theil wurde, er vielmehr bemerken mußte, daß dieser sich immer mehr auf die Seite der Feinde neigte, welche sich der verdienstvolle Staatsmann durch seine treffliche Verwaltung zugezogen hatte. Er begab sich auf sein Gut Zwingenberg, um dort seine letzten Jahre in Ruhe und Stille zuzubringen. Sie wurde ihm nicht zu Theil; seine Feinde setzten durch, daß er durch eine Resolution des Landgrafen des verbrecherischen Mißbrauchs seiner Gewalt öffentlich beschuldigt und sogar im J. 1781 des Landes verwiesen wurde. Moser suchte nun Hülfe bei dem Reichshofrath in Wien, aber man spottete in Darmstadt dieses unmächtigen Gerichts und verfuhr nur noch härter gegen den trefflichen Mann, dessen Vermögen mit Arrest belegt wurde, wodurch er in die größte Dürftigkeit gerieth, so daß er sein Gut, seine Gemäldesammlung und Bibliothek, ja selbst seine Kleider und die von verschiedenen Fürsten erhaltenen Geschenke verkaufen mußte. Erst der Tod des Landgrafen im J. 1790 machte seinem Unglück ein Ende. Der Nachfolger desselben ließ den Proceß niederschlagen, ersetzte ihm den bisher erlittenen Schaden und verlieh ihm eine jährliche Pension von 3000 Gulden. Von 1783 an hatte er in Mannheim und Wien gelebt, 1790 zog er nach Ludwigsburg, wo er am 10. Nov. 1798 starb.

Moser hat zwar bei weitem nicht so viel geschrieben, als sein Vater, aber er gehört doch zu den fruchtbarsten Schriftstellern seiner Zeit; er hat 65 größere und kleinere Schriften in mehr als 140 Bänden oder Heften herausgegeben. Sie betreffen weitaus zum größten Theile politische Verhältnisse, aber während die Schweizer Iselin und Zimmermann in ihren Werken allgemeine politische Grundsätze entwickelten, behandelten Mosers Schriften meist die besondern Zustände des gesammten Deutschlands oder einzelner deutscher Länder. Viele derselben sind rein gelehrter Natur und können uns um so weniger berühren, als sie nur von beschränkter Wirkung waren. Aber auch diejenigen, welche größeren Einfluß gewannen, gehören nur ihres Inhalts wegen hieher, da sie zum größeren Theil in einer Sprache geschrieben sind, welche beinahe an den vorigen Zeitraum erinnert, wie er denn selbst der Schönheit der Darstellung nur eine sehr untergeordnete Bedeutung einräumte. Es fehlte ihm vor Allem an künstlerischem Sinn und künstlerischer Bildung, aber oft wird diese durch sein angebornes Talent ersetzt, und wir treffen in seinen Schriften auf manche Stellen, welche von seltener Kraft des Ausdrucks und natürlicher Lebendigkeit der Darstellung sind, namentlich wenn er von der Gewalt und Größe der Ideen hingerissen wird, die sein ganzes Wesen erfüllten. Uebrigens hat er auch je länger je mehr seinen Styl verbessert, und es herrscht in dieser Beziehung ein mächtiger Unterschied zwischen dem „Versuch einer Staatsgrammatik" (Fs. 1749) und den „Politischen Wahrheiten" (2 Thle. Züe. 1796) oder „den Mannigfaltigkeiten" (2 Thle. Zür. 1798). Doch sind immerhin seine bedeutendsten Schriften in einer Sprache geschrieben, die nicht auf der Höhe seiner Zeit stand, und es ist um so mehr zu bedauern, daß er nicht fühlte, wie wichtig die schöne Darstellung sei, und wie sehr die Wirksamkeit eines Schriftwerkes davon abhänge, als es wohl vor Allem dem Mangel an schöner Form zuzuschreiben ist, daß seine Schriften jetzt ganz vergessen sind, da sie doch mehr als viele andere noch heutiges Tages verdienten, mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. Herder sah das Schicksal voraus, welches die Werke Mosers betroffen hat, daher er in den „Fragmenten zur deutschen Literatur" den Wunsch äußerte, es möchte ein zweiter Moser erstehen, der die vortrefflichen Gedanken des ersten in eine schöne Form zu bringen vermöchte; „ein Patriot für drei Zeitalter in Deutschland verdiene dieses". Wie wahr diese Bezeichnung ist, wird uns recht klar und lebendig, wenn wir uns die Hauptideen vergegenwärtigen, welche Moser in seinen Schriften entwickelte, denn sie sind noch heutigen Tages zeitgemäß. Moser war nämlich vor Allem ein deutscher Patriot im wahren Sinne des Worts; den edlen Mann schmerzte es, daß Deutschland als politische Macht zur Null herabgesunken war, während es die erste in Europa hätte sein können; es schmerzte ihn, daß die Völker der einzelnen deutschen Länder der rohesten Willkür preisgegeben waren; er erkannte, daß Beides eine Folge der ausgebildeten Territorialhoheit sei und sah daher auch die Vergrößerung Preußens und die Siege Friedrichs II. mit ganz andern Augen an, als die meisten seiner Zeitgenossen, weil durch sie die Unabhängigkeit der einzelnen Landesherren noch festere Grundlagen erhielt. Moser kannte die Höfe und die Fürsten aus eigener Erfahrung; es ist daher nicht zu verwundern, daß er im Grunde republikanisch gesinnt war; er hätte es bei dem heillosen Treiben der damaligen Gewalthaber werden müssen, wenn er es nicht schon aus Grundsätzen gewesen wäre. Die meisten seiner Schriften sind der Schilderung dieses Treibens gewidmet; wir können aber hier auf ihren Inhalt nicht näher eingehen, es genügt die allgemeine Bemerkung, daß Moser überall mit der größten Freimüthigkeit und dem edelsten Muth die Rechte der zertretenen Völker in Schutz nimmt, die Schlechtigkeiten der Regierungen schonungslos aufdeckt und daß er in der Oeffentlichkeit das einzige Mittel gegen die Willkür, in der Kräftigung des Nationalbewußtseins die einzige Hoffnung zur Wiederbelebung des deutschen Reichs erblickte, was er in der Schrift „Von dem deutschen Nationalgeiste" (Fs. 1765) mit großer Beredtsamkeit in überzeugender Weise entwickelt. In der Behandlung kommen seine Werke darin überein, daß sie nicht fortlaufende Darstellungen enthalten, sondern meist aus zerstreuten Gedanken oder Erzählungen einzelner Geschichten, bedeutender Anekdoten oder historischer Thatsachen bestehen, welche ihrem Inhalte nach zu größeren Abschnitten mit entsprechendem Titel verbunden sind. In solcher Weise ist sein bedeutendstes Buch bearbeitet: „Der Herr und der Diener, geschildert mit patriotischer Freyheit" (Fs. 1761), in welchem er unter dem Scheine, Anweisung zu einer verständigen und gerechten Regierung zu geben, die damaligen Fürsten und Höfe in ihrer ganzen Erbärmlichkeit zeichnet. Es sind darin alle nur denkbaren Verhältnisse der Fürsten, der Beamten und der Höf-

linge so lebendig als wahr dargestellt, so daß spätere Schriften, z. B. die „Politischen Wahrheiten" (2 Bde. Zür. 1796) und zum Theil auch die „Mannigfaltigkeiten" (2 Bde. Zür. 1796) häufig nur Erweiterungen der dort ausgesprochenen Gedanken und Ansichten sind, und selbst das „Patriotische Archiv für Deutschland" (12 Bde. Ff. u. Lpz. 1784—90) kommt häufig auf die in jenem Werke ausgesprochenen Ideen zurück, deren Wahrheit durch Mittheilung von neueren, der Zeitgeschichte entnommenen Thatsachen in ein helles, oft erschreckendes Licht gesetzt wird. Wir dürfen, um das Bild des bedeutenden Mannes zu vollenden, die Bemerkung nicht unterlassen, daß Moser seine politischen Ansichten auf das Christenthum gründete, wie er überhaupt, seinem Vater auch hierin ähnlich, von der lebendigsten Frömmigkeit erfüllt war, die denn auch aus allen seinen Schriften hervorleuchtet. Ja er neigte sich später sogar zum entschiedensten Pietismus, so daß er sich manchen herben Widerspruch von Seiten der Freunde der Freiheit und der Aufklärung zuzog, so namentlich von Abbt in den „Literaturbriefen"; allein sein Pietismus ist von dem gewöhnlichen grundverschieden, was schon daraus erhellt, daß er niemals in die sonst damit verbundene Gleichgültigkeit gegen alles politische Leben versank, seine Theilnahme an demselben vielmehr ihre fruchtbarste Quelle in seiner religiösen Ueberzeugung hatte.

1. Aus „Der Herr und Diener".

(Die Erbprinzen.)

Bey einem neuen Regenten kommt über die maßen viel darauf on, sich gleich anfangs in solchen Credit zu setzen, wodurch den Gemüthern eine wo nicht große, doch vortheilhafte Idee eingepräget wird. Die erste Eindrücke seynd nicht nue die lebhafteste, sondern dauern ouch am längsten. Wann ein General in seinem ersten Feldzug glücklich ist, kon er ohne Schande schon einmahl verlieren; ist er aber im Anfang unglücklich, so bleibt er veeachtet, bis ihn ein Meistee-Streich wieder erhebet.

Es ist dieses um so nöthigee, wann die Welt non einem Hof ohnehin kein sonderlich gutes Vorurtheil gehabt hat. Dieses läßt sich ändern nad man kan sobald zum Mustee dee Nachahmung weeden, als man vorher ein Vorwurf des Tadels und dee Verochtung gewesen.

In diesem laugen und offt ungebahnten Weg gehöret Muth, ihn getrost zu betreten, die Gegreiffung dee nöthigen Hülffs-Mittel macht ihn leicht und Zeit nud Geduld helfen ihn glücklich vollenden.

Viele laufen oft zu gleichee Zeit zum Ziel und nur Einer erreicht es. Von den guten Voesätzen der Erb-Peinzen ließe sich ein feiner Band in Folio schreiben; wann nur der zehende Theil derselben in Erfüllung gegangen wäre, müßten wir güldene Zeiten in Teütschland haben; soll man sagen: Es seye ihnen kein Ernst gewesen? nllerdings war es ihr geüadlicher Ernst; ein anders ist oder Plans machen, und ein anders, sie ausführen und darüber haltrn Schwere Voesätze glücklich und unermüdet durchzusetzea ist ein nue wenigen beschiedenes Theil. Der Wille ist offt unverbesserlich, es fehlen ihneu nue die Mittel und Werckzeuge, das ist, die genugiam beauchbare und redliche Männer, ohne welche es todte Wünsche bleiben nud in kuezem gehts hernach wieder wie noehin, in offt noch viel ärger.

Wonn man auch die Redlichkeit als ausgemacht voraussetzt, (wobey doch noch vieles zu bedencken ist) so seynd die gute Leute, welche einem Heern die Fackel vorgetragen und ihm die Fehlee der väeelichen Regierung beleuchtet haben, offteemahlen am alleewenigsten die fähigste, um den alten Schutt wegzuräumen und ein neues Gebäude aufzuführen.

Tadeln kon noch wohl jeder, im Bessermachen steckt die Kunst.

Welch geliebte und erwaetete Peesonen seyad die Erb-Prinzen! Die natüeliche Liebe zu Veränderungen, die Hoffnung besseeer Zeiten trägt einen jeden (die Bätee der jetzigen weeden wissen, ob es ihnen nicht eben so ergangen) mit seidenen Händen auf den erledigten Regeaten-Stuhl. Wohl dem, der sich nicht daeneben setzt nnd groß ist der, welcher ihn ganz ausfüllt.

Alles wartet nun auf das so lang veehoffte Besserwerden nud versprochene Bessermachen. In die neue Uhr kommen auch neue Räder; nun wird sie richtiger gehen.

Was ist abee das Ende diesrr magnifiquen Hofnungen. Gemeiniglich dieses: Man setzt die Reformation nur in einee Rache gegen ein oder andere Personen, läßt aber die Fehlee dee Verfassung ungeändert. Es bleiben eben dieselbe Gebeechen, es weeden nur ondere Scenen von andern Peesonea aufgeführt; odee mnn unterläßt eine an sich gute Sache um des Mißbrauchs willen, der dabey untergelouffen; odee man schüttet das Kind mit dem Bad nus, macht den Schaden geöser als er ist, um nur sein Veedienst dabey zu vergrößern, nach Art der Aerzte, die eine Wunde laag offen halten, um die Ehre einer beschweelichen Cur davon zu tragen.

Dee Erb-Prinz eines fiehcen Hofs bemeekte nus seinen Zimmeen die öffteee nächtliche Ablchleppung aus dem Hof-Kellee, er eiferte dagegen, aber veegebens. Sein Favorit machte ihm glaublich, der ganze Fehler käme daher, weil kein Obee-Schenck am Hofe seye; der junge Herr kommt zur Regierung, untee den eesten Veränderungen eescheint auch dee Ober-Schenck, wozu wohlbedächtlich ein Mann gewählet wnede, der von Natur den Wein nicht neeteagen konnte. Es wurde ihm eine Besoldung non 1600. Gulden, freye Tafel und Fourage auf zwo Pferde ausgeworffea; ein Juncker schlägt nicht leicht dem andern was ab, wann es nur übee des Herrn Beutel geht, man hohlte nun den Wein nicht mehr des Nachts, sondern der Herr Ober-Schenck gabe dazu Billets am Tage. Diese Veebefferung kostete den Heern des Jahrs über 5000. Gulden, anstatt sonst etwa vor 500. Gulden Unterschleif geschehen seyn mochte.

Ein Erb-Peinz hat gesehen und beseufzet, daß die Maitreffen seinen Herrn Vater Millionen gekostet haben; er nimmt sich wohl vor, seinem Land dergleichen Aergeeniß niemahls zu geben und schenckt dagegen seine ganze Neigung einem neeschwenderischen Menschen, dem ee den Schlüssel zu seinem Heezea, Cabinet, Schatz und Beutel der Unterthanen giebt, dee in wenigen Jaheen mehr Verwüstung als ein Kriegs-Heer anrichtet, der mehr in einem Jahe veeübut, als alle Maiteeffen dee Souverains und der seinen Herrn in Veeachtung nnd Mangel, das Land abee ins tiefste Elend stürzt.

2. Aus den „Politischen Wahrheiten".

Einige Charakterzüge des Despoten.

Der gute sanfte, liebevolle, in lauter menschenfreundlichen Träumen eingewiegte, die Fürsten, zumahlen deutsche Fürsten, nue aus Kupferstichen kennende Republicaner, Zselin, schrieb im Jahr 1776 an seinen Freund Schlosser: „Tyrannen sind in nasern Tagen weit seltenee als wir es uns in den Augenblicken vorstellea, da uns Milzsucht beherrschet. Schwoche unentschiedene Seelen, die gut seya würden, wean sie von guten Menschea umgeben wäeen, und die Werke dee Schlimmen thun, weil sie sich von eigennützigen und herrschsüchtigen mißleiten loffen, das sind die meisten, übee die wir klagen; und gute, weise, wohlwollende giebt es weit mehe, als in den vorigen Zeiten. Wenn keine Menschen wären, die gern Selaven sind, so wüeden keine Tyeannen seyn. Wenn wir nlso Menschen, freye Menschen, bitten, so weedea uns sehe viele Fürsten Dank wissen, nnd sie werden unsere Zöglinge mit Vergnügea aufnehmen."

Zum Seitenstück dieser parodiestischen Hofnung mag folgende kleine Aaekdote dienen: Dee um das Jahe 1780

verstorbene selige Geheime Rath von P..., ein frommer Mann, der aber im Rathgeben und Umgang eine ganz eigene Denkungs- und Darstellungs-Art hatte, pflegte alle Morgen, vor dem Antritt seines Geschäfte, in der Bibel zu lesen. Einst kam er in dem zweyten Brief Pauli an die Corinther auf die Stelle, wo der Apostel von sich schreibt: „Ich habe oft gearbeitet, ich bin in Gefahren gewesen zu Wasser, — unter den Mördern, — unter den Juden, — unter den Heyden, — in Städten, — in den Wüsten, — auf dem Meer, — unter den falschen Brüdern — in Mühe und Arbeit u. s. w." „Das ist alle gut," rief er aus,) „lieber Paulus, bist du aber auch in .. gewesen? Wenn du da nicht gewesen bist, so hast du noch nicht das schlimmste erfahren."

Daß im Jahr 1776 Tyrannen in Europa und nahmentlich in Deutschland selten gewesen sind, kann man dem biedern Julin ohne Bedenken zugestehen, und daß sie heut zu Tage je längee je seltenee werden, gründet sich auf gewisse Ursachen und Erscheinungen, die den Königen und Fürsten selbst noch allzugegenwärtig sind, als daß sie daran zu erinnern, nöthig wäre. Das Wort Tyrann, an sich, ist auch ein solcher Eckel-Nahme, der mit dem guten Ton und Lebensart des sittlassenden Jahrhunderts sich nicht vereinbaren läßt.

Aber! sollten wir nicht noch Despoten haben? Sollte das wahr seyn, auch in Deutschland wahr seyn, was der gute Julin im Jahr 1776 geträumet hat: Daß uns die Fürsten und noch dazu sehr viele Fürsten Dank wissen würden, wenn wir Menschen, freye Menschen, bilden? Ists nicht vielmehr beynahe eine Hals-Sache, ein Hochverrath gegen den Staat, von Deutscher Freyheit und Deutschen freyen Menschen nur einmahl laut sprechen zu wollen; und werden nicht vielmehr Prämien denjenigen verheißen, welche von freye Menschen neue (wenigstens papierne) Ketten erfinden?

Die erstere Frage läßt sich wohl am sichersten beantworten, wenn man das Bild eines Despoten nach seinen Grundzügen zeichnet und dann nmher schaut: ob in mehrere oder mindere Aehnlichkeit Originale dazu in Europa und sas besonders in Deutschland vorhanden seyen? Da ich nur den Umriß liefere, so hate ich mich sorgfältig, das Bild auszumahlen und mit persönlichen Beyspielen aus der Alten und neuern Geschichte zu belegen: Nichts würde leichter seyn, als dieses; es würde aber aus Skizzen eine Gallerie, aus bloßen Winken ein Buch geworden seyn. — — —

Die Geburts-Stätte des Despotismus ist: Wann die Regenten, durch eigenen Betrug und durch Verführung geistlicher und weltlicher Heuchler, Schmeichler und Irrlehrer, beginnen, ihren nesprünglichen hohen Beruf und Bestimmung zu mißkennen; wann sie vergessen, daß ihre Dignität ein ihnen übertragenes oder auf sie vererbtes Amt seye, von dem sie Gott und ihrem Volk Verantwortung schuldig sind; wann sie anfangen, das Land vor ihr Eigenthum und ihre Unterthanen als Geschöpfe anzusehen, mit denen sie nach eigenem Belieben schalten und walten können. — — —

Sie sind gefühllos gegen die Beschwerden, Noth, Klagen und Seufzer ihrer Unterthanen.

Sie wollen nicht Rath, sondern nur Gehorsam.

Ihre Lieblings-Phrase ist: So solls seyn. — — —

Sie schämen sich nicht, offenkundige Thatsachen von Ungerechtigkeiten, Gewaltthätigkeiten, Schlechtigkeiten, so lange und so viel sie können, zu bedecken, zu beschönigen, zu rechtfertigen und zu entschuldigen, oder auch allenfalls kurzweg zu läugnen. — — —

Wo also bloßer Befehl, Zwang, Macht und Gewalt nicht hinreichen, oder wo man diese lieber mit guten Worten übertünchen und das dumme oder leichtsinnige und leichtgläubige Volk damit betäuben will, da nimmt man die politischen Zaubr-Formeln von Staat, Besten und Wohlfaeth des Staats, Bedürfnissen und Noth des Staats, Ehre des Reichs, der Crone, des Staats ꝛc. zu Hülfe.

Ein Despot ist auch oft freygebig, aber gemeiniglich so, daß es erst andern nimmt. So machtens ehedem Tiberius, Caligula ꝛc. So machens noch heut zu Tag andere, die in ihren Fußstapfen wandeln.

Sie suchen die Strenge ihrer Regierung und Grundsätze durch persönliche Leutseligkeit, Höflichkeit, und äußere Täuschungen zu bedecken und zu mildern.

Sie schämen sich daher auch keinen Augenblick, ihr Volk mit Versicherungen, Zusagen und erheucheltem Trost und Bedauren zu belügen und zu betrügen.

Je unreiner die Absichten eines Regenten sind; je ungewisser ihre Erfüllung und je größer die Besorgniß von Widerspruch und Widerstand auf der Seite ihrer Reichs- oder Land-Stände und Unterthanen ist, je freygebiger sind sie mit Anpreisung ihrer landesväterlichen Sorgfalt, um das Wohl ihrer lieben und getreuen Unterthanen, als des einigen Beweggrunds dieser, so wie aller ihrer Handlungen. Wann dieser Kunstgriff, wie eine Arzney, wie ein Hausmittel, sparsam gebraucht wird, so hilft es zuweilen; bey zu öfterm Gebrauch aber verliert es seine Kraft, macht sich lächerlich und den Herrn selbst verächtlich in den Augen seines Volks. — — —

Anstatt ihre Reichs- und Land-Stände nur ihre gebohrne Freunde zu halten, betrachten sie solche vielmehr als ihre geschworne Feinde. — — —

Sie verachten die Stimme des Volks und der Weisen.

Aus dem Vorurtheil von der Heiligkeit und Unverletzlichkeit ihrer Person, Würde und Macht, entspringt dann auch der entschiedene Haß gegen alle Publicität; die stolz-trotzige oder doch scheinbare Verachtung aller Urtheile des Publicums, aller Spottschriften, Satyren, Pasquillen, Epigrammen, über ihre Person und Handlungen; der dumm-boshafte Trost eines Tiberius: Oderint, dum probent, der eben so schmälige Trost. Odarint, dum metuant; (ich bleibe doch, der ich einmal bin), ohne welche und ähnliche verkehrte Vorstellungen ihre so ganz abgestumpfte Zahllosigkeit und Gleichgültigkeit unbegreiflich bleiben würde.

3. Aus den „Manigfaltigkeiten".

Schmähliche Vergleichung der Deutschen gegen Ungarn.

In der Vorstellung, welche die versammelte Stände der Teutschaer Gespannschaft gegen die in Ungarn einzuführende Volks-Conscriptionen im Jahr 1784. an Kayser Joseph II. erlassen haben, liesst man die schreckliche Stelle: Aus allen diesen vorher angeführten Dingen, was bleibt uns wohl für ein deutlicherer Schluß übrig, als daß auch wir, die wir in süßer Freyheit gebohren worden, mit Verachtung aller Nationen von Europa, in den traurigsten Zustand der Sclaverey und auf den Fuß der übrigen dortigen Provinzen gebracht werden sollen. Dieß vorausgesetzt, wäre es ganz sichtbar der offenbareste Versuch, unsere Freyheiten durchaus zu zerstören; dieses, sagen wir, wäre das äußerste Verderben des hochadelichen Ungarischen Volks, und ehe wir uns diesem unterwerfen, so opfern wir lieber in unterthäniger Treue Blut und Leben auf, und wünschen vielmehr in süßer Freyheit zu sterben, als in verworfener Sclaverey zu leben."

So was erhebt den Athem, wenn mans liest! Wie? Was? dem Kayser ins Angesicht seine Deutsche Sclaven und den Zustand seiner Unterthanen Sclaverey zu nennen? Man meynt schon die Säbel zum Schutz der Freyheit gezückt und Patriotenblut in Strömen fließen zu sehen.

Alle dieß Unglück ist verhütet, die Volkszählung und Numerierung der Häuser ist ohne Blutvergießung vollbracht worden, die Ungarn sind überzeugt und ihr Nationalgeist ist in reines Deutsch übersetzt worden; sie haben uns nichts mehr vorzuwerfen; vielmehr werden sie noch bey guter Zeit das Lied der süßen Freyheit, zum Lobe ihrer handelsthätigen Lehrmeister, aus einem Gesangbuch mit uns im höchsten Generalbaß zu singen gelehrt werden.

Digitized by Google

Gotthold Ephraim Lessing.

Lessings Denkmal in Braunschweig.

So bewundernswürdig uns Lessing als Dramatiker erscheinen mußte, hauptsächlich deswegen, weil er, obgleich keineswegs mit hervorragendem Dichtertalent begabt, doch mit Hülfe der Kritik, wie er selbst sagt, im Gebiete des Dramas höchst Bedeutendes hervorzubringen vermochte, so steht er doch als Kritiker noch unendlich höher: seine Dramen sind von späteren Dichtern übertroffen worden, seine kritischen Werke stehen noch heute als unerreichte Muster da, die in Form, Sprache, Methode und Inhalt gleich ausgezeichnet sind und denen nur seine eigenen polemischen Schriften an die Seite gesetzt werden können. Sie tragen den vollsten Stempel seines großartigen Geistes und seines eben so großartigen Charakters, es tritt uns in jeder Zeile, ja in jedem Worte der ganze Lessing lebendig entgegen. Da es ihm, wie immer und überall, so insbesondere in seinen kritischen Schriften, vor Allem, und man kann wohl sagen ausschließlich, um Erforschung der Wahrheit und um ungetrübte Mittheilung derselben zu thun war, so benutzte er auch alle Mittel, welche zur Erreichung dieses Zweckes führen konnten, so wie er andrerseits Alles vermied, was demselben in irgend einer Weise hätte hinderlich sein können; und er bildete sich eine Methode, welche, wie keine andere, mit vollster Sicherheit zum Ziele führen mußte. Er begnügt sich nämlich nicht, die Ergebnisse seiner Untersuchungen als etwas in sich Abgeschlossenes, außer ihm Liegendes und durchaus Abstractes hinzustellen, sondern er theilt uns diese Untersuchungen selbst vollständig mit, er führt uns den nämlichen Weg, den er selbst gegangen ist, zeigt uns die Schwierigkeiten, die sich ihm entgegengestellt hatten und die Art und Weise, wie er sie besiegte, welche Zweifel ihn aufhielten, mochten sie von Andern ausgesprochen worden oder in ihm selbst entstanden sein, er zeigt uns, wie er diese prüfte, wie er schiefe oder ganz falsche Ansichten berichtigte, und so nach und nach die Bausteine sammelte, bearbeitete, in einander fügte, den Schutt hinwegräumte, zuletzt das Gerüste, das er sich aufgerichtet hatte, wegschaffte, so daß er uns endlich den Bau in seiner Vollendung vor unsern erstaunten Augen erscheinen läßt. Und so befolgt Lessing in seinen wissenschaftlichen Werken denselben Weg, den er bei Schilderungen an Homer rühmt und von dem Dichter verlangt (S. unten den mitgetheilten Abschnitt aus „Laokoon"), und wie er uns in seinen ästhetischen Forschungen das Wesen der Poesie und der einzelnen poetischen Formen dadurch zum klaren Bewußtsein bringt, daß er uns das Innere des schaffenden Künstlers eröffnet und uns zeigt, wie derselbe bei seinen Schöpfungen verfährt; so eröffnet er uns in seinen Untersuchungen sein eigenes Innere und läßt uns den Gang seiner Thätigkeit in der größten Klarheit anschauen. Und so lernen wir ihn als einen Denker ersten Ranges kennen, der den Zusammenhang der Dinge mit bewundernswürdiger Sicherheit erkennt, und selbst in solchen Verhältnissen herausfindet, die einander vollkommen fremd zu sein scheinen, einen Denker, den man die fleischgewordene Logik nennen könnte, mit solcher Schärfe weiß er die nothwendigen Folgerungen aus seinen Sätzen zu entwickeln, die falschen Schlüsse aufzudecken, die feinsten Begriffe zu bestimmen.

So tief gedacht aber Lessings Schriften, und so abstrakt die Gegenstände sind, mit welchen er sich beschäftigt, so erhalten sie durch seine Behandlungsweise eine gewisse Körperlichkeit, die das Verständniß unendlich erleichtert, indem nicht bloß der Verstand, sondern auch bis zu einem gewissen Grade die Phantasie bethätigt wird. Seine Darstellungen erscheinen nicht als das dürre Resultat der reinen Abstraction, sondern als ein fortwährendes Selbstgespräch, ja, wenn man will, als ein mit der größten Lebendigkeit sich entwickelnder Dialog, indem der Verfasser gleichsam als Doppelgestalt erscheint, als einer der da Belehrung sucht und als ein Zweiter, der da Belehrung ertheilt, so daß es häufig und gerade wohl an den bedeutendsten und geistungensten Stellen ein Leichtes wäre, die Darstellung in einen kunstmäßigen Dialog umzugestalten. Von der systematischen Entwickelung war überhaupt Lessing kein Freund, sie widerstrebte seinem künstlerischen Sinn, und wohl hatte ihn auch der Mißbrauch, der mit dieser Darstellungsweise getrieben wurde, mit Widerwillen gegen sie erfüllt, da sie mehr als jede andere zur Sophisterei reizen mag*).

*) „An systematischen Büchern haben wir Deutschen keinen Mangel. Aus ein Paar angenommenen Wort-

Zu solchen Darstellungen aber war die Sprache, die er vorfand, vollständig unbrauchbar; die korrekte aber breite und matte Prosa Gottscheds und seiner unmittelbaren Nachfolger konnte hierzu ebenso wenig dienen als die poetische Sprache Klopstocks, die lediglich nur auf die Phantasie berechnet war. Lessing mußte sich daher eine neue Sprache schaffen, die wir nicht besser charakterisiren können, als indem wir das wiederholen, was wir an einem andern Orte gesagt haben*). „Er schuf sie nach seinem Bilde: wir erkennen in ihr die ganze Klarheit und liebenswürdige Anmuth seines Geistes, aber auch die Schärfe und gewaltige Kraft seines Charakters. Alle Eigenschaften eines kunstvollendeten Styls finden sich in seiner Prosa vereinigt; sie ist rasch und lebendig; die Perioden entwickeln sich in leichter Beweglichkeit; jeder Ausdruck ist klar, bestimmt und gewählt, ohne jedoch im Entferntesten prunken zu wollen. Wenn wir bei manchen Schriftstellern erst die Darstellung überwinden müssen, um durch sie hindurch zum Gedanken dringen zu können, den sie nebelartig umhüllt, so ist dagegen bei Lessing die Darstellung so anschaulich klar, und der Gedanke springt beim ersten Anblick schon so kräftig, so rein und ungetrübt hervor, daß es beinahe scheint, er sei unmittelbar aus dem Geiste des Denkers in den unsrigen gedrungen, ohne sich erst in ein äußeres Gewand zu kleiden." Diese leichte, bewegliche Sprache, die sich den darzustellenden Gedanken so innig und so natürlich anschmiegt, daß sie mit denselben zugleich entstanden zu sein scheint, ist aber keineswegs die Frucht des Augenblickes, sondern das Ergebniß ernsten, und wenn man will, mühseligen Strebens; Lessing selbst sagt irgendwo, daß ihm Verse weit weniger Anstrengung kosteten als seine Prosa. Wir begreifen dies erst wenn wir seine frühesten Schriften mit seinen spätern vergleichen und die mächtigen Fortschritte gewahr werden, die er von Jahr zu Jahr in der Behandlung der Sprache gemacht hat, oder wenn wir seine besten Werke rücksichtlich der Darstellung mit kritischem Blicke prüfen, und erkennen, mit welcher unübertrefflichen Kunst das Ganze wie das Einzelne ausgearbeitet ist. Kein anderer Schriftsteller, weder seiner noch der nachfolgenden Zeit hat ihn in Bezug auf künstlerische Behandlung der Sprache erreicht, noch viel weniger übertroffen, und wenn wir dennoch der prosaischen Darstellung in Göthe's früheren Schriften den Vorzug ertheilen, so beruht dies auf einem ganz andern Grunde. Lessings Sprache ist nämlich bis auf seltene Ausnahmen durchaus deutsch, in Bezug auf den einzelnen Ausdruck sowohl als rücksichtlich der Satzbildung und des Periodenbaues, und wenn er sich auch an den großen Mustern des Alten und Neuen herangebildet hat, so ist deren Einfluß doch nur im Ganzen und Großen namentlich darin sichtbar, daß seine Darstellung künstlerisch schön und geschmackvoll ist; im Einzelnen hat er sich dagegen von jedem angemessenen Einfluß frei erhalten, und insbesondere Nachahmung fremdartiger Satz- und Periodenbildungen auf das strengste vermieden, was z. B. der prosaischen Darstellung Wielands einen beinahe fremdartigen Charakter aufdrückt, und die Sprache des großartigen Johannes von Müller unangenehm und widrig macht. Aber so vollkommen deutsch Lessings Sprache auch ist, so fehlt ihr doch jene volksmäßige Ader, die Göthe's Sprache charakterisirt und ihr einen so unendlichen Reiz, so viel jugendliche lebensvolle Frische, so hohe Naturwahrheit verleiht und sie selbst in didaktischen Stellen mit einem gewissen poetischen Hauch beseelt. Während Göthe nämlich seine Darstellung aus der lebendigen Sprache des Volkes schöpfte, so hat dagegen Lessing die seinige an den großen Meistern des Styls, namentlich an Luther gebildet, wodurch sie einen eigenthümlichen Charakter erhielt, den wir gelehrt nennen möchten, wenn man nicht gewöhnt wäre mit diesem Worte zugleich den Begriff von Pedantismus und Geschmacklosigkeit zu verbinden, wovon Niemand so weit entfernt war als gerade Lessing. Wie dem auch sei, so kann auch sein wärmster Bewunderer nicht verkennen, daß seiner Darstellung bei aller Großartigkeit und künstlerischen Vollendung, bei aller Trefflichkeit im Ganzen und im Einzelnen, und trotz ihres entschiedenen deutschen Charakters, doch jene Unmittelbarkeit, jene Frische und Jugendlichkeit fehlt, die wir an Göthe's früheren Schriften so sehr bewundern, was eben nur daraus zu erklären ist, daß er nicht aus der lebendigen und ewig jungen Quelle der Volkssprache, sondern aus den Büchern schöpfte.

Wir haben in den einleitenden Bemerkungen zur Poesie (S. 473 ff.) eine zwar nur kurze, aber hoffentlich hinreichende Uebersicht von Lessings kritischer Wirksamkeit gegeben und insbesondere angedeutet, wie sich seine Ansichten, die übrigens schon in seinen frühesten kritischen Versuchen von großer Selbstständigkeit zeugten, allmählich entwickelten, wie er zuerst in dem „Neuesten aus dem Reiche des Witzes" einzelne Ideen bei Gelegenheit von Anzeigen neuer Bücher aussprach, diese später in den „Literaturbriefen" in ausführlicherer Entwickelung darstellte, und endlich seine zur völligen Reife gediehenen Ansichten in selbstständigen Schriften zusammenfaßte, welche entweder einzelne Gattungen der Poesie beleuchteten oder die Kunst im Ganzen und Allgemeinen betrafen. Indem wir nun zur genauen Betrachtung dieser Schriften übergehen, beginnen wir mit derjenigen, welche sich mit der Kunst im Allgemeinen beschäftigt, weil die übrigen kritischen Werke, wenn auch zum Theil früher abgefaßt, doch auf den darin niedergelegten Grundsätzen beruhen.

„Laokoon, oder über die Grenzen der Mahlerey und Poesie" (1. Th. Berl. 1766.), die Frucht langjähriger Arbeit und Forschung, sollte aus drei Theilen bestehen, aber leider wurde Lessing durch andere Arbeiten und Studien an der Fortsetzung gehindert, und es fanden sich in seinem Nachlasse nur noch wenige unzusammenhängende Bruchstücke vor. Aber auch unvollendet, wie sie vorliegt, ist diese Schrift nach jeder Beziehung hin ein großartiges Meisterwerk, das stets eine Zierde der deutschen Literatur sein wird. Dieselbe wurde für die Entwickelung der vaterländischen Poesie dadurch wichtig, daß sie die bisherigen ästhetischen Ansichten vollständig aus dem Felde schlug und eine neue an deren Stelle setzte, deren Wahrheit sogleich allgemein anerkannt wurde, und die sich auch bald als

erklärungen in der schönsten Ordnung alles, was wir nur wollen, herzuleiten, darauf verrichen wir uns, Trotz einer Nation in der Welt" (Verr. z. Laokoon). — Auf wie viele Metaphysiken, Staatsrechte u. dgl. m. ließe sich dieser Ausspruch nicht anwenden!

*) Handbuch der poet. Nationalliteratur der Deutschen. 3. Abth. S. 60.

überaus fruchtbar und erfolgreich erwies. Durch Breitinger war der Grundsatz aufgestellt worden, daß Poesie und Malerei im Wesen nicht verschieden, daß, wie schon Simonides ausgesprochen, die Poesie eine redende Malerei, die Malerei eine stumme Poesie sei, ein Grundsatz, „dessen wahrer Theil so einleuchtend ist, daß man das Unbestimmte und Falsche, welches er mit sich führt, übersehen zu müssen glaubte", und er daher „in der Poesie die Schilderungssucht und in der Mahlerey die Allegoristerei erzeugte". Diesen Grundsatz nun, der die damalige deutsche Poesie vollständig beherrscht, bekämpfte Lessing in seinem „Laokoon", und zeigte in meisterhafter Entwickelung, daß jene beiden Künste „ohngeachtet der vollkommenen Aehnlichkeit ihrer Wirkung dennoch sowohl in den Gegenständen, als in der Art ihrer Wirkung verschieden seien". Wir können einen zusammenhängenden Ueberblick der Untersuchung nicht geben, es würde diese die Grenzen unserer Aufgabe weit überschreiten, dagegen müssen wir den Gang derselben darzustellen suchen, um an einem großartigen Beispiele die Methode Lessings zur klaren Anschauung zu bringen. Er geht von einer Bemerkung aus, welche Winckelmann in der Abhandlung „Von der Nachahmung der griechischen Werke in der Mahlerey und Bildhauerkunst" gemacht hatte. Dieser hatte nämlich den Satz aufgestellt, „daß das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke in der Mahlerey und Bildhauerkunst eine edle Einfalt und stille Größe sowohl in der Stellung als im Ausdrucke sei", deshalb stelle die bekannte Gruppe den Laokoon nicht als schreiend dar, wie Virgil ihn geschildert habe, der daher dem Bildhauer weit nachstehe. Dieser Behauptung gegenüber zeigt Lessing, daß bei den Alten die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste gewesen sei, und daß der Bildhauer den Laokoon nur deshalb nicht schreiend und mit geöffnetem Munde dargestellt habe, weil das Schreien das Gesicht auf eine ekelhafte Weise verzerre; diese Rücksicht habe Virgil nicht zu nehmen gehabt, weil er als Dichter nicht, wie der bildende Künstler, ein sinnlich wahrnehmbares, in der einmal gewählten Situation verharrendes Bild geschaffen habe. So hat uns Lessing durch diese Zusammenstellung schon auf das Wesentliche seiner Untersuchung geführt und es wird auch sogleich klar, warum er seiner Schrift den Namen des Laokoon gegeben hat. Indem er nämlich untersucht, woher es komme, daß der Künstler und der Dichter einen und denselben Gegenstand auf verschiedene Weise auffaßt und behandelt hätten, obgleich der Bildhauer bei seiner Darstellung den Dichter vor Augen gehabt habe, so zeigt er, daß dies lediglich aus der wesentlichen Verschiedenheit der beiden Künste herrühre; die Malerei (unter welcher er die bildenden Künste überhaupt begreift, wie er in der Vorrede ausdrücklich bemerkt) stelle ihre Gegenstände im Raum, die Poesie in der Zeit dar, jene durch Gestalten und Farben, diese durch artikulirte Töne; Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften seien die eigentlichen Gegenstände der ersten, dagegen Handlungen die der andern. Zwar könne auch die Malerei Handlungen darstellen, aber nur andeutungsweise durch Körper, und ebenso könne die Poesie auch Körper schildern, aber nur anbeutungsweise durch Handlungen. Hierauf erörtert er an zahlreichen Beispielen, wie unmöglich es dem Dichter sei, körperliche Gegenstände in allen ihren Einzelheiten zu schildern, wie selbst bedeutende Dichter (unter den Neuern der geniale Ariost) daran gescheitert seien, wie dagegen Homer auch darin sich groß bewiesen habe, daß solche Schilderungen nie bei ihm vorkommen. Demungeachtet liege die Darstellung der körperlichen Schönheit nicht außerhalb des Gebietes der Poesie. Nachdem er hiernach die Mittel angegeben, welche dem Dichter dafür zu Gebote stehen, zeigt er, daß, während die Poesie in Beziehung auf Nachahmung der Schönheit der Malerei immerhin nachstehe, sie dieselbe dagegen in dem Umfange der Darstellung weit übertreffe; die Poesie sei nicht, wie diese, auf Nachahmung der Schönheit beschränkt, ihr stehe das ganze unermeßliche Reich der Natur zur Nachahmung offen, sie könne nicht bloß das Schöne und Gute, sondern auch das Häßliche, ja selbst das Schreckliche und Ekelhafte darstellen, was der bildenden Kunst nimmermehr erlaubt sei, weil sie dadurch ihr höchstes Gesetz, das der Schönheit, verletzen würde. Sie *könne* zwar das Häßliche und Ekelhafte nachahmen, aber sie *wolle* es nicht.

Es lassen sich am „Laokoon" im Einzelnen wohl mancherlei Ausetzungen machen, so z. B., daß Lessing das Wesen der eigentlichen Malerei und der Bildhauerkunst nicht scharf genug getrennt habe, wie schon Garve richtig bemerkte; aber im Ganzen und Großen wird dieses herrliche Werk stets als ein unübertreffliches Muster ächt philosophischer Entwickelung und Darstellung und als die Quelle der neueren Aesthetik verehrt werden.

Die Schriften, welche Lessing über einzelne Gattungen der Poesie verfaßte, sind zum Theil früher erschienen als der „Laokoon", so namentlich die Abhandlung „Pope ein Metaphysiker" (Danzig 1755), welche wegen des Abschnitts „Vorläufige Untersuchung, ob ein Dichter, als ein Dichter, ein System haben könne?" hierher gehört. Diese in jeder Beziehung merkwürdige Abhandlung wurde von Lessing und seinem Freunde Mendelssohn gemeinschaftlich bearbeitet; doch sind die wichtigsten Abschnitte und insbesondere der eben bezeichnete unzweifelhaft von Lessing. Es ist aber derselbe von großer Wichtigkeit, weil darin, wenn auch nicht gerade zum ersten Male, doch zuerst mit überzeugender Schärfe dargethan wird, daß philosophische Systeme kein Stoff für die Poesie, und daß ein Lehrgedicht daher ein Unding sei, indem die Absicht des Dichters auf etwas ganz anderes hinausgehe, als metaphysische Wahrheiten auf dem Wege der philosophischen Untersuchung zu beweisen, diese aber auf anderem Wege nicht bewiesen werden könnten. Da man in dieser Schrift mehr eine beißende Satyre gegen die Berliner Akademie erblickte, was sie in der That auch war, indem dieselbe darin wegen ihrer unpassenden Aufgabe vollständig lächerlich gemacht wird, blieb sie längere Zeit ohne sichtlichen Erfolg, und es wurden nach wie vor Lehrgedichte geschrieben; allein als die spätern Schriften Lessings seine Ansichten über die Kunst vollständiger entwickelten, wurde auch diese erste Probe seines kritischen Talents mehr beachtet und fand um so mehr die ihr gebührende Würdigung.

In den „Abhandlungen über die Aesopische Fabel", welche zugleich mit seinen „Fabeln" (Berl. 1759) erschienen, entwickelt Lessing seine Ansicht über diese Dichtungsart wieder in seiner eigenthüm-

Digitized by Google

lichen Weise, indem er die verschiedenen Erklärungen, welche verschiedene Kunstrichter von der Fabel gegeben, nach einander prüft, deren Unrichtigkeit nachweist, und endlich daran seine eigene Erklärung anknüpft, welche sich aus den vorangegangenen Untersuchungen gleichsam von selbst ergibt. Es schließen sich diese Abhandlungen an die über Pope in sofern an, als er in denselben nachweist, daß die wahre Poesie jeglicher moralischen Tendenz fremd, und eine solche auf die untergeordnete Gattung der Fabel zu beschränken sei. Wenn wir uns erinnern, daß die ganze Zeit vor ihm, daß Gottsched und die Schweizer von der Poesie nicht bloß Ergötzung, sondern auch Nutzen forderten, daß die Leipziger Dichter vorzugsweise in ihren Poesien Belehrung erzweckten, so wird die hohe Bedeutsamkeit jener Abhandlungen klar, welche wieder nach einer wichtigen Seite hin das wahre Wesen der Poesie feststellten.

In derselben Weise sind seine „Zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten" bearbeitet (Verm. Schriften 1. Th. Berl. 1771), indem er auch hier die Ansichten früherer Kritiker über diese Dichtungsart mit seiner gewöhnlichen Schärfe prüft, und sich aus dieser Untersuchung seine eigene Erklärung gleichsam von selbst und ungesucht ergibt und diese eben deshalb um so überzeugender wird, obgleich nicht verhehlt werden darf, daß er, wie später Herder mit großem Glück nachwies, wahrscheinlich aus äußern Gründen, die hier nicht entwickelt werden können, das Epigramm, dessen Wesen er richtig erkannt hatte, in seinem Umfange allzusehr beschränkte, und eine große Zahl von Dichtungen ausgeschlossen wissen wollte, die doch unzweifelhaft zu jener Dichtungsart gehören.

Indem wir nun zur letzten Schrift Lessings übergehen, in welcher er seine Ansichten über eine einzelne poetische Gattung niederlegt, nämlich zur „Hamburgischen Dramaturgie" (2 Bde. Hamburg 1767—68), haben wir zunächst die Geschichte ihrer Entstehung zu berichten. Lessing hatte sich, wie wir wissen, schon früh mit der kritischen und historischen Betrachtung des Dramas beschäftigt, wozu er sowohl durch seine eigenen Produktionen, als durch die theils beschränkten, theils irrigen Ansichten angeregt wurde, welche damals über das Wesen der dramatischen Poesie allgemein verbreitet waren. So gab er schon im J. 1750 mit seinem Freunde Mylius eine Art Zeitschrift in zwanglosen Heften unter dem Titel: „Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters" (4 Stücke, Stuttg.) heraus, zu welchen er eine „Abhandlung von dem Leben und den Werken des römischen Lustspieldichters Plautus", und eine Kritik über die Gefangenen dieses Dichters lieferte, zwei Arbeiten, in welchen sich schon sein höherer Standpunkt vielseitig kund gab. Mehrere Jahre darnach unternahm er eine ähnliche Zeitschrift „Theatralische Bibliothek" (4 Stücke, Berl. 1755—58), welche schon dadurch bedeutend wurde, daß Lessing in derselben seinen Blick auf die verschiedenen Gattungen des Dramas, sowie besonders darauf richtete, wie sich das Drama bei den verschiedenen modernen Völkern gestaltet habe. Unter den in derselben mitgetheilten Abhandlungen ist die „Von dem weinerlichen und rührenden Lustspiele" die bedeutendste, welche diese durch Gellert verbreitete Gattung in ihr wahres Licht setzte, sowie er in den schon angeführten 17 Literaturbriefen die Aufmerksamkeit auf Shakspeare zu lenken suchte und die Nothwendigkeit andeutete, daß das Drama auf nationaler Grundlage beruhen müsse, wenn es zur höhern Vollendung gelangen und bleibenden Werth erlangen wolle. Wir haben diesen Punkt schon oben (S. 613) berührt, so wie auch davon gesprochen, wie Lessing in seinen eigenen Schöpfungen neue Wege einschlug, das bürgerliche Trauerspiel begründete, die Verbreitung dieser Gattung durch die Uebersetzung des Diderot förderte, und endlich in seiner Minna von Barnhelm das erste und zugleich ein ausgezeichnetes Muster eines wahrhaft nationalen Dramas gab.

Durch diese Schriften hatte sich Lessing den allgemeinen Ruf des gründlichsten und geistvollsten Kenners der dramatischen Poesie und zugleich des ersten lebenden dramatischen Dichters erworben. Als daher im J. 1766 mehrere angesehene Bürger und Kaufleute in Hamburg, hauptsächlich von Löwen angeregt, sich entschlossen, ein stehendes Theater zu gründen, dessen höheren Zweck sie schon dadurch bezeichneten, daß sie es „National-Theater" nannten, fühlten die eigentlichen Leiter des Unternehmens gar bald, daß dieses nur unter Lessings Mitwirkung gedeihlichen Fortgang haben könne, und beriefen ihn als Dramaturgen und Consulenten. Er lehnte zwar die Ernennung zum Theaterdichter ab, weil er sich bewußt war nicht so schnell arbeiten zu können, als es für einen solchen schlechterdings nothwendig ist; dagegen bot er sich an die Theaterkritik zu übernehmen und ein Blatt herauszugeben, welches in der Regel wöchentlich zweimal erscheinen und, wie in der „Ankündigung vom 22. April 1767" bemerkt ist, „ein kritisches Register von allen aufzuführenden Stücken halten, und jeden Schritt begleiten sollte, den die Kunst sowohl des Dichters als des Schauspielers thun würde"*). So entstand die „Hamburgische Dramaturgie", welche „aus einer bloßen Theaterzeitung zu einem klassischen Werke geworden ist", und seinem ersten kritischen Meisterwerke, dem „Laokoon" würdig zur Seite steht. Denn obgleich die „Dramaturgie" ihrer Anlage und ihren Zwecken nach auf dem reinsten Zufall zu beruhen scheint, da der Kritiker an die aufgeführten Stücke und ihre Darstellung gebunden war, so sehen wir doch bald, daß sich Lessing keineswegs dem Zufall Preis gab, sondern die gebotene Form der Darstellung dazu benutzte, seine ihm eigenthümliche und so fruchtbare Methode anzuwenden. Er geht nämlich auch hier von einzelnen Bemerkungen über Theater und dramatische Dichtkunst aus, erweitert dieselben, fügt neue hinzu und macht auf diese Weise mit jedem Blatt seine Leser fähiger, ihm zu folgen und zu verstehen, wenn er endlich die höchsten Gesetze der dramatischen Kunst entwickelt. Man wird den festen Gang in der scheinbar willkürlichen Reihefolge seiner Bemerkungen mit der vollsten Sicherheit erkennen, wenn man sich der Hauptabsicht bewußt ist, welche er in der „Dramaturgie" verfolgte. Diese war aber keine andere,

*) Lessing hörte jedoch bald auf, über die Leistungen der Schauspieler zu berichten, weil seine Bemerkungen von denselben theils mißverstanden, theils gar nicht begriffen wurden; es ist dies um so mehr zu bedauern, als er nach gewohnter Weise seine Beurtheilungen auf allgemeine Grundsätze zurückführte, so daß er nach und nach die Gesetze der Schauspielkunst, wie die des Dramas, in ein helleres Licht gesetzt haben würde.

als einen festen Boden für ein Nationaldrama zu gewinnen. Ein solches war jedoch nicht zu erringen, so lange man sklavisch an der Nachahmung des französischen Theaters hing, das, wie schon oben gesagt wurde (S. 612), am allerwenigsten nachgeahmt werden konnte, und daher ist vom Anfang an sein Bestreben darauf gerichtet, die Vorliebe für die französische Poesie und insbesondere für das französische Theater zu bekämpfen, und zu zeigen, daß es bei weitem das nicht sei, wofür es „die unterthänigen Bewunderer alles dessen, was jenseits des Rheines komme", angepriesen hätten. Die Franzosen behaupteten bekanntlich, daß das antike Drama dem ihrigen zum Grunde liege, und daß sie insbesondere den großen Kritiker der Griechen Aristoteles zu ihrem Führer gewählt hätten. Die deutschen Kunstrichter hatten ihnen dies getreulich nachgesprochen und das Theater der Franzosen dem der Griechen gleichgestellt; nun wies aber Lessing in überzeugender Weise nach, daß die französischen Kritiker und Dichter den Aristoteles gar nicht verstanden, daß sie zufällige Erscheinungen des griechischen Dramas für die wesentlichsten Grundlagen gehalten, und darüber das Wesentliche übersehen und vernachlässigt hätten. Dies bewies er theils durch scharfsinnige Zergliederung berühmter Stücke der ersten französischen Dichter, theils durch Untersuchung der betreffenden Abschnitte der Poetik des Aristoteles, von deren Wahrheit er lebendig durchdrungen war. Es kann kein Zweifel sein, daß Lessing in seiner Beurtheilung der französischen Tragödie, denn gegen diese war seine Polemik vorzugsweise gerichtet, viel zu streng, ja selbst einseitig war; doch rührte dies keineswegs von einer falsch verstandenen Vaterlandsliebe oder einem blinden Nationalhasse her, vielmehr trieb ihn dazu die unabänderliche Nothwendigkeit, den Einfluß des französischen Theaters vollständig zu vernichten, weil die Begründung eines nationalen Dramas gänzlich unmöglich war, so lange dieser Einfluß die deutsche Bühne beherrschte. Er ging aber in seiner Polemik, so entschieden sie auch ist, doch nicht weiter, als er zur Erreichung seines Zweckes gehen mußte, und so ergreift er jede Gelegenheit, die höchst bedeutenden Leistungen der Franzosen im Lustspiel anzuerkennen.

Diese Bekämpfung des französischen Theaters ist aber keineswegs bloß verneinender Natur, Lessing entwickelt vielmehr fortwährend seine eigenen Ansichten über das Drama, welche, wie schon aus dem Obigen hervorgeht, vorzugsweise auf der Poetik des Aristoteles und auf dem gründlichen Studium der griechischen Meisterwerke, so wie Shakspeare's und zum Theil auch des spanischen Theaters fußen, oder sich an Diderot anlehnen. Schon gleich im ersten Stücke weist er die Unstatthaftigkeit der sogenannten christlichen Tragödien nach; bald darnach bespricht er das weinerliche Lustspiel und das bürgerliche Trauerspiel. Voltaire's „Semiramis" gibt ihm Gelegenheit sich über das Schreckliche und Pathetische auf der Bühne zu verbreiten, und die Aufmerksamkeit auf Shakspeare zu lenken; der „Graf von Essex" von Thom. Corneille ruft die scharfsinnigsten Betrachtungen über geschichtliche Tragödien hervor, in denen er auseinandersetzt, daß der Dichter die historischen Thatsachen, nicht aber den Charakter der geschichtlichen Personen frei und nach Bedürfniß umgestalten dürfe. Später nimmt er bei der Beurtheilung der „Merope" von Voltaire Anlaß, über die dramatische Kunst der Griechen zu sprechen und nachzuweisen, daß die Einheit der Handlung ihr oberstes Gesetz gewesen sei, so wie er zugleich den unterscheidenden Charakter der Tragödie und Komödie feststellt; und in der Besprechung von Weiße's „Richard III." verbreitet er sich über das Wesen der Tragödie, welches er nach den Grundsätzen des Aristoteles entwickelt, worauf er diese mit den Ansichten der französischen Kunstrichter und namentlich Corneille's vergleicht, und er schließt endlich damit, daß er die früheren Bemerkungen über den Charakter der Tragödie und Komödie weiter entwickelt.

Wenn wir hiermit auch nur eine sehr magere Skizze von dem Inhalt des Lessingschen Meisterwerks geben konnten, so mag sie doch hinreichen, um den außerordentlichen Reichthum der darin entwickelten Gedanken und Thatsachen, so wie den Weg zur Anschauung zu bringen, den er dabei einschlug; vor Allem wünschen wir aber, daß es uns gelungen sein möchte, unsere Leser zur Lektüre der vortrefflichen Schrift anzuregen, die wie wenige andre geeignet ist, den Gesichtskreis zu erweitern und den Geschmack zu bilden

So groß schon aus den bisherigen Mittheilungen Lessings kritische Thätigkeit erscheint, so ist sie mit den bis jetzt besprochenen Werken noch keineswegs abgeschlossen, und wir müssen daher noch mehrere Schriften anführen, die zwar, so bedeutend sie auch an sich sind, den oben erwähnten in keiner Weise gleichgestellt werden können, aber doch erwähnt werden müssen, weil auch sie zur Charakteristik des großen Mannes beitragen. Im Jahre 1752 ließ er das „Vademecum für S. G. Lange" erscheinen, in welchem er sich nicht nur schon als einen scharfsinnigen Kritiker, insbesondere als einen geschmackvollen und gründlichen Kenner des Horaz erwies, sondern zugleich eine solche Kraft der Polemik, einen solchen Reichthum an sprudelndem Witz und glücklicher Ironie entfaltete, daß das Büchlein nur von seinen spätern Meisterwerken in dieser Gattung übertroffen wird. Bald darauf schrieb er seine „Rettungen", in welchen er mehrere bedeutende Männer aus der Zeit der Reformation (Lemnius, Cochläus u. a. m.) und zuletzt den Horaz vor unbegründeten, aber allgemein verbreiteten Beschuldigungen in Schutz nahm, wobei er wiederum eben so viel Scharfsinn als Reichthum an Kenntnissen entfaltete. Späterhin rief seine Beschäftigung mit der antiken Kunst außer den später zu erwähnenden Streitschriften gegen Klotz einige kleine Abhandlungen hervor, unter denen wir die Untersuchung „Wie die Alten den Tod gebildet" (Berl. 1769) als ein unübertreffliches Meisterstück gründlicher Entwickelung und geschmackvoller Darstellung hervorheben, das sich dem „Laokoon" würdig anschließt.

Noch bliebe uns übrig, die abhandelnden Schriften Lessings zu berühren, welche die Religion, oder, wenn man lieber will, die Theologie betreffen; doch stehen diese in zu engem Zusammenhange mit seinen rhetorischen Werken, zu welchen wir auch seine meisterhaften Gespräche zählen, als daß wir sie getrennt behandeln könnten; wir werden daher im folgenden Abschnitt auf dieselben zurückkommen.

1. Aus dem „Laokoon".

XVI. — — — Wenn es wahr ist, daß die Mahlerey zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel, oder

Zeichen gebrauchet, als die Poeſie; jene nehmlich Figuren und Farben in dem Raume, dieſe aber artikulirte Töne in der Zeit; wenn unſtreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben müſſen: So können neben einander geordnete Zeichen, auch nur Gegenſtände, die neben einander oder deren Theile neben einander exiſtiren, auf einander folgende Zeichen aber auch nur Gegenſtände ausdrücken, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen.

Gegenſtände, die neben einander oder deren Theile neben einander exiſtiren, heißen Körper. Folglich ſind Körper mit ihren ſichtbaren Eigenſchaften die eigentlichen Gegenſtände der Mahlerey.

Gegenſtände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich ſind Handlungen der eigentliche Gegenſtand der Poeſie.

Doch alle Körper exiſtiren nicht allein in dem Raume, ſondern auch in der Zeit. Sie dauern fort, und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erſcheinen, und in anderer Verbindung ſtehen. Jede dieſer augenblicklichen Erſcheinungen und Verbindungen iſt die Wirkung einer vorhergehenden, und kann die Urſache einer folgenden, und ſo nach gleichſam das Centrum einer Handlung ſeyn. Folglich kann die Mahlerey auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweiſe durch Körper.

Auf der andern Seite können Handlungen nicht für ſich ſelbſt beſtehen, ſondern müſſen gewiſſen Weſen anhängen. In ſo fern nun dieſe Weſen Körper ſind, oder als Körper betrachtet werden, ſchildert die Poeſie auch Körper; aber nur andeutungsweiſe durch Handlungen.

Die Mahlerey kann in ihren coexiſtirenden Compoſitionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen, und muß daher den prägnanteſten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichſten wird.

Eben ſo kann auch die Poeſie in ihren fortſchreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenſchaft der Körper nutzen, und muß daher diejenige wählen, welche das ſinnlichſte Bild des Körpers von der Seite erwecket, von welcher ſie ihn braucht.

Hieraus fließt die Regel von der Einheit der mahleriſchen Beywörter, und der Sparſamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenſtände.

Ich würde in dieſe trockene Schlußkette weniger Vertrauen ſetzen, wenn ich ſie nicht durch die Praxis des Homers vollkommen beſtätiget fände, oder wenn es nicht vielmehr die Praxis des Homers ſelbſt wäre, die mich darauf gebracht hätte. Nur aus dieſen Grundſätzen läßt ſich die große Manier des Griechen beſtimmen und erklären, ſo wie der entgegengeſetzten Manier in vielen neuern Dichter ihr Recht ertheilen, die in einem Stücke mit dem Mahler wetteifern wollen, in welchem ſie nothwendig von ihm überwunden werden müſſen.

Ich finde, Homer mahlet nichts als fortſchreitende Handlungen, und alle Körper, alle einzelne Dinge mahlet er nur durch ihren Antheil an dieſen Handlungen, gemeiniglich nur mit Einem Zuge. Was Wunder alſo, daß der Mahler, da wo Homer mahlet, wenig oder nichts für ſich zu thun ſiehet, und daß ſeine Ernote nur da iſt, wo die Geſchichte eine Menge ſchöner Körper, in ſchönen Stellungen, in einem der Kunſt vortheilhaften Raume zuſammenbringt, der Dichter ſelbſt mag dieſe Körper, dieſe Stellungen, dieſen Raum ſo wenig mahlen, als er will? Man gehe die ganze Folge der Gemählde, wie ſie Caylus aus ihm vorſchlägt, Stück vor Stück durch, und man wird in jedem den Beweis von dieſer Anmerkung finden.

Ich laſſe alſo hier den Grafen, der den Farbenſtein des Mahlers zum Probierſteine des Dichters machen will, um die Manier des Homers näher zu erklären.

Für Ein Ding, ſage ich, hat Homer gemeiniglich nur Einen Zug. Ein Schiff iſt ihm bald das ſchwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das ſchnelle Schiff, höchſtens das wohlberuderte ſchwarze Schiff. Weiter läßt er ſich in die Mahlerey des Schiffes nicht ein. Aber wohl das Schiffen, das Abfahren, das Anlanden des Schiffes, macht er zu einem ausführlichen Gemählde, zu einem Gemählde, aus welchem der Mahler fünf, ſechs beſondere Gemählde machen müßte, wenn er es ganz auf ſeine Leinwand bringen wollte.

Zwingen den Homer ja beſondere Umſtände, unſern Blick auf einen einzeln körperlichen Gegenſtand länger zu heften: ſo wird demohngeachtet kein Gemählde daraus, dem der Mahler mit dem Pinſel folgen könnte; ſondern er weis durch unzählige Kunſtgriffe dieſen einzeln Gegenſtand in eine Folge von Augenblicken zu ſetzen, in deren jedem er anders erſcheinet, und in deren letztem ihn der Mahler erwarten muß, um uns entſtanden zu zeigen, was wir bey dem Dichter entſtehen ſehn. Z. E. Will Homer uns den Wagen der Juno ſehen laſſen, ſo muß ihn Hebe vor unſern Augen Stück vor Stück zuſammen ſetzen. Wir ſehen die Räder, die Achſen, den Sitz, die Deichſel und Riemen und Stränge, nicht ſowohl wie es beyſammen iſt, als wie es unter den Händen der Hebe zuſammen kömmt. Auf die Räder allein verwendet der Dichter mehr als einen Zug, und weiſet uns die ehernen acht Speichen, die goldenen Felgen, die Schienen von Erzt, die ſilberne Nabe, alles ins beſondere. Man ſollte ſagen: da der Räder mehr als eines war, ſo mußte in der Beſchreibung eben ſo viel Zeit mehr auf ſie gehen, als ihre beſondere Anlegung deren in der Natur ſelbſt mehr erforderte"*). Will uns Homer zeigen, wie Agamemnon bekleidet geweſen, ſo muß ſich der König vor unſern Augen ſeine völlige Kleidung Stück vor Stück umthun; das weiche Unterkleid, den großen Mantel, die ſchönen Halbſtiefeln, den Degen; und ſo iſt er fertig, und ergreift das Scepter. Wir ſehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Bekleidens mahlet: ein anderer würde die Kleider bis auf die geringſte Franze gemahlet haben, und von der Handlung hätten wir nichts zu ſehen bekommen**). Und wenn wir von dieſem Scepter, welches hier blos das väterliche, unvergängliche Scepter heißt, ſo wie ein ähnliches ihm an einem andern Orte blos das mit goldenen Stiften beſchlagene Scepter iſt, wenn wir, ſage ich, von dieſem wichtigen Scepter ein vollſtändigeres genaueres Bild haben ſollen: was thut ſodann Homer? Mahlt er uns außer den goldenen Nägeln, nun auch das Holz, den geſchnitzten Kopf? Ja, wenn die Beſchreibung in eine Heraldik ſollte, damit einmal in den folgenden Zeiten ein anderes genau darnach gemacht werden könne. Und doch bin ich gewiß, daß mancher

*) Wir laſſen hier, wie in den folgenden Stellen, den von Leſſing angeführten griechiſchen Text aus, den Jeder, dem es daran liegen möchte, ihn zu vergleichen, ſich leicht verſchaffen kann. Dagegen theilen wir die Ueberſetzung dieſer Stellen (nach Voß) des Verſtändniſſes wegen in den Noten mit.

„Hebe fügt um den Wagen ihr ſchnell die geründeten Räder
Mit acht ehernen Speichen umher an die eiſerne Are.
Gold iſt ihnen der Kranz, unalternde; aber darauf jene
Eherne Schienen gelegt, anpaſſende. Wunder dem Anblick;
Silbern glänzen die Naben in ſchön umlaufender Rundung;
Denn in goldenen Riemen und ſilbernen ſchwebet der Seſſel
Ausgeſpannt, und umringt mit zwey umlaufenden Rändern.
Vornhin ſtreckt aus Silber die Deichſel ſich; aber am Ende
Band ſie das goldene Joch, das prangende, dem ſie die Seile,
Golden und ſchön umſchlang." (Ilias 5, 722—731.)

**) — — „Und zog das weiche Gewand an,
Sauber und neugewirkt; und warf den Mantel darüber;
Unter die glänzenden Füß' auch band er ſich ſtattliche Sohlen,
Hängte ſodann um die Schultern das Schwert voll ſilberner Buckeln,
Nahm auch den Königsſtab, den ererbten, ewiger Dauer."
(Ilias 2, 42—46.)

neuere Dichter eine solche Wappenkönigsbeschreibung daraus würde gemacht haben, in der treuherzigen Meinung, daß er wirklich selber gemahlt habe, weil der Mahler ihm nachmahlen kann. Was bekümmert sich aber Homer, wie weit er den Mahler hinter sich läßt? Statt einer Abbildung giebt er uns die Geschichte des Scepters: erst ist es unter der Arbeit des Vulkans; nun glänzt es in den Händen des Jupiters; nun bemerkt es die Würde Merkurs, nun ist es der Commandostab des kriegerischen Pelops; nun der Hirtenstab des friedlichen Atreus, u. s. w.*) So kenne ich endlich dieses Scepter besser, als mir es der Mahler vor Augen legen, oder ein zweyter Vulkan in die Hände liefern könnte. — Es würde mich nicht befremden, wenn ich fände, daß einer von den alten Auslegern des Homers diese Stelle als die vollkommenste Allegorie von dem Ursprunge, dem Fortgange, der Befestigung und endlichen Vererbfolgung der königlichen Gewalt unter den Menschen bewundert hätte. Ich würde zwar lächeln, wenn ich läse, daß Vulkan, welcher das Scepter gearbeitet, als das Feuer, als das, was dem Menschen zu seiner Erhaltung das unentbehrlichste ist, die Abstellung der Bedürfnisse überhaupt anzeige, welche die ersten Menschen, sich einem einzigen zu unterwerfen, bewogen; daß der erste König ein Sohn der Zeit, (Jrus Kronion) ein ehrwürdiger Alte gewesen sey, welcher seine Macht mit einem beredten klugen Manne, mit einem Merkur, (dem bestellenden Argaswürger) theilen, oder gänzlich auf ihn übertragen wollen; daß der kluge Redner zur Zeit, als der junge Staat nun auswärtigen Feinden bedrohet worden, seine oberste Gewalt dem tapfersten Krieger (dem Rossebändiger Pelops) überlassen habe; daß der tapfere Krieger, nachdem er die Feinde gedämpfet und das Reich gesichert, es seinem Sohne in die Hände spielen können, welcher als ein friedliebender Regent, als ein wohlthätiger Hirte seiner Völker, sie mit Wohlleben und Ueberfluß bekannt gemacht habe, wodurch nach seinem Tode dem reichsten seiner Anverwandten (dem lämmerreichen Thyestes) der Weg gebahnet worden, das, was bisher das Vertrauen ertheilet, und das Verdienst mehr für eine Bürde als Würde gehalten hatte, durch Geschenke und Bestechungen an sich zu bringen, und es hernach als ein gleichsam erkunftes Gut seiner Familie auf immer zu versichern. Ich würde lächeln, ich würde aber demohngeachtet in meiner Achtung für den Dichter bestärket werden, dem man so vieles leihen kann. — Doch dieses liegt außer meinem Wege, und ich betrachte jtzt die Geschichte des Scepters bloß als einen Kunstgriff, uns bey einem einzeln Dinge verweilen zu machen, ohne sich in die frostige Beschreibung seiner Theile einzulassen. Auch wenn Achilles bey seinem Scepter schwöret, die Geringschätzung, mit welcher ihm Agamemnon begegnet, zu rächen, giebt uns Homer die Geschichte dieses Scepters. Wir sehen ihn auf den Bergen grünnen, das Eisen trennet ihn von dem Stamme, entblättert und entrindet ihn, und macht ihn bequem, den Richtern des Volkes zum Zeichen ihrer göttlichen Würde zu dienen **). Dem Homer war nicht sowohl daran gelegen, zwey Stäbe von verschiedener Materie und Figur zu schildern, als uns von der Verschiedenheit der Macht, deren Zeichen diese Stäbe waren, ein sinnliches Bild zu machen. Jener, ein Werk des Vulkans; dieser, von einer unbekannten Hand auf den Bergen geschnitten: jener der alte Besitz eines edeln Hauses; dieser bestimmt, die erste die beste Faust zu fällen: jener, von einem Monarchen über viele Inseln und über ganz Argos erstrecket; dieser, von einem aus dem Mittel der Griechen geführet, dem man nebst andern die Bewahrung der Gesetze unvertrauet hatte. Dieses war wirklich der Abstand, in welchem sich Agamemnon und Achill von einander befanden; ein Abstand, den Achill selbst, bey allem seinen blinden Zorne, einzugestehen, nicht umhin konnte.

Doch nicht bloß da, wo Homer mit seinen Beschreibungen dergleichen weitere Absichten verbindet, sondern auch da, wo es ihm um das bloße Bild zu thun ist, wird er dieses Bild in einer Art von Geschichte des Gegenstandes verstreuen, um die Theile desselben, die wie in der Natur neben einander sehen, in seinem Gemählde eben so natürlich auf einander folgen, und mit dem Flusse der Rede gleichsam Schritt halten zu lassen. Z. E. Er will uns den Bogen des Pandarus mahlen; einen Bogen von Horn, von der und der Länge, wohl poliret, und an beyden Spitzen mit Goldblech beschlagen. Was thut er? Zählt er uns alle diese Eigenschaften so trocken eine nach der andern vor? Mit nichten; das würde einen solchen Bogen ungeben, vorschreiben, aber nicht mahlen heissen. Er fängt mit der Jagd des Steinbockes an, aus dessen Hörnern der Bogen gemacht worden; Pandarus hatte ihm in dem Felsen aufgepaßt, und ihn erlegt, die Hörner waren von außerordentlicher Größe, deßwegen bestimmte er sie zu einem Bogen; sie kommen in die Arbeit, der Künstler verbindet sie, poliret sie, beschlägt sie. Und so, wie gesagt, sehen wir bey dem Dichter entstehen, was wir bey dem Mahler nicht anders als entstanden sehen können ***).

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Exempel dieser Art ausschreiben wollte. Sie werden jedem, der seinen Homer inne hat, in Menge beyfallen.

2. Aus der „Hamburgischen Dramaturgie".

Achtzigstes Stück. Den 5. Februar.

Wozu die sauere Arbeit der dramatischen Form? wozu ein Theater erbauet, Männer und Weiber verkleidet, Gedächtnisse gemartert, die ganze Stadt auf einen Platz geladen? wenn ich mit meinem Werke, und mit der Aufführung desselben, weiter nichts hervorbringen will, als einige von den Regungen, die eine gute Erzehlung, von jedem zu Hause in seinem Winkel gelesen, ungefähr auch hervorbringen würde.

Die dramatische Form ist die einzige, in welcher sich Mitleid und Furcht erregen läßt; wenigstens können in keiner andern Form diese Leidenschaften auf einen so hohen Grad erregt werden: und gleichwohl will man lieber alle andere darinn erregen, als diese; gleichwohl will man sie lieber zu allem andern brauchen, als zu dem, wozu sie vorzüglich geschickt ist.

---

*) „Haltend den Königesstab, den mit Kunst Hephästos gebildet:
Diesen gab Hephästos dem waltenden Zeus Kronion,
Hierauf gab ihn Zeus dem bestellenden Argaswürger,
Hermes gab ihn, der Herrscher, dem Rossebändiger Pelops,
Wieder gab ihn Pelops dem völkerweidenden Atreus,
Dann ließ Atreus ihn sterbend dem lämmerreichen Thyestes,
Aber ihn ließ Thyestes dem Held Agamemnon zum Erbtheil,
Viel Eilund' damit und Argos Reich zu beherrschen."
(Ilias 2, 105—108.)

**) „Wahrlich bei diesem Scepter, der niemals Blätter und Zweige
Wieder zeugt, nachdem er den Stumpf im Gebirge verlassen;
Nie mehr sproßt er empor, denn ringsum schälte das Erz ihm
Laub und Rinde hinweg; und edele Söhne Achaia's
Zeigen ihn jetzt in der Hand, die richtenden, welchen Kronion
Seine Gesetze vertraut." (Ilias 1, 234—239.)

***) „Schnell entblößt er den Bogen, geschnitzt von des üppigen Steinbocks
Schönem Gehörn, dem er selber die Brust von unten getroffen,
Als er dem Felsen entsprang; am gewählteten Ort ihn erwartend,
Zielt' und durchschoß er die Brust, daß rücklings am Fels er hinabsank.
Sechszehn Handbreit ragten empor um Haupte die Hörner.
Solche schnitzt' und verband der hornarbeitende Künstler,
Glättete Alles genau, und beschlug's mit goldener Krümmung."
(Ilias 3, 105—111.)

Das Publikum nimmt vorlieb. — Das iſt gut, und auch nicht gut. Denn man ſehnt ſich nicht ſehr nach der Tafel, an der man immer vorlieb nehmen muß.

Es iſt bekannt, wie erpicht das griechiſche und römiſche Volk auf die Schauſpiele waren; beſonders jenes, auf das tragiſche. Wie gleichgültig, wie kalt iſt dagegen unſer Volk für das Theater! Woher dieſe Verſchiedenheit, wenn ſie nicht daher kömmt, daß die Griechen vor ihrer Bühne ſich mit ſo ſtarken, ſo außerordentlichen Empfindungen begeiſtert fühlten, daß ſie den Augenblick nicht erwarten konnten, ſie abermals und abermals zu haben: dahingegen wir uns von unſerer Bühne ſo ſchwacher Eindrücke bewußt ſind, daß wir es ſelten der Zeit und des Geldes werth halten, ſie uns zu verſchaffen? Wir gehen, faſt alle, faſt immer, aus Neugierde, aus Mode, aus Langerweile, aus Geſellſchaft, aus Begierde zu begaffen und begafft zu werden, ins Theater, und nur wenige, und dieſe wenige nur ſparſam, aus anderer Abſicht.

Ich ſage, wir, unſer Volk, unſere Bühne: ich meine aber nicht blos, uns Deutſche. Wir Deutſche bekennen es treuherzig genug, daß wir noch kein Theater haben. Was viele von unſern Kunſtrichtern, die in dieſes Bekenntniß mit einſtimmen, und große Verehrer des franzöſiſchen Theaters ſind, dabey denken: das kann ich ſo eigentlich nicht wiſſen. Aber ich weiß wohl was ich dabey denke. Ich denke nehmlich dabey: daß nicht allein wir Deutſche; ſondern daß auch die, welche ſich ſeit hundert Jahren ein Theater zu haben rühmen, ſo das beſte Theater von ganz Europa zu haben prahlen, — daß auch die Franzoſen noch kein Theater haben.

Kein Tragiſches gewiß nicht! Denn auch die Eindrücke, welche die franzöſiſche Tragödie macht, ſind ſo flach, ſo kalt! — Man höre einen Franzoſen ſelbſt, davon ſprechen.

„Bey den hervorſtechenden Schönheiten unſers Theaters", ſagt der Herr von Voltaire, „fand ſich ein verborgner Fehler, den man nicht bemerkt hatte, weil das Publikum von ſelbſt keine höhere Ideen haben konnte, als ihm die großen Meiſter durch ihre Muſter beybrachten: Der einzige Saint-Evremont hat dieſen Fehler aufgemuzt; er ſagt nehmlich, daß unſere Stücke nicht Eindruck genug machten, daß das, was Mitleid erwecken ſolle, aufs Höchſte Zärtlichkeit erregе, daß Rührung die Stelle der Erſchütterung, und Erſtaunen die Stelle des Schreckens vertrete; kurz, daß unſere Empfindungen nicht tief genug gingen. Es iſt nicht zu laugnen: Saint-Evremont hat mit dem Finger gerade auf die heimliche Wunde des franzöſiſchen Theaters getroffen. Man ſage immerhin, daß Saint-Evremont der Verfaſſer der elenden Komödie Sir Politik Wouldbe, und noch einer andern eben ſo elenden, die Opern genannt, iſt; daß ſeine kleinen geſellſchaftlichen Gedichte das labilſte und gemeinſte ſind, was wir in dieſer Gattung haben, daß er nichts als ein Phraſesdrechsler war: man kan keinen Funken Genie haben, und gleichwohl viel Witz und Geſchmack beſitzen. Sein Geſchmack aber war unfreylig ſehr fein, da er die Urſache, warum die meiſten von unſern Stücken ſo matt und kalt ſind, ſo genau traf. Es hat uns immer an einem Grade von Wärme gefehlt: das andere hatten wir alles."

Das iſt: wir hatten alles, nur nicht das, was wir haben ſollten; unſere Tragödien waren vortrefflich, nur daß es keine Tragödien waren. Und woher kam es, daß ſie das nicht waren?

„Dieſe Kälte aber", fährt er fort, „dieſe einförmige Mattigkeit, entſprang zum Theil von dem kleinen Geiſte der Galanterie, der damals unter unſern Hofleuten und Damen ſo herrſchte, und die Tragödie in eine Folge von verliebten Geſprächen verwandelte, nach dem Geſchmacke des Cyrus und der Clelie. Was für Stücke ſich hiervon noch etwa ausnahmen, die beſtanden aus langen politiſchen Raiſonements, dergleichen den Sertorius ſo verdorben, den Otho ſo kalt, und den Surena und Attila ſo elend gemacht haben. Noch fand ſich aber auch eine andere Urſache, die das hohe Pathetiſche von unſerer Scene zurückhielt, und die Handlung wirklich tragiſch zu machen verhinderte: und dieſe war, das enge ſchlechte Theater mit ſeinen ärmſeligen Verzierungen. — Was ließ ſich auf einem Paar Dutzend Brettern, die noch dazu mit Zuſchauern angefüllt waren, machen? Mit welchem Pomp, mit welchen Zurüſtungen konnte man da die Augen der Zuſchauer beſtechen, feſſeln, täuſchen? Welche große tragiſche Action ließ ſich da aufführen? Welche Feerheit konnte die Einbildungskraft des Dichters da haben? Die Stücke mußten uns langen Erzehlungen beſtehen, und ſo wurden ſie mehr Geſpräche, als Spiele. Jeder Acteur wollte in einer langen Monologe glänzen, und ein Stück, das dergleichen nicht hatte, ward verworfen. — Bey dieſer Form fiel alle theatraliſche Handlung weg; fielen alle die großen Ausdrücke der Leidenſchaften, alle die kräftigen Gemählde der menſchlichen Unglücksfälle, alle die ſchrecklichen bis in das Innerſte der Seele dringende Züge weg; man rührte das Herz nur kaum, anſtatt es zu zerreißen."

Mit der erſten Urſache hat es ſeine gute Richtigkeit. Galanterie und Politik läßt immer kalt; und noch iſt es keinem Dichter in der Welt gelungen, die Erregung des Mitleids und der Furcht damit zu verbinden. Jene laſſen uns nichts als den Fat, oder den Schulmeiſter hören, und dieſe fodern, daß wir nichts als den Menſchen hören ſollen.

Aber die zweyte Urſache? — Sollte es möglich ſeyn, daß der Mangel eines geräumlichen Theaters und guter Verzierungen, einen ſolchen Einfluß auf das Genie der Dichter gehabt hätte? Iſt es wahr, daß jede tragiſche Handlung Pomp und Zurüſtungen erfordert? Oder ſollte der Dichter nicht vielmehr ſein Stück ſo einrichten, daß es auch ohne dieſe Dinge ſeine völlige Wirkung hervorbrächte.

Nach dem Ariſtoteles, ſollte er es allerdings. „Furcht und Mitleid", ſagt der Philoſoph, „läßt ſich zwar durchs Geſicht erregen; es kann aber auch aus der Verknüpfung der Begebenheiten ſelbſt entſpringen, welches letztere vorzüglicher, und die Weiſe des beſſern Dichters iſt. Denn die Fabel muß ſo eingerichtet ſeyn, daß ſie, auch ungeſehen, den, der den Verlauf ihrer Begebenheiten blos anhört, zu Mitleid und Furcht über dieſe Begebenheiten bringet; ſo wie die Fabel des Oedips, die man nur anhören darf, um dazu gebracht zu werden. Dieſe Abſicht aber durch das Geſicht erreichen wollen, erfordert weniger Kunſt, und iſt deren Sache, welche die Vorſtellung des Stücks übernommen."

Wie entbehrlich überhaupt die theatraliſchen Verzierungen ſind, davon will man mit den Stücken des Shakeſpears eine ſonderbare Erfahrung gehabt haben. Welche Stücke brauchten, wegen ihrer beſtändigen Unterbrechung und Veränderung des Orts, des Beyſtandes der Scenen und der ganzen Kunſt des Decorateurs wohl mehr, als eben dieſe? Gleichwohl war eine Zeit, wo die Bühnen, auf welchen ſie geſpielt wurden, aus nichts beſtanden, als aus einem Vorhange von ſchlechtem groben Zeuge, der, wenn er aufgezogen war, die bloßen blanken, höchſtens mit Matten oder Tapeten behangenen, Wände zeigte: da war nichts als die Einbildung, was dem Verſtändniſſe des Zuſchauers und der Aufführung des Spielers zu Hülfe kommen konnte: und dem ohngeachtet, ſagt man, waren damals die Stücke des Shakeſpears ohne alle Scenen verſtändlicher, als ſie es hernach mit denſelben geweſen ſind.

Wenn ſich alſo der Dichter um die Verzierung gar nicht zu bekümmern hat; wenn die Verzierung, auch wo ſie nöthig ſcheinet, ohne beſondern Nachtheil ſeines Stücks wegbleiben kann: warum ſollte es an dem engen, ſchlechten Theater gelegen haben, daß uns die franzöſiſchen Dichter keine rührendere Stücke geliefert? Nicht doch: es lag an ihnen ſelbſt.

Und das beweiſet die Erfahrung. Denn nun haben ja die Franzoſen eine ſchönere, geräumlichere Bühne;

keine Zuschauer werden mehr darauf geduldet; die Coulissen sind leer, der Decorateur hat freyes Feld, er mahlt und bauet dem Poeten alles, was dieser von ihm verlangt: aber wo sind sie denn die wälschern Stücke, die sie seitdem erhalten haben? Schmeichelt sich der Herr von Voltaire, daß seine Semiramis ein solches Stück ist? Da ist Pomp und Verzierung genug, ein Gespenst oben darein: und doch kenne ich nichts kälteres, als seine Semiramis.

Ein und achtzigstes Stück. Den 9. Februar, 1768.

Will sich denn nun aber damit sagen, daß kein Franzose fähig sey, ein wirklich rührendes tragisches Werk zu machen? daß der volatile Geist der Nation einer solchen Arbeit nicht gewachsen sey? — Ich würde mich schämen, wenn mir das nur eingekommen wäre. Deutschland hat sich noch durch keinen Boubours lächerlich gemacht. Und ich, für meinen Theil, hätte nun gleich die wenigste Anlage dazu. Denn ich bin sehr überzeugt, daß kein Volk in der Welt irgend eine Gabe des Geistes vorzüglich vor andern Völkern erhalten habe. Man sagt zwar: der tiefsinnige Engländer, der witzige Franzose. Aber wer hat denn die Theilung gemacht? Die Natur gewiß nicht, die alles unter alle gleich vertheilet. Es giebt eben so viel witzige Engländer, als witzige Franzosen; und eben so viel tiefsinnige Franzosen, als tiefsinnige Engländer: der Preis von dem Volke aber ist keines von beiden. —

Was will ich denn? Ich will blos sagen, was die Franzosen gar wohl haben könnten, daß sie das noch nicht haben: die wahre Tragödie. Und warum noch nicht haben? — Dazu hätte sich der Herr von Voltaire selbst besser kennen müssen, wenn er es hätte treffen wollen.

Ich meine: sie haben es noch nicht; weil sie es schon lange gehabt zu haben glauben. Und in diesem Glauben werden sie nun freylich durch etwas bestärkt, das sie vorzüglich vor allen Völkern haben; aber es ist keine Gabe der Natur: durch ihre Eitelkeit.

Es geht mit den Nationen, wie mit einzeln Menschen. — Gottsched (man wird leicht begreifen, wie ich eben hier auf diesen falle,) galt in seiner Jugend für einen Dichter, weil man damals den Versmacher von dem Dichter noch nicht zu unterscheiden wußte. Philosophie und Critik setzten nach und nach diesen Unterschied ins Helle: und wenn Gottsched mit dem Jahrhunderte nur hätte fortgehen wollen, wenn sich seine Einsichten und sein Geschmack nur zugleich mit den Einsichten und dem Geschmacke seines Zeitalters hätten verbreiten und läutern wollen: so hätte er vielleicht wirklich aus dem Reimmacher ein Dichter werden können. Aber da er sich schon so oft den größten Dichter hatte nennen hören, da ihn seine Eitelkeit überredet hatte, daß er es sey: so unterblieb jenes. Er konnte unmöglich verlangen, was er schon zu besitzen glaubte: und je älter er ward, desto hartnäckiger und unverschämter ward er, sich in diesem imaginairischen Besitze zu behaupten.

Gerade so, dünkt mich, ist es den Franzosen ergangen. Kaum riß Corneille ihr Theater ein wenig aus der Barbarey: so glaubten sie es der Vollkommenheit schon ganz nahe. Racine schien ihnen die letzte Hand angelegt zu haben; und hierauf war gar nicht mehr die Frage, (die es zwar auch nie gewesen,) ob der tragische Dichter nicht noch pathetischer, noch erschütternder seyn könne, als Corneille und Racine, sondern dieses ward für unmöglich angenommen, und alle Bestrebung der nachfolgenden Dichter mußte sich darauf einschränken, dem einen oder dem andern so ähnlich zu werden als möglich. Hundert Jahre haben sie sich selbst, und zum Theil ihre Nachbarn mit, hintergangen: nun komme einer, und sage ihnen das, und höre, was sie antworten!

Moses Mendelssohn.

Lessings langjähriger und vertrauter Freund Moses Mendelssohn wurde am 6. Sept. 1729

Moses Mendelssohn

in Dessau von jüdischen Aeltern geboren. Er entwickelte sich sehr frühzeitig, zeigte einen außerordentlichen Fleiß und erwarb sich viele Kenntnisse, die sich jedoch auf hebräische Literatur beschränkten. Die allzugroße Anstrengung zog ihm eine heftige Magenkrankheit zu, in Folge deren sich sein Rückgrad krümmte. Als im J. 1742 sein bisheriger Lehrer nach Berlin als Oberrabbiner berufen wurde, folgte ihm Mendelssohn dahin, ob er gleich von seinen Aeltern keine Unterstützung erhalten konnte. Aber der heiße Wissensdurst, der ihn nach Berlin getrieben hatte, ließ ihn die größte Noth mit Geduld ertragen. Er hatte das Glück mit mehreren gebildeten Juden, dem gelehrten Israel Jamosc und den Aerzten Dr. Gumperz und Dr. Kisch bekannt zu werden, die ihm theils Unterricht, theils Anleitung zum Selbststudium gaben, und so studirte er Mathematik und die lateinische, so wie die französische und englische Sprache; am meisten zog ihn jedoch die Philosophie an, mit deren Elementen er schon in Dessau bekannt geworden war, da sein Lehrer ihm die Schriften des gelehrten Maimonides erklärt hatte. Moses hatte aber nicht bloß mit Noth und Armuth zu kämpfen, es war schon seine Beschäftigung mit den Wissenschaften für ihn gefährlich, da die Vorsteher der Judenschaft damals alle Kenntnisse, welche nicht aus der Bibel oder dem Talmud gezogen wurden, für ketzerisch hielten und verfolgten. Im J. 1750 nahm ihn der reiche jüdische Seidenfabrikant Bernhard in sein Haus als Lehrer seiner Kinder und 1754 stellte er

ihn als Buchhalter und Correspondent in seinem Geschäfte an. In demselben Jahre wurde er mit Lessing und bald darnach mit Nicolai und Sulzer, später auch mit Abbt bekannt. Lessing leitete seine Studien, wie er ihn auch als Schriftsteller einführte, indem er seine erste Schrift ohne sein Wissen drucken ließ. Durch ihn vorzüglich auf die schöne Literatur aufmerksam gemacht, fing er an, sich mit der Philosophie der Kunst zu beschäftigen, nahm an der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" und später an den „Literaturbriefen" eifrigen Antheil, doch wurde sein Name erst allgemein bekannt, als sein „Phädon" erschien. Im J. 1771 ernannte ihn die Berliner Akademie zu ihrem Mitglied, aber Friedrich II. bestätigte die Wahl nicht. Mehremale von gefährlichen Krankheiten heimgesucht, starb er am 4. Januar 1786.

Mendelssohns Stellung in der Philosophie zu besprechen, liegt außerhalb unserer Aufgabe; wir müssen uns auf die Bemerkung beschränken, daß er der Leibnitz-Wolffischen Schule angehörte, und diesen Standpunkt auch später nicht verließ, als Kant der Philosophie eine neue Richtung und neues Leben gegeben hatte. Aber wenn er sich auch jener Schule im Wesen anschloß, war er doch nichts weniger, als ein blinder Anhänger derselben; er durchschaute manche ihrer Mängel und suchte diese auszufüllen. Es ist aber nicht dieses Verdienst, welches ihm eine Stelle in der Geschichte der Literatur anweist, sondern das für uns weit bedeutendere, daß er — und dies war zunächst eine Wirkung seines vertrauten Umgangs mit Lessing — die starren Formen der Schule verließ, die Philosophie von den Fesseln einer oft nur äußerlich strengen Entwickelung befreite, die Ergebnisse des Denkens künstlerisch darzustellen, und sie zum allgemeinen Bewußtsein zu bringen suchte, ohne daß er nach Schönheit und Faßlichkeit der Darstellung auf Kosten der Tiefe und Gründlichkeit der Untersuchung gestrebt hätte. Und eben dadurch haben seine Schriften außerordentlich fruchtbar und wohlthätig gewirkt und haben zur Verbreitung der schönen Bildung und des Geschmacks, sowie des Sinns für edlere Sittlichkeit und wahre Religiosität außerordentlich viel beigetragen.

Sein erstes Werk, „die philosophischen Gespräche" (Berlin 1754?), welches Lessing ohne sein Wissen drucken ließ, beschäftigte sich mit rein metaphysischen Gegenständen; hierauf gab er mit Lessing zusammen die Schrift: „Pope ein Metaphysiker" heraus (S. o. S. 725). Durch seinen Freund und insbesondere durch die Schriften des Shaftesbury, auf welche ihn jener aufmerksam machte, wurde er nun angeregt, sich mit Untersuchung ästhetischer Fragen zu beschäftigen, wovon die erste Frucht, die „Briefe über die Empfindungen" (Berlin 1755) waren, die er in den „Philosophischen Schriften" (2 Thle. Berlin 1761) verbessert und mit einer „Rhapsodie oder Zusätzen" vermehrt, herausgab. Hatte er in diesen Briefen vornämlich das Wohlgefallen am Schönen und somit den Ursprung der Kunst aus dem Wesen der menschlichen Natur zu erklären gesucht; so bemühte er sich, in der Abhandlung „Ueber die Hauptgrundsätze der schönen Künste und Wissenschaften", welche er in dem ersten Bande der „Bibliothek u. s. w." veröffentlichte, den Begriff der Schönheit fest zu stellen, wobei er sich noch an Baumgarten anschloß, um nachzuweisen, daß die Kunst zwar auf Nachahmung beruhe, der Künstler sich aber über die beschränkte Erscheinung in der Natur erheben und dieselbe daher idealisiren müsse, d. h. daß es seine Aufgabe sei, aus den verschiedenen, mangelhaften Erscheinungen eine neue zu schaffen, in welcher die ihnen zum Grunde liegende Idee zur vollkommenen Erscheinung gelange. Nicht weniger reich an neuen Anschauungen war eine andre, ebenfalls in der „Bibliothek" mitgetheilte Abhandlung „Betrachtungen über das Erhabene und Naive in den schönen Wissenschaften".

So bedeutend diese Schriften und Abhandlungen sowohl Seitens des Inhalts als der Darstellung waren, so wurden sie doch in beiden Beziehungen von dem „Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele in drei Gesprächen" (Berlin 1767) weit übertroffen; auch gründete sich Mendelssohns Ruhm und Ansehen vorzüglich auf dieses vollendetste und gereifteste Werk. Es ist dasselbe zum Theil eine freie Uebersetzung, zum Theil eine Erweiterung des Platonischen Gesprächs gleichen Namens, indem Moses die Gründe für die Unsterblichkeit der Seele, welche Plato in seinem trefflichen Dialog ausgeführt hatte, im Sinne und Geist der neueren Philosophie weiter entwickelte. Den Gesprächen geht eine Darstellung des Lebens und Charakters des Sokrates voraus, die von der höchsten Liebe und Verehrung zu jenem wahrhaft göttlichen Weisen eingegeben ist. Der „Phädon" erregte bald die allgemeinste Bewunderung, wie er denn nicht nur in drei Jahren drei Auflagen erlebte, sondern auch in die meisten europäischen Sprachen übersetzt wurde. Dazu trug wohl die Wahl des Gegenstandes bei, der für Jeden gleich wichtig war, aber vor Allem war es doch die glückliche Behandlung und ganz besonders die große Klarheit und Schönheit der Darstellung bei einem so ganz abstracten Stoffe, die so allgemeinen Beifall erzeugte.

Im J. 1769 gab Lavater, der während seines Aufenthaltes in Berlin mit Moses bekannt geworden war, eine Uebersetzung von Bonnets „Beweisen für das Christenthum" heraus; in unbesonnener Begeisterung ließ er derselben eine Zueignungsschrift an Mendelssohn vordrucken, in welcher er diesen aufforderte, Bonnets Beweise zu widerlegen, oder, falls er es nicht könne, sich als ehrlicher Mann öffentlich zur christlichen Religion zu bekennen. Moses gerieth dadurch in eine schwierige Stellung, denn er mußte, um sein Verharren bei der angebornen Religion zu erklären, einigermaßen gegen die christliche schreiben, und es war zu befürchten, daß er deshalb bei der kirchlichen Behörde Anstoß erregen möchte. Allein diese, der er sich bereit erklärte, seine Antwort vor dem Drucke vorzulegen, enthob ihn, sich und den trefflichen Mann zugleich ehrend, jeglicher vorgängigen Censur. Das „Schreiben an Lavater" (Berlin 1770), in welchem Moses seine ganze schöne Seele und seine männliche Gesinnung entfaltete, erwarb ihm wegen des edlen Tons, der darin herrscht, den Beifall aller Verständigen, und in der That ist diese kleine Schrift in ihrer Art meisterhaft, da sie die ungebührlichen Zumuthungen des bekehrungssüchtigen Lavater mit der größten Entschiedenheit zurückweist und demselben die ganze Größe seiner Unbesonnenheit fühlen läßt, ohne die Gränzen der liebenswürdigsten Mäßigkeit und des feinsten Anstands zu überschreiten. Wir dürfen jedoch nicht zu erwähnen vergessen, daß Lavater durch diese edle Haltung und durch die Macht der Wahrheit, die aus

Digitized by Google

jedem Worte sprach, beschämt und besiegt keinen Anstand nahm, den trefflichen Moses in einem öffentlichen Schreiben wegen seines unbesonnenen Schrittes um Verzeihung zu bitten.

Eine spätere Fehde, die Moses mit Fr. H. Jacobi zu bestehen hatte, und die ihn, wie jene erste, auf das Krankenlager warf, ja sogar seinen Tod beschleunigte, übergehen wir, da sie für die Literaturgeschichte nur von untergeordnetem Interesse ist; wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß Jacobi in einer Schrift „Ueber die Lehre des Spinoza", den verstorbenen Lessing des Spinozismus beschuldigt hatte, Mendelssohn in einer Gegenschrift „An die Freunde Lessings" (Berlin 1785) die Unstatthaftigkeit dieser Beschuldigung nachwies und seines Freundes Andenken gegen jedes Mißverständniß zu wahren suchte.

Vorher hatte er seine „Morgenstunden, od. Vorlesungen über das Daseyn Gottes" (1. u. einz. Thl. Berlin 1785) herausgegeben, in denen er „das Resultat alles dessen, was er über diesen wichtigen Gegenstand vormals nachgelesen und selbst gedacht hatte", zusammenfaßte. Diese Schrift, in welcher er seinem Freunde Lessing ein schönes Denkmal setzte, übertrifft an Klarheit und Eleganz des Styles Alles, was er früher geschrieben hatte, und kann als vollgültiger Beweis gelten, daß sich auch die abstracteste Gedankenwelt in einer künstlerisch schönen Form darstellen lasse; denn wenn man auch mit dem Gang der Entwickelung selbst nicht einverstanden sein sollte, so ist doch sicher, daß sich die Schrift in rein philosophischen Begriffen ergeht, und daß es daher nicht an dem Stoff an sich liegt, wenn die Darstellung der meisten philosophischen Schriftsteller schwer, schleppend, unklar und häßlich ist.

Von den Schriften, welche Mendelssohn über das Judenthum oder zunächst für die Juden schrieb, müssen wir eine besonders erwähnen, weil sie zugleich größere Tragweite hat; wir meinen die Schrift „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum" (Berl. 1783), von welcher Kant sich in einem Briefe an den Verfasser (vom 16. Aug. 1783) folgendermaßen äußerte: „Herr F. wird Ihnen sagen, mit welcher Bewunderung der Scharfsinnigkeit, Einheit und Klugheit ich Ihr Jerusalem gelesen habe. Ich halte dieses Buch vor die Verkündigung einer großen, obwohl langsam bevorstehenden und fortrückenden Reform, die nicht allein Ihre Nation, sondern auch andre treffen wird. Sie haben Ihre Religion mit einem solchen Grade von Gewissensfreyheit zu vereinigen gewußt, die man ihr gar nicht zugetrauet hatte und dergleichen keine Andre sich rühmen kann. Sie haben zugleich die Nothwendigkeit einer unbeschränkten Gewissensfreyheit jeder Religion so gründlich und so hell vorgetragen, daß auch endlich die Kirche unsererseits darauf wird denken müssen, wie sie Alles, was das Gewissen belästiget und drücken kann, von der ihrigen absondern, welches endlich in Ansehung der wesentlichen Religionspunkte vereinigen muß, denn alle das Gewissen belästigenden Religionsgesetze kommen uns von der Geschichte, wenn man den Glauben an deren Wahrheit zur Bedingung der Seeligkeit macht." Aber auch seine lediglich für seine Glaubensgenossen berechneten Schriften, z. B. seine „Uebersetzung der fünf Bücher Mose" (Berlin 1780), der „Psalmen" (Eb. 1783) sind in so fern in einer Geschichte der deutschen Literatur zu erwähnen, weil er dabei die Absicht hatte, die jüdisch-deutsche Mischsprache aus den Schulen zu verdrängen und die reine deutsche Sprache einzuführen. Wie diese in Bayern und Oesterreich als ketzerisch verschrien war, so galt sie auch bei vielen Rabbinern für ein Zeichen des Abfalls und die Oberrabbiner in Hamburg und Fürth waren sogar so verblendet, daß sie alle diejenigen mit dem Bann belegten, welche Mendelssohns Uebersetzungen lesen würden. Aber das Bessere siegte endlich auch hier; die Uebersetzung des Pentateuchs wurde allmählich in den Schulen eingeführt, und bildete die Grundlage des Unterrichts der Jugend; ihr ist es daher vornämlich zu verdanken, daß die Juden endlich an der allgemeinen Bildung theilnahmen, und die deutsche Sprache für ihre wahre Muttersprache ansehend, sie als solche lieben lernten.

Aus den „Morgenstunden". XV. Lessing.

„Es kömmt mir vor," sagte ich, „als wenn Lessing die Absicht gehabt hätte, in seinem Nathan eine Art von Anti-Candide zu schreiben. Der französische Dichter sammelte alle Kräfte seines Witzes, spannte die unerschöpflicher Laune seines sakrischen Geistes, mit einem Worte, strengte alle außerordentliche Talente, die ihm die Vorsehung gegeben, an, um auf diese Vorsehung selbst eine Satyre zu verfertigen. Der Deutsche that aber Dieses, um sie zu rechtfertigen, und um sie den Augen der Sterblichen in ihrer reinsten Beleuchtung zu zeigen. Ich weiß mich zu erinnern, daß mein verewigter Freund, bald nach der Erscheinung des Candide, den flüchtigen Einfall hatte, einen Pendant zu demselben zu schreiben, aber vielmehr eine Fortsetzung desselben, in welcher er durch eine Folge von Begebenheiten zu zeigen Willens war, daß alle die Uebel, die Voltaire gehäuft, und auf Rechnung der verläumdeten Vorsehung zusammengehichtet hatte, um Ende dennoch zum Besten gelenkt, und zu den allerweisesten Absichten einstimmig gefunden werden sollten. Es scheint, der französische Satyriker habe ihm die Aufgabe zu schwer gemacht, habe durch Erdichtung mehr Uebel gehäuft, als sich durch Erdichtung wieder gut machen ließen. Lessing ging daher lieber seinen eigenen Weg, schuf sich eine Folge von Begebenheiten, die an Geist und Dichtungskraft dem Candide doch wol zur Seite gestellt werden darf, und an Vortrefflichkeit der Absichten, an Weisheit und Nützlichkeit sich zu demselben verhält, ungefehr wie der Himmel zu der Hölle, oder wie die Wege Gottes zu den Wegen des Verführers."

„Und eben dieses herrliche Lobgedicht auf die Vorsehung," ergriff D. wieder das Wort, „eben diese selige Bemühung, die Wege Gottes vor den Menschen zu rechtfertigen, wie theuer ist sie nicht unserm unsterblichen Freunde geworden! Ach! sie hat ihm seine letzten Tage verbittert, wo nicht gar am Ende sein kostbares Leben abgekürzet. Bey der Herausgabe der Fragmente war er darauf gefaßt, den ganzen Schwarm von Schriftstellern über sich herfallen zu sehen, die mit und ohne Beruf die Fragmente würden widerlegen wollen, und er hielt sich für stark genug, seinen Gast wider alle ungezogene Angriffe seiner Gegner zu vertheidigen. So mancherlei auch die Wege waren, welche seine Widersacher einschlagen konnten, und, wie der Erfolg zeigte, auch wirklich einschlugen, um ihn zu bekämpfen, so glaubte er doch allen denjenigen die Spitze bieten zu können, die sich nicht durch Billigkeit und Liebe zur Wahrheit auszeichnen würden. Am Ende blieb es, so lebhaft er den Streit auch führte, bloß ein Schulgezänke, das von der einen und der andern Seite manche angenehme und unangenehme Stunden machen, aber so wie er dachte, auf die Glückseligkeit des Lebens keinen wesentlichen Einfluß haben sollte. Aber wie sehr verändert sich die Scene nach der Erscheinung des Nathan! Nunmehr drang die Cabale aus Studierstuben und Buchläden in die Privathäuser seiner Freunde und Bekannten

mit ein, flüsterte jedem ins Ohr, Lessing habe das Christenthum beschimpft, ob er gleich nur einigen Christen, und höchstens der Christenheit einige Vorwürfe zu machen gewagt hatte. Im Grunde gereicht sein Nathan, wie wir uns gestehen müssen, der Christenheit zur wahren Ehre. Auf welcher hohen Stufe der Aufklärung und Bildung muß ein Volk stehen, in welchem sich ein Mann zu dieser Höhe der Gesinnungen hinaufschwingen, zu dieser feinen Kenntniß göttlicher und menschlicher Dinge ausbilden konnte! Wenigstens, dünkt mich, wird die Nachwelt so denken müssen; aber so dachten sie nicht, die Zeitgenossen Lessing's. Jeder Vorwurf des Eigendünkels und der einseitigen Denkungsart, den er einigen seiner Glaubensbrüder machte, oder durch seine dramatischen Personen machen ließ, hält ein Jeder für persönliche Beleidigung, die ihm von Lessing widerfahren. Der allenthalben willkomme Freund und Bekannte fand nunmehr allenthalben trockne Gesichter, zurückhaltende, frostige Blicke, kalte Bewillkommnung und kahle Abschiede, sah sich von Freunden und Bekannten verlassen, und allen Nachstellungen seiner Verfolger bloßgestellt. Sonderbar! Unter den abergläubigsten Franzosen hatte Candide für Voltaire bei weitem die schlimmen Folgen nicht, zog ihm diese Schmähschrift auf die Vorsehung bei weitem die Feindschaft nicht zu, die sich unter den aufgeklärtesten Deutschen Lessing durch die Vertheidigung derselben, durch seinen Nathan, zugezogen, und teurig sind die Wirkungen, die dieses in seinem Gemüthe hervorbrachte! Lessing, der aller seiner gelehrten Aehnlichkeiten ungeachtet, immer noch der angenehmste Gesellschafter, der leblichste Tischgesellschafter gewesen, verlor nunmehr seine joviolische Laune völlig, ward zu einer schläfrigen, gefühllosen Maschine." — „Halten Sie ein, Freund!" fiel ich ihm hier in das Wort, „verschonen Sie mich mit dieser melancholischen Erinnerung" — „Schon recht," sagte er, „Sie ist trostlos, diese melancholische Erinnerung, und gehört auch überhaupt jetzt nicht zu meinem Vorhaben. Ich wollte nur anführen, was Lessing für die Wahrheiten der Vernunftreligion gethan und gelitten, und was für Verdienste er sich um alle Freunde und Bekennee derselben erworben. Ein solcher Mann sollte uns zu verehrungswerth sein, um ihn zur Vertheidigung des Irrthums zu mißbrauchen. Wollen Sie Ihren Freund in Ihren philosophischen Unterhaltungen nach Antheil nehmen lassen, so geben Sie ihm wenigstens keine schlechtere Gesinnung, als er selbst zu erkennen gegeben. Lassen Sie ihn keine Irrelehre vertheidigen, von der er doch sehr weit entfernt sein mußte." — „Sie denken also wol," sprach ich, „Lessing würde sich nach seinem Charakter gefreut haben, den Pantheismus oder Spinozismus durch mich gestürzt zu sehen, ich möchte es mit guten oder schlechten Gründen gethan haben?"

„Dieses nun zwar eben nicht."

„Dieses so weit entfernet, daß es vielmehr geradezu in seinem Charakter war, sich einer jeden verfolgten Lehre anzunehmen, er mochte ihr zugethan, oder nicht zugethan sein, und allen seinen Scharfsinn aufzubieten, um noch etwas zu ihrer Rechtfertigung vorzubringen. Der irrigste Satz, die ungereimteste Meinung durfte nur mit seichten Gründen bestritten werden, und Sie können versichert sein, Lessing würde sie in Schutz genommen haben. Geist der Untersuchung war bei ihm Alles. Mit seichten Gründen behauptete Wahrheit, pflegte er zu sagen, ist Vorurtheil; nicht minder schädlich, als offenbarer Irrthum, und zuweilen noch schädlicher; denn ein solches Vorurtheil führt zur Trägheit im Nachforschen, und tödtet den Untersuchungsgeist. Ich bin versichert, wenn die Beurtheiler der Fragmente sie mit schlechten Gründen vertheidigt hätten, Lessing wäre der erste gewesen, sie zu bestreiten."

„Ich habe das Lob unsers Freundes", fuhr ich fort, „aus Ihrem Munde mit inniger Erbauung vernommen. Ach! es ist tröstlich, bei aller Gleichgültigkeit oder Unanständigkeit des großen Haufens höchst tröstlich, das Andenken solcher Wohlthäter in edlen Gemüthern so frisch erhalten und Frucht bringen zu sehen. Auch lobe ich den Eifer, mit welchem Sie sich der Religionsgrundsätze dieses Weltweisen annehmen. Ich erkenne von ganzem Herzen die Aufrichtigkeit und Redlichkeit seiner Gesinnung, so oft von den wichtigsten Wahrheiten der Religion die Rede ist, und gleichwol halte ich es nicht für nöthig, seinem Geist um Vergebung zu bitten, daß ich ihn zur Vertheidigung des Pantheismus heraus bemühet habe. Ohne demselben zugethan zu sein, konnte es sich, so wie ich ihn gekannt habe, selbst eines Irrthums mit Eifer annehmen, wenn die Gründe nicht hinreichend waren, mit welchen man ihn bestreiten wollte."

Thomas Abbt.

Thomas Abbt, geb. den 25. Nov. 1738 in Ulm, besuchte die Schulen seiner Vaterstadt und ging gut vorbereitet 1756 nach Halle, um nach dem Willen seiner Aeltern Theologie zu studiren. Doch zog ihn diese wenig an, und er betrieb vorzüglich Philosophie und Mathematik, so wie die schönen Wissenschaften, zu deren Studium ihn wahl zunächst der Professor Baumgarten anregte, in dessen Haus er eine Zeitlang wohnte. Er erwarb sich schon im J. 1758 die Würde eines Magisters, worauf er selbst Vorlesungen zu halten begann, die ihm bald solchen Ruf gewannen, daß er im J. 1760 als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Frankfurt a. d. O. und 1761 als ordentlicher Professor der Mathematik nach Rinteln berufen wurde. Ehe er dahin zog, hielt er sich ein halbes Jahr in Berlin auf, wo er mit Mendelssohn und Nicolai bekannt wurde, mit welchen er bis zu seinem Tode einen lebhaften Briefwechsel führte. Im J. 1763 machte er eine Reise durch das südliche Deutschland, die Schweiz und einen Theil von Frankreich, bei welcher Gelegenheit er die bedeutendsten Männer der Zeit persönlich kennen lernte. Nach seiner Rückkehr erhielt er einen zweifachen Ruf nach Marburg und nach Halle, da ihm aber das akademische Leben nicht

mehr behagte, zog er es vor, die Stelle eines Hof-Regierungs- und Konsistorialraths in Bückeburg anzunehmen, die ihm der Graf von Schaumburg-Lippe anbot. Doch sollte er sich der angenehmen Stellung nicht lange freuen, er starb an den Folgen einer Hämorrhoidalkolik am 3. Nov. 1766 im 28. Jahre seines Alters.

Abbt konnte bei seinem allzufrühen Tode seine großen Talente nur unvollkommen entwickeln, und wir müssen daher seine Schriften weniger nach dem beurtheilen, was sie sind, als nach den Keimen, die in ihnen liegen, Keime, aus denen die trefflichsten Früchte hervorgegangen wären, wenn sie sich hätten entfalten können. Nicht bloß seine nähern Freunde, zu denen er die trefflichsten Männer seiner Zeit rechnen durfte, und nicht bloß seine Zeitgenossen erkannten seine Tüchtigkeit, auch Spätere, unter denen wir vor Allen Schiller nennen, fanden in seinen Schriften „wahres, echtes Gold des Genies"; ja Schiller war der Ueberzeugung, daß „wer in seine Ideen hineinzöge, und gewisse hingeworfene Gedanken verarbeiten wollte, eine große Provinz in der spekulativen praktischen Psychologie aufklären würde". Was Schiller aber am meisten zu Abbt hinzog, war, daß er in diesem eine verwandte Natur erkannte, und in ihm die „Mischung von Speculation und Feuer, Phantasie und Ingenium, Kälte und Wärme" wiederfand, die er an sich selbst beobachtet hatte (Brief an Körner v. 15. April 1786). Abbt war ohne Zweifel ein scharfsinniger Kopf, aber die bloße abstracte Speculation widerstrebte einer andern Seite seines Wesens, welche ihn zur praktischen Thätigkeit drängte, weshalb er den Beruf eines Fachgelehrten so freudig mit dem eines Staatsmanns vertauschte, in welchem er gewiß höchst Bedeutendes gewirkt hätte, wenn ihm ein längeres Leben gegönnt gewesen wäre. Deshalb haben seine Schriften, wenn sie auch vorzugsweise philosophische Fragen behandeln, eine praktische Grundlage oder einen praktischen Zweck. „Schreibt für den Bürger!" ruft er den prosaischen Schriftstellern zu (Lit. Briefe 15, 141), und in diesem Worte ist die Absicht seines ganzen schriftstellerischen Wirkens ausgesprochen. Aber freilich mußte er als Deutscher bei den damaligen Staatsverhältnissen seinen Stoff auf die engsten Gränzen zurückführen; „die Engländer (sagte er a. a. O.) schreiben beständig für ihr Volk, aber diesen können wir freilich nicht nachahmen, die Gründe dagegen fallen jedem selbst in die Augen." Er beschränkte sich daher auf die Darstellung der gesellschaftlichen Verhältnisse, und nur in seiner ersten größeren Schrift, die er noch in Frankfurt a. d. O. schrieb „Vom Tode fürs Vaterland" (Berl. 1761) nahm er einen höheren Standpunkt ein. Der gewählte Stoff war freilich der einzige der Art, den er ohne Gefahr behandeln konnte, allein es war schon verdienstlich, diesen einzigen möglichen Stoff herauszuheben, ihn dem gesammten Volke vorzutragen, und dieses auf solchem Wege zur Besprechung einer allgemeinen politischen Angelegenheit zu veranlassen. Zudem ist die Art und Weise, wie er seine Abhandlung beginnt, äußerst merkwürdig, bezeichnend für ihn und die ganze Zeit. Er eröffnet sie nämlich mit der Untersuchung, ob man in Monarchien von einem Vaterlande sprechen könne, weil „die Meynung fast durchgängig angenommen sey, daß nur ein Republikaner auf ein Vaterland stolz thun könne". Er bestreitet zwar diese Meinung, doch ist es deutlich genug, daß er ihr in der That auch zugethan ist, und indem er die ganze Darstellung auf die große Persönlichkeit Friedrichs II. baut, ist es klar, daß er sich von dieser verführen ließ, die besondere Erscheinung mit dem Wesen der Monarchie zu verwechseln.

Diese republikanische Gesinnung zeigt sich beinahe noch entschiedener in seiner zweiten Hauptschrift „Vom Verdienste" (Berl. 1765); sie liegt der ganzen Abhandlung wesentlich zum Grunde, indem er das Verdienst nicht nach den gewöhnlichen Anschauungen, sondern nach dem bemißt, was man für das Volk, und für dessen geistige, sittliche und bürgerliche Hebung thut; und wir müssen hiebei namentlich die Unparteilichkeit und die Höhe der Gesinnung bewundern, mit welcher er die Verdienste der Schriftsteller beurtheilt, unter denen er die am höchsten stellt, welche den wohlthätigsten Einfluß auf das Volk haben. Als solche pries er mit wahrhaft begeisterter Ueberzeugung die Schriften eines Arndt und Scriver, denen gegenüber er mit scharfen, aber wahren Zügen die Nichtswürdigkeit der pietistischen Traktätlein entgegenstellte. Als Ganzes betrachtet ist die Schrift „Vom Verdienst" keineswegs unbedingt zu loben, sie ist namentlich viel zu systematisch abgefaßt, als daß sie sich zu kunstmäßiger Form erheben könnte; dagegen bietet sie eine große Menge von vortrefflichen Stellen dar, und ist nicht nur reich an bedeutenden und fruchtbaren Gedanken, sondern auch durch glücklich angebrachte Mittheilung von geschichtlichen Thatsachen belebt. In Bezug auf die Darstellung übertrifft sie die erste bedeutend, namentlich in der zweiten Auflage (Berl. 1767), da Abbt die Bemerkungen seiner Freunde, besonders Mendelssohns, der eine wahrhaft väterliche Zuneigung zu dem vortrefflichen jungen Manne gefaßt hatte, nicht nur verständig aufnahm, sondern auch redlich benutzte und die ursprünglichen Fehler seines Styls

glücklich beſiegte, ſo daß in ſeinen ſpäteren Schriften das Eckige und Gezwungene, oft ſelbſt Geſchmackloſe, von einer einfachen, durch Kraft, Kürze und Klarheit erfreuenden Darſtellung verdrängt wird, und es iſt in dieſer Beziehung vorzüglich ſeine Ueberſetzung einiger Abſchnitte des Salluſtius (Stadthagen 1767) zu erwähnen.

Abbt hat ſich auch als Theilnehmer an den „Literaturbriefen" nicht unbedeutende Verdienſte erworben; ohne Leſſing zu erſetzen, an deſſen Stelle er trat, hat er doch durch ſeine Arbeiten zur Verbreitung geſunder Anſichten über Geſchichtſchreibung, über politiſche und kirchliche Verhältniſſe weſentlich beigetragen, und ſelbſt ſeine kritiſchen Anzeigen von dichteriſchen Werken ſind nicht ohne Werth; denn wenn er auch keine neuen ſchöpferiſchen Ideen vortrug, wie Leſſing, ſo hat er ſich doch die höhere Anſchauung der Kunſt mit Verſtand angeeignet und ſie mit Glück zur Anwendung gebracht.

Aus der Abhandlung „Vom Verdienſte".

II. Hauptſt. III. Art. Vom Verdienſte des Schriftſtellers, Künſtlers und Predigers.

— — — Ganz oben an ſtelle ich die Erbauungsſchriften, die mit einer wahren Salbung, das heißt, nach dem Sinne der Religion zum Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft, und zum Heil der Seelen, rührend für das Herz und einleuchtend auch für den gemeinſten Verſtand, geſchrieben werden. Von ſolchen Schriften nur kann man mit Recht ſagen, daß ſie für das Publikum ausgearbeitet ſeyen; und auch dem Publikum nützen. Denn was für ein Publikum haben wohl alle witzige Heeren und Schriftſteller? Man überrechne es einmal. Setzt zwanzig Millionen Menſchen für Deutſchland. Die witzigſte Schrift unter uns hat kaum achtzigtauſend Leſer. Alſo iſt ein ſolches Publikum der 250ſte Theil von Deutſchland, und die ſogenannten nützlichſten Wochenſchriften ſind immer 19 Millionen und 920tauſend Deutſchen unbekannt. Der Handwerksmann braucht ſein Geld zu andern und nöthigern Ausgaben, als daß er jedes Jahr etliche Thaler zu deren Ankauf anwenden könnte. Dagegen aber haben ſich in ſeiner Familie einige Schriften heraufer geerbt, oder ſeine Frau hat ſie ihm als einen Theil ihres Brautſchatzes mitgebracht. Von dieſer Art ſind die Schriften eines Arndts, eines Scrivers, und andre; indem faſt jedes Land ſeine eigenen Erbauungsbücher hat. Dieſe Schriften lieſet der gemeine Mann; in dieſen erbauet er ſich. Sie und ſein Morgen- und Abendſegenbuch (worüber ſchon ſo oft und ſo unvernünftig geſpottet worden,) haben dem Lande und dem Herrn gar häufig, ja vielleicht zu unzähligen malen, die wichtigſten Dienſte geleiſtet. Wenn der Fürſt ohne ſeine Diener Bluthunde und Geldpreſſer ſind, wenn ſie dem fleißigen Handwerker nicht nur ſeinen Sparpfennig, ſondern auch ſeinen Zehrpfennig wegnehmen, was hält ihn denn von der Verzweiflung zurück? Und o! was bewahrt dann dieſe Meuchenquäler vor der gewaltthätigen Hand, die oft, wie unſichtbar, durch Wachen und Mauern durchgedrungen iſt? Was, vor dem tödtlichen Bley, das durch die Luft ziſchet, wo es weder Wälle noch Waffen mehr von der Bruſt des Wütterichs abhalten? — nichts als die Gottesfurcht, die in das Herz des gedrückten Bürgers und des geplagten Bauers hineingeprediget worden. Der arme Städter, der arme Landmann, nimmt ein Familienbuch in die Hände, und tröſtet ſich in ſolchen trüben Tagen aus dem faßlichen und rührenden Vortrage des Lehrers mit der Ausſicht in ein ewiges Leben; mit der kurzen Dauer aller zeitlichen Leiden, und mit dem Verſprechen, daß er einen Vater im Himmel habe, der ihm in ſeinen Zuſagen beſſer Wort halten werde, als ſein meineidiger Landesvater. Sein Abendſegen, den er mit ſeinem ganzen Hauſe lieſet, beruhigt ihn mit dem Schutze Gottes, in den er ſich und alles, was ihm angehört, übergeben hat. Und indem er den Tag auch wieder mit dem Gebete anfängt: ſo kömmt dadurch eine gewiſſe Ruhe in ſeine Leidenſchaften; eine gewiſſe Gelaſſenheit in ſein Thun, wodurch ſeine Nachdenk und ſeine Obern Sicherheit erhalten. Aber nicht nur Gelaſſenheit; auch Muth und Freudigkeit erwächſet dadurch bey ihm.

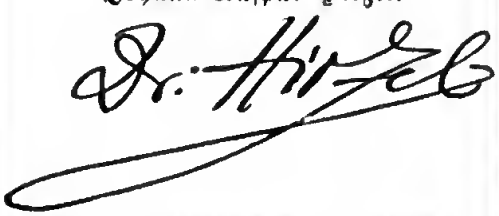
Das erbauliche Lied, welches das preußiſche Heer auf dem Wege, zum Angriff bey Liſſa, ſang, war zehen Heldengedichte, und auch eben ſo viele Bataillone werth.

So was wirkt nun an den vielen Seelen! O ihr Herren Moraliſten ſamt und ſonders! ihr zierliche, witzige Schriftſteller, das thut ihr nicht! Dichter, vom unterſten Nachtgedankenſchmierer, bis zu Youngen und Klopſtocken hinauf, das thut ihr nicht; ihr heilige Redner vom ſchönlallenden Kandidaten bis zu Moſheimen hinauf, das thut ihr nicht! Geſetzt auch, daß eure Schriften dem gemeinen Manne verſtändlich wären: woher ſoll er zweyhundert Thaler nehmen, um ſie ſich anzuſchaffen? woher die Zeit nehmen, um ſie zu leſen? Aber ſie ſind ihm nicht einmal verſtändlich. Es hat ſich in der feinern Welt nach und nach eine Sprache aus der Metaphyſik und andern Wiſſenſchaften eingeführt; es haben ſich Redensarten aus andern Sprachen in die unſrige eingeſchlichen, die jeder ſtanreiche Schriftſteller brauchen will und brauchen muß, die aber der gemeine Mann nicht verſteht, wenn er ſie auch zu verſtehen ſcheint. Er iſt immer noch achtzig, hundert Jahre zurück, ſeine Bibel, ſein Catechismus, ſeine alte Bücher, ſein täglicher Gebrauch enthalten den ganzen Umfang der Begriffe und Ausdrücke, die ihm bekannt und geläufig ſind. Was davon abgehet, iſt für ihn eine fremde Sprache, die er weder Geſchicke, noch Muße, noch Geduld hat zu erlernen; — die ihm auch nicht nöthig iſt. Ich habe ſchon zweymal unſre Bibel genannt. Wenn man ſie auch nur aus dem Geſichtspunkte der unter dem großen Hauſe geſtifteten Gebauung betrachtet: ſo iſt ſchon das Verdienſt ihrer heiligen Verfaſſer ganz überwiegend. Troſt fließt aus ihr für die Bekümmerten, und Erquickung für die Matten. Sie hält gerechte Vergeltung vor allem Fleiſche, um den Unterdrückten zu heben, und den Hoffärtigen zu fällen. Da ſie zum Grunde legt, daß kein Anſehen der Perſon vor Gott gelte, auch nicht der Unterſchied der Geiſtesgaben: ſo bekömmt der Arme Muth, und der Einfältige Dreiſtigkeit. Wenn der Niedrigſte im Volke ſeine Bibel vor ſich hat, das Wort ſeines Gottes: ſo iſt es ihm, als ob ſchon der letzte Gerichtstag herangebrochen wäre. Sein Fürſt und ſein Beamter ſtehen mit ihm gleich niedrig vor dem Throne deſſen, der erhaben iſt über alles Fleiſch, der ſich der Witwen annimmt und die Waiſen gnädig anblickt; der Könige wegſchleudert von ſeinem Angeſichte, und die Gewaltigen von der Wurzel reißt und ſie zerſtreuet wie verwelkte Roſenblätter. Diß giebt ihm Geduld, den Abend vollends zu erwarten, wenn er auch ſchon Gewalt leidet, und, indem er zu ſeinem Gott ſeufzet, die grauſame Narren muß laut ſprechen hören: „es iſt kein Gott!"

Der Nutzen unſerer Bibel würde freylich nicht ſo ausgebreitet ſeyn, wenn wir ſie nicht durch einen wohlfeilen Druck in die Hände des gemeinen Mannes gebracht hätten. Man kan wohl ſchwerlich die Wichtigkeit und das Verdienſtliche der kanſteiniſchen Anſtalt am hällſchen Waiſenhauſe würdig genug preiſen. Dieſes Haus hat allein durch die Veranlaſſung und Beförderung dieſer Anſtalt den preußiſchen Staaten und dem ganzen Deutſchlande unſchätzbare Vortheile verſchaffet. Wäre es denn nicht möglich, dieſe Vortheile durch einen wohlfeilen Druck allgemein eingeführter Erbauungsſchriften noch zu vermehren? Könnte kein vornehmer oder reicher Mann bewogen werden, neben den vielen Preiſen, die zur Aufmunterung der Landwirthe und Künſtler ausgeſetzet ſind, auch einige Koſten an die Auflagen ſolcher Schriften zu wenden? wäre es nicht dahin zu bringen, daß in jedem Amte den ärmſten Brautleuten dergleichen Bücher umſonſt als ein Hochzeitgeſchenk mitgegeben würden, und daß die Prediger bey jedem neuen Ehepaare nachfrügen, ob ſie unter dem übrigen Hausgeräthe auch mit einer Bibel und mit einer oder zween erbaulichen Schriften

verſehen wären? Aber noch einmal, um alles willen, was uns leid iſt! man lerne ja vorher recht, was erbaulich heiße? Nicht das unſinnige wieder gekäuete, und eckelhaft in einander gedrehte Geſchwätze über den ſogenannten Durchbruch der Gnade; nicht das alberne Zeug von den Erfahrungen, die man dabey will gemacht haben; nicht die heuchleriſche Schmeicheleyen, die man ſich ſelbſt dabey ſagt, und der ganze Unrath, der von Dummheit ausgebrütet, von Stolz vermehret und von Neid herausgeſpeen wird; nicht dieſes macht die Erbauung aus. Finſtre graulame Menſchenbetrüger! wahnwitzige Dammkörfe! auf denen der doppelte Fluch ruhet, daß ſie nämlich nicht denken ſollen, und doch ſchreiben wollen! man darf ſie nur auf einen einzigen Probierſtein legen, um ſie falſch zu finden. Kann man nach ihren Regeln ein Chriſt ſeyn, und zugleich ein fleißiger, nützlicher Bürger? Kann man, wie ſie es verlangen, in der unthätigen Wachſamkeit über ſeine innere Kampfveränderungen verharren, und doch ſeines Berufes warten? unmöglich. Nun iſt aber das letztere befohlen. Alſo iſt ihre Forderung bloßer Tand; eine Religion, die nur für nite fauilenzende Fränlen, und andere Perſonen aus eben derſelben Klaſſe eingerichtet iſt; die ſchwachdenkenden Seelen aus nichtsthuende Leiber zu Brüdern und Schweſtern von einerley Stoffe und Berufe zum Beiſpiele fährt, damit ſie von der Gnade ſchwätzen können und von der Ruchloſigkeit ihres Nächſten; von dem Verderben, dem ſie entgangen ſind, und das nur andre wartet; von den Lüſten, mit denen ſie auch noch in ihrem Alter kämpfen, und von den Schwachheiten, darein junge Weltkinder verfallen. Kurz, weder die Metaphyſik über das menſchliche Herz, noch das alberne Zeug ohne Philoſophie über daſſelbe iſt für den gemeinen Mann zugerichtet. Er braucht beydes nicht. Treu und fleißig in ſeinem Berufe wandeln; ſeinen Obern gehorchen, ſeinen Lüſten und Begierden nicht fröhnen; auf Gott vertrauen; in ihm ſeine Freude und Beruhigung ſuchen, einer fröhlichen Zukunft des Herrn in einem ehrbaren Wandel der Seinigen warten mit gutem Gewiſſen; diß muß er lernen; diß muß ihm erklärt werden; davon überzeuge man ihn; darinn wird ſeine Erbauung beſtehen, die ſeinen Nebenmenſchen und ſeiner eigenen Seele nützlich iſt. Keine Sänger an ſtatt der Arbeiter! keine Beſuche und Gewiſſensfragen ſich auflöſen zu laſſen, an ſtatt der Berufsgeſchäfte; keine eingebildete Anfechtungen nur ſtatt des Schweißes im Angeſichte, keine Selbſterfahrne an ſtatt der Bürger, die der Obrigkeit ihre Abgaben richtig geben; kurz, kein ſeufzendes Geſindel an ſtatt rechtſchaffener Unterthanen, die ſich und andern zu gut leben. Wandel! Wandel! chriſtliche Bürger! und bürgerliche Chriſten.

Johann Kaſpar Hirzel.



Wenige verdienen den Namen eines Volksſchriftſtellers mit dem nämlichen Recht als Johann Kaſpar Hirzel, der in neuerer Zeit nur zu ſehr vergeſſen wurde. Derſelbe wurde am 21. März 1725 in Zürich geboren; er brachte einen Theil ſeiner erſten Jugend auf dem Lande zu, was nicht ohne bleibenden Einfluß auf ſeine Geiſtesrichtung blieb. Von ſeinem 15. Jahre an beſuchte er die Unterrichtsanſtalten ſeiner Vaterſtadt, an denen er ſein Berufsſtudium, die Medicin, begann, neben welchem er ſich jedoch auch unter Bodmers und Breitingers Leitung philoſophiſchen und hiſtoriſchen Studien widmete. Im J. 1755 ging er nach Leiden, um ſeine mediciniſchen Studien fortzuſetzen, und 1746 nach Berlin, wo er mit Kleiſt, Lange und Sulzer vertraute Freundſchaftsverhältniſſe knüpfte. Im folgenden Jahre kehrte er mit einem reichen Schatze tüchtiger Kenntniſſe in die Heimat zurück; er erwarb ſich bald eine ausgebreitete Praxis, gewann durch ſeine geſchickte Behandlung der Krankheiten das allgemeine Vertrauen ſeiner Mitbürger, in Folge deſſen er von verſchiedenen mediciniſchen Behörden gewählt und 1763 zum Mitglied des Großen, 1778 des Kleinen Raths und ſpäter des Geheimen Raths ernannt wurde. Im J. 1761 ſtiftete er mit Iſelin und ſeinem Bruder Salomon*) die helvetiſche Geſellſchaft (S. 683). Die ſchweizeriſche Revolution entfernte ihn von den Staatsgeſchäften; doch behielt er die Stelle im Kirchenrath, ſo wie das Präſidium des Sanitätscollegiums, und übernahm außerdem wieder die Leitung des großen Kantons-Spitals, die er im J. 1791, als er ſich zum zweitenmale verehelichte**), ſeinem durch gemeinnütziges Wirken bekannten Sohne Johann Kaſpar überlaſſen hatte. Er ſtarb den 19. Febr. 1803.

Hirzel, deſſen hiſtoriſche Arbeiten früher erwähnt worden ſind (S. 682), hat ſich vorzüglich durch ſeine Schrift „Die Wirthſchaft eines philoſophiſchen Bauers", (in den Abhandlungen der Zürcheriſchen naturforſchenden Geſellſchaft Nr. 1, ſpäter in beſonderm Abdruck mit Nachträgen. Zür. 1774).

Dieſer Bauer, ein gewiſſer Jakob Guyer von Wermatſchweil, der durch Hirzel und ſpäter durch Lavater unter dem Namen Kly Jogg (d. i. kleiner Jakob), bekannt wurde, hatte Hirzels Aufmerkſamkeit erregt, weil er durch eigenes Nachdenken und ohne alle Anleitung, ohne ſich durch den Spott ſeiner Nachbarn oder den Tadel ſeiner Freunde und Hausgenoſſen irre machen zu laſſen, in der Bebauung ſeiner Güter zu eben ſo neuen als fruchtbaren Anſichten gelangt war und ſeine Landwirthſchaft in einem bewundernswürdigen Grade vervollkommnet hatte. Als Hirzel ihn näher kennen lernte, fand er in ihm einen Mann von ſeltenen Geiſtesgaben und eben ſo ſeltener Tüchtigkeit des Charakters, und er mußte je länger je mehr deſſen wahre Lebensweisheit, die ſich ſchon in der vortrefflichen Leitung ſeines Hausweſens kund gab, ſeine klare Anſchauung der menſchlichen Verhältniſſe und ſeine von aller Frömmelei und allem Schein entfernte Frömmigkeit bewundern. Dieſen ſeltenen Mann ſchilderte Hirzel in der angeführten Schrift mit einer dem Gegenſtande angemeſſenen Einfachheit und Klarheit, welche um ſo wohlthätiger wirkt, als ſie durchgehends von einer tiefgefühlten Begeiſterung für den „ländlichen Sokrates" beſeelt iſt. Die Sprache iſt zwar nicht von ſchweizeriſchen Provinzialismen frei, aber im Uebrigen beinahe untadelhaft, und in einzelnen Stellen ſelbſt ſchön. Durch dieſe auf der lauterſten Wahrheit beruhende Schilderung trug er unſtreitig viel zur richtigen Würdigung des Bauernſtandes bei, indem er

*) Nach Salomon Hirzel (1727—1818) verdient wegen einiger Schriften genannt zu werden: „Denkmal J. Iſelins" (Baſ. 1782), „Edle Züge aus der Schweizergeſchichte" (Baſ. 1806), „Zürcheriſche Jahrbücher" (5 Bde. Zür. 1814—1819), deren letzten Band er in ſeinem 92. Jahre vollendete.

**) Seine erſte Frau iſt die von Klopſtock in der Ode „Der Zürcherſee" geprieſene „Hirzels Daphne".

zeigte, daß wahre Lebensweisheit, Tugend, Vaterlandsliebe und echt republikanischer Sinn kein Vorrecht der gebildeten Stände sei, sie vielmehr gerade bei den untersten Ständen in ihrer reinsten Gestalt erscheine. Auch erregte die Schrift so viel Aufsehen, daß sie bald nach ihrem Erscheinen in mehre Sprachen übersetzt und der Name des bescheidenen Bauers so wie der seines Freundes Hirzel durch ganz Europa verbreitet wurde. Dieser hat übrigens noch mehre kleine Schriften abgefaßt, unter denen die „Rede von dem Einfluß der gesellschaftlichen Verbindungen auf die Beförderung der Vortheile, welche die Naturlehre dem menschlichen Geschlecht darbiet" (1761) besondere Erwähnung verdient, weil die Erfahrung die Tüchtigkeit seiner Ansichten vollkommen bewährt hat.

Aus der „Wirthschaft eines philosophischen Bauers".

Wir lehrn, daß man die Verbesserung der Wirthschaft unsers Landes non der sittlichen Verbesserung seiner Einwohner anfangen müsse, erst dann, wenn die Last zur Feldarbeit bey den Bauren angefeuert worden, sollte man auf Physicalische Mittel denken, den Nutzen der Güter zu vermehren, und die eingeführten Gewohnheiten gegen neue, welche durch genaue Prüfung vortheilhafter gefunden worden, zu vertauschen. Dieses ist die eigenste Meynung dieses redlichen Mannes. „Ach", sagte er oft zu mir, „sie können nicht glauben, wie viel Verbesserungen zuwege zu bringen wären, wenn Herren und Bauren zu dem allgemeinen Besten einander recht helfen wollten, wenn die Bauren mit unhaltendem Fleiß und vernünftiger Einsicht das Erdreich bearbeiteten, unser Land würde für seine Einwohner überflüssige Früchte tragen; aber es fehlt leider an diesen beyden Stücken, die Bauren haben gemeiniglich nicht Vernunfts genug, ihren eignen Vortheil einzusehen, deswegen sollten die Herren, die keinen andern Beruf haben als dem Besten des Landes nachzudenken, den Bauren vorschreiben, was sie zu thun hätten, und sie durch Oberkeitliches Ansehen und Strafen zur Arbeit zwingen. Zu dem End sollten die Oberkeitliche Beamteten auf das Thun und Lassen eines jeden Acht geben, und die Nachläßigen zur Ahndung und Züchtigung anzeigen. Hierbey könten die Herrrn Prediger am meisten ausrichten, wenn sie, in ihren Predigten und Besachungen, die Leute beständig zur Erfüllung ihrer Pflichten vermahnten, und ihnen zeigten, daß sie ihre Gottesfarcht nicht besser an den Tag geben könten, als durch getreue Verwaltung ihres Berufes, und durch Gerechtigkeit gegen den Nebenmenschen, da man jedem giebt, was ihme gehört. Diese Herren sind gemeinlich in ihren Predigten gar zu gelehrt, und geben weitläuftige Erklärungen von den Texten, die der einfältige Bauer nicht verstehet, hingegen sagen sie nicht deutlich und einfältig genug, wie man thun sollte. Die meisten Leute glauben deswegen, es seye mit dem Kirchengehen, singen und beten alles ausgerichtet, und dieses mache es gut, wenn sie durch Müßiggang, Kostbarkeit in Kleidern, unmäßiges Essen und Trinken das übrige verthun, und dann andere zu betriegen suchen. Ich glaube hingegen, es seye gehenmal schlimmer, einen Menschen nur um einen Heller zu betriegen, als eine Predigt zu verlästern. Nur der kan sich den Segen von GOtt versprechen, der in seiner Arbeit getreu ist, und im Schweiß seines Angesichts sein Feld bauet. Ein fleißiger Bauer hat kein Fehljahr, er ist immer zufrieden. Ein Müßiggänger hingegen erwartet alles von dem Himmel, und schreibt es dem Ungtück zu, wenn er weniger einsammlet, als der fleißige. Ueber dieses sollten die Herren Landvögte, die, welche den guten Erinnerungen der Predigern nicht folgen wollten, durch Strafen an Leib und Gut zur Arbeit antreiben, und zu dem End fleißig das Land durchreisen, die Beschaffenheit der Güter mit eignen Augen kennen zu lernen, und zu sehen, wer von den Unterthanen fleißig der Arbeit obliege oder nicht, und mit diesen nach der äußersten Schärfe verfahren; ach GOtt! wenn dieses geschehen würde, man würde sehen, wie glücklich unser Land werden, und wie man an allen Nothwendigkeiten einen Ueberfluß bekommen würde." Er bezeugte über die Hochobrigkeitliche Anleitung, den Viehseuchen durch Verbesserung der Weiden vorzubeugen, eine ungemeine Freude. „Aber", sagte er mir, „jetzt sollte nun beständig darauf und daran seyn, daß diese Ordnungen genau vollstreckt werden, denn wenn man auf dieses hin die Bauren machen läßt, was sie wollen, und ihnen nicht den rechten Ernst zeigt, so wird es schlimmer als vorhin. Es wäre besser, man hätte gar keine Gesetze gemacht, als den Bauren zu erkennen zu geben, daß es mit diesen Gesetzen so strenge nicht gemeynt seye, sie machen sich eine solche Gelindigkeit nur zu leicht zu ihrem eignen und des Landes Schaden zunutze."

Ich versetzte dagegen. „Eure Einfälle, lieber Kleinjogg, sind fürtreflich schön, wenn ihnen nur nicht so viele unübersteigliche Schwierigkeiten entgegenstünden; unser Volk ist sich der Freiheit zu wohl gewohnt, daß es eine so genaue Einschränkung ertragen sollte, die Ausführung erheischet so viele Arbeit, daß es den Beamteten unmöglich wäre, solche in ihrem ganzen Umfang in das Werk zu setzen, wenn nuch federmann die gleichen Einsichten und Willen hätten, welches noch viel weniger zu erhalten scheinet."

„Glaubet mir," sagte er dagegen, „alle diese Schwierigkeiten legen sich nach und nach von selbsten, wenn man die Sachen nur mit dem rechten Ernst angreifet. Ein einziges Beyspiel kan oft auf eine große Menge würcken: habt ihr noch nie gesehen, wie eine widerspennige Heerde Schaafe so leicht folget, wenn nur eines mit Gewalt über die Bragge geführt wird, welch: sie so sehr verabscheueten? Sie können auch versichert seyn, daß die Bauren es zuletzt dankbar erkennen, wenn man sie mit Gewalt zu ihrem Besten führet. Wenn ich so viele Schwierigkeiten vortragen höre, so glaube ich, es seye kein rechter Ernst vorhanden, und man scheue die Arbeit. Man hat mir bey meiner Arbeit auch tausend Schwierigkeiten vorgestellet, man hat meine Unternehmungen als unvernünftig verlachet, ich ließ mich aber nicht abschrecken; wenn ich einmahl überzeugt war, daß mein Vorhaben recht und gut seye, so griffe ich die Arbeit mit Freuden an, und führte sie muthig aus, und GOtt ließe sie nie mißlingen: meine Verächter sahen es bestürzt, und folgten mir in vielem nach, Fraget meine Nachbarn, sie werden gestehen müssen, daß die Sachen am Ende ganz anders herausgekommen, als sie sich im Anfang vorstelleten."

„Freilich ist es so mit eurer Arbeit beschaffen, lieber Kleinjogg; wenn ihr etwas Gutes ausgedacht, so gehet ihr geradewegs darüber hin, und führet es mit euren Händen aus. Bey der Herren-Arbeit gehet es nicht so, man muß erst andere überreden, daß ein Vorhaben an sich recht und gut seye, ehe die Ausführung nur einmal unternommen werden kan, und dann müssen gar viele mit gleichem Eifer daran arbeiten, ehe sich etwas ausrichten läßt."

„Versuchet es," versetzte er, „so viel an euch ist, denket dem besten allemahl fleißig nach, und tragt es mit dem rechten Ernst und Eifer vor, und gebet bey der Ausführung ein Beyspiel der erforderlichen Treue und Arbeitsamkeit, der Segen kan unmöglich zurück bleiben, immer wird etwas weniges ausgerichtet, und auch der kleinste Erfolg muntert zu neuem Eifer und Nachahmung auf. Morgen und Uebermorgen kommt immer etwas weniges hinzu, und so wächst endlich das Werk zu seiner Größe an. Ich habe meine Güter auch nicht auf einmahl verbessern können, es verflossen Jahre, ehe man den Nutzen bemerkte, aber ich ließe darum nicht nach. Ihr beforget, anderer Beyfall zu erhalten, glaubet ihr denn nicht, daß

die guten und gerechten Sachen nothwendig gefallen müssen? es steckt etwas in uns, das gerade ja sagt, wenn man uns die Wahrheit predigt, so ungerne als man sie zuweilen hört. Lasset nur nicht nach, zuletzt schämen sich alle, den Beyfall zu hinterhalten."

„Aber ihr werdet durch den guten Erfolg im Eifer zur Arbeit beständig ermuntert, jeder Schlag von eurem Karst führt etwas von eurem Vorsatz uns; bey der Herrenarbeit ist oft alle Mühe völlig verlohren, wenn der bestgemeynte Vorschlag verworfen wird: dieses macht die Seele kleinmüthig, und löschet den Eifer aus, man läst es endlich gehen, wie es will, weil doch nicht zu helfen ist."

„Eben das ist nicht recht," sagte er darauf, „eben da sollte man seine Kräfte verdoppeln, weil man dadurch von der Nothwendigkeit seiner Hülfe überzeugt wird, die Beruhigung des Gewissen, dasjenige gethan zu haben, was man zu thun schuldig war, ist der beste Lohn. Vertrauet euch auf GOttes Vorsehung, eine fehlgeschlagene gute Handlung, kan noch zu einer andern Zeit gesegnete Früchte bringen: ich habe schon oft bey wiedriger Witterung alles verlohren geschätzt, und doch zur Erndtezeit noch einen ziemlichen Segen eingesammlet. Wer sich in gerechten Unternehmungen auf GOttes Vorsehung verläst, ist, nach des Apostels Ausspruch, in der Hoffnung selig. Man sage mir, was man will, wenn man recht mit Eifer gethan hat, was man hat thun sollen, und können, so ist der Segen am Ende niemahls außen geblieben."

Wie helle leuchtet hier die Wahrheit von dem Ausspruch Socrates in die Augen, daß man nirgends besser, die Gerechtigkeit und die Kunst zu regieren erlernen könne, als bey dem Feldbau.

Justus Möser.

Justus Möser, den wir schon als trefflichen Geschichtschreiber haben kennen lernen (S. 692), hat außer seinen „Osnabrückischen Geschichten" und den Aufsätzen, von denen hier vorzugsweise die Rede ist, noch manche kleinere Abhandlungen und Schriften verfaßt, von denen wir schon den „Harlekin" (S. 609) nebst dessen praktischem Kommentar „Harlekins Hochzeit" (S. 619) und die gegen Friedrich II. gerichtete Schrift „Ueber deutsche Sprache und Literatur" (S. 652) erwähnt haben. Andere übergehen wir, so bedeutend und interessant sie auch sind, weil sie doch mehr oder weniger in den Kreis derjenigen Aufsätze gehören, welche wir hier näher betrachten wollen und die unter dem Titel „Patriotische Phantasien (4 Thle. Berl. 1775—1786) von seiner Tochter J. W. J. v. Voigt herausgegeben wurden; wir rechnen übrigens dazu noch andere Aufsätze ähnlicher Art, welche zuerst theils in den „Vermischten Schriften" (2 Bde. Berl. 1797—98), theils in der neuesten Ausgabe von „Mösers sämmtlichen Werken" (10 Bde. Berl. 1843) mitgetheilt wurden. Diese Aufsätze erschienen zum größten Theil während der Jahre 1767—1782 in den „Beilagen zu den Osnabrücker Intelligenzblättern". Möser hatte bei ihrer Abfassung, wie er selbst berichtet, vornämlich die Absicht, das Volk seines Landes, an dessen Regierung er einen nicht unwichtigen Antheil nahm, mit den öffentlichen Angelegenheiten und mit der Art und Weise, wie diese verwaltet würden, bekannt zu machen, damit jeder Bürger glauben solle, es würden die öffentlichen Anstalten auch seinem Urtheile vorgelegt, damit er sich hierin fühlen, sich heben und mit dem Gefühl seiner eigenen Würde auch einen hohen Grad von Patriotismus bekommen solle; er wünschte es durch seine Mittheilungen dahin zu bringen, daß die Gesetze und ihr Geist lebhaft in den Geist jedes Bürgers dringen möchten. Denn, fährt er (S. Vorr. zum 2. Bde. der Patriot. Phantasien) fort, „es schien mir nicht genug, daß ein Land mit Macht und Ordnung beherrscht wird, sondern es sollte dieser große Zweck auch mit der möglichsten Zufriedenheit aller derjenigen, um derentwillen Macht und Ordnung eingeführt sind, erreichet werden; der wichtigste und furchtbarste Staat, der sich auf Kosten der allgemeinen Zufriedenheit erhalten mußte, war nur dasjenige nicht, was er nach der göttlichen und natürlichen Ordnung seyn sollte".

Unterscheidet sich Möser von F. K. v. Moser schon darin, daß er den mannigfaltigsten Stoff vorüberführt, während dieser sich meistentheils auf Darstellung der Zeitereignisse oder derjenigen Verhältnisse beschränkt, welche die höhere Staatsverwaltung betrafen, so gehen beide Männer noch mehr aus einander, wenn sie verwandte Stoffe darstellen. Möser bleibt nämlich, wenn ich mich so ausdrücken darf, an dem Gegenstande kleben, den er behandelt, er nimmt die Erscheinung auf, wie sie sich im Leben darbietet, und zeichnet sie mit scharfen, charakteristischen Zügen, indem es ihm vor Allem daran liegt, ihren Widerspruch mit den Gesetzen des natürlichen Rechts lebendig hervortreten zu lassen. Dagegen suchte Möser jede Erscheinung auf ihren Ursprung zurückzuführen und die Gründe ihres Entstehens aufzusuchen, woraus sich dann ergeben mußte, daß gar Manches, welches ohne Rücksicht auf dessen organische Entwickelung als falsch oder verderblich erschien, sich bei tieferer Betrachtung in einem ganz andern Lichte zeigte. Wir dürfen nicht läugnen, daß er sich dabei oft von äußerlichen Rücksichten leiten ließ, wie ihm denn seine Stellung, um sie und die damit verbundene äußerst glückliche Wirksamkeit nicht zu gefährden, nicht erlaubte, gegen manches Herkommen oder manche bestehende Einrichtung, wie z. B. die Leibeigenschaft, so entschieden aufzutreten, als man von ihm hätte erwarten sollen und er es wohl selbst gewünscht hätte; aber im Ganzen beruhte doch seine Anschauung auf der tief begründeten, durch das Studium der Geschichte und die Anschauung der englischen Zustände genährten Ueberzeugung, daß sich das Volks- und Staatsleben folgerecht aus den ursprünglichen Verhältnissen entwickeln müsse, daß jede von Außen hereingebrachte Neuerung, selbst wenn sie an sich gut sei und auf den richtigsten Grundsätzen beruhe, doch keinen rechten Bestand haben könne und mit der Zeit zum Verderben ausschlagen müsse. Wenn er daher die von Frankreich herübergebrachten Ideen bekämpfte, so geschah es nicht, weil er ein Feind der Freiheit gewesen wäre, sondern vielmehr, weil er sie der wahren Freiheit für nachtheilig hielt, weil er überzeugt war, daß sie eine naturgemäße Entwickelung der Freiheit hindern müßten. Und die Erfahrung hat nur zu deutlich bewiesen, daß die in Frankreich verkündeten abstrakten Systeme die Ergebnisse nicht gehabt haben, die man von ihnen hoffte; auf die erste Republik folgte der Despotismus Napoleons, und da die zweite an den nämlichen Grundgebrechen litt, mußte sie ähnliche Wirkung haben. Möser bekämpfte die französischen Ideen aus dem nämlichen Grunde, der ihn zur Bekämpfung des römischen Rechts beseelte: er wollte vor Allem und in Allem selbstständige, nationale Entwickelung, und verlangte diese

Selbstständigkeit nicht bloß für das gesammte deutsche Volk, sondern für jeden Stamm, für jeden noch so kleinen Theil desselben. Daher war er ein abgesagter Gegner der Einheit und Centralisation, und war mit Recht der Ansicht, daß der „Hang zu allgemeinen Gesetzen und Verordnungen der gemeinen Freiheit gefährlich sei" (3). Der Staat war ihm nicht eine leblose Maschine, die man nach diesen oder jenen Grundsätzen bauen könne, sondern ein lebendiger Organismus, als dessen Seele er das Volk in seiner Gesammtheit ansah. Auf dieser Grundanschauung beruhte seine beredte Vertheidigung der Sitten und Gebräuche des Volks, in denen er theils die poetischen, theils sittlichen Elemente erkannte, auf ihr beruhte seine Ueberzeugung, daß ein wohlgeordneter Staat auf dem Selbstregieren der Gemeinden, Gaue und Bezirke gegründet sein müsse, aus ihr endlich läßt sich erklären, warum er, in dessen Augen das Staatsleben so hohe Wichtigkeit hatte, daß er Alles vom Standpunkte desselben auffaßte, doch keineswegs den Menschen im Staate wollte untergehen lassen, vielmehr von diesem verlangte, daß er die allseitige Entwickelung der Menschen möglich mache und befördere.

Allerdings bildet die Besprechung der öffentlichen Angelegenheiten einen nambaften Theil der „Patriotischen Phantasien", aber sie beschränken sich keineswegs darauf, sondern verbreiten sich über Alles, was den Staatsbürger überhaupt, und insbesondere den Staatsmann und Beamten, was den Städte- und Landbewohner, den Kaufmann, den Handwerker, ja selbst den Gelehrten, was den Familienvater und die Hausmutter, was endlich den Menschen als solchen in geistiger und sittlicher Hinsicht berührt, und so bilden die „Patriotischen Phantasien" eine wahre Encyklopädie, in der Jedermann für die wichtigsten Lagen und Verhältnisse des öffentlichen, wie des bürgerlichen Lebens Rath oder Belehrung finden kann, denn wie schon Göthe („Wahrheit und Dichtung" 26,242) treffend sagt: „man müßte eben Alles, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorgeht, rubriziren, wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, die Möser behandelt"; wir können daher auch nicht einmal versuchen, eine Uebersicht der von ihm behandelten Stoffe zu geben.

So reich und mannigfaltig diese Stoffe sind, so reich und mannigfaltig ist auch die Einkleidung, die er ihnen gibt. Neben der abhandelnden Darstellung finden wir am häufigsten Briefe und Erzählungen; bald wieder wählt er die Form von Dialogen oder von Selbstgesprächen und Betrachtungen, die er den verschiedensten Leuten in den Mund legt; öfters bestehen die Aufsätze aus geschichtlichen Notizen und Untersuchungen, oder er legt ihnen wichtige Urkunden zum Grunde, die er mit sorgfältiger Gründlichkeit nach allen ihren wesentlichen Beziehungen hin untersucht. Noch mannigfaltiger werden seine Darstellungen dadurch, daß er in diesen verschiedenen Formen auch einen verschiedenen Ton anschlägt, bald ernst und bedächtig, ja manchmal derb und heftig, bald heiter und gleichsam spielend erscheint, hier sich dem muthwilligsten Humor überläßt, dort sich der glücklichsten Ironie bedient. Aber welche Einkleidung er auch wählt, welchen Ton er auch anschlägt, er trifft immer das Rechte, und in jeglicher Form gelangt der Gedanke klar, lebendig und wirkungsvoll zur Erscheinung, so wie überall die tüchtige, wohlmeinende Gesinnung hervorleuchtet.

Ein Schriftsteller, dessen Werke in Gestalt und Form gleich vortrefflich sind, der zudem als ein Muster volksthümlicher Gesinnung und Darstellung gelten kann, würde in Frankreich oder England in hunderten von Auflagen verbreitet worden sein; so viel wir wissen, haben die „Patriotischen Phantasien" in beinahe hundert Jahren deren nur fünf erlebt, und von diesen scheinen sogar mehrere nur sogenannte Titelausgaben zu sein. In jenen Ländern würden diese trefflichen kleinen Aufsätze, die denen des Amerikaners Franklin völlig ebenbürtig sind, in Aller Hände anzutreffen, von Allen gekannt und geliebt sein — wie viele Deutsche kennen ihren „herrlichen Justus Möser"?

Aus den „Patriotischen Phantasien".

1. Trostgründe bei dem zunehmenden Mangel des Geldes.

Geld! entsetzliche Erfindung! du bist das wahre Uebel in der Welt. Ohne deine Zauberei wäre kein Räuber oder Held vermögend, das Mark zahlreicher Provinzen in eine Hauptstadt zusammen zu ziehen, und unzählbare Heere zum Fluch seiner Nachbaren zu erhalten. Du warst es, wodurch er zuerst die Heerden seiner getreuen Nachbarn, ihre Erndten und ihre Kinder sich eigen machte, und zum Unglück einer künftigen Welt, den Schweiß von Millionen armen Unterthanen in tiefen Gewölben bewachen ließ. Ehe du erfunden wurdest, waren keine Schatzungen und keine stehenden Heere. Der Hirte gab ein Böcklein von seiner Heerde, der Weinbauer von seinem Stocke einen Eimer Weins, und der Ackersmann den Zehnten gern von allem was er baute: denn er hatte genug für sich, und genoß des Opfers mit, welches er von seinem Ueberflusse brachte. Der Herr war froh, seinen Acker zu verleihen, und so viel Korn dafür zu empfangen, als er für sich und seine Freunde gebrauchte. Er würde erstaunt seyn, wenn ihm sein Knecht, durch die Zauberkraft des Geldes, die ganze Erndte von fünfzig Jahren zum Antrittsgelde oder zum Weinkaufe hätte opfern wollen.

Welch ein grausames und lächerliches Geschöpf würde ein Geizhals zu der Zeit gewesen seyn, da man deine Zauberei, die Kunst, das Vermögen von hundert Mitbürgern in einer papiernen Verschreibung zu besitzen, noch nicht kannte! Berge von Korn, unzählbare Heerden hätten seinen Schatz ausmachen müssen. Zwischen diesen Reichthümern hätte er verhungern, hätte er dem Armen nichts mitgeben, hätte er die Bedürfnisse des Staats dem Geringern zuwälzen sollen? Auf seinem Kornhaufen würde man den Böswicht verbrannt haben; und wer hätte seinen Vorrath vor Würmern, seine Heerden vor Seuchen, und ihn selbst wider die Rache seiner Nachbarn sicher stellen wollen?

Ehe du kamst, war die Wohlthätigkeit die gemeinste Tugend; wenn man es eine Tugend nennen kann, was die natürliche Folge verderblicher Güter war. Komm zu mir, sprach der Reiche zum Armen, und labe dich an meinem Biere, und iß von meinem Brode. Es verdirbt ja doch, und die Erndte ist wieder vor der Thür. Soll ich für die Würmer sparen, und dich darben lassen? So sprach der Deutsche, wie er noch dem römischen Gelde fluchte; und in der Wohlthätigkeit besaß er alle Tugenden.

Ehe du kamst, war der Unterschied der Stände und die Begierde, sich zu erheben, nicht groß unter den Menschen. Jetzt hat der Himmel oft Mühe, ohne Wunder einen Reichen arm zu machen, da er seine Früchte in hartes Metall verwandelt, und bei unzählbigen Schuldnern verwahrt. Damals aber lebte er mit seiner Heerde und mit seinen Scharen unter der unmittelbaren Furcht vor jedem Wetterstrahle: und dankbar und gefühlvoll be-

tete er die göttliche Vorsehung bei jeder Landplage gleich den geringsten unter seinen Mitgenossen an.

Ehe du kamst, war noch Freiheit in der Welt. Keine Macht konnte unbemerkt und sicher den Schwächern zu Haupte steigen; kein Richter konnte heimlich bestochen werden, und brauchte sich bestechen zu lassen; kein Zanksüchtiger konnte eine Rechtssache weiter bringen, als seine Ernterung reichte; kein Thor mit einem Finger Koen nach dem Kammergerichte reisen, und kein Klüger in die Versuchung gerathen, mehr Prozesse für andre zu führen, als er zu seiner täglichen Nothdurft und Nahrung gebrauchte. Größere Feindschaften währeten nicht länger, als bis der Kriegsvorrath verzehret war; und der Hunger war ein sicherer Friedensbote.

Ehe du kamst, wußte man nichts von fremden Thorheiten und Lastern. Deutschland konnte weder in Frankreich verzehret, noch die Erdten aus Westphalen für Wein und Kaffee versandt werden. Wer satt hatte, konnte nichts mehr verlangen, und satt hatten alle Länder, denen der Himmel Vieh und Futter gab. Jeder liebte seinen eignen Acker und sein Vaterland, weil er nicht anders reisen konnte als ein Bettler, auf die Rechnung der allgemeinen Gastfreiheit, und wo er mit einer stolzen Begleitung reisen wollte, als ein Feind zurückgewiesen wurde.

Ehe du kamst, war der Landbesitzer allein ein Mitglied der Nation. Man kannte eines jeden Vermögen, und die Anwendung der Strafgesetze geschah nach einem sichtbaren Verhältniß. Die Gerechtigkeit konnte einem jeden das Seinige mit dem Maaßstabe in der Hand zumessen: die Gleichheit der Menschen durch eine sichere Anweisung der Aeckerzahl bestimmen, und ewig verhindern, daß keiner zwei Erbtheile zusammenbrachte. Man kannte keine geldreiche Leute, die Verräther der menschlichen Freiheit; das Mittel, Schulden zu machen, und tausend Schuldner zu heimlichen Sklaven zu haben, war den Menschen unerhört. Die Kinder konnten den väterlichen Acker nicht schätzen lassen, und von dem gesetzmäßigen Geben nicht fordern, daß er ihnen den Werth desselben zu gleichen Theilen herausgeben sollte. Er gab ihnen Pferde und Rinder; der Richter oder Gutsherr beurtheilte die Billigkeit in diesem Stücke leicht, weil sie auf sichtbaren Gründen beruhete, und der Staat duldete es nicht, daß der Acker mit jährlichen Abgiften zum Vortheil der abgehenden Kinder beschweret wurde.

Ehe du kamst, entschieden Klugheit und Stärke, diese wahren Vorzüge der Thiere und Menschen, das Schicksal der Völker. Die Krämer herrschten nicht mit ihrem Gelde über die Tapfersten, und der Zugang zu den geheimsten Staatsräthen konnte für eine Tonne Pökelfleisch nicht so leise, als für eine Tonne Goldes in Wechseln eröffnet werden.

Glückselige Zeiten! denen wir uns nunmehr wieder nähern können, da die mächtige Zauberin zusehends verschwindet. Wie mäßig, wie enhig, wie sicher werden wir leben, wenn wir ohne Geld alles mit Korn wieder bezahlen können; wenn der Steuereinnehmer, der Gutsherr, der Richter und der Gläubiger nicht mehr nehmen mögen, als sie mit Gewalt verzehren und vor Würmern bewahren können; wenn der Bettler mit seinem täglichen Brode zufrieden seyn muß, und keine Pfänder mehr verkaufet werden können!

Bedenket demnach, edle Mitbürger, den Mangel des Geldes nicht. Bemühet euch vielmehr, den Rest dieses Uebels vollends los zu werden! Werft eure Reichthümer ins Meer, oder schickt sie den bösen Nationen zur Strafe zu, die euch mit Wein, Kaffee und neuen Moden versorgen. Hungert die Einwohner der Städte, die ohne Ackerbau, blos von einer Thorheit leben, völlig aus, und zwingt sie, euch bei eurer Mäßigkeit zu lassen. Ihr brauchet alsdann nichts wie Mäusefallen, um euch vor der gefährlichsten Art von Feinden und Dieben sicher zu stellen.

Johann Jakob ...

N. S. Ich hoffe, meine geneigten Leser werden dem Sophisten zu Gefallen, wenn sie auch dessen Gründe nicht beantworten können, keinen Kreuzer wegwerfen. Ich wünsche aber auch, daß sie die Deklamationen der Freigeister unsrer Zeiten gegen die Grundwahrheiten der Religion und Moral mit einer gleichen Wirkung lesen mögen.

2. Johann konnte nicht leben.

Eine alltägliche Geschichte.

„Hast du es dem Thorschreiber gesagt, Johann, daß er künftig seine schläfrigen Augen besser aufsperren, und die Lügen unter Gottes Geleite, ich meine die Frachtbriefe der Kaufleute, nicht so blindlings für Wahrheiten halten solle?"

„Ja, Herr Kriegsrath, aber die Leute müssen auch leben, und nach dem bekannten Sprüchwort ..."

„Kein aber, mein guter Kerl! das bitte ich mir aus; und noch weniger Sprüchwörter, wenn sie auch aus deinem gestempelten A. B. C.-Buche seyn sollten. Sie sind mir verhaßter, als die Rechtsregeln, und du weißt schon aus der Erfahrung, daß dergleichen im Kammergericht nicht gut gethan werden."

„Je nun, ich sage ja weiter nichts, als der Mann kann von den hundert Thalern, die er des Jahrs hat, nicht leben, und wenn er die Augen zu weit aufthut, so thun die Kaufleute den Beutel zu."

„Schon wieder eine Sentenz. Aber weißt du auch wohl, Johann, was Leben sey? Leben ist, ja Leben ist, daß man lebt. Aber wie? das ist die Sache. Der Fürst klagt, daß er nicht leben kann, der Feldmarschall kann nicht leben, der Kriegsrath kann nicht leben, der Thorschreiber kann nicht leben, und vielleicht kannst du auch von den zehn Thalern, die ich dir des Jahrs gebe, nicht leben. Das ist mir ein Leben, wovon der Schluß allezeit ist, wir müssen Betrüger werden. Wenn ich dich zum Thorschreiber beförderte, und dieß ist doch dein größter Wunsch: so würdest du ja auch nicht leben können!"

„Freilich nicht, Herr Kriegsrath, aber ich hätte denn doch bessere Gelegenheit, als jetzt bei Ihnen, meine fünf Sinne zu gebrauchen. Wenn ich alsdann nur meine Augen des Tages einmal zuthue: so stehe ich weit besser, als wenn ich sie bei Ihnen Nacht und Tag aufsperre."

„Und demnach, du magst es mir nur auf mein Wort glauben, wirst du nicht leben können. Der König hörte einmal, daß ein Gartenjunge sich beschwerte, er könnte nicht leben. Er machte ihn darauf zu seinem Hofgärtner, allein er konnte wieder nicht leben. Er kam als Sekretair bei der Gartenkanzlei, noch konnte er nicht leben. Er wurde endlich Oberintendant aller Gärten und Lustschlösser; und nun glaubte der Fürst, er würde gewiß leben können. Aber nein; Bob, so hieß er, hielt jetzt Kutschen und Pferde, er hatte Bediente, hielt Tafel und spielte, als wenn er große Lieferungen gehabt hätte; und wie ihn sein Herr fragte, ob er nun leben könnte: so gab er ihm zur Antwort: Ach, gnädigster Herr! der Staat erfordert heutiges Tages so viel; es gehört so vieler Ueberfluß zum Nothwendigen; man wird so wenig geachtet, wenn man nicht seinem Range gemäß lebt; die Frauen sind solche kostbare Puppen; und die Kinder, wenn ich sie standesmäßig erziehen soll, erfordern so viel, daß es unmöglich, ja unmöglich ist, als Intendant des Jahrs mit zweitausend Thalern auszukommen .... Ich wette, Johann, du würdest auch Bob, oder wohl gar Herr von Bab werden, wenn du erst ein paar Jahr Thorschreiber gewesen wärest."

„Das käme auf die Probe an, Herr Kriegsrath. Indessen ist es doch so gut, als eine gestempelte Wahrheit, daß wenn die Frau Visitatorin eine schwarze Salappe trägt, meine künftige Liebste als Thorschreiberin doch wenigstens eine von grosse-Beaute haben müsse."

„Just so philosophirte Bob auch. Weißt du aber auch wohl, was er sagte, als er im Zuchthause von seiner Hände Arbeit leben mußte? Bin ich nicht ein erzdummer Narr gewesen, sagte er, daß ich mir gerade die größten Narren zum Muster gewählt habe! Ich dächte also, mein lieber Johann, wenn die Frau Visitatorin

Digitized by Google

kellerte: ja müßte die Frau Thorschreiberin dermaleinst Verstand genug besitzen, sich nach ihrer Decke zu strecken. Du thust aber wohl am besten, daß du das Heirathen noch eine Zeitlang aufschirbst. Denn wirklich, die Weiber sind es jetzt, welche die Männer ins Zuchthaus bringen; und da könntest ohne das leicht dahin kommen, wenn du die Augen so oft verschießest."

„Ach Herr Kriegsrath, das hat gute Wege. Wem der König ein Amt giebt, dem giebt er auch zu leben; dieß erfordert die Billigkeit, die Gerechtigkeit, und was das Vornehmste ist, sein eignes Interesse. Denn wer nicht gut lohnt, wird auch nicht gut bedient."

„Nun kein Wort mehr, ich mag das Gewäsche gar nicht mehr hören. Dein Bruder ist Küster, und zieht dreimal in der Woche an die Glocke. Er hat also ein Amt; und nun soll ihn das Amt auch ernähren? Das wäre eine erschreckliche Sache. Wenn Bediente, die alle Stunden des Tages, und nach manche des Nachts ihrem Herrn aufwarten müssen, von ihrem Herrn fordern, daß er ihnen nach dem Stande, worein er sie setzt, zu leben gebe, so ist ihre Forderung gerecht. Allein daß der Mann, der ihm alle Monat ein paar Schuh macht, sogleich nun diesen zwölf paar Schuhen leben will, das ist unerträglich."

„Hören Sie, Herr Kriegsrath, mein voriger Herr, ein Burgermeister, sprach eben so. Wovon, sagte er zu dem vorigen Präsidenten, muß ich, wovon müssen so viele Rathsherrn leben? Wir sind nicht, gleich so vielen besoldeten Dienern, dem gemeinen Wesen in die Fütterung gegeben. Nein, die Bürgerschaften haben von jeher ganz andre Grundsätze gehabt. Sie wählen bemittelte Leute zu Burgermeistern, und fordern von dem Rathsherrn, daß er von seinem Fleiße leben solle. Sie belohnen sie mit Ehre, mit Achtung und mit Liebe. Dies ist ihre Besoldung, das eine Jahr wie das andre: und die beste Besoldung von jedem rechtschaffenen Manne. Die großen Herren haben übel gethan, daß sie zu allen gemeinen Verwaltungen lauter besoldete Diener angenommen haben, die alle klagen, daß sie nicht leben können; und nicht wissen, wie sie leben wollen. Eine Zeitlang haben ihnen diese Diener plus über plus gebracht, aber am Ende nehmen sie plus über plus wieder weg; und der Herr hat nicht mehr übrig, als er vorher übrig hatte. Es schadet ihnen aber nichts; indem sie oft die schlechtesten Leute zu ihren Dienern annehmen, und dann ihre Diener über alle andre erheben, und diejenigen, welche keine andre Besoldungen, als die Liebe und den Segen ihrer Mitbürger haben, unbillig heruntersetzen. In unserm Bürgerrath werden keine andre, als angesessene und angesehene Leute zugelassen. Die Bedienungen der Stadt werden als Reihetaxen betrachtet, die jeder nach seiner Ordnung mit übernehmen muß. Keiner wird besoldet. Besoldungen sind für die Unterbediente, die keinen Theil an unsrer Ehre haben. Und die Unterbediente, insbesondre aber den Untervogt und den Visitator, besolden wir kärglich, damit diese Leute nicht zu viel Zeit zum Spintisiren haben, sondern beim Graben, Spinnen und Arbeiten vergessen mögen, wie sehr sie die Bürger scheren können, wenn sie alles aufs schärfste suchen, und Knötchen zu Karten machen wollen. Wenn dergleichen Leute so viel Besoldung hätten, daß sie davon leben könnten: so würden sie müßige Spiagen abgeben, und nicht fürs gemeine Beste, sondern blos für die Kasse sorgen. So sprach mein voriger Herr, der Burgermeister, zum seligen Präsidenten. Und ich habe seitdem allezeit gewünscht, ein bemittelter Mann zu seyn, das weiß der liebe Himmel."

„Ist deine Predigt aus, Johann? Nun so gehe hin und sage dem Thorschreiber, daß ihn der König seines Dienstes in Gnaden entlassen, und dich wieder an seine Stelle gesetzt habe...."

Wer war vergnügter als Johann? Er ward Thorschreiber und konnte nicht leben. Er heirathete die Kammerjungfer der Frau Kriegsräthin, und konnte noch nicht leben. Er that alle Tage zweimal die Augen zu, und konnte doch alle die Salopyen von grosse-Beaute, welche die junge Frau Thorschreiberin gebrauchte, nicht bezahlen. Sie machte ihn zum Hahnrei, und dem allem ungeachtet konnte auch sie nicht leben. Sie kamen beide ins Zuchthaus. Nun konnten sie leben.

3. Der jetzige Hang zu allgemeinen Gesetzen und Verordnungen ist der gemeinen Freiheit gefährlich.

Die Herren beim Generaldepartement möchten gern alles, wie es scheinet, auf einfache Grundsätze zurückgeführet sehen. Wenn es nach ihrem Wunsche ginge, so sollte der Staat sich nach einer akademischen Theorie regieren lassen, und jeder Departementsrath im Stande seyn, nach einem allgemeinen Plan den Lokalbeamten ihre Ausrichtungen vorschreiben zu können. Sie wollten wohl alles mit gedruckten Verordnungen fassen, und nachdem Voltaire es einmal lächerlich gefunden hat, daß jemand seinen Prozeß nach den Rechten eines Dorfs verlor, den er nach der Sitte eines nahe dabei liegenden gewonnen haben würde, keine andere, als allgemeine Gesetzbücher dulden; vermuthlich um sich die Regierungskunst so viel bequemer zu machen, und doch die einzige Triebfeder der ganzen Staatsmaschine zu seyn.

Nun finde ich zwar diesen Wunsch für die Eitelkeit und Bequemlichkeit dieser Herrn so unrecht nicht, und unser Jahrhundert, das mit lauter allgemeinen Gesetzbüchern schwanger geht, arbeitet ihren Hoffnungen so ziemlich entgegen. In der That aber entfernen wir uns dadurch von dem wahren Plan der Natur, die ihren Reichthum in der Mannigfaltigkeit zeigt, und bahnen den Weg zum Despotismus, der alles nach wenig Regeln zwingen will, und darüber den Reichthum der Mannigfaltigkeit verliert. An den griechischen Künstlern lobt man es, daß sie ihre Werke nach einzelnen schönen Gegenständen in der Natur ausgearbeitet, und es nicht gewagt haben, eine allgemeine Regel des Schönen festzusetzen, und ihren Meißel nach dieser zu führen. Die römischen Gesetze bewundert man, und muß sie gleich den griechischen Kunstwerken bewundern, weil ein jedes derselben einen einzelnen Fall zum Grunde hat, und allemal eine Erfahrung zur Regel für eine völlig ähnliche Begebenheit darbietet. Man spricht täglich davon, wie nachtheilig dem Genie alle allgemeine Regeln und Gesetze seyen, und wie sehr die neuern durch einige wenige Ideale gehindert werden, sich über das Mittelmäßige zu erheben; und dennoch soll das edelste Kunstwerk unter allen, die Staatsverfassung, sich auf einige allgemeine Gesetze zurückbringen lassen; sie soll die unmannichfaltige Schönheit eines französischen Schauspiels annehmen, und sich wenigstens im Prospekt, im Grundriß und im Durchschnitt auf einem Bogen Papier vollkommen abzeichnen lassen, damit die Herren beim Departement, mit Hülfe eines kleinen Maaßstabs, alle Größen und Höhen sofort berechnen können.

Ich will es nicht untersuchen, ob die gelehrte Natur einen Hang zur Einförmigkeit genommen, oder das ruhige Vergnügen, allgemeine Wahrheiten zu erfinden, und Gesetze für die ganze Natur daraus zu machen, diese unsre neumodische Denkungsart beliebt gemacht, oder auch der Militairstand, worin oft hunderttausend Menschen das Auge auf einen Punkt richten, und den Fuß nach dem nämlichen Takte setzen müssen, sein Exempel zur Nachahmung empfohlen habe. Man mag hier anrühmen was man will, die Wahrheit bleibt allemal; je einfacher die Gesetze, und je allgemeiner die Regeln werden, desto despotischer, trockner und armseliger wird ein Staat.

Ich verlange nicht, daß man dieses auf alle Zweige der Staatsverfassung anwenden solle. Es sind einige, und hauptsächlich die äußerlichen Formalitäten des gerichtlichen Prozesses, der Testamente und Vormundschaften, welche sich mit allgemeinen Gesetzen und Regeln zu einer nothwendigen und glücklichen Einförmigkeit bringen lassen, so daß man aus dem Standort eines Generaljustizdepartements ihre Richtigkeit und Unrichtigkeit zu-

verläſſig überſehen kann; ſo weit iſt auch der Großkanzler von Coceji gekommen. Es giebt auch in der Staatsöconomie eine Einförmigkeit der Formen, der Tabellen, der Vorſtellungen und andrer äuſerlichen Umſtände, welche die höchſte Einſicht erleichtert; und vielleicht ließen ſich auch weſentliche Theile der Polizei, als Maaße und Münzen, zu einer Gleichförmigkeit bringen, ſo groß und ſo mannigfaltig auch die Schwierigkeiten ſind, welche hier dem Auge des theoretiſchen Projektenmachers entwiſchen, und den Mann, der in großen Staaten Hand anlegt, verwirren. Allein allgemeine Polizeiordnungen, allgemeine Forſtordnungen, allgemeine Geſetze über Handel und Wandel, über Acker- und Wiesenbau und über andre Theile der Staats- und Landeswirthſchaft, wenn ſie nicht blos theoretiſche Lehrbücher, ſondern wahre, in jedem Falle zu befolgende Regeln abgeben, wenn ſie brauchbar und zureichend ſeyn, wenn ſie dem Generaldepartment zur Richtſchnur dienen ſollen, um die Vorſchläge, Berichte und Ausrichtungen der Lokalbeamten darnach zu prüfen, zu beurtheilen und zu verwerfen, ſind mehrentheils ſtolze Eingriffe in die menſchliche Vernunft, Zerſtörungen des Privateigenthums und Verletzungen der Freiheit. Die philoſophiſchen Theorien untergraben alle urſprüngliche Kontrakte, alle Privilegien und Freiheiten, alle Bedingungen und Verjährungen, indem ſie die Pflichten der Regenten und Unterthanen und überhaupt alle geſellſchaftlichen Rechte aus einem einzigen Grundſatze ableiten, und um ſich Bahn zu machen, jede hergebrachte verglichene und verjährte Einſchränkungen als ſo viele Hinderniſſe betrachten, die ſie mit dem Fuße oder mit einem ſyſtematiſchen Schluſſe aus ihrem Wege ſtoßen zu können vermeinen.

Die Kontrakte eines Privatmannes gelten bei Entſcheidung einer Streitſache mehr, als gemeine Rechte, auſerordentliche Fälle ausgenommen. Gewohnheiten, Verabredungen und Vergleiche einer Gemeinheit gelten auf gleiche Weiſe und eben aus demſelben Grunde, mehr als Provinzialverordnungen, und Provinzialabſchiede mehr, als allgemeine Landesgeſetze. Dieſes iſt allemal der natürliche Gang der geſellſchaftlichen Rechte geweſen, welchen man zwar dann und wann aus höhern Urſachen verändert hat, aber doch nicht völlig verlaſſen kann, ohne den Willen eines einzigen zum Geſetze für alle zu machen. Voltaire hätte nicht nöthig gehabt, die Verſchiedenheit der Rechte in zwei nahe gelegenen Dörfern lächerlich zu finden; er hätte dieſelbe Verſchiedenheit in zweien unter einem Dache lebenden Familien finden können, wovon das Haupt der einen mit ſeiner Frau in Gemeinſchaft lebt, das andre aber nicht. Wie viel tauſend Rechtsſegen entſtehen aus dieſer einzigen Verſchiedenheit, und müſſen gegen den einen ſo, und gegen den andern anders entſchieden werden, wofern man nicht Gläubiger um ihre Forderungen, Kinder um erworbene Rechte, Mütter um ihre Sicherheit bringen will? Wollte man hier ſagen, es wäre beſſer, daß entweder alle Eheleute in Gemeinſchaft, oder alle auſer derſelben lebten: ſo würde dieſes eine unnöthige Einſchränkung der Freiheit, und in vielen Fällen, die man hier nicht angeben kann, höchſt ſchädlich ſeyn. Durch ein allgemeines Geſetz läßt ſich aber, wenn einmal die eine Haushaltung ſo, und die andre anders lebt, hier gar keine Veränderung wagen, wofern man nicht eine Menge von Ungerechtigkeiten begehen will. Nicht einmal die Erbfolge läßt ſich auf eine plötzliche Art durch ein allgemeines Recht verändern, und in eine Gleichförmigkeit bringen, ohne ſehr viele Familien in Unglück und Verwirrung zu ſtürzen. Verträge gelten gegen Geſetze, und Beſitz und Verjährung haben gleiche Rechte mit Verträgen, und können, ohne große Ungerechtigkeiten zu begehen, nicht zurückgeſetzet werden.

In dem ökonomiſchen Fache veranlaſſen die Lokalumſtände noch eine größere Verſchiedenheit. Wo an einem Orte das Holz geſchonet werden muß, mag es an einem andern verſchwendet werden. Wo hier die Viehtrift im Holze ſchädlich iſt, muß ſie an einem andern aus höhern Urſachen geduldet werden. Wo hier die Schweine gekrampfet oder gehütet, oder auf dem Stalle gehalten werden müſſen, können ſie an einem andern frei gehen. — Wer kann hier eine Generalforſt- oder Markenordnung machen, und verbieten oder zulaſſen, ohne dem Privateigenthum und eines jeden Forſtes oder deſſen Anwohner wahrer Nutzung zu ſchaden?

Zwar lobt man an einer jeden Maſchine den einfachen Hebel; und die gröſte Menge der Wirkungen iſt nicht bewundernswürdiger, als wenn ſie durch die kleinſte Kraft (minimum) hervorgebracht wird. Allein kein vernünftiger Menſch wird läugnen, daß da, wo hunderttauſend zuſammengeſetzte Hebel zugleich das Verdienſt der kleinſten Kraft erhalten, die Wirkungen unendlich ſchöner und gröſer ſeyn müſſen. Ein Staat, worin ein jeder der vollkommenſten Freiheit genießt, und das allgemeine Beſte zugleich im höchſten Grad erhalten wird, iſt unſtreitig beſſer, glücklicher und prächtiger, als ein anderer, worin das letzte mit einer gröſern Aufopferung der Freiheit aufs theuerſte erkauft werden muß. Jener aber wird gewiß eine gröſere Mannichfaltigkeit in ſeinen Geſetzen haben, als dieſer.

Daß bei einem Generaldepartement richtige Karten und Tabellen von allem, was zu ſeiner Beurtheilung eingeſchickt wird, vorhanden ſeyn müſſen, um die Berichte des Localbeamten deutlich verſtehen, und ſeine Gründe prüfen zu können, iſt eine Sache für ſich; daß daſſelbe die Geſchicklichkeit, den Fleiß und die Redlichkeit des Localbeamten auf das genaueſte controlieen müſſe, wird auch wohl niemand in Zweifel ziehen. Allein dieſes hindere nicht, daß nicht jeder Forſt ſeine eigne Regeln, jedes Städtchen ſeine eigne Polizei, und jede Bauerſchaft ihre beſondern Recht, ſo wie ihre beſondern Vortheile und Bedürfniſſe habe, welche ohne Gewalt unter keine allgemeine Verordnungen gezwungen werden können. Es hindert nicht, daß das Gutachten eines redlichen und einſichtsvollen Localbeamten nicht allemal mehrere Aufmerkſamkeit verdiene, als die großen Theorien des Generaldepartements, und wenn ich ein allgemeines Geſetzbuch zu machen hätte: ſo würde es darin beſtehen, daß jeder Richter nach den Rechten und Gewohnheiten ſprechen ſollte, welche ihm von den Eingeſeſſenen ſeiner Gerichtsbarkeit zugewieſen werden würden. Dies war das groſe Mittel, wodurch unſre Vorfahren ihre Freyheit ohne Geſetzbücher erhielten; anſtatt daß unſre Generalverordnungen und Geſetze, ſo bald es zur Anwendung kömmt, immer nicht recht auf den einzelnen ſtreitigen Fall paſſen, und Natur und Geſetze gegen einander in Prozeſſe verwickeln.

Es iſt eine allgemeine Klage des jetzigen Jahrhunderts, daß zu viel Generalverordnungen gemacht, und zu wenige befolget werden. Die Urſache liegt aber aller Wahrſcheinlichkeit nach darin, daß wir zu viel Dinge unter Eine Regel bringen, und lieber der Natur ihren Reichthum benehmen, als unſer Syſtem ändern wollen.

4. Die Erziehung mag wohl klimiſch ſeyn.

Es iſt wunderbar, wie weit uns oft eine glänzende Theorie verführen kann. Wenn einer das Laufen lernen ſoll: ſo läßt man ihn in ſchweren Schuhen und im gepflügten Lande laufen; dagegen aber ſollen Kinder, woraus man große Männer ziehen will, alles ſpielend faſſen. Es wird ihnen alles ſo ſüß und ſo leicht gemacht, ſie durchfliegen den Kreis aller Wiſſenſchaften, oder die ſo lieb gewordenen Encyklopädien ſo früh und ſo kühn, man bewundert die Wiſſenſchaften, welche die Kinder auf ihren Rollwagen führen, ſo ausnehmend, daß man denken ſollte, der römiſche Redner, welcher ſeine Bruſt erſt lange Jahre unter einer bleiernen Platte arbeiten ließ, um ſie hernach mit deſto mehrerer Macht heben zu können, ſey ein großer Narr geweſen, und hätte beſſer gethan, die Wiſſenſchaft in einem Kalender zu ſtudieren. Was kömmt aber bei dieſem unſerm ſpielenden Lernen heraus? Süßes Gewäſche, leichte Phantaſien, und ein

leerer Dunst. Der Geist bleibt schwach, der Kopf hat weder Macht noch Dauer, und alles sieht so hungrig aus, wie dir heiße Liebe eines verliebten Greises. Der junge Mensch, der sich nun als ein großer Mann zeigen soll, gleicht einem Kaufmann, welcher eine Handlung durch die ganze Welt anfangen will, ohne irgend ein Kapital oder auch nur einmal einen mäßigen Vorrath von Produkten zu haben.

Ganz anders verhält es sich mit dem Knaben, der so viel es ohne Nachtheil seiner Leibes- und Seelenkräfte geschehen können, von Jugend auf zu einem risernen Fleiße, und zur Einsammlung nützlicher Wahrheiten angestrenget worden. In dem Augenblick, da er anfängt sich zu zeigen, hat er einen ganzen Vorrath von nützlichen Wahrheiten in seiner Macht, und die Gewohnheit hat ihm eine zweite Natur zur Arbeit gegeben. Eine Wahrheit zeugt die andre, und die Masse derselben wuchert in seiner Seele mit fortgehendem Glücke. Die schönen Wissenschaften machen bei ihm ihr Glück, wie Maler und Bildhauer bei einem reichen Bauherrn, der alles, was zu dem prächtigsten Gebäude erfordert wird, selbst besitzt, und reichlich bezahlen kann; anstatt daß diese verschönerten Künste seinem jungen Herrn weiter zu nichts dienen, als Puppen zu schnitzen.

Einen solchen Reichthum von Wahrheiten und Kenntnissen wird man aber nie spielend und auf die Art erlangen, wie viele Kinder jetzt erzogen werden. Die Vorsicht hat den Menschen nichts ohne große Arbeit zugedacht, und wenn das Kind auch hundertmal weint, und mit Strafen zum Lernen und zur Fertigkeit gezwungen werden muß, so sind dieses wohlthätige Strafen, und die Thränen wird er seinen Lehrern einst verdanken.

Woher kommt aber eigentlich dieses Verderben? Von dem Ton unserer Zeiten, nach welchem der Lehrer sich einen groben Pedanten schelten, oder mit dem Kinde säuberlich verfahren muß. Da ist kein großer Herr, keine zärtliche Mutter, welche nicht diesen Ton führet, und der Lehrer, der endlich auch die Kunst zu schmeicheln lernt, führt seinen Untergebenen spielend zu der Geschicklichkeit, von allen Dingen witzig zu sprechen, und kein einziges aus dem Grunde zu verstehen; er läßt ihn auf einem gewachsten Boden tanzen, und bekümmert sich nicht darum, ob er dereinst auf einem tiefen Steinpflaster den Hals brechen werde!

5. Der Geringe bleibt doch immer ein Sklave des Mächtigen.

Es kam neulich in einem Lande, worin viel Leinsamen gezogen wird, die Frage vor: ob es nicht rathsam sein würde, die Ausfuhr desselben zu verbieten, um den Vortheil des Flachsbaus, welchen fast nur die Nachbarn ziehen würden, selbst zu behalten. Der eine Kammerrath sagte, es würde besser sein, die Ausfuhr des Samens, weil man dessen mehr hätte als im Lande erfordert würde, frei zu lassen, und dagegen die Ausfuhr des Flachses zu verbieten, um die inländischen Spinnereien emporzubringen. Der andere meinte, es würde nicht genug sein, wenn man den Nachbarn das Garn zukommen lasse, um diesen den Vortheil des Webens zu gönnen. Man müsse daher auch, um die einheimische Linnen- und Bandweberei emporzubringen, die Ausfuhr des Garns verbieten, oder doch wenigstens vorher das Bleicherlohn daran verdienen. Der dritte behauptete, die Sache wäre damit noch nicht abgethan, sondern man müsse auch die Ausfuhr des Linnens nicht gestatten, indem die Nachbarn immer noch zu viel daran gewönnen, wenn sie daran allerhand Sachen anfertigen und diese hernach verkauften; man thue besser, das Handlohn, was dabei gewonnen würde, im Lande verdienen zu lassen, und das Linnen nicht anders als in fertigen Hemden, Bettüchern u. dgl. hinausgehen zu lassen. Der vierte befürchtete, die Lumpen würden zu theuer werden und vielleicht gar nicht mehr zu haben sein, woher ein Mangel an einheimischem Papier entstehen werde, wenn man den Vertrieb des Linnens in fremde Länder zu sehr beförderte. Endlich nahm der Kammerdirektor das Wort und sagte, er erinnere sich, daß der Ritter Menge einmal durch seine Malerei vier Ellen Linnen auf den Werth von 10,000 Dukaten gebracht habe. Das Beste werde also sein, alles Linnen im Lande zu behalten und ein Hundert Mengse kommen zu lassen, um es auf gleiche Weise zu veredeln.

Christian Garve.

Garve

Wenn ein Mann sein ganzes Leben der Erforschung des Wahren und Guten widmet, wenn er es sich zur Hauptaufgabe macht, die Ergebnisse seiner Bemühungen dem möglichst größten Theile seines Volks durch angemessene Darstellung zugänglich zu machen; wenn er sich in seinem Bestreben durch kein Hinderniß irren läßt, selbst nicht durch anhaltende Körperschwäche, durch jahrelange Kränklichkeit und schmerzhafte Uebel, wenn er in diesen traurigen Verhältnissen seine milde und freundliche Gesinnung, seine Menschenliebe, seine Heiterkeit bewahrt, und er um so rastloser seine Aufgabe zu erfüllen sucht, je drückender seine Gesundheitsverhältnisse werden, so verdient derselbe gewiß unsere vollste Hochachtung und Liebe. Ein solcher Mann war der Schriftsteller, den wir nunmehr zu besprechen haben.

Christian Garve, geb. den 7. Januar 1742 zu Breslau, verlor seinen Vater schon in seinen frühesten Jahren, fand aber an seiner Mutter eine eben so verständige als liebevolle Erzieherin, die ihn in ihrem Hause von eigenen mit der größten Sorgfalt gewählten Lehrern unterrichten ließ. Als er an Kenntnissen und Charakter hinlänglich gereift war, bezog er 1763 die Hochschule zu Frankfurt an der Oder und ein Jahr darauf die zu Halle, wo er sich vorzüglich dem Studium der Philosophie und der Mathematik widmete. In Leipzig, wohin er sich

wendete, nachdem er sich die Magisterwürde erworben hatte, wohnte er in Gellerts Haus, der durch sein mildes Wesen und die zärtliche Freundschaft, die er dem jungen Manne bewies, den größten Einfluß auf dessen Entwickelung gewann. Durch Gellert wurde Garve mit Weisse bekannt, mit welchem er bis zu seinem Tode in den innigsten Beziehungen blieb. So lieb ihm der Aufenthalt in Leipzig geworden war, kehrte er 1767 auf Verlangen seiner Mutter in die Heimat zurück, wo er mit so angestrengtem Fleiß arbeitete, daß seine Gesundheit zu leiden anfing. Nach Gellerts Tode nahm er die ihm ertheilte Professur der Philosophie in Leipzig an, doch mußte er diese Stellung schon im J. 1772 wieder aufgeben, da sie ihn zu sehr anstrengte. Er begab sich wieder nach Breslau, wo er bei seiner trefflichen Mutter und in einem ausgewählten Kreise geistreicher Männer und Frauen ein höchst angenehmes Leben gehabt hätte, wenn sich seine Gesundheitsumstände nicht immer ungünstiger gestaltet hätten. Friedrich II., der auf ihn aufmerksam gemacht worden war, ließ ihn während eines Aufenthalts in Breslau zu sich kommen, und ermunterte ihn, Ciceros Buch „von den Pflichten" zu übersetzen, mit Anmerkungen zu begleiten, deren Art und Weise er selbst angab. Es gelang ihm, obgleich wegen seiner Kränklichkeit erst nach längerer Zeit, die Arbeit zur vollsten Zufriedenheit des Königs zu vollenden, der ihn mit einer Pension von 200 Thalern belohnte und ihn zudem zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernennen ließ. Als sich gegen das Jahr 1790 zu seiner alten Kränklichkeit noch ein krebsartiges Augenübel gesellte, das ihm nicht mehr erlaubte, die gewohnten Kreise zu besuchen, zog er sich ganz in die Einsamkeit zurück, die er sich durch unausgesetzte Thätigkeit erleichterte. Er starb nach großen Leiden am 1. Dec. 1798.

„Weit entfernt," sagt Garve selbst in der „Uebersicht der vornehmsten Principien der Sittenlehre" (Bresl. 1798. S. 184), „weit entfernt, mich Kanten an Tiefsinn und systematischem Geiste an die Seite zu setzen, erkenne ich vielmehr, daß ich, mehr zur Philosophie des Lebens gemacht, in den hohen Regionen der feinsten Speculation nicht zu Hause bin." Diese wenigen Worte enthalten die beste Charakteristik, die von dem trefflichen Mann gegeben werden kann; nur müssen wir die allzubescheidene Form, in welcher er von seiner Eigenthümlichkeit spricht, auf den richtigen Ausdruck zurückführen. Garve war allerdings kein speculativer Philosoph, er war eben so wenig fähig, neue, das gesammte Reich der Philosophie umfassende Systeme zu schaffen, als überhaupt neue Gebiete des Denkens zu eröffnen: aber er war nichts desto weniger ein Denker; nur beschränkte er seine Forschungen auf den Kreis der praktischen Philosophie. Und auch in diesem engeren Kreis strebte er nicht nach systematischer Durchführung bestimmter Grundsätze, sondern begnügte sich vielmehr, einzelne Erscheinungen oder Fragen selbstständig zu behandeln. Auf diesem Wege besprach er eine große Menge der wichtigsten und interessantesten Gegenstände aus dem Gebiet der Moral, der Politik, der Aesthetik der Literatur und des gesellschaftlichen Lebens, und überall entwickelte er verständige und gesunde Ansichten, überall zeigte er sich als scharfen Beobachter. Doch ist es nicht diese Eigenschaft, die ihm eine Stelle in der Geschichte unserer Literatur sichert, sondern vielmehr die Darstellung, in der er seine Gedanken vorträgt. Denn, wie der große Buffon sagt, nicht die Vortrefflichkeit des Inhalts sichert einem Buche die Unsterblichkeit, die gut geschriebenen Werke allein gelangen zu den nachfolgenden Geschlechtern. Mag Garve auch in Bezug auf den Inhalt seiner Schriften, die Neuheit oder den Reichthum der Gedanken, die Schärfe der Untersuchungen und die Kühnheit der Speculation von Späteren weit übertroffen worden sein, so wird man seine Schriften doch noch lesen, wenn jene nur noch von einzelnen Gelehrten zu besondern Zwecken aus den Bücherschränken der Bibliotheken geholt werden. Denn wenn Garve auch kein vollendetes Muster in der Darstellung genannt und ihm namentlich Mangel an Lebendigkeit und Feuer zum Vorwurf gemacht werden kann, so ist seine Sprache doch durchgehends rein und richtig, sein Ausdruck gewählt und bestimmt, sein Satzbau wohllautend und mannigfaltig, und zudem die ganze Darstellung von einer ruhigen, durchsichtigen Klarheit, sie ist immer allgemein verständlich, selbst wenn er an sich schwierige Gegenstände behandelt, daß er den Ehrennamen eines Popularphilosophen im hohen Grade verdient. Da er beinahe nur kleinere Schriften verfaßt hat und diese sehr zahlreich sind, können wir in die einzelnen nicht eingehen. Viele derselben hat er zuerst in Zeitschriften, besonders in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften", bekannt gemacht, und erst später in der „Sammlung einiger Abhandlungen u. s. w." (2 Bde. Lpz. 1779). Bedeutender sind jedoch seine „Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftlichen Leben" (5 Thle. Breslau 1792—1802), in welchen er mannigfaltige und interessante Stoffe („über die Vaterlandsliebe", „über die Kunst zu denken" u. s. w.) in musterhafter Darstellung entwickelt. Den höchsten Ruhm erwarb er sich durch die oben erwähnte Uebersetzung von Ciceros „Abhandlung über die menschlichen Pflichten" (Lpz. 1783), in welcher er weniger nach wörtlicher Genauigkeit, als vielmehr dahin strebte, Ciceros Ideen so vorzutragen, daß sie auf den deutschen Leser eine gleiche Wirkung thun möchten, als die lateinisch ausgedrückten der Urschrift auf die Römer gethan haben. Zur Uebersetzung fügte er, wie auch bereits erwähnt, „Philosophische Anmerkungen und Abhandlungen" bei (3 Bde. Lpz. 1783), in denen er theils Ciceros Ideen beleuchtet, theils ähnliche, durch jene in ihm angeregte Ansichten entwickelt. Unter allen seinen Schriften machen wir aber vorzüglich auf diejenigen aufmerksam, in welchen er sich über Sprache und Styl verbreitet, weil er darin die gesundesten Ansichten entwickelt, die namentlich in unsern Tagen nicht genug beherzigt werden können. Dahin gehören namentlich die Abhandlungen „Ueber den Einfluß einiger besondern Umstände auf die Bildung unserer Sprache und Literatur", „Ueber die Frage: warum stehen die Deutschen in Ansehung einer guten prosaischen Schreibart gegen Griechen und Römer ꝛc. zurück?" „Einige Betrachtungen über Sprachverbesserungen" und „Von der Popularität des Vortrags".

Aus „Einige Betrachtungen über Sprachverbesserungen".

Ich kann mich irren, aber mich dünkt, daß es nur die Nation selbst ist, die, durch die allmähligen Fortschritte in dem Umfange und der Richtigkeit ihrer Erkenntnisse, die Sprache ausbildet; daß, wenn die Bemühungen einzelner Personen dazu beytragen, dieß nur

die großen Schriftsteller seyn können, die mit ihren Ideen zugleich ihre Ausdrücke der Nation beliebt machen, oder durch aufgestellte Muster einer zweckmäßig gebrauchten Sprache die Aufmerksamkeit der Nation auf die Beziehung ihrer Ideen erwecken; und daß Grammatiken und Wörterbücher, nebst allen den Arbeiten, welche diese beyden Hauptwerke der Sprachkunde vorbereiten, oder ergänzen, nur den bis jetzt erreichten Grad der Ausbildung der Sprache angeben, allgemeiner bekannt machen, und in methodisch geordneten Erklärungen und Regeln darstellen, aber nur wenig thun können, diesen Grad zu erhöhen.

Betrachte ich die deutsche Sprache insbesondere, so wie sie sich, durch die Einwirkung aller angezeigten Ursachen, bis auf den jetzigen Zeitpunkt wirklich ausgebildet hat: so scheint sie mir in der That zu derjenigen Reife gelangt zu seyn, bey welcher, in jedem Produkte der Natur und der Kunst, die großen Veränderungen aufhören, und nur der Genuß und Gebrauch noch einer erhöhten Vollkommenheit fähig ist. Es scheint mir, daß, wenn die Werke unserer Litteratur noch nicht in demjenigen Glanze vor den Augen der übrigen Nationen erscheinen, mit welchem die alten, — oder die englischen und französischen Schriftsteller sie auf sich bezogen haben, dieß nicht Schuld der Sprache, sondern der Schriftsteller und der Nation selbst sey; — nicht Unfähigkeit der ersteren, alle Verschiedenheiten des Schönen und des Erhabenen auszudrücken, sondern die Gewohnheit der letztern, mit einer unvollkommenen Bezeichnung eigener und fremder Gedanken zufrieden zu seyn. Was der Sprache selbst in dieser Absicht mangelt, ist entweder die mit einer eigenthümlichen Form nothwendig verbundene Einschränkung jeder Sache; — ein Mangel, der deswegen allen Sprachen gemein ist, und keine gehindert hat, sich in klassischen Dichter- und Rednerwerken zu verherrlichen; oder es ist den angebornen Fehlern unserer physischen Natur ähnlich, die durch keine Kunst weggeschafft, aber durch eine kluge Behandlung jedes besondern Falles erträglich gemacht, oder versteckt werden können. — — — —

Was den Reichthum der deutschen Sprache betrifft, so scheinen mir ihre Schätze eben so groß, als die von irgend einer Sprache, aber noch lange nicht allgemein bekannt genug zu seyn. Sie enthält für alle wichtigen Gegenstände des Denkens, und für alle Arten der Behandlung dieser Gegenstände, verständliche und geschmackvolle Ausdrücke. Aber da die Anzahl der Menschen, welche sich in Deutschland befleißen, ihre Sprache gut zu reden und zu schreiben, bisher geringer, als bey den zuvor genannten Nationen gewesen ist: so sind auch jene Ausdrücke und Wörter noch nicht bey uns in so allgemeinem Umlaufe, als die ähnlichen bey diesen; sie sind von den unschicklichen, zweydeutigen oder geschmacklosen, im Sprachgebrauche der gesitteten Stände, nicht so rein abgesondert; sie können von Schriftstellern und Rednern, welche nach der Vollkommenheit der Schreibart streben, für jetzt noch nicht anders, als durch eine Arbeit gefunden werden, welche die Meisten scheuen, und zu der auch nur wenige die nöthigen Talente mitbringen.

Ueber keinen Gegenstand irrt sich das menschliche Urtheil mehr, wenn es das Mögliche nach dem Vorhandenen abmißt, als über die Sprache. Schon oft hat man eine Sprache für unfähig zu gewissen Gattungen des poetischen oder rednerischen Styls gehalten, bis in der Nation, welche diese Sprache redete, der Mann erschien, der das Genie jener Gattungen besaß. Sobald dieß geschahe, fand sich, daß die Farbe und das Eigenthümliche des Ausdrucks in kleinen Schattirungen liege, die in einzelnen Wörtern nicht bemerkbar sind, und nur durch die Auswahl und Zusammenstellung vieler ähnlichen einen auffallenden Eindruck machen; es fand sich, daß eben dasjenige Talent, welches die Ideen einer gewissen besondern Gattung, es mögen komische oder erhabene seyn, hervorbringt, zugleich das Talent sey, die Wörter und Wendungen in der Sprache aufzufinden, welche der Natur dieser Ideen entsprechen. Als Lessings eigner philosophischer Witz, sein schneidender Scharfsinn und seine Gedankenfülle sich unter uns zeigten, war allen Besonderheiten seines Genies unsere Sprache so angemessen, und sie nahm die seltsamsten Formen seiner Ideen mit solcher Geschmeidigkeit an, daß es schien, als wenn nur Er ein recht originell deutscher Schriftsteller wäre. Und doch bot zu eben dieser Zeit eben diese Sprache dem ruhigen Denker Moses Mendelssohn, der die größte Deutlichkeit mit einem sanften Flusse der Rede suchte, alle Wörter und Redensarten eines rein philosophischen Styls an. Mit Göthe wurde unsere Sprache, auf eine vorher noch nicht gesehene Weise, launig, erhaben und rührend, ohne doch weniger echt deutsch zu bleiben. Bey Wieland erscheint sie mit allen Farben des Ausdrucks, die eine üppige Einbildungskraft, und mit allen Feinheiten derselben, die der edle Geschmack eines Weltmanns verlangt. Sie versagte Engeln nicht die Fülle einer blühenden Beredsamkeit. Jeder neue große Kopf hat immer seine eigenthümliche Geistesgestalt in ihr sichtbar machen können. Und wann die Folgezeit noch Talente unter uns erwecken wird, wovon wir bisher noch kein Beyspiel gesehen haben, so wird unsere Sprache der Ausübung derselben gewiß kein Hinderniß in den Weg legen.

Es giebt eine Erscheinung, welche die Meinung, daß unsere Sprache arm sey, hat veranlassen können. Das ist die, daß wir so viele ausländische Wörter in unsern wissenschaftlichen Vortrag, und selbst in die Reden des geselligen Umganges mischen. Es ist daher mit unter die Arbeiten, welche die Academie übernimmt und leitet, gesetzt worden, daß in die Stelle der unter uns üblichen französischen und lateinischen Wörter und Redensarten, ursprüngliche deutsche aufgesucht werden sollen. Die Absicht ist löblich, und wenn sie gelingt, — das heißt, wenn die von einem Gelehrten ersuchten Uebersetzungen jener Wörter wirklich, ich will nicht sagen, von der ganzen Nation, sondern nur von dem größten Theile der guten Schriftsteller angenommen werden: — so ist der Erfolg nützlich. Aber an sich scheint mir das Uebel, welchem man dadurch abzuhelfen sucht, nicht sehr groß zu seyn, und die Wirksamkeit der Hülfsmittel ist zweifelhaft.

Es ist freylich ein Uebelstand und eine Unbequemlichkeit, daß wir ausländische Wörter in unsere Sprache mischen, weil wir glauben, die damit verknüpften Ideen durch keine deutschen ausdrücken, und doch ihrer nicht entbehren zu können. Indeß haben wir diesen Uebelstand und diese Unbequemlichkeit mit den meisten Sprachen und Nationen der Welt gemein; und bei keiner hat er den höchsten Flor der Beredsamkeit und die vollkommenste Cultur der Sprache verhindert. Die lateinische Sprache hat griechische Wörter in großer Menge aufgenommen, und nie mehr, als da sie selbst am meisten ausgebildet war. Die Franzosen haben auf gleiche Weise von den Lateinern und Italienern, die Engländer von den Franzosen, Wörter sowohl als Redensarten entlehnt, und thun es noch täglich. Es ist auch beynahe unvermeidlich, daß eine Nation, die von einer andern lernt, und aus deren Schriften ihren Ideenfonds bereichert, auch aus der Sprache derselben Wörter zur Bezeichnung der neuen Ideen annehme.

Nur ein einziger Umstand hat diese allgemeine Gewohnheit der Völker, Wörter von früher aufgeklärten Ausländern zu borgen, für uns Deutsche unbequemer gemacht, als sie für unsre südlichen und westlichen Nachbarn geworden ist. Die Sprachen dieser sind aus dem Lateinischen entstanden, gerade aus der Sprache derjenigen Nation, von welcher sie zuerst Wissenschaften und Cultur empfangen hatten. Die Römer waren, in Absicht der Griechen, in dem nämlichen Verhältnisse. Dieser Umstand machte, daß die Franzosen und Engländer die wissenschaftlichen Wörter der Lateiner, diese die Kunstwörter der Griechen, und jede dieser Nationen die ihr gefallenden Idiomen der andern leicht in ihre Sprache haben übertragen, und durch kleine Veränderungen den

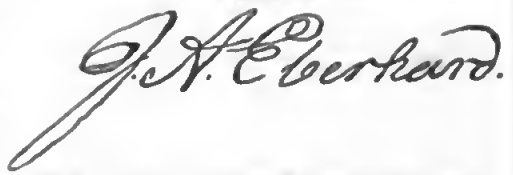
Analogien derselben völlig anpassen können. In der deutschen Sprache, als einer ursprünglichen, ist dieß unmöglich gewesen. Und in der That, so groß auch, in anderer Absicht, der Vorzug der Originalität seyn mag: so erhalten doch die aus dem Lateinischen abgeleiteten Sprachen dadurch einen überwiegenden Vortheil, daß sie die dem Vortrage gelehrter Kenntnisse vorlängst gewidmeten Ausdrücke aus der Sprache, die lange Zeit die einzige Aufbewahrerin solcher Kenntnisse war, aufnehmen und sich eigen machen können, ohne durch das ausländische Ansehen derselben entstellt zu werden.

Doch haben wir uns in dieser Absicht auf mannichfaltige Weise zu helfen gewußt, und da, um ein Wort als einheimisch betrachten zu können, alles darauf ankömmt, daß es den Hörenden verständlich und den Redenden geläufig sey, so dürfen wir wohl gewiß bey uns eingeführte französische Wörter, als Interesse, Main, Genie, wirklich für aufgenommene deutsche gelten lassen. Sie sind den Deutschen, welche die französische Sprache verstehen, (und diese machen einen großen Theil der gesitteten Stände aus,) nach Aussprache und Bedeutung so durchaus bekannt, und kommen denen, welche jene Sprache nicht verstehen, doch in Reden und Schriften so oft vor, daß fast keinem deutschen Ohre diese Töne mehr fremd sind, und den Sprachwerkzeugen Weniger ihre Aussprache Mühe macht. Solche ausländische Wörter mit einheimischen zu vertauschen, würde zwar an sich die Reinigkeit unserer Sprache erhöhen, aber es würde nicht ohne Aufopferung in der Deutlichkeit solcher Ideen geschehen können, welche uns durch den langen Gebrauch unentbehrlich geworden sind, und es würde doch der empfundenen Annehmlichkeit der Rede, worauf am Ende alles ankömmt, nur wenig zuträgen. Es ist sicher, daß alle selbstdenkende Menschen oft in einen Ideengang gerathen, zu dessen deutlicher Darstellung ihnen Wörter mit besondern Bestimmungen nöthig wären, dergleichen die Sprache nicht darbietet. Es ist sicher, daß Personen, die mit fremden Sprachen, oder mit besondern Dialekten ihrer eigenen frühzeitig bekannt geworden sind, oft zu ihren Gedanken keinen so angemessenen Ausdruck, als in den Wörtern jener Sprache und Dialekte finden. Der Wunsch, der daraus bey diesen Personen entsteht, daß die vaterländische Büchersprache alle diese mannichfaltigen Schattirungen der Begriffe, die sie in verschiedenen Sprachen und Dialekten zerstreut gefunden haben, vereinigt enthalten möchte, ist natürlich. Aber die Klage über Armuth der Sprache, weil ihr solche Schattirungen mangeln, ist ungerecht; und der Versuch, dieselben durch Einverleibung der fremden, der veralteten, oder der Provinzialwörter zu geben, ist von zweifelhaftem Erfolge.

Es ist allerdings eine zur gelehrten Kenntniß der Sprache sehr nützliche Arbeit, die Abweichungen der Dialekte von der Büchersprache, und die Abwechselungen der Sprachformen in verschiedenen Zeitaltern zu erforschen und aufzuzeichnen: aber aus diesen verborgenen Sprachschätzen, die einzelnen Provinzen eigen sind, oder den vergessenen, welche unsern Vorfahren zugehört haben, den Fonds der jetzigen Nationalsprache zu bereichern, dieß kann nie die unmittelbare Folge einer solchen Arbeit werden. Die Aufnahme neuer Wörter in die gangbare Sprache geschieht, so ausdrückend sie seyn mögen, nicht durch Wörterbücher, welche solche sammeln und empfehlen, sondern durch vortreffliche Schriften, in welchen sie glücklich angebracht worden sind.

Zuerst: was allgemein gebraucht werden soll, muß allgemein bekannt seyn; und wie kann ein neuer Ausdruck zur Kenntniß der Nation gelangen, als wenn er in Schriften vorkömmt, welche die ganze Nation liest? — Zweytens: jedes fremde Wort hat im Anfange die öffentliche Meinung wider sich. Es ist unverständlich, und macht durch seine Anstrengung Mühe; es ist fremd, und stört deshalb die Aufmerksamkeit. Diese Hindernisse seiner Aufnahme kann nur der große Schriftsteller bey dem wirklichen Gebrauche überwinden, indem er, an dem Orte, wo er es hinstellt, durch die Helligkeit der ganzen Idee Licht über diesen unbekannten Theil zu verbreiten, und für die unterbrochene Aufmerksamkeit durch die Stärke des letztern zu entschädigen weiß. Auf diese Weise geht, von Zeit zu Zeit, ein oder das andere veraltete oder Provinzialwort in die allgemeine Sprache über, wenn durch den Ruhm des Schriftstellers, der es zuerst gebraucht hat, oder durch die einnehmende Schönheit der Stelle seines Werks, in welcher es zuerst vorkam, das Andenken dieser Neuerung bey der Nation erhalten, und die Nachahmung derselben veranlasset wird. Aber nie wird es möglich seyn, eine ganze Sammlung solcher Wörter, mit so vieler Einsicht auch die Sammlung gemacht, und durch so gute Gründe die Wörter darin empfohlen seyn mögen, zu einem Mittel einer wirklichen Sprachbereicherung im Reden und Schreiben zu erheben.

Johann August Eberhard.



Nach der Zeit, in welche Eberhards Wirksamkeit fällt, fällt derselbe zwar ganz in den folgenden Zeitraum; wir behandeln ihn jedoch, wie den vorangehenden, lieber schon hier, weil er dem Geiste und Wesen nach ganz in den vorliegenden Zeitraum gehört.

Johann August Eberhard, geb. am 31. Aug. 1739 zu Halberstadt, erhielt seinen ersten Unterricht im väterlichen Hause und an der Martinischule seiner Vaterstadt, an welcher sein Vater Lehrer war. Im J. 1756 bezog er die Universität Halle, um Theologie zu studiren, ging nach vollendeten Studien 1759 in die Vaterstadt zurück, wo er die Stelle eines Hauslehrers bei dem Kriegs- und Domänenrath von der Horst übernahm und 1763 zum Conrector an der Martinischule und zum zweiten Prediger an der Hospitalkirche ernannt wurde, ohne

jedoch seine Beziehungen zum Freiherrn von der Horst aufzugeben; und als dieser noch in demselben Jahr als Präsident der Kurmärkischen Kammer nach Berlin berufen wurde, folgte ihm Eberhard, wo er die Muße, die ihm seine Stellung gewährte, zu eifrigen Studien der Philosophie und der alten Geschichte benutzte. Er wurde bald auch mit Nicolai und Mendelssohn bekannt, mit welchen er die engste Freundschaft schloß. Zwei Jahre später übernahm er die kärglich besoldete Stelle eines Predigers am Arbeitshause, aber die Veröffentlichung seiner „Neuen Apologie des Sokrates" erregte bei den kirchlichen Behörden so großen Anstoß, daß ihm alle Aussicht geraubt wurde, in Berlin eine bessere Stelle zu erhalten. Er nahm daher 1774 die Predigerstelle in Charlottenburg an, in welche er übrigens nur auf ausdrücklichen Befehl Friedrichs II. eingesetzt wurde, und da er endlich zur Ueberzeugung gelangte, daß er sich auf weitere Beförderung keine Hoffnung machen dürfe, entschloß er sich, seinen Beruf als Prediger aufzugeben und die im J. 1778 durch G. F. Meiers Tod erledigte Professur der Philosophie in Halle anzunehmen. Im J. 1786 wurde er zum auswärtigen Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt, 1805 erhielt er den Ehrentitel eines Geheimenraths, und 1808 von der theologischen Facultät das Diplom eines Doctors der Theologie. Er starb den 6. Januar 1809.

Eberhard ist vorzüglich durch seine schon erwähnte „Neue Apologie des Sokrates oder Untersuchung der Lehre von der Seligkeit der Heiden" (Berl. 1772) berühmt geworden, in der er die von der Kirche aufgestellten Glaubenslehren mit eben so viel Gründlichkeit als Kühnheit prüft, auf welche die Meinung begründet wird, daß die weisesten und tugendhaftesten Männer des Alterthums ewiglich verdammt seien, weil sie den Glauben an Christum und die Erlösung nicht gehabt hätten. Wie Garve, so ist auch Eberhard vorzüglich wegen seiner Darstellung zu erwähnen, die sich durch Reinheit, Klarheit, Lebendigkeit und Wärme, so wie durch Fülle und Rundung des Periodenbaues auszeichnet. Neben der „Apologie" verdienen aber auch seine übrigen Schriften ehrenvolle Erwähnung. Die von der Berliner Akademie gekrönte „Allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens" (Berl. 1776) enthält eine eben so scharfsinnige als klar vorgetragene Entwickelung dieser Seelenkräfte. Auf dieser Theorie gründen sich auch seine Werke über Aesthetik „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften" (Halle 1783), und „Handbuch der Aesthetik in Briefen" (4 Thle. Halle 1803—1805), durch welches er vornämlich strebte, in dem größeren Publikum Sinn für das künstlerisch Schöne zu erwecken und überhaupt dessen Geschmack heranzubilden, damit es auch fähig würde, Kunstwerke zu verstehen und mit Bewußtsein zu genießen. „Ammon, eine Geschichte in Briefen" (Berl. 1782), enthält eine vortrefflich stylisirte Entwickelung von Eberhards Lebensansichten, und es verdient dieses Buch wegen seines trefflichen Inhalts, so wie seiner tüchtigen, klaren und gefälligen Darstellung immer noch gelesen zu werden, nur muß man in demselben keinen kunstmäßig ausgeführten Roman suchen, da die höchst einfache Einkleidung keinen andern Zweck hat, als dem Verfasser Gelegenheit zu geben, die den seinigen widerstreitenden Ansichten über die Philosophie des Lebens zu beleuchten und in ihrer Nichtigkeit zu zeigen. Endlich hat sich Eberhard noch durch den „Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymik" (6 Thle. Halle u. Lpz. 1795—1815) und das „Synonymische Handwörterbuch der deutschen Sprache" (Halle 1802) ein großes Verdienst erworben, da er der erste war, der eine deutsche Synonymik unternahm, und er in seinem Werke Alles geleistet hat, was eine auf philosophischer Untersuchung der Begriffe, vorzüglich aber auf Beachtung des Sprachgebrauchs gegründete Darstellung irgend leisten kann. Daß er aber die einzelnen Wörter nicht auch nach ihrer historischen Entwickelung erklärt hat, kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen, da eine solche Behandlung bei der damals noch allzu ungenügenden Sprachkenntniß nur zu den größten Irrthümern hätte verleiten können.

Aus der „Neuen Apologie des Sokrates".

Es ist lange ein Grundsatz in der römischen Glaubenslehre gewesen, daß außer der Kirche keine Seligkeit sey. Dieser Grundsatz selbst ist bey der Glaubensverbesserung unverändert stehen geblieben; nur daß man dem Wort Kirche eine andere Bedeutung beygelegt hat. Anstatt den Glauben an die Aussprüche eines sichtbaren Oberhaupts für die erste Bedingung der Seligkeit festzusetzen, hat man von den Gliedern derselben die Annehmung aller Glaubensartikel, die sich auf die recht erklärte Schrift gründen, zur Seligkeit erfordert. Hiebey war nun nichts natürlicher, als daß die außerchristlichen Völker, wie zuvor, von der Seligkeit ausgeschlossen blieben.

Es wird in der Folge erhellen, ob diese Meinung selbst schriftmäßig sey. Jetzt will ich nur einige Anmerkungen über die Art machen, wie sie in den christlichen Lehrbegriff gekommen ist, und sich darinn erhalten hat.

Die Unwissenheit derjenigen, welche blos politische Beurtheilungen zu göttlichen gemacht, hat wohl die erste Gelegenheit zur Ausschließung der Heiden von dem Antheil an der Seligkeit gegeben. Anfangs waren es blos bürgerliche Verordnungen, wodurch man die Irrenden aus der Gemeinschaft der Kirche stieß, und sie der Vorrechte unfähig erklärte, welche die Glieder derselben genossen. Dies war in den ersten Zeiten der Sinn der Verbannungen aus der Gesellschaft der Heiligen. Allein diese Verbannung und diese Gesellschaft der Heiligen, die sich zuerst blos auf das gegenwärtige Leben einschränkte, ward mit der Zeit über die Gränzen desselben ausgedehnt. Man hielt alle Irrgläubigen gar bald auch für unfähig, nach dem Tode in der Gesellschaft der Heiligen glückselig zu seyn: ein Mißverständniß, das bey der Barbarey und bey der groben Unwissenheit der Zeiten, worinn dieser Lehrbegriff festen Fuß faßte, sehr natürlich war; um desto natürlicher, da er den Priestern und ihren Verbannungen eine Wichtigkeit gab, die sie sonst nicht hatten, und die ihnen sehr einträglich war.

Wer die Kirchengeschichte des Neuen Testaments mit einiger Aufmerksamkeit durchdacht hat, dessen Beobachtung wird eine solche Zeitfolge dieser Meinung nicht entgangen seyn, so wie sie Herr D. Semler, in der Vorrede zu dem ersten Theil seiner Sel. Cap. hist. eccles. auf eine ungemein einleuchtende Art vorgestellet hat.

Die ersten Reformatoren fanden also die Meinung von der Verdammniß der Heiden unter den Christen festgesetzt. Da sie in der Verbesserung der Religionserkenntniß nur erst die verderblichsten Irrthümer angriffen, und auch hirbey sehr stufenweise verfuhren, nach dem Maaße, wie ihre eigene Einsichten wuchsen: so ließen sie eine Lehre unberührt, die sie nicht allein für unschädlich, sondern auch, nach der damaligen mangelhaften Auslegungskunst, für schriftmäßig hielten. Vielleicht war es auch eine Wirkung ihrer Mäßigung und Klugheit, von dem eingeführten Lehrbegriff das minder schädliche stehen zu lassen, um den Haß und die Vorwürfe ihrer Feinde gegen sich, so

sehr als sie konnten, zu vermindern. Ich werde unten ausführlicher zeigen können, daß die Verdammung der Heiden in dem christlichen System erst seit der Zeit des H. Augustins die Oberhand gewonnen habe. Die Liebe zu diesem Kirchenvater, die fast allen Reformatoren gemein war, trug ebenfalls nicht wenig dazu bey, diese Lehre, die sie in seinen Schriften fanden, beyzubehalten und fortzupflanzen.

Dieses vorausgesetzt, kann es den Reformatoren wohl nicht zum Vorwurfe gereichen, daß sie über die Materie so gedache, als wir es in ihren Schriften finden. Allein ihre Ausspruche darüber können nun auch für uns keine gesetzmäßige Kraft haben; vielmehr würde es uns sehr wenig zur Ehre gereichen, blos auf ihr Ansehen in einem Lehrpunkte die Parthey zu ergreifen, die sie nur auf Ueberlieferung angenommen zu haben scheinen. Wir brauchen es also nicht zu leugnen, daß sowohl Luther als Calvin sich ausdrücklich gegen die Seligkeit der Heiden erkläret haben. Außer daß es bey dem ersten als eine nothwendige Folge in seinem Lehrbegriff über die natürlichen Kräfte des Menschen liegt, so wie er sie in seinem Buche gegen den Erasmus vorgetragen hat, so hat er sich auch an verschiedenen Orten sehr hart darüber ausgedruckt.

Niemand hat die Verwerfung der Heiden in ein strengeres System gebracht als Calvin. Die angeführten Reformatoren sind indeß auch über diesen Punkt die härtesten gewesen. Denn dem Zwinglin wirft Hr. Hofstede selbst eine strafbare Gelindigkeit gegen die außerchristlichen Völker vor, und das glimpfliche Urtheil dieses Reformators in Ansehung ihrer Seligkeit ist allerdings außer allem Streit. Allein es ist nicht befolgt worden. Man hat vielmehr in beiden protestantischen Kirchen, aus einer Achtung gegen die beiden Häupter der Kirchenverbesserung, die auf unsere Grundsätze keinen Einfluß haben sollte, und wovon doch unsere Urtheile nur gar zu oft abhangen, die entgegengesetzte Meinung in das System der Theologie aufgenommen. Luther selbst disputirte nicht Klemal sehr spitzfündig. Seine Verbesserungen in dem christlichen Lehrbegriffe waren so beschaffen, daß sie mehrentheils dem gesunden Verstande sogleich auf den ersten Blick einleuchteten, und seine speculativen Schlußfolgen waren vorzüglich nur solche, die mit seinen praktischen Sätzen am nächsten zusammenhiengen. Als man aber in der Folge künstlichere Systeme zu bauen anfieng: so gab man verschiedenen seiner Grundsätze eine Ausdehnung, die sie bey ihm nicht hatten, und gieng von da aus zu entfernten Folgesätzen, die er selbst nicht vorher gesehen hatte.

IV. Rhetorische Prosa.

Zwar machte die rhetorische Prosa im vorliegenden Zeitraum nicht unwichtige Fortschritte, doch waren diese meist nur äußerlicher Natur und offenbarten sich daher vornämlich in einer besseren Darstellung, da auch die Sprache der Beredtsamkeit von der allgemeinen Bewegung und Entwickelung ergriffen wurde und die beinahe von Jahr zu Jahr fortschreitende didaktische Prosa nicht ohne großen und wohlthätigen Einfluß auf die rhetorische Darstellung blieb, welche sichtbar an Reinheit, Klarheit, Rundung und Schönheit zunahm, wenn sie auch jene in allen diesen Beziehungen nicht erreichte. Dagegen waren die Fortschritte in Allem, was das Wesen der Beredtsamkeit bildet, weit geringer, und wenn auch hie und da das fleißige Studium der Meisterwerke des Alterthums und der neuen Völker, namentlich der Franzosen, erfreuliche Wirkung hatte, so wurden diese Vorbilder doch keineswegs erreicht. Die Hindernisse, welche sich einer lebendigeren Entwickelung der Beredtsamkeit im vorigen Zeitraum entgegengestellt hatten, bestanden meist auch jetzt noch (S. 455) und ließen eine freie und lebensvolle Entfaltung der Kräfte und Talente nicht zu.

Was zunächst die geistliche Beredtsamkeit betrifft, so zeigt sich zwar schon früh ein ernstes Bestreben nach künstlerischer Gestaltung, doch ist es weder sicher noch kräftig genug, um Bedeutsameres hervorzubringen; es fehlt offenbar an richtiger Einsicht in das Wesen einer künstlerisch gebildeten Rede. Zudem wirkte in dieser Beziehung der für die Entwickelung der rhetorischen Sprache so günstige Einfluß der didaktischen Prosa höchst nachtheilig, indem auch die Prediger die Belehrung zum Hauptzwecke ihrer Darstellungen machten, und zu wenig darauf bedacht waren, auf das Gemüth zu wirken; tiefere Innigkeit findet sich nur bei einigen Herrnhutern, bei denen sie freilich oft in kindische Spielerei übergeht, abgesehen davon, daß ihre Reden nicht selten durch die ungeeignete, oft sogar widrige Darstellung beleidigen.

Die bessere Gestaltung der geistlichen Rede beginnt mit Joh. Lorenz von Mosheim, der zwar von Späteren erreicht, von Einigen wohl auch in einzelnen Punkten übertroffen wurde, dem jedoch Keiner an Einfluß auf die Entwickelung der geistlichen Beredtsamkeit gleich kam. Joh. Andreas Cramer, dessen Predigten in mehrern Sammlungen (zusammen 28 Theile) erschienen, suchte vorzüglich durch blumenreichen Ausdruck und poetischen Schmuck zu gefallen, wobei er jedoch nur zu häufig in das Ueberladene verfiel, so daß seine Predigten wohl für den Augenblick die Einbildungskraft angenehm beschäftigten, aber weder beim Zuhörer, noch bei dem Leser einen bleibenden Eindruck hinterlassen konnten. Auch Joh. Adolph Schlegel strebte als Prediger zu sehr nach äußerem Prunk der Rede, und als er in seinen späteren Predigten diesen Fehler zu verbessern suchte, verfiel er in das entgegengesetzte Extrem: er wurde matt und geschwätzig. Seine Predigten erschienen ebenfalls in mehrern Sammlungen (zusammen 18 Thle). Cramers und Schlegels Freund Nik. Dietrich Giseke entfaltete in seinen Predigten (Rost. 1760 u. Leipz. 1780) den nämlichen freundlichen und gefühlvollen Sinn und die gewandte, reine Sprache, die seine lyrischen Dichtungen charakterisirt. Joh. Friedr. Wilhelm Jerusalem erwarb sich neben Mosheim das unvergängliche Verdienst, dem falschen Geschmack gegenüber zuerst eine einfachere Kanzelberedtsamkeit einzuführen, die mit den Fortschritten der deutschen Sprache im Einklang stand und dem „Nachtwächter- oder Markschreierton", wie er sich selbst ausdrückt, der damals die Kanzel beherrschte, natürliche Einfachheit entgegen zu stellen. Seine „Predigten" (2 Sammlungen, Braunschw. 1745—1753) verbinden mit dieser Einfachheit eine gewisse Würde, eine edle Keuschheit der Sprache, die ihnen bleibenden Werth gibt. Neben ihm ist der Berliner Hofprediger und Oberconsistorialrath August Friedrich Wilhelm Sack aus Harzgerode (1703—1786), dessen „Predigten über verschiedene wichtige Wahrheiten zur Gottseligkeit" (Magdeburg u. Berl. 6 Thle. 1738 ff.) lange Zeit für unübertroffene Muster der Kanzelberedtsamkeit gehalten wurden; und in der That zeichnen sie sich durch Eindringlichkeit der Darstellung und vorzüglich dadurch aus, daß sie auf Gemüth und Verstand gleichmäßig zu wirken suchen, wie er denn überhaupt zu denjenigen Theologen gehörte, welche sich von der

steifen Orthodoxie und der seichten Aufklärerei gleich weit entfernt hielten. Sack stand übrigens mit den meisten Schriftstellern, die sich damals in Berlin aufhielten, in freundschaftlichen Verhältnissen und zeigte stets eine lebhafte Theilnahme für die fortschreitende Entwickelung der deutschen Literatur, wenn er auch an den Bestrebungen seiner Freunde keinen unmittelbaren Antheil nahm. Ihm ähnlich ist der uns schon bekannte Joh. Joachim Spalding; auch er verband Tiefe des Gefühls und ächte Frömmigkeit mit besonnener Auffassung der religiösen Verhältnisse. Seine „Predigten" (Berl. 1765) und „Neue Predigten" (2 Thle. Berl. 1768—84) entsprechen ganz den Anforderungen, die er selbst in seiner Schrift „Von der Nutzbarkeit des Predigtamtes" aufstellte; glückliche Wahl und Mannigfaltigkeit der Stoffe, so wie eindringliche, Herz und Verstand gleich ergreifende Behandlung, eine reine, immer gehobene und doch nie gesuchte oder überladene Sprache verleihen ihnen einen mehr als vorübergehenden Werth. Wilh. Abrah. Teller, den wir schon als einen muthigen Verfechter religiöser Aufklärung haben kennen lernen (S. 700), erwarb sich auch durch seine Predigten („Erste Sammlung". Helmst. 1769; „Predigten an den Sonn- und Festtagen des ganzen Jahres". 2 Bde. Berl. 1785 u. a. m.) weitverbreiteten und dauernden Beifall, da sie, in klarer, einfacher und herzlicher Sprache geschrieben, vorzüglich darnach streben, Liebe zur Tugend und fromme Gesinnung zu erwecken; auch wurden gerade deshalb seine „Predigten von der häuslichen Frömmigkeit" (Berl. 1772) zum beliebten Andachtsbuch vieler Familien. Zu den vorzüglichsten Kanzelrednern der Protestanten gehört endlich Georg Joachim Zollikofer, den wir ausführlicher zu besprechen haben.

Unter den Kanzelrednern der Brüdergemeinde haben wir hier nur ihren Stifter, den Grafen Nic. Ludwig von Zinzendorf, zu erwähnen. Von seinen zahlreichen Reden, Predigten und Homilien, die er an den verschiedensten Orten, in Nordamerika, London, Berlin u. s. w. gehalten, sind die früheren von würdiger und ernster Haltung; in den letztern findet sich aber schon jenes Uebermaß an ausschweifenden und spielenden Bildern, die allmählich zur charakteristischen Eigenthümlichkeit der Sekte wurden.

Bei den Katholiken machte die Kanzelberedtsamkeit auch in diesem Zeitraum nur wenige oder keine Fortschritte, und wenn auch nicht zu verkennen ist, daß hie und da ein besserer Geist erwachte, und man sich an den großen Meistern der Franzosen heranzubilden suchte, von denen zahlreiche, freilich meist ungenügende und namentlich in der Sprache verfehlte Uebersetzungen erschienen, so war doch die Geistlichkeit im Ganzen noch so wenig gebildet, daß die meisten Predigten der Zeit jenen rohen und geschmacklosen Charakter haben, der sich im vorigen Zeitraum festgesetzt und ausgebildet hatte.

Die weltliche Beredtsamkeit zeigte während der ganzen Periode wenig Erfreuliches. Daß weder die politische, noch die gerichtliche Rede geübt wurde, lag in den öffentlichen Zuständen und der täglich steigenden Sucht der Höfe, Alles, selbst das Unwichtigste, mit dem Schleier des Geheimnisses zu umgeben. Die Reden, welche Isaac Iselin („Ueber den wahren Geist des Patriotismus" 1764) und andere Mitglieder der Helvetischen Gesellschaft, oder der Professor und nachmalige Geheime Kanzleirath Joh. Daniel Aepinus aus Rostock (1718—1784) „bei verschiedenen Gelegenheiten des Mecklenburgischen Regierungshauses" (Rostock 1782) gehalten, können um so weniger in Betrachtung kommen, als sie vereinzelt dastehen und ohne weitgreifenden Einfluß blieben, wenn sie an sich auch, sei es wegen des Inhalts, sei es wegen ihrer Darstellung, Lob verdienen mochten. Uebrigens mußte, wie früher, so auch in diesem Zeitraume, die politische Rede zur Lobrede auf Fürsten und große Herren herabsinken, wenn sie Eingang finden sollte. Unter den Reden dieser Gattung erwähnen wir nur Franz Christoph von Scheyb's „Lobrede auf den Grafen von Harrach" (Lpz. 1750), die in einem reinen und würdigen Style geschrieben ist und J. G. Sulzers „Lobrede auf den König von Preußen Friedrich II." (Berl. 1758), in welcher er ihn als den Beschützer seiner Staaten darstellt, und diese Eigenschaft als die größte und eines Königs würdigste preist. Aber auch die gelehrte oder wissenschaftliche Rede steht sehr weit unter der geistlichen. Gottsched glaubte schon Alles erreicht zu haben, wenn er die in seiner „Redekunst" aufgestellten Gesetze und Regeln mit ängstlicher Genauigkeit beobachtete; daher sind seine Reden zwar nach einem regelmäßigen Plane angelegt, auch sind sie in reiner Sprache geschrieben, aber es fehlt ihnen an Tiefe, Größe und Mannigfaltigkeit der Gedanken, und wenn er hie und da einen guten Einfall hat, so wird dieser in der breiten Ausführung so verwässert, daß er alle Wirkung verliert. Von seinen „Gesammelten Reden" (Leipz. 1749) sind noch die Lob- und Gedächtnißreden auf Copernikus, Opitz, Wolff, in denen er die akademischen Lobreden der Franzosen zum Muster nahm, am besten gerathen. Wie immer, so ist Frau Gottsched auch in ihren Reden geistreicher als ihr Mann. („Triumph der Weltweisheit ꝛc. nebst e. Anh. dreier Reden" Leipz. 1739.) Unter denselben zeichnet sich die „Satyrische Lobrede auf den sogen. Amaranthes od. Gottlieb Siegm. Corvinus" durch witzige Nachahmung des Verspotteten aus. Von größerem Gedankenreichthum zeigen J. El. Schlegels zwei „Reden von den Vortheilen der Beredsamkeit" und drei „Moralische Reden", welche er in der von Gottsched gestifteten Rednergesellschaft vortrug. Sie gehören, obwohl aus seinen Universitätsjahren stammend, zu den besten, die aus dieser Gesellschaft hervorgegangen sind (dieselben wurden von einem gewissen Löschenkohl gesammelt herausgegeben) und übertreffen auch die meisten derjenigen, welche in der Deutschen Gesellschaft gehalten wurden (Der deutschen Gesellschaft gesammelte Reden und Gedichte, herausg. v. Gottsched. Lpz. 1732). Gellerts „Moralische Vorlesungen" (2 Bde. Leipz. 1770) gehören nur dem Namen nach hieher; von größerem Streben nach rhetorischer Wirkung zeugen mehrere andere Reden desselben, unter welchen die „Von den Fehlern der Studirenden bei Erlernung der Wissenschaften" noch jetzt gelesen zu werden verdient. Weniger ist dies der Fall mit den „Reden", welche K. Christian Gärtner für einzelne Zöglinge des Karolinums in Braunschweig verfertigte, um sie bei feierlichen Gelegenheiten zu halten; doch fanden sie zu ihrer Zeit wegen ihrer kunstmäßigen Form vielen Beifall und wurden in den Lehrbüchern der Rhetorik lange als Muster angepriesen.

Digitized by Google

Lebensvoller und von größerer Begabung zeugend sind die verschiedenen Reden des Freiherrn v. Sonnenfels, unter denen wir außer der „Rede auf Marien Thereſien" (Wien 1762) beſonders die an ſchönen und fruchtbaren Gedanken reiche Rede „Von dem Verdienſte des Porträtmalers" (Wien 1768) erwähnen.

Wie in der didaktiſchen, ſo iſt auch in der rhetoriſchen Proſadichtung Leſſing weitaus die bedeutendſte Erſcheinung; denn wenn er auch keine eigentlichen Reden geſchrieben hat, ſo gehören doch mehrere ſeiner Schriften durch die ganze Behandlungsweiſe hieher; wir meinen ſeine polemiſchen Schriften, in welchen er eine Macht und Fülle der Beredtſamkeit entwickelt hat, die bis jetzt von deutſchen Schriftſtellern noch nicht wieder erreicht, geſchweige übertroffen worden iſt. Sie würden aber auch ſchon formell hieher gezogen werden müſſen, da ſie in Form von Briefen geſchrieben ſind.

Was dieſe Gattung insbeſondere betrifft, ſo haben die meiſten Schriftſteller dieſes Zeitraums einen mehr oder weniger ausgebreiteten Briefwechſel geführt, der theils für die Charakteriſtik der Schreibenden, theils für die Geſchichte der Literatur von großer Wichtigkeit iſt, da die meiſten Erſcheinungen und zugleich auch die Gedanken beſprochen werden, welche die Zeit bewegten. Hinſichtlich der Darſtellung gewähren uns dieſe Briefe einen trefflichen Ueberblick von den Fortſchritten, welche die Sprache während der Zeit machte, und dies um ſo mehr, als die Schreibenden ſich mehr oder weniger gehen ließen und ſie meiſt keinen andern Zweck hatten, als ihre Gedanken in der ihnen natürlichſten Form darzuſtellen. Weil ſich aber in den Briefen auch die geſellſchaftlichen Zuſtände mehr als in jeder andern Gattung der ſchriftlichen Darſtellung ausprägen, ſo tritt deren Einfluß in ihnen auch kräftiger hervor, und es bleiben im Briefe die Spuren einer verſchwindenden und ſelbſt der verſchwundenen Zeit länger haften, als in jeder andern Form der Darſtellung. Daher finden wir in Gottſcheds Briefen, die erſt in neuerer Zeit durch Danzels werthvolle Schrift: „Gottſched und ſeine Zeit. Auszüge aus ſeinem Briefwechſel" (Lpz. 1848) zugänglich gemacht worden ſind, noch lange Nachklänge der geſchmackloſen Zeit, die er vor Allem überwältigen half, während ſeine andern Schriften davon befreit ſind. Es ſind jene Briefe aber an ſich äußerſt wichtig, weil ſie uns das klarſte Bild von ſeinem Weſen, ſeiner Thätigkeit, ſeinen Beſtrebungen und ſeinem weitgreifenden Einfluſſe geben. Weit lebendiger geſchrieben ſind die Briefe der Frau Gottſched, welche erſt nach ihrem Tode von ihrer Freundin Dorothea Henr. v. Runkel herausgegeben wurden (3 Thle. Dresd. 1771—72); Frau Gottſched hatte die von ihrem Manne noch während ihres Lebens beabſichtigte Veröffentlichung derſelben nicht zugegeben. Mannigfaches Intereſſe gewähren die „Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer und Geßner" (Zür. 1804), und laſſen wünſchen, daß die Correſpondenz Bodmers auf die nämliche Weiſe benutzt und herausgegeben werden möchte, wie die ſeines kritiſchen Feindes Gottſched; und ſo iſt auch „Sam. Gotth. Lange's Sammlung gelehrter und freundſchaftlicher Briefe" (2 Thle. Halle 1769—70), in welcher ſich Briefe von Bodmer, Breitinger, Gleim, Hagedorn, der Karſchin, Ew. von Kleiſt, Meier, Sulzer u. A. an Lange vereinigt finden, nicht ohne Werth für die Kenntniß der damaligen Literaturzuſtände. Fr. v. Hagedorn zeigt ſich auch in ſeinen Briefen (im 5. Th. der von Eichenburg beſorgten „Poetiſchen Werke". Hamb. 1800) heiter, gewandt und geſchmackvoll. Da er mit den meiſten bedeutenden Männern ſeiner Zeit in näherer Verbindung ſtand, ſo enthalten ſowohl die Briefe, die er geſchrieben, als diejenigen, welche an ihn gerichtet ſind, manche bedeutende Notizen über die damaligen literariſchen Verhältniſſe. Um die Verbeſſerung des Briefſtyles machte ſich beſonders Gellert durch die „Praktiſche Abhandlung von dem Geſchmacke in Briefen" (Lpz. 1751) verdient, in welcher er die Geſchmackloſigkeit der bis dahin gebräuchlichen Form und Haltung gründlich bekämpfte und die Erbärmlichkeit der eben ſo pedantiſchen als geiſtloſen Briefſteller Neukirch, Talander, Menantes (S. 449) in ihrer ganzen Blöße darſtellte. Er fügte dieſer Abhandlung eine Reihe von Muſterbriefen bei, die damals allerdings muſterhaft genannt werden konnten, wenn ſie auch zum größten Theile jetzt wegen ihrer allzugeſuchten Regelmäßigkeit wenig gefallen können. Nur einzelne, z. B. der, in welcher er die Geſchichte einer Reiſe in einer Landkutſche erzählt, haben einen bleibenden Werth der Darſtellung. Seine übrigen, erſt nach ſeinem Tode von J. Ad. Schlegel herausgegebenen Briefe (Lpz. 1774) haben im Ganzen wenig Inhalt, ſind ſelbſt für die Geſchichte der Literatur von geringem Werth und gewähren für dieſelbe wenig Ausbeute. Doch leſen ſie ſich leicht und man gewinnt den Mann herzlich lieb, deſſen innige Frömmigkeit ſelbſt nicht durch die heftigſten Körperleiden erſchüttert werden konnte. Seine Verhältniſſe zu den Großen und Vornehmen ſind vielleicht die ſchönſten, die ſich in jenen Zeiten denken ließen, weil man in ihm den redlichen Menſchen geachtet ſieht. Auch Rabeners Briefe (Lpz. 1772) ſind nicht ohne Intereſſe; ſie enthalten oft muntere und komiſche Einfälle, wenn auch keinen ſprudelnden Witz; ſeine Treuherzigkeit, ſeine redliche Geſinnung und ſein tiefſühlendes Herz, ſeine reine Vaterlandsliebe und ſeine Treue gegen die Freunde laſſen einen angenehmen Eindruck zurück. Den auch ſtyliſtiſch bedeutendſten unter dieſen Briefen haben wir ſchon früher erwähnt (S. 659). — Den vielſeitigſten Briefwechſel führte wohl Gleim (S. 520), doch iſt er im Ganzen bedeutungslos, und gewährt nur dann Intereſſe, wenn ſeine Correſpondenten ihn aus ſeiner gemüthlichen Behaglichkeit reißen. Die „Briefe von Gleim und J. G. Jacobi" (Berl. 1768) haben wir ſchon beſprochen (S. 477); wichtiger und inhaltsreicher ſind die, welche in den „Briefen von Gleim, Heinſe und J. v. Müller" (2 Thle. Zür. 1806) abgedruckt ſind; am bedeutendſten aber diejenigen, welche ſich in dem Briefwechſel von Hagedorn und beſonders von Leſſing befinden. Auch die „Briefe von J. G. v. Zimmermann an einige ſeiner Freunde in der Schweiz" (Aarau 1830) verdienen Erwähnung, weil ſie den immerhin bedeutenden Mann nach allen ſeinen guten und ſchwachen Seiten charakteriſiren. Wichtiger iſt Th. Abbts „Freundſchaftliche Korreſpondenz mit Moſes Mendelsſohn und Nicolai nebſt Anmerkungen von Mendelsſohn" (im 3. u. 4. Th. von Abbts Werken). Sie enthält manche, wenn auch nicht gerade wichtige, doch für die Literaturgeſchichte brauchbare Bemerkung, und gibt insbeſondere intereſſante

Digitized by Google

Aufschlüsse über die Literaturbriefe, ihren Zweck und ihre Verfasser. Am bedeutendsten ist der Theil des Briefwechsels mit Mendelssohn, in welchem die Gedanken besprochen werden, welche dieser später in seinem Phädon so meisterhaft entwickelte. — Das höchste und mannigfaltigste Interesse gewährt der reiche Briefwechsel Winckelmanns, die zuerst in verschiedenen Sammlungen, in neuerer Zeit vereinigt erschienen sind (Winckelmanns Briefe herausg. v. Fr. Förster. 3 Thle. Berl. 1824—25); der treffliche Mann ist auch in seinen Briefen, selbst in den unwichtigeren, durch die natürliche Schönheit der Darstellung, durch den Reichthum und die Größe der Gedanken höchst bedeutend. Seine hie und da eingestreuten Urtheile über die literarischen Erscheinungen seiner Zeit sind meistens treffend und zeugen von einem durch das Studium der Alten hochgebildeten Geschmack, so wie sie beweisen, daß er weit über seinen meisten Zeitgenossen stand. Wie in der prosaischen Sprachdarstellung überhaupt, so steht Lessing auch im Briefe am höchsten. Wenn auch in Sprache und Gehalt tief unter ihm stehend, verdient Garve doch auch ehrenvolle Erwähnung; seine „Briefe an C. F. Weisse und einige andere Freunde" (2 Thle. Bresl. 1803), so wie die „Vertraute Briefe an eine Freundin" (Lpz. 1801) und der „Briefwechsel mit G. J. Zollikofer" (Berl. 1804) werden Jedem eine angenehme Lectüre darbieten, der Sinn für Gemüthlichkeit hat. Nur zum kleineren Theile bieten dagegen die „Ausgewählten Briefe von C. M. Wieland an verschiedene Freunde in den Jahren 1751 — 1810 geschrieben" (4 Bde. Zür. 1815 —16) Bedeutenderes dar, wenn sie auch für die Charakteristik des Dichters nicht ohne Wichtigkeit sind und besonders willkommenes Licht über den Umschwung in seinen poetischen und religiösen Ansichten werfen. Gehaltreicher ist die „Auswahl denkwürdiger Briefe" (2 Thle. Wien 1814), welche sein Sohn L. Wieland herausgab.

Johann Lorenz von Mosheim.

Johann Lorenz von Mosheim, geb. am 6. Oct. 1691 zu Lübeck, stammte von dem alten Geschlechte der Freiherren von Mosheim, welches ehemals in der Schweiz und in Steyermark blühte. Obgleich sein Vater katholisch war, ließ er ihn doch in der protestantischen Lehre erziehen. Er erhielt den ersten Unterricht im väterlichen Hause, besuchte sodann das Gymnasium zu Lübeck und bezog drei Jahre später die Hochschule zu Kiel, um Theologie zu studiren. Im J. 1718 wurde er Magister, 1719 Beisitzer der philosophischen Facultät, und erwarb sich bald so allgemeine Anerkennung, daß er mehrere Anträge zu ehrenvollen Aemtern erhielt, unter denen er 1723 den Ruf als ordentlicher Professor der Theologie in Helmstädt annahm, in welchem Jahre er auch Doctor der Theologie wurde. In Anerkennung seiner hohen Verdienste um die Ausbildung der Muttersprache ernannte ihn 1732 die deutsche Gesellschaft nach dem Tode ihres bisherigen Vorstehers J. B. Mencke zu ihrem Präsidenten. Da von allen Seiten die ehrenvollsten Anträge an ihn gelangten, so wurde er, um ihn der Universität zu erhalten, schnell hinter einander zum Kirchen- und Consistorialrath, zum Abt von Marienthal und Michaelstein, zum Generalinspector der Schulen im Herzogthum Wolfenbüttel und im Fürstenthum

Joh. Laur. Mosheim.

Blankenburg ernannt; doch nahm er 1747 den Ruf als Kanzler und Professor der Theologie an der neuerrichteten Hochschule in Göttingen an, zu deren hoher Blüthe er nicht wenig beitrug. Er starb daselbst am 9. Sept. 1755.

Wir haben Mosheim schon als einen der trefflichsten Bearbeiter der Kirchengeschichte kennen lernen (S. 682) und gleich das Bedauern ausgesprochen, daß er seine Hauptwerke lateinisch schrieb; überhaupt war er gegen den Gebrauch der Muttersprache in der Wissenschaft, was um so merkwürdiger erscheint, als er dieselbe mit einem zu seiner Zeit seltenen Glück behandelte. Freilich war die Sprache, die er vorfand, noch gänzlich unausgebildet, es fehlte ihr an jeglicher Art von Schönheit, an Gewandtheit, an Reichthum, und es ist dieser mangelhafte Zustand an der Darstellung Mosheims noch im hohen Grade sichtbar; allein es ist eben so sichtbar, daß er sich bemüht, den spröden Stoff wo immer möglich zu bewältigen, und wenn nach und nach die Kanzelredner sich einer gefälligern Darstellung befleißigten, so war dies großen Theils seinem Vorgange zu verdanken. Denn seine „heiligen Reden über wichtige Wahrheiten der Lehre Jesu Christi" (6 Thle. Hamb. 1725 — 1739) erregten bei ihrem ersten Erscheinen so großes Aufsehen, daß der erste Theil in einem Zeitraume von sechs Jahren vier Auflagen erlebte. Und sie verdienten diese Anerkennung im hohen Maße, denn mit ihnen und durch sie war der erste Schritt geschehen, die Kanzelberedtsamkeit aus der tiefen Barbarei und Geschmacklosigkeit zu reißen, in welche sie seit mehr als einem Jahrhundert verfallen war. Mosheim hatte sich in seinen Reden die Engländer zum Muster genommen, die er mit Einsicht und Selbständigkeit nachahmte; und indem er besonders die pedantische, oft widrige und immer würdelose Form, welche bis dahin die

geistliche Rede beherrscht hatte, vermied und ihr eine natürliche, die Würde der Gegenstände angemessene Darstellung entgegensetzte, trug er wesentlich dazu bei, den Geschmack zu läutern und die Fortschritte anzubahnen, welche die geistliche Beredtsamkeit einer immer größern Vollkommenheit entgegenführten.

Einleitung der Predigt: „Die Ruhe der Seelen, die aus einer reinen Liebe entstehet".

„Wem von euch, Geliebte in JEsu, ist unbekant, daß uns GOtt in der Schrifft als das liebreicheste und gütigste Wesen vorgestellet werde? Johannes vereiniget alle Vollkommenheiten GOttes in der einigen Liebe. GOtt, sagt er, ist die Liebe. Wer weiß nicht, daß das Reich, welches der HErr hienieden aufgerichtet, ein Reich der allerreinesten Erbarmung und Liebe sey? Unsre ganze Hoffnung gründet sich auf die einige Liebe GOttes. Und der HErr verlanget nichts dagegen von uns, als Liebe. Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung. Die Liebe begleitet uns aus dieser Welt in jene, wenn uns alles übrige verläßet. Wir lassen Glaube und Hoffnung unsern Brüdern, die noch wallen, wenn wir von hier gehen, und nehmen allein die Liebe in die Wohnungen der Seeligen mit. Und was noch mehr? Die Liebe ist das einige Mittel, uns, weil wir hier Pilgrim und Fremdlinge sind, glückseelig zu machen. Keine Zufriedenheit, keine Ruhe, keine Stille der Seelen ohne Liebe. Lernet dieses aus dem Munde des Jüngers, den JEsus lieb hatte: Furcht, saget dieser heilige Mann, ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus. Das heißt so viel: Wo eine rechtschaffene Liebe ist, da ist das, was wir alle so eifrig suchen, das, wornach so viele Weisen vergebens gerungen haben, eine ruhige, eine gelassene, eine unbekümmerte Seele, oder, daß ich eben dieses mit andern Worten sage: da ist die Wohnung der Seeligkeit, die sich ein Sterblicher in dieser Hütten versprechen kan.

Kennet ihr euch, so werdet ihr wissen, daß die Furcht das gröste Uebel unsers elenden Lebens sey. Die Dinge, die man fürchtet, die Leiden dieser Zeit, die Schmertzen, die uns von dem ersten Augenblicke unsers Lebens begleiten, sind viel leichter zu ertragen, als die Angst, die wir fühlen, ehe sie uns betreffen. Die Furcht ist der gröste Henker unserer Hertzen. Und der Tod selbst ist erträglicher, als eine zaghaffte, bange und mit Furcht geqvälte Seele. Die Menschen haben daher zu allen Zeiten nichts mehr gesuchet, als sich von dieser betrübten und beschwerlichen Bewegung zu befreyen; Ihr selbst nehmet täglich die allersaaresten Bemühungen auf euch, um nur die Furcht zu vertreiben und eurer Seele zu befriedigen. Was suchet der Einsiedler, der sich von der Welt absondert und in einer dürren Wüsten mit Wasser und Wurtzeln den ausgezährten Leib erhält? Er suchet nichts als ein Mittel gegen seine Furcht vor dem, was ewig ist. Was will der Abergläubische, der sich eine Art des Gottesdienstes aufbürdet, die eben so ungereimt, als mühselig ist? Er will sich von der Furcht retten, die er fühlet, wenn er an die Gerechtigkeit des Höchsten denket. Was will der Weltweise finden, der sich in seine Kammer schließet und durch die Heftigkeit seiner Betrachtungen dem Leibe Gewalt und Unrecht thut? Er will die Zufriedenheit erjagen und einen sicheren Weg erforschen, der Furcht zu entgehen. Was wollt ihr, Götter dieser Erden, Monarchen, Herrscher, Regenten dieser Welt, die ihr rathschlaget, denket, sorget, bauet und niederreißet, die ihr Krieg und Frieden beschließet, die ihr das Schicksaal der Welt durch euer Anhalten und Ordnungen bestimmen wollet? Wollt ihr nicht Furcht, Sorge, Unruhe von euch und den Häuptern eurer Unterthanen verjagen? Macht euch nicht die Furcht, daß ein unversehenes Uebel die Welt verwirren möge, so wachsam und sorgfältig? Was wollt ihr, Kauff- und Handels-Leute, die ihr Gesundheit und Leben gegen die ungewisse Hoffnung eines nichtigen Gewinnes auffsetzet, und die Nacht zuweilen zum Tage machet? Treibet euch nicht die Furcht des Mangels, die Sorge für das Künfftige zu diesen mühseligen Arbeiten? Die Furcht ist der Trieb, der die ganze Welt in Unruhe und Bewegung setzet, und die Tage, die uns hier die Vorsehung gönnet, beschwerlich machet. Die Hoffnung, diese Furcht zu besiegen, beschäfftiget und ermüdet uns, bis der Tod uns Ende an unsern Sorgen machet. Und was ist denn bisher gewonnen, bemühete Menschen? Was habt ihr bisher gegen diesen gemeinen Feind ausgerichtet? Wie groß ist die Zahl derer, die von Anfang der Welt an sich haben rühmen können, daß sie in einer sichern Ruhe des Gemüthe ihr Leben zugebracht und beschlossen? Ach ihr habt ohne Frucht gearbeitet, unruhige Sterblichen? Eure Sorgen haben die Mühe dieses Lebens nur verdoppelt. JEsus, der die Liebe lehret, hat den einigen Weg gewiesen, die Furcht, die uns hier so qvälet und ermüdet, zu besiegen. Die völlige Liebe, sagt sein heiliger Zeuge, treibet die Furcht aus. Gute Nacht! Gedancken, Anschläge, Ueberlegungen, Regeln, Gebote der Weisen, Erfindungen unsers eignen Witzes! Eines ist noht! Das Herz muß zu rechte gebracht und mit Liebe erfüllet werden, so ist unser Plage-Geist, die Furcht, besieget.

Was ich von der Natur der Furcht und der Liebe zur Erklärung des Worte Johannis sagen darff, wird mit wenigen können gemeldet werden. Die Furcht ist eine unruhige und beschwerliche Bewegung der Seelen, die den Leib zugleich erschüttert und in Unordnung bringet. Sie entstehet aus der Liebe, die wir zu uns und zu den Dingen tragen, die uns angenehm sind, und aus der Gewißheit, die wir haben, daß unsere Glückseligkeit könne verlohren werden. Sie würcket unzehlige Arbeiten und Bemühungen, die wir willig über uns nehmen, um das aufgebrachte Herz zu besänfftigen. Bald erwecket das ungewisse, bald erwecket das gewisse diese unangenehme Bewegung. Wir fürchten das ungewisse. Wie mancherley sind die Zufälle dieses Lebens? Wie vergänglich und nichtig die Güter, die unser Herz hochschätzet? Wie zerbrechlich, wie elend ist der Leib, den GOtt unserm Geiste zur Wohnung gegeben? Wer weiß, wie lange wir das, was wir lieben, besitzen werden? Diese Ungewißheit der irdischen Dinge unterhält eine stetige Furcht in den Seelen der Menschen. Wir fürchten das gewisse. Es ist gewiß, daß die Stunde nicht seyn kann, in der diese Hütte zerfallen wird. Es ist gewiß, daß wir unreine, Sünder und sträflich sind. Es ist gewiß, daß wir den Augen eines allwissenden Richters werden dargestellet werden, der weder durch Verstellung, noch durch Leugnen, noch durch Entschuldigungen kan betrogen werden. Wie viele Gründe zur Furcht und Angst?

Die Liebe ist eine gewisse angenehme Bewegung der Seelen, die sich besser empfinden als beschreiben läßet. Sie entspringet bey dem Menschen aus einer Ueberzeugung, daß in dem Besitz und Genuß gewisser Dinge und Personen unsre wahre Glückseligkeit bestehe. Sie breitet sich, wie ein Strom, in unzehlige Bemühungen aus, uns, was man liebet, zu gewinnen oder zu behalten. Das übrige mögen die Weisen dieser Welt ausmachen. Wir brauchen nicht mehr, die Worte des Jüngers JEsu zu verstehen.

Die Furcht bringet Pein. Wer von euch zweiffelt daran? Aber die völlige Liebe treibet die Furcht aus. Wie ruhig wäre die Welt, wenn dieses eben so bekant wäre? Johannes redet von der Liebe zu GOtt und dem Nechsten. Dieses ist aus der ganzen Folge seiner Rede unstreitig klar. Und viele Liebe GOttes und des Nechsten ist das sicherste Mittel der Furcht zu begegnen, wenn sie völlig ist. Eine völlige Liebe ist eine Liebe, die nach dem Willen und Gesetze des HErrn, so weit es die Schwachheit der Menschen vergönnt, eingerichtet ist: Eine Liebe, die aus einem reinen Hertzen, aus einem guten Gewissen, aus einem ungefärbten Glauben stammet, wie Paulus

redet: Eine Liebe, die nicht getheilet, sondern dem HErrn ganz gewidmet ist: Eine Liebe, die beständig währet und nicht unterbrochen wird. Eine solche Liebe verbannet die Furcht, die unreine, die beschwerliche, die traurige und knechtische Furcht. Es wird Furcht in unsern Herzen bleiben, weil wir leben. Diese Schwachheit ist ein Stück des Verderbens, welches uns erst am Ende unsers Laufs verläßt. Allein die Liebe vermindert dieselbe. Je mehr sie zunimmt, je mehr befriedigt sie das Herze. So viel Stoffen der Liebe wir erreichen, so viel Stuffen gewinnen wir zu der Ruhe und Zufriedenheit der Seelen. Dis will Johannes sagen. Wäre unser verderbtes Herz einer solchen Liebe fähig, die im eigentlichen Verstande völlig heißen kan, so hätte die Furcht ihre Herrschaft über uns ganz verlohren, und wir würden von keiner Angst und Unruhe weiter wissen. Dieses ist die Glückseligkeit der reinen Seelen, die in dem Lichte der Ewigkeit wohnen. Diese lieben vollkommen, und sind daher vollkommen ruhig und selig. Hie gelangen wir zu einer solchen Liebe nicht, weil wir mit einem Herzen zu streiten haben, dessen Grund durch die Sünde verdorben ist. Allein dieses bleibt ewig wahr: Je mehr Liebe, je weniger Furcht. Die in der Liebe ihrem Heylande am ähnlichsten werden, die werden ihm in der Zufriedenheit am ähnlichsten. Die in der Liebe wachsen, die empfinden täglich etwas mehr von der unruhlichen Stille des Geistes, von der unbegreiflichen Ruhe und Vergnügung, so die Heiligen, die im Himmel wohnen, von den Jüngern JEsu, die hie noch wallen, unterscheidet. Die völlige Liebe treibet die Furcht aus.

Wo die Liebe GOttes wohnet, da herrschet die Verleugnung dieser Welt und der Dinge, die dazu gehören. Und was fürchtet der, so diese Welt verleugnet hat, die Zufälle dieses Lebens und den beständigen Wechsel der Dinge? Sein Wandel ist im Himmel. Er kan nichts verlieren, als was er nicht achtet. Was büßet der ein, der den HErrn allein liebet, wenn ihm alles entzogen wird? Eine Handvoll Asche, deren Nichtigkeit er längst erkennet: Einen Traum, der ihn nicht mehr rühret: Güter, die er zu der wahren Glückseligkeit nicht brauchet. Wo die Liebe zu GOtt wohnet, da kan die Furcht für dem Tode und die Angst für dem göttlichen Gerichte nicht aufhalten. Wer kan sich für der Stunde fürchten, welche die Scheide-Wand niederreißen wird, die uns hie nicht erlaubet, das Angesicht des HErren zu sehen, den wir aufrichtig lieben? Wer kan für einen Richter-Stuhl zittern, auf dem JEsus sitzen wird, den wir hie nicht gesehen, und doch geliebet haben? Wo eine wahre Liebe des Nächsten regieret, da müssen die unordentlichen Begierden, die uns quälen, nachgeben. Und wo bleibt eure Furcht, besorgte Menschen, wenn euch diese Begierden nicht mehr bestreiten? Eure Angst kömmt aus euren unreinen Lüsten her, die gegen die Seele streiten, und stets mehr begehren, als ihr brauchet. Dämpfet diese Lüste, so habt ihr die Furcht gehoben, die euch ängstet. Und stärket euch in der Liebe gegen die Brüder, so habt ihr eure Lüste geschwächet. Die Liebe treibt die Furcht aus.

Gotthold Ephraim Lessing.

Als Lessing seinen „Laokoon" hatte erscheinen lassen (S. 724), wurde dieses Meisterwerk von dem schon früher genannten Professor und Geheimenrath Klotz auf eine Weise besprochen, die Lessing um so mehr entrüsten mußte, als er unter den unmäßigsten Lobsprüchen, die ihm jener spendete, den kleinlichen Neid erblickte, der sich in einigen tadelnden Bemerkungen Luft machte, so sehr sich Klotz auch bemühte, dies zu verbergen. Lessing ließ einige abwehrende Artikel, denen er die seinem lebhaften Geiste so angemessene Briefform gab, in den „Hamburgischen Correspondenten" (1768) einrücken, welche das größte Aufsehen erregten, theils weil sie in einer meisterhaften Sprache abgefaßt waren, theils weil sie wichtige Verhältnisse der Kunstgeschichte besprachen und aufhellten, wie z. B. der neunte Brief, welcher sich über die Perspektive der Alten verbreitete. Klotz erkannte, für ihn leider zu spät, daß er mit einem Gegner angebunden habe, dem er in keiner Beziehung gewachsen war; er versuchte in einer Antwort auf Lessings ersten Brief die Wirkung zu schwächen, die derselbe hervorgebracht hatte, und bemühte sich namentlich den Streit aus dem Bereich der Oeffentlichkeit zu ziehen. Allein Lessing ließ sich nicht irre machen, er setzte seine Schreiben fort, die er unter dem Titel „Briefe antiquarischen Inhalts" (2 Thle. Berlin 1768—1769) herausgab. Von der Abwehr ging er bald zum Angriff über; er prüfte Klotzens Werk „Vom Nutzen geschnittener Steine" (Altenb. 1768) mit der ihm eigenthümlichen Schärfe und enthüllte zugleich eine so ausgebreitete Gelehrsamkeit, daß das bisherige Ansehen seines Gegners vollständig vernichtet wurde, der allerdings viele und mannigfaltige Kenntnisse besaß, sich namentlich durch seine glänzende Fertigkeit im Gebrauch der lateinischen Sprache berühmt gemacht, aber seinen Ruf doch vorzüglich der Anmaßung und Intrigue zu verdanken hatte. Doch waren die Briefe, welche sich über das Klotzische Werk verbreiteten, in der That nicht sowohl der Person seines Gegners, als vielmehr der Prüfung von dessen Ansichten und Behauptungen gewidmet, und wenn er hie und da auch manchen tief einschneidenden Seitenhieb austheilt, so versenkt er sich doch bald wieder in den Gegenstand selbst, den er nach seiner großartigen Weise bis in die letzten Einzelnheiten verfolgt. So bedeutend diese Briefe auch sind, da er sich darin über die gesammte antiquarische Gelehrsamkeit verbreitet, und die in ihnen niedergelegten Ergebnisse seiner Forschungen auch jetzt noch zum größten Theil vollkommene Gültigkeit haben und so vortrefflich sie geschrieben sind, da Lessing darin seine Meisterschaft auf das Glänzendste bewährte, einen Stoff, der an sich nur für Wenige von Interesse war, so zu behandeln, daß jeder Gebildete angezogen werden mußte; so haben wir uns doch hier nicht mit ihnen zu beschäftigen, da wir nur von der ganzen Schrift die Seite herausheben wollen, durch welche sie eine so ausgezeichnete Stelle in der deutschen Literatur einnehmen. Diese Bedeutsamkeit liegt aber in denjenigen Briefen, welche sein Verhältniß zu Klotz darstellen, und es sind dies die ersten und die letzten. Die ersten haben auch deshalb Bedeutung für uns, weil er in denselben Klotzens Angriffe gegen Einzelnheiten im Laokoon zurückweist und damit zugleich seine dort ausgesprochenen Ansichten theils weiter entwickelt, theils mit neuen Gründen unterstützt. Diese und die letzten, in welchen er die persönliche Polemik gegen Klotz wieder aufnahm, gehören zu dem Vortrefflichsten, was in der Gattung der polemischen Beredtsamkeit in deutscher Sprache geschrieben worden ist, und es lassen sich nur Luthers ähnliche Schriften mit ihnen vergleichen. Man weiß nicht, was man daran mehr bewundern soll, ob den reichen Witz, der bald als feine und doch treffende Anspielung, bald als geistreiche Wendung, hier als muthwilliger Spott, dort als schneidender Hohn erscheint; oder die Beredtsamkeit, mit welcher er seine Anklagen vorträgt, und den Gegner von Stellung zu Stellung verfolgt, Schlag auf Schlag auf ihn fallen läßt, von dem

jeder ihm einen Theil seines angemaßten Schmuckes zerfetzt, bis er endlich wehr- und schutzlos dasteht, daß ihn der letzte gewaltigste Schlag vernichten muß; oder die Kunst und Gewandtheit der Sprache, die zuerst wie ein sanfter Bach leicht und ruhig dahin fließt, dann wie ein reißender Gebirgsstrom zürnt, zuletzt wie das vom Sturm gepeitschte Meer erbraust; oder die Macht und Fülle des Ausdruckes, der ihn für alle diese Verhältnisse in unerschöpflichem Reichthum zu Gebote steht. Man möchte beinahe bedauern, daß Lessing diese hohe Kunst der Beredtsamkeit auf einen so beschränkten Gegenstand und gegen einen Mann verwendet hat, der bei aller seiner Gelehrsamkeit und selbst Genialität doch nur eine vorübergehende Erscheinung war. Aber dies ist eben ein Fluch des deutschen Lebens, daß es seine herrlichsten Kräfte an unwürdigen Gegenständen verschwenden muß, und während sich Pascals und Junius Briefe mit Dingen und Verhältnissen beschäftigen, die zu jeder Zeit allgemein menschliche Bedeutung und Wichtigkeit behalten werden, weil die Staats- und die kirchlichen Verhältnisse stets den Mittelpunkt des Lebens bilden werden und es zu jeder Zeit Jesuiten und tyrannische Staatsmänner geben wird, während jene Schriften also neben dem Reize der kunstvollen Darstellung auch zugleich den Reiz eines bedeutsamen, auch in den spätesten Zeiten noch allgemein wichtigen Inhalts behalten werden, haben Lessings „antiquarische Briefe" in ihrem polemischen, daher gerade in ihrem trefflichsten Theil diesen Reiz des Inhalts verloren. Denn wenn das Geschlecht der Klotze auch heut zu Tage nicht ausgestorben ist und wohl nie aussterben wird, so ist ihre Wirksamkeit und ihr Einfluß doch so beschränkt, daß er die Aufmerksamkeit von verhältnißmäßig wenig Menschen auf sich zieht.

Eine zweite Reihe von Briefen und dazugehörigen kleinen Schriften, welche er gegen einen anderen Mann, den Hauptpastor Göze in Hamburg, schrieb, hat schon deshalb auch dem Inhalte nach eine bleibende Bedeutung, weil jener Mann als der Repräsentant einer weit größeren und einflußreicheren Macht erscheint, als die bloße Gelehrsamkeit jemals werden kann, und weil die Verhältnisse, die darin besprochen werden, zu denen gehören, die sich im Leben der Menschheit ewig wiederholen und die Entwickelung derselben in hohem Grade bestimmen. Wir müssen die Veranlassung zu den angegebenen Schriften um so mehr näher bezeichnen, als wir die Besprechung einzelner an sich nicht in das Gebiet der rhetorischen gehörigen Prosa bis hieher verschoben haben (S. 727), weil sie mit den Streitschriften gegen Göze in unmittelbarer Verbindung stehen.

Lessing hatte kaum sein Amt als Bibliothekar in Wolfenbüttel angetreten, als er eine Handschrift auffand, welche für die Geschichte der christlichen Glaubenslehre von unermeßlicher Wichtigkeit war. Sie enthielt nämlich das bis dahin unbekannte Werk des berühmten Berengar von Tours († 1068) „über die Transsubstanziation", aus welcher hervorging, daß dieser große und gelehrte Mann die Lehre vom Abendmahle beinahe ganz so aufgefaßt hatte, wie später Luther. Lessing gab das Werk, an dessen Dasein man bis dahin sogar gezweifelt hatte, zwar nicht heraus, sondern begnügte sich damit, auf dasselbe in einer Schrift „Berengarius Turonensis, oder Ankündigung eines wichtigen Werkes desselben" aufmerksam zu machen, worin er neuerdings seine unübertreffliche Kunst entfaltete, einen an sich trockenen und nur dem Fachmann interessanten Gegenstand so darzustellen, daß er auch die Theilnahme des größeren Publikums erregte; „er machte", wie sich Schlosser trefflich ausdrückt, „aus dieser Abhandlung ein förmliches Kunstwerk; er zeigte, wie die Schwierigkeiten, aus denen er einen Knoten schürzen will, gewissermaßen vor unsern Augen entstehen; dann schürzt er diesen Knoten nach und nach, und löst ihn hernach auf eine überraschende Weise. Die Schwierigkeiten entstehen daraus, daß man bisher geglaubt hatte, Berengar, durch den Ausspruch der geistlichen Behörde niedergeworfen, habe sich nicht weiter gegen Lanfranc erhoben, (seinen Gegner, der die Lehre der Kirche ihm gegenüber verfocht); die eigentliche Aufgabe ist dabei, den Leser über eine Frage in Spannung und Aufmerksamkeit zu erhalten, über welche sich außerhalb der Kirche und Schule Niemand mehr den Kopf zerbricht". Diese Schrift Lessings hatte die merkwürdige Wirkung, daß die Orthodoxen ihm lauten Beifall zuriefen, unter ihnen sogar der Hauptpastor Göze, mit welchem er übrigens während seines Aufhalts in Hamburg freundschaftliche Beziehungen unterhalten hatte. Doch sollte sich dies Verhältniß bald ändern und Lessing wurde nicht lange darauf der Gegenstand des bittersten Hasses und ächt pfäffischer Verfolgung Seitens der nämlichen Orthodoxen. Er gab nämlich im J. 1774 „Fragmente des Wolfenbüttel'schen Unbekannten" heraus, d. h. Auszüge aus einem Werke, dessen eigentlicher Titel „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" lautet, und als dessen Verfasser man später den schon bei früherer Gelegenheit genannten Hamburger Professor Herm. Sam. Reimarus erkannte. Diese Fragmente nun faßten ziemlich Alles zusammen, was schon früher namentlich von englischen Schriftstellern gegen den Offenbarungsglauben gesagt worden war, und setzten ihm die Vernunftreligion mit scharfer Entschiedenheit entgegen. Lessing war keineswegs mit allen Behauptungen des Ungenannten einverstanden, aber ihm lag es vorzüglich daran, die schwachen Seiten der orthodoxen Lehre aufzudecken, und noch mehr, einen Kampf hervorzurufen, aus dem die Wahrheit siegreich und klar hervorgehen sollte. Dieser Kampf ließ nicht lange auf sich warten, aber freilich gestaltete er sich anders, als Lessing wohl erwartet hatte, und namentlich führte ihn Göze mit einer Heftigkeit und pfäffischen Verfolgungssucht, welche Lessing nicht durfte unbeantwortet lassen. Wir sind dem Hauptpastor zu Dank verpflichtet, daß er Lessing zwang, seine Stimme gegen jene Angriffe zu erheben, denn alle kleinen Schriften, mit welchen er die Verläumdungen des Zeloten abwies*), gehören zu den größten Meisterwerken der Beredtsamkeit und insbesondere der Polemik; sie stellen sich den Flugschriften ebenbürtig zur Seite, welche der geistreiche Paul Louis Courier, der selbst der größte Flugschriftenschreiber der neuesten Zeit war, als die einflußreichsten und zugleich wohlthätigsten Erscheinungen aller Literaturen bezeichnet, den Reden des Demosthenes und Cicero, den Briefen des Pascal, dem „Gesunden Menschenverstand" Franklins, den kleinen Schriften des Apostels Paulus und des Heiligen Basilius, welche am meisten dazu beitrugen.

*) Sie erschienen alle schnell nach einander im J. 1778.

das Heidenthum zu stürzen und das Christenthum zu verbreiten. Den Anfang machte Lessing mit einer trefflichen „Parabel", welcher er „eine kleine Bitte und ein eventuales Absagungsschreiben" beifügte. Ihr folgten die „Axiomata, wenn es deren in dergleichen giebt", worin er frühere Behauptungen, welche Göze theils mißverstanden, theils absichtlich verdreht hatte, mit Gewandtheit und wunderbarer Kraft der Ironie in ihr rechtes Licht stellte. In der „Parabel" (welche wir unten mittheilen) wollte Lessing, wie er selbst in dem Entwurf zu einer Vorrede ausdrücklich sagt, die er einer zweiten Ausgabe vorausschicken wollte, die ganze Geschichte der christlichen Religion vorstellen. Diese ist nämlich unter dem Pallast zu verstehen; die verschiedenen Grundrisse bezeichnen die verschiedenen christlichen Bekenntnisse, und unter den Bewohnern der Grundrisse ist die Geistlichkeit der verschiedenen Kirchen und Secten begriffen, welche, um zur Einsicht in den Bau und in die innere Einrichtung des Pallastes zu gelangen, nicht diesen selbst, sondern ihre Grundrisse betrachten und studiren, obgleich sie die denselben in unbekannten Zeichen beigefügte Erklärung nicht verstehen. So oft sich am Himmel ein ungewöhnliches Licht zeigt, das den Pallast beleuchtet, glauben sie diesen in Gefahr, und halten oft ein bloßes Nordlicht für eine Feuersbrunst. Endlich erschien sein „Anti-Göze" in eilf Stücken, welche seinen Gegner in seiner ganzen Erbärmlichkeit zeigten und ihn in der öffentlichen Meinung vollständig vernichteten. Noch nie ist das ächte Pfaffenthum mit seiner Verläumdungs- und Verfolgungssucht, mit seiner Heuchelei und Lügenhaftigkeit so trefflich gezeichnet, noch nie so gebrandmarkt worden, als in den „Rothgedrungenen Beyträgen", wie diese Flugschriften auch hießen: Lessing entwickelt in ihnen eine Macht und Fülle der Beredtsamkeit, wie sie seit Hutten und Luther in Deutschland nie gehört worden war, und auch seitdem unerreicht geblieben ist. Jedes Stück enthält Stellen, die zu dem Köstlichsten gehören, was jemals geschrieben worden ist. Wie wunderbar ist er nicht, wenn er seinem Zorn über die Erbärmlichkeit des Gegners die mächtigsten Worte leiht, daß wir aus jedem derselben die donnernde Stimme des zürnenden Löwen zu vernehmen glauben: in solchen Stellen erreicht die Sprache der Leidenschaft ihre höchste Vollendung und wirkt bei ihrer dramatischen Lebendigkeit wahrhaft poetisch. Oft, wenn er mit der zersetzenden Schärfe seiner Logik alle Gründe des Gegners in ihrer Haltlosigkeit gezeigt, und alle Verschanzungen niedergeworfen hat, mit denen sich dieser umgeben hatte, wenn er dann die ganze Stufenleiter der rhetorischen Kunstmittel durchlaufen, die sich ihm immer von selbst und ungesucht darbieten, wenn er vom kalten, schneidenden Witz zur bitteren Ironie und von dieser zum Hohn übergegangen ist, wenn er dann, diese rhetorischen Mittel verschmähend, zornentbrannt mit der mächtigeren Waffe der Leidenschaft den Gegner niedergeschmettert hat, da läßt er ihn verächtlich liegen, und die Leidenschaft wird zur Begeisterung, in der er die erhabensten Wahrheiten verkündigt.

Was wir oben von Mösers „Patriotischen Phantasien" gesagt, das müssen wir auch hier wiederholen. Wäre der „Anti-Göze" in England oder Frankreich erschienen, er würde in Tausenden von Exemplaren von Jahr zu Jahr wieder gedruckt werden; bei uns schleppt er sich von einer Gesammtausgabe zur andern mühsam fort, und kommt auf diese Weise Tausenden nicht in die Hände, die sich sonst Bildung des Styls, des Geschmacks, des Geistes und, was Alles überwiegt, Bildung des Charakters aus denselben holen würden.

Ein andrer Gegner Lessings, der Director Schumann in Hamburg, hatte schon im J. 1777 zwei kleine Schriften desselben hervorgerufen, die wir nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen, die eine mit dem Titel „Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft", die andere mit der Ueberschrift „Das Testament Johannis. Ein Gespräch". Die erste müssen wir schon deswegen erwähnen, weil sie darthut, wie mild Lessing gegen solche Gegner sein konnte, die selbst in anständigen Formen sich bewegten und von denen er glaubte, daß es ihnen in der That um Erforschung der Wahrheit zu thun sei. Im zweiten Schriftchen zeigt sich Lessing von einer neuen Seite als Meister des Styls, und das kleine Gespräch, welches die letzten Worte des Apostels Johannes: „Kinderchen, liebet euch" in ihrer ganzen göttlichen Bedeutsamkeit hervortreten läßt, aber auch mit einer an Bitterkeit gränzenden Entrüstung daran erinnert, wie wenig sie von den Nachfolgern des Apostel ausgeübt werden, dieses kleine Gespräch kann als vollendetes Muster der Gattung bezeichnet werden. Nicht weniger trefflich ist sein „Ernst und Falk. Gespräche für Freymäurer" (Wolfenb. 1778), von denen Gb. G. Schütz in seinen Vorlesungen „Ueber Lessings Genie und Schriften" (Halle 1782) so treffend sagt, daß sie alle die Einfalt, alle die Süßigkeit, alle den Tiefsinn, alle die glückliche Mischung von Scherz und Ernst haben, die wir an den Platonischen Dialogen bewundern. Wir wollen nur noch hinzufügen, daß Lessing seine Meisterschaft auch darin bewährt, daß er den Personen, welche sich doch über rein abstracte Gegenstände unterreden, fest gezeichnete Charaktere gibt, daß er den Gedanken in unübertrefflicher Weise durch Rede und Gegenrede entwickelt und sich einer leichten, dem Wesen des Dialogs vollkommen angemessenen Darstellung bedient, die sich überall, wo es der Stoff erlaubt, in sinnlicher Anschaulichkeit bewegt. Es sind diese Gespräche aber nicht bloß ihrer Kunstvollendung wegen merkwürdig, sondern auch deshalb, weil wir in denselben mit Lessings großartigen Ansichten über Staat und Staatsleben bekannt gemacht werden, die uns lebhaft bedauern lassen, daß er nicht in freieren Zeiten lebte, und keine Gelegenheit hatte, sie in allseitiger Entwickelung darzustellen.

1. Aus den „Briefen antiquarischen Inhalts".

Sechs und fünfzigster Brief *).

— — — — Dieses und unzähliger ähnlichen Frevel ungeachtet, deren ein einziger hinreichend seyn müßte, auch den besten Criticus der öffentlichen Verachtung so auszusetzen, daß er sich in seinem Leben nicht wieder unterstünde, seine Stimme hören zu lassen, gelang es Hr. Klotzen, sich einen Anhang zu erschimpfen, und einen

*) Zum Verständniß diene die Bemerkung, daß Lessing im nicht mitgetheilten Anfang des Briefs ausführte, wie schändlich Klotz sich als Recensent benommen, indem er z. B. unter Anderm von einem gewissen Conradi bei Gelegenheit einer Recension in den Acta litteraria berichtet habe, derselbe habe sich durch Weinhandel und Saufen zu Grunde gerichtet, habe seine Creditoren betrogen, und sei endlich, um sich des Hungers zu erwehren, von Leipzig entwichen.

noch größern, sich zu erheben. Besonders hatte er einen Schwarm junger anfschießender Scribler sich zinsbar zu machen gewußt, die ihn gegen alle übrige Theile der Welt, als den größten, außerordentlichsten Mann anszuposaunten, und ihn in eine solche Wolke von Weyhrauch zu verhüllten, daß es kein Wunder war, wenn er endlich Augen und Kopf durch den narkotischen Dampf verlor. In dieser Verständung wurde ihm das Reich der Lateinischen Sprache zu enge, und er beschloß, seine Eroberungen auch über das Reich der Deutschen zu verbreiten. Die ersten Streifereyen dahin, wagte er in ein Paar Wrekkeln, die, höchst arm an Gedanken und Sachen, mit deutschen Worten, aber wahrlich nicht deutsch geschrieben waren. Dennoch wurden auch diese bis in den Himmel erhoben; ihr Verfasser hieß in utroque Caesare; und der gute Mann vergaß es in vollem Ernste, daß alle diese Zusammensetzungen nichts, als der vervielfältigte Wiederhall seiner eigenen Bewunderung waren.

Auch das hätte mögen hingehen! Unverdiente Lobsprüche kann man jedem gönnen, und wer sich deren selbst ertheilet, ist damit bestraft genug, daß er sie schwerlich von andern erwarten dürfen. Nur wer ein so precario, so dolose berühmt gewordener Mann, sich mit dem stillen Besitze, seiner verschlichenen Ehre nicht begnügen will; wenn der Irrwisch, den man zum Meteor aufsteigen lassen, nunmehr auch liebre sengen und brennen möchte, wenigstens überall um sich her giftige Dämpfe verbreitet: wer kann sich des Unwillens enthalten? und welcher Gelehrte, dessen Umstände es erlauben, ist nicht verbunden, seinen Unwillen öffentlich zu bezeigen?

Von einem Manne, der nur eben versucht hatte, über einen Kohl, den er zum sieben und siebzigstenmale aufwärmte, eine deutsche Brühe zu gießen, ward Herr Klotz neulichlich zum allgemeinen Kunstrichter der schönen Wissenschaften — und der deutschen schönen Wissenschaften! Unter dem Vorwande, daß er und seine Freunde, mit verschiedenen Urtheilen, die bisher von Werken des Genies gefällt worden, nicht zufrieden wären, langte er nicht blos seine Länterungen deshalls bey dem Publico ein, sondern errichtete selbst ein Tribunal; und welch ein Tribunal!

Er, das Haupt! Er, namentlich! und nicht ohne seinen bürgerlichen Titel! — Wer ist der Herr Klotz, der sich aufwirft, über einen Klopstock, und Moses, und Rammler, und Gerstenberg Gericht zu halten? — Es ist Hr. Klotz, der Geheimerath. — Sehr wohl; dumit muß sich die Schildwache in einer Preußischen Vestung begnügen: aber auch der Leser? Wenn der Leser fragt: wer ist der He. Klotz? so will er wissen, was dieser Hr. Klotz geschrieben hat, und worauf sich sein Recht gründet, über solche Männer laut urtheilen zu dürfen. Nicht diese Männer nehmen ihn wegen dieses Rechts in Anspruch: sondern das Publicum. Die Nachsicht, die das Publicum hierinn gegen einen ungenannten kritischen Scheiftsteller hat, kann es gegen ihn nicht haben. Der ungenannte Kunstrichter will nichts als eine Stimme aus dem Publico seyn, und so lange er ungenannt bleibt, läßt ihn das Publicum dafür gelten. Aber der Kunstrichter, der sich nennet, will nicht eine Stimme des Publici seyn, sondern will das Publicum stimmen. Seine Urtheile sollen, nicht blos durch sich, so viel Glück machen, als sie machen können; sie sollen es zugleich mit durch seinen Namen machen; denn wozu sonst dieser Name? Daher aber auch, von unserer Seite, das Verlangen, diesen Namen bewährt zu wissen! Daher die Frage, ob es verdienter Name, ob es verdienter Name in diesem Bezirke ist! Jeder andere Name ist noch mehr Betrug, als Bestechung. Und wenn Hr. Klotz Staatsminister wäre, und wenn er der größte lateinische Stilist, der erste Philolog von Europa wäre: was geht uns das hier an? Hier wollen wir seine Verdienste um die deutschen schönen Wissenschaften kennen: und welche sind die? Was hat unsere Sprache von ihm erhalten, worauf sie gegen andere Sprachen stolz seyn könnte? Stolz? Was sie sich nur nicht schämen dürfte, aufzuweisen!

So steht es mit dem Haupte: wie mit den Gliedern? — Ich frage nicht, wer die Freunde des Hrn. Klotz sind. Sie wollen unbekannt seyn; und ich denke, sie werden es bleiben. Weder ihren Namen, noch ihren Stand verlange ich zu wissen. Es mögen sich mehr Geheimderäthe unter ihnen finden, oder nicht; sie mögen Professoren oder Studenten, Candidaten oder Pastores seyn; sie mögen auf dem Dorfe, oder in der Stadt wohnen; sie mögen von ihrer Schreiberey leben, oder nicht: alles das ist eines, wie das andere. Nicht auf dem, was sie sind, laßt uns beurtheilen, was sie schreiben, sondern auf dem, was sie schreiben, laßt uns beurtheilen, was sie seyn sollten.

Wahrlich, keiner von ihnen sollte Professor seyn, wenigstens nicht Professor in den schönen Wissenschaften. Alle sollten sie noch Studenten, und fleißige, bescheidene Studenten seyn. Denn welcher von ihnen verräth im Geringsten mehr Kenntnisse, gründlichere Einsichten, als jeder angehende Student haben sollte? Was ist in ihrer ganzen Bibliothek, das nur ein Mann hätte schreiben können; nur ein Mann, der sich in seinem Fache fühlte? Welches ist die Gattung des Vortrags oder der Dichtung, sie sey so klein als sie wolle, worinber einer von diesen Großsprechern nur eine einzige neue und gute Anmerkung gemacht hätte? Schale, platte Wäscher sind sie alle; keiner hat auch nicht einmal seinen eigenen Ton; alle schreiben sie ein Deutsch, das nicht kraftloser, difformer seyn kann. Sie mögen sich zum Theil darauf verstehen, einer Uebersetzung aus alten Sprachen an den Puls zu fühlen, oder einer aus den neuern Sprachen das Wasser zu besehen: das müßte aber alles seyn, womit sie sich, zu ihrer Uebung, abgeben könnten. Nicht einmal über Schriftsteller, von dem Maaße ihrer eigenen Talente, sollten sie urtheilen wollen: denn es ist ein edler Anblick, wenn man eine Spinne die andere fressen sieht, und meistens ergiebt es sich zu deutlich, daß sie das getadelte Werk, noch lange so gut nicht, selbst hervorgebracht haben würden. Aber wenn sie vollends an die wenigen Verfasser sich wagen, denen es Deutschland allein zu danken hat, daß seine Litteratur gegen die Litteratur anderer Völker in Anschlag kömmt: so ist das eine Vermessenheit, von der ich nicht weiß, ob sie lächerlicher, oder ärgerlicher ist. Was sollen diese von ihnen lernen? Soll Klopstock von ihnen etwas lernen, in seine Elegieen mehr Fiction zu bringen? Und Rammler, in seine Oden weniger? So sinnlos dergleichen Urtheile sind, so viel Schaden stiften sie gleichwohl in einem Publico, das sich zum größten Theile doch erst bildet. Der schwächere Leser kann sich nicht entwehren, eine geringschätzige Idee mit dem Namen solcher Männer zu verbinden, denen solche Stümper solche Armseligkeiten anausgepfiffen vorbeciren dürfen.

Endlich, das stinkende Fett, womit diese Herren ihre kritischen Wassersuppen zurichten! Auf jedem von ihnen ruhet der Geist ihres verschwärzenden Herausgebers siebenfältig; und wenn jemals die Unart elender Kunstrichter, zur Mißbilligung und Verspottung des Schriftstellers die Züge von dem Menschen, von dem Gliede der bürgerlichen Gesellschaft zu entlehnen, einen Namen haben soll, so muß sie Klotzianismus heißen.

Sieben und fünfzigster Brief.

Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunstrichter mit dem kritisirten Buche in der Hand gut machen kann, ist dem Kunstrichter erlaubt. Auch kann ihm niemand vorschreiben, wie sauft oder wie hart, wie lieblich oder wie bitter, er die Ausdrücke eines solchen Tadels oder Spottes wählen soll. Er muß wissen, welche Wirkung er damit hervorbringen will, und es ist nothwendig, daß er seine Worte nach dieser Wirkung abwäget.

Aber sobald der Kunstrichter verräth, daß er von seinem Autor mehr weiß, als ihm die Schriften desselben sagen können; sobald er sich aus dieser nähern Kenntniß des geringsten nachtheiligen Zuges wider ihn bedienet: sogleich wird sein Tadel persönliche Beleidigung. Er hört auf, Kunstrichter zu seyn, und wird — das verächtlichste,

was ein vernünftiges Geschöpf werden kann — Klätscher, Anschwärzer, Pasquillant.

Diese Bestimmung unerlaubter Persönlichkeiten, und eines erlaubten Tadels, ist ohnstreitig die wahre; und nach ihr verlange ich, auf das strengste gerichtet zu seyn!

Herr Klotz klagt mich an, meine antinanorischen Briefe mehr gegen Ihn, als gegen sein Buch gerichtet zu haben, welches „uns den persönlichen Beleidigungen, den Zudringlichkeiten, dem Stil, der oft mehr als blos satyrisch sey, kurz aus dem Tone erhelle, welcher uns, wider unsern Willen, an den Verfasser des Vademecum für Herr Langen zu denken zwinge".

Persönliche Beleidigungen! Hr. Klotz klagt über persönliche Beleidigungen! Herr Klotz! Quis tuleritt Gracchos etc. Und doch, wo sind sie, die er von mir erholten haben will? Er zeige mir eine, und ich will kommen, und sie ihm fußfällig abbitten! Durch welches Wort habe ich mich merken lassen, daß ich ihn weiter als aus seinen Büchern kenne? Welcher Tadel, welcher Spott ist mir entfahren, der sich auf mehr gründet, als auf Beweise seiner Unwissenheit und Uebereilung, wie sie in seinen Schriften zu liegen? Ich habe ihn ein oder zweymal Geheimberath genennt; und auch das würde ich nicht gethan haben, wenn er nicht selbst mit diesem Titel unter den Schriftstellern aufgetreten wäre. Was weis ich sonst von seiner Person? Was verlange ich von ihr zu wissen?

Zudringlichkeiten! — Ich habe mir nur Eine vorzuwerfen; die im Laokoon. Das nicht uneingeschränkte Lob, welches ich Herr Klotzen da ertheilte, mußte mir ihn freylich auf den Hals ziehen. Aber nachher sind alle Zudringlichkeiten von seiner Seite. Was ich dagegen gethan, sind nichts als Abwehrungen; auf itzt, und wo möglich, auf künftig.

Der Stil, der oft mehr, als blos satyrisch ist! — Es thut mir leid, wenn mein Stil irgendwo blos satyrisch ist. Meinem Vorsatze nach, soll er allezeit mehr als satyrisch seyn. Und was soll er mehr seyn, als satyrisch? Treffend.

Der Ton, welcher in das Vademecum für Hr. Langen zu denken zwinget. — Nun denn? Aber zu wessen Beschämung wird diese erzwungene Erinnerung gereichen? Zu meiner? Was kann ich dafür, daß sein Buch eben so kindische Schnitzer hat, als der Langische Horaz?

Kurz, von allen diesen Vorwürfen bleibt nichts, als höchstens der Skrupel, ob es nicht besser gewesen wäre, etwas säuberlicher mit dem Hrn. Klotz zu verfahren? Die Höflichkeit sey doch eine so artige Sache —

Gewiß! denn sie ist eine so kleine!

Aber so artig, wie man will: die Höflichkeit ist keine Pflicht: und nicht höflich seyn, ist noch lange nicht, grob seyn. Hingegen, zum Besten der Mehrern, freymüthig seyn, ist Pflicht: sogar es mit Gefahr seyn, darüber für ungesittet und bösartig gehalten zu werden, ist Pflicht.

Wenn ich Kunstrichter wäre, wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild muthegen zu können: so würde meine Tonleiter diese seyn. Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler, und so bitter als möglich gegen den Cabalenmacher.

Der Kunstrichter, der gegen alle nur einen Ton hat, hätte besser gar keinen. Und besonders der, der gegen alle nur höflich ist, ist im Grunde gegen die er höflich seyn könnte, grob.

Uebrigens versichern sich auf das Raffinement der Höflichkeit die höflichsten Herren am wenigsten. Einer von ihnen sagte zu mir: „aber Herr Klotz ist doch immer so höflich gegen Sie gewesen. Sogar seine Recensien der antiquarischen Briefe ist noch so höflich!"

Noch so höflich? Der Bauernstolz selbst hätte sie nicht gröber und plumper abfassen können.

Was will Herr Klotz, der mich sonst immer nur schlechtweg Lessing genannt hat, was will er damit, daß er mich in dieser Recension Magister Lessing nennet? Was sonst, als mir zu verstehen geben, welche Kluft die Rangordnung zwischen uns befestiget habe? Er Geheimbrath, und ich nur Magister! — Was ist denn Bauernstolz, wenn das nicht Bauernstolz ist?

Und doch wird mir Hr. Klotz erlauben, den Abstand, der sich zwischen einem Geheimbrath, wie Er, und zwischen einem Magister befindet, für so unermeßlich eben nicht zu halten. Ich meine er sey gerade nicht unermeßlicher, als der Abstand von der Raupe zum Schmetterlinge, und es zieme den Schmetterling schlecht, eine Spanne über den Dornenstrauch erhaben, so verächtlich nach der demüthigen Raupe auf dem Blatte herab zu blicken. Ich wüßte auch nicht, daß sein König ihn aus einer andern Ursache zum Geheimbrath ernannt habe, als weil er ihn für einen guten, brauchbaren Magister gehalten. Der König hätte in ihm den Magister so gebraucht, und er selbst wollte den Magister verachten?

Ja, der Magister gilt in dem Falle, in welchem wir uns mit einander befinden, sogar mehr, als der Geheimbrath. Wenn der Herr Geheimbrath Klotz nicht auch Herr Magister Klotz wäre, oder zu seyn verdiente: so wüßte ich gar nicht, was ich mit dem Herrn Geheimbroth zu schaffen haben könnte. Der Magister macht es, daß ich mich um den Geheimbrath bekümmere: und schlimm für den Geheimbrath, wenn ihn sein Magister im Stiche läßt!

2. Eine Parabel.

Ein weiser thätiger König eines großen großen Reiches, hatte in seiner Hauptstadt einen Pallast von ganz unermeßlichem Umfange, von ganz besonderer Architektur.

Unermeßlich war der Umfang, weil er in seinem alle um sich versammelt hatte, die er als Gehülfen oder Werkzeuge seiner Regierung brauchte.

Sonderbar war die Architektur: denn sie stritt so ziemlich mit allen angenommenen Regeln; aber sie gefiel doch, und entsprach doch.

Sie gefiel: vornehmlich durch die Bewunderung, welche Einfalt und Größe erregen, wenn sie Reichthum und Schmuck mehr zu verachten, als zu entbehren scheinen.

Sie entsprach: durch Dauer und Bequemlichkeit. Der ganze Pallast stand nach vielen vielen Jahren noch in eben der Reinlichkeit und Vollständigkeit da, mit welcher die Baumeister die letzte Hand angelegt hatten: von außen ein wenig unverständlich; von innen überall Licht und Zusammenhang.

Was Kenner von Architektur seyn wollte, ward besonders durch die Außenseiten beleidiget, welche mit wenig hin und her zerstreuten, großen und kleinen, runden und viereckten Fenstern unterbrochen waren; dafür aber desto mehr Thüren und Thore von mancherley Form und Größe hatten.

Man begriff nicht, wie durch so wenige Fenster in so viele Gemächer genugsames Licht kommen könne. Denn daß die vornehmsten derselben ihr Licht von oben empfingen, wollte den Wenigsten zu Sinne.

Man begriff nicht, wozu so viele und vielerley Eingänge nöthig wären, da ein großes Portal auf jeder Seite ja wohl schicklicher wäre, und eben die Dienste thun würde. Denn daß durch die mehrern kleinen Eingänge ein jeder, der in den Pallast gerufen würde, auf dem kürzesten und unfehlbarsten Wege, gerade dahin gelangen solle, wo man seiner bedürfe, wollte den wenigsten zu Sinne.

Und so entstand unter den vermeynten Kennern mancherley Streit, den gemeiniglich diejenigen am hitzigsten führten, die von dem Innern des Pallastes viel zu sehen, die wenigste Gelegenheit gehabt hatten.

Auch war das Etwas, wovon man bey dem ersten Anblicke geglaubt hätte, daß es den Streit nothwendig sehr leicht und kurz machen müsse; was ihn aber gerade am meisten verwickelte, was ihm gerade zur hartnäckigsten Fortsetzung die reichste Nahrung verschaffte. Man glaubte nehmlich verschiedne alte Grundrisse zu haben, die sich von den ersten Baumeistern des Pallastes her-

schreiben sollten: und diese Grundrisse fanden sich mit Worten und Zeichen bemerkt, deren Sprache und Charakteristik so gut als verloren war.

Ein jeder erklärte sich daher die Worte und Zeichen nach eignem Gefallen. Ein jeder setzte sich daher aus diesen alten Grundrissen einen beliebigen Neuen zusammen; für welchen Neuen nicht selten dieser und jener sich so hinreißen ließ, daß er nicht allein selbst darauf schwor, sondern auch andere darauf zu schwören, bald beredte, bald zwang.

Nur wenige sagten: „Was gehen uns eure Grundrisse an? Dieser oder ein andrer: sie sind uns alle gleich. Genug, daß wir jeden Augenblick erfahren, daß die gütigste Weisheit den ganzen Pallast erfüllet, und daß sich aus ihm nichts, als Schönheit und Ordnung und Wohlstand auf das ganze Land verbreitet."

Sie kamen oft schlecht an, diese Wenigen! Denn wenn sie lachenden Muths manchmal einen von den besondern Grundrissen ein wenig näher beleuchteten, so wurden sie von denen, welche auf diesen Grundriß geschworen hatten, für Mordbrenner des Pallastes selbst ausgeschrien.

Aber sie kehrten sich daran nicht, und wurden gerade dadurch am geschicktesten, denjenigen zugesellet zu werden, die innerhalb des Pallastes arbeiteten, und weder Zeit noch Lust hatten, sich in Streitigkeiten zu mengen, die für sie keine waren.

Einsmals, als der Streit über die Grundrisse nicht sowohl beygelegt, als eingeschlummert war, — einmals um Mitternacht erscholl plötzlich die Stimme der Wächter: Feuer! Feuer in dem Pallast!

Und was geschah? Da fuhr jeder von seinem Lager auf; und jeder, als wäre das Feuer nicht in dem Pallaste, sondern in seinem eignen Hause, lief nach dem Kostbarsten, was er zu haben glaubte, — nach seinem Grundrisse. „Laßt uns den nur retten!" dachte jeder. „Der Pallast kann dort nicht eigentlicher verbrennen, als er hier stehet!"

Und so lief ein jeder mit seinem Grundrisse auf die Straße, wo, anstatt dem Pallaste zu Hülfe zu eilen, einer dem andern es vorher in seinem Grundrisse zeigen wollte, wo der Pallast vermuthlich brenne. „Sieh, Nachbar! hier brennt er! Hier ist dem Feuer am besten beyzukommen," — „Oder hier vielmehr, Nachbar; hier!" — „Wo denkt ihr beide hin? Er brennt hier!" — „Was hätt es für Noth, wenn er da brennte? Aber er brennt gewiß hier!" — „Lösch ihn hier, wer da will. Ich lösch ihn hier nicht." — „Und ich hier nicht!" — „Und ich hier nicht!" —

Ueber diese geschäftigen Zänker hätte er denn auch wirklich abbrennen können, der Pallast, wenn er gebrannt hätte. — Aber die erschrocknen Wächter hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunst gehalten.

3. Anti-Goeze. Zweyter.

Mein Herr Hauptpastor,

Ich erhielt Ihr Etwas Vorläufiges gegen meine — wenn es nicht Ihre erste Lüge ist — mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsre allerheiligste Religion ꝛc. am Abend des Osterabends; und hatte noch eben Zeit, den herrlichen Vorlauf zu kosten. Der soll mir auf das Fest schmecken! dachte ich. Und er hat mir geschmeckt. Gott gebe, daß mir der Nachlauf zu seiner Zeit auch so schmecken, auch so wohl bekommen mag!

Aber was das nun wieder ist! Der Herr Hauptpastor verweisen mir in Ihrem Etwas Vorläufigen, welches ich, der Geschmeidigkeit wegen, lieber das Vorläufige Etwas nennen will, mit so vielem Ernst und Nachdruck meine Argumenten und Wortspiele: und dennoch mache ich schon wieder ein so häßlich Ding, und räsonnire und wortspiele mit vorläufig und Vorlauf; ohne auch nur im geringsten vorher zu erklären, ob ich den Vorlauf von der Kelter oder von der Blase verstehe.

Doch lieber vergeben Sie mir immer, Herr Hauptpastor, eine Schwachheit, die mir zur andern Natur geworden ist. Jeder Mensch hat seinen eignen Stil, so wie seine eigne Nase; und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum besten haben, wenn sie auch noch so sonderbar ist. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Stil habe? Daß ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Cascaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so muthwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe.

Es kömmt wenig darauf an, wie wir schreiben: aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß unter verblümten, bilderreichen Worten nothwendig ein schwanker, schiefer Sinn liegen muß? Daß niemand richtig und bestimmt denken kann, als wer sich des eigentlichsten, gemeinsten, plattesten Ausdruckes bedient? daß, den kalten, symbolischen Ideen auf irgend eine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu geben suchen, der Wahrheit schlechterdings schade?

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwerdte zuschreiben! Wie lächerlich also auch, die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Stile desselben zuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein giebt echten Glanz; und muß auch bey Spöttereyen und Possen, wenigstens als Folie, unterliegen.

Also von der, von der Wahrheit lassen Sie uns sprechen, und nicht vom Stil. — Ich gebe den meinen aller Welt Preiß; und freylich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler sehr wohl, der ihn von so manchen andern Stilen auszeichnen soll: und alles, was zu merklich auszeichnet, ist Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht, wie Ovid, die Kunstrichter, die ihn von allen seinen Fehlern säubern wollten, gerade für diesen einzigen um Schonung anflehen möchte. Denn er ist nicht sein Fehler: er ist seine Erbsünde. Nehmlich: er verweilt sich bey seinen Metaphern, stimmt sie häufig zu Gleichnissen, und malt gar zu gern mit unter eine in Allegorie aus, wodurch er sich nicht selten in allzuentfernte und leicht umzuformende tertia comparationis verwickelt. Diesen Fehler mögen auch gar wohl meine dramatische Arbeiten mit verstärkt haben: denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein scharfes Auge zu haben, weil es wohl gewiß ist, daß in den wirklichen Gesprächen des Umganges, deren Lauf selten die Vernunft, und fast immer die Einbildung steuert, die mehresten Uebergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht. Diese Erscheinung allein, in der Nachahmung gehörig beobachtet, giebt dem Dialog Geschmeidigkeit und Wahrheit. Aber wie lange und genau muß man denn auch eine Metapher oft betrachten, ehe man den Strom in ihr entdecket, der uns am besten weiter bringen kann! Und so wäre es ganz natürlich, daß das Theater eben nicht den besten prosaischen Schriftsteller bilde. Ich denke sogar, selbst Cicero, wenn er ein bessrer Dialogist gewesen wäre, würde in seinen übrigen in eins fortlaufenden Schriften so wunderbar nicht seyn. In diesen bleibt die Richtung der Gedanken immer die nehmliche, die sich in dem Dialog alle Augenblick verändert. Jene erfodern einen gesetzten, immer gleichen Schritt; dieser verlangt mitunter Sprünge; und selten ist ein hoher Springer, ein guter ebner Tänzer.

Aber, Herr Hauptpastor, das ist mein Stil, und mein Stil ist nicht meine Logik. — Doch ja! Allerdings soll auch meine Logik seyn, was mein Stil ist: eine Theaterlogik. So sagen Sie. Aber sagen Sie was Sie wollen: die gute Logik ist immer die nehmliche, man mag sie anwenden, wornach man will. Sogar die Art, sie anzuwenden, ist überall die nehmliche. Wer Logik in einer

Komödie zeigt, dem würde sie gewiß auch zu einer Predigt nicht entstehen: so wie der, dem sie in einer Predigt mangelt, nimmermehr mit ihrer Hülfe auch eine nur erträgliche Komödie zu Stande bringen würde, und wenn er der unerschöpflichste Spaßvogel unter der Sonne wäre. Glauben Sie, daß Vater Abraham gute Komödien gemacht hätte? Gewiß nicht: denn seine Predigten sind allzu ernst. Aber wer zweifelt wohl, daß Moliere und Shakespear vortreffliche Predigten gemacht und gehalten hätten, wenn sie, anstatt des Theaters, die Kanzel hätten besteigen wollen?

Als Sie, Herr Hauptpastor, den guten Schlosser wegen seiner Komödien so erbaulich verfolgten, fiel eine doppelte Frage vor. Die eine: Darf ein Prediger Komödien machen? Hierauf antwortete ich, warum nicht? wenn er kann. Die zweyte: darf ein Komödienschreiber Predigten machen? Und darauf war meine Antwort: warum nicht? wenn er will. —

Doch wozu alles dieses Geschwätz? Was gehen mich itzt die Armseligkeiten des Stils und Theaters an; itzt, da ein so schreckliches Halsgericht über mich verhangen wird? — Da steht er, mein unbarmherziger Ankläger, und wiehert Blut und Verdammung, und ich, einfältiger Tropf, stehe bey ihm, und lese ihm ruhig die Federn vom Kleide. —

Ich muß, ich muß entbrennen, — oder meine Gelassenheit selbst, meine Kälte selbst, machen mich des Vorwurfs werth.

Wie, Herr Hauptpastor? Sie haben die Unverschämtheit, mir mittelbare, und unmittelbare feindselige Angriffe auf die christliche Religion Schuld zu geben? Was hindert mich, in die Welt zu schreiben, daß alle die heterodoxen Dinge, die Sie itzt an mir verdammen, ich ehedem aus Ihrem eigenen Munde gehört und gelernt habe? Was hindert mich? Eine Unwahrheit wäre der andern werth. Daß ich Ihre Stien nicht habe: das allein hindert mich. Ich unterstehe mich nicht zu sagen, was ich nicht erweisen kann: und Sie — Sie thun alle sieben Tage, was Sie nur einen Tag in der Woche thun sollten. Sie schwatzen, verläumden und poltern: für Beweis und Eviction mag die Kanzel sorgen.

Und die einen so infamirenden Titel führet, — was enthält diese Goezische Scharteke? Nichts enthält sie, als elende Reernstonen, die in den freywilligen Beyträgen schon stehen, oder werth sind, darinn zu stehen. Doch ja; sie enthält auch einen zum drittenmale aufgewärmten Brey, den ich längst der Katze vorgesetzt habe. Und dennoch sollen und müssen sich des Herrn Hauptpastors liebe Kinder in Cheiso, diesen beschnuffelten, beleckten Brey wieder in den Mund schmieren lassen.

Ist es von einem rechtschaffenen Gelehrten, — ich will nicht sagen, von einem Theologen — begreiflich, daß er, unter einem solchen Titel, widerlegte Beschuldigungen nochmals in die Welt schickt, ohne auf ihre Widerlegung die geringste Rücksicht zu nehmen? „So hat er denn wohl von dieser Widerlegung nichts gewußt?“ — O doch! Er weiß sehr wohl, daß sie vorhanden ist; er hat davon gehört: nur gelesen hat er sie noch nicht, und nach dem Feste wird es sich zeigen, ob er es für nöthig findet, darauf zu antworten. —

Und inzwischen, Herr Hauptpastor, inzwischen haben Sie dennoch die Grausamkeit, Ihre Beschuldigungen zu wiederhohlen? in diesem geschärften Tone zu wiederhohlen? — Also sind Sie allwissend? Also sind Sie untrieglich? — Also kann schlechterdings in meiner Widerlegung nichts stehen, was mich in einem unschuldigern Lichte zeigte? Was Sie einen Theil Ihrer Klage zurücknehmen, bewegen könnte? Also, wie Sie eine Sache einmal ansehen, so, vollkommen so, sind Sie gewiß, daß Sie dieselbe von nun an bis in Ewigkeit ansehen werden?

In diesem einzigen Zuge, Herr Hauptpastor, stehen Sie mir ganz da, wie Sie leiden und leben. Sie haben vor dem Feste nicht Zeit, die Vertheidigung des Beklagten zu hören. Sie wiederhohlen die Anklage, und schlagen seinen Namen getrost an Galgen. Nach dem Feste, nach dem Feste, werden Sie schon sehen, ob auf seine Vertheidigung der Name wieder abzunehmen ist, oder nicht!

Gegen einen solchen Mann wäre es möglich, die geringste Achtung beyzubehalten? — Einem dritten: vielleicht. Aber nicht dem, nach dessen Kopfe diese Steine zielen. Gegen einen solchen Mann sollte es nicht hinwiederum erlaubt seyn, sich aller Arten von Waffen zu bedienen? Welche Waffen können meuchelmörderischer seyn, als sein Verfahren ist?

Gleichwohl, Herr Hauptpastor, befürchten Sie von mir nur nicht, daß ich die Gränzen der Wiedervergeltung überscheiten werde. Ich werde diese Gränzen noch lange nicht berühren, wenn ich von Ihnen auch noch so höhnend, auch noch so verachtend, auch noch so wegwerfend schreibe. Sie können einen ungesitteten Gegner vielleicht an mir finden, aber sicherlich keinen unmoralischen.

Dieser Unterschied, zwischen ungesittet und unmoralisch, der sehr wichtig ist, obgleich beide Wörter, ihrer Abkunft nach, vollkommen das nehmlichr bedeuten müßten, soll ewig unter uns bleiben. Nur Ihre unmoralische Art zu disputiren, will ich in ihr möglichstes Licht zu setzen suchen, sollte es auch nicht anders, als auf die ungesittetste Weise geschehen können.

Itzt ist mein Bogen voll; und mehr als einen Bogen sollen Sie auf einmal von mir nicht erhalten. Es ist erlaubt, Ihnen den Eimer faulen Wassers, in welchem Sie mich ersäufen wollen, tropfenweise auf den entblößten Scheitel fallen zu lassen.

4. Ernst und Falk. Zweytes Gespräch.

Ernst. Nun? wo bleibst du denn? Und hast den Schmetterling doch nicht?

Falk. Er lockte mich von Strauch zu Strauch, bis an den Bach. — Auf einmal war er herüber.

Ernst. Ja, ja. Es gibt solche Locker!

Falk. Hast du nachgedacht?

Ernst. Ueber was? Ueber dein Räthsel? — Ich werde ihn auch nicht fangen, den schönen Schmetterling! Darum soll er mir aber auch weiter keine Mühe machen. — Einmal von der Freymäurerey mit dir gesprochen, und nie wieder. Denn ich sehe ja wohl; du bist, wie sie alle.

Falk. Wie sie alle? Das sagen diese alle nicht.

Ernst. Nicht? So gibt es ja wohl auch Kätzer unter den Freymäurern? Und du wärest einer. — Doch alle Kätzer haben mit den Rechtgläubigen immer noch etwas gemein. Und davon sprach ich.

Falk. Wovon sprachst du?

Ernst. Rechtgläubig oder Kätzerischr Freymäurer — sie alle spielen mit Worten, und lassen sich fragen, und antworten ohne zu antworten.

Falk. Meynst du? — Nun wohl, so laß uns von etwas andern reden. Denn einmal hast du mich aus dem behaglichen Zustande des stummen Staunens geriffen —

Ernst. Nichts ist leichter, als dich in diesen Zustand wieder zu versetzen — Laß dich nur hier bey mir nieder, und sieh!

Falk. Was denn?

Ernst. Das Leben und Weben auf und in und um diesen Ameisenhaufen. Welche Geschäftigkeit, und doch welche Ordnung! Alles trägt und schleppt und schiebt; und keines ist dem andern hinderlich. Sieh nur! Sie helfen einander sogar.

Falk. Die Ameisen leben in Gesellschaft, wie die Bienen.

Ernst. Und in einer noch wunderbareren Gesellschaft als die Bienen. Denn sie haben niemand unter sich, der sie zusammenhält und regieret.

Falk. Ordnung muß also doch auch ohne Regierung bestehen können.

Ernst. Wenn jedes einzelne sich selbst zu regieren weiß: wenn nicht?

Falk. Ob es wohl auch einmal mit den Menschen dahin kommen wird?

Ernst. Wohl schwerlich!

Falk. Schade!

Ernst. Ja wohl!

Falk. Steh auf, und laß uns gehen. Denn sie werden dich bekriechen die Ameisen, und eben fällt mich mir etwas bey, was ich bey dieser Gelegenheit dich doch fragen muß. — Ich kenne deine Gesinnungen darüber noch gar nicht.

Ernst. Worüber?

Falk. Ueber die bürgerliche Gesellschaft des Menschen überhaupt. — Wofür hälst du sie?

Ernst. Für etwas sehr Gutes.

Falk. Ohnstreitig. — Aber hälst du sie für Zweck, oder für Mittel?

Ernst. Ich verstehe dich nicht.

Falk. Glaubst du, daß die Menschen für die Staaten erschaffen werden? Oder daß die Staaten für die Menschen sind?

Ernst. Jenes scheinen einige behaupten zu wollen. Dieses aber mag wohl das Wahrere seyn.

Falk. So denke ich auch. — Die Staaten vereinigen die Menschen, damit durch diese und in dieser Vereinigung jeder einzelne Mensch seinen Theil von Glückseligkeit desto besser und sichrer genießen könne. — Das Totale der einzeln Glückseligkeiten aller Glieder, ist die Glückseligkeit des Staats. Außer dieser giebt es gar keine. Jede andere Glückseligkeit des Staats, bey welcher auch noch so wenig einzelne Glieder leiden, und leiden müssen, ist Bemäntelung der Tyranney. Anders nichts!

Ernst. Ich möchte das nicht so kant sagen.

Falk. Warum nicht?

Ernst. Eine Wahrheit, die jeder nach seiner eignen Lage beurtheilet, kann leicht gemißbraucht werden.

Falk. Weißt du, Freund, daß du schon ein halber Freymäurer bist?

Ernst. Ich?

Falk. Du. Denn du erkennst ja schon Wahrheiten, die man besser verschweigt.

Ernst. Aber doch sagen könnte.

Falk. Der Weise kann nicht sagen, was er besser verschweigt.

Ernst. Nun, wie du willst! — Laß uns auf die Freymäurer nicht wieder zurück kommen. Ich mag ja von ihnen weiter nichts wissen.

Falk. Verzeih! — Du siehst wenigstens meine Bereitwilligkeit, dir mehr von ihnen zu sagen.

Ernst. Du spottest. — — Gut! das bürgerliche Leben des Menschen, alle Staatsverfassungen sind nichts als Mittel zur menschlichen Glückseligkeit. Was weiter?

Falk. Nichts als Mittel! Und Mittel menschlicher Erfindung; ob ich gleich nicht leugnen will, daß die Natur alles so eingerichtet, daß der Mensch sehr bald auf diese Erfindung gerathen müssen.

Ernst. Dieses hat denn auch wohl gemacht, daß einige die bürgerliche Gesellschaft für Zweck der Natur gehalten. Weil alles, unsere Leidenschaften, und unsere Bedürfnisse, alles darauf führe, sey sie folglich das Letzte, worauf die Natur gehe. So schlossen sie. Als ob die Natur nicht auch die Mittel zweckmäßig hervorbringen müssen! Als ob die Natur mehr die Glückseligkeit eines abgezogenen Begriffs — wie Staat, Vaterland und dergleichen sind — als die Glückseligkeit jedes wirklichen einzeln Wesens zur Absicht gehabt hätte!

Falk. Sehr gut! Du kämmst mir auf dem rechten Wege entgegen. Denn nun sage mir; wenn die Staatsverfassungen Mittel, Mittel menschlicher Erfindungen sind: sollten sie allein von dem Schicksale menschliche Mittel ausgenommen seyn?

Ernst. Was nennst du Schicksale menschlicher Mittel?

Falk. Das, was unzertrennlich mit menschlichen Mitteln verbunden ist; was sie von göttlichen unfehlbaren Mitteln unterscheidet.

Ernst. Was ist das?

Falk. Daß sie nicht unfehlbar sind. Daß sie ihrer Absicht nicht allein öfters nicht entsprechen, sondern auch wohl gerade das Gegentheil davon bewirken.

Ernst. Ein Beyspiel! wenn dir eines einfällt.

Falk. So sind Schiffahrt und Schiffe Mittel in entlegene Länder zu kommen, und werden Ursache, daß viele Menschen nimmermehr dahin gelangen.

Ernst. Die nehmlich Schiffbruch leiden, und ersaufen. Nun glaube ich dich zu verstehen. — Aber man weiß ja wohl, woher es kömmt, wenn so viel einzelne Menschen durch die Staatsverfassung an ihrer Glückseligkeit nichts gewinnen. Der Staatsverfassungen sind viele, eine ist also besser als die andere, manche ist sehr fehlerhaft, mit ihrer Absicht offenbar streitend, und die beste soll vielleicht auch erfunden werden.

Falk. Das ungerechnet! Setze die beste Staatsverfassung, die sich nur denken läßt, schon erfunden; setze, daß alle Menschen in der ganzen Welt diese beste Staatsverfassung angenommen haben, meynst du nicht, daß auch dann noch, selbst aus dieser besten Staatsverfassung, Dinge entspringen müssen, welche der menschlichen Glückseligkeit höchst nachtheilig sind, und wovon der Mensch in dem Stande der Natur schlechterdings nichts gewußt hätte?

Ernst. Ich meine: wenn dergleichen Dinge aus der besten Staatsverfassung entsprängen, daß es sodann die beste Staatsverfassung nicht wäre.

Falk. Und eine bessere möglich wäre? — Nun, so nehme ich diese Bessere als die beste an: und frage das Nehmliche.

Ernst. Du scheinest mir hier bloß von vorne herein aus dem angenommenen Begriffe zu vernünfteln, daß jedes Mittel menschlicher Erfindung, welche du die Staatsverfassungen samt und sonders erklärest, nicht anders als mangelhaft seyn könne.

Falk. Nicht blos.

Ernst. Und es würde dir schwer werden, eins von jenen nachtheiligen Dingen zu nennen —

Falk. Die auch aus der besten Staatsverfassung nothwendig entspringen müssen? — O zehne für eines.

Ernst. Nur eines erst.

Falk. Wir nehmen also die beste Staatsverfassung für erfunden an, wir nehmen an, daß alle Menschen in der Welt in dieser besten Staatsverfassung leben: würden deßwegen alle Menschen in der Welt nur einen Staat ausmachen?

Ernst. Wohl schwerlich. Ein so ungeheurer Staat würde keiner Verwaltung fähig seyn. Er müßte sich also in mehrere kleine Staaten vertheilen, die alle nach den nehmlichen Gesetzen verwaltet würden.

Falk. Das ist: die Menschen würden auch dann noch Deutsche und Franzosen, Holländer und Spanier, Russen und Schweden seyn; oder wie sie sonst heißen würden.

Ernst. Ganz gewiß!

Falk. Nun da haben wir ja schon Eines. Denn nicht wahr, jeder dieser kleinern Staaten hätte sein eignes Interesse? und jedes Glied derselben hätte das Interesse seines Staats?

Ernst. Wie anders?

Falk. Diese verschiedene Interesse würden öfters in Collision kommen, so wie itzt: und zwey Glieder aus zwey verschiedenen Staaten würden einander eben so wenig mit unbefangenem Gemüth begegnen können, als itzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer begegnet.

Ernst. Sehr wahrscheinlich!

Falk. Das ist: wenn itzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer, oder umgekehrt, begegnet, so begegnet nicht mehr ein bloßer Mensch einem bloßen Menschen, die vermöge ihrer gleichen Natur gegen einander angezogen werden, sondern ein solcher

Mensch begegnet einem solchen Menschen, die ihrer verschiednen Tendenz sich bewußt sind, welches sie gegen einander kalt, zurückhaltend, mißtrauisch macht, noch ehe sie für ihre einzelne Person das geringste mit einander zu schaffen und zu theilen haben.

Ernst. Das ist leider wahr.

Falk. Nun so ist es denn auch wahr, daß das Mittel, welches die Menschen vereiniget, um sie durch diese Vereinigung ihres Glückes zu versichern, die Menschen zugleich trennet.

Ernst. Wenn du es so verstehest.

Falk. Tritt einen Schritt weiter. Viele von den kleinern Staaten würden ein ganz verschiedenes Klima, folglich ganz verschiedene Bedürfnisse und Befriedigungen, folglich ganz verschiedene Gewohnheiten und Sieten, folglich ganz verschiedene Sittenlehren, folglich ganz verschiedene Religionen haben. Meynst du nicht?

Ernst. Das ist ein gewaltiger Schritt!

Falk. Die Menschen würden auch dann noch Juden und Christen und Türken und dergleichen seyn.

Ernst. Ich getraue mir nicht, Nein zu sagen.

Falk. Würden sie das; so würden sie auch, sie möchten heißen, wie sie wollten, sich unter einander nicht anders verhalten, als sich unsere Christen und Juden und Türken von je her unter einander verhalten haben. Nicht als bloße Menschen gegen bloße Menschen; sondern als solche Menschen gegen solche Menschen, die sich einen gewissen geistigen Vorzug streitig machen, und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen könnten.

Ernst. Das ist sehr traurig; aber leider doch sehr vermuthlich.

Falk. Nur vermuthlich?

Ernst. Denn allenfalls dächte ich doch, so wie du ungenommen hast, daß alle Staaten einerley Verfassung hätten, daß sie auch wohl alle einerley Religion haben könnten. Ja ich begreife nicht, wie einerley Staatsverfassung ohne einerley Religion auch nur möglich ist.

Falk. Ich eben so wenig. — Auch nahm ich jenes nur an, um deine Ausflucht abzuschneiden. Eines ist zuverlässig eben so unmöglich, als das andere. Ein Staat: mehrere Staaten. Mehrere Staaten: mehrere Staatsverfassungen; mehrere Staatsverfassungen: mehrere Religionen.

Ernst. Ja, ja: so scheinet es.

Falk. So ist es. — Nun sieh du das zweyte Uebel, welches die bürgerliche Gesellschaft, ganz ihrer Absicht entgegen, verursacht. Sie kann die Menschen nicht vereinigen, ohne sie zu trennen; nicht treunen, ohne Klüfte zwischen ihnen zu befestigen, ohne Scheidemauern durch sie hin zu ziehen.

Ernst. Und wie schrecklich diese Klüfte sind! wie unübersteiglich oft diese Scheidemauern!

Falk. Laß mich noch das dritte hinzufügen. — Nicht genug, daß die bürgerliche Gesellschaft die Menschen in verschiedene Völker und Religionen theilet und trennet. Diese Trennung in wenige große Theile, deren jeder für sich ein Ganzes wäre, wäre doch immer noch besser, als gar kein Ganzes. — Nein; die bürgerliche Gesellschaft setzt ihre Trennung auch in jedem dieser Theile gleichsam bis ins Unendliche fort.

Ernst. Wie so?

Falk. Oder meynest du, daß ein Staat sich ohne Verschiedenheit von Ständen denken läßt? Er sey gut oder schlecht, der Vollkommenheit mehr oder weniger nahe: unmöglich können alle Glieder desselben unter sich das nehmliche Verhältniß haben. — Wenn sie auch alle an der Gesetzgebung Antheil haben: so können sie doch nicht gleichen Antheil haben, wenigstens nicht gleich unmittelbaren Antheil. Es wird also vornehmere und geringere Glieder geben. Wenn Anfangs auch alle Besitzungen des Staats unter sie gleich vertheilet werden: so kann diese gleiche Vertheilung doch keine zwey Menschenalter bestehen. Einer wird sein Eigenthum besser zu nützen wissen, als der andere. Einer wird sein schlechter genutztes Eigenthum gleichwol unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben, als der andere. Es wird also reichere und ärmere Glieder geben.

Ernst. Das verliebt sich.

Falk. Nun überlege, wie viel Uebel es in der Welt wohl giebt, das in der Verschiedenheit der Stände seinen Grund nicht hat.

Ernst. Wenn ich dir doch widersprechen könnte! — Aber was hatte ich für Ursache, dir überhaupt zu widersprechen? — Nun ja! die Menschen sind nur durch Trennung zu vereinigen! nur durch unaufhörliche Trennung in Vereinigung zu erhalten! Das ist einmal so. Das kann nun nicht anders seyn.

Falk. Das sage ich eben!

Ernst. Also, was willst du damit? Mir das bürgerliche Leben dadurch verleiden? Mich wünschen machen, daß den Menschen der Gedanke, sich in Staaten zu vereinigen, nie möge gekommen seyn?

Falk. Verkennst du mich so weit? — Wenn die bürgerliche Gesellschaft auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menschliche Vernunft ungehauet werden kann: ich würde sie auch bey weit größern Uebeln noch segnen.

Ernst. Wer das Feuer genießen will, sagt das Sprichwort, muß sich den Rauch gefallen lassen.

Falk. Allerdings! — Aber weil der Rauch bey dem Feuer unvermeidlich ist: durfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Und der den Rauchfang erfand, war er darum ein Feind des Feuers? — Sieh, dahin wollte ich.

Ernst. Wohin? — Ich verstehe dich nicht.

Falk. Das Gleichniß war doch sehr passend. — — Wenn die Menschen nicht anders in Staaten vereiniget werden konnten, als durch jene Trennungen: werden sie darum gut, jene Trennungen?

Ernst. Das wohl nicht.

Falk. Werden sie darum heilig, jene Trennungen?

Ernst. Wie heilig?

Falk. Daß es verboten seyn sollte, Hand an sie zu legen?

Ernst. In Absicht? . .

Falk. In Absicht, sie nicht größer einreißen zu lassen, als die Nothwendigkeit erfordert. In Absicht, ihre Folgen so unschädlich zu machen, als möglich.

Ernst. Wie könnte das verboten seyn?

Falk. Aber geboten kann es doch auch nicht seyn, durch bürgerliche Gesetze nicht geboten! — Denn bürgerliche Gesetze erstrecken sich nie über die Grenzen ihres Staats. Und dieses würde nun gerade außer den Grenzen aller und jeder Staaten liegen. — Folglich kann es nur ein Opus supererogatum seyn: und es wäre blos zu wünschen, daß sich die Weisesten und Besten eines jeden Staats diesem Operi supererogato freywillig unterzögen.

Ernst. Blos zu wünschen; aber recht sehr zu wünschen.

Falk. Ich dächte! Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerschaft hinweg wären, und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu seyn aufhöret.

Ernst. Recht sehr zu wünschen.

Falk. Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die dem Vorurtheile ihrer angebohrnen Religion nicht unterlägen; nicht glaubten, daß alles nothwendig gut und wahr seyn müsse, was sie für gut und wahr erkennen.

Ernst. Recht sehr zu wünschen!

Falk. Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet, und bürgerliche Geringfügigkeit nicht eckelt, in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt, und der Geringe sich dreist erhebet.

Ernst. Recht sehr zu wünschen!

Falk. Und wenn er erfüllt wäre, dieser Wunsch?

Ernst. Erfüllt? — Es wird freylich hier und da, dann und wann, einen solchen Mann geben.

Falk. Nicht blos hier und da; nicht blos dann und wann.

Ernst. In gewissen Zeiten, in gewissen Ländern auch mehrere.

Falk. Wie, wenn es dergleichen Männer itzt überall gäbe? In allen Zeiten nun ferner geben müßte?

Ernst. Wollte Gott!

Falk. Und diese Männer nicht in einer unwirksamen Zerstreuung lebten? Nicht immer in einer unsichtbaren Kirche?

Ernst. Schöner Traum!

Falk. Daß ich es kurz mache. — Und diese Männer die Freymäurer wären?

Ernst. Was sagst du?

Falk. Wie wenn es die Freymäurer wären, die sich mit zu ihrem Geschäfte gemacht hätten, jene Trennungen, wodurch die Menschen einander so fremd werden, so eng als möglich wieder zusammen zu ziehen?

Ernst. Die Freymäurer?

Falk. Ich sage: mit zu ihrem Geschäfte.

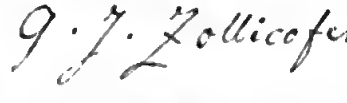
Ernst. Die Freymäurer?

Falk. Ah! verzeih' — Ich hatte es schon wieder vergessen, daß du von den Freymäurern weiter nichts hören willst — Dort winkt man uns eben zum Frühstücke. Komm!

Ernst. Nicht doch! — Noch einen Augenblick! — Die Freymäurer, sagst du —

Falk. Das Gespräch brachte mich wider Willen auf sie zurück. Verzeih! — Komm' Dort, in der geöffneten Gesellschaft, werden wir bald Stoff zu einer tauglicheren Unterredung finden. Komm!

Georg Joachim Zollikofer.



Georg Joachim Zollikofer, geb. den 5. Aug. 1730 zu St. Gallen, erhielt den ersten Unterricht in seiner Vaterstadt, besuchte dann die Gymnasien in Frankfurt a. M. und Bremen, und später die Universität in Utrecht. Neben der Theologie, welcher er sich widmete, studirte er mit Vorliebe die alten Sprachen und Philosophie; auch beschäftigte er sich eifrig mit den sogenannten schönen Wissenschaften, was den heilsamsten und bleibendsten Einfluß auf die Entwickelung seines Geistes und seines Talentes hatte. Nach Vollendung seiner Studien begleitete er den Sohn eines Frankfurter Buchhändlers auf einer längern Reise durch die Niederlande, worauf er 1753 in seine Vaterstadt zurückkehrte. Schon im folgenden Jahre erhielt er einen Ruf als Prediger in Murten, bald darauf nach Morstein in Graubündten, und nicht lange später nach Isenburg. Da er sich daselbst sowohl durch seinen trefflichen Charakter, als durch sein seltenes Talent als Kanzelredner vortheilhaft bekannt gemacht hatte, erhielt er im J. 1758 den Ruf als Prediger bei der reformirten Gemeinde in Leipzig, wo er nach dreißigjähriger segensreicher Wirksamkeit den 22. Januar 1788 starb.

Zollikofer schließt sich als Kanzelredner an die sogenannten Popularphilosophen der Zeit an, und seine Predigten verfolgten den nämlichen Zweck, der jene bei ihren philosophischen, oder, wenn man lieber will, bei ihren didaktischen Schriften leitete. Seine Kanzelvorträge haben nämlich alle die Absicht, Aufklärung zu verbreiten, und durch diese auf die Sittlichkeit zu wirken. Er ging hiebei natürlich von einer andern Grundlage aus, als jene Philosophen; denn während jene die Nothwendigkeit eines allseitigen sittlichen Lebens aus der Betrachtung des Menschen und der menschlichen Verhältnisse ableiteten, fand er sie im Christenthum begründet, als der höchsten und reinsten Quelle aller höheren Sittlichkeit und wahren Tugend. Er hob daher vorzüglich die moralische Seite des Christenthums heraus, und zwar blieb er nicht bei dem Allgemeinen stehen, sondern er entwickelte die christliche Moral bis in ihre äußersten Einzelnheiten, indem er die Anwendung derselben auf die besondersten Lebensverhältnisse nachwies. Waren aber auch seine Vorträge zunächst auf den Verstand gerichtet, den er zu belehren und zu überzeugen strebte, so fehlte es ihnen dabei keineswegs an Wärme der Empfindung, weil das, was er vortrug, nicht bloß Erzeugniß seines Nachdenkens und seiner Ueberzeugung, sondern auch seines Gefühls war, welches seine Worte stets wohlthätig belebte. Ueberhaupt ist kaum ein anderer Kanzelredner zu finden, dessen Vorträge so ganz aus dem Innersten Kern des eigenen Wesens hervorgegangen wären, als bei Zollikofer, und man erkennt selbst an der immer würdigen Haltung derselben den äußern, würdevollen Anstand, den er im Leben niemals ablegte. So ist schon von seinem Freunde Garve in dessen kleiner, aber gediegener Schrift „Ueber den Charakter Zollikofers an Weisse" (Lpz. 1788) hervorgehoben worden, daß eine seiner vorzüglichsten Predigten „Das Bild eines vollkommenen Mannes, der in keinem Worte fehlet", die beste Schilderung seines eigenen Charakters enthält, aber es läßt sich diese Bemerkung auch auf die meisten seiner übrigen Vorträge anwenden. Auch formell gehören Zollikofers Kanzelreden zu den besten Erscheinungen seiner Zeit; sein Styl ist rein und einfach, der Ausdruck reich und mannigfaltig, der Perlodenbau oft von hohem Wohlklang. Stets hat er seine Zuhörer im Auge, denen zu Liebe er gern die einzelnen Gedanken rhetorisch erweitert, weil er wohl überdachte, daß auch der fruchtreichste Gedanke, wenn er zu rasch vorübergeführt wird, leicht dem Gedächtniß entschwindet, selbst wenn er mit den treffendsten und eindringlichsten Worten ausgedrückt wäre.

Zollikofer gab selbst mehrere Sammlungen seiner Predigten heraus; die erste erschien unter dem einfachen Titel „Predigten" (2 Bde. Lpz. 1769—71); diesen folgten „Einige Betrachtungen über die Uebel in der Welt u. s. w. nebst andern Predigten" (Lpz. 1777). Zu den gelungensten gehören die „Predigten über die Würde des Menschen und den Werth der vornehmsten Dinge, die zur menschlichen Glückseligkeit gehören oder dazu gerechnet werden" (2 Bde. Lpz. 1784); es sind auch gerade diejenigen, in denen sich seine eigenthümliche Auffassung der Kanzelrede am entschiedensten ausspricht, weshalb wir denn auch unser Beispiel aus dieser Sammlung gewählt haben. Aehnlicher Art ist die letzte von ihm besorgte Sammlung, „Warnung vor einigen herrschenden Lastern unsers Zeitalters; in Predigten" (Lpz. 1788). Nach seinem Tode gaben Fr. von Blanckenburg und der selbst als Kanzelredner berühmt gewordene Marezoll alle die erwähnten und andere Predigten Zollikofers gesammelt heraus (9 Bde. Lpz. 1788—1804).

Aus der Predigt „Der Werth der Tugend".

Tugend, M. A. Z., besteht nicht in einzelnen guten Handlungen. Nicht Mäßigkeit, nicht Keuschheit, nicht Gerechtigkeit, nicht Billigkeit, nicht Wohlthätigkeit z. B. machen das aus, was Tugend ist und heißt. Das sind nur verschiedene Arten, wie sie sich äußert, wie sie sich wirksam erweist. Sie selbst ist der Grund, die Quelle von diesen und allen übrigen guten Handlungen. Daß das Auge ungehindert sieht, das Ohr ohne Schwierigkeit höret, daß jedes sinnliche Werkzeug die Eindrücke der äußern Dinge annimmt, daß sich jedes Glied unsers Körpers leicht und ordentlich beweget u. s. w., das machet noch nicht das Wesentliche der Gesundheit aus; das sind nur verschiedene Wirkungen und Aeußerungen derselben. Sie selbst besteht in dem richtigen und genauen Verhältnisse aller Theile, aller Gefäße und Säfte unsers ganzen Körpers gegeneinander, und in der ungeschwächten, frei wirkenden Lebenskraft, die sie alle durchdringt und erhält und in Bewegung setzet.

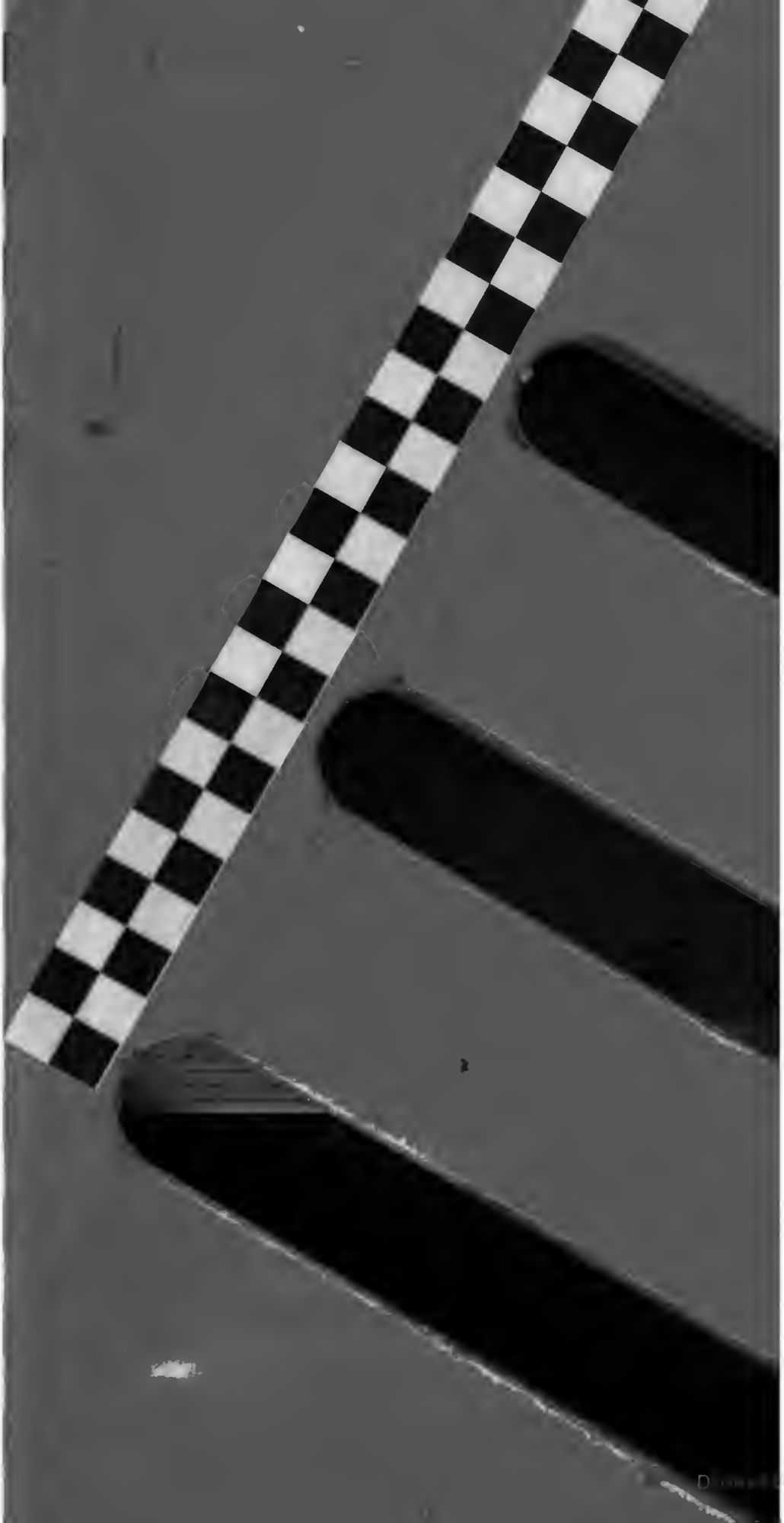
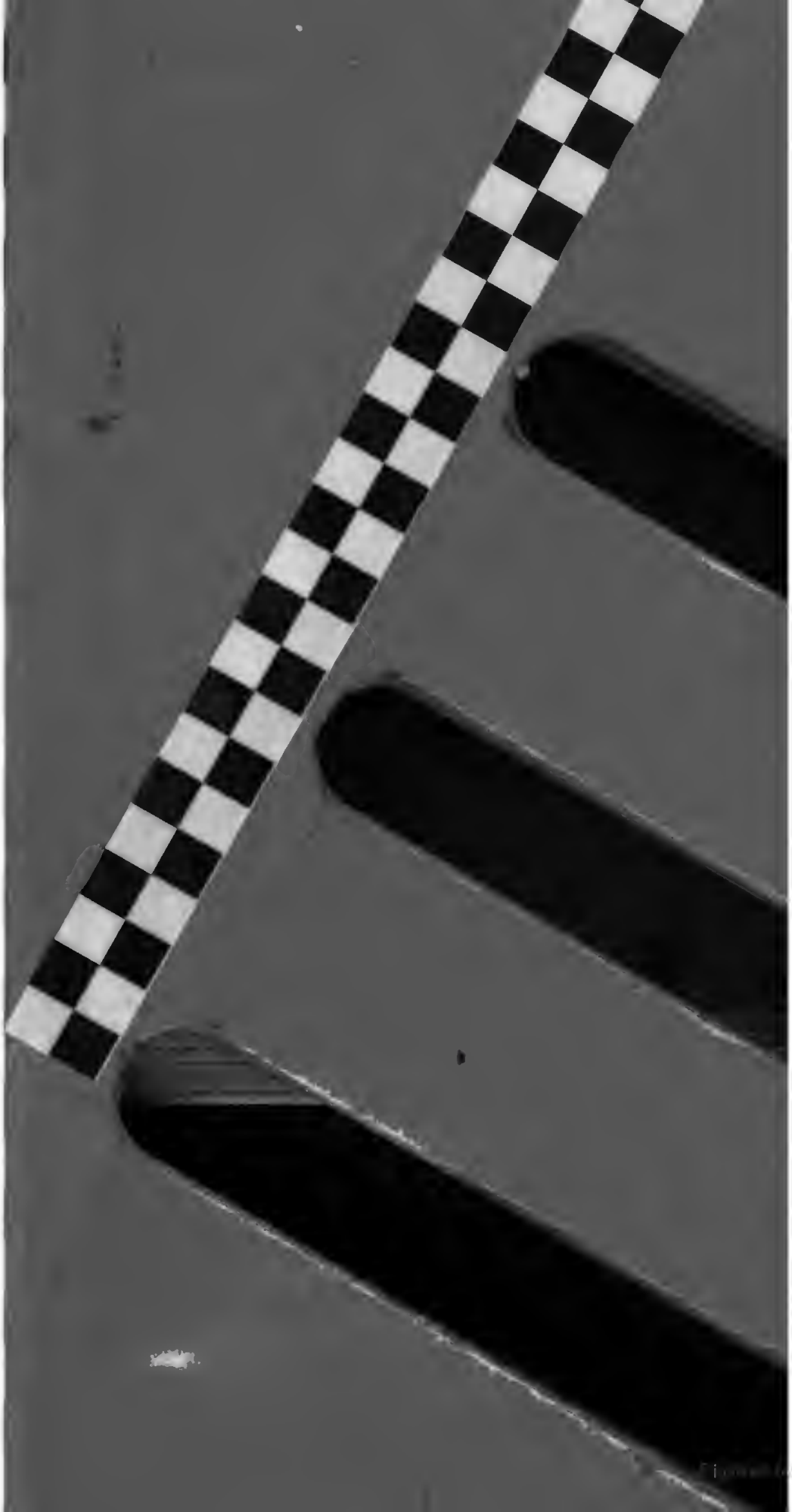
Tugend besteht auch nicht in einzelnen guten Gesinnungen. Daß wir ein Vergnügen am Wohlthun finden; daß wir gern über ernsthafte Dinge, über Religionslehren z. B., nachdenken; daß wir den Frieden und die Eintracht lieben und sie gern befördern, daß wir von unsern Nebenmenschen lieber das Gute als das Böse glauben u. s. w., das alles sind gute Gesinnungen, an welchen es dem Tugendhaften nicht fehlen darf; aber keine von diesen Gesinnungen allein, auch nicht mehrere zusammengenommen, machen uns wirklich tugendhaft, oder machen das Unterscheidende, das Wesentliche der wahren Tugend aus.

Rein. M. A. F., Tugend ist ein Ganzes, ein unzertrennliches Ganzes. Sie ist nicht sowohl Handlung als Grund der Handlung, nicht sowohl Gesinnung als Grund der Gesinnung; sie treibt uns zu jenen guten Handlungen an, und flößet uns diese guten Gesinnungen ein. Von ihr belebt und regiert, wollen und thun wir das Gute, und alles Gute, wollen es stark und entscheidend, und thun es gern und standhaft. Sie ist nämlich die Beschaffenheit unsers Geistes, die Richtung und Bestimmung seiner Kräfte, die uns stets so denken, so gesinnet seyn, so handeln läßt, wie es der Wahrheit, der Ordnung, dem Willen Gottes gemäß ist. Sie besteht in einer allgemeinen, herrschenden, wirksamen Neigung zu allem dem, was wahr und recht und gut, was unsrer Natur und unsern Verhältnissen, und der Natur und den Verhältnissen der übrigen Dinge angemessen ist, in der beständigen Bereitwilligkeit das zu thun, oder nicht zu thun, zu leiden oder zu dulden, zu seyn und zu haben, oder nicht zu seyn und zu haben, was Gott will, daß wir thun, oder nicht thun, leiden oder dulden, seyn und haben, oder nicht seyn und nicht haben sollen. Sie besteht in der Wahrheit unsrer Gedanken, Empfindungen, Neigungen, Worte und Werke, in der Uebereinstimmung aller Theile unsers innern und äußern Verhaltens unter sich und mit dem göttlichen Gesetze. Sie ist also eben das, was wir sonst Liebe und Ausübung des Guten, willigen und eingeschränkten Gehorsam gegen Gott und seine Gebote, was wir Rechtschaffenheit nennen. Sie ist die Gesundheit und das wahre Leben unsrer Seele, der Zustand, in welchem unsre Geist das ist und wirket, was er nach seiner Bestimmung seyn und wirken soll: die Kraft, die uns stets zu allem, was schön und gut und gemeinnützig und edel ist, was Gott gefällt, und menschliche Vollkommenheit und Glückseligkeit befördert, antreibt, — uns mit Wohlgefallen gegen alle Menschen durchdringt, uns mehr für andere, als für uns leben und wirken, und alles, was wir sind und haben, auf die beste Art anwenden heißt.

Eine solche Tugend nun, sagen wir, hat mehr Werth als alle andere Güter, deren Werth wir bisher in verschiedenen Vorträgen erwogen und bestimmet haben; mehr Werth als Reichthum, als Ehre, als sinnliches Vergnügen, mehr als alle Vorzüge und Vergnügungen des Geistes, in so weit sie mit der Tugend streiten, oder als von ihr unabhängig betrachtet werden. Folgende Anmerkungen sollen dies ins Licht setzen und beweisen.

Erstlich ist die Tugend schlechterdings und ohne alle Einschränkung gut, schlechterdings und ohne alle Einschränkung und Ausnahme nützlich und begehrenswürdig. Das können wir von keinem andern, an und vor sich selbst und unter gewissen Bedingungen noch so schätzbaren, Gute sagen. Der Reichthum kann uns zum Fallstricke, die Ehre zur Last, sinnliches Vergnügen zur Quelle des Kummers und des Schmerzens werden; alle können uns zur Sünde und zum Laster verleiten, und dadurch ins Elend stürzen. Selbst Vorzüge des Geistes, Erkenntniß und Wissenschaft, Witz und Scharfsinn, und das damit verbundene höhere Vergnügen, können auf tausenderley Art gemißbraucht, uns selbst und andern auf tausenderley Art schädlich und verderblich werden. Weder äußerer Wohlstand, noch innere Geisteskraft kann den Unweisen und den Lasterhaften vor Thorheit und vor Elend schützen. Die Tugend allein kann nie gemißbraucht, nie strafbar werden. denn, man kann nie zu tugendhaft seyn; nie zu wahr, zu richtig, zu gut denken und handeln; nie das Vergnügen der Tugend zu oft, zu anhaltend genießen; nie über dem Genusse desselben Pflichten versäumen. Keine Tugend streitet mit der andern: keine verhindert uns an der Ausübung der andern; keine schwächet unsre Neigung oder unsre Kräfte dazu. Eigentlich giebt es, wie ich schon angemerkt habe, nur Eine Tugend, und das ist die herrschende, unveränderliche Bereitwilligkeit und Fertigkeit, das zu thun, was recht und gut und in jedem Falle das Beste ist, was mit der Natur, mit dem Willen Gottes, mit unsern Verhältnissen gegen ihn und die übrigen Dinge übereinstimmet; und wo diese Bereitwilligkeit und Fertigkeit ist, da kann kein Streit, kein Widerspruch mit sich selbst Statt finden, keine Pflicht mit Hintansetzung und zum Nachtheil der andern beobachtet, keine Art des moralischen Guten auf Unkosten einer andern Art desselben gesucht und ausgeübt werden.

Der Werth der Tugend ist zweytens weit unveränderlicher als der Werth aller andern Güter und Vorzüge. Der Werth des Reichthums wird durch unsre Bedürfnisse und durch die Bedürfnisse der Gesellschaft, in welche wir leben, bestimmt. Es lassen sich Umstände denken, wo er uns schlechterdings unnütze seyn und zur Last fallen würde. Der Werth der Ehre verändert sich so, wie die Meynungen, die Gebräuche, die politischen Einrichtungen der Menschen sich verändern; er steigt und fällt, und die Sache selbst wird mehr oder weniger begehrenswürdig, je nach dem diese äußern Zeichen der allgemeinen Achtung sparsam oder häufig, mit kluger Wahl oder blindlings ausgetheilt werden; und außer dem gesellschaftlichen Leben, in der Stille der Einsamkeit, hören diese Vorzüge fast gänzlich auf, Vorzüge zu seyn. Der Werth des sinnlichen Vergnügens bleibt eben so wenig immer derselbe. Wie viel hängt nicht dabey von Zufällen, von hergebrachten und angenommenen Urtheilen, und stillschweigenden Verabredungen; wie viel von der Beschaffenheit unsers Körpers, der Reizbarkeit unsrer Nerven, dem Zustande unsrer Gesundheit, dem Alter und andern Umständen ab! Wie mannichfaltig und wie verschieden sind nicht die Gestalten, in welchen es zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten erscheint und gefällt! Wie oft wird es uns unschmackhaft, wie oft ekelhaft, wie oft höret es gänzlich auf, oder verwandelt sich in Schmerz! Selbst Vorzüge des Geistes, Erkenntniß, Wissenschaft, Kunst, sind mancherley Abwechslungen unterworfen. Ihr Werth verändert sich oft, so wie sich der herrschende Geschmack verändert, so wie diese oder jene Art von Kenntnissen, von Geisteskräften mehr oder weniger hochgeschätzt, bewundert, vorgezogen wird.

Der Werth der Tugend allein ist immer derselbe, ist unveränderlich. Er ist zu allen Zeiten, unter allen Völkern, in allen Umständen, bey allen Abwechslungen und Umkehrungen der äußern Dinge immer derselbe. Freylich nicht das, was wir einzelne Tugenden nennen: die können zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten verschieden beurtheilet werden; können bald mehr, bald weniger gelten. Aber die Denkens- und Handelnsart, die Gemüthsbeschaffenheit, der Charakter, der Zustand des vernünftigen Geistes, die wir Tugend nennen, und die allein diesen Namen verdienen, die sind und bleiben immer dieselben, die behalten allezeit und allenthalben ihren Werth. Wahrheit, Ordnung, Güte, Rechtschaffenheit können nie aufhören Wahrheit, Ordnung, Güte, Rechtschaffenheit zu seyn; wir mögen hier oder dort leben, mit diesen oder mit andern Menschen verbunden, in der Einsamkeit oder in Gesellschaft, im Glücke oder im Unglücke, gesund oder krank seyn. Selbst nach unserm irrdischen Leben sind und bleiben sie eben das, was sie in demselben waren. Reichthum, Ehre, sinnliche Lust, verlieren wir im Tode gänzlich. Selbst nicht alle geistige Vergnügungen können wir dem Untergange entreißen. Wer weiß, wie viel, oder wie wenig von unsrer Erkenntniß, unsrer Wissenschaft und Kunst, also auch von dem damit verbundenen und daraus entstehenden Vergnügen, wir in die andere Welt hinüber nehmen können? Alles, was wir itzt dazu rechnen, werden wir gewiß nicht behalten.

Aber nichts, M. Th. Fr., nichts kann unsre Tugend verletzen; nichts ihren Werth vermindern. Die Ordnung, die einmal in unsrer Seele herrschet, die guten Fertigkeiten, die sie sich einmal erworben hat, ihre Liebe zu allem, was wahr und gut ist, ihre Liebe zu Gott und zu allen Menschen, die bleiben ihr nach dem Tode des Leibes so gewiß, als sie dieselben bis in den Tod behält; die werden auch in ihrem künftigen Zustand eben den Werth haben, den sie hier hatten, — werden sie dort eben so vollkommen, eben so selig, und noch weit vollkommener und seliger machen, als sie hier dadurch geworden ist.